ÖSTERREICHISCHES MORGENBLATT ; ZEITSCHRIFT FÜR VATERLAND, NATUR UND LEBEN ; HRSG...

Nicolaus I Oesterlein

Digitized by Google

y 4° 56

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redigirt

von

Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang.

104782-C.

Wien. 1842.

Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummer des Blattes.)

Gedichte, Balladen und Romanzen.

An Herrn Parish Alvars. Von Alf. Tauber. 9.
An Madame Julie Rettich, als Parthenia in Halm's: „Sohn der Wildniß," von J. Gradl. 30.
Aphorismen. Von Carlo Pittore. 53.
Brüder Warnawa (die) zu Hameln. Von Adolf Bube. 66.
Dichterglück. Von F. v. Fialovits. 143.
Epigramme. Von Franz Fitzinger. 64.
Fallende Blätter. Von Andr. Schumacher. 121.
Fern von hier. Nach dem Englischen der Felicia Hemans. Von Louise v. Plönnies. 6.
Gang im Schnee. (der) Von Joh. N. Vogl. 113.
Getödtete Nachtigall. (die) Volkslied aus der Bretagne. Von Joh. Gabr. Seidl. 151.
Ghasel. Von Elmar. 27.
Lämpchen. (das) Von Carl Edmund Langer. 25.
Leichenwache. Von Eduard Duller. 57.
Lied vom Wein. Von Joh. N. Vogl. Musik von Heinr. Proch. 60.
Mack Jan. Ballade von Joh. N. Vogl. 77.
Mein Allerseelenlicht. Von Joh. N. Vogl. 132.
Morgen (der) des 8. Juli 1842. Von J. J. Hannusch. 83.
Pfad zur Heimath. (der) Bei dem Tode Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Erzherzoginn Hermine. Von J. J. Hannusch. 21.
Poesie und Politik. Von Fr. v. Fialovits. 134.
Probe. (die) Von J. F. Castelli. 4.
Raub. (der) Von M. D. Cavilha. 12.
Reben. (die) Von V. Zusner. 45.
Sanct Stephansthurm. 1842. Von Franz Fitzinger. 126.
Schlimmste Wort. (das) Von Joh. N. Vogl. 40.
Stanzen. Aus dem Englischen der Gräfinn Blessington. Von Louise v. Plönnies. 51.
Stunde des Gebets. (die) Nach dem Englischen der Felicia Hemans. Von Louise v. Plönnies. 154.
Surge! An V. W*** Von Friedrich Bach. 103, 104.
Tag und Nacht. Von Joh. Gabr. Seidl. 17.
Tag und Nacht. Von D. F. Reiberstorffer. 19.
Täuschung. Von Carlopago. 136.
Turnier (das) in Prag. Von J. W. Wolf. 97.
Verblendung. Von C. G. R. v. Leitner. 28.
Vorgefühl. Von Joh. N. Vogl. Melodie von Emil Titl. 36.
Wirklichkeit. Von M. D. C. 110.

Größere Aufsätze.

Novellen und Erzählungen.

Abenteuer eines Jagddilettanten. Aus dem Tagebuche eines Jagdliebhabers. 21, 22, 23, 25, 26, 27.
Abenteuer eines Jagddilettanten. Von F. B. 55, 57.
Abenteuer (ein) auf der Eisenbahn. Novelle von Ed. Welzl. 137, 138, 140.
Anna von Bretagne. Historische Novelle von J. Kupelwieser. 133, 134, 135, 136, 137.
Aus dem Böhmerwalde. 's narsch Deanal. Nach einer wahren Begebenheit von Jos. Rank. 49, 50.
Ballfahrt (eine) über den Neusiedlersee. Von F. B. 16, 17.
Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt. Von L. Scheyrer.
1. Das Wirthshaus auf der Alpe. 5, 6.
2. Franz, der Gemsenjäger. 11, 12 13.
3. Die buckelige Salerl. 33, 34, 36, 37.
4. Lady Finnhusk und die Nandl. 82, 83, 84, 85.
5. Der Gugelhupf. 122, 123.
Bild aus dem hohen Norden. 27, 28.
Bojar Ilja und Räuber Rossignol. Nordische Sage von Fr. J. Schaffer. 48.
Erste Patient. (der) Einer wahren Begebenheit nacherzählt von Dr. Woldemar Seyffarth. 111, 113, 115, 116.
Fabel vom Storch, der die Kinder bringt. 7.
Fahrt zum Grabe. (die) Novelle von J. H. Mirani. 73, 74, 75, 76, 77.
Ferkelbraten (der) am Neujahrstage. Familien-Skizze von A. Benkert. 2.
Geschichte eines Automaten. Von Franz Gräffer. 13, 14.
Gut in Böhmen. (das) Humoristische Erzählung von J. H. Mirani. 105, 106, 107, 108, 110, 111, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122.
Jäger und Wildschütz. Novellette nach einer wahren Begebenheit. Von Dr. Adolf Wiesner. 43, 44 [45.
Improvisator. (der) Eine Skizze aus der Alltagswelt. Von Alexander Gigl. 126, 127, 129, 130, 131, 132, 133.
It is well said, Sir! (Das ist ein rechtes Wort, mein Herr!) Novellette von M. D. Cavilha. 31, 32.
Jüngling (der) vom Berge. Erzählung nach einer obersteierischen Sage, von Dr. Rudolf Puff. 51, 52, 53, 54, 55.
Kardanus. Novelle von Fridolin Freiherrn v. Wend. 148, 149.
Komische Verhörsscene aus einem alten Lustspiele. 124, 125.
Laurette Junot. Eine Skizze von J. Pfundheller. 42, 43.
Letzte Stunde. (die) Von Joh. Heinr. Mirani. 3, 4, 5, 6.
Mädchen (das) aus der Vorstadt. Von Ant. Benkert. 23.
Maria Lester. Aus dem Englischen der Gräfin Leffington. Von Nordmann. 18, 19, 20, 2,
Mißverhältnisse. Novellistisches Bild von Ludw. Foglar. 156, 157.
Musikus (der) und sein Sohn. Novelle von G. Millinger. 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 99, 100, 101.
Neueste (das) über den Schiffbruch des Dampfboots: „der Präsident." 24.
Opfer der Romanlecture. (ein) Aus dem Englischen des Dr. Harrison. Von M. Bermann. 152.
Phrenolog. (der) Novelle von Ludw. Foglar. 142, 143, 144, 145.
Rockenweibchen. (das) Deutsche Sage von Ludw. Gottfr. Neumann. 146, 147.
Rose von Araslöf. (die) Novelle von J. Pfundheller. 58, 59, 60, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68 69, 71.
Saturnus Leichenrede auf das Jahr 1841. Von Carl Raimund Frühauf. 1.
Schlangenkrone. (die) Eine Sage von Carl Raimund Frühauf. 10, 11.
Schönsten Blumen der Welt. (die) Von Ign. Zwanziger. 152, 153, 154.
Schwiegermutter und Schwiegersohn. Novelle nach dem Englischen. 37, 38, 39, 40.
Spaziergang. (ein) Von Fr. v. Fialovits. 150, 151.
Stille Wunder. Von Fr. v. Fialovits. 138, 140, 141.
Todte Soldat. (der) Novelle von Franz Fitzinger. 14, 15.
Unglückliche Ehe. (eine) Humoreske von Anton Benkert. 149.
Unsterblichkeit. Von Carl Raimund Frühauf. 19, 20.
Vermählung in Wien. (eine) Bild aus dem Leben von A. Benkert. 103, 104.
Verschneieten. (die) Nach einer Bündtner Chronik. 48, 49, 50.
Volkssagen, Legenden und Märchen der Slovenen. Mitgetheilt von Joseph Schurga. 153, 156.
Wirthshaus im Sand. (das) Reisebild von Heller. 47.
Zwei Landparthien. Von A. Benkert. 40, 42.

Kleinere Mittheilungen.

Alphorn. (das) 18.
Anekdoten aus der zu Paris erschienenen Encyklopädiana. 110.
Anekdotische Einfälle. Von Franz Gräffer. 34. 72.

Digitized by Google

Arbeiter (die) in den englischen Kohlengruben. 115.
Audienz bei Mehemed Ali. 30.
Ausflug nach dem Foyers-Fall im schottischen Hochlande. 77.
Aus Marryats Tagebuch. 19, 20, 21.
Ausstellung weiblicher Arbeiten. 37.
Auszug aus dem Auszuge eines Reisejournals. 45.
Bemerkungen eines Bettlers über sein Fach. Von Fr. v. Fialovits. 86, 87.
Besuch im Kloster der schwarzen Nonnen zu Baltimore. 31.
Bilder und Studien aus Italien. Von Ad. Ritter v. Tschabuschnigg.
Berenice. 8.
Spoleto. 46.
Blume auf das Grab eines Dichters. Von Joh. N. Vogl. 123.
Brand von Korneuburg. Von W—i. 88.
Brennglastana. 88, 90, 95, 96, 102.
Briefe eines Misanthropen über neue Erfindungen. Von Ludw. Gottfr. Neumann. 3, 9, 13, 17, 25.
Brigittenkirchtag. (der letzte) 91.
Carabelli, Dr. Edler v. Lunkalspri, und der gegenwärtige Zustand der Dentistik in den k. k. österr. Staaten. Von Neaug. 153.
Chinesische Musik. Von Dr. Mekarski Edlen v. Menk. 66.
Colibrileben. Bild von Jgn. Zwanziger. 154.
Curiosa aus F. A. Kanne's Leben. 22.
Damen-Akademie in Albany. 37.
Diätetische Winke. Von Dr. Mekarski Edlen v. Menk. 87, 88.
Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere. Von Andr. Schumacher. 60, 61, 64, 69, 70, 71, 108, 109.
Einweihung des neuen Kinderspitals im k. k. Polizeibezirke Wieden. 36.
Eisenbahnausflug (ein) oder: Was man jetzt binnen 8 Tagen Alles gesehen kann. Von Heinrich Aue. 91.
Enthüllungsfeier des Mozart-Denkmals in Salzburg. 112.
Erinnerung an eine Aufführung der Hussiten vor Naumburg. Von Friedr. Kanwerk. 117.
Eröffnung der Wien-Raaber Eisenbahn von Neunkirchen bis Gloggnitz. Skizze von J. H. Mirani. 56.
Erste Blumenausstellung in Wien. 30.
Familien-Scenen. (Aus dem Chinesischen.) 18, 26, 28, 97, 102.
Feierliche Einsegnung des Kinderspitals am Schottenfelde. 90.
Feierliche Ueberreichung des Ehrenbürger-Diploms an Se. Excellenz den hochgebornen Herrn Grafen Joseph Sedlnitzky. 44.
Feldlerchen. (der) 28.
Fertigkeit im Sage. 26.
Feuerwerk (das) im Prater. Ein Genrebild al fresco. von J. H. Mirani. 81, 82.
Fittiche. Aufzählung denkwürdiger Ereignisse im Gebiete der Fliegerkunst. Von Dr. Mekarski Edlen v. Menk. 136, 137, 138, 141, 142, 143, 144, 146, 147, 148.
Fortuna-Feuerwerk. Von Stumpf. 99.
Gedächtnißkraft und Gedächtnißkunst. Von J. J. Hannusch. 36.
Gerettete Kind. (das) Von Andersen. 9.
Gläser Franz in Kopenhagen. 106, 150.
Hannatische Gesänge und Tänze. Von Dr. Mekarski Edlen v. Menk. 130.
Hebräische Musik. Von Dr. Mekarski Edlen v. Menk. 37.
Heimath und Fremde. Eine Rhapsodie von Andr. Schumacher. 58, 62.
Humoristisch-satyrische Anklagsakten von Eigenem und Fremdem:
Der Schädelpokal. 97.
Großes Diner. Von Franz Gräffer. 100.
Aphoristisch-Epigrammatisches. 100.
Die vier unentbehrlichsten Rocke eines fashionablen Mannes. Von J. B. 122.
Morgen-Momente eines Barbiers. 127.
Der Ausfall. Von Franz Gräffer. 140.
Aphoristisch-Epigrammatisches. Von Fr. Fixinger. 144.
Der arme ausgerichte Junge. Von Franz Gräffer. 149.
Komische Scenen während eines Seesturmes. 152.
Worte eines alten Schriftstellers über Dichter. Mitgetheilt von Jgn. Zwanziger. 152.
Irrlandiana. 2.
Kritische Beleuchtung der am 8. Juli d. J. Statt gehabten Sonnenfinsterniß. Humoristisches Kriterium von Friedr. Stumpf. 83.
Lamentationen. Von Andr. Schumacher. 117, 121, 122.
Lange und kurze Leute. Nach dem Englischen. 54.
Liszt Franz. Biographische Skizze von J. Pfundheller. 29, 30.
Maler-Skizzen. Von Fr. v. Fialovits. 104.
Maskenballscene. 10.
Merkwürdiger ungarischer Krieger. Von L. B. 132.
Mittagsmahl (ein) bei Beethoven. 40.
Mnemonik. Ueber Hirsch Dänemark. 34.
Modernen (die) Luftschiffahrten. Ein Beitrag zur Geschichte der Aeronautik, von Dr. Victor Mekarski Edlen v. Menk. 101, 102, 120.
Morgen am Fenster. (ein) Von Ant. Benkert. 119.
Mozart's Grab. Von X. Klerr. 7.
Musikalisches Auskunftscomptoir. Von Heinr. Aue. 1, 33, 63, 90, 105, 120.
Musikalische Spielereien. 43.
Östliche Rosen. 129, 134.
Ortographische Unterhaltung. Von A. Ritter v. Tschabuschnigg. 141, 142.
Partiale Gedanken über eine totale Sonnenfinsterniß. Von Friedr. Stumpf. 81.
Pflanzung von Rheinreben in Gumpoldskirchen. Von J. N. Waldschütz. 89.
Polymeter. Von Th. Waldner. 154.
Prämienvertheilung an die Zöglinge des Wiener Musik-Conservatoriums. 92.
Probefahrt des Wiener Luft-Trains von Fünfhaus nach Weidlingau. Von J. N. Waldschütz. 89.
Provinzschauspieler. (der) Von D. P. 39.
Porker's Joh. Ladislaus Jubelfeier zu Lilienfeld. 128.
Räuberüberfall. (ein) 52.
Ringer. (die beiden) Aus dem Rosengarten des Sadi. Von P. Wolf. 44.
Satyrische Briefe. Von Friedrich Stumpf. 63, 65, 69, 75, 79, 96, 106.
Scene aus dem spanischen Bürgerkriege. 29.
Schein und Seyn. Parallelen von Franz Fixinger. 32.
Schneeberg (der) in Unter-Österreich, und seine Umgebung. 79, 80, 81, 82, 84, 85, 86.
Schreiben an die Redaction den österr. Morgenblattes über die Blätter und Trauben. 157.
Sendung des Dichters. (die) Von G. Millinger. 72.
Stelzhammer Franz als Vorleser. 106.
Stelzhammer's Vorlesung in ob der Enn'scher Mundart in Linz. 124.
Streifzüge nach China. Von Jgn. Zwanziger. 58, 61, 63, 75, 87.
Ueber den Fenstergucker am Kärnthnerthore Wiens. Von J. Pfundheller. 8, 9.
Ueber die Sanskritsprache. 16.
Unterbrochene Whistpartie. (die) Eine Scene aus Hindostan. 53.
Urtheil der Nachkommenschaft. (das) Aus dem Holländischen des Van der Palm. 135.
Vokalquartett. (das) Ein Scherzando von A. Benkert. 76.
Vorlesungen des Baron de la Motte Fouqué. 90.
Wasserfeuerwerk im Prater. 72.
Wein am Rhein. (der) 89.
Weiße Rose. (eine) Nach dem Dänischen. 4.
Wintergedanken. Von August Fischer. 15, 16.
Winzerfest in der Schweiz. 111.
Wirthinnen (die) und die Gewitzigten. Von Fr. v. Fialovits. 92, 93.
Wort (ein) zur Zeit. Von Friedr. Stumpf. 104.
X > D. Von Michael Enk. 68.
Zur Weihnacht 1842. Von J. J. Hannusch. 154.

Literarisches.

Die deutschen Handels- und Gewerbspflanzen. Von Franz Berhold. Brünn 1841 bei Carl Winiker. 2. — Wissenschaftlich literarische Encyklopädie. Von Dr. Wilhelm Hebenstreit. Wien bei Carl Gerold 1842. 5. — Gräfenberg. Einladungen, Mittheilungen, Betrachtungen. Von Dr. J. C. M. Selinger. 6. — Fünfter Bericht über das Museum Francisco-Carolinum. Linz 1841. Aus der Buchdruckerei des Friedrich Eurich. 8. — Gedichte von Friedrich Treitschke. Wien 1842 bei J. B. Wallishausser. 13. — Libussa Jahrbuch für 1842. Herausgegeben von Paul Alois Klar. Prag. 15. — Gedichte von Vinc. Zuccher. Wien Fr. Beck. 1842. 21. — Der Krüppel von Verona. Historische Novelle von Emanuel Straube. Wien bei Hirschfeld 1842. 29. — Tiedge-Stiftung. 33. — Alt und Neu Wien. Von H. Adami. 4. Bändchen 1842. 40. — Analyse der ungarischen Classiker von Professor Remele. 48. — Legenden der Heiligen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. In metrischer Form von Joh. Ladislaus Porker. Mit 70 Vignetten und 11 Randverzierungen. Wien 1842; gedruckt und herausgegeben von B. Hofel, in Commission bei Jgn. Klang. 52. — Dramatische Bibliothek des Auslandes. 1. „Fesseln." Nach Scribe bearbeitet. Von Andreas Schumacher. Wien 1842, bei Tauer. — Laub und Nadeln. Von Joh. Gabr. Seidl. Zwei Bände. Wien bei A. Pichlers Wittwe. 1842. 63. — Über die Gedichte von Heinrich Ritter v. Levitschnigg. 73. — Bibliothèque instructive et recréative, par Antoine Langerhanns. — Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens. Von J. H. Mirani. 2. Band. Wien und Leipzig. Joseph Stöckholzer v. Hirschfeld. 1842. 81. — Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli, central und total, in ihren verschiedenen Umständen ausführlich beschrieben. Mit einer kurzen Erklärung der

Digitized by Google

Sonnenfinsternisse überhaupt,' und einer Karte. Leipzig bei Ludwig Schreck. 1842. — Das Thal von Reichenau und seine Umgebungen. Von Alexander Muchmayer. Mit einer Karte. Wien bei Tendler und Schäfer. 1842. 84. — Merkwürdigkeiten und Sagen aus der Umgegend Brünns. Von J. N. Vogl mit 10 Kupferstichen. Wien 1842 bei P. Rohrmann. 87. — Abhandlung über die Vergiftung mit arseniger Säure, nebst einer kritischen Beleuchtung des Marsch'schen Apparats. Verfaßt von Alexis L. Fromm, der Heilkunde Doctor. Mit zwei Abbildungen. Wien 1842. 88. — Statistisches Tabellenwerk des Königreiches Ungarn und der damit vereinigten Provinzen. Nach officiellen ungarischen Quellen. Von J. Barandy. Herausgegeben von Franz Raffelsberger in deutscher und ungarischer Sprache. Wien im Verlage der priv. typo-geographischen Kunstanstalt. 94. — Lustiges und Lehrreiches für Kinder aller Stände. Von Franz Schuselka. Wien 1842 bei C. Gerold. 100. — Bunte Bilder aus dem Leben. Von Anton Benkert. Album für die am 29. April 1842 durch Brand verunglückten Bewohner der k. ung. Freistadt Modern, Preßburger Gespanschaft. Pesth 1842. Gedruckt bei Landerer und Heckenast. 113. — Liederkränze. Von Herrmann Rollet. Wien bei C. Gerold 1842. 115. — Dramatische Bibliothek des Auslandes. Zweites Bändchen. La calomnie. Von Scribe. Bearbeitet von C. W. Koch. Wien 1842 bei Tauer. 119. — Taschenbücherschau: I. Oesterreichischer Novellen-Almanach. Herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien 1843. Verlag von Tauer und Sohn. 126. — Naturdichter. — Caroline Leonhardt-Lyser. — Das allgemeine Theater-Lexikon von Blum, Herloßsohn und Marggraff. — Ein moderner Dichter. 133. — Austria, oder österreichischer Universalkalender für das Jahr 1843. Herausgegeben von Joseph Salomon. Bei Ignaz Klang. 134. — Buch der Reisen; Bilder und Studien aus Italien, der Schweiz und Deutschland. Von A. N. v. Tschabuschnigg 1842. Wien bei Pfautsch et Comp. 135. — Ein Handtaschenbuch. — Das Unglücksjahr 1842. — Literatur der Lappen. — Gräffin Hahn-Hahn. 137. — Taschenbücherschau: II. Cyanen. — III. Gedenke Mein für 1843. 139. — Ueber Bildung und Selbstbildung. Von M. Enk. Wien, Druck und Verlag von C. Gerold. 140. — Taschenbücherschau: IV. Thalia. Herausgegeben von J. N. Vogl. Wien in Commission bei Bauer et Dirnböck. 141. — Hamburger Journalwesen. — Neuer literarischer Verein. — Neue ungarische Zeitschrift. — W. Hone. — Johann Garay. 142. — Taschenbücherschau: V. Aurora. Herausgegeben von J. Gabr. Seidl. Wien bei Franz Riedl's sel. Witwe und Sohn. 141. — Improvisatorisch-musikalische Akademie der Frau Caroline Leonhardt-Lyser. 145. — Ein Dichter mit mehreren Gesichtern. — Ein Schwabenstreich. — Gedichte eines abgebrannten Hamburgers. 146. — Taschenbücherschau: VI. Jouna. — Das Veilchen. — Die Perlen des Frauen-Gemüthes. Für 1843. Wien bei Franz Riedl's sel. Witwe. 147. — Kuffner's erzählende Schriften I. Band. Wien bei Klang. 150. — Nessel's Lehrbuch der englischen Aussprache. Znaim bei Fournier. — Keine Grammatik, sondern der französische Frauenunterricht. Von J. B. Hofstetter. Wien, gedruckt bei Pichler's sel. Witwe. 150. — Jurende's vaterländischer Pilger für das Jahr 1843. Brünn, Verlag von Carl Winiker. 152. — Eine neue Zeitschrift in krainischer Sprache. — Amalie Schoppe. — Ein neuer Redacteur. — Literarische Anzeige. 154. — Taschenbücherschau. VII. Huldigung den Frauen. 1843. Herausgegeben von J. F. Castelli. Wien, bei Tendler und Schäfer. 154.

Musikalisches.

Musikalische Akademie von Hrn. Füchs 4. — Musikalischer Geschichte- und Erinnerungskalender für das Jahr 1842. Herausgegeben von Franz Gloggl. 4. — Uebersicht der ersten Sängerinnen und Tenore in Italien während der Carnevalssaison. 5. — Concert des jungen Rubinstein aus Moskau. 6. — Norwicher Musikfest. 6. — Beethoven-Album. 8. — Abschiedsconcert des Harfenvirtuosen Parish-Alvars. — Concert des Hrn. Randhartinger. — Abschiedsconcert des Flötisten Hrn. Briccialdi. 9. — Abendunterhaltungen des Musikvereins. 11. — Zweites Concert des A. Rubinstein. — Es ist Krieg im Reiche der Harmonie. 12. — Drittes Concert der Sophie Bohrer. 15. — Abschiedsconcert des A. Rubinstein. 18. — Concert des Flötisten Joh. Nep. Prexl. 21. — Drittes Concert des Violoncellisten Hrn. Franz Servais. 22. — Zweites Concert des Fr. Servais. 24. — Drittes Vereinsconcert. — Concert des Pianisten Julius Hoffmann. 24. — Concert der HH. Adolph und Julius Stahlknecht. 25. — Sechs Lieder von M. Nagiller. 25. — Sauls Tod. Großes Oratorium von Chr. Kuffner. Musik von Ignaz Aßmayr. — Dritte Production des Hrn. Franz Servais. — Concert des Hrn. Max Bohrer. 27. — Viertes Concert des Franz Servais. 30. — Der Obolit Reuther. 30. — Concert der Mad. Caroline Leonhardt-Lyser. — Concert der Dlle. Meerti. 31. — Fünftes Concert des Franz Servais. — Einige Nachrichten über die in Breslau zur Darstellung vorbereitete neue Oper: Die Geisterbraut. 32. — Der Pianist Theodor Döhler. 33. — Zweite Akademie der Mad. Caroline Leonhardt-Lyser. — Die Concertsängerin Meerti. — Der Fagottist W. Neukirchner. — Mad. Brandis-Wartisch. 34. — Zweites Concert des Th. Döhler. 35. — Das Oratorium Noah. Von H. Adami. Musik von Gottfried Preyer. 36. — Concerts spirituels. — Clavierpiecen von Joseph Doppler. — Trois caprices pour le violon par Jacq. Dont. 37. — Das Concert des Orchesterpersonals vom k. k. Hofoperntheater. 39. — Nachtconcerte des Th. Döhler, der Sophie Bohrer, Mad. Bishop und Hrn. Boehm, der Dlle. Meerti. — Treffender Zurechtweisung. — Mendelssohn-Bartholdy's Symphoniekantate. — A. Schindler über W. Tell. 40. — Adolph Muller's erste Messe. 41. — Über die letzte Akademie der Mad. Caroline Leonhardt-Lyser, von Mathilde Feldern-Rolf. 42. — Concert des Ant. Bazzini, der Caroline Krähmer. 45. — Mad. Bishop. 48. — Gesangs-Unterricht in London. — Comitee des Mozart-Denkmals in Prag. 50. — Rondeau über die Romanesca für das Pianoforte. Von Joseph Doppler. 54. — Bazzini's drittes und Döhler's letztes Concert. 56. — Concert der Eduarda di Bolivia aus Amerika. — Verschiedene Chancen der Harfe. 57. — Concert zum Besten einer durch Unglück verarmten Familie. 58. — Ein Landsmann in Kopenhagen. 62. — Zweites Concert der Harfenspielerin Eduarda di Bolivia. 63. — Neueste Erscheinungen im inländischen Musikverlage. 65. 66. — Stabat mater. Von Rossini. 67. — Großes Musikfest im k. k. Augarten zum Besten der durch Brand verunglückten Bewohner der Stadt Steyr. 94. — Czaar und Zimmermann im Klavierauszuge. — Joachim Hoffmann's Harmonielehre. — Gebirgs Bleamln. Von Aler. Baumann. 97. — Hoffmann's Harmonielehre. — Der Tenorsänger Granfeld. — Der Violinist Joseph Herzig. — Aut-aut. 100. — Bild aus alter Zeit. 103. — Großes Musikfest. 104. — Sophie's neues Oratorium: Babylons Fall. 115. — Italienisch und deutsche Oper. 119. — Der Pensionist und Antwort: zwei neue Lieder von A. E. Titl. 120. — Messe von E. Titl. 123. — Privat-Concert des Hrn. Heinrich Ritter vor seiner Abreise nach Berlin. 126. — Concert des Hrn. Schroder. 129. — Concert des Fräulein Anna v. Ottenburg. — Noah. 132. — Der Violinvirtuose Theodor Haumann in Wien. Von Thalhof. 133. — Concert der Bertha Levig. 133. — Großes Musikfest in der k. k. Winterreitschule: Judas Makkabäus. Von G. F. Händel. 136. — Concert des Hrn. und der Mad. Wartel aus Paris. 136. — Zweites Concert des Violinvirtuosen Theodor Haumann. 137. — Großes Musikfest. 139. — Drittes Concert des Violinvirtuosen Theodor Haumann. 141. — Concert des Carl Romberg. 142. — Philharmonisches Concert des Orchester-Personales vom k. k. Hofoperntheater. 144. — Erstes Gesellschaftsconcert. 147. — Zweites Concert des Hrn. und der Mad. Wartel. — Erstes Concert des H. Vieuxtemps. 148. — Viertes Concert des Theodor Haumann. — Concert des Pianisten Carl Evers. — Capellmeister Gläser in Kopenhagen. 150. — Erstes Concert des Pianisten Theodor Kullak. 151. — Sophie's musikalisch-deklamatorische Akademie und Vorlesung im Josephstädter Theater. 153. — Zweites Gesellschaftsconcert. 154. — Zweites Concert des Pianisten Carl Evers. 154. — Zweites Concert des Hrn. Vieuxtemps. 156. — Haydn's Jahreszeiten. 156. — Die Schwestern Milanollo. — Ein neuer Flötenspieler. 156.

Künstlerischer Wegweiser.

Die Amazonenschlacht von Rubens. 1. — Ausstellung der Modelle zu Napoleons Grabmal. 22. — Die Anitschkow-Brücke in Petersburg. — Vaterländische Maler in Rom. 25. — Mozart's Verherrlichung. Von Professor Führich. 31. — Malerschule zu Brünn. — Monument zur Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst. 32. — Die Frescomalereien am Museum zu Berlin. — Glasmalerei in München. — Das Denkmal Friedrich III. von Preußen. 35. — Porträt Kaiser Conrad III. für den Kaisersaal in Frankfurt a. M. 39. — Die Ausgrabungen in Pompeji. — Beethoven-Denkmal in Bonn. — Buste des verstorbenen Königs von Preußen. — Modell der St. Peterskirche in Rom. 49. — Statue Sr. Majestät Franz I. Von Joseph Klieber. 45. — Organische Substanzen zu verkleinern. — Das Nelson-Denkmal. 48. — Die alte Rathsthurmuhr zu Olmütz in Schlesien. — Van Speyk's Denkmal. 50. — Kunstausstellung im k. k. polytechnischen Institute. 53. — Michael Angelo's Porträt. — Malen mit zwei

Digitized by Google

Händen. 55. — Reduction von Statuen, Büsten ꝛc. auf jede beliebige Größe. 57. — Gypsstatuen zu Johannisberg. — Wellington's Statue. — Hans Sachsens Monument in Nürnberg. 61. — Statuetten von Gyps so hart wie Marmor. — Neue Methode von Gasbereitung. — Turnus durch Europa's Hauptstädte mit einer Sammlung der besten Gemälde gegenwärtiger Zeit. — Porträt des Königs von Schweden in Topas. 64. — Kaiser Joseph II. und der Bildhauer Franz Czaruba. 63. — Gemälde-Ausstellung des Kunstvereins. — Porträt des Freiherrn v. Kübek. 75. — Ein Bild vom Untergang des Präsident. — Professor Bendemann in Dresden legt seine Professur nieder. — Laffarge in der Kunstwelt. — Aufnahme alter Gebäude am Rhein. 84. — Diorama des Carl Gropius in Berlin. — Daguerreotype im Finstern. 92. — Giacomo Maraston. — Jägermann in Dresden. — Ein Carton von Cornelius. — Der Bildhauer Pradier. — Eine bis jetzt noch unbekannte Landschaft von Rembrandt. 99. — Die Büste Holberg's. — Das Panorama des Mr. Burford in London. — Der vorzüglichste Bildhauer in Petersburg. 103. — Seyn oder nicht seyn. — Kopenhagen. 107. — Skizzen aus Gurk's Nachlasse. 110. — Wunder im Kleinen. — Neue Art der Malerei. — Der Kölner Dom en miniature. — Goldarbeiter und Universitäten. 117. — Fanny Elßler's Medaille. 118. — Ein Wiener Daguerreotypist. — Liepmann. — Kopernikus Denkmal in Thorn. — Preußen in Stahl gestochen. 126. — J. L. Pyrker's Gedächtnißmedaille. 128. — Daguerreotyps en gros. — Kunstkabinet. — Neun Lithographien. — Eine Statue Rembrandt's. — Ein muthmaßliches Bild Anton van Dyk's. — Der Landhaussaal in Ofen. 137. — Ernst Degner. — Ein Verkauf von flammändischen Gemälden. — Clement Boulanger. — Die Cartons in Eberfeld. — Diesjährige Berliner Kunstausstellung. — Gemäldeausstellung in London. — Die berühmte Gemäldesammlung des verstorbenen Thomas Armann. 139. — Wieder ein neues Monument. — Ludwig Schnorr von Karolsfeld. — Auszeichnung. — Eine Statue des Marschalls Fabert. — Eine ungarische Malerin. — Neue Lithographie. 143. — Professor Julius Schnorr in München. — Der Mechaniker Tschuggmall. — Bavaria. — Daguerreotypbilder auf Papier. — Emaille Malerei. 146. — Neue Daguerreotype. — Die drei Grazien von Thorwaldsen. 148. — Die diesjährige Düsseldorfer Gemälde-Ausstellung. — Ausgrabungen. — Neue Denkmünze. — Lithostereotypisches Tableau. — Ruhl. — Wieder ein neuer Luftfahrer. — H. J. Faber. — Der englische Architekt Wilson. — Die gothische Kirche des Templerordens in London. Ansichten aus Krain. — Neuer Malerverein. — Schnellmalerei. — Wohlthätigkeits-Ausstellung. 154.

Naturhistorisches Cabinet.

Vermehrung der k. k. Hofbibliothek mit 56 neuen Abbildungen von Spinnen durch Herrn Joseph Ritter v. Panz. 13. — Heilkraft der Erdbeeren. — Giftiger Honig. — Das Mehlbad gegen Wasserscheu. — Tollwuth bei einer Katze. — Vorwelteliches Thier. 18. — Rattenbiß. — Blau- und Gelbwerden der Milch. — Verhalten der Nägel in gewissen Krankheitsumständen. — Insectenlarven. 19. — Weise Einrichtung. — Scharfer Geruch der Insecten. 27. — Sommerschlaf mancher Thiere. — Moos an Bäumen. 30. — Vorgefühl der Witterung bei Bienen. 37. — Ein Theil des Dorfes Gordes im Thale von Vaucluse stürzt ein. — Der Igel. 38. — Einfluß der Gewitter. — Veränderliches Gewicht des menschlichen Körpers. — Das egyptische Ohr. — Nachricht vom Winde. — Beitrag zur Physiognomik. — Wie viel kann man in einem bestimmten Zeitmoment sprechen? — Tiefe des Weltmeeres. 51. — Ein Mondfisch. — Uhrpflanze. — Vergrößerte Lebenshoffnung im J. 1842. — Muthmaßliche Größe der Planetenbewohner. — Ein vom Wasser lebendes Mädchen. 64. — Wie die Störche auf die Ehre ihres Nestes halten. 66. — Ueber Sonnenfinsternisse. — Außerordentliche Lebenskraft. — Ein Fuchs als Komödiant. — Gewitterstürme. — Eine Windsäule. — Seltsame Versorgungsanstalt. 80. — Ueber Elektricität. — Seltener Traubenstock. 82. — Frühreife. — Seltener Blitzstrahl. — Heilung durch einen elektrischen Fisch. 95. — Ein neuer Erdfall. — Buntes Glas zur Beförderung des Wachsthums. — Die erste Nachricht vom Tabak. 99. — Die älteste Henne. — Ein bodenloser See. 101. — Die größte Ebbe. — Der Senfbaum. 105. — Lufterscheinungen in Grönland. — Ein Erdfall. 107. — Schildkrötenfang auf der Küste von Sinamari. 111. — Eine ungeheure Wasserschlange. — Die Anzahl der Augen bei Thieren. 115. — Der Hirschober. — Eine zahme Gans. 120. — Schöner Menschenschlag in Steiermark. — Der Caoutschouk. 123. — Ein wahnsinniger Fuchs. — Merkwürdige Erscheinung. — Kabeljaufang. — Seltsame Rettung. 134. — Das Kamehl als Reitpferd. — Schnupftabak aus Erdäpfeln. — Der Mondfisch. 143. — Zwei schöne und seltene Schlangengattungen Brasiliens. — Schwimmende Inseln. — Eine weißgefiederte Schnepfe. 147. — Eine alte Linde. — Merkwürdiger Orangenbaum. — Leuchtende Moose. — Die Michaelshöhle. 156.

Industrielles.

Wasserdichtes Tuch. 12. Künstliche Schlittschuhbahn des Henry Kirk in London. — Neue Spiegelgattung in Philadelphia. 16. — Arbeiten aus Gewürznelken. 23. — Fabrik zu Chemille, im Departement Maine et Loire, wo alte Lumpen zu neuem Stoff verarbeitet werden. 36. — Zwei Versuche mit neuem Straßenpflaster zu Paris. 37. — Schleifriemen von Goldschmitt. — Der Maschinenbau in Belgien. 40. — Die Rhone soll mittelst eines Tunnels mit der Loire verbunden werden. — Dachung von Papier. 46. — Die neue Schiffbrücke zu Gran in Ungarn. 47. — Straßenreinigungs-Maschine. — Uhrmacherei in Genf. — Steinhau-Maschine. 53. — Versuch mit einem Boot, das durch eine Luftdruckmaschine in Bewegung gesetzt wird. 57. — Industrielle Uebersicht von Paris. — Insusorien als Baumaterial. — Die Deutschen in Neuseeland. 104. — Technische Benützung der wilden Kastanien. — Häuser von Gußeisen. 109. — Eine neue Stempelmaschine. — Eine Uhr ohne Räderwerk. 123. — Neue Buchdruckerpresse. — Eine Lehrkanzel für Fabrikindustrie. — Pfeifenröhre aus Bohnen. — Paris mit Holz gepflastert. — Steinkohlenproduction in Mähren. — Zur Besançoner Uhrfabrik. — Kettenbrücke in Böhmen. 130. — Neue Wieneruhren. — Uhrenproduction in England. — Die Industrie-Ausstellung in Mainz. — Der eigentliche Erfinder der Dampfmaschinen. — Wagner's electro-magnetische Maschine. 137. — Wiener Fabrikate im Auslande. — Kautschuk-Auflösung. — Industrie in Frankreich. — Un million faits. — Maschine zum augenblicklichen Niederschreiben der Gedanken. 141. — Eisenbahn-Modell. — Bronzirte Leichen. 142. — Die größte Parkettenfabrik in Oesterreich. — Eine neue Maschinenfabrik in Wien. — Seidenkultur. 146. — Die Land- und Forstwirthe-Versammlung in Stuttgart. — Preisfrage. — Weinproduction zu Erlau in Ungarn. 151. — Deutsche Techniker in Südamerika. — Pomade universelle. — Gegossene Fußbekleidung. — Neue Gewehre. — Kohlenzucht in Spanien. 156.

Kleine Denkwürdigkeiten.

Die erste Bürgerparade auf dem Stephansplatze. 58. — Das Backsteintragen in Wien. — Grabschrift des ersten Buchdruckers. 62. — Woher erhielt Hamburg seinen Namen. 65. — Die Bierglocke in Wien. — Die Kanzel des heil. Capistran. — Der Hochaltar in der Stephanskirche zu Wien. 68. — Deutschlands Bettelwesen vor einigen hundert Jahren. 77. — Pestmünze. — Das älteste Vaterunser in deutscher Sprache. — Ein Gedicht auf die Sonnenfinsterniß vom 8. Mai 1706. 80. — Ein goldenes Kind zu Mari-Zell. 84. — Die größte Kanone. — Die höchste Brücke. — Der größte Zuckeraufwand. — Die größte Blume. — Der größte Vogel. — Der größte Candelaber. — Der größte Cylinder einer Dampfmaschine. 93. — Auerbachs Keller in Leipzig im Jahre 1842. 95. — Blücher in Magdeburg; von Fr. Rauwerk. 105. — Die Soeurs grises in Paris. 107. — Der Hahnenschlag in Böhmen. — Der Riesen-Plum-Pudding. 107. — Schlußgerippe des Stephansthurmes. Von J. N. Waldschütz. 110. — Schaudervolle Ruchlosigkeit 111. — Der Levenczer Gänsemarkt. 118. — Orthographie des Namens Shakespeare. — Schilderung eines mongolischen Behadirs, oder Helden. 119. — Der Dominik in Danzig. — Die Entstehung des Vergißmeinnicht. — Die wilden Männer im Gasteiner Thale. — Der erste Wein pro. 1842. 121. — Die Kröte aus dem Mittelalter. 124. — Adler und Kreuz der St. Stephanskirche. Von F. N. Waldschütz. 126. — Zur Ehrenrettung des A. B. C. — Gräuel einer nicht feinen Vorzeit. 126. — Consecration des Kreuzes, und Befestigung von Adler und Kreuz auf dem Stephansthurme. Von J. N. Waldschütz. 128. — Die Freimannsgrube. — Die tolle Bande in Frankreich. 128. — Das Fahnenschwingen auf dem Stephansthurm. 129. — Alte Klage über das Vorlaufsern der Jugend. Von Realis. 130. — Bursch, Philister und Schalfachs. — Muth eines Oguliners. 134. — Der tapferste Krieger. Von Realis. 135. — Großes mechanisches Museum, bestehend in einer Sammlung nach der Natur gearbeiteter und durch sinnreichen Mechanismus in Bewegung gesetzter Automate und plastischer Meisterstücke von Wachs. Von J. N. Waldschütz. 139. — Ein Bekenntniß der Herzogin von St. Albans. 142. — Das seltsame Schiff. 148. — Ein weiblicher Raubritter. Von Realis. 151. — Historischer Rückblick auf die Jahre 43. 153. — Kampf zwischen Mann und Frau. — Aberglaube der Katharina von Medicis. — Zwei Legenden von der Kaiserin Kunigunde. — Neues Nahrungsmittel. 157.

Digitized by Google

Eisenbahnzeitung.

Eröffnung von Eisenbahnen im J. 1840 und 1841. 3. — Eröffnung der Edinburgh-Glasgower Eisenbahn am 18. Februar 1842. 40. — Ankunft des Grenadierbataillons unter Commando des Majors Stransky von Greifenfels von Brünn aus auf dem Bahnhofe der Ferdinands Nordbahn. 60. — Unangenehmer Vorfall auf der Wien-Raaber Eisenbahn zu Mödling. 61. — Fahrordnung der Wien-Raaber Eisenbahn für Jan. Juli. August 1842. 73. — Ausweis der Personenfrequenz und des Güter-Transportes auf der Wien-Raaber Eisenbahn 84. — Die neuen Coupé-Wagen der Wien-Raaber Eisenbahn. 87. — Todesgefahr eines Mädchens auf der Bahn zwischen Pesth und Leipnik. 101.

Frauenblätter.

Gebrauch in Harlem. — Kluger Einfall einer jungen Dame. — Die Frauen in Nordamerika. 47. — Ehescheidung bei den Montenegrinern. — Liebkosungsworte der Damen. — Manes, oder Liebeszeichen der Perser und Perserinnen. — Die neugriechischen Frauen. — Die Milchverkäuferinnen in London. 51. — Bewohnerinnen des Arnothales am Fuße der Apenninen. — Gewerbezweig der Frauen zu Twer in Rußland. — Holländische Kochkunst. — Sommersprossen, und Mittel dagegen. 54. — Titulaturen der Frauen in Holland. — Italienisches Rosenöhl. 55. — Nachahmungswürdiges. — Brautwerbung bei den Letten. 64. — Ein häßliches Mädchen. — Über den Gang der Wienerinnen. — Ein Verheirathungs-Bureau. 66. — Beschäftigung der Nonnen im Mittelalter. 77. — Frescostizze aus dem Ehestandsleben. 82. — Die schöne Hand. — Eine fünf und zwanzigmalige Witwe. — Neuerliche Verbrennung einer Indierin. 84. — Morgentoilette einer antiken Römerin. 92. — Der Name Eva. — Die Frauen der Hindus. — Die Damen der Pariser Börse. 120. — Emancipirt, oder nicht emancipirt, das ist die Frage? — Weibliche Benennungen. 138. — Ein ganz besonderer Kopfschmuck. — Tscherkessische Frauen. 148. — Spanische Frauen und ihre Trachten. 156.

Jägerzeitung.

Jagdabenteuer auf einer Eberjagd. — Bärenjagd in Ungarn. 48. — Der Aufseher der Elephanten zu Danpore in Ostindien, Namens Paul. — Verwundung eines englischen Lieutenants durch Zerspringen des Gewehres. 51. — Ein Bärenduell. 57. — Eine Tigerjagd. 77. — Böhmen, das Eldorado des Jagdvergnügens. — Ein seltenes Jagdabenteuer. 84. — Rennthier und Bärenjagden in Schweden. 92. — Die Fuchsjagd zu Leicestershire. 135. — Eine Hirschjagd zur Nacht. 137. —

Zeitergebnisse und Tagesneuigkeiten.

Ein Luftphänomen. — Fallen der Ostsee. 1. — Johanna Stegen stirbt in Berlin. 13. — Zu Breslau stirbt aus Versehen eines Arztes in Receptverschreiben ein Patient. 14. — In London läßt ein Bäcker neben seinem Laden eine Musikbande spielen, um Käufer anzulocken. — In Horic in Böhmen werden zwei Kinder von einem tollen Hunde gebissen. 19. — Ein großmüthiger Zweikampf. 29. — Unüberlegte Wette. 30. — Feuersbrünste in Donnerskirchen. 35. — Schrecklicher Zustand eines schottischen Weibes Namens Macpherson während der Überschwemmung. 36. — Frühes Donnerwetter. 45. — Ein Pendant zum Hunde des Aubry de Montdidier. 48. — Unglück in einer Menagerie. 50. — Eine junge Arbeiterin einer Fabrik zu Sentheim in Elsaß verunglückt indem eine Maschine ihre Haare erfaßt. — Heldenmuth eines Mädchens bei einer Feuersbrunst. — Verbrechen in einem Walde im Frankensteiner Kreise von Preußisch-Schlesien. 52. — Abenteuer bei einem Wallfischfange. 55. — Unglück durch scheue Pferde. 57. — Ein Brandunglück. 81. — Eine Frau bekämpft einen Wolf. 82. — Fahnenweihe. 85. — Feuer über Feuer. 89. — Unerhörte Freveltat. 91. — Schreckbares Ende. — Streit um Waffeln, und dessen Folgen. 93. — Feuer in Villach. — Feuer in Knittelfeld. — Ein Opfer der Unvorsichtigkeit. 95. — Ein Pelz auf Reisen. 97. — Johann Roschi, ein edler Schweizer. 101. — Schauderhaftes Verbrechen. 102. — Die feierliche Grundsteinlegung der Ofner-Pesther Kettenbrücke. 105. — Glockenweihe in Wien. 107. — Neues Rechengenie. — Neue Brandschäden. — Ein Blitzstrahl. — Eisenbahn zwischen Fiume und Pesth. 108. — Todesfall. — Fürchterliche Erfindung. — Einsturz. — Eine Schlaguhr im Palais Royal. 109. — Ein Stierkampf in der Schule. 111. — Versammlung der italienischen Naturforscher in Padua. 112. — Das Nageleisen in Dornbach. — Die Einwölbung des Alserbachs. 120. — Aus Eisenstadt. 121. — Ein Kunstfigurentheater in Brünn. — Dampfwagen. — Carousel im Prater. 122. — Der Bau des Klostergebäudes zu Troppau. 125. — Einsturz. 126. — Ein Strafgericht unter den Zigeunern. 132. — Ein Unglücksfall in Hannover. 136. — Drei Opfer eines Scherzes. 139. — Zwei Deserteure für Einen. 140. — Ein wüthender Hund zu Agram. 142. — Ein Weib durch Hunde zerrissen. 150. — Ein Seitenstück zum Lied vom braven Manne. 154.

Provinzial-Correspondenz.

Aus Marburg. 12. — Aus Gratz. 13. — Aus Marburg. 16. — Aus Gratz. 25. — Aus Linz. — Brief aus Prag. 37. — Aus Breslau. 37. — Aus Oedenburg. 40. — Aus Gratz. 58. — Brief aus Hamburg. 60. — Noch ein Originalbrief aus Hamburg. 61. — Musikalisches aus Gratz. 71. — Aus Gratz. 72. — Pesther Kunst-Silhouetten. 74. — Pesther Kosmoramen. 82, 85, 90, 91, 95, 103. — Aus Gratz. 86. — Neuestes aus Gratz. 88. — Schreiben aus St. Pölten. 93. — Gratzer Kosmoramen. 97. — Aus Pesth 99. — Neues aus Gratz. 102. — Brief aus Mölk. 103. — Schreiben aus London. 105, 108. — Provinzial-Correspondenz aus Salzburg. 107. — Aus Gratz. 114. — Aus Salzburg. 121. — Aus Mölk. 125. — Aus Laibach. 125. — Neues aus Pesth. 131. — Provinzial-Correspondenz aus Salzburg. 131. — Aus Grätz. 132. — Neues aus Salzburg. 132, 146. — Provinzial-Correspondenz aus Gratz. 147. — Neuestes aus Pesth. 149.

Omnibus.

Außerordentliche Einwirkungen. 1. — Thierlazarethe. — Die geübtesten Schwimmer. — Kirchenraub. 1. — Eine Pfauenjagd in Indien. — Carthago zerstört. — Der Geruch der Steinkohlen. — Abgerichtete Bienen. 3. — Schilderung einer spanischen Post. — Die Sortes Virgilianae. — Miß Fanni Kemble. — Launichte Bemerkung. — Merkwürdige Keller in Limoges. 4. — Ein Unglücksfall. — Gebrauch im XIV. Jahrhundert. — Der Brief einer Mutter. — Mechanismus des Sprechens. 5. — Probe eines Kanzleistyles. — Mad. Laffarge. — Anton Füraistein, ein Naturdichter. — Amusantes. — Die größte Medaille. 7. — Jurende. — Matschow Hopkins. — Frauenbände. — Sir Robert Barclay. — Schläge bei der Copulation. — Die schlimmen Frauen in Letting. 8. — Merkwürdige Vergiftung auf La Martinique in den Antillen. — Letzter Bericht über die Laffarge. — Die Damen in den Antillen. — Gründung von Lilienfeld. 10. — Das Lampengäßchen. 12. — Ein chinesischer Eid. 12. — Neue Art von Räubereien. — Relative Ansicht. — Die Walhalla. — Eine Entführung. 13. — Thieranekdote. — Fa forbici. — Natürliche Blumen im Winter. 15. — Modernste Todesart. — Neuer Postzug. 16. — Sonderbarer Brauch der Zigeuner. — Armuth in England. — Ein junger Entomolog. 17. — Spohr in England. — Großartige Besetzung. 18. — Der erste Fastensonntag in Neapel. — Isaak Newton. — Eine wandernde Stadt. 19. — Die Armenier in Mosdok. — Napoleons Monument. — Vortheil des Boxens. — Einsiedler in England. 20. — Rangstreit. 21. — Friedrich Aug. Kanne. — Holländisch. — Ein glückliches Ehepaar. — Bewegliche Wachsfiguren. 22. — Die Stellung der Frauen in Amerika. — Wichtige Erfindung. — Falschmünzer in Constantinopel. — Das Prempsl-Denkmal 23. — Probates Hausmittel. 24. — Liszt-Stiefel. — Ein Grosschenball. 25. — Kleiner Ursache großer Erfolg. — Für Nachtigallen-Verehrer. 26. — Unglücksfall. — Großer Brand. 27. — Italienisches Puppentheater in der Fastenzeit. — Die Wölfe werden artig. 29. — Deutsche in London. — Ungeheure Schneemassen in der Schweiz. 30. — Würmer. — Entdeckung eines alten Grabes. 32. — Byron's Hund. — Neue Schullehrerinnen. 33. — Luftdichte Fenster und Thüren. 34. — Der Cavaliere servente. — Liszt'iana. 35. — Schlüßliches von dem Dampfschiffe: der Präsident. — Das Mathias-Denkmal in Pesth. 36. — Säbel und Doktorhut. — Instinct der Hunde. — Lebensbedürfnisse in Wien im J. 1797. 37. — Tod durch eine Wette. — Ein wahnsinniger Todter. — Fortschritte der Cultur. — Das schönste Mädchen auf der Erde. 39. — Benützung der Eisenbahnen. — Pflanzung der Accacienbäume, Die Fischer an der nördlichen Küste von Frankreich. — Sonderbarer Gebrauch zu Durham. — Überschwängliches. — Eine Diebin. — Lafontainiana. — Die Einführung der Alençon'schen Spitzen. — Gelehrtenhaß. — Seydelmann. 40. — Gerechter Gelddurst. — Weiber am Pflug. 45. — Die Hundewuth in Baiern. — Hunderttausend-Pfund Noten. — Der ungerische Landwirthschaftsverein. — Ungeheure Bescheidenheit. — Folgen der Unvorsichtigkeit. 49. — Recrutirung in Bosnien. — Lobenswerthe Einrichtung. 48. — Ein neues Unglück aus Unvorsichtigkeit. —

Ein wahres Wort. — Goethe's Urtheil über sich selbst. — Eine etwas laute Trauer. 50. — Der Heldenmuth. — Ein kolossaler Mißfaal. — Was kostet kein Krieg? — Das Abmagern der französischen Viehheerden in Algerien. — Der erste Kaffeh. — Die erste Stecknadel. — Die ersten seidenen Strümpfe. 51. — Zwei berühmte Aerzte. — Diebstahl und Lossprechung. — Ein neuer Orpheus. 52. — Ein wildes Urtheil. — Der erste April. — Vielseitiger Nutzen der Eisenbahnen. 53. — Bäder in Constantinopel. — Eine Räubergeschichte. 54. — Fruchttragende Vanille in Europa. 55. — Desertionen bei der englischen Armee. 56. — Armenzeugniß. — Wie aus einem Teeno, ein Ambo, und aus diesem ein Extrato geworden. — Die jüngste Concertsängerin. 57. — Professor Hermann und die Feuersbrunst. — Vierfreunde. — Seltene Redlichkeit. — Grabschrift auf einen Tollstopfer. — Die Ceremonie des Fußwaschens. — Seltsames Naturereigniß. — Neue Art von Pferdebehandlung. 58. — Doppelte Lufteeile. 61. — Eine Quäckerin. 62. — Mozart, Don Juan und die Hölle. 64. — Die Chatam-Inseln. — Honorirung der Aerzte in England. 65. — Das Bauernhaus. — Gesang der türkischen Postknechte. — Europa. 66. — Weibliche Jongleurs. — Deutsche Sprache in Spanien. 68. — Allmalige Fortschritte des Militärwesens. 69. — Ein schöner Zug. 70. — Italienisches Sprichwort. — Curiosa. — Soldatenspruch. — Gute Grabschrift. 73. — Der Schauspieler in Verlegenheit. 73. — Antrag. — Kaum genug. — Seltsame Gebräuche. — Kaltblütigkeit eines Spielers. — Vom Spiele. 74. — Seltsames Pferdefutter. — Seltene Meerschaumtopf. 75. — Jugendblüthen Aeußere mancher Volkerstämme. 76. — England's literarische Fonds. — Aberglaube der Mongolen. — Sturmwinde in China. — Seltsame Grabschrift. — Der Vogel Capret. 77. — Seltsame Kurirsitzungen. — Regenstein. 79. — Artige Entschuldigung. — Auch eine schöne Gegend. — Justiz gegen Leichname. 80. — Benennungs-Räthsel. — Die Frau als Ring. — Messerschmiediana. 81. — Asiatische Sitte. — Seltsamer Begriff von der Hölle. 83. — Ein junges Bräutchen. — Weinlese im Schnee. — Wer schlecht spricht, schreibt nicht immer schlecht. — Die größte Kunst. — Columbus als Narr. 84. — Muth für einen todten Juden. 85. — Bemerkungen bei der Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842. — Eine Gattin en gros. — Beweggründe, einen Mann zu nehmen. 86. — Der jüngste Magistratsbeamte. — Vergleich der Ehe. — Amusantes. — Wort-Erklärung. 87. — Die Brüder. — Mittel zur Erzeugung der Taubheit. 89. — Ein Wort für manche Landsleute. — Aus einer Zeitschrift am Nordpol. 90. — Amusantes. 93. — Die Schweineschlachte. — Dichterstube. — Amusantes. 94. — Eine Gattin en gros. — Serbisch Handel mit Schweine. — Seidenzucht in Frankreich. 95. — Herrenmoden. — Raffinirte Wanderer. 96. — Neues Schlagwort der Stockbrüder. — Die Todespresse. — Testament eines Spitzlers. — Der lustige Maler. 97. — Seltene Wörter. — Wahrheitsthaler. — Seltsame Leichenfeierlichkeit. — Der Kunstkaufmann. 101. — Bion. — Formel bei hebräischen Trauungen. — Edelleute in Ungarn. — Narrenbeater. 102. — Der Einsiedlerbrunnen. — Die Rechte und das Rechte. — Ein Genie. — Auf dem Heidelberger Faße. 104. — Die erste Bestellung des Schreckhorns. — Verneinungen. — Seltsames Mißverständniß. 105. — Feuer in Wien. — Opiumraucher in China. — Das Haus Rudolphs von Habsburg. — Nelson's Kugel. — Ein Hagelschlag. 106. — Dießjährige Tulpenschau in London. — Dichterische Begeisterung. — Ein Doktor in der Wage. 107. — Grabschrift auf einen Hund. — Erziehungsanstalten für Austern. — Amusantes. — Chinesische Einsiedler. 108. — Eine Verordnung Philipp des Schonen. 109. — Gedächtnißfest zu Naumburg. 110. — Räthselfrage. — Die Adeligen und Ritter bei den Inkas in Peru. 111. — Der Hahn mit dem hölzernen Beine. 112. — Frühe Weinlese. — Industrielles. 113. — Ein todter Zecher. 114. — Erinnerung an das Mozartfest in Salzburg. 116. — Englische Schriftstellerinnen. — Annonce. — Toilette der Chinesen. 116. — Heine über den Rhein. 119. — Das Römerbad zu Tüffer in Steiermark. — Neugriechisch-dramatische Poesien. — Mozart. — Kunstnachrichten, der Director der Singakademie zu Berlin. — Adolph Bube. 120. — Gedanke eines Kunstfreundes. — Federbüschen. — Verlegenheit. 122. — Folgerung. — Der Baum der Seufzer. — Eine neue Künstlerin. — Vorrede und Dedikation. — Das Hören mittelst des Tonnes. — Alterthümer. — Magnetisches Pflaster. 124. — Grundbuchsordnung. — Deutschthum. — Antrag eines Unterthanen in der Mitterkunft. 124. — Amusantes. — Antrag. — Opern. — Geschichtliches zur Mannertorte. 125. — Uebertriebene Artigkeit. — Amusantes. — Ein Rock als Fischerei. — Gutscher-Honorar im Jahre 1541. 127. — Amusantes. 128. — Eine Legende vom Wein. — Fackeltanz. — Amusantes. 129. — Neue Prädicate. — Lipsiana. — Lichtenberg. — Ein theures Gebiß. — Amusantes. — Neu entdeckter Völkerstamm. 130. — Gedörrte Todte. — Namenstausch. — Ein Schutz bin ich! 131. — Neuere Anwendung. 132. — Das Faß riecht nach Hering. — Amusantes. — Ein durchgegangenes Locomotive. 133. — Zur Geschichte des Stockes. — Seltsame Todtenfeier. — Der Gestrenge und der Gutmüthige. 134. — Ein schwimmendes Spital für Seeleute. — Verbotene Waare. — Richtige Bemerkung. — Ein Fliegenprozeß. — Amusantes. — Frauentitel. — Der Fußtritt. — Tod durch Diamanten. — Zwölf Mädchen. 135. — Der größte Gaul. 136. — Eine Schlange als Passagier. — Amusantes. 138. — Versammlung der Gasthofbesitzer. — Wie unartig. 140. — Amusantes. — Grafenbergiana. — Ehrenschuhe. — Ein neuer Verein. — Die größte Theaterbibliothek. 141. — Lesefabrik. — Moderne Perzen. 143. — Verzeihung des Hasens von Marseille. — Ein Verein zur Aufhebung der Straßenbettelei. — Tabakproduction. — Wenden Gruß. — Vagabundenschule. — Amusantes. — Ein berühmter Name. — Eine der sehenswerthesten und seltensten Sammlungen. — Clement's Geige. 147. — Proceß um einen Stein. — Russischer Aberglaube. — Amusantes. 148. — Zwei Brandlegerinnen. — Amusantes. — Einfluß eines Fellens. — Räthsel. 149. — Uebersetzung eines Liedes von Halm. — Amusantes. — Regenschirme bei heiterem Wetter. — Meyerbeer. 150. — Amusantes. — Seltsame Abkürzung. 151. — Amusantes. 152. — Beinamen der italienischen Städte. — Seltsames Verbot. 153. — Weihnacht in Italien. — Weihnachten in England. — Die Universität zu Jena. — Langenschwalbana. — Kinderverbrennen in England. 154. — Ein französischer Gaunerstreich. 156. — Weber und Vogel. — Ein Narr macht hundert. — Spätes Honorar für ein Trauerspiel. 157.

Kunstbeilagen.

Hitz's Geburtshaus zu Raiding in Ungarn. 29.
Rauchpavillon. — Glasorrevue. — Kinderconcert. 70.
Flora des Schneeberges. Alphabetisch geordnet von J. Kreutz. 86.
Blätter und Trauben, von Johann Nep. Vogel, mit Singweisen von A. Bibl, Carl Binder, G. Bruckschlogl, Jakob Dont, Jos. Drechsler, M. Durst, J. Eitzenberger, Stephan Franz, Ferd. E. Fuchs, Joh. Gänsbacher, Joseph Geiger, Adalbert Gyrowetz, Anton Hackl, Carl Haslinger, J. Hoven, Franz Ser. Hölzl, Gustav Hölzl, C. Kessler, Fr. Krenn, Franz Lachner, F. Mayr, Dr. Victor Mekarsky Edlen von Menk, W. A. Mozart, Adolph Müller, J. Nezer, Otto Nikolai, Gottfried Preyer, Heinrich Proch, B. Randhartinger, Carl Gottlieb Reissiger, Carl Reissert, Wilhelm Reuling, Ludwig Rotter, Mich. Schoch, Simon Sechter, Jos. Stadler, A. M. Storch, Jos. Staudigl, Franz von Suppé, Emil Titl, Laurenz Weiß, Rud. Wieser, Edmund Winterle, Louis Wolf. 151.

Digitized by Google

№ 1.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 1. Jänner 1842.

Da mit der heute ausgegebenen Nummer der siebente Jahrgang des österreichischen Morgenblattes beginnt, so ersuchen wir die geehrten Abnehmer dieses Journals, welche ihr Abonnement noch nicht erneuert haben, die Pränumerationsbeträge gefälligst der Strauß'schen Verlagshandlung (Stadt, Dorotheergasse Nr. 1108) übermachen zu wollen.

Das Inhaltsverzeichniß so wie der Umschlag zu dem Jahrgang 1841 wird ehestens nachgetragen.

Die Redaction des „österreichischen Morgenblattes."

Saturns Leichenrede auf das Jahr 1841.

Von Carl Raimund Frühauf.

Es war zwischen eilf und zwölf Uhr Nachts. Es war die Sterbestunde des Jahres 1841, und die Geburtsstunde des Jahres 1842. Wiege und Sarg lagen in dieser Stunde. Liegen sie nicht in jeder? Die vielen Wachskerzen hatten im Salon, wo auf den Tischen vor den Wandspiegeln alle Taschenbücher und Journale zu finden waren, einen künstlichen, blendenden Tag hervorgerufen. Herren und Damen hatten sich versammelt, und bisweilen wurde ein mit Punsch gefülltes Glas von zarter Hand an die glühende Lippe gehoben. Alle Augen waren auf einen Vorhang gerichtet, auf dem in transparenter Schrift zu lesen war:

Das Leichenbegängniß des Jahres 1841
und Saturns Rede beim Sarge seines Kindes.

Man hörte jetzt das Klingen einer Silberglocke, und der Vorhang rauschte empor.

Es zeigte sich ein riesiges Kirchhofsthor; es war schwarz, mit einem weißen Kreuze gezeichnet, und darüber standen die Worte:

Friedhof der Jahre.

Die Thorflügel schlugen jetzt weit auseinander, und man sah einen Kirchhof, der sich in eine unermeßliche Ferne hinunter verlor, Grab neben Grab, unzählbare Hügel, uralte, tiefgebückte Trauerweiden, Cibenbäume, mit Moos bewachsene Leichensteine, und über dem unermeßlichen Leichenfelde sah man den glühenden Sternenhimmel.

Ein Todtenmarsch begann. Der musikalische Gedanke war dem Andante eines der größten Tondichter geraubt, und von einem Walzercompositeur zuerst zu einem Walzer, dann zu einer Galoppade, dann zu einem Jubelmarsch, endlich zu einem Todtenmarsch verarbeitet worden, ganz so, wie es in unserer Zeit zu geschehen pflegt.

Jetzt wurde ein Sarg hereingetragen. Die vier schwarzen Gestalten, die denselben trugen, standen im Solde der Vergänglichkeit, deren Diener sie waren, und vor ihren Mienen wehten schwarze Schleier. Im Sarge ruhte der Genius des Jahres 1841. Gleich hinter der Todtentruhe ging Saturn, mit dem langen Barte, weißer als Schnee, und mit dem Antlitz, an dem der Sturm der Jahrtausende vorübergezogen war, und das aus Marmor gebildet zu seyn schien; in der Linken trug er ein Stundenglas, an der Rechten führte er einen jungen, blühend schönen Genius, es war der Genius des Jahres 1842.

Sehr groß war das Leichengefolge. Ich bemerkte im Zuge eine Solotänzerin, einen Maler, einen Redacteur, einen Kritiker, einen Novellisten, einen Lyriker, einen Literaten, einen Compositeur, eine Sängerin, einen Violinvirtuosen, eine Dichterin, einen Wirth, eine Dame nach der modernen Zeit, einen Mann nach der modernen Zeit, einen Cicisbar, eine Klatschschwester, einen Zerrissenen, einen Bettler mit schneeweißen Greisenhaaren, ein kleines Wunderkind, den Zuzel noch im Munde, u. A.

Der Todtenmarsch verstummte, und jetzt sprach Saturn: „Diener der Vergänglichkeit, setzet den Sarg nieder, damit ich über mein Kind das letzte Wort spreche."

Die Träger gehorchten.

Saturn sprach: „Ausgeschlagen hat dein Herz, mein Kind! So sinke denn in dein Grab hinunter, und ruhe wohl! Ich bin der Vater unzählbarer Kinder, sehe sie alle sterben und folge ihren Särgen. Ruhe wohl, mit deinen vielen, vielen Sünden! Jahr 1841, ich bin mit dir nicht zufrieden! Genius des Jahres 1842, mein jüngstes Kind, sey besser als dein Bruder!"

Da wurden im Leichengefolge Stimmen wach, und man rief: „Rabenvater, ist das ein Lebewohl an ein gestorbenes Kind?"

Saturn aber sah mit seiner ewig unveränderlichen Miene, voll Ruh' und Majestät, um sich und sagte: „Wer ist hier, der mich einen Rabenvater nennt? Schweigt! Sonst möchte ich am Grabe meines Kindes keine Leichenrede halten, wohl aber eine Gerichtsrede donnern über euch Alle! Ich bin kein weichherziger Vater, tausend und tausend Kinder habe ich eingesargt, und ihr Gutes und Böses erkenne ich. In dieser feierlichen Stunde, hier beim Sarge meines Kindes, will ich meinen heiligen Zorn bemeistern, denn würde ich reden, wie ich reden wollte, ich würde zerschmetternde Blitze in eure Seelen schleudern, und dieses Gräberfeld würde ein Gerichtsfeld werden! Aber nicht zu meinem entschlafenen Kinde, sondern zu euch, die ihr der Leiche gefolgt, will ich kurze Worte sprechen."

Und Saturn sagte zum Wirthe: »Höre mich du vor Allen! Du hast den räthselhaften Geist deiner Zeit am besten verstanden, und am besten hat dich deine Zeit verstanden! Als du noch spindelhager warst, als dein Bauch noch nicht an das Heidelbergerfaß mahnte, da wandeltest du hinaus in tiefe, heilige Einsamkeit, um auf einem Kreuzwege die Sphynx der Zeit zu befragen. Du trugst den Plan in dir, eine Halle der Kunst und Wissenschaft zu erbauen. Aber die Sphynx öffnete den Mund und sprach: Erbaue eine — Bierhalle! Nicht an Kunst und Wissenschaft denke, sondern an Malz und Hopfen und an Kräuter und Wasser!«

Und zur Solotänzerin sprach Saturn: „Auch du hast den Geist deiner Zeit nicht mißverstanden. Du hast deinen Weltschmerz vertanzt. Du hast Satyren auf den Zeitgeist getanzt, deine Pirouetten waren süße Triller des modernen Wahnsinns, man hat dich den weiblichen Byron in der Tanzkunst geheißen, einer Kanone, die du losbranntest, legte man deinen Namen bei, man hat dir Tanzschuhe verehrt, auf denen Juwelensteine die Worte bildeten: „Der Wohlthäterin des menschlichen Geschlechtes!“ und du würdest goldgefüllte Säcke besitzen, hätte dir die Natur nicht den holden Leichtsinn verliehen.

Zum Redacteur sprach Saturn: „Keine kleine Macht ist in deine Hand gegeben! Mißbrauche sie nicht! Streue Keime des Guten und Schönen in die Lesewelt, meine es redlich mit Kunst und Wissenschaft, sey ein Verfechter der Wahrheit, sey nicht engbrüstig, fülle deiner Blätter Spalten nicht mit erbärmlichen Artikeln, weil du gute honoriren mußt, und du wirst der gesunkenen Journalistik wieder Achtung verschaffen.“

Zum Lyriker sprach Saturn: „Du bist ein übertünchtes Grab, und deine Poesie ist eitel Lüge. Die Form hast du weg, das ist deine ganze Kunst. Du willst mit dem Menschenherzen spielen, aber es gibt Augen, die dich durchbohren und erkennen, und hinter deiner Eleganz Moder erblicken. Weine keine Theaterthränen, sie erregen Ekel bei Allen, welche die wahre Thräne verstehen. Laß dein Herz kindlich, rein und natürlich seyn, laß wahres Gefühl einziehen, und dann dichte Lieder. Jetzt bist du nur ein Gefühlsfabrikant! Entweihe nicht die heilige, süße, schöne Lippe der Poesie mit einem Judaskuß!«

Zum Novelliſten sprach Saturn: „Du hast die Bedeutung der Novelle schlecht erfaßt. Deine Brust ist eine Geschichtenwerkstätte! Miserable Prosa, miserables Herz, keine Poesie! Bier- und Kaffeehausfutter, und dazu oft zu schlecht! Wie soll in einer poesielosen Brust das poesievolle, schlanke Göttermädchen: Novelle! geboren werden? Ein echter Novelliſt muß ein tiefes, für die Freude und den Schmerz der Menschheit empfängliches, vom Blitze des Schicksals geheiligtes Herz besitzen! Betrachte Leop. Schefer und Ludw. Tieck!«

Zum Literaten sprach Saturn: „Du bist ein Chamäleon, das man verachtet. Du bist ein Kaufmann, der seine guten und schlechten Artikel und sich selbst verkauft. Mit derselben Hand, mit der du ein Begeisterungswort auf die Barmherzigkeit schreibst, kannst du eine Natter an die Brust deines Bruders legen. Weißt du nicht, daß man von dem Manne, der die poetische Feder führt, fordert, daß er auch ein ausgezeichnet edler Mensch sey?“

Zum Kritiker sprach Saturn: „O wie schwer ist deine Rolle! Dein Herz muß stark seyn wie der Fels, den der sturmbewegte Ocean nicht erschüttert, und rein wie der ruhvolle Meeresspiegel, um den unermeßlichen, blauen oder wolkenerfüllten, donnernden und blitzewerfenden, morgen- oder abendroth bemalten Himmel des Genius aufnehmen zu können. Laß dich von der Gerechtigkeitsliebe, laß dich von der Liebe zur Kunst und Wissenschaft wie einen Ulysses an den Mast deines kritischen Schiffes binden, wenn du den Sirenengesang der Bestechung hörst. Die Worte »lobhudeln“ und „herunterreißen“ seyen dir fremd! Sey liebvoll, weich und groß für jede Schönheit, und führe mit edel grausamer Hand das kritische Scalpell! Und — unter uns gesagt — thu' auch nicht, als hättest du die Weisheit der Welt mit dem großen Löffel gegessen!“

Zum Maler sagte Saturn: »An dir seh' ich einen Handwerker, keinen Künstler. Deinen Bildern fehlt der Stämpel des Künstlers: Poesie!«

Zur Dichterin sprach Saturn: „Höre mein Wort! Lege die poetische Feder weg, und nimm die Stricknadel. Zerrissen ist dein Herz, und zerrissen sind — vergib, denn ich lese keine Ästhetik — die Socken deines Mannes! Die schönste Poesie für ein Weib bleibe die Erhebung und Beglückung des Mannes. Ein kleiner Gracchus am Busen einer Cornelia bleibt immer ein größerer Anblick, als eine Lyra am Herzen selbst einer Sappho! Bedenke dieses. Sey zuerst Weib, dann schmücke das Veilchen der Dichtkunst deinen Busen. Ich sage: Veilchen! damit du nicht Blätter vom Upasbaume pflückest, und sie an deinen Busen steckst, daß kein Männerherz dort, versöhnt mit sich und der Welt, ruhen kann!“

Und zur Klatschschwester sprach Saturn: »Höre auch du mich, glühende Verehrerin des Kaffehs und der Klatschkunst! Schon in manches schöne Verhältniß hast du störend eingegriffen, schon manchen edlen Namen hat deine Schlangenzunge begeifert! Unterlaß dieses traurige Geschäft im Jahre 1842! Sonst soll man auf deinen Leichenstein dein Haupt zeichnen, statt der Zunge einen Scorpion im Munde!«

Zum Wunderkinde mit dem Zuzel im Munde sprach Saturn: „Heil dir! Es ist die Zeit der Wunderkinder. Noch nicht lange entwöhnt der Mutterbrust, übertrafst du schon das erste Sprachgenie, den Cardinal Mezzofanti; er spricht 42, du aber 43 Sprachen! Du besitzest eine kleine Violine, und spielst den „Carneval von Venedig“ vortrefflicher als Ernst selbst.“

Zum Bettler mit den schneeweißen Greisenhaaren sagte Saturn: »O du trauriger Mann! O du schweres Herz! Mit schneeweißen Greisenhaaren gehst du Abends in die Gasthäuser, um zu betteln von Tisch zu Tisch! Dir verheiße ich im Jahre 1842 ein großes, großes Glück! Denn dein Zügenglöcklein wird tönen, der Engel des Friedens wird dir die müden Augen zuküssen, und dich hinunterführen in das dunkle Kämmerlein.“

Zum Zerrissenen sprach Saturn: „Hoffe! Jedem Sterblichen habe ich noch sein Recht gegeben. Auch dir wird es werden!“

Dieser aber erwiderte: „Ich soll hoffen? Nimmermehr! Meine Jugend ist zerschmettert, mein Frohsinn ist hin, und hin ist Glück und Ruhm und Liebe! Du gibst jedem Sterblichen sein Recht? Nein! wie viele himmlische Herzen sind in der Stille gebrochen, wie viele herrliche Thaten ruhen in ewiger Vergessenheit! Wie Viele, die es nicht verdienen, haben sich einen weitschallenden Namen erworben, und wer weiß etwas von dem Dichter Waiblinger? Und von manchen herrlichen Erscheinungen im Reiche der Kunst, der Wissenschaft, der Liebe und Treue und Tugend!

Nein, ich will nicht hoffen! Verloren will ich seyn in ewige Nacht! Mein Lebensglück ist hin, es ward zertrümmert von barbarischen Händen, und mein Herz ist todt!“

Saturn aber sprach: „Und dennoch hoffe! Ist es nicht oft seliger, in einem einzigen Herzen zu leben, als in hundert? Und was gibst du für den Schall der Ruhmestrompete, wenn Knaben in sie stoßen? Und willst du wie ein Marius ewig über Ruinen brüten? Auf, und sey unternehmend und voll edlen Geistes, und ich sage dir: ich gebe jedem Sterblichen sein Recht!“

Worte, der Beherzigung werth, sprach Saturn zum Cridatar und zu den Andern im Leichengefolge.

Jetzt schlug es auf dem Stephansdome 12 Uhr — eine schwermüthige Musik begann, und unter diesen Tönen sank der Sarg langsam in die Tiefe. Saturn neigte sein Haupt, und ein überirdisch großer Schmerz ging über seine Miene.

Und es säuselte und rauschte in den alten Eibenbäumen und Trauerweiden, und ein Schauer verbreitete sich, und die tausend und tausend Gräber herauf kam eine riesengroße Gestalt, in einen grauen Mantel und grauen Schleier gehüllt. Es war die Vergänglichkeit! Der Mond trat hervor und beleuchtete sie. Unbeweglich blieb sie stehen. Mit der linken Hand drückte sie an ihren Busen eine Urne, in welcher die heilige Asche der Herzen Adam's und Eva's war, in der Rechten hielt sie den gebrochenen Scepter der alten Weltstadt Rom — ihr grauer Schleier war mit den Blutstropfen Cäsars bespritzt, als er von Brutus Dolche sank — auf ihrem grauen Mantel standen die Namen aller Reiche, welche in Trümmer gefallen — am Halse trug sie Perlen — diese Perlen waren versteinerte Königsthränen — eine Perle war darunter, die war eine Thräne, kein Auge hatte sie gesehen, als sie geweint wurde, und sie wurde geweint von Napoleon auf der Insel Helena. Und es rauschte ihr langer, grauer Schleier auf, und aufrauschte ihr faltenreicher, grauer Mantel. Ihr Angesicht aber sah Niemand. Sie stand in Ruh' und Majestät und Schauer verbreitend auf den Gräbern unter dem glühenden Sternenhimmel!

Musikalisches Auskunftscomptoir.

Von Heinrich Aue.

1.

Wie kann man den Character eines Tonstückes am besten erkennen?

Wenn uns der Componist selbst darüber belehrt. So wurde unlängst ein Musiker, der unendlich viel steifes Zeug componirte, gefragt, warum er denn in seinen Compositionen so häufig den Sext-Accord von D-moll anwende. „Ja, sehen Sie,“ sprach der gelehrte Componist, der zugleich Doctor war, „dieser Accord eben ist das charakteristische Merkmahl meiner Compositionen.“ Ein Satzkundiger analysirt den erwähnten Lieblings-Accord unseres großen Mannes, und findet, daß er aus folgenden Tönen besteht: f a d.

2.

Warum findet man heutzutage in den Compositionen so wenig Tonmalerei?

Weil die wenigsten Componisten zeichnen können; und ohne Zeichnung kann man auch nicht malen, außer man ist bloß ein Anstreicher.

3.

Wie unterscheiden sich die modernen bloß melodischen Liedercomponisten von Strauß und Lanner?

Dadurch, daß diese ihre Melodien dem großen Publicum im Dreivierteltact vorreiten, während es jene mit unterlegtem Texte thun.

4.

Wem gleichen unsere Opernarien?

Dem Mariagen. Zwischen den ungeheuer geistvollen Vor- und Nachspielen wird tüchtig gemischt, das sind die Triller und Rouladen. — Es wird oft den ganzen Abend hindurch gespielt, und das Publicum hat am Ende erst nichts gewonnen, besonders wenn der Spieler das Spiel nicht versteht.

5.

Welche Imitationen sind großartiger, die der älteren oder die der neueren Componisten?

Auf jeden Fall die der neueren; denn die älteren Componisten beschränkten sich darauf, ein selbsterfundenes Thema in einem musikalischen Satze bald von diesem, bald von jenem Instrumente nachahmend (was die Imitation ist) durchzuführen, und so ein interessantes artistisches Tonstück zu erzeugen. Bei den jetzigen Componisten ist dagegen sehr häufig zu vernehmen, daß eine ganze Arie aus einer früheren, gleichviel, ob eigenen oder fremden Composition in einer späteren von allen Instrumenten zugleich Note für Note und Tact für Tact nachgeahmt wird. — Kann man es noch in's Großartigere treiben?

6.

Warum leben oft die ausgezeichnetsten Talente in den mißlichsten, ihrem Geiste geradezu widerstrebenden Verhältnissen?

Damit die Nachwelt etwas hat, worüber sie sich wundern kann.

Feuilleton.

Literarisches.

(Die Literatur auf dem Hund.) In London hat so eben ein Jagdfreund, welcher mehre Jahre Deutschland, Frankreich und die Niederlande durchreiste, ein großes Werk über Hunde herausgegeben, in welchem er die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen niederlegte. Das Buch soll eine genaue Schilderung deutscher Hunde und Hundejungen so wie ihrer Herren enthalten.

(Ein singender Schneidergeselle.) Ein Schneidergeselle in Berlin, Namens Carl Gottfried Worch, zieht jetzt durch seine poetischen Leistungen die Aufmerksamkeit der Lesewelt auf sich. Er ist aus Wattenrode am Harz gebürtig, der Sohn eines armen Taglöhners, der einst als Soldat für sein Vaterland sein Blut vergossen, und den er bereits verlor. Er konnte nur bis zu seinem 14. Jahre die Dorfschule besuchen und hat seitdem keinen weiteren Unterricht genossen. Nach Verlauf der Schulzeit erlernte er das Schneiderhandwerk, von welchem er sich bis jetzt ernährte und das er auch in Zukunft zu betreiben gedenkt.

In allen seinen Gedichten, theils launigen, mehr aber ernsteren Inhalts, soll sich eine frische Phantasie, so wie ein warmer Sinn für alles Große, Erhabene aussprechen und ein kindlich frommes Gemüth abspiegeln.

Die Blätter für literarische Unterhaltung, welche diesen Naturdichter höchst ehrenvoll besprechen, sagen von ihm: Man erstaunt, wie der ungebildete Handwerker zu einer Zartheit der Ideen gelangt, die wir nur zu gern als eine Prärogative höherer Bildung in Anspruch nehmen, und das Erstaunen wächst, wenn man hineinblickt in eine Frische und Fülle der Begeisterung, deren gänzlichen Mangel die moderne Lyrik vergebens hinter der Schönheit der Form verbirgt. Man fühlt es, daß er tief durchdrungen ist von der innern Kraft seiner Poesie, ja, die Wahrheit drängt ihn auszusprechen, was er uns bietet in der oft so glaubens- und liebearmen Zeit.

So singt er z. B.

Ich liebe gern. Man darf ja lieben,
Denn keine Blume blüht umsonst.
Treu ist auf jede Stirn geschrieben
Wo Liebe du in Wahrheit thronst.

oder:

Es weihet dir, du mächt'ge Stadt der Brennen,
Berlin, es bringt mein Herz die diesen Kuß!
O dürft' ich doch von dir mich nimmer trennen!
Stets schuft du meinem Geiste Hochgenuß.

Möge der wackere Geselle bald den Endzweck erreichen, den er sich durch den Erlös seiner Erstlingsgabe verspricht, nämlich das Meisterrecht und den Bürgerbrief, und sodann im Genusse eines stillen bürgerlichen Glückes noch viele heitere Spenden seiner Muße bringen.

Tagsergebnisse.

(Seraphine Luftmann verunglückt.) Mad. Elise Seraphin (vormals Luftmann) hatte in Prag das Unglück, bei ihrer letzten Kraftproduction (am 26. December) eine bedeutende Beschädigung zu erleiden.

Es war bei der Production des sogenannten Amazonengürtels, in welcher sich die Athletin, mit mehren Centnergewichten behangen, in horizontaler Stellung an einer verticalen Säule schaukelt.

Schon hatte sie sich mit den Gewichten behängt, und wollte eben ein Centnergewicht mit den Zähnen erfassen, als der Riemen, mit welchem der linke Fuß der Mad. Serafin an der Säule befestigt war, entzweiriß und sie, kopfüber, aus der bedeutenden Höhe herabstürzte.

Die Unglückliche fiel mit der Wange auf ein Gewicht und erlitt eine furchtbare Erschütterung im Kopfe, jedoch soll die Verletzung nicht lebensgefährlich seyn.

Naturereignisse.

(Ein Lufthänomen.) Am 7. v. M. zeigte sich in Klagenfurt ein großartiges Meteor. Um halb sieben Uhr an dem benannten Tage wurde plötzlich am heiteren Himmel eine Feuersäule über dem Werdersee sichtbar, welche aus vielen tausend Sternen und leuchtenden Funken zusammengesetzt schien und die unter ihr liegenden Kanten der Berge mit einem magischen, dem Monde ähnlichen Schimmer übergoß. Diese Erscheinung, welche die ganze Bevölkerung von Klagenfurt in Staunen und Verwunderung erfüllte, währte ungefähr eine Viertelstunde und erlosch sodann allmälig wieder.

(Fallen der Ostsee.) Eine auffallende Erscheinung an der Ostseeküste ist es, daß sich die nördlichen Uferstrecken desselben fortwährend mehr über die Wasserfläche erheben. Dieses merkwürdige Phänomen ist keine bloße Meinung, sondern eine durch Messungen beglaubigte Thatsache. Capitän Reinecke, russischer Marine-Offizier, gibt nach angestellten Messungen am finnischen Meerbusen darüber in einem finnländischen Journale die neuesten Verhältnisse an. Reinecke, welcher die älteren Wasserzeichen am finnischen und bothnischen Meerbusen im Allgemeinen für unzuverlässig ansieht, erklärt, daß die Mittelhöhe des Wassers bei St. Petersburg jetzt 2, bei Kronstadt 7, bei Reval 2½, und bei Soraborg 8¼ Zoll seichter als vor 15 Jahren sey, und, nach den um das Jahr 1800 in den Klippen angebrachten Zeichen, am letztgenannten Orte ungefähr 10 Zoll niedriger als vor 40 Jahren. Der gedachte Officier hat jetzt dafür Sorge getragen, daß die Beobachtungen in Zukunft genauer werden; denn er hat an 15 verschiedenen Orten der Küsten des finnischen Meerbusens, von Aland bis St. Petersburg, die Mittelhöhe des Wassers in den Sommermonaten nach den genauesten Beobachtungen bezeichnet, und diese Orte auf einer Karte bemerkt.

Künstlerischer Wegweiser.

Die Amazonenschlacht von Rubens nennt sich ein bis jetzt noch unbekanntes Gemälde dieses großen Meisters, welches, nach der Angabe des „Journal de Bruxelles," so eben erst aufgefunden wurde, und von dem bis jetzt sich nur eine vollendete Skizze in der Münchner Gallerie befand.

Gemeinnütziges.

(Dänemark.) Bansmann, dessen Methode, das Stottern und Lispeln zu heilen, durch Hufeland's und Osann's Journal der praktischen Heilkunde genügend bekannt, und dem es sogar gelungen ist, Taubstumme zu heilen, ist jetzt durch königliche Resolution in Dänemark autorisirt und hat hier in Kopenhagen ein Institut errichtet. Er hielt sich vor einigen Jahren schon eine Zeitlang hier selbst auf, und machte hier, wie auch in Schweden und Norwegen, viele glückliche Curen. Seine Heilmethode ist weder mit chirurgischen Operationen, noch mit Anwendung von Arzneimitteln verbunden, sondern besteht lediglich in einem reinen, nach Beschaffenheit der Umstände kürzere oder längere Zeit erfordernden, zu radicaler Heilung führenden Lehrverfahren.

(Coburg.) Die Herzogin von Kent hat der Stadt Coburg 1500 fl. mit der Bestimmung geschenkt, daß von den Interessen das Schulgeld für arme Kinder bezahlt werden soll.

(Madrid.) Hier soll ein Blindeninstitut errichtet werden. Don Juan Manuel Ballesteros ist von der Regierung beauftragt worden, die Blindenanstalten in Frankreich und Belgien zu besichtigen.

Omnibus

(Außerordentliche Einwirkungen.) Dem großen Scaliger, welcher vor keinem Sciopius gezittert, erregte die Brunnenkresse ein heftiges Zittern der Glieder. Dem Simon Pauli, dessen Herz sonst so ruhig schlug, konnte schon die Nähe von frischen Äpfeln ein starkes Herzklopfen erregen, und dieselbe Wirkung brachte in einem von Senal erwähnten Falle der Genuß von Linsen, oder bei dem berühmten Malpighi alle Arten von Hülsenfrüchten hervor. — Die Nähe von weißen Rosen hatte nach Lemery's Beobachtungen ein zwölf Stunden anhaltendes Übelbefinden erregt. — Peter Bogle wurde bei dem Geräusche, welches das aus einem Hahn hervorquillende Wasser verursachte, ohnmächtig. — La Mothe le Vayer, welchen der stärkste Donner ungerührt ließ, konnte die harmonischen Töne aus dem leisesten musikalischen Instrumente nicht vertragen. — Baco verfiel bei Mondesfinsternissen in Ohnmacht. — Hobbes gerieth in einen dem Wahnsinn ähnlichen Zustand, so oft er bei Nacht auch nur auf einige Minuten ohne Licht blieb, und wurde alsogleich wieder vernünftig, sobald Licht gebracht wurde.

(Thierlazarethe.) In den Thierlazarethen zu Surate werden Büffel, Kühe, Schafe, Ziegen und Hühner zur lebenslänglichen Verpflegung aufgenommen. Ein eigens dazu bestimmter Getreidehaufen nährt alle Arten von Ungeziefer. Fast alle größern Städte Indostans im Westen unterhalten ähnliche Anstalten. In Aryor in Notsch findet man gegen 5000 Ratten in einem Tempel, welche regelmäßig von den Einkünften desselben unterhalten werden. Man glaubt, daß der Grund solcher sonderbaren Verpflegungsanstalten in der Überzeugung mancher indischen Secten liege, welche annehmen, die Seele der Menschen müsse nach dem leiblichen Hinscheiden in die Körper solcher Thiere wandern und alle Thiere seyen nichts als metamorphosirte Menschen.

(Die geübtesten Schwimmer.) Nach der Erzählung mehrer Augenzeugen sind die verachteten Hottentotten die trefflichsten Schwimmer. Sie halten dabei die Hände aufrecht, als wenn sie auf der Erde gingen. Im gräulichsten Sturme und bei aufgethürmten Wellen sieht man sie auf dem Meere wie Pantoffelholz schwimmen.

(J. J. Rousseau) ließ sich sterbend an das Fenster tragen, um der Natur noch Lebewohl zu sagen.

(Kirchenraub.) In Corfeld in Westphalen ist das in der Lambertikirche befindliche Kreuz, angeblich ein Geschenk Carl des Großen, durch nächtlichen Einbruch seiner Kostbarkeiten größtentheils beraubt worden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung bezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von R. Oesterleins Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 2.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 3. Jänner 1842.

Der Ferkelbraten am Neujahrstage.

Familien-Skizze von A. Benkert.

Es ist an vielen Orten eine alte Gewohnheit und ein fest wurzelndes Vorurtheil, Dank dem Aberglauben, — dem selbst Lichtenberg der Heldenker mit großer Liebe zugethan war, am Neujahrstage Schweinbraten, und insbesondere ein gebratenes Milchschwein zu genießen. — »Seht Kinder,« pflegte meine Tante oft zu sagen, und meine Tante war eine gar fromme und kluge Frau, „der erste Tag jedes neuen Jahres gleicht dem ersten Grubenstiche, welchen der Bergmann in die Erde senkt, noch weiß er nicht ob Segen oder bloß taubes Gestein sein Fund seyn wird, dreihundert fünfundsechzig Fahrten sind vorerst zu bauen, da heißt es wühlen, meine Kinder, darum sollen wir auch an dem ersten Tage des Jahres ein wühlendes Thier verspeisen, welches gleichsam unsere Lebensaufgabe versinnlicht; denn wühlen soll der Mensch, das heißt schaffen, meine Kinder.« —

»Ei, das ist recht hübsch, liebe Tante,« sprach Julie mein kleines blondes Schwesterchen, „denn die Medicin ist so übel nicht, und wenn man Spanferkel am Neujahrstage speist, so muß man auch nicht sterben, nicht wahr, liebe Tante?“

„Sterben, mein liebes Julchen, müssen alle Menschen, und darum sollen wir täglich an unserer Grube wühlen, unter dem wühlen verstehen wir aber unsere Handlungen; gute Menschen, meine Kinder, sind auch gute Gärtner, und bebauen ihr Blumenbeet, in welches sie die Aussaat für den Himmel hineinlegen, täglich mit vielem Fleiße, ohne dem Nächsten eine Grube zu graben, wo viele dann meist selbst hineinfallen, das will sagen meine lieben Kinder, seyd stets tugendhaft und arbeitsam, und ihr werdet dereinst vortrefflich liegen in der Grube, an der ihr durch Fleiß und Rechtlichkeit täglich gewühlt habt.« — „Liebe Tante,« sprach ich einmal bei solcher Gelegenheit, „Sie nehmen die Sache gar zu ernst, man muß meines Erachtens die Dinge nehmen, wie sie sind, fort mit allem Aberglauben; man verspeist am Neujahrstage ein wühlendes Thier, das ist so herkömmlich, und ein Mutterschweinchen in Ihrer Küche gebraten, ist ein viel zu delicates Essen, als daß man es nicht gerne verspeiste. Irgend ein Spaßvogel hat einmal den Leuten weiß gemacht, man müsse Glück haben, wenn man am ersten Tage des Jahres ein Spanferkel verzehrt, wahrscheinlich war das sein Leibessen, und so Etwas glauben die Menschen immer am liebsten.«

„Hast du das in deinen Büchern gelesen, Herr Vielwisser, so behalte es für dich,“ erwiederte die Tante schmollend, „und laß mir meinen Aberglauben, Musje Feingeist; in meinem Hause wird zu Neujahr Spanferkelbraten gegessen, du brauchst eben nicht dabei zu seyn, hast du mich verstanden, Naseweis?«

„Oho, Tantchen, so haben wir nicht gewettet, ich soll kein Spanferkel essen? — das laß' ich hübsch bleiben, Ihnen und dem Braten zu lieb, will ich alles glauben was Sie nur wollen.« — Die treffliche Frau war leicht zu versöhnen, und wahrlich mein Appetit am Neujahrstage bewies klar, daß ich so gut wie meine Tante das Glück suche. —

Das war eine schöne Zeit, von welcher ich so eben gesprochen; wo ist sie hin? wo sind alle unsere Lieben, die so heiter am Kamin bei meiner Tante saßen — Gute Tante und all' ihr Lieben, die ihr eure Saat längst der Grube vertraut habt, die ihr euch, nach der Tante Auslegung, selbst gewühlt, eigentlich gegraben habt, euch sei diese Thräne gewidmet. —

O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

In solcher Erinnerung versunken saß ich an einem Sylvesterabend als meine Gattin zu mir ins Zimmer trat.

„Was willst du für Braten auf morgen?“ war ihre Frage.

»Kind, laß uns morgen ein Spanferkel genießen.“ —

„Ich denke, mein Lieber, ein anderer Braten wird ausgiebiger seyn, unsere Söhne sind bei gesundem Appetit, und dann, mein Lieber, die Leute sind ja verrückt, die Preise sind so gespannt, daß man für ein ordentliches Milchschwein zehn Gulden verlangt.“

»In der That, meine Gute, daß ist viel Geld für wenig Braten, aber — —“

»Willst du vielleicht auch besonderes Glück haben in diesem Jahr? — Laß' sehen, vielleicht schaffe ich Rath. — Im Grunde ist es ja gleich, wie groß das Spanferkel ist, wenn es nur gespeist wird, ich will unsere Casse zu Rathe ziehen, vielleicht erhandle ich eines für geringen Preis, du sollst morgen ein Milchschwein genießen.«

Mein liebes Weib, mein freundlicher Leser, ist eine treffliche Gattin und Mutter, und weiß zu wirthschaften, wie es wenige verstehen, das ist die Hauptsache, wenn man das Unglück hat, viel weniger als einmal Hunderttausend Gulden Renten zu besitzen, ich freute mich schon auf den Glücksbratenschmaus. — Sonderbar, ich der ich einst gerade gegen solche Aberglauben am eifrigsten gefochten hatte, freute mich jetzt wie ein Kind auf ein Spanferkel.

Das liebe Neujahr kam heran, meine Söhne hatten vollauf zu thun mit ihren Glückwünschen, ich war an mein Pult gefesselt, und meine gute Lina war bemüht, uns ein recht delicates Mittagbrot zu bereiten, da schlug denn die Stunde, die uns täglich beim frugalen Mahl versammelte. — Meine Söhne, durch artige Geschenke

ihrer Verwandten ſehr heiter geſtimmt, harrten mit Verlangen der Dinge, die da kommen ſollten; endlich erſchien die Suppe, mit ihr ein verdecktes Geſchenk, das einen ſchönen Tabaksbeutel, und die Porträte meiner Söhne, beides Arbeiten meiner Gattin, enthielt, unter ihrem Gedecke fand auch meine Lina ein ſehr artiges Gegengeſchenk, nämlich ein prachtvolles Album, und ſo waren denn vier glückliche Menſchen bei einem frohen Mahle verſammelt, und als das berüchtigte Spanferkel, das, im Vorbeigehen geſagt, die Sparſamkeit meines guten Weibes ein Bischen gar zu jung erſcheinen ließ, aufgetragen wurde, ſtieg die Fröhlichkeit aufs Höchſte, der erſte Toaſt wurde der ſeligen Tante gebracht. —

„Kinder!“ rief ich, „ehrt mir den Hügel, der die Gute bedeckt, es war eine treffliche Frau, möge ſie uns als verklärter Geiſt umſchweben, und all' ihre Tugenden uns vererben.“ —

„Amen,“ ſchloß meine Gattin, „und nun laßt uns den Glücksbraten verzehren, der, wie ich ſehe, nicht alle Räume eurer Mägen, meine Kinder, ausfüllen wird, aber ſeyd unbeſorgt, euer Vater wollte das Glück für dieſes Jahr für uns alle feſthalten, wenn das nun ein Milchſchwein vermag, ſo müßt ihr euch ſchon mit dieſer Duodez-Ausgabe begnügen, wozu ich euch noch eine gute Mandeltorte verehre.“

„Alle Mütter hoch!“ rief mein Carl und meine Lina mußte unſere Liebkoſungen dulden.

„Aber das ſag' ich euch,“ nahm mein Weib, mit einem ironiſchen Seitenblick auf mich, das Wort, „daß keiner ſich unterſtehe, dieß Jahr ſelbſt das kleinſte Unglück zu erleben, Glück mögt ihr haben ſo viel ihr wollt.“

„Verlaſſe dich darauf, meine Gute, die ſelige Tante wird uns nicht zu Schanden werden laſſen.

Klipp, klapp! da klirrt es in der Küche, meine Gattin ſpringt erſchrocken auf, ach! die ſchöne vergoldete Porcellan-Schüſſel, ein Erbſtück meiner Tante, lag zerſchmettert auf der Erde, die ſchöne Mandeltorte ſchwamm in dem Spülnapf.

„Das erſte Glück im neuen Jahre,“ ſagte erzürnt meine Gattin, meine Söhne waren auch verſtimmt, denn die Mandeltorte war zu Waſſer geworden, kurz die Harmonie war nicht herzuſtellen, betrübt ſchieden wir vom Mahle. Es war Vereins-Akademie, meine Söhne hatten zu thun und die Mutter begleitete ſie, ich ging ins Kaffehhaus um eine Parthie Whiſt zu ſpielen, ich verlor zum erſten Male in meinen Leben alle Robber; verſtimmt beſuchte ich meinen Abendzirkel, wo mir die erſchütternde Nachricht wurde, daß mein intimer Freund der Dr. N— unvorſichtigerweiſe von unſerem gemeinſchaftlichen Freunde S— erſchoſſen wurde. — Das war nicht auszuhalten, ich floh nach Hauſe, da war ein anderer Jammer los, meine Gattin hatte die üblichen Neujahrsgeſchenke für das dienende Theaterperſonale, als Billeteur, Sitzaufſchließer ꝛc. ꝛc., zu ſich geſteckt, dieſes Geld war ſammt einem ausgezeichnet ſchönen Beutel (das heutige Geſchenk ihrer Schweſter) verloren, meinem älteren Sohn wurde ein pretioſer Violinbogen ausgetauſcht, meinem jüngeren Sohn glitt die Sackuhr aus der Hand und zerbrach, unſere ungeſchickte Magd war ausgegangen und kam nicht wieder nach Hauſe. Meine arme Gattin hatten die verſchiedenartigen Unglücksfälle dieſes einzigen Tages ſo ſehr ergriffen, daß ſie zu Bette gehen mußte, welches ſie lange nicht verließ. — Das war ein abſcheulicher Tag; — von Schlafen war natürlich keine Rede mehr, da ſaß ich denn in meinem Sorgenſtuhl und verwünſchte im Stillen den Unglücksbraten. — Die Poſt war angekommen, ich werfe einen flüchtigen Blick in die Journale, und finde meine Wenigkeit in drei derſelben fürchterlich herabgeriſſen. —

Urtheilen Sie nun ſelbſt, meine geneigten Leſer, wie es mir zu Muthe war, als ich all' das Glück, welches meinen kleinen Familienkreis traf, mir zu Herzen nahm, freilich war alles das nur Zufall, und auch ohne Ferkelbraten hätte es erfolgen können, allein es bleibt doch ſonderbar, welche muthwillige Laune des Schickſals gerade an einem ſeyn ſollenden Glückstage zu entwickeln beſtrebt war. Nichtsdeſtominder bleibt es eine gerechte Strafe, mit welcher ſie alle aufgeklärt ſeyn wollenden Denker heimſucht, die Geſinnungen heucheln, und gleich der rohen Maſſe an eingewurzelten Vorurtheilen kleben, die dem Gebildeten ſelbſt im Scherze nicht anſtehen, dieß zum Nutz und Frommen für alle diejenigen, die gleich mir nicht ganz frei von Aberglauben ſind.

So oft wir nun einen Ferkelbraten haben, fällt mir dieſer Glückstag ein. Etwas Gutes war doch bey dieſer Geſchichte, wenn es nicht wieder ein Aberglaube iſt: Sie, geehrte Leſer, einige Minuten unterhalten zu haben; das Honorar von meinem Verleger aber ſoll uns beſſeren Braten liefern. 1811 Bisamberger, oder Gumpoldskirchner Traubengold erwarten wir hiezu von dem geneigten Leſer.

Iffландiana.

1.

Schröder war ein entſchiedener Gegner unſers Iffland, und nur Einmal ſoll ſeine kalte Bruſt aufgethaut ſeyn, als er den Berliner Gaſt nach Nellingen zum Diner und Souper geladen hatte. Da ließen ſich Beide die trefflichen Weine Frankreichs munden und wurden mit jeder neuen Flaſche herzlicher gegen einander geſtimmt. Schröder erſchien in der Weinlaune dem überglücklichen Iffland wie ein verklärter Geiſt, wie ein Hoherprieſter voll heiterer Geheimniſſe. Er ſprach von den Zeiten, wo er ſelbſt noch die Kunſt geübt hatte, und Iffland hing mit Thränen im Auge an Schröder's Halſe und fragte wehmüthig: „Iſt denn nun Alles vorüber? Sollen wir Sie niemals wieder ſehen da oben, und uns freuen und noch lernen?“ — Schröder war gleichfalls ſehr bewegt und ſagte: „Lieber Iffland, wie könnte ich das jetzt wohl beſtimmen, wenn ich es auch gern möchte? Kommt erſt die Zeit, ſo wird ja auch Rath kommen.“ — Dieſe glückliche Stimmung war aber nur die Wirkung des edlen Rebenſaftes, der alles Verkehrte von beiden Herzen abſtreifte und nur den ſchönen Kern zur ſchnellen Blüthe trieb.

2.

Eines Abends war Iffland in Berlin zu einem Arzte, der ihn vor Jahren von einer gefährlichen Krankheit wieder herſtellte, geladen, und dieſer hatte ſeinem Gaſt zu Ehren eine große Geſellſchaft gebeten. Nach langem vergeblichen Harren erſchien endlich Iffland, ganz in dem Air eines großen, vornehmen Mannes. Es war bei ihm Grundſatz, nur in kleinen, vertraulichen Kreiſen ſich dem Muthwillen ſeines angebornen Humors zu überlaſſen. In großen Geſellſchaften gab er ſich nicht ſo wie er war. Der Arzt, in der guten Abſicht, ſeinem berühmten Gaſte eine Freude zu machen, forderte ein hübſches Fräulein auf, den Herrn Generaldirector einige Arien hören zu laſſen. — Der gute Wirth wußte nicht, wie fatal Iffland aller Singſang in Geſellſchaften war. Das

gewählte Stück war Hurka's Lied: „Hebe, sieh, in sanfter Feier ꝛc.“ Doch kaum war dieß beendet, so nahm dennoch der Gesang am Clavier seinen Fortgang. Da zog Iffland einen Bekannten bei Seite und sagte zu ihm: „Ach Lieber, wie war ich so froh, als die Hebe zu Ende war, Sie meinten es so gut mit mir, aber sieben Lieder habe ich noch verschlucken müssen. Ich habe ein ganz verfluchtes Schicksal! Komm ich in ein Haus, wo eine singende Tochter ist, so muß ich Lieder anhören und haben mich die lieben Kinder stundenlang gemartert mit ihrem Gesange, so sagt die Mutter: O Carolinchen! jetzt gib dem Herrn noch den Erlkönig, und wenn der Erlkönig tief verpackt liegt unter einem berghohen Haufen von Noten und das tausendste Mal nicht gefunden werden kann, bin ich da, so ist's richtig — die Canaillen finden den Erlkönig gewiß!“

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Vorgestern trat Mad. Haffelt-Barth zum ersten Mal als Fidelius in Beethovens gleichnamiger Oper auf. Innige Liebe, Treue, Anhänglichkeit, weiblicher Muth und Entschlossenheit sind die Tugenden, welche der Character des Fidelius (Eleonore) einfaßt, und welche vom Opernterdichter ebenso wie vom Componisten mit Wahrheit und tiefer Auffassung gezeichnet worden sind. Die Parthie erfordert sonach nicht eine Sängerin allein, sondern eine Darstellerin von Charakteren, wobei der Gesang eben so wie bei dem Schauspieler die Sprache nur als ein Mittel zum Zwecke erscheint.

Mad. Haffelt hat diese Parthie mit aller Liebe und vieler Einsicht in die Elemente ihrer Aufgabe durchgeführt, und namentlich in den Stellen der höchsten leidenschaftlichen Erregtheit vollkommen befriedigt. In Ensemblestellen, wo der Heroismus zugleich große, imponirende Stimmmitteln bedingt konnte zwar die Sängerin bei der Kräftigkeit des Instrumentals in dieser Oper nicht eben so kolossal wirken, dessenungeachtet stellte Mad. Haffelt diesen Part auf eine Art hin, daß wir ihr im Namen aller kunstbeseelten Opernfreunde, welchen jetzt so selten der Genuß eines tieferen durchgeistigten Dramas zu Theil wird, den wärmsten Dank sagen müssen. Die allgemeine Anerkennung ihrer Leistung hat ihr das gesammte, ungemein zahlreich versammelte Publicum gleich am Abende der Vorstellung im vollsten Maße gezollt.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag den 31. December zum ersten Male: Geld! Ernst-komisches Charakterbild mit Gesang in drei Aufzügen von Friedrich Kaiser. Dem Englischen des Bulwer frei nachgebildet. Musik vom Capellmeister Hrn. Adolph Müller.

Alfred Malberg, ein entfernter Verwandter Rumplers, des Buchhändlers, liebt dessen Mündel Clara mit einer überschwenglichen Schwärmerei, die diese, ihre beiderseitige Armuth klug erwägend, nicht theilen kann, und deßhalb seinen Liebes- oder Heirathantrag ausschlägt. Ganz natürlich tobt und lärmt dieser, und zeiht sie mit herzlos-witzigen Reden, der Geldliebe. Ungerecht ist dieser Vorwurf gegen sie, die kurz vorher ihre letzten zwanzig Gulden, die jener fruchtlos von Hrn. Rumpler, dessen Tochter Louise und seinen anderen Verwandten für einen Invaliden und verunglückten Freund seines verstorbenen Onkels erfleht, mit einigen Zeilen, doch anonym abgesendet. Das Testament dieses Onkels wird eröffnet, die glänzende Erwartung der falschen Freunde wird vernichtet, und Alfred, mit Abzug eines kleinen Legats von zehntausend Gulden, Universalerbe einer Million. — Nun läßt Rumpler alle Minen springen, ihn als Eidam zu gewinnen, zieht den ehemaligen Solicitator, Chrisostomus Tratschberger, nunmehrigen Secretär Alfreds ins Complott, der ihm vertraut hat, sein Herr suche der unbekannten Wohlthäterin des Invaliden auf die Spur zu kommen, gibt seine Tochter für diese aus, zwingt seiner Mündel das Versprechen ab, von Alfred zu lassen. Ein neuer Liebesantrag wird von dieser zurückgewiesen, vernichtet und im Zorn bietet er, Clara mit stechenden Worten verwundend, Louisen die Hand an, unterschreibt den Ehecontract, der die Clausel bekommt, der Zurücktretende müsse der andern Parthei zwanzigtausend Gulden auszahlen, erkennt in der Unterschrift der Braut den Betrug, und in Clara's Ohnmacht ihre Liebe. Jetzt gilt es eine Generalpr ebe, er verspielt zum Schein an den Invaliden am Pharo ungeheure Summen und sein übriges baares Vermögen bei dem Falliment eines großen Handlungshauses, wird von den Gläubigern hart bedrängt, klagt seine Noth dem Schwiegervater, der nun seinen niedriggemeinen Charakter offen zur Schau trägt, und um der etwaigen Forderung der bedingten zwanzigtausend Gulden auszuweichen, seine Tochter entführen läßt. Nur eine rettende Hand zeigt sich, Clara will ihm dem Verderben entreißen, mit jenen zwanzigtausend Gulden, die er ihr kurz vorher als brieflich-fingirtes Vermächtniß des Onkels, um ihrer Armuth zu steuern, geschenkt. Nun ist er ihrer Liebe würdig, seinen dritten Antrag belohnt sie mit ihrer Hand, er will ihr im Beisein der nächsten Verwandten ihren künftigen Wohnsitz zeigen, der Vorhang rollt auf und man sieht die prächtigsten Gemächer. Das Spiel, das Falliment war nur Schein, bei diesem Schein hat die edle Perle, Clara's Liebe, und der falsche Edelstein Louisens Liebe erprobt, und Verachtung und Versöhnung bilden die Schlußsteine dieses ernst-komischen Charakterbildes.

Der Grund, warum ich mich mehr als sonst über Inhalt und Kern dieses Stückes auslassen, ist in meiner Freude zu suchen, daß ich endlich einmal mit einer dramatischen Handlung zu thun bekam, die jedoch leider das Mißbehagen an der Verarbeitung des sonst talentvollen Localdichters herabgestimmt. — Kaiser hätte hier Spielraum gehabt, sein Talent ganz geltend zu machen, die Handlung war ihm gegeben, er hätte nur die Schäden des Originals aufzusuchen und auszuscheiden gebraucht. Das hat er nicht gethan, im Gegentheil hat er die Fehler durch eine Charakterzeichnung, deren Knalleffect ist, an den Pranger und manche wahrhaft schöne Situation in den neblichten Hintergrund gestellt. — In Alfreds Charakter ist ein gewaltiger Riß, der in eine Kluft sich ausweitet, die unüberspringbar ist, weil sie mit keiner echten Handlung, nicht einmal mit der Leiche einer solchen vergangenen Handlung ausgefüllt wird. Der Sprung von der exaltirtesten Liebe zum Hohn ist eine Seiltänzerkunst. Das ist sein Fehler in den zwei ersten Acten, im letzten Act spielt der Character mit sich selbst Komödie, übt wie ein eitler Schauspieler vor dem Spiegel die Rolle ein, von der er im Voraus sich Lorbere verspricht. — Die Rolle des filzigen Buchhändlers ist eine jener Livréerollen, die gewöhnlich dem Spiele Hrn. Carls angepaßt werden. — die schlechte Konturzeichnung Louisens wurde durch Dlle. Condorussis Spiel noch ersichtlicher. — Der Invalid, der hier auch als Spieler figurirt, ist wieder Raimund's Bettler — mit der Hinzugabe eines hölzernen Stelzfußes. — Tratschberger (Hr. Nestroy) greift nicht wesentlich fördernd, aber auch nicht hemmend in das Getriebe der Handlung ein — und muß zur Belustigung Witzracketen abbrennen, denen die böse Welt die Neuheit absprechen will. — Claras (Mad. Fidy's) Character ist, einige Mondscheinsentimentalität weggerechnet, mit wenigen Pinselstrichen noch am besten gezeichnet; — freilich kommt da viel auf Bulwers Rechnung, dem überhaupt, in billiger Voraussetzung, manche gelungene Situation zuzurechnen ist, wie z. B. die Testamentseröffnung, die Hr. Dannhauser unbewußt gruppiren mußte. — Das Alles wohl erwogen, wie hoch ist des Dichters Verdienst anzuschlagen? — ich bleibe die Antwort schuldig, ein Jeder mag sie aus dem Vorausgeschickten ziehen. Der erste Act, der in Wahrheit einige witzige Späße und manche schöne Sentenz enthält, wenn man ihnen auch schon anderswo begegnet, ist eine kleine Ehrenrettung des ganzen Characterbildes — im ersten Acte hat sich jedoch der Verfasser mit seinem Geld auch schon gänzlich ausgegeben. — Die Couplets sind gehaltlos und hätten füglich wegbleiben können, die Verse sind ungewöhnlich schlecht, was mich um so mehr Wunder nimmt, da ich von Kaiser in einer Posse ein sehr schönes Lied — ich glaube es handelte vom Rosmarin — absingen hörte — — doch dieses Lied — der Dichter wurde nach jedem Acte gerufen. — Zum Schluß den Localdichtern einen herzlichen Wunsch zum neuen Jahr — mögen sie besseres bieten als in diesem Jahr. Ich will ihr Wegweiser seyn — auf einer meiner Hände steht: hier geht's nach Raimund-

ruhe, auf der anderen: hier nach Nestroyschlag! — Seyd nicht schale Nachtreiter; ach hätte ich doch noch eine dritte Hand — der Wegweiser muß wohl da den Mund aufthun und rufen: Haltet den Mittelweg und ihr trefft gewiß an einem schönen Ziele, an welchem ein Weg als Gradeshügel ausläuft, das der andere noch nicht erreicht, mit den beiden zusammen. — Viel Glück, und Ausdauer und ein gesegnet herzhaft Gemüth zum neuen Jahr! — — Da hätte ich bald das heutige Spiel vergessen; Nestroy führte seinen komischen Part, wie man gewohnt ist, mit allem Witz und aller Laune durch, die in seiner Individualität lagen. Hr. Carl gab zu der Rolle aus eigenem Fonde, bisweilen wohl zu viel hinzu; Hr. Fröhlich übertrieb die Exaltirtheit Alfred's, sonst war sein Spiel lobenswerth; Mad. Fidy spielte mit Gemessenheit, Ruhe und Wärme. — Noch sind die HH. Hesse und Rudolph Mayer zu nennen. — Der Besuch war sehr zahlreich.

Vaterländische Literatur.

Die deutschen Handels- und Gewerbspflanzen, oder: Anleitung zur Cultur der wichtigsten Fabriksp flanzen. Von Franz Bezhold, Forst- und Wirthschaftsdirector und Mitgliede mehrer landwirthschaftlichen Gesellschaften. Brünn 1841 bei Carl Winiker. 8. 261 S.

Für jeden Ökonomen sowohl, als auch für jeden Freund der Landwirthschaft ist die genaue Kenntniß der wichtigsten Handelspflanzen vom größten Nutzen, weil der erstere dadurch in den Stand gesetzt ist, von seinem Acker durch Anbau und richtige Pflege solcher Pflanzen den reichlichsten Ertrag zu erzielen, dem Letzteren aber durch genaues und eifriges Studium dieses Agriculturzweiges mannigfaltige und wichtige Kenntnisse erwachsen. Den Nutzen dieses Wissens wohl erkennend, haben Männer wie André, Burger, Payst, Reichard, Trautmann umfassende und erschöpfende Werke über diesen und ihm verwandte Gegenstände der Landwirthschaft herausgegeben, und darin die Resultate ihres Wissens und Forschens niedergelegt. Diese und viele ähnliche Werke kennend und würdigend, hat sich der Herausgeber vorliegender Schrift zum Zweck gesetzt, alle seine, während eines zwölfjährigen Betriebes der Landwirthschaft gemachten Erfahrungen gesammelt den Freunden der Ökonomie vorzulegen, und hat dabei sein Hauptaugenmerk auf den Anbau und die Cultur der Handels- und Gewerbspflanzen Deutschlands verwendet, welche er auf seinen Reisen in Österreich, Steiermark, Illyrien, Ungarn kennen zu lernen und zu studieren Gelegenheit hatte. Um einen Beweis zu geben, welche Pflanzen Hr. Bezhold in diesem Werke behandelte, wollen wir folgende sechs Arten anführen: I. Die Gespinnstpflanzen. II. Die Öhlpflanzen. III. Die Farbepflanzen. IV. Die Gewürz- und Arzneipflanzen. V. Die zu Kaffesurrogaten benützten Pflanzen; und VI. sonstige Fabriks- und Gewerbspflanzen. Von jeder in eine dieser sechs Species gehörigen Pflanze führt er an: den Namen sammt der botanischen Benennung nach Linné, Gattungs- und Speciescharakteren, Vaterland, Clima, Lage und Bodendüngung, Bearbeitung des Bodens, Zeit und Stärke der Aussaat, Ernte und Behandlung des Rohproductes, den Ertrag, die Culturkosten und Verwendung der abgehandelten Pflanzen. Endlich ist dem Werke eine Vergleichung der am häufigsten vorkommenden Maße und Gewichte, wie sie in verschiedenen Ländern üblich sind, beigegeben, und somit können wir dieses ökonomische Werk allen Freunden und Verehrern der Landwirthschaft als ein eben so gründliches als erschöpfendes bestens anempfehlen. Druck und Papier sind nett und solid.

Theatralisches.

In dem Theater de la Gaîté macht jetzt ein neues Schauder- und Spectakelstück gewaltiges Aufsehen. Es heißt „Le Pontons" und hat in den beiden letzten Acten jene Art von Galeeren zum Gegenstande, auf welchen während der Napoleon'schen Kriege die Spanier die französischen Kriegsgefangenen schmachten ließen. Die Darstellung dieser Pontons mit ihren Opfern soll herzzerreißend seyn. Der Held des Dramas, nämlich ein Franzose, hat einen dieser Pontons, auf dessen Verdeck man die übermüthigen Spanier eine Orgie feiern sieht, unterminirt, auf ein Zeichen kracht das Schiff, das Wasser dringt ein, es wirbelt und sinkt in den Abgrund, die Spanier ertrinken und die Franzosen werden pflichtgemäß gerettet.

Dieses Alles soll auf dem kleinen Boulevard-Theater mit solch einer Wahrheit und so naturgemäß gegeben werden, daß die zahlreichen Zuschauer, von Grauen und Patriotismus hingerissen, jedesmal in ein jubelndes Hurrah ausbrechen.

Am 26. October wurde in Leipzig ein neues Trauerspiel von Hermann Margraff: das Täubchen von Amsterdam, mit einem Vorspiel: der Jahrmarkt zu Bergen, gegeben, und erfreute sich einer freundlichen Aufnahme; minder gefiel die alldort in die Scene gebrachte Oper: der Guitarrenspieler, von Halevy.

In Prag trat der Tenorist Otto Löwe als Tamino in Mozart's Zauberflöte auf, konnte jedoch nicht durchgreifen, es scheint, daß er auf diese Rolle, die er statt des unpäßlichen Hrn. Emminger gab, nicht vorbereitet war.

Von Franz (von Braunau) soll noch im Laufe dieses Monats ein neues Originallustspiel auf dem Hofburgtheater zur Aufführung kommen.

Aus Mainz wird gemeldet, Director Schumann ist von einer Unermüdlichkeit, geistigen Elasticität und scharfblickenden Umsicht, die ihm selbst Feinde zuerkennen müssen, er waltet trotz seiner übrigen Unternehmungen, für die hiesigen Theaterverhältnisse mit einer wahrhaft überraschenden Energie. Mad. Schumann und Hr. Eichberger sind die Zierden der Mainzer Oper, Dlle. Seeburg eine stimmbegabte Sängerin und Hr. Mellinger ein kunstgebildeter geschmackvoller Bariton.

In Hamburg wurde ein dramatisches Gedicht von Dr. Ant. Edmund Wollheim mit Beifall aufgenommen. Es führt den Titel Don Sebastian.

Lachner's neue Oper: Katharina von Cornaro, wurde in München nur mit getheiltem Beifalle aufgenommen, wozu der Text, der als höchst unpoetisch bezeichnet wird, das seine beigetragen haben Soll.

Der entgegengesetzte Fall soll es bei einer in dem Pesther Nationaltheater aufgeführten Oper: Gizal gewesen seyn, von welcher der Text als höchst gelungen, Musik und Darstellung aber als mißlungen genannt wird

Bitte an einen Herrn Collegen.

Der thätige Redacteur der Wiener „Theaterzeitung" stellt in Nr. 313 eine Bitte an seine Hrn. Collegen, in welcher er diese ersucht, bei den Originalartikeln, welche dieselben aus der wirklich reichhaltigen „Theaterzeitung" entlehnen, mindestens die Quelle, aus der sie dieselben schöpften, anzugeben. Wir, die wir, mit unserem Wissen, noch gar keinen Artikel dieser beliebten Zeitschrift entlehnten, können nicht umhin, dieselbe Bitte auch Hr. A. Bäuerle zu richten, da (man sieht, wie sonderbar oft der Zufall spielt), unmittelbar ober dieser Bitte (Seite 1576) der Aufsatz: Wie vielerlei Tonsetzer unterscheidet man heut zu Tage? wörtlich aus dem musikalischen Auskunftscomptoir von Heinr Aue im Morgenblatte (aber, wie unlängst aus dem Dampfboote entnommen wurde, welches sans gene unsere Artikel nachdruckt), so wie gleich in den beiden vorhergehenden Blättern der „Theaterzeitung" Original-Aufsätze von Schumacher und Aue aus dem Morgenblatte zu finden sind, bei welchen weder die Quelle, aus der sie entlehnt wurden, noch der Name des Autors angegeben ist.

Redaction.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterleins Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 3. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 5. Jänner 1842.

Die letzte Stunde.

Von Johann Heinrich Mirani.

1.

Die Sylvesternacht des Jahres 1837 und die Fuhrt von Mendavia bleiben der dritten Carlistischen Division (la tercera division expedicionaria) in furchtbarem Andenken. Laut erhaltenem Befehl sollten diese Krieger die Christinos aus den ihnen gehörigen Provinzen verdrängen, und waren daher gezwungen, den Ebro zu passiren. Die obengenannte Fuhrt war zum Übergange als die beste und sicherste bestimmt, und mit vieler Mühe Sümpfe und Moräste durchwatend, erreichten sie die Muthigen. Eine fast undurchdringliche Finsterniß bedeckte die Erde, schneidend pfiff der Nordwind aus dem Gebirge und peitschte den eisigen Regen in das bärtige Antlitz der Krieger. Ihre Glieder zitterten vor Kälte, denn Schuh und Strumpf war in dem Moraste geblieben, oder von dem langen Marsche zerrissen, von den Füßen gefallen, die weiten rothen Hosen von Leinen schützten wenig die Beine, und der leichte kurze Rock gab dem Körper keine Wärme. Durchnäßt, ermattet gelangte die Division Nachts um die neunte Stunde an das Ufer. Wild rauschten die Wellen des angeschwollenen Flusses und so weit das Auge die Finsterniß durchdringen konnte, erblickte es nichts, als ein Meer. Es galt Aragon zu erreichen, und ein Aufenthalt war nicht denkbar; denn die Krieger waren mitten im feindlichen Lande isolirt von Cabrera's Heere, und ihr Führer Don Basilio Garcia mahnte durch Wort und That zum Übergange. Muthig stürzte sich die leichte Jägercompagnie in den Strom, ihnen folgte eine Cavallerie-Abtheilung. Die Jäger kämpften mit riesiger Kraft gegen die brausenden Wellen, doch nicht lange dauerte dieser Kampf, ein dumpfes Hilfegeschrei tönte durch die Nacht, ward matter und matter und erstarb stromabwärts. Die Reiter suchten hie und da einen der Muthigen zu retten, und wenn es auch gelang, so riß doch der Strom die größere Zahl mit sich fort. Diese furchtbare, von der Nacht verhüllte Scene, und das herzzerreißende Geschrei: „Ich ertrinke! mein Gott! ich ertrinke," schreckte die Zurückgebliebenen nicht ab, und während sich der Klageruf: Por Dios! que me ahogo! wiederholte, erschallte von dem Ufer laut: Viva el Rey! und in die Wellen folgten die Andern. Die erste Stunde des neuen Jahres wurde von den Muthigen am jenseitigen Ufer mit einem Dankgebete gefeiert, und als am hellen Tage der Feldherr die Truppen musterte, erschien ihm der Verlust nicht so bedeutend, als er in Berücksichtigung der Gefahr es gedacht hatte. Ein Bivouak ward aufgeschlagen, und der gerettete Mundvorrath, welchen die Maulthiere nachgetragen hatten, unter die Krieger vertheilt und so ruhig der Neujahrstag gefeiert. Lustiger war es aber in einem vornehmen Hause zu Logrono. Don Rosalva feierte das Neujahrsfest, ihm zur Seite saß die blühende Gattin, und an den Geschenken ergötzten sich seine beiden Kinder, ein Knabe von 8, ein Mädchen von 6 Jahren. Der fünfte in diesem frohen Kreise war ein Jüngling von 23 Jahren; aus seinem schwarzen Auge leuchtete der Muth, Frohsinn lagerte auf der hohen Stirne, und jede Bewegung seines Körpers zeugte, daß ein leichtes, rasches Blut seine Adern durchrolle.

„Eure Gesundheit!" rief Rosalva, das Glas mit dem Feuerweine ihm reichend „Glück im Kriege, Glück in der Liebe!" setzte er hinzu.

„Die Damen sind des Lebens schönste Zierde! ihnen gebührt der Vorrang!" versetzte im gebrochenen spanisch, aber höchst galant der Jüngling. »Donna Laura! Viva!" rief er, das Glas erhebend.

Mit edlem Anstande erhob sich die Dame, stieß mit ihm an und nippte von dem Weine.

„Laßt die Grandezza bei Seite," lachte der Jüngling, „ich bin sie bei meinen Landsmänninnen nicht gewöhnt. Ich hasse das steife Wesen und vollends zur Zeit des Kriegs, da sind die Menschen alle gleich, da herrscht kein Unterschied der Stände."

„Ihr kennt unsere Damen nicht," versetzte Rosalva, „ein gewisser Stolz ist ihnen angeboren."

„Mein verehrter Don, ich werde Eure Damen schon kennen lernen und auch ihren Stolz —"

„Beugen?" fiel die Donna ein.

„Beugen! ja wohl! Ich beuge mich gerne vor allen schönen Damen, vor Euch, Donna Laura, beugt sich auch das Knie —" und kniend faßte er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

„Herr! vergeßt nicht, daß ich ein Spanier bin!" rief im scherzenden Tone der Don, „die französische Galanterie könnte mein Blut erhitzen und Ihr fallt dann ein Opfer meiner Eifersucht!"

„Für die Schönheit sterben ist Ritterpflicht. Laßt mich sterben zu den Füßen Eurer Dame."

„Chevalier Desançon, Euer Scherz wird mich ernsthaft machen!«

„O nur heute keinen Ernst," versetzte der Andere. »Den ersten Tag im Jahre müssen wir in Lust und Scherz verleben. Seht nur Eure ernsten Landsleute, mein Häuflein Christinos, wie lustig sind die heute, sie denken nicht daran, daß ihr Handwerk ein ernstes sey."

„Was sollten sie auch?" meinte Rosalva, „hier haben wir bis jetzt von den Carlisten nichts zu fürchten."

»Wer ängstlich wäre,« erwiederte der Andere, „würde nicht Eurer Meinung seyn, denn man sagte mir, die Mehrzahl Eurer Unterthanen wäre für den König gesinnt, der Alcade steht an ihrer Spitze.«

„Um den Alcaden seyd unbesorgt, der hat andere Gedanken im Kopfe und vollends heute feiert er sein Verlobungsfest mit der schönen Rosaura.«

»Schön! sagt Ihr, und das in Gegenwart Eurer Donna?«

„Weil ich es in ihrem Beiseyn sage, so ist es doppelt wahr!

»Schade!«

„Warum seufzt Ihr?«

„Daß ich Donna Rosaura nicht früher gekannt, ich hätte ihr die Cour gemacht.«

»Und was würde Eure Donna in Frankreich dazu sagen?« fragte mit etwas spitzigem Tone die Hausfrau.

„Meine Donna!? Mein nenn' ich wohl Alle, mein ist aber Keine.«

„Ihr habt doch schon geliebt?« fiel die Dame ein.

„Geliebt? Ja — nein! wie Ihr wollt! Nennt Ihr verliebt seyn Liebe, dann ja, verliebt war ich wenigstens so oft, als ich Jahre zähle, geliebt, so was man sagt, wahnsinnig geliebt hab' ich nie. — Wozu wäre es auch? Ich bin Officier, bin dem Tod verfallen und ein Todter hat kein Recht an die Lebenden, und Liebe ist ja doch das Leben.«

»Ihr sprecht so gleichgiltig über Eure Bestimmung,« meinte Laura.

„Warum sollt' ich nicht? Mich bindet nichts an das Leben, Geld hab' ich nie zu schätzen gewußt, und das, was ich habe, wird seinen Herrn schon finden, wenn ich sterben sollte; ich versichere Euch, theure Donna, ich wünschte nichts anderes, als nach meinem Tode die Erben sehen zu können, wie sie sich um das raufen, was ich so wenig geachtet habe, ich glaube, ich müßte im Grabe noch laut auflachen über den Wahnsinn meiner geizigen Verwandten. Nun seht! da ich den Mammon hasse, da ich kein Mädchen liebe, habe ich einen heitern Sinn und bekümmere mich um keine Zukunft.«

„Wie kam es, daß Ihr Dienste nahmt?«

„Ich diene allen Damen gerne, daher sucht' ich den Dienst der Königin. Ich sagt' es Euch ja vorhin schon, für die Damen kämpfen, sterben sey Ritterpflicht!

„Also dankt Eurer Galanterie die Königin einen tapfern Officier?«

„So ist es! und da Ihr so gütig seyd, mich an meine Pflicht zu mahnen, so ergreife ich das Glas und rufe: Viva la reyna!« Rosalva und seine Gattin stießen an. „Die Kinder sollen auf das Wohl unserer Fürstin auch einen Tropfen trinken,« sagte der Vater, und die Kleinen brachten ihre Gläschen, und vereinten ihre Stimmen in dem kräftigen Toast der Ältern und des Officiers, welche unter Gläsergeklirr ein lautes Viva la reyna! erschallen ließen.

„Viva el Rey!« donnerte es hundertstimmig von der Gasse hinauf und todtenblaß stürzte ein Diener in das Zimmer.

„Wir sind verloren!« kreischte der Blasse, „die Carlisten sind hier eingezogen!«

Der Officier schnallte schnell seinen Degen um.

„Rettet Euch Don!« rief ihm der Diener zu, »denn Ihr nützt nichts mehr unten, alle Eure Leute sind gefangen.«

Die Worte verhallten in den Ohren des Officiers, er rannte herab, von der Gasse tönte der Ruf: „Dort steht das Haus eines Christinos!«

„Verrammelt das Thor!« herrschte der Franzose die spanischen Diener an und zog selbst den starken Balken vor; kaum war das Thor verwahrt, eilte er in das Zimmer zurück. Don Rosalva trat zum Kampf gerüstet ihm entgegen; die Donna hielt weinend ihre Kinder umschlungen und war bereit, dem Gatten zu folgen. „Rettet Euch! hier hilft kein Widerstand.«

„Aber wie?«

»Fragt nicht Don, der Garten ist noch nicht besetzt, eilt zur Hinterpforte, dort steht immer der Kahn, schnell über den Fluß und eilt dem Gebirge zu.«

»Und wo bleibt Ihr!«

„Hier!«

„Nein, Ihr müßt mit!«

»Hier ist mein Posten, den verläßt kein Franzose. Meine Ehre geht mir über Alles.

„Euer harrt gewisser Tod.«

„Kümmert Euch nicht um mich! Rettet Euch!«

Rosalva zauderte.

„Sprengt das Thor!« donnerte es von unten. Schüsse fielen und die Fensterscheiben flogen in das Zimmer.

„Fort, fort!« drängte der Officier.

Wilder Lärm von der Gasse.

Rosalva verschwand mit den Seinen im Dunkel der Nacht.

Immer rasender wurden die Carlisten. Gelassen saß Desançon an dem wohlbesetzten Tische, ihn belästigten nicht die Kugeln, die zu den gebrochenen Fenstern hereinflogen. Mit furchtbarem Krachen fiel das Thor aus den Angeln und herauf die Treppe polterte der wilde Schwarm, die Thüre flog auf. Don Garcia stürzte mit dem Degen in der Faust hinein, ihm nach die leichten Jäger, doch erstaunt blieb er an der Thüre stehen und starrte nach dem Tische. Desançon, wie es schien, unbekümmert um seine Feinde, füllte gelassen sein Glas mit Madeira, sah sich um und rief: „A votre santé, Messieurs!« und stürzte das Glas hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe eines Misanthropen über neue Erfindungen.

1.

Einleitung. Lyrik ohne Gefühl. Bildliche Darstellung derselben.

Lieber Freund! Auf dich setz' ich noch meine Hoffnung; auf deine Zuneigung will ich bauen, deiner Liebe vertrauungsvoll mich hingeben und in dem schriftlichen Verkehr mit dir nach misanthropischen Fieberanfällen Erholung und Zerstreuung suchen.

Ich habe mich die letzten Jahre viel mit dem Studium der neuesten Culturgeschichte abgegeben und will dir in meinen Briefen fragmentarisch die Resultate mittheilen. Besonders interessirten mich die neuen Entdeckungen und Erfindungen, welche in unserer technischen Dampfzeit gemacht wurden. Vorerst tritt denn als ganz bedeutend die Lyrik ohne Gefühl hervor, mit der ich daher den Anfang mache. Heut zu Tage versteht man unter einem lyrischen Gedicht ein durch viele Walzenpaare von Gleichnissen gewaltsam hindurchgetriebenes und dadurch lang und breit gewordenes Epigramm. Jetzt ist es der Lyrik darum nicht zu thun, daß in schö-

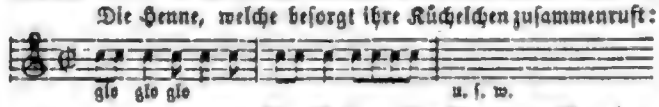
ner Form eine Empfindung, eine Situation oder eine Anschauung lebendig und warm geschildert werde. Eine gewisse Lyrik unserer Tage bestrebt sich, in der letzten Strophe eines Gedichtes den Leser auf so heftige Weise zu überraschen, daß er fast meint, von unsichtbarer Hand eine unfreundliche Berührung empfangen zu haben. Der noch ungeübte Leser findet freilich an derlei Dichtungen kein Behagen, aber mit der Zeit gewöhnt er sich endlich an dieses unartige Betragen und freut sich dann schon im vorhinein auf den unsanften Contact, der in der letzten Strophe ihm bevorsteht; ja nach und nach wird ihm die Ohrfeige der Pointe zum angenehmen Sinnenkitzel. Dem guten Leser geht es hier so wie dem Jünger der edlen Rauchkunst, der die ersten Paar Pfeifen theuer genug bezahlen muß; die Unannehmlichkeiten der Lehrzeit gehen vorüber, und Kehlkopf, Gaumen und Zunge finden ein Vergnügen darin, bei lebendigem Leib geräuchert zu werden. Heut zu Tage fällt es Niemand ein zu sagen: „Dieses Gedicht gefällt mir nicht, es ist kein Ganzes, der Grundgedanke wurde verfehlt ausgedrückt;“ nein, man spricht mit vornehmer, gravitätischer Miene: „Die Pointe ist nicht gut.“ — Ein neueres lyrisches Gedicht will gar nicht ein harmonisches Ganzes seyn, es ist nur wegen des Schlusses vorhanden. Die Theile vereinen sich nicht um einer Totalität willen; das Ballet, das sie aufführen, ist bloß ein Prolog zum Schluß. Das Ende betrachtet der Poet als Zweck, nicht als Mittel, die Bilanz aller Strophen-Conto's zu erhalten. Die letzten Verse enthalten allein schon den Gedanken des Gedichtes; Alles, was vorausgeht, befindet sich ja bloß wegen der Pointe auf der Welt. Die vorhergehenden Strophen sind lauter Gardinen, die den Knalleffect vorbereiten, deren eine nach der andern aufgezogen wird, damit der Leser zuletzt durch die Decoration mit bengalischem Feuer schlagend überrascht werde. Um auf mein erstes Gleichniß zurückzukommen, denk' ich mir den Effect eines solchen brillanten Gedichtes auf folgende Weise versinnlicht. Der Freund der Lyra steht voll süßer Bangigkeit, in ruhiger Stellung erwartungsvoll auf seinem Platz. Vor ihm befindet sich in Grotesktänzeranzug der Poet, der die Rechte etwas vorhält und sich mit großer Schnelligkeit so oftmal um sich herumdreht, als sein Gedicht Strophen hat, und dann athemlos seine rechte Hand völlig ausstreckt und mit derselben den Zuhörer nach der Linken hin zu Boden schleudert. Der Überraschte erhebt sich und spricht: „Treffliche Pointe!!“

Stimmweise des Hausgeflügels.

Es ist bekannt, daß die Thiere in ihren verschiedentlichen Leidenschaften sich auch durch Töne verrathen, die in einem bestimmten Rhythmus und in einer bestimmten Höhe hervorgebracht werden, z. B. von unserm Hausgeflügel der stolzirende Hahn:

Eine Henne, welche Eier legt:

Die Henne, welche besorgt ihre Küchelchen zusammenruft:



Dr. Mekarsky Edler von Menk.

Feuilleton.

Zweites Concert der Sophie Bohrer.

Die junge Pianistin hatte in diesem Concerte eine solche Wahl der Vortragspiecen getroffen, daß sie die in diesen Blättern wiederholt angedeuteten außerordentlichen Eigenschaften ihres Spieles nur noch mehr ins Klare setzte. Eine ihr zartes Alter in jeder Hinsicht weit überfliegende Technik, eine Kräftigkeit des Tones, eine Sicherheit in der complicirtesten Bravour und eine Deutlichkeit der Tonverbindung stämpeln das Mädchen zu einem ganz außergewöhnlichen Talente, welches bei einer erwünschten geistigen Entwicklung und Selbstständigkeit eine Kunststufe erlangen wird, auf der wir nur die Würdeträger unter den Pianisten erblicken. Vorzüglich haben in dem heutigen Concerte jene Clavierstücke angesprochen, welche als Composition klarer und prägnanter, somit im Allgemeinen faßlicher waren. So gewährten die einfachen Themen in der langen Thalberg'schen „Don Juan-Phantasie“ weit höheres Interesse, als die bravourfülligsten Stellen. Eine Caprice von Alkan gefiel durch die Neuheit ihrer Form so, daß die Concertgeberin zur Wiederholung aufgefordert wurde, wobei sie zum gänzlichen Beschlusse den Liszt'schen Galopp Chromatique unter donnerndem Applaus spielte.

Zu ähnlichen Wiederholungen wurde sie nach dem Vortrage jeder Hauptpiece aufgefordert.

Als Zwischennummer sang Dlle. Bury eine italienische Romanze, die nur durch die hübsche Stimme der Sängerin und seelenvolle Begleitung des Hrn. Hartinger auf dem Violencell angesprochen hat. Hr. Haimer sang den „Hornklang“ von Till mit Hornbegleitung von Hrn. Roth und erfreute sich eines wiederholten Hervorrufes.

Musikalische Akademie

des Hrn. Friedrich Kaufmann aus Dresden mit den von ihm erfundenen und verfertigten Instrumenten, im k. k. kleinen Redoutensaale am 1. Jänner 1842.

Der von Wiens Kennern und Freunden der Musik und Mechanik bereits in seinen früheren Productionen mit ehrendem Beifalle ausgezeichnete Acustiker brachte in diesem seinem Abschiedsconcerte folgende Piecen:

1) Ouverture und Orgie aus den „Ghibellinen“ (Harmonichord, Chordaulodion und Symphonion).

2) Arie aus „Don Juan“ und Duett aus derselben Oper (Chordaulodion, Symphonion).

3) „Des Schweizers Heimweh,“ von Proch, gesungen von Dlle. Amalie Hoffmann, Hofopernsängerin, auf dem Harmonichord begleitet vom Concertgeber.

4) Variationen für die Flöte über ein schwedisches Volkslied, von Fürstenau (Symphonion).

5) Finale aus: „I Capuletti ed i Montecchi“ (Harmonichord und Symphonion).

6) Halleluja aus Händels „Messias“ (Salpingion).

7) „Der Älpler,“ Gedicht von J. G. Seidl, gesprochen von Dlle. Planer, frei auf dem Harmonichord begleitet vom Concertgeber.

8) Variationen für die Flöte über ein Thema aus der „Zauberflöte,“ von Fürstenau (Symphonion).

9) Balletmusik von Herz und Chopin (Chordaulodion, Symphonion).

10) Finale für sämmtliche Instrumente.

Da wir schon in unserem Berichte (Morgenblatt Nr. 149 vom letztverflossenen Jahre) über die Construction und Eigenschaften dieser sinnreich erfundenen Instrumente gesprochen haben, so erübrigt uns nur noch über den neuerlichen allgemein guten Erfolg, und die vorzügliche Wirkung zu berichten, welche wieder die Flöten-Variationen auf dem Symphonion hervorbrachten. Recht ausgezeichnet sang Dlle. Hoffmann Hrn. Proch's charakteristische Composition, so wie auch Dlle. Planer das schöne Gedicht zur hohen Befriedigung des Publicums vortrug.

Der Saal war ziemlich gefüllt, und Hr. Kaufmann wurde durch oftmaligen Applaus und Hervorruf geehrt. Möge er in pecuniärer Bezie-

hung über so befriedigt von Wien scheiden, als es das hiesige Publicum mit den Leistungen der merkwürdigen Resultate seines Erfindungsgeistes war.

Eisenbahnzeitung.

Im Jahre 1840 wurden zwölf Strecken von sechs Eisenbahnen, zusammen über 28 Meilen lang, im Jahre 1841 aber bis Ende October sechzehn Strecken, gleichfalls von sechzehn Eisenbahnen, zusammen 56—57 Meilen lang, in Deutschland eröffnet.

Im ersteren Jahre wurden drei Eisenbahnen, als: Die Thüringerbahn, die Magdeburg-Leipziger und die München-Augsburger, im letzteren ebenfalls drei Bahnen: Die Düsseldorf-Elberfelder, die Berlin-Anhaltische, die Braunschweig-Harzburger, vollendet.

Im Ganzen sind nun zehn Eisenbahnen, hundert fünf Meilen lang, vollständig, vier andere theilweise auf achtundfünfzig Meilen Länge eröffnet; zusammen werden 163 Meilen Eisenbahn befahren (26 mit Pferden, 137 mit Dampfwagen, von denen 55 (vier Bahnen) in Nord und 46½ (zwei Bahnen) in Süddeutschland zusammenhängende Systeme bilden. Im Bau begriffen sind sechs noch gar nicht befahrene Eisenbahnen. Das aufgewandte Capital beträgt für die ganz vollendeten Eisenbahnen circa: 23,350,000 Thaler, für die erst theilweise eröffneten 17—18 Millionen Thaler, zusammen also über 40 Millionen Thaler.

Künstlerischer Wegweiser.

In Pesth macht ein junger Porträtmaler aus Wien bedeutendes Aufsehen, es ist dieß Hr. Georg Raab, seine Leistungen in Öhl und Aquarell-Porträten sollen Alles bis jetzt dort Geschene übertreffen.

Der Kunsthändler A. Ehrenreich in Pesth hat in der Person des Hrn. Jg. Neumann (Bruders des Kunsthändlers gleichen Namens in Wien) einen tüchtigen Gesellschafter gefunden. Die Firma Ehrenreich und Neumann dürfte bald durch ihre Thätigkeit und ausgezeichnete Bekanntschaft mit so vielen Notabilitäten Europas zu den vorzüglichsten Kunstanstalten der Monarchie gehören.

Der rühmlichst bekannte Kupferstecher Jesi in Florenz hat nach jenem so hochgeschätzten interessanten Gemälde, welches Leo X. mit den beiden Cardinälen Rossi und Giulio de Medici vorstellt und zu den vorzüglichsten Gemälden der Gallerie Pitti gehört, eine Platte nach mehrjähriger angestrengter Arbeit vollendet. Der Künstler ist mit derselben nach Paris gereist, um daselbst Abdrücke fertigen zu lassen.

Omnibus.

(Eine Pfauenjagd in Indien.) Am 6. April, erzählt ein Officier des 30. bengalischen Infanterie-Regiments, kamen wir nach Chatteno und lagerten am Rande des großen Moorbunge, bekannter unter dem Namen: der Pfauenwald. — Es mochte ungefähr sieben Uhr des Morgens seyn, als wir mitten im Walde auf einer weiten Grasfläche Halt machten und unsere Zelte in der Nähe eines Sumpfes aufschlugen, welcher dicht mit indischen Wasserlilien bewachsen war. — Hier hatte ich das Unglück, meinen Hühnerhund, welcher nach dem langen und anstrengenden Marsche in dem Sumpfe seinen Durst stillen wollte, von einem Alligator entführen zu sehen. — Trotz der Sonnenhitze beschloß ich, nebst zwei anderen Officieren eine Jagdpartie zu machen. Als wir das Frühstück zu uns genommen, begaben wir uns mit drei Doppelflinten und der nöthigen Munition versehen, und von mehren Führern begleitet in den Pfauenwald. — Todtenstille herrschte rings herum, kein Blatt bewegte sich, nur zuweilen wurde die schauerliche Öde durch den schrillenden schauerlichen Ruf eines Pfaues, oder durch das seltsame und widerliche Gegrunze eines Elenthieres unterbrochen, das in seinem Lager sich der Moskitos, der heftigsten Plage dieser Thiere, nicht erwehren konnte. Als wir einen Hügel hinabstiegen, sahen wir in einer Schlucht, nur wenige Schritte von uns entfernt, vier Wölfe, die das Skelett eines Thieres benagten, das wahrscheinlich die Beute eines umherstreifenden Leoparden oder Tigers geworden war. — Mit Einemmale wurde der Wald lichter, und wir erblickten auf einer Ebene Hunderte und Hunderte von Pfauen, ein Anblick, der uns auf das lebhafteste überraschte. — Wir näherten uns ungefähr bis auf hundert Schritte diesen prachtvollen Thieren, bevor sie sich in die Bambusgebüsche zurückzogen. Als sie ihre Schweife entfalteten, glich ihr glänzendes Gefieder im Strahl der Sonne den prachtvollsten Stickereien, mit den reinsten und blendendsten Edelsteinen besäet. Die Jagd begann. Jeder Schuß von uns erlegte 6 oder mehr der schönen Vögel, und unsere drei Doppelflinten brachten uns 27 Stücke. Wir würden die Jagd noch länger fortgesetzt haben, hätte uns nicht die Sonnenhitze zum Rückzug in die Schatten des Waldes gezwungen. Wir gelangten über mehre Bergwässer, an deren sumpfigten Ufern wir häufige Fährten von Tiegern, Leoparden und ähnlichen reißenden Thieren fanden, die hieher kommen ihren Durst zu stillen. Der Pfauenwald selbst ist eine noch ganz unbekannte Waldeswildniß, in deren innerem Dickicht die größten Ströme im südwestlichen Theile Indiens ihre Quellen haben, und der nur von den in dieser Gegend heimischen Raubthieren bewohnt wird.

(Carthago zerstört.) Das Packetschiff aus Jamaika brachte nach England die Nachricht, daß die vorbenannte Hauptstadt des mittelamerikanischen Staates Costa Rica durch ein Erdbeben zerstört wurde.

(Bei großen Gastmählern im vierzehnten Jahrhundert) stellte man als Aufsätze in der Mitte der Tafel ganze Schweine, Kälber, Bären, Hirsche, Störe, vergoldet oder versilbert, oder in ihrer natürlichen Haut, von innen aber gebraten. Sie dienten den Gästen als Schaustücke und wurden nach der Tafel der Dienerschaft oder dem Volke preisgegeben.

(Am letzten Sylvesterabend) wurden im Dorfe Pessigkau bei Klentsch die Äpfel von einem Baume genommen, welcher zum zweiten Male in einem Jahre diese Frucht getragen hatte.

(Der Geruch der Steinkohlen) soll solch einen nachtheiligen Einfluß auf die Gartenzucht haben, daß in einem Umkreise von zehn englischen Meilen um London gewisse Blumenarten, als die gelbe Heiderose, gänzlich aussterben.

(Abgerichtete Bienen.) Die Gesellschaft der Künste in London bewunderte unter andern auch den Herrn Bildemann aus Plymouth mit drei Bienenschwärmen, welche er theils auf seinem Gesichte, seinen Schultern und Taschen hatte. Die Bienenkörbe wurden in einen benachbarten Saal gestellt, und er begann zu pfeifen. Mit diesem gegebenen Zeichen verließen ihn alle Bienen, und jeder Schwarm begab sich in seinen Stock. Hr. Bildemann pfiff zum zweiten Male, und die Bienen setzten sich auf ihren vorigen Platz, auf das Gesicht, die Schultern und in die Taschen ihres Herrn. Er wiederholte diesen Versuch zum öftern, ohne daß irgend Jemand von den Anwesenden beschädigt wurde.

Ball-Anzeige.

Die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates wird am Mittwoch den 19. Jänner 1842 in den beliebten, heuer durch den Zubau eines ganz neuen Saales im ersten Stocke erweiterten Localitäten zum „Sperl“ in der Leopoldstadt einen Ball abhalten, zu welchem nur die Mitglieder der Gesellschaft und die von diesen namentlich Empfohlenen, Eintrittskarten das Stück zu 1 fl. 20 kr. C. M. und zwar vom 10. bis inclusive 16. Jänner in der Gesellschaftskanzlei unter den Tuchlauben Nr. 558, vom 17 Jänner bis zum Beginne des Balles aber zu ebener Erde in benanntem Gesellschaftshause Vormittags von 10 bis 1 Uhr und Nachmittags von 4 bis 6 Uhr erhalten könne. — Da auf den bisherigen Gesellschaftsbällen, bei deren Unternehmung durch die obige Maßregel immer für eine anständige gewählte Gesellschaft gesorgt wird, stets der größte Frohsinn und allgemeine Zufriedenheit herrschten, so dürfte auch dem dießjährigen Balle eine zahlreiche Theilnahme verbürgt werden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen. Kostet für Wien auf Pein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung franklirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Doßerlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 4.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 8. Jänner 1842.

Die Probe *).

Der Herrscher Harun-al-Raschid,
Vor dem sich der Orient gebeugt,
Er hatte mit seinem Weibe
Zwei tüchtige Söhne gezeugt.

Wer hoffnungsvoller von Beiden,
Ob Mamun, ob Feim, war schwer,
Unmöglich fast zu entscheiden,
Doch liebt er den Ältern mehr.

Die Mutter vergeß manche Thräne,
Es macht' ihr die Vorliebe Schmerz,
Denn gleich theilten beide Söhne
Sich in ihr mütterlich Herz.

Und mancher Zwist entspann sich,
Die Mutter den Vater schalt,
Daß Ein Sohn ihm so wenig,
Der And're so viel ihm galt.

Doch Harun versetzt: „Meine Neigung
Ist nicht einer Laune Spiel,
Der Feim liebt mich nur wenig,
Der Mamun liebt mich so viel."

Und da Zobeide behauptet:
Es lieben ihn Beide gleich heiß,
Verspricht er durch eine Probe
Zu geben ihr den Beweis.

Vertraute sandt' er an Beide,
Die mit hofmännischer Kunst
All' ihren Neigungen fröhnend,
Erwarben sich ihre Gunst.

Und eines Tags trat der Günstling
Gebeugt vor Prinz Feim hin
Und sprach: „Du weißt, daß mit Leben
Und Blut ich ergeben dir bin."

„Doch leid' ich dadurch auch Verfolgung,
Und hoffe, wenn einst der Sohn
Dem Vater als Herrscher folget,
Von seiner Gnade den Lohn!"

Und Feim erwiedert: „Ich weiß es,
Du dienst mir liebend und treu,
Dein Lohn, bin ich einst Kalyfe,
Die Großweßirsstelle sey."

Und eines Tags trat der Günstling,
Der And're, vor Mamun hin
Und sprach: „Du weißt, daß mit Leben
Und Blut ich ergeben dir bin."

„Doch leid' ich vom Vater Verfolgung,
Weil ich so ergeben dem Sohn,
D'rum, wenn einst wird sterben der Vater,
Erwart' ich von dir meinen Lohn!"

Und Mamun erwiedert: „Ich weiß es,
Du dienest mir liebend und treu,
Doch sprichst du vom Tod meines Vaters,
So spalt' ich den Kopf dir entzwei!"

Und als von der Antwort der Prinzen
Man Kunde den Ältern gibt,
Da fand Zobeide, daß Harun
Den Mamun mit Recht mehr geliebt.

J. F. Castelli.

*) Als Probe der in einiger Zeit erscheinenden „orientalischen Granaten."

Die letzte Stunde.

Von Johann Heinrich Mirani.

2.

(Fortsetzung.)

In dem Hause des Alcaden von Logrono herrschte die froheste Laune. Jubel, Musik und Sang ertönte. Die ganze Nachbarschaft widerhallte von diesem lustigen Lärmen, und die ermatteten Carlisten, welche auf ihren Posten hie und da schlummerten, fuhren aufgeschreckt in die Höhe und faßten nach den Waffen. In dem heitern Kreise vergaß man den Bürgerkrieg, der Alcade dachte nicht an Christina, für ihn gab es nur eine Königin, die Königin seines Herzens, Rosaura, mit welcher er das Verlobungsfest feierte. Während die Gäste des Bräutigams in Lust und Freude schwelgten, erwartete ihr nächster Nachbar seine letzte Stunde.

In einem ziemlich wohlverwahrten Gewölbe des Erdgeschosses war Desançon eingesperrt, und überdachte sein Schicksal, das ihn so schnell und so unvermuthet an den Rand des Grabes warf. Don Garcia, empört durch das Betragen des jungen Officiers, der mitten unter den Feinden seinen frohen Muth nicht verlor, und sie höhnend zur Tafel lud, dieser mächtige General sprach über Desançon das Todesurtheil aus, und die sechste Morgenstunde sollte seines Lebens letzte seyn. Dieses Bewußtseyn verscheuchte die frohe Laune des Franzosen und machte ihn nachdenkend. Doch nicht lange saß er so in Gedanken, die oben ihm im ersten Stocke herrschende Lust riß ihn aus seinem Sinnen heraus, er trat an das Gitterfenster und stimmte ein in den frohen Gesang der Gäste. So das Trinklied mit trällernd sah er hinaus in die heitere Winternacht und bemerkte nicht früher den Eintritt eines alten Mannes, bis dieser ihn auf die Schulter klopfte und seinen Namen rief.

„Was willſt du?“ fragte der Officier, ſeinen Geſang unterbrechend.

Der Alte leuchtete ihm ins Geſicht und ſtarrte ihn ſprachlos an.

„Kommſt du mich zum Tanz zu laden? Sprich! ich folge gerne.“

Der Andere fuhr erſchrocken zurück, doch bald faßte er ſich, bekreuzte Stirn und Bruſt und trat näher zu dem Gefangenen.

„Per dios!“ rief er, „Ihr ſcheint es zu ſeyn, iſt es aber ein Blendwerk dieſe Geſtalt, o ſo hebe dich hinweg, böſer Geiſt!“ er murmelte leiſe einige Worte.

„Könnteſt du mich von dieſer Stelle wegbeten, ich würde dir dankbar ſeyn, leider kannſt du es nicht und dein Gefangener, wie er leibt und lebt, ſteht vor dir; ſprich, was verlangſt du?“

„Der Alcade ſchickt mich zu Euch, mich nach Eurem letzten Wunſche zu erkundigen.“

„Was liegt ihm denn an meinen Wünſchen?“

„Don! bei uns iſt noch Niemand gerichtet worden, deſſen letzter Wille nicht gewährt wurde. Das iſt ſo Gebrauch. Euch in dieſen Augenblicken gefällig zu ſeyn, iſt die Pflicht des Alcaden, und heute, da er ſo froh, ſo glücklich iſt, will er keine Unglücklichen um ſich wiſſen; darum ſprecht, was wünſcht Ihr?“

„Kann mir der Alcade meine Freiheit geben?“

„Euer Leben iſt dem Kriegsgeſetz verfallen, aber erheitern will er Euch die letzte Stunde.“

„Nun gut, ſo führe mich zu ihm.“

Der Alte war abermals erſtaunt und verſicherte, daß er das nicht dürfe.

„So bitte ihn, ſich zu mir zu bemühen,“ der Andere zauderte; „*das iſt mein Wunſch*, ich will den Alcaden ſprechen.“

Der Alte ging und ſchloß die Thüre, doch bald kehrte er mit dem Alcaden zurück, mehre der Gäſte folgten und den Eingang beſetzten zwei rothbehoſete Carliſten.

„Ihr wollt mich ſprechen?“ fragte ziemlich beſcheiden der Ortsrichter.

„Vor allem nehmt meinen herzlichen Glückwunſch zu dem heutigen Verlobungsfeſte. Wenn die Wünſche eines Sterbenden erfüllt werden, ſo iſt Euer Glück begründet.“

Der Andere dankte und der Officier fuhr fort: „Ich habe eine Bitte an Euch, die *letzte* Bitte. Wollt Ihr mir ſie gewähren?“

„Alles, was in meiner Macht ſteht!“

„Euer Wort, Eure Hand darauf!“

„Da habt Ihr Beides.“ Er reichte ihm die Hand.

„Laßt mich Theil an Eurem Feſte nehmen, das iſt Alles, was ich bitte, in Luſt will ich die letzten Augenblicke verleben, einen luſtigen Tanz vor dem Todestanz noch machen!“

Der Alcade ſah ihn zweifelnd an.

„Fürchtet nicht, ich werde aus Eurem heitern Kreiſe den Frohſinn bannen, nein! erhöhen will ich ihn.“

„Das iſt gegen meine Pflicht.“

„Die bleibt unverletzt, ob ich hier in dieſem Gewölbe die Todesſtunde erwarte, oder in dem Hochzeitsſaale, gilt Euch gewiß ganz gleich. Ihr habt getreue Wächter, laßt ſie dort die Ausgänge bewachen, wenn Ihr meinem Wort nicht traut, und zum Überfluß ſchwöre ich, keinen Verſuch zur Flucht zu machen.“

Der Alcade war in der größten Verlegenheit. In dieſem Augenblicke näherten ſich einige junge Mädchen, welche ſchon früher an der Thüre ſtanden.

„Ach, meine ſchönen Damen!“ rief *Deſançon*, „nehmen Sie ſich meiner an, ich bin ein flotter Tänzer, und werde mich bemühen, Ihnen meine Achtung zu beweiſen. Was für ſchönere Augenblicke kann ich noch leben, als die in Ihrer Geſellſchaft. Die Bitte eines Sterbenden, ſein Wunſch iſt: von ſolchen Huldgeſtalten bis zu ſeiner letzten Stunde umſchwebt zu ſeyn.“

Er bat ſo ſchön, ſo freundlich, daß die weichen Seelen, ſich ſeiner erbarmend, den Alcaden beſtürmten, und dieſer endlich nachgebend, ihn hinauf in den Saal führte. Im Vorgemache ordnete *Deſançon* an ſeiner Toilette, dann trat er mit dem ihm angebornen Anſtande und mit dem heiterſten Geſichte in den Kreis der Gäſte.

Wie Einen ihres Gleichen empfingen ihn dieſe, und der Alcade eilte, ihm ſeine Braut vorzuſtellen.

(*Fortſetzung folgt.*)

Eine wilde Roſe.

Nach dem Däniſchen.

In jener engen Gaſſe, die ſo ſchmal iſt, daß man gezwungen wird, in die niederen Fenſter zu ſchauen, erblickte ich ein Weib — ſie war es! — Vor ſechzehn Jahren kannte ich ſie ſchon als Kind. Es war draußen auf dem Dorfe, da ſpielte ſie in dem Garten des alten kranken Küſters. Die Roſengebüſche herum waren bejahrt und verwildert und wuchſen in die Gänge hinüber und rankten ſich hinauf in die Zweige der Äpfelbäume, nur hie und da gewahrte man eine Roſe, nicht ſo ſchön als die Königin der Blumen ſeyn kann, aber die Farben waren da und der Duft. Die ſchönſte Roſe jedoch ſchien mir des Küſters kleine Enkelin, welche auf ihrem niedrigen Schemel unter den wilden Roſenhecken ſaß und ihre Puppe auf die eingedrückten Wangen von Pappe küßte.

Im ſchimmernden Ballſaale erblickte ich ſie ungefähr nach zehn Jahren wieder. Sie war damals des reichen Bankiers allerliebſte Braut und ich freute mich über ihr Glück und dachte für ſie gerne an Einſt und Jetzt. Aber meine Roſe wuchs auch hinaus über den Weg und rankte ſich zu dem, der ihr beſſer gefiel als ihr Bräutigam und der doch nicht ihr Bräutigam war.

Heute hatte ich Gelegenheit, den letzten Act zu ſehen. In jener engen Gaſſe, die ſo ſchmal iſt, lag ſie auf einem armſeligen Lager, krank zum Sterben, und die böſe Wirthin, geizig und geldſüchtig, zog den Umhang vom Bette und ſagte: „Steh auf du! Dein Antlitz iſt blaß und abſchreckend, ſchminke und putze dich, die Luft iſt dir zuträglicher als die dumpfe Stube.“

„In meinem Herzen iſt der Tod,“ ſtöhnte jene, „o laß mich doch ruhig hinwegſchlummern aus meinem elenden Daſeyn.“

Die Alte aber riß ſie empor, ſchminkte ihr geſchäftig die todtbleichen Wangen, ſchlang Roſen in ihr Haar, zog ſie an das Fenſter und entfernte ſich dann.

Ich aber ſtarrte mit tiefer Wehmuth auf die blaſſe Roſe aus des alten Küſters Garten, reglos ſaß ſie eine Weile; plötzlich rührte ſie krampfhaft ihre Hände, faltete ſie und ließ ſie ſinken — klirrend brach eine der Glasſcheiben, aber ſie ſaß wieder reglos und ſtille, von der beleuchteten Gardine wie von einer flammenden Fahne umweht — ſie war todt. Ich trug einen ſchweren Eindruck mit mir fort. Arme Roſe aus des alten kranken Küſters verwildertem Garten!

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Dinstag den 4. Jänner zum ersten Male: Die lebenden Rosen, oder: Die Abenteurer. Phantasie-Gemälde mit Gesang, Tableaux und Gruppirungen in zwei Acten. Nebst einem damit verbundenen Vorspiele in einem Act. Musik vom Capellmeister Hrn. Hebenstreit. Gruppirungen vom Pantomimenmeister Hrn. Joh. Fenzl. Die vorkommenden neuen Decorationen von den HH. Räbiger, Mayer und de Pian.

Der Werth dieses Stückes liegt viele Grade unter dem Gefrierpunct, unter O; mich friert's, wenn ich daran denke, der Frost fährt mir in die Fingerspitzen und verwehrt, meine Rüge umständlich zu Papier zu bringen; ich berufe mich daher auf den Tadel, den ich einzeln in früheren Localpossen aufzuführen so oft Gelegenheit hatte, in Summa wird er genügen für diese Misere, genannt: Phantasie-Gemälde. Capellmeister, Pantomimenmeister und Maschinisten haben es versucht, ein ziemlich schönes Gewand einem Skelette umzuhängen. — Wenn ich das theilweise gute Spiel des Hrn. Scholz und der Mad. Scutta, Dlles. Ammesberger und Riondo heraushebe, so ist auch über die Ausführung genug gesagt. — Der Besuch war nicht zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Dinstag den 4. d. M. producirte zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge der Told'schen Posse: Ein Glas Punsch, Hr. Jean Rozet aus Lyon ein großes Museum von Marmorbildern, durch Personen dargestellt.

Viele der erhabensten Gebilde aus der Fundgrube aller Kunst und aller Schönheit, aus dem classischen Alterthum, stellten sich unsern überraschten Blicken dar und rissen das zahlreich versammelte Publicum zu einem stürmischen Beifalle hin. Es ist aber auch ein Schauspiel, welches dem ästhetischen Sinne vollkommen Genüge leistet, und sowohl von künstlerischem, als poetischem Standpuncte aus betrachtet, aller Anerkennung werth ist. Hr. Rozet, Eigenthümer von zehn Ehrenmedaillen, die er wegen Erfindung dieser Art von Schauspiel erhalten hat, brachte 26 Gruppen nach Statuen des classischen Alterthums zur Anschauung, und überraschte sowohl durch die Neuheit dieser Art von Schauspielen, als auch durch die Gediegenheit der Stellungen und durch die marmorartige Starrheit der Gruppen. Von besonders günstiger Wirkung war es, daß man durch das Umbrechen einer Scheibe in die Lage gesetzt war, jede Gruppe von allen Seiten zu sehen, und sich so die Überzeugung zu verschaffen, wie vollendet im Ganzen und Einzelnen die Darstellung der classischen Gebilde der größten Bildhauer der Welt aufgefaßt und wiedergegeben sey. Jedes der zur Anschauung gebrachten Gebilde wurde mit stürmischem Beifalle begrüßt, und mehre derselben mußten sich wiederholt den Blicken der entzückten Versammlung zeigen. Hr. Pokorny hat an Hrn. Rozet eine gute Acquisition gemacht, und das Publicum bewies ihm durch die That, daß alles wahrhaft Schöne und Gediegene, gehöre es auch einer höheren Sphäre an, stets empfängliche Herzen finde.

Musikalisches Perspectiv.

Vorgestern veranstaltete Hr. Fuchs im Musikvereinssaale eine musikalische Akademie, in welcher er den zahlreich anwesenden Freunden seiner Muse drei Lieder, dann eine neue und eine ältere, uns jedoch unbekannt gewesene Ouverture fürs ganze Orchester (auf Verlangen!) vorführte. Sämmtliche Compositionen zeigen von einer bedeutenden Gewandtheit im Satze und einem gutgebildeten Geschmack des Verfassers in der Wahl der Melodien. Letztere sind, ohne eben originell zu seyn, prädominirend, machen daher die Essenz der Compositionen aus, welche von höherem Interesse seyn würden, wenn die Gedanken zu einer Totalität gehörig verbunden wären und mehr eigenthümliche Färbung hätten, überhaupt im Ganzen das Gepräge eines schaffenden Geistes mehr hervortreten würde. Die Lieder scheinen mehr eine wohlgeeignete Folie für den Sänger als charakteristisch bezeichnende, tiefer gefühlte Tongemälde zu seyn, daher auch jene beiden, welche Hr. Wild mit seiner noch immer ergreifenden Stimme, die ihm dießmal ganz besonders zu Gebote stand, vortrug, eine weit größere Wirkung hervorgebracht haben, als das, welches Dlle. Wittmann sang.

Eine von Hrn. Parish-Alvars auf der Harfe vorgetragene Phantasie erregte durch die außerordentliche Bravour und Kraft des Künstlers Bewunderung und die lebendigste Theilnahme. Man wähnte ein trefflich gespieltes vielorlaviges starkes Pianoforte zu hören. Und wenn uns ein Wunsch übrig blieb, so war es der, daß der Künstler die Harfe als solche mit ihren bezaubernden charakteristischen Tönen wenigstens stellenweise vorwalten ließe, indem die ganze Phantasie mehr den Charakter einer Clavierpiece als des Harfenspiels hatte. Der ausgezeichnete Virtuose wurde ebenso wie Hr. Wild mit stürmischem Beifall belohnt.

Nebst diesem spielten noch die HH. Mayer und Dobyhal ein Concertante von Slavjk, für zwei Violinen vom Hrn. Concertgeber eingerichtet. Beide recht wackere Jünger im Bereiche der Violinherrschaft wetteiferten gemeinschaftlich das zu spielen, was Slavjk dereinst allein spielte. Ihre Leistung fand eine sehr beifällige Anerkennung.

(Musikalischer Geschicht- und Erinnerungskalender für das Jahr 1842 herausgegeben von Franz Glöggl.) Dieses Werkchen enthält nebst den gewöhnlichen Kalenderdaten, und dem Verzeichnisse der auf jeden Tag des Jahres entfallenden Denkwürdigkeiten der Tonkunst, Aufsätze von hohem belletristisch-musikalischem Interesse. Vor Allem findet sich darin ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Musikvereine und Conservatorien der österreichischen Monarchie nebst einer Angabe ihrer besonderen Zwecke. Mehre wissenswerthe Notizen, Erzählungen und Anekdoten über berühmte Musiker; theoretische Abhandlungen und aphoristische Aufsätze über Musik und die Wirkungen derselben, unter denen wir nur jene über die Frage: Wer soll Musik lernen? namentlich hervorheben wollen. Die weiteren Darstellungen, oder die besonderen Leistungen in der Kirchenmusik, Erfindung neuer Instrumente, die Verzeichnisse der Kunst- und Musikalienhändler, der Instrumentenhandlungen, so wie der Musiklehranstalten und der Instrumentenmacher in Wien bildet ein für jeden einheimischen und fremden Künstler eben so wie für den Kunstliebhaber höchst nothwendiges Auskunftsbureau, und macht diesen Kalender, der seiner Zusammenstellung wegen mehr in die Classe der Almanache gehört, zu einem unentbehrlichen Vademecum aller Musiker, nicht nur beim Jahreswechsel, sondern für das ganze Jahr. Die Anschaffung dieses musikalischen Kalenders wird Jedem um so leichter, als man ihn um den mäßigen Betrag von 48 kr. in allen Buchhandlungen haben kann.

Omnibus

(Schilderung einer spanischen Post.) Der junge geistreiche Amerikaner, Sliden, hat vor einiger Zeit in London eine Schrift über Spanien, „a year in Spain," herausgegeben, dem wir die folgende Schilderung entlehnen. — „Die Abfahrt des Postwagens aus dem Hofe von Madrid gleicht der Bewegung eines Berges und ist immer von einem Erdbeben begleitet. Die Thiere, die uns durch die Straßen Madrids zogen, waren sieben Maulthiere; sechs davon gingen paarweise nebeneinander, während das siebente allein an der Spitze stand und mit dem Namen Capitana beehrt ward. Ihr Geschirr unterschied sich von jedem andern, das ich bisher gesehen hatte; denn während das letzte Paar wie gewöhnlich an den Wagen befestiget war, hatten alle übrigen lange Stränge, die, statt an die Deichsel, an den Wagen selbst gingen, und von dem Schleppen auf der Erde beim Bergabfahren durch einen Riemen am Ende der Deichsel verhindert wurden, durch den sie alle gingen, bloß das vorangehende Maulthier ward durch Zügel geleitet, die Halftern der andern waren an die Stränge der Capitana befestigt und mußten also allen Bewegungen derselben folgen. Auch Putz und Schmuck war bey diesem merkwürdigen Zuge nicht vergessen. Die Thiere waren am ganzen Leibe glatt geschoren, um die Hitze desto besser aushalten zu können; man hatte aber dabei zugleich auf Schönheit Rücksicht genommen, und hier und da einen Streif Haare stehen lassen; der Schwanz war noch voll genug, um zu einem wirksamen Fliegenwedel zu dienen, das Haar an den Schenkeln aber gitterähnlich geschoren, so daß es ziemlich den Schnörkeln der Husarenbeinkleider glich. Außerdem hatten die Thiere eine beträchtliche Menge Federn und buntfarbige Quasten an sich, so wie am Halse mehre Glöckchen. — Zu dem Wagen

gehörte ein Zagal oder Postillon und ein Mayoral oder Conducteur. Die Art, wie sie ihre Maulthiere behandelten, war sonderbar genug. Der Zagal sprach die ganze Zeit über bald mit dem, bald mit jenem, rief sie beim Namen und redete ihnen zu, in gerader Reihe zu gehen, den Theil, der auf jedes komme, willig zu ziehen, und sich nicht an dem andern zu reiben. Ich sagte, er rief sie mit Namen; denn in Spanien hat jedes Maulthier seinen Namen, und die, welche unsern Wagen zogen, machten davon keine Ausnahme. So hatten wir außer der Capitana eine Portugesa, Aragonesa, Coronela u. s. w. Wenn ein Thier seine Schuldigkeit nicht that, sich entweder von dem Wege entfernte, oder nicht ordentlich zog, so rief der Zagal unwillig den Namen desselben und betonte besonders die letzte Sylbe stark. — Ob nun die Thiere wirklich ihre Namen kannten oder wußten, daß sie nicht recht gethan hatten, die Stimme des Zagals stellte gewöhnlich die Ordnung wieder her. Rief der Zagal Coronela und Portugesa gehorchte vielleicht dem Rufe aus Irrthum, so schrie er, „segnellestra“ (die andere), und das getroffene Maulthier kehrte stets zu seiner Schuldigkeit zurück. — Wenn Ermahnungen nichts fruchteten, so folgten gewiß Prügel; der Zagal sprang dann von dem Wagen herunter, zu dem Delinquenten hin und bearbeitete ihn mit Schlägen und Schimpfwörtern oft eine halbe Stunde lang, wobei er sich bisweilen, um näher zu seyn, auf das hinter- oder neben dem Fehlenden gehende Thier setzte. Die Unermüdlichkeit und Thätigkeit dieser Zagals ist wahrhaft wunderbar. Von den 20 Meilen, die eine Post gewöhnlich macht, laufen sie wenigstens zehn und stehen ein Viertel der andern Hälfte auf dem Tritte des Wagens auf einem Beine. Bergauf lief der Zagal gewöhnlich und peitschte die Maulthiere den ganzen Weg hinauf, stand bisweilen am Wege still und sammelte sich Steine. — Auf der Spitze des Hügels hielt er sich gewöhnlich an den Schwanz eines Maulthieres an und sprang so auf den Wagen, ehe es wieder bergab ging. Bei dem Bergabfahren hielt er seine rothe Mütze mit den Steinen in der einen Hand und warf mit der andern bald dieses bald jenes Maulthier, um sie in Ordnung zu erhalten und zu verhindern, daß weder die Stränge auf der Erde schleppten, noch sich um die Beine der Thiere schlängen.

(Die Sortes Virgilianae.) Man bediente sich, besonders in früherer Zeit, sehr häufig der Verse des Virgilius, um dadurch die Zukunft zu erfahren. Man schlug in dieser Absicht das Dichterwerk auf's Geradewohl auf, und betrachtete dann die zuerst in die Augen fallende Stelle als eine Antwort des Schicksals. So wurden auch in neuerer Zeit die Sortes Virgilianae besorgt. Folgendes merkwürdige Ereigniß erzählt Wellwand aus dem Leben des unglücklichen Carl I., Königs von England. Carl war zu der Zeit, da er mit dem Parlamente auf das Stärkste gespannt war, auf der Bibliothek zu Oxfort mit Lord Falkland, der ihn bewog, wegen des Ausganges seines weitaussehenden Streites die Sortes Virgilianas zu befragen. Der König schlug das Buch auf, und die ersten ihm in die Augen fallenden Verse waren: Aeneid. IV. 615 — 621:

At bello audacis populi vexatus et armis
Finibus externis, complexu avulsus Juli
Auxilium imploret, videatque indigna suorum
Funera, nec, quum se sub leges pacis iniquae
Tradiderit, regno aut optata luce fruatur
Sed cadatante diem, mediaque inhumatus arena.

Lord Falkland nahm hierauf dem über diese fürchterliche Weissagung bestürzten Carl das Buch aus der Hand, um glücklichere Sortes zu bekommen, schlug auf und fand: Aeneid. II. 45 — 48:

Non haec Evandro, de te promissa parenti
Discedens dederam, quum me complexus euntem
Mitteret in magnum imperium, metuensque moneret.
Acres esse viros, cum dura proelia gente.

(Miß Fanni Kemble) wurde im Jahre 1835 in London um fünfhundert Thaler in einer Auction verkauft. Sie war nämlich eine Tulpenzwiebel.

(Launichte Bemerkung.) Bei einer etwas stürmischen Sitzung deutscher Gelehrter beschwichtigte der Präses derselben die Aufgeregten durch die Worte: „Meine Herren, wie wäre es, wenn wir nur immer vier auf einmal sprächen?“

(Merkwürdige Keller in Limoges.) Diese ungeheuren und wunderbaren Keller haben größtentheils drei Stockwerke, doch am bedeutendsten sind jene im Hause eines Kaufmanns, wo, nach dem Niedersteigen durch mehre Geschosse, labyrinthische Gänge folgen, die in Felsen gehauen, mit Tropfstein überzogen, ohne genaue Kenntniß und Führung Jedermann verwirren müssen. — Am Boden finden sich Löcher, durch die man hinabkriecht in andere Keller, wo große und kleine Gewölbe abwechseln. In diesen sieht man in der Höhe wieder Öffnungen, zu denen man auf der Leiter ansteigt, um in neue Gewölbe zu kommen. Hier ist eine Mauer an einen Granitfelsen angelegt, dort ist ein Gewölbe eingefallen, hier eine alte Thüre halb zugemauert, hier ein Gewölbe, welches ein Haus in sich fassen könnte, dort hat kaum ein Weinfaß Raum. Hier ist der Eingang in einen Keller, kaum für einen ganz mageren Gefangenen groß genug, dort kann man mit einem Heuwagen hinein fahren. — Niemand weiß die Entstehung dieser Keller zu erklären; als Weinkeller können sie nie gedient haben, denn er wäre nur in Flaschen hineinzubringen, auch ist dieß kein Weinland; von einem Bergbau weiß man da auch nichts. Die Keller werden jetzt nur wenig benutzt; sonst hatte jener Kaufmann Wein im obersten Keller liegen. Einst schickte er seine Köchin nach einer Flasche. Unglücklicherweise löscht ihr Licht aus, sie findet nicht mehr den Weg zurück, sondern verirrt sich in den schaudervollen Irrgängen. Es vergehen zwei Stunden, ehe sie vermißt wird. Endlich frägt der Kaufmann wo sie bleibt. Niemand denkt an den Keller, bis ihm der Wein einfällt und die offene Kellerthür zeigt, daß sie noch unten seyn müsse. Man geht mit Licht hinunter, und findet endlich die Unglückliche, gewissen Tod erwartend, in dieser grausen Finsterniß auf einer Treppe liegen und schluchzen. Man vermuthet, diese Keller seyen in den Kriegen der Engländer oder in den Religionskriegen zum Flüchten und Retten eingerichtet worden; Andere schreiben sie den Druiden alter Zeit zu.

(Nachahmungswürdige Vorsicht.) In keinem Krankenhause Münchens darf nach einer neueren Verordnung ein Verstorbener begraben werden, bevor ihm nicht ein Einschnitt in die Fußsohle gemacht worden. Bereits soll ein Scheintodter durch diese Anordnung wieder dem Leben gewonnen worden seyn.

Kunst-Anzeige.

Die mit Nr. 147 des Österreichischen Morgenblattes vom vorigen Jahre ausgegebene, und in artistischer Beziehung äußerst gelungene Kunstbeilage, enthaltend die wohlgetroffenen Porträts der drei vorzüglichsten Liedercomponisteure Wiens, der HH. Heinrich Proch, Emil Titl und Adolph Müller, ist, zufolge vielseitiger Aufforderungen, in der Kunsthandlung des Hrn. Bermann und Sohn am Graben in schönen Abdrücken vorräthig, und um den billigen Preis von 30 kr. C. M. zu haben. Wir machen alle Kunstfreunde auf diese in jeder Beziehung vortreffliche und zeitgemäße Erscheinung hiemit aufmerksam.

Anzeige für die resp. Abonnenten dieser Zeitschrift.

Um allen Mißbräuchen in Zukunft zu begegnen, zeigen wir hiemit ergebenst an, daß in dem Pränumerationsbetrage für das Österreichische Morgenblatt durchaus keine Preiserhöhung Statt gefunden habe, sondern daß nur als Zustellungsgebühr vierteljährig 10 kr. C. M. zu entrichten kommen, für welchen geringen Betrag das Blatt wöchentlich dreimal, in der Stadt sowohl als in den entferntesten Vorstädten, ja selbst in den nahe an den Linien liegenden Ortschaften zuverlässig zugestellt werden wird. Außer dieser Kleinigkeit ist kein, wie immer Namen habender Nebenbetrag an den Austräger zu verabfolgen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung bezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 5.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 10. Jänner 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

I. Das Wirthshaus auf der Alpe.

Wenn man auf dem Eisenbahnhofe zu Baden steht und gegen Süden hinblickt, so zeigt sich bei heiterem Wetter dem Auge in weiter Ferne ein langer, sehr hoher und breiter Gebirgsrücken, welcher die vor ihm stehenden Berge weit überragt und einen sehr freundlichen Anblick gewährt. Eine üppige Vegetation ist über seine ausgedehnten Abhänge verbreitet, in den untersten Räumen Felder, dann Wiesenflächen und Laubwälder; an diese reiht sich das dunkelgrüne Dickicht der Nadelhölzer. Noch höher hinauf wird jedoch die keimende Kraft immer schwächer, die langgestreckten Fichten und Tannen schrumpfen zu ärmlichem Knieholz zusammen; statt des frischgrünen Grases sprossen sparsame Hälmchen aus dem steinigen Boden und verleihen der kahlen Fläche eine bräunliche Farbe, wenn der langlastende Schnee die Hochebenen des weithingedehnten Gipfels verlassen hat. Dieser Gebirgsrücken, welcher der Wechsel genannt wird und dem Schneeberge bei Buchberg wohl an Höhe, jedoch nicht an Pracht und Mannigfaltigkeit der Fernsicht nachsteht, bildet in seinem Zuge die Gränze zwischen Österreich und Steiermark. Seine fetten Alpentriften sind sowohl auf österreichischer als auch steierischer Seite mit vielen Sennhütten besetzt und führen verschiedene Namen, je nachdem sie dieser oder jener Herrschaft zugehören; so gibt es z. B. eine Kranichberger Alpe, eine Aspanger Alpe u. s. w. Mehre Alpenhütten sind auch zu Wirthshäusern eingerichtet worden, Fußreisende können daselbst übernachten und nebst Milch, Butter und Käse, auch Fleischgerichte, dann Wein und Branntwein bekommen.

Man kann den Wechsel von verschiedenen Seiten ersteigen; am zweckmäßigsten ist es, wenn man des Morgens von Aspang aus aufsteigt und auf dem Saum des Gipfels mehre Stunden fast eben fortwandernd, Nachmittag bei Kirchberg herabgeht. Da es aber des Morgens schlechtes Wetter machte, so waren mein Freund Joseph und ich gezwungen, im Thale zu bleiben, und schritten demnach, bange Blicke zum Jupiter Pluvius emporsendend, nach K. fort. Zu Mittag drängte endlich die gewaltige Sommersonne die dichten Wolken aus einander, und der blaue Himmel lachte zu uns nieder. Mein Freund schlug vor, den Wink des Himmels zu benützen, den Wechsel zu besteigen und in jener Alpenhütte zu übernachten, wo er schon einmal gefrühstückt habe und die Sennin kenne. Diese Sennin, oder wie man in Österreich sagt „Schwaigerin," war weit und breit bekannt wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit, und mein Gefährte schilderte mir das Idyllenleben oben auf der Alpe mit so reizenden Farben, daß ich mich endlich dazu entschloß, obwohl ich des andern Tages in Wien eintreffen mußte. Noch nie hatte ich in einer Schwaighütte übernachtet und überhaupt die Schwaigerinnen nur aus der Ferne gesehen, darum lag ein unwiderstehlicher Zauber für mich darin, mit einer Älplerin traulich beisammen sitzen, ihre einfachen Gesänge und kühnen Jodler hören und sie in ihren älplerischen Beschäftigungen belauschen zu können. Ich hatte in augenblicklicher Begeisterung den Plan zu einer herrlichen Idylle im Kopfe entworfen, welche in unvergleichlichen Hexametern mit tadellosen Cäsuren prangte, und durch welche Virgils Eclogen, Voß's „Luise," Eberhard's „Hannchen" und Goethe's „Herrmann und Dorothea" weit übertroffen wurden.

Wir suchten vor Allem gegen gutes Honorar einen verläßlichen Führer auf die Alpe anzuwerben, aber ein seltsames Mißgeschick schien im Anfange schon unserem Vorhaben Hindernisse entgegenstellen zu wollen. Obwohl der Ort (es war an einem Sonntage) voll von Leuten war, so wollte sich doch Niemand bereitwillig zeigen, uns als Wegweiser zu dienen. Es sammelte sich zwar ein Schwarm von Neugierigen um uns, sobald sie jedoch unser Begehren erfahren hatten, sahen uns Einige mit schlechtverhehltem Lächeln an, Andere zischelten sich geheimnißvoll in die Ohren. Der Barbier des Ortes, ein kleines, ungestaltetes Männchen, der jedoch ein sehr loses Maul zu haben schien und höchst wahrscheinlich an persönlichem Ansehen und Einfluß seinem weltberühmten Cameraden von Sevilla nichts nachgab, hielt in einiger Entfernung vor einer ihm aufmerksam zuhorchenden Menge von Leuten eine gewiß sehr merkwürdige Rede, welche die Augen aller Zuhörer nach uns lenkte, und aus welcher wir nur die Ausdrücke „Wiener Herrn" und „Schwaigerin" verstehen konnten. Da es uns verdroß, länger dem Anglotzen des Volkes ausgesetzt zu seyn, so beschlossen wir, ohne Führer den Berg zu ersteigen; am Ende des Ortes trafen wir endlich doch noch einen Burschen, der unserem Wunsche entsprach. Wir klimmten also über das steile Vorgebirge des Wechsels, Saurüssel genannt, rüstig fort und erreichten in drei Stunden die bezeichnete Schwaighütte. Die Schwaigerin hieß Rosi und war in der That ein bildschönes Mädchen. Blonde Haare, hellblauen Auge, ein feiner weißer Gesichtsteint mit zarten Gesundheitsrosen geschmückt, ein Mund zum Kusse auffordernd, eine leichtgebogene Nase, eine volle, doch schlankgeformte Gestalt, waren Eigenschaften, die meiner entworfenen Idylle einen neuen Aufschwung gaben. Wir hielten nur kurze Rast und stiegen weiter hinauf gegen den Gipfel des Wechsels, nach dem sogenannten Umschuß. Nachdem wir uns lange Zeit an der überaus prächtigen Aussicht entzückt und gelabt hatten, trieben uns kalter Abendwind und plötz-

lich einfallender Nebel zur Alpenhütte hinab. Als die schöne Schwaigerin uns erblickte, kam sie uns entgegen mit einem Strauße aus Alpenblumen, den sie uns mit einfach-gemüthlichen Worten anbot. Ich nahm den Strauß mit freudiger Regung aus ihrer kleinen Hand; mich rührte diese Aufmerksamkeit und ich dachte mit Wehmuth daran, wie böse es in der Stadt gedeutet werden würde, wenn ein Mädchen einem ihr fremden Manne einen Blumenstrauß zum Geschenke machen wollte. „Ja, auf den Bergen ist Freiheit!“ jubelte ich im Stillen. Meine Idylle im Kopfe entfaltete sich immer ätherischer; der bis zur höchsten Potenz erhobene Idyllismus durchbebte mich. Als ob sie uns in Zauberpaläste führte, folgte ich entzückt der Schwaigerin in den geräumigen Kuhstall und zu den hölzernen Verschlägen für das lieblich grunzende Borstenvieh. Auch die meckernden Geißlein und die klaffenden Wächter der Schwaighütte stellte uns die freundliche Schwaigerin vor. Endlich traten wir in die Hütte, da das Wetter immer unwirscher wurde. Die Schwaighütte hatte mehre Abtheilungen; links war die Schenkstube, zugleich Schlafgemach der Schwaigerin, rechts befand sich eine kleine finstere Küche, dann eine Vorrathskammer für Eßwaaren, Naturproducte und Getränke. Bei der Eingangsthüre lehnte eine fliegende Stiege, das ist eine Leiter, auf welcher man in eine Dachstube gelangte, welche nebst Körben, Schaufeln, Rechen und ähnlichen Geräthschaften auch mehre Betten für Fremde enthielt.

In der Schenkstube fanden wir mehre Gäste, nämlich Älpler, und Holzknechte, welche in den Schluchten des Gebirges ihre einsamen Wohnhütten haben, an Sonn- und Feiertagen jedoch gewöhnlich in diesem Alpenwirthshause zu zechen pflegen. Sie waren lauter junge kräftige Leute, welche guten Erwerb zu haben schienen, denn sie zechten tüchtig darauf los und der Wein, den sie tranken, war nicht von der schlechtesten Sorte. Nebst diesen befanden sich noch einige Knechte, zum Gesinde der Alpenwirthschaft gehörig, im Zimmer. Der Erste von diesen, welcher zugleich die Aufsicht über die Wirthschaft hatte, das Käsemachen und die Schmalzbereitung besorgte, hieß „Seppel,“ wurde aber von den Älplern stets nur der Käsemacher genannt. Er gab sich als einen hübschen, etwas keck aussehenden Burschen und saß neben den Holzknechten am Tische, auf welchen große Bouquets von frischen Alpenrosen und viele Trinkgefäße standen; er hatte eine Cither vor sich, welche er eben zu stimmen suchte. Ach, eine Cither! rief ich aus und zitterte vor Freude bei ihrem Anblicke. Wir setzten uns zu den Gebirgssöhnen und ließen uns gleichfalls Wein hergeben. Während die hübsche Schwaigerin ihren häuslichen Beschäftigungen nachging, spielte der Käsemacher einige »steirische Tanz“ und begann nachher auch Gstanzln zu singen. Ich drückte meinem Gefährten bedeutungsvoll die Hand und flüsterte ihm zu: Wieder eine neue Zugabe für meine köstliche Idylle! Die Liedln waren echt national und besonders war eines recht gemüthlich, welches den Erzherzog Johann, seine Freigebigkeit und Freundlichkeit und die Äußerungen eines Gemsenjägers zum Gegenstande hatte; ich habe mir nur die zwei folgenden Strophen gemerkt:

Gamsbock gib her dein Blut;
Springst und rennst noch so gut,
Muß dich halt doch erjag'n
Und zum Prinz Johann trag'n.

Fragt mich gleich, was er kost't,
Schickt mir's Geld auf der Post,
D' Zwanz'ger sind nagelneu,
Trink' auch sein' G'sundheit glei *).

Doch der Käsemacher hatte heute einen unglücklichen Tag; es ging ihm wie manchem tenore assoluto eines Operntheaters; er war heiser und konnte mit seinem Fallsett nicht die erforderliche Tonhöhe zu den Jodlern erreichen, er distonirte vielmehr häufig, was mir meiner Idylle wegen sehr unlieb war. Unterdessen hatte die Schwaigerin ihre häuslichen Obliegenheiten beendigt und setzte sich zu uns.

(Schluß folgt.)

Die letzte Stunde.

Von Johann Heinrich Mirani.

2.

(Fortsetzung.)

Don Rosalva hatte die Wahrheit gesagt, als er die Schönheit der Braut rühmte. Eine schlanke, üppige Gestalt, schwarzes glänzendes Haar, dessen Locken den alabasterweißen Nacken beschatteten, um desto mehr seinen Reiz zu erhöhen, ein Auge voll südlicher Gluth, Lippen zum Kusse geschaffen, ein kleiner niedlicher Fuß, schmale Hand, runder Arm, das sind die schwachen Umrisse der Schönheit der hereinschwebenden Rosaura. Bei ihrem Anblick vergaß der Franzose seine traurige Lage, vergaß den Ort, an dem er sich befand, er hörte nicht, was um ihn geschah, er hatte nur Ein Gefühl, das Gefühl des höchsten Entzückens.

Unbefangen nahte ihm die Schöne, legte die Hand auf seine Achsel und sprach: „Sie wollten froh seyn, und es lagert Schwermuth auf Ihrer Stirne, bannen Sie den bösen Gast, und wenn Sie es nicht können, so will ich versuchen, ob ich es vermag.“

Sie faßte jetzt seine Hand, fast wild preßte er die ihre an die Lippen, warf ihr einen Blick voll Liebe zu und folgte ihrem Winke. Die Tafel stand gedeckt im Nebenzimmer, an den Platz ihres Bräutigams führte Rosaura den Officier. Er wollte diese Ehre ablehnen, umsonst, der Alcade zwang sich zum Scherze und sprach: »Da meine Braut Sie erst heute kennen lernt, muß meine Eifersucht weichen, und ich trete Ihnen für diese Nacht meine Rechte ab.“

Der Wein that überall seine Wirkung, die Gesellschaft wurde immer lebhafter, und Desançon entfaltete alle seine Liebenswürdigkeit. Er scherzte zwar nicht mit der Braut, wohl aber mit der Nachbarin zu seiner Linken, und wenn man nicht die Lage des Officiers gekannt hätte, wäre man versucht gewesen zu glauben, die niedliche Nachbarin sey ihm mehr als interessant. Nun wurde das Wohl des Brautpaares ausgebracht. Desançon bot der Braut das Glas, seine Hand zitterte, da blickte sie auf zu ihm und ein leiser Seufzer erpreßte sich ihrer Brust. Sie stellte das Glas nieder, der Officier suchte den Platz, den ihre Lippen berührt hatten, und leerte es im glühenden Zuge. Die Braut füllte es aufs Neue, da faßte er dankend ihre Hand und wagte einen leisen Druck, er fühlte ihn sehr zart erwiedert, da jauchzte es auf in seiner Seele und jauchzend überströmte der Mund, sein Frohsinn war mit Einemmale herbeigezaubert und riß die ganze Gesellschaft mit in den magischen Kreis. Mitten im höchsten Jubel hallte die zwölfte Stunde von dem Kirchenthurme.

»Schon Mitternacht!“ lispelte Desançon, und eine flüchtige Blässe überzog sein Gesicht, das Glas zitterte in seiner Hand.

*) gleich.

Musik ertönte aus dem Saale, er sprang auf, faßte seine kleine Nachbarin bei der Hand und mischte sich in die Reihen der Tänzer.

Jetzt war er der lebhafte Franzose wieder, und Stunden flogen wie Minuten den lustigen Kreis vorüber. Desançon scherzte mit den Männern, hinter ihm rauschte es und als er sich umsah, erblickte er Rosauren, die in ein Seitenzimmer geeilt war. Er brach das Gespräch ab und folgte der Braut. Matt erleuchtet war das Gemach, sie lag auf einer Ottomane, das Haupt in den Händen wiegend und schien zu weinen. Der Officier faßte ihre Rechte, sie blickte auf und Thränen perlten ihr über die Wangen.

„Was ist Euch, schöne Donna?“ fragte theilnehmend der Franzose.

Sie wies schweigend nach der offenen Thüre des zweiten Zimmers. Er blickte hin, eben stürzte der Alcade taumelnd in die Arme seiner Zechbrüder.

„Die Freude des heutigen Tages,“ entschuldigte der Officier. »Ich selbst bin wonnetrunken bei Eurem Anblick; darum verzeiht es dem Geliebten!«

„Geliebten sagt Ihr, Don? Ihr irrt, ich liebe nicht den Alcaden.“

„Und seyd seine Braut?“

»Der Wunsch meiner Ältern! ich erfülle ihn mit gebrochenem Herzen. Ich fühle es, ich werde unglücklich.“

„Ihr werdet ihn lieben lernen.“

»Ihn nicht und Niemand sonst.“

„So habt Ihr schon geliebt.«

»Bis zu dieser Stunde! nie!«

»Dieser Stunde — liebt Ihr denn in dieser Stunde?“

Sie schwieg und Thränen flossen unaufhaltsam aus den schönen Augen.

„Wenn Ihr liebt, o so reißt Euch los, bevor Ihr für ewig gebunden seyd!“

„Es ist vergebens!“

„O Donna, meine Zeit ist kurz, die kurze Zeit will ich nützen, dem Sterbenden ist ein freies Wort gestattet. Rosaura! am Grabesrande in der letzten Stunde meines Lebens habe ich erst Liebe kennen gelernt, und in dieser Stunde, heilig durch das selige Gefühl, gestehe ich es — ich liebe dich!“

„O Seele meiner Seele! du hast mir das Geständniß erspart, das diese Stunde mir zu erpressen drohte!«

Sie schlang den Arm um ihn — ein Kuß vereinigte die Seelen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag, den 8. Jänner, zum ersten Male: Die Thränenquelle. Romantisch-komische Volkssage mit Gesang in 2. Aufzügen, von Carl Haffner. Musik vom Kapellmeister Hrn. Adolph Müller. — Viktoria! — Triumph! ein gutes Localstück! — Nicht möglich, wird man ausrufen; — und doch ist es so, ich habe selbst das Unglaubliche erlebt. Mit den geringsten Erwartungen ging ich ins Schauspielhaus, und ich verließ es vollkommen zufrieden gestellt. — Carl Haffner hat sich dießmal von der Bahn, die die anderen Localdichter gehen, auf welcher Giftpflanzen in schönen Farben üppig wuchern, entfernt, ist dem Fingerzeig des weiland großen Meisters: Raimund gefolgt — und dieser hat ihn mit seines Geistes Weihe übernommen. In mehren solchen Thränenquellen könnte die befleckte Ehre des Localstückes rein gewaschen werden. — Wenn dieses Gedicht nicht die gerechte, allgemeine Anerkennung findet, dann liegt die Schuld nicht in seinem Werthe, sondern einzig und allein in dem durch frühere Possen herabgestimmten Geschmack des Publicums, der lange Zeit durch starkgewürzte, aufreizende aber unverdauliche Speisen verwöhnt, sich jetzt nicht so leicht mit einer einfachen, nährenden und gesunden Kost begnügt. — Es ist auch hier nicht Alles pures Gold — doch ich ziehe bestäubtes Gold dem vergoldeten, gleißenden Pacfong vor — ich nehme es nicht ganz genau, wenn aus dem Schacht mit dem reinen Gold auch Steingerölle kömmt. — Die Handlung hat der Dichter einer schönen Volkssage nachgebildet; biederbe, ehrliche Leute werden durch die Ränke eines Schurken und seines Helferhelfers hinausgestoßen aus dem Hause, das ihnen der frühere Gutbesitzer eingeräumt, und es wird ihnen eine schlechte Hütte an der Thränenquelle angewiesen, vor der der Aberglaube des Volkes flieht, weil sich da das edle Herz eines Mädchens einst verblutet, die der Sohn des früheren Gutherrn Kasimir treulos verlassen haben soll. Der Vater dieses Mädchens, der alte Conrad hütet diese Quelle und weint und brütet Rache. — So findet der neue Gutherr die Sachen, durchschaut die Schurkerei seines Inspectors und des Müllers Popanz, und weiß die Perlen, die er in seinem Richter Tobias Friedberg, dessen Tochter Margarethe und Pflegesohn Johannes gefunden, zu schätzen, gibt sich als Kasimir zu erkennen, läßt in Johannes seinen Sohn und versöhnt den alten Conrad durch das Zeugniß einer gesetzlichen Verbindung mit dessen Tochter. — Das ist der Kern dieses Stückes und er ist frisch und gesund, und durch das Ganze, wie es der Dichter verwebt und verkettet, weht Poesie, eine Wehmuth, die das Herz in seiner Tiefe packt! Er hat nicht zu den ganz und gebe gewordenen gemeinen Späßen und Wortverdrehungen Zuflucht genommen, um Effect zu machen, er hat aus seinem Herzen geschöpft, und dieses Herz muß edel seyn, das beurkundet sein Inhalt. Ich muß gestehen, mir lachte dießmal das Herz im Leibe, und meine Freude über diese Thränenquelle ist so groß, daß sie es meiner Feder wehrt, über einige Fehler und Unwahrscheinlichkeiten zu schreiben. Ich behalte mir noch ein Referat vor, in welchem ich die Vorzüge noch mehr herausheben und die Fehler, die gegen sie gehalten verschwinden, nebenbei berühren, in welchem ich zugleich ausführlicher über das Spiel der HH. Scholz, Nestroy, Grois, Fröhlich, Hesse und Börger und der Mad. Fidy, über das sich nur Rühmliches sagen läßt, berichten will. — Der Dichter wurde nach jedem Akte gerufen. — Der Besuch war zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Vorgestern zum Vortheile der Balletmeisterin Josephine Weiß zum ersten Male: Der Dampfwagen des Jocus, oder: Auf jeder Station ein anderer Hocus pocus. Dramatisch mußikalisches Faschings-Potpourri mit Gesang, Tanz und Tableaux in zwei Abtheilungen. — Der Fasching ist da, und die Opfer desselben beginnen, es öffnen sich alle Säle und das allgemeine Losungswort ist: Tanz. Die beliebte Balletmeisterin Josephine Weiß wollte eine der ersten, dem weltbeherrschenden Fasching huldigen, sie veranstaltete daher zu ihrem Benefice eine Zusammenstellung der beliebtesten Scenen aus mehren, in neuerer Zeit über diese Bühne geschrittenen Possen, und da natürlicherweise der Tanz das vorherrschende Princip seyn mußte, so war auch dieses Potpourri so arrangirt, daß dem Balletpersonale sattsam Gelegenheit geboten wurde, sich zu produciren. Nach einigen Tänzen, besonders nach den Solo's der allerliebsten Kleinen wurde Mad. Weiß stürmisch gerufen, und, wenn auch das Haus nicht so besucht war, wie es die Beliebtheit der Beneficiantin erwarten ließ, so konnte dieselbe doch die Überzeugung hinnehmen, daß ihre Gönner nicht versäumten, zu erscheinen. — Unter den übrigen Mitwirkenden müssen wir der Dlle. Planer für den Vortrag von Saphirs: Solo-Lustspiel, lobend erwähnen. Außerdem wirkten Mad. Thome, dann die HH. Weiß und Feichtinger in ihren Scenen mit Eifer und vieler Laune mit. Das Arrangement des Potpourris war durchaus gefällig.

Vaterländische Literatur.

Wissenschaftlich-literarische Encyclopädie der Ästhetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunst-

sprache. Von Dr. Wilhelm Hebenstreit. Erste Lieferung. Wien bei Carl Gerold. 1842.

Ein Werk, wie das vorliegende, ist in unserer kunstliebenden, kunsttreibenden und kunstsprechenden Zeit ein wahres Bedürfniß geworden. Unter der großen Zahl von Künstlern und Kunstfreunden im weitesten Sinne des Wortes haben nur Wenige Gelegenheit und Zeit, sich zu eigentlichen Kunstgelehrten auszubilden, was auch für den Zweck ihres Strebens keineswegs eine unerläßliche Bedingung ist; von wie großem Nutzen aber die Universalität eines Werkes ist, welches in allen Zweigen des Schönen, und über alle Gegenstände des Geschmackes erschöpfende Aufklärungen, mit Ausschluß alles, nicht hieher gehörigen, Biographischen enthält, wird gewiß Jeder fühlen, der den Abgang eines solchen Nachschlagebuches unzählige Male vermißte, dem die bändereichen Riesenwerke, welche sich polyhistorisch auch über alles Übrige verbreiten, entweder nicht zugänglich waren, oder, dessenungeachtet, nicht Entsprechendes, nicht Zeitgemäßes boten.

Definissez les termes! Schaffet euch Klarheit und Sicherheit über den Sinn der Worte! ein Grundsatz, der zu allen Zeiten für jedes menschliche Wissen von der ersten Wichtigkeit war, für das Wesen der Kunst aber, zur Berichtigung der Ansichten und Erhaltung des reinen, edlen Geschmackes um so wichtiger, zumal in einer Zeit ist, wo Scharen von so unberufenen als unreifen Köpfen ihr leeres Wortgesprudel über alle Zweige der Kunst ausgegossen und unter dem Flitter von Witz und Wortspielen die blöden Ausgeburten ihres empirischen Dünkels in die Lesewelt gesendet, die Gesichtspuncte verrückt, die Begriffe verwirrt haben.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, Dr. Wilhelm Hebenstreit, als philosophischer Kritiker rühmlich bekannt, ein Gelehrter von seltener klassischer Bildung, der den Fortschritt der Zeit in den letzten Jahrzehenden mit stets reger Aufmerksamkeit beobachtete, und würdigte, ist für eine solche Arbeit in jeder Hinsicht berufen und derselben gewachsen.

Der Inhalt der vorliegenden ersten Lieferung von A bis Bildhauerei reichend, berechtigt zu den schönsten Erwartungen über das Ganze, das in einem starken Oktavbande vollendet seyn wird, und enthält bereits höchst Schätzbares und Erschöpfendes über alle Zweige der bildenden Kunst im weitesten Sinne des Wortes, der Musik und ihrer Geschichte, der Poesie, der Redekunst, der in diese Künste einschlägigen Technik aller Zeiten und aller gebildeten Völker.

Die Abhandlung über Ästhetik ist, als Basis des Ganzen, außer dem Alphabete, als Einleitung vorangestellt, und bildet eine Vorhalle, welcher der Leser seine Aufmerksamkeit nicht entziehen darf.

Die Auflage aus Carl Gerold's Officin ist schön und sehr correct; der gedrängte Druck deutlich und durchaus nicht zu klein; der Preis sehr billig gestellt.

Musikalisches Perspectiv.

Übersicht der ersten Sängerinnen und Tenore in Italien während der Carnevalssaison.

Mailand. Sofia Löwe, Giuseppina Strepponi, Luigia Abbadia, Marietta Brambilla, Felicita de Bayllon, Teresa Raggeri, Amalia Gandaglia, Therese Tavola, Corrodi Luigia. — Domenico Donizetti, Lorenzo Salvi, Ettore Caggiati und Antonio Giorgi.

Bergamo. Charlotta Griffini, Amalia Scalese. — Giuseppe Zoboli und C. Cucchari.

Pavia. Almerinda Cranchi, Therese Fasciotti. — Luigi Paulin.

Brescia. Verhuet Elisa. — Forti Michel Angelo.

Venedig. Goldberg Fanny, Mina Schrickel, Bertrand Ida, Emilia Goggi, Rosalia Mori, Erminia Malvasi. — De Bal Antonio, Moriani Napoleone, Giovanni Battista Pancani, Rafaele Monti.

Padua. Anna Carletti. — Gaetano Comassi.

Verona. Rita Gabussi, Giuseppina Armenia, Francesca Salvini. — Carlo Guasco, Enrico Bonsigli.

Triest. Ottavia Malvani, Eugenia Tadolini, Clementina Cramaglia, Annunziata Tirelli, Elisa Zimoschi. — Giovanni Berger, Eugenio Musich, Giovanni Severi, Cesare Sangiorgio.

Turin. Eugenia Tadolini, Cristina Cantoni, Giuseppina Zanner, Erminia Bertuzzi Ronconi, Carolina Papa. — Napoleone Moranl, Antonio Paterni, Michele Novaro, Ivalo Cardoni.

Genua. Giuseppina Strepponi, Novello Clara, Carolina Imobe. — Nicola Ivanoff, Adone Dall' Oro.

Neapel. Antonietta Marini-Rainerl, Emilia Hallez, Eloisa Buccini, Marietta Taglioni, Carlotta Cruiz, Mathilde Rondini, Ernestina Giudice. — Giovanni Bajadonna, Gaetano Frachini, Enrico Danielli und Michael Memmi.

Palermo. Benedetta Colleoni-Corti, Anetta Gambardella. — Fortunato Borioni, Paganini und Annibale Brambilla.

Rom. Fanny Marray, Dionilla Santolini, Gertrude Bortoletti. — Antonio Poggi, Gerardo Winter.

Florenz. Theresina Brambilla, Sofia Greveden, Angiolina Venier. — Andrea Castellan, Antonio Albertini.

Parma. De Giuli Teresa und Tassini Adelaide. — Leonardi Gaetano und Ercole Angelo.

Modena. Irene Secci, Giuseppe Dai Fiori. — Rafaele Gamberini.

Omnibus

(Ein Unglücksfall.) Am 3. December 1841 fiel Abends um Danzig ein ungewöhnlich starker Nebel. Durch diesen irre geführt, verfehlte ein Greis die Brücke welche über die Rodaune führt und stürzte in diese hinab. Auf seinem Hülferuf eilte ein vorübergehender junger Fremder herbei und rettete glücklich mit Beihülfe eines Anwohners den Verunglückten. Dieser wurde von ihnen in das Haus des Letzteren gebracht, worauf sich der Fremde, jeden Dank verschmähend, wieder entfernte. Wenige Minuten nachher aber hörte man schon auch seine Stimme um Hülfe rufen, auch er hatte den Pfad verfehlt und war in die Rodaune gefallen, aus welcher man ihn erst nach einigen Tagen als Leiche wieder herauszog.

(Gebrauch im 14. Jahrhundert.) In Italien trug man zu jener Zeit um eine herrliche üppige Lebensweise zu bezeichnen, das Brod vergoldet oder versilbert auf den Tisch; das heißt, es war mit dünnen Gold oder Silberblättchen belegt, woher sich auch das Sprichwort: Mangiar il pan d'oro" schreibt.

(Der Brief einer Mutter.) In dem letzten spanischen Kriege waren einige Gefechte in Tolosa vorgefallen; als nächste Folge von der Erbitterung, welche Leopold O'Donnells Züge gegen Vera in den Carlistischen Truppen aufgeregt hatten. Eine Compagnie Guipuzcoaner hatte bei nächtlicher Weile eine feindliche Verschanzung zwischen Hernani und Astigaraga erstiegen, die Mannschaft getödtet oder verjagt, und ein feindliches leichtes Wallgeschütz davongeschleppt. Dieser Schimpf mußte gerächt werden. Mit zehnfacher Übermacht wurde eine dießseitige Feldwache aufgehoben, nach San Sebastian abgeführt, um zur Belustigung des Pöbels erschossen zu werden. — Die Verwandten der Unglücklichen kamen nach Tolosa und baten die alte Generalin, O'Donnells Mutter, bei ihrem feindlich gesinnten Sohne Fürbitte zu thun. Sie schrieb ihm bloß folgende Worte: „Ich gab dir das Leben und lehrte dir Religion. Bist du des ersten noch würdig, so übe nun die Pflichten der letzteren." — Man muß zur Ehre O'Donnells beifügen, daß er den zum Tode verurtheilten Gefangenen das Leben schenkte.

(Mechanismus des Sprechens.) Wenn nach Haller's Beobachtung und Berechnung ein Mensch in einer Minute 1500 Buchstaben ausspricht, so kommt hierbei auf die Zeit der Zusammenziehung des den Buchstaben bildenden Muskels der 3000ste, auf die Schwingungen der Griffelzungenmuskeln beim Aussprechen des Buchstabens R. der 30,000ste Theil einer Minute.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 6.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 12. Jänner 1842.

Fern von hier.

Nach dem Englischen der Felicia Hemans von Louise von Plönnies.

Fern von hier, fern von hier ist mein Heimathland,
Wo die Welle sich bricht am Felsenstrand,
Wo die Brüder spielen im grünen Hain,
Unter Blumen singen die Schwestern mein,
Fern von hier!

Fern von hier, meine Träume von hier sind fern,
Wenn um Mitternacht funkeln durch's Dunkel die Stern',
Da scheint mir's, lieb' Mütterlein sage zu mir:
„Komm, o Kind, zu der Heimath zieh' ich mit dir!
Fern von hier!"

Fern von hier, fern von hier jede Hoffnung der Brust,
Nur die Liebe kann wecken entschwundene Lust.
Du, o Taube, dort schwebend am Himmelsrand,
Leih' mir Flügel, zu fliegen zum bessern Strand!
Fern von hier!

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

1. Das Wirthshaus auf der Alpe.

(Schluß.)

Der Käsemacher fing wieder »steirische Tanz" auf seinem Instrumente zu schlagen an, die Bursche begannen mit den Füßen zu strampfen, sie schnalzten mit den Fingern und klatschten mit den Händen, während sie zeitweise kräftig jauchzten. Nun sprang ein Älpler von seinem Sitze auf, hob die Schwaigerin von der Bank empor und fing an sich mit ihr im Kreise zu drehen, indem er zu gleicher Zeit alle ihm in dem Wege stehenden Stühle mit nerviger Hand auf die Seite warf, bis er hinreichenden Raum für seine Bewegungen gewonnen hatte. Nachdem er einige Zeit herumgetanzt, dabei laut mit den Händen geklatscht, mit den Füßen den Boden gestampft und abwechselnd gepfiffen und gejauchzt hatte, standen seine Cameraden der Reihe nach auf, und setzten den Tanz auf gleiche Weise mit der Tänzerin fort, bis endlich die Schwaigerin sich dem Arme des letzten Burschen entriß und fast athemlos auf die Bank niedersank. Auch die Tänzer setzten sich, ihre kurzen Pfeifchen wieder anzündend und den puren Wein in starken Zügen hinunterschlürfend. Der aufgewühlte Staub und der Tabakqualm hatten das einzige Talglicht im Zimmer verdüstert, und die immer derber werdenden Ausdrücke und Späße der weinerhitzten Holzknechte stimmten meine Entzückungen sehr herab. Mein Freund blickte nun mich bedeutungsvoll an, und ich zog ein unbehagliches Gesicht; meine Begeisterung schwand mehr und mehr, da auch die bildschöne Schwaigerin nicht jene ideale Schüchternheit zu erkennen gab, welche ich ihr in meiner Idylle zugedacht hatte. Der Käsemacher griff einige neue Accorde und wollte wieder seine „Gstanzl" anfangen, aber sein Halsübel hatte durch den Staub und Dunst so sehr zugenommen, daß er keinen ordentlichen Ton aus der Kehle brachte, sondern nur ein ohrenzerreißendes Gequitsche herauspreßte. Als seine Unfähigkeit zum Gesange sich so deutlich kundgab, so boten sich die Holzknechte an, durch ihre Kehlenfertigkeit dafür Ersatz zu leisten. Aber mit Entsetzen erfüllte mich ihre Bereitwilligkeit. Rauhe, von vielem Weintrinken angegriffene Kehlen, falsche Intonirung, ein melodien- und tactloses Herumsteigen in der Tonleiter erschallte, und als es Einer versuchte, als Secundant die Sangweise in Terzen- und Sextengängen zu begleiten, so gab dieß ein so heilloses Gejohle, daß mein idyllisches Prachtgebäude gänzlich in Schutt zusammenstürzte. Ohne weder ein Virtuos auf einem musikalischen Instrumente noch ein Tonkünstler überhaupt zu seyn, ist mein musikalisches Gehör doch so sehr empfindlich, daß mich falsche und unreine Töne zur Verzweiflung bringen, mich aus der heitersten Laune in die unmuthigste Stimmung, aus der höchsten Poesie in die nüchternste Prosa versetzen können. Ich beeilte mich daher, nach unserm Schlafcabinete zu gelangen, da es obendrein schon spät an der Zeit war, und ich mich unter diesen Gebirgsleuten durchaus nicht behaglich finden konnte. Die Schwaigerin geleitete uns nach der Dachkammer, ich nahm ihr das Licht aus der Hand und leuchtete ihr beim Abschiede recht nahe mit der Kerzenflamme in das zarte Gesicht, um mich gleichsam zu überzeugen, ob diese klaren, treuherzig-schauenden Blauaugen einen bösen Schelm verbürgen. Sie sprang lächelnd die Leiter hinab und ich machte die Bodenthüre zu.

Der Wind rumorte draußen auf den Höhen herum und spendete uns manchen kalten Hauch durch die fensterlosen Dachlücken und die breiten Spalten der mit wenig Genauigkeit zusammengefügten Latten herein, aus welchen das Dach bestand. Wir sputeten uns daher die schützende Bettdecke zu suchen; ich löschte das Licht aus und war mit einem Sprunge in meiner Lagerstätte. Ich machte eben eine behagliche Wendung, um es dem Morpheus zu erleichtern, seinen Mohn auf mich niederzusenken, als ich mich plötzlich von einem zottigen Thiere erfaßt fühlte, welches wie aus der Luft auf mich losgestürzt war und sich mit bleierner Schwere wie ein drückender Alp auf Brust und Hals festsetzte. Der Schreck machte mich anfänglich regungslos und verlegte mir den Athem; jedoch bald Muth gewinnend, sprang ich auf, schleuderte das Ungethüm von mir und machte (Dank der herrlichen Erfindung St. Romers, unschätzbar für Reisende!) schnell Licht, um meinen Feind näher kennen zu lernen. Wir durchsuchten die ganze Bodenkammer, konnten aber nichts Verdächtiges entdecken. Da ich es aber nicht wagen wollte,

mich wieder in das verhängnißvolle Bett zu legen, bevor ich nicht gegen einen neuen Anfall gesichert war, so versuchte ich die Hilfe der Hausleute herbeizuziehen. Allein die Bursche tobten unten so sehr, daß meine Stimme nicht vernommen wurde. In allen Moll- und Dur-Tonarten, in tiefen und hohen Tonlagen schrie ich in bunter Abwechslung zur Bodenleiter hinab. „Sie Rosi! He Käsemacher! Holla Schwaigerin! — Sie Rosi! He Käsemacher! Holla Schwaigerin!“ — Endlich öffnete sich unten eine Thür, man hörte mich, und die Schwaigerin kam mit zwei Mann Hilfstruppen herauf. Als ich den fürchterlichen Vorfall erzählte, erhielt ich zur Antwort, daß das Ungeheuer der Hauskater gewesen sey, welcher die lobenswerthe Gewohnheit habe, bei einem Knechte, dessen Bett sich gewöhnlich an der Stelle meiner heutigen Lagerstätte befindet, die Nächte zuzubringen. Da ich mich jedoch durch diese Aufklärung nicht beruhigt fand, indem ich vieler Beispiele gedachte, daß die Menschen im Schlafe durch diese Abkömmlinge des Tigergeschlechtes umgekommen seyen, so bat ich die Leute, den Zudringling aus unserer Dachstube zu vertreiben. Nach einer halbstündigen Jagd mit Stöcken und Stangen, welcher Waffen das heimtückische Unthier in seinen Verstecken hinter Körben, Truhen u. dgl. spottete, gelang es endlich dasselbe hervorzutreiben, und mein Todtfeind, ein ungewöhnlich großer, kohlrabenschwarzer Kater, entfloh aus der Kammer. Als die Gefahr beseitigt war und die Hilfstruppen abgezogen waren, lehnte ich die Thür mittelst eines schweren Stuhles fest zu, denn Riegel und Schlösser kennt man in einer Alpenhütte nicht, und suchte auf's Neue den Schlummer. Es war bereits Mitternacht und die Augendeckel fielen müde zu, allein in der Schenke gerade unter uns, durch dünne Dielen nur getrennt, war ein höllischer Lärmen losgebrochen. Die Bursche hatten einen Zank angefangen; sie schrien, schmähten auf einander und schlugen mit den Fäusten polternd in den Tisch hinein, daß die Gläser klirrten. Die schmeichelnde Stimme der Schwaigerin beschwichtigte zeitweise die Tobenden, doch immer brach das Geschrei auf's Neue los, indeß das Getöse zertrümmerter Trinkgeschirre ein passendes Accompagnement dazu bildete. Unaufhörlich wurde Wein gefordert und mit derselben Heftigkeit der Gegenstand des Streites wiederholt aufgenommen. Höchst marternd war unsere Lage, kaum wollte sich das müde Auge schließen, als ein lauter Schrei von unten die sich senkenden Schwingen des Schlummergottes plötzlich aufscheuchte und er wieder unsere Lagerstätte floh. So ward es unter unserm fruchtlosen Bestreben nach Schlaf und den Störungen der Außenwelt endlich zwei Uhr Morgens. Die Gäste entfernten sich; das Lallen und die krächzenden Stimmen der Betrunkenen, welche in der dichten Finsterniß auf den schmalen und unebenen Pfaden ihren entlegenen Wohnhütten zutaumelten, verhallte bald in dem Toben des Windes. Nun war es zwar ruhig innerhalb den hölzernen Wänden der Schwaighütte, dafür aber pfiff die Windsbraut ihr schauriges Lied um so lauter, und die Dachkammer wurde durch den steten Durchzug der Lüfte so unbehaglich abgekühlt, daß wir mit den armen Alpenblümlein draußen im Freien ein ziemlich gleich bedauernswerthes Los theilten.

Beim ersten Grauen des Morgens waren wir schon reisefertig und wuschen uns den schweren Kopf und das vom Wachen hohle Auge in einer eisigkalten Bergquelle. Der Tag brach großartig schön heran; der stürmische Wind trieb die dunkelrothen Wolken wie Meteore am Firmamente dahin, aber er hatte den Nebel aus der Tiefe der Thäler emporgetragen und man konnte weit, weit in das ebene Land hinein nach dem fruchtreichen Ungarn hinabsehen. Ohne die schlummernden Hüttenbewohner aufzuwecken, traten wir unsern Rückweg an und kamen nach fünf Uhr unten im Thale nach K., wo ein kräftiger Mokkatrank unsere erschöpften Lebensgeister auf den Normalzustand zurückbrachte. Als der Wirth unsere schlaflose und unruhige Nacht erfuhr, entgegnete er, daß er dieß uns hätte voraussagen können. Das Alpenwirthshaus stehe nicht im besten Rufe in der Umgegend, da es vorzugsweise nur von den ausgearteten und liederlichen Burschen, die es leider überall gibt, besucht werde; daher es die Thalbewohner gleichsam ihrer Ehre schuldig zu seyn glauben, sich nicht als Führer zu dieser Trunk- und Streithütte hinauf von Fremden gebrauchen zu lassen.

Meine Idylle war nun gänzlich mißglückt, aber ich nahm mir vor, der Welt es mindestens bekannt zu machen, daß ich eine solche schreiben wollte. Hoffentlich wird man den Willen gerne für das Werk nehmen. Ein rascher Einspänner brachte uns in wenigen Stunden nach Wiener-Neustadt, und ein ungleich schnelleres Locomotiv von da nach Wien. L. Scheyrer.

Die letzte Stunde.

Von Johann Heinrich Mirani.

2.

(Schluß.)

Das Horaglöcklein schallte von der Kirche.

Ein Schrei erpreßte sich Rosauren's Brust!

„Sechzig Minuten noch,“ stammelte der Unglückliche.

„Es ist unsere seligste Stunde,“ seufzte die Schöne an seine Brust sinkend.

„Der Schlußtanz!“ riefen die Gäste, „wo ist die Braut?“ frug man durcheinander.

„Am Arm ihres Tänzers,“ erwiederte der Franzose und führte die Zitternde in den Saal. Lustig tönten die Instrumente, wild tobte es in Desançons Brust, in wildem Taumel schwang er sich unter den Tanzenden. Die Musik schwieg, zwei Viertel schlug die Uhr.

„Auf der Ottomane!“ seufzte wieder die Braut.

„Ach wie schön ist das Leben!“ rief er, „das Leben an der Seite dieses Engels!“

„Hoffe!“ lispelte sie.

„Hoffen?“ lachte er laut. „Hoffen hier mitten unter den Feinden? Garcia ist Cabrera's Freund, des Freundes gemordete Mutter rächt er an allen Gefangenen; Hoffnung ist keine für mich, wir waren vereint um ewig zu scheiden, eine Stunde Seligkeit gelebt, ist ein ganzes Leben, ich danke dir diese Stunde.“

Die Hörner im Saale riefen die Gäste zum Abschiedstrunke.

Der Brautvater theilte die Gläser aus. „Rosaura, credenze den Becher der Männer, und da der Bräutigam zur Ruhe gebracht ist, so übernehmen Sie, Don, seine Stelle.“ Mit diesen Worten wandte er sich an Desançon.

„Zum allgemeinen Abschied!“ rief dieser, „zum Abschied für dieses Leben!“ setzte er mit gebrochener Stimme hinzu und stieß mit den Damen an. Thränen flossen aus allen Augen und selbst die Männer vermochten nicht Bescheid zu thun. Da raffte der Offizier all' seine Kraft zusammen und rief: „Lustig! lustig! es gilt das letzte Lebewohl! Trinken Sie!“ er schwang das Glas.

Trommeln wirbelten unter dem Fenster; die Glocke ſchlug die 6. Stunde. Das Glas fiel aus Deſançon's Hand, zu ſeinen Füßen ſtürzte ohnmächtig Roſaura nieder, und an die Thüre traten die bärtigen Carliſten. »Chriſtino!« rief ihr Führer, »deine Stunde ſchlägt.« Der Angerufene ſchien nicht zu hören, er kniete bei der Geliebten.

»Reißt ihn fort!« donnerte der Carliſt; die Seinen traten vor, doch plötzlich machten ſie Halt. Schuß auf Schuß knallte es im Dorfe, ein Schreckensruf der Carliſten, ein Hollah der Chriſtinos folgte dem Andern, die Gäſte flohen aus dem Saale. Deſançon hob Roſaura auf, jetzt hörte er ſeinen Namen, zu der Thüre herein ſtürzte Don Roſalva. „Gerettet! gerettet!« rief er und ſank an die Bruſt des Überraſchten.

Roſaura öffnete das Auge und ſah fragend die Beiden an.

„Sie lebt!“ jauchzte Deſançon. „In meine Arme, theure Braut, theures Weib!“

Feuilleton.

Concert

des jungen Anton Rubinſtein aus Moskau.

Man ſage uns noch einmal, daß das Menſchengeſchlecht in der Kunſt überhaupt und insbeſondere in der Muſik nicht mit Rieſenſchritten vorwärts ſchreite. Denn wir haben jetzt ſchon die frohe Ausſicht, daß die Kunſtgeſchichte einſtens die Mitte unſers Jahrhunderts als die Zeit des Kindervirtuoſenthums bezeichnen wird. Die Dreizehnjährigen drohen einen Thalberg mit ſeinen eigenen Waffen zu vernichten; die Zwölfjährigen ſtreben einen Liſzt zu verdunkeln, und die Zehnjährigen feuern ſogar auf das Componiſtentribunal eines Franz Schubert los, um ihn wenigſtens durch eine Rauchwolke zu verhüllen, und in mehrfacher Größe durch Europa zu ſchreiten und ſich bewundern zu laſſen. — Wenn man dann die eigentliche Leiſtung, die oft ſchon in Vorhinein durch ein donnerndes Geſchütze angekündigt wird, beim hellen Tages- oder matten Kerzenlicht in einem Concertſaale näher betrachtet, ſo hört man erſt deutlich, daß alles das ungeheuere Feuer dieſer Helden ungeachtet des außerordentlichen Weihrauches doch nur ein blindes war, denn die eigentliche Kunſt iſt und bleibt in und unter den Händen ſogenannter Kindervirtuoſen doch nur ein Spielzeug, und wird ſich nie über die Gränze der Formbildung hinauswagen. — Der junge Pianiſt Rubinſtein, mit dem wir ehevorgeſtern Bekanntſchaft gemacht haben, iſt ein Knabe von etwa 11 bis 12 Jahren, anſpruchslos in ſeinem Äußeren, wie ein jeder andere Knabe in dieſen Jahren, nur die langen geſcheitelten Haare ſcheinen Anzeichen von etwas Außergewöhnlichem zu ſeyn. Im Benehmen wie auf dem Pianoforte ziemlich ungenirt und tactfeſt. Sein Clavierſpiel zeichnet ſich durch eine bewunderungswerthe Geläufigkeit, Gleichheit des Anſchlages, viel Weichheit und Eleganz in der Tonbildung, Kräftigkeit und gute Markirung des Forte, mitunter auch durch eine gewiſſe, bei großen Geiſtern häufig wahrnehmbare Nachläſſigkeit und eine hübſche Verſchmelzung bis ins pianissimo aus. In beſonders dankbaren Compoſitionen, wie in der Thalberg'ſchen Phantaſie über ruſſiſche Themas, und dem von Liſzt fürs Clavier arrangirten herrlichen Schubert'ſchen Liede: Lob der Thränen, weiß er viel Theilnahme zu erregen. In allen Compoſitionen dagegen, wo eine künſtleriſche Individualität vortreten muß, um auf das Gemüth zu wirken, läßt er kalt. Einer Fuge von Bach iſt er noch nicht gewachſen, und wir halten dafür, daß ſich Hände von ſolchem Alter, wie die des Concertgebers, an eine ſolche männlichen Ausdruck erfordernde Piece öffentlich nicht wagen ſollten, zumal eine Fuge nimmer mehr für ein Privatexercitium ſolcher Kräfte gehört. Eben ſo ungenügend trug er den Galloppe chromatique von Liſzt vor, denn ungeachtet er das Steckenpferd aller Clavierſpieler geworden iſt, ſo dürften ſich die Knaben doch nicht immer feſt auf demſelben behaupten können. — Das ſehr zahlreich verſammelte Publicum hat von dem Feuer, mit welchem es ſeine erſte Piece, nämlich die Thalberg'ſche Phantaſie, aufgenommen hatte, bei den ſpäteren Pieceu bedeutend abgelaſſen, und recolligirte ſich endlich am Schluſſe wieder, wo es den jungen Concertgeber zur Wiederholung aufmunterte.

Die Ausfüllungsnummern wurden dießmal weniger als ſonſt beachtet. Hr. Haimer ſang Titl's bekannte „Zigeunermuſik“ mit bedeutend ſchwacher Violinbegleitung (des Hrn. Simon) und konnte mit ſeinen Stimm- und Vortragsmitteln nicht gehörig durchdringen. Ebenſo ſchien ein Theil des Publicums ſein zweites recht gemüthliches Lied in öſterreichiſchem Dialect nicht gouliren zu wollen.

Endlich ſang Dlle. Treffs ein von A. Rubinſtein ſelbſt componirtes Lied. Und als dasſelbe nicht angeſprochen hatte, ließ der Concertgeber gleich ein zweites ebenfalls von ſeiner Compoſition vortragen, welches auch nicht gefiel; daher wir auch der unmaßgeblichen Meinung ſind, daß das erſtere ſchon hingereicht hätte, und daß der junge Pianiſt ſein Compoſitionstalent um einige Jahre zu früh in Verſuchung führte.

Vaterländiſche Literatur.

Gräfenberg. Einladungen, Mittheilungen, Betrachtungen von Dr. J. E. M. Selinger.

Wer das vorliegende Werk zur Hand nimmt, den Titel flüchtig überblickt, und dann das Buch bei Seite legt, der hat auch ein Urtheil abgegeben, nur über ein ganz anderes Buch. In dieſem nämlich iſt ſehr wenig von Gräfenberg die Rede; von ſeinen Einrichtungen, der Heilmethode, den Quellen, der Beköſtigung, Lebensweiſe, öffentlichen Spaziergängen und Erluſtigungsorten, geſchieht eine kaum mehr als oberflächliche Erwähnung. Nun, was enthält das Buch denn ſonſt?

Haſt du Lichtenberg's Erklärungen zu Hogarth's Kupferſtichen geleſen, Swift's Schriften deiner geiſtreichen Prüfung ſchon gewürdigt, oder wenigſtens von Rabener's Satyren ſchon gehört, günſtiger Leſer, ſchöne Leſerin? So etwas Ähnliches, mit einem Worte Satyren findeſt du in dem modernen Büchlein! Der Verfaſſer der „Frauenemancipation“ kann unmöglich einen gewöhnlichen Badealmanach, einen Wegweiſer durch Töplitz, einen vergrößerten Anſchlagzettel der Badeſaiſon-Beluſtigungsweiſe geſchrieben haben. Nein, das geht nicht! — So dachte ich, und damit griff ich muthvoll nach dem Buche und las die Vorrede. — Vorreden ſind wie ein Fenſter, durch welches der Hausherr den Kopf herausſteckt; man ſieht gleich, ob er einen Kopf hat. Da nun das Buch die Antwort auf die Vorrede iſt, ſo mußte ich mich ſchon hinaufbemühen zu dem Kopf, der zum Fenſter herausgeſehen und ſeine nähere Bekanntſchaft machen.

Es gibt Schriftſteller, denen es niemals einfällt, nach dem Zuſtande der menſchlichen Geſellſchaft zu fragen. Solche Schriftſteller kommen mir vor wie das Grab, welches auf derſelben Stelle verfault, wo es geboren wird, es ſind ſchriftſtelleriſche Vegetationen, beſtimmt, in der Einöde zu vergehen, bloß um ihr Erdreich zu düngen und abermals tauſendjährigem Wucher zur Grundlage zu dienen. Jeder Schriftſteller, der für einen Mann gelten will, muß in irgend einer Beziehung zu geiſtigem Daſeyn ſchaffen und leben, in ſeinen Schriften der Welt das Abbild eines Strebenden, eines edel Wollenden hinterlaſſen, in dem der Drang nach Mittheilung auf irgend einer guten, der Geſellſchaft dienlichen Abſicht faßt.

Wir haben es hier mit einem ſolchen Manne zu thun, der über das, was der Welt frommt, ganz ernſtlich nachgedacht hat, und deſſen Antwort dahin lautet: „Geht nach Gräfenberg!“ das heißt in deutliches Deutſch überſetzt und ohne poetiſche Blume: „Kehrt zur Natur zurück! Lebt, denkt, empfindet naturgemäß!“ Ja, mein freundlicher Leſer, auch du wirſt in dem Büchlein nach Gräfenberg eingeladen, ich bitte dich, lies es, du wirſt ſchon finden, auf welcher Seite der Autor zu dir ſpricht. Er richtet an jede Thorheit, an jede Schwäche, jede Übertreibung, an jedes Abgehen von Vernunft und Natur, ſeine beſondere Anrede; jede Claſſe von Irrthümern, jede Abtheilung von Unſinn hat ihr Capitel für ſich. Gewiß findeſt du in dem Buche alle deine Bekannten, und am Ende dich ſelber, von einem Manne porträtirt, der dich nicht kannte.

Die Wahrheit iſt oft mit Ernſt und Nachdruck geſagt; ich will nicht hoffen, daß eben dich, mein lieber Leſer, eine der nachdrücklichen treffe! Geſchäh' es aber, ſo wirf das Buch nicht gleich weg, lies es aufmerkſam durch und bedenke, daß, ſobald du es geleſen haſt, die nachdrückliche Wahrheit, die dich anfangs erſchreckte, dich gewiß ſchon etwas weniger trifft!

Die ernste Wahrheit, daß alle Fortschritte der Welt nicht helfen, wenn sie nicht auch in der Erkenntniß dessen fortschreitet, was die Natur vorschreibt, sowohl in Beziehung auf körperliche als auf geistige Diät vorschreibt, wird dir in der fröhlichen Einkleidung einer Einladung nach Gräfenberg zugedacht. Diese ergeht an alle Kranken, ob sie an den Lastern ihrer Vorältern, an eigenem Verschulden, an Thorheit oder Täuschungen leibes- oder seelenkrank sind, ist dem Verfasser einerlei; er ladet sie alle ein.

Ziere dich nun nicht länger, lieber Leser und geh' nach Gräfenberg. — Kannst du nicht in das schlesische kommen, so mach' dir das deine zu Hause; es wird wohl auch hinreichen, sofern du nur recht guten Willen hast. Um dazu desto eher Lust zu bekommen, lies aber das Buch. Ich habe dir nun gesagt, warum es mir gefallen hat. Solltest du es dessenungeachtet nicht lesen, so wird dir dasselbe zwar in keinem Falle schaden, aber nützen wird es dir doch auch nicht. Ich erlaube mir nur noch die Bemerkung, daß dieses Gräfenberg eines der faßlichsten Bücher von gesunder körniger, wenn auch gewählter Schreibart und populär-philosophischer Tendenz ist.

Es fehlt dem Verfasser weder am Geiste, um das Einzelne angenehm, noch am Gemüthe, um das Ganze anziehend zu machen.

Norwicher Musikfest.

Vor langer Zeit schon verlautete es in deutschen musikalischen Blättern, daß Spohr mit der Composition eines Oratoriums beschäftigt sey, dessen Vorwurf und Titel „der Fall von Babylon" ist. Dieselben Blätter vergaßen jedoch, den Ursprung oder die ursprüngliche Bestimmung dieses Werkes anzugeben. Wir halten uns deßhalb für berechtigt, in dieser Hinsicht auszusprechen, daß das Libretto dieses Oratoriums in England und zwar von dem Professor der Musik zu Gresham verfaßt und daß das Oratorium selbst bei dem Norwicher Musikfest im September 1842 zur ersten Aufführung gelangen wird.

Wer den Fortschritt unserer Provinzialfeste aufmerksam beobachtet hat, dem wird nicht entgangen seyn, daß jede Erneuerung des Norwicher Musikfestes (welches alle drei Jahre gefeiert wird) durch die Vorführung irgend eines Werkes von hoher Bedeutung ausgezeichnet war; und es stand zu erwarten, daß auch seine herankommende Wiederkehr auf ähnliche Weise hervortreten werde. Diese Erwartung wurde nicht getäuscht. Die erste Probe des „Falles von Babylon" fand letzten Samstag in den Sälen von Hannover Square (Hannover Square Rooms) Statt und zwar von den ersten Musikern der Hauptstadt unter der Leitung des Herrn Benedict. Das Oratorium unterscheidet sich in einigen wesentlichen Puncten von Spohr's frühern Hervorbringungen dieser Art; auch erforderte die Eigenthümlichkeit des Vorwurfes eine größere Abwechslung des Styls, als „das letzte Gericht" oder „die Kreuzigung." Die feierlichen, rauhkräftigen Chöre der gefangenen Juden bewegen sich im lebhaften Gegensatze zu den kriegerischen Klängen des Perserheeres und den wollusthauchenden Melodien der Babylonier. Die Charaktere des Daniel, Cyrus und Belsazzar stehen einander in mächtigen und wirkungsreichen Contrasten gegenüber, kurz die seltene Schöpferkraft Spohr's fand hier überflüssigen Spielraum, sich würdig zu bethätigen.

Uns ist kaum ein Werk bekannt, in welchem die Macht der Töne mit größerem Erfolge heraufbeschworen würde, als in diesem „Fall von Babylon." Es ist der Ausfluß eines Genius vom höchsten Range und in jeder Hinsicht seines hochberühmten Schöpfers würdig. Ein näheres Eingehen in die Besonderheiten des prächtigen Werkes sparen wir uns auf eine schicklichere Gelegenheit, wenn nämlich dasselbe in seiner Vollständigkeit dem Publicum vorgeführt werden wird. Für jetzt können wir jedoch nicht umhin, dem Principe, welchem bei der stattgehabten Probe gehuldigt wurde und welches wir seit jeher als das unsere vertreten haben, unsere freudigste Anerkennung zu spenden. Es gab eine Zeit, wo der Erfolg eines jeden Musikfestes von einem einzelnen Sänger abhing, wo einzig und allein eine Billington, Catalani oder Pasta den Köder abgeben mußten, welcher das Publicum herbeizog, wo die Musik selbst das letzte war, an was dabei gedacht wurde. Diese Zeit ist vorüber und alle ähnlichen Musikfeste, welche herkömmlich ihren Erfolg auf die Sänger stützten, haben aufgehört. Gewisse Sänger machten jährlich ihre Runde und wiederholten denselben 1000mal abgeleierten Part zum 1001. Male, in der Hoffnung, damit ein warmes, gemüthliches Monopol auf Provinzial-Engagement und Provinzialruhm errungen zu haben; ihre Ernte ist vorüber — ganz und unwiederbringlich vorüber — und sie selber fielen der Vergessenheit anheim, ja wir sagen es mit Befriedigung, sie sind so vergessen, als hätten sie vor 50 Jahren ihre Kehlen-Saltl mortall zum Besten gegeben. Das Norwicher Musikfest hatte trotz aller localen Mißstände einen so glänzenden Erfolg, weil man dem einzig wahren und gesunden Principe treu blieb, die Musik selbst, nicht die Sänger als Hauptsache zu betrachten. Dieß ist der Grund, warum jede Wiederholung desselben so bedeutende Werke vor die Welt bringt, dieß der Grund, welcher in unsern entfernten und beinahe unzugänglichen Winkel einen solchen Zusammenfluß von ächten Kunstliebhabern und Künstlern aus allen Theilen des Königreichs herbeizieht. Und die beste Kritik des Norwicher Orchesters liegt darin, daß Spohr, nach seiner, bei unserm letzten Feste gemachten Erfahrung, die erste Aufführung seines „Falls von Babylon" seinen Händen anvertraut. (Spectator.)

Hr. Taylor*) sagt in einem Briefe an die Fest-Commission:

„Ich empfing die Instrumentalparte von Spohr vor zwei Monaten und war seit der Zeit emsig beschäftigt, sie für ein englisches Orchester einzurichten. Das Orchester — aus den ersten Künstlern der Hauptstadt zusammengesetzt — ging mit Bereitwilligkeit in meine Ansichten ein und fand sich auf meine Aufforderung Samstag in großer Anzahl ein. Die Choristen, welche gewöhnlich beim Norwicher Musikfeste mitwirken, waren gleichfalls zugegen und Alles war von Vergnügen und Bewunderung durchdrungen, als die Schönheiten dieses Oratoriums sich nach und nach dem erstaunten Ohre enthüllte. Es war merkwürdig, die Wirkung zu beobachten, welche dieses Werk selbst auf solche ausübte, deren musikalische Empfänglichkeit durch fortwährende Büffelei in den mühsamsten Zweigen der Kunst abgestumpft ist und zu hören, wie die Londoner Chorsänger, diese gefühlosesten Kinder Amphions, ihrem Entzücken in Ausrufungen der Bewunderung und der Lust Luft machten. Dieses Gefühl theilte Hr. Benedict in hohem Grade und als ich ihm am Schlusse für seine gütige Zuvorkommenheit dankte, entgegnete er: „Ich bin derjenige, der hier zu danken hat und ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Dank dafür, daß Sie mir Gelegenheit gaben, an einem der herrlichsten musikalischen Genüsse Theil zu nehmen, dessen ich mich in diesem Lande je erfreute.

*) Eduard Taylor und Sir George Smart, zwei der ersten und vortrefflichsten Musikdirectoren Englands, haben sich um die Verbreitung der deutschen Tonkunst daselbst die größten Verdienste erworben. Sie waren es, welche schon C. M. von Weber zur Aufführung seines Freischütz den möglichsten Vorschub leisteten, und die Productionen deutscher Tonwerke stets mit wahrer Liebe und Begeisterung unterstützten. Diese Vorliebe dehnten sie so weit aus, daß, als Weber dort in fremden Landen erkrankte, Sir Smart den deutschen Componisten in sein Haus aufnahm und sorgfältig bis zur Stunde seines unerbittlichen Todes pflegte. Ebenso hat Taylor in der neuesten Zeit die großen Oratorienwerke L. Spohr's in England bekannt gemacht und den Tonsetzer bei seiner Anwesenheit in London mit Rath und That unterstützt. Ohne ihn hätte England vielleicht bis jetzt noch die herrlichen Genüsse entbehren müssen, die es aus diesen geistreichen Werken schöpfte. D. R.

Omnibus.

(Die Juden in Fürth) haben auf die Absetzung ihres Rabbiners gedrungen, weil er am Sabbath an einer Hausklingel gezogen hatte.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 7.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 15. Jänner 1842.

Die Fabel vom Storch, der die Kinder bringt*).

Zwei Bauernhütten stehen einschichtig an der Straße gegen den Wald zu, nach welchem ich Abends, als bereits der Mond aufgegangen war, lustwandelte.

Die Thüren dieser beiden Hütten sind nieder, die Fenster schmal und in der Höhe angebracht. Rings an den Wänden herum zieht sich freundlicher Schleedorn und Weinlaub. Das hölzerne Dach darüber ist mit Moos bedeckt und von gelben Pflanzenflechten und Hauslauch überzogen.

In dem Gärtchen neben und hinter der Hütte erblickt man nur Kohl und Kartoffeln, aber über die Umzäunung desselben strecken grüne Fliederbüsche ihre blauen Toldentrauben.

Unter den Zweigen dieser Fliederbüsche saß auf der Bank ein kleines Mädchen, das unverwandt mit ihren leuchtenden braunen Augen auf die alte Eiche, welche zwischen jenen beiden Hütten stand, hinüberblickte.

Der eine Stamm an dieser Eiche ist bereits gänzlich ausgedorrt und darum oben abgesägt worden, an dieser Stelle baute sich ein Storch sein Nest, welcher so eben mit seinem langen Schnabel klappernd in demselben stand.

Jetzt trat aus der andern Hütte ein kleiner Knabe, stellte sich an die Seite seines Schwesterchens und sprach: »Wornach schaust du denn immer?«

»Nach dem Klapperbein dort auf dem Baume,« sagte das Mädchen. „Die Nachbarin sagte mir ganz heimlich, daß er uns heute Abends ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen bringen würde, und nun gebe ich darauf Acht, um zu sehen wenn es kommt.«

»Ei laß dir doch nichts weiß machen,« sagte der Knabe mit pfiffiger Miene. „Der Storch ist dazu viel zu ungeschickt. Die Nachbarin wollte mir dasselbe aufbinden, ich aber fragte sie, ob sie dazu sagen könne: bei Gott, so ist's — sie aber lachte nur — und konnte nicht sagen: bei Gott, so ist's — und nun weiß ich, daß die Geschichte mit dem Storch erlogen ist.«

„Aber woher bekommen denn wir hernach unser neues Brüderchen oder Schwesterchen?« fragte das Mädchen neugierig.

„Das will ich dir sagen,« entgegnete mit großer Wichtigkeit der Knabe. „Das Brüderchen oder Schwesterchen bringt unser Herrgott selbst. Er schleicht sich mit ihm herbei und hat's unter seinem Mantel, kein Mensch aber kann unsern Herrgott sehen, und so sehen auch wir nicht, wenn er unser neues Brüderchen oder Schwesterchen bringt.«

In diesem Augenblicke wehte es leise durch die Fliederbüsche, daß sie sich flüsternd neigten, die Kinder falteten schnell ihre Hände und sahen sich andächtig an, als wollten sie sagen: Stille, das ist Gott!«

Als aber das Wehen vorüber, nahmen sie einander furchtsam bei der Hand und näherten sich der Hütte. Da aber that sich die Thüre derselben auf, und die Nachbarin, von der sie früher gesprochen, trat heraus und sagte: „Kommt Kinder und seht, was euch der Storch für ein Brüderchen gebracht!«

Die Kinder aber nickten einander schelmisch verstohlen zu; sie wußten ja Alles, und wußten es viel besser.

*) Aus dem Dänischen des Andrews für diese Blätter übertragen, in welchen wir vor Kurzem die Übertragung: „Eine wilde Rose,« von demselben trefflichen Schriftsteller lieferten.

Mozart's Grab.

Phantasiegemälde.

In dem deutschen Reiche der Töne war die Sonne des Ruhmes eben hinuntergegangen, nur eine Halbkrone von Strahlen flimmerte noch, wie die schwebenden Nachttöne einer Saite, auf der heiteren Stirne eines verklärten Berges, blitzende Abendröthe küßte noch die blauen Gebirgssäume des neunzehnten Jahrhunderts.

Hingestreckt lag die Kunst auf den Thränenweinenden Nachtviolen am Gestade eines liederreichen Bächleins, das Haar aufgelöst unter dem Kranze von Epheu und Lorber, heilige Trauer umflorte das Auge, das nach oben sah, wo ihre Seele umherflog, denn sie schlief; da wogte aus dem Schatten des Ostens der Mond herauf, jener inschriftreiche Leichenstein der Vergangenheit, und goß die goldenen Lettern der Erinnerung auf ihr silberbleiches Antlitz, so daß das gold-silberne Gewebe nach außen in Verklärung, nach innen in einen glücklichen Traum sich abfädete. Denn es erschien ihr der Geist ihres Vaters Mozart in Gestalt einer himmlischen Jungfrau, nicht rauschend und prangend voll Schmuck und Perlen, wie Wälschlands stolze Königin, nicht zärtlich geschminkt und leichtfüßig, wie Galliens flüchtige Sylphide, nein, selbst eine Perle, nackt, aber reizend wie das erste Weib der Erde, Eva, wie diese geboren in dem herrlichen Paradiese der Vorwelt, so jene in dem romantischen Tempel Austrias, einfach, aber darum göttlich wie die geschmeidige Diana, keusch und geliebt wie die lorbersprossende Daphne, und doch liebend wie der Lebenshauch des All umschlingenden Gottes; — hehres Gebet verklärte die unschuldigen Wangen zum leuchtenden Schnee, und lächelnde Anmuth streute die

lieblichen Roſen wie malend darauf. Noch einmal ließ ſie einen Schall ertönen, es war der rührende, der zerreißende Schall der Sehnſucht, den ſie einwebte in die Fäden des Traumes und der dieſe zum Mitton erweckte, doch, da er ſtets höher und lauter und mächtiger anſchlug, zerriß er die Fäden des Traumes, die Seele kehrte zurück, und ſie erwachte und ſah nichts mehr, als die nächtliche Schwermuth der welkenden Umgebung, der Mond ſtand noch am Horizont, aber wie die trauernde Cypreſſe auf der Grabſtätte eines geliebten Herzens, ſtand er näher an dem Sargbette des Weſtens, wo die Sonne verſchied und gab der Verlaſſenen die Mahnung, an dem Denkſtein ihres geſchiedenen Vaters den Schmerz zu verweinen. Sie faßte die Mahnung, doch keine Trauerweide der Erde ſeufzte die erſehnten Worte: „Hier ruht er unter meinem Schatten,“ um auf ſeinem letzten Hauſe die Worte: »Mozart's Grab“ zu vergolden, wie auf ſeinem erſten Hauſe die Worte: „Mozart's Geburtshaus“ *), dem forſchenden Wanderer die in der Gegenwart hinſterbende Anſtaunung mit der entzückenden Vergangenheit beſeelen. Doch fand den paläſtiniſchen Helden aus England ſein treuer Knecht durch das Lied, das ſein Herr oft geſungen, — warum, ſo dachte die Kunſt, ſoll ich den Vater durch ſeine Klänge nicht finden? Und ſie wanderte fort und durchwallte die engen Gemächer der Kirchhöfe, wo, wie einſt der heidniſche Oberprieſter den Göttern lebendige Leiber, ſo die graubärtige Ewigkeit ihrem Gotte lebendige Seelen zum Opfer bringt, die pilgernde Sängerin ging von Pforte zu Pforte, auf jeder hatte die Zeit, der würgende Tyrann, den Namen des Verbannten geſchrieben, doch nirgends las ſie den Namen, den ſie ſuchte, ſie ſchlug zu dem weckenden Liede die bekannten Saiten des Todten an, ob ſie antwortend nicht wiederkehren aus der Klauſe, wo er ruht, die Laute verloren ſich in der erſtickenden Schwüle der Grabluft und kehrten nicht wieder. O, welch brennendes Leid für eine liebende Seele, die den Schmerz ihrer Sehnſucht nicht einſchreiben kann in einen Baum, bekannt dem Verlornen, in einen Stein, ruhend auf dem Verlornen, um dann im Leſen des Schmerzes ſich ſelbſt zu vergeſſen!

*) In Salzburg, dem Geburtsorte Mozart's, ſteht auf einem Hauſe mit goldenen Lettern: „Mozart's Geburtshaus.“

Sie kehrte um und ihre Sprache war eine ſtets auf- und niederwogende Welle des Athems, die manchmal gebrandet an dem ſchroffen Schmerz ihres Herzens ſchallend zurückfiel, ein Seufzer. Sieh, da floſſen aus des unendlichen Himmels unendlichen Höhen erſt die Echotöne wie wandelndes Abendgeläute herunter, und tiefer und lauter, ſpielten die Symphonien herab und die Ahnung griff der Bezauberten ins Herz, jeder neue Ton zog ein neues Frühlingslächeln um ihr Antlitz, und kaum wagte ſie es, den ſchwimmenden Blick emporzuheben. Da war die Sonne wieder aufgegangen im Oſten, ſie ſtrahlte als Nachruhm, der Mond war hinunter, denn die Erinnerung war Wahrheit, und mitten in der blauen Fluth des ätheriſchen Meeres ſchwamm eine duftende Wolke mit tauſend Saiten beſpannt, die Morgenröthe faßte die Wolke ein, wie ein goldener Rahmen und die Strahlen der Sonne durchfieberten die Saiten, daß ſie von ſelbſt zu klingen begannen, wie die äoliſche Harfe mit der morgenden Sonne ihr Morgenlied orgelt; den tanzenden Seelen der Harmonie ſpielte mit einwiegender Vergötterung die unſterbliche Zauberflöte. — Auſtrias ſtolzer Aar ſchlug wie eine ſchwarze Wolke ober einer lichten ſeine gewaltigen Fittige darüber und ein Engel trat aus dem Chore der Engel, die um die Wolke gelagert ſich entzückten, wie an Apollos geſchlagener Leyer die lauſchenden Muſen, und ſprach hernieder zur ſtaunenden Waiſe: »Was ſuchſt du? den Leichnam des Großen findeſt du nicht, ſein Leib war nichts als ein tauſendfaches Geſpinnſt von klingenden Nerven und ſeine Seele der Künſtler und Meiſter, der ſie ſchlug. Hier ſieh dieſe Wolke! die iſt ſein Leib! hier iſt ſein Grab und ſein Leben, denn das Große lebt nur im Grabe. Moſes ſtieg auf den Berg Horeb und kam nicht wieder und ſtarb nicht, dein Vater ſtieg auf den Stufen der göttlichen Anſchauung zum Gipfel der Erhabenheit, auf jeder Stufe ſprang eine Saite, bis an der höchſten Stufe die letzte Saite ſprang und wie eine trillernde Lerche die Seele zum Himmel emporflog — und ſo kehrte er nicht wieder, wie Moſes. Suche ſein Grab nicht mehr, du haſt es geſehen, deine Erinnerung ſey ſein Denkſtein, um den ſich Deutſchland vereine zur Feier des Großen!“

X. Klerr.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Den 11. d. M.: Die Zauberflöte, romantiſche Oper von E. Schikaneder. Muſik von W. A. Mozart.

Es war vor fünfzig Jahren und einigen Monden, da kam der Theaterdirector und beliebte Komiker ſeiner Zeit, Hr. Schikaneder, zu einem gewiſſen Mozart, der durch die Urkraft eines ſchöpferiſchen Geiſtes in ſo mancher ſeiner frühern Opern die damaligen modernen Opernhelden ſo auf das Haupt geſchlagen hatte, daß ſie ſich gar nicht mehr erholen konnten, und erſuchte ihn, das Buch der Zauberflöte für die Kräfte ſeiner Vorſtadtbühne (auf der Wieden) in Muſik zu ſetzen. Es geſchah. Die Sache wird aufgeführt, die Neuheit der Situationen und die Popularität des Textes einer- und die Betonung anderſeits verſchafften dem halb komiſchen halb ernſten Volksopernproducte eine ſehr günſtige Aufnahme, und mancher blaßgelbe Hohlkopf, deſſen kritiſcher Sehpunct nicht über die Spitze ſeines Geſichtsvorſprunges hinausging, hatte ſich bei der Beurtheilung der Oper an der Muſik einen Zahn ausgebiſſen, bloß weil dieſer Gegenſtand etwas entlegener war, als ſein Geſichtskreis reichte. Doch ſiehe da, es verging ein halbes Säculum, und in die Vorſtellung derſelben Oper ſtrömt eine ſolche Maſſe von nicht kritiſchen Seelen, daß die Fülle des großen Hofoperntheaters an dieſem Tage in der Theatergeſchichte unſerer Reſidenzſtadt als ein Ereigniß aufgezeichnet zu werden verdiente.

Was iſt es denn, das dieſe Oper ſeit ſo vielen Jahren ungeachtet mancher Ungereimtheiten des Textes dennoch auf den Repertoirs aller Bühnen der gebildeten Welt erhalten hat? Was iſt es, das die Neugierde des großen Publicums für die jüngſte Vorſtellung wieder ſo hoch ſpannte, als wenn das modernſte Pariſer Opernwerk unter majeſtätiſchem Glockengeläute in unſern Muſentempel eingezogen wäre? Gewiß nichts anderes, als die Erhabenheit, Größe und Würde auf der einen, der ſprudelnde, innige, friſche und ewig lebendige Geiſt Mozart'ſcher Muſik auf der andern Seite.

Es gibt zwar jetzt noch Philiſterſeelen, welche dieſe durch fünfzig Jahre, von mehr als einer Menſchengeneration beſtätigte Wahrheit nicht begreifen wollen, und gerne den unerreichten Meiſter um ſeinen Königsthron bringen möchten. Zum Glück gibt es aber noch immer zu viele Menſchen in der kunſtgebildeten Welt, deren Herzen für das Hehre und Schöne warm erglühen, und ſolche hochfahrende Alltagsfiegen, welche, die Form von dem Geiſte zu unterſcheiden nicht vermögend, ſich ſo gerne auf die erſtere niederlaſſen, um den wahrhaft nährenden und erquickenden Geiſt zu verunreinigen, mit gebührender Achtung beſeitigen.

Man hat ſich zwar ſogar erzählt, daß irgend ein auswärtiger Theaterdirector dieſe Zauberflöte deßhalb nicht aufführen ließ, weil in derſelben keine Melodie ſey?! Den Mann hätte ich gerne am Tage der Statt gehabten Vorſtellung dieſer Oper aus der Ferne durch die Lüfte ge-

holt, um ihn zu überzeugen, daß eben so viele Hörbegierige dießmal das große Opernhaus wegen Mangel an Raum verlassen mußten, als sonst an den gepriesenen melodischen Opernwerken unserer Tage Theil zu nehmen pflegen.

Wir wollen zwar nicht behaupten, daß diese Oper einen stehenden Artikel des Repertoirs bilden werde, wie es allenfalls bei einem neuen, dem Sujet und der Musik nach gleich interessanten Opernwerke seyn könnte, eben weil das Sujet der Zauberflöte außer der Zeit liegt, und an vielen undramatischen Längen leidet. Allein die so mächtig der Zeit imponirende Tondichtung wird stets ihre Anziehungskraft bewähren, und deßhalb in gutbemessenen Zeiträumen wiedergegeben, auch in pecuniärer Hinsicht ihre Schuldigkeit thun. Und selbst wenn dieses Resultat nicht ganz günstig ausfiele, so sollte jede deutsche Bühne aus Nationalstolz wenigstens ein- oder zweimal im Jahre dieses erhabene Monument Mozart'scher Größe der kunstgläubigen Menge enthüllen, wozu auch wir von nun an die erfreuliche Aussicht haben.

Die Aufführung dieser Oper belangend, haben wir zu berichten, daß sie uns vor Allem schon aus dem Grunde vergnügte, weil dadurch so manche Bemerkung, als könnte unsere Hofbühne dieses quantitativ und qualitativ kolossale Werk derzeit gar nicht besetzen, thatsächlich widerlegt wurde. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß diese Oper viele und bedeutende Kräfte erfordert; allein sollte die Frescomalerei in unseren modernen Opern die Bühnenkräfte schon so herabgestimmt haben, daß ihre Pinselstriche beim Wiederauffrischen dieser Raphael'schen Formen in Mozart'schen Werken nicht kräftig und fein genug seyn sollten? Dann müßte man für die häufigere Darstellung solcher Werke noch besorgter seyn, besonders weil die so beliebt gewordene manierirte Gesangs- und sogenannte Schreiwuth, die freilich schon durch die Compositionen selbst zum Theile bedingt wird, noch mehr um sich greifen und auf die Bildung und das edlere Streben unserer Opernsänger noch verderbender einwirken würde.

Bei unserm Hoftheater ist ein solcher Rückgang der Kunstbildung wohl nicht zu befürchten, da wir, wie bei der Vorstellung des oberwähnten grandiosen Tonwerkes ersichtlich war, noch immer so bedeutende Stützen aufzuweisen haben, wie sie selten bei einer deutschen Opernbühne zu finden sind.

Die Palme gebührt hier unserm Standigl, dessen Sarastro kaum in irgend einer Beziehung etwas zu wünschen übrig läßt. Die Einfachheit und Würde, so wie der Adel und die Gefühlstiefe Mozart'scher Musik wird kaum irgend ein zweiter Sänger mit dieser Weihe und einem solchen Ausdruck zu geben im Stande seyn.

Nächst ihm ist die Beneficiantin dieses Abends, Mad. Hasselt-Barth, zu nennen, welche mit allem Aufgebot ihrer Kräfte den Part der Königin der Nacht, mit Ausnahme einiger in der hohen Stimmlage eine äußerst seltene Naturgabe und imponirende Kraft bedingender Stellen, zur Zufriedenheit des Publicums sang, und sich zugleich durch die Übernahme dieser Parthie alle Opernfreunde zum Danke verpflichtet hat.

Besonders entsprechend war auch Dlle. Carolina Mayer als Pamina, ihre kräftige, gemüthreiche und biegsame Stimme verbreitete einen wahren Zauber über die Zuhörer. Verdienstvoll gestaltete sich auch die Leistung des Hrn. Erl als Tamino; doch scheint ihn die Höhe seines Partes zu einem schärferen Tonauftragen auf Kosten der Gefühlswärme verleitet zu haben.

Auch Hr. Draxler wußte seiner kleinen Partie des ersten Sprechers Alles abzugewinnen, was in seiner klangreichen schmelzenden Stimme lag; und wenn Hr. Just als Papageno eine hinreichend feine Komik mit einer sonoren Stimme und einem edleren Spiele zu paaren vermocht hätte, diese Eigenschaften auch Hrn. Pfister, Mohr, mehr zu Gebote gestanden wären, dann würde sich gewiß eine so vielseitige Befriedigung als das Resultat dieses Abends herausgestellt haben, daß Niemand billigerweise eine höhere verlangen konnte; zumal auch die Leistung der Dlle. Treffs als Papagena befriedigte, jene der drei Damen (durch die Dlles. Rosetti, Kern und Nottes gegeben), so wie der drei Genien, deßgleichen die Männerchöre vorzüglich genannt werden müssen. Der erhabene schöne Chor des zweiten Actes „O Isis" wurde so würdig gesungen, daß ein stürmisches Dacaporufen aus allen Räumen des Theaters erschallte.

Dem Orchester und den weiblichen Chören fehlte es hie und da an der vollsten Begeisterung und Präcision, was wohl bei den weiteren Aufführungen nicht mehr vermißt werden wird. Hr. Capellmeister Proch dirigirte. Die Ausstattung der Oper war durchaus neu und anständig.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Vorgestern zum Vortheile des Schauspielers Johann Berstl zum ersten Male: Der Mulatte. Drama in drei Abtheilungen, nach dem Französischen der Herren Melesville und Beauvoir, von Theodor Hell. — Dieses Drama wurde bereits auf vielen Bühnen mit dem günstigsten Erfolge gegeben, dessen es auch durch seine interessante Handlung und manche überraschende Situationen vollkommen würdig ist, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß die erste Abtheilung fast zu possenartig gehalten und in vielen Scenen zu sichtlich auf Effect hingearbeitet sey. Die bühnengewandte Feder Theodor Hell's erwies in Bearbeitung dieses Drama's alle ihre anerkannten Vorzüge, und der gediegenen Art der Übertragung ist ein großer Theil des Erfolges, welcher diesem Stücke in Deutschland zu Theil wurde, zu verdanken. — Freilich muß, um dieses Ziel zu erreichen, eine vollkommen gelungene Darstellung die Gediegenheit der Version zur Anschauung bringen, was vorgestern nur theilweise der Fall war, weßhalb auch der Eindruck des Ganzen kein nachhaltiger seyn konnte. Nur Dlle. Planer hatte den Geist ihrer Rolle vollkommen erfaßt und führte dieselbe in sehr entsprechender Weise durch. Dagegen war Hr. Nolte als Mulatte in seiner schwierigen, und vorzüglich auf schöne Präsentation berechneten Rolle nicht so wirksam, als er hätte seyn sollen, wozu gewiß der Umstand nicht wenig beitrug, daß er in der Wahl des Costümes und in der Färbung seines Gesichtes einen unglücklichen Geschmack an den Tag legte. So wie uns Hr. Nolte diesen Chevalier darstellte, ist es vollends unerklärlich, wie sich alle Damen in ihn verlieben können. Hr. Berstl erkannte die Wichtigkeit seiner Rolle und bestrebte sich nach Kräften, dieselbe gut durchzuführen, nur trug er bisweilen zu grell auf. Die HH. Wimmer, Buel und Arbesser präsentirten sich gut, nur outrirte der letztere in seiner komischen Rolle auf eine gar zu empfindliche Weise. Das Haus war ziemlich besucht. Die Aufnahme des Stückes lau.

Künstlerischer Wegweiser.

Unser geschickter Lithograph Johann Stadler beschäftigt sich in diesem Augenblicke mit dem Bildnisse Sr. kais. Hoheit des durchlauchtigsten Hrn. Erzherzogs Stephan in der Civilkleidung. Wir erhalten dadurch ein Gegenstück zu seiner früheren ausgezeichneten Lithographie desselben Porträtes, welches Se. kais. Hoheit in der Militäruniform darstellt. Wir dürfen von der Hand dieses Künstlers, dessen Leistungen sich stets durch eine besondere Treue der Auffassung auszeichnen, auch dießmal etwas Vorzügliches erwarten.

Theatralisches.

Fabio, der Novize, nennt sich ein neues von J. N. Schuster aus dem Französischen übersetztes Drama, welches am 25. December in Frankfurt mit außerordentlichem Beifall gegeben wurde. Hr. Leo (Policastro) und Hr. Kramer (Fabio) wurden stürmisch gerufen.

In Prag betrat Mad. Schwanfelder in der Rolle der Polyxena in Albini's „Kunst und Natur" zum zweiten Mal die Bühne und entzückte, nach dortigen Berichten, das Publicum durch ihr ausgezeichnetes Spiel.

Der Zauberzwerg im großen mechanischen Wachsfigurencabinet, von Ferdinand Valentin Ernst fand auf der Prager Bühne lebhaften Beifall.

Am 3. d. M. gab Dlle. Francilla Pixis auf derselben Bühne die Norma als letzte Gastvorstellung. Die Beiblätter von „Ost und West" nennen diese Leistung einen Pendant zu der unerreichbaren Sappho der Sophie Schröder, die als ein Muster bezeichnet werden darf, wie ein musikalisch-dramatischer Charakter aufgefaßt und wieder gegeben werden soll.

Gemeinnütziges.

Am letzten Tage des verflossenen Jahres fand die öffentliche Verlosung bei der allgemeinen mit der ersten österreichischen Sparcasse vereinigten Versorgungsanstalt in dem Amtslocale dieses Institutes Statt. Der statutenmäßige Verlosungsbetrag stellte sich in diesem Jahre auf 15,957 fl. 44 kr. C. M. und entfiel durch das Los auf 164 Interessen-

ten dieser Anstalt mit theilweisen Einlagen in der Art, daß bei 64 Individuen die theilweisen Einlagen ergänzt wurden, wodurch sie nunmehr einen vollen Rentenschein pr. 200 fl. C. M. erlangen, der Restbetrag aber den übrigen 100 Interessenten theilweise zugeschrieben wurde.

Die Summe, welche seit dem Beginne der Anstalt (1825) zur Ergänzung theilweiser Einlagen durch die Verlosung verwendet wurde, beträgt mit Einschluß des oberwähnten verlosten Betrages 107,178 fl. 55 kr. C. M.

So angenehm übrigens und so wohlthätig auch ein solcher Gewinn für den Betheiligten ist, so dürfte doch der Umstand, daß alljährlich mehre Tausend Gulden verlost werden, die Interessenten dieser Anstalt keineswegs von der Ergänzung ihrer theilweisen Einlagen durch eigene Zuschüsse abhalten, oder Neubeitretende etwa eines solchen höchst zufälligen Gewinnes wegen, anstatt zu vollen, bloß zu theilweisen Einlagen bestimmen, da die Vortheile, welche aus vollen Einlagen und daher auch aus den lebhaften Zuzahlungen bei theilweisen Einlagen für die Interessenten dieser Versorgungsanstalt entspringen, die wesentlichsten und beachtenswerthesten sind.

(Rußland.) Zu Arnesburg auf der Insel Oesel ward am 10. Februar v. J. eine adelige Töchterschule feierlich eröffnet.

(Hannover, 2. October.) Der hiesige Handelsstand hat, wie wir vernehmen, durch einen besonderen Beschluß in seine Statuten die Bestimmung aufgenommen, daß künftig sämmtliche Handelslehrlinge zwei Jahre hindurch die hierselbst seit dem Jahre 1837 bestehende städtische Handelsschule zu besuchen haben, ein Beschluß, welchem sämmtliche Mitglieder der Innung beigetreten seyn sollen.

Erfindungen.

Wenzel Rimel, ein Schlossermeister zu Gitschin in Böhmen, hat einen Wagen erfunden, der bloß durch eine Maschine getrieben, mit größter Schnelligkeit sowohl auf gewöhnlichen Straßen, als auch über Erhöhungen sich bewegt und ohne besondere Anstrengung von einem einzigen Menschen gelenkt werden kann.

Omnibus.

(Amusantes.) Probe eines Kanzelleistyls: Da der die das dem Herrn N. N. verliehene Patent auf die von demselben erfundene neue Art von Streusandbüchsen aufhebende Verfügung der königl. Regierung bestätigende Beschluß zugleich bestimmt, daß die das dem auf das das allgemeine Industrieweſen betreffende Verfahren Bezug habenden Gesetz unterworfene Patent benützende den Betheiligten vor Ablauf desselben ihr Gesuch um Erneuerung eingeben müssen, so wird dieses hiermit bekannt gemacht.

(Mad. Laffarge) ist nunmehr von Tulle nach dem unabänderlichen Orte ihrer Bestimmung, dem Central-Gefängnisse zu Montpellier transportirt worden. Als sie ihr bisheriges Gefängniß verließ, um die mit 3 Postpferden bespannte Chaise, welche sie dahin zu bringen hatte, zu besteigen, übergab sie noch dem Curator den dritten und letzten Theil ihrer Memoiren, und drückte zugleich die Hoffnung aus, die ersten Correcturbogen bald in ihrem Gefängnisse zu sehen. Man will wissen, daß sie jedoch nicht gesonnen sey, mit diesem 3. Bande die literarische Arena zu verlassen, sondern das lesesüchtige Publicum von der Tiefe ihres Gefängnisses aus noch mit anderen literarischen Productionen zu ergötzen gedenke, wenn nicht die Regierung endlich einmal — zur Ehre der Schriftstellerwelt — dieser Verbrecherliteratur, welche sich einen neuen Zweig in der ersteren zu bilden anfängt, die gehörigen Schranken setzt.

(Amusantes.) Ein Amtsschreiber, welcher von seinem Amtslocale versetzt wurde, sagte zu einem Andern: „Wenn ich fort seyn werde, dann werdet ihr erst sagen, es kommt nichts Besseres nach.“ — „Ja wohl,“ erwiederte der Angeredete, „das wird man aber auch sagen, wo Sie jetzt hinkommen.“

(Anton Fürnstein, ein Naturdichter) starb zu Falkenau in Böhmen am 17. November v. J. Goethe erwähnte höchst ehrenvoll dieses Dichters und seines „Hopfenliedes,“ welches er zufolge einer Aufforderung desselben verfaßte. Fürnstein war der Sohn gänzlich unvermöglicher Ältern, und konnte nur kurze Zeit die Schule besuchen, da ihn schon in seinem achten Jahre, in Folge einer Verkühlung, die Gicht befiel und ihn bis an das Ende seines Lebens (er starb im 58. Jahre) nicht verließ. Diese Krankheit, welche ihn durch fünfzig Jahre auf das grausamste folterte, benahm ihm sogar den Gebrauch seiner Gliedmaßen so sehr, daß er weder aufrecht zu stehen, noch zu gehen vermochte. Jedoch ertrug er sein herbes Geschick mit philosophischem Muthe und beschäftigte sich, so oft es nur seine Krankheit erlaubte, mit dem Studium der Classiker. Mehre Briefe von Goethe, welche sich bei dem unglücklichen Dichter vorfanden, bezeugen, wie sehr ihn derselbe achtete.

(Der bekannte Taschenspieler Döbler) befindet sich gegenwärtig in Amsterdam und macht mit seinen Vorstellungen auf dem französischen Theater großes Glück.

(Amusantes.) Ein Musiker, welcher zu scherzen liebte, sagte zu einem jüngeren Collegen, der eine Oper schreiben wollte: „Vor Allem sehen Sie darauf, originell zu seyn und etwas Neues zu erfinden; z. B. fangen Sie Ihre Oper auf folgende Weise an: Die Ouverture ist vorüber, der Vorhang geht in die Höhe. Morgendämmerung. Man sieht eine ländliche Gegend, aber Niemand ist auf der Bühne, alles stille, kein Laut, — nur ganz in der Ferne hört man einen Frack ausklopfen.

(Die größte Medaille.) Für die größte bisher bekannte Medaille wird jene gehalten, welche die niederösterreichischen Herren Stände im Jahre 1716 bei der Geburt des kaiserl. Prinzen Leopold überreichten und die 16 Mark feines Gold wog.

(Die Wartburg) wird auf Befehl des Erbgroßherzogs von Weimar durch den berühmten Baumeister Ziebland eben so wieder hergestellt, wie sie im Mittelalter sich erhob.

(Amusantes.) Eine Sängerin bewohnte ein kleines Sommerhaus, vergaß jedoch die Miethe dafür zu entrichten. Das Haus wurde verkauft, der neue Eigenthümer wartet volle sechs Monate wieder auf den Zins, aber vergeblich, sie bezahlte abermals nicht. Da begab er sich selbst zu ihr und sagte: „Mein Fräulein, Sie haben den früheren Hauseigenthümer nicht bezahlt und bezahlen auch mich nicht, verlassen Sie daher mein Haus.“ „Ach,“ versetzte die Dame, „ich bin so sehr an diese Wohnung gewöhnt, daß ich mich durchaus nicht dazu entschließen kann, lieber will ich mir noch eine Erhöhung des Zinses gefallen lassen.“

Ball-Anzeigen.

Der Gesellschaftsball des Vereinsmusikdirectors Hrn. Michael Leitermeyer findet am Montag den 17. Jänner 1842 in dem neudecorirten Saale zum „goldenen Strauß“ im Josephstädter Theatergebäude Statt. Die Bälle des Hrn. Unternehmers stehen in so gutem Rufe, daß man in vorhinein den Ballfreunden einen vergnügten Abend versprechen kann. — Die Billets zu diesem Balle, deren Zahl beschränkt ist, sind in den Kunst- und Musikhandlungen der HH. Tobias Haslinger und Anton Diabelli am Graben und in der Wohnung des Hrn. Ballgebers, Alservorstadt Nr. 124, zu Einen Gulden C. M. zu bekommen.

(Subscriptionsball, Mittwoch den 19. Jänner.) Hr. Julius La Roche, dessen Bälle sich ebenfalls durch eine Reihe von Jahren her den guten Ruf glänzender Carneval-Vergnügungen erworben haben, wird in dem dießjährig kurzen Fasching nur Einen Ball, und zwar in der „goldenen Birn“ veranstalten. Die Subscription auf Eintrittskarten à 1 fl. 40 kr. C. M. ist in der Buchhandlung der HH. Tendler und Schäfer, Graben, Trattnerhof, zur Angabe der Namen, Charakter und Wohnorte bereits eröffnet, wo sodann die von dem Ballunternehmer selbst ausgefertigten, nur auf die bezeichneten Namen giltigen Billets zur Abholung bereit gehalten, oder auf Verlangen zugesendet werden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 8. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 17. Jänner 1842.

Über den Fenstergucker am Kärthnerthore Wiens.

Von J. Pfundheller.

Der als Compilator und Sagensammler wohlgekannte Herr Realis hat es in einem Aufsatze über diesen Fenstergucker (Wiener Theaterzeitung vom 24.—25. Dezember 1841 Nr. 307—308) versucht, jenem Steinbilde über der rechten Seitenpforte des älteren Kärnthnerthores eine historische Bedeutsamkeit zu geben.

Er meint nämlich in diesem Steinmanne den berühmten Augustiner-Barfüßer P. Abraham a St. Clara, den Hofprediger Leopold I. und zugleich einen der größten Redner seiner Zeit, zu erkennen.

Die Motive seiner Behauptung sind beiläufig:

1. Daß die Tracht auf dem Steinbilde offenbar die eines geistlichen Ordensmannes sey;

2. daß der Zeitpunct, in welchem P. Abraham a St. Clara als kaiserlicher Hofprediger zu Wien das Wort der Kirche geführt habe, genau mit der Jahresnummer oder dem Gesimse des älteren Kärnthnerthores übereinstimme;

3. daß, wollte man nach einer älteren unverbürgten Sage das Steinbild als das Conterfei des Erbauers vom Kärthnerthore gelten lassen, seine Stellung gegen die Wachstube und die Sattlergasse befremdend und unpassend sey. Überhaupt wäre das Bauobject nicht von der Art, daß die Bescheidenheit dessen, der es schuf, nach einem solchen Denkmahle hätte streben dürfen. Vielmehr scheine es,

4. als habe der Erbauer dieses Thores bei dem gleichzeitig erschienenen Werke Abrahams a St. Clara's — »Merks Wien — Lösch Wien," — die Absicht gehabt, durch dieses Steinmahl den Vorübergehenden den gewaltigen Kanzelredner vor Augen zu stellen. Dabei sollte wohl seine Wendung gegen das Augustiner-Kloster auf den Orden, dem er angehörte, wie auch sein Domicil hinweisen.

Weit entfernt nun, meine Meinung in dieser Sache als ein non plus ultra aufzustellen, fühle ich mich gleichwohl zu der Erklärung bestimmt, daß ich der Ansicht des Herrn Verfassers von unserem Fenstergucker nicht beipflichten könne, und mich vielmehr dem Gedanken hingeben müsse, daß gerade das, was Herr Realis in Abrede zu stellen versuchte, — nämlich »daß jenes Steinbild vielleicht ein Erinnerungsmahl an den Baumeister des Kärnthnerthores sey," — immerhin rücksichtswürdige Gründe für sich habe.

Hören wir nun das Warum:

Die wahre Bedeutung irgend eines uns räthselhaft gewordenen Denkmahls der Vorzeit zu ergründen gibt es wohl nur zwei Wege. Entweder wird darüber der Buchstabe der Geschichte befriedigen können, oder wir werden bei der Unzulänglichkeit des Ersteren ein leicht trügliches Mittel ergreifen müssen, nämlich versuchen, das gewünschte Resultat durch eine sich rechtfertigen lassende Schlußfolge aus den verschiedenen, hiebei in wirksame Berührung kommenden Umständen und Interessen herbeiführen zu können.

Den Gehalt jener Sage, wie sie die Feder Realis niedergeschrieben, historisch nachzuweisen, ist nun eine eben nicht leicht lösbare Aufgabe. Wiens Geschichte ist mit der, der Völker Deutschlands besonders im Mittelalter innig verwebt, und mancher Sturm, der dem stolzen Erbe Caroli Magni galt, hat auch Wien mehr oder minder bedräut. Vor allem aber möchte als eine der stärksten Schattenseiten der Vorzeit unserer Kaiserstadt zu beklagen seyn, daß damals das Licht des Wissens nur kümmerlich flackerte, über dem Waffengerassel der rührigen Jünger Bellonas, der Künste und der Musen nur wenig gedacht ward, ihre Denkmähler zusammenbrachen, und auf den Ruinen derselben der Kobold „Mährchen" die Wahrheit verhöhnen durfte.

Was findet sich aber in Wiens Geschichte zur Aufrechthaltung der Behauptung des Herrn Realis?

Nach Freiherrn von Hormayr's Werke, erscheint der Name des Kärnthnerthores bereits in Chroniken und auf Documenten aus der Zeit, wo Przemysl Ottokar über Wien und Österreich gebot. Gleichfalls wird der Thurm dieses Thores schon in der Regentengeschichte der Albrechte genannt; ja er war damals, wo der unselige Bruderzwist zwischen Kaiser Friedrich IV. und Herzog Albrecht IV. über das Land die Fackel des Bürgerkrieges schleuderte, das Gefängniß des unruhigen und durch sein tragisches Ende bekannten Bürgermeisters Wolfgang Holzer.

Nicht minder reich an großartigen Erinnerungen ist die Zeitepoche des Kärnthnerthorthurmes aus Wiens erster Belagerung durch Soleymann, den Padischah, wie das Reich der Osmanen keinen mehr sah (1529). Es war nämlich dieß der schwächste und darum am heftigsten angegriffene Punct der Festungswerke, doch von Hector von Reischach mit Löwenmuth vertheidigt. Auf seinem obersten Platteau aber bei der großen Nothschlange, die man daselbst aufgestellt, weilte wohl oft und lange Graf Niclas Salm und mit ihm seine tapferen Kampfgenossen und Freunde, Roggendorf, Kazianer, Colonna von Völs, der junge Pfalzgraf Philipp und der jugendliche Bürgerhauptmann

Grieſſenegger. Am Kärthnerthorwalle war es, wo am 14. October der letzte und wüthendſte Sturm der Ungläubigen abgeſchlagen wurde und der greiſe Heldenführer Salm in dem glorreichſten Momente ſeines thatenreichen Lebens durch einen Stein die Tod bringende Wunde empfing.

Bald darauf, in den Jahrgängen 1542—1552 geſchah es nun, daß Ferdinand I. Wien zu einer der erſten Feſtungen umſtaltete. Die Kriege dieſes Kaiſers gegen Zapolya, die widerholten Einbrüche der Türken in ſeine Lande mögen ihn bewogen haben, den Hort der Chriſtenheit mit zweckmäßigeren Schanzen und Vorwerken zu verſehen, als es bisher der Fall geweſen.

Ferdinands Hiſtoriograph, Urſinus Velius, hat ganz vorzüglich dieſen Mangel gerügt. Er ſagt in ſeinem Bilde über Wien unter anderem: „Außer der Waſſerſeite ſey weder von der Natur noch durch die Kunſt für die Befeſtigung Wiens geſorgt, der Wall größtentheils nur durch flüchtige Handarbeit aufgethürmt und daher von geringer Feſtigkeit. Das Mauerwerk trage bedeutende Gebrechen des Alters und der Verwitterung an ſich; faſt überall vermiſſe man die fortificatoriſchen Winkel. Die wenigen Thürme aber entbehren einer für ihre Vertheidigung günſtigen Lage.

An Wien wurden nun die erſten Verſuche der neuen Befeſtigungskunde gemacht, und zwar nach dem Plane des Nürnbergers Auguſtin Hirſchvogel, dem hiebei der bei St. Stephan ruhende Leonard Colonna von Völs, der tapfere Vertheidiger der Burg anno 1529, mit Rath und kriegeskundigem Scharfblicke zur Seite ſtand.

Vermöge des neuen Befeſtigungsſyſtems ward jetzt Wien mit 12 Baſteien und 11 Ravelins umgeben.

Unter den Aufſchriften, die auf unſere Zeit übergegangen ſind, findet ſich, daß das Kärnthnerthor 1552 vollendet worden ſeyn müſſe. Das innere Kärnthnerthor trägt aber von außen das Jahr 1671, von innen 1672, und nennt Leopold I. als denjenigen, unter dem ihm die noch heut zu Tage nur wenig veränderte Geſtalt gegeben ward.

Der Thurm des älteren Kärnthnerthores wurde aber größtentheils ſchon unter Kaiſer Ferdinand I. abgetragen; ſeine letzte Spur verſchwand nach der in der Gegend des Franzthores am 15. December 1758 vor ſich gegangenen Pulver-Exploſion, die ganz Wien in Schrecken geſetzt und den Wall bedeutend beſchädigt hatte.

(Schluß folgt.)

Bilder und Studien aus Italien.

Von Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg.

Berenice.

Berenice, die Bringerin des Sieges, iſt ein in der Geſchichte des weiblichen Geſchlechtes berühmter Name. Es ſcheint ihn faſt ſtets ein beſonderer Zauber zu begleiten, und die ihn trägt iſt mit außerordentlicher Schönheit begabt, aber auch einem beſonderen romantiſchen Loſe vorbehalten. Selbſt die Weltgeſchichte erwähnt einiger Damen dieſes Namens. So hieß die ſchöne geliebte Gemalin Mithridates des Königs in Pontus; der Römer Lucullus beſiegte ihn, und damit ſie nicht in deſſen Hände falle, ließ er ſie ermorden (71 Jahre vor Chr.). Eine andere Berenice war die Tochter Agrippas und Gemahlin ihres Onkels Herodes; ſie war ſchön und ausſchweifend, und Veſpaſian und Titus ſchmachteten vor ihren Reizen. Als Gattinnen der Ptolemäer kommen mehre Berenicen vor. Der erſten davon erwähnt Pauſanias im 6. Capitel des erſten Buchs ſeiner Periegeſis. Sie kam mit Euridice, der Tochter des Antipater und Braut des Ptolemäus Soter, an deſſen Hof; der König entbrannte wegen ihrer Schönheit in Liebe zu ihr, und berief endlich nicht ein Kind ſeiner rechtmäſſigen Gemahlin, ſondern Ptolomäus Philadelphus, den Sohn dieſer Berenice, zu ſeinem Nachfolger. Eine andere Berenice war die Gemahlin des Ptolemäus Evergetes, der 221 Jahre vor Chr. ſtarb. Sie war außerordentlich ſchön und liebte ihren Gatten mit ſeltener Zärtlichkeit. Als dieſer in den Krieg nach Syrien zog, that ſie das Gelübde, ihr ſchönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dieß ward ihr gewährt, und ſie ſchnitt ihre Locken ab und opferte ſie im Tempel der Venus. Aber bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Aſtronom Konon aus Samos erklärte, die Götter hätten es, gerührt durch Berenice's Schönheit und Treue, unter die Geſtirne verſetzt. Das Sternbild, nahe am Schweife des Löwen, aus ſieben Sternen beſtehend, heißt noch heute zu Tage: das Haupthaar der Berenice.

Ägypten hatte unter den Ptolemäern die ſchönſten Königinnen der Welt, Kleopatra, die zwei Arſinoen, beide Berenice waren Frauen von hoher Schönheit. Der Kopf der Berenicen, der zugleich mit dem ihres Gemahls Ptolemäus Soter oder auch allein deſſen Münzen ſchmückt, iſt voll idealer Schönheit.

Aber ſchön über jeden Begriff iſt eine Büſte aus Baſalt in der Villa Albani, die gegenwärtig von den Kunſtkennern und Alterthumsforſchern mit dem Namen Berenice bezeichnet wird; ſie müßte die Gemahlin des Evergetes ſeyn, da ſie mit dem Bildnißkopf auf den Münzen des Soter keine Ähnlichkeit hat. Dieſe Büſte war vorher unter dem Namen einer Kleopatra bekannt. Winkelmann ſpricht von ihr als von einem idealen weiblichen Kopfe. Da ſie in Baſalt gearbeitet iſt, zählte man ſie von jeher unter die in Ägypten entſtandenen Werke, und die edle, hinreißende Schönheit in den Zügen, die hohe Vollkommenheit in der Bearbeitung des ſtahlharten Steines ſcheinen in der That auf die Periode hinzuweiſen, da nach Alexander die Kunſt aus dem zerrütteten Griechenland floh und am Hofe der edlen Ptolemäer eine neue Freiſtätte auffand. Der Bildhauer derſelben iſt unbekannt. Der Kopf iſt in grünlichem Baſalt gearbeitet, und auf eine antike, doch nicht dazu gehörige Bruſt aus Porphyr aufgeſetzt. Meines Dafürhaltens iſt dieſer Kopf der ſchönſte weibliche, den wir in Stein beſitzen; Niobe und ihre Töchter erſcheinen noch zu ſtreng, zu hart in ihren Geſichtszügen; die mediceiſche Venus beſticht mehr durch die Vollendung ihrer Gliedmaßen, ihr Antlitz allein betrachtet, obwohl voll Liebreiz, trägt eine gewiſſe Bedürftigkeit zur Schau; die ſchöne Fauſtina der römiſchen Kunſtperiode, iſt ſchon merklich manierirt. Alle modernen Köpfe zeigen aber zu offenbar, daß die Künſtler entweder nur zu porträtiren verſtanden, oder wo ſie idealiſiren wollten, nicht der eingebornen Idee der Schönheit, einer eigenthümlichen Selbſtbegeiſterung folgten, ſondern irgend einen Schultypus, z. B. was man griechiſches Profil nennt, vor ſich hatten, und darnach, ſo gut es gehen mochte, modellirten. Die fixe Idee des ſogenannten grichiſchen Profils, ſo ſchön es iſt, wo es organiſch im Kunſtwerke hervortritt, hat Canova's Kunſt um die Apotheoſe gebracht. Man betrachte dagegen das Profil dieſer Berenice, es iſt das griechiſche in ſeiner edelſten Reinheit, nicht eingelernt und

angemeiselt, sondern nothwendig, untrennbar. Wie süß schwebt die sanft ausgesendete Linie dieses jugendlichen Kopfes über Stirne und Nase herunter, wie zärtlich ist der Umriß dieses Gesichtes, welcher Leibreiz liegt auf diesen zarten makellosen Wangen! Die leise geöffneten Lippen schmachten nach Liebe und das sanft gerundete Kinn vollendet das herrliche Oval des Gesichts. Die Haare sind am Wirbel des Kopfes zu einem Knoten verbunden, aber bis dahin nicht nach der unschönen Weise heutiger Mode gespannt, sondern lose zurückgedrängt, und bilden so den lieblichsten Umriß des Kopfes. Sie sind schlicht ohne Locken, und in leicht eingerissener Weise mit Vermeidung alles Manierirten, Störenden ausgeführt, sie erscheinen werth unter den Sternen zu stehen. Der Anblick dieses Kopfes ist hinreißend und sehnsuchterregend, er wiegt ein Museum auf, und man kann sich gewiß nur schwer davon trennen. Vor dieser Büste fühlt man es, daß die echte Schönheit kummer- und schmerzstillend ist; wer diese Berenice sieht, dem fließt, wie Homer sich ausdrückt, an diesem Tage keine Thräne mehr über die Wangen. Ich hielt lange bei ihr an, und im Drange solcher Schönheit zu huldigen, drückte ich, bevor ich schied, einen leisen Kuß auf ihre Lippen, — endlich wieder einmal nach Jahren ein Kuß — auf Basalt.

Feuilleton.

Musikalisches Perspectiv.

Beethoven-Album.

Sammlung von Originalcompositionen als Beitrag zur Errichtung des Beethoven-Monumentes in Bonn, herausgegeben von Pietro Mechetti, k. k. Hof-, Kunst- und Musikalienhändler in Wien.

Es ist ein schöner und wahrhaft erhebender Gedanke, große dahingeschiedene Geister zu ehren und ihnen Denkmähler zu setzen. Beethoven, der große Tonmeister, gehört leider auch zu jenen Männern, welche diese Ehre nach ihrem Tode vorzugsweise verdienen, weil sie ihnen im Leben nie in dem verdienten Maße zu Theile geworden ist. Die Menschheit zahlt hier nur dasjenige ab, was sie dem Genius an Anerkennung schuldig geworden ist — und solche Schulden zu zahlen ist ein Act der Ehrlichkeit. — Das Denkmahl Beethoven's wird in seiner Geburtsstadt Bonn errichtet werden, und zahlreiche Freunde und Verehrer dieses allbeliebten Symphonienmeisters wetteifern, das Unternehmen zu unterstützen. In diesen Kreis tritt auch der Herausgeber obigen Albums, Herr Pietro Mechetti, auf eine würdige Weise. Dieses Album enthält Claviercompositionen von den berühmtesten jetzt lebenden Pianisten, als Chopin, Czerny, Döhler, Henselt, Kalkbrenner, Liszt, Mendelssohn, Moscheles, Tombert und Thalberg, für deren Interesse wohl schon die Namen genügende Bürgschaft leisten. Es sind freilich Originalcompositionen ohne irgend einen künstlerischen Bezug auf den Tondichter, zu dessen Ehre sie gesammelt werden, die einzige Piece von Liszt ausgenommen, welche die Übertragung eines Trauermarsches von Beethoven für das Pianoforte enthält. Allein hier handelt es sich um die Erregung des allgemeinen Interesses zur Erlangung materieller Mittel und Förderung des Zweckes, und dazu dürfte eine solche Wahl als die zweckmäßigste anerkannt werden. Die Compositionen selbst haben eine sehr mannigfaltige Charakteristik, und der herrschenden Virtuosität im Clavierspielen gegenüber, auch nicht viele Schwierigkeiten. Die Ausstattung ist musterhaft, das Papier sehr stark und weiß. Die Außenseiten sind mit sinnreichen Vignetten und schöner Arabeskenzeichnung geziert. Auf der vorderen befindet sich Beethoven mit der Phantasie und Begeisterung abgebildet, dem die niederste Menschenclasse, nämlich ein Hirt mit seinem Rohr und Dudelsackpfeifer, ihre Bewunderung zollen. Auf der Rückseite sind die beiden Häuser, nämlich das zu Bonn, wo Beethoven geboren wurde, und das in Wien, wo er gestorben ist, nebst einer Abbildung seines Grabmahles auf dem Währinger Friedhofe. Möge dieses Werk nach seinem Werthe einen reichlichen Absatz finden.

Literarisches.

Fünfter Bericht über das „Museum Francisco-Carolinum." Nebst der zweiten Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns und Salzburg. Linz 1841. Aus der Buchdruckerei des Friedrich Eurich.

Die Gründung des vaterländischen Museums für Österreich ob der Enns und das Herzogthum Salzburg, dessen fünfter Jahresbericht uns zum Besprechen vorliegt, war eine der letzten Segnungen der väterlichen Regierung unsers unvergeßlichen Kaisers Franz, der auch in huldvoller Gnade gestattete, daß es den Namen „Museum Francisco-Carolinum" annehmen dürfe, um so noch späten Jahrhunderten zwei jedem Österreicher einig theure Namen zu verkünden. Die erste Versammlung der Vereinsmitglieder fand am 14. Juli 1834 Statt und während der wenigen Jahre seines Bestehens hat dieser Verein für die Rettung, Sammlung und Beschreibung der Quellen und Denkmahle vaterländischer Geschichte, dessen Wirksamkeit aber auch zugleich naturhistorische und industrielle Interessen der Provinzen Oberösterreich und Salzburg umschließt, den Beweis geliefert, wie viel man in kurzem Zeitraume leisten könne, wenn in der Brust der Vorgesetzten und Theilnehmer das heilige Feuer der Vaterlandsliebe lodert, und wenn alle Glieder von gleicher Liebe und Verehrung für die historischen Schätze des Alterthums beseelt sind.

Den Inhalt des vorliegenden fünften Jahresberichtes bildet eine kurze und gediegene Einleitung des Verwaltungsausschusses, nebst Angabe der Veränderungen in dem Stande der ordentlichen Vereinsmitglieder vom 27. April 1840 bis Ende Mai 1841. Die Beilage enthält einen summarischen Rechnungsausweis über das Einkommen und die Ausgaben des Vereins vom 1. Jänner bis letzten December 1840. Hierauf folgt ein Verzeichniß der Beiträge und Erwerbungen für das Museum Francisco Carolinum während desselben Zeitraums in allen Fächern des Wissens, nebst genauer Namensangabe der Spender und Wohlthäter des Vereins.

Eine weitere Abtheilung dieses Bandes bilden die Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns und Salzburg (zweite Lieferung) und enthalten folgende Aufsätze: I. Über den Gang der Wärme in Oberösterreich. Aus Beobachtungen der Sternwarte in Kremsmünster, mitgetheilt von Marian Koller, Director der genannten Sternwarte. Dieser Artikel, welcher über Meteorologie im Allgemeinen handelt, und dann auf den Gegenstand der Frage insbesondere übergeht, ist äußerst klar und verständlich geschrieben, und deßhalb für jeden Beobachter der Natur von großem Interesse, weil die Beilagen desselben immer die mathematische Begründung der angestellten Beobachtungen geben. II. Über den Werth des Studiums der Insecten. Von Joseph Schmidberger, regulirtem Chorherrn zu St. Florian. Bereits durch sein im Jahre 1837 veröffentlichtes Werk: Leichtfaßlicher Unterricht über Erziehung und Pflege der Obstbäume hat sich der Hr. Verfasser für den Verein in hohem Grade verdient gemacht und auch durch vorliegende Abhandlung liefert er den Beweis, daß er ein eben so gründlicher Kenner der Naturgeschichte, als gewandter und anmuthiger Schriftsteller sey, und wir sehen mit Vergnügen einer weitern Geistesfrucht dieses würdigen Gottesdieners entgegen. III. Fragment einer Handschrift des Nibelungen-Liedes aus dem dreizehnten Jahrhunderte. Von A. Ritter von Spaun. Welchem Freunde altdeutscher Dichtungen sollte es nicht von ungeheurem Interesse seyn, ein Fragment jenes echt deutschen Liedes, dessen Entstehung man in neuster Zeit für Österreich vindiciren will, in den Archiven des Museum Francisco Carolinum zu wissen? Hr. Ritter von Spaun veröffentlicht nun das gefundene Fragment, und setzt auf der Nebenspalte immer den Text des Laßberg'schen Codex bei, der hinsichtlich des Nibelungenliedes unstreitig die beste Quelle ist, wodurch der Verehrer des Alterthums Gelegenheit hat, zu prüfen und zu vergleichen. Auch ist dem Buche ein Facsimile der vier ersten Strophen des aufgefundenen Fragmentes als Anhang beigegeben. IV. Geschichte des Klosters des heiligen Geistordens zu Pulgarn. Von Jodok Stüp, regulirtem Chorherrn zu

Digitized by Google

St. Florian. Die Gründung dieses einst großen Mönch- und Nonnenklosters, so wie seine ferneren Schicksale bis auf die neueste Zeit, sind allerdings so anziehend, daß sie, von einer so gewandten Feder, wie die des Verfassers ist, beschrieben, auf unsern vollen Beifall Anspruch machen dürfen. — V. Bruchstücke über die Linzer Jahrmärkte. Von Joseph Lenner, Magistratsrathe in Linz. Da die Linzer Jahrmärkte neuerer Zeit in der mercantilischen Welt von großem Belange sind, so war die Mühe des Hrn. Verfassers, aus bestaubten Archiven die Geschichte der Entstehung der beiden Linzer Märkte sammt ihren Freiheiten hervorzusuchen, allerdings lohnend, und diese Arbeit erhält dadurch einen großen Werth, daß derselben ein tabellarischer Ausweis über den Besuch und die Gefälle der beiden benannten Jahrmärkte in den Jahren 1490 bis 1500 beigegeben ist. — Endlich enthält dieser Band noch VI. ein lateinisches Gedicht von Ignaz Schumann a Mannsegg, überschrieben: Javavine rudera und VII. eine, vom k. k. Hauptmann Preisch geschriebene, für Numismatiker interessante Darstellung mehrer Münzen von Linz, welche von Mitgliedern und Gönnern dem Museum zum Geschenke gemacht wurden, und deren zwei auf einer beigegebenen Tafel abgebildet sind. — Indem wir diese kurze Besprechung der in vorliegendem Bande enthaltenen einzelnen Artikel der Beachtung des gelehrten Publicums übergeben, wollen wir schließlich nur noch den Wunsch aussprechen, daß dieses, der vaterländischen Geschichtsforschung heilbringende Institut immer besser gedeihen, und seine Wirksamkeit immer weiter verbreiten möge, auf daß der Wissenschaft aus diesem edlen, echt vaterländischen Streben reicher Segen erblühe. — Die Ausstattung hinsichtlich des Papieres dürfte wohl etwas schöner seyn, der Druck aber ist groß und correct.

Theatralisches.

Übersicht der ersten Tänzer und Tänzerinnen in Italien während der gegenwärtigen Carnevalsaggione.

Mailand. F. Merante, Guy Stephan Maria, Bettoni Maria Luigia, Borri Pasquale, Bussola Maria Luigia, Marzagora Terzilia, Garanzini Carolina, Donato Mazzai, Domenichettis Augusta und Enoco.

Bergamo. Francesco Pintaure, Paolina Ancement, Carolina Formigli.

Venedig. Groll Luigia, Rosati Francesco Raviglia, Rosa und Sales Federico.

Verona. Theodor Chion, Rosina del Cicco Manes, Antonio Pallerini und Theresia Chiesa.

Triest. Giovannia King, Domenico Mattis, Rosa Gusmann.

Turin. Rosa Gusmann, Eugenio Saint Leon, Vicenzina Libonati.

Genua. Das Ehepaar Priora, Francesca Zambelli.

Neapel. F. Garrey, Angelica Saint Romain, Pasquale d'Arco, Emilio de Salvo, Luisa Taglioni, Marianna Danese Izzo, Carolina Filippini, Francesco Guerra.

Rom. Carolina Galletti, Giuseppe Renchi.

Florenz. Enrico Mathieu, Adelaide Fraffi, Giacinto Piazzi, Giovanni Piccoli und David Mochi.

Parma. Fabbri Fiora Bretin und Bretin Luigi.

Modena. Das Ehepaar Fillodeau.

Omnibus

(Jurende), der Gründer des beliebten mährischen Wanderers, starb zu Brünn am 10. d. M. im 63. Lebensjahre.

Auf der Greatwestern-Eisenbahn machte man Ende vergangenen Monats den teuflischen Versuch, durch zwei schwere Steine, die ein Elender heimlich auf die Schienen gelegt, den ganzen Wagenzug aus der Bahn zu schleudern. Glücklicherweise bemerkte der Bahnwächter das abscheuliche Attentat, und gab dem Maschinenführer zur rechten Zeit das Signal, das Locomotiv anzuhalten. Wohl berührte der Train die beiden Steine, zermalmte den einen und räumte den andern durch die vor dem Rade angebrachten eiserne Stange bei Seite, aber die Wagen hielten sich, da sie in Folge der verminderten Geschwindigkeit mit den Steinen in keine plötzliche Berührung kamen, in den Fahrgeleisen.

(Matthew Hopkins) war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine fürchterliche und in ganz England berüchtigte Erscheinung. Er trieb die edle Beschäftigung, die Hexen ausfindig zu machen und wurde deßhalb auch der Hexenfinder und in der Folge sogar Hexenfindergeneral genannt. Er bereiste auf Kosten des Staates und zum Schrecken aller alten Weiber, die bei Nennung seines Namens schon ein Fieber bekamen, ganz England unter der Maske eines vornehmen Mannes und mit zahlreichen Dienern. In einem Jahre brachte er sechzig dieser unglücklichen Wesen auf den Scheiterhaufen. Sein letztes Opfer wurde im Jahre 1716 verbrannt.

(Frauenhände.) So wie man von Süden nach Norden wendet, nehmen Füße und Hände bei den Frauen an Größe zu, weil die Völker kalter Länder viel gehen und stets arbeiten, wäre es auch nur um die Lebenswärme zu unterhalten.

(Sir Robert Barclay) hatte sich vor seiner Abreise nach England mit einer jungen liebenswürdigen Dame verlobt. In der Schlacht auf dem Eriesee traf ihn jedoch das Unglück, einen Arm und ein Bein zu verlieren. Als er nach einer schmerzlichen Operation wieder hergestellt war, ließ er seine Braut von seinem Unglücke benachrichtigen und ihr sagen, daß er sie unter diesen Umständen ihres Wortes entbinde. Die edle Dame aber schrieb an Barcley: „Sir, ich stehe nicht an, Ihnen mit Freuden meine Hand zu reichen, wenn Sie nur so viel von Ihrem Körper erübrigt haben, daß Ihre Seele noch darinnen wohnt.“

(In der Stadt Söst) herrscht der sonderbare Gebrauch, daß der leibeigene Bauer den dortigen Dominicanern jährlich ein Ei auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen zu bringen hat.

(Schläge bei der Copulation) sind seit alter Zeit in Westphalen gebräuchlich. Der Bräutigam bekommt nämlich dort von dem Vater oder einem andern Verwandten der Braut gleich nach der Hochzeit einige derbe Hiebe auf den Rücken, damit er es fühle, wie wehe seiner Frau Schläge thun würden.

(Die schlimmen Frauen in Letting.) In Letting ereignete sich vor einigen Wochen folgender Schwank. Die Frauen in Letting waren mit der in diesem Dorfe befindlichen Hebamme nicht zufrieden und drangen wiederholtermalen auf ihre Absetzung. Der Ortsrichter willigte jedoch nicht in ihr Begehren. Horch, da scholl eine Trommel, ein Weib marschirte als Trommelschläger durch die Straße von Letting und ihr nachfolgten sämmtliche Weiber mit Stangen und Heugabeln. Der Zug dieser Amazonen begab sich in militärischer Haltung nach dem Wirthshause, wo sie eine Sitzung hielten und diejenige aus ihnen zur künftigen Hebamme ernannten, welche sie dazu am tauglichsten hielten und ihre Einsetzung mit einem lauten Gelage feierten. Den Ehemännern von Letting blieb nichts übrig, als sich dem Willen ihrer herrischen Gattinnen zu fügen.

Ball-Anzeige.

(Industrie-Elite-Ball.) Dieser findet Dinstag am 18. Jänner 1842 in dem neudecorirten Saale zur „goldenen Birn“ Statt. Von Seite der HH. Arrangeurs ist alles aufgeboten worden, diesen Festball so glänzend als möglich zu machen. Eine äußerst brillante Beleuchtung und die prachtvollste Decorirung sollen die für diesen Abend eigens vergrößerten Localitäten der „goldenen Birn“ verschönern, in welchen sich eine sehr gewählte Gesellschaft versammeln dürfte. Hr. Capellmeister Jos. Lanner wird die Musik zu den von Hrn. Webersfeld arrangirten Quadrilles, Menuettes, Mazurs, Polka's persönlich dirigiren. Von der zu hoffenden Eleganz geben die geschmackvollen Eintrittskarten einen kleinen Beweis, welche in der k. k. privilegirten Apollo-Kerzen-Fabriks-Niederlage am Kohlmarkt Nr. 260 zu Einen Gulden C. M. zu bekommen sind.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nachstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei C. Strauß's sel. Witwe.

№ 9.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 19. Jänner 1842.

An Herrn Parish-Alvars.

Als er in seinem Abschiedsconcerte Rêveries à Louise spielte.

Begeistert lauscht' ich deinen Zaubertönen,
Sie drangen in die Tiefe meiner Brust.
Du schwiegst, und statt des Jubels fand ich Thränen
Der Seligkeit, der nie empfund'nen Lust.

Wie Äolus mit seinen luft'gen Schwingen
So ernst und lieblich durch die Saiten zieh't,
So rührst auch du die Saiten, und sie singen
Elegisch klagend süßer Liebe Lied.

Und kräftig läßt du deine Töne schwellen
Wie einst der Bardenkönig Ossian;
Dann tönt es sanft, wie auf den Silberwellen
Melodisch singt ein Sterbelied der Schwan.

Du gehst von uns, du Mann der Liebeslieder?
Du ziehest in dein stolzes Heimathland?
O kehre, edler Britte, kehre wieder,
Du David, der die Schwermuth weggebannt.

Alf. Tauber.

Über den Fensterqucker am Kärthnerthore Wiens.

Von J. Pfundheller.

(Schluß.)

Das neuere Kärnthner- oder sogenannte Franzensthor that sich 1574 auf, wurde aber schon 1671 wieder geschlossen, um sich erst wieder durch den Willen des höchstseligen Kaiser Franz zur besseren Bequemlichkeit für Wiens Bewohner zu öffnen.

Somit wäre hier über die Schicksale und verschiedenen Veränderungen an dem älteren Kärnthnerthore alles Vorfindige angeführt, und wir vereinigen uns sonach mit der in dem Aufsatze des Hrn. Realis angeregten Bemerkung, daß man leider keine specielle Baugeschichte des älteren Kärnthnerthors kenne, folgern aber zugleich weiter, daß darum auch auf jede historische Nachweisung, bezüglich jenes Steinmannes, gänzlich Verzicht geleistet werden müsse, da geschichtlich auch die entfernteste Hindeutung auf denselben mangelt.

Was spricht aber nun für die bloße Vermuthung, daß unser Steinmann Abraham St. Clara seyn solle? Sicher nichts Anderes, als daß, wie Hr. Realis angibt, St. Clara in der That 1669 Hofprediger Leopolds I. gewesen und die Jahresnummer des älteren Kärnthnerthores in die Glanzperiode des berühmten Kanzelredners falle. Nun möchte ich aber Folgendes entgegnen:

a) Dünkt es mir nicht passend, anzunehmen, daß der fromme Glaube der Zeit Abrahams St. Clara für diesen Mann des Friedens ein Erinnerungsmahl an einem Orte habe errichten heißen, der, zum Theile selbst ein Festungswerk, mit den Worten jenes Gefeierten im grellen Widerspruche stand; der, im Falle das Kärnthnerthor einmal durch die Hand eines Feindes des römisch-katholischen Cultus genommen, verhöhnende Auftritte gegen dieses Standbild veranlassen konnte.

P. Abraham St. Clara ist als Prior im Augustinerkloster gestorben *), die Räume dieser Kirche widerhallten von seinen Worten voll Begeisterung und Weihe. Sicher wäre es entsprechender gewesen, ihm daselbst ein Denkmahl zu setzen, hätte solches nicht die Demuth der Diener unserer heiligen Kirche verschmäht, wohl wissend, daß der Redegeist dieses Mannes ihm in den Herzen der Gläubigen ein weit erhabeneres, jeder Zerstörung Trotz bietendes Mahl errichtet habe.

b) Glaube ich, daß das Äußere dieses Steinmannes weit eher die Bürgertracht des sechzehnten Jahrhunderts zur Schau bringe.

c) Halte ich es zu gewagt, seiner Stellung, das Vorrecht der künstlerischen Laune, die ihn schuf, eine andere Bedeutsamkeit als die des Zufalls zu unterlegen.

Warum endlich Hr. Realis dem Baumeister des älteren Kärnthnerthores durchaus jeden Anspruch auf dieses Steinconterfei verweigern will, anführend: daß der Bau dieses Thores kein ausgezeichnetes Werk der Architektur der damaligen Zeit und die jetzt grassirende Wuth der Künstler, sich auf jeder ihrer Schöpfungen bemerkt zu wissen, damals noch nicht so vorherrschend gewesen sey, diese Ansicht hat sicher eben so viel für, als gegen sich.

Wir finden nämlich, daß es auch im Mittelalter der anerkannte Künstler nicht verschmäht habe, sich hin und wieder bei den Werken seines Genies ein kleines Denkemein zu gönnen. Diese Licenz lag ganz in der Denkungsweise einer Zeit, wo der Kunst vielleicht mehr als gegenwärtig gehuldigt ward. Pilgram's Steinconterfei im Dome von St. Stephan, die Bilder eines Rubens, Titians, Paul Veronese's, Albrecht Dürer's zeigen vielseitig von dem Gebrauche dieses Vorrechts.

Wahr ist es, daß der Bau des älteren Kärnthnerthores keineswegs das Gepräge des Ausgezeichneten an sich trägt; das würde aber auch seinem eigentlichen Zwecke ganz zuwider gewesen seyn.

Wollte nun der gütige Leser dieser meiner letzten Widerlegung beistimmen, dann möchte ich ihn auch, im Reiche der Vermuthung Fuß fassend, mit dem in mir rege gewordenen Gedanken vertraut machen, ob das vielbesprochene Steinbild nicht vielleicht richtiger für das Conterfei jenes Augustin Hirschvogel zu halten wäre, aus dessen Kopfe die Idee der neueren Befestigung Wiens entsprang.

*) Den 1. December 1709.

Lag es in dem Willen unserer Vorältern, das Andenken dieses Mannes zu ehren, der das so oft bedrohte Wien besser verwahren half, dann gab es für sein Erinnerungsmahl wahrlich keine passendere Stelle als das ältere Kärnthnerthor, und am gemüthlichsten mochte er nun hier, wo in der ersten Belagerung Wiens der Feind am liebsten anstürmte, von tüchtigem Mauerwerke geschützt, kommenden Jahrhunderten entgegenschauen.

Zugleich mag hier die Bemerkung Raum finden, daß der Nürnberger Hirschvogel Hausbesitzer in unserer Singerstraße gewesen sey.

Somit wären meine Ansichten über die Bedeutsamkeit des Steinmannes am Kärnthnerthore erschöpft und das Resultat derselben, daß vor einem streng-historischen Gerichte der Prätendent des Herrn Realis sich mit dem non admittitur bescheiden müsse.

Vor dem minder kritischen Forum der auf Folgerungen gestützten Meinung könnten jedoch immerhin zwei Competenten in den Schranken erscheinen: Abraham a St. Clara und der Nürnberger Augustin Hirschvogel. Möge über Beide das Urtheil des vorurtheilsfreien Lesers erkennen!

Schlüßlich glaube ich gegenüber des Hrn. Realis erwähnen zu müssen, daß es durch diese Zeilen keineswegs in meiner Absicht liege, ihn, den verdienstvollen Compilator, angreifen zu wollen. Meine Achtung, die ich seinen dießfälligen Leistungen hier öffentlich zolle, möge ihm Bürge seyn. Was mich hier zu seinem Controversen gemacht hat, lag im Gebiete der Gedankenfreiheit, in der Vorliebe für die Geschichte meiner Heimath, in dem Grundsatze, daß der Erzähler im historischen Fache zur Fahne der thatsächlichen Wahrheit schwören müsse.

Das geputzte Kind.

Von Andersen *).

Ich sah einen Cadeten, der eben erst Officier geworden war, seine goldschimmernde Uniform anziehen, ich sah ein junges Mädchen in ihrem mit Blumengnirlanden verzierten Ballkleide, ich sah die glückliche Braut des Fürsten im Hochzeitsschmuck, was aber ist die Seligkeit aller dieser gegen jene eines kleinen Mädchens, welches ungefähr das vierte Lebensjahr zurückgelegt?

Man hatte der kleinen Therese ein neues himmelblaues Kleidchen und einen Hut von Rosafarbe geschenkt.

Mit diesem Staate angethan, wird sie nun von allen Seiten beschaut und läßt sich nun von allen Seiten beschauen. Theresechen steht steif wie eine Puppe, voll ängstlicher Besorgniß, ihre zuweilen gefährlichen Händchen von dem Kleide möglichst ferne zu halten, wobei sie die Finger weit auseinander spreitet.

Theresechens Blicke, ihre Mienen strahlen, dem Spiegel gegenüber, im überraschenden Anblick.

„Morgen darfst du in deinem neuen Anzuge spazieren gehen,“ spricht hierauf die Mutter zu Theresechen, ebenfalls voll kindischer Freude über ihr schönes Kindchen.

Die Kleine blickt auf den Hut, auf das Kleid, immer größeres Entzücken lächelt aus ihren Zügen, bis endlich der Jubel ihres Innern Worte findet und sie ausruft: „Mutter, was werden wohl unsere Hühner denken, wenn sie mich morgen in dem prachtvollen Putze erblicken?“

*) Welcher unter der letzten Übertragung: der Storch der die Kinder bringt, die wir von diesem liebenswürdigen Schriftsteller lieferten irrigerweise als Andrews zeichnet wurde.

Briefe eines Misanthropen über neue Erfindungen.

2.

Erfindung moderner Kunstgärtnerei, mittelst welcher der Schatten in einem Park ganz entbehrlich wird.

Ehemals verstand man unter einem Ziergarten einen geräumigen Platz, dessen Hauptzierde nebst Sträuchen, Blumen, Wiesen und Wasserbecken schattige Bäume bilden, die theils zu Alleen, theils zu malerischen Gruppen aneinander gereiht sind. Diesen engherzigen Begriff hat man in die Zeiten des Zopfes zurückgewiesen, da man die scharfsinnige Entdeckung machte, daß ein Ziergarten auch ohne Bäume existiren könne, ja, daß ein solcher durch kühle Plätze, durch schattige Parthien nur herabgewürdigt werde. Man fand, daß ein Ziergarten nicht deßhalb vorhanden sey, darin zu lustwandeln und vor der brennenden Sonnenhitze Schutz zu finden. Nach den neuern Ansichten existiren die Ziergärten deßhalb, damit die tiefen metaphysischen Lehren der Gartenkunst in Anwendung gebracht werden, ganz besonders aber deßhalb, einem Gartenkünstler immerwährende Arbeit und somit einen beständigen Lebensunterhalt zu geben, wodurch sich das humoristische Princip der neuern Kunstgärtnerei herausstellt. Behält man diese höhere Tendenz im Auge, so wird natürlich das Vergnügen der Lustwandelnden zur zufälligen Nebensache. Ich will dir durch ein Beispiel diese Erfindung deutlicher machen, welches ich während meines Aufenthaltes zu ** erlebte, wo ich die schönste Zeit meines Lebens zubrachte und so glücklich war, den Zutritt in einen großen, herrlichen Garten zu haben. Die ganze Anlage hatte etwas sehr Reizendes; hier schlängelte sich ein Weg an blühendem Flieder vorüber und führte in einen kleinen Hain; dort stand eine Bank, von der man eine der freundlichsten Ansichten hatte; da drüben waren mehre schattige Bosketе, deren stille Einsamkeit besonders anlockte, wenn man ein Buch bei sich hatte. Wiesenplätze, Gebüsche, Grotten und Wasserbecken, die auf malerische Weise abwechselten, brachten eine natürliche Mannigfaltigkeit hervor. Dem Auge des Lustwandlers zeigte sich bei jedem Schritt eine neue Landschaft, die sich auch bald wieder in eine andere verwandelte. Dieser Garten gehörte einem der reichsten Bewohner der Stadt, der zwar nur wenige Wochen in dessen Nähe zubrachte, aber keine Kosten scheute, diese Anlagen in ihrer Schönheit zu erhalten. Durch mehre Sommer erfreute ich mich des lieben Gartens, bis es sich endlich traf, daß jenem Besitzer ein moderner Ziergärtner auf das Beste anempfohlen wurde. Er sprach mit dem Gepriesenen, und, bestochen durch dessen Beredsamkeit, schenkte er ihm sein ganzes Vertrauen und übergab ihm mit dem Versprechen eines fortlaufenden Jahresgehaltes den Park sammt der Vollmacht, zu dessen Verschönerung nach Gutdünken beliebige Veränderungen vorzunehmen. Bald darauf reiste der Herr ab, um ein Jahr in Italien zuzubringen. Sogleich begann der Gartenkünstler sein Werk. Das Erste war, daß alle Lauben, schattigen Gänge und kleinen Haine rasirt wurden. Alles, was Baum hieß, ward niedergehauen; Gesträuche und Gebüsche, welche so kühn waren, undurchsichtig zu werden und der Mannshöhe nahe zu kommen, mußten vor der unerbittlichen Gartenkunst sterben. Die alten Wege wurden mit frischem Wasen belegt und dafür neue ausgestochen und mit feinem gelben Sande bestreut. Die Wiesen erfreuten sich einer besondern Sorgfalt; man begoß sie von Früh

bis in die Nacht, daher sie auch trefflich gediehen. Der Künstler besaß vermuthlich von Natur aus eine Vorliebe für ein schönes, fettes Gras und war ein Kenner und Schätzer desselben. Es gewährte ein inniges Vergnügen, auf den neuen Bänken zu sitzen, von welchen man die reizendsten Aussichten hatte, theils auf die herrlichen Wiesen, theils auf die neuen Gebüschanlagen, welche aus zwei Fuß hohen Stäben bestanden und somit sehr an einen deutschen Weingarten im Frühling erinnerten. Nachdem dieser Theil des Gartens von allen Schatten befreit und daher in einen Peter Schlemihl verwandelt war, schritt man zur größten Arbeit, die noch bevorstand, nämlich hundert große, sehr ehrwürdige Pappeln zu fällen, die sich am Ende des Gartens zu beiden Seiten eines Teiches befanden. Diese Bäume waren sehr schön und schon dadurch merkwürdig, daß sie die ältesten Pappeln der Stadt waren; — doch vor der höheren Gartenkunst verschwinden ästhetische und historische Rücksichten. Sie mußten fallen und wurden in allopathischen Dosen, in der Gestalt von Scheitern, davongeführt. Ein Freund, mit dem ich diesen Hinrichtungen beiwohnte, meinte: Unser Ziergärtner mache es hier so, wie in Musäus Volksmährchen: „Melechsala," „der Graf von Gleichen," „der kluge Ritter." Mein Freund bedachte aber nicht, daß der große Mann aus den Pappeln einige hundert Klafter Holz bekam, für welche eine namhafte Summe Geld einzulösen war, wodurch das humoristische Princip der höheren Gartenkunst auf glänzende Weise in Anwendung kam. Einige böswillige Leute streuten das Gerücht aus, der Ziergärtner sey ein verkappter Holzhändler, welche Hypothese aber eines Beweises bedarf. Ich möchte doch gerne wissen, ob der Besitzer des Gartens nach seiner Rückkehr aus Italien mit dem modernen Kunstgärtner wohl eben so zufrieden war, wie einst der Pascha von Ägypten mit dem edlen Ritter Grafen von Gleichen.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Die Liebe nach der Hochzeit. Lustspiel in fünf Aufzügen nach Alexander Dumas von J. F. Castelli.

Der Dichter führt uns in diesem Lustspiele das Bild einer Liebe vor, welche sich in zwei Gatten, die sich aus Convenienz verbanden, nachträglich entwickelt. Beide haben vor der Ehe anderweitige Verbindungen eingegangen, beide sind übereingekommen, ihre Neigungen außer der Ehe gegenseitig anzuerkennen, und das äußere Scandal durch die vertragsmäßige Aufrechthaltung des inneren fernzuhalten. Diese gegenseitige Großmuth führt beide die Stufenleiter aller Empfindungen bis zur Liebe hinan. Theilnahme, Artigkeit, Zuvorkommenheit, Eifersucht, helfen das bereits unterschriebene Ehescheidungsgesuch wieder vernichten. Eine Equipage, ein Ball, ein Duell sind die Hebel der äußeren Handlung. — Ob der Dichter beweisen wollte, daß die Liebe sich finden müsse, wo Schonung und Delicatesse einer liebelosen Ehe zu Hilfe kommen, ob er bloß Unglückliche, die sich ohne Liebe verbanden, trösten will, indem er ihnen das lachende Beispiel eines schönen Glücksfalles vorstellt, darüber bleibt das tiefste Dunkel ausgebreitet. Dagegen verräth die Führung der Handlung die größte Geschicklichkeit. Mit Ausnahme der Einmischung der ziemlich unwesentlichen Gestalt des Commandeurs ist allenthalben die größte Ökonomie und die Entwicklung der Handlung aus ihren einfachen Grundbedingungen beobachtet. Der erste Act verdient in dieser Beziehung unsern Lustspieldichtern ganz besonders anempfohlen zu werden.

Dumas hat in diesem Lustspiele weniger den Ideen der Zeit gehuldigt, als ihrem Geschmacke. Er entwickelt aus ihren krankhaftesten, wundesten, mit den ekelsten Beulen und Brandflecken verunstalteten Gliedern, den magnetischen Lebensproceß der Liebe, er schildert uns die schöne Möglichkeit der Gesundheit in verpesteten Regionen. Allerdings ein poetischer Vorwurf, es haftet aber der Verdacht auf dem Dichter, daß er den poetischen Hintergrund hauptsächlich des sinnlich vergnüglichen, sogenannt pikanten Vordergrundes wegen aufsuchte, und dieß vorzüglich dadurch, weil er seinen Charakteren nie die Sprache wahrer Empfindung verleiht, und selbst das, was er für Liebe ausgibt, nichts mehr ist als ein von dem Hauche der Selbstliebe angefachtes Strohfeuer, welches über Nacht recht leicht erlöschen kann. — Andere Situationen und dieselben Charaktere kehren zu jenem Standpuncte zurück, den sie im Beginne der Handlung eingenommen; Unschuld und Schönheit der Seele sind die einzigen sicheren Bürgen ehelichen Glücks, selbst die Liebe muß sich unter ihren Schutz stellen. Dieß hätte der Dichter nicht bloß zugeben, oder vermuthen lassen, sondern wenn er der menschlichen Gesellschaft wirklich eine poetische Wahrheit sagen wollte, nachdrücklich darstellen und auseinandersetzen sollen.

Zu dem Glücke, welches dieses Lustspiel auf unserer Hofbühne machte, trug die gelungene Ausführung von Seite unserer Hofschauspieler wesentlich bei. Dlle. Neumann rettete den Erfolg dieser Novität durch die Zartheit und Unschuld, die sie dem Charakter der Gräfin verlieh; wäre aus dieser Rolle nicht mehr als das Bild einer eleganten Frau hervorgegangen, so hätten die Pfeiler dieses ohnedieß leichtgezimmerten Lustspiels in der Aufführung nicht wanken können. — Mit eben so zarter Schonung und Mäßigung trugen die HH. Fichtner und Herzfeld die Farben ihres Charakterbildes auf. Hr. La Roche gab den ehrenfesten Commandeur aus der guten alten Zeit eben so zeitgemäß als nationell. Auch Hr. Schmid und Dlle. Wildauer gaben ihre mehr untergeordneten Rollen im Ganzen befriedigend. Vorzüglichen Reiz dürfte überdieß das Rococo-Costume, dessen Eleganz und gefällige Mäßigung besonderes Lob verdient, auf die Zuschauer ausgeübt haben. Rundung und Präcision der Darstellung ließ nichts zu wünschen übrig, das Resultat all dieser Umstände war eine allgemeine Heiterkeit und angenehme Stimmung des Publicums.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag, den 15. Jänner zum ersten Male: Das Erdbeben. Romantisches Schauspiel in 4 Aufzügen, nebst einem Vorspiele: die Erbin, nach dem Französischen des Dennery. — Potz Blitz, Donner und Erdbeben, was das arme Schicksal nicht Alles vollbringen muß. Nicht genug, daß man es zum Theater zwang, man verlangt von ihm noch überdieß Leistungen, wie von dem bestdotirten Schauspieler. Das Spielvermögen der Hunde mußte es bis zum Unglaublichen schärfen, ihr erinnert euch doch noch der Zeit, als das Schicksal auf den Hund gekommen, heut zu Tage muß es, weil es ja in jeder Kunst geschieht, Athletenkraftäußerungen und Seiltänzereien machen, muß ein Erdbeben erregen, daß es den Intriguant den Sünder des Stückes todtschlage, muß es aber auch zugleich zahm machen und so balanciren, daß die übrigen Personen ohne blauem Auge davonkommen. Das ist zu stark, das ist zu viel verlangt von einem armen Schicksal, das muß seine Kraft aufreiben, es wird Dutzende an einem Abend euch hinmorden, aber Leben erhalten, das ist wider die Verabredung, wider den Contract, den Schauspieldirectionen mit ihm geschlossen. — Ich hab' es aber im Vorspiel schon geahnt, es mußte so kommen, es mußte der ganze Plunder einstürzen, denn die Exposition, die Vergiftung war zu ungeschickt, der Grundstein zu schlecht gelegt. — Der Inhalt ist kurz dieser: Ein reicher Colonist (Hr. Börger) enterbt seinen Neffen Robert und setzt statt ihm die Tochter seines Sohnes und Marie's (Dlle. Ammesberger), Jenny (Dlle. Niende), zur Universalerbin ein. Zum Glück hat aber Robert schon vorher durch den Neger Daniel (Hrn. Carl) Marie vergiften, sie als scheintodt in einen Kerker bringen lassen, und will ihr hier das verborgene Vermögen durch alle Qualen, durch die erlogene Nachricht von dem Tod ihres Kindes entringen, aber umsonst. — Mehre Rettungsversuche Daniels schlagen fehl, verschlimmern noch die Sache, denn sie bringen auch Jenny zur Mutter in den Kerker, doch das Erdbeben hilft ihnen aus der Klemme. Es versteht sich von selbst, daß Jenny verliebt seyn muß, und daß der Geliebte hier Arthur (Hr. Fröhlich) an dem Rettungsplane mithelfen muß. Der Stoff dieses Schauspiels ist offenbar einer Novelle entnommen, die vielen eingeschalteten Erzählungen im Dialoge beweisen dieß; und ich begreife nicht, warum sich die betheiligten Per-

sonen nicht lieber diese hundert und hundert Geschichten, um das Kaminfeuer gelagert, brühheiß erzählten und den Bösewicht vor der Thüre, der umsonst um Einlaß hätte flehen müßen, durch das Erdbeben hätten erschlagen lassen können, das Schicksal hätte ihnen auch diesen Gefallen erwiesen. Es ist viel Effect in diesem Stücke, das ersieht man schon aus dem Titel — und eine hundertmalige Aufführung auf den Variétés in Paris beweist es gleichfalls. — Unter den Mitspielenden muß besonders Hr. Carl herausgehoben werden, der sich dießmal als großer Meister seiner Rolle bewies, wenn er nicht bisweilen die Stimme überhört, die jeden Künstler vor Übertreibung warnt. — Nach ihm verdient Hrn. Börger's Spiel Anerkennung — und auch die HH. Fröhlich, Hesse und Dlles. Ammesberger und Niendo spielten ihre Rollen gut durch. Das Haus war voll.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Freitag, den 14. Jänner sahen wir Hrn. Gädemann auch in einer andern Parthie, nämlich in der Seelenwanderung von Kotzebue. Freilich ist die Rolle des Schauspieldirectors eine jener Rollen, denen die Metamorphose Beifall vindicirt. Doch zum Lobe Hrn. Gädemann's sey es gesagt, daß er hier mit einer großen Originalität auftrat und eine wohlthuende Ruhe und Gemessenheit festhielt. Seine Komik ist überhaupt nicht eine grobbeinige, sie besitzt Feinheit, die ihn vor aller Übertreibung sichert.

Abschieds-Concert

des Harfenvirtuosen Parish-Alvars.

Es ist doch sehr sonderbar, daß wir unsern Künstlern so häufig erst dann die volle Anerkennung zollen, wenn sie ihr Abschieds-Concert angekündigt haben. Die ausgezeichnetsten Künstlernaturen bleiben so oft ganz unbeachtet, ob sie auch jahrelang in unserer Mitte weilten, besonders wenn sie mit ihrem Kunstwirken eine dem wahren Künstler gewöhnlich eigenthümliche Anspruchslosigkeit vereinigten. Dagegen sieht man nicht selten, daß Menschen von nicht besonders erheblichem Talente ihren Leistungen eine mehr als gebührende Aufnahme zu verschaffen wißen, eben weil ihnen eine tüchtige Portion jenes prosaischen Elementes innewohnt, um durch alle Kunstgriffe der Charlatanerie und der unkünstlerischen Betriebsamkeit ihren schwachen Kindlein auf die Beine zu helfen. Ein Glück, daß derlei Galantons nur so lange ihr Unwesen treiben, als die Schminke an ihren Wesen klebt. Hat diese ein etwas schärferer Nordwind einmal wegzublasen, so stehen sie in ihrer Nacktheit da, und die Menschheit sieht erst klar und deutlich, daß dieses Künstlerthum nur ein erlogenes war.

Hr. Parish-Alvars, einer der vortrefflichsten Harfen-Virtuosen unserer Zeit, ließ sich vor mehren Jahren schon auf seinem Instrumente hören, erregte aber wenig Aufsehen. Jetzt, wo wir ihn zum letzten Male hörten, wollte der Applaus gar nicht enden, und Niemand wird doch behaupten wollen, daß er die hohe Stufe seiner Virtuosität erst seit gestern oder seit einer kurzen Zeit erlangt hat. Eine solche Vollendung, wie sie sich in seinem Abschieds-Concerte, in welchem er seine Compositionen, als die Mosesphantasie, einen Satz aus einem Concerte und eine Piece, betitelt: „Rêveries à Louise“ spielte, kundgab, setzt ein vieljähriges Studium der Technik und ein ganz ungewöhnliches angebornes Talent voraus, das sich bei Parish-Alvars, durch eine Kraft und Fülle seines Harfentones, einen ergreifenden Ausdruck bei gänzlicher Besiegung aller mechanischen Schwierigkeiten auf die wunderbarste Weise offenbart. Das Publicum, welches sich zu diesem Abschiede ziemlich zahlreich eingefunden hatte, erkannte die hohe Stufe seiner Künstlerschaft, durch die es sich ergriffen, und über so viele gewöhnlichen irdischen Concert-Mühsale dergestalt geistig erhoben gefühlt hat, daß der Beifall kein Ende nehmen wollte. — Wir wünschen nichts so sehr, als mit diesem unserm Berichte dem würdigen Kunstheros einen Empfehlungsbrief für alle Orte seines ferneren Wirkens gegeben zu haben.

Als Zwischennummer sang Hr. Staudigl ein Proch'sches Lied mit Hornbegleitung, betitelt: der Sänger, Gedicht von Markbreiter. Daß es bei diesem Sänger nie an Beifall fehlt, ist Jedermann bekannt. Die Hornbegleitung durch Richard Levy war durchaus um Etwas tiefer als das Pianoforte, was dem Eindrucke einigen Abbruch that. Statt des zweiten angekündigten Gesangstückes sang Hr. Staudigl noch ein anderes, uns unbekanntes Lied mit solchem Feuer und solcher Liebe zur Sache, daß eine Wiederholung desselben verlangt wurde. Da hat es sich wieder deutlich gezeigt, was dieser treffliche Sänger selbst aus einer unbedeutenden Composition machen kann, wenn er nur will. — Das Concert gestaltete sich als eines der interessantesten der dießjährigen Saison; das Publicum verließ höchst befriedigt den Musikvereinssaal, und wahrscheinlich ohne Hoffnung, den scheidenden Künstler bald wieder zu hören.

Musikalisches Perspectiv.

(Concert des Hrn. B. Randhartinger.) Der Hr. Concertgeber hat uns in diesem Concerte wieder mehre Proben seines componistischen Strebens gegeben. Wir hörten da eine neue Symphonie, drei Lieder und einen Männerchor mit Orchesterbegleitung. In allen diesen Tonstücken zeigt sich eine bedeutende Fertigkeit und tüchtige Handhabung des Instrumentals, eine ziemlich natürliche, ungezwungene Stimmführung namentlich bei den Streichinstrumenten und dem Gesange. Alles hat einen recht guten Zusammenklang, doch der eigentliche zündende und erwärmende Funke, der denn doch eigentlich die Wesenheit einer Tondichtung ausmacht, trat bei diesen Compositionen zu wenig an das Licht. Namentlich ist die Symphonie zu kärglich mit jener schöpferischen Kraft ausgestattet, welche erforderlich ist, um den Zuhörer an ein Werk dieses Genres zu fesseln und ihm während eines längeren Zeitraumes ein hinreichendes Interesse zu gewähren.

Gelungener waren zwei Gesangstücke, namentlich der Chor: Siegesbotschaft, welcher recht kräftig und gerundet hervortrat, und das durch die Formneuheit der Begleitung interessante Ständchen, beide Gedichte von Uhland. Letzteres ist nämlich für eine Singstimme mit Pianoforte- und Violinen-Begleitung, welche letztere con sordini gespielt, dem Ganzen eine charakteristische Färbung gaben.

Minder ansprechend waren die Lieder: Elfengesang, Gedicht von Schulze, und das Erkennen, Gedicht von Vogl. Das letztere, gesungen vom Hrn. Concertgeber, konnte trotz seiner ergreifenden Pointe keine rechte Wirkung hervorbringen, weil wahrscheinlich jedem Anwesenden die charakteristisch-empfundene Composition dieses Gedichtes von Adolph Müller zu lebhaft in Erinnerung kam. Wir halten dafür, daß ein Lied, welches so populär geworden ist, wie dieses Müller'sche Erkennen, nicht nachzucomponiren sey. Den Elfengesang trug Dlle. Schwarz mit ihrer bekannten und beliebten sonoren Altstimme recht gefühlvoll vor, wofür sie lebhaften Applaus erntete.

Das Orchester unsers k. k. Hoftheaters, mit ihrem wackern Director Hrn. Helmesberger an der Spitze, war musterhaft, die Stimmung desselben unübertrefflich. Es war nicht, als ob bei jedem Instrumente ein Künstler säße, sondern als ob das ganze Orchester nur von Einem großen Virtuosen gespielt würde. Der Concertgeber leitete dasselbe am Hauptpulte, — der Saal war ziemlich gefüllt.

(Abschieds-Concert des Flötisten Herrn Briccialdi.) Dasselbe hatte ehevorgestern im Musikvereinssaale unter Mitwirkung des jungen Pianisten Rubinstein Statt gefunden, und versammelte ein bedeutendes Auditorium, wodurch der Concertgeber zu einem noch lebhafteren Gefühlsausdruck bei seinem Spiele animirt wurde, als man sonst diese schöne Seite seiner Virtuosität an ihm gewahrte, was wir sehr natürlich finden, indem jeder Künstler auch Mensch ist, und außer seinen künstlerischen Bedürfnissen auch noch andere hat, zu deren Befriedigung ihm das Publicum aus Revange behilflich seyn soll. Wir wünschen Hrn. Briccialdi überall so viel Zuspruch, als er bei uns Beifall erhielt, und er wird sich sicher nicht beklagen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 10.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 22. Jänner 1842.

Die Schlangenkrone.

Eine Sage von Carl Raimund Fruhauf.

Lieber Freund!

Wir haben zusammen die wilde Schönheit jener ungeheuern, schlangenreichen Wälder gesehen, in deren finsterem Schooße ein Steingebilde unsere Aufmerksamkeit fesselte. Obgleich durch die Macht der Elemente beträchtlich verstümmelt, ließ es demungeachtet noch erkennen, was es vorstellen sollte: ein bäumendes Pferd, dessen Reiterin von einer Riesenschlange umwunden wird. Wir konnten damals den Ursprung dieses Gebildes nicht erforschen. Jetzt aber weiß ich ihn. Es wird dir nicht unlieb seyn, zu erfahren, was die Sage darüber meldet.

Die schlangenumwundene Reiterin, aus Stein gebildet, hat ihren Ursprung einem schwermüthigen Fremdling zu danken, welcher sich in jener großartig düstern Gebirgslandschaft aufhielt. Er soll früher sehr arm gewesen seyn, später aber durch den unverhofften Todesfall einiger Verwandten ein gränzenloses Vermögen geerbt haben, das ihm wenig oder keine Freude mehr verschaffen konnte. Er verweilte in Vollmondsnächten oft stundenlang vor dem Steingebilde, das er in der Mitte der einsamen Wälder hatte errichten lassen. Nie sah man ihn mit einem Manne oder mit einem Mädchen in diesen Gebirgslandschaften gehen, er schien weder Freund noch Geliebte zu haben, und abgeschlossen von aller menschlichen Verbindung zu leben. Er hatte sich ein Haus bauen lassen, das er mit einem einzigen Diener bewohnte. Man wußte nichts von seinen frühern Schicksalen, aber so oft man ihm in's Gesicht blickte, wurde der Gedanke hervorgerufen: Dieser stolze Fremdling muß außerordentlich unglücklich seyn, muß etwas unendlich Trauriges erfahren haben! Nie, nie sah man über seine Miene ein Freudelächeln oder einen Jammer gehen, sie blieb sich ewig gleich, ewig düster, ewig ruhvoll! Dieser melancholische Friede hatte etwas mächtig Ergreifendes! Man konnte nie zu lang in dieses Gesicht blicken, in dieses eherne Gesicht, in dem eine königliche Schwermuth und ein auf ewig versteinertes Tiefgefühl stand! Er sah wie ein König aus, der ein unermeßliches Reich verloren. Keine weibliche Schönheit, keine, selbst nicht eine Göttin, machte auf ihn einen Eindruck. Wenn es etwas gab, was ihn zu fesseln schien, so war es die Natur, melancholisch schönes Glockengeläute und Musik. Diese drei bannten seine Füße, sein Gesicht veränderte sich nicht. Was dann in seiner Brust vorging, ob darin eine Hölle oder ein Himmel erwachte, konnte man nicht wissen.

Es war eine schöne Nacht. Der Mond war aufgegangen. Es funkelte das Eis der beschneiten Gebirge. Plötzlich wurde der erhabene Friede, der in eine endlose Ferne hin herrschte, durch ein Donnergepolter gestört. Eine Lawine, groß, um ein Dorf zu bedecken, hatte sich losgelöst und rollte in die Tiefe hinab. Die Wogen eines Stromes stiegen weißschäumend und haushoch empor und stürzten sich, aus den Ufern gedrängt, in die tiefere Nacht der Abgründe. Zu gleicher Zeit fiel das Mondlicht auf einen mit Tannen besetzten Felsen, auf dem jener Fremdling stand! Hätte er nur fünf Schritte der Lawine, als sie rollte, näher gestanden, er wäre rettungslos in die Tiefe geschmettert und gedonnert worden. Er zog aus der Brust einen Gegenstand hervor, der im Mondlicht glänzte. Es mochte ein Medaillon an einer blinkenden Kette seyn. Noch immer dasselbe Gesicht! Ein ehernes Gesicht! Königliche Schwermuth! Auf ewig versteinertes Tiefgefühl! Man hätte zu ihm hingehen und ihn fragen mögen: sage, o sage, was in der Welt hat dir dieses ergreifende, unauslöschliche Gepräge aufgedrückt? Hast du eine Welt verloren? Hast du geliebt, wie kein zweiter Mann auf der Welt? Suchst du den Tod auf, und weicht er dir ewig aus?

An einem Herbstmorgen, als noch die Sterne am Himmel glänzten, trat der treue Diener in das grüne, von einer Lampe durchdämmerte Schlafgemach seines Herrn, um ihn zu einer Reise zu wecken. In den purpurrothen Divan zurückgelehnt lag ein schlanker Mann in voller Kleidung, aber — todt! Es war der Fremdling! Es war der Unveränderliche! Er hatte eine Reise gemacht, aber eine größere, als zu der ihn sein Diener wecken wollte: er hatte die heilige Reise in's räthselhafte Land der Ewigkeit gemacht! Jeder Zug in seiner Miene war geblieben, welche jetzt vom Tode bleich wie Marmor war. Noch immer dasselbe Gesicht, über das kein Freudelächeln und kein Jammer ging, jenes eherne Gesicht, in dem eine königliche Schwermuth und ein auf ewig versteinertes Tiefgefühl stand! Jetzt sah aus seinen Augen ein tiefglühender, stummer, geheimnißvoller Wahnsinn! Aus der Brust hatte sich ein Medaillon hervorgeschoben, wahrscheinlich hatte es der Fremdling im Sterben in der Hand gehalten. Es stellte ein weibliches Wesen vor, himmlisch schön und engelsanft! Über dem Todten hing ein Spielwerk, das jetzt zu klingen begann; es waren ganz eigenthümliche, mährchenhafte, langgezogene Töne, ähnlich denen, welche die melancholische Eisenvioline von sich gibt. Am Himmel die verglimmenden Sternbilder — die rauhe, nebelreiche Herbstmorgennacht, im Zimmer die verlöschende Lampe, der todte Fremdling auf dem Divan, das sonderbar tönende Spielwerk, das gleichsam ein Reiselied in die Ewigkeit spielte, das Medaillon auf der Brust, der tiefglühende Wahnsinn in den Augen des Todten,

die Erinnerung an das Steingebilde, vor dem er in manchen Nächten verweilte, das Alles machte auf das schwellende Herz einen unbeschreiblichen Eindruck.

Dieser Fremdling — nennen wir ihn Antonio — liebte ein Mädchen, ein Wesen, himmlisch schön und engelsanft! Schon das Medaillon entzückte. Aber hier blieb die Kunst weit, sehr weit hinter der Natur zurück. Das kastanienbraune Seidenhaar floß in weichen und üppigen Wogen nieder, die Natur selbst schien es mit der sanftesten Mutterhand dem Mädchen aus der Stirne gestrichen zu haben. Diese aber war alpenschneeweiß, durchsichtig, ernst; es war, als hätte Gottes Finger die Worte darauf geschrieben: Schönheit! Sanftheit! Himmlischer Friede! Sie hatte Augen, wie die sinnende Maiabend-Sehnsucht, wenn sie beim Klange eines Hornes über des Meeres unermeßlichen Spiegel blickt. Ein elegisches, ein unnennbar holdes Schmachten, ein süßes Frühlingsabend-Heimweh lag darin. Der Ton der Stimme war ein ernster, süßer Alt; wie frommer Mandolinenklang den tiefen Kreuzgang eines Frauenklosters herauf, wenn die Zellenthür der spielenden Nonne halb offen steht. Die Hand war länglich gebildet, durchsichtig, überaus zart und holdselig; es schien, als hätte Gott einst, als er sie bildete, zu ihr gesprochen: Sey bestimmt, des Samariters Öhl und Wein zu träufeln in jene Wunden, die nur eine Frauenhand heilen kann! Wahrlich, die ganze Gestalt war eine Zauberlilie, blühend über den Grüften des Lebens!

Sie liebten einander mit aller Innigkeit, Wahrheit und Treue, die in des Menschen Brust Raum haben. Aber sie waren arm und konnten daher nicht auf ewig vereint werden.

Des Freundes Jugendleben war außerordentlich unglücklich gewesen. Grausame Verhältnisse hatten ihn unter ihren eisernen Tigerklauen gehalten. Über seine Seele hatte sich die tiefste Nacht der Schwermuth gelegt, die auch später nicht wich. Isabelle — so hieß die Geliebte — mußte sehen, wie der Freund täglich mehr und mehr in eine Untiefe von Groll und Kummer hinabstürzte, wie ein fürchterliches Gefühl, das mit der Welt zerfallen war, in Verbindung mit einer hoffnungslosen Liebe ihn verzehrte, seine Gesundheit untergrub und ihn endlich auf das Krankenlager warf.

Jetzt ging Isabelle mit dem Genius der Liebe zu Rathe. Dem Freunde mußte geholfen werden. Er mußte der Armuth entrissen, mit der Freundin durch das festeste Band auf ewig vereint, und so einem neuen, schönen Leben entgegengeführt werden. Sie erinnerte sich an den Schlangenkönig, der in der tiefsten Wälbernacht hauset, und seine sehr werthvolle Krone aus dem kostbarsten Golde trägt, welche er nur vor dem Baden ablegt. Ein weißes Tuch muß ausgebreitet werden, auf dieses legt er seine Krone nieder, welche den glücklichen Räuber plötzlich reich macht. Aber es wird ein todverachtender Muth erfordert. Denn wird der Raub der Krone von dem Schlangenkönig oder von einer der mit ihm badenden Schlangen zu früh bemerkt und der Entflohene eingeholt, so ist er ohne Rettung verloren.

Isabelle nahm zwanzig weiße Tücher, und band in jedes einen Stein hinein. Dann wußte sie sich ein Pferd von auszeichnender Schnelligkeit zu verschaffen, und ritt, als der Morgen dämmerte, in die Wälder hinaus. Sie gelangte immer tiefer in die Waldeinsamkeit. Endlich zeigte sich ihr eine Stelle, wo der Pfad verschwand, und nur mühsam durch Gesträuch, Felsenwerk und Bäume ein Weg gebahnt werden konnte. Hier stieg sie von dem Pferde ab, band es an einen Baum und drang allein vorwärts.

Sie gelangte in die dichtesten Schatten, wo die schaurigste Melancholie und die tiefste Einsamkeit herrschten, und wo ein Wildbach dahinfloß, gleichsam die dunkelgrüne, heftig pulsirende Herzader des Waldes. Hier hielt sie still. Hier schien noch nie ein Mensch gewandelt zu haben. Alles war einsame Schwermuth der Natur. Kein Vogel sang, keine Baumart erscholl, kein Jagdhorn klang, kein Reh, kein Hirsch rauschte durch das Laubwerk, und ewig schäumte der Wildbach.

Isabelle nahm ein schneeweißes Tuch und breitete es über eine grüne Fläche. Dann zog sie sich in eine Felshöhle zurück, durch deren Risse und Spalten sie Alles, was vorging, wahrnehmen konnte.

(Schluß folgt.)

Maskenballscene.

Alles in der Welt ist gut und löblich, wenn es sich nur da findet, wo es seiner Natur nach hingehört, und Vieles erscheint uns nur darum häßlich, weil wir es an einem Platze treffen, für welchen es nicht bestimmt ist. So geht es mit der Intrigue. Sie ist aus der Oper, dem Lustspiele und der Posse verschwunden und hat in den Salons, Boudoirs und Ateliers ihre Wohnungen aufgeschlagen.

Selbst auf Maskenbällen sucht man sie vergebens, und statt jener feinen, picanten, liebenswürdig-malicieusen Causerien hört man dort Zweigespräche folgender Art:

„Guten Abend, Carl!“

„Guten Abend, schöne Maske, du kennst mich?“

„Freilich — du wohnst in der Singerstraße —“

„Mein Gott, richtig! Ich wollte ausziehen...

„Warum ausziehen?“

„Mein Schlafzimmer ist so unbequem und die Öfen rauchen —“

„Ja, das ist freilich Ursache genug. Kennst du mich nicht?“

„Warte nur! — ja — ja, ich hab's. Sie sind Frau von P.“

„Weit gefehlt!“

„Ja — ja!“

„Nein — nein!“

„Läugnen Sie nur nicht länger! Sie befinden sich immer im erwünschten Wohlseyn?“

„Geht wohl an, etwas verschnupft; eigentlich hätte ich gar nicht auf den Maskenball gehen sollen.

„So geht mir's auch; ich habe Halsschmerzen, das verdammte Thauwetter!“

„Apropos! was hatten Sie denn neulich auf dem Bauernmarkte zu suchen?“

„Ich wollte Handschuhe kaufen.“

„Ja, wer das glaubte! Doch ich muß dich verlassen, ich bemerke dort einen Herrn, den ich ein Weilchen intriguiren muß. Adieu, auf Wiedersehen!“

Welche Verschwendung von Witz! Ich frage, ist es der Mühe werth, solches Geschwätzes willen sich zu maskiren und zu putzen?

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Am 18. Jänner zum erſten Male und zum Vortheile der Dlle. Fanni Cerrito: Der Feenſee, phantaſtiſches (?) Ballet in zwei Abtheilungen.

Das Sujet dieſes Balletes iſt den Leſern der Wiener Tagsblätter längſt hinreichend bekannt und zwar aus der Zeit, wo daſſelbe in Paris mit einem in der Geſchichte der Choreographie unerhörten Aufwande äußerer Ausſtattung gegeben wurde. Das Weſentliche daran iſt die ſchöne und höchſt poetiſche Sage, daß eine Fee, die von einem Sterblichen ihres Schleiers beraubt, in ihr Heimathland nicht zurückkehren darf, dieſen Sterblichen liebt, und ſpäter, als ſie zum Beſitz ihres Schleiers wieder gelangt und folglich von der Feenkönigin wieder mit offenen Mutterarmen empfangen wird, allen Freuden ihrer ſchöneren Heimathwelt entſagt, um zu lieben und geliebt zu ſeyn. Zahllos ſind die Formen, in welchen dieſe Sage in die Werke neuer und älterer Dichter übergegangen, Orient und Occident, Legende und Sage bringen ſie in hundertfältiger Geſtaltung. Für das Ballet kann nicht leicht ein glücklicherer Vorwurf gefunden werden. Der Ideengang iſt einfach, die Entwicklung der Handlung natürlich und faßlich, die Sprache des Mimen vollkommen ausreichend für ſeine Situationen und das im Stoffe ſelbſt bedingte Ineinandergreifen der natürlichen und übernatürlichen Welt begünſtigt die Phantaſie des Choreographen ſo ſehr, daß es hier eher der Mäßigung und weiſen Beſchränkung als einer Anſtrengung der Erfindungsgabe bedarf.

Wollten wir eine Parallele zwiſchen der Behandlung dieſes Sujets in Paris und in Wien anſtellen, zu welcher die Identität des Stoffes allerdings einladet, ſo müßte dieſelbe in Beziehung auf Pracht und Großartigkeit der Mittel begreiflicherweiſe zum Vortheile der erſteren ausfallen. Wär' es aber nicht eine Ungerechtigkeit, das, was die Verhältniſſe von Paris fordern, für unſere Bühne in Anſpruch zu nehmen? Gehen wir vollends von dem Standpuncte der Kunſt aus, ſo müſſen die Ausſchweifungen des Pariſer Geſchmackes uns ſelbſt als ein Verderbniß, als eine Ablenkung von der Bahn des Rechten und Tüchtigen erſcheinen, welches auch in dem Falle noch, wenn ein Theil der Kunſt ſich für die Befriedigung der Schauluſt vorzugsweiſe hergibt, eine kluge Mäßigung und Rückſichtsnahme fordert.

Bei dem ungetheilten Beifalle, den der Feenſee in der weit einfacheren Geſtaltung erhielt, in welcher er uns vorgeführt wurde, glauben wir darauf aufmerkſam machen zu müſſen, wie ein Übermaß äußerer Ausſtattung ſelbſt für das Ballet durchaus keine untrügliche Grundlage des Gefallens bildet, und wie auch hier die Zartheit der Grundidee, die Einfachheit und Lieblichkeit der Handlung, die geſchmackvolle und ſinnige Verkettung der Einzelheiten zu einem äſthetiſchen Geſammtzwecke wie bei anderen Gattungen öffentlicher Schauſpiele in weſentliche Betrachtung kommt.

Der Choreograph iſt in der Lage eines Malers, der irgend eine hiſtoriſche Handlung in ihrer allmäligen Entwicklung durch eine Reihe von Bildern darzuſtellen hat. Je üppiger er ſeine Scenerie, je überſchwenglicher er ſeine Zuthaten bedenkt, deſto weniger echtes Verdienſt bleibt am Ende dem Künſtler. Er hat zuletzt Alles gegeben, nur das nicht, was er wollte und ſollte. Die Ausſchmückung der Handlung muß daher nicht bloß in ihrer Natur ſelbſt bedungen, ſondern ſtets der Verſtändlichkeit, dem Geſammtzwecke untergeordnet und zur Förderung, nicht zur Störung des beabſichtigten Eindruckes angebracht ſeyn.

Eine ſolche Reihenfolge lieblicher Tableaux, denen der Künſtler nur Beweglichkeit verliehen und die Regſamkeit des Lebens beigegeben hat, iſt der Feenſee zum großen Theile. Die ſchöne Plaſticität der Gruppen, insbeſondere der Chortänze und Enſembles, beweiſt für die Phantaſie des Balletmeiſters. Dabei iſt das Ganze in wenige faßliche Scenen zuſammengedrängt, der mimiſche Theil ſelbſt großentheils noch in niedliche Pas und lebendige Enſembles verwebt, die Wahl der Einzelheiten richtig und geſchmackvoll, und, ſiehe da! es bedurfte nicht mehr, ein höchſt gefälliges Ganzes herzuſtellen.

Eine andere Frage iſt die, welchen Antheil Dlle. Fanni Cerrito an dem Beifalle des Abends hatte. Ich denke, wenn ſie auf der Bühne erſcheint, bedarf es wohl kaum noch eines andern Schmuckes! Sie iſt die zarteſte Erfindung, die dem Balletmeiſter zu Hilfe kam, ſie iſt das reizendſte Enſemble, die ſchönſte Gruppe, die überraſchendſte Fülle reizender Formenentwicklung, ſie iſt die Sylphe, der Mondſtrahl, der über dem See ſchimmert, der flüchtig gewordene Gedanke des Dichters. Wenn Goethe von ſeiner Mignon ſpricht, ſie ſey ihm erſchienen, wie man Bacchantinnen auf antiken Münzen erblickt' in einem unbegreiflichen Schweben, ſo können wir von Dlle. Cerrito ſagen, ſie ſey der Wahrheit gewordene Traum der Menſchenſeele von Pſychesflügeln und beſchwingten Engelslöckchen, denn ſie ſcheint den Drang nach einer Bewegung, die dem grauſamen Geſetze des Staubes und der Erdenſchwere nicht unterworfen, als ſchöne Verwirklichung und Erfüllung zu enträthſeln.

Zart, wie nie ein menſchliches Gebilde über die Bühne ſchwebte, flüchtig wie die ſchöne Stunde des Glücks, beweglich wie der empfindende Nerv des Menſchenherzens, bezauberte ſie in all ihren Pas und riß die ſtörrigſten und unempfänglichſten Seelen zum Entzücken und Beifall hin.

Sollen wir da von einem Maße des Beifalls ſprechen, von dem äußeren Erfolg, wo die Seele von der Lieblichkeit der Erſcheinung erfüllt, und von der Macht der Schönheit, wie von einem bezaubernden Geſange, wie von dem lebendigen Dichterwort, wie von einem lieblichen Wunder der Natur ſelber entzückt iſt! Der Beifall, den eine Cerrito empfängt, wird nicht gezählt. Alle Räume des Hauſes waren des ſtürmiſchen Beifalles voll.

Mit Dlle. Cerrito erntete Hr. Guerra einen beinahe gleichen Antheil an den dieſen Abend reichlich geſtreuten Lorbern. Einzelnes in ſeiner Leiſtung als Tänzer war außerordentlich. Das Verdienſt, welches er durch das Arrangement des ganzen Balletes um das Vergnügen des Publicums erworben hatte, empfahl ihn überdieß der Theilnahme und Auszeichnung deſſelben auf das Nachdrücklichſte und ſo wurde er im Laufe und am Schluſſe der Vorſtellung zu wiederholten Malen gerufen.

Alle Enſembles, ſo wie die beiden Ballabile's, wurden durch lebhafte Beifallszeichen gewürdigt, und die Leiſtungen der Dlles. Scherzer, Kohlenberg und Guichard mit Wärme aufgenommen. Decorationen, Muſik und Coſtumes erſchienen genügend und das ſchöne Violinſolo, welches Hr. Mayſeder vortrug, erinnerte angenehm an die vielen vorzüglichen öffentlichen Leiſtungen dieſes Meiſters.

Vorgeſtern trat Mad. Gentiluomo als Gaſt in der Titelrolle der Norma auf. Dieſe Parthie wird als ein echter Probierſtein einer wahren Primadonna nach unſern modernſten Begriffen angeſehen. Eine Sängerin kann nur dann dieſe Probe gut beſtehen, welche im Concert- und Recitativ-Geſange gleich gewandt, im leidenſchaftlichen Auftragen nach italieniſcher Weiſe gleich groß iſt. Daß zur vollkommenen Befriedigung in einer ſolchen Parthie eine umfang- und klangreiche Stimme und eine tüchtige Routine erforderlich wird, verſteht ſich von ſelbſt. Mad. Gentiluomo iſt dem hieſigen Publicum ſeit ihrem Engagement bei dieſem k. k. Hofoperntheater noch im guten Andenken; ihre Stellung war damals mehr untergeordnet, ſie war gewöhnlich in zweiten Parthien beſchäftigt, und darin vorzüglich. Sie ging ins Ausland, machte, den Berichten nach zu ſchließen ſelbſt in erſten Parthien viel Glück — und nun bekamen auch wir ſie wieder zu hören. Ihr Mezzoſopran hat an Kraft und Heroismus gewonnen, an Weichheit und Tongleichheit nicht — der leidenſchaftliche Geſang ſcheint daher auch die Force gegen den gemüthlichen und ſogar den Bravourgeſang erlangt zu haben. Daher auch ihre Darſtellung der Norma theilweiſe recht befriedigend, in allen Stellen aber, wo eine ſiegende Coloratur vorherrſchend iſt, weniger anſprechend. Wir halten dafür, daß die Norma im Ganzen denn doch für ihre Geſangsvirtuoſität eine zu ſchwierige Aufgabe bildet, daher wir uns auf ihre Debuts in etwas leichteren Parten herzlich freuen. Die Sängerin erhielt übrigens mehrmalige Zeichen des Beifalls von Seite des Publicums.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerſtag den 20. Jänner zum Vortheile der Schauſpielerin Mad. Fiby zum erſten Male: Der Gaſthof zum weißen Roß, oder: Die ſeltſame Entführung. Poſſe mit Geſang in drei Aufzügen, nach Jünger bearbeitet von der Benefiantin.

Dieſe Poſſe iſt dem gleichnamigen Jünger'ſchen Luſtſpiele nachgebildet, d. h. der komiſche Part des Dienſtperſonales wurde zu einer Liaree für die komiſchen Kräfte dieſer Bühne zugeſchnitten, einige Couplets und

Späße, die gerade jetzt en vogue sind, hinzugegeben und Manches, was der Jänger'schen Zeit zu fern lag, ausgesondert. Ohne diese Zuthat, wäre sie ein Conversationslustspiel mit obligater Entführung, das oberflächlich hingenommen viel Drolliges und Spaßiges, wenn auch oft auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, bietet. Das Publicum gab durch seinen Beifall das giltige Zeugniß, daß es nicht abgeneigt wäre gegen das bessere Conversationsstück, gegen seine feinere Komik, wenn es ihm von Zeit zu Zeit vorgeführt würde. Gespielt wurde vortrefflich. Mad. Fidy führte vor allen ihre Rolle höchst lobenswerth durch; auch das meist auf Mimik gegründete Spiel des Hrn. Fröhlich verdient Anerkennung und die HH. Scholz, Hesse und Grois und Mad. Rohrbeck griffen höchst wirksam in das Ganze ein. Der Besuch war sehr zahlreich, die Beneficiantin wurde gerufen.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Dinstag den 18. Jänner zum Vortheile des Hrn. Scutta zum ersten Male: Das Glück verläßt die Seinen nie. Komische Skizze mit Gesang in drei Abtheilungen. Musik von Hrn. Scutta.

Unsere Localdichter bringen nicht das Leben auf die Bühne, sondern den Tod, sie legen, so zu sagen, den zerlegten Cadaver einer todten Handlung dem Publicum vor, und setzen die Theile zusammen, zuerst den Magen und Umgebung, dann die Füße, um ihn, wenn auch nur als Vogelscheuche auf die Beine zu bringen, und zuletzt werfen sie den Kopf meist verkehrt hinzu; — kein Wunder also, wenn es darin kopflos und verkehrt zugeht. — Wenn nur ein Funke Leben darin schlummerte, der Beifall und die Kritik möchte ihn ja gerne zur Flamme anblasen. Ein Beleg hiezu ist diese komische Skizze. — Beim Beginne des Stückes ziehen die sechs besten und gescheidesten Söhne eines Portiers in die Fremde, und der siebente, die personificirte Dummheit, bleibt zurück, ein böses Omen, sie bleibt durch drei volle Acte und wird zuletzt noch gekrönt, denn das Glück verläßt die Seinen nie; der Verfasser wird noch obendrein gerufen. — das Glück verläßt die Seinen nie. — Über das Spiel bewahrt meine Feder schweigsam den schwarzen Inhalt. — Das Haus war ziemlich voll.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Dinstag den 18. d. M. zum Vortheile der Localsängerin Josephine Löffler zum ersten Male: Der verhängnißvolle Mantel, oder: Die Überraschung in Asien, die Verkennung auf dem Hausball und die Versöhnung im Mond. Local-Faschingsschwank in zwei Abtheilungen mit Gesang und Tanz. Musik von Hrn. Capellmeister Binder.

Dieser sogenannte Faschingsschwank ist weiter nichts als eine Reihe aneinander gehängter Discurse, die sich eines Reichthums an Witz nicht sehr rühmen dürfen. Eben so bieten Handlung, Situationen, Knotenschürzung und Lösung wenig Interessantes. Bemerkbar ist ein gutes Couplet, gesungen von Hrn. Feichtinger, und ein Duett zwischen dem eben Genannten und der beliebten Beneficiantin. Die Musik des Hrn. Capellmeisters Binder hat gelungene Nummern. Das Haus war besucht.

Omnibus.

(Merkwürdige Vergiftungen auf La Martinique in den Antillen.) Die Kunst der Vergiftung ist besonders in La Martinique zu einem hohen Grade gediehen, und verdankt diese Fortschritte den Negern. Sie vergiften auf bestimmte Termine, auf ein Vierteljahr, ein halbes Jahr, ein ganzes Jahr; sie sind ihrer Sache gewiß. Womit aber vergiften sie? man weiß es nicht. Warum aber vergiften sie? man weiß es ebenfalls nicht. Treibt sie Sclaverei dazu? Durchaus nicht, denn das Gift ist auf den englischen und spanischen Inseln unbekannt geblieben. Gewöhnlich werden die Giftmischer nach Portorico deportirt, und sie vergiften nicht mehr, sobald sie daselbst angelangt sind. Ist es Rachsucht? auch nicht, denn sie vergiften zuweilen ihre Kinder, Freunde und ihre besten Herren. Diese Giftmischereien sind ein eben so schreckliches als unbegreifliches Übel. Oft wirken sie wie der Blitz, in zwei, drei Nächten fallen drei, sig Ochsen, zwanzig Maulesel, hundert Schafe und zehn bis zwölf Neger. Es ist offenkundig, daß dergleichen Fälle sich ereignen, und sie ereignen sich fast jedes Jahr. Zuweilen geben sie ein Gift ein, das mit jeder Minute tödtet und wobei der Patient ein halbes Jahr mit der Todesangst ringt. Dieses ereignete sich (so erzählt unser Berichterstatter) unter meinen Augen in Fort-Royal. In der Familie des Directors des Innern, Hrn. Cadeot, sah ich ein junges Mädchen von eilf Jahren, schön und gut wie die Engel. Es war schon sehr ausgebildet, wie die Frauen in diesen Colonien, und es war nicht möglich, das Mädchen anzusehen, ohne von der göttlichen Anmuth und der süßen Majestät ihres Angesichts gerührt zu werden. Ich wünschte der Mutter Glück, allein die arme Frau zeigte mir mit Thränen in den Augen die bleichen abgemagerten Züge ihrer Tochter, indem sie sagte, Laura sey ein halbes Jahr vorher durch eine alte Negerin vergiftet worden; die Ärzte wüßten keinen Rath und die Krankheit griffe alle Tage um sich. „Ich weiß nicht, wenn sie stirbt," fügte die unglückliche Mutter hinzu, „allein es dauert nicht mehr lange; sie hat eine Stelle in dem königlichen Erziehungshause von St. Denis erhalten, allein sie wird nicht hingehen." Wir befanden uns eben in der letzten Woche des Carnevals. Madame Cadeot führte ihre Tochter zum ersten Balle. Sie tanzte mit einer milden wehmüthigen Freude, die denen das Herz brach, welche wußten, wie bald sie sterben müsse. Auf dem zweiten Balle sah ich Laura nicht mehr. Ich besuchte die Mutter, um ihr meinen Abschiedsbesuch zu machen. Laura lag zu Bette, sie hatte Fieber; ich küßte ihr die kleinen weißen Hände, wie man das Gewand einer Heiligen küßt. Sechs Tage nachher erhielt ich von der Familie ein Schreiben, welches mir den Tod des armen Mädchens meldete. Die Öffnung des Leichnams erwies, daß wirklich Gift ihren frühen Tod herbeigeführt.

(Letzter Bericht über die Lafarge.) Diese berüchtigte Person befindet sich in dem Zuchthause zu Montpellier, und sie weigerte sich die Gefangenentracht anzulegen. Man mußte Gewalt brauchen um ihr den bestimmten Rock anzuziehen; im Anfang sträubte sie sich gewaltig und schrie aus Leibeskräften, bis sie in Ohnmacht fiel und seitdem schwer erkrankt ist. Der Verleger ihrer Memoiren schrieb an sie, um sich das Manuscript zu dem dritten Bande zu erbitten, den sie beendigt hat, aber der Brief blieb ohne Resultat, da Verurtheilte durchaus nichts drucken lassen dürfen. Ihre jetzige Beschäftigung ist: Spinnen, und Kamaschen und Hemden für Soldaten nähen.

(Die Damen in den Antillen), meistens Creolinnen, besitzen einen der reizendsten Frauentypen. Im Ganzen genommen sind sie mittlerer Statur, selten braun, und haben Hände und Füße, wie man sie nur in warmen Ländern findet, wo die zur Arbeit bestimmten Glieder durch immerwährende Ruhe kleiner werden.

(In Raab) ist für diesen Carneval statt des wohlorganisirten Dom-Orchesters die ungarische Zigeunerbande des Farkas-Bihari für die Tanzunterhaltungen im Redoutensaale engagirt worden.

(Gründung von Lilienfeld.) Das Stift Lilienfeld erhielt seinen Namen nicht von jener adeligen Familie, welche Leopold dem Glorreichen ihr Schlößlein und das Thal, in dessen Besitz sie war, käuflich überließ und den Namen der Herren vom Berge annahm, sondern es erhielt ihn von einer Blume, die, kaum daß die Schneedecke gewichen, die Berghänge um Lilienfeld einnimmt und von dem Volke die wilde Lilie genannt wird. Diese Blume ist jedoch nichts anderes als die schwarze Nießwurz (Helleborus niger).

Berichtigung.

In unserm Mittwochblatte vom 19. d. M. ersuchen wir, in der Recension über das Hofburgtheater, S. 35, zweite Spalte, 2 Zeile von oben, statt: nicht wanken, „leicht wanken" zu lesen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 11.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 24. Jänner 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

2.

Franz, der Gemsenjäger.

Eines der schönsten Thäler von Obersteiermark ist unstreitig das Admonter-Thal. Wenn man über fünf Stunden durch das Gesäuse geschritten ist, an dem immerwährenden Toben der Enns dahin, welche in zahllosen Cataracten dem Wanderer entgegen donnert, — eingeschlossen von hohen, sich nahe stehenden und senkrecht aufragenden Felsenwänden, — über vermoderte oder noch frische von Lawinen, vom Sturme, vom Blitze oder von Gießbächen entwurzelte und zerschmetterte Baumstämme, — über Gerölle und ungleichen Felsenpfad den scheuen Tritt lenkend, während das Sausen des durch den Widerstand der Felsblöcke, welche in dem Flußbette aufgehäuft sind, in unbändigem Zorne aufspritzenden und niederstürzenden Wogenschaumes oft so heftig wird, daß das lauteste Wort unverstanden an den Ohren des neben dir einhergehenden Begleiters verhallt, wenn man also diese schauerliche Wildniß durchzogen hat, so gelangt man zur Ennspforte, zwei hohen sich enge gegenüberstehenden Felsenwänden, welche nur so viel Raum offen lassen, daß die schäumende Enns durchdringen kann. Kaum hat man aber einige Schritte diese Pforte hinter sich, so verhallt das Gesause des tosenden Flusses, eine feierliche Ruhe umfängt uns und ein ziemlich breites, fruchtbares und üppig grünendes Thal zeigt sich dem Blicke; mitten hindurch rollt die Enns ruhig ihre Fluthen. Der plötzliche Übertritt von dem betäubenden Geräusche in eine friedliche Thalrunde, von den engen, überhängenden Felsenmauern in ein fruchtreiches Wiesen- und Ackerland, von dem düsteren Dunkel der Schluchten in den weiten Horizont, der mit blauer Kuppel und strahlender Sonne über dem Thale sich wölbet, — der Anblick der rothen Zinnen des majestätischen Benedictiner-Klosters, der freundlichen Dörfer Weng und Hall mit ihren niedlichen auf der grünen Ebene oder den sanften Abhängen zerstreuten Häusern, — das Alles weckt Empfindungen, welche an Himmel und Seligkeit mahnend, nur gefühlt, nicht beschrieben werden können.

Den eigentlichen Umfang und die Begränzung des Admonter-Thales ersieht man jedoch am besten auf der Ennsbrücke im Markte Admont. Hier entfaltet sich ein Rundgemälde der wunderbarsten Art. Dicht hinter den waldumkränzten Bergen, welche das Thal einschließen, ragen himmelanstrebend kahle Felsenmassen in den verschiedensten und abenteuerlichsten Formen empor, und nur mühsam konnte Robath und Gewerbsfleiß Verbindungsstraßen nach Österreich, Salzburg und Untersteier bahnen und erhalten. Im Süden thürmt sich das langgedehnte und scharfkantige Hochthor himmelan, eines der höchsten Alpengebirge, das noch vor wenigen Jahren für unersteiglich galt, jedoch bereits von Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Johann und mehren Älplern wiederholt erstiegen worden ist. Dem Hochthor gegenüber am linken Ufer der Enns streckt der Buchstein seine jäh' zulaufende Spitze in die Lüfte; weiterhin starren die weißlichten Hallmäuer und die dunkelbraunen Plöschen zur Höhe; auf den andern Seite erheben sich der Natterriegl, das Bärenkar, die Stodergebirge u. s. w. Zwischen diesen Gebirgen blickt hier und da ein kahler Gipfel herüber und es scheint, als ob das azurne Gewölbe des Thales von diesen Riesenmauern gestützt würde. Alle diese Hochgebirge sind der Aufenthalt vieler Gemsen, und wenn man an der Enns aufwärts fortwandert, so zeigen sich häufig solche Felsenmassen, deren ausgedehnte Klüfte, Schluchten, Abgründe und Vorsprünge von den Gemsenjägern häufig durchklettert werden. So sieht man unweit Admont auf dem Wege nach Liezen zur Rechten das Gemsengebirge, den Boosruck emporsteigen, ein düsteres, unheimliches Gebirge, dessen finsterer Anblick mit geheimem Schauder die Seele des Reisenden erfüllt, aber für die Jäger des an der Landstraße liegenden Dörfchens wegen seines Reichthums an Hochwild ein willkommenes Jagdrevier bildet.

In diesem Dorfe lebte vor vielen Jahren der Gemsenjäger Franz. Seine Ältern waren arm und alt, und ihr kleines Besitzthum, auf welchem schwere Abgaben lasteten, ernährte sie nur kümmerlich. Aber Franz war jung und rüstig, liebte seine Ältern über Alles, und indem er den Gemsen und dem andern Hochwild unermüdlich nachstellte, beseitigte er mit den erhaltenen Schußgeldern manche Sorgen des Haushaltes. Eine Freude war es, den kühnen Jüngling zu sehen, wenn er mit der Kugelbüchse auf der Schulter zu den Bergen hinschritt; manches Herz pochte höher unter dem farbigen Mieder, wenn der wohlgestaltete Bursche vorüberging, und manches blaue Auge funkelte bei seinem Erscheinen von innerer Erregung; aber Franz würdigte die Dirnen kaum eines Blickes und sagte sogar einmal am Kirchweihfeste zu einer hübschen Maid, daß er es nicht der Mühe werth fände, einer Dirne zu Lieb' zwei Schritte zu machen, indeß er einer Gemse gerne wochenlang nachklettere, und daß ihm der zackige Boosruck viel lieber sey, allwo die Gemsen umherhüpfen, als der Tanzboden, auf welchem die geputzten Dirnen sich drehen. Bei diesen derben Äußerungen zogen die Mädchen wohl scheele Gesichter, doch waren sie dem Jäger nicht gram, weil er sonst ein lustiger Junge und gegen sie höflich und aufrichtig war. Sie forderten ihn bei jeder solchen Gelegenheit auf, feierlich zu versprechen, daß er sich nie verlieben werde, was er auch

oftmals zum Scherze that, indem er wie zum Schwure die Hände auf einen vollen Weinkrug legte.

Wenn Franz eine Gemse erlegt hatte, so trug er sie nach Admont hinunter und ein freudiger Stolz kam über ihn, wenn er die Vorübergehenden unter einander verwundernd sprechen hörte: »Hiezt hot da Franzl schon wida-r-a Gams nidabracht!“ Gewöhnlich hielt er sich im Markte nicht lange auf, sondern beeilte sich das erhaltene Schußgeld nach Hause zu bringen. Eines Tages jedoch hatte er sich mit einem Jäger aus dem Gesäuse in dem Wirthshause „zur Sonne“ zusammenbestellt, und er trat deßhalb in die Schenkstube hinein. Doch wie erschreckt prallte er zurück und starrte wie versteinert vor sich hin. Ohne es zu wissen, drückte er seine schwere Büchse an die linke Seite in der Gegend des Herzens an, that einen tiefen Seufzer, als ob er einen jähen stechenden Schmerz empfände, und warf sich auf eine Bank hin. Dreimal hatte ihn die schöne Julia (Julie), des Wirthes Tochter, schon mit dem herzlichen: „Was magst denn?“ angeredet, allein der Älpler schaute ihr stumm und steif in das Antlitz, so daß das Mädchen überroth wurde, und endlich fragte: „Ist dir nicht guet, Franz?“

„Wie du kennst mich?“ rief der Jäger gleichsam aus einem Traum erwachend.

»Soll ich dich nicht kennen,“ erwiederte verschämt die Dirne, „kommst doch oft genug nach Admont, und hab' ich dich schon hundertmal bei uns vorübergeh'n gsehn, ohne daß du hereingegangen bist.«

„Julia,“ sprach der Alpenschütz, und faßte ihren weichen und doch kräftigen Arm, „wenn's dir eine Freud' macht, so komm' ich von heut' an alle Tage.“

„Nun, hab' wer ich deßwegen nit seyn!“ versetzte die Dirne und sprang weg von ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlangenkrone.

Eine Sage von Carl Raimund Frühauf.

(Schluß.)

Isabella mochte etwa zwei Stunden gewartet haben, aber noch zeigte sich nichts. Sie nahm sich vor, den ganzen Tag in den Wäldern zuzubringen, wenn es nothwendig wäre.

Doch es dauerte nicht lange mehr, als aus einem Abgrunde, dessen Schlund mit Zwergföhren verwachsen war, eine kleine unansehnliche Schlange hervorkroch, nach allen Seiten spähte, und nachdem sie nichts Lebendes bemerkt hatte, einen halb pfeifenden, halb zischenden Ton ausstieß, auf welches Zeichen sehr bald wohl mehr als hundert Schlangen, groß und klein, von verschiedenen Farben und Zeichnungen, von allen Seiten und aus allen Geklüften und Gebüschen und Baumhöhlen sich zusammenfanden. In dem Gewimmel der Schlangen aber bemerkte Isabella noch keine, die eine Krone trug.

Plötzlich gaben alle Schlangen ein Gezisch von sich, und eine Riesenschlange erschien, auf dem Kopfe eine Krone aus dem kostbarsten Golde, und unstreitig die schönste aus allen. Es war der Schlangenkönig.

Anfangs trieben die Schlangen ihr Spiel mit einander, umflochten sich gegenseitig, wanden sich blitzschnell zu den Wipfeln der höchsten Bäume empor, und warfen sich dann im furchtbaren Riesensprunge wie auf eine Beute herab, verschlangen sich zu einem hundertfach gewundenen, unendlich verworrenen Knäuel, schnellten auseinander, bildeten am Boden das Symbol der Ewigkeit, verfolgten einander, und streckten sich, als sie ermüdet waren, in mannigfaltigen Windungen auf die Erde hin. Jetzt bemerkte der Schlangenkönig das weiße Tuch, das ausgebreitet lag, kroch hin, und legte seine Krone darauf nieder. Nachdem dieses geschehen, warf er sich mit mächtigen Windungen in den schäumenden Wildbach, und alle Schlangen folgten seinem Beispiele.

Isabella zitterte. Aber der Gedanke, durch diese Krone den Geliebten retten und sich mit ihm auf ewig vereinen zu können, verlieh ihr einen Heldenmuth. Die grüne Waldnacht, das schneeweiße Tuch, die golden blinkende Krone darauf, der rauschende Wildbach, die badenden Schlangen, die melancholische Einsamkeit, die schauerliche Wildniß, die zarte todeskühne Maid, das Alles zusammen, war es nicht ein absonderlich reizendes Bild? Sie schlich aus ihrem Verstecke hervor, ihre Miene war mauerbleich, als hätte sie der Tod geküßt, sie war mährchenhaft schön und unendlich lieb! Sie sprach in ihrer Seele dem Freunde ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen! Jetzt steht sie beim Tuche — horch! war das nicht ein Geplätscher im Wildbache? Und späht nicht ein erhobener Schlangenkopf mit feurigen Augen über das Ufer? Nein, es war nur Täuschung! Es mag faulendes, glimmendes Holz seyn. Die Jungfrau hat sich gebückt — das Tuch mit der Schlangenkrone ist in ihren Händen — jetzt fort ohne Säumen, bis dorthin, wo das Pferd steht! Schnell durch das Gesträuch und durch alle Dornen, wenn auch die feine Wange und die zarte Hand blutig geritzt werden. Gottlob, da ist das Pferd! Schnell auf den Sattel geschwungen! Und nun, o treffliches Pferd, zeige die Schnelligkeit deiner Glieder! Fort, immer fort, vor dir ist das Leben, hinter dir der Schlangentod! Schnell wie Wind und Blitz! Bergauf, bergab, über Geklüft, Busch- und Strauchwerk, Stock und Stein, fort ohne Rast und Ruh'!

Bereits hatte Isabelle eine so bedeutende Strecke Weges zurückgelegt, daß sie sich für gerettet halten durfte. Als sie nun zurückblickte, bemerkte sie hochaufwirbelnde, weitverbreitete Staubwolken, welche so dicht waren, daß sie den Gegenstand, der sie bewirkte, nicht erkennen ließen, und die sich mit wunderbarer Schnelligkeit näher bewegten. Bald darauf vernahm sie ein Geräusch, ähnlich dem, welches viele galoppirende Pferde machen. Eine Ahnung durchschauerte den Busen der kühnen Reiterin! Und so war es auch! Es waren die Schlangen! Sie alle, mehr als hundert, welche sich in den Wildbach gestürzt um sich zu baden, waren zu früh auf den Raub der Krone aufmerksam geworden, und verfolgten nun die schöne Räuberin.

Immer näher liefen die Staubwolken, immer stärker wurde das entsetzliche Geräusch. Das Pferd selbst schien eine Ahnung vor den Verfolgern zu haben, die sprühenden Augen fielen aus Todesfurcht weit vor, die Mähne flog wie im Sturme, das vortreffliche, weitausgreifende, langgestreckte Thier schien vom Winde, ja vom Blitz die Flügel zu leihen.

Als nun die Feinde ganz nahe waren, züngelnd und mit beutegierigen Augen, ergriff Isabelle eines der weißen Tücher, in welche Steine gebunden waren, und warf es hinter sich auf die Erde. Die List gelang. Denn sogleich verweilten die Schlangen, sammelten sich alle um das weiße Tuch, zerrten daran, und suchten mit Hast nach der goldenen Krone. Unterdessen gewann die Jungfrau einen großen Vorsprung, der jedoch zur Lebensrettung keineswegs genügte.

Die Schlangen, sich getäuscht sehend, setzten mit verdoppelter Schnelligkeit der Reiterin nach. Zum zweiten Mal flog ein weißes Tuch, einen Stein enthaltend, auf die Erde. Zum zweiten Mal ließen sich die Verfolger täuschen. Abermals ein Vorsprung für das unvergleichliche Mädchen.

Doch bald nach dem zweiten Wurfe war Isabelle genöthigt, ein drittes Tuch hinzuwerfen, das die nämliche Wirkung hervorbrachte. Auf solche Art hoffte das Mädchen mit den zwanzig weißen Tüchern so weit auszureichen, als nothwendig war, um dem Schlangentode zu entfliehen.

Noch lag das erste Haus in beträchtlicher Entfernung. Ringsum düsterten die Wälder. Das Pferd strengte alle seine Kräfte an, es flog, als wollte es den Flug des Pfeiles verspotten. Die dritte Täuschung war trüber. Zum dritten Male folgten die Schlangen mit erneuerter Schnelligkeit. Ein viertes Tuch wird hingeworfen! Aber wehe, vergebens! Die List gelingt nicht mehr! Die Verfolger lassen das Tuch unbeachtet liegen, und folgen der Reiterin nach. Sie sind ganz nahe, schrecklich nahe — Isabelle schleudert zwei andere Tücher hin — vergebens! An den Hufen des fliehenden Pferdes bewegt sich das zischende Heer der Schlangen, an der Spitze ist der riesige Schlangenkönig, der seine geraubte goldene Krone zurückholt; wüthend und mit einem ungeheuern Sprunge die Lüfte durchschneidend, wirft er sich auf die holdselige Jungfrau, blitzschnell hat er den lilienzarten Körper umschlungen, noch eine ängstliche Sterbemusik auf den Lippen: Antonio! und alsogleich entseelt sinkt die liebliche Gestalt von dem Pferde in den Staub. Ohne Herrin, aber unverletzt, flieht das Roß durch die Wälder. Sie hat einen bitteren Todeskelch geleert, aber sie hat ihn geleert aus Liebe!

Das gesattelte Pferd erreicht die Wohnungen der Menschen. Der kranke Freund durchirrt die Wälder, und findet am Abend des andern Tages die vermißte Geliebte. Sie war ein zartes Weib, geboren für sanftes, süßes Leben, und hatte doch mehr Muth als zehn Männer. Sie, ein so ätherisch zartes Gebilde, sie, so engelsanft ist todeskühn gewesen, sie, eine schwache Taube, ist zum starken Adler geworden, ach ihr, einem so süßen, lieblichen Blumenwesen, hat die Liebe einen Heldengeist gegeben, wie er in Männerherzen nicht angetroffen wird! Sie hat gewagt aus Liebe zu ihm, aus Liebe zu ihm ist sie gestorben! Da ruht sie, und wird nicht wieder erwachen! So konnte ihn nur diese Einzige lieben, so wird ihn Keine mehr lieben können, dieß spricht sein Herz wie mit tausend Zungen, und dieses erkennend, wird er keine zweite Geliebte mehr an seine Brust drücken! Scheint ja noch um den lieblichen, entseelten Mund die wehmüthigste Bitte zu beben: Laß' keine Andere neben mir, laß' mich einzig und allein in deinem Herzen thronen! Und so soll es seyn! Im Wahnsinn wirft er sich über die entseelte Geliebte, und in diesem weltversunkenen Kusse scheint sein Leben zu verzittern, und in diesem unaussprechlichen Weinen bricht sein Herz, und alsdann legt sich auf sein Gesicht jene eherne Schwermuth, deren Gepräge keine Zeit mehr vertilgen kann. Da ruht sie, und wird nicht wieder erwachen! Unauslöschlich steht auf ihrer Stirne die Gottesschrift: Schönheit! Sanftheit! Himmlischer Friede! Geschlossen haben sich die Augenlieder, sie bedecken einen Blick, der die Maiabendsehnsucht hat, wenn sie beim Klange eines Hornes über des Meeres unermeßlichem Spiegel steht, sie bedecken auf ewig ein unnennbar süßes Frühlingsabend-Heimweh! Erstorben ist die Flötenmusik des Mundes; die Stimme aber war einst ein süßer, ernster Alt, wie frommer Mandolinenklang den tiefen Kreuzgang eines Frauenklosters herauf, wenn die Zellenthür der spielenden Nonne halb offen steht. —

Wo sie gefallen, erhob sich später das Steingebilde.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 21. d. M. zum ersten Male: Die Waffen der Liebe. Originaldrama in Versen und zwei Aufzügen von Otto Prechtler.

Wenn das schon ein Original ist, was nicht übersetzt wurde, dann ist dieses Originaldrama in Versen und in zwei Aufzügen ein Original; sonst aber ist es ein Nachfolger, oder strenger bezeichnet: Gegenfüßler von Holtei's Lorberbaum und Bettelstab. In beiden Stücken lernen wir einen Dichter bemitleiden, in Holtei's, wenn gleich allzu sentimentalen, doch gefühls- und lebenskundigen Werke auf Kosten seines Glückes, in Prechtler's klugem, weltbevoten Drama auf Kosten seines Verstandes, seines Herzens, seines Selbstgefühls.

Eine Gräfin, L'Etoile nennt sie der Verfasser, spielt einem würdigen edlen Gatten gegenüber das gefährliche Spiel einer Neigung gegen einen jüngern Mann, der hier, um die Sache besser zu motiviren, ein Dichter und Secretär ihres Gatten ist. Sie nimmt Gedichte, welche an sie gerichtet sind, Gedichte, die von mehr als Verehrung, von entschiedener Liebe sprechen, nicht bloß nachsichtig auf, sondern belohnt den Dichter dafür selbst mit einem Kranze, erklärt diesen Kranz in seinen einzelnen Bestandtheilen dem Beglückten und gewährt endlich ein Rendezvous auf — einem Maskenball. Da dieses Drama die Eigenschaft besitzt, daß alle Geheimnisse, welche Zwei mit einander besprechen, ganz sans préparation belauscht und die Thüren sehr leise geöffnet werden können, so daß die gewichtigsten Momente stets vor Zeugen gespielt werden, so erfährt der Graf dieß Alles. Er selbst hüllt sich nun, wie sich versteht, in die Maske des Dichters und erhält von seiner Frau die Gewißheit, daß ihr dieser nicht gleichgültig sey. Aber auch diese Scene wird belauscht; ein abgedankter Anbeter der Gräfin hört den Namen des Dichters und eilt, diesen zu beschämen und die Gräfin zu compromittiren. Da gibt sich der Graf zu erkennen, schlägt sich für seine Frau und belauscht wieder eine Scene, die letzte dieses Drama's, wo der Dichter von seiner Frau den Abschied bekommt. Den Fehlenden wird verziehen — und der Vorhang fällt, die Beschämung des Dichters bedeckend! —

Es darf für ein wahres Glück gelten, daß der junge Mann, der sich in diesem Drama dazu hergeben muß, eine so unwürdige Rolle zu spielen, dessen Unbrauchbarkeit im practischen Leben so nachdrücklich nachgewiesen wird, der die Neigung einer Frau ohne Erschrecken annimmt, die durch Rang und heilige Ehebande auf ewig von ihm getrennt und deren Gatte sein Wohlthäter und Brotherr ist, nicht das Prototyp des Dichtergemüthes und des Dichterverstandes im Allgemeinen abgibt, sonst müßte man der Welt rathen, diese Race sobald als möglich mit der Wurzel auszurotten. Es darf für ein Glück gelten, daß es Dichter gibt, die sich in der Welt practisch und als Ehrenmänner erweisen; an den Dramatikern unserer Tage liegt es wahrlich nicht, wenn der ehrenvolle Beruf zur Poesie nicht längst als Aushängeschild aller Unzuverlässigkeit, Weichlichkeit und Unbrauchbarkeit im Leben angenommen wird! Da sind wir wieder mit einem solchen Subject beglückt worden, welches nicht bloß unser Mitleid, nein, unser Erbarmen erweckt. — Oder wie heißt das Gefühl, das wir für einen Menschen empfinden, der beschämt neben einem beleidigten Gatten steht? Findet das Wort des echten Dichters doch so mühsamen Eingang in die Welt, ist der große Haufe doch ohnedieß so sehr geneigt, hinter dem Dichter die Überspanntheit, das Unreelle, die Thorheit und Verblendung zu suchen, wozu einer Kunst, die aus allen Künsten im Leben auf den hartnäckigsten Widerstand stößt, die ihrem Bekenner keinen mechanischen Behelf bietet, die für ihre sämmtlichen Repräsentanten in Deutschland nicht so viel Lohn und Beifall zu bieten hat, als eine Tän-

Digitized by Google

verein in einer glücklichen Saison erntet, wozu eben dieser Kunst ewig den

Das Stück hat wirksame Scenen und einen ziemlich gelenken Vers. Die Gestalten sind der Zeit entnommen und das Streben, sich dieser anzuschließen, bemerkbar, Talent vorhanden. Mad. Peche, Dlle. Neumann und die HH. Korn, Lucas, Herzfeld bildeten einen trefflichen Verein, der von den HH. Rettich und Heurteur auf das Entsprechendste ergänzt wurde.

Musikalisches Perspectiv.

(Abendunterhaltungen des Musikvereins.) Der Verein der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates hat in der Absicht, die Kunstinteressen nach Möglichkeit zu fördern, während der diesjährigen Wintersaison zwei Abendunterhaltungen veranstaltet. Die erste derselben wurde am 7. d. M. die zweite ehevorgestern im Saale der Gesellschaft abgehalten. Bei jener sind drei Compositionen von Mendelssohn-Bartholdy, und zwar a) Ouverture: Die Fingalshöhle, b) der 114 Psalm (achtstimmiger Vocalchor mit Orchesterbegleitung) c) eine Symphonie-Cantate; bei der letzteren ein Oratorium von Ferdinand Hiller betitelt: Die Zerstörung Jerusalems aufgeführt worden.

Durch die Wahl der obenbemerkten Tonpiecen hat sich der Verein, wenn auch nicht das Verdienst einer allgemeinen Unterhaltung, doch wenigstens das Bewußtsein erworben, den Musikfreunden etwas Neues vorgeführt zu haben, wodurch Mancher wieder seine Erfahrungen bereichern konnte. Von besonderem Interesse waren deßhalb die Mendelssohn'schen Compositionen, welche einen bedeutenden Reichthum an Phantasie namentlich in Anwendung des Instrumentals enthalten. Es ist Alles so rein gesichtet und geschlichtet, mit so hübschen gemüthlichen Wendungen anderseits wieder mit so imponirenden Orchestereffecten ausgestattet, daß man ein sehr würdiges Streben und einen weihe- und würdevollen Beruf des Componisten des Paulus darin nicht verkennt, wenn diese drei Werke auch dem ebengenannten bedeutend nachstehen, und sichtliche Spuren einer Prevalescenz des Verstandes gegen den schöpferischen Erguß des poetischen Gemüthes offenbaren, wovon namentlich die Composition des 114 Psalms und der Symphonie-Cantate Zeugenschaft geben.

Das Oratorium von Hiller, betitelt: die Zerstörung Jerusalems, vermochte durchaus keinen erwärmenden Eindruck zu bewirken. Schon der Text von Dr. Steinheim, obgleich nicht ohne guten oratorisch-dramatischen Situationen, ist in zu viele kleine Einzelnheiten vertheilt, so, daß nur eine komponistische Meisterhand ein interessantes, gerundetes Ganze daraus hätte formen können. Die einzelnen Textnummern bestehen nur immer in wenigen Worten, die bei der Trockenheit der Phantasie des Componisten bis zur Ermüdung wiederholt werden müssen. Die Musik ist beinahe durchgehends steif und jeder ergreifenden Idee bar. Man findet einen so gemischten Styl, daß man glaubt bald ein Händl- oder Bach'sches Fugenthema einherschreiten und den grimmigsten Zorn über die Verworrenheit unserer Zeit aussprechen zu hören, — bald erscheint aber wieder dasselbe verwischt, und wälzt sich in langgedehnten Sätzen fort.

Geist und Form müssen Hand in Hand gehen, wenn ein Kunstwerk geschaffen werden will; wo aber beides mangelhaft ist, dort hilft dem Sterblichen alles Ringen nichts.

Die Aufführung geschah nach den besten Kräften die dem Vereine in seiner Mitte zu Gebothe stehen. Daß selbst hier noch manches zu wünschen übrig blieb, läßt sich leicht denken, zumal so kolossal angelegte Tonstücke in jeder Hinsicht auch ähnliche Kräfte erheischen.

Ball der Gesellschaft der Musikfreunde.

Es ist nur a Kaiserstadt, es ist nur a Wien,
Es ist nur a Sperl in der Kaiserstadt drin.

Die erlesenste Gesellschaft, mehre hohe Herrschaften, die meisten Notabilitäten der Kunst- und Musikwelt, und der Flor der schönsten, mitunter geistreichen Damen zierten den Ball mit ihrer Gegenwart. Man war von dem schimmernden Glanze der äußern Decorirung und Beleuchtung der prächtigen Sperlsäle fast geblendet und Strauß herrliche Tanzweisen begleiteten die Schritte der leichten Sylphiden. Dieser Walzerfürst erprobte sein glänzendes Talent so oft und mit so entschieden günstigem Erfolge, daß es unbescheiden wäre, es noch in größern Anspruch zu nehmen, doch gewohnt, bei jeder besondern Gelegenheit neue Compositionen vorzuführen, producirte er auch heute, und zwar zum ersten Male, seine neue Walzerpartie unter dem Titel: „Musikvereins-Tänze." Diese Compositionen vereint zwar viele bekannte Motive, doch sie vereint keine füßebefügenden Melodien, sie vereint nicht die ohrenkitzelnde Strauß'sche Instrumentation; und deßhalb wollten sich auch nicht die klatschlustigen Hände zum allgemeinen Applaus vereinen. Desto größerer Beifall wurde der beliebten Polka zu Theil, und die Tänzer durchleuchten im Galoppschritte den Saal. Ja man sah Einen, der so lustig und toll im Carriere flog, daß durch seine Füße die Zähne des nachtanzenden Paares in die größte Gefahr kamen. Für diesen Tänzer und für alle Jene, welche im Galoppschritte polkiren, wage ich die bescheidene Bemerkung, daß der Nationaltanz: Polka, in dem ganz einfachen Kosaken-Schritte bestehe, und so producirt als ein sehr anständiger und keineswegs ermüdenden Tanz erscheine. Scherzer's vortreffliche Küche und seine echten Weine fanden gerechte Anerkennung und besondere Würdigung, und die prompte Bedienung vermehrte die Zufriedenheit der Gäste. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn Scherzers Beispiele auch andere Saalbesitzer folgen wollten, denn leider! scheint der Sperlsaal bis jetzt ist der Einzige zu seyn, den die Gäste in jeder Hinsicht zufriedengestellt verlassen.

Subscriptionsball des Herrn La Roche.

Zwei der renommirtesten und elegantesten Bälle an Einem Tage, das scheint für jede andere Stadt zu viel, für die Elite Wiens ist es nicht. Versammelte auch der Sperlsaal die große Gesellschaft der Musikfreunde, so fehlte es doch dem von Hrn. La Roche im Hotel zur „goldenen Birn" arrangirten Balle keineswegs an einem zahlreichen, auserwählten Besuche. Der Ballgeber darf nur die Subscription eröffnen, so beeilt sich schon die elegante Welt, ihren Namen einzutragen, denn sein Name bürgt für ein seltenes Fest. Alle Erwartungen der Besucher wurden übertroffen, und allgemeine Lust herrschte in diesem erlesenen Kreise. Lanner's Musik, der selbst den Zauberbogen schwang, erhöhte den Frohsinn und vorzüglich war es der Masur, der von sehr geübten Tänzern ausgeführt, sich eines allgemeinen Beifalls erfreute. La Roche's Freunde sind gewohnt, alljährig zweimal sich in dem noblen Zirkel seiner Bälle zu ergötzen, daher war der Wunsch fast allgemein, der beliebte Unternehmer wolle den durch einen kurzen Fasching vereitelten zweiten Ball im nächsten Frühjahr arrangiren, indem die vollste Überzeugung herrsche, es würde diesem Unternehmen ein seltener Antheil gezollt.

Omnibus.

(In Königsberg) feierte am 18. December der Schauspieler W. Kunst sein 25jähriges Künstlerjubiläum, an dem Tage, an welchem er in Hamburg zuerst die Bühne betrat, und sonderbar genug beging zu Gent ein Angler zur selben Zeit den fünfzigsten Jahrestag, seit welchem er täglich seine Angel ins Wasser warf.

(In Newyork), inmitten der amerikanischen Freiheit, wird ein wohlhabender und gebildeter Neger in keiner etwas bedeutenden Familie, ja nicht einmal in einem Gasthofe oder Wirthshause dritten Ranges für sein schweres Geld aufgenommen.

(Mitaines) nennt sich eine Art von Faushandschuhen für Damen, welche jetzt in Paris allgemein zur Mode geworden. Sie sind von schwarzem Sammt mit Spitzen garnirt und gestöpselt. Ihr Erfinder nennt sich Mayer.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1103, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 12.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 26. Jänner 1842.

Der Raub.

„Hei, Stanko, willst etwas du wahren,
So kehre nur eiligst nach Haus,
Versammle die Freunde in Schaaren,
Und treib' die Tataren hinaus!"

„Ein Trupp kam über die Gränzen,
Er brach in das Dorf ein voll Wuth;
Die drohenden Säbel erglänzen,
Die Horde plündert dein Gut!"

Um schleunige Hilfe zu schaffen,
Entbeut er die Freunde sogleich;
Sie eilen herbei mit den Waffen,
Zu wenden den hellosen Streich.

Sie kommen in's Dorf, — doch das Weite
Die Räuber schon haben gesucht,
Beladen mit reichlicher Beute,
Begriffen auf eiliger Flucht.

Und einer der letzten im Trosse,
Der raubte dem Stanko sein Weib;
Sie sträubt sich umsonst auf dem Rosse,
Er hält sie zu fest um den Leib.

Das Haus, der Hof sind geleeret,
Die Ställe, die Kasten sind bar;
Und nach dem Entführer gekehret,
Ruft Stanko: „Du armer Tatar!"

M. D. Cavilha.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

2.

Franz, der Gemsenjäger.

(Fortsetzung.)

In unaussprechlichem Entzücken ging Franz erst spät in der Nacht zurück nach seinem Dörfchen; er liebte heiß und innig, wie er es nie geahnt. Die Nacht war finster, doch ihn umgaukelte wie eine glänzende Lufterscheinung das Bild Julia's, ihr feuriges, dunkelblaues Auge, ihr zartes sanftblühendes Angesicht, ihr blondes Haar, ihre leichtbewegliche Wohlgestalt. Er fürchtete sich fast in seiner kleinen Kammer, das Auge dem Schlummer zu schließen, um nicht das Bild seiner Wonne zu verlieren, und ohne daß er es bemerkte, ward er hinübergetragen in das Land des Schlummer- und Traumgottes, schwelgend in einer wunderbarherrlichen Zukunft. Tag für Tag schritt nun Franz hinunter nach Admont; in kurzer Zeit hatte er von Julia das Geständniß treuer Gegenliebe erhalten, denn die Mädchen des Gebirges sind fremd den Winkelzügen und Ziererei-Coketterien, mit welcher die Töchter der Städte ihre Liebenden zu quälen pflegen. Der Vater Julia's, ein biederer Greis, sah den braven Franz gern in seinem Hause und so ward der Alpenjäger in wenig Monden der beneidete Bräutigam der Wirthstochter; denn Julia wurde allgemein als die schönste Maid des Admonter Thales gepriesen. Ein Umstand nur trübte die süßen Stunden der Liebe, daß nämlich Franz seiner Leidenschaft für die Jagd mehr und mehr fröhnte und die Braut oft tagelang seiner harren ließ, indeß er mit unersättlicher Mordlust dem Hochwilde nachstellte. Vergebens schmollte, bat und beschwor ihn Julia, er war unmuthig, wenn er seiner übermäßigen Waidmannslust Zwang anthat, und eilte dann, ohne es der Geliebten zu sagen, dem Felsen zu, nicht fähig, seinem Drange zu widerstehen, obgleich er sich selbst Vorwürfe über sein Beginnen machte.

Eine Woche vor dem zur Hochzeit bestimmten Tage wollte er noch einmal seinem Jägertriebe recht den freien Lauf lassen, und obgleich er Julia versprochen hatte, am nächsten Tage zu kommen, so verließ er doch das Thal und brachte mehre Tage im Gebirge zu. Endlich am Abende des vierten Tages kam er wieder in das Thal und sein erster Gang war nach Admont. Er trat in die Wirthsstube zur Schenke hin, um seiner Verlobten den Kuß des Wiedersehens zu geben, doch sie war nicht zugegen. Er setzte sich an einen Tisch, um zu warten; die Gäste flüsterten unter sich, und er bemerkte aus ihren Geberden, daß von ihm die Rede sey. Er harrte einige Zeit, doch Julia kam nicht; ein Knecht des Hauses versah das Schenkenamt. Das däuchte ihm seltsam; er fragte, wo Julia wäre. »Sie ist nicht zu Hause!" war die Antwort. Er fragte, wohin sie gegangen und wann sie zurückkehren würde, allein die Antworten waren so unbestimmt, daß ihm sonderbarlich zu Muthe ward. »Wo ist sie?" rief er immer ungeduldiger. „Droben!" lautete endlich die zögernd gegebene Erwiederung. „Warum hast du mir dieß nicht gleich gesagt!" schrie Franz erzürnt; ein greller Blitz der Eifersucht durchzuckte sein Inneres, er stieß zur Seite den Knecht, welcher ihm den Weg vertreten wollte, und stürmte mit wilden Gedanken hinauf in das erste Stockwerk, indem seine Hand unwillkürlich den Hahn seines Gewehres anzog. Hastig riß er die Thür eines Gemaches auf, um die Treulose in den Armen des Buhlen zu überraschen, aber in demselben Augenblicke schwanden ihm die Sinne und er stürzte wie zerschmettert auf den Boden des Zimmers hin. Nach langer Zeit gelangte er erst zum Bewußtseyn, aber fürchterlich war er anzuschauen. Die Zähne klapperten in dem krampfhaft zuckenden Munde, ein Frost schüttelte seine Glieder und das Auge stierte in grausamem Entsetzen umher. Er bot

alle Kraft ſeines Geiſtes auf, um zur Gewißheit zu gelangen, ob er wache oder träume; aber unter faſt tödtlichem Stöhnen gewann er die gräßliche Überzeugung, daß er nicht träume. Leichenblaß, geſchmückt mit Blumen und angethan mit weißen Linnen lag in einem Sarge, umſtellt von Lichtern, ſeine geliebte Julia. Neben dem ewigen Ruhebette ſeiner Tochter ſaß der verzweifelnde Vater. Franz raffte ſich auf. „Iſt ſie todt?“ ſchrie er mit ſchrecklicher Stimme. „Sie iſt todt;“ erwiederte tonlos der Vater. „Todt!“ wiederholte der Gemſenjäger, die ganze Schwere ſeines Verluſtes fühlend, und ſtürzte hinaus und über die Stiege hinunter. Die Gäſte, welche ſich unten verſammelt hatten, bange den Ausgang dieſer fürchterlichen Scene erwartend, ſtoben entſetzt auseinander bei dem Nahen des vor Schmerz raſend gewordenen Jägers. Franz ſtürmte fort aus dem Markte, längs der Straße hin, an ſeinem Häuschen vorüber und unaufhaltſam den ſteilen Höhen des Boosrucks zu. Er fluchte ſeinem Geſchicke, er haderte mit dem Himmel und kletterte planlos umher, bis er der übermäßigen Anſtrengung erlag und in einen todesähnlichen Schlaf verſank.

Die Sonne ſtand hoch im blauen Äthergewölbe, als er wieder erwachte, und der goldene Tag, der ihn umgab, weckte den brennenden Schmerz ſeines Herzens von neuem wach; er wollte ſich aufrichten, aber er war wie gelähmt an allen Gliedern und vermochte ſich kaum zu regen. Gemſen ſprangen an ihm vorbei, er griff nach dem Gewehre, allein ſein Arm war zu ſchwach das Bleirohr zu erhalten, und gleich als wüßten es die leichtfüßigen Bewohner der Felſen, ſie blieben keck auf dem Geſteine in der Nähe des Jägers ſtehen und entflohen nicht. Franz gerieth in Wuth über ſeine Ohnmacht und ſchrie: „Höhnſt du mich, erbärmliches, feiges Wild, das meine Büchſe ſtets gefürchtet?“ Er geberdete ſich wie ein Wahnſinniger, er ſchmähte und tobte und ſchwor den ſcheuen Bewohnern der Felſenſchluchten ewige Rache, da er ſie als die Urheber ſeines Unglückes anſah, die ihn aus den Armen ſeiner Braut weggelockt hätten, damit der Tod ſie in ſeiner Abweſenheit ihm entreißen könnte. Plötzlich tönte das Kirchenglöcklein aus ſeinem Geburtsdorfe herauf, ſein emporgeſtreckter Kopf ſank ihm auf die Schultern nieder und er weinte: „O meine Ältern!“ — Es war bereits die Abenddämmerung eingebrochen, als er die Thüre ſeines Häuschens öffnete. Die guten Alten waren bereits von dem jähen Tode Julia's durch einen Nervenſchlag und von dem ſchrecklichen Zuſtande ihres Sohnes unterrichtet und empfingen ihn tief leidend und gramergriffen. Franz ſprach kein Wort, ſondern ſtarrte Beide ſeltſam an, wenn ſie ihn tröſten wollten. Er verſah ſich reichlich mit Pulver und Blei, und am dritten Tage trat er, ein Jammerbild von Irrſinn und Herzenspein, vor die geliebten Erzeuger hin, indem er ſprach: „Ich hab' ſo heiß, ſo rein geliebt, ich war ſo ſelig, ſo unausſprechlich glücklich, aber mich hat der Himmel verlaſſen und die Thiere auf den Felſenmauern haben mich ausgehöhnt! Lebt wohl, ich kehr' erſt dann wieder, wenn ich das ſchnöde Volk da oben gänzlich ausgerottet habe.“ Vergebens waren die Thränen und Bitten ſeiner Ältern, er riß ſich los und ſtürmte den kahlen, zackigen Steinmaſſen zu.

Die Felſenſpitzen des Boosrucks waren von nun an ſeine Bahn bei Tag und die Schluchten bei Nacht ſeine Ruheſtätte. Er kannte in ſeinem wilden Treiben keine Gefahr, er kletterte über Steingerölle und ſprang auf Felſenvorſprüngen und an jähabſchüſſigen Wänden dahin, daß ſich auch der kühnſte Alpenjäger bekreuzigte, wenn er mit dem raſenden Franz zufällig zuſammentraf. Mancher warnte ihn vor ſeiner frevelnden Tollkühnheit, aber Franz lachte bitter und ſagte: „Julia iſt todt! Tragt nur die Gemſen, die ich ſchieß', hinab und gebt meinen armen Ältern den Schußlohn!“

Länger ſtand er keinem zur Rede, ſondern kehrte ihm den Rücken und verſchwand ſchnell hinter einem Felsblock. Wenn er zuweilen eine Gemſe wochenlang verfolgt und ſie endlich nach unſäglichen Anſtrengungen ſo in die Enge getrieben hatte, daß er ſeine Büchſe auf dieſelbe anlegen konnte, ſo donnerte er ſie mit todt.“ freudigem Grimme zu Boden, während er rief: „Auch Julia iſt

So trieb er es durch viele Wochen und friſtete in den im Gebirge zerſtreuten Schwaighütten ſein Leben. Seine alterſchwachen Ältern hatte der Gram bald aufgerieben. Die Senninnen brachten ihm die traurige Nachricht. „Sind ſie todt?“ fragte er mit ſtierem Blicke, „nun kommt die Reihe bald an mich. Julia todt, die Ältern todt! jetzt ſchau, daß du auch bald ſtirbſt, luſtiger Bräutigam! Juheh!“ jauchzte er wild und ſtürmte nach den felſigen Abhängen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Montag den 24. Jänner: Die Perlenſchnur, mit dem neu hinzugekommenen dritten Theil, betitelt: Der Herr, von Carl von Holtei.

Dieſe Perlenſchnur iſt eine Aneinanderreihung von Thränen, die ſich durch einen unnatürlichen Prozeß nicht in echte, ſondern in Glasperlen, d. i. in falſche, verwandelt haben. Die Perſonen ſind ſpindeldürr, ſchwindſüchtige Geſtalten, deren Hauch ungeſund wirken muß, und die füglich nicht auf der Bühne, ſondern in einem Spitale geheilt werden, oder hinüberben ſollten; ſie befinden ſich alle gleichſam in einem Zuſtand moraliſcher Fäulniß, um eine vergangene Theaterſchuld zu ſühnen. — Der dritte Act ſpielt ungefähr fünfzehn Jahre ſpäter als der frühere. Hansjürge iſt Bauer und ſein Diener zum Scheine Herr von Wieſenthal. Wozu dieſe Mummerei? Er will dem Änuchen nicht den Gegenſtand ihrer herzlichen Wahl, weil er der Neffe ſeines Todfeindes iſt, ſondern den Sohn ſeines Wohlthäters geben, da beſtimmt ihn ſeine Geliebte im Traum zur Einwilligung. Daß Hansjürge um ein halb eilf von ſeinen eigenen Worten ſchläfrig ſeyn konnte, begreife ich, denn auch mich überkam eine gewaltige Mahnung des Schlafes, wie er aber ſo ſchön träumen konnte, iſt mir bis jetzt ein Räthſel; ich hatte die folgende Nacht ſchwere, fürchterliche Träume, und Träume ſind Gedankennachhall. Das Spiel war im Ganzen löblich und iſt dem Publicum von früheren Malen bekannt, bis auf die Rolle des Poſthalters, die dießmal durch HH. Börger recht tüchtig beſetzt war. Der Beſuch war zahlreich.

Theatraliſches.

Am 6. Jänner wurde auf der Prager Bühne Mozart's „Zauberflöte“ gegeben, in welcher die Hrn. Emminger, Stralaty, Preiſinger und Podhorsky, ſo wie die Mad. Podhorsky und Dlle. Groſſer wohlverdienten Beifall ernteten.

In dem Luſtſpiele: „Der Landwirth,“ trat auf derſelben Bühne ein Hr. Andree als Gaſt auf und gefiel.

Am 8. Jänner ging auf dem Berliner Hoftheater das lang erwartete Trauerſpiel „Columbus“ von Profeſſor Werder in die Scene. Das Stück leidet an vielen Längen, gefiel jedoch ſeiner ſplendiden Ausſtattung wegen. Beſondern Succeß machte der zweite Act, welcher auf dem Schiffe ſpielt. Der große Maſt bildete den Mittelpunct der Bühne; die großen Segel eine Art Zeltdach; das Tau und Leiterwerk zog ſich zwiſchen durch; man ſah das Marienbildchen mit dem heiligen Lämpchen davor; rechts die Cajüte, links das Vordertheil des Schiffes. Darüber hinaus das blaue weite Meer. Alle die bekannten Einzelheiten, die Unzufriedenheit der Matroſen, der Vor-

rath einzelner Mitunternehmer, Columbus täuschende Berechnung, endlich die Spuren des nahenden Landes, fliegende Vögel, aufgefischte Pflanzen, ein geschnitzter Stab ꝛc. wurden uns scenisch in Erinnerung gebracht und sporaten das Interesse sehr lebhaft an. Die Nacht bricht ein, das Abendgebet wird gehalten, das zweite Schiff, dem Columbus die Spitze zu nehmen durch das Sprachrohr befiehlt, segelt majestätisch hinter dem ersten vorbei; dieser scenische, in der That vortrefflich ausgeführte Moment erregte einen lauten Enthusiasmus; endlich ertönt der Ruf: Land! Land! man sieht die dunkelblaue Küste in der Morgendämmerung, und unter dem Jubel des Schiffsvolkes fällt der Vorhang. Unter stürmischem Applaus wurde Hr. Seidelmann und der Verfasser gerufen.

In Triest wird im Theater Filodramatico die komische Oper: „Gli Esposti" (die Ausgesetzten) von Ricci unter allgemeinem Andrange und stets gesteigertem Applaus wiederholt. Einen großen Theil des Beifalls hat die Oper der Vorzüglichkeit der Tinelli und der braven und wahrhaften Komik des Hrn. Scheggi zu verdanken.

In Antwerpen ist von Seite der Regierung verordnet worden, daß das Gefallen oder Mißfallen der Bühnenkünstler nicht mehr durch Applaus oder Zischen und Pfeifen der Zuschauer, sondern durch heimliches Abstimmen der Abonnenten entschieden werden soll. Auf die letztere Art sind eine Primadonna und der erste Tenor verworfen. Die zweite Sängerin fand es sodann für überflüssig, noch aufzutreten und nahm ihre Entlassung, weil sie sich keiner Abstimmung unterwerfen wollte.

Musikalisches Perspectiv.

Zweites Concert des A. Rubinstein.

In diesem Concerte, welches sich eines bedeutenden Zuspruches zu erfreuen hatte, hörten wir von dem kleinen Virtuosen die „Sonate pathétique" von Beethoven, welche er wohl mit viel Correctheit, aber zu wenig Ausdruck spielte. Zur vollen Effectuirung in einer solchen Composition gehört für jeden Fall ein männlich-künstlerischer Geist. Hierauf spielte er zwei Etuden von Henselt. Mit diesen galanten, modernen fragmentarischen Piecen griff er bedeutend besser durch. Ein Lied ohne Worte von Mendelssohn, welches in der Composition etwas zu steif gehalten ist, fand keine Worte des Beifalls. Mit enthusiastischem Lärm wurde dagegen Mozart's Gigue, eine sehr geistvolle, gerundete Kleinigkeit, aufgenommen und zur Wiederholung verlangt; und als der junge Pianist, durch die Einflüsterung seines Lehrers verleitet, das Mendelssohn'sche Lied statt dieses Mozart'schen lustigen Tänzchens wiederholen wollte, sprach sich das Begehren des Publicums directe für das letztere aus, wozu die musterhafte Präcision und das ungewöhnliche Feuer des Vortragenden keinen geringen Grund gab. Den Beschluß des Concertes machte der Abwechslung wegen die Moses-Phantasie Thalberg's, welche der Kleine wirklich meisterlich spielte. Daß dieses Effectstück unter solchen Umständen eine Wiederholung erlebte, war gar nichts Neues.

Als Zwischennummern hörten wir ein Lied von Proch, gesungen von Dlle. Sehr, das des Vortrages wegen, nicht besonders ansprach, und ein Lied von Hackel, vorgetragen von Hrn. Schmiedbauer, welches sich recht gefällig anhörte.

(Es ist Krieg im Reiche der Harmonie.) Der allgemein geschätzte, um die Tonkunst und ihre Wissenschaft durch jahrelanges Streben hochverdiente Dr. G. W. Fink hat mit dem Ende des 2. Jahres die Redaction der allgemeinen Leipziger musikalischen Zeitung zurückgelegt. Seine letzten Worte an seine Mitarbeiter und Leser lauten: „So wie ich im Jahre 1827 ohne mein Zuthun und gern die Redaction dieser Blätter übernahm, so lege ich sie jetzt auch wieder nieder. Um meiner vielen Freunde und um der Liebe willen, die mich an das Geschäft fesselten, ist mir der Rücktritt allerdings nicht gleichgiltig, und ich will es gar nicht verhehlen, daß sich ein vorübergehender Schmerz in den Dank mischt, den ich meinen getreuen Mitarbeitern und den geneigten Lesern für ihr mir reichlich erwiesenes Wohlwollen abstatte. Aber ich habe nie Unzufriedene und Gegner verdient, und kann nicht einmal sagen, daß ich es bereue; vielmehr halte ich es für einen wesentlichen Theil der Menschenehre, auf die ich Anspruch mache, der Ehre rechtlicher, aufrichtiger und fester Gesinnung. Ich hoffe daher, daß meinen Freunden mein Abschied nicht ganz lieb, meinen Gegnern hingegen mindestens eine heimliche Freude seyn soll, wenn auch nicht auf lange. Denn es ist jetzt Krieg im Reiche der Harmonie. Da tritt kein Mann zurück, ich gewiß nicht. Es ist also kein Scheiden von der Kunst, wenn ich von der Verwaltung und Pflege dieser Blätter zurückzutreten mich genöthigt sehe. Darum auf baldiges Wiedersehen!" — Wenn solches nun schon am grünen Holze geschieht, wenn die obersten Instanzen in der Kunst ein solches Wort führen, ist da nicht unter den Profanen eine gänzliche babylonische Verwirrung der Kunstansichten zu befürchten? Die erwähnte Musikalische Zeitung wird von nun an durch die Kunst- und Musikalienhandlung Breitkopf und Härtel in Leipzig edirt.

Wohlthätigkeits-Redoute,

von dem adeligen Frauenverein veranstaltet am 23. Jänner 1842.

Lanner's Sonderlinge klangen noch sonderbar in meinen Ohren, es summte noch um mich herum das bunte Wogen der Masken, ihre Flitteltöne disharmonirten mit den lieblichen Tanzweisen, und die mißgünstige Fortuna entzog mir die prächtigen Gewinnste und warf sie einem Glücklichern zu. Hadernd mit dem literarischen Schicksale, welches einem Referenten nicht gestatten will, aus einer silbernen Thee- oder Kaffeemaschine sein Frühstück zu nehmen, grollend mit dem mißgünstigen, das mir die Freude vereitelt, der Erwählten einen Schmuck zu verehren, und scheltend das boshafte, welches eine von mir ersehnte Tabaksdose einer jungen Dame spendete, legte ich mich auf das linke Ohr und schloß die Augen. — Nach und nach verstummten meine innern Klagen, es schwand die bunte Menge, Lanner's Töne waren verklungen und tiefe Nacht lag vor meinem Auge. Ein Chaos wirbelte vor dem Blicke, der dunkle Schleier der Nacht wurde lichter und lichter, endlich zerriß er und ein weißer Schimmer ergoß sich über die Erde. Es war dieß der im Mondschein flimmernde Schnee, meine Glieder zitterten vor Kälte, ich fand mich im Freien. Eine Wolke bedeckte den Vollmond, ein scharfer Nordwind erhob sich und peitschte im tollen Wirbelkreise den Schnee mir ins Gesicht. Ohne zu wissen wohin ich die Schritte wende, eilte ich fort und stand plötzlich in einer mir bekannten Gegend einer der äußersten Vorstädte. Aus einem kleinen Häuschen schimmerte ein mattes Licht, ich folgte dem Wegweiser und trat in die Stube. Doch welch' ein Bild sah mein Auge? Ein altes Mütterchen lag auf einem ärmlichen Lager, eine halb zerrissene Bettdecke schützte sie kaum vor der eisigen Kälte, die das Kämmerchen durchdrang, kein Funke glimmte in dem kleinen Ofen, keine Labung für die Kranke erfaß mein spähender Blick, ein Greis stand an dem armseligen Lager, selbst zitternd vor Kälte, suchte er mit herzlicher Sorgfalt mit seinem Hauche das Gesicht der Leidenden zu wärmen. „Ach mich friert," lispelte die Alte, da erhob sich von der Erde, wo ein Strohlager bereitet war, eine hagere Gestalt, riß ein altes Tuch vom Boden und eilte zu dem Bette. „Hüllt Euch in dieß Tuch, Mütterchen!" rief sie, und bedeckte den Hals der Kranken. — „Dich wird frieren," versetzte die Andere, „und du bist selbst so krank." — „Ach nein doch! mir ist warm, sorgt nur für Euch!" und schmeichelnd umhüllte sie den Hals und die Brust der Mutter.

Der Greis trat ans Fenster, Thränen perlten in seinen Augen, er faltete betend die Hände, leise bewegten sich die Lippen, und seufzend rief er: „Herr, erbarme dich unserer Noth!" Ich wollte zu ihm treten, ihn trösten, mit einemmale veränderte sich die Scene, ich stand mitten in einem großen Zimmer, erleuchtet von einer dünnen Kerze und einem im Hintergrunde brennenden Lämpchen. Wohin mein Fuß trat, er berührte einen Schlummernden. Drei kindergesegnete Familien bewohnten diesen Raum, und zwischen den vier Wänden athmeten 26 lebende Wesen, Greise, Väter, Mütter und Kinder. Ein blasser Mann saß bei dem matten Kerzenscheine an dem Webstuhl, warf mit unermüdlicher Hand die Spulen durch das Gewebe, und nur, wenn seine Hände erstarrten, hielt er ein, hauchte die Fingerspitzen an, oder wühlte in den halbergrauten Haaren, um dann desto eifriger seine Arbeit fortsetzen zu können. Ein noch rüstiges Mütterchen spinnt bei dem Lampenscheine, und schnell sich drehend, schnurrte das Rädchen. Glockengeläute drang an das Ohr der Fleißigen, und schnell ruhte die emsige Hand des Webers, stille stand das Spinnrad. „Zum Gebet!" rief der Mann, da regte und bewegte sich der ganze Boden. Jung und Alt erhob sich von dem Lager und von allen Lippen tönte die Bitte: „Gib uns unser tägliches Brot!" Das Gebet war beendet, und jeder eilte an seine Arbeit, die Webestühle kreischten, Spinnräder schnurrten, die Haspeln wirbelten.

Digitized by Google

„Mich hungert! mich friert!“ schrien die Kinder. „Geduldet euch, baut auf Gott und gute Menschen!“ trösteten die Ältern.

Und wieder änderte sich die Scene, ich stand vor den Häusern, die ich verließ, im Morgen tagte es, eine Rosenwolke schwebte über dem Riesenthurme, und ein sanfter Zephir trug sie fort, immer näher der Stelle, wo die Armuth wohnte; eine Sphärenmusik vernahm mein Ohr, die Wolke senkte sich zu Boden, zerfloß und im schimmernden Glanze stand eine hohe Göttergestalt, umgeben von einer unzählbaren Schaar ihres Gefolges. Milde und Freundlichkeit malte sich in den Zügen der Göttin. Milde und Freundlichkeit herrschte in den Mienen der Gefährtinnen. Mit einem goldenen Füllhorn in der Hand schritt die hohe Frau ihrem Gefolge voraus und eilte in das Haus der Kranken, auf ihren Wink zerstreuten sich ihre Begleiterinnen und verschwanden in den Wohnungen der Armuth. Gefesselt an meinen Platz stand ich und harrte der Wunderdame; und die Göttin kehrte mit frohem Blicke zurück, um sie sammelten sich die edlen Frauen alle, Freude strahlte aus ihren Mienen und sie schloß sie liebevoll in ihre Arme. Da erschien eine andere Gestalt, ein Weib im einfachen Gewande und warf sich sprachlos zu den Füßen der Göttin, faßte ihre Hand und bedeckte sie mit heißen Thränen. Doch die hohe Frau entzog ihr langsam die Rechte und entschwand von der Rosenwolke verdeckt mit ihrem Gefolge. Da fiel das Weib auf ihre Knie und betend sah sie der Fortschwebenden nach.

Wer ist die Frau und ihr Gefolge? fragte ich. Und das Weib erwiederte: Es ist die Wohlthätigkeit, es ist der edle Verein, der jede Noth der Armen mildert, und ich, die Dankbarkeit vermag nichts, als mit heißen Thränen für das Wohl der edlen Frauen zu beten.

Künstlerischer Wegweiser.

Der Wiener Bildhauer D. Petrowitsch hat einen schönen aus Holz in Bildhauerarbeit ausgeführten Altar, 46 Fuß hoch, 49 Fuß breit und aus 3000 Stücken bestehend, für die neue griechische nichtunirte Kirche in Belgrad vollendet und dahier öffentlich ausgestellt.

In Horzic im Bidschower Kreise und in der Umgegend gibt es viele Leute, die, wie die Beiblätter zu Ost und West melden, den dortigen Sandstein auf eine kunstreiche Weise zu behandeln verstehen, und aus ihm zierliche Arabesken, Blumen und Fruchtstücke u. dgl. meißeln, mit denen selbst nach dem Auslande ein vortheilhafter Handel getrieben werden soll.

Industrielles.

In der Tuchfabrik zu Frauenalb wird ein wasserdichtes Tuch für das großherzoglich badensche Militär verfertigt, das sich vor ähnlichen Fabrikaten dadurch auszeichnen soll, daß es bei vollständiger Wasserdichtheit nicht auch zugleich luftdicht ist und daher die Transpiration nicht verhindert.

Provinzial-Correspondenz.

(Marburg.) Es ist immer erfreulich, Berichte irgend einer Art mit dem Motto beginnen zu können: Es geht vorwärts im Guten. Dieser Ausspruch mag heuer vorzugsweise für unsere unter der Direction des braven Carl Meier seit dem 30. October wieder belebte Bühne gelten. Gleich beim Beginne der heurigen Theatersaison bewirkte es einen günstigen Eindruck, daß Hr. Meier eine eigene Orchester-Besetzung mit sich brachte und so manchen mißlichen Hindernissen, die sich vorzugsweise bei Singspielen zeigte, auf das günstigste abhalf. Über seine gesammte Gesellschaft vor allem das ehrende Lob, daß ein fleißiges umsichtiges Einstudieren der Rollen, ein freundliches Zusammenwirken und die dadurch für das Publicum an den Tag gelegte Achtung nicht verfehlen, dem Hause täglich zahlreicheren Zuspruch zu erwerben. Von den bereits in den vorjährigen Berichten erwähnten Mitgliedern erfreuen sich die HH. Olesky (Väter- und Anstandsrollen), Matere (Liebhaber, Bonvivants &c.), Keller (Intrigant), ferner Mad. Olesky (gleich ausgezeichnet im Fache der Mütter, Anstandsdamen und weiblicher Caricatur), der zahmlichsten Anerkennung. Hr. Weiß, Sänger und Komiker, scheint heuer seinen Fleiß noch mehr zu steigern und mit ihm die freundliche Theilnahme des Publicums an seinem ungezwungenen, lebensfrohen Spiele. Unter den neuen Mitgliedern ist Mad. Rostock, erste Liebhaberin, eine fleißige, gern gesehene vielgewandte Schauspielerin, in ihrem Fache eben so trefflich als Mad. Osinsky, als Localsängerin eine stets mit gleichem Beifalle aufgenommene Erscheinung, unwillkürlich an die wackeren Leistungen der Mad. Schadel erinnert. Die beiden HH. Osinsky und Rostock im Helden- und Liebhaberfache trefflich, durch ein angenehmes Organ und glückliche Darstellungsgabe unterstützt, bewahren den günstigen Ruf, der ihnen von mehren Bühnen längst voranging. Eine mehr als gewöhnlich befriedigende Erwerbung machten wir an dem genialen Komiker Prechl, dessen heitere, oft wahrhaft humoristische Laune, verbunden mit dem glücklichen Ergreifen dessen, was dem Lächerlichen den ganzen Reiz des Komischen zu verschaffen weiß, das Publicum vorzüglich anerkannte. Außer den Possen: „Fausts Hauskäppchen,“ „Gut Waldegg,“ „Dienstbotenwirthschaft,“ „Sylphide“ u. s. w., verschaffte uns das Repertoir manchen edleren Genuß in der Aufführung der Stücke: „Der Fabrikant,“ „Shakespeare in der Heimath,“ „Die Räuber auf Maria Kulm,“ „Die Luftschlösser.“ &c. „Das Fest der Handwerker“ ging über die Bühne. Stürmischen Beifall aber erhielt „der Färber und sein Zwillingsbruder“ von Nestroy, und so läßt sich im Ganzen von unserm städtischen Theater heuer sagen, es befriedigt. Die Bühne führt mich auf die Literatur. Im Fache der Belletristik herrscht ein reges Leben unter den in Marburg lebenden vaterländischen Schriftstellern. Zu den schönsten Erwartungen berechtigt ein Band Novellen, mit welchem Hr. Julius Seliger uns bald zu erfreuen gedenket; von dem wahrhaft dichterischen Geiste, dessen Proben uns schon so oft freundlich ansprachen, läßt sich nur Gediegenes erwarten. Ein lieber, nun bei uns heimischer Dichter ordnet eine zweite günstig vermehrte Auflage seiner gemüthlichen Poesien. Carl Seidl läßt nach langer scheinbarer Ruhe den zweiten Band seiner Dichtungen vom Stapel. Mit herzlicher Theilnahme sehen wir all diesen erwünschten Spenden entgegen.

Omnibus.

(Das Lampengäßchen.) Ein enges Gäßchen der Stadt Sevilla wird el calle del Candilego das Lampengäßchen, genannt; in einer Mauernische sieht man dort eine sehr verwitterte Büste von Stein, die den König Don Pedro von Castilien, in der Geschichte unter dem Beinamen des Grausamen bekannt, darstellt. Die Ursache der Aufstellung dieses Steinbildes ist folgende: Dieser Fürst ging nach seiner Gewohnheit einst verkleidet durch Sevilla, kam in dieses Gäßchen, gerieth mit einem Andern in Händel und tödtete in dem darauf entstandenen Kampfe seinen Gegner. Am Morgen fand man den Erschlagenen und die Obrigkeit suchte den Thäter zu erforschen. Niemand wußte Auskunft zu geben; nur ein altes Weib, das in dem Gäßchen wohnte, erklärte, es habe Schwertgeklirre vernommen, sey zum Fenster getreten und habe mit Hilfe ihrer Lampe den Don Pedro als einen der Kämpfenden erkannt. Alles zitterte für die kühne Alte. Als Don Pedro ihre Aussage vernommen hatte, belohnte er die Frau für ihren Muth und ihre Rechtlichkeit und ließ zu seiner Bestrafung an den Ort, wo die That geschehen war, seine Büste aufstellen. Dieses Ereigniß geschah im Jahre 1354 und seitdem heißt das Gäßchen, el calle del Cardilejo oder das Lampengäßchen.

(Ein chinesischer Eid) wird auf folgende Weise abgelegt. Der Eidschwörende wird in den Zeugenstuhl gerufen, wo er niederkniet. Hierauf gibt man ihm eine porzellanene Schüssel, welche er an dem Geländer zerbricht. Auf dieses sagt ihm der Richter folgende Eidformel vor: Du sollst sprechen die Wahrheit und die ganze Wahrheit; die Schüssel ist zerbrochen, und wenn du nicht die Wahrheit sprichst, so soll deine Seele zerbrochen werden gleich dieser Schüssel.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1168, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 13.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 29. Jänner 1842.

Geschichte eines Automaten.

(Von ihm selbst erzählt.)

Ich wurde also transportirt. Was wollte ich machen? Ich war schon alt. Mit 70, 80 Jahren, was will man thun? Man muß sich passiv verhalten.

Herr von Zoberl hatte mich von dem Doctor Lukkatschadi um 500 Gulden gekauft. Der Doctor versicherte hundertmal, ich sey das werth, küßte mich, und legte mich sanft in den Wagen. Ich war froh, ein wenig liegen zu können, denn mein Käufer hatte mich noch vor der Auszahlung des Geldes so oft probirt, daß ich ganz müde ward.

Das Erste, was Herr von Zoberl that, war, daß er mir ein ganz neues Kleid anzog. Ich betrachtete mich verstohlen im Spiegel und gefiel mir sehr wohl. Er setzte mich nieder, und beschaute mich. „Charmant," rief er aus, „charmant!" Dann ließ er seine Haushälterin kommen, Mamsell Babi, brüstete sich mit meiner Erwerbung und empfahl ihr, recht Acht zu haben, daß mir ja nichts geschehe. Sie klatschte in die Hände, und versprach es.

Herr von Zoberl zog nun den großen Uhrschlüssel aus der Tasche, und zog mich auf. Der dießfällige Zapfen war ungeschickter Weise gerade unter meiner Gurgel angebracht, was mich sehr genirte. Aber was wollte ich thun? Ein Automat muß Alles mit sich machen lassen, er darf sich nicht sträuben. Ein redlicher Automat muß das Maul halten. Ein Automat muß ein Automat seyn. Bei dem letzten Dreher mit dem Uhrschlüssel sprang ich auf, ging 3 Mal langsam auf und ab, sagte: „Ich wünsche wohl zu speisen," und setzte mich wieder auf meinen Sessel. Das war so meine Function. Babette klatschte Beifall, und von Zoberl rieb sich vor Vergnügen die Hände. Darauf zog er mich neuerdings auf, aber 5 Mal. Ich säumte nicht wieder aufzuspringen, ging 2 Mal auf und ab, sagte: „Ich wünsche wohl gespeist zu haben," und setzte mich wie zuvor. Neues Klatschen der lieben Babi, neues Händereiben des von Zoberl. Nun gingen Beide fort.

Ehe von Zoberl mich verließ, umarmte er mich. Bei diesem überflüssigen Actus kam mir etwas Tabak in die Nase. Ich war auf dem Puncte zu nießen. Nur mit der allergrößten Mühe konnte ich es unterdrücken. Das wäre ein großes Malheur gewesen. Ich beschloß mir das Tabakschnupfen anzugewöhnen, um für die Folge solchen verrätherischen Anfällen zu entgehen. Ich bemerkte einen ganzen Schrank von Dosen, und mehre Tiegel verschiedener Sorten Tabak.

Ich bemerkte auch einen Schrank mit Büchern, und das tröstete mich sehr. Ich müßte ja, dachte ich, sonst vor Langeweile sterben. Wie mancher grundehrliche Automat, dachte ich wieder, wird eben vor langer Weile und aus Verzweiflung ein lebendiger Mensch; und umgekehrt wie mancher lebendige Mensch aus demselben Grund zu einem Automat? Oder was noch ärger: keines von Beiden, so recht, eine unbeschreiblich widerwärtige Halbheit.

Was mich aber am meisten beruhigte und freute, ist, daß ich mich im Speisezimmer befand. Denn nun war ich vollends geborgen. Niedliche Schränkchen waren da, Speiseschränkchen, mit allerhand niedlichen Näschereien und Bouteillchen, wie man sie in den Speisegemächern wohlhabender Leute antrifft. Ich jubelte.

Zwei Stunden war ich allein gewesen. Jetzt hörte ich Tritte. Schnell schlug ich das Buch zusammen, und steckte es wieder in den Schrank. Geschwind steckte ich das Schnupftuch ein, und warf die bereit gehaltene Prise von mir.

Babette trat ein, den Tisch zu decken. Ehe sie dieß that, betrachtete sie mich, aber etwas verdächtig, besonders auffallend fixirte sie meinen Kopf. O Himmel! jetzt erst bemerkte ich, daß ich den lästigen Hut herabgenommen. Babette murmelte einige Worte von schlechter Arbeit, nichtsnutziger Waare. Sie nahm den Hut vom Fensterbret, und setzte ihn mir mit einem tüchtigen Faustschlag auf das Haupt, dann deckte sie auch den Tisch.

Als es 1 Uhr schlug, trat Herr von Zoberl ein. Er betrachtete mich wohlgefällig, und rollte mich auf meinem Sessel zur Tafel. Als die Suppe kam und von Zoberl mit Babette sich setzten, zog er mich auf. Ich sprang dem Reglement zufolge empor, ging 3 Mal auf und ab, sagte: „Ich wünsche wohl zu speisen," und nahm wieder Platz. Ich saß zwischen dem Herrn und der Haushälterin, die mich alle Augenblicke ansahen. Welch' peinliche Lage! Noch mehr aber: mein gewaltiger Appetit, die köstlichsten Speisen vor mir mit ihren substantiösen Düften, und hungern müssen, schweigen müssen! Verfluchte Situation das!

Als abgespeist war, zog von Zoberl mich wieder auf. Ich erhob mich, ging 2 Mal hin und her, sagte: „Ich wünsche wohl gespeist zu haben," und setzte mich mit einem leisen Ach nieder. Aber welch' eine neue Gefahr. Auf dieses: Ach, ließ von Zoberl die Kaffeetasse fallen, wie vor Schreck, sprang empor und stierte mich an. Er fragte Babi, ob sie nichts gehört habe, kein Ach. Aber sie verneinte es, denn sie war etwas taub. Ein wenig beruhigt, sagte von Zoberl: „Ich hätte fast Lust, die Maschinerie zu untersuchen. Wenn der Doctor Lukkatschadi Zeit hat, wollen wir sie, was die Sprachorgane betrifft, ein wenig zerlegen, und mit den Kupfertafeln von Kempelen Werk über den Mechanismus der Sprache genau vergleichen. Ja ja, liebe Babi." Babi nickte, und ich schauderte.

(Schluß folgt.)

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

2.

Franz, der Gemsenjäger.

(Schluß.)

Eines Morgens hörten die Senninnen ein fürchterliches Geheul aus den Steinwänden hertönen. „Das iſt der tolle Franz!“ ſprachen ſie, als Jäger heraufkamen, und dieſe ſtiegen lange umher um ihn aufzufinden. Endlich erſahen ſie ihn auf einer ſchmalen, viele Klafter hohen Felſenwand ſtehen; ſeine Büchſe lag zerbrochen neben ihm. Die Jäger ſtarrten entſetzt zu ihm hinauf, denn Keiner begriff die Möglichkeit, wie der gewandteſte menſchliche Fuß, mittelſt Leitern, Stricken und Steigeiſen, ſelbſt mit nackter, blutgetünchter Sohle hinaufgelangen könnte. Abgeſchnitten von allen andern zackigen Vorſprüngen und Gipfeln ragte die Spitze empor, auf welcher Franz ſtand, und war es ſchon unmöglich, zu ihm hinanzuklimmen, ſo ſchien ihm um ſo mehr die Rückkehr zu den Lebenden auf immer verwehrt. Dennoch verſuchten die mitleidigen Jäger insgeſammt jede erſinnliche Weiſe, ſich ihm zu nähern oder ihm Hilfe zu bringen.

So verging ein Tag der ſchrecklichſten Pein. Kein Rettungsmittel ließ ſich mehr erſinnen, und der tollkühne Jäger war dem Hungertode unvermeidlich preisgegeben. „Du biſt verloren, Franz! — Du mußt verhungern! — Wir können dich nicht retten!“ riefen ihm die von raſtloſen Anſtrengungen erſchöpften Schützen zu.

„Laßt mich nicht ſo elend zu Grunde gehen!“ ſchrie Franz unter verzweiflungsvollen Geberden herunter.

Die treuen Cameraden verſuchten noch, ihm Brot zuzuwerfen, damit er ſein Leben friſten könne, aber zu fern war das Ziel, zu ſchmal und hoch die Felſenſpitze, auf welcher der Unglückliche ſtand, als daß der geſchickteſte und kräftigſte Wurf ſie erreichen konnte.

Die Kunde von dem gräßlichen Schickſale verſetzte die Bewohner der Umgegend in Beſtürzung, und am dritten Morgen ſtieg mit einem Prieſter an der Spitze eine große Menge Volkes den Felſenpfad hinan, ſo weit es das bahnloſe Geſtein nur immer geſtattete. Als Franz die Schaar erblickte, welche ſich in lauter Andacht näherte, ſo kniete er nieder, betete und ſchrie mit kreiſchender Stimme, während er die Hände flehend emporhielt: „Laßt mich nicht verhungern! Tödtet mich!“ In furchtbarem Schweigen ſah ſich die bang ergriffene Menge an.

Endlich kletterten drei der geübteſten Schützen mit ſchwergeladenen Gewehren auf ein Felsſtück. Der Prieſter betete mit ſtarker Stimme und machte das Zeichen des heil. Kreuzes zu dem Ächzenden empor, der die abgemagerten Hände weit vor ſich ſtreckte. Da flammte es von den drei Büchſen im ſelben Momente auf, ein Knall erdröhnte, und bevor noch der Widerhall in den Felſenmauern ſchwieg, lag der Unglückliche, von allen ſeinen Qualen erlöſt, zerſchmettert im Abgrunde.

Ludwig Scheyrer.

Briefe eines Miſanthropen über neue Erfindungen.

3.

Klatſchliteratur und Schwabenſtreiche der Kritik.

In neuerer Zeit wurde die Entdeckung gemacht, daß literargeſchichtliche Bücher nicht deßhalb bloß vorhanden ſeyen, Beurtheilungen von Büchern zu enthalten; ihr eigentlicher, höchſter Zweck beſtehe darin, die innerſte Privatgeſchichte der Literatoren aufzudecken, mithin als Chronik für Klätſchereien zu dienen, um aus den häuslichen Anſichten das richterliche Urtheil über die Bücher abzuleiten. Zur wahren Kritik bedarf man offenbar nothwendig der Perſönlichkeiten; wie vermöchte ich z. B. über die Trauerſpiele des A ein gediegenes Urtheil zu fällen, wenn ich nicht weiß, ob derſelbe Tabak raucht, ob er verheirathet und ob er ein Liebhaber von ſtarkem Bier iſt. Will ich die Gedichte des B beurtheilen, in welchen das Landleben beſungen wird, ſo muß ich früher durch Zwiſchenträger zu erfahren ſuchen, ob Herr B der That nach wirklich in dem Stadtleben ſich nicht zu Hauſe fühle. Sagen mir glaubwürdige Plauderquellen, Hr. B befinde ſich im geſelligen Leben der Stadt ganz behaglich; er habe manche gute Anſtellung auf dem Lande ausgeſchlagen; von der Melancholie, die in ſeinen Dichtungen eine Rolle ſpielt, wäre bei ihm gar nichts zu entdecken; und ſein Umgang, ſeine Laune ſey auch unter ſeinen vertrauteſten Freunden von der heiterſten, fröhlichſten Art, ſo erkläre ich ſämmtliche Gedichte, ob ſie gleich wirklich ſchön ſind, für unnatürliche Treibhausproducte eines verkünſtelten, affectirten Geiſtes. Die ſchöne glatte Form laſſ' ich gelten; aber den ganzen Band nenn' ich eine brillante Lüge eines Talentes, das ſich gänzlich in Heuchelei verirrt hat. Derlei ſpecielle Perſonalnachrichten ſind für die Literaturgeſchichte nach den neueſten Anſichten von höchſter Wichtigkeit; und wäre dieſe Wichtigkeit auch nicht immer zu erweiſen, ſo iſt doch ganz gewiß, daß ein Buch, welches recht grob, frech und maliciös und mit picanten Perſönlichkeiten geſpickt iſt, jeder Zeit einen guten ſchnellen Abſatz hat. Schon ſeit Jahren geh' ich mit dem Lieblingsplan herum, eine Geſchichte der deutſchen Literatur zu ſchreiben. Ich weiß zwar, daß über dieſen Gegenſtand ein Buch voll Beſonnenheit, Gediegenheit und Ruhe im Urtheil exiſtirt und mithin mein Buch ganz überflüſſig iſt. Auch verſteh' ich (aufrichtig geſagt) von Medicin, Theologie, Pädagogik ꝛc. gar nichts und doch muß ich über die Leiſtungen in derſelben mein Urtheil abgeben. Das thut aber nichts; aus meiner Feder ſoll ein Buch hervorgeh'n, mit welchem ich und mein Verleger eine gute Speculation machen. Um in den Ruf einer großen Courage zu kommen, und damit meine Urtheile ganz unbefangen und durch Berühmtheiten nicht beſchränkt erſcheinen, muß ich nothwendig eine große Authorität ergreifen, und zwar auf eine recht ſchonungsloſe, leidenſchaftliche Art. Ich ſchwankte lange, ob ich Schiller oder Goethe hierzu verwenden ſoll; nun hab' ich mich für den Letztern entſchieden; denn Schiller iſt zu ſehr beliebt und zu ſehr ausgebreitet, daß es bei einem typographiſchen Feuerwerk zu gewagt wäre, ihn mit kritiſchem Koth zu bewerfen. Zudem hätte mich Goethe, wenn ich bei ſeinen Lebzeiten nach Weimar gekommen wäre, wahrſcheinlich nicht vorgelaſſen, und wenn auch, mir gewiß nicht beim Abſchied die Hand auf fidele Weiſe geſchüttelt. Für dieſe Beleidigungen, welche mir etwa zu Theil geworden wären, muß ich mich an dem großen Dichter rächen, den ich zwar ſo wie andere vernünftige Menſchen bewundern muß. Die Literatoren, mit welchen ich gut bekannt bin, will ich auf die unverſchämteſte Weiſe loben. Auch denk' ich manchen meiner Bekannten, der ſchwache Novellen und abgeſchmackte Gedichte herausgab, an das Licht zu zieh'n, weil er ein braver Gatte und Vater und mich öfter zu Tiſche geladen. In den obgenannten Fächern der Literatur, welche ich gar nicht verſtehe, werd' ich mir ſchon zu helfen ſuchen und meine Verlegenheit zu verſchleiern wiſſen; ich will meinen Leſern gelehrt klingende

Digitized by Google

Gemeinplätze in die Augen streuen und die Schriften von Gelehrten, die berühmt sind, unbändig anpreisen und dabei recht schön und wohlredneriſch in das Blaue hineinreden. Wenn ich durch dieſes Buch auch nicht eben in hohen Reſpect bei meinen deutſchen Brüdern komme, ſo iſt es doch eine unläugbare Thatſache des Selbſtbewußtſeyns, daß ich von dem Honorar für daſſelbe ein Jahr lang leben kann; und bei einer neuen Auflage denk' ich das Buch abermals zu melken.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Mittwoch, den 26. Jänner: Die falſche Primadonna, von A. Bäuerle. Hr. Gaedemann als Schauſpieler Luſtig. — Wie eine alte trübſelige Erinnerung ſchritt dieſe Copie der deutſchen Kleinſtädten wieder über die Bretter, in der Zopf und Perrücke noch eine große Rolle ſpielen. Das vielverſpottete Brüderpaar ward längſt mit Sang und Klang zur Erde beſtattet — und dieſe Rolle kann nur als ein langgehaltener, verſpäteter Ton der Grabmuſik gelten. Laſſen wir das verachtete Paar ruhen; wozu die Erinnerung an eine vergangene Thorheit, — die gegenwärtigen Thorheiten laßt uns rügen, gegen ſie ſchwingt die Geißel der Satyre. — Die Rolle des Schauſpielers Luſtig bedingt eine unnatürliche — eine Weiberſtimme; und das Publicum kann ſich bei dem Fortſchreiten des Geſchmackes nun und nimmer, wie ſehr man es ihm auch einreden möchte, mit ſolchen Verzerrungen und Verrenkungen befreunden. Sie wurde durch Hrn. Gaedemann im Ganzen recht gut durchgeführt — mancher Stammgaſt dieſes Theaters mag wohl in ſeliger Rückerinnerung an weiland Schuſter ſo Manches vermißt haben. — Laßt die Todten ruhen! —

Donnerſtag, den 27. Jänner: Zum Vortheile des Komikers Hrn. Scholz zum erſten Male: Der Bernſteinring, in 3 Aufzügen mit einem Nachſpiele, betitelt: Die Vermählung an der Oſtſee. Muſik von Gläſer. Dieſe alte Komödie ſcheint ſich vor Zeiten eben nicht die Beifallskrone errungen zu haben, ſondern, wie ſo viele andere, auf dem Schlachtfeld der Bühne mit den Pfeilen der Kritik auf dem Rücken unrühmlich gefallen zu ſeyn. — Daß Hr. Scholz mit ſeiner breitſchulterigen Komik den ganzen Unſinn tragen und ſo balanciren mußte, daß er nicht fiel, war vorauszuſetzen — er hat es gethan — aber faſt hätte er beim Singen das Gleichgewicht verloren. Noch ſpielten Mad. Jäger, Mad. Scutta und Hr. Neumann. — Der Beſuch war zahlreich.

Vaterländiſche Literatur.

Gedichte von Friedrich Treitſchke. Wien 1842. Druck und Verlag von J. B. Wallishauſſer. gr. 8. 162 Seiten.

Es iſt vorzüglich der gebildete Sinn, der in Beleſenheit und Erfahrung durchgeſchulte heitere Geiſt, der uns aus dieſer Sammlung anſpricht, mit welcher ein Schriftſteller, der ſich durch ſo manche werthvolle ſonſtige Leiſtung bemerkbar gemacht hat, ſeine poetiſche Laufbahn wenn nicht ſchließen, doch vollenden zu wollen ſcheint. Eine Sammlung Gedichte wie die vorliegende, welche gleichſam Reſultat und geiſtiges Lebensbild eines ganzen Menſchendaſeyns gibt, kann, indem ſie das Gemälde des Mannes vollendet, den wir durch Jahre kannten, auch nicht anders beurtheilt, nicht beſſer gewürdigt werden, als indem wir ſie als ein Andenken an Einen betrachten, der ſein poetiſches und wiſſenſchaftliches Wirken in einem literariſchen Converbilde zuſammenfaſſen will. — Ein ſolches liebes, angenehmes Andenken werden dieſe Gedichte jedem Oeſterreicher ſeyn, der an der Sache der Literatur Theil nimmt. Sie rufen uns viele heitere und ſchöne Eindrücke zurück, die wir dem Talente des Verfaſſers bereits verdanken — und machen uns um das Gemälde eines würdigen, gebildeten Mannes reicher. Mehres Einzelnes verdient in ſeiner Weiſe ausgezeichnet zu werden und wir deuten in dieſer Beziehung vorzüglich auf die ſchönen Sonette, auf das Gedicht Polychoros, den Lebenslauf eines Verdrießlichen ꝛc. ꝛc. hin, die gewiß jeden Leſer von der ſinnigen Lebensanſchauung und dem dichteriſch gefühlvollen Gemüthe überzeugen werden. — Bei den vielen anderweitigen Leiſtungen des Verfaſſers im Fache der ſchönen Literatur, von denen mehre ſich eines ungetheilten Beifalls erfreut haben, wird es auch dieſem Bändchen nicht an Freunden und Verehrern fehlen, denen das wohlgetroffene — von Kriehuber meiſterhaft lithographirte Bild des Verfaſſers eine gewiß ſehr werthvolle und erwünſchte Beigabe iſt.

Die Auflage ihrer äußeren Ausſtattung nach iſt empfehlenswerth.

Theatraliſches.

Auf der Peſther Nationalbühne wird eine neue Oper von Bartay zur Aufführung kommen, ſie führt den Titel: A. Magyarok Napolyban.

In dem Théâtre des Variétés zu Marſeille fand bei einer Vorſtellung des Dramas: Lescombat nachfolgendes unglückliche Ereigniß Statt. In einer Scene des dritten Actes haben ſich zwei Perſonen, nachdem ſie ihre Degen gezogen, einander in die Arme zu fallen, Hr. Jenin und Hr. Grandel hatten dieſe Aufgabe; durch eine Unvorſichtigkeit des letzteren aber drang die nach unten gehaltene Spitze ſeines Degens in den Schenkel des erſteren, ſo daß er gleich nach der Verwundung in Ohnmacht fiel.

In Prag kam am 8. Jänner die Oper Aſchenbrödel zum Vortheile der Dlle. Großer zur Aufführung. Die Titelrolle war in den Händen der Dlle. Herrmann, einer noch jungen Sängerin, welche in dieſer Leiſtung freundliche Aufnahme fand, und viel für die Zukunft verſpricht. Hr. Strakaty ſang den Alibor, Hr. Emminger den König, Dlle. Großer die Clorinde und Mad. Podhorsky die Thisbe mit Auszeichnung.

Die Sängerin Miß Adelaide Kemble erhält von dem Coventgardentheater in London monatlich vierhundert Guineen Gage.

In Lemberg kam das effectvolle Luſtſpiel die Frauen-Emancipation von Dr. Marchland zur Aufführung und ergötzte das Auditorium eben ſo ſehr durch ſeinen friſchen und geiſtvollen Dialog, als durch ſeine trefflichen Situationen. Die Heldin des Stückes wurde durch Mad. Bergmann mit pikanter Laune dargeſtellt.

Am 18. Jänner producirten ſich die franzöſiſchen Bergſänger im Ofner Stadttheater bei erhöhtem Preiſe und fanden eine günſtige Aufnahme. Beſondern Beifall erhielt eine Hymne an die Ungarn.

Auf dem Münchener Hoftheater wird nächſtens das Drama: Frau von Lescombat, nach dem Franzöſiſchen von S. N. Schuſter, in die Scene gehen.

In Frankfurt wird Goethe's Egmont unter großem Beifalle gegeben; am vorzüglichſten iſt Hr. Meck als Vanſen, Hrn. Baiſon's Spiel als Egmont wird theilweiſe gerühmt, während alle übrigen Darſteller genügten. Außerordentliches Lob ſpendet man dem Orcheſter über die Ausführung der Beethoven'ſchen Muſik.

Der eigentliche Verfaſſer des Operntextes Don Juan, der für Mozart geſchrieben wurde, nennt ſich Lorenzo da Ponte. Er ſtarb im Jahre 1841, in Nordamerika, in einem Alter von 90 Jahren, als Profeſſor der italieniſchen Sprache. Armuth hatte ihn zur Auswanderung gezwungen.

In Peſth brachte Hr. Crombé ein Ballet: Sylphide, in die Scene, welches ein zahlreiches Publicum verſammelte. Als vorzüglich wird Hr. Crombé und Dlle. Wirdiſch erwähnt.

In Dresden wird eine neue Oper von Reißiger: Adele de Foix, mit großem Beifall gegeben. Auch erwartet man allbort Laube's gelungenes Intriguenſpiel: Rococo.

In Amſterdam macht gegenwärtig ein neues Drama: Das vierte Gebot oder kindliche Liebe Senſation. Es ſoll ein hiſtoriſcher Stoff zu Grunde liegen, jedoch Alles auf holländiſchen Geſchmack berechnet ſeyn.

Naturgeſchichtliches.

Durch den in jüngſten Tagen hier verſtorbenen Herrn Joſeph Ritter von Panz, k. k. quescirt: Gubernialrath, erhält die k. k. Hofbibliothek

gemäß einer letztwilligen Anordnung desselben die Abbildung von 56 Arten Spinnen, von ihm nach der Natur mikroskopisch gezeichnet und gemalt sind; ferners seine für eine Naturgeschichte dieser Thiere gesammelten Materalien nebst den eigenen, dießfalls zu Papier gebrachten Beobachtungen und Erfahrungen.

Der greise Naturfreund drückte sich in seinem Testamente über diese in jeder Beziehung merkwürdige kleine Sammlung ebenso einfach als rührend aus.

„In meiner Jugend habe ich mich stets in freien Studien- und Amtsstunden mit der Naturgeschichte beschäftigt, und unter andern mich mit der Naturgeschichte der Spinnen, als einem ganz und gar noch nicht gewürdigten Zweige dieser höchst merkwürdigen Thierchen, befaßt. Nach vieljährigen, mühsamen Beobachtungen habe ich von diesen Thierchen 56 Arten nach der Natur, jedoch mikroskopisch, gemalt; mit dem festen Vornehmen, einstens eine Naturgeschichte derselben in die Welt zu stellen. Meine höheren Anstellungen haben diesem Vorsatze ein Ziel gesetzt, und als ich in den Pensionsstand versetzt wurde, war mein Gesicht so herabgekommen, daß ich nach wenigen Jahren meine eigene Schrift nicht mehr lesen konnte. Daher vermache ich obgedachte 56 ausgemalte Spinnenarten sammt den hiezu vorbereiteten Materialien zu ihrer vollkommenen Beschreibung nebst anderen Bruchstücken von Beobachtungen Seiner k. k. Majestät meinem erlauchten Kaiser Ferdinand I., meinem allergnädigsten Herrn, für die k. k. Hofbibliothek in der Hoffnung, daß sich noch einmal ein Naturforscher finden dürfte, um davon guten Gebrauch zu machen."

Zeitergebnisse.

Am 12. d. M. starb zu Berlin Johanna Stegen, verehelichte Hinderson, aus Lüneburg gebürtig. Sie hatte in dem Treffen bei Lüneburg am 2. April 1813 den preußischen Jägern, denen die Munition ausgegangen, im heftigsten Feuer Kugeln zugeführt und nicht wenig zum Erfolg dieses für Preußen glücklichen Kampfes beigetragen.

Nach dem Frieden verheirathete sie sich mit einem Bürger, der freiwilliger Jäger war, und lebte seitdem mit ihm 24 Jahre in Berlin, als Muster einer treuen Lebensgefährtin und liebenden Mutter.

Neuestes aus Graz.

Ende gut, Alles gut, so sagt ein altes Sprichwort. Das verflossene Jahr endete bei uns dadurch gut, daß manches Gute gethan wurde. Für den Armenversorgungsfond fand eine Lotterie von 300 Gewinnsten Statt, wie bereits in diesen Blättern erwähnt wurde, von welcher am 26. December die Ziehung vor sich ging, in Verbindung einer brillant arrangirten Conversation. Dann Vorstellung im Theater für denselben Zweck. Jedes Mal ließ sich der bekannte Sängerchor vom Infanterie-Regimente König Wilhelm in Chören italienischer Opern hören. Der Chor besteht aus fünfundfünfzig Individuen, die alle nicht musikalisch sind, aber dennoch ihre Pieces exact vortragen. Die Harmonie der Regimentscapelle begleitet sie. Herr Capellmeister Leonhardt von Baron Piret Infanterieregiment arrangirte die Ouverture der Zauberflöte für „moderne Militärmusik," dann componirte er Variationen für obligates Flügelhorn über das Thema: Deh! con ti li prendi. Die Ausführung beider Pieces für die Regimentsbande des letzteren Regiments war keine kleine Aufgabe. Die Chöre erhielten unerwarteten Beifall.

Zahlreiche Abnahme der Neujahrwunsch-Enthebungskarten trug auch zum Ganzen bei, so daß durch diese drei Veranlassungen dem wohlthätigen Fonde fast zweitausend Gulden zufließen.

Die 7 (diesmal 10) Mädchen in Uniform konnten trotz ihrer Verstärkung und trotz dem heroischen Commando ihres Commandanten sich den Beifall des Publicums nicht erobern.

Die Revüe „das Neunsonntagskind" erregte beim Publicum sowohl, als den Darstellenden selbst ein fast ununterbrochenes Lachen. — Warum ist man heut zu Tage in den Liebesspielen nicht auch ein wenig ans Metrum und ans melodische, variirende Musik bemüht, wie in diesem alten Stückel Die eingelegten Singpieces gefielen, so wie die ganze Vorstellung. Dlle. Lengvary's Benefice war es. Ihre Stimme kehrt wieder zurück. Cäcilie Kreutzer wird als die Nachfolgerin der Rettig genannt.

Nunmehr glauben wir an eine Kettenbrücke über die Mur, hoffen auf die Eisenbahn durch Steiermark, und werden Brücke und Bahn lieben, sobald sie nur einmal da sind.

Erstes Locomotiv in Steiermark nach Süden. Mit dieser Aufschrift wurde ein Schlitten versehen, dem von außen die Form eines Locomotivs gegeben ward. Eine hohe Rauchröhre stieg auf, aus welcher dichter Rauch quoll, indem im Innern der Verkleidung ein eiserner Ofen sich befand. Ein schwarzer Heizer schürte emsig das Feuer. Die Signalpfeife und das Stampfen des Ventils war zu hören. Zahlreiche Passagiere befanden sich darauf, das Locomotiv war — am Schleppe von 4 Pferden, die es in der That nach Süden zogen, aber nur in ein nahes Gasthaus. Die Jahreszeit, und der Fasching machten die Sache angenehm.

Das Element für Scribenten wird so leicht nicht versiegen, ich meine das Papier. Die Papierfabrik zu Voitsburg unweit Graz wird sich durch eine aus Frankreich um 17.000 fl. angeschaffte Maschine in ihrer Erzeugung ausdehnen.

Omnibus.

(Amusantes.) Ein Herr ging unter den Linden an einem total besoffenen Burschen, welcher dort eingeschlafen war, vorüber, den ein Eckensteher, der ihm zur Seite stand, zu bewachen schien. Nach Verlauf einer Stunde führte denselben Herrn seine Straße abermals an diesem Ort vorüber, und siehe da, der Bursche schlief noch immer und der Eckensteher stand mit dem dieser Classe eigenen Phlegma neben ihm. Neugierig wandte sich der Herr an den letztern und fragte ihn: „Sag' mir doch, auf was wartest du denn so lange?" — „Ich warte, bis der Trunkenbold da aufgewacht ist," antwortete der Eckensteher, „denn ich möchte ihn gerne fragen, wo er seinen Schnaps gekauft hat."

(Neue Art von Räubereien.) Eine Räuberbande, welche im Hochlande von Java haust, wählt ein neues Mittel, ihre Räubereien auszuführen. Sie suchen nämlich in jene Häuser, welche sie berauben wollen, den Rauch gewisser mit Opium bestrichener angebrannter Pflanzen zu bringen, wodurch die Inwohnenden auf eine halbe Viertelstunde in einen Starrkrampf verfallen, und in diesem Zustande die Räuber wohl sehen können, aber nach Gefallen hantiren lassen müssen.

(Relative Ansicht.) Als der kranke Marschall von Villars hörte, daß sein Freund Berwick bei der Belagerung von Philippsburg von einer Kanonenkugel getödtet wurde, rief er voll Neid: „Der Mensch hat doch immer Glück!"

(Die Walhalla) bei Donaustauf ist jetzt im Innern gänzlich von den Gerüsten befreit und bietet mit ihren glänzenden Marmorwänden, mit den riesigen Karyatiden ober dem Friese und mit den im reichsten Goldschmucke prangenden Verzierungen einen unbeschreiblich herrlichen Anblick. Das Einweihungsfest der Walhalla soll im Monat October l. J. auf das Feierlichste begangen werden.

(Eine Entführung) macht jetzt in Brüssel großes Aufsehen. Es ist eine reiche junge Erbin, welche von ihrem Geliebten entführt wurde. Um die Verfolger irre zu führen, hatte er die Veranstaltung getroffen, daß vier gleichgekleidete Paare zu vier verschiedenen Thoren in ein und derselben Stunde hinausfuhren. Das verliebte Pärchen hat sich nach London begeben, wo es sich trauen ließ und wird ehestens wieder in Brüssel erwartet.

Berichtigung.

Im Mittwoch-Blatte (Nr. 12) ist Seite 46 2. Spalte Zeile 29 das Wort „todt!" als Schlußwort der Zeile 29 anzuhängen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von R. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

Digitized by Google

№ 14.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 31. Jänner 1842.

Der todte Soldat.

Novelle von Franz Fitzinger.

Schneebedeckt war Feld und Stadt, und der Nordwind brauste von der nahen Gebirgskette herüber. Die Soldaten saßen im warmen Wachstübchen in der Dammallee, der mit einem Cameraden im Spiele begriffen; Jener so behaglich schlummernd, als es auf dem harten Lager gehen wollte, ein Anderer mit seiner Flinte oder dem Tornister beschäftigt. Einer rauchte gedankenvoll vor sich hin, der trällerte ein Liedchen aus der Heimath, seine Herzliebste, oder die Flasche feiernd. Nur Einer, Namens Balthasar, wollte durchaus an gar Nichts Theil nehmen, und saß im äußersten Winkel der Stube, stumm und mit verschränkten Armen da, der Stunde harrend, wo ihn die Pflicht auf den Posten rief.

Wenn die Andern lachten und scherzten, runzelte er die stets umwölkte Stirne, und zog das Gesicht in unheimliche Falten, als hätte sie das Gewissen hineingeätzt; und Anlaß zum Gelächter gab es doch immer genug. Bald trottirte ein lächerlicher Schneiderjüngling vorüber, dem die Führung des ausgelehnten Pferdes durchaus nicht gelingen wollte, bald huschte ein hübsches Mädel hin, dem keine der vorhandenen militärischen Zungen eine Bemerkung schuldig blieb. Oder es stolzirte irgend ein Bürgersmann vorüber, dem die hohen Reiterstiefel und eine steife schwarze Halsbinde nebst langem, weißlichtem Backenbarte das Ansehen eines im Felde ergrauten, hohen Officiers geben sollten, und welcher heimlich nach dem Posten schielte, ob dieser nicht wenigstens sein Gewehr anziehen werde. Einmal konnten sie aber gar nicht begreifen, wie ein Menschengesicht so bildsäulenhaft hinglotzen könne, wenn sich alle Zwergfelle wie vom Erdbeben gerüttelt fühlen.

Es traten nämlich ein paar ältliche Philister an das Fenster des gegenüber befindlichen Ladens, und betrachteten das Thermometer, welches dort zum allgemeinen Besten im Freien hing. „Hol' dich der Henker!“ rief Einer der Beiden, „das heiß' ich Kälte, 17 Grad unter 0.“

„Warum nicht gar!“ replicirte sein Begleiter, „mein Thermometer zeigte diesen Morgen nicht mehr als 16 Grade, und ich finde es auch jetzt nicht so entsetzlich kalt.“ — Der Andere näherte des Gefährten Nase dem Wetterglase, und ließ ihn sich überzeugen.

„Bei meiner Seele!“ rief nun der, der Wahrheit Überführte, — „17 volle Grade unterm Gefrierpunct!“ und knöpfte seinen Oberrock bis an den Hals zu.

Nicht enden wollte das Gelächter der Soldaten, nicht enden die Trauermiene Balthasars.

„Straf' mich das Donnerwetter!“ rief nun Einer der Jüngeren, nachdem er ihn lange angeblickt, und vergeblich auf ein Lächeln gewartet hatte; „wenn ich aber beständig so dastehen, dasitzen, oder daliegen müßte wie der Balthasar.“ — „Halte dein Maul im Zaume!“ unterbrach ihn dieser mit unwillig barschem Tone. Alle erstaunten, den Balthasar etwas Anderes sprechen zu hören, als was nicht streng zum Dienste gehörte, oder warum er von einem Vorgesetzten gefragt wurde.

„Nun endlich einmal,“ sagte Einer der Bursche, „scheinst du auf gescheitere Gedanken zu kommen, Camerad; ist's auch eine Grobheit, thut nichts, immer besser als gar keine andere Sylbe aus dem Maule lassen, als vom Exercir, Wach' ablösen und dergleichen Neuigkeiten. Zum Essen allein hat unser Einem der Herrgott das Maul doch gewiß nicht ins Gesicht geschnitten, Kreuz Element und Hagelwetter!“ —

„Fluche dir's nur in den Hals hinein!“ schrie Balthasar wieder, ohne sich weiter viel zu regen.

„Bravo, Bravo!“ erwiederte der Andere mit ausgelassener Lustigkeit. — „So gefällst du uns, Camerad. Aufrichtig gesagt, dein hineingekehrtes Wesen hat uns schon öfters eine Art von Grausen eingejagt; den Kugeln sieht gewiß Jeder von uns ohne Zagen und Zittern, aber so ein gespenstiges — und noch jetzt, wenn du so da kauerst, meint man immer, du brütest über einem, — verzeih' mir das Wort, — über einem Hallunkenstreiche, oder siehst Höllenwürmer an der Wand fliegen.“ Alle waren einer Entgegnung gewärtig; der verdrießliche Bursche aber schwieg. Da schlug es von der Schloßkirche eilf herab. „Abgelöst!“ rief Balthasar, sprang auf, warf sein Gewehr in den Arm, und folgte dem Führer.

„Ich kann aus dem Teufelskerl nicht klug werden,“ sagte der wachhabende Corporal. „Wenn ich bedenke, daß er seit der unerhört kalten Neujahrsnacht, wo wir ihn abzulösen vergaßen, und dann halbtodt nach Hause schleppten, kein anderes Wort —“

„Halbtodt?“ fiel ihm Einer in die Rede, — „ich hätte geschworen, bei meiner Wunde von Aspern, daß er wirklich und leibhaftig todt war.“

Diese treuherzige Äußerung des Soldaten ward mit höhnischem Gelächter beantwortet. Der Belachte aber versicherte mit großem Ernste und möglichster Gelassenheit, daß er den Balthasar auch niemals essen oder trinken gesehen habe. Das mußten aber nun auch die Übrigen bestätigen, die es indessen ganz natürlich fanden, daß er ja wohl aus irgend einem Grunde könnte vermeiden wollen, es in Gegenwart Anderer zu thun.

Unter den sämmtlichen Soldaten war übrigens nur ein Einziger, Welle geheißen, welchem Balthasar's Insichgekehrtheit zu Herzen ging. Oftmals fragte er ihn mitleidig und so sanft als möglich um die Ursache dieses seltsamen Hinstarrens, dieses unheimlichen Schweigens, konnte aber außer räthselhaften Blicken und einzelnen hingeworfenen bedeutungslosen Worten weder eigentliche Antwort, noch sonst einen Aufschluß erhalten.

(Schluß folgt.)

Geschichte eines Automaten.

(Von ihm selbst erzählt.)

(Schluß.)

Herr von Zoberl begab sich in sein Cabinet, seine gewohnte Siesta zu halten. Auch Babette ging hinaus. Nun schmauste ich nach Herzenslust, und trank aus der undurchsichtigen Flasche ein Glas Ungar. Nach einer Weile wurde abgeräumt, und ich wieder in meinen Winkel gerollt.

Allerhand lustige Bücher mit Kupferstichen, verschiedene Sorten Confect und Liqueur vertrieben mir bis gegen Abend die Zeit recht angenehm. Ich setzte mich dann an das Fenster, und sah dem Treiben der Leute und vieler Hunde auf der Straße zu.

Als es 8 Uhr schlug, vernahm ich wieder die tauben Tritte; der Tisch wurde wieder gedeckt, und das Souper war in kleinem Maßstab wie die Mittagsmahlzeit. Ich mußte wieder auf- und abgehen, und vom Speisen discuriren. Babette las aus Campe's Robinson vor; hernach aus Maschaschuri's Reisebeschreibung. Hätten sie ahnen können, daß ich der Verfasser davon sey?!

Herr von Zoberl ging bald zu Bette. Babi beaugapfelte mich lange. Sie sagte: »Schade, das wäre ein artiges Mannsbild; wir wären ein charmantes Paar.“

Ich mußte mich sehr beherrschen, denn Babi, obwohl schon an die 60, interessirte mich. „Gute Nacht,“ sagte sie zu mir; und ich mußte mich sehr beherrschen.

Als die Liebliche entschwunden, zündete ich die elegante Lampe wieder an, hielt einen kleinen Schmaus, schmauchte eine Cigarre, aber keine unausstehlich stinkende Havannah, sondern eine wohlriechende österreichische, das Stück zu 2 kr., nahm noch eine Prise Galizier, und legte mich schlafen. Das Canape war sehr bequem und ich sehr müde von dem ewigen Sitzen.

Des Morgens weckte mich ein abscheulicher Lärm. Herr von Zoberl zankte mit allerhand Leuten. Ich sprang auf, und postirte mich auf meinen Rollsessel. Fast hätte ich wieder vergessen, meinen dreieckigen Chapeaubas aufzusetzen. Man stürmte herein. Sollte es etwa gar mir gelten?

„Sie sind betrogen worden, Herr Nachbar,“ sagte eine junge hübsche Frau zu Herrn von Zoberl. »Gegen über hier von meinem Fenster sah ich Alles. Nach Tische nahm die Figur ein Buch da aus Ihrer Bibliothek und blätterte herum, wie lesend; dann naschte sie Zuckerwerk, Rosoglio und Schnupftabak; gegen Abend schaute die Figur ganz gemüthlich zum Fenster hinaus. Nach dem Abendessen, was geschieht: die Figur zündet die Lampe an, ißt und trinkt und legt sich auf das Sofa. Herr von Zoberl, entweder Sie sind abscheulich hintergangen, oder Sie besitzen einen beispiellosen Schatz von einem Automat, der zwanzigmal kunstreicher ist, als Sie es nur ahnen können. Ein Automat, der alle diese Sachen kann, die ich an diesem hier gesehen habe, ist 100,000 Ducaten werth, und Sie können mit ihm auf Reisen geh'n.«

Herr von Zoberl war sprachlos vor Verwunderung. Kein Wort konnte er hervorbringen. Er bat endlich die Frau Nachbarin, die verdächtige Sache geheim zu halten; in ein paar Tagen sollte ich ja ohnedieß zerlegt werden, Stück für Stück, nach den Regeln des großen Technikers Poppe, und sie sollte dabei seyn als Zeuge. Diese interessante Aussicht war geeignet, die Nachbarin zu beschwichtigen. Die famöse Person hielt das Maul und ging.

Alles ging; nur ich blieb mit meinen saubern anatomischen Aussichten.

Nach einer Weile kam Babi zurück. Sie roch die Cigarre vom vorigen Abend. Sie redete zu mir. Sie gestand, daß sie mich durch die Gardinen der Glasthür beobachtet. Ich enthielt mich jeder Bewegung, jedes Lauts. Vergebens, sie fuhr fort, zu behaupten. Sie kehrte sich nicht an mein starres Wesen. Sie phantasirte von allerhand Vorschlägen für die Zukunft; aber ich beherrschte mich tapfer und blieb ein tapferer Automat. Babi drohte mit dem Finger, lächelte und ging.

Der Mittag kam und mit ihm eine Menge von Gästen. Ein naseweises Fräulein hatte den Einfall, mich ringsum zu betasten. Ich that, als habe sie mich aus meiner Stellung gerückt; ich that, als falle ich um, und ich fiel auf den neugierigen Nickel und zerquetschte ihn ein wenig. Alles schrie und heulte; aber Babi stand in einem Winkel und lachte. Sie hob mich vorsichtig auf, und schob mich an die Tafel.

Ich mußte wieder mein Kunststück machen, und dann ging es an die Lebrknödel. Ich saß dicht neben Babi. Sie schien außerordentlich heiter. Ein Bedienter trug auf. Er hatte gar allerhand aufgetragen, als er endlich auch eine Polentapastete auftrug, eine Speise, die Friedrich der Große und ich so gerne aßen. Jedermann nahm davon, der Nickel von einem zerquetschten Fräulein aber am meisten. Babi, wie von ungefähr, setzte einen Teller mit Beefsteaks vor mich hin. Wie ein elektrischer Funke durchzuckte mich das.

In diesem Augenblick ergreift der Automat Messer und Gabel, langt damit nach der Polentaschüssel und legt ein mächtiges Stück auf seinen Teller. Alle Gäste springen von ihren Sitzen auf und schreien: „Hexerei!“ Alles voller Angst und Schrecken zieht sich rings an die Wände des Zimmers zurück; man zittert; man ist stumm; das Nickelfräulein liegt auf dem Estrich hinter dem Ofen wie ein Knäuel. Aber der Automat bleibt sitzen; er nimmt von der Verwirrung nicht die mindeste Notiz, aber aus der Schüssel ein Stück Polenta um das andere, und läßt es sich vortrefflich schmecken. Babi war sitzen geblieben. Sie ergreift die Erlauerflasche, schenkt zwei Gläser voll und stellt das eine dem Automaten hin. Diese Figur, welche schon genug Polentapastete gegessen hatte, erhebt sich jetzt vom Sessel, nimmt das volle Glas, geht damit rings an der verblüfften und vor Erstaunen zu Bildsäulen gewordenen Gesellschaft herum, nähert sich wieder dem Tisch, und hebt das volle Glas hoch empor. Hierauf richtet die Figur ihre Blicke und Worte an die Gesellschaft dergestalt: „Hoch lebe die Compagnie; aber noch höher lebe Mademoiselle Babette und Joseph Quasi; und am allerhöchsten sollen diese Beiden mit einander leben!“ Babi und ich stießen an, tranken aus, umarmten uns.

„Dieſe Figur,“ ſagte Babi zu den Leuten, „iſt mein geliebter Bräutigam. Meine Herren und Damen, leben Sie wohl.“

Ich ſetzte hinzu: „Ich wünſche wohl geſpeiſt zu haben.“ Dann ſchritten wir langſam und feierlich der Thüre zu. An dem Ofen vorbeigehend, verſetzte ich dem Nickel noch einen erklecklichen Tritt, worauf er wieder zu ſich kam, Babi verſetzte ihm auch einen. Feierlich und langſam wandelten wir zur Thüre hinaus. Babi ſchloß ſelbe von außen zu, und wir bekümmerten uns nicht weiter um dieſe Leute.

Franz Gräffer.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 28. dieſes zum erſten Mal: „Der Sohn der Wildniß“ romantiſches Drama in fünf Aufzügen von Friedrich Halm.

In Mitte zweier feindlichen Welten, des Griechenthumes hier mit dem Elend der Cultur, barbariſcher Wildheit dort mit dem Thierfell und den Feſſeln der Thiereslegierde — zündet der Dichter das heilige Feuer höchſter edelſter Liebe an! — Es iſt ein Gedanke, eines Dichters werth, die Liebe — dieſes köſtlichſte Gut der Menſchheit — dieſes Licht über alle Finſterniſſe, dieſes Glück über allen Schmerz, dieſen Anker über jedem Sturm — als jenes urſprüngliche Anrecht des Menſchennamens zu ſchildern — ihre über Zeit und Ewigkeit hinaus allmächtigen Zauber in dem Heiligenſchreine göttlicher Reliquien in dem Tempel menſchlicher Gemeinſchaft aufzuſtellen!

Halten wir dieſen ſchönen Gedanken feſt, ſo wird ſich das rechte Verſtändniß des Dichters in den Einzelnheiten ſeines Werkes von ſelbſt ergeben. Wir haben es mit einer Dichtung zu thun, die mit dem Herzen verſtanden ſeyn will. Die Flamme des Herzens muß dem Zuſchauer die ſchönen Momente dieſes edlen Gedichtes erleuchten, die Diebslaterne des lauernden Klüglers muß weit hinweggeſchleudert das Wahre kann hier nicht geſucht, nicht entdeckt werden — Schönheit und Poeſie ſind nicht zu ermitteln, nicht erſt aus dem Schutte eines eingeſtürzten Götterhauſes mit dem Spaten herauszuſuchen — nur eines Herzens bedarf es, das noch empfinden kann — um den vollen Pulsſchlag eines kräftigen, geſunden Dichterherzens lebendig, feurig mitzufühlen!

Die Tochter des Waffenſchmiedes Myron, der von den Tektoſagen aus der Nähe ſeiner Vaterſtadt Maſſalia hinweggeſchleppt, keine Löſung findet, eilt in das Lager der Barbaren, ſich ſelbſt als Löſegeld hingebend für den Greis. Ingomar der Führer der Barbaren erglüht von raſcher Liebe zu der Jungfrau — die ihm erklärt, was Liebe iſt. Dieß iſt der Sohn der Wildniß. Bald holt der Häuptling Blumen für Partheenias Kränze — bald ſchlägt er ſich mit ſeinen wilden Brüdern um ihren Beſitz — bald bekennt die unterjochte Thiersnatur mit Thränen die Übermacht des himmliſch Schönen, — er mag die Schlachten der Wilden nicht mehr kämpfen — ſeine Beute gibt er hin für Partheenia's Beſitz — und ihr ſeiner eben errungenen Sclavin ſelbſt, gewährt er die Freiheit für den Preis ſeines ſtolzen Selbſtgefühls. Er ſagt ſich los von ſeinem Stamme — um Schützer und Führer der Griechin zu werden; er begleitet ſie bis nahe an die Mauern Maſſalia's, um da von ihr auf ewig zu ſcheiden — und als er dieß nicht vermag, wirft er ſein Thierfell ab, ſein Schwert gibt er hin in Partheenia's Hand, und betritt als Lehrling Myron's dürftiges Haus. — Dort übt er Knechtesdienſte und nimmt in Demuth jede Belehrung, jede Zügelung ſeines raſchen Herzens hin. — So weit führte der Dichter das Schauſpiel eines von edler Liebe unterjochten Barbarenthumes.

Doch der Dichter wollte mehr, ja er mußte mehr wollen, wenn er ein Dichter war; denn unſer Gefühl würde ſich, ſo poetiſch Alles war, was bis jetzt vor unſern Blicken vorging, ſo geiſtreich er ſein Werk zu einer dramatiſcher Geſchichte der Liebe zu erheben wußte, doch kaum damit zufrieden geben, eine großartig edle Natur in den Jammer der Alltäglichkeit eingefeilt, den Verhältniſſen eines engen liebebedürftigen Daſeyn's, ohne eine gleich kräftige, gleich ausſchließliche, Alles opfernde Liebe, ohne Vergeltung, ohne erkannt zu ſeyn, verfallen und die edle Kraft in feiger Knechtſchaft vergeuden zu ſehn Das Opfer, das den Göttern angenehm war, fordert ſeinen Antheil an ihrem Himmel, die Liebe, die Alles hinwarf, ihre volle Seligkeit, die Kraft die ſich in ihrer Wildheit glücklich fühlte, ihre ſittliche Bewährung und die Civiliſation muß, um hinter der Barbarei nicht zurückzubleiben, ein Herz aufweiſen, das an Liebe und Größe in der Wahrhaftigkeit ſeiner edlen Natur hinter dem Sohne der Wüſte nicht zurückbleibt.

Die Tektoſagen nahen der Stadt, Partheenia's eigene Mutter denkt den Gedanken zuerſt, der in ihrem Hauſe verborgene Barbar ſei ein Verräther der Stadt. Da naht der Tetrarch von Maſſalia, Ingowar auffordernd, daß er hingehe und ſeine Brüder verrathe. Als Spion ſoll er in ihr Lager, ihre Stellung ausforſchen, die Gelegenheit auskundſchaften und die Griechen führen, daß ſie ſeinen Stamm vertilgen. Dann wird ihm das Bürgerrecht, der Beſitz eines Hauſes in der Stadt, der Beſitz Partheenia's zugeſichert. Feſt und entſchieden lehnt Ingowar dieſe Zumuthung ab. — So mächtig die Liebe war das Herz des Wilden den Geſetzen der Geſittung und des ewig Schönen zu unterwerfen, ſo frei fühlt ſich der Sohn der Wildniß von dem Moder der Civiliſation. — Hinweg wirft er den Traum jedes Glückes, hinweg die falſche Sitte, hinweg die Liebe, die ihm Alles war; er iſt wieder frei, er ſcheidet. Mit männlich entſchloſſenem Herzen ſagt er ſeiner Partheenia Lebewohl. Da kehrt ſie zurück ins Vaterhaus. „Ich habe die dein Schwert nachgetragen als du hierher kamſt“ ſind ungefähr der Griechin Worte, „ich will es dir auch nachtragen, nun du ziehſt! nachtragen, bis an die Stadt, bis ans Meer, bis ans Ende der Welt, ich will dein ſein, dein Weib, dein Freund, deine Sclavin, im Staube will ich vor dir liegen!“ — Umſonſt das Widerſtreben der Ältern, Partheenia iſt es werth das Weib eines freien Manns zu ſein.

Da naht der Tetrarch abermals, mit ihm eine Geſandtſchaft der Tektoſagen. Sie haben gehört, daß Einer ihres Stammes hier wohne unter Griechen, ſie kommen ihn zu fragen, ob es ſeine Wahl war, ob ſie ihn gehalten als Gaſt, ob ſie ihn geehrt und geliebt, ſonſt wollten ſie die Stadt unter ihren Trümmern begraben. Ingowar rettet die Stadt, er wird ihr Bürger, Partheenia ſein.

So läßt der Dichter das höhere göttliche Geſetz der Liebe über zwei Welten ſiegen, die ſich feindlich gegenüberſtehen, ſo die Wahrheit des Herzens, über Sinnentrug und liſtige Verſtrickung, die angeborne göttliche Kraft über thieriſche Wildheit und geſellige Entartung. — Wie ein Bergſtrom zwiſchen Felſenwänden bricht die ungeſtüme Fluth der Poeſie, in Fällen und lärmenden Cascaden, dort in einen Staubregen glänzender Thränenperlen aufgelöſt, hier in voller Kraft tiefſinniger Bindung durch die Verhältniſſe der Geburt, der Gewohnheit und all der übrigen, für unüberwindlich geachteten Bollwerke der Alltäglichkeit.

Ob dieſer Schluß ein urſprünglicher, in dem Plane des Dichters zuerſt beſchloſſener war, ob dieſes verſöhnliche Ende einem nachträglichen Wunſche guten Einvernehmens mit dem vorausſetzlichen Geſchmacke des Publicums zugeſchrieben werden müſſe, wir wagen es nicht zu entſcheiden. Daß wir es dem Geiſte der ganzen Dichtung angemeſſener gefunden hätten, wenn die großartig angelegten Charactere Ingowar's und Partheenia's unſere Überzeugung von ihrer tragiſchen Tiefe beſtätigt hätten, mit dem Worte nicht bloß, ſondern mit der That ſelber, wenn die Ehre des antiken Alterthums durch eine durchgreifendere, thatſächlichere Bekennung ſeiner großartigen in tauſend Ueberlieferungen bewahrten Denkweiſe den Aufſchwung des Dichters mit der Glorie der Tragödie verklärt hätte, wollen wir ganz offenherzig geſtehn. Andererſeits hat aber der Dichter für ſich, daß die engen und drückenden Verhältniſſe gewerblicher Häuslichkeit, die uns überall im Gewande des Luſtſpiels vorgeführt werden, dem kühnen Aufſchwung in das Gebiet der Tragödie widerſtreben. Selbſt für die Verhältniſſe der ſogenannten romantiſchen Drama's ſcheint dieſes häusliche Elend oft zu kleinlich, zu proſenhaft; es greift nicht immer erheiternd, oft ſtörend und feindſelig widerlich in das Gewebe der Handlung ein. Dieſer Fehler wurde durch die Darſtellung noch vergrößert, ja zum Theile veranlaßt.

Den reizendſten Theil der Handlung bilden jene Momente in welchen der rohe urkräftige Naturmenſch die Macht der Liebe erkennen lernt. Wun-

dervoll ist das Fortschreiten von einer vorübergehenden Laune des Häuptlings zum Wohlgefallen an der muthigen Schwin, dem entschlossenen Weib; herrlich das Wachsen der Theilnahme, der Übergang von Neugierde zum Staunen, vom Wohlgefallen zum Seelenvergnügen, vom Behagen zur Träumerei, von Träumerei zum Bewußtseyn, zum hellen Erwachen der Liebe!

Wundervoll ist die schon einmal angeregte Stelle, wo Ingowar sich erklären läßt „was Liebe sei", wundervoll der Augenblick, wo er, nachdem er Pathenias Rettung vollbracht, daß heiße Verlangen seiner Seele nach Vereinigung schildert, und sich erinnert, wie er nun geschildert habe, was ihm als Liebe genannt ward,

„zwei Seelen, und ein Gedanke,
zwei Herzen, und ein Schlag!"

Wie der Refrain eines tiefempfundenen Liedes klingen die schönen Stellen, des zweiten Actes, den wir als eine der schönsten Producte neuerer Poesie erkennen, durch das ganze Werk nach.

Wie mächtig ergreift jener Moment der Zerknirschung, wo der Sohn der Wildniß die Thränen kennen lernt, oder jener, wo er den Dolch seiner Geliebten zum Andenken empfängt, daß er drei Tage und Nächte ihr Führer in den Wäldern war, ohne daß sie je seine Scheide berührt! — Kein Herz kann unerschüttert bleiben, wo Parthenia ihm sein Schwert wiedergibt, entschlossen, dem Alles zu seyn, der sich von seinem liebsten Gute trennt, um wahrhaft, um treu zu bleiben.

Das echte Gold der Sprache klingt oft zauberisch an Ohr und Herz, während hier doch nirgends die Lyrik selbstständig und zum Nachtheile des dramatischen Elementes hervortritt. Halm hat sich in diesem Drama jener Sentimentalität gänzlich begeben, welche seinen früheren Arbeiten oft wesentlichen Abbruch gethan hat; und kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß die Actschlüsse bestens bedacht und mit einer unverholenen Vorliebe für den Effect behandelt sind, so muß doch wieder eingeräumt werden, daß dieser Effect nicht außer dem Gefüge des Ganzen liegt und stets einer poetischen Anschauung verwandt bleibt. — Ein Character der so frisch und waldesgrün ist wie jener Ingowars, entschädigt für viele kleine Gebrechen, wie ein echtes Dichterwerk überhaupt keines anderen Freibriefes bedarf als der Gewalt, mit der es zu Geist und Herzen spricht.

Die Aufführung verdient von Seite des Hrn. Löwe und unserer gefeierten Rettich die vollste und freudigste Würdigung. Hr. Löwe dürfte dem Plane des Dichters beinahe vollkommen entsprochen haben. — Die schöne Offenheit die freudige Klarheit der Seele, der gemüthvoll erquickende Ton, die Kraft und Kindlichkeit des Gemüthes waren vortrefflich wiedergegeben. Im völlig gleichen Sinne muß der echt künstlerischen und vielfältig verdienstlichen Leistung unserer Mad. Rettich Gerechtigkeit widerfahren. Der Character der Parthenia ist eine so echt weibliche Mischung von Kraft und Lieblichkeit, von Stolz und Milde, von Selbstbeherrschung und Liebe, daß er stets eine der schwierigsten Aufgaben bleiben wird, wenn es sich darum handelt nicht bloß den Effect der Einzelnheiten herauszuschlagen, sondern das Ganze als zusammenhängendes Seelengemälde hinzustellen. Das Schwierige, das unmöglich Scheinende ist Mad. Rettich gelungen; — man muß um den Eindruck ihrer Leistung recht zu bezeichnen, sagen: sie hat dahingerissen, die Herzen ergriffen. Minder einverstanden sind wir mit dem Darsteller des Myron. — Der alte Waffenschmied schien uns häufig zu sehr in's Komische gezogen, seine Furcht wäre, in besserer Übereinstimmung mit der Gesammtwirkung, als die eines alten Mannes darzustellen, der sich zwar kraftlos fühlt, aber seine Kraft mit Schmerz vermißt, und sein Alter selbst mit einem eben so sicheren, nur mit der Totalität des Dramas mehr verschmelzenden Effekte etwas höher anzunehmen. Das Herumwirbeln um sich selber könnte mit Fug gänzlich unterbleiben. — Nicht immer sind die augenblicklichen Effekte auch die dauernden Wirkungen. Die Alte ist eine Gestalt, deren Geschwätzigkeit, besonders im letzten Acte bedeutend ermäßigt werden dürfte. Ihr echt Isländisches Ursprungszeugniß kann noch keineswegs als Einfuhrpaß auf das Gebiet der Romantik gelten, und sie taugt, auch wenn die Darstellerin weit mehr darin that als diesmal geschehen ist, immer noch wenig in den Verband des ganzen Drama's. — Nicht minder der Wirklichkeit nahe gerückt, doch in jedem Zuge Mäßigung und echt künstlerischen Sinn für Plan und Einheit der Haltung athmend, war das Charakterbild des schmutzigen alten Polydor, einer kurzen, blos im ersten Acte eingewebten Episode, wie sie Herr Marr uns hinstellte. Überhaupt machte sich in dieser Vorstellung ein Ringen nach dramatischen Elementen sehr bemerkbar, die declamatorische Behandlung des Verses war nur an wenigen Stellen und da am rechten Orte bemerkbar. — Die übrigen Rollen gingen ohne Störung.

Der Erfolg des Werkes war ein höchst ausgezeichneter. Der Verfasser wurde sowohl nach dem zweiten Acte als am Schlusse der Vorstellung gerufen, und die Kritik wird ihm seinen Lorber gönnen und selbst den Fortschritt in echt dramatischer Haltung und Gestaltung zugestehen müssen.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag den 28. Jänner, zum Vortheile der Schauspielerin Dlle. Condorussi und zum ersten Male: die blonden Locken, Localposse in 3 Acten, dem Französischen nachgebildet vom Verfasser der schwarzen Frau. Die Handlung dieser Posse dreht sich um zwei Blondinen — die Entführung der einen: Lothi hat einen Lockenraub zur Folge, der von dem Verehrer der anderen: Frau von Zärtlich, ausgeführt wird, um bei dieser das Versprechen einzulösen, das sie vor einem Jahre ihrem Lebensretter mit einer blonden Locke gegeben. Lothi's, Dlle. Condorussi, Geliebter, der Kremser-Cati, Hr. Nestroy, ist aber der Lebensretter, sein Auftreten bei Frau von Zärtlich führt die Entlarvung des Lockenräubers herbei, dem jedoch nicht die Hoffnung genommen wird, nachdem das gegebene Versprechen mit zehntausend Gulden erkauft ist. — Das ist der kurze Inhalt dieser Komödie, die, wäre sie moderner und frischer aufgefaßt, vielleicht nicht so spurlos vorübergegangen wäre. Gespielt wurde gut von Mad. Fidy, Dlle. Condorussi, den HH. Nestroy, Grois und Fröhlich, und auch von dem Souffleur. — Der Besuch war ziemlich zahlreich.

Tagsergebnisse.

Eine Stadtgeschichte ist jetzt in Breslau der Gegenstand lebhafter Unterhaltung. Ein sonst geachteter Arzt verschrieb dort einem Patienten ein Recept, aber durch irgend ein böses Verhängniß verschrieb er sich, so, daß er eine höchst starke Dosis eines Giftes verordnete, welches sich von einem unbedeutenden Mittel in der Bezeichnung nur durch ein beigefügtes Beiwort unterscheidet. Der Apotheker, auch ein untadeliger Mann, stutzte zwar darüber, da indessen ein gewisses Zeichen des Arztes, das so viel heißt, als er wisse, was er thue, und das Medicament sei ohne weitere Rücksicht anzufertigen, nicht fehlt, so verabfolgte er das Medicament, nach dessen Gebrauch der Kranke nur noch die Worte sagen konnte: Ich bin vergiftet, und starb. Der Streit dreht sich, nachdem nun natürlich eine Untersuchung eingeleitet ist, darum, ob der Arzt oder der Apotheker, oder ob Beide Schuld haben.

Ball-Anzeige.

Das Elysium auf der Oberwelt, oder: Ringsum Pracht Genuß und Heiterkeit, nennt sich der für heute den 31. veranstaltete Festball im Saale zur „goldenen Birn." Die Ballmusik steht unter persönlicher Leitung des Herrn Capellmeisters Lanner, welcher nebst seinen beliebtesten Compositionen zum ersten Male seine neuesten Walzer „die Schwinggeister" und „die Jagd de dance" executiren und Herr Webersfeld die Conversationstänze arrangiren wird. Die Eintrittskarten zu 40 kr. C. M. sind im deutschen Kaffehhaus in der Kärthnerstraße, in Stierböcks und Mottèles Kaffehhaus und im Ballorte selbst zu bekommen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeiträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Postelnik's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 15.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Donnerstag den 3. Februar 1842.

Wintergedanken.

König Winter ist von seinem angestammten Throne am Nordpol aufgebrochen, um den Eroberungszug gegen den trüben, melancholischen Herbst zu beginnen. Da kommen erst einzelne Schneeflocken als leichte Plänkler und lagern sich still in allen Gassen und auf allen Dächern. Dann rückt die ganze Infanterie vor, in dichten Massen, und besetzt Land und Gebirg. Die Reiterei braust daher auf wild schnaubenden Sturmesrossen, und das schwere Geschütz hält alle Ströme und Seen blockirt. Zur Bewachung seines Thrones ließ er bloß seine prächtige Garde, das Nordlicht zurück; und nur selten sieht man einzelne Ritter davon auf feurigen Rossen und mit Flammenspeeren an unserem Horizonte auftauchen. Und mit leisem, geisterhaftem Schritt hält in der Nacht der alte Eroberer mit den bereiften Silberlocken seinen Einzug, in den weiten, glitzernden Schneemantel gehüllt, und das flimmernde Eisdiadem auf der hohen, klaren Stirn.

Wenn wir dann des Morgens erwachen, und mit den schlaftrunkenen Augen den ersten Schnee auf den Dächern erblicken, da rufen wir freudig überrascht: Ah, der Winter ist da! und grüßen ihn herzlich wie einen alten, lieben Bekannten, trotz der Frostbeulen, mit denen er dann und wann in übergnädiger Laune unsere Hände und Füße bedenkt; trotz der lockern, naseweisen Gimpel, die sich mit der liebenswürdigsten Unverschämtheit auf unserer Nasenspitze breit machen, und die uns am Ende gar noch vor ehrlichen Leuten in üblen Geruch bringen könnten. Der Winter ist recht eigentlich der Beförderer der Geselligkeit, und des warmen, heimlichen Familienlebens. Er ruft die Spaziergänger von den Promenaden, er holt die Freunde der Natur aus ihren Fluren, aus ihren Bergen herein, er führt die Wandervögel von ihren Streifzügen zurück, und versammelt so alles, was der Sommer zerstreut und vereinzelt hatte, in kleinen, traulichen Kränzchen um das lustige Kaminfeuer, wo die langen Winterabende in geselliger Unterhaltung eben so froh, eben so traumschnell verfliegen, wie früher die langen Sommertage. Und auf dem Lande, da schnurren die Spinnräder, da gehen schaurige Geistermährchen die Runde, und die jungen Bursche treiben allerlei lustige Streiche und neckische Kurzweil mit den fleißigen Mägden. Hie und da versammelt wohl auch ein frommer Hausvater, der noch der alten, patriarchalischen Sitte seiner Väter treu blieb, seine Kinder und sein Gesinde, und liest ein Capitel aus der Bibel vor, das dann genug Stoff zu frommen Gesprächen und Betrachtungen für den ganzen Abend liefert. Denn ruhig liegen nun Pflug und Egge, Heupinke und Weingartshacke in der Ecke; und wenn die Arbeit im Felde ruht, so meint er mit frommer Einfalt, kommt die Arbeit im Weingarten des Herrn.

Bei den Kindern steht der Winter besonders in Gnaden, und sie schauen mit den hellen, wunderklaren Augen bittend hinauf zu dem alten Herrn, ob er ihnen wieder Schneeballen und Schneemännchen, Eisbahnen und Rutschhügel mitgebracht habe? Und unter seinem Gefolge entdecken sie schon von weitem die beiden Kinderfreunde, St. Nicolaus und Weihnachten. — Und auch den großen Kindern, die oft nicht viel klüger sind, als die kleinen, hat er allerlei Geschenke mitgebracht, neue Almanache, Theater und Concerte, und Weihnachtsgeschenke in Menge. Und was sollten sie denn mit den neuen Rennschlitten, und mit den neuen Zobelpelzen anfangen, wenn der Winter nicht käme mit seinem Froste und seiner Schneebahn? — Dann läßt er ihnen aus dem warmen Italien seinen Sohn kommen, den Carneval, den er, der kalte Herr des Nordens, in seltsamer Ehe mit der feurigen Tochter des Südens, mit der Freude, gezeugt hat. Tausendstimmiger Jubel schallt dem wunderlichen Kleinen entgegen, Musik erschallt aller Orten, und im vollen Triumphe hält er seinen Einzug. Da wogt es und drängt sich's hinter ihm her in langer, unabsehbarer Reihe, junge Mädchen und alte Herren, dickbäuchige, watschelnde Wirthe, und leichtfüßige, hüpfende Dandy's! Das rennet und tost! das schreit und springt in wilder, ausgelassener Freude! Und dazwischen tobt der Sturm und wirbelt prickelnde Schneewehen nieder! Aber jetzt könnten die Sterne vom Himmel ihnen auf die Köpfe herunter fallen, sie würden nach einem Redoutenbillet langen. Da kommt auch ein stiller, ernster Mann ruhig seiner Wege gegangen, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß er mehr vertraut ist mit den verschollenen Helden der Vorzeit, als mit dem frischen Leben der Gegenwart, und schaut ganz verwundert auf das Gewoge und Gedränge. Ist vielleicht ein großer Kriegsheld eingezogen, daß das Volk so lärmt und jubelt, ein Retter des Vaterlandes, oder ein Gesalbter Gottes? Warum läutet man dann nicht mit allen Glocken? Aber er hat gut fragen! Niemand hat Zeit ihn zu hören, viel weniger ihm zu antworten; da erspäht er einen Bekannten unter der Menge, und bittet diesen um Aufschluß. Lächelnd statt der Antwort ergreift der Freund seinen Arm, und führt ihn mit fort, bis endlich der ganze Zug Halt macht in einem reichgeschmückten, von Wachskerzen in goldenen Candelabern hell erleuchteten Saale, wo Signor Carneval, der große Zauberer und Herzenbezwinger, seinen vierwöchentlichen Thron aufschlägt. Da macht nun unser gelehrter Freund große Augen, wie er diese possierlich kleine, verschobene und verwachsene Gestalt mit den krummen Säbel

heinen erſchaut; bekleidet mit der ſpitzen, zuckerhutförmigen Schellenmütze, mit der buntſcheckigen Narrenjacke, mit ſeidenen Strümpfen und Ballſchuhen, mit dem ungeheuern, gepuderten Toupet und dem mächtigen Haarbeutel. Eine ſchwarzſammtene Maske bedeckt die obere Hälfte des Geſichts ſammt dem anſehnlichen Näſenvorgebirge, und um die untere Hälfte ſpielt ein ſüßes, anmuthiges Lächeln! In der Linken ſchwingt er als ſeinen Zauberſtab die Harlekinspritſche, und mit der Rechten wirft er Geſchenke unter das Volk: Faſchingskrapfen und neue Walzer von Strauß und Lanner! Quadrille und Mazur, und ehrliche Ländler! Picknick's und Redouten! Ballanzüge und Champagnerflaſchen! Fidelbögen und Tanzböden! volle und leere Börſen! bleiche Domino's und phantaſtiſche Schalksnarren! Das fliegt den Leuten um die Köpfe im bunten Durcheinander, daß ſie nicht wiſſen, was ſie zuerſt einhaſchen ſollen!

Und ſo geht es fort, bis endlich ſein Stiefbruder, der bleiche, ernſte Aſchermittwoch mit der Armenſündermiene und dem aſchenbeſtreuten Haupte hereintritt, ihm die Maske vom Geſichte löſt, die Hand auf ſeine Stirne legt, und mit feierlicher Stimme ſpricht: Es iſt genug. Da packt nun der Kleine ſeinen Siebenkram zuſammen, um ſich einen andern Tummelplatz zu ſuchen. Aber die Leute ſehen ziemlich beſtürzt aus, wenn ſie jetzt, da der Zauber verſchwunden, die Faſchingsgeſchenke anblicken, die ſie in Händen halten. Da gibt es zerrüttete Finanzen und Schulden, verwelkte Roſen und zerriſſene Kränze, leere Köpfe und gebrochene Herzen, Reue und Thränen, kranke Lungen und endlich — als memento mori — Todtenkranz und Leichencarmen. —

(Schluß folgt.)

Der todte Soldat.

Novelle von Franz Fitzinger.

(Schluß.)

Dieſer Welle war es eben, an den jetzt die Reihe kam, den Cameraden Balthaſar auf ſeinem ziemlich fernen und einſamen Poſten abzulöſen. Die zwölfte Stunde erklang, und Welle ſchritt mit dem Manne, welcher zur Ablöſung Balthaſar's beſtimmt war, die hochbeſchneite Straße nach dem Ausgange der Dammallee hin. Sie langten bei dem Poſten an. Balthaſar that, was ſeines Dienſtes war, gleich den Übrigen, Welle aber, der ihm zufällig in's Auge geblickt hatte, fuhr im Innerſten erſchüttert zuſammen; denn Balthaſar's Augen hatten ihren Stern verloren, und ſtarrten, wie jene der Marmorbilder, kalt und lebenslos, aus dem Kopfe hinaus.

Ohne ein Wort zu ſprechen, führte ihn Welle nach der Wache, noch mehr ſchaudernd, da des Abgelöſten Tritte keinen Schall gaben, während Welle's Fuß den Schnee gewaltig kniſtern machte. Ein Herz faſſend, ſah er dem Geſpenſtiſchen, als ſie wieder in der Stube waren, ſchnell in's Auge, und ſiehe! es war ganz wie gewöhnlich, und die ganze Erſcheinung brachte den Erſchreckten auf die Vermuthung, daß ihn doch vielleicht ein falſches Licht, das Spiel ſeiner Einbildungskraft, oder ſonſt eine natürliche Urſache getäuſcht haben konnte. Indeſſen dachte er wieder an die lautloſen, geiſterartigen Schritte und zerquälte ſein Gehirn mit den widerſprechendſten Zweifeln und Gedanken. — Der Wind zog eiskalt durch die ſchlecht verwahrten Fenſter. Welle fror das Blut, von dem, was er eben erfahren, noch durchſchauert, hart am glühenden Ofen; er fühlte ſich matter, als wenn er 12 Meilen zu Fuße durchmeſſen hätte; bleierner Schlaf drückte ſeine Augenlider herab, und er ſank auf das breiterne Lager hin. Da ſieht er plötzlich eine hohe Geſtalt vor ſich, die ihm bald wohlbekannt, bald wieder völlig fremd zu ſeyn ſcheint. Die Geſtalt nähert ſich, ſteht nun dicht an Welle's Seite, und Fieberfroſt durchſchüttelt ſeine Glieder; denn ein grabentſtiegenes Gerippe grinſt ihn aus leeren Augenhöhlen an. Um die fleiſchentblößten Rippen hängt ſchlotternd der weiße Riemen, der den Säbel trägt, und außer dieſem iſt nichts von der ganzen Soldatenrüſtung ſichtbar. Die Geſtalt erhebt den rechten Arm, ſtreckt zwei lange, knöcherne Finger in die Höhe, und ſpricht mit unſicherer, von Zähnklappern unterbrochener Stimme: „Carl, mich friert, ich möcht' ins Grab! — Ach! du, dem allein mein Schickſal die Bruſt mit edlem Mitleiden erfüllt, wiſſe, der Arm des Todes hat den Balthaſar nicht mehr losgelaſſen, ſeit er ihn umfangen, da ihr ihn ins Leben zurückgerufen zu haben glaubtet. Waffengefährte, Freund, — in D.. lebt noch mein greiſer Vater in Noth und Elend, und ich, Balthaſar ſein Sohn!“ (das Gerippe ſchauderte bei dieſen Worten zuſammen, daß die Knochen raſſelten) »ich war es, der ihn darein geſtürzt!“ Nun faltete es bittend die Hände, und ſchwieg.

Welle's Herz arbeitete ſo heftig, daß es ihn erweckte. In demſelben Augenblicke begann die Thurmuhr zu ſchlagen, — vier Schläge; — Welle blickt auf den Cameraden Balthaſar, der an ſeiner Seite ſchläft. Er liegt da, wie ihn Welle im Traume ſah. — Jetzt dröhnt der Schlag eins, und Balthaſar iſt wieder ganz ſo anzuſchauen, wie man ihn immer zu ſehen gewohnt war. Sein Freund hatte nicht mehr den Muth ihn anzuſehen, noch weniger ein Wort an ihn zu richten. Aber der Traum war tief in ſeine Seele geprägt, und der Wunſch des Flehenden ihm offenbar geworden. Als ſie von der Wache abzogen, erwirkte ſich Welle ſogleich Erlaubniß, und machte ſich eilig auf, um ſobald wie möglich den von Balthaſar bezeichneten Ort zu erreichen.

Auf dem ganzen Wege war ihm, als ſchreite ihm der todte Camerad auf den Ferſen nach, er meinte, ſeine Knochen klappern, die Muskete an die fleiſchloſen Arme, den Säbel an die dürren Schenkelbeine anſchlagen zu hören, und mit all ſeinem ſoldatiſchen Muthe konnte er ſich des tiefſten Grauens nicht erwehren. Sein Vorſatz ſtand aber feſt. Er wollte des unglücklichen Sohnes unglücklichen Vater aufſuchen, und Alles anwenden, um dieſem, wenn nicht aus ſeinem Elende zu reißen, doch ſo viel Troſt zu bringen, daß er dem erbarmungswerthen Sohne verzeihe, und ihm die Ruhe des Grabes gebe. — Der Zufall begünſtigte Welle's Nachforſchungen. Er fand den Greis bis an die Scheitel verſunken in Noth und Jammer. Auf halb verfaultem Stroh lag der Achtzigjährige, und ein ſchimmeliges Stück Brot war, nebſt ſchlechtem Waſſer, ſein Mittagsmahl, während flatternde Lumpen den hinfälligen Körper kaum zu bedecken vermochten. Auf dem Boden neben ihm lag ein thränenbenetzter, zerknitterter Brief; Welle hob ihn auf, und las:

»Vater, Ihr habt mir Alles gegeben, das iſt wahr; aber ich will Euch dafür auch meine kindliche Dankbarkeit beweiſen. Ihr habt meinen Bitten nachgegeben, und, ſo lange ich lebe, ſollet auch Ihr keinen Mangel leiden. Gott höret meinen Schwur und wird ihn im Himmel niederſchreiben. Wenn Euer Sohn je pflichtvergeſſen wird, ſo möge er keine Ruhe im Grabe finden; ja, wenn Ihr ihm dann nicht verzeiht, ſo ſoll er dienen und Sol-

hat seyn bis ans Ende der Ewigkeit. — Vater, seht, das schwöre ich Euch!

Balthasar.«

Welle faßte in großer Bewegung des Alten dürre Hand, und sagte mit flehendem Tone: „Vater, lasset mich Sohnesstelle vertreten an Eurem Sterbebette und Euch trösten. Wann habt Ihr diesen Brief erhalten?“

»Seit drei Jahren ist er der Jammer meines Lebens, und ich kann es doch nicht satt kriegen, ihn zu lesen und wieder zu lesen, und will meinen Augen nicht trauen, aber es steht ja klar und deutlich da, und wie es mit mir steht, ist Euch wohl auch klar und deutlich, guter Mann, nicht wahr? O mein Balthasar, — mein Sohn, mein Sohn!“ — „Vater, verzeihe deinem unglücklichen Kinde. Es ist noch elender als du. Gott hat deines Sohnes Schwur gehört, und seinen Meineid gezüchtiget. Wisse! er sollte begraben seyn, denn er ist todt; aber der Ruhe bar wandelt er auf Erden, und dient dem Könige!«

Die letzte Zähre quoll bei Welle's Rede aus den vertrockneten Augen des sterbenden Greises. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß Jener einen Laut vernahm, — er schien zu beten, dann streckte sich die matte Rechte wie zum Segen aus, und fiel wieder auf das Stroh zurück. Welle hörte etwas herbeirasseln, es war ihm, als knieete ein Gerippe vor den Alten hin, und als töne ein Kuß auf seine Hand gedrückt.

„Verzeihung!« rief Balthasar's Camerad frohlockend. Der Vater aber war hinübergeschlummert und lag mit ruhiger Miene auf seinem Pfühle.

Voll des Nachdenkens über so manches Wunderbare, was ihm in diesen Tagen begegnet war, begab sich Welle wieder zu seiner Garnison zurück. — Staunen und freudiges Dankgefühl überdrang ihn, als er, noch vor dem Thore der Stadt, einem stillen Zuge seiner Waffenbrüder begegnete, die den Balthasar zur letzten Ruhestätte trugen. — Man hatte ihn des Morgens todt auf seinem Lager gefunden.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 30. Jänner zum ersten Male: Der Gemahl an der Wand. Schwank in Einem Aufzuge von Cosmar.

Dieser Gemahl an der Wand ist eine dramatische Alltäglichkeit mehr als ein dramatischer Schwank, und verdient eben so wenig eine kritische als eine sonstige Würdigung. Er ist eine jener hundert Dutzend Komödien, eine jener französischen Vaudeville-Carricaturen, in denen eine reiche Erbschaft den frivolen Jungen zum Ehemanne macht.

Der schwankhafte Held dieses Schwankes steigt, von der gerichtlichen Execution verfolgt, über die Leiter eines Anstreichers in das Fenster einer fremden Wohnung. Die Eignerin dieser Zimmer hat, um sich vor den Nachstellungen ihrer Bewerber zu schützen — (!) — bei einem Trödler ein Porträt gekauft, welches sie für das Bild ihres Mannes ausgibt, und worin der junge Mann sogleich sich selber erkennt. — Auf diesen Zufall fußend, tritt er in dem Augenblicke, wo sein Executor die Dame mit widerlichen Anträgen belästigt, aus seinem Versteck hervor, sich nun wirklich für den Gemahl derselben ausgebend. Der Executor wird zur Thüre hinausgeworfen, kehrt aber nach kurzer Zeit zurück. Der Hut, den der junge Mann ihm aufgesetzt, ist in dem bei der Polizei hinterlegten Signalement dieses Vagabundes beschrieben und folglich kein Zweifel übrig, daß der angebliche Ehemann der jungen Dame eben der gesuchte Landstreicher sey.

Inzwischen hat dieses Opfer der Häscher durch einen Steinwurf in's Fenster (er befindet sich in einem fremden Quartier, in der belle-etage) den Brief eines Freundes erhalten, der die Entdeckung herbeiführt, daß er der Erbe einer alten Tante nicht ist, die mit großen Reichthümern gestorben.

Hingegen befindet sich die junge Dame, für deren Gemahl er sich ausgegeben und die er vertraulich zu duzen fortfährt, im Besitze dieser Erbschaft, woraus hervorgeht, daß er nun im vollen Ernste der Gemahl der Dame wird, welche vorläufig und à conto der Heirath seine Schulden bezahlt.

Die Vorstellung fand an einem Sonntage vor einem mäßig besuchten Hause Statt und befriedigte nicht sonderlich.

Literarisches.

Libussa. Jahrbuch für 1842. Herausgegeben von Paul Alois Klar. — Prag.

Tüchtige Dichterkräfte sind in jüngster Zeit unter den böhmischen Poesien aufgetaucht, die durch den kräftigen Ton ihrer Lieder, die sie in die Welt hinausschleudern, große Hoffnung rege machen. Ihre Poesie kriecht nicht am Boden, um sich kindisch auf Blumenwiesen Blümlein zu pflücken, mit denen sie das Haupt der grausamen Geliebten bestreuen, Sternchen in das Bächlein zu werfen und der entfliehenden Quelle nachzugirren das thränenfeuchte Auge zu den Sternlein aufzuschlagen; sie stürzt sich, ein Gießbach, durch öde, schaurig-finstere Schluchten, schlägt mit ihren schäumenden Wogen an den starren Fels der Nothwendigkeit, raubt Blumen vom Ufer und wirft sich in schwindelnde Tiefen, aus denen sie den Adler, den Gedanken aufscheucht, der sich schwungkräftig in die Lüfte erhebt, um an das Himmelsgewölbe zu pochen. — In diesem Jahrbuche sind diese Kräfte versammelt. — Unter den Prosaisten ist vorzugsweise Julius Seidlitz zu beachten ob der markgesunden, psychologisch klaren und durch und durch poetischen Novelle: das Kind, die eher Seelenleben hätte getauft werden können als Theodor von Grünwald's letztes Jahr, in dem viel Poesie ist, aber sich überstürzt, dem Geist die Zügel entwindet und so die Begebenheit an Abgründen und Geklein zerschellt, daß Athletenkraftäußerung erfordert wird, um das Ganze in's Geleise zu bringen. — Ich komme nun zu einem Dichter, dessen Auftreten zu schönen Erwartungen berechtigt, den mein Auge gern auf seiner Bahn verfolgt, — den es aber dießmal an einer Stelle Siesta halten sieht, an der er mit gewöhnlichen Prosaisten zusammentrifft; da es ihm sonst willig in die Einsamkeit folgte, wo die Scheherezade: Liebe seines Herzens dem finstern Sultan: Geist wundersame Mährchen erzählte. Man erkennt wohl aus der Klaue den Löwen, aber den kranken, der sich auf die wunde Klaue nicht stützen kann, ich rede von Isidor Heller und seiner Novelle: Die Lichter. — Eine lächerliche Rolle spielt in Therese von M'6. Erzählung: Der Rabbi von Prag der Golem, den ich erst jüngst von dem eben von mir getadelten, aber geliebten Isidor wunderbar schön behandelt las. — Libussa am Mississippi von G. J. Kolar ist ein gehäbig breites, originalbares Gelegenheitsstück. — Klenroths Ideal machte keine andere Wirkung auf mich, als daß es mich an Hoffmann's Sandmann erinnert. — Trübselige Erinnerungen wurden in mir wach, wie Frühlingsodem wehte es mich an, als ich Carl Herloßsohn's Wanderlust las, ich griff nach dem Wanderstabe und wollte fort, doch draußen ist es Winter — Das Tagebuch aus Norddeutschland von Uffo Horn berührte mich unsanft durch seinen rohen, wegwerfenden Ton, den nicht die richtigste Ansicht bedingt — Nun zu den Gedichten; — da nenne ich vor allen Egon Eberts Romanzenkranz: Otto der Schütze, der mein Urtheil über diesen Dichter noch fester begründet, das also lautet: Deutschland habe in ihm einen der ersten Romantiker zu ehren. Abt Vogler von Moriz Hartmann ist ein Goldstein in diesem Buche; — junger Dichter, ich will deine Verse in meinem Terzinenhefte neben Chamisso schreiben. — Alfred Meißner's Heimkehr zähle ich zu den schönsten Gedichten; — finsterer, denkender Jüngling, dir ist die Poesie ein Kainszeichen —

Bring' ihnen nur der Dichtung Rosenkrone,
Sie drücken sie entblättert und beraubt

Der schönsten Blüthen, dir mit frechem Hohne
Als Dornenkrone auf das Haupt.

Friedrich Bach's Lieder hätte ich dann würdig gelobt, wenn ich sie eines nach dem andern wörtlich hersetzte. — Carl B. Hansgirg tritt mit seinem Sinn und Wort, ebenbürtig mit den genannten Dichtern in die Schranken. Über Uffo Horn's: Rose von Saron, steht mir kein Urtheil zu, da ich aus dem Fragmente nicht die Tendenz, nicht einmal den Plan des Ganzen ersehe, ich kann nur den schönen Versbau rühmen — und den meisterhaften Prolog dieses Dichters mit den herrlichen Versen herausstellen:

„Doch laß', wenn Duft und Blüthen schneien,
Der Gegenwart ihr frohes Lied —
Die, manchmal in der Flur des Maien,
Den Grabstein nicht vor Rosen sieht."

Lothar beschwört mit einer mächtigen Geistesformel böhmische Helden auf der Brücke zu Prag. — Ludw. Aug. Frankl bringt eine böhmische Sage und ein wahrhaft schönes venetianisches Genrebild, und theilt aus weil. Jos. Emon. Hilscher's Nachlasse unübertreffliche Byron'sche Lieder mit. — Joh. Gabr. Seidl besingt eine böhmische Volkssage und Siegfried Kapper bildet böhmische Volkslieder nach, unter denen das vom Mädchen an der Linde den Preis verdient. — Zum Schluß erschöpfende vaterländische Denkblätter von verschiedenen Verfassern. — Ungern vermißte ich in diesem Jahrbuch Kuranda und den jungen hochstrebenden dramatischen Dichter Joseph Rank. — Unter so günstigen Auspicien ist diesem Buche Glück und Fortgedeihen zu wünschen, da überdieß der Ertrag desselben dem Blindeninstitute und Kinderhospital in Prag gewidmet ist. — Die Ausstattung ist schön und die Umschlagvignette von Meister Führich's Hand.

Musikalisches Perspectiv.

(Drittes Concert der Sophie Bohrer.) Die junge Pianistin trug zuerst: Reminiscences de Robert le Diable, eine neue Composition von Liszt vor, mit welcher sie nicht recht durchgreifen konnte. Die Composition ist zu fragmentarisch und zu diabolisch, um auf rein menschliche, ästhetisch gebildete Gemüther mehr als eine spaßhafte Wirkung zu machen. In solchen manierirten Geistesbeschwörungsformeln lasse man bloß Liszt reden. Dagegen hat sie mit den übrigen Pieçen, als: Poème d'amour von Henselt, „am Kalvarienberg," von Lickl, und die Schwarzetasten-Etude von Chopin, vorzüglich aber mit der Don Juan Menuet-Phantasie von Thalberg sehr effectuirt. Ihre Mechanik ist ausgezeichnet, und bei Stücken, wo der Effect in diesem Theile der Künstlerschaft ruht, wie bei der letztgenannten Phantasie, muß die Fertigkeit einer Bohrer stets siegen. Spirituelles spricht sich bei ihr, wie bei allen Kindervirtuosen, wenig aus. Das gutbesuchte Concert ward durch die Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter verherrlicht.

Theatralisches.

Am 21. Jänner wurde zum Benefice des Veteranen Bayer in Brünn Gutzkow's: Schule der Reichen, bei vollem Hause gegeben. Der Beneficiant, Sir Thomson, spielte mit steigender Gluth von Anfang bis zu Ende. Von gleichem Eifer waren Mad. Binder, Thomson's Frau, und Hr. Binder, Harry, belebt. Das Stück fand allgemeinen Beifall, und dürfte sich noch lange auf dem Revertoir erhalten.

Neuroy's Mädl aus der Vorstadt ist auf der Pesther Bühne in die Scene gekommen und wurde beifällig aufgenommen, besonders gefiel der Komiker Rott in der Rolle des Schnoferl.

Aus der Modewelt.

(Die Parfumeriewaaren-Handlung „zum Storch," in der Bischofgasse) erzeugt die ausgezeichnetsten Odeur's, Potpourris, Crême's, Pomaden und Seifen ꝛc., wodurch sie sich immer mehr den ganzen Ruf bewahrt, welcher diese Handlung seit einer langen Reihe von Jahren zu dem besuchtesten Etablissement, sowohl der Damen- als der Männerwelt gemacht hat. Bei Gelegenheit des nunmehr begonnenen Carneval, dürfte es besonders den Damen erwünscht seyn, sich zu den Bällen und Soiréen mit dem herrlich duftenden Extrait à la Liszt und Thalberg, oder à la Crux, oder mit dem zauberischen Extrait aus Döbler's Blumensträußchen parfumiren zu können, und das Haar, durch die bewährten Eigenschaften der ungemein wohlriechenden China- und Äpfel-Pomade duftend und glänzend zu machen, so wie auch die ärgerlichen kleinen Härchen durch das unübertreffliche Bandoline sirateur festzubannen, und die Favoritchen in ihrer zierlichen Windung zu erhalten.

Eine gleiche Anempfehlung verdient der Perruquier Herr Mich. Gutt in der Seitzergasse Nr. 427, dem es gelungen, Haarlocken für Damen zu erfinden, die an Leichtigkeit und geschmackvoller Form alle bisher bestandenen Haarlocken übertreffen, und dadurch als vorzüglich genannt zu werden verdienen, da sie unauflösbar sind, und das Frisiren entbehrlich machen.

Omnibus.

(Amusantes.) Als mehre israelitische Bettler zu P** in das bereits sehr schadhafte Gemeindegefängniß (Käpel) gebracht worden waren, und dasselbe gar nicht geheizt fanden, sendeten sie den Gefängnißwärter zu dem Gemeindeältesten (Parnas) und ließen ihm durch diesen ankündigen, daß sie alle nach Hause gehen würden, wenn nicht ordentlich geheizt werde.

(Thieranekdote.) Ein vor wenigen Jahren in Wien verstorbener Lederhändler hatte eine Sammlung einheimischer Singvögel, die er selbst fütterte, darunter war eine blinde Lerche, die, wenn er sie bei Tag oder Nacht ansprach: „Lercherl sing'!" sogleich und voller Eifer Folge leistete. Als er starb und seine Leiche in der Stube stand, wo mehre Vögel waren, drängte sich die Lerche gewaltsam mit dem Verlust vieler Federn und blutrünstig gerizt, aus ihrem Drahtgitter. Man fand sie am Morgen auf dem Kopfe der Leiche sitzen, wo sie ununterbrochen sang, bis sie todt hinfiel.

(Fa forbici. Sie macht eine Scheere.) Die Entstehung dieses italienischen Sprichwortes soll auf folgender Begebenheit passirt seyn. Ein Neapolitaner hatte ein höchst zänkisches, geschwätziges Weib. Wo sie stand und ging schwatzte sie, ja sogar im Bette gönnte sie dem Uhrwerke ihres Mundes keine Ruhe. — Zur Verzweiflung gebracht, ließ sie ihr Mann an einem Stricke in den Brunnen hinab und rief: „Nun schweige oder ich tauche dich unter!" Sie aber ließ sich nicht irre machen und schwatzte. Er taucht sie bis an die Hälfte des Leibes. Sie schwatzte. Er versenkte sie bis übers Kinn. „Willst du endlich schweigen?" — Sie schwatzt. Endlich taucht er sie gänzlich unter, so daß nur noch zwei Finger von ihrer ausgestreckten Hand über dem Wasser sichtbar sind. Sie aber öffnet diese und schließt sie wie eine Scheere, um mindestens noch durch Zeichen zu ihm zu sprechen. Da sagte der Mann: „Es ist umsonst, Alles ist zu kuriren nur kein schwatzhaftes Weib!" und in sein Schicksal ergeben zog er sie wieder aus dem Brunnen heraus. Seitdem sagt man in Italien von einem Weibe welches das letzte Wort behält: Sie macht eine Scheere!

(Natürliche Blumen im Winter.) Ein ausgezeichneter Blumist gibt folgendes Recept zu diesem Behufes: Man wählt hiezu die vollkommensten Knospen, schneidet sie 3 Zoll lang ab und verpicht das Ende des Stängels mit Wachs; sind die Knospen schon etwas eingeschrumpft und runzlich, so wickelt man sie außerdem in Papier und gibt sie dann in eine trockene Büchse. Wünscht man nun die Knospen zur Blüthe zu bringen, so nimmt man sie Abends, schneidet das verpichte Ende ab und steckt sie so in ein Glas Wasser, worin ein wenig Salz oder Salpeter aufgelöst sich befindet, worauf man selbe Morgens als schönentfaltete, wohlduftende Blumen wieder findet.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Modebeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. K. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 16.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 5. Februar 1842.

Eine Ballfahrt über den Neusiedlersee.

Das winterliche Leben auf dem Hánság und in dem Erlwald des Neusiedlersee's ist ein ganz eigenes. Die ungeheure, bis nun nur wenig trocken gelegte Fläche des Hánság (schwimmenden Wasens) gibt alljährlich ein so erstaunliches Quantum Sás (rohrigen süßen Heues), daß es der Ökonomie eine unschätzbare Gabe der Natur ist. Aber diese Gabe muß auch theuer erkauft werden; ist es schon eine schwierige, ja oft lebensgefährliche Aufgabe, das Gras auf dem schwankenden Boden, der unter des Unvorsichtigen Füßen sich plötzlich öffnend, ihn mit mährchenhafter Gewalt hinabzieht in die schlammigte unergründliche Tiefe, abzumähen, zu trocknen und in Kegl zu schlagen, so ist es noch schwieriger, das gewonnene Heu auszuführen, und was die Sommerarbeit gewann, muß da in der Regel liegen bleiben, bis See und Morast so dicht gefroren sind, daß Schlitten, Roß und Ladung sicher und ohne Gefahr den Weg aus dem trügerischen Sumpfe betreten kann. Da herrscht denn auch ein reges, vielbewegtes Leben! Da sind Beamte und Wasenhüter meilenweit im Hánság vom heimathlichen Wohnorte entfernt, in Hütten von Erlstangen, Rohr und Sás gegen Sturm und Wetter geschützt, die die Theilung des Heues, Eigenthum der anliegenden Herrschaften, revidiren und die einzelnen Fuhren expediren; da wimmelt es von bespannten Schlitten und Bauern, und nicht eher wird das heimathliche trockene Land wieder betreten, bis nicht sämmtliches Heu ausgeführt ist; — daher trifft es sich oft, daß in gelinden Wintern, wo sich die dünne Eisdecke nicht mit der Last die sie tragen soll verhält, die im Sommer gewonnenen Heuschober liegen bleiben, und so oft in einer kurzen Zeit die Heufechsungen mehrer Jahre ausgeführt werden müssen.

Die Fechsung und Ausführung des gewonnenen Futters geschieht gewöhnlich in der sogenannten Theilung; die Unterthanen lassen sich nämlich herbei, die Fechsung auf den ihnen vorgewiesenen Strecken gänzlich auf einem der Herrschaft beliebigen Platz einzubringen, und erhalten dafür die Halbscheide derselben.

Wie bei der Ausfuhr des Futters, so steht es im Erlwald mit dem Holz, nur wenn es dicht gefroren hat; wird das Holz durch aufgenommene Bauer gefällt und ausgeführt; — wie dort die Wasenhüter und Beamten, sind hier Jäger und Förster beschäftigt, das Schlagen, Auffklastern und die Ausfuhr des Holzes zu leiten und zu überwachen. Diese Dienstespflichten gehören keineswegs zu den angenehmen, kein Wunder also, daß jeder darauf denkt, die Sache thunlichst zu fördern, und sich die Zeit in dieser traurigen Einöde so angenehm zu machen als nur immer möglich. In dem strengen Winter des Jahres 183⁸, erzählt mein ganz glaubwürdiger Freund, dem ich dieses Abenteuer nacherzähle, war auch ich auf die Heutheilung commandirt; meine Stationshütte war eine der entferntesten vom Herrschaftssitze; um die langen verdrießlichen Winterabende zu verkürzen, hatten wir täglich eine andere Hütte zur Zusammenkunft bestimmt, wohin sämmtliche Nachbarn, wie wir uns nannten, Achte an der Zahl, lauter kreuzfidele rüstige Bursche, zusammenkamen; des Hausherrn Pflicht war natürlich, seine Gäste bestens zu bedienen. Es fehlte keineswegs an den nöthigen Mitteln zur Bewirthung, in jeder Hütte gab es Karten, Wein, Speck, Fleisch, Paprika und Schinken, ja bis zur Punschessenz hatte es der Luxus gebracht; wenn die Abendstunden und mit ihnen die Dämmerung anrückte, glitten die Schlitten der Nachbarn herbei, unter fröhlichem Jubel und Trubel wurde oft bis Mitternacht gezecht, gespielt und gesungen, selbst die Guitarre fehlte selten, und öfter stampften wir beim Gebrumme des Dudelsackes ein Paar nationale Tänze herab, wobei oft ein Paar schmucke Dirnen oder Weiber, die mit den Fuhrleuten Heu zu laden kommen, sich verspäten und in den großen Hütten sammt ihren Pferden Unterkunft finden, mittanzten. Es ist ein pittoreskes Bild, in einer solchen Rohrhütte, in deren Mitte ein keckes Feuer lodert, so eine Gruppe zu sehen.

Wir mochten ungefähr drei Wochen im Hánság gehaust haben, und die Nacht, von der ich nun erzählen will, hatte ich meine Nachbarn zu bewirthen. Es war bitter kalt, ein heftiges Schneegestöber verfinsterte die ganze Gegend, so daß kein einziges Wachtfeuer einer Nachbarshütte zu sehen war; ein einziger Bauer mit seiner sechzehnjährigen Tochter Banna war verspätet im Hánság bei mir zurückgeblieben, und außer diesen und meinem Wasenknechte Jantsy, einen famosen Koch wenn es galt Speck zu braten und Gyulásfleisch zu bereiten, war ich allein.

„Die Herren kommen heute auch nicht," meinte Jantsy bei seinem Kessel beschäftigt.

„Sie haben auch Recht wenn sie bleiben wo sie sind," antwortete der Bauer, „wer mag nun bei Nacht und Schneegestöber herumfahren? weiß man denn, ob man sich nicht verirrt, und ins Rohr kommt, und von den verfluchten Rohrwölfen aufgefressen wird?

„Hoho!" rief Jantsy, „so dumm wird doch wohl keiner seyn, und sich von einer Hütte zur andern verfahren, und Rohrwölfe gibt's wohl genug, aber so weit gehen die Bestien nicht heraus, sie haben Rehe und Hasen."

„Nicht?" meinte der Bauer; „gestern sind mehr als hundert gesehen worden, und es ist keine drei Tage, so fand man ganz

nahe am Damme bei X... einen Jägersmann aufgefressen bis auf Stiefel und Flinte, aus den zerfetzten Kleidungsstücken konnte man den Eigenthümer nur mehr mit Mühe herausstudieren, und im Orte O... haben sie verwichene Nacht sechs Ochsen und zwei Pferde gefressen."

Während wir so hin- und herredeten trabten einige Schlitten daher, es waren die Nachbarn alle bis auf einen — der Lustigste unter uns, Lajós, fehlte.

Das Gyulásfleisch war köstlich bereitet, wir saßen auf Sásbündeln, wie kleine Divans gebunden, und schmauseten trefflich; die Tschutoras waren geleert, die Pfeifen verdampft, das Gespräch begann einsylbiger zu werden, die Herren Collegen fingen an auf die Rückfahrt zu denken, da tönte heller Glöcklein Klang, ein Schlitten rauschte daher, — es war Lajós.

„Laß sie nach Hause fahren und in die Bunda gewickelt auf ihren Heunestern die Nacht verträumen!" rief er, als die andern fort waren, und leerte ein Glas seines mitgebrachten Weines, dann fröhlich aufspringend rief er mich umarmend: „Die Schale löst sich, der Kern bleibt, sie mögen sich in ihre Hütten verkriechen, ich bleibe da, und wie sich meine Pferde angefressen haben, zum Confect sollen sie noch Brot in Wein getaucht bekommen, fahren wir weiter."

„Wohin denn?" stutzte ich.

„Nach K... hinüber auf den Ball!"

„Bist du toll?"

„Noch nicht, aber deine Zweifel an meinem Worte könnten es noch dahinbringen."

„Aber Bruder —"

„Aber Bruder, ein auserwählter Zirkel junger Frauen und schöner Mädchen warten dort unser, alle Honoratioren der ganzen Umgegend sind dort versammelt; und ich und du, die renommirtesten Tänzer auf drei Meilen in der Runde, dürfen nicht fehlen."

„Aber nimm die Weite des Weges."

„Ja, wenn wir um's Ufer herumfahren müßten, aber hui! geht es im Flug über das Eis des Sees und ehe eine Stunde vergeht sind wir im Hotel »zum Rohrwolf" in K..."

„Ja die Rohrwölfe," brummte ich.

„Sey nur ruhig, sonst möchte ich so groß seyn, dich ein Hasenherz zu schelten," entgegnete Lajós; „du hast dein Doppelgewehr und ich das meine, sind wir nicht Schützen? und José hat einen Csálán, unsere Pferde sind flink, wahre Rennthiere, und der Rohrwolf in K... nimmt mit unserer Börse vorlieb, und läßt uns, wenn nicht ungeschoren, doch ungefressen!"

„Und in dem Aufzuge," erinnerte ich, und deutete auf unsere wasserdichten Siebenmeilenstiefeln und Pelze.

„Brüderchen," entgegnete mein Freund, „ich denke auf Alles, ich war ja zu Hause, darum kam ich so spät zu dir und dem Gyulásfleisch, — in deinem Zimmer bin ich, du weißt es, wie in meinem — dort in deinem Reisesack auf dem Schlitten steckt dein ganzer Kram, dein Pariser Frack, Glacéhandschuhe, kurz Alles, selbst Schmuck und Geld — Bartpomade und Köllnerwasser."

»Ah wenn das ist! und eigentlich was soll ich dort? — ist Louise dort?"

»Ob sie dort ist! freilich, freilich, Zweifler, ist sie dort, ich habe ihr vorgestern schon Aviso gegeben, ich arbeite an deinem Vergnügen, sie harret dein wie die Braut des Geliebten nur harren kann."

Das war Magnet, das zog; ohne meine mündliche Antwort abzuwarten, commandirte Freund Lajós seinen Schlitten vor, mein Wasenknecht half uns hinauf, wir waren mit unsern Doppelgewehren versehen und hatten Munition genug, und Jantsy warf noch einige Rohrbüsche hinauf, die uns in der Noth als Fackeln dienen sollten, und im Galopp ging's davon.

„Weißt du aber auch den Weg genau, José?"

„Mit verbundenen Augen," versicherte der muthige Bursche. Wir hüllten uns in die weite weiche Bunda, und fort ging es im Flug, wir sprachen wenig und schmauchten ganz gemüthlich unsere Pfeifen.

(Schluß folgt.)

Wintergedanken.

(Schluß.)

Der Winter hat auch seine Feinde, wie jeder große Mann. Da gibt es Viele, die sagen, er müsse gar ein böser Mann seyn, weil er die Blumen nicht leiden könne. Andere halten ihn wieder für einen Sohn der Finsterniß, weil er das Land in die endlosen Winternächte einhülle, und den jungen Tag mit seiner leuchtenden Sonne gar nicht aufkommen lasse. — Aber die Blumen hat ja schon der Herbst, der trübselige Ritter vom Nebel, gemordet; der Winter findet bei seiner Ankunft nichts als entlaubte Bäume, Dorngesträuche und fahle Wiesen, und wirft mitleidig verhüllend seine weiße, blendend reine Schneedecke über die trostlose, verlassene Monotonie der Natur, und schmückt die kahlen Bäume mit gar zierlichen Schneelocken. Dann streut er am Himmel die glänzenden Sternlein aus, daß man fast meinen sollte, es wären die Geister der verstorbenen Blumen, die nun wie eine feurige Rosenguirlande den Busen der Unendlichkeit umgürten. Und die ihn lichtscheu und finster nennen, die haben gewiß noch keine Winternacht gesehen, wenn der Schnee unter den Füßen knirrt und das magisch-wunderbare Schneelicht wirft, und die goldenen Sternlein in stiller, heiliger Pracht herniederleuchten.

Aber dem Vorwurf der Härte und Grausamkeit kann der Winter nicht entgehen. Jener junge Mann zum Beispiel mag wohl wenig von den Freuden des Familienlebens genießen, der in später Nacht beim einsamen Studierlämpchen mit so heißer Inbrunst den kalten Ofen umarmt, dessen erlöschender Gluth er so gerne mit seiner innern, geistigen Flamme ein wenig auf die Beine helfen möchte. — Verwechsle nicht mit ihm jenen langweiligen, gähnenden Don Quixotte, bei dem sich schon das Junggesellige in unbestimmten Übergängen in's Hagestolze verliert, und der sich vergebens in allen möglichen Theatern, Kaffehhäusern und Tanzsälen herumschlägt, um die lange Weile, die ihn plagt, los zu werden. Dem ist die lange Weile seine erkorene Lebensgefährtin; sie verläßt ihn auch im Frühling nicht, sie begleitet ihn auf die Wasserpromenade und nach Hietzing, fährt auf der Eisenbahn mit ihm nach Baden, und folgt ihm getreulich auf seinen verschiedenen Irrfahrten bis in die Gärten der Tuilerien und in Brittaniens Nebelparadies.

Aber dort schau hin! ich bitte dich, dort! In jenem niedern, dumpfigen, kellerähnlichen Gemache siehst du vier arme, kleine, halbnackte Kinder, welche frierend auf dem kalten, bloßen Erdboden um ein kleines Feuer von glimmenden Holzspänen herumkauern,

das nur angezündet zu seyn scheint, um nach seinem Erlöschen die Kälte erst recht fühlbar zu machen. Wie sie an dem harten Rindchen Brot nagen, das der wohlbeleibte Mops der gnädigen Frau im obern Stocke bereits beschnüffelt und verschmäht hat! Und draußen tobt der Winter mit allen Schrecken seiner grimmigsten Laune, und die zerbrochenen, mit Papier verklebten Fensterscheiben können seiner Wuth nur geringen Einhalt thun. Niemand kommt, die verschämte Armuth in ihren Wohnungen aufzusuchen und zu trösten; denn Fastnacht ist es eben, und über den rauschenden Freudengelagen vergißt Alles auf die Thränen der Dürftigkeit, und ihre leisen Seufzer verhallen ungehört im Tusche der Trompeten! O ihr Reichen, denen das Leben den vollen Becher der Lust credenzt, nur einen einzigen Tropfen schüttet weg, und mit diesem Tropfen könnt ihr hier ein Meer von Elend und Bitterkeit versüßen! — Dort eilt ein einsamer Wanderer über die beschneite Haide. Ein Krieger ist es, der nach langer Abwesenheit Urlaub bekommen hat, um die Weihnachten in seiner Heimath zu feiern. Schon winkten ihm von ferne die Lichter seines Dorfes. Nur eine halbe Stunde noch, und er schließt Mutter und Schwester in die freudezitternden Arme! Aber immer finsterer bricht die Nacht herein, der tückische Nordwind treibt ihm eisige Schneewehen ins Gesicht; er kann nicht mehr Weg und Steg unterscheiden; und eine Müdigkeit und ein Schauer überschleicht ihn — halb bewußtlos stürzt er in die Schneeschlucht neben dem Wege. Vergebens versucht er sich aufzuhelfen, seine Kräfte schwinden, seine Sinne verlassen ihn, er sinkt immer tiefer in den weichen Schnee hinein — immer tiefer — tiefer — — —. Da finden ihn am Morgen die Bauern, wie sie zur Kirche gehen. Es kommt der Vater, und blickt mit stummer Jammermiene auf den todten Sohn. Die alte Mutter wankt herbei, auf ihre Krücken gestützt, und geführt von ihrer ältesten Tochter. Und wie sie die bleichen, geliebten Züge erschaut (o trauriges Wiedersehen!), da sinkt sie lautweinend nieder, hebt das frostig-starre Haupt des Lieblings empor, und drückt es mit den welken Händen an das treue Mutterherz. Mit langen, schmerzlichen Zügen hängt sie an seinen kalten Lippen, als wollte sie ihm den Athem ihrer eigenen Brust einhauchen. Da wirft die sonst so fromme Frau einen bitterfragenden, vorwurfsvollen Blick zum Himmel auf — und oben schwebt die Weihnachtssonne so klar, so ruhig, so voll stiller Majestät, als wäre nichts vorgefallen da unten auf der Erde. — O Winter! Winter! was bist du für ein Tyrann!

August Fischer.

Feuilleton.

Provinzial-Correspondenz.

(Marburg.) Fand der Schluß eines vorigen Berichtes die literärischen Notabilitäten unserer Stadt in voller Thätigkeit, so mag mein heutiges Schreiben sich an den gewaltigen Freudenspender, der in unserem lieben Vaterlande, wo sich der Frohsinn der Wenden mit der Gemüthlichkeit der Deutschen paart, so mächtig als irgendwo herrschet — an den lieben Fasching halten und mir eine kleine Revue seiner bisherigen Leistungen gestatten. Die drei nachbarlichen Städte Marburg, Pettau und Feistritz bilden in dieser Beziehung seit langer Zeit eine fröhliche Trias eigener Art, die Gesellschaftsbälle der einen sind immer das muntere Stelldichein aller Tanzlustigen der beiden andern Städte, und so kann der Fremde, welcher dem ein oder anderen dieser Bälle beiwohnt, wohl manchmal unwillkürlich staunen über den zahlreichen, mit der muthmaßlichen Bevölkerung in keinem Verhältnisse stehenden Besuche, vor allem aber über die schönste weibliche Blumenausstellung, in welcher Anmuth und Grazie wohl selbst den finstersten Menschenfried heiter stimmen könnten. Der große Schätzenball zu Pettau (12. Jänner) gewann auch heuer wieder den Preis des Vergnügens. Eleganz und Frohsinn, und eine gewisse Geselligkeit, die ein halbtausend muntere Menschen wenigstens für Eine Nacht als Eine Familie darstellt, bilden von jeher das Charakteristische der Pettauer Unterhaltungen. Mit den Bällen gleichzeitig bewegt sich wacker das geistige Leben auf unserer städtischen Bühne. Herr Sieger gab ein mit gerechtem Beifalle aufgenommenes Concert auf der Physharmonika. Herr Regisseur Osinsky entwickelt viel lobenswerthen Eifer und das Repertoir der letzteren Zeit enthielt manches gerne Gesehene. Darunter: „Parteiwuth" von Ziegler, „Wer wird Amtmann," und „Dienstbotenschaft" von Kaiser, „der Müller und sein Kind" von Raupach, „der falsche Schlüssel," von Vogel, und „Robert der Teufel" durch treffliches Zusammenwirken des ganzen Personales erfreuten; das „Maskenfest in Florenz" von Scribe den Eifer des wackeren, keine Kosten scheuenden Directors Maier glänzend bewies; „das Recept zur Goldmacherkunst" von Kaiser, „das Marmorherz" von Haffner, „die verhängnißvolle Faschingsnacht und die „beiden Nachtwandler" von Restroy dem wirklich schönen Talente und unermüdeten Streben unserer beiden sehr beliebten Komiker Weiß und Preschl im geregelterten Maße die Gunst des Publicums erwarben. Von fremden Bühnen gastirten hier Herr Müller und Dlle. Wallis vom städtischen Theater in Klagenfurth. Ersterer war glücklicher als Freiherr von Emerling in der gefährlichen Tante, denn in der zu gewagten Doppelrolle des Carl und Franz Moor in Schiller's „Räubern," ein Unternehmen, das selbst bei den größten dramatischen Künstlern eine kalte, ja völlig widrige Wirkung macht. Dlle. Wallis fand eine freundliche Aufnahme als Goldschmieds Töchterlein, und als Maria in Gutzkow's Werner. Über Terpsichorens Triumphe nächstens mehr.

Musikalisches Perspectiv.

(Abschiedsconcert des A. Rubinstein.) In diesem Concerte, welches ehevorgestern im Musikvereinssaale bei sehr zahlreichem Zuspruche Statt fand, lernten wir den Concertgeber noch von der nicht uninteressanten Seite kennen, und zwar wie er Clavierconcerte mit Orchesterbegleitung spielt. Er trug nämlich nebst einem Mendelssohn'schen Scherzo, welches nicht besonders angesprochen hatte, dann einer Herz'schen Ballade und der Mozart'schen Gigue, welche beide Pieces auf stürmisches Begehren wiederholt worden sind, ein Concert von seinem Lehrer Hrn. A. Villoing vor, das sich weder im ersten noch im zweiten Satze einer lebhafteren Theilnahme erfreuen konnte. Diese Piece ist in Field'scher Manier, gehalten, allein sehr farblos. Der Effect beruht lediglich auf verbrauchten Clavierpassagen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser kleine Virtuose auf einer Stufe technischer Vollendung steht, die sich Viele zu ihrem höchsten Ziele auserkoren, und hundert Andere gar nie erlangen werden. Deßhalb läßt uns auch Rubinstein die gegründetste Hoffnung zurück, daß wenn sich seine Innerlichkeit zu einem gleichen Grade künstlerischer Ausbildung potenzirt haben wird, wir ihn als einen der vorzüglichsten Clavierkünstler wieder erblicken. — Die Ausfüllungsnummern bestanden in einem von Dlle. Schwarz sehr zart gesungenen Liede: Elfengesang, componirt von Hrn. Randhartinger, welches beifällig aufgenommen wurde, dann in Variationen für die Violine, höchst mittelmäßig gespielt von Hrn. Wilkoszewsky, und Variationen für das Violoncell, vorgetragen von Gustav Schütz, einem Schüler des Hrn. Professor Merk.

Industrielles.

Hr. Henry Kirk, Großhändler in London, hat eine künstliche Schlittschuhbahn erfunden, und in den großen Localitäten, die unter dem Namen von „Jenkin's Kinderverpflegungsräumen" bekannt sind, bereits eröffnet. Die eine dieser Bahnen mißt 500 Fuß in der Länge und 110 in der Breite, und ist mit scenischen Vorrichtungen von dem Maschinisten des Convent-Garden-Theaters, Hrn. Broadwell, versehen. — Diese künstlichen Eisböden haben ganz das Ansehen und die Eigenschaft des natürlichen Eises, so zwar, daß man dieselbe mit gewöhnlichen Schlittschuhen wie auf

einer wirklichen Bahn befahren kann, und ehestens eben sowohl Schlittschuhzimmer wie Billardzimmer haben wird.

Das „Pesther Tageblatt" bringt in seinen letzten Nummern nachfolgenden Brief des Hrn. Kirl an einen Geschäftsfreund in Pesth, den wir im Auszuge den Lesern mittheilen:

„Sie werden sich über mein langes Stillschweigen beklagen, aber die Erfindung, die ich endlich mit Gottes Hilfe realisirt habe, hat letzthin alle meine Zeit in Anspruch genommen. Ich weiß nicht, ob in dortigen Zeitungen etwas von dem mit künstlichem Eis bedeckten Teiche, welcher in London in einem Saale des Hrn. Jas Kins in New-York zu sehen ist, erwähnt wurde, und will Ihnen also eine kurze Beschreibung davon geben. Ich habe den Fußboden des erwähnten Saales mit einer künstlichen zolldicken Eisrinde überzogen, und die besten Figurenschleifer Londons aufgefordert, darauf Schlittschuh zu laufen, und ich kann Sie versichern, daß viele Tausende, und darunter Männer vom höchsten Rang und Ansehen, die es versucht haben, und daß der Erfolg bei weitem ihre Erwartung übertroffen hat. Prinz Albert und die Königin ließen mir heute sagen, daß sie nach ihrer Rückkunft von Windsor den Teich in Augenschein nehmen werden, und wie mich mehre Lords aus dem Gefolge der Königin versicherten, wünschten Ihre Majestät in Ihrem eigenen Pallast einen derartigen Apparat zu besitzen. Auch adoptirt das Gouvernement die Erfindung für die öffentlichen Collegien des Königreichs."

In Philadelphia in dem Hause des Professors der Chemie Hrn. Thornton erregt so eben eine neue Spiegelgattung, womit derselbe die Wände und den Plafond eines Saales bedeckt hat, die Bewunderung der Einheimischen und Fremden. Die Substanz besteht aus einer metallischen durchsichtigen Flüssigkeit, die auf eine mit Plattzinn bedeckte Platte gegossen wird, und nachdem sie kalt geworden, die Eigenschaft der feinsten Glasspiegel besitzt, und bei Beleuchtung eine wahrhaft magische Einwirkung auf den Beschauer hervorbringen soll.

Literarisches.

In der Buchhandlung Pfautsch und Comp. — welche im Vorbeigehen gesagt, seit ihrem Entstehen durch den Verlag werthvoller Werke dem In- und Auslande sich bemerkbar macht, — ist die erste Lieferung einer kleinen Schrift erschienen, betitelt: „Recueil de lectures intéressantes," höchst empfehlenswerth für Jene, die nach Erlernung des theoretischen Theiles der französischen Sprache in das Verständniß derselben tiefer eindringen und im richtigen Ausdrucke sich üben wollen. Die hier gesammelten Anekdoten, Apophthegmen, Witzworte und Calembourgs sind theils durchaus neu, theils weniger bekannt; und nach Durchlesung des Büchleins wird man sich überzeugt finden, daß darin mehr Stoff zur Erkenntniß des Genius der Sprache liegt, als in mancher großen Anthologie. Verfasser ist Professor J. B. Hofstetter, der, wie bekannt, mit gleicher Gediegenheit im Englischen und Polnischen, wie in der Sprache der Franzosen sich bewegt.

Ueber die Sanscritsprache.

Bei dem jetzigen Flore dieser Sprache in Deutschland wird es den Lesern nicht unangenehm seyn, etwas Näheres über sie zu erfahren. Zu viel ist über die Sakontala gesprochen und geschrieben worden, daß nicht Mancher begierig wäre, an ihre Quelle zurückzugehen. Fünfzig Jahre sind es erst, daß zu Rom die alphabeta indica herausgegeben wurden; in England wurde zuerst der Eifer für die schöne Braminenliteratur und die vollendetste Sprache des Orientes rege und darf uns das wundern, wenn wir bedenken, daß viele Millionen, die den Schatz dieses Idioms besitzen, unter brittischem Scepter stehen? Hier gab zuerst Wilkins seine Sanskritgrammatik dem Publicum in die Hände; sie war das erste, in Europa mit Devanagari-Lettern gedruckte Buch. Kurz vorher hatten Colebrooke zu Calcutta und Carey zu Serampoor ihre Werke über die heilige Sprache, in der die Vedas geschrieben sind, angekündigt; ersteres ist ungemein selten geworden, obwohl 46 schon 2 Auflagen, immer in 10 Jahren, erlebte; die zweite zu London 1815, in Folio, wie die Originalausgabe; die dritte zu Calcutta wieder 1825, ebenfalls in Folio; Carey's Grammatik, in Quarto, ist nach indischen Quellen verfertigt und jetzt selten mehr in Deutschland zu finden. Den Vater der Sanscritliteratur in Oesterreich dürfen wir Ottmar Frank nennen, der sein Werk unter dem Druckorte Wien 1823 herausgab, wie auch August W. v. Schlegel, der während seines Aufenthaltes in Wien dieser Sprache sehr viele Liebhaber zuführte. Ein neuer Eifer für Kunst und Wissenschaft war emporgelodert; man liebte wieder, was deutsch war; mit Enthusiasmus debattirte man über seine Muttersprache; wie mußte also der Ausspruch August von Schlegel's, die germanische Sprache sey ein Ausfluß der altindischen, aufgenommen werden! Viele große Geister ließen sich von den Schwierigkeiten nicht abschrecken, eine ausgestorbene Priestersprache zu studieren, besonders als es später evident wurde, daß das Prakrit innigst an seine Mutter sich anschließe. In diese Periode fällt die Blüthe der Sanscritliteratur bei uns; Originaltexte wurden edirt, lateinische Versionen davon geliefert, kritische Noten beigegeben und deutsche Übersetzungen trugen nicht wenig dazu bei, das Sanscrit beliebt zu machen. Bohler trat mit seinem „alten Indien," Schlegel mit der „indischen Bibliothek," Frank mit der „Vjasa" auf; jedes dieser Werke fand ein zahlreiches Lesepublicum. Im Jahre 1830 fand es Abelung schon nöthig, ein Handbuch der Sanscritliteratur zu edirten, das bedeutend vermehrt 1837 zu St. Petersburg neu in's Leben trat. Die Beziehungen des Sanscrit zu andern neuern Sprachen wurden zur Gewißheit, als seine Mutter fand man die uralte Lerd auf, welches in neuerer Zeit durch Burnout und Olshausen blüht. Das Neuperüsche, insofern es nicht aus dem Arabischen borgt, ist verwandt mit seiner Nachbarsprache; Durbar wies die Ähnlichkeit der Structuren im Griechischen, Lateinischen, Gothischen und dem Sanscrit nach; Kuhner in neuester Zeit weist hin auf die Göttermundart der alten Inder; aber vorzüglich sollte jeder Slave, der seine stolze, schöne Sprache verehrt, mit Vergnügen die Gewißheit erfahren, daß der größte Theil der Slavensprachen eine beinahe reines Sanscrit sey. Dorn und Antor haben in dieser Hinsicht schätzbare Werke gegeben. Der abenteuerliche Vallarcz hat die Sanscrit auch auf seine nebelige Insel hinübergezogen in seinem Lexikon der Kirecotensprache, und warum sollte er nicht Glauben finden?

Einen Mann muß ich da mit inniger Verehrung nennen, es ist Franz Bopp. Was Deutschland diesem verdankt, wird es nie genug würdigen können. Möge er lange noch zum Heile der Wissenschaften blühen und glänzen! Ein würdiger Nacheiferer, tritt Lassen in seine Fußtapfen; nicht lange haben wir mit Ehrfurcht vor seinen Riesentalenten sein Werk über das Prakrit erhalten. Schlegel ist zu einem hohen Alter herangereift, aber immer noch umfaßt er mit Liebe das Studium des Alt-Indischen.

Und wieder ist es ein Mann, bei dessen Namen jedes Herz freudig schlägt und bebt, der das Sanscrit unter seine mächtigen Schwingen nimmt, es ist der geniale Rückert! Er bildet den Schlußstein meiner kurzen Skizze, aber eine Welt von Kenntnissen liegt in seinem Geiste und immer kräftiger wird sie ihre Strahlen in das Reich der Deutschen senden!

Omnibus.

Greisen von 60 Jahren erlaubte ein mexicanisches Gesetz, sich zu berauschen, eben so einer Frau, wenn sie Großmutter geworden war.

(Moderne Todesart.) In New-York hat sich abermals ein junges Mädchen zu Tode geschnürt.

(Neuer Postzug.) Letzten Donnerstag kam die „Phänomena" mit ihrer Weihnachtladung von Norwich in London an. Sie wurde von 6 stattlichen „Grauen" gezogen, welche alle Herr Thomas Wiggins auf eine Weise regierte, die der ersten „Peitsche" Ehre gemacht hätte. Er ist auf dieser Straße der erste, der ein solches Unternehmen wagte.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Samstag, mit vielen artistischen und Modebeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 17.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 7. Februar 1842.

Tag und Nacht.

Ich weiß nicht, iſt der Tag der Vater,
Und iſt die Nacht ſein Töchterlein?
Wie mag das Kind des blonden Vaters
Nur gar ſo rabenlockig ſeyn? —

Er iſt ſo laut, ſo lebensluſtig,
Sie iſt ſo ſtill, ſo lebensmüd';
Die Wehmuth blickt aus ihrem Auge,
Indeß der Muth aus ſeinem glüht.

Er iſt in dieſer Welt zu Hauſe,
Er liebt das Trachten, liebt das Thun;
Sie iſt zu Haus in jenen Welten,
Sie liebt das Schmachten, liebt das Ruh'n.

Er ſchenkt uns Wein aus gold'nem Becher,
Sie reicht uns Mohnſaft in Kryſtall;
Er ſagt uns: „Überall iſt Leben!"
Sie ſagt uns: „Tod iſt überall!" —

Gut, daß ſie, ohne ſich zu finden,
Vorüber aneinander zieh'n,
Sonſt müßt' er ſich der Tochter ſchämen, —
Sie — weinend vor dem Vater flieh'n! — —

Doch iſt die Nacht vielleicht die Mutter,
Und iſt der Tag ihr Sohn wohl gar?
Wie kam's dann, daß die düſt're Mutter
Solch' einen munt'ren Sohn gebar? —

Wie ſog aus ihrem keuſchen Buſen
Er dieſen Lebenstaumel ein? —
Wie kann, was Schmerz in ihren Augen,
In ſeinem wildes Feuer ſeyn?

Wie kann, wenn ſie den Witwenſchleier
Schwermüthig über's Haupt ſich zieht,
Im blauen Feſtkleid er, als Freier,
Hintanzen lieb- und luſtentglüht? —

Wie kann er's, wenn ſie matt entſchlummert,
Mit roſigheit'rem Lächeln ſeh'n,
Und ſich das Haupt mit Blumen kränzen,
Worauf noch ihre Thränen ſteh'n? —

Gut, daß ſie, ohne ſich zu finden,
Vorüber aneinander zieh'n;
Sonſt müßte ſie des Sohn's ſich ſchämen,
Und er die Mutter ſpottend ſieh'n!

Joh. Gab. Seidl.

Eine Ballfahrt über den Neuſiedlerſee.

(Schluß.)

Wir waren länger als eine Stunde gefahren. »Lajós!" ſprach ich, „wir ſollten jetzt ſchon am Ufer ſeyn."

„Wir müſſen;" antwortete er, „was ſagſt du, José?"

Aber der ſchüttelte gar ernſt die ſpecktriefenden ſchwarzen Locken und ſprach: Meine lieben jungen Herren mir ſcheint wir haben den Weg verfehlt."

Da tauchte der Mond aus den Wolken und ſchien hell und klar auf unſere Bahn, eine unabſehbare Eiswüſte.

„Wir ſind zu weit links," meinte José und ließ die Pferde im gemäßigten Trabe eine lange Weile gehen, während er Pfad und Sterne, oft der einzige Führer, prüfte; dann riß er ſie raſch rechts hinüber und mit kräftigem Hiebe brachte er ſie wieder in Galopp.

»So zum Teufel wo ſind wir denn?" brummte ich aus meiner Bunda hervor.

„Ich glaube mitten auf dem See, nach dem Welleneis *) zu urtheilen," erwiederte José ganz phlegmatiſch.

Da donnerte es unter uns und neben uns, die Pferde ſtanden die Ohren ſpitzend wie eingewurzelt, und José ſchüttelte, ein Kreuz ſchlagend, das Haupt, — es war eine Salve von mehr als hundert Bomben, ein Schlag, als berſte die Erde — nein, die ganze Eisdecke des Sees unter uns, und der vermeintlich feſte Boden wankte im unterirdiſchen Nachrollen des Donners wie bei einem alles verſchüttenden Erdbeben.

„Der See hat ſich Luft gemacht!" rief José um vieles wieder muthiger; und ſo war es, der See, der räthſelhafte unergründliche See, gefeſſelt von des Eiſes Banden, hatte ein gewaltiger Rieſe aufgeathmet aus der tiefſten Tiefe, der Bande des Winters zürnend dem gepreßten Herzen Luft gemacht, er war, wie er immer in ſtrengſter Kälte thut, wenn das Eis ihn gänzlich deckt, geborſten, mit gewaltigen Riſſen hatte er die Decke zerſprengt.

»Und was jetzt?" fragte ich etwas beklommen als der letzte Donner unter dem Eis verhallte.

„Wir fahren in Gottes Namen weiter," erwiederte Lajós, zum Bleiben iſt's da nicht, wenn wir nicht erfrieren wollen; wären wir auf einer Haide, ſo könnten wir allenfalls vom Rohrheu und unſerm Schlitten ein Feuer anmachen, aber wir ſtehen auf mitten See; hollah, José, die Braunen friert, laß ſie ausziehen!"

Die aber ſtanden mauerfeſt und ſchüttelten die Ohren, denn vor ihnen gähnte ein breiter Eisſprung ſie an, in deſſen Kluft der Mond hell leuchtend drang.

*) Wie die Wellen nach und nach zu Eis erſtarren, bilden ſie kleine wellenförmige Eishügel.

„Br! Br!“ rief Joſé und ſchwang die Peitſche, wie Gemſen ſtellten die klugen muthigen Pferde die Füße zuſammen, und ehe noch der Peitſchenſchlag ſie traf, ſetzten ſie über den Sprung, ob auch aus unendlicher Tiefe die klare Welle ſie begrüßte, und huſch! war der Schlitten hinüber *), da deckten trübe Wolken die freundliche Himmelsleuchte, es wurde finſter, und ſelbſt Joſé unſer unerſchrockener Kutſcher, zweifelte an der glücklichen Weiterreiſe. —

Es mag ein herzbeklemmendes Gefühl ſeyn, ſich in Nacht und Nebel auf öder Haide zu verfahren und man iſt doch auf feſtem Grunde; aber inmitten des Sees ſich zu wiſſen, abgekommen von der ausgeſteckten Fahrbahn, auf einer Eisdecke ſich herumtummeln, die oft ſo trügeriſch und dünn iſt, wo wärmere Stellen des Waſſers ſich befinden, daß ſie kaum eines Knaben Gewicht ertragen würde, und dann auf die Frage: wo ſind wir? des Kutſchers reſignirende Antwort erhalten: „auf dem See!“ das iſt mehr als Harlekinsſprung.

„O Istenem! istenem!“ jammerte Joſé und ſuchte ſeine Pferde, die plötzlich ſich ſeitwärtswendend unbändig auszureißen begannen, auf den alten Fahrweg zu bringen.

Da war kein Zügel, keine Fauſt mehr mächtig, die wohl ſchon ermüdeten, aber todtängſtlichen Thiere zu leiten oder zu halten, wildſchnaubend flogen ſie dahin, ungehorſam dem Ruf ihres Lenkers und ſeiner Peitſche.

„Was gibt's denn wieder.“

„Ach Herr,“ erwiederte Joſé, „die Pferde ſchmecken Wölfe! wenn wir nur jetzt auf rechtem Pfade ſind!“

„Wölfe, Wölfe?“ ſchrie nun auch Lajós und griff ſeinen Leichtſinn vergeſſend um's Gewehr.

Und immer haſtiger jagten die Pferde mit wildemporgeſträubten Mähnen und weitaufgähnenden Nüſtern, und immer mehr Gebete murmelte Joſé, und immer mehr Flüche donnerte Lajós über ſeinen Leichtſinn, mit dem er auch mich in's Verderben geriſſen, ich aber ſetzte mich mit dem Rücken an den Kutſcher, hielt mich ſchußfertig, und ſah ins dunkle Schneegeſtöber, und hörte ein Geheul und Gebell wie das der Rohrwölfe, dieſer wüthend hungerigen Beſtien, die Roß und Reiter bis auf Stiefel und Hufeiſen freſſen, und noch mehr flogen die Pferde, — da riß wieder der Wolkenſchleier und im hellen Mondlicht ſah ich auf der ſilbernen Eisſteppe hinter uns eine Rudel von wenigſtens 25 oder 30 im raſchen Sprunge nachfliehender Wölfe.

„Lajós!“ rief ich mit einem Tone, als packten mich der Unthiere Klauen ſchon an der Gurgel, „ſetze dich zu mir und ziele gut.“

„Brüderchen,“ antwortete der leichtſinnige Kumpan, „der Ball gleicht noch alles aus!“

„Ich wollte du ſäßeſt ſammt deinem Ball wo der Pfeffer wächſt!“ murrte ich.

„Und Louiſe?“

Jetzt war die Rudel nahe genug, ich drückte beide Läufe ab, die Beſtien reſpectirten die Salve, ſie ſetzten ſich etwas nieder, wie es ſchien, und wir hatten einen ſo weiten Vorſprung, daß wir unſere Flambeaux anzünden, und ich ruhig laden konnte; ob der Doppelſchuß die Wölfe zurückhielt, ob ſie beſchäftigt waren, ihren vielleicht getödteten Cameraden geſchwind aufzuzehren, ich weiß es nicht, kurz, Joſé war im Stande, den Zügel der Pferde etwas anzuziehen und ſie in Schritt zu bringen, aber kurz war die Freude, die fürchterlichen Feinde kamen wieder näher, da ſtürzte ein Pferd wie todt zuſammen, der Schlitten wie eingewurzelt, wir warfen den Wölfen die brennenden Rohrbüſchel entgegen, und während ſie ſtutzend und halb zur feigen Flucht gewendet, uns die Zähne wieſen, ſchoſſen wir beide mit glücklichem Erfolg unſere Doppelgewehre ab, da bäumte ſich das zweite Pferd wild, und riß mit Rieſenkraft den gefallenen Cameraden auf, ein Seitenſprung, noch ein Flug von etwa 100 Schritten, bei dem die letzte Anſtrengung, die ihnen die Todesangſt eingejagt hatte, allein wirkte, da krachte das Eis, der Schlitten ſank auf meiner Seite, es griff mir vernichtend und erwürgend an die Gurgel, ein eiskalter Waſſerſtrahl ſpritzte mir ins Geſicht, ich ſank bewußtlos unter das Eis. —

Aber auch ein Pferd ſteckte bis an den Bauch im Eiſe und hielt das Fuhrwerk auf, Joſé und mein Freund hatten mich mit Blitzesſchnelle und Gigantenkraft wieder hervorgezogen. Wir waren, kurz geſagt, nahe dem Ufer; ein großes Loch, das die Fiſcher ihres Gewerbes halber einige Tage zuvor in das Eis gehackt hatten, war nur dünn überfroren, borſt unter unſerer Laſt, der Schlitten ſank auf meiner Seite, und wie ich hinausſtürzte, zog die Kuſſe desſelben meine Bunda, die feſt um den Hals geſchürzt war, und mich mit halbem Leibe in das Waſſer, daher die erwürgende Kraft an meiner Kehle. Ein Glück, daß der See hier ſeicht zu werden anfing, und ein Pferd, der Schlitten und meine Gefährten auf feſtem Eiſe ſtanden; wir brachten den Schlitten bald in Ordnung — wir hörten Hundegebell, Glockenſchlag und des Nachtwächters Ruf vom nahen Geſtade, und in 10 Minuten waren wir in K..., wohin uns ein höheres gnädiges Geſchick im Zufall leitete.

Ein Glas Punſch — und wir waren im Stande Toilette zu machen, nach Mitternacht traten wir in den hell erleuchteten Saal, Louiſe — meine Louiſe hatte ſich eben vom Tanze ermüdet an der Seite eines ſchönen Officiers auf ein Canapee niedergelaſſen, und war ſo im Händedruck und traulichſten Geſpräch verwickelt, daß ſie erſt nach meiner dritten Verbeugung mich bemerkte.

„Sie hätte ich heute nicht mehr hier erwartet,“ flüſterte ſie endlich in peinlichſter Verlegenheit, und das glühende Geſichtchen war noch tiefer überpurpurt.

„Ich ſehe, mein Fräulein,“ erwiederte ich kalt, ſtürzte mich in einen tollen grand Galopp, tanzte wie ein von der Tarantel Geſtochener wahnſinnig bis des Tages erſtes Licht der Kerzen Schimmer verbleichte, und gewarnt von der Gluth der Liebe und dem Eiſe des Sees traten wir bei dem erſten Strahl der Sonne auf der ausgeſteckten Bahn die Rückreiſe an, ich mit dem feſten Entſchluſſe mich eher noch einmal bei Nacht und Nebel dem ehrlichen Joſé auf einer Fahrt voll Schreckniſſen anzuvertrauen, als einem weiblichen Herzen.

Joſé und ſeine Braunen hatten ſich ganz erholt, er hatte ſich und ihnen auf unſer Geheiß nichts abgekargt, und der Rohrwolf in K..., der Ballgeber nämlich, that ſein Möglichſtes, um ſeinem Schilde keine Unehre zu machen. F. B.

*) Das Überſpringen der ſogenannten Eisgahrenkik bei dieſen Pferden etwas gewöhnliches, darum ſind auch die Stränge länger, und keine Deichſel am Schlitten.

Briefe eines Misanthropen über neue Erfindungen.

IV.

Reisen — ein literarisches Handwerk.

Dem Scharfsinn einiger Zeitgenossen verdanken wir eine ganz neue Art von Reisebeschreibungen, welche unter den Titeln: „der fahrende Novellist, Erlebniß-Novellen, Klatschrosen“ ꝛc. die Leipziger Messe zu Tage fördert. Wie die ältern Reisebeschreibungen beschaffen sind, ist dir wohl bekannt; doch dürften vielleicht Wanderbücher der neuen Gattung dir noch nicht zu Gesicht gekommen seyn, daher ich dir ihre Besonderheiten schildern will, und zwar auf genetische Methode. Denke dir einen jungen Mann mit Schnur- und Knebelbart, mit Sporn und Reitgerte, auf dem Haupte im Winkel der Ellyptik eine fast officierliche Negligeekappe. Dieser Mann muß nach meiner Vorstellung im Kaffehhaus jahrelang seine Zeche schuldig bleiben, dann wegen unbilliger Forderungen durch einige Monate schon einmal im Hause der Passiva eine Naturalwohnung erhalten haben und zur Vollständigkeit meines Bildes gehört noch, daß er wegen Zwischenträgereien und etwaigen rohen Recensionen geprügelt wurde. Überhaupt muß besagtes Individuum durch Schreien, Lärmen, Poltern und Schimpfen den Ruhm einer gewissen Genialität sich erworben haben. Erwähnter Verühmtling geht zu einem Buchhändler und trägt demselben ein literarisches Reisebuch zum Kaufe an, das zwar nicht geschrieben ist, aber geschrieben werden könnte. Der Geburtshelfer des Geistes erwartet ein schon fertiges Manuscript, wobei sein Gesicht einen möglichst freundlichen Faltenwurf an den Tag legt. Der Musensohn erklärt dieses Mißverständniß und berichtet, daß von dem Buch noch keine Zeile existirt. Dieß hört der Bücherkrämer, springt von seinem belederten Pythiasitze auf, retirirt sich hinter denselben und macht mit den flachen Händen eine abwehrende Bewegung gegen den Jünger der Literatur; dabei verlängern sich vor Schreck die buschigen Augenbraunen und ziehen sich mächtig in die Höhe, so zwar, daß sie die Gestalt eines altdeutschen Fensterbogens annehmen. Aber durch derlei Mienen und Geberden läßt unser Paladin von der Feder sich weder aus den Sattel heben, noch in irgend eine Verlegenheit bringen; er hat zu Nacht gegessen mit Geipenstern, und vollgesättigt ist er mit Entsetzen. Er sieht ein, daß vom Admiral der Lettern kein Darangeld zu erwarten ist, und meint nun, er sey nur gekommen, zu fragen, wie theuer der Herr N. solche Verlagsartikel zu bezahlen pflege. Darauf erwiedert der Krämermund, der sich einbildet keiner zu seyn, umgeben und halb verklärt von der ersten Morgendämmerung eines sanften, wunderliebslichen Lächelns, daß er solche Waare mit 5 Ducaten per Bogen zu bezahlen pflege, wenn sie recht picant und mit Persönlichkeiten gepfeffert sey. Nun empfiehlt sich getröstet der Buchmacher; z m Abschied schauen beide einander halb freundlich, halb höflich an, mit etwas mißtrauischen Blicken, ungefähr wie zwei Wegelagerer, welche sich im Wald begegnen, wo Einer von dem Andern gern seinen Vortheil ziehen möchte. Nicht lange Zeit nach diesem Gespräch, in einigen Tagen, packt unser Romanheld seinen etwaigen Vorrath an Wäsche und Kleidungsstücken in einen kleinen Koffer, füllt denselben noch völlig mit Papier und Federn und fährt am kommenden Posttag über die Gränze nach der nächsten Residenz. Hier angelangt, besucht er Theater, Kaffehhäuser, sucht in literarische wechselseitige Lobrenten-Versicherungsanstalten eingeführt zu werden, macht Ausflüge in die nächsten Umgebungen und verlebt seine Tage auf die angenehmste Weise. Alles was er sieht und hört wird aufgeschrieben; dabei werden gelegentlich alte, schon längst gedruckte und vergessene Aufsätze, Recensionen, ästhetische Fragmente episodisch eingestreut und so geschickt verflochten, daß es aussieht, als wanderten diese geistvoll und witzig seyn sollenden Gedanken-Bons zum ersten Mal nach der Presse. Vorzugsweise werden berühmte Literaten, Gelehrte und Künstler besucht und jedes Wort derselben, das für den Schreiber nicht nachtheilig ist, mitgetheilt. Mancher berühmte Mann muß hier auf dem Papier Ansichten, Meinungen und Urtheile entwickeln, welche er sich niemals hat träumen lassen. Der literarische Nomade läßt sich von mancher Authorität, welche der That nach sehr unfreundlich und wegwerfend im Empfange war, die schönsten Complimente sagen, welche ihr Daseyn der gewandten Feder zu danken haben. So sucht sich der Mann auf pfiffige Weise an jenen berühmten Individuen zu rächen, von welchen er mit ungeheuchelter Mißachtung aufgenommen wurde. Kaum sind 14 Tage vorüber, so ist der erste Band des Werkes fertig, vor welches der Verfasser nach langem Nachdenken folgenden Titel schreibt: Wanderungen, Charakterbilder und Träume, von Heinrich Büchermacher. 1 Bd. Mein Aufenthalt zu ***. Das Manuscript wandelt in die Heimath; der Krämer findet es genehm, läßt es schnell drucken und sendet dem Verfasser für das Buch, welches bei 300 Seiten macht, 100 Ducaten. Nach Empfang dieses Geldes löst sich der literarische Childe Harold bei seinem Wirth aus, zahlt allenfalls noch diejenigen Schulden, deren Tilgung er nothwendig findet und fährt nach der Residenz eines anderen Landes. Das Werk geht rasch vorwärts und hat im Verkauf einen trefflichen Absatz. In den folgenden Theilen wird schon schärfer hergegangen; da erhalten die Leser picante Bilder, die mit Verleumdungen, Persönlichkeiten und Klätschereien stark gespickt sind. Die Verfasser literar-historischer Bücher erhalten hier wichtige Daten und Vorarbeiten für ihre Melange-Kritik, welche das Eigenthümliche hat, daß sie Personen und Sachen, wie Wein und Wasser oder wie Kaffeh und Milch, je nach dem Bedürfniß des Augenblickes nach allen möglichen Mischungsverhältnissen mit einander verbindet. In sechs Bänden werden eben so viele Residenzen besprochen. Bei Gelegenheit, da der Verfasser in Weimar verweilt, wird durch einen halben Band über Goethe's Faust geplaudert. Am Ende des Ganzen erhält der Leser gleichsam als Geschenk das Fragment eines Trauerspiels unter dem Titel: Ahasver. Ein Wanderer dieser Art ist dem Literarhistoriker fast unentbehrlich; er verhält sich zu diesem wie der Quellensammler zum Geschichtsschreiber, wie der Ziegelbrenner zum Architekten.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 4. Februar zum ersten Mal: Kunst- und Liebesproben. Lustspiel in einem Aufzuge von Mor. Gäf. Heigl.

Wenn ein dramatischer Scherz eigens auf die Production gewisser Schauspielerkunststückchen angelegt ist, so hat die Kritik nichts zu thun als ihr Schwert einzustecken und dem Verfasser sein Ohr wieder anzuliehen. Was dem Publicum eine angenehme heitere Stunde bereitet, muß respektirt werden; — respectirt doch ein junger Mann auch die Neigungen einer schönen Frau! —

Wir haben schon mehre kleine Lustspiele gehabt, welche auf die specielle

Gewandtheit eines Schauspielers berechnet waren; unser Hofburgtheater reservirte sie in früheren Jahren gewöhnlich für Gäste, um ihr Repertoir von solchen Dingen rein zu halten. Auf diese Art kam die dramatische Bagatelle: „Komm her!“ von Elsholz hier zur Aufführung, ohne je für die gewöhnlichen Verhältnisse unserer Hofbühne anpassend gefunden zu werden. Dießmal ist es ein beliebter Künstler unseres Hofburgtheaters selber, dessen Kunstfertigkeit in der Nachahmung fremder Dialecte und dessen staunenswerthen Vollendung in der Kunst sich zu maskiren wir die Auffrischung dieses schon in früheren Jahren gesehenen Scherzes verdanken.

Wenn sich Hr. Wothe wieder einmal von dieser Seite zeigen wollte, die zu seinen vielen Vorzügen gehört, so ist, eben um der Vollkommenheit willen, mit der er die meisten dieser Charaktere, wenn sie so genannt werden dürfen, durchführt, in der That nichts dagegen einzuwenden, da man dieselbe Vergünstigung jedem Gaste von einiger Celebrität zugestanden hätte. Zwei Dinge sprechen zu Gunsten des Versuchs. Erstens ist derselbe geglückt, und zweitens hegen wir die bestimmte Hoffnung, er werde immer eine Ausnahme bleiben.

Ein welsches Liedchen von Dlle. Wildauer sehr lieblich vorgetragen, mußte wiederholt werden.

Dieser Piece vorher ging das Lustspiel: Die Königinn von sechzehn Jahren, in welchem Dlle. Neumann die Königin mit liebenswürdiger Naivetät und Empfindung darstellte. Hr. Quien gab zum ersten Male den Friedrich von Bury und genügte.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag, den 3. Februar: Birn, Speri, Elysium. Großes komisches Quodlibet, arrangirt von Hrn. Director Carl. — Ein Quodlibet, wenn es die Quintessenz der besten Possenkomik ist, erfüllt weit eher seinen Zweck als ein Dutzend langweiliger, neuer Localstücke; es müssen jedoch die besten Scenen herausgerissen und durch ein festes Band aneinandergeleitet seyn. Dieses Quodlibet fügte eine geschickte wühlende Hand, und wäre auch Manches zu tadeln, der Carneval bindet die strengkritische Feder. Es gab einen tollen, lustigen Faschingeschwank; herrliche Decorationen, schöne Gruppirungen und Tänze, ein ausgezeichnetes Spiel der besten komischen Kräfte dieser Bühne, gut abgesungene witzige Couplets wechselten kunterbunt ab, — und das sehr zahlreich versammelte Publicum ging befriedigt aus dem Schauspielhause, hatte es auch darin manchen Rippenstoß erdulden müssen. — Mehre Mitglieder des Allerhöchsten Hofes verherrlichten die Vorstellung mit Ihrer Anwesenheit.

Theatralisches.

Am 4. Jänner wurde zu Berlin im Königsstädter-Theater ein tragikomisches Melodram von Fried. Adami gegeben, welches den Titel führt: Lord und Räuber, oder des Meeres und des Lebens Wogen; das Stück ist nach dem Französischen bearbeitet und gefiel. Am Schlusse wurde der Verfasser nebst Hrn. Beckmann gerufen.

Einen bedeutenden Succeß machte in Berlin Sgr. Marie Schao als Orsini in der Lucrezia Borgia, welchen Part sie als erste Gastrolle gewählt hatte.

Ein neuer Tenor debutirte in München als Tybalt in den Capulets und gefiel. Er nennt sich Wiedemann.

Am 29. Jänner gab Dlle. Carl im Nationaltheater in Pesth die Ballnacht zu ihrem Benefice, in welcher sie zum ersten Mal die Amalie sang, und während der Vorstellung so wie nach den Actschlüssen, nach welchen sie jedesmal gerufen wurde, die stürmischesten Beifallsbezeigungen des zahlreichen Publikums erhielt. Auch Dlle. Eder und der Choreograph Crombé und die Tänzerin Dlle. Wirdisch wurden reich mit Applaus bedacht.

In dem Landstädtchen S.. wurde vor nicht gar langer Zeit die Waise aus Genf gegeben, wobei die Gensdarmerie durch Soldaten dargestellt werden mußte, die der Landessprache nicht mächtig waren. Es wurde ihnen daher bedeutet, genau auf ihren Anführer (einen Schauspieler) zu achten, und genau dasselbe zu thun was dieser thun würde; nämlich über ein practicables Gebirge herabzugehen, und sich sodann im Hintergrunde aufzustellen.

Die Scene, in welcher die Gensdarmerie erscheinen sollte, kam, der Anführer derselben ging über das Gebirge, ihm folgten die Soldaten. Auf der Mitte des Weges aber strauchelte der Unglückliche und fiel herunter und zu nicht geringer Verwunderung der Zuschauer und der Mitspielenden lugelte seine ganze Mannschaft unter fürchterlichem Gepolter und Staub ihm nach. (Relata refero.)

Die Anzahl der dramatischen Schriftsteller, von welchen im verflossenen Jahre zu Paris Stücke auf die Bühne kamen, erstreckt sich auf nicht weniger als auf dreihundert und einige vierzig Individuen. Wie viel wohl darunter Dramatiker von Beruf seyn mochten?

Omnibus.

(Sonderbarer Gebrauch der Zigeuner.) Vor einigen Wochen, meldet das „Dampfboot,“ wurde einer der in Mehlauken (bei Tilsit) angesiedelten Zigeuner von dem Gerichte zu Memel wegen Pferdediebstahl eingezogen, aber während der Untersuchung erkrankter und starb. Der Todesfall und Tag der Beerdigung waren seinen Angehörigen bekannt gemacht worden und diese kamen gerade zum Thore herein, als der Leichenzug schon in Bewegung war. Flehentlich baten besonders die Weiber, man möchte die Leiche auf der Straße absetzen, um dieselbe noch räuren zu lassen. Dieses sonderbare Gesuch wurde natürlich abgelehnt, um so eher, da man keinen Barbier ansichtig wurde, der sich diesem Geschäft sogleich auf offener Gasse unterziehen möchte. — Der Zug ging also zum nahen Friedhofe. Eben hatte man die Leiche eingesenkt, als die Verwandten des Verstorbenen in Begleitung eines Barbiers, athemlos herbeieilten und durch dringendes Bitten, die zur Bestattung beauftragten Begleiter endlich vermochten, in eine zweite Oeffnung des Sarges, um den Todten zu räuren, zu willigen. Die lebhafteste Freude war nach der Verrichtung dieses Geschäfts auf ihren Gesichtern zu erkennen, wie auf dem des Hindu, wenn es ihm gelingt, eine theure Leiche in den Wellen des Ganges zu beerdigen.

(Armuth in England.) Bei Gelegenheit einer Stimmensammlung in der Newyork-Straße, Bethnal-Green zeigte es sich, daß kein Haus in der ganzen Straße ein Bett aufzuweisen hatte, und daß die armen Bewohner des Districtes auch in jeder andern Beziehung in einem unbeschreiblich trost und hülflosen Zustande sich befinden.

Der erste Stein zu der neuen Börse in London wird am 17. Jänner durch den Prinzen Albert gelegt werden. Es wurde bereits ein Amphitheater gebaut, welches auf 1200 Personen berechnet ist. Zu dem Banquet welches der Lord Mayor dem Prinzen bei dieser Gelegenheit geben will sind bis jetzt 400 Einladungskarten ausgegeben worden.

(Ein junger Entomolog) Ein englischer Entomolog, welcher sich bei der ersten kriegerischen Expedition der Engländer gegen China in Tschusan befand, nahm einen jungen Eingebornen von dort zum Gehilfen auf seinen Schmetterling- und Käferjagden. Die Sammlung wuchs in Kurzem bedeutend, da der junge Chinese sich bei diesem Geschäfte ungemein anstellig zeigte.

Desto mehr mußte er ihn befremden, als plötzlich wieder seine auserlesensten Genera et Species Coleopterum etc insulae Tchusaniae verschwanden. Wer aber schildert sein Entsetzen, als er eines Tages den jungen Entomologen vor seinen Käferkästen sitzen und eben eine noch unedirte Spinne am Kerzenlichte rösten und sodann mit großem Appetit verspeisen sah.

(In Großbrittanien) besteht ein Gesetz, welches jedem Ehemann zur Erhaltung der häuslichen Eintracht erlaubt, seine Frau mit einem Stocke durchzuprügeln, der so dick ist als ein Daumen, ob dieses Gesetz wohl unter der großen Elisabeth gegeben wurde?

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Veln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 18.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 9. Februar 1842.

Marie Lester.

Aus dem Englischen der Gräfin Lessington.

Von Nordmann.

Es war an einem schönen Abend in der ersten Hälfte des Monates August 18.., die Sonne tauchte in ihrer ganzen Pracht am Horizonte nieder und küßte mit ihren goldenen Strahlen noch einmal die Erde, als ein mit vier Pferden bespannter Reisewagen in großer Hast eine Anhöhe auf der nördlichen Straße hinabrollte.

Im Wagen lehnte, auf Kissen gestützt, ein Jüngling, auf dessen hohe Stirne und edle Züge krankhafte Schmerzen bereits ihr schreckliches Siegel gedrückt, obwohl die natürliche Schönheit des Unglücklichen noch immer die Verwüstungen des traurigen Übels überstrahlte. Sein Haupt ruhte ermattet auf der Schulter eines jugendlich schönen Mädchens, sein Blick aber hing mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe an ihren Augen. Als der letzte Strahl des niedertauchenden Gestirns auf die bleiche Stirne des Jünglings fiel, war es, als ob ein rothes Gewölke über ein Schneefeld hinwallte, — ein düstrer Contrast ihrer Marmorfarbe.

»Marie, mein süßes Leben,« sprach der Kranke, „zieh' an der Schnur und sage Sainville, er soll den Postillonen größere Eile gebieten.«

„Geduld dich, theuerster Heinrich,« erwiederte die junge Dame, „fühlst du nicht, daß die Eile, mit der wir unser Ziel verfolgen, dir das Athmen noch mehr erschwert hat? Du wirst dich durch diese Anstrengung zerstören.«

»Marie, du weißt nicht, wie nothwendig es für meine Seelenruhe ist, daß wir so schnell als möglich in Gretna-Green ankommen; jeder Augenblick ist kostbar, und die Sorge, die an mir nagt, reibt mich mehr auf als die Schnelligkeit unsrer Reise. Sage Sainville, er soll die Postillone antreiben.«

Marie zog an der Schnur; Sainville ließ den Wagen halten und erschien am Schlage. Die Veränderung, die seit einer Stunde in dem Aussehen seines Herrn vorgegangen war, erschreckte den Diener, er fürchtete ihn verscheiden zu sehen, als er, nach Athem ringend, seine Augen mit glühendem Verlangen nach ihm hinwendete, und seine Hand auf die Schulter des bestürzten Mannes legend sagte: „Bedenke, Sainville, daß mein Leben, mehr als mein Leben daran hängt, daß ich innerhalb weniger Stunden Gretna-Green erreiche. Gib den Postillonen Gold, gib ihnen Alles, Alles was du willst, wenn sie mich in möglich kürzester Zeit weiter bringen.«

Die Postillone trieben die Pferde an, daß der Wagen mit furchtbarer Hast hinsauste, während der Kranke mit fieberhaftem Beben die niedliche zitternde Hand drückte, die in der seinen lag.

Wer war das junge interessante Paar, in dessen Träume von Liebe und Glück mit tückischer Ironie der Tod, den unheilbringenden Bogen spannend, sich mengte? — Um dieses Paar kennen zu lernen, müssen wir in das Dorf Dawlisch in Devonshire zurückkehren, in welchem Mistreß Lester, die Frau eines Offiziers, wohnt, der in der Schlacht bei Waterloo gefallen war, und seiner noch blühend schönen Frau außer einem Töchterlein nur ein sehr kleines Vermögen und den ausgezeichneten Ruhm hinterlassen hatte, den er sich durch seinen erprobten Heldenmuth während eines dem Vaterlande geweihten Lebens erworben und mit seinem Blute besiegelt hatte.

Oberst Lester hatte sich aus Liebe verehelicht, und die Liebe hatte, gegen die allgemeine Regel, nach der Trauung von Tag zu Tag zugenommen. Beide fühlten sich so glücklich, daß sie leicht die Liebe und Unterstützung ihrer gegenseitigen Verwandten verschmerzten, welche nach der Verbindung allen Verkehr mit zwei armen, und wie sie es hießen, eigensinnigen Menschen abgebrochen hatten, die sich gegen den Willen der Freunde, aus bloßer Neigung geheirathet.

Erst nach dem Tode ihres Gatten empfand Mistreß Lester die Folgen ihrer Verbindung. Allein und verlassen legte sie eine Bitte bei den Freunden für ihr Kind ein; denn sie war zu stolz, ihren Schutz für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Einen harten Kampf hatte es gekostet, ehe sie zum Entschluß kam, diese Theilnahme zu fordern.

Ihre Bitte war fruchtlos; denn die Verwandten, die sich früher schon schämten, sich mit der glücklichen Gattin eines verdienstvollen Offiziers einzulassen, der die Aussicht auf die höchsten Stellen in seiner Laufbahn hatte, — hielten es jetzt um so rathsamer, jede Verbindung mit einer armen Witwe abzulehnen.

Mistreß Lester zog sich daher aus dem Treiben der Welt in die Einsamkeit zurück, und nahm ihre Wohnung in einem kleinen, niedlichen Häuschen zu Dawlisch, um da, wie sie beschlossen, ihr übriges Leben auf die Erziehung ihres Kindes zu wenden. Dieser Ort war ihr theuer, weil sie da, bald nach ihrer Vermählung, einige der seligsten Tage ihres Lebens mit dem Obersten Lester verlebt; sie fand ein schmerzliches Vergnügen darin, die Spaziergänge in der Umgebung aufzusuchen, wo ihr, auf seinen Arm gelehnt, von seiner Liebe erhoben, die Zukunft nur schimmernde, heitere Bilder vorgespiegelt hatte.

Alle Liebe, die sie für den Gatten gefühlt, ließ sie nun ihrem Kinde angedeihen, und die kleine Marie wuchs unter der sorgsamen Pflege der liebevollen Mutter, wie es der sehnlichste Wunsch

aller Ältern iſt, zu einer reizenden Geſtalt mit einem reinen Sinn empor. Marie hatte ihr ſechzehntes Jahr erreicht, als im Sommer 18.. der junge Lord Mordaunt nach Dawliſch kam, um wegen Bruſtbeklemmungen, die eine Auszehrung fürchten ließen, es mit einer Luftveränderung zu verſuchen.

Er miethete das Haus neben dem der Miſtreß Leſter, und da ſein Arzt Gelegenheit fand, bei dieſer Dame wegen des Charakters einer Dienerin Kundſchaft einzuholen, ſo wurde eine Bekanntſchaft angeknüpft, welche die Einführung des Patienten zur Folge hatte, der die Geſellſchaft der Mutter und Tochter ſo ganz nach ſeinem Geſchmack fand, daß kein Tag verſtrich, an dem er nicht ſeinen Beſuch bei ihnen abſtattete. Stundenlang ſaß er an Mariens Zeichen- oder Arbeitstiſche, corrigirte ihre Zeichnungen, las ihr vor und ſchilderte die fremden Länder, die er bereiſt hatte.

Lord Mordaunt war ein junger Mann von ſo bezauberndem Weſen, daß es ſelbſt einem ſtärkeren Mädchen, als Marie Leſter, ſchwer gefallen wäre, ſeine Huldigungen abzulehnen.

Sein ſchwächlicher Geſundheitszuſtand trug noch dazu bei, die innigſte Theilnahme zu erwecken, da er doch ſelbſt in den Augen der vorſichtigen Mutter, die ihn ſtets mit Schmerz als das Opfer eines frühen Todes betrachtete, jeden Grund der Beſorgniß verſcheuchte. Es iſt vielleicht eines der ſchönſten Kennzeichen des Edelmuthes, der in Frauenherzen wohnt, daß Krankheit und Gram eine Gewalt üben, eine Sympathie und Liebe in ihnen anzufachen, welche Geſundheit und Fröhlichkeit oft nicht zu erwecken vermögen. Ein Beweis dieſer Macht zeigte ſich bei Marie Leſter; denn wenn bei dem täglichen Spaziergange, auf dem ſie jetzt immer Lord Mordaunt begleitete, ſeine bleiche Wange durch die Anſtrengung plötzlich von einer hektiſchen Röthe überflogen wurde, ſo vergoß ſie Thränen über dieſe ſchrecklichen Anzeichen der Auflöſung. Mit bebender Angſt drang ſie dann in ihn, auf eine Bank ſich niederzulaſſen, und näherte ſich ihm, wenn er ihren Bitten nachgab, mit Gefühlen, deren Quelle und Stärke die Unſchuld ihr verbarg, oder die ſie nur dem Mitleid zurechnete.

So vergingen Tage; und jeder vermehrte die Zuneigung des jugendlichen Paares, vermehrte aber auch die Beſorgniſſe des Arztes, während Lord Mordaunt allein die Gefahr nicht zu gewahren ſchien. Seine Liebe hatte ihn mit neuen Banden an das Leben gefeſſelt; und wenn Schmerz und Erſchöpfung ihn an ſeine Krankheit mahnten, dann blickte er nur auf die roſigen Wangen, in die feurigen Augen ſeiner Marie, und fragte ſich, ob Einer, der für ſie in Liebe entflammt ſey, die die Schläge ſeines pochenden Herzens verdoppelte, in Wahrheit dem kalten, finſteren Grabe ſo nahe ſtehen könne, und dann klammerte er ſich mit neuer Hoffnung an ein Daſeyn, das für ihn ſo großen Werth erlangt hatte.

Um dieſe Zeit mußte Miſtreß Leſter wegen einer Verletzung des Fußes das Zimmer hüten, und ſie geſtattete Marie, ihren gewöhnlichen Spaziergang mit dem Arzt und ſeinem Patienten fortzuſetzen.

Der Arzt war ein tüchtiger Geolog und Botaniker, und da die Umgebungen von Dawliſch für beide Wiſſenſchaften manches Intereſſante darboten, ſo ließ er die Liebenden oft allein herumſtreifen, während er ſeine Sammlungen bereicherte. Das Geſpräch, welches in Anweſenheit der würdigen Matrone oder des ernſten Arztes nur allgemeine Gegenſtände betraf, wurde da immer nur perſönlich. Wenn junge Leute aber von ſich zu reden beginnen, ſo nimmt das Geſpräch alſogleich eine ſentimentale Färbung an, und welch' kleiner Schritt iſt dann zur Liebe! Als Lord Mordaunt ſeine Liebe erklärte, war die unſchuldige Antwort der kunſtloſen, offenen Marie: „O wie glücklich wird die gute Mutter ſeyn!“ Aber eine Wolke, welche die Stirne ihres Geliebten umzog, zeigte ihr, daß er eine andere Aufnahme bei Miſtreß Leſter befürchte.

„Wenn Sie meinen Frieden, meine Ruhe wünſchen, Theuerſte!“ ſagte er, „dann ſagen Sie Ihrer Mutter nichts von unſerer Neigung. Meine Familie würde ſo entſchieden gegen ſie Einſprache machen, daß auch ſie es für Pflicht halten würde, ihren Segen zu verweigern — ja, ich bin überzeugt, ſie würde es für Pflicht halten, unſere Zuſammenkünfte zu verbieten. Eine Trennung von Ihnen würde ich nicht überleben, und es gibt nur Ein Mittel, ihr vorzubeugen. Fliehe mit mir nach Schottland, geliebte Marie; iſt unſere Verbindung einmal vollzogen, muß meine Familie ſich darein fügen — mindeſtens wird man uns nicht mehr trennen, und deiner Mutter erſparen wir den Vorwurf, ſie unterſtützt zu haben.“

(Fortſetzung folgt.)

Familien-Scenen.

(Aus dem Chineſiſchen.)

I.

Vaterfreuden.

Ridendo emendare mores.

Hoang-li erzählt:

Mein verehrtes Auditorium oder Leſepublicum kennt mich zwar ohnehin; demjenigen Einzelweſen aber unter demſelben, welche beſagtes Vergnügen nicht haben ſollten, beehre ich mich zu ſagen, daß ich wohlbeſtellter Docent an dem literariſchen Hochgemeinweſen zu Ki-ſa-u zu ſeyn ſo glücklich bin. Ich ſage: ſo glücklich, dankbar eingedenk des weiſen Spruches eines unſerer Altvordern:

Quem Dii amarunt, Professorem crearunt; das heißt:

Wen die Himmelsgötter liebten,
Dem verlieh'n ſie eine Kanzel.

Item bin ich ein glücklicher Gatte und ein glücklicher Vater mehrerer glücklicher Kindlein, mit deren einem mir unlängſt ein Fall arrivirte, der mich daß intereſſirte; daher ich beſcheidener Weiſe nicht zweifle, daß derſelbe als ein bedeutendes Weltereigniß zu betrachten iſt, vorausgeſetzt, daß ich zu Einzelweſen ſpreche, die da Papa oder Mama ſind, — waren — oder ſeyn werden, und welche mich und mein Zartgefühl, und mein windelweiches Herz kennen, ahnen, oder errathen.

Zur Sache!

Es war vor-ehe-vorgeſtern, als ich in meiner Studierſtube ſaß, umgeben von den Werken der Großmeiſter unſerer Zeit, darunter einige in Editionen von hohem Werthe, wie ſie mir die Mäcenaten menſchlichen Wiſſens und Forſchens zur Benützung boten. Tief verſunken in abſtracte Betrachtungen und Grübelungen über ein Problem, das ich zu löſen gedachte, wurde ich plötzlich, — ich will nicht ſagen aufgeſchreckt, — keineswegs! — wurde ich geweckt durch den Glockenton der Silberſtimme meiner Hausfrauen, die da rief: „Hoang-li! Hoang-li! Holla!“

Dienſtfertig ſprang ich auf, ſteckte den Kopf durch die Thüre und erwiederte: »Me voilà, ma mie! Was ſteht zu Befehl?“

»Nimm doch den kleinen Hi-dus-naut zu dir!“ entgegnete ſie mir mit dem Tone eines Wunſches, dem ich ſtets zu entſprechen

gewohnt bin, »die Magd iſt im Keller, die Stubenmagd habe ich ausgeſchickt, die Kindsmagd plättet Wäſche, der Domeſtique tritt Sauerkraut ein, und ich bin mit der Häuslichkeit beſchäftigt, da kann ich ihn nicht brauchen.“

„Komm', mein Augapfel, komm', mein Püppchen,“ ſagte ich koſend, „bleibe bei mir; nicht wahr, bei Väterchen iſt gut ſeyn?“

Der Knabe antwortete nichts, ſprang herein, ſah ſuchend um ſich her, fand bald dieß, bald jenes, wornach er griff, und womit er ſich eine Zeit lang recht vergnüglich beſchäftigte, während ich mühſam die Kettenringe meines Ideenſyſtems wieder zuſammenſuchte. Endlich aber fiel ſeine Aufmerkſamkeit auf einen prachtvollen Quartband, der mir zur Seite lag; es war eine Ichthiologie aus Bombay mit koſtbaren, fein ausgemalten Abbildungen. Vergebens ſuchte ich ſein Verlangen davon abzulenken, vergebens ſtellte ich ihm vor, die bittere Pille mit den ſüßeſten Worten zuckernd:

„Mein Engelchen, das iſt nicht für die Kinder! Sieh, mein Herzlein, das kann, das darf, das werde ich dir nicht geben! — Du mußt aber nicht böſe, ja nicht böſe ſeyn, mein Liebchen!“

Ich wollte den Kleinen küſſen.

Da erhob jedoch das junge Blut, — o es iſt mein Fleiſch und Blut! — ein Zetergeſchrei, als ob ich es mit hundert Dolchen marterte. Beſtürzt rannte ſeine Mutter herbei, und ſchrie, daß es mir durch die Seele ging:

»Hoang-li, was thuſt du? biſt du ein Barbar? willſt du den Knaben eigenſinnig machen? iſt dir ein Vavier lieber als dein Kind? Willſt du, daß der Zärtling zu Schaden komme? Oh, ich ſehe es nur zu gut, du verwahrloſeſt deine ganze Familie!“

Das war mehr als ich tragen konnte. Ich reichte dem Söhnlein die Ichthiologie, und ließ die Thüre offen, damit es gehen und kommen möchte, nach Gefallen.

Eine halbe Stunde verfloß, mein Problem war glücklich gelöſet. Seelenvergnügt ſtand ich auf, und ſah nach dem Kinde und dem Buche. Ach! da hatte der Knabe ſein zweites Frühſtück — eine Milch-Chocolade, — über die Mehrzahl der prachtvollen Bilder ausgegoſſen, und den zierlichen Fiſchlein breite, braune Ströme mit ſeinen Fingern angewieſen. In meiner Beſtürzung über den ſchmählichen Ruin dieſes Exemplars eines höchſt ſeltenen claſſiſchen Werkes vermochte ich nur die Worte hervorzuſtammeln:

»Sohn! Sohn! biſt denn du auch ein Chineſer? — Das iſt ein Menſch par excellence?“

„Papa,“ lallte Hi-dus-naut ſtolz, „ich bin ein Chineſer!“

Dieſe Antwort rührte mich zu Thränen. Entzückt ſchloß ich den Kleinen an meine Bruſt, eilte zu ſeiner Mutter, und küßte ihr die Hand mit den Worten:

„Du hatteſt Recht! ich hätte dieſem Kinde nichts verweigern ſollen.“

Um zwanzig Friedrichsd'or verſchaffte mir nicht ohne viele Mühe ein Karavanen-Führer wieder das Werk, das nicht mein war, und das in unſerm himmliſchen Reiche nicht zu finden iſt. Aber wie nichtsſagend iſt dieſes kleine Opfer gegen den erhebenden Gedanken: Mein Sohn iſt ein Chineſer!

Das Alphorn.

Mit den fünf Tönen dieſes ſtiefmütterlichen Inſtrumentes, Alphorn oder auch Kuhhorn genannt, bringt der geübte Hirt oft die gefälligſten, zum Herzen ſprechenden Melodien hervor, z. B.:

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 6. Februar zum erſten Male: Der Heirathsantrag auf Helgoland, Luſtſpiel in zwei Aufzügen von L. Schneider.

Jack Trolle, Hochbootsmann, und der Matroſe William kehren nach Helgoland, ihrem ſeit der erſten Kindheit verlaſſenen Geburtsorte, zurück, wo letzterer ſich in das Töchterlein des Fiſchers Steffens, Cläre geheißen, verliebt, dadurch die Machination eines reichen Bauers Peter Pumy, der dem Mädchen einen Dümmling verſchaffen will, und den Vater mit ſeiner Schuldforderung ängſtigt, vereitelt, den projectirten Bräutigam in der Kammer ſeiner Geliebten, wo er ſich verſteckt gehalten, ergreift — und die anfänglich für ſeine Schweſter geltende, nun ſich als Muhme ausweiſende Cläre heirathet.

Einige hübſche Situationen entſchädigen für die Plumpheit des Ganzen einigermaaßen und ließen, unterſtützt und herausgehoben von dem netten Spiele der Dlle. Wildauer, die vielen Breiten und Wiederholungen, ſo wie die großen Mängel der ſceniſchen Anlage zum Theile vergeſſen. Hr. Quien gab den Matroſen William, Hr. Laroche den Hochbootsmann Jack mit Beſonnenheit und guter Haltung.

Vorher zum erſten Male: Tanzeszauber, Luſtſpiel in einem Acte von Dr. Carl Töpfer. Ein ernſter junger Mann, der den Tanz überhaupt nicht liebt, bittet ſeine Braut ſich in ſeiner Abweſenheit bei dem Balle, der eben ſtatt findet und den er um eines Geſchäftes willen verlaſſen muß, der erhitzenden Tänze zu enthalten. Bei ſeiner Rückkehr überraſcht er ſie eben auf ihrem Wortbruche, indem ſie dem Reize des Tanzes nicht widerſtehen kann, und in einem anſtoßenden Zimmer anfänglich allein, dann aber mit einem ſonſt gleichgiltigen Bekannten die Quadrille mittanzt. Der Bräutigam nimmt das entſetzlich übel und kündigt ſeiner Braut das zärtliche Verhältniß, in dem ſie bisher geſtanden. Das Mädchen, welches den jungen Mann wirklich liebt, ſucht ſich zu entſchuldigen, und derent deſto inniger, da ſie erfährt, daß ihr Geliebter, während ſie leichtſinnig tanzte, das Vermögen ihres Vaters rettete, indem er einen Schurken, der nach Amerika entfliehen und dann durch ſeinen Aſſocié Banqueronte machen wollte, noch zur rechten Zeit auffängt. — Der Geliebte läßt ſich durch die Thränen der Aufgegebenen, wie ſich verſteht, verſöhnen, und ſo endigt der Ball zur allſeitigen Zufriedenheit.

Wir können auf den dramatiſchen Werth dieſer Arbeit nicht eingehen, und beſchränken uns darauf, der Geſchicklichkeit, mit welcher wenigſtens die erſte Hälfte des Stückes für die Bühne hergerichtet und die Charaktere markirt ſind, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Dlle. Neumann, Mad. Fichtner und Hr. Marr waren im Beſitze geſchickt angelegter Rollen, denen durch ihr Spiel auch genügende Gerechtigkeit widerfuhr.

Theatraliſches.

Am 27. v. Monaths wurde in Prag der Mulatte, von dem geſchätzten Schriftſteller Hrn. Theodor Hell, dem Franzöſiſchen nachgebildet, gegeben, und mit verdientem Beifalle aufgenommen.

In Stuttgart wurde das Trauerſpiel: Julius von Tarent, gegeben, wollte jedoch nicht allgemein anſprechen.

Bei der Oper allda wurde der Baßiſt von Kaler, bisheriges Mitglied des Königsſtädter-Theaters zu Berlin, engagirt.

Auf dem deutſchen Theater in Peſth producirte ſich Dienſtags den 1. Februar der weibliche Tenor Dlle. Zöhrer. Sie ſang eine Arie aus Beliſar, und den Georg im erſten Acte der weißen Frau.

Naturhistorisches.

Heilkraft der Erdbeeren. Gesner empfahl die Erdbeeren gegen Harngries; Gelnecke in Stettin gegen den Bandwurm; Schulze, Hoffmann, Gilbert gegen die Lungenschwindsucht; Andere gegen die Gelbsucht und Unterleibsanschoppungen; Linné gegen die Gicht, aber — eine andere individuelle Körperbeschaffenheit, eine andere Ursache des entstandenen Übels, eine andere Heilart.

Giftiger Honig. Turnbull (1840) bemerkt in seinen Berichten aus Cuba, daß in den höheren Gegenden der Insel der Honig von der vortrefflichsten Beschaffenheit sey, in den tiefern Districten aber, besonders in der Nähe der Küste, wo giftige Gesträuche und Pflanzen wachsen, bisweilen schädlich werde, wenn die Bienen von derartigen giftigen Blüthen saugen; dessenungeachtet gebrauchen die Einwohner auch diesen Honig zum Süßen des Kaffeh's trotz der Üblichkeit und des Kopfschmerzes, woran die leiden, welche an seinen Gebrauch nicht gewohnt sind.

Das Mehlbad gegen Wassersucht. Eine 63jährige Frau, welche in Folge eines hartnäckigen Unterleibsleidens an der Wassersucht litt, und diese allen Heilmitteln hartnäckig widerstand, kroch auf den Rath einer alten Frau in einen Mehlsack. Die Kranke befolgte den Rath. Von Tag zu Tag verminderte sich die Geschwulst, in wenigen Wochen verließ die Patientin, ohne irgend ein Mittel nebenbei gebraucht zu haben, vollkommen hergestellt das Bett, und genoß noch lange nachher einer ungetrübten Gesundheit. Die Anwendungsweise dieses Mittels wäre sehr einfach: Der Kranke zieht einen Sack an, in welchem 4 Metzen Mehl enthalten sind, so daß der ganze Körper wenigstens einige Zoll mit Mehl bedeckt ist.

Tollwuth bei einer Katze. Von einer solchen erzählt Dr. Jansen: Das Thier war schon einige Tage traurig und scheu gewesen, dann plötzlich mit gesträubtem Haare und funkelnden Augen über Tische und Stühle zur Thüre hinausgesprungen, hatte in größter Schnelligkeit ein Dutzend Hühner gebissen, und dann wieder in der Stube die Hunde angefallen. Ein Mädchen wollte sie zurückziehen, wurde aber dabei gebissen, und da keine regelmäßige Behandlung eintrat, nach vier Monaten von der Wuth ergriffen, worauf sie nach einigen Tagen starb.

Im November v. Jahres wurden zu Banz in Oberfranken die Überreste eines riesigen vorweltlichen Wasserthieres aufgefunden. Sein Name ist Ichthyosaurus (Fischeidechse). Es hat die Form einer Eidechse mit langer spitziger Schnauze, Krokodilszähnen, ungeheuren Augen und vier Flossenfüßen. Nach den aufgefundenen Skelettheilen mußte das Thier mindestens 32 ′/₀ Fuß lang seyn.

Künstlerischer Wegweiser.

Wie auswärtige Blätter melden, hat Hr. Foulquier zu Bordeaux die Erfindung gemacht, mit Hilfe des Daguerreotyps die Farben eines abgebildeten Gegenstandes zu reproduciren. Bereits hat er das St. André-Viertel in seiner Vaterstadt auf diese Weise aufgenommen.

Der akademische Stein- und Metallschneider Jac. Resek hat eine Medaille in einem Topas en profil in der Tiefe geschnitten. Es ist das Porträt Sr. Majestät des jetzt lebenden Königs von Preußen. Der Stein ist 1¹/₀ Zoll lang und 1′/₀ breit, und ist so rein, daß von der Rückseite besehen, der Kopf sich als ein Relief in vergrößertem Maßstabe darstellt. Dem Ausspruche mehrer Kunstkenner zu Folge soll es das beste Porträt des Königs seyn.

Die Gußstahlfabrik zu Essen kündigt ein Stahlgeläute zum Verkauf an. Dieses besteht aus vier Tönen und kommt nur auf 4900 Thaler zu stehen.

Omnibus.

(Spohr in England.) Aus einem Schreiben des bekannten Mäcen's deutscher Musik in England, Edward Taylor, an den Herausgeber des Spectator erfahren wir, daß Spohr durch ihn die erste Anregung zur Verfassung seines neuesten Oratorium's „Fall von Babylon" empfing und daß auch durch ihn das Libretto hiezu in die Hände des hochberühmten Componisteurs gelangte. Es geschah dieß, als sie mitsammen von dem letzten Norwicker Musikfeste nach London reisten. In diesem Schreiben führt Taylor auch eine Stelle aus einem Briefe Spohr's an ihn an, worin ihm der letztere die Beendigung des ersten Theils meldet und fährt dann fort: „Ich theilte diesen Brief den Unternehmern des Norwicker Musikfestes mit, worauf mir diese ihren ernstgemeinten Wunsch zu erkennen gaben, das besagte Oratorium bei dem nächsten Feste im September 1842 aufgeführt zu wissen und mich zugleich ermächtigten, über das Honorar mit Spohr zu unterhandeln. Da ich demselben ohnehin meinen Besuch versprochen hatte, so war mir diese Gelegenheit um so willkommener. Im Juli 1840 trat ich also die Reise nach Hessen-Kassel an, und genoß das hohe Glück, 14 Tage unter einem Dache mit dem seltenen Manne zu verleben und Zeuge zu seyn von seiner reinen, glühenden Hingebung an die Kunst und von der Liebe und Verehrung, mit welcher Hoch und Niedrig ihm huldigte. Der erste Act des Oratoriums war vollendet und das Durchlesen der Partitur bestimmte mich nur um so dringender, die Wünsche meiner Committenten ihrer Erfüllung entgegenzuführen. Ich sprach also mit Spohr darüber und äußerte im Verlauf meiner Rede: „Ich erkenne vollkommen die Ge„wichtigkeit meiner Bitte — ich weiß, ich verlange damit nichts geringeres „von Ihnen, als daß Sie dieses Ihr Werk auf eine lange Zeit dem deut„schen Publicum entziehen sollen. Ich weiß, daß dieses Oratorium eine „Rechnung, von Ihrem Verleger à vista zahlbar, ist, und ich fordere von „Ihnen, dieselbe erst nach 2 Jahren zur Zahlung zu präsentiren. Aber „ich besitze volle Ermächtigung, mich mit Ihnen zu verständigen und über „die zu leistende Entschädigung das Nöthige zu verabreden." Hierauf entgegnete Spohr mit einem Blicke wohlwollenden Tadels: „Wie, mein Freund, wollen wir Beide mäkeln und feilschen um Thaler und Groschen? — Nicht doch. Sie wünschen, daß unser Oratorium zuerst bei dem Norwicher Musikfeste aufgeführt werde; — das ist genug — es soll. Was das Weitere betrifft, so wollen wir ein andermal davon sprechen." Diese Worte wurden mit solchem Nachdrucke und solcher Herzlichkeit gesprochen, daß ich die pecuniäre Seite dieser Angelegenheit späterhin nie wieder berührte. Aber sie sprach der echte Künstler und aus Spohr's Antwort leuchtet der Geist, in welchem ein Mann von wahrem Genie den Gegenstand seiner höchsten Verehrung stets anschaut, nämlich als seinen überschwenglich schönsten Lohn in sich selber tragend. Und während so viele Beispiele unersättlicher Habgier unsre musikalischen Jahrbücher beflecken, ist es um so erhebender, ein Beispiel ganz entgegengesetzter Art vorführen zu können.

(Die Devise Carl V.) bestand aus den Anfangsbuchstaben: a, e, i, o u. — Austriacorum est imperare orbi universo.

(Großartige Besetzung.) In Grätz ist unlängst Titl's „Nächtliche Heerschau," welche bekanntlich für einen großen Männerchor mit voller Orchesterbegleitung componirt ist, von Einer Männerstimme mit Clavierbegleitung auf der Bühne gesungen worden; dessenungeachtet gab es Leute, welche sich wunderten, daß dieses Werk dort keinen solchen Effect machte, wie in Wien!! — Man wird nächstens hören, daß Mayerbeer's „Ghibellinen" irgendwo von zwei Individuen mit Begleitung einer Mundharmonika aufgeführt werden sind, und sich höchlich verwundern, daß die Oper nicht so, wie in Paris, gefallen hat.

(Amusantes.) In der Biene befand sich vor Kurzem ein Gedicht mit der Überschrift: Gedärmentzündung; das darauf folgende Blatt berichtete, daß es hätte: Abendempfindung heißen sollen.

(Franz Liszt) veranstaltete am 26. Jänner in Berlin ein Concert, dessen Einnahme er für arme Studierende bestimmte. Dem Vernehmen nach ließ er selbst zu demselben 20 Eintrittskarten holen, wofür er zwanzig Friedrichsdor übersandte. Liszt soll bis jetzt in Berlin über 10,000 Thaler Einnahme gemacht haben.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1103, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 19.

Oeſterreichiſches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 12. Februar 1842.

Tag und Nacht *).

(Als Seitenſtück zu Johann Gabriel Seidl's gleichnamigem Gedichte in Nr. 17 des Morgenblattes.)

Es iſt der Tag nicht Sohn, nicht Vater,
Die Nacht nicht Mutter, Töchterlein,
Denn ſtünd' es ſo, ſie könnten nimmer
So ganz und gar verſchieden ſeyn.

Ich fand des Räthſels leichte Löſung:
Der Tag iſt Mann, die Nacht iſt Frau,
Er froh und munter, laut und heiter,
Sie mürriſch, düſter, kalt und rauh.

Gut, daß ſie, ohne ſich zu finden,
Vorüber an einander ziel'n,
Denn, wo ſie nur von fern' ſich ahnen,
Seh'n Beide wie erröthend glüh'n.

Wir ſeh'n des Mannes Schamerröthen
Ob ſeiner Frau Meroſität,
Indeß die Frau in Zornesgluthen
Sein lebensfrohes Treiben ſchmäht.

So zieht denn Jedes ſeine Wege,
Sich ſtets vermeidend mit Bedacht,
Auch gibt's hienieden manches Pärchen,
Das ſich verträgt, wie — Tag und Nacht!

D. F. Reiberſtorffer.

Unſterblichkeit.

Von Carl Raimund Frühauf.

Es war im Spätherbſt, als ich auf die Gräber hinausging. Nachdem ich zum Friedhofsthor eingetreten war, wandelte ich auf dem Reiche des Wurmes und der Verweſung. Ich wandelte über den engen, finſteren Kloſterzellen, in denen die ewig ſtillen Brüder des Memento mori-Ordens wohnen, deſſen Großmeiſter der Tod iſt.

Ein Grabmahl gefiel mir vor allen anderen. Ein Bräutigam hatte es ſeiner Braut errichten laſſen. Es war ein felsartiger Stein, grau, zerriſſen, ein Stundenglas tragend, mit Moos und Epheu bewachſen, und von Zwergföhren und melancholiſchen Ebenbäumen verdüſtert. Es war eine kleine, poetiſche Grabwildniß, ein Denkmahl der Liebe, geſetzt von tiefer, wildſchöner Melancholie; der Schauer der Vergänglichkeit wehte mich daraus an, und mahnte mich an die dunkle Wildniß, die im verlaſſenen Herzen des Bräutigams, der das Liebſte verloren hatte, herrſchen mochte.

Als ich mich umkehrte, ſah ich, daß ich mich nicht allein auf den Gräbern befand. Ich erblickte eine weibliche Geſtalt, hingegoſſen auf ein Kindesgrab; ſie war in einen Mantel gehüllt, und von ihrem Hute floß ein grüner Schleier über den Sand. Ich ging einige Schritte vorwärts, und ſtellte mich ſo, daß ich das an den Friedenshügel gedrückte Antlitz zur Hälfte ſehen konnte. Es war eine junge Witwe, mit einem blaſſen, edlen, lieben Geſichte, mit Augen, wie zum Schlummer geſchloſſen; eine Witwe, die in zwei Jahren ihren Mann und ihr einziges Kind verloren hatte. Ein himmliſch ſanftes Leiden lag in ihrem Antlitz! Mich rührte dieſer Anblick. Wehmuth erfüllte meine Bruſt, ich hätte der lieben, armen Frau helfen mögen, aber ich konnte die Todten nicht erwecken. Wenn Alles in der feilen Welt verkäuflich iſt, ſo iſt es doch nicht das Herz einer Gattin und Mutter!

Die junge Witwe ruhte, ermattet von Trauer und Sehnſucht, in einem Zuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen. Da ſtieg vor ihrem inneren Auge die Welt auf: ſie war faſt ganz ausgeſtorben, nur drei Menſchen lebten noch auf ihr, aber ſie waren weit von einander entfernt. Es lebte noch ein Greis in ländlicher Einſamkeit, ein Jüngling in Wien, und ein Kind in Paris.

Der Greis trug nur noch eine einzige Silberlocke auf ſeinem Scheitel, hatte hundert Frühlinge blühen und verblühen geſehen, und zwölf edle Söhne begraben. Er wandelte jetzt über den Gräbern, welche einem Garten glichen, und legte ſich unter der Trauerweide, die den Hügel ſeines letzten Sohnes beſchattete, lebensmüde nieder. Ein Todtenkopf lag vor ihm: o Wehmuth! in dieſen leeren Augenhöhlen glänzten einſt Augen, die einen himmliſchen, ſüß-ſchmerzlichen Frühling in eine Männerſeele zaubern konnten, die aber die holde Jugend im Kerker verweinen mußten; vom nackten Scheitel floß das feinſte Haar in üppigſter Fülle nieder, und den einzigen Perlenzahn, der noch in der Zahnhöhle ſtand und um den ſich ein Gruftwurm wand, bedeckte eine Purpurlippe, die ſo ſchön zur Mandoline tönte und deren Kuß berauſchend war — es war das Todtenhaupt der beweinenswerthen Maria Stuart! Der Himmel war mit blitzetragenden Wolken bedeckt. Plötzlich zuckte aus der ſchwarzen Wolkenmaſſe ein Blitz, und der Stamm der Trauerweide war zerſchmettert, und die geneigte Krone angezündet, und der ſilberhaarige Greis, der unter ihr ruhte, getödtet. Die im blau- und grüngoldenen Feuer abbrennende Thränenweide war ſeine Leichenfackel.

Der Jüngling aber in Wien hielt ſich für den letzten Menſchen auf der Welt, und ging melancholiſch durch die ausgeſtorbenen Straßen. Er wandelte auf dem Joſephsplatze, da ſtand noch immer das metallene Reiterbild des Kaiſers, ſtreckte aber nur noch über

*) Der gefeierte Sänger mag dieſen Scherz freundlich vergeben, da er weder mit ſeinem gemüth- und ſinnreichen Liede rivaliſiren, noch die erhabenen Ideen deſſelben profaniren will.

einen Menſchen die ſegnende Hand aus. Er ging über den Kohlmarkt und Graben, erblickte zur Rechten und Linken die fortlaufende Reihe der eleganten Auslagkäſten, aber keinen Käufer und Verkäufer, ſah rechts und links die hohen Häuſer, aber keinen Bewohner, der aus den Fenſtern blickte; kein Wagen rollte durch die Straßen, aller Lärm, alles Getöſe war verſtummt — es lag etwas Schauderhaftes in dieſer Hauptſtadt-Einſamkeit! Der Jüngling ging in einen Pallaſt hinauf, und trat in einen prächtigen Salon. Hier waren alle Gegenſtände noch ſo zu finden, wie die ſterbenden Menſchen ſie verlaſſen hatten. Koſtbare Teppiche waren über den Fußboden gebreitet, auf dem runden Tiſche waren kryſtallene und ſilberne Gefäße mit ausgeſuchten Früchten, Biscuit, franzöſiſchen Deviſen, purpurrothem und gelbem Eiſe, in einer vergoldeten Silbervaſe duftete ein großer Blumenſtrauß, um den Tiſch ſtanden die ſchöngepolſterten Stühle, als wäre die Geſellſchaft eben auseinander gegangen, — an den Wänden ſchimmerten die hohen Spiegel, von der Decke des Salons hing ein Kronleuchter nieder, und auf einem Marmortiſchchen ſtand ein Silberkäfig mit einem todten Papagei. Der Jüngling hatte keine Luſt, von all' den ſüßen Sachen, die auf dem Tiſche waren, zu koſten. Er ſchloß einen Kaſten auf, und fand zierlich geſchriebene Liebesbriefe, er las ſie nicht. Er ſah hundert Stücke Tauſendgulden-Banknoten, dieſe ergriff er haſtig und ſteckte ſie zu ſich. Jetzt war es ja kein Diebſtahl. Als er ſich aber wieder auf der Straße befand, und die todtenhafte Stille ſein Herz bewegte, als er in dieſem unheimlichen Frieden ſogar die Schläge ſeines Herzens hörte, als er über den ſchrecklich-ſtillen Stephansplatz wandelte, und den Stephansthurm ſah, wie er den altergrauen Rieſenhals zum Himmel hob, und als die Thurmglocke zu ſchlagen begann, zum letzten Mal, mit ſonderbarem Klange, und als er durch den Dom wandelte und keinen einzigen Beter mehr ſah, nicht einmal ein altes, frommes Mütterchen mit einem Roſenkranze in irgend einem finſteren Winkel, und als er den furchtbaren Gedanken dachte: Jetzt ſchlägt in der unermeßlichen Welt kein Herz mehr, keines, das ich an meines drücken und das mir Mitgefühl und Liebe geben könnte — da ſtürzte er fort aus den heiligen Hallen, warf die hundert Stücke Tauſendgulden-Banknoten auf die Straße, keine Hand fand ſich, die Summe aufzuheben, und der Wahnſinn bemächtigte ſich ſeiner, und er eilte fort, und bald bedeckten die Wellen der Donau den Jüngling.

Jetzt lebte nur noch das zarte Kind in Paris. Es war der letzte Menſch. Frohſinnig lächelnd und ohne allen Begriff von der ſchrecklichen Einſamkeit, in der es lebte, ging es durch die ausgeſtorbene Rieſenſtadt, glaubte Vater, Mutter, Bruder, Schweſter und alle Menſchen der Stadt wären ins Freie ſpazieren gegangen, und freute ſich, allein und ohne Aufſicht zu ſeyn. Es kam an dem Auslagkaſten eines Zuckerbäckers vorbei, die Naſchgierde wurde erweckt, leiſe und ſpähend öffnete das Kind die Thüre. Als es keinen Menſchen im Zimmer bemerkte, trat es ein, hob jeden Glasſturz auf, aß haſtig von allen Zuckerwaaren, ſprach mit großen Augen recht oft: „Gott, Gott, das iſt doch gut!“ wurde überſättigt, und trank von den honigſüßen, purpurrothen Getränken, bis es berauſcht war. Das Kind kam dann an einer Holzhütte vorüber, vor welcher eine Leinwand hing, auf der es gemalte Löwen, Tiger und Schlangen erblickte. Es hob den Vorhang, der den Eingang bedeckte, leiſe auf, ſah keinen Menſchen bei der Caſſe, und ging hinein. Aus Hunger brüllend ſtanden der Löwe, der Tiger, der Bär, der Wolf und die Hyäne im Käfig auf, und ſahen das kühne Kind an. Dieſes kam zu einer vergitterten Truhe, in welcher Schlangen zuſammengeringelt lagen. Da die Thiere ſich ſo ruhig verhielten und zu ſchlafen ſchienen, hob das berauſchte Kind den vergitterten Deckel auf, und ergriff eine ſchöne, goldgrüne Schlange. Sie wand ſich, mit ihrer Pfeilzunge ziſchend, langſam um des Kindes Arm, ſuchte mit ihrem Kopfe die zarte Bruſt, wühlte ſich ins Gewand hinein, und plötzlich ſank das kleine, liebliche Weſen, vom Schlangenbiſſe getödtet, zur Erde. So endete der letzte Menſch. —

Jetzt lag die unermeßliche Welt mit ihren zahlloſen Städten und Dörfern ausgeſtorben, es herrſchte die Ruhe eines todten, faulenden Weltmeeres, alle Häuſer ſtanden todtenſtill und unbewohnt, alle Thürme ſahen zum Himmel empor, ihre Glocken tönten nicht mehr, die Zeiger der Uhren rückten nicht weiter, die Ströme flutheten dahin, aber keine Schiffe zogen mehr herauf oder hinab, über dem Waſſerſpiegel wölbten ſich die Brücken, aber Niemand wandelte mehr darüber; alle Singvögel fielen todt von den Bäumen, und über dieſem Gruftfrieden und dieſer Seelenloſigkeit wölbte ſich der unermeßliche Himmel, und die flammende Sonne ging, als hätte ſie keine Freude, eine Welt ohne Menſchen zu beleuchten, ſehr früh unter.

Allmälig ſenkten ſich die Schatten der Nacht herab, und bedeckten die ſchweigende Schöpfung. Jetzt wurde im Weltall eine Stimme wach, voll göttlicher Majeſtät, Sanftheit und dennoch ſchöpfungdurchdringender Gewalt, und rief: Todesengel, wandle durch das Univerſum, und brich das Herz der Natur! Nun ging der Todesengel mit ehernem Rieſengange durch das Univerſum — nun brach er mit ſeinem ehernen Finger das ſeufzende Mutterherz der Natur, ihr letzter Seufzer aber war: Gott! — nun lag die ganze Natur todt, und ein ſiebenfacher Schleier der Nacht verhüllte die Schöpfung. Hoch über der Erde begann ein Sturmwind, und in dieſem Sturmwinde wurde wach die große Leichenharfe der Natur, geſpielt vom Todesengel, deſſen Hand ſchauerlich prächtig über Millionen Saiten rauſchte, und tief unter dem Erdball erſcholl die Todtenglocke des Univerſums, in ſehr ſchweren, trägen, dumpfen Klängen.

Auf einer Haide erſchienen dämoniſche Geſtalten, die in der wunderbarſten Schnelligkeit einen Thurm aufführten, von einem unermeßlichen Umfange und einer bis zu den Wolken aufſteigenden Höhe; dieſer Rieſenthurm war gebaut — aus allen Büchern der Erde. Und inwendig erſcholl die Jammerſtimme eines Bewohners: »Ich bin der menſchliche Unſinn, befreit mich, daß ich nicht verbrenne!“ Da ſpielten blaue Flämmchen aus der geborſtenen Erde, da fuhr der Flügel des Sturmwindes darüber: plötzlich ſtieg aus dem Grunde gleichſam ein brauſender Flammen-Briareus heraus, wuchs mit ſeinen hundert Flammenarmen himmelan, und der ganze Thurm ſtürzte mit weithin ſchallendem Donner zuſammen zu einem Aſchengebirge, aus dem der Sturm ein Meer von ſpritzenden Funken jagte.

Die Leichenharfe der Natur wurde ſtumm, die unterirdiſche Todtenglocke tönte aus, und der Sturm ſchwieg. Furchtbare Ruhe herrſchte.

(Schluß folgt.)

Marie Leſter.

(Fortſetzung.)

Tag für Tag führte der liebentglühte Jüngling dieſelben Gründe an, und Tag für Tag horchte das vertrauungsvolle Mädchen ihm mit immer weniger Einſprache zu; ſeine zärtlichen Beſchwerden, ſeine wiederholten Klagen über das Zunehmen der Krankheit, das, wie er ſagte, in der Angſt ſeinen Grund habe, die ob ihrer Abneigung gegen die Flucht an ihm nage, vernichtete endlich ihre Beſorgniß, ihre Bedenklichkeiten, — und in einer böſen Stunde verließ ſie das Haus ihrer fröhlichen Kindheit, verließ ihre argloſe Mutter, deren einziger Troſt ſie war.

Tauſend Qualen beſtürmten das Herz der unſchuldigen und bis jetzt ſo pflichtgetreuen Tochter, als ſie Anſtalt machte, von dem friedlichen Dache zu gehen, das ihre Kindheit geſchirmt, ſie hielt am Gemach ihrer ſchlafenden Mutter, und flehte tauſendfältigen Segen auf ihr Haupt herab, und nur die Erinnerung, daß ſie ihrem Geliebten die Ruhe, das Leben ſchenke, und daß ſie nach wenigen Tagen als Lord Mordaunt's glückliche Gemahlin wiederkehren werde, unterſtützte ihren Entſchluß.

Nicht das Glück, das ſie empfangen, ſondern das, was ſie ſchaffen, beſtimmt die Handlungen der Frauen; und manche, die dem Drange des Egoismus widerſtand, iſt als Opfer ihr er hingebenden Großmuth gefallen. Als Marie das Haus verließ, dachte ſie nur an Andere; ihr Geliebter und ihre Mutter beſchäftigten alle ihre Gedanken, und nie vielleicht fühlte ſie wahrer, herzlicher ihre Liebe für die letztere, als in dem Augenblick, wo ſie durch den Schritt, den ſie thun wollte, ihr unbewußt einen Dolch in das Herz bohrte. Man laſſe die Jugend nie etwas Böſes unternehmen, um etwas Gutes dadurch zu erzwecken. Marie wußte, daß ſie unrecht handle, aber ihr Geliebter hatte ſie überredet, daß nur ſo ihm eine glückliche Zukunft werde, und dieſer Verſuchung konnte ſie nicht widerſtehen.

Der Diener des Lords Mordaunt, der das Vertrauen ſeines Herrn beſaß, traf alle nöthigen Anſtalten zur Entführung, und das Paar verließ das Dorf Dawliſch, während die Mutter und Dr. Erskine ruhig ſchliefen, ohne etwas von dem unbeſonnenen Schritte zu ahnen, den zwei ihnen ſo theure Perſonen eben gethan hatten.

Einen Tag und eine Nacht waren ſie erſt unterwegs, als das Zerſpringen eines Blutgefäßes in der Bruſt eine ſo fürchterliche Umwandlung in Lord Mordaunt's Zuſtand bewirkte, daß er ſelbſt die Gefahr einſah, und vor dem Gedanken zurückſchauderte, daß er ſterben könne, ehe er ſeiner geliebten Marie ſeinen Namen gegeben hätte. All ſein Sinnen war nur auf die Vollziehung dieſer Pflicht gerichtet; aber ach, eben dieſe Angſt, die an ihm nagte, machte die Vollziehung dieſes Vorſatzes nur noch ſchwieriger.

Deſſenungeachtet und trotz aller Bitten Mariens, anzuhalten um ſich zu erholen, ſetzte er die Reiſe fort, und war nur wenige Meilen von ſeinem Ziele entfernt, als wir zu Anfang dieſer Erzählung ihm begegneten.

Bei ſeiner Ankunft in L... fanden ſich keine Poſtpferde vor, und die Qual der getäuſchten Hoffnung vereinigte ſich mit den tödtlichen Schmerzen, die den Körper des Sterbenden durchbebten. Er wurde aus dem Wagen auf ein Bett getragen, neben welchem das unglückliche Mädchen ſich in ſprachloſem Schmerze über ihn beugte.

„Vergiß nicht, Sainville," ſprach Mordaunt mit gebrochener Stimme, „daß dieſe dann meine Gattin wäre, hätte ich das Leben bis nach Gretna-Green gefriſtet. Sage meinem Vater und meiner Mutter, daß ſie auf meine Bitten ſich geflüchtet, und daß ſie ſelbe als ihre Tochter anzuſehen hätten."

(Fortſetzung folgt.)

Aus Marryat's Tagebuch.

Als ein Beiſpiel der Todesverachtung, welche die Birmanen auszeichnet, führt Marryat folgende Begebenheit an:

Bei einer Gelegenheit wollte ich von einem gefangenen Birmanen Aufſchlüſſe über einige mir wichtige Puncte, haben, vermochte aber nicht, dahin zu gelangen. Vierundzwanzig Stunden hindurch hatte er zwiſchen den Carronaden am Deck geſeſſen und einige von den Matroſen hatten ihm ein Glas Grog und einige Cigarren gegeben, mit deren Vertilgung er beſchäftigt war, als ich ihn in's Verhör nahm.

Da er Unwiſſenheit vorſchützte, ſo drohte ich ihm, falls er die verlangten Auskünfte nicht geben würde, mit Enthauptung, ſchickte auch wirklich um den Feldwebel der Schiffstruppen, der mit zweien ſeiner Leute und blankem Säbel erſchien. Auf meine Aufforderung, aus den Carronaden hervorzukommen, ließ er mich durch den Dollmetſch bitten, ihn zuvor ſeinen Grog vollends austrinken zu laſſen, was ich ihm auch gewährte.

Als er mit dem Grog fertig war, wurde er nochmals aufgefordert hervorzugehen, erſuchte mich aber um die Gnade, das Trümmchen Cigarre, das er noch im Munde hatte, zu Ende rauchen zu dürfen. Auch das geſtand ich ihm zu, da ich überhaupt keine beſondere Eile hatte, das auszuführen, was ich nie auszuführen geſonnen war. Während dieſer ganzen grauſamen Myſtification bewahrte der Mann ſeine volle Faſſung und zeigte nicht die geringſte Beſtürzung über ſein hereinbrechendes Geſchick. Sobald er die Cigarre zu Ende geraucht hatte, band er ganz ruhig ſein langes Haar hinauf und bereitete ſich zum Tode vor. Ich fragte ihn noch einmal, ob er geſtehen wolle — doch er blieb ſtandhaft bei dem, was er ſchon mehrmals ausgeſprochen hatte. Dann machte er einige Schritte vorwärts, kniete nieder, löſte das Tuch, welches er um die Lenden trug, los, breitete es zum Empfange ſeines Kopfes vor ſich hin und, ſich mit den Händen am Verdecke ſtützend, gab er ſeinem Kopfe eine horizontale Lage, damit der Henker bequem ſein Amt verrichten könne. Ich bewachte jede ſeiner Bewegungen die ganze Zeit über — kein Muskel an ſeinem Körper zitterte; ſeine Geſichtsfarbe veränderte ſich nicht einen Augenblick; ſeine Züge behaupteten die gewöhnliche Ruhe und Faſſung.

Natürlicherweiſe wurde er unverletzt zurückgeſchickt, und die Matroſen waren ſo entzückt über ſein mannhaftes Betragen, daß er mit mehr Tabak und Grog an's Ufer gelangte, als er je in ſeinem Leben wahrſcheinlicherweiſe geſehen hatte.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 8. Februar zum ersten Male: Der Inwohner von Gestern. Posse in einem Aufzuge aus dem Französischen von Castelli.

Der Schauplatz ist ein Passagierzimmer, die Inwohner von Heute sind ein junges Ehepaar, der Mann lebensfroh und von der Frau kaum im Zaum gehalten, die Frau eifersüchtig und mißtrauisch, der Inwohner von Gestern ist ein Leichtsinniger, aller Welt Verschuldeter.

Letzterer von seinen Gläubigern verfolgt, macht in der Voraussetzung, daß sein Quartier von Gestern noch nicht vergeben sey, von dem Schlüssel Gebrauch, der durch die Unvorsichtigkeit der Dienstleute in seiner Hand geblieben. Die Inwohnerin von Heute bringt diese Nacht bei ihren Ältern zu, kehrt aber in der Nacht zurück, um zu sehen, ob ihr Mann auch wirklich zu Hause blieb. Der Mann ist aber dem Rufe seiner Freunde gefolgt und in lustige Gesellschaft gegangen. Da es ihm dort nicht gefällt, so kehrt er zwar zurück, findet aber den Fremden, ersieht aus einem offen auf dem Tische liegenden Briefe, daß dieser ein **Rendez-vous** vernachlässigte, eilt fort dieses **Rendez-vous** für sich zu benützen und zeigt seinen Entschluß dem schlafenden Inwohner von Gestern mit ein Paar Worten auf der Rückseite des Briefes an. Endlich finden sich Mann, Frau, Inwohner von Gestern, und Dienstleute, letztere noch in den Maskenanzügen, in denen sie auf der Redoute gewesen, zusammen und es erfolgt allseitiges Verständniß und Versöhnung.

Das kleine Stückchen enthält Lachstoff genug, um bei dem trefflichen Spiele des Hrn. Herzfeld, der in ähnlichen Rollen seinen Meister sucht, zu amusiren. Was den Werth der Novität anbelangt, so wollen unsere geneigten Leser sich bedeuten lassen, daß der 8. Februar der letzte Faschingstag war, an dem die Vorstellung schon um 6 Uhr begann. Hr. Castelli ist als Mann von Laune und glänzendem Tafelwitz bekannt; wer wird mit ihm anbinden wollen, wenn er sich einen theatralischen Faschingsstreich erlaubt? —

Tagsergebnisse.

In London hatte ein Bäcker den sonderbaren Einfall, eine Musikbande neben der Thüre seines Verkaufsladens unausgesetzt aufspielen zu lassen. Die Neugierigen, welche die gellenden Blasinstrumente in reicher Zahl um den Laden versammelten, belehrte ein ungeheurer Anschlagzettel, daß Jedem, der einen vierpfündigen Laib Brot kaufen werde, ein Glas Arrak oder sonst beliebiger Branntwein verabreicht werden würde.

In Horic, in Böhmen, ereignete sich im Laufe des verflossenen Monats folgender beklagenswerther Unfall. Es wurden nämlich zwei Kinder von dem eigenen wüthend gewordenen Haushunde gebissen. Auf die Kunde von diesem Unglücke wurde der Wasenmeister angewiesen den Hund in Quarantaine zu nehmen, welches auch geschah. Der Hund jedoch entriß sich der Kette, an welche man ihn gelegt hatte, und bevor es noch den Bemühungen des nacheilenden Wasenmeisters gelang, ihn wieder einzufangen, biß er einige Hunde, so wie einen dritten Knaben, und beschädigte selbst den Wasenmeister, worauf er vom letzteren erschlagen wurde.

Naturhistorisches.

Rattenbiß. Dr. Wicor sah sehr üble Folgen einer solchen Verletzung des Daumens. Krämpfe und kalter Brand an der gebissenen Stelle, und momentane Ideenverwirrung waren die Folgen. Nur mit großer Mühe konnte der Beschädigte gerettet werden.

Blau- und Gelbwerden der Milch. Nach dem Dafürhalten eines Naturforschers soll die blaue oder gelbe Färbung der Milch von Infusionsthierchen herrühren, die in der gesunden Milch nicht vorkommen, und in welchen P. Ehrenberg zwei verschiedene Arten von Vibrionen erkannt hat. Auf gesunde Milch übertragen, vermehren sie sich in derselben, und theilen ihr in kurzer Zeit die Färbung mit.

Verhalten der Nägel in gewissen Krankheitsumständen. Dr. Pitschaft führt in Hufeland's Journal die Thatsache an, daß die Nägel während der Heilung eines Knochenbruches an den Gliedmaßen nicht wachsen. Eine Thatsache, welche mehre Operations-Heilkünstler bestätigen.

Insectenlarven. Eine junge Russin litt seit drei Vierteljahren an krampfartigen Magenbeschwerden, die sich durch Kaffee- und Obstgenuß steigerten. Sie war sehr zornsüchtig. Ein wegen eines stärkern Übelseyns dringend verlangtes Vomitiv brachte eine ungeheure Menge Maden zum Vorscheine. Diese wurden in einem Glase mit etwas Sand aufbewahrt. Nach Kurzem erstarrte die Oberhaut dieser gesammelten Larven, worauf nach 14 Tagen aus diesen Puppenhüllen einige Fliegen hervorgingen, ganz den gewöhnlichen Stubenfliegen ähnlich. Ähnliche Fälle werden von mehren praktischen Ärzten erzählt und dienen zur Warnung, daß man das Obst nicht ungewaschen genießen sollte, indem auf solchen sich die Eierchen von solchen Insecten befinden können.

Omnibus.

(Der erste Sonntag in der Fasten in Neapel) wird auf eine besondere Art gefeiert. In allen Häusern, welche einigermaßen auf Wohlhabenheit Anspruch machen, versammelt sich mit Einbruch der Nacht ein Kreis von Freunden und Bekannten jeden Geschlechts und Alters, um unter Späßen und Fröhlichkeit einen — Topf in Stücke zu schlagen. Dieser Topf steht mitten auf einem Tische umgestürzt und unter ihm befindet sich eine Menge gedörrter Früchte, Kastanien, Johannisbrot, Rosinen, Feigen, Nüsse, Bignolen, ein Theil davon ist aus Thon, ein anderer aus Zucker nachgebildet. — Nun werden Einem aus der Gesellschaft, den das Loos trifft, die Augen verbunden und er muß so, mit einem tüchtigen Stocke bewaffnet, einen Schlag auf den Topf führen. Mißlingt der Schlag, so tritt ein anderer an seine Stelle, und so fort bis der Topf in Trümmer geht. Dieses ist das Signal für die übrigen Anwesenden, um das Früchtenmagazin zu plündern. In bunter Verwirrung fällt Alles über den Tisch her und erbeutet was möglich ist. Einer ist so glücklich Zuckerwerk zu erhaschen, ein Anderer erringt natürliche Früchte, Andere aber können nur thönerne Bonbons oder leere Nußschalen als Trophäen aufweisen. Über letztere ergießt sich nun ein Schwall von lustigen und witzigen Ausfällen und Spottreden, sie werden die Zielscheibe der guten Laune aller Übrigen. Die Spuren dieses sonderbaren Gebrauches verlieren sich in Jahrhunderte; er ist dabei so allgemein, daß er einem Sprichworte sein Entstehen gab, denn man hört oft, wenn man einen Verlobten oder Advocaten fragt, wann denn die Heirath oder die Geschäftsbeendigung Statt finden werde, die Antwort: **Alla rottura della pignatta.**

(Isaak Newton) hatte ein Lieblingshündchen, das ihm in seinem Studierzimmer nie von der Seite wich. Einst war er abgerufen und indeß warf Diamant, so hieß das Hündchen, das Licht um und setzte ein Packet Schriften in Brand. Es war die fast vollendete Arbeit mehrer Jahre, in seinem Alter ein unersetzlicher Verlust. Newton sagte nichts, als: „O Diamant! wenn du wüßtest, was du mir für einen Streich gespielt hast, wie würdest du dich grämen!“

(Bibliographisches.) In Stuttgart erschien im Jahre 1812 ein Buch unter dem Titel: Beiträge zur Erziehung für deutsche Schullehrer.

(Eine wandernde Stadt.) In Amerika ist die Stadt Linnville plötzlich von ihrem alten Standpuncte verschwunden. Die Häuser wurden auf Räder gestellt und nach der benachbarten Stadt La Baca, ungefähr eine Meile von Linnville entfernt, gerollt, beide nehmen seither an Reichthum und Bevölkerung zu, und versprechen eine der blühendsten Städte zu werden. Ein einziges Haus blieb von Linnville zurück und bezeichnet noch auf der melancholischen Öde die Stelle, wo früher diese Stadt gestanden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit diesen artistischen und Musikbeilagen. Preis für Wien auf Verlin 10 C. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1198, wofelbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 20.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 14. Februar 1842.

Unsterblichkeit.

(Schluß.)

Jetzt ging ein Schauer durch das Weltall, als käme etwas Namenloses und für jedes Herz Unerfaßbares, als käme eine Majestät, die den kühnsten Geist in den Staub niederdrückt — — eine Gestalt, weiß wie der Schnee der Alpen, ging durch das Universum, ihr Fuß stand tief unter der Erde, verloren in dem unermeßlichen Abgrund des Raumes, und ihr Haupt verbarg sich im Himmel — ein weißer Schleier, der auf den dunklen Wassern, die einst das Chaos bedeckten, geschwommen, wehte von ihr nieder — und sie streckte die Rechte aus, bis hin zum ungeheuer fernen, erloschenen Uranus, und stürzte ihn in's bodenlose Meer des Raumes hinunter. Sie nahm den Weltall die Luft, und Alles zerfiel in Asche. Diese Gestalt war — Gott!

Er sprach: Ausgeschlagen hat das Menschenherz, alles Leben hat geendet, das Weltall ist Staub. Aber ich lasse den Menschen nicht ruhen in ewiger Nacht, sondern ich wecke ihn auf, um ihm zu lösen das Räthsel seines Erdenganges, und um zu versagen dem Bösen und zu schenken dem Guten die Seligkeit der Gottanschauung! Meinen Himmel und meine Hölle hat noch kein Sterblicher ergründet! Steige empor, Morgenröthe der Ewigkeit, und durchflamme das Universum!

Da durchströmte das Weltall ein mächtiger Accord, vor einem unaussprechlichen Wohlklange, ein Accord, wie er nimmer von menschlichen, sondern nur von Seraphszungen kommen kann, und gesungen wurde das himmlische Wort: Unsterblichkeit! Zu gleicher Zeit erblühte am östlichen Himmel in der Nacht eine große Rose, und schlug unter jenem seligen Worte Millionen und Millionen Purpurblätter auf — es war die Rose des ewigen Frühlings! Es war die Morgenröthe der Ewigkeit, keine Morgenröthe, wie sie unsere Sonne voransendet, und der schönsten Maienmorgenröthe nimmer zu vergleichen!

Auf der entgegengesetzten Seite des Himmels wurde Gottes goldener Thron sichtbar. Myriaden und Myriaden neugeschaffener Sonnen umkreiseten ihn in einem ewigen Wirbeltanze — noch saß Gott nicht auf dem Throne, aber seine Richterkrone lag darauf wie eine flammenwerfende Sonne. Zur rechten und linken Hand stand ein Seraph, jeder hielt ein Buch. Das Buch zur rechten Seite des Thrones trug die Flammenaufschrift: Buch der Guten! das zur linken: Buch der Bösen!

Die zu einem neuen Leben erweckten Menschen erschienen, gegürtet mit dem Gürtel der ewigen Jugend, und prangend in der Schöne der Unsterblichen. Sie erschienen, Sokrates, den Giftbecher in der Hand, Plato, Leonidas mit den dreihundert Spartanern, Cornelia, Lucretia, de las Casas, Fenelon, Heloise, Abälard, und alle vortrefflichen Menschen. Und die Witwe sah ihren Mann, im Glanze der ewigen Jugend, und sie weinte, und die selige Musik des Wiedersehens durchzitterte ihr ganzes Herz. Jetzt erschien, schön vor allen Unsterblichen, der Mittler! Er hatte in der göttlichen Sanftheit und Erhabenheit seines Herzens alle Kinder um sich versammelt, und führte sie zum ewigen Vater! Er führte an einer Hand der Witwe einziges Kind. Wonnestimmen drangen bis zur Morgenröthe der Ewigkeit, und sie alle sprachen: Unsterblichkeit! Wiedersehen! Letzte Hoffnung des zusammengebrochenen Menschen! Unaussprechlich selige Gabe Gottes!

Jetzt wollte die Witwe zu ihrem Manne eilen, um ihn zu umschlingen, und ihm zu sagen, wie sie ohne ihn und ihr Kind gelitten habe, wie schwermuthsvoll ihr das Leben vergangen sey, wie sie sich gesehnt habe, nur recht früh mit ihren Lieben vereint zu werden, und wie namenlos groß und gütig das Herz des Schöpfers sey, der ihnen die Wonne des Wiedersehnes gebe und ein himmlisches Daseyn, das kein Tod zertrümmern kann!

Da fühlte sie sich von einer Hand berührt, und als sie aufblickte, sah sie den greisen Todtengräber, der zum Kindesgrabe, auf dem sie ruhte, hingetreten war und zu ihr sprach: „Die Sonne ist untergangen, ich muß das Friedhofsthor schließen.“ Sie erhob sich, im Herzen nur noch Eine Hoffnung, und wandelte unter den Sternen Gottes heim, in ihr stilles Witwenkämmerlein, wo der Geist des Herrn wohnt, während er den goldenen Pallast des Ungerechten verschmäht.

Marie Lester.

(Fortsetzung.)

Die Erschütterung überwältigte ihn, und er sank ohnmächtig auf das Lager zurück, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Nach wenigen Stunden hatte der Tod seine Leiden beendigt. Die unglückliche Marie war bei ihm, so lange noch ein Funken Leben in ihm glühte; als aber die Hand, welche die ihrige umklammert hielt, starr wurde, sank auch sie fast eben so kalt und starr wie die Leiche zu Boden.

Lange Zeit raubte ihr ein heftiges Fieber das Bewußtseyn ihrer unglücklichen Lage. In ihren Fieberträumen rief sie immer den Namen ihres Geliebten und ihrer Mutter, und beschwor sie um Hilfe gegen einen Feind, der sie von ihnen trennen wolle; die Wirthin, so wie die Dienerinnen, die zu ihrer Pflege da waren,

zerſchmolzen in Thränen über den Ton ihrer unzuſammenhängenden Klagen.

Die Nachricht von dem Tode des Lords Mordaunt war nach Mordaunt-Caſtle, der Beſitzung ſeines Vaters, gekommen, — nach kurzer Zeit traf der Geſchäftsführer Seiner Herrlichkeit und ein Londoner Leichencommiſſär ein, um Anſtalten zur Beſtattung zu machen.

Mariens jugendlich blühende Natur hatte die Krankheit beſiegt, und obgleich ſie noch ſehr erſchöpft war, kehrte ihr doch die ganze Beſinnung wieder zurück. Mit der Beſinnung kehrte ihr jedoch auch die fürchterliche, herzzerreißende Erinnerung an den Todesfall, bei dem ſie zugegen war, und ſie ſchauderte vor einem Leben zurück, das ihr keinen Reiz mehr bieten konnte.

Nach vielen Bitten entrang ſie der mitleidvollen Wirthin das Geſtändniß, daß die ſterblichen Ueberreſte des ſo innig Geliebten am kommenden Tage zur Beſtattung abgeführt werden ſollten, und ſie beſtand darauf, ſie noch einmal zu ſehen. Es war Abend, als ſie bleich und ermattet, geſtützt von den mitleidigen Frauen, ihren Pflegerinnen in der Krankheit, das Todtenzimmer betrat. Ihre Augen fielen auf die Marmorſtirne und die fein geprägten Züge des Lords Mordaunt, die ſelbſt im Tode ihre Schönheit nicht eingebüßt. Sie bat, man möge ſie allein laſſen, und in ihren Blicken und ihrer Bewegung lag eine ſolche Ruhe, und dabei doch ein ſolches Drängen, daß man ihr nicht widerſtehen konnte.

Sie ſtarrte nach dem theuren Antlitz, das ſo unvertilgbar ihrem Herzen eingeprägt war, nach dem Antlitz, auf dem ihr Blick ſo oft den Ausdruck unausſprechlicher Zärtlichkeit hervorgerufen. So ſtand ſie in ſtummer Verzweiflung, keine Thräne kam ihrem glühenden Auge zu Hilfe, bis die Sonne hinabſank in ihrer leuchtenden Pracht, und die letzten Strahlen auf das ſtille Geſicht des Geliebten fielen, und die ſteinerne Bläſſe mit einem matten Roth färbten.

»Wie anders, Heinrich, ſahſt du aus, als ich zum letzten Mal das Licht der ſcheidenden Sonne auf deine ſchöne Stirn fallen ſah,« rief das gebeugte Mädchen; »ach, damals ſuchten dieſe lieben Augen, die nun auf immer geſchloſſen, die meinigen, aus jedem Blick ſprach tiefe, tiefe Liebe, und beſchwichtigte den Zweifel in meiner Bruſt. Aber nun, Gott des Erbarmens, was ſoll ihn jetzt beruhigen, wer ihm Troſt zuſprechen? Blick' noch einmal auf mich, Heinrich, geliebteſter Heinrich! Laß mich noch einmal den ſüßen Ton deiner Stimme vernehmen!«

Und ſie lauſchte, als ob ſie eine Antwort auf ihr leidenſchaftliches Flehen erwartete. Sie kehrte ſich ab.

»Thörin,« rief ſie, »wahnſinnige Thörin! Er hört dich nicht! Er iſt geflohen auf immer, und ich bin allein, ganz allein, verlaſſen in einer Welt, die mir nichts, nicht eine Hoffnung zu geben vermag. O Mutter, gute, gute Mutter! Und hab' ich dich darum verlaſſen? Ich meinte zu dir zurückzukommen als eine ſtolze, glückliche Gattin, und hoffte, er werde von dir Verzeihung für mein Vergehen erflehen. Aber er, der reden ſoll, liegt hier kalt und ſprachlos, und ich, ich lebe, ihn ſo liegen zu ſehen — —. Heinrich, geliebter Heinrich, deine Lippen haben nie die meinen berührt, in deiner reinen Verehrung fand ich meinen beſten Schild — aber jetzt, da dein Mund den Kuß nicht mehr erwiedern kann, jetzt laß mich ihm das brennende Siegel meiner Liebe aufdrücken!« Und ſie berührte mit ihren bleichen, bebenden Lippen den kalten, ſtarren Mund Lord Mordaunt's und in dem Kuſſe ſank ſie in Ohnmacht.

Es währte lange, ehe die Frauen, die, als ſie den Fall hörten, aus dem anſtoßenden Zimmer hereinſtürzten, mit theilnehmendem Eifer die unglückliche Marie zum Leben bringen konnten; als ſie aufwachte, war das erſte, was ſie hörte, folgendes Geſpräch zwiſchen Herrn Sable, dem Leichencommiſſär, und dem treuen Sainville.

»Je vous dis, das iſt, ich ſage Ihnen, Monſieur Sable, daß dieſe Demoiſelle, dieſe junge Lady, l'épouse, die Frau von Mylord werden ſollte. Er kann es ihnen nicht ſagen, parcequ'il est mort, aber ich ſage Ihnen, was er mit ſeinen letzten Worten geſagt hat.«

„Das iſt alles ſchön, Herr Sainville,“ entgegnete der kalte Sable, „aber ich muß thun, wie man mir befohlen, und die Sache hat doch, gering geſagt, ein ſehr curioſes Anſehen. Ein armes, junges Mädchen, das mit einem reichen, vornehmen Manne voll glänzender Ausſichten in den letzten Augenblicken einer Auszehrung durchgeht! Sie müſſen mir beipflichten, daß dieß verdächtig iſt. Der Marquis iſt ein ſehr ſtrenger, böſer Mann, und die Marquiſe ſtolz wie der Teufel; beide werden nichts von einem jungen Mädchen wiſſen wollen, das kein geſetzliches Anrecht auf ihre Berückſichtigung hat, und das ſie ohne Zweifel für eine verſchmitzte Abenteurerin halten können, die die Schwäche ihres Sohnes benützt hat, ihn zu einer Verbindung zu zwingen, deren Vollziehung er zum Glück nicht erlebt hat. So hat mir Herr Skrupel, der Rechtsgelehrte, die Sache auseinandergeſetzt, und deßhalb kann weder er noch ich etwas für die Rückkehr der jungen Perſon zu ihren Verwandten thun, und was ihre Begleitung des Leichenzuges nach Mordaunt-Caſtle betrifft, ſo kann davon keine Rede ſeyn.“

„Und das nennen Sie in dieſem Lande Religion und Humanität?“ ſagte Sainville heftig. „Hätte mein junger Lord nur noch drei Stunden gelebt, cette jeune et charmante Demoiselle wäre jetzt Milady Mordaunt, und Monſieur Skrupel und Sie würden ſich mit der größten Ehrfurcht bis auf die Erde vor ihr gebeugt haben. Der Marquis und die Marquiſe hätten ſie als la veuve, die Witwe ihres Sohnes behandeln und ihr alle Ehre und Achtung erweiſen müſſen; aber jetzt, da ihr alles fehlt, geben Sie ihr nichts, und meines guten ſeligen Lords letzter Wille gilt nichts mehr, außer bei mir; denn ich will ſie nicht verlaſſen, die meinem lieben Herrn ſo herzlich gut war. Ich will ſie nach ihrem Hauſe begleiten.“

Thränen erſtickten die Rede des ehrlichen Sainville, der nur fühlte, während Sable kalte Gründe anführte. Aber wer mag erſt die Gefühle Mariens ſchildern, als ſie dieſer rohen Auseinanderſetzung ihrer Lage zuhörte? Sie hätte vor Scham vergehen mögen, und ſtürzte einmal ſogar in irrer Vergeſſenheit nach der Stätte, wo der entſeelte Körper deſſen lag, der ſie lebend ſelbſt gegen den Schein einer Beleidigung geſchützt hätte; ſie warf ſich über die Leiche, und rief Heinrich, ihren geliebten Heinrich, ſie zu beſchützen, zu retten und ihre verkannte Unſchuld zu vertheidigen.

(Schluß folgt.)

Der Feldfrevler.

Wie grauſam vormals viele Herrenrechte in Deutſchland wa-

ren, iſt unter Andern auch von Niklas Vogt im 1ten Bande ſeiner rheiniſchen Geſchichten und Sagen (S. 431) beſprochen worden. Er ſagt nämlich:

„Bei den Grafen- und Herren-Gerichten ging die Grauſamkeit in Beſtrafung ſo weit, daß man auf Wilddieberei oder Waldbeſchädigung die härteſte Todesſtrafe ſetzte. Nach den Forſtrechten im Speſſart und der Cyſteiner Gemarkung wurden Wild- und Krebsdiebe enthauptet, oder an einen Baum aufgehängt. Nach den Waldgeſetzen im Dreieichner Hain verlor ein Forſtfrevler die Hand u. ſ. w.“

Ein ſtandesherrlicher Beamter fand es erſt unlängſt für gut, die lang vergeſſene und außer Gebrauch gekommene Halseiſenſtrafe gegen Felddiebſtähle wieder anzudrohen. Dieſes erneuerte Strafgeſetz machte um ſo mehr Aufſehen, als das Halseiſen allgemein für entehrend gehalten wurde, und die Verurtheilung zu demſelben in einer Zeit, wo ſie nicht mehr Leibeigene, ſondern nur frei Staatsbürger treffen konnte, ein äußerſt erhöhetes Maß von Strafe ausſprach, als vorher, und daher, ſelbſt von der Competenz der Strafgeſetzgebung abgeſehen, zu dem Vergehen kein rechtliches Verhältniß mehr hatte.

Der Eindruck, den dieſe Drohung hervorbrachte, läßt ſich daraus beurtheilen, daß an einem Morgen der erſte Feldfrevler ſich im Halseiſen fand, nämlich ein — Haſe.

Ob dieſes Strafbeiſpiel auf ſeine vierfüßigen Brüder einen warnenden Eindruck habe, iſt unbekannt.

Aus Marryat's Tagebuch.

Eine gewiſſe Mad. de Blot, eine franzöſiſche Elegante, welche der Meinung lebte, daß ein Frauenzimmer nie ätheriſch genug ſeyn könne und ein Lerchenflügelchen für mehr als hinreichend zu ihrem täglichen Unterhalte hielt, beſaß eines der kleinſten Hündchen, das man je geſehen hatte. Sie behandelte daſſelbe wie ein menſchliches Weſen und ging hierin ſo weit, daß ſie ihm, wenn ſie nicht zu Hauſe bleiben konnte, von dem Kammermädchen fünfactige Komödien (wahrſcheinlich Hundekomödien) vorleſen ließ, damit das arme Thierchen keine Langeweile leide.

Zufällig traf es ſich einſt, daß ein ſehr fetter Abbé, der eifrig die Protection dieſer liebenswürdigen Dame nachſuchte, bei ihr vorſprach, um ihr ſeine Verehrung zu bezeugen. Er wurde vorgelaſſen. Madame de Blot gab ihm auf höchſt graziöſe Weiſe einen ſtummen Wink, worauf er ſo zierlich als möglich ſich in den ſehr geräumigen Armſeſſel niederſenkte. Kaum aber hatte der Dickwanſt ſeinen gewichtigen Leichnam zum Sitzen gebracht, als er eine zappelnde Bewegung unter ſich verſpürte, welche er nach kurzem Nachſinnen als von dem Hündchen herrührend erkannte. Daß es mit dieſem zu Ende war, unterlag natürlicherweiſe keinem Zweifel mehr; daß es im Entdeckungsfalle aber auch mit der Protection der äußerſt gefühlvollen Dame zu Ende ſeyn mußte, leuchtete dem guten Abbé nicht weniger ein. In dieſem höchſt kritiſchen Augenblicke bewies nun derſelbe eine Geiſtesgegenwart, die der Aufbewahrung würdig iſt. Er erhob ſich nämlich ungefähr eine halbe Spanne hoch von ſeinem Sitze und ließ ſich dann in denſelben wieder hineinplumpen, um dem armen kleinen Geſchöpfe den Gnadenſtoß zu geben, hierauf ſetzte er ruhig und heiter das Geſpräch fort. Während der Dauer desſelben ſuchte er ganz unmerklich und ruckweiſe den Hund ſammt Schweif und allem Zubehör in ſeinen weitläufigen Rockſäcken unterzubringen. Sobald von demſelben nichts mehr zu ſehen war, erhob er ſich, empfahl ſich mit dem unſchuldigſten Geſicht von der Welt bei Mad. de Blot und nahm ſeinen Rückzug gegen die Thüre mit ſo maßloſer Unterwürfigkeit, daß Mad. de Blot, welche nicht im entfernteſten an den eigentlichen Grund ſeiner außergewöhnlichen Demuth dachte, ganz entzückt von ihm war. Die Geſchichte ſagt weiter, daß Mad. de Blot nie erfuhr, was aus ihrem lieben, kleinen Hündchen geworden war.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samſtag, den 12. Februar, zum erſten Male: Tſchingis-Chan, oder: die Eroberung von China. Großes melodramatiſches Spectakelſchauſpiel aus Aſiens Vorzeit, in 5 Aufzügen. Melodramas und Märſche von Hrn. Adolph Müller. Arrangirt von Hrn. Director Carl. Decorationen von Hrn. de Pian, M. Mayer und Rädiger. —

Von der ſogenannten geſchichtlichen Handlung dieſes verfehlten Stückes will ich nicht ſprechen. — Der Geiſt der Geſchichte weht durchaus nicht darin. — Lobenswerth iſt das Arrangement des Hrn. Directors Carl, die Decorationen des genannten Decorateurs, die Muſikſtücke des Muſikcorps von dem löbl. k. k. Infanterie-Regiment Hoch- und Deutſchmeiſter, das Kampfſpiel vom Pantomimenmeiſter Hrn. Carl Schadetzky und das Spiel der HH. Scholz, Börger, Fröhlich und der Mad. Fidy und Dlle. Ammesberger und Riende. — Der Beſuch war ſehr zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.

Ehevorgeſtern zum erſten Male: Der Zauberſchleier, oder Maler, Fee und Wirthin. Romantiſch komiſches Zauberſpiel mit Geſang und Tanz in 3 Aufzügen, nach Scribe's Operatext: Der Been-See, bearbeitet vom Verfaſſer der ſchlimmen Frauen, Muſik von Hrn. Capellmeiſter A. Emil Titl. Tänze und Gruppirungen von der Balletmeiſterinn Mad. Joſ. Weiß. Sämmtliche Decorationen neu von Hrn. Jachimovitz. Coſtüme durchaus neu, nach Angabe des Hrn. Juline.

Der duftige poetiſche Farbenglanz des wunderzarten Mährchens unſers ewig jungen Muſäus verbreitet über dieſes romantiſch-komiſche Zauberſpiel eben ſo gut ſeinen zauberiſchen Schimmer, wie über die Oper und das Ballet, welche demſelben Stoffe nachgebildet ſind, und die echt menſchliche Idee, daß die heilige Flamme der Liebe ſelbſt ein überirdiſches Weſen zwingt, ihrem Heimathlande zu entſagen und der Erde, wo dieſe Liebe blüht, anzugehören, drang auch bei dieſer Darſtellung mit der ſiegenden Gewalt der Poeſie in die Herzen aller Zuſeher. Dem Bearbeiter, Hrn. v. Told, gebührt das Lob, daß er ſich bemühte, dort, wo die Handlung ernſt und die Situation dem poetiſchen Urbilde entnommen iſt, eine würdige Sprache zu bilden und dem allbelebenden Worte ſein Recht wiederfahren zu laſſen. Wie wohlthuend dieſe Wiedereinſetzung der poetiſchen Diction in ihr — auf dem Gebiete der Volkspoeſie beinahe verlorenes — Recht, wirkte, bewies der Beifallsſturm des Publicums, der bei weitem rauſchender den ernſten als den komiſchen Scenen geſpendet wurde, welche letzteren wohl auch hie und da ſo manches, namentlich Neuheit der Couplettexte zu wünſchen übrig ließen.

Das Kleid, in welchem dieſes neueſte Kind der Volksmuſe erſchien, iſt ſo glänzend, und dabei doch den Formen des zu bekleidenden Weſens ſo anpaſſend, daß wir mit Recht die Behauptung ausſprechen können auf dieſer Bühne noch nie etwas ſo Schönes geſehen zu haben. Ueberdieß lieferte der Hr. Capellmeiſter Titl eine Muſik zu dieſem Zauberſchleier,

welche dem poetischen Stoffe zur Zierde gereicht. — Unter den Darstellern müssen wir der Dlle. Planer vor allem unser volles Lob für ihre edle Haltung und ihren trefflichen declamatorischen Vortrag, besonders der zarteren poetischen Stellen spenden. Das komische Kleeblatt: Mad. Thome, Hr. Weiß und Feichtinger wirkte mit Lust und Liebe, und hatte vorzüglich Gelegenheit, in einem Quodlibet seine volle drastisch-komische Wirksamkeit an den Tag zu legen. — Die Aufnahme dieses Zauberspieles von Seite des in großer Menge herbeigeströmten Publicums war eine durchaus beifällige. Hr. Jachimovits, Mad. Weiß wurden oft gerufen und auch dem Hrn. Director Pokorny bewies man durch jauchzenden Zuruf, daß das Bessere im Fache der Localmuse stets einen lebhaften Anklang finde.

Musikalisches Perspectiv.

(Zweites Concert des Hrn. Ritter.) Auch in diesem Concerte erwies sich Hr. Ritter als einen Flötisten, dessen Ton recht angenehm seyn könnte, wenn er im Forte nicht zu hoch, im Piano nicht zu tief klänge, und wenn der Concertgeber nur eine Ahnung von Tactgefühl besäße. Alle übrigen Tugenden, die man heut zutage besitzen muß, um mit einigem Rechte Concerte veranstalten zu können, würden wir ihm gerne nachgesehen haben. Die drei Ausfüllungsnummern, sämmtlich von Anfängern, jedoch mit Kunstberuf, nämlich Dlle. Marlow, Hr. Kaschke und Fr. Hieß, Violinschüler des Conservatoriums, vorgetragen, übertrafen bei weitem die Leistung des Concertgebers. Der Saal war sehr spärlich besucht.

Theatralisches.

In Mailand bereitet man eine neue Oper von Mini, Text von G. Sachero, betitelt: Odalisko, zur Aufführung vor. Der Stoff ist der Geschichte der Königinn Johanna von Neapel entnommen. Die Hauptparthien sind in den Händen der Damen Abbadio, Marietta, Brambilla und der Hrn. Salvi und Varese.

In Crema wurde das Erstlingsproduct eines jungen Compositeurs, Namens Johann Consolini, unter dem Titel: „La fiella pazza," gegeben, und erhielt stürmischen Applaus. Der Maestro wurde oft gerufen, und unter den Sängern zeichneten sich besonders Dlle. Amalia Agliati und Hr. Profeti aus.

Zu Padua war neu: Eine Oper, betitelt: Johanna I., Königinn von Neapel, Text von A. P., Musik von Franz Malipiero. Nachdem italienische Blätter über den elenden Text ein gerechtes Verdammungsurtheil gesprochen, gestehen sie der Musik des Hrn. Malipiero zu, daß sie bedeutend besser sey, als man zu diesen schlechten Worten erwartet hätte, führen aber an, daß die ganze Musik reine Mosaikarbeit sey, indem man vor lauter Reminiscenzen gar keine eigenthümliche Melodie herausfinden könne. Nichtsdestoweniger hatte diese Oper einen glänzenden Succeß.

Im italienischen Theater zu Mailand wurde das Stabat mater von Rossini aufgeführt, und zwar mit dem günstigsten Erfolge. Die „Moda" berichtet darüber Folgendes: „Das italienische Theater war überfüllt, und die Aufmerksamkeit, mit welcher die Menge durch anderthalb Stunden diesen ergreifenden Tönen lauschte, erzeugte ein feierliches Stillschweigen, welches nur von Zeit zu Zeit durch ein Gemurmel von Beifall und durch Applaus unterbrochen wurde, den man diesem Meisterstücke bei vielen vorzüglichen Stellen zollte. Die Stellen: „Quis est homo?" — „Pro peccatis," — „Eja mater," — „Inflammatus," und „Quando corpus," mußten wiederholt werden."

In Berlin wurde unlängst ein neues Schauspiel von Devrient: Treue Liebe, zur Darstellung gebracht, welches nicht gefallen hat, und nach dem Ausspruche competenter Richter ein überzuckertes Roccoco mit gedrechselten Beinen und etwas verschobenem Kopfe ist.

Den unerhörtesten Succeß den noch je ein Drama machte, erlebte dem Vernehmen nach das neue Lustspiel des Breton de los Herreros, Namens: La Marcella. Dieses Lustspiel wurde im Theater zu Madrid mit solch' einem glänzenden Erfolg aufgeführt, daß, nachdem der Vorhang fiel, das Publicum die alsogleiche Wiederholung des Stückes und zwar so enthusiastisch begehrte, daß man ihm Folge leistete, und alle fünf Acte noch einmal wiederholte.

Im Pesther Nationaltheater wurde Donizetti's: Liebestrank mit Beifall executirt. Dlle. Carl sang die Adina und überraschte durch Spiel, Gesang und richtige Aussprache, Betonung ja selbst Nuancirung des magyarischen Textes. Nebst ihr gefielen vorzüglich Hr. Joob und Hr. Sperdahelyi. Dem Vernehmen nach wird auf diesem Theater mit nächstem Frühjahr der Baritonist Kunz aus Prag auf Gastrollen erwartet.

Ein Schauspieler hatte als Burgvogt in einem Ritterstücke vom Jahre 1243 eine Urkunde zu lesen, er las ganz pathetisch und ohne etwas Arges zu denken: „Im Jahre Eintausendzweihundertdreiundvierzig."

Musik-Anzeige.

Wir geben hiemit den verehrten Lesern unseres Blattes bekannt, daß die erste Aufführung des großen dramatischen Oratorium: Saul's Tod, Text von Christoph Kuffner, in Musik gesetzt von Ignaz Aßmayr, Sonntags den 27. Februar d. J. im großen Redoutensaale Statt finden wird. Zugleich zeigen wir an, daß der Text dieses Oratoriums in der Buchhandlung des Ignaz Klang, Dorotheergasse Nr. 1105, bereits jetzt schon zu haben ist.

Omnibus.

(Die Armenier in Moskof), einer Festung im kaukasischen Gouvernement, haben bei ihren Hochzeiten den Gebrauch, daß der Bräutigam den Gästen eine ganz besondere Ehre dadurch erweiset, wenn er sie sammt und sonders — rasiren läßt, und zwar Bart und Kopf.

(Napoleon's Monument) im Hotel der Invaliden zu Paris wird, zuverlässigen Nachrichten zu Folge, der Schöpfer des herrlichen Brunnens auf dem Platze Richelieu, Hr. Visconti, entwerfen, während der bekannte Künstler Marochetti das Modell der Reiterstatue in Bronze gießen wird.

(Vorfall des Borens.) Als der Herzog von Hamilton unlängst von Hamilton längs dem Walde nach Bothwell ritt, hörte er in der Ferne ein jämmerliches Geschrei und sah, näher gekommen, wie ein derber Irländer nach Kräften auf ein armes Weib losprügelte. Der Herzog stieg alsogleich vom Pferde, schlug den Unmenschen zu Boden, befreite das Weib und sandte es reichbeschenkt nach Hause. NB. Der Herzog ist 75 Jahre alt!

(Einsiedler in England.) Nach einer neuerlich vorgenommenen Zählung leben in Perth

einzelne Männer in ihren eigenen Häusern . . .	541
„ Frauen	541
was zusammen eine Anzahl von	1082

Einsiedlern gibt, welchen nichts Besseres zu wünschen wäre, als mit anständiger Eile dem Zustande entgegenzustreben, welcher die gesetzliche Erzeugung einer Epignonschaft am meisten begünstigt, wie das englische Blatt, dem wir diese Notiz entnehmen, bemerkt.

Ein bekannter Wiener Komiker schrieb einer beliebten Schauspielerin in ihr Stammbuch: „Leihen Sie mir fünfhundert Gulden und vergessen Sie mich!"

(Papst Ganganelli) verglich die Italiener mit dem Feuer, die Franzosen mit der Luft, die Engländer mit dem Wasser und uns Deutsche mit der Erde.

(Amusantes.) Bei Goethe ließ sich ein junger Mann melden, der sich einer Schrift wegen für berühmt hielt. „Wer sind Sie?" fragte Goethe. „Ich bin der Verfasser von ..." — „Und wer ist der?"

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen. Preis für Wien 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 21.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 16. Februar 1842.

Der Pfad zur Heimath.

(Bei dem Tode Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Erzherzogin Hermine.)

Du gingst von uns, und nimmer kehrst du wieder,
Betroffen steh'n wir, recht in bitter'm Leid.
Mitleidig lächelnd siehst Du auf uns nieder;
Du bist ja nun — den Engeln zugereih't!

Wir ahnen's nicht, in unser'm Schmerz, hier unten:
Wie Du Dich d'roben freu'st, im gold'nen Licht!
Wir haben ja nicht, so wie Du, empfunden,
Noch sah dieß Aug' das Land des Friedens nicht.

Wir fühlen nur der Erde Schmerz und Freude,
Wie sie das Herz des Menschen hier durchzieh'n;
Und Rosen pflanzend an der Trauerweide,
Entgeht uns nicht der Dornen tiefer Sinn.

Das Herz geheiliget durch Gottesglauben,
Den Blick gerichtet auf das Sternenland:
Kann auch das Grab uns nicht die Hoffnung rauben,
So lang' die Liebe webt der Geister Band!

Ist's Liebe nicht, die Welt und Seelen bindet?
Die Wilde zähmt? verwandte Herzen rührt? —
Die ew'ge Wahrheit ist's, die Gott gekündet:
Sie ist der Pfad, der uns zur Heimath führt!

J. J. Hannusch.

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Aus dem Tagebuch eines Jagdliebhabers.)

Es war in den Weihnachtsfeiertagen des Jahres 183⁸ als ich mit meinem jungen Freunde Fritz einen Ausflug in das Gebirge machte, der zugleich den Zweck einer Besuchreise verband, da der Vater meines Freundes Verwalter W... gewöhnlich an solchen Feiertagen seine Söhne um sich versammelte. Wir fuhren früh Morgens am 21. December vom Hause ab, es war ein herrlicher Schlittenweg, zwei gute Renner flogen mit uns unter dem Geläute einiger Glöckchen, die wir Statt der gewöhnlichen Schellenkränze brauchten, lustig fort. Die Kälte war grimmig, wir waren demungeachtet wohlgemuthet, mächtige Pelze verwahrten uns trefflich, und Statt eines Fussackes lag mein wackerer großer Vorstehhund wie eine Kohlenpfanne warm auf unseren Füßen. Meine Doppelflinte und Waidtasche durften bei der Parthie natürlich nicht fehlen. Unter fröhlichem Geplauder und dem Dampfen unserer Pfeifen verstrich die Fahrt, es war bereits ziemlich dunkel als wir in F... einem Dorf in einer engen Bergschlucht an der Gränze, in den Hof des Amtsvorstehers einfuhren.

Gespräche und Spiel, Essen, Trinken und Schlittage hatten uns angenehm und hinlänglich zerstreut, der zweite Feiertag, der des heiligen Stephan brach an.

Mein erster Blick aus den Fenstern überzeugte mich daß frischer Schnee gefallen sei, und ein herrliches Fuchsabspüren gäbe. Mit dem dortigen Oberförster ward bald Bekanntschaft gemacht, und der Nachmittag zu einer Jagdpartie bestimmt. Kaum konnte ich das Mittagessen erwarten. Da lief der Rapport aus den Gebirgshütten ein: oben auf den Höhen des R... berges seien ein Paar Mordwölfe gesehen worden. Länger konnte ich nimmer bleiben. — Ich sagte der werthen Familie mit einiger Entschuldigung über meine Unart bis auf den Abend Lebewohl, bat sie aber um mich ja nicht besorgt zu sein, falls ich um 7 Uhr Abends noch nicht zurück sein sollte, indem ich mit der Umgebung von F... ziemlich bekannt sei. Mein Nero sprang als er mich mit Büchse und Tasche sah, voll Freuden im Schnee herum, die Nase zum Boden gekehrt als wittere er Füchse und Wölfe. In Begleitung des Oberförsters und seines Waidjunges marschirte ich wacker bergan fort. „Ein schöner Hund," schmunzelte der jüngere Jäger, »und flüchtig wie ein Hirsch und stark wie ein Bär, steht mauerfest und hasenrein!« ergänzte ich darauf von der Vortrefflichkeit meines Hundes überzeugt, »er ist mein Schweiß- und Hühnerhund.«

Wer jemals ein Jagdliebhaber war, und einen braven Hund hatte, wird mich entschuldigen, wenn ich sage, das dieses Thema, einmal auf's Tapet gebracht, unser Gespräch war und blieb, bis wir das feste Bergschloß F... im Rücken, schon hoch auf dem Berge standen, auf dem die Gehöfte in mahlerischen Gruppen vereinzelt eine herrliche Winterlandschaft präsentiren.

Jetzt zog mein Hund an, »Hoho! eine Wolfsfährte, ganz frisch und neu! Herrliche Spur für einen Jäger!"

Unser Jagdplan war augenblicklich gemacht. Der Oberförster sollte einen Fahrweg, der Waidjung einen alten Holzweg, und ich den geradesten Fußpfad einschlagen. Ein Doppelschuß ward zum Zeichen eines aufgefundenen und angeschossenen Wolfes, und ein dreifacher Schuß zum Signal der Gefahr und des Zusammenrückens bestimmt, wenn der Abend einbrechen sollte. Übrigens war das R... kirchlein auf der Spitze des Berges oder eigentlich das nahe dabei liegende Wirthshaus wo unser auch noch ein Förster warten sollte, zum Rendezvous bestimmt, wenn wir uns vor Einbruch der Nacht nicht eher fänden. „Waidmanns-Heil" erscholl es von uns Dreien wie mit einem Munde, und vorwärts ging es

über Eis und Schnee den Berg hinauf. Bald hatten wir einer den andern aus den Geſicht verloren; ein dichtes Schneegeſtöber das eben daher ſauste hatte nun auch die Ausſicht verdorben, und mehr noch ſchnitt mir der ſauſende Nadelwald den ich jetzt betrat jede Fernſicht ab. Der Leitung meines Hundes folgend, der in abgemeſſenen Schritten kreuz und quer mir rüſtig voranzog, achtete ich wenig des Pfades; eine Stunde mochte ich bereits gegangen ſein, der Schweiß ſtand mir auf dem Rücken, und immer noch hörte ich keinen Signalſchuß und kam auch noch nicht auf die Platte des Berges. Der Wald wurde zwar lichter aber der Wind noch ſchneidend kälter, der Weg immer unwegſamer, allmählich begann es zu dämmern, es war außer allem Zweifel, ich hatte mich im Eifer des Jagens vergangen.

Da ſtand Nero mauerfeſt und winſelte; jetzt rauſchte es hinter jungen Fichten, huſch, das war ein Wolf, meine Finger waren erſtarrt, meine Augen umflort, ich fehlte mit beiden Läufen! friſch laden war das Werk eines Augenblickes, Nero ſetzte über einen mäßig breiten Hohlweg ich ſtürmte ihm nach, und plumps mit den zweiten — dritten Schritt lag ich bis an die Achſeln in der Tiefe des Weges, den der Schnee verführeriſch voll geſtrichen verweht hatte. Mit Mühe raffte ich mich aus der kalten Maaße wieder heraus, und verfolgte etwas vorſichtiger aber unmuthiger den nächſten Waldpfad. Endlich kam ich auf ein freies Bergplateau. Jetzt erſt ſah und empfand ich des Sturmes Wuth. Nicht zehn Schritte weit war die Ausſicht licht, mein Eifer fing denn doch an etwas zu erkalten, ich konnte nicht umhin mich einen dummen Teufel zu nennen, der aus Jagdliebhaberei den traulichen warmen Ofen verlaſſen konnte, und in einer wenig bekannten Gegend ohne Begleitung der Fährte der Wölfe nachgeht. Ich ſah, daß ich mich weitab verirrt haben mußte, durch den dichten Nebel den die Schneeflocken noch undurchſichtiger machten, konnte ich um Alles in der Welt nicht beſtimmen, wo ich mich den eigentlich befand, nur ſo viel ſchien mir gewiß, daß ich des Berges Spitze bereits umgangen haben mußte. Froh war ich als ich endlich einen ſanftabdachenden Hügel und eine dichte Fichtenſchonung mit gewaltigen Saamenbäumen erreichte. In einen dieſer nordiſchen Coloſſe der mit ſeiner hohlen Seite wie ein Schilderhäuschen mir Schuß both, reterirte ich mich gegen Wind und Schneegeſtöber und ſtopfte mir eine friſche Pfeife. Meine Augenwimper waren faſt zugefroren, und ſelbſt mein rüſtiger Nero ſchien mir völlig kleinlaut.

(Fortſetzung folgt.)

Aus Marryat's Tagebuch.

Bei meiner Anweſenheit in Brüſſel lernte ich unter andern Merkwürdigkeiten auch einen Mann kennen, der ſeines ungeheuren Umfanges wegen die Wonne aller Schulknaben und Gaſſenjünglinge war. Man erzählte ſich von ihm folgende Anekdote:

Er hatte in frühern Zeiten unter Wilhelm von Oranien in der Armee gedient, wurde aber ſpäterhin, als nicht „marſchfertig“ genug, mit mehreren Andern auf halben Sold geſetzt. Einige Monate nach dieſem unliebſamen Ereigniß verlangte er Audienz beim Könige, in welcher er denſelben flehentlich bat, ihn wieder auf ganzen Sold ſetzen zu wollen. Als ihm der König nun bemerkbar machte, daß dieß nicht wohl angehe, weil er ſeinen Dienſtpflichten nicht vollſtändig obliegen könne, rief er, ſeinen gewaltigen Wanſt mit beiden Armen ſo gut als möglich umſchlingend, wehmüthig aus: „Guter Gott! Wie können Eure Majeſtät glauben, daß ich dieſem dicken Burſchen da mit meinem halben Solde das Maul ſtopfen kann?“ Dieß argumentum ad ventrem kitzelte den König ſo, daß er ihm ſeinen ganzen Sold als Penſion bewilligte.

Marie Leſter.

(Schluß.)

Die Fieberträume, die nun wiederkehrten, brachten die arme Marie mehre Tage lang von Neuem an den Rand des Grabes, ſo daß die Umſtehenden mit jeder Stunde das Ende ihres Lebens und Leidens herannahen ſahen. Als ſie zur Beſinnung kam, erfuhr ſie, daß Sainville, der treue Diener, nachdem er den irdiſchen Überreſten ſeines geliebten Herrn die letzte, traurige Pflicht erwieſen, zurückgekommen ſey, und ſich angetragen habe, ſie zu ihrer Mutter zurückzuführen.

Sie nahm ſeinen Antrag mit Dank an, und als ſie ſich ſtark genug fühlte, ihre Reiſe anzutreten, ließ ſie ſich von Sainville, der eine der Frauen, die ſie in der Krankheit gepflegt, zur Bedienung mitnahm, in einen Wagen bringen, den bequemſten, welchen Sainville hatte auftreiben können, und kehrte, in Kiſſen gehüllt, langſam denſelben Weg zurück, den ſie zuerſt unter ganz anderen Ausſichten gefahren war.

Mariens finſtere Gedanken beſchäftigten ſich mit dem fürchterlichen Gegenſatze der beiden einzigen Reiſen, die ſie je gemacht, und wendeten ſich einen Augenblick von dem Geliebten, den ſie verloren, zu der Mutter, der ſie entgegen ging.

„Kann ich nur ihre Arme erreichen,“ dachte ſie bei ſich, „mein armes, müdes Haupt an ihren Buſen legen und ſterben, ſo bleibt mir ja nichts zu wünſchen übrig.“ — Sie meinte, ihr Wehmuthkelch fließe ſchon über, aber ach, er war noch nicht bis zum Rand gefüllt.

Als Marie in Dawliſch ankam, fiel ihr in der Straße, durch welche der Wagen fuhr, die ungewöhnliche Ruhe auf; als die Leute Sainville ſahen, traten viele herzu und ſagten, traurig mit dem Kopfe ſchüttelnd: „Sie kommen zu ſpät — es iſt Alles vorüber — vor einer Stunde wurde ſie beerdigt.“

Marie hörte nichts mehr, beſinnungslos wurde ſie in das verödete Haus getragen, wo keine zärtliche Mutter weilte, ſie liebevoll zu empfangen; denn ſie, nach deren Umarmung Marie ſich geſehnt, war an demſelben Tage in die Grube geſenkt worden. Der Schmerz, den die Flucht der Tochter Miſtreß Leſter verurſachte, hatte einen ſchlagähnlichen Anfall zur Folge, von dem ſie ſich nur etwas erholt, als ein rauhes, mit den bitterſten Vorwürfen und den ungegründetſten Beſchuldigungen angefülltes Schreiben von dem Marquis von Delorgine, dem Vater des Lord Mordaunt, ihr einen Anfall zuzog, der nach wenigen Stunden ihr Leben beendigte.

Jenes Schreiben war in der erſten Heftigkeit des Schmerzes abgeſandt, als der Marquis die Nachricht von dem Tode ſeines einzigen Sohnes, der die Stütze ſeines alten Hauſes ſeyn ſollte, erhielt.

Digitized by Google

Er schrieb diesen Tod der Anstrengung einer zu raschen Reise nach Schottland zu, und warf der Mutter vor, daß sie zu diesem unbesonnenen Schritte gerathen. Er brandmarkte die arme Marie mit Namen, welche wie Dolche in das Herz der leidenden Mutter drangen und so den Keim ihrer Krankheit erweckten, daß er mit neuer Kraft sich erhob und sein Opfer forderte.

Durch die Unbesonnenheit einer alten Dienerin kam dieses Schreiben in die Hände Mariens. Sie las es Wort für Wort, indem Todesschauer ihren kranken Körper durchbebte; als sie geendigt, legte sie das Papier auf ihr Herz, und schloß die Augen, als ob Müdigkeit sie überkäme. Mehre Stunden später erst fand die alte Dienerin, daß dieser Schlummer der Todesschlaf sey — in dem Marie Lester ihre erste und letzte Verirrung büßte.

Feuilleton.

Concert,

des Flötisten Johann Wilh. Hrbeck, Zögling des Prager Blindeninstitutes.

Als Cherubini einmal gefragt wurde: Was ist schlechter als eine Flöte? — so gab er zur Antwort: Zwei Flöten. Wenn die Flötisten unserer dießjährigen Concertsaison: Ritter, Briccialdi und Hrbeck auf ihrer großen Kunstwanderung irgendwo zusammenkämen, und nach den materiellen Vortheilen ihre Künstlerschaft verwerthen wollten, die würden gewiß die Antwort Cherubini's bestätigend hinzufügen: drei Flöten sind aber am schlechtesten; wenigstens in unserer Zeit, wo das Pfeifen der Locomotive mit obligatem Dampfschnauben und Waggonsgerassel begleitung den süßen schmelzenden Flötentönen den Rang gänzlich abgejagt zu haben scheint; denn auch das ehevorgestern Statt gehabte Concert des erblindeten Hrbeck war viel weniger besucht, als er es in seiner doppelten Eigenschaft, nämlich als Künstler und Mensch, verdient hätte. Freilich wurde seine Kunstfertigkeit durch keine schreienden Vorankündigungen angezeigt; man wußte nicht, ob er aus Paris, London, Petersburg oder Moskau kommt, — zu einer persönlichen Präsentation und Verwendung, die man von jedem Concertgeber als pflichtschuldig erwartet, fehlt ihm die nöthige Umsicht. Allein er hat einen Grad echter Künstlerschaft mitgebracht, die man an und für sich schon als einen hinlänglichen Empfehlungsbrief an das hiesige Publicum anerkennen kann. Da er diesen erst in seinem Concerte vorzulesen Gelegenheit fand, so hoffen wir für die Folge seiner Leistung eine lebhaftere Theilnahme. — Es ist psychologisch erwiesen, daß bei Ermanglung eines der fünf Sinne, von den übrigen einer gewöhnlich verhältnißmäßig stärker ist. Bei unserm Concertgeber scheint der Abgang des Sehvermögens das Gefühl ungemein erhöht zu haben. Hrbeck hat in seinem Ton eine solche Innigkeit, Seele und Tiefe, wie wenige Flötenspieler, der Ton ist durch die ganze Scala schön und gleich. Auch die übrigen Theile der Technik sind wohlgebildet. Der Vortrag geschieht mit echt künstlerischer Ruhe und Mäßigung, ohne Prunk- und Gefallsucht durch affectirtes, süßliches Gefühl, mit innerem Feuer und Leben. Er spielte ein Concert von Berbiguer, ein Potpourri mit Harmonikabegleitung (letztere besorgt durch Hrn. Pollak); dann Variationen von Steinbrecher; und erntete stürmischen Beifall und wiederholte Hervorrufung. — Statt des angekündigten Violoncellisten Hrn. Bauer hörten wir als Zwischennummer von dem jungen Rubinstein eine Clavierpiece, mit welcher er kein besonderes Interesse erregte. Er spielte nicht mit der bei ihm sonst wahrnehmbaren eingeübten Aufmerksamkeit. Auch war die Bereitwilligkeit, gleich beim zweiten Hervorruf eine zweite Piece zu spielen, seinem Alter gegenüber viel zu groß. Hr. Koch sang ein neues Berglied von Hackel.

Vaterländische Literatur.

Gedichte v. Vincenz Zusner. Wien F. Beck 1842. gr. 8. S. 124.

Ist dieß das Jahrhundert des geselligen Fortschritts, so kann anderseits auch nicht geläugnet werden, daß sich die Fortschritte der Gesellschaft ihrer Wesenheit nach, jetzt so wie zu allen Zeiten — — die Zeiten der Noth und der Begeisterung ausgenommen — — mehr auf die äußeren Verhältnisse der Gesellschaft als die inneren Bedingungen gesellschaftlichen Glücks beziehen. Die Verfassungen, der Cultus, das Kriegswesen und die Industrie, Maschinenwesen und Handelswege beweisen, wie mächtig die materiellen Interessen der Gesellschaft an dem rostigen Ringe der Jahrhunderte rütteln, während die Grundlagen des geistigen Bestehens nirgends von einer bedeutenden Geniekraft unterstützt werden. In Kunst und Leben, im Wissen und Glauben, im Denken und Fühlen, im Handeln und Forschen, ist ein Ringen nach Äußerlichkeit fühlbar, welches die Verjüngung der Welt im Bewußtseyn der Nothwendigkeit moralischer Kraftentwicklung auf ferne, unbekannte Tage hinausschiebt.

Mir kommt die civilisirte Welt in diesem Augenblicke vor, wie ein unterjochter Volksstamm, welcher ängstlich und von Tag zu Tag seine Häupter zählt, seinen Geldumlauf berechnet, seine Finanzen prüft, Concessionen für den Bau von Freihäfen und Erziehungsanstalten sucht, Märkte errichtet, seine Sprache ausbildet, seine Institutionen ausbessert, — weil er auf diesem Wege allmälig stark und Herr seines Willens zu werden hofft. Ziffern, Summen, Massen, sind der Abgott dieser Tage, von ihnen wird alles Heil erwartet!

Und sind auch die Dichter dieser Meinung? —

Alle nicht, doch diejenigen, die von der Gunst des Augenblickes hoffen, drängen sich voran, fassen die Fahne und rufen: „Es lebe der materielle Fortschritt; die Materie enthält den Geist!“

Man sagt, der echte Dichter sey ein Spiegel seiner Zeit. Voltaire sang die „Frivolität und seinen Henri IV.,“ — Shakespeare die „Schlachten Englands,“ Calderon Galanterie, Eifersucht und Autos sacramentales, Goethe „Naturphilosophie und Ästhetik,“ Eschilbach die „mystischen Wunden des heiligen Grabes,“ Byron „Zerfallenheit und griechische Freiheit,“ und Camoens die „Eroberungen der Lusiaden in Indien.“ Mit Geisterfittigen rauscht die große Idee ihrer Zeiten über den Klangeswogen ihrer prächtigen Stanzen. Gingen die Geschichtsbücher einer Zeit verloren, den Willen der Zeit, ihre ideelle geistige Hinneigung würden wir aus ihren Dichtern kennen lernen.

Und doch ist es nicht Allen verliehen, Antheil zu nehmen an dem Treiben der Märkte, an dem Geräusche der Schlachten, an den Stürmen der Gewalt, an dem Wüthen des Fanatismus! — Es hat zu jeder Zeit Menschen gegeben, die jeder Entwicklung menschlicher Kraft nach einzelnen Richtungen hin abhold waren, welche zuerst und vor Allem auf die sittliche Veredlung des Menschen drangen, welche in der Verehrung stiller Tugend die einzige ächte Grundlage aller geselligen Glückseligkeit suchten und zu finden glaubten, und die jede Verbesserung, die einer sogenannten Garantie bedarf, für einen Traum, für eine Chimäre hielten. — Diese sind die Sänger der Natur, die Dichter der Unschuld und der Frömmigkeit. Kann man Dichtungen, welche die Interessen ihrer Zeit vertreten, mit einer großen gestrichen Symphonie vergleichen, in der sich der Kriegslärm der Trompete, der rauschende Sturm der Massen, mit den Sehnsuchtsklängen der Flöte und dem Glockengeläute majestätischer Einzüge und Kirchenfeste um die Gewalt der Herrschaft streiten, wo die betende Andacht und die weinende Liebe, in die Schrecken der Schlachten geschleppt, in Ketten gelegt und im Märtyrtode verherrlicht wird, oder im Wahnsinn irrend, an den Pforten des Himmels Beruhigung findet, so sind die Dichter der zweiten Kategorie die schmelzende Nachtigall im Walde, die trillernde Lerche in blauer Frühlingsluft, wenn noch die Felder mit Schnee bedeckt sind, die Drossel die neben dem alten Meiler im Walde singt, singt, singt, und nicht aufhört zu singen, bis der Köhler aus seiner Hütte heraustritt und freundlich sing lächelnd ihr dankt für ihr Lied! — Diese Dichter sind nicht geeignet die Welt zu fördern, so wenig die Blume den Rain verbessert, an dem sie aufblüht und vergeht. Sie sind bloß für das Herz des

Menſchen da, ſie ſind in der großen Ökonomie der Wiſſenſchaft und Kunſt dem frommen Abendgebet des Hausgeſindes vergleichbar, das die Arbeit nicht vermindert, aber Gottvertrauen erweckend der Kraft der Herzen und der Arme ſtärkt! — Solch ein Dichter ruft uns das Thal des Hirten zurück, von feindlichen Reiſen nie betreten, von keiner Eiſenbahn berührt, von keinem Fabrikbetriebe gefährdet, das Leben gleicht einem Sommertag, deſſen Sonne ruhig auf- und untergeht.

Doch Zusner iſt auch keiner von dieſen Dichtern, er iſt ein Dichter jener neueren Art, welche die Empfindung des Idylls in aphoriſtiſche Anſchauungen geſelliger Zuſtände übertragen. — Es iſt, als ob die neuere Zeit, nämlich die Unwahrheit des Idylls, wie es im Sinne der Alten auf unſere Tage übertragen wurde, empfunden und in dem Drange nach höherer Wahrheit, in dem Durſte nach edler Wirklichkeit die Nothwendigkeit einer neuen Form für die Empfindung des Alterthums erkannt hätte, welche ſich in ſeinem Idyll als patriarchaliſche Einfalt, als rein menſchliche Lebensanſchauung ausgeprägt und erhalten hat.

Da ſich dieſelbe Darſtellungsweiſe zugleich in einer anderen Kunſt, ich meine die Malerei, zu einer großen Vollkommenheit ausgebildet, und in dieſer ihre Ausbildung der Zeit nach vor der Poeſie erlangt hat, ſo iſt der Name, mit dem die Maler das moderne Idyll bezeichneten, auch auf die Poeſie übergegangen. Wir ſtehen daher nicht an, die Gattung Poeſie, welche das Bedeutendſte in Zusner's Sammlung darbietet, als poetiſches Genrebild zu bezeichnen.

Zusner, der erſt ſeit ganz wenigen Jahren auftaucht, hatte in dieſer Art Poeſie allerdings Vorgänger. Ich möchte aber kühn die Behauptung aufſtellen, daß er hinter ſeinen ſteieriſchen Bergen von der Mode wenig wußte und daß es die eigenthümliche und originelle Richtung ſeiner Geiſtes- und Gemüthsart war, welche dieſen gähen Abſprung von Moore'ſcher Sentimentalität zu einer freieren, männlicheren Betrachtung der Natur und des Lebens herbeiführte. Er, der keine Ahnung hatte, daß die zarten Bildchen, die ſeine Phantaſie dem Leben ſtahl, um ſie mit dem Athem dichteriſcher Seligkeit, mit dem Zauber ſinnender Einſamkeit zu durchweben, vor dem Auge des Dichters, vor dem an ſtolze Haltung gewöhnten Jahrhundert noch Reiz und Farbe haben ſollten, er hat ſich uns gegeben wie er war, und hat uns eben darum entzückt. — In dieſem Sinne iſt Zusner Naturdichter, — ein Naturdichter, wie ſelbſt Öſterreich, wo die Äußerungen ungetrübter Empfänglichkeit für Naturleben lange die einzigen, noch länger die herrſchenden Elemente der Poeſie blieben, noch keinen hatte.

Er ſchließt ſich eng und innig den Dichtungen Vogl's, Seidl's und Leitner's an, freilich ohne ſie an Erfahrung und Kunſtbildung zu erreichen, gewiß aber reicht der warme Schlag ſeines Herzens zu jedem fühlenden Herzen hinan. Wenn Vogl im Rauſchen der Waldluft ſein heißes Dichterblut am liebſten kühlt und mit den Schauern und Wundern der Sage ſeine Waldnächte ausſchmückt, gleich als ob er den Drang des Landſchaftmalers empfände, Ruinen verfallener Schlöſſer auf die Berge hinzuſtellen; wenn ſich Seidl's Gedichte am beſten der plauderhaft lieblich erzählten Geſchichte einer liebenden Seele vergleichen laſſen, und Leitner's ritterliches Lied an die Strenge des Ritter- und Kreuzfahrerthums erinnernd, mit der Weichheit des Minneliedes die Kernhaftigkeit deutſcher Mannesgeſinnung verbindet, ſo daß uns ſeine Lieder wie die eintönige Muſik des Hammerſchlags in ſeinen Bergen und das Sauſen der Wildwaſſer tönen, während goldene Lenzesſtrahlen das üppige Ried zwiſchen den ſchwarzen Föhren in feurigen Smaragd verwandeln, ſteht Zusner mitten in dem Treiben eines Dorfes und ſpricht mit einem Alten, oder weidet ſich an dem Anblick eines Säuglings, mit dem die Mutter am Fenſter ſteht oder er betrachtet ein Hausſchild, er reflectirt über ein Strohdach, über einen Alten, der an ihm vorüberwankt. Um ſeine Art zu bezeichnen, genügt vielleicht folgendes aus den Reiſebildern:

Das lebendige Schild.

Am Hügelrande, halb verſteckt,
Von dichten Bäumen überdeckt,
Da ſteht ein Häuschen, nett und klein,
Umſtrahlt vom Abendſonnenſchein.

Am Häuschen oben an der Thür
Da ragt ein ſchmales Bretchen für,
Am Bretchen feſt ein Taubenpaar,
Das ſtellt das Schild des Häuschens dar.

Wer kennt es nicht dieß zarte Schild!
Es iſt der Liebe treues Bild,
Und ſagt dem Wand'rer ſtumm doch klar:
Im Häuschen wohnt ein liebend Paar.

Die Form ſelbſt, die in Beziehung auf den Reim nicht ganz manglfrei bleibt, reißt doch durch die ſchwunghafte und gerundete Strophe hin; jede Zeile iſt enggegliedert, jeder Gedanke engverkettet mit dem Ganzen, ein Vorzug, der vielleicht vor allen übrigen die wahre Schönheit der Form begründet.

In dieſer Art gehören die ſchönſten und geiſtigſten Spenden des Buches, jener Theil deſſelben, den ich für Zusner charakteriſirend finde. Doch der Leſer wird ſeine Wahl ſelbſt zu treffen wiſſen.

Freilich wird der Leſer auf Manches ſtoßen, was an eine frühe Jugendperiode erinnert. Das Gefühl iſt aber überall lebendig, der echte Dichter nirgends verkennbar.

Theatraliſches.

In Peſth ging Holtei's Luſtſpiel: Lauber und Taube in Scene, griff aber nicht beſonders durch, und dürfte ſich nicht auf dem Repertoir erhalten.

Wir ſpotten immer über den Leichtſinn und die Willkür der Franzoſen in Behandlung hiſtoriſcher Stoffe; allein die ernſten, denkenden Britten haben uns in neueſter Zeit den Beweis geliefert, daß ſie nicht minder gewiſſenlos das Feld der Geſchichte ausbeuten, wenn es ſich um Erzielung irgend eines Effectes handelt. Im Adelphi-Theater zu London ſtrömt täglich die Menge zuſammen, um einem Stücke: „Rudolph von Habsburg," oder „die Hexe am Rhein," ihren Beifall zu zollen. Der Inhalt des Stückes, welcher nach der Verſicherung des Autors ein hiſtoriſcher iſt, ſtellt ſich als der completeſte und willkürlichſte Unſinn dar, den man ſich nur denken kann, und hat nicht einen wahren Zug der Geſchichte an ſich. Ottokar wird als naher Verwandter Rudolphs aufgeführt, welch' letzterer ein Herzog iſt, und ſeinen Vetter Ottokar zu ſeinem Oberſthofmeiſter erwählt, dieſer klagt Rudolphs Gattin der Untreue an und wird endlich hingerichtet. Übrigens bietet dieſes Spectakelſtück dem Decorateur und Maſchiniſten volle Gelegenheit, ihre Kunſt zu entfalten, und ſomit kommt die Menge und bewundert das Machwerk. Partout comme chez nous!

In Linz wurde am 4. Februar ein neues Luſtſpiel: Die Verlobung auf Schröffenſtein, oder: die verhängnißvolle Toilette; vom dortigen Theatermaler Anton Jaich zur Darſtellung gebracht, konnte aber nicht allgemein Beifall erringen.

Omnibus.

(Rangſtreit.) In der City von London iſt man oft in Anſehung der Etikette ſtrenger als in höheren Zirkeln. Im letzten Carnevale wollte die Frau eines Käſehändlers vor der Frau eines Apothekers aus einem Saale gehen. „Warten, Sie Madame!" rief die Letztere ſtolz aus: „Nach dem Käſe kommt nichts mehr!" — „Nach dem Medicin kommt freilich noch etwas," erwiederte jene, „nämlich der Tod, der aber bin ich nicht," und ging voraus.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artiſtiſchen und Muſikbeilagen, koſtet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. Man pränumerirt in der Strauß'ſchen Verlagshandlung, Dorotheergaſſe Nr. 1108, woſelbſt die Blätter, jedoch nur gegen Vorweiſung der mit der Firma dieſer Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugeſtellt, wenn ſie den Pränumerationsbetrag unter der Adreſſe obiger Verlagshandlung franko einſenden, oder denſelben bei dem ihnen nächſtgelegenen Poſtamte erlegen.

Herausgegeben von K. Deſterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe.

№ 22.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 19. Februar 1842.

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Fortsetzung.)

Immer wurde es dunkler in dem Fichtenwalde, der Wind streute die weißen Ballen, unter denen sich die jungfrischen Zweige bogen, auf mich nieder. Zum Verbleiben war es da nicht, also in Gottesnamen weiter. Vergebens strengte ich meinen ganzen Gehörsinn an, einen Laut zu vernehmen, außer dem Heulen des Nordsturmes, der sich in das Brausen der Fichtengipfel mischte, war Alles um mich todtenstille. Die Thurmuhr der Feste F.. schlägt regelmäßig alle Viertelstunden, auf stundenweite Entfernung hörbar, jetzt, wo ich diesen Klang so sehnlich wünschte, blieb er aus; kein Schuß, kein Hundegebelle! — „Allons Nero!“ rief ich auf meinen Hund, der mich ganz verzagt anglotzte, „marsch nach Hause!“ Das war sonst ein Commando, auf das mein treuer Begleiter bei Nacht und Schneegestöber in meinem Bereiche mich sicher zur Heimath leitete. Jetzt meinem Rufe gehorchend machte er sich auf den Weg, ich zog die Pelzmütze tiefer über die Ohren, verbarg meine Hände in die wärmende Hülle meines Jagdmuffes, und so ging ich getrost und dem Instincte meines treuen Thieres trauend, daß es mich gewiß zu einer menschlichen Wohnung leite, durch den oft mehr als drei Schuh tiefen Schnee in der Finsterniß des Waldes weiter. Jetzt meinte ich ein Licht aus dem Dunkel schimmern zu sehen, er verschwand abermal dieser Hoffnungsstrahl! Da strahlte es wieder deutlicher! „Vivat!“ rief ich, „eine Hütte! Ein Nachtlager in Granada! Nachtlager in Granada? Dumme Idee. — Wenn ich in einer Räuberkneipe übernachten müßte, besser in warmer Stube ein Bischen Angst ausschwitzen, als irgend in einer alten Wolfsgrube, von seinem treuen Hund bedeckt, im Schnee vergraben das Erfrieren erwarten.“

Jetzt war das Licht wieder näher — mein Hund stand stocksest. „Allons! schön vorwärts!“ rief ich. Aber der nächste Schritt meines Vorläufers überzeugte mich, daß ein tiefer Graben mit steilen Wänden zwischen mir und der Leuchte meiner Hoffnung war. Nero fiel in den flaumigten Schnee so tief, daß ich ihn kaum mit äußerster Gefahr herauszuziehen vermochte; auf mein „hüt' dich — schön langsam!“ verfolgte er vorsichtiger den Pfad, und endlich stand ich abermals, das Licht vor meinen Augen, zwischen dichtem hohen Nadelholz, wie es schien, auf einem vom Schnee nun verwehten, sonst mäßig befahrenen Holzweg. Ja das war eine Hütte. —

„Gottlob, hier find' ich ein Nachtlager, und schlimmsten Falls einen Wegweiser!“ Noch ein paar Schritte, und ich stand der Hütte ganz nahe. Da fuhr auf einmal eine Bestie von einem Kettenhunde neben dem Zaun heraus auf mich los, als ob er mich fressen wollte; aber Don Nero lehrte ihn zum Glück für meine Schenkel Respect, indem er ihm mit einem Paar kräftigen Bissen seine Oberherrschaft zeigte. „Ruhig Nero,“ sprach ich, und gab dem unverschämten Hüttenwächter mit meiner Hetzpeitsche einige derbe Jagdhiebe, auf die er knurrend in seine Hütte kroch, „wir sind hier Reisende, also hübsch manierlich.“

Während dessen war ich näher an das kleine halb verglaste, halb mit Notenpapier verpichte Fenster gekommen, der Kienspan, der die Stube spärlich beleuchtete, ließ mir kaum so viel entnehmen, daß ein altes häßliches Weib beim Tische, auf das Gebell des Hundes aufgewacht, sich ärgerlich dehnte und eben wieder zur neuen Ruhe anschickte. Ich tippte so leise als möglich, um die Scherben des Fensterchens nicht vollends einzustoßen, an und rief im submissesten Tone eines halberfrorenen Handwerksburschen: „He! Mutter, macht doch ein wenig auf!“

„„Wohn? was gibt's denn in der Nocht?““ kreischte eine Eulenstimme, die meiner dona del casa angehörte.

„Ich muß erfrieren, wenn Ihr mir nicht aufmacht, gute Mutter, ich habe mich verirrt.“

„„War er daham blieben!““ kreischte die Stimme wieder.

„Aber, liebe Alte! —“

„„Geh' er zum Teufl, und laß er mich mit Rua!““ war die tröstliche Antwort.

Geduld und Vorsichtigkeit war nie meine Haupttugend, also wurde ich schon toll, und dachte: Trotz gegen Trotz — erfrieren will ich denn doch nicht, und schrie kräftig zum Fenster hinein: „Alte! ich zünd' dir das Haus übern Kopf an, wenn du nicht augenblicklich aufmachst, so hab ich doch ein Feuer, mich heut Nacht zu wärmen, läßt du mich aber ein, so sollst du einen Schlafkreuzer bekommen, wie er, so lange diese Hütte steht, nicht in deine Hand kam!“ Das wirkte.

„„Hoho! langsam, nur nit so gach!““ murrte die Alte, hob sich vom Tisch, wackelte mit dem brennenden Kienspan zur Thüre und schloß auf.

Ich habe in meiner Jugend, schwärmerischen Andenkens, alle Spieß'schen und sonstigen Ritterromane pseudo- und anonymer Dichter gelesen, und mir in lebhafter Einbildungskraft immer ein recht häßliches Bild von einer Hexe entworfen, aber meine Einsiedlerin, die mir jetzt die Thüre öffnete, übertraf alle — ja selbst die kühnste Phantasie.

Die kleinen blitzenden Augen mit den rothen triefenden Rändern, die knöcherne Hand mit den Geierkrallen, die den Kienspan

mir ins Geſicht hielt, die verwirrten ſchwarz und grau gemiſchten Haare, die der zierenden Haube entlaſtet in einer Unordnung, um die ein Meduſenhaupt ſie beneidet hätte, ſich im Nordſturm kniſternd ſträubten, der zahnloſe Mund, der erhebliche Blähhals, der, des maskirenden Buſentuches entbehrend, wild gejagt durch der Rede Gewalt jetzt aufwärts ſteigend dem wackelnden Kinn zum Trotz zur herabſchnappenden Naſe geizte, und jetzt in ſinkender Richtung den längſt dahin geſchwundenen Buſen wuchernd erſetzen zu wollen ſchien, dazu die Millionen Falten dieſer Faſtnachtslarve, beleuchtet von dem rothblinkenden Kienſpan, und dieſe wunderbare Krähenſtimme gaben dieſer über die mittlere Größe ragenden Weibsgeſtalt etwas ſo Unheimliches, daß ſie in Macbeths Hexenterzett bei erſter Vacanz ohne Scheu eintreten, und des Sieges gewiß concurriren hätte können. Ich retirirte drei Schritt weit von dem Glanze dieſer Huldin.

„»Nohn! was gibt's jetzt?«“ ſchnarrte ſie mich an, „»unſer Hütten is kan Einkehr — do geh er hinüber nach N— ins Ungarn, oder nach H—W—f oder nach Sch—z, do gibts Wirthshäuſer; do geht nit amol a Waldweg vorbei, do is d'Welt mit Brödern verſchlogn, welcher Satan hat ihn daher trogn! Geh er zum Teufl und ſeiner hölliſchen Grosmutter.«“

Bei der bin ich ſchon, dachte ich mir, und äußerte laut: „Keinen Schritt weiter, Mutter Irmentraut, oder wie Ihr heißt,“ und drängte ſie mit vorgehaltenem Doppellauf in die Thüre, „hört Ihr den Sturm nicht? ſeht Ihr die finſtere Nacht nicht? ich bin des Todes, wenn Ihr mir nicht Eure Hütte gaſtlich öffnet, Ihr müßt mich behalten!“

„„Wos?““ eiferte das Weib und griff um einen Schürhaken, der nahe an der Thüre in der Küche, wenn dieſe Vorhalle den ehrenwerthen Namen verdiente, lehnte, „„wos, mit Gwolt? Schauts amol! ich bin Frau im Haus, — he, Blaßl, faß!““

Mein Nero fing an zu bellen, denn das gemeine „Faß“ war immer eine beleidigende Aufforderung an ihn. »Gebt Euch keine Mühe, Mutter,« fiel ich meinem Hund, nicht in die Rede — in ſein Gebell — „Euer Blaßl, wenn das anders der Kettenhund iſt, der mich draußen ſo grimmig anfuhr, hat zu ſeinem Glück mit meinem Nero bereits Cameradſchaft gemacht, und ich dächte, Ihr thut klug daran, wenn Ihr ſeinem Beiſpiel folgt, Madame, und mit mir Freundſchaft ſchließt.“

»»Jo, wonn ich a Madam war,«« erwiederte das Weib, ſtieß mit dem Fuß die Stubenthüre auf und ging voraus, ich und Freund Nero folgten; vor dem Anblicke des letzteren retirirte ſich eine gewaltige Katze mit unmuthigem Blaſen auf die Höhe der Ofenſtelle.

„„Jetzt ſog mir der Herr, wos will er? wo iſt er her, wo will er hin? wer iſt er? was —““

„Sachte, ſachte, Mutter!“ rief ich aus, und warf mich auf die nächſte Gewandtruhe, das koſtbarſte Meubleſtück der Hütte, und fing an, die Läuſe meines Gewehres zu putzen, die in der überwarmen Stube angelaufen waren, „Ihr fragt auf einmal zu viel,“ und wohlgelaunt fing ich an zu ſingen:

„Ein Schütz bin ich!“

und fügte die Proſa dazu: „ich bin ein Jäger, habe mich verirrt —“

„„Do pock er ſich nur glei zun Teufl,““ greinte das Weib, „„a Stund weit von do iſt der Hr. H—r auf den H—g, der iſt a kaiſerlicher Jager, da kann der Herr bleibn meitswegen vierzehn Täg, aber der alte Holzmathsl und ſein alte Everl woll'n mit kan Jager wos z'thun hobn, die an ormen Duckhüttler glei zu der Herrſchaft zittiren, won ſie s'Jahr anmol a Rehbock on ſain Zaun dahäncket!““

Aha, dachte ich, da iſt's nichts mit'n Lügen, Beamte ſtehen bei dieſen Leuten auch in keiner beſondern Gnade, alſo friſch weg etwas Anderes. „Seht, Mutter Everl,“ fuhr ich fort, „ich bin eigentlich kein Jäger, nur ein Jagdliebhaber, Bürger und Schwertfeger von N—, war heute mit Cameraden, unter uns geſagt, ein Bischen im Gehäg, und habe mich vergangen, ich will Euch reinen Wein einſchenken —“

„„Wein will er mir einſchenken? Hat er den an (einen) bei ſich?““

Jetzt erkannte ich, daß meine würdige Hausfrau etwas betrunken war, und den Geiſt verehren mochte, denn bei dem Worte „Wein“ glänzte ihr Katzenauge noch gräulicher, und ihr Mund, der mit ſeinem verrätheriſchen, ſehr nach Branntwein ſtinkenden Hauch wie ein Locomotiv mir eine Dampfſäule entgegenjagte, ſchmanzelte in unnennbarer Häßlichkeit.

Zum tauſend Glück hatte mir ein Genius, in der Geſtalt meines jungen Freundes, einen mit rothem Wein gefüllten Cſutor und ein derbes Stück Schinken und Brot vom Tiſche ſeines Papas in meine Jagdtaſche practicirt, mit dem ich jetzt hervorfuhr. „Gebt mir ein Glas, Hausfrau!“ rief ich, und ſie ſtellte mir ein Krügelchen hin, das meines armen Cſutors Fülle auf einmal faſſen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Curioſa aus F. A. Kanne's Leben.

Einſtens beſtellte ſich Kanne, dieſer geiſtvolle, aber höchſt ſeltſame Dichter, Compoſiteur und Kritiker, ein paar neue Stiefel und beauftragte ſeinen Schuſter, ihm ſelbe ſo bequem als möglich zu machen. In einigen Tagen darauf kam der Meiſter mit ein Paar Stiefeln von der größten Gattung und verſicherte, daß dieſe für ihn gewiß commod genug ſeyn würden. Kanne ging noch an demſelben Tag mit ſeinen neuen Stiefeln aus, mußte aber, da er vor Schmerz nicht weiter konnte, bald wieder nach Hauſe zurückkehren.

Voll Ungeduld und Unmuth ließ er den unglücklichen Schuſter holen, und ſprach zu ihm: „Aber lieber Meiſter, dieſe Stiefel kann ich ja nicht brauchen, ſie ſchmerzen mich bei jedem Tritte.“ Der Schuſtermeiſter entgegnete ihm: »Ich bitte, Herr von Kanne, das iſt nur das erſte Mal, nach und nach gewöhnen Sie ſich ſchon daran.“

Da ſagte ihm Kanne, er ſolle die flache Hand auf den Tiſch legen, und als der verwunderte Schuſter dieſes gethan, drückte er ſeine Knöchel mit ſolcher Gewalt auf die flache Hand des Schuſters, daß dieſer vor Schmerz laut aufſchrie. Kanne aber tröſtete ihn mit den Worten: »Nur ruhig, lieber Meiſter, das iſt nur das erſte Mal, nach und nach gewöhnen Sie ſich ſchon daran!“

Eines Tages ſtand Kanne mit mehren Bekannten vor dem Leopoldſtädtertheater, als ſich zu ihnen der Baron S.. geſellte. Während dem Verlauf ihres Geſpräches mußte Kanne nießen. Baron S.., welcher nicht wußte, daß Kanne in Wuth gerieth, wenn man gewiſſe Artigkeitsbezeigungen wiederholte, ſagte ſehr

zuvorkommend: „Zur Genesung, Herr von Kanne.“ Dieser entgegnete mit der größten Art: »Ich danke, Herr Baron.“ Nachdem aber Kanne abermals nießen mußte und der Baron dasselbe wiederholte, schnitt Kanne ein langes Gesicht und sagte gepreßt: „Ich danke Ihnen vielmals, Herr Baron, ich danke ein- für alle Mal.“ Als aber ein verrätherischer Kitzel Kanne's Nase zum dritten Mal zum Nießen reizte, und trotz allem früheren Depreciren der Baron S.. abermals: zur Genesung sagte, stieß Kanne einen tiefen Seufzer aus und sagte im größten Ärger: »Ach, so muß ich in eine andere Gasse gehen!“ grüßte seine Freunde und entfernte sich, um ungestört nießen zu können.

Kanne stand einst auf dem Stephansplatze und betrachtete das Gewühl der Menge, als der Dichter S. auf ihn zukam und ihn von rückwärts auf die Schulter klopfte.

„Verflucht!“ rief Kanne, sich umwendend, „was thust du, das ist mein Feind, der mich von hinten packt!«

Zu den für Kanne empörendsten Artigkeiten gehörte auch, wenn man ihm des Mittags »guten Appetit“ wünschte, welches er das erste Mal mit Dank erwiederte, das zweite Mal aber es sich durchaus nicht mehr gefallen ließ, sondern gar nichts darauf erwiederte, den Aufwärter rief und sich an einen leeren Tisch oder wohl gar in ein anderes Zimmer setzte.

Kanne traf einst auf dem Glacis mit seinem Freunde C.. zusammen. „Gut daß ich dich finde,“ sagte C..; höre, Kanne, ich habe eine prachtvolle Anstellung für dich, die dich aus allen Verlegenheiten reißen wird. Du kannst Capellmeister in G** werden mit einem Gehalte von 1200 fl. CM. Ein leichter angenehmer Dienst, du darfst nur einwilligen.“

»Ach Bruder,“ sagte Kanne ziemlich verlegen — „das wäre recht hübsch — aber ich tauge nicht in das Leben hinein. Weißt du aber was, lieber Bruder, leihe mir lieber 5 fl., ich muß morgen ausziehen, weil ich die Miethe nicht bezahlen konnte.«

Als Kanne sich einstens spät aus einem von seiner Wohnung entfernten Gasthause nach Hause begab, trug sich ihm ein jüngerer Schriftsteller an, ihn dahin zu begleiten. Kanne nahm es mit Vergnügen an; als sie aber eine Weile fortgegangen, sagte Kanne: „Ach gehen Sie doch nicht so schnell, ich bin schon ein alter Mann, und kann nicht so rasch fortschreiten.“ Als sein Begleiter hierauf langsamer ging, rief aber Kanne plötzlich: »Alle Wetter! glauben Sie, daß ich ein altes Weib bin, weil Sie so einherschleichen?«

Kanne lag noch im Bette, als ihn Jemand besuchte, sich zum Piano setzte und die Composition eines classischen Meisters zu spielen anfing. Auf einmal vernimmt Kanne einen falschen Accord, springt im Hemde aus dem Bette, setzt sich ans Clavier und sagt: „Nein, Bester, sehen Sie, so muß es heißen!“

Feuilleton.

Erstes Concert
des
Violoncellisten Herrn Franz Servais.

So reich auch unsere Zeit an Virtuosen ist, so selten findet man Künstler, welche durch eine geistige Größe imponiren. Die meisten halten sich an den materiellen, technischen Theil, wenden ihre ganze Geschmacksbildung, ihr ganzes künstlerisches Streben der Erfindung neuer Formeffecte zu, und erreichen dadurch eine Stufe des Virtuosenthums, auf der sie höchst bewunderungswürdig, und oft auch als einzig und allein erscheinen, und deßhalb alle jene Zuhörer, bei welchen das sinnliche Wahrnehmungsvermögen vorherrschend ist, zu der lebhaftesten Theilnahme stimmen.

In die Kategorie dieser Kunstnotabilitäten gehört auch Hr. Servais. Er spielt auf seinem Violoncello Dinge, die zu den vorzüglichsten Kunsteffecten einer Violine gehören. Seine Geläufigkeit in Läufen, Octavengängen und mehrstimmigen Accorden, seine ungeheure Schwungkraft in der Bogenführung, die ganze Action seines Körpers, vereint mit vielen, das Ohr entzückenden Zartheiten, namentlich in der Applicatur, wo er ebenso routinirt ist, wie in den tiefen Lagen, bestehen in einem so hohen Grade, daß der staunende Geist eines Zuhörers alle weiteren Kunstansprüche aufgibt.

Doch der tieferfühlende und genauer sichtende Kunstfreund wird sich mit diesem Prunke der Technik nicht begnügen, er verlangt ein Hervortreten der Innerlichkeit, und namentlich von einem Violoncellspieler den Seelenerguß in seiner ganzen Breite, Schönheit, Männlichkeit und Kraft der Idee, die sich auf diesem Instrumente besser als auf irgend einem andern ausprägen läßt; und in dieser Beziehung dürfte Hr. Servais keine vollkommene Befriedigung gewähren. Wir halten dafür, daß es weit verdienstlicher ist, mit einem einfachen Thema, wie der Schubert'sche Trauerwalzer, zum Herzen des Zuhörers zu dringen, als ihn durch das Aufbieten aller Künsteleien in den fragmentarischen Varianten desselben dafür entschädigen zu wollen. Kommen zu diesem Streben noch solche Äußerlichkeiten, welche offenbare Merkmahle von Charlatanerie sind, mit welchen der Künstler den Abgang seines innern Vermögens gleichsam zu bemänteln scheint, dann ist die Wirkung noch weit geringer. Hr. Servais spielte in seinem ersten Concerte lediglich eigene Compositionen, welchen er keine andere Idee zu Grunde legte, als die, seine ungeheuere Kunstfertigkeit geltend zu machen. Auch gab es mehre Stellen darin, wo sich der Concertgeber selbst eine beinahe zu hohe Aufgabe stellte, an denen sich die hohe Perfectibilität des Künstlers nicht genug rein abspiegeln konnte.

Jedenfalls wird sich ein allseitiges Urtheil über diesen aus der Gewöhnlichkeit so sehr hervortretenden Virtuosen erst dann herausstellen, wenn er auch in fremden, jedoch anerkannt schönen Compositionen seine künstlerische Seite gezeigt haben wird.

Die Beigaben zu diesem Concerte, das übrigens nicht sehr besucht war, bestanden in einer Ouverture von Ebell, einer Mozart'schen Arie, höchst mangelhaft vorgetragen von Hrn. Schmidtbauer, und endlich einem Liede von Proch, das unter der Stimm- und Vortragslosigkeit eines Anfängers, der in der vollsten Unkenntniß seiner selbst sich dem allgemeinen Gelächter preisgegeben hatte, begraben wurde. Wir wollen die so unglückliche Verirrung nicht mit dem Namen bezeichnen.

Theatralisches.

In Naumburg hat Director Pößler ein Stück unter folgendem Titel annoncirt: „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Kindes, von der Verfasserin der Bettina. Aus dem Französischen übersetzt von Scribe.“ Ist das Unsinn, Satyre oder Persiflage?

Den Pesthern stehen für die kommende Sommersaison viele angenehme Genüsse bevor, indem mehre der renommirtesten Künstler aus allen Fächern dramatischer Kunst daselbst Gastrollen geben werden. Vor der Hand nennt man: Mad. Haitzinger-Neumann mit ihren Töchtern; dann Seydelmann und Devrient, endlich Schmetzer und Mad. Hasselt-Barth.

Poggi ist sammt seiner Gattin, geborne Frezzolini, für die kommende Frühlingssaisone vom Impresario der Londoner italienischen Oper engagirt worden, und beide erhalten für 20 Vorstellungen den enormen Betrag von 85,000 Francs. Überdieß muß der Director dem italienischen

Impresario, der diese beiden Sänger ihm überläßt, auch 10,000 Francs bezahlen.

Auf dem Pesther ungarischen Nationaltheater kommt im Laufe weniger Tage das neueste Lustspiel Scribe's: Une chaine, unter dem Titel: „Bilincs" zur Darstellung. Die Übersetzung lieferten die Herren Csepregi, Benjamin Egressy und Fekete. —

Zu Düsseldorf wird nächstens ein neues Trauerspiel von Dr. Ludwig Braunfels, „Agnes" betitelt, zur Darstellung kommen, und man prognosticirt demselben einen äußerst günstigen Erfolg. Der Stoff dieses Trauerspiels ist die bekannte Geschichte der Agnes Bernauerin.

In Belgrad soll ein serbisches Theater errichtet werden, und die daselbst erscheinende Zeitung „Serbske Novine" enthielt vor Kurzem eine Aufforderung an routinirte, der serbischen Sprache mächtige Bühnenkünstler.

Zu Prag wurde am 4. Februar ein Lustspiel in 4 Aufzügen von Carl Blum unter dem Titel: Schwärmerei nach der Mode zum ersten Male aufgeführt, hatte aber keinen durchaus günstigen Erfolg.

Zu Reichenberg in Böhmen kam Lortzings gefällige Oper: Czaar und Zimmermann zur Darstellung und erwarb sich auch dort allgemeinen Beifall. Besonders wohl gefielen Hr. Brand und Mad. Erler.

Literarisches.

Der so eben von Baron Josika vollendete Roman: Zrinyi, soll noch im Laufe des künftigen Monats ins Publicum kommen.

Annoncen-Kürze. Um ein Paar Groschen Insertionsgebühren zu ersparen, sind oft die Annoncen in den Berliner Blättern äußerst kurz und komisch: So lesen wir z. B. Köchin! Gut kochen? — Linden Nr. 29. Willkommen!! — Ferner: Reisewagen. Eine Person. Paris. Alexanderstraße 23. — Endlich: Dr. Enze Bruch geheilt. Dank. Sehr geschickt. Göbel, Fischerbrücke 15.

Bemerkenswerthe Schrift. In London erschien eine Broschüre, welche allenthalben das größte Aufsehen erregte. Sie führt den Titel: „Die letzten Augenblicke der hier im zoologischen Garten verschiedenen Tschimpanse-Äffin, geschildert von ihrem Wärter." — Man will der großen Todten ein Monument errichten, wozu der Ertrag dieser Schrift bestimmt ist.

Musikalisches Perspectiv.

Am 24. Jänner wurde auf der ständischen Bühne zu Graz Titl's „Nächtliche Heerschau" von den Solosängern und dem gesammten Chorpersonale mit Begleitung eines vollständigen Orchesters von 38 Personen zur allgemeinen Zufriedenheit aufgeführt.

Weiblicher Baß. In Messina singt ein noch ganz junges Mädchen, Signora Clorinde Stuganelli, den Oroviſt in der Norma und noch mehre andere Baßparthien, und soll fast an Stärke der Stimme dem berühmten Lablache gleichkommen.

Aus der Kunstwelt.

Die Ausstellung der Zeichnungen zum Grabmahl Napoleons ist jetzt beendigt. Unter den 80 ausgestellten Modellen waren 3 von den Herren Visconti, Vallard und Isabelle von ausgezeichneter Schönheit. Andere Zeichnungen und Modelle enthielten gar wunderbare und lächerliche Ideen, z. B. ein großer Adler, der den kaiserlichen Sarg in seinen Klauen trägt; — ein Granitblock mit Lorbeern verziert; — ein niedliches Zuckerdöschen mit Napoleons Reiterstatue darauf, die einen Falken in der rechten Hand hält; eine colossale Kugel, die von zwei Sclaven getragen wird; — eine krystallene Kugel von 40 Fuß im Durchmesser, worin der Sarg ruhen soll; — Napoleon in den Wolken schwebend, von kleinen Creaturen aller Nationen umgeben, die wichtige Geschäfte vornehmen, wie Tabakrauchen, Journallesen, Grimassen schneiden ꝛc. ꝛc., alle diese komischen Gebilde vermischt mit manchen ernsten und würdigen Entwürfen machten diese Ausstellung zu einem angenehmen, erheiternden Schaugericht.

Der berühmte Bildhauer Schwanthaler arbeitet unablässig am Modelle einer colossalen Statue: Baiern darstellend; diese Statue wird 54 Fuß hoch, aber erst mit Ende des kommenden Jahres vollendet werden. Der Platz, für welchen dieses colossale Standbild bestimmt ist, ist die Theresienwiese außerhalb München, und nebst dem Monumente wird dort ein Säulengang erbaut, in welchem sich die Bildsäulen von 200 berühmten Baiern befinden werden.

Omnibus.

(Fried. Aug. Kanne), geboren am 8. März 1778 zu Delitsch in Sachsen, studierte Theologie und Medicin, widmete sich aber bald ausschließend den schönen Wissenschaften und vorzugsweise der Tonkunst; ging im ersten Decennium des laufenden Jahrhunderts nach Wien, wo er an dem Fürsten Joseph v. Lobkowitz einen großmüthigen Mäcen, und unter dessen gastlichem Dache ein sorgenfreies Asyl fand, abwechselnd dichtete und componirte; vortheilhafte Musikmeisterstellen annahm und aus unverträglicher Laune wieder verließ; Kritiken schrieb, die letzten Jahrgänge der Wiener-Musikzeitung redigirte; trotz seines Vielwissens aber oft mit Mangel und Dürftigkeit kämpfte; zuletzt für wenig Groschen Leichen- und Hochzeits-Carmina anfertigte und endlich als Folge ungeregelter Lebensweise den 16. December 1833, jeden ärztlichen Beistand verschmähend, indem er noch zuvor die Schenkstube besuchte, am Gedärmbrand starb.

Kanne war ein wunderliches Genie, ein kräftiger Centaur, in dem Geist und Menschlichkeit in stetem Ringen begriffen waren; der, obgleich von den Göttern reich begabt, doch stets das Ende eines Keppler oder Camoens vor Augen sah, der wie Hoffmann auf den Bierbänken der Unsterblichen Audienz gab, wie Ducange aus der Hefe des Volkes seine Begeisterung schöpfte und dem vollsten Wortsinne nach mit der Flasche in der Hand dem Tod in die Arme sank.

Wohl verstand er es, Kunstwerke gründlich zu beurtheilen, obschon seine eigenen Arbeiten keineswegs correct waren; nie im vielbewegten Leben lernte er durch sein Talent erwerben, und weniger noch mit dem Erworbenen hauszuhalten; stets blieb er ein Spielball des Augenblicks, sein Wahlspruch war: „Wie gewonnen so zerronnen." Aus falschem Ehrgeize darbte und hungerte lieber, ehe er einem Freunde sich anvertraute, oder seine Feder einem Geschäfte lieh, das gerade eben ihm nicht gefiel; er war ein guter dienstgefälliger Mensch, aber voll Eigenheiten, aprehensiv im höchsten Grade, und selten nur obsiegte die bessere Hälfte.

(Holländisch!) Sonderbarer Weise ist in Amsterdam das stumme Betteln bei hoher Strafe verpönt, während Jedermann gestattet ist, singend und trillernd sein Brot zu erbetteln. Darum sieht man auch ganze Schaaren von Leuten, ohne besondere Kennzeichen der Armuth an sich zu tragen, mit Kling Klang durch die Straßen zieh'n, was eben kein besonders angenehmer Ohrenschmaus ist.

(Ein glückliches Ehepaar.) Zu Hochberg im Würtembergischen lebte ein Bürger Namens Lang mit seiner Gattin in einem glücklichen Ehebündnisse. Beide waren in einem Jahre und an einem Tage geboren und starben vor Kurzem ebenfalls an einem Tage und wurden miteinander beerdigt.

(Bewegliche Wachsfiguren.) Zu Prag haben die Herren George Tietz und Benoit Frechon ein großes mechanisches Museum nach der Natur gearbeiteter und durch sinnreichen Mechanismus in Bewegung gesetzter Automaten und plastischer Meisterstücke von Wachs ausgestellt, welche sich durch besondere Kunstfertigkeit auszeichnen und noch den Reiz der Neuheit für sich haben.

(Amusantes.) Ein Wirth in G... machte bekannt, daß sein Gasthof, sammt den dazu gehörigen Stammgästen, täglich aus freier Hand zu verkaufen sey.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blatter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 23.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 21. Februar 1842.

Das Mädchen aus der Vorstadt.

Ein donnernder Applaus erschütterte die Bretterwand der Manége, ein milchweißer Türkenschimmel lief vénitre a terre im Kreise herum, auf, neben, über und unter ihm tummelte sich ein kleiner, höchst gewandter junger Bursche, kaum achtzehn Jahre alt, seine pechschwarzen Haare, die in Ringellocken umherflogen, so wie seine großen schwarzen Augen hatten etwas so Anziehendes und Abstoßendes zugleich, daß die ganze Erscheinung Roß und Reiter wie eine Fata Morgana anzuschauen war. Der braune Jüngling, den Siciliens blauer Himmel in seinen Orangenhainen zuerst begrüßt hatte, schien mit dem feirigen Araber, der in den heißen Sand der Wüsten Arabiens wohl schwerlich geahnt hatte, daß er in dem geschlossenen Raum einer Kunstreiterbahn seinen Lauf vollenden werde, wie in Eins verschmolzen. Das Hoppla! ho! seines kühnen Reiters hätte das herrliche Thier mit rasender Freude in die Hölle selbst gejagt Eine phantastischere und zugleich poetischere Erscheinung ist noch bei keiner Kunstreitergesellschaft gesehen worden, als dieser braune Messineser mit seinem Türkenschimmel Sultan! Wem fällt hier nicht Göthe's „Metta" — das süße Kind ein? Eine größere Sympathie, eine schönere Wahlverwandschaft als des Großmeisters poetische Geburt der Metta mit diesem braunen Reiter läßt sich nicht denken.

Solchen und ähnlichen Gedanken hing ich nach, als ich eines Abends, an eine Logensäule gelehnt, dem kühnen Italiener zusah. — Es war im December, ein abscheulicher Nordwind blies durch die Ritzen der Breter, ein Schneegestöber peitschte die weißen Flocken nach allen Richtungen, kein Wunder daß nur hie und da eine Gruppe von Zuschauern zu bemerken war; nichtsdestominder thaten die Reiter ihre Schuldigkeit, aber auch die kleinen Gruppen der Gäste wußten beim Erscheinen des braunen Reiters einen so lobenden Beifallssturm hervorzubringen, daß ich von meinem Nachdenken aufgeschreckt scheu um mich blickte. — Neben mir saß ein altes Mütterchen in einen Pelz eingehüllt, an ihrer Seite ein junger blonder Engel, kaum fünfzehn Jahre alt. Schöneres und Zarteres in Gesicht und Gestalt haben meine Augen noch nie geschaut. Das ganze Wesen glich mehr einer überirdischen Erscheinung als einem wirklichen Geschöpfe aus dieser Welt. — Nie sind mir ähnliche Laute vorgekommen, als die waren, die ich an diesem Abend den Lippen dieses Engels entströmen hörte.

„Das muß wohl schön seyn, Maria, was dieser Reiter macht, ach! wie leid thut mir's, daß ich ihn nicht sehen kann."

„Ach, Großmutter, das ist ein Engel, heute Abend beim Spinnrade will ich dir alles so deutlich erzählen, daß es dir seyn soll, als ob du ihn gesehen hättest."

Ich setzte mich zu der blinden alten Frau und benahm mich so, daß man nicht bemerken konnte, ob meine Aufmerksamkeit mehr dem Spiele oder dem Gespräche der Frauen angehörte.

„Thue das, Marie," erwiederte die Alte; „aber, Kind, mich friert, bei so schlechtem Wetter mußt du nicht mehr in die Reiterei verlangen."

Das Mädchen seufzte.

„Ist dir etwas, Kind?"

„Nichts Großmutter;" dem Mädchen standen aber zwei große Thränen im himmelblauen Auge.

Der braune Reiter setzte mit seinem Schimmel über die Barriere, ein donnernder Applaus rief ihn heraus. Das blonde Mädchen warf einen Kranz, den es unter dem Mantel verborgen hielt, in die Reitbahn. — Der braune Reiter drückte den Kranz von weißen Rosen an sein Herz und entschwand.

Das blonde Mädchen fing nun bitterlich zu weinen an, die blinde Alte mußte das Schluchzen vernommen haben, denn sie griff ängstlich nach den Hand des Mädchens. „Ach, Maria, komm', laß uns gehen, ich wußte ja, daß dir wieder nicht gut würde, du böses Kind, komm' laß uns gehen; diese Reiter, die ich Gott sey Dank nicht sehe, haben dir das Köpfchen ganz verdreht, komm' Kleine, führe mich nach Hause, ich will dir wieder einmal die Geschichte von der schönen Melusine erzählen, die soll dich zerstreuen, die Trennung ist gar so rührend."

Das Mädchen weinte noch immer, half jedoch der alten Frau aus der Bank. „Ja, ja, Trennung," sprach die Kleine, „Trennung, und — Tod." — Das letzte Wort war so schwach gesprochen, daß die Alte es nicht hören konnte, ich aber hörte es deutlich.

„Wenn es uns gelingt, die fixe Idee eines Irren, wenn auch nur dem Scheine nach zu verwirklichen, so läßt sich in gewissen Fällen gänzliche Genesung hoffen," so sprach ein junger Arzt in einem Abendzirkel, wo über Geisteskranke debattirt wurde. — „Wir hatten einen Curschmied im Regimente," nahm ein pensionirter Oberst das Wort, „ein tüchtiger braver Mann, der fast alle Campagnen mitgemacht hatte, plötzlich bildet sich dieser Mann ein, ein Hufeisen geschluckt zu haben, er bezeichnete ganz deutlich die Gegend in Bauche, wo dieses Hufeisen lag, und war nicht um die Welt zu bewegen seinen Körper in eine andere Lage zu bringen, als die war, die er von der Minute, als die fixe Idee bei ihm Platz

griff, eingenommen hatte. Man würde ihn, was bei Soldaten oft vorkommt, für einen Simulanten gehalten haben, wenn seine Conduit nicht erprobt gewesen wäre, allein er war, wie gesagt ein sehr accurater braver Mann, den man nicht ein einziges Dienstversehens nachweisen konnte. — Nachdem sich nun die Ärzte lange die Köpfe zerbrochen hatten, ohne Rath zu schaffen, kam unser Stabsarzt auf die Idee, eine Operation vorzunehmen, und dem Kranken, versteht sich zum Scheine, das Hufeisen herauszuschaffen. — Meine Herren, wenn ich nicht bei dieser Operation zugegen gewesen wäre, hol' mich der Teufel, ich würde sie Niemanden glauben. — Das Hufeisen wurde dem Manne genommen, und von der Minute war er gesund." — „Ganz recht," ergriff der Doctor das Wort. „Solche Übel sind, ich möchte sagen, mehr physischen Einwirkungen unterworfen, freilich leidet die Psiche auch, aber nur secundär, wird, wie der Herr Oberst erzählte, das körperliche Hemmniß geschickt bei Seite geschafft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß vollkommene Genesung erfolgt. — Aber ganz anders ist es bei Seelenleiden, wo der Kranke den Körper gar nicht brachtet; die keusche Flamme der Liebe z. B. erzeugt oft sehr merkwürdige Geisteszerrüttungen, besonders wenn es die erste Flamme ist, die mit einer fast unbegreiflichen Allgewalt alle Seelensympathie zugleich ergreift. — Hier scheitert die Kunst der Ärzte; welch ein Vorwurf wäre auch vermögend den fixen Gegenstand zu surrogiren? Ich will Ihnen einen praktischen Fall aus der neuesten Zeit als Beispiel anführen. Ein sehr wohlerzogenes Mädchen aus der Vorstadt verliebt sich in einen Kunstreiter den sie natürlich früher nie gesehen und folglich auch nicht gekannt hatte. — Schon als Kind, so erzählen ihre Anverwandten, schwebte immer ein brauner kühner Reiter der jungen Phantasie vor; welch' eine Seelenverwandtschaft mag hier im Spiele seyn, welcher Denker ergründet das. — Der braune Reiter kam, die Sehnsuchtsreife des Kindes war vollbracht, — das schöne Mädchen lebte nur für ihr Seelenbild. Der braune Reiter erfuhr es nie, und entschwand, wie er gekommen war, und doch hatte die Liebe ihre himmlische Sendung vollendet, nur das Ziel wurde auf anderem außergewöhnlichen Wege erreicht, das arme Kind ist wahnsinnig geworden.

Die Gesellschaft, sichtbar ergriffen, schwieg, der Arzt fuhr fort: „Hier gibt es keine Verwirklichung einer fixen Idee, alle Hilfe scheitert an der kranken Seele. Stundenlang sitzt das Mädchen am Fenster, einen Kranz von welken weißen Rosen in den Haaren, den Blick immer nach Süden gerichtet, von Zeit zu Zeit verklärt sich ihr Blick, dann lispelt sie: Hoppla! ho! — dann wird sie wieder abgespannt. Arme Maria! Ant. Benkert.

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Fortsetzung.)

Madame that einen tüchtigen Schluck und begann sodann redselig: „„Jetzt, do Mutter Everl mit Euch aus einen Krügl trinkt, und weiß, daß ihr kein so Bluthund von ein Jäger, sondern selbst a bißl a Raubschütz seyd's (ich verneigte mich dankbar und bescheiden), so will ich a aufrichtig mit euch sein; ich erwart zwar noch Gäst' und mein Alten, aber die Nacht ist bös, sie wern, man ih, nit kommen, und won ah — Larifari! — sind honnette Burschen, die sich ihr Bißl Proßt sauer werd'n lassen, sie werd'n eng nix than, — steigt's nur dort auf die Bablatschen, da is gut's Heu, da könnts samt engern Hund schlafen, oder könnts'n einespern, den Satan, draußt in Gasstall.""

„Bewahre," gab ich zur Antwort, „mein Hund bleibt bei mir, draußen gäbe er die Nacht keine Ruhe, übrigens bin ich mit allem zufrieden, und morgen, Mutter, meinen letzten Kreuzer für Euer Nachtlager." Dabei machte ich mich über meinen Imbiß und ließ mir's trefflich schmecken.

„„Hat er viel Kreuzer bei ihm?"" fragte das alte Weib mit einem äußerst halbsüchtigen Blick.

„Nun, 80 bis 90 könnten es wohl seyn," erwiederte ich etwas beklommen über diese Gewissensfrage, zog meinen Rautenring, die Hand in den Schatten des Tisches haltend, vom Zeigefinger und steckte ihn in meine Börse.

„„Ein Gulden? ein Thaler höchstens!"" gähnte die Alte verdießlich, „„und das nennt er ein Schlafkreuzer, der so lang mein Hütten steht, nit einkommen ist? Geh er! Geh er! er ist ah a Maulmacher; — aber bei mein grauen Kopf! es soll ihm doch kein Leid widerfahren.""

„Na seht, ich bin mit wenig Geld versehen, aber finde ich morgen Früh meine Cameraden im Wirthshause bei der R— Capelle, wie ich hoffe, so soll es mich um einige Zwanziger mehr nicht reuen, wenn mich Euer Alter anders hin geleiten will."

„„Schon gut, schon gut !"" nickte die Alte und begann, von der Kraft des Magenschlusses aus meiner Jagdflasche bedueft, die Nase auf den breiten Platz sinken zu lassen, wo man sonst den Busen sucht, so weit es nämlich bei ihr der auf die Seite geschobene Kropf erlaubte, ich aber gab meinem Nero das Schinkenbein und den Rest des Brotes, und stieß meine Hauswirthin zum wiederholten Male auf die spitzige Achsel, mit der Bitte, mir meine Schlafstelle zu weisen.

„„Krazel er nur do auffi,"" erwiederte sie, auf einen offenen Oberboden der Hütte zeigend, an dem eine kurze Leiter angelehnt war, „und wann er allenfalls über ein nächtlichen B'such do herunten munter wird, so rath' ich ihm doch weg'n den Frieden halber, nix z'sehn und nix z'hörn, und sein Hund im „Kusch dich" zu verhalten, denn der schworze Nazel und der lange Rothschnaunzel woll'ns nit gern hob'n, daß ein Und'rufner ihr Herberg theilt.""

Ich packte etwas skrupulös über die Mitgäste, die noch zu erwarten seyen, meinen Hund am Balg, und half ihm die Leiter hinauf, legte, auf dem zweiten Sprossen stehend, meinen Doppelstutzen auf den Rand des Oberbodens und stieg nach.

„„Wos hot er denn mit'n G'wehr da oben z'than ?"" fragte die Alte, „„loß er dos do herunten, ih werd's im Millikeller verstecken; ist's eppar glodent?"

„Ein Lauf mit Kugeln, der andere mit gehacktem Blei," versicherte ich.

„„Er ist gut bewaffnet,"" grinste die Hausfrau weiter, „„da hat er noch ein recht schöns Besteck ober'n Stiefel,"" und wies auf mein Jagdmesser, das ich unter dem Knie mit einem Riemen befestigt in der Scheide trug.

„Ah, mein Weidmesser," entgegnete ich, und zog das zweischneidige Instrument, das ohne Griff in der Klinge seine 8 Zoll mißt, und immer blank geschliffen ist, aus der Scheide; „hab' damit manchen alten Bock geknickt, und sogar schon einer Sau den Fang gegeben," prahlte ich. „Das, Mutter Eva, mein Doppelstutzen der noch nie versagte, und mein treuer Nero, der mit einem Bären

rauſt, ſind Dinge ohne denen ich in der Fremde nicht ſchlafen kann, und im Fall der Noth trefflich gegen einen Überfall zu exerciren weiß.“

„Gute Nacht, Herr Haſenfuß!“ ſchnarrte die Alte, und ich hatte die Höhe meines Lagers erreicht, das mit duftendem Waldheu und Grummet überladen, ein herrliches Bett darbot.

Nach kurzem Nachdenken überlegte ich, Vertrauen gewinne die Herzen eher als Mißtrauen, und wenn ein Mittel ſey, mir in dieſer Hütte bei böſer Geſellſchaft Eigenthum und Leben zu erhalten, ſo ſey es Vertrauen; ich griff alſo in die Taſche, und warf der Alten meine Börſe hinab, indem ich rief: „Heda Mutter! um Euch einen Beweis zu geben, daß ich Euch und Eurer Ehrlichkeit traue, bitte ich Euch mein mageres Geldbeutelchen zu bewahren, deſſen Hülle mir wahrlich mehr iſt als die Fülle. Den Schlafkreuzer mögt Ihr Euch morgen nach Belieben ſelbſt nehmen, alles was darinnen iſt, ſey Euer, gebt mir nur den Beutel wieder!“

„Ei, Ei!“ murrte das Weib, „ſchwer genug, wenn das lauter Silber iſt, und da ich ſeh' daß er ein ſo grundhonnetter Mann iſt, der auch armen Teufeln ein Bißl Ehrlichkeit zutraut, ſo verſprich' ich ihm nochmal feierlich, daß ihm, ſo lang er in meiner Hütten iſt, und Mutter Evri noch Athem hat, kein Haar gekrümmt werden ſoll. Damit ſperrte ſie den Geldbeutel in eine Truhe, und wünſchte mir ſanft zu träumen.

Ich ſtreckte mich alſobald in die lieben Wieſenflaumen, mein Gewehr auf beiden Läufen auf den erſten Raſt ſpannend, und meinen Nero neben mich ziehend. Durch das mit Moos bewachſene und ſchneebeſtreute Bretterdach konnte der Wind trotz ſeinem Toben nicht hereinſtürmen, es war da oben ſo warm, daß ich weder einer Decke bedurfte, noch in das Heu zu ſchliefen nöthig hatte. Nahe an dem Rand meiner nächtlichen Behauſung war mir ein Blick von meiner Höhe in das Untere der Hütte gegönnt, der nun auf alle Gegenſtände prüfend weilte. In der Kienleuchte, dem trichterförmigen Blechhut, kniſterte der brennende Span, und warf eine abenteuerliche Beleuchtung auf die nächſten Gegenſtände. Ein paar Gewandtruhen, ein breites, hohes Bett, auf dem meine Hausfrau ihren Oberrock zum Mantel kehren, und ſich in ſeine Falten wälzend, bald ſchnarchte, ein weicher unförmlicher Tiſch, deſſen vierter kürzerer Fuß mit einen grünbemoſten Schieferſtein zu gleicher Höhe gehoben war, mit ein paar Lehnbänken und einem umgeſtürzten Krautgeſchirr das als Seſſel diente, eine Stelle an der rauhen Holzwand befeſtigt mit Schüſſeln, Krügen und ein Paar gelben Flaſchen, machten die ganzen Meubeln und Zierrathen der Stube aus.

Unter meinem Lager war wahrſcheinlich der ſogenannte Milchkeller; denn es zog feucht herauf, und ein Geruch wie von Rahm und Butter ſtrich öfters in meine Naſe, wenn der Wind draußen heftiger an die Wände der Hütte ſtieß, und die durch den Kienrauch erſchwerte Atmoſphäre etwas bewegte. Gegenüber der Kellerthüre war die Thüre in die Küche und den Stall zugleich, durch die ich gekommen war, und ein auf einer Rolle neben dieſer Thüre hängendes Handtuch, das ſeit ſeiner Entſtehung der ſäubernden Seife entbehrt zu haben ſchien, zitterte in ewiger Luftbewegung wie ein — verzeih' mir äſthetiſcher Leſer den Vergleich! — ein Sivân auf dem Galgen zu Stein am Anger. Die Hauptzierde und das beſte Meubelſtück war der Ofen, der in ungeheuerer Capellenform ein Viertel der Stube einnahm, aus vielen oben hohlen Stücken zuſammengeſetzt, ein Gegenſtand meiner Bewunderung, eine wohlthätige Wärme in die Hütte goß, auf zwei Seiten längs des Ofens waren breite Bänke zum Liegen angebracht, auf deren Ende die große dunkle Katze in der Behaglichkeit ihrer warmen Lage ihr monotones Bur-bur brummte; ober der Bank war eine Stellage mit einem Trödelmarkt alter Kleiderfetzen behängt, wie ein Baldachin ausgebreitet.

Meine müden Augen hatten bereits alle Gegenſtände gemuſtert, der Kienſpan brannte immer dunkler, und der ſchwarze Blechhut warf immer breitere Schatten umher, in deſſen Dunkel, die holperichten Wände der Hütte mit ihren Merkwürdigkeiten mehr und mehr untertauchten. Das bretterſägähnliche Schnarchen der Alten mit dem accompagnirenden Burren der Katze, und dem pfeifenden Winde in den Giebeln der Hütte ſchlummerte mich endlich ein.

Eine halbe Stunde mochte ich etwa geſchlafen haben, als mich das Bellen des berüchtigten Kettenhundes und das ungeduldige Murren meines Nero weckte. „Kuſch dich, Nero!“ rief ich noch halb im Schlafe, und mein Getreuer gehorchte, trotz des auffordernden Bellens des Hrn. von Blaſl. Mehre Männerſtimmen wurden laut vor der Hütte, jetzt näherte es ſich, und pochte derb an das Fenſterchen, nachdem eine rauhe Stimme den Wächter zum Schweigen gebracht hatte.

„Jo, Jo!“ brummte die Hausfrau, ſtieg von ihrem Bett herab, nahm den Kienſpan, und ging aus der Stube. Heiliger Gott! dachte ich bei mir, jetzt kommt die Einquartirung, und richtig ſo war es

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Mad. Spatzer-Gentilomo wählte ehevorgeſtern zu ihrer dritten Gaſtvorſtellung die Partie der Beatrice in den Ghibellinen, welche ſie mit entſchiedenem Beifall ſang. Die Sängerin bewährte hierin unſeren früheren Ausſpruch, daß es nur die tragiſchen Parte ſind, in welchen die Individualität ihres Organs wirken kann. Ihr iſt dieſe Sphäre von der Natur zugewieſen, warum ſollte ſie ihr nicht genügen. Wir haben europäiſch berühmte Schauſpielerinnen, und ſie ſind es entweder im ernſten — oder naiven — oder komiſchen Genre des recitirenden Dramas. Warum ſoll eine Opernſängerin ein Univerſalgenie ſein, und heute den Fidelio und morgen die Adine im Liebestrank mit gleichem Feuer ſingen? —

Die Glanzmomente der Mad. Gentilomo waren heute unſtreitig das Duett mit Marcell (Hrn. Staudigl), und der dramatiſche Zweigeſang mit Raul (Hrn. Erl.) In beiden Piecen gelang es ihr, einen allgemeinen Sieg zu erringen, während ſich bei ihren früheren Debuts nicht ohne Grund Gegenparteien bildeten. Das leidenſchaftlich-tragiſche Element ihres Geſanges war es, welches durchgegriffen hat, ungeachtet die Partie an manchen Stellen über ihren Stimmumfang ſich erhebt. Von der übrigen Beſetzung verdient nebſt den erwähnten zwei Sängern noch Dlle. Luzer als diejenige genannt zu werden, welche auch dießmal ihre anerkannten Geſangsvorzüge im vollen Maße geltend zu machen wußte.

Vorgeſtern ging auf dieſem k. k. Hofoperntheater der Balletvorſtellung des „Feen See“ eine muſikaliſche Akademie voran, in welcher ſich die Gebrüder Stahlknecht Kammermuſiker Sr. Majeſtät, des Königs von Preußen, auf der Violine und dem Violoncell hören ließen. Sie ſpielten

zwei Pieten, ein Duo concertante, und die Walburgisnacht, phantastisches Tongemälde, für die genannten zwei Instrumente allein componirt von den Debutanten selbst.

Aus diesen zwei Musikstücken war zu entnehmen, daß die beiden Kunstgebrüder, namentlich der Violoncellist, einen schönen runden kräftigen Ton, und ein wohlgebildetes Flagioleti besitzen, und mit wohlthuender Nuancirung und künstlerischer Besonnenheit, ihre Instrumente zu behandeln verstehen. Allein die vorgeführten Pieten weichen von den gewohnten Concertstücken durch ihre breiten meist im getragenen Gesange geführten Harmonien wesentlich ab, es ist zu wenig Leben in der Conception und zu wenig Mannigfaltigkeit in den Formen, die Walpurgisnacht ist ein barrockes Tongemälde noch weniger als das frühere Duo zur Effectuirung auf einer Bühne geeignet, weil der Gegenstand für eine Darstellung durch Eine Violin und Ein Violoncell, obgleich man zeitweise ein volles Streichquartet in den stärksten Accorden zu hören bekommt, doch zu groß ist. Die beiden Künstler wurden nach jeder Piece mit Beifall ausgezeichnet. Wir freuen uns, sie in mehr dankbaren Pieten zu hören.

Nebst der gut executirten Ouverture zu Oberon von C. M. Weber hörten wir zwei von Hrn. Hölzl, Sänger an diesem Theater, componirte Lieder von denen das erste ziemlich angesprochen hat. Auch ein Lied von Proch, Liebestraum wurde von Dlle. Hoffmann ziemlich beifällig gesungen.

Theatralisches.

In Frankfurt am Main wurde am 5. Februar, das Schauspiel: die Stieftochter von der erlauchten Verfasserin des Oheims gegeben, wurde nicht ohne Beifall aufgenommen, erwärmte aber auch nicht besonders.

Am 13. Februar ging zu Pesth Kaisers neuestes ernstkomisches Characterbild: Geld, in Scene, und fand ziemlich allgemeine günstige Aufnahme. Übrigens wird das Spiel des Hrn. Rott außerordentlich belobt.

Literarisches.

Mit Beginn dieses Jahres sind mehre Zeitschriften eingegangen, wie: „das politische Wochenblatt," Riedl's „Athenäum" und Reilstab's „Iris," alle drei in Berlin; dagegen erscheint in Hamburg eine „Modezeitung," und Oettinger beginnt eine „Boudoir-Bibliothek" für die fashionable Welt in Wochenheften. — Ferner erscheint eine Wochenschrift: „deutsche Chronik" betitelt, in Pforzheim.

Industrielles.

(Arbeiten aus Gewürznelken.) Auf der Insel Amboina ist einem der reichsten neueren Erwerbsquellen das Verfertigen von Arbeiten aus Gewürznelken. Die Bewohner von Amboina pflücken die Gewürznelken, bevor sie vollends reif geworden sind und verfertigen daraus die verschiedenartigsten Gegenstände, als Kästchen, Strickkörbchen, Nadelbüchsen, Cigarren-Etuis, Dosen ꝛc. Es steht zu erwarten, daß diese neuen Arbeiten, mit welchen sich einige hundert amboinesische Familien beschäftigen, bald ein Modeartikel in ganz Europa werden. Die aus den Gewürznelken verfertigten Gegenstände sehen nicht nur sehr zierlich aus, sie haben auch noch das Angenehme, daß die darinnen aufbewahrten Dinge, als Wäsche, Kleider ꝛc. ganz den Geruch der Gewürznelken annehmen, und daß dieser Geruch, im Falle er sich, wie von Zeit zu Zeit geschieht, verlieren sollte, durch Begießen der Gegenstände mit kaltem Wasser, allsogleich wieder herbeigeschafft werden kann.

Omnibus.

(Amusantes) Mehrere Studenten badeten einst auf ihrer Ferialreise in einem ziemlich ferne an einem Dorfe gelegenen Bache. Da schon einige Tage bei ihnen Schmalhanns Küchenmeister gewesen, so machte es ihnen keine geringe Freude als sie zwölf Enten den Bach herab schwimmen sahen, die sie sofort als ihre Beute erklärten. — Vergebens harrte der Eigenthümer dieser Enten auf ihre Zurückkunft, erst spät am Abend kam der Entrich ganz allein auf das Haus zugewackelt, und wies seinem Herrn ein Täfelchen, auf welchem dieser, nicht ohne Verwunderung, die Worte las:

Wir alle zwölf Enten
Geriethen unter die Studenten.
Ich, die Zwölfte ganz allein
Bring' von den andern, den Todtenschein.

(Die Stellung der Frauen in Amerika) ist, wie ein neuerer Reisender versichert, besonders in den niederen Volksclassen viel leichter und angenehmer, wie in unserm civilisirten Europa, denn während hier die armen Weiber oft die schwersten und anstrengensten Arbeiten verrichten müssen, achtet in Amerika der Mann die echte Weiblichkeit so sehr, daß er es für die größte Herabwürdigung seiner selbst halten würde, wenn er zugäbe, daß seine Gattin ihre Kräfte zu sehr anstrenge, und dadurch sich selbst und — ist sie in gesegneten Umständen — auch ihrem Kinde Schaden zufüge. Daher besorgen die Männer der untern Volksclassen alle ermüdenden Geschäfte selbst.

(Wichtige Erfindung.) Der Mechaniker Maidinger zu Neuburg an der Donau, hat einen Wagen erfunden, welcher auf drei Rädern ruht, von denen zwei sich rückwärts befinden, das dritte aber vorne angebracht ist, und welcher ohne Dampf und Elektromagnetismus eine Pferdekraft hat und mit drei oder vier Personen beladen, eine Strecke von einer Stunde Länge in fünfzehn Minuten zurücklegt, ohne Rücksicht, ob die Straße eben oder hügelig sey. Diese einfache Maschine, welche ein Knabe leicht in Bewegung setzen kann, ist gewiß höchst wichtig, und deren Anwendung bei Eisenbahnen dürfte vom größten Nutzen seyn.

(Falschmünzer in Constantinopel.) Eine Bande von 16 Personen, die sich mit diesem gefährlichen Geschäfte abgaben, Gesindel des niedersten Schlages aus allen Nationen, wurde zu Ende des vorigen Monates zu Constantinopel nach dem Gefängniß zu Topschana abgeführt. Doch wunderbarer Weise war kein Türke unter ihnen.

(Ein weibliches Bildungs- und Erziehungs-Institut) wird mit 1. Mai d. J. in Stuhlweissenburg eröffnet werden, und der edelmüthige Gründer, der Großprobst des Stuhlweissenburger-Domkapitels, Hr. Franz von Farkas hat diese Anstalt mit reichen Geldmitteln fundirt, eine Leiterin mit fixem Gehalte angestellt, und die Bestellung der Sprach- und Zeichenlehrer übernommen.

(Amusantes) Verzeihen Sie, sagte Jemand zu einer Dame, die er begegnete, von weitem habe ich Sie für meine Tante gehalten, wie Sie näher kamen, für Sie selbst, und nun sehe ich erst, daß Sie Ihre Schwester sind.

(Fürst Pückler Muskau) ist Willens, sobald das Frühjahr kommt, eine Reise nach dem Norden zu unternehmen. Von der Hand nennt man Schweden und Norwegen als diejenigen Länder, welche der große Verstorbene zuerst besuchen wird.

(Das Przemysl-Denkmahl) auf dem sogenannten Königsfelde bei Stadiz, welches vom Grafen Erwin Nostitz errichtet und unlängst feierlich enthüllt wurde, besteht aus einem riesigen alterthümlichen Pfluge, dessen Basis ein 11'/,' langes, 7'/,' breites, 13'/,' hohes, und rings mit zwei 4'/,' breiten Stufen umgebenes Viereck aus Sandsteinquadern bildet. An den schmälern Seiten der Basis prangen deutsche und böhmische Inschriften; die breiteren Seiten schmücken Basreliefs von Gußeisen, deren eines die Berufung Przemysl's vom Pfluge zum Throne, das andere seinen Empfang auf dem Wyssehrad darstellt. Diese Basreliefs wurden nach Modellen des Bildhauers Joseph Marx auf den fürstlich Salm'schen Eisenwerken in Blansko gegossen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen. Preis für Wien auf Post 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Jos. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 24.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 23. Februar 1842.

Das neueste über den Schiffbruch des Dampfboots: „Der Präsident."

Das spurlose, unbegreifliche Verschwinden des gigantischen Dampfschiffes: der Präsident mit mindestens 50 Personen und großen Schätzen befrachtet, erregte eine allgemeine Sensation in allen Kreisen der civilisirten menschlichen Gesellschaft und schon zweifelte man jemals mehr eine Aufklärung über die näheren Umstände des, das Schiff und dessen Besatzung betroffenen Unheils zu erlangen.

Erst kürzlich erschien in England eine Broschüre, welche diesen Gegenstand bespricht, und die angeblich dem Tagebuche eines Geistlichen entnommen, der mit dem benannten Dampfboote verunglückte.

Dieses Tagebuch, von welchem wir den geehrten Lesern unseres Blattes das Interessanteste im Auszuge mittheilen, soll in einer Flasche an der Küste von Cap Breton unweit Newfoundland gefunden worden seyn.

Am Bord des Präsident, den
17. März, Morgens.

Keine Minute Schlaf stärkte meine Glieder. Bis 5 Uhr wälzte ich mich auf meinem Lager, und eben begann der versöhnende Engel des Schlafes mich leise zu fächeln, als ein fürchterliches Getöse an den Seiten der Schiffsplanken wie mit ungeheuren Sägen arbeitete. Das Kind meines Nachbars begann laut zu weinen und zu schreien, und es war nicht anders als ob unser Bretterhaus mitten auseinander bersten sollte. Erschütternde Stöße und Schläge folgten in kleinen Zwischenräumen und von Angst beflügelt, eilte ich auf's Verdeck. Gott im Himmel, was mußte ich erfahren! Fast alle Passagiere, mit bleichen Gesichtern, standen versammelt, größtentheils in Negligée, und starrten fragend zu Capitän und Steuermann auf, die jeder an einer Seite auf dem Räderkasten standen. Der Morgen dämmerte eben herauf und beide starrten mit ihren Fernröhren rings umher. Es stürmte heftig aus Nordost und es ist erwiesen, daß wir zwischen zwei große Eisflächen eingeklemmt sitzen. Der Capitän beschwor uns heftig, allesammt zur Ruhe zu gehen, und ihn durch unsere ängstlichen Fragen nicht zu stören, es gelte ein gut Stück Arbeit, aber Gefahr sey nicht vorhanden, das Eis schwimme vorüber. Einige gingen, kehrten aber wieder zurück, da sie sahen, daß Andere blieben, nur Wenige stiegen zu ihren Frauen hinab, diese zu trösten. Herr Warburg, ein Deutscher, versicherte, mit dem Untersteuermann geredet, und von diesem erfahren zu haben, daß wir uns in großer Gefahr befänden. — Die Sache verhält sich so: Seit 24 Stunden ist die unablässige Thätigkeit der beiden Commandeure bemüht, den unglückseligen Eismassen, die sich hoch im Norden gelöst haben müssen, auszuweichen, zu welchem Ende die Kraft der Maschine oft sehr erhöht werden muß, um durch schnellere Fahrt freies Wasser zu gewinnen. Zugleich aber haben wir auch die ganz in der Nähe befindliche St. Georg-Sandbank zu vermeiden, auf der zu stranden eben so gefährlich ist, als durch Eis zerschnitten zu werden. Durch das unselige Ereigniß mit den beiden verunglückten Matrosen aber hat die Maschine gelitten, sie entwickelt nicht die frühere gewohnte Kraft und vor allem kann das Rückwärtsfahren, was zum Ausweichen oft nothwendig ist, nicht so schnell und erfolgreich, als gewünscht, bewerkstelligt werden. Schon während dem Ereigniß, wodurch die Aufmerksamkeit des Capitäns für einige Minuten abgelenkt wurde, gingen Vortheile verloren, und wir befanden uns gleich darauf in einer förmlichen Bai von Eis eingeschlossen, aus der wir uns nur durch die verstärkte Kraft der Maschine hätten retten können. Ihre Thätigkeit versagte indeß die gewohnte Hilfe, und so wurden wir denn endlich so, wie es jetzt der Fall ist, eingeklemmt. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir zugleich mit diesem Ereigniß auch auf die Sandbank festgerathen, doch kann ich nichts mit Gewißheit darüber sagen, da man uns die eigentliche Gefahr verhehlt, und die Erschütterungen, die wir deutlich spüren, ebensowohl von dem Anprellen der Eisschollen als durch Grundstöße verursacht werden können. So ist denn nun unser Ende beschlossen, wie könnte ich, nach allen mir gewordenen Vorzeichen, nur noch länger daran zweifeln! Es bleibt mir nichts, als mich zum Tode zu bereiten.

Um 9 Uhr.

So eben komme ich von einem fruchtlosen Versuche, aufs Verdeck zu gelangen, zurück. Der Capitän hat uns den Besuch oben gewaltsam, durch Verschließen des Ausganges, versagt, da sein Gebot nicht ausreicht. Nur einige von uns sind außen geblieben und ein heftiger Wortwechsel dringt zu uns herein. Alle Passagiere sind in den Gängen versammelt. Frauen und Kinder weinen, die Männer trösten vergebens und meine herzlichen Ermahnungen, sich mit Gott zu versöhnen, und sich zum Tode zu bereiten, sind durch heftige Zurechtweisungen erwiedert worden. — Herr, du kennst deinen Diener und weißt, daß ich meine Pflicht erfüllt habe, gehe mit mir nicht ins Gericht!

Ich lausche nach oben und suche durch das zu meinem Ohr dringende Geräusch die Minuten zu messen, die ich noch zu leben habe. Die Maschine wird in kurzen Absätzen in Bewegung gesetzt; dann brüllt der Dampf wieder und den immer stärker werdenden

Stößen und Reibungen am Eise nach zu rechnen, verstärkt sich der Sturm. Dann und wann verlasse ich mein Gemach. Die Männer haben beschlossen, den Ausgang zu erzwingen. Man hat Tische zerbrochen, und versucht es die Thür damit zu sprengen. Ich ergebe mich in Gottes Hand.

Um 11 Uhr.

Noch einmal, wahrscheinlich zum letzten Male, ergreife ich die Feder. Wo nehme ich Worte her, die Verwirrung zu beschreiben, die mich auf dem Verdeck empfing. Das erste, was mir, im Freien angelangt, zu Gesicht kam, war eine große schwarze Flagge, die, als unser Todessignal, von der Spitze eines Mastes flatterte. Aller Augen waren hinauf gerichtet, und starr vor Entsetzen, fielen sämmtliche Frauen und einige Männer, unter ihnen ich, auf die Kniee und beteten. Eine Mutter faltete ihrem Kinde die Hände, um das Gebet der Unschuld mit dem unserigen zu vereinen und es dadurch wirksamer zu machen. Der Capitän ist so ruhig dabei, als ob nichts vorgefallen sey und ermahnt uns flehend, ruhig in unsere Gemächer zurückzukehren und seiner Leitung zu vertrauen. Er versicherte, aus den Bewegungen der Eismassen schließen zu dürfen, daß wir binnen einer Stunde frei sind. Das Schiff, sagt er, sey noch nicht leck, indeß ist man unablässig an den Pumpen beschäftigt, und dieß und die Nothflagge läßt uns das Schlimmste erwarten und entkräftet jede täuschende Tröstung. Ein Matrose sitzt mit einem Fernrohr im Mast; mehrere andere sind auf dem Eise mit eisernen und hölzernen Hebeln beschäftigt. Passagiere arbeiten mit an den Pumpen und eben, da ich das Verdeck verließ, um diese neuesten Ereignisse niederzuschreiben, war man bemüht einige Kanonen und schwere Fässer über Bord zu werfen, wahrscheinlich, um das Schiff durch Erleichterung von der Sandbank abzubringen. — Indem ich dieses schreibe, fällt ein Schuß, das wird wiederum ein anderes Nothsignal seyn. — Die Luft ist diesen Augenblick klar, aber kein Schiff sichtbar.

Um 12 Uhr.

Bald ist es vollbracht. — Wo nehme ich Worte her, den Anblick zu schildern, der mich empfing, als ich zum letzten Mal hinaustrat: Frauen lagen in Todesangst am Boden, und wütheten mit beiden Händen in ihrem aufgelösten Haar; einer derselben saß ein Papagey auf der Schulter, und schwatzte allerlei tolles und verworrenes Zeug. Einige Männer hielten volle Flaschen in den Händen und tranken wie Verzweifelnde. Ein Vater hielt sein weinendes Kind hoch zum Himmel empor und kreischte hinauf: „Herr mein Gott, um dieses Kindes willen erbarme dich unser, was hat es denn verbrochen, daß es so früh und schrecklich enden soll?“ — Einer riß mir meine Bibel aus der Hand und schleuderte sie ins Meer. Ein Anderer schien wahnsinnig zu seyn und läutete fürchterlich mit der Schiffsglocke, daß Einem die Ohren zerspringen mochten. Wenige nur zeigten sich gefaßt und sahen, wenn auch geisterbleich, doch gefaßt und ruhig in die zermalmende Scene. Der Capitän steht noch immer wie eingewurzelt auf seinem Posten und commandirt mit donnernder Stimme in das Getöse hinein, obgleich ihn keine Seele mehr versteht und wenige zu gehorchen scheinen. Seine Stimme ist heiser und krächzend vor Anstrengung und jedes Glied scheint ihm fieberhaft zu beben. Es ist nur zu gewiß, daß wir 6 Fuß Wasser im Raum haben. Das Eis hat die Planken durchschnitten und an Rettung ist, ohne ein Wunder, nicht zu denken. Neben Allem heult der Sturm jetzt wahrhaft fürchterlich, der Dampfkessel brüllt, die Glocke läutet, Kanonen werden gelöst, Planken krachen, Mütter jammern, Kinder weinen, Hunde heulen, Hühner krächzen, Gänse schnattern, und zwischem dem allem schwatzen und schreien einige Papagayen wie wahnsinnige Menschen. Mein Herz erstarrte in dieser Schreckensscene, und wie zur Bildsäule geworden stand ich da.

Bis hieher habe ich noch in meinem Gemache mit Tinte und Feder geschrieben, und sofort werde ich es einer schützenden Flasche übergeben. Ich gehe jetzt hinaus, dem Tode entgegen, und wenn der Herr mir Kraft verleiht, werde ich auch die letzten Minuten unseres gemeinschaftlichen Daseyns der dunklen Vergessenheit zu entreißen trachten.

(Das von nun an Folgende stand auf einem besonderen Stückchen Papier, mit Bleifeder geschrieben.)

Abends, um 5 Uhr im Nothboote,
kurz vor meinem und unser aller Tode.

Als ich nach 12 Uhr auf's Verdeck trat, war die Scene etwas beruhigter, der Capitän verhehlte den Passagieren, die eben um ihn versammelt standen, die Gefahr nicht länger und traf Anstalt, die letzten Rettungsversuche anzuordnen, da, so weit ein Fernrohr reichte, kein Fahrzeug, das uns hätte aufnehmen können, sichtbar war. Lebensmittel wurden zusammengetragen, Jeder ermahnt, sich mit warmen Kleidern zu versehen, und zugleich wurden vier Nothboote, nachdem dieselben paarweise zusammen verbunden worden, um ihnen auf dem Eise Aufrechthaltung zu verschaffen, hinuntergelassen. Der tapfere Capitän erklärte uns, er sey entschlossen, einen letzten verzweifelten Versuch, das Schiff vom Eise zu befreien, zu machen, und zu einer etwa hundert Schritte entfernten freien Wasserstelle zu gelangen suchen, doch müßten die ihm anvertrauten Passagiere das Dampfboot zuvor verlassen, damit er die Verantwortung ihres Todes nicht mit zum Jenseits hinüber zu nehmen habe. Ohne ihn ganz zu verstehen, ergaben sich Alle schweigend in seinen Willen. Aus dem spätern Ergebniß wurde uns klar, daß er entschlossen sey, die Maschine bis zur äußersten Kraft arbeiten zu lassen, so lange der Kessel nicht überwältigt und zerspringen würde, um so das Fahrzeug aus dem Eise herauszuarbeiten oder mit ihm in die Luft zu fliegen. Übrigens stieg das Wasser 5 Zoll in der Stunde, und er versicherte, wenn wir nur den ferneren Zerstörungen des Eises bald entgingen, durch Pumpen vielleicht dem Untergange so lange vorzubeugen wäre, bis ein rettendes Fahrzeug sich nahe.

Hierauf hielt er noch eine kurze Anrede an uns, worin er seine Unschuld an dem unglücklichen Ereigniß auseinandersetzte und uns bat, keinen Groll auf ihn zu werfen, und wenn nun unser Untergang wirklich von Gott beschlossen seyn sollte, ohne Vorwurf aus der Welt zu scheiden. Hierauf nahm er eine feierliche Miene an, und theilte schweigend ein Medicament unter uns aus, das er dann zu genießen empfahl, wenn jeder Funke von Hoffnung erloschen sey, worauf uns dann die letzte bittere Minute erleichtert, ja unfühlbar gemacht werden würde. Begierig nahmen es alle entgegen. Keiner aber fragte was es sey. Dann küßte der vortreffliche Mann die Kinder und drückte jedem von uns der Reihe nach die Hand, so wie wir die Leiter hinab aufs Eis und in die Boote stiegen, wobei ihm Thränen über die Wangen liefen. —

Wir Männer griffen sämmtlich mit an, die Boote bis dahin, wo das Wasser frei war, zu schieben; doch geschah es nicht vollends, da die unruhigen Wogen uns sofort an dem Rande der großen

Eisscholle zerrieben haben würden, indem uns der Wind entgegen ist. Wir rasteten also auf dem Eise, und ich begann dieses letzte Vermächtniß meiner Hand niederzuschreiben.

Kaum waren zehn Minuten unter einem dumpfen brütenden Schweigen vergangen, wobei nur die Frauen leise schluchzten, als eine starke Rauchsäule aus dem Schornstein des Dampfschiffes aufwirbelte, von dem wir jetzt etwa 50 Schritt entfernt sind, die ungeheuren Schaufelräder knirschten in dem Eise, einige Stäbe brachen, andere verbogen sich, aber das Schiff bewegte sich nicht von der Stelle. Jeder Blick hing an dem schwarzen stöhnenden Ungeheuer, das uns dem Verderben in die Arme geliefert hatte. Plötzlich erhob sich mit einem fürchterlicher Krachen das Obertheil desselben in die Luft, und ein allgemeiner Schrei der Überraschung gellte von unsern Booten auf. Deutlich sah man Stücke menschlicher Gliedmaßen, Holz und vorzüglich den Schornstein in der Luft wirbeln und wieder niederstürzen. Eine leuchtende Gluth, und dicker Qualm stieg augenblicklich von dem Schiffe auf; das Feuer verbreitete sich bald nach allen Theilen desselben, und unsere elende Lage hat also nun, indem ich dieses mit blutenden, zerquetschten Fingern niederschreibe, fast den höchsten Grad erreicht. Verzweiflung bemeistert sich neuerdings meiner Umgebung und ich unterbreche mein Schreiben einen Augenblick, um den Trost der Religion zu spenden.

Um 6 Uhr.

Es ist Abend. — Das Schiff brennt noch immer fort, aber durch die Erleichterung wahrscheinlich flott geworden, kommt es sichtbar ins Treiben. Wir sind, Gott weiß durch welchen Umstand, längst vom Eise ab und in freies Wasser gekommen. Die See geht hohl und eine neue gegen uns angeschwemmte ungeheure Eisscholle droht uns jeden Augenblick zu zerdrücken. Alle vier Boote sind schon leck und vergebens ist das Ausschöpfen. Es ist entschieden: in einer Viertelstunde ruhen wir sämmtlich im Abgrund des Meeres. Während ich diese letzten Worte schreibe, umarmt man sich zum Abschiede. Alle tragen mir Grüße auf an die auf Erden zurückgelassenen Verwandten und Freunde, die ich hiemit auf dieses Blatt niederlege. — Man bedient sich der Gabe des hilfreichen Capitäns, ich selber nicht ausgenommen; es ist Opium.

Etwas später.

Jetzt schlafen alle, mir selber fallen die Augen zu; wir sitzen mit halbem Leibe im Wasser. — Gute Nacht Welt! Ich sterbe ohne Vorwurf gegen die Vorsehung. Lebt wohl Alle, an denen mein Herz hängt, betet für meine Seele, ich habe ausgelebt. Mein letztes Werk ist das Verschließen dieses Blattes in die bergende Flasche. Gott sey mit ihr!

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Fortsetzung.)

Nach einer Weile traten vier Männer in alte, abgeflickte Mäntel gehüllt, die über das Gesicht geschlagenen Pelzmützen und breiten Hüte voll Schnee, über das Unwetter fluchend in die Stube, vor ihnen Mutter Eva mit einem langen, frisch angebrannten Kienspan.

„Alte!“ rief der Erste, den ich gleich für den Hausherrn erkannte, »schür' nach, bring' Fressen und Saufen, oder der Teufel soll dir die Haut gerben!«

Die Alte verschwand augenblicklich in den Keller, aus dem sie bald darauf mit einem fabelhaft großen hölzernen Krug voll Wein wiederkehrte.

Die andern drei Ehrenmänner warfen ihre Mäntel und Mützen von sich, es waren drei kolossale Kerls, einer davon schwarz im Gesicht wie ein Zigeuner, der Größte mit einem rothen struppigen Schnurbart, an den sich ganze Trodeln Eis gehängt hatten, der Dritte, der kleinste von ihnen, eine starke, obwohl zusammengedrängte Figur, warf sich auf die Ofenbank, nachdem er vorher seine Pfeife aus einem Katzenbeutel stopfte und anzündete.

»Vermaledeites Wetter!« schrie er unmuthig und schwang seinen Hut aus, daß die Schneeflocken bis auf mich flogen, »keinen Hund soll man aus dem Loch jagen, hol' mich der Teufel! ich geb' das Handwerk über kurz oder lang auf, ich hab's satt.“

»Narr! willst du nur negociren, wann der Guguck schreit, so bringst du's in deinem Leben nicht weiter als höchstens zum Buckelkorb, und nie zu Roß und Zeug,« entgegnete der Schwarze (ohne Zweifel der schwarze Nazi) und legte ein Paar Pistolen und einen krummen Säbel sammt Gurt auf den Tisch.

Mein Hund wollte murren, ich drückte ihm fest die Gurgel zusammen und wisperte ihm möglichst leise ins Ohr: „Kusch dich, mein Nero!“ „Auch ich,“ bemerkte der lange Rothschnaunzl, und legte einen Carabiner und eine Hacke zu den Waffen seines Cameraden, »möchte lieber im Sommer als im Winter da wechseln, aber im Sommer geht's G'schäft immer schlechter, hinter jedem Baum steckt ein Aufpasser, und 's ist immer mehr Gefahr als jetzt.«

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zweites Concert
des Hrn. F. Servais.

Herr F. Servais ist bereits von einem andern Herrn Referenten dieser Blätter als eine außergewöhnliche Erscheinung bezeichnet und insbesondere in Beziehung auf Kunstfertigkeit und Vollendung der Kunsttechnik gewürdigt worden.

In seinem zweiten Concerte hat sich nicht bloß diese Seite seiner Künstlerschaft glänzend bestätigt, es hat sich auch die künstlerische Eigenthümlichkeit, das individuell Geistige seiner Leistung charakteristisch herausgestellt, so daß kein Zweifel mehr über die europäische Bedeutung und Geltung dieses Künstlers walten kann.

Man hat den Urtheilen über Herrn Servais ersten Auftreten insgesammt eine gewisse kühle Besonnenheit und bei allen Anerkennungen seiner ungewöhnlichen Perfectibilität den Mangel wahren Ergriffenseins abgemerkt, es scheint daher, daß er bei seinem zweiten Concerte, sey es in Folge seiner eigenen günstigeren Disposition, einer glücklicheren Wahl der vorgetragenen Compositionen oder endlich einer allmäligen Befreundung mit seiner fremden Nationalität sich einer weit allgemeineren Theilnahme zu erfreuen hatte. Deutscher Nationalität gegenüber sind diese zertrümmerten Compositionen, die Herr Servais vorträgt, insbesondere wenn man eben das Andenken an große deutsche Künstler auf diesem Instrumente, nicht aus dem Gedächtnisse verloren hat, dieses willkürliche Hinschweifen durch die verschiedenartigsten Formen, Gedanken und Empfindungen, diese seltsame Mischung von Zartheit und Wildheit, diese zügellose Schwärmerei neu französischer Romantik allerdings etwas befremdend. Wir sind gewohnt nur das für groß zu achten, was allenfalls auch bei der höchsten Einfachheit groß wäre, und unser so oft mißbrauchtes Ohr geht nicht gerne auf die Bewunderung technischer Fertigkeit und zügelloser Bravour ein, insofern sie sich selber zum höchsten Ziele setzt. Wir mißtrauen uns selber, wir wollen erst weitere Belege für unsern Beifall abwarten, sind doch die

Mittel der Kunst so oft für ihren Zweck ausgegeben, sind doch die zartesten Gefühlsnuancen erheuchelt und wie auf einer Drehorgel abgeleiert und hergegurgelt worden, wo hört denn in unsern Tagen die Bravour auf, wo fängt denn eigentlich das Künstlerthum an? — Im Gefühl? im Ausdruck? in der Auffassung des Charakters einer Composition? in der Unterordnung besiegter technischer Schwierigkeiten unter den Gesammtzweck der Tondichtung? — In der vollendeten Freiheit und vollkommenen Beherrschung des Instruments? — Man sollte glauben, in irgend einer dieser Sphären sey der echte Künstler zu finden, allein ein abgerichteter Canarienvogel, ein Wunderknabe, ein Gouvernanten-Product, eine musikalische Wasserlilie, leisten das alles und macht das Püppchen dem Virtuosen nicht Alles ganz gleich, so will ich augenblicklich nach Dresden reisen und nichts trinken als sächsische Kaltschale! und nichts lesen als Tiecks kritische Äußerungen über Schiller!

Herr Servais hat all die oben bezeichneten Merkmahle des Künstlers in sich vereinigt, und dabei noch etwas hinzuzufügen gehabt, was er mit keinem Andern theilt, und dieß ist eine höchst originelle und eigenthümliche Behandlung des Instrumentes, ein künstlerisches Gepräge, ein musikalischer Charakter. Sein Spiel erschien mir als das eines Mannes, der die Welt um sich vergißt, und dem gewaltigen Zuge seiner träumerischen Phantasie durch alle Stürme der Freude und der Wehmuth, der ungebändigten Jugendlust und des gebrochenen Herzens, bald scherzend, bald tobend, bald listig und epigrammatisch, bald mit der Breite des entfesselten Torrento's, immer aber im Dienste eines mächtigen Gedankens und mit jener Freiheit folgt, mit welcher der Adler seinen Standpunct in den Lüften wählt. Das Außerordentlichste, was der Virtuose leisten kann, geschieht, der Künstler weiß es kaum selbst, daß er's vollbringt; der Gedanke, der sich eben aufdrängte, der lebendige Springquell der Begeisterung scheint That geworden, und sich in seiner wilden Freiheit verkörpert zu haben. Mögen ihm Andere die Breite seiner Spannung nachtasten — seine Staccato's, seine Arpeggio's, seine kühnen Bogenstriche, seine mit Sturmeseile hinwirbelnden drei- und vierstimmigen Accordenläufe, seine Flaggiolets nachrechnen, mich hat er entzückt.

Der Vortrag der melodiösen Stellen gab, vielleicht mit Ausnahme des einzigen Themas zum Trauerwalzer, wo Herr Servais schon im Thema abirrang, auch nicht dem fernsten Wunsche Raum, der Ton bei ruhigen Gesangsstellen ist voll und stark, doch aber nicht das, was man gewöhnlich groß nennt, eben weil das ganze Spiel nicht den Charakter der Ruhe, sondern der Bewegung, der Erregtheit und Leidenschaft an sich trägt. Das Instrument muß unter der Hand des Herrn Servais so Ungewöhnliches erdulden, so Ungeheures vollbringen, daß es seine männliche Natur jederzeit und ganz nach Belieben des Meisters mit der Discantstimme der Violine vertauscht.

Objectivität fehlt, subjectives Gefühl, Feuer, Leidenschaft, Schwärmerei reißen in Servais Spiele dahin.

Dlle. Ther. Schwarz sang zwei Schubert'sche Lieder: „Der Tod und das Mädchen" (Text von Claudius) und „rastlose Liebe" (Text von Goethe) mit schöner Stimme und seelenvollem Ausdruck. Dlle. Kaiser trug eine Arie von Ricci (aus Chiara di Rosemberg) nicht ohne Beifall vor.

b) Drittes Vereinsconcert.

Den zahlreichen Mitgliedern des Musikvereins wurde in diesem Concerte die Es-dur-Symphonie von Lachner, deren dritter Satz durch einen prägnanten Gedanken, gute Form und klare Durchführung hervortritt, dann Weber's Oberon-Ouvertüre und ein Mendelssohnischer Chor aus Paulus vorgeführt. Die Aufführung war im Ganzen ziemlich genügend. Nebst diesen Orchesterpiecen bekamen wir einen recht gediegenen Vocalchor von Mosel, Violinvariationen von Mayseder, mit Geschmack und vieler Fertigkeit von dem kleinen Strebinger vorgetragen, und endlich eine höchst mittelmäßige Anfängerin in einer italienischen Arie zu hören. Warum eine Sängerin bei so wenig befriedigenden Mitteln sich bemüht, ihre Mannigfaltigkeit vor einem großen und gebildeten Auditorium an den Tag zu legen, ist wohl nicht leicht zu begreifen. Der große k. k. Redoutensaal war in allen Räumen gut besetzt.

c) Concert des Pianisten Julius Hoffmann.

Der Concertgeber ist ein anspruchloser junger Mann, welcher in seinem Fache tüchtige Vorstudien älterer und neuerer Meister, eine seltene Tactfestigkeit so wie ästhetisch-musikalische Bildung beurkundet und unstreitig den gewandtesten Clavierspielern gehört. Sein Anschlag entbehrt zwar beim Forte der gewünschten Elasticität, doch die Compositionen unserer Zeit fordern wahrhaftig jeden Kunstjünger heraus, die Stärke der Clavierbesaitung auf die Probe zu stellen; daher bei den meisten ein solches gewaltiges und imponirendes Auftragen. Herr Hoffmann spielte die Clavierparthie in dem Onslow'schen Sextett mit richtiger Nuancirung, und gab getreulich wieder, was er Schwarz auf Weiß vor sich sah. Vorzüglich aber effectuirte er in drei kleineren mehr modernen Piecen, nämlich einem Presto von Weber, einem Galopp von Liszt und in der Octav-Etude von Evers, so wie auch in Thalberg's Don Juanphantasie.

Ein fortgesetztes Studium des geistigen Theiles guter Compositionen, und ein Streben nach einer poetischen Eigenthümlichkeit in der Darstellung, werden bei diesem Kunstjünger, der jetzt schon eine bedeutende höchst, empfehlende Tüchtigkeit bewiesen hat, gewiß vom lohnendsten Erfolge begleitet seyn.

Das Intermezzo bildeten zwei Lieder, gesungen von Hrn. Kaschke, der eine angenehme Stimme besitzt. Die Declamation der Dlle. Schlögel klang wohl etwas zu sehr melodisch, doch nicht ohne Gemüth. Das Concert versammelte ein zahlreiches Auditorium in dem k. k. kleinen Redoutensaale.

Künstlerischer Wegweiser.

Die am 29. November v. J. in Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers Nicolaus feierlich eingeweihte Anitschkow-Brücke in St. Petersburg wird als Muster der Eleganz und Solidität eines Bauwerkes angepriesen. Der Name ihres Erbauers, Buttay, hat dadurch einen guten Klang unter den Baukünstlern erhalten. Die Brücke besteht aus drei herrlichen Granitbogen; die Wölbung ist sehr flach, was einen hübschen Anblick gewährt und zugleich die Oberfläche der Brücke der Erde gleich macht. An den vier Ecken der Brücke befinden sich auf granitenen Piedestalen vier herrliche, bronzene sich bäumende colossale Pferde, von vier Athleten mittelst stramm angezogener Zügel zurückgehalten. Diese 4 Pferde sind ein Meisterstück des berühmten russischen Bildhauers Baron Klot, und die ganze Brücke ist eine neue Zierde der Hauptstadt Rußlands.

Unsere vaterländischen Maler in Rom leisten Ausgezeichnetes. Heinrich Schwemminger malt einen David, der den Goliath besiegt. Petzold eine heilige Dreifaltigkeit für den Dom von Salzburg; Schönmann eine Magdalena, welche Christum als Gärtner begegnet, und die blaue Grotte auf „Capri." Auch die beiden Tiroler Blas und Fleth stehen unseren Landsleuten nicht nach. Ersterer malte eine Heimsuchung und ein albanesisches Mädchen in ihrer Nationaltracht, letzterer eine Geburt Christi. Sämmtlich genannte Gemälde gehören zu den vorzüglichsten Leistungen der neueren Zeit.

Omnibus.

(Probates Hausmittel.) Man weiß allgemein, wie schnell die Frauen mit sogenannten Hausmitteln bei der Hand sind. Unlängst machte eine alte Frau ihrer Nachbarin einen gar seltsamen Antrag. „Seh'n Sie, Frau Gevatterin!" sagte sie, „ich will Ihnen für Ihr Übel ein probates Hausmittel sagen, sie müssen mir aber versprechen, keinen Gebrauch davon zu machen!"

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Dein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 25.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 26. Februar 1842.

Das Lämpchen.

Dumpfe Stille rings umher
Wie in Grabesräumen —
Mir am Auge laſtet ſchwer
Schlaf mit dunklen Träumen.

Große, finſt're Schatten zieh'n
Längs der Wand durch's Zimmer,
Nur mein Lämpchen ſtreuet hin
Seinen bleichen Schimmer.

Flackernd bald — nun wieder hell —
Will's der Nacht erliegen,
Wie des Lebens ſüßer Quell
Muß im Tod verſiegen.

Lämpchen! — wie dein flackernd Licht
Zittert oft mein Leben:
Wenn ihm nährend Öhl gebricht
Muß es ſcheu erbeben! — —

Aus Pompeji's Aſchenhauf'
Wo du lagſt verborgen,
Grub der Forſcher dich herauf
An der Nachwelt Morgen.

Dort im finſt'ren Grabesraum'
Warfſt du einſt die Strahlen,
Eines Todten dunklen Traum
Freundlich auszumalen.

D'rauf ſo manch' Jahrhundert lang
Hielt dich Nacht umwunden,
Bis des Forſchers Spaten klang,
Dich ſein Blick gefunden.

Und es ſchimmert wieder mir
Jetzt dein Licht, das bleiche —
Lämpchen; fort — mir graut vor dir —
Flammſt du einer Leiche?! —

Ja! mich dünkt, ich läge kalt,
Kalt und ſtarr begraben —
Nur dein blaſſes Flämmchen ſtrahlt
Meine Nacht zu laben!

Rings um mich nur Moderluft,
Dumpfe Erdenſchollen —
Hör' ich über meine Gruft
Nicht die Zeiten rollen? —

Und ſie alle, Reih' an Reih,
Die da gehen und kamen —
Alle wandern kalt vorbei,
Kein's nennt meinen Namen! —

Carl Edmund Langer.

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Fortſetzung.)

Die Alte langte jetzt aus der Ofenröhre ein gebratenes Spanferkel hervor, und ſetzte es auf den Tiſch, der Duft des Bratens jagte auch den Föhrenjackl, wie ihn ſeine Cameraden nannten, von der Ofenbank auf und zum Tiſch. Ein kurzes Stillſchweigen herrſchte, nur von dem Krachen der zermalmt werdenden Beine des Ferkels unterbrochen, der hölzerne Krug (Amperl da genannt) kreiste herum und öffnete Mund und Herz der Tiſchgenoſſen.

„Sag' einmal, Rothſchnaunzl,“ begann der Föhrenjackl, „warum haſt denn du 'n Hausknecht heut' erſchlagen?“

Mich überlief es eiskalt.

„Ich war dem Kerl immer feind,“ erwiederte der Gefragte, „hat er mich nicht neulich verrathen, daß mir die Schnapphähne ſchon auf dem Hals waren? jetzt hab' ich meinen Vortheil erſehen, der verräth mich und keinen mehr!“

„Aber der Wirth wird raſend werden, wenn er dahinter kommt,“ bemerkte der ſchwarze Natzl.

„Hol' ihn der Teufel ſammt ſeiner Kneipe, er iſt nicht mehr werth als der todte Hausknecht!“

„Wir haben uns doch manche Nacht bei ihm gut unterhalten, und taglang vergraben, ich möcht' ihn nicht zu unſerm Feind haben.“

„Pah! Pah! wer weiß denn auch die Geſchicht' mit dem Hausknecht?“

„So!“ meinte der Jackl, „aber das Blut hinter ſeinem Haus, der Hausknecht war immer ein friſcher Kerl!“

„Ich thue nichts halb,“ verſicherte der Mörder, „er liegt in der alten Waſſergrube, und das Bischen Blut hat heut' der Schnee lang verweht. Laßt's das gut ſeyn, ſagt mir lieber, was wir mit dem Sultanskopf machen, der ſchon vierzehn Tage in der hohlen Buche ſteckt, kommt uns da einer d'rauf, ſo hat unſer Handwerk ein abſcheuliches Loch!“

„Hoho!“ rief der Schwarze, „liegt doch der ganze ſchwarze Bub' zuſammengebunden, wie ich ihn fortſchleppte in dem Fichtengraben, wenn der zu modern anfangt, iſt mehr Gefahr bei der ganzen Geſchichte.“

Wenn das keine Räuber ſind, dachte ich bei mir, ſo bin ich nie ein ehrlicher Kerl geweſen. Unglücklicher ſchwarzer Knabe, der

du erdroſſelt von Böſewichtern in einem Graben moderſt, weinenden Ältern auf ewig entriſſen. Sultanskopf? — gewiß der Kopf irgend eines Cameraden dieſer Geſellen, der dieſen Spitznamen trug, und vielleicht einen Verrath mit Verweſung büßt, und du armer ehrlicher Hausknecht, dein Abſcheu vor dieſen Spitzbuben, deine Ehrlichkeit hat dich ins Grab gebracht. — Ruhe deiner Aſche! —

Noch lange ſchwatzte das treffliche Kleeblatt über geſchehene und auszuübende Heldenthaten, aus ihrer verworrenen Diebsſprache konnte ich bald kaum mehr den zehnten Theil entnehmen; Mutter Eva war bereits auf ihr Bett zurückgeſunken und ſchlief, aber der Schwarze weckte ſie, mit dem Befehl ihm ein Lager zu bereiten. »Leg' dich verſoffene Saugurgel dort auf die Bank,« erwiederte dieſe ſtörrig, »oder pack dich gor aus meiner ehrlichen Hütte — euer Comerodſchoft mit mein' Motzl heißt nix, — ös werdt's uns noh Olle in Schand und Eiſen bringen!«

»Hoho! Mutter, nicht ſo bockbeinig!« lachten die drei Geſellen, »gibſt du uns keine Kotzen, ſo kriechen wir wohl ſo ins Heu.«

Ich griff leiſe um meine Büchſe.

»Jo ſo kriecht's nur ins Heu,« erwiederte die Alte völlig munter, „aber wißt's: der alte Schmuel iſt vorgeſtern dag'weſen, ſie hobn' ihn oben erſt aus dem Arreſt entlaſſen, und iſt er gleich nur a Jud, er hat mir zu beſſern Zeiten manches ſchöne Stuck brocht, do hob' ich ihm denn do oben aus chriſtlicher Lieb' ein Bett geben, noh ös wißt's, gar rein war er nie, und dosmol kam er mit einem ganzen lebendigen Überzug an; wollt's die, die er do oben loſſen hot, futtern a weni, ſo geht's nur hinauf.«

„Hol' dich der Schinder! alte Hex!« rief der Schwarze, und warf ſie ohne Bedenken aus dem Bette, in das er ſich legte, »kom' her Jackl, wir wollen in dem keuſchen Ehebett übernachten.«

„Und ich ſcheue keine Judenkäferln,« entgegnete der Rothſchnaunzl und ſchickte ſich an, mein Lager mit mir zu theilen, auf dem es mich ſchon zu jucken begann.

„Hehe!« lärmte der Hauswirth, »wort olter Droch, ich werd dir lernen Juden beherbergen, marſch auffi ins Heu, fütter' du was oben iſt, und los meine lieben Gäſt unbiſſen. Ich und der Rothe wollen die Ofenbank theilen, auf unſern Manteln und den Gwand-Zotten do liegt ſichs ah recht gut.«

„Meinetwegen,« brummte das Weib und ſtieg auf die erſte Sproſſe meines Himmelbettes, auf dem mir nun neben der prickelnden Empfindung ganz curios wurde.

»Holt Olte!« rief der weintaumelnde Rothſchnauzl, »am Ende haſt du gar ein Amanten oben, zu dem du ſo willig kriechſt?«

»Jo, Jo! ein Jud! ſuch' aus, ſchmeiß ihn herunter!« lärmten die andern.

Jetzt warmein Muth doch faſt zu Ende, wenn mich die Kerln fänden, ich wär' ein Kind des Todes trotz des mütterlichen Schirmes meiner wackern Hausfrau.

»Saufr euch nüchtern!« ſchrie die Alte giftig, ſchlug mit einem Fuß aus, wie ein Eſel, traf den Rothen auf die Schnauze, daß er der Länge nach zu Boden fiel, und Madame Eva humpelte wie ein angeſchoſſenes Eichhörnchen an meine Seite. Der Sturz des Rothen gab der Geſellſchaft neuen Stoff zu artigen Scherzen, der Humpen wurde total geleert, die Zungen wurden immer ſchwerer, und endlich lag der Hauswirth am Boden hingeſtreckt neben dem Tiſch, und ſeine ſaubern Conſorten in dem Ehebette und auf der Ofenbank wie vom Schlag gerührt, und ſchnarchend, dem einzigen Lebenszeichen. Mein guter Hund hatte Menſchenverſtand, er ſchlief oder lag wenigſtens ſo ruhig wie eine Maus.

„Ihr ſollt einmal neben einer Olten ſchlafen, Herr Schwertfeger oder was Ihr ſeyd,« wiſperte das Weib nach einer Weile, „Euer Frau Liebſte wird nicht eifern mit mir, nun ſchlaft gut, und laßt mich ſorgen für Morgen früh. Wenn die Schweinhund' da ihren Rauſch ausg'ſchlafen haben, ſo trollen ſie ſich wieder davon, und mein Mothls, wenn er nicht beſoffen iſt, iſt bei weitem kein ſo ein Lümmel, als Ihr glaubt. Von wegen des Judens aber, was ich vorhin gſogt hab, loßt euch kein graues Haar wachſen, das war nur mein Nothlug, um euch die Schlankeln vom Hals' zu ſchaffen. Euer Lager iſt ſo rein wie meine ehliche Ehr'!« — und mit dem letzten Wort entſchlummerte meine holde Bettgenoſſin dicht an meiner Seite.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe eines Miſanthropen über neue Erfindungen.

V.

Alternativ-Kritik. — Entweder-Oder-Richtbeil.

Heute will ich dich mit einer Erfindung der neuern Kritik bekannt machen, nämlich in großen Verlegenheiten der Alternative ſich zu bedienen. Derlei Alternative ſind: Antik und Romantiſch, Objectiv und Subjectiv, Reales und Ideales ꝛc. Dieſe Dualismen haben das Bequeme an ſich, daß man ſie nach Belieben kneten und wenden kann, wie man es eben bedarf. Die meiſten Leſer kümmern ſich nicht viel um jene Worte und ſind ſo gefällig, ſich jedesmal nach dem Autor zu richten. Durch einen erdachten Fall glaub' ich dir die Alternativ-Kritik am deutlichſten machen zu können. Denke dir, daß A, ein noch nicht berühmter Dichter, das Schauſpiel „Wilhelm Tell,« gerade wie wir es nun von Schiller kennen, geſchrieben hätte. A hat den B auf irgend eine Weiſe beleidigt, ich vermuthe jedoch ohne Wiſſen und Willen. B ſchreibt über das Stück eine Recenſion, in welcher er ſich an A zu rächen ſucht. Nachdem in dem Referat die Handlung erzählt iſt und die Charaktere mit Randgloſſen und Interpunctionszeichen begleitet ſind, wird auf folgende Weiſe über das Stück der Stab gebrochen: »Das Drama faßt das Leben entweder poſitiv oder negativ auf; ſo kommt entweder das tragiſche oder das komiſche Element zum Vorſchein. Im erſten Falle entſteht die Tragödie, im zweiten die Komödie. In der Tragödie iſt das Aufhören des Helden, in der Komödie das gänzliche Auflöſen in Humor, nothwendige Bedingung. Das Stück des Herrn A kann keine Tragödie genannt werden, da das Ende nicht tragiſch iſt und ſich der Held zuletzt, als ein Philiſter, in eine ſpießbürgerliche Häuslichkeit verliert. Der Titel einer Komödie wäre für das Stück ebenſo unzulänglich, weil darin von einer humoriſtiſchen, ironiſchen Auffaſſung des Lebens und der Geſchichte keine Rede iſt. Das ganze Drama verräth Bühnenkenntniß, daher auch ſeine Wirkung auf die Maſſe des Publicums. Daß der Verfaſſer zu dem Worte Schauſpiel ſeine Zuflucht nahm, beurkundet, daß er eine Vereinigung der beiden Elemente des Dramas bezweckte, was ein gänzliches Verkennen der einzelnen, abgeſchloſſenen Richtungen der Poeſie beweiſt. Leider fühlen wir uns veranlaßt, das Stück für ein verunglücktes Werk zu erklären, welches wegen ſeiner Zwitterhaftigkeit und Halbheit vor der Kritik keine Stelle zu behaupten ver-

mag. Dem Verfasser rathen wir, seine Begriffe vom Drama zu berichtigen; vielleicht wird er dann in der Folge ein Drama zu Tage fördern, welches auch vor ruhigerem Urtheil bestehen kann; denn Talent und eine gewisse Theater-Routine ist ihm nicht gänzlich abzusprechen." — Mit dieser goldenen Kette von Unsinn und Fehlschüßen endet das Referat über „Wilhelm Tell," welches Stück aber trotz dem auch ferner dem Publicum gefällt. Gar Manche bekommen erst durch diese Recension Courage, über das Stück zu schimpfen, was sie sich früher nicht recht getrauten. Hier meine ich jene Leute, welche das Dilettiren bereits aufgegeben haben, weil sie zu viel ausgelacht wurden, und nur gegen jedes mitlebende Talent aus Rache und Neid einen unerbitterlichen Haß haben. Ich glaube dir durch obigen Aufsatz einen deutlichen Begriff der Alternativ-Kritik gegeben zu haben. Auch erlaub' ich dir in ästhetischen Verlegenheiten meine Muster-Recension als Patrone zu benützen, um gehaltlose Behauptungen rabulistisch zu vertheidigen.

Theurer, vielgeliebter Leser, du hast die Briefe gelesen, die ich an dich schrieb; nimm dafür meinen innigen Dank. Ich habe mich nicht getäuscht in dir und das freut mich. Ich bin mit aller Hochachtung und Dankbarkeit dein, und verehrteste Leserin, respective

Ihr

ergebener Diener

Ludw. Gottfr. Neumann.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Vorgestern zum Vortheile der HH. Wild und Schober: Das Gelübde, Oper aus dem Italienischen Il Giuramento mit Musik von Mercadante. Diese Oper leidet so wie die meisten von Adrias Ufern bisher provocirten dramatischen Tonwerke an vielen undramatischen Längen und gewährt im Ganzen wenig scenisches Interesse. Die Musik bewegt sich in der bei den Maestri dieses Landes üblichen Breite, und entbehrt im Vergleich mit manchem Opernwerke des vielschreibenden Donizetti populär hervortretender Motive. Deßhalb konnte dieselbe auch nur immer dann Interesse erregen, wenn sich darin außerordentliche, mit der Nationalität dieser Weisen vorzüglich sympathisirende Sänger den Lorbeer zu windiciren wußten. Bei uns hatte sie schon früher weder in der Ursprache noch in der Bearbeitung dem Geschmacke und den Bühnenanforderungen besonders entsprochen, und versammelte auch dießmal ein nicht sehr zahlreiches Publicum.

Die Hauptpartißen waren in den Händen der schon genannten HH. Benefizianten, dann der Mad. Spatzer-Gentilhomo, welche die Elaisa zu ihrer fünften Gastrolle gab, und endlich der Dlle. Nottes. Wild's Erscheinen ward mit jubelndem Applaus begrüßt, gleichsam als wollte man ihm bei dieser Gelegenheit sagen, daß es noch gar manche Parte in sehr gemißreichen Opernwerken gibt, in denen er bei der jetzigen Tenornarmuth denn doch nicht leicht zu ersetzen ist, und deren Vorführen man nur seiner bühnlichen Routine zu danken hat. Nur wäre zu wünschen gewesen, er hätte gleich bei seinem Debüte mit einem aus der Vorzeit accreditirten Parte begonnen, der materielle Erfolg würde den heutigen gewiß überboten haben. Hr. Wild sang übrigens, namentlich die seiner kräftigeren Lage mehr zusagenden Stellen mit schönem Ausdruck. Das Ständchen im 1. Acte wurde sogar zur Wiederholung begehrt. Auch Hr. Schober hatte seine verdienstvolle Gesangsbildung überall, wo sich die Gelegenheit dazu ergab, geltend zu machen gewußt. Mad. Gentilhomo war nur wenigen Stellen der Parthie vollkommen gewachsen. Der Abgang einer durchgreifenden kräftigen Höhe und des reinen Stimmenmetallglanzes war in dieser Oper bedeutend fühlbar. Dlle. Nottes that ihren nicht sehr hervortretenden Mitteln gegenüber ihr Möglichstes. Hr. Ehrer sang seine kleine Parthie mit gutem Ausdruck. Chöre und Orchester, letzteres unter der Leitung des Capellmeisters Hrn. Proch, waren dießmal besonders tüchtig geübt.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag, den 24. Februar, zum ersten Male: die reiche Bäckerfamilie, oder Liebesbrief und Wechselbrief. Locales Charakterbild mit Gesang in 2 Aufzügen, von Friedrich Kaiser. Musik vom Capellmeister Hrn. Adolph Müller. — —

Ein Hr. Semmelberg, ein reicher Bäcker (Hr. Carl), nimmt auf Anempfehlung des Tabakkrämers Stillmann (Hrn. Grois) zum Erzieher Hrn. Friedberg in sein Haus auf, welcher zufällig Minna's (Mad. Fidy's) Geliebter ist, die auf den Willen der Mutter (Mad. Schmidt) mit Hrn. von Rehberg verlobt ist, in Berücksichtigung der großen Erbschaft, deren Universalerbe er von drei Jahren durch das Testament seines Onkels war. Die Liebschaft wird erstens durch einen Kuß von dem Bedienten Faustin (Hrn. Scholz), und dann bei einer Abendunterhaltung entdeckt, bei der Rehberg mit Friedberg auf das Wohl seiner Braut zusammenstoßt. — Jetzt kommt der Geschäftsführer des Onkels mit einem nachträglichen Testament, das Friedberg zum Erben des halben Vermögens einsetzt; er will es unterschlagen gegen ein großes Honorar. Rehberg schaudert zurück, entschließt sich dennoch dazu, und schickt einen Brief mit dem Wechsel durch Faustin an den Geschäftsführer ab. Diesen Brief entwendet ihm das Stubenmädchen Leni (Dlle. Schadeyky), weil er ihr früher einen Liebesbrief, den sie an Friedberg zu bestellen hatte, geraubt — sie erwischt den unrechten — und so kommt der Wechselbrief per longa et fata an seine wahre Adresse, nämlich an Friedberg, der nun auch Minna bekommt. „Was werden die Journale dazu sagen," das sind die Schlußworte des Ganzen. — Hr. Kaiser hatte dießmal die Literatur scharf im Auge, er läßt sie durch seinen Faustin stark mystificiren. Was muß ihm wohl die Journalistik gar so Arges angethan haben, daß er erbittert gegen sie wüthende Bannformeln schleudert? Was meine Person betrifft, so erinnere ich mich, ihm einige Male ehrlich die Wahrheit gesagt zu haben — und für Wahrheit wird doch hoffentlich noch sein Ohr empfänglich seyn; Übrigens muß er auch heute, ich kann ihm nicht helfen, einige Wahrheiten hören. Erste Wahrheit: Der Schluß des zweiten Actes riecht sehr nach einer Scene im Glas Wasser; — zweite Wahrheit: die Briefentwendung ist zu locker angelegt. Wie wenn das Stubenmädchen ihren Brief wieder zurückbekommen? — Die ganze Handlung windet sich zu zäh ab, mancher Knoten ist mit Schwierigkeiten und langwierig aufzulösen, den das Wesen der Handlung nicht erfordert, den nur die Hast des Abwinders hineingeknüpft, und den er oft mit Unwillen zerreißt. Dritte und vierte Wahrheit: Hr. Kaiser hat viel Witz und Talent und — das Folgende ist eine meiner früheren Behauptungen — von ihm steht in der Folge, ein sehr gutes Volksstück zu erwarten, wenn er die Wahrheit hören will. — Fünfte Wahrheit: die Couplets sind, eine einzige Strophe ausgenommen, minder gelungen; und letzte Wahrheit: Möge er immer bedenken, Weisheitsliche, wie er sie heute ausgetheilt hat, schmerzen wohl, sind aber auch leicht zu verschmerzen. — Die Spielenden wirkten alle tüchtig zusammen — besonders stellte sich das Spiel der HH. Carl und Scholz wirksam heraus und ward durch die HH. Grois, Stahl und Mad. Schmidt und Dlle. Schadeyky kräftig unterstützt. — Der Besuch war sehr zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Mittwoch, den 23. Februar, zum ersten Male: Zwiderwurzel, oder: die Freier auf der Zauberinsel. Zauberposse mit Gesang in 2 Aufzügen. (Nach Kotzebue's Pervonte.) —

Der unbekannte Verfasser dieser Posse hat von der bekannten Firma: Kotzebue — schlechte Waare ausgeborgt — und bot sie überdieß auf die ungeschickteste, altdackene Weise feil; das Großhandlungshaus wird sie wohl wieder zurückbekommen. — Hr. Nestroy, Mad. Rohrbeck und Dlle. Condorussi thaten ihr Möglichstes, um die Waare loszuschlagen — es ging nicht. — Ein wesentlicher Vorzug dieser Posse war jedoch dieser — beim Lotz will ich aus meinem Bilde fallen —

daß sie bald, wenn auch von einer schrillen Todtenmusik begleitet, endigte. Ein zahlreiches Publicum ging mit der — Leiche. — —

Concert
der
Herrn Adolph und Julius Stahlknecht.

Wir haben unsern Lesern schon bei Gelegenheit, als sich diese Kunstgebrüder im k. k. Hofoperntheater hören ließen, die näheren Merkmahle ihrer Künstlerschaft hinsichtlich ihrer wirklich schönen Tonformation, Reinheit und ausgezeichneter Fertigkeit bekannt gemacht, und haben daher nur beizufügen, daß beide Künstler auch in ihrem Concerte, wo sie eine Phantasie über ein Norma- und Variationen über ein Monterchimotiv von eigener Composition vortrugen, die verdiente Anerkennung erhielten. Vorzüglich interessant und merkwürdig stellt sich ihr nettes, bis in die kleinsten Nuancen gehendes Zusammenspiel, so wie auch der Umstand heraus, daß sie sich bloß auf ihre Instrumente Violine und Violoncell beschränken, und dessenungeachtet stellenweise durch Volltönigkeit große Effecte erzielen.

Die Kunstfertigkeit des Letzteren, Hrn. Julius Stahlknecht, welcher nebstbei noch den Troubadour von Romberg vortrug, ist offenbar auf einer höheren Stufe, als die seines Bruders. Daß diese Künstler nicht den erwünschten verdienten Zuspruch fanden, liegt theils in der Richtung, die sie ihrer Virtuosität geben, theils in der ungünstigen Constellation der heurigen Concertverhältnisse. An lärmendem Beifall fehlte es ihnen übrigens nicht.

Zur Ausfüllung dieses Concertes sang Dlle. Bury Titl's „Hornklang" mit Zartheit und viel Innigkeit, wobei sie durch die Hornbegleitung des Hrn. Roth auf das wärmste und lobenswertheste unterstützt wurde. Beide, so wie Dlle. Schlägel, welche ein sehr monotones Gedicht sprach, wurden wiederholt gerufen.

Theatralisches.

Schon seit geraumer Zeit hat kein Bühnenproduct eine solche magnetische Anziehungskraft auf die Theaterfreunde Wiens geäußert, als das im k. k. priv. Josephstädter Theater bisher fünfzehnmal unter großem Zudrange des Publicums zur Darstellung gebrachte romantisch-komische Zaubermährchen von F. H. Told: der Zauberschleier. In der That wetteifern in diesem Stücke Dichter, Compositeur, Maler, Balletmeisterin und Darsteller auf die schönste Weise, um des allgemeinen und täglich sich lebhaft wiederholenden Beifalles des Publicums würdig zu seyn; und somit dürfte dasselbe noch recht oft die freundlichen Hallen jenes beliebten Schauspielhauses so wie bisher in allen Räumen füllen.

Das neueste Effectstück der Mad. Charlotte Birch-Pfeiffer: „Steffen von Glogau, oder der holländische Kamin," hat in Zürch bedeutenden Succeß gehabt.

Am 15. Februar wurde auf dem Ofner Stadttheater zum ersten Male aufgeführt: „die Warnung." Drama in 5 Aufzügen von Seraphin Mandlzweig. Dieses Drama schildert den Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft, und hat einige — wiewohl zu grelle — fast an französische Producte mahnende Scenen. Auch Grillparzer's: Traum ein Leben, mag dem Verfasser etwas zu Sinne gekommen seyn, indem alle Handlung jenes Dramas auch nur ein Traum ist. Übrigens war der Erfolg ein durchaus günstiger.

Neuestes aus Graz.

Graz am 13. Februar 1842.

Die moderne „Volkspoesie" brachte wieder einige Erzeugnisse, z. B. „Zum Beispiel!" — „das Mädl aus der Vorstadt," — „Geld." Sie sind alle im gewohnten Geleise mit zweideutigen Wortspielen ausgestattete Machwerke, welche nur da gefallen können, wo die respectiven Charaktere von jenen Schauspielern, für die sie geschrieben sind, auch dargestellt werden.

Gutzkow's „Schule der Reichen" würde wahrscheinlich mehr Glück bei uns gemacht haben, wären die Erwartungen nicht auf einen so hohen Punct gestellt gewesen.

„Charlotte Mardyn," — „Gasthofs-Abenteuer," — „Altdeutsch und Neudeutsch" füllten die Zeit einiger Abende aus.

Da nun hier fast jedes Theatermitglied eine Einnahme hat, so hatte sie auch der Inspicient Herr Beer. Ein Inspicient hat keine Gelegenheit, sich beim Publicum beliebt zu machen; ein großer Theil desselben mag kaum wissen was ein Inspicient sey, obschon von ihm zur gerundeten Ausführung eines Stückes so manches abhängt. Verschmähen es Directionen von Bühnen ersten Ranges und Schauspieler von großem Rufe nicht, verschiedene Lockmittel zu gebrauchen, um die Masse für den Besuch zu gewinnen: warum sollte man es einem untenomirten, unbekannten Inspicienten verargen, wenn er dieses Zweckes halber zu einer Charlatanerie, z. B. einem schwülstigen Zettel, seine Zuflucht genommen hätte. Bei der Unsicherheit der Zugkraft eines neuen Stückes, setzte er sich ein Quodlibet zusammen, daß er im Zettel nur mit den nöthigsten Worten unter dem Titel: „Zauberspiegel, oder Lebensbilder der Gegenwart und Vergangenheit," ankündete. Die Wahl der Pieçen war mehr oder weniger glücklich, die Ausführung derselben wäre vielleicht bei anderer Besetzung gelungener gewesen. Neu war: Die nächtliche Heerschau, mit Musik von Emil Titl, gesungen von den HH. Kreipl, Henkel, Pichler, Ulram, Leidl und dem Männerchore mit verstärktem Orchester.*) Daß Hr. Beer seinen Vereçen jedesmal etwas Pantomimisches zuthut, wollen wir ihm zu gute halten, und durch den Fasching oder seine etwaige Vorliebe für Kinder zu motiviren suchen.

Das Repertoir verkündet drei Novitäten: „Die Römer in Melilone," „Bruder Kain," und „der innere Richter."

Die Crescendi, Decrescendi und Pianissimi der Chöre, welche wir von den 40 (36) Pyrenäen-Sängern zu hören bekamen, erhielten die verdiente Anerkennung.

Omnibus.

(Ein Berliner Schuster) kündigt im Übermaße seiner Bewunderung für Liszt eine neue Art von Stiefeln, unter dem Namen Liszt-Stiefel, mit dem Beisatze an: „Mit diesen Stiefeln ist's unmöglich im Glatteis zu fallen; denn man gleitet leicht darüber hin, wie Liszt über die Tasten!"

(Ein Groschenball.) Ein industriöser Gastwirth in Pesth kam im verflossenen Carneval auf den Gedanken einen Groschenball zu veranstalten. — Was ist das, werden die Leser fragen? — Ein Groschenball ist nichts anderes als ein Ball, auf welchem alles, was verlangt wird, Entré, Tanzmusik, alle Gattungen Speisen, Bier und Wein, Kaffeh, Eis ꝛc. ꝛc. jedes einzeln nur 3 kr. C. M. kostet, und siehe da, die Speculation gelang über alle Erwartung für den Wirth. — Die Gäste freilich hatten viele Groschen nöthig, bis sie Etwas von dem Genossenen in ihren Mägen verspürten, en fin, der Groschenball erforderte gerade soviel summarisch, als ein Nobelball. Vive l'industrie!

(Amusantes.) Eine junge Witwe, welche als Erzieherin noch placirt ist, sucht zu künftige Ostern ein anderes Emplacement. Wer das Weitere wünscht, beliebe seine Adresse in die Expedition abzugeben. — Ein Reitpferd, welches einen Einspänner auch zweispännig zieht; ist billig zu verkaufen. — Ein Mann von gesetzten Jahren, der des Schreibens nicht unerfahren, wünscht als Portier wieder in Activität gesetzt zu werden.

*) Eine andere Composition der Herrschau wurde früher von Hrn. Ulram mit Clavierbegleitung im Rittersaale vorgetragen.

D. R.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung. Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 26.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 28. Februar 1842.

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Fortsetzung.)

Endlich goß auch der Schlaf über mich seine balsamische Wunderkraft, prosaisch gesprochen, ich schlief so derb ein, daß man in der ersten Stunde mich sammt meinem Doppelstutzen und Waldmesser vor die Hütte hätte tragen können, und kein Wunder! von dem beträchtlichen außergewöhnlichen Marsch wäre ich unter andern Umständen längst im tiefsten Schlafe gelegen. Böse Träume wechselten immerfort in meinem Gehirne. Beständig sah ich mich von den Räubern bald umrungen, bald in meiner Citadelle belagert, jetzt fiel ein Schuß, ein ungeheures Hundegebell ertönte, ich erwachte. Mein erster Griff war um meines Nero Gurgel, die ich mit allen Liebkosungen mörderisch hielt, um ihm das Murren zu wehren. In gespanntester Erwartung horchte ich, abermal ein Sch— nicht Schuß, sondern ein derber Schlag an die äußere Thüre, verworrene Männerstimmen vor der Hütte. Auf taumelten die Schläfer alle, meine Bettgesponsin rutschte mit bewunderungswürdiger Schnelle die Leiter hinab.

„Wer da?“ lärmten die drei Räuber.

„Aufgemacht! oder wir zünden euch die Streu unterm Leib an!“ donnerten mehrere Stimmen von außen.

„Hilf Herr Gott! die Gränzwach!“ jammerte das Weib, und zündete einen frischen Kienspan an dem alten fast verglommenen an.

„Meinen Säbel, meinen Carabiner, meine Pistolen!“ schrieen die drei aufgeschreckten Gesellen, „lösch's Licht aus Alte! sonst schießen die Kerln herein, im Dunkeln haben wir den bessern Schuß.“

„Hahaha!“ höhnte ein widerliches Gelächter von außen, „gib dich z'frieden Nazl, wir sind's, eure Cameraden.“

„Juhe!“ jubelten die in der Stube, „der dicke Peter mit den drei Recruten und Proviant!“

Die Thür sprang auf, vier mit ungeheuern Prügeln bewaffnete Kerls, mit schweren Bündeln auf dem Rücken traten ein.

„Was Neues?“ fragte der Rothschnauzl.

„Der Teufel ist los!“ antwortete der dicke Peter der die Charge eines Lieutenants in der Bande zu bekleiden schien, und fuhr fort: „Wir sind verrathen, euer heutiger Schluf entdeckt; zu rechter Zeit lauschte ich mit meinem Burschen in der Föhrenmaiß das Complot ab, alle Wege sind doppelt besetzt, und eh' ihr noch einen Pfiff Wein aussauft, sind wir geliefert; drum fort, abwärts über den rothen Holzschlag geht noch ein Weg, und wenn wir nur die Hütte der Fuchsjäger im Frohs—r Wald erreichen, so sind wir geborgen.“

„Fort! fort!“ hallte es von Aller Munde, nur der Hausherr rieb sich phlegmatisch die Augen und fragte, in seinem Bett sich wälzend. „Jetzt wird doch Ruhe sein?“

„Die Zech! den Wein! dos Spondsadl!“ schnarrte die Alte.

„In 8 Tagen, wenn wir nicht im Loch sind, alle Her'!“ erwiederte der Letzte der Bande, der schwarze Nazl, stieß die Hausmutter unsanft bei Seite und folgte den Cameraden hinaus ins Freie. —

Flüchtige Fußtritte verhallten vor der Hütte, Mutter Eva riegelte die Thüre sorgfältig zu, löschte die Leuchte ab, und endlich ward's ruhig. Nun erst genoß ich in dieser Angstnacht eines langen wohlthätigen Schlafes.

Es war Morgens zwischen 7 — 8 Uhr, als mich ein sanftes Rütteln am Fuße weckte; ein bildhübsches kerngesundes Waldmädchen mit einer Öhllampe in der Hand stand auf der vorletzten Sprosse der Bodenleiter, und wünschte mir „einen guten Morgen.“ Ich glaubte noch zu träumen.

„Wollen Sie kein Frühstück nehmen, lieber Herr?“ fragte mich die hübsche Dirne.

„Sehr gern, wenn es von deinen Händen kommt,“ erwiederte ich galant; „ist es schon Tag?“

„'s dumpelt über den Föhren auffa,“ antwortete das Mädl und stieg, in die Stube zurück, in die ich gleich mit Einem Satz hinabsprang, versteht sich mein Nero hinter mir.

Auf dem Tisch war jetzt ein nettes weißes Tuch mit rothen Borten und Fransen aufgebreitet, und ein großer Topf mit warmen süßen Bier rauchte mir entgegen, daneben stand auf einem grünen Teller frischgeröstetes Maiszwieback. *)

„Ehe ich einen Tropfen trinke, sag' mir, wer du bist, und wo du herkommst?“

„Ich bin die Tochter vom Haus, Lenerl ist mein Nam', erwiederte das hübsche Mädchen, „weil wir gestern Abends die Schwärzer **) für g'wiß erwart't haben, bin ich Nachmittag zu meiner Mahm ins Hakbügl gangen, und dort über Nacht blieben denn die Kerl sind manchmal gar keck, und“ — setzte sie erröthend hinzu, „mein Hansl ist abscheulich eifersüchtig.“

„Wer? wer waren die Kerls? Schwärzer? keine Räuber?“ fragte ich, und trank einen Schluck Biersuppe, die mir fast die Gurgel verbrannte.

*) Flecken, fast wie Zwieback, von türkischem Mais, oder Kukurutzmehl, ein Festtagsbrot im Gebirge.

**) Schmuggler.

„Ah b'hüt Gott, verwogene Kerln ſind's wohl, aber keine Räuber!“

Während deſſen kam Mutter Eva und Vater Mathes herein, letzterer nun auch vollkommen nüchtern und mit einem Armenſündergeſicht, auf dem der ganze Text der Frühpredigt zu leſen war, die ihm Madam gehalten hatte.

„Er' Gnoden wollen 'n Wegweiſer bis auf d' R—,“ ſagte der Hausherr, „ich bin ſchon do, Ihnen kurz und gut hinz'führen, wos nocher hingeh'n wollen, ſö können von dort nimmer fehlen, denn wir hob'n heunt 'n ſpiegelklaren Tag.“

Mutter Eva reichte mir den Geldbeutel, ſprechend: „Eur Gnoden, ſie ſeyn kein Schwertfeger, aber weil's ſonſt ein ſo braver Herr ſeyn, ſo bin ih ah ſo ehrlich als recht iſt, — ſö hobn mir den ganzen Beutl, dos heißt wos drinn iſt, g'ſchenkt, ober auf das glonzende Ringerl hobn's g'wiß nit denkt, wos drinn verſteckt hobn vor meiner, do gib' ich Olles ehrlich zuruck und bitt bloß, machen Eur Gnaden kein Brauch von dem wos g'ſehn und g'hört hobn; ih und mein Olter hobn geſtern a weng ein Feiertog-Trunk g'hobt, und die Burſchen dö do worn, ſind nit ſo ſchlecht ols eppa glaubn.“

(Schluß folgt.)

Familien-Scenen.

(Aus dem Chineſiſchen.)

II.

Die Mutter, wie ſie ſeyn ſoll.

Mundus vult decipi, ergo dicipiatur.

Ha-ing-lo erzählt:

Ich war ſchon einmal in der angenehmen Lage, meiner glücklichen Gatten- und Vaterſchaft Erwähnung zu thun; ich bin heutigen Tages in der noch angenehmeren, einen intereſſanten Beleg dafür in der Erzählung eines Falles bekannt zu geben, der ſeines Gleichen in der Erziehungsgeſchichte ſucht, den ſelbſt ein Jean Paul nicht ahnte, als er ſeine Leviana ſchrieb, und auf den ich ſtolz zu ſeyn alle Urſache habe.

Ich zähle der Kindlein dreizehn; eine heilige Zahl! ſie überſchreitet das Krämerdutzend um Eins; ſie iſt die Zahl der Mondenmonate im Sonnenjahre; eine ungerade Zahl, deren — ſchon nach dem Ausſpruche unſerer Altvordern, — ſich ſelbſt die Götter freuen. *)

Wenn Sanftmuth und Geduld, wenn Langmuth und Milde, gepaart mit einem kraft- und würdevollen Ernſte, der zur rechten Zeit auch Scheu und Ehrfurcht zu erwerben weiß, die mächtigen Hebel ſind, die eine liebevolle, denkende Mutter bei der Erziehung ihrer zarten Sprößlinge in Anwendung bringt, ſo beſitze ich in meiner Hausfrauen eine Mutter, eine Mutter, — wie keine! — ja wahrlich, wie es keine, oder nur wenige gibt. —

Doch ich komme zu dem ſpeciellen Falle.

Abermals vor-ehe-vorgeſtern trug es ſich nämlich zu, daß die ſieben jüngſten der oben erwähnten Dreizehn in dem Beſuchzimmer und den daran ſtoßenden Gemächern ihr Unweſen trieben, gerade ſo, und nicht anders, als wir es auch einſt machten, wie mein verehrtes Auditorium ſich wohl erinnern wird, wenn ſelbes in das Flügelkleid ſich zurückzudenken beliebt. Der Lärm wurde bald gräßlich; die Sonnenſtäubchen in den Fenſterräumen verwandelten ſich in Staubwolken; und wer mit liebevoller Milde den Kleinen ungeſtört ihren Jubel gönnte, war meine Hausfrau. — Jetzt erhob ſich unter den ſchuldloſen Geſchöpfen, wie es ſchon zu geſchehen pflegt, Zwiſt, Stänkern, Streit und Kampf; der Stärkere ſchimpfte und knirpte den Schwächern, und dieſer heulte und ſchimpfte, ſo viel er wagte, entgegen; ein überraſchender Reichthum an derben Ausdrücken aller Art, wie unſer chineſiſches Idiom ſie für ſolche Fälle trotz irgend einer Sprache bietet, floß dabei von den Lippen der muntern Jugend, und die Schmähworte, welche die zankenden Olympier im Homer einander zuwerfen, waren ein Nichts dagegen, doch der Mutter unerſchöpfliche Sanftmuth ließ ſie gewähren; warum ſollte ſie auch den jungen Weltbürgern nicht die Freiheit gönnen, das im Kleinen zu verſuchen, was ſie dereinſt ſo oft im Großen finden und treiben würden?

Der Erfolg beſtätigte auch, daß ihre Anſicht die richtige war; denn bald trat eine allgemeine Verſöhnung ein, und nun erſt erreichte die kindliche Luſtigkeit ihren vollen Glanzpunct. Der tollſte Muthwille ging los; das Unterſte wurde zu Oberſt gekehrt, und nur die Kräfte, nicht die Gelüſte ſetzten dem kühnſten Beginne die Schranken; das Tanzen, Springen, Rennen, Toben, Schreien, Raſen nahm kein Ende; — und eben ſo wenig nahm auch ein Ende die Geduld der nachſichtsvollen ſüßen Mutter, die das Alles gar nicht zu ſehen, zu hören, zu bemerken, überhaupt gar keine Notiz davon zu nehmen ſchien.

Zwar iſt auch mir die Tugend der Geduld nicht fremd; allein dieſe Probe war für die meinige zu ſtark; denn zu wiederholten Malen machte ich in meiner Studierſtube: Pſt! pſſſt! — oder ſagte kopfſchüttelnd: Ei, ei, ei, ei! — Ein Beweis, daß die Paſſivität der Frauen ſie auch in dieſer Tugend uns überlegen macht. —

Da begegnete meinem kleinen Schi-ang-li das Unglück, an eine Servante zu ſtoßen, und ein **Flacon d'Odeur Lallarge**, das einzige in unſerm himmliſchen Reiche, herabzuwerfen, welches zerbrach. Und dieſes war der Augenblick, wo meine Hausfrau es an der Zeit fand, von dem Vorgange Notiz zu nehmen und an die Stelle der bisherigen Langmuth und Geduld den Ernſt energiſcher Zurechtweiſung und Warnung treten zu laſſen. Mit einem Flammenblicke, der aus rädergroßen Augen Ehrfurcht gebot, mit Wangen roth von Zorn, die eine heilige Scheu erregten, mit einer Stimme, die zu vernehmen war wie Meeresſauſen und Sturmesgepraſſel, trat ſie haſtigen Schrittes mitten unter die erſchrockene Jugend, und nicht bloß mit dem Munde, ſondern auch mit zarter Hand ſpendete ſie Ermahnungen nach allen Seiten, ſo daß der eine an die Wand, ein anderer an — und ein dritter unter den Tiſch flog, dieſer an den Kamin geſchleudert wurde, und jener ein paar Zähne verſchluckte, und während der ſechſte die blutende Naſe hielt, lag die lilien-roſige Fauſt dem ſiebenten ſchon im Nacken.

Ich, in meiner Einſamkeit, urtheilte aus der Stille, die plötzlich in den anſtoßenden Gemächern eingetreten war, daß meine Hausfrau in ihrer Weisheit zu einem ernſteren Einſchreiten ſich bewogen gefunden, und wollte nicht ſäumen, ein Zeuge dieſes Schauſpiels für Götter zu werden. Ich trat hinaus und betrachtete mit innigem Entzücken die ſeltſamen Gruppen der armen Küchlein, die von allen Seiten die ſcheuen Blicke nach der zürnenden Mutter richteten. Dieſe herrſchte mir zu: „Da ſiehſt du deine ſaubern Rangen! Du kümmerſt dich nicht, du weißt gar nicht,

*) Numero impari Dii gaudent.

was ſie für Unheil ſtiften! Ich wollte du wärſt ſammt deiner Brut dort, wo der Pfeffer wächſt!“

„Mein Kind, die Pfefferküſte iſt weit von unſerm himmliſchen Reiche!“ antwortete ich hierauf; dann zu den zitternden Küchlein gewendet, ſprach ich: „O ihr lieben, zarten Kleinen! ihr habt bereits vielfache Proben der Langmuth und Geduld eurer liebevollen Mutter erfahren; ihr habt nun auch ihre ernſteren Belehrungen vernommen, und ich habe nicht Urſache zu zweifeln, daß ihr eine Zeit lang daran denken werdet.“ —

Darauf zu meiner Hausfrauen mich wendend, mit den Worten:

„O Hand von Schnee, und doch ſo heiß!*) küßte ich ihre Rechte, und fuhr fort: „Ja, meine ſüße Bel-za-je, Alles, was du thuſt, iſt wohlgethan. — Gewiß, du Cornelia unſeres himmliſchen Reiches, du Vorbild aller Mütter! — das ſchöne Ziel, das du fortan im Auge haſt, du wirſt es erreichen; das Ziel, unſere lieben Kleinen zu dem heranzubilden, was ſie werden ſollen: echte Chineſen!“

*) Grillparzer im Ottokar.

Fertigkeit im Satze.

Von Dr. Victor Melaroli Edlen van Menk.

Josquin de Pres (1480) erhielt von Ludwig dem XII. den Auftrag, eine ihm geläufige einfache Melodie in einen Canon zu ſetzen. Der Componiſt prüfte ſeine melodiſche Aufgabe und fand alsbald, daß ſich der Anfang davon zu einem zweiſtimmigen Canon im Einklange gebrauchen ließe und das ganze harmoniſche Gewebe aus den abwechſelnden Accorden von G-moll und D-moll beſtände, als

Bei der Exequirung hatte der König, der zum Vergnügen mitwirkte, nichts zu ſingen als die einklängigen Noten d, d, d, d. Der König lachte über den Einfall ſeines Capellmeiſters, und beſchenkte ihn reichlich.

Feuilleton.

Brief aus Linz.

Die Fidel ruht, Galoppe und Polka ſchweigen,
Zerſtoben iſt der Masken bunter Reigen.

Der Carneval verſauſte, — und wir kehren zu friedlicheren Betrachtungen zurück. Nächſt den Intereſſen, die wir nun hinter uns haben, ſind es vorzüglich die Fragen, welche uns hinſichtlich der großen Staatseiſenbahnen überhaupt, und insbeſondere bezüglich der weſtlichen Bahn beſchäftigen. Es hat ſich eine große und feierliche Bewegung aller Gemüther bemächtigt, und ſelbſt die Schläfrigſten fühlen ſich durch den gewaltigen Stoß der Zeit aus ihrem verdumpfenden Phlegma aufgerüttelt. Die lebhafteren Geiſter aber greifen dem Gange der Dinge bereits wieder um Vieles vor, und entwerfen ſich von der künftigen Größe und Wichtigkeit unſerer Provinzhauptſtadt ein glänzendes Bild. Allerdings wird Linz ein ſehr bedeutender, immer mehr aufblühender Handelsplatz werden, und ſeine unvergleichliche Lage an der großen Waſſerſtraße von Baiern herein nach dem Morgenlande vielleicht die Quelle künftigen Reichthums ſeyn. Die Stimmung über die großartigen Maaßregeln der weiſen Staatsverwaltung iſt auf das Freudigſte erregt, und wir ſehen mit Sehnſucht dem Tage entgegen, wo auf der Strecke zwiſchen Wien und Linz der erſte Spaten in die Erde ſticht, um die Bahnarbeiten zu beginnen. Mittlerweile kommen hier auch einige Verſchönerungen an die Reihe, welche unſerer Stadt eine noch freundlichere Anſicht geben werden. So wird der ſtädtiſche Holzplatz, in der Nähe der Donaubrücke und der Landungsſtelle der Dampfboote, ganz geräumt und frei gemacht, ferner vom Pfarrplatze gegen den Welſer-Eiſenbahnhof eine neue Gaſſe eröffnet, und an der Landſtraße, unfern des Carmelitenkloſters, zur Erbauung eines evangeliſchen Bethauſes geſchritten. — Auch der inneröſterreichiſche Gewerbsverein macht bei uns ſchnelle Fortſchritte, die derſelbe der unermüdeten Thätigkeit des als topographiſcher Schriftſteller ehrenvoll bekannten Herrn Cataſtralcommiſſärs Carl Schmutz verdankt. Der beharrliche Mann hat es bereits dahin gebracht, daß hier, wie in Steyr, ein Mandatariat und eine techniſche Bildungsanſtalt des Vereines errichtet werden, zu welcher Berathung ſich am 12. d. M. ſämmtliche hieſige Vereinsglieder in dem großen ſtändiſchen Saale verſammelten. — Das geſellige Leben findet, wie bisher, ſeinen Mittelpunct im Theater, welches ſich unter der Leitung des Directors Pellet fortwährend in Gunſt erhält, und als Provinzbühne ſeine Aufgabe: Die Forderungen der Kunſt und der Unterhaltung möglichſt zu vereinigen, nicht aus dem Auge verliert. Der bekannte Literat, Herr Roſſi, fährt muthig fort, dasſelbe in dem hieſigen Provinzialblatte „die Warte an der Donau“ in gemäßigtem Tone zu beſprechen, was wir für viel zweckmäßiger halten, als wenn uns derartige, gewöhnlich nur Alltägliches enthaltende Provinzberichte in den Wiener Blättern begegnen. —

Im artiſtiſchen Gebiete wird uns der einheimiſche junge Künſtler Hr. Joſeph Edelbacher eine ausgezeichnete Lithographie liefern, indem er das prachtvolle Panorama vom hieſigen Freynberge aus (dem Thurme der Jeſuiten), eine der ſchönſten Rundſichten des Landes, nach ſehr gelungener Aufnahme nun auf den Stein überträgt. Dieſes Werk, von der hieſigen, ſehr thätigen Buchhandlung Vincenz Fink bereits als Eigenthum gewonnen, dürfte für jeden Reiſenden, der uns beſucht, ein unentbehrlicher und angenehmer Wegweiſer werden. — Die Zeitſchrift des hieſigen Muſeums „Francisco-Carolinum“ verfolgt mit rühmlichen Eifer und Fleiße ihre vaterländiſche Richtung, und liefert durchaus nur Originalien. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß ſie jetzt, wo es ſich um die neue Beſetzung der Stelle des Redacteurs handelt, einen tüchtigen Mann bekomme, der ſie mit Beihülfe anderer günſtigerer Umſtände zu regerem Leben bringt. Noch mehr aber muß man es wünſchen, daß dem Muſeum ſelbſt reichere Kräfte, größere Mittel zu Gebote ſtänden, um ſich gleichſam verlebendigen und überhaupt ſo wirken zu können, wie es der Freund des Vaterlandes und des geiſtigen Fortſchrittes von einer ſolchen Anſtalt fordert. Mit wehmüthiger Sehnſucht blicken wir auf das herrliche Johanneum in Gratz. — Ihre Leſer, verehrter Herr Redacteur, mögen nicht ermüden, wenn ſie ſehen, daß ich den literariſchen Theil des Referats noch weiter führe. Ihr geachtetes Blatt war es, welches im vorigen Jahre mit freundlichem Wohlwollen gelegenheitlich die Bemerkung machte, daß man auf die in neuerer Zeit aus unſerer Provinz hervorgegangenen Dichter aufmerkſam werde. Dieſer Ausſpruch von einem Journal, dem man keineswegs Lobhudelei zur Laſt legen kann, muß gegenwärtig, wo man hier das „Album aus Öſterreich“ vorbereitet, ſehr ermuthigend wirken, und das ganze Unternehmen, bei welchem der ausgezeichnete Dichter Kaltenbrunner die Hauptredaction führt, mit der nöthigen Luſt und Liebe beſeelen. Viele der ausgezeichnetſten Literaten Oeſterreichs haben ſich mit edler Bereitwilligkeit angeſchloſſen, und die Sache findet in der ganzen Provinz eine ſo erfreuliche Unterſtützung, daß die Herausgeber, unbeſchadet des wohlthätigen Zweckes, in den Stand geſetzt ſind, dasſelbe auf das Würdigſte auszuſtatten. Als erſtes Unternehmen dieſer Art in Oberöſterreich hat es für uns allerdings kein ganz alltägliches Intereſſe, und ſo möge man uns verzeihen, wenn wir früher, als es erſchienen und die Erwartung gerechtfertigt iſt, mit heimathlicher Liebe davon ſprechen und berichten. Es iſt unſer innigſter Wunſch, daß es den Herausgebern gelingen möge, die Liebe für vaterländiſche Literatur zu erhöhen, und was vor Allem Noth thut, das Vertrauen auf die eigenen Kräfte zu vermehren.

Theatralisches.

In Berlin fiel vor wenigen Tagen eine neue Posse: Der Salamander, oder: zur sauren Carotte, von C. Ehrich, mit bedeutendem Eclat durch, und somit dürften die Herren Berliner neuerdings die Erfahrung gemacht haben, daß auch viele ihrer Localpossen ebenso wenig etwas taugen, wie unsere oft hart getadelten sogenannten Wiener Producte.

Hr. Engelken aus Wiesbaden, der in Bremen gastirte, brachte vor einiger Zeit daselbst ein von ihm verfaßtes Lustspiel unter dem Titel: Speculation und Gemüth, zur Darstellung; über welches öffentliche Blätter melden, daß es weder von richtiger Speculation noch von Gemüth zeuge — und deßhalb sich auch nicht den allgemeinen Beifall des Publicums erringen konnte.

Scribe's: Fesseln, wurden am 25. Jänner d. J. zu Leipzig zum ersten Male aufgeführt. Dieses Lustspiel fand allgemeinen Anklang, die Theilnahme steigerte sich von Act zu Act und erreichte am Schlusse des Stückes ihren Culminationspunct. In der Darstellung excellirten Hr. Duringer und Mad. Dessoir.

Literarisches.

Ein Beweis, wie fabriksmäßig das Übersetzerhandwerk betrieben werde, liefert folgender Umstand: In einem Romane von Paul de Kock, „das Milchmädchen von Montfermeil," übersetzt ein gewisser Paul Gauger die Stelle „ils chantaient un Duo de la Gazza," und gleich darauf: „c'est un Duo de la pie," folgendermaßen: „es ist ein Duett von La Pie," mit der gelehrten Anmerkung unten: „La Pie, der Name eines Componisten, heißt im Französischen: die Elster." — Unsere Übersetzer machen aus der Rossini'schen Oper: „La gazza ladra" einen Compositeur Gazza und aus dem französischen Titel derselben Oper: „La Pie voleuse," gleich wieder frischweg einen Compositeur: La Pie. — Europa darf sich glücklich schätzen, einen Übersetzer Paul Gauger und zwei neue Compositeurs Gazza und La Pie gewonnen zu haben.

Mechanisches.

Wir erinnern uns wohl Alle noch des Beifalles, mit welchem der biedere Tyroler Tschuggmal vor einigen Jahren seine mechanischen Figuren producirte, und uns in diesen putzigen Männchen wahre Meisterstücke erkennen ließ. Gegenwärtig ist zu Berlin eine Zahl von 400 Liliputern ausgestellt, welche mit der größten Grazie und Agilität verschiedene Scenen aus den vier Jahreszeiten darstellen. Es ist höchst interessant, wenn man hier eine Zahl solcher mechanischen Menschlein über Eisberge rutschen, mähen, säen, pflügen, küssen und in einer Laube kosen, essen und trinken, auf die Jagd gehen sieht, oder wenn ein wohlgeordnetes Liliputer-Orchester aufmarschirt und wacker d'rauf losspielt; — und bei all' dem muß man die Kunstfertigkeit und Ausdauer des Erzeugers dieser Homunkeln — eines einfachen Tischlers aus der Gegend von Dresden, des Herrn L. S. Wunsche — anstaunen. Ganz Berlin bewundert diese Welt im Kleinen, und hoffentlich werden auch wir Wiener Gelegenheit bekommen, Herrn Wunsche unsere Aufmerksamkeit an den Tag zu legen.

Musikalisches Perspectiv.

(Sechs Lieder von M. Nagiller.) Hr. Nagiller ist ein Anfänger. Dem Vernehmen nach soll er sich nach genommenem Unterricht der beiden Professoren des hiesigen Conservatoriums Hr. Fischhof und Preyer, bereits in mehren Orchesterwerken versucht haben. Da diese noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungen sind, so können wir über seine Befähigung zu diesem Genre von Composition nichts berichten; denn es ist ein ganz Anderes, einige melodische Gedanken einem Texte anzupassen, und solche zu einem Liede abzurunden — ein Anderes, seine poetischen Ideen durch ein Orchesterinstrumentale zu veranschaulichen.

Aus den uns vorliegenden sechs Liedern, welche sämmtlich in einer recht deutlichen Auflage bei M. Artaria's Witwe und Comp. hier in Wien erschienen sind, spricht sich ein beachtenswerthes Streben des Betoners aus, seine poetischen Gefühlsmomente in hübsche Formen einzukleiden, und den kleinen Bildchen eine befriedigende Rundung zu geben.

Alle diese Lieder enthalten recht angenehme Melodien, bei denen der harmonische Reiz eine mehr untergeordnete Rolle spielt, da sie mehr lyrische Reflexionspoesien als Charaktergemälde sind, so gibt sich auch keine auffallende Eigenthümlichkeit in denselben kund, weßhalb man auch häufig, besonders in dem ersten Heimweh im Alter, zu deutliche Spuren einer süßelnden Liedermanier wahrnimmt, welche seit den letzten Jahren bei uns so sehr um sich gegriffen hat. Anmuthig und belebt ist, der Fischerin Wahl, und die Ausweichungen aus Des-dur, in welcher Tonart das Lied componirt ist, nach der großen Terzdur-Tonart F, machen immer einen guten Vortragseffect. Dagegen hat uns der Sänger und die Hirtin, minder entsprochen. Es ist in der Erfindung zu oberflächlich, und in den Stellen des Zweigesanges zu sehr an die verbrauchten italienischen Terzen- oder eigentlich Dezimen-Doppelgänge mahnend. Viel Interesse gewährt das Liebes-Echo vorzüglich durch die wechselnden Formen der Begleitung, und stellenweise Zartheit der Melodie. Das letzte Lied, Entsagung, Gedicht von Paul Fr. Walther, scheint die Gemüthstiefe der Dichtung nicht ganz wiederzugeben. Die Melodie ist übrigens sehr sangbar und angenehm fließend. Aus allen diesen Tonstücken geht hervor, daß der junge Tyro nicht ohne Beruf den steilen Pfad der Kunst betreten, auf welchem es ihm bei fortgesetztem Aufwärtsstreben, und gänzlichem Fernhalten von jeder auch noch so einschmeichelnden Manier und Verflachung an einer ehrenvollen Anerkennung nie mangeln wird.

Omnibus.

(Amusantes.) Beaumarchais' Drama: „die beiden Freunde," dessen Haupthandlung sich um einen Bankerot bewegt, erhielt keinen Beifall und vielleicht war daran weniger der Verfasser als ein witziger Mann Schuld, der bei der ersten Aufführung im Parterre sagte: „Ich sehe schon, die Sache dreht sich um ein Falliment! Ich bin leider auch mit meinen 20 Sous darin." (Dem Eintrittsgelde.)

(Kleiner Ursache großer Erfolg.) Als Robert Bruce in mehren Schlachten von den Engländern überwunden worden war, überließ er sich einer gewissen Muthlosigkeit und einem nagenden Zweifel am Erfolge seiner Bestrebungen zu Gunsten Schottlands. In dieser kritischen Lage erblickte er einst über seinem Haupte eine Spinne, die sich von einem Balken des Zimmers nach dem andern zu schwingen versuchte, um den Grundfaden ihres Netzes auch dort zu befestigen. Sechs Mal machte das Thierchen den Versuch und alle sechs Mal vergebens. Bruce war in eben so vielen Schlachten von den Engländern besiegt worden; mit ängstlicher Spannung sah er dem Resultate der Ausdauer dieses Thierchens entgegen. Die Spinne versuchte ein siebentes Mal, den Faden zu befestigen, und es gelang. Bruce nahm diesen Umstand als ein Omen, und die Geschichte berichtet uns von dem glänzenden Erfolge seiner Waffenthaten!

(Für Nachtigallen-Verehrer.) In Preußen ist das Einfangen von Nachtigallen bei 5 Thaler Geldstrafe und 8tägigem Gefängniß verboten, das Ausnehmen und Zerstören eines Nestes bei einer Strafe von 10 Thalern. Wer eine Nachtigall halten will, muß dafür an die Armenkasse jährlich eine Abgabe von 6 Thalern entrichten.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute den 28. „Pauline." — Dienstag den 1. März. Verschlossen. — Mittwoch den 2. „Der Sohn der Wildniß." — Donnerstag den 3. „zum ersten Male: „Die stille Braut." — „Sie hilft sich selbst." — Freitag den 4. Dieselben Vorstellungen wiederholt. — Sonnabend den 5. „Der Sohn der Wildniß." — Sonntag den 6. „Die stille Braut." — „Sie hilft sich selbst."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge versendet werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 27.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 2. März 1842.

Ghasel.

An T...

Ich gab dir eine Blume einst — warum?
Es sollte ihr gefüllter Kelch dir sagen,
Wie reiche Liebe ich für dich getragen!
Du nahmst die Blum' und knicktest sie — warum?
Mir flossen Zähren heiß vom Angesichte:
„Der Blume Tod ist eine Herzgeschichte,"
So dacht' ich bebend, wußte nicht — warum?
Und kaum von trüber Ahnung war's gesprochen,
Da hattest spielend du mein Herz gebrochen —
Verblutend frägt's im Seufzer dich — warum?!

Elmar.

Ein Bild aus dem hohen Norden.

Ein weißer Mantel war über die ganze Gegend gedeckt, ungeheure Eismassen starrten, die mächtigen Gletscher, aus den schwarzen Föhrenwäldern hervor. Das Sonnenlicht prallte von ihren Spiegeln in blendender Klarheit zurück und machte das Dunkel jener Berggürtel noch tiefer. Dann und wann sah ein wildes Rennthier zwischen den Bäumen hervor, zog aber, sobald es die schneidende Seeluft, welche der Wälder Inneres durchdrang, spürte, den Kopf schnell zurück. Die weißen Wölfe, trotz ihrer dichten Pelze, froren, daß sie heulten und schauerlich ihre Klagetöne die Luft durchdrangen.

Nils stand am Fenster, dem Gebirge zugekehrt und freute sich der Wildheit der Natur, der Starrheit der ganzen Umgebung.

Schroff und zackig hoben sich die Spitzen dieser Eisnadeln, bis sie zu mächtigen Bergen anstiegen. Eine ungeheure Naturrevolution hatte hier vor Jahrtausenden mit zerstörender Hand gewaltet, und diese Felsenblöcke von dem Urgebirge losgerissen, der See zugewälzt. Durcheinander geworfen lagen sie da, und bildeten das Vorland, die niedrigste Abdachung des großen Granitrückens, welcher mit Norwegens Küste parallel lauft. Nur kurze Zwergbirken und Knieholz, eine kleine Gattung krummstämmigen Föhrenholzes sah hier und da aus den Klüften hervor, starrte mit seinen blattlosen Zweigen zwischen den Klippen aus magerem Sande herauf.

Aber weiterhin, an dem steilen Abhange der Granit- und Eiskegel, an denen die herabrollenden Steine nicht haften können, befand sich ein dichter Wald dem großen Wilde Aufenthalt gebend. Dort fand man den weißen Bären, den Wolf und den Luchs, dort hatte sich in Höhlen verborgen der Vielfraß, der Dachs und der blaue Fuchs, da fand man auch das große Elenn und das Rennthier, und sie zu verfolgen war des muthigen Nils größte Freude.

Er stand an dem großen Bogenfenster, und sah hinaus auf die todtenähnliche Ruhe, auf die wie in ein Grabtuch gehüllte Erde, als Asla zu ihm trat und ihn aus seinen Träumen weckte. „Sieh," sagte er zu dem herrlichen Mädchen, „sieh dort die allgewaltige Bildnerin Natur, wie ihr selbst der Tod dienen muß, um neues Leben, neue Schönheit daraus hervorgehen zu lassen, sieh ihr mächtiges Schaffen im kleinsten Schneeflöckchen, wie in jenen himmelanstrebenden Eispyramiden, welche in ihrer ganzen bewunderungswürdigen Pracht hier, von ihrem meerumströmten Fuß bis hinauf durch die Wolken dringen."

„Entbehrst du des Frühlings, des Sommers Schönheit in dieser neuen Schöpfung? ist ihr Farbenspiel so glänzend, wie das jener im Sturz erstarrten Wasserfälle? sieh' — wie Tropfen auf Tropfen in seiner Kugelgestalt, in seiner Durchsichtigkeit aufeinandergefroren, wie er das Bild der höchsten Beweglichkeit in allem Glanze festhält." „Und sieh' die wunderbaren Farben, welche die Sonne darauf malt," sprach Asla, „kunstvoll geschliffene Krystalle könnten diesen Glanz nicht hervorbringen; jedes Fünkchen des zurückgeworfenen Sonnengoldes ist ein prismatisches Farbenbild und glüht in seiner Pracht, gleich dem herrlichsten Brillant. Was aber noch unendlich schöner ist," fuhr sie in das Freie schauend fort, „sind jene Bäume, die unser Schloß umstehen."

„Der Reif der vorigen Nacht hat sich in leichten Flocken auf jedes Ästchen, auf das zarte Spitzlein gesetzt und es candirt. Ist es nicht, als ob eines Künstlers Meisterhand mit unnachahmlicher Feinheit die Bäume sammt allen Zweigen und Zacken aus durchsichtigem Marmor nachgebildet hätte? Wie schön ist es, weil es so unbeschreiblich zart ist, man sieht, wie der leichte Hauch darauf liegt, wie der gestaltlose Duft Formen angenommen hat, und wie der Mondstrich, nicht die Zweige streifend, sondern nur die Luft umher bewegend, schon den weißen Thau herabschüttelt. Ach Nils, was auch Liliencström mir einst vom schönen Dänemark sagte, was auch Löwenhielm von Italiens Zaubergärten mir erzählt, dieß alles sieht man dort doch nicht, die Cascaden von Tivoli und der Sturz des Vellino sind gewiß nicht so schön als jener gefrorne Obelisk von 2000 Fuß Höhe, welcher immerfort zu stürzen scheint und doch fest steht, bis nach Monden die Gewalt der nicht untergehenden Sonne seine Grundsäulen bricht und die schwarze Felswand, an welche er sich anlehnt, wieder hervorblicken läßt."

„Ja wohl," rief Nordenskiöld, „ja wohl ist's schön dieses Zauberland, mit seiner wunderbar sich verändernden Natur, die hier in ihren schroffsten Gegensätzen an einander tritt. O Asla, an deiner Seite will ich des Glückes Höchstes finden, und mich nicht hinwegsehnen aus dem Lande meiner Ahnen. Ich würde mir fremd vorkommen in jenen südlichen Regionen. Islands Aoler

im südlichen Italien — was soll er dort? Einem jeden ist seine Welt angewiesen, er gehört dorthin so wenig, wie der numidische Löwe an das Nordcap. Was sollte ich dort jagen, ein schlechtes Häschen, ein leichtes Reh! Nein, wir bleiben hier."

„Allein frische Luft will ich schöpfen; bin ich doch schon zwei Tage lang nicht im Forst gewesen; wenn der Vater nach mir fragt, sag' ihm, ich sey nach einem Bären ausgegangen."

„Du willst heute in den Forst?" frug Asla verwundert.

„Ja mein schönes Heldenmädchen," erwiederte Nordenskiöld fröhlich, „hinaus zum Wald will ich, dann sitzen wir am Abend im heimlichen Kreis um das lodernde Kaminfeuer, und ich erzähle euch, was ich erlegt und welchen Strauß ich bestanden; dann schmeckt das Mahl und die Nachtruhe doppelt gut; ich komme mir ganz verweichlicht vor, da ich seit zwei Tagen nicht draußen war."

Nils lächelte und nach kurzem Besinnen erwiederte er: „Warum, du wunderliches Mädchen, soll ich nicht gehen? daß du mich zurückhalten willst, ist etwas mir an dir ganz Fremdes; fürchtest du die Gefahr? Ich habe nie eine muthigere Reiterin, eine wildere Jägerin gesehen, als du bist. Mit Staunen und mit Grauen sah ich dich neulich den ungleichen Kampf mit dem jungen Wolf bestehen und damals hattest du nur den kurzen Bogen und ein paar Pfeile als einzige Waffen, um durch den donnernden Schall des Feuerrohrs nicht schlafende Lavinen zu wecken, weil der erste frische Schnee auf die glatt breiten Nadeln gefallen war — und du fürchtest Gefahr? Soll ich dich denn erinnern wie du das verwundete Elenn, welches in der Wuth des Schmerzes mit dem Geweih um sich schlug, gefaßt, niedergeworfen und getödtet hast? soll ich dich daran erinnern wie du allein, an eine breite Fichte gelehnt, dich mit dem kurzen Jagdspeer gegen zwei Bären vertheidigt und die Angst nicht einmal die Röthe von deinen Wangen vertreiben konnte." „Du hast recht, Nordenskiöld," sprach Asla, »ich fürchte nichts, wo die Gefahr nur mir droht, doch jetzt —"

„Nun? — jetzt?" frug Jener, „droht sie mir denn heute mehr als sonst? war ich noch nie auf der Jagd? ich erinnere mich nicht, daß du sonst so muthlos, so besorgt um mich gewesen seyest!" „Ich sagte dir schon, daß eine innere dunkle Stimme mir eine, dir drohende Gefahr verkündet; — bleibe hier!"

Nils entgegnete unwillig: „Wer wird der unverbürgten Stimme deiner Träumerin nachgeben?" Damit trat er ans Fenster; und sein silbernes Horn ließ die lustigen Fanfaren erklingen, worauf es alsbald unten im Schloßhof laut wurde, Pferde und Hunde hervorgeführt und zur Jagd gerichtet wurden.

(Schluß folgt.)

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Schluß.)

Meinen Rautenring, ein unschätzbares Geschenk von meiner Mutter, hatte ich in der Angst in den Geldbeutel gesteckt und rein vergessen, ich steckte den Ring an den Finger, leerte die Börse aus, und stein meiner Tasche bergend sprach ich: „Das für euer Nachtlager!"

„Ih Herr Gott! das seyn viel Kreuzer," erinnerte die Wirthin, „aber weil's schon ein so scheneröser Herr seyn, so behalt ich den Laschitholer do!"

„Und das andere nimm du für dein Frühstück, Lenerl; aber eine Bitte an euch, meine lieben Alten: gebt doch um Gottes Willen den Dieben und Mördern keinen Unterstand!"

„Dieb? Mörder?" fragten Beide.

„Nun ja den Schwärzern."

„Ah Schwärzer seyn's wohl, aber keine Rauber!"

„Wie? habt ihr vergessen den armen Hausknecht, den sie erschlagen haben? den schwarzen Buben der erdrosselt im Fichtengraben liegt, und endlich was für ein Bewandtniß hat es mit dem Sultanskopf?"

„Hihihi!" platzte Mathes in ein unbeschreiblich dummes Lachen aus. „Eu'r Gnaden, do seyns weit hot! — Der Hausknecht ist dem H—W— Wirth sein Hund gewesen, der hot amol 'n Rothschnauzl mit sein Bellen im Stall verrathen, wo er mit 'n Tabak versteckt war, er hat müssen Flucht geben, und sein' Waar' den Grenzjagern lossen, die ihn g'sucht hob'n, drum ist er dem Hund so feind g'wesen. Der schwarze Bua, der z'somgradelt in Feichtgrab'n liegt, ist ein Bündl Tabak von allen Sorten, den's beim „schwarzen Buam" in der E— kauft hobn, und immer nennens ein ganzen Pack Wor' von den Fabrikanten sein Aushängschild, wo's ihn obnehmen; — und mit dem Sultanskopf — ah dös is gor dumm, Euer Gnoden! — dös is a solcher," und dabei präsentirte er mir seinen offenen Katzenbeutel mit trefflich geschnittenem Tabak, „sehn's, der ist in ein blaues Papier packt, und do is a Sultanskopf drauf druckt, d'rum haßt er der Sultanskopf; — also der Sultanskopf, so a 30—40 Pfund von einer Gattung, liegt in ein alten Buchenstock versteckt, weil ihnen d' Grenzjager neulich bald auf d' Haut kommen war'n, und da habn's 'n schwarzen Buam und 'n Sultanskopf bis auf bessere Zeiten aufg'hoben, und fürchten er möcht' im Schneewetter verschimbeln, eh's dazu können."

Recht wollte mir das Ding noch nicht in den Kopf. „Auch mit solchen Waghälsen sollt ihr keine Gemeinschaft pflegen," sprach ich und nahm Abschied von der hübschen Lenerl und ihrer häßlichen, aber doch ehrlichen Mutter; im Gehen fragte ich, ob es zu dem Fichtengraben und der bewußten Buche weit sey.

„Wir gengen grod vorbei!"

„So zeigt mir die Waare."

„Nohn! weils a Ungar seyn, wegen meiner."

Richtig fanden wir das corpus delicti in Tüchern eingepackt und mit Stricken zusammengeschnürt.

Auf dem Wirthshaus zu R— erfuhr ich auch die Mordthat hinsichtlich des Hausknechtes, dessen Herr eben mit Roß und Zeug da war, um Holz zu laden, und tüchtig schimpfte, daß sein bester Sausanger, sein Hausknecht, unwiderbringlich verloren sey; denn die Blutspuren zeigten von des Unersetzlichen Tode.

Hier verabschiedete ich meinen Führer; in 1½ Stunden war ich im Kreise der um mich bereits besorgten Familie, der ich sogleich mein Abenteuer zum Besten gab; alle lachten mich herzlich aus, ich lachte am Ende selbst mit, so ernsthaft mir die ganze Geschichte in der verflossenen Nacht vorkam, und Sie, meine verehrten Leser und liebenswürdigen Leserinnen, die Sie jetzt auf dem sichern Canapee im comfortablen Zimmer über meine Muthlosigkeit und Hirngespinnste vielleicht lachen, frage ich: Legen Sie die Hand aufs Herz, geben Sie Gott die Ehre und lügen Sie nicht, würden Sie in meiner Lage in dieser verhängnißvollen Nacht Reiz zum Lachen gehabt haben?

F. B.

Feuilleton.

Letztes Auftreten
der
k. k. Hofschauspielerin Johanna Franul v. Weissenthurn.

Im Menschenleben sind die Augenblicke des Abschiedes von geliebten oder befreundeten Wesen die bittersten und dabei doch wieder die süßesten, indem die Erinnerung all der vergnügten Stunden, die man zusammen verlebt, der Freuden, die unser Herz entzückten, selbst der kummervollen, trüben Tage, die man mitsammen ertragen, verjüngt wieder emportaucht aus dem Schooße der Vergangenheit, und wie mit einem rosigen Schimmer den Schmerz des Abschiedes überkleidet. — Um wie viel rührender und ergreifender muß auf das Gefühl jedes Kunstfreundes das Scheiden einer, mit der herrlichsten Weihe der Poesie begabten Matrone wirken, die zugleich länger als ein halbes Säculum als darstellende Künstlerin dem erhabenen Vereine von Talenten, wie er an unserm k. k. Hofburgtheater glänzt, angehörend, den Verehrern dramatischer Kunst so viele Hochgenüße bereitete, wie Johanna Franul v. Weissenthurn.

Morgen, Donnerstag den 3. d. M., findet das letzte Auftreten dieser gefeierten Künstlerin Statt, welche eigens dazu zwei Stücke geschrieben: Die stille Braut, eine Alpensage in einem Act, und: Sie hilft sich selbst, ein Lustspiel in vier Aufzügen. Indem wir das kunstsinnige Publicum der Residenz auf dieses festliche Scheiden der verehrten Matrone aus dem sie wie eine Mutter liebenden Kreise ihrer Kunstgenossen aufmerksam machen, wollen wir nur wenige Züge aus dem Leben dieser in doppelter Beziehung merkwürdigen Frau hinzufügen. Johanna Franul v. Weissenthurn, geborne Grünberg, wurde 1773 zu Gedlenz geboren, und betrat schon in ihrer zartesten Jugend die Bühne in mehren Stücken aus Weisse's Kinderfreunde. Im Jahre 1788 erhielt sie ein Engagement in München, welches sie jedoch schon im nächsten Jahre verließ, und bereits am 29. September 1789 im k. k. Hofburgtheater angestellt wurde. Hier hat sie nun während eines Zeitraumes von beinahe dreiundfünfzig Jahren neben den ersten Sternen dramatischer Kunst, neben einer Adamberger, Rousseau, Roose, Schröder, Sophie Müller geglänzt und in Durchführung gemüthlicher Rollen durch ihre weibliche Zartheit und ächte Natürlichkeit stets den Beifall des gebildeten Publicums sich erworben. Doch eben so rühmlich wirkte Johanna Franul von Weissenthurn als dramatische Dichterin, denn viele ihrer Leistungen haben bleibenden Werth, und werden theils wegen ihrer rosigen Laune und ihres ungezwungenen Humors, theils durch lebendige Sittenschilderung und richtige Charakterzeichnung ihre Schöpferin noch lange überleben; wir nennen hier nur: „Pauline," — „des Malers Meisterstück," — „das Manuskript," — „der Brautschleier," — „das letzte Mittel," — „der Wald bei Herrmannsstadt," — „Johann, Herzog von Finnland," um dem Dichtertalente dieser allgemein beliebten Frau unsere Huldigung darzubringen. Dem morgigen Festabende mit gespannter Erwartung entgegensehend, wollen wir die liebenswürdige Dichterin im Namen aller Freunde und Verehrer ihrer Muse bitten: sie möge uns auch in Zukunft, obgleich wir ihrer vortrefflichen Darstellung ächt weiblicher Charaktere entbehren müssen, doch noch mit mehren Früchten ihres reichbegabten Geistes erfreuen, und wenn auch als darstellende, doch nicht als schaffende Künstlerin aus unserer Mitte scheiden!

Sauls Tod.

Großes dramatisches Oratorium in drei Abtheilungen von Chr. Kuffner, Musik von Hr. Ignaz Aßmayr, k. k. Hof-Vicecapellmeister.

Dieses Oratorium, welches Sonntags im k. k. Redoutensaale zum ersten Mal bei nicht besonders zahlreichem Zuspruche aufgeführt wurde, ist eine Fortsetzung zu dem im verflossenen Jahre gehörten oratorischen Werke Saul und David von demselben Dichter und Compositeur. Wir können uns eine nähere Auseinandersetzung des Stoffes ersparen, wenn wir uns auf Nr. 143 dieser Blätter v. J., wo derselbe ausführlich besprochen, und nach Verdienst als lobenswerth anerkannt wurde, beziehen. In Betreff der poetischen Auffassung und schönen charakteristischen Behandlung dieses Sujets von Seite des Dichters müssen wir ganz dem früheren Ausspruche beipflichten. Nur drängte sich uns beim Anhören desselben in der musikalischen Einkleidung die Überzeugung auf, daß eine bündigere Zusammenfassung einzelner Scenen beispielsweise des ersten Recitativs der Michol in der ersten Abtheilung mit darauf folgendem Chore, und des zunächstkommenden zweiten Recitativs sammt Arie und Chor derselben Michol in Eine Nummer eine wohlthuende Kürze bewirkt haben würde, umsomehr, als durch das Ganze ohnehin ein und dasselbe Gefühl weht. Ebenso hätte nach den Worten, mit welchen Michol in der dritten Abtheilung, zu dem an des sieggekrönten Heeres Spitze zurückkehrenden David spricht:

Er ist's! Ihn schützte Gottes Huld,
Gott gab den Sieg in seine Hand!

durch eine gute Zusammenziehung der Schlußscenen, welche sich noch durch 9 Musiknummern fortspinnen, ein prägnantes und wirkungsreiches Ende herbeigeführt werden können. Das Sujet gewährt übrigens dem Tondichter viele sehr schöne lyrische und leidenschaftlich-dramatische Momente, treffliche und frappant-contrastirende Wendungen, und verdient daher in jeder Beziehung den besten Vorwürfen dieser Gattung beigezählt zu werden.

Die Musik ist als Tonsatz vorzüglich zu nennen; es herrscht darin eine würdevolle Haltung, Einfachheit und Reinheit der Instrumentation, ein kräftiger Zusammenklang der Harmonie und charakteristische Bezeichnung vieler Momente, welche eine sprechende Veranlassung dazu gaben. So ist die Annäherung des Kriegerchors: „Heil David dir! dem Sieger Heil!" in der ersten Abtheilung sehr treffend charakterisirt. Ebenso die Arie Davids: „O Gott! der prüfend in die Herzen schaut ꝛc. ꝛc." voll des reinsten Gefühls, indem das Herz des jungen Helden volle Ergebung athmet. Nicht minder kräftig markiren sich die Fugensätze, die der Componist in nicht geringer Anzahl vortreten läßt. Was dem ganzen, vielumfassenden Werke abgeht, ist das lebendige Colorit der Zeit und ein Hervortreten von ergreifenden, zur heiligen Begeisterung entflammender Ideen. Denn die sonst sehr lobenswerthe Einheit des Styls versetzt uns zu sehr in eine frühere Zeit, wo es galt, das Meisterthum der Technik zu offenbaren, und mehr eine Classicität der Form, als eine Großartigkeit der Gedanken und Charakterzeichnungen zu entwickeln. Wir halten dafür, daß ein Kunstwerk als solches in jedem Genre der Tondichtung nebst der Neuheit der Ideen auch das Formgepräge seiner Zeit im edelsten Verstande beurkunden soll. Daher schien auch das frühere Oratorium dieses Tonsetzers: „Saul und David" durch ein besseres Vortreten der Melodie und öfteres Herabsteigen bis zu dem Typus der neuesten Tonsetzweisen ein mehrfaches Interesse dem Publicum gewährt zu haben.

Die Aufführung unter der Leitung des Componisten geschah mit aller Präcision, die sich von einem so tüchtigen Orchester und Chore, wie dieses war, nur immer erwarten läßt. Unter den Soloparten gebührt Herrn Lutz (David) jedenfalls die Palme. Er hat darin den vollsten Klang seiner Stimme entwickelt, und durch eine besondere Vortragswärme viele Stellen zu Glanzpuncten der Production herausgehoben. Nächst ihm imponirte Hrn. Staudigl's (Saul) markiger, deutlicher und besonnener Vortrag, wie er denn überhaupt im Oratorium wohl seinen Rivalen haben dürfte. Die übrigen Darsteller, und zwar: Dlle. Kaiser (Michol) und die HH. Leutgeb (Abner) und Rettinger (Jonathan) waren genügend. Nur schien bei ersterer die Stimmkraft in der tieferen Lage für die weiten Räume des Saales nicht immer ausreichen zu wollen. Herr Mayseder unterstützte die Oberleitung an der Violine, Hr. Gänsbacher am Clavier und Hr. Tietze an der Spitze des starkbesetzten Chores. Die Aufnahme war vielseitig recht lebhaft, das Publicum ein sehr gewähltes.

Concerte.

a) Dritte Production des Hrn. F. Servais.

Was der Künstler weiß, — was er erlernt hat, was er durch Mühe und Arbeit errungen, — das verläugnet keine Stunde seines Lebens; doch der göttliche Funke, die Magie des erhöhten Bewußtseyns — das Sichselbstangehören in Mitte des strömenden Lebens geht nicht in die Bannformel der Anschlagzettel und der Concertstunde. — Enthält dieser Satz eine allgemeine Wahrheit, so enthält er eine besondere, noch dazu bei Künstlern

von scharf markirter Eigenthümlichkeit. Diese sind es vorzüglich, die der künstlerischen Disposition bedürfen, wenn ihre Kraft und Fülle, ihr Genius sich entwickeln soll.

Es ist ganz etwas Anderes, ein wohl einstudiertes Concert, dessen compositionelle Elemente schon fesseln, in welchem ein künstlerischer Charakter bleibend ausgeprägt vorliegt, vortragen, mit einem Wort: ein Vorhandenes, für sich selbst Wirksames reproduciren, und, die flüchtigen Conceptionen der grauen Dämmerstunde, wie man sie flüchtig in eine farbige Perlenreihe gefaßt hat, gleich goldenen Saatkörnlein ausstreu'n, aus denen jedem, sobald es die Hand des Magiers verläßt, sich die geflügelten Boten der Phantasie entwickeln sollen. Es ist etwas Anderes, ein vorhandenes Kunstwerk wiedergeben — und etwas Anderes, aus zufällig verbundenen Motiven durch unfreiwillige und momentane Inspiration ein Ganzes machen.

Dieser Zauber des Unbewußten, diese hohe momentane Begeisterung fand Hrn. Servais, meiner Ansicht nach, nur bei seinem zweiten Concerte vollständig zu Gebot; — er hat auch nur bei seinem zweiten Concerte die Herzen dahingerissen und mit Enthusiasmus durchglüht. Bei seinem dritten lernten wir wieder, wie bei seinem ersten Concerte, mehr die Vorzüge seines außerordentlichen, vielleicht einzigen Technicismus kennen; vergebens harrten wir jener zerschmelzenden Gluth des Vortrages, jenes Sturms entfesselten Seelenlebens, die uns bei früherer Gelegenheit, und mit uns vielleicht alle empfänglichen Gemüther ergriffen hatten. Könnte Hr. Servais dieses Gefühl stets zurückzaubern, wenn er sich der Öffentlichkeit zeigt, wir stünden nicht an, ihn den Paganini seines Instrumentes zu nennen.

Der Saal war überfüllt, — der Beifall stürmisch, die Leistung außerordentlich.

Die Beigaben des Concertes bildeten: ein Proch'sches Lied mit Waldhornbegleitung, gesungen von Dlle. Bury (der Waldhornist war Hr. Roth vom k. k. Hofoperntheater nächst dem Kärnthnerthore), und ein Schubert'sches Lied: „der Hirt am Felsen," gesungen von Dlle. Marlow.

Dlle. Marlow besitzt eine schöne Stimme, und selbst eine nicht mehr ganz unbedeutende Vorbildung, dabei aber — eine solche Angst, daß sie sehr häufig falsch intonirte. Der Vortrag ist viel zu schleppend, viel zu manierirt weinerlich; das Tempo war zu willkürlich, stellenweise viel zu langsam. So sucht man im Traume vor irgend einem Phantome zu entfliehn und kommt nicht von der Stelle. — Wir verweilten bei diesem Umstande nur, weil das Publicum etwas hart richtete, um auf den Unterschied zwischen einem kecken talentlosen und einem scheuen begabten Anfänger aufmerksam zu machen.

b. des Herrn Mar. Bohrer.

Hr. Mar. Bohrer spielte drei verschiedene Piecen: Ein Concert, ein Rondeau und Variationen, ebenfalls sämmtlich von seiner Composition. Er gehört zu den eminentesten Meistern seines Instrumentes, besitzt eine sehr entwickelte Bravour, und erinnert durch die Schönheit seines Tones und Gleichheit seiner Verbindung, so wie durch den zauberischen Schmelz seines Pianissimo oft unwillkürlich an Romberg. Sein Vortrag trägt das Gepräge der Ruhe und Besonnenheit, seine Läufe haben Ähnlichkeit mit einer Perlenschnur, jeder Ton nett und vollkommen vollendet für sich. Er verschmäht es dem Instrumente irgend eine Übergebühr zuzumuthen, — seine Gesangestellen sind klar und großartig und somit darf man annehmen, daß dieser Künstler alle Vorzüge der deutschen Schule in sich vereinigt, wenn man den formellen Theil seines Spieles und seiner Composition nicht etwa in allzu naher Verwandtschaft mit dem Geschmacke vor 30 Jahren findet. Jedenfalls ist Hr. Mar. Bohrer einer der würdigsten Rivalen, die Deutschland dem ausgezeichneten Fremdling entgegenzustellen hat, der eben jetzt auf dem Violoncell so große Sensation in unserer Mitte macht, weßwegen es seinem Spiele auch nicht an lauter, mitunter enthusiastischer Würdigung fehlte. Hr. Lutz sang in diesem Concerte Schubert's „Ständchen" vorzüglich schön, und erntete mit dieser ziemlich oft gehörten Concertproduction einen Sturm von Beifall. Dlle. Marlow bestätigte in dem von ihr vorgetragenen Liede (Composition von E. Titl) der „Sennin Heimweh" unser Urtheil von gestern. Sie war heute weniger ängstlich, detonirte daher weniger — und erntete Beifall. Der Vortrag war jedoch wieder zu weinerlich und gedehnt, — die markirten Stellen zu schleppend. Die Composition ist ein elegantes Salonstück — modern-sentimental und hat eine schöne und leichtfaßliche Melodie.

Die rauschend instrumentirte Ouverture von Hrn. Haslinger, welche dieses Concert eröffnete, erfreute sich eines ziemlich lebhaften Beifalls.

Naturhistorisches.

(Weise Einrichtung.) Die Bewohner von Kamtschatka, ein dürftiges verlassenes Volk, haben fast keine andere Nahrung, als die Fische, die sie an den langen Sommertagen aus den Flüssen nehmen, welche kaum den vierten Theil des Jahres frei vom Eise sind, und außer diesen die Zwiebeln eines purpurrothen Liliengewächses, das unter den wenigen Gräsern und Schneeblumen die einzige Zierde ihrer bemoosten Thäler ist.

Steller, der sich, nothgedrungen, ziemlich lange dort aufhalten mußte, fand aus eigener Erfahrung die Naturregel, welche allen Eingebornen bekannt ist, bestätigt, daß nämlich gerade dann, wenn die Jahre dem Fischfang ungünstig sind, und wenn die Flüsse ihrer gewöhnlichen Bewohner entbehren, jenes Zwiebelgewächs in ganz vorzüglicher Menge wächst, und umgekehrt, wenn die Flüsse reicher als gewöhnlich an Fischen erscheinen, und der Vorrath an diesen häufiger eingesammelt wurde, gedeiht jene Lilie nur sparsam und dürftig, so, daß die Natur stets den Mangel auf der einen Seite durch den Überfluß auf der andern ersetzt, und gütig für die Ernährung der Bewohner in dem langen Winter sorgt.

(Scharfer Geruch der Insecten.) Ein scharfer Geruch sehr entfernter riechbaren Gegenständen ist bei verschiedenen Insecten bemerkt worden, ohne daß die Organe desselben entdeckt wären.

So zieht die Bienen der Geruch der blühenden Linden in einer bedeutenden Entfernung an, und jene ausländischen Insecten, die sich seitdem bei uns eingefunden haben, seitdem die Pflanzen, auf denen sie sich gewöhnlich aufhalten, bei uns ausgesäet wurden, konnte nur dieser Sinn aus jenen großen Fernen hergeführt haben, wenn man ihre selbstständige Erzeugung aus den Pflanzen nicht zugeben will.

Omnibus.

(Unglücksfall.) Mehre Bauern aus dem Dorfe Asvany bei Raab, wollten unlängst ihr Rindvieh auf eine der Donauinseln übersetzen, aber mitten im Strome brach der Boden der Fähre entzwei, und sämmtliche Bauern stürzten sammt ihrem Vieh in die Wellen. Doch war es allen, bis auf drei gelungen, sich, am Schweife ihrer Ochsen und Kühe festhaltend, zu retten, doch auch jene drei wurden von den Wogen bis zur nächsten Mühle hingetrieben, von woher ihnen der Müller mit seinen Knechten zu Hilfe eilte und sie glücklich errettete.

(Großer Brand.) Die große Baumwollenspinnerei von Bergmann und Bohnstedt in Stockholm, wurde ein Raub der Flammen, und drei Menschen fanden ihren Tod unter den Trümmern einer einstürzenden Mauer. Da diese große Fabrik mehre hundert Leute beschäftigte, so wollte der König derselben mit Staatsmitteln zu Hilfe kommen, allein Hr. Bergmann erklärte, daß er für den Augenblick dieser großherzigen Unterstützung nicht bedürfe. In der That wurde auch der Credit dieses geachteten Hauses durch dieß Unglück nicht erschüttert.

(Amusantes.) Ein Armenzeugniß war unterschrieben: Jacob Jahn, bürgl. Schneidermeister, als Bevollmächtigter des Magistrats, in Abwesenheit des verstorbenen Herbergvaters.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1103, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 28.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 5. März 1842.

Verblendung.

Als andern Kindern gleich, — ich kann nur meinen
An Jahren gleich, an Schöne fast vollendet, —
Du noch zu Spiel und Lehre gingst, gesendet
Als Engel nur zur Hut den andern Kleinen;

Da war, — was frommt mir jetzt mein spät Beweinen?
Von Stolz und eitlem Wahn ich so verblendet,
Daß selbst, — die Blicke kaum dir zugewendet, —
Ich flücht'gen Gruß vermochte zu verneinen.

Doch nun du strahlst im Vollglanz der Verklärung,
Und rings dir alle Kniee sich verneigen,
Steh' abseits ich beschämt in tiefem Schweigen.

Woher soll Huld mir kommen und Gewährung?
Vom Himmel schließt sein holder Abgesandte
Mit Recht mich aus, der ich sein Nah'n verkannte.

E. G. K. v. Leitner.

Familien-Scenen.

(Aus dem Chinesischen.)

III.

Der kleine Declamator.

Difficile est Satyram non scribere.

In einem chinesischen Zimmer liegt der zehnjährige Ha-zi-sa auf einem chinesischen Divan; vor ihm steht sein Vater Hi-ong-la, und weckt ihn, als eine nahe Pendeluhr neun schlägt. Der Knabe erhebt sich, reibt sich die Augen, sieht den Vater finster an und spricht:

„Was thut Ihr, daß Ihr mir den heil'gen Schlaf ermordet? [1]) — Wer schläft, der sündigt nicht.“ [2])

Vater. Es ist neun Uhr; du mußt in die Collegia.

Sohn. Ich muß? ich muß? Habt Ihr vergessen was Ihr mich gelehrt? Der Mensch ist frei, und wär' in Ketten er geboren. [3])

V. Ich glaube, du hast auch dein Thema nicht geschrieben.

S. Geschrieben? Ich habe Eure Warnung, Vater, wohl beherzigt. Bedenke, sagtet Ihr mir oft, das geschriebene Wort ist dein ärgster Feind. [4])

V. Ich habe dir die Ausbildung deines Geistes so sehr ans Herz gelegt!

S. Was nennt Ihr Geistesbildung? Menschliches Wissen? Eitelkeit aller Eitelkeit! [5])

V. Wenn du es so machst, wirst du zu Nichts taugen.

S. Gut seyn, das ist zwar schwer, doch ist's unmöglich nicht. [6]) Oder wie ein Anderer sagt:

Gutes üben ist leicht, und Großes leisten noch leichter; [7]) denn: Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde; was der Eine verspricht, leistet die And're gewiß. [8])

V. Aber was wird die böse Welt dazu sagen?

S. Ihr scheltet sie mit Recht die böse; denn unbezweifelt liegt die Welt im Argen. — Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben. [9])

V. Du wirst mir doch zugeben, daß du Gehorsam den Gesetzen, und Achtung der geselligen Ordnung schuldig bist?

S. Ich? Was fällt Euch ein! Widersprecht Euch nur nicht selbst; denn Eure Worte waren: Gesetz und Regel haben noch niemals einen großen Mann geschaffen! [10])

V. Willst du denn so ganz als roher Naturmensch heranwachsen?

S. Was der Mensch gedenkt zu scheinen, soll er immerdar auch seyn. [11])

V. Zu spät wirst du deine Augen öffnen!

S. Ja, ein Traum ist unser Leben und die Träume selbst sind Traum! [12])

V. Zu spät deinen Irrthum einsehen!

S. Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei. [13]) — Doch dessen ist der Orient, und dessen ist der Occident, der leitet, wenn er will, den rechten Pfad. [14])

V. Du wirst dir zahllose Feinde machen!

S. (wild) Das verhaßteste von allen, allen Dingen, die ich kenne, und verhaßt voll Ingrimm nenne, ist ein Feind, der nicht — gefallen. [15])

V. Du weißt nicht, was du willst.

S. Wer wüßte das auf Erden wohl? Ein dunkles Räthsel ist des Menschen Thun und Wollen, und seiner Lösung Wort liegt

---

[1]) Shakespeare.
[2]) Qui dormit non peccat.
[3]) Schiller.
[4]) Italienisches Sprichwort.
[5]) Cancionero castellano.
[6]) Jo lenni nehéz, de nem lehetetlen. Virg Benedek.
[7]) Goethe.
[8]) Schiller.
[9]) Göthe.
[10]) Schiller.
[11]) El hombre siempre debe ser lo que quiere parecer. Martinez de la Rosa.
[12]) I los suennos suennos son. Calderon de la Barca.
[13]) Schiller.
[14]) Koran.
[15]) Canzoniere italiano del medio evo.

tief im Grab. D'rum, Vater, laßt mir meinen Willen: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. [16])

V. Ich begreife dich nimmermehr.

S. Siehſt du des Meeres Ruh', begreifſt du nicht ſein ſtürmen; und faßt du ſeinen Sturm, ſo zweifelſt du, daß es je wieder komm' zur Ruhe. [17])

V. Ich verſuch' es umſonſt, in deine Nacht ein Licht zu bringen.

S. Du traute Nacht, der Böſen Feind, und aller Guten Segen! Sie ſagen, du ſeyſt keines Menſchen Freund, wie lieb' ich dich, Nacht! — deßwegen. [18])

V. Willſt du zum Menſchenfeinde werden?

S. Warum nicht? Denn — Ha! wer bin ich, und was ſoll ich hier? unter Tigern, unter Affen? [19])

V. Wer dünkſt du dir denn zu ſeyn?

S. Der Baum des Rechts, deſſen Wurzeln, feſt gewunden, des menſchlichen Bemüh'ns drei Früchte tragen. [20])

V. Oh, du gehſt deinem Untergange zu!

S. Und ob die Erde unter mir zerſtiebe, den Mann des Muthes tragen ihre Trümmer! [21])

V. Du biſt ein Narr!

S. (ſehr ernſt) Ein Chineſer wollt Ihr ſagen.

In dieſem Augenblicke trat Hi-ong-la's Gattin herein, und in dieſem Augenblicke, und auf das letzte Wort des Knaben gelangte auch der Vater zu beſſerer Einſicht, ſchloß mit Thränen der Rührung den zehnjährigen Ha-zi-ſa in die Arme, trat dann zu ſeiner Hausfrau, küßte ihr zärtlich die Hand, und rief begeiſtert: »Du Holdſeligkeit meines Lebens und Wonneborn meines Daſeyns! Du haſt mir einen unſchätzbaren Juwel, — einen Chineſen! — zum Sohne gegeben!«

Ein Bild aus dem hohen Norden.

(Schluß.)

Aber Asla faßte Nils Hand, und ſagte mit flehenden Blicken: „Nordenſkiöld! Es iſt meine erſte Bitte, morgen iſt unſer Vermählungstag, willſt du der Geliebten dieſe Kleinigkeit abſchlagen?«

»Du kennſt mich,« ſprach jener, „du kennſt meinen feſten Sinn; ich würde Unrecht thun, wenn ich mich vor unſerer Verbindung dir anders zeigte als ich nach derſelben ſeyn will. Ich muß dieſe böſen Ahnungen brechen, welche mir mißfallen. Du biſt um mich beſorgt, und wirſt ein paar kummervolle Stunden haben, und wenn ich geſund und friſch wiederkehre, lache ich dich deiner Thorheit willen aus, und du wirſt ſo am ſicherſten von deinen trüben Ahnungen geheilt werden. Lebe wohl!“

»Nils,« rief Asla in großer Angſt, »du thuſt Unrecht, wenn du glaubſt, es ſey bloß meine aufgeregte Phantaſie. Ein Schreckbild, ein düſteres Phantom, das dich mir blutbedeckt in den Klauen eines Raubthiers zeigt, iſt's was mich ängſtigt, was ich nicht verbannen kann. — Nordenſkiöld, möge meine Angſt dir ein Beweis ſeyn, wie ſehr ich dich liebe. Ich ſah in dir die Helden der alten Zeit von neuem erſtehen; wollte ſich mein Geiſt Odins Sohn, den ſchönen Baldur malen, wie er mit dem Bogen in der linken und dem ſchlanken Jagdſpeere in der rechten Hand auf leichten Schneeſchuhen über die bereiſten Flächen hinfliegt, ſo glaubte ich ihn in dir zu ſchauen. Dachte ich mir den gewaltigen Thor in der Fülle ſeiner Kraft den Miölner ſchwingend, ſo trug er deine Züge — deinen Ernſt und deine Kühnheit, deine Stärke und deine Milde. Alles zog mich gleich mächtig zu dir hin, und machte mich dir und deinem Willen unterthan, bevor ich noch gewußt, was Liebe iſt; des Schickſals Wille hatte uns für einander beſtimmt und führte mich durch den Tod zweier edlen Männer dir zu. Der Stolz der Jungfrau ſchmilzt im Sonnenglanz der Liebe, das kühne Weib, ſich kräftig genug fühlend, um die Herrin einer Welt zu werden, erkor dich zu ihrem Herrn, will deine Dienerin werden. Ich begebe mich meines Willens, ich fordere nicht, wie die Braut von dem Verlobten, Erfüllung thörigter mädchenhafter Launen, ich bitte dich in der Todesangſt, höre die Stimme meines ahnenden Geiſtes, geh' nicht zur Jagd, nur heute nicht! — geh' morgen — übermorgen, wenn du willſt, nur heute nicht! ich flehe darum mehr, wie ich um mein Leben bitten würde.“

»Du biſt eine Thörin,« ſprach Nordenſkiöld ſchon wankend, „ich ſollte deinen Ahnungen gerade heute nicht folgen, um ſie mit Einem Schlage für immer zu vernichten, allein —«

„So bleibſt du?!“ rief Asla, entzückt an ſeinen Hals fliegend und im überwallenden Gefühl der Freude einen Kuß auf ſeine Lippen drückend. —

In dieſem Augenblicke ertönte das Schmettern der Hörner, die Hunde ſchlugen an, und der ganze Zug bewegte ſich vor das Thor des Schloſſes. Nils reißt ſich los aus den Armen der geliebten Braut und fliegt die Stiege hinab, ihr noch zurückrufend: „Was würden die Gäſte denken, wenn ich ſie jetzt wieder heimſchickte!“ — und verſchwindet!

Asla ſank betäubt auf einen Lehnſtuhl nieder, indeß die Zugbrücke unter den Roſſen der Hinausziehenden erdröhnte und fröhlich die Jäger nach dem Walde rückten. Weit hinüber durch die kalte Luft trug der Wind den luſtigen Klang ihrer Hörner, und das Gebell der Meute, bis nach und nach alles verſchwebte und tiefe Stille eintrat.

Da erhob ſich Asla plötzlich, ging ſchweigend nach dem Stalle, zog ihr edles Roß heraus und mit einer leichten Büchſe bewaffnet, eilte ſie über die Zugbrücke den Jägern nach. Als ſie die Hügel hinüber floh, ſah ſie noch am Saume des Waldes die Jäger beiſammen und bemerkte, wie einer derſelben ein Vertheilen der Jagenden anordnete und wie ſie dann auf verſchiedenen Wegen in das Dickicht hineinzogen.

Ihr ſcharfes Auge erkannte Nils in der Mitte dieſer Schaar und den Sporn fühlend, flog mit gewaltigen Sätzen das leichte, des böſen ſteinigen Weges gewohnte Roß den Abhang hinauf. — Nicht lange waren die Jäger auf ungebahnten Wegen paarweiſe vertheilt fortgezogen, als die Hazrüden auch ſchon anſchlugen und einen prächtigen Keuler auftrieben. Raſch folgte man der Spur und nach kurzem Kampf war das wilde Thier erlegt. Weiter hinein in den Forſt verfolgte man die Jagd, bald war ein zweiter Eber, noch gewaltiger als der erſte, geſtellt. Ein Schuß traf ſeine Hin-

[16]) Stat pro ratione voluntas.

[17]) La Bruyère, les caractères.

[18]) Franz D'ö. Lieder.

[19]) August v. Kotzebue.

[20]) Pflichterfüllung, Liebe, Wohlſtand. Aus einer ſanskritaniſchen Stein-Inſchrift, aufgefunden im Jahre 1813 von William Price zu Bundelc'hand. Asiatic Researches.

[21]) Etsi fractus illabatur orbis, impavidum ferent ruinae virum. Horaz.

terläufe, er mußte sich setzen, allein mit Grimm im glühenden Blick, mit dem Trotze der Verzweiflung, schlug das, dem Tode geweihte Thier noch um sich, und seine Fänge zerrissen den größten Hund, daß er, weit in die Luft geworfen, mit herunterhängendem Eingeweide verendete. Das Roß des nächsten Jägers scheute, und wollte nicht nahe genug, daß der Speer das Thier hätte erreichen können. Da sprengte Nils herzu, und sein kräftiger Normann, ohne sich vor dem wilden Blick und dem Brummen des Keulers zu fürchten, setzte hinan und ein leichter Speerwurf endete das Leben des Unthiers.

„Wir haben eine gute Jagd," meinte Jens, des Grafen Reitknecht; »verfolgen wir sie weiter?«

»Gib das Signal zum Schwenken," erwiederte dieser, „wir wollen rechts hinein nach den Höhlen, und dann kehren wir heim.« Alsbald erscholl aus dem Hüfthorn das bekannte Zeichen und auf die Bärenhöhlen ging es zu.

Asla war jetzt im Walde angekommen; die Jäger hatten so viele Spuren hinterlassen, als Theilnehmer an der Jagd waren, wie sollte sie Nils folgen? sie schlug den Weg ein, welchen die große Masse genommen hatte, bald jedoch waren auch diese zerstreut und, als sie nach einer halben Stunde in die Nähe der Stelle kam, auf welcher der erste Eber verblutete, waren alle so durcheinander geritten, daß nirgends eine Möglichkeit vorhanden blieb, der Spur eines Einzelnen zu folgen. Auf gut Glück eilte sie weiter, während die Jäger ihren Weg verfolgten.

Des Nordlands Höhen und Wälder sind dichter bevölkert von Wild als die südlichen Theile Europas. Hier hat der Mensch die Thiere des Waldes aus ihren Wohnungen verdrängt, die Forste gelichtet, ihre Schlupfwinkel aufgesucht und zerstört, um sich in ungefährdeten Besitz des Landes zu setzen. Die zunehmende Bevölkerung der Staaten macht immer mehr des Waldes urbar und beschränkt den Raum, auf welchem seine früheren Herren lebten, in immer engere Gränzen; im Norden aber sind die Menschen noch nicht zahlreich genug, um den Bären und den Wolf zu vertreiben. Im ungestörten und ungetheilten Besitz seiner unendlichen Wildniß in Höhlen, welche der stürzende Fels bildet, und welche die Waldwasser auswaschen, wohnt auf warmem Lager von Tannenreis der Bär, in seinen dicken Pelz gekleidet, der Wolf, der Eber und machen dem Menschen das der kargen Erde abgedrungene Besitzthum streitig; der Wolf und Bär, indem sie die Heerde des Landmanns angreifen, der Keuler, die Bache und das Elenn, indem sie die Saaten durchwühlen. Hier kann der kühne kräftige Schwede und Nordmann, fest und gediegen wie das Eisen seiner Berge, den Muth, von seinen Ahnen ihm angeerbt, bewähren im gefährlichen Kampfe gegen diese Räuber und so ist jedes Grundeigenthümers Lieblingsbeschäftigung die Jagd geworden, deren Schrecken er nicht mehr kennt, deren Freude ihn nur im Erproben seiner Kraft und in der gewonnenen Beute anlacht. Hier geht man noch mit bloßem Messer dem Bären entgegen, indem der Jäger seinen mit Birkenrinden gepanzerten linken Arm hinreicht, in welchem sich das wilde Thier verbeißt, während die Rechte ihm den blanken Stahl in die Weichen stößt. Hier ringt man noch mit dem Wolf und sucht nur seinen Rachen zu fassen, um ihn mit gewaltigem Druck der eisernen Hand zu ersticken, oder wie Simson in der fabelhaften Zeit, ihm denselben aus einander zu reißen. — So Nordenskiöld. Das Blut der getödteten Feinde sachte seine Verwegenheit nur immer wilder an. Während Asla, welche die voransprengenden Jäger endlich erreicht hatte, mit Todesangst nach dem Geliebten fragte, nirgends bestimmte Antwort erhielt, von einem zum andern flog, eilte Nordenskiöld von Höhle zu Höhle, mit seinem Speere ihren Inhalt untersuchend. Schon waren mehre Stunden verflossen, schon hatte man drei große weiße Bären erlegt, als eine neu entdeckte Höhle ihm wieder einen guten Fang versprach. Er naht sich derselben, sieht hinein — sieht die glühenden — bald gelb, bald grün, bald roth aufflammenden Augen des Thieres darin, und reizt es mit seinem Speer zum Kampfe. Siehe, da springt ein ungeheurer Wolf mit gewaltigem Satze daraus hervor, wirft den, auf einen solchen Kampf ganz Unvorbereiteten nieder, und haut seine fürchterlichen Fänge in die Seite des unglücklichen Jägers. —

Ein Schrei trifft Asla's Ohr — sie wirft ihr Roß herum, sprengt auf den Ort zu, woher der Schall zu kommen schien und sieht den Unglücklichen unter den Zähnen des Unthiers, sieht wie die letzte Kraft der Verzweiflung noch den gräßlich blutenden Wolf von sich abhält, sieht ihn augenblicks darauf vom breiten Messer durchbohrt sinken und unter seiner Last den Armen begraben, sieht aber auch aus seinem Halse das Blut in Strömen quellen. Ein Augenblick und sie ist bei ihm, — noch ein matter Blick trifft das arme Mädchen. — »O deine Ahnung!" rief Nils und war nicht mehr.

M.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 3. März: Zum Vortheile der k. k. Hofschauspielerin Johanna Weissenthurn, bei ihrem Abschiede von der Bühne. Zum ersten Male: Die stille Braut, eine Alpensage in einem Aufzuge, und: Sie hilft sich selbst, Lustspiel in vier Aufzügen, beide von Johanna Weissenthurn.

Der Älpler Walter nimmt einen Fremdling, einen Städter, in seinem Hause auf. Sein Töchterlein Rösli hat ihren Bräutigam, einen Gemsenjäger, am Tage der Hochzeit durch die Lawine verloren, ist darüber in eine Art stillen Wahnsinns versunken und glaubt unveränderlich fest an die Wiederkehr des Verlornen. Der Fremde beschließt ihr Herz zu heilen, eine zufällige Ähnlichkeit mit Toni unterstützt ihn — er kommt als Toni, die arme Unglückliche bricht bei seinem Anblicke zusammen. Einige Zeit will Herrmann sich begnügen, für Toni's Bruder zu gelten; bald aber kommt er mit Vater und Tochter überein, gänzlich seine Stelle zu vertreten. Er will in den Bergen bleiben und der Bund — ist geschlossen.

Die kleine Piece hat nur 3 Personen, welche von den HH. Anschütz, Fichtner und Mad. Peche gespielt wurden.

Die Handlung des hierauf gegebenen Lustspieles beruht auf der großmüthigen Austragung eines Processes. — Ein junger Mann, Secretär Wellenberg (Hr. Lucas), erlegt, um die Untersuchung der Handlungsbücher seines Vaters zu vermeiden, der von dem Vertreter seiner Gegnerin in Folge der Aussage seines Buchhalters eines Falsum's angeklagt werden könnte — die fraglichen 14,000 Thaler und gibt für diesen Act der Delicatesse (es wird uns nicht gesagt, daß der Sohn mit Hilfe jenes Buchhalters oder auch nur allein die Bücher nachgesehen habe) das Wirthum seiner Mutter, den letzten Zehrpfennig ihrer alten Tage, hin. Darüber gerührt, will Fräulein von Göschen beinahe den ganzen Betrag zurückgeben. Die Beschenkten sind aber zu stolz, um dieses Geschenk anzunehmen, ihr Advocat will ihr zur Ausführung ihres Planes nicht verhelfen, da das

Fräulein minderjährig und solch' eine Handlung in den Befugnissen eines Vormundes nicht vorgesehen ist, – die beabsichtigte Unterredung mit Mad. Wellenberg (Mad. Weissenthurn) wird dadurch vereitelt, daß die würdige Matrone ihren Sohn schickt, anstatt selbst zu kommen — kurzum, das schöne Mädchen kann weder ihre 14,000 Thaler, noch ihr Herz dem unglücklosen Wellenberg gegenüber an Mann bringen — bis sie sich selbst dem jungen Manne zur Frau anträgt. Sie hilft sich selbst.

Die Piece hätte, auch von der festlichen Stimmung dieses Tages ganz abgesehn, sich immer eines günstigen Erfolges erfreut. Wir haben zwar ganz die Formen und Erfindungen einer nun dahingegangenen Zeit vor uns, das Stückchen leidet auch sonst vielleicht an manchen Gebrechen der Unwahrscheinlichkeit und besonders an dem Fehler der Wiederholungen, der Grundgedanke aber ist gut, die Charaktere sind anziehend, die Situationen natürlich und ergreifend, der Dialog lebhaft und mit trefflichen Gedanken durchflochten. — Das war vielleicht die letzte dramatische Dichtung in Europa, die einen solchen Wettkampf des Edelmuths, die so viele edelmüthige Menschen aufweist. Unsre Lustspieldichter (ich spreche in der vielfachen Zahl der zukünftigen Zeit) sollten doch nicht ganz aufhören, Menschen von sittlicher Bedeutung zu schildern, ich nahm heute mit einer Art Rührung nicht bloß von Frau von Weissenthurn, sondern auch von der alten biederherzigen Art deutscher Lustspieldichtung Abschied. — Was jetzt nachkommt, rührt es von Deutschland, oder von Frankreich her, das bringt nicht Menschen, nicht Deutsche mehr, zur Anschauung sondern entweder modische Zerrbilder oder Zerrbilder der Mode — mit ausgerenkten Gesinnungen und luxirten Grundsätzen; denn die Ironie unsrer Lustspieldichter, die nicht weniger als 3 Klafter 5 Schuh 3 Zoll dick seyn darf, verlangt, daß Schlechte das Gute vollbringen, Narren das Amt der Weisheit versehen und zweideutige Charaktere die Sittenprobe vornehmen. Und in dieser Beziehung scheidet mit Frau von Weissenthurn nicht bloß die liebenswürdigste aller Matronen, welche die deutsche Schaubühne je besaß, von unserm Hoftheater, sondern auch — die Epoche des älteren deutschen Lustspieles verliert ihre letzte Repräsentantin in dieser warm fühlenden und würdig denkenden Frau!

Wer nach 52jährigem Künstlerwirken so von dem Publicum Wiens scheiden kann, wie eine geliebte Freundin aus einem engen, häuslichen Kreise scheidet, — der bringt seine Krone schon zur Unsterblichkeit hinüber. — Wien hat nie ein größeres Publicum in dem Raume des k. k. Hofburgtheaters gesehen — nie dabei größere Ruhe und Stille erlebt. Die zum Abschiede gesprochenen Worte waren umfassend, einfach — und sehr ergreifend! Da blieb wohl kein Herz ungerührt.

Die Aufführung war eine der vorzüglichsten und besten, die unser Hofburgtheater derzeit darbietet. Ein vortreffliches, gerundetes Ensemble, Lebensfrische und freudige Regsamkeit, äußere Plastricität und innere Fülle, wohin unser Blick sich wendet! Vor allem Hr. Korn! — Möge er uns'rer Bühne noch lange geschenkt bleiben, sein belehrendes Beispiel, seine Haltung, seine künstlerische Vollendung, sind wahrhaft unentbehrlich, weil sie einzig in Deutschland sind. Dlle. Neumann, reiches Gemüth, eines der ächtesten Schauspielertalente! wie scharf, wie glücklich, wie echt künstlerisch war die Freude über den gewonnenen Proceß, die Gleichgiltigkeit gegen den Fremden im Gegensatze zu der spätern vollendeten, himmlischen Herzensgüte markirt! Mad. Weissenthurn, welche rührende, ehrwürdige Gestalt, welche lebendige Versinnlichung von Charakterstärke, Gefühlswärme und Würde im schwachgewordenen Alter! Hr. Herzfeld, Hr. Lucas, Mad. Fichtner, herrliche Kräfte! — Aus vollem Herzen stimmen wir daher in die wahrhaft frommen Wünsche ein, die Frau von Weissenthurn im Scheiden, wie segnend, über diese Anstalt aussprach, mög' es ihr wie jetzt an drei Dingen niemals fehlen:

An der Gnade des Kaisers —
An der Weisheit der Leitung —
An würdigen Künstlern!

Theatralisches.

(K. K. priv. Theater an der Wien.) Mittwoch, den 3. März debutirte Dlle. Erhart als Rosalie in Nestroy's „Mädl aus der Vorstadt" und erntete durch ihr Spiel und durch ihren schönen Gesang ungewöhnlichen Beifall ein.

(K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.) Donnerstag, den 4. März zeigte Hr. Gädemann im „Fest der Handwerker" als Maurerpolier Glück ein neue Seite seiner Komik, die dem Publicum sehr zusagt, weil sie nie trivial wird, und immer einen feinen Anstrich hat, den man jüngster Zeit so sehr entbehrt. An Beifallsbezeigungen fehlte es nicht — auch nicht an einem zahlreichen Besuche.

(K. K. priv. Theater in der Josephstadt.) (Eingesendet.) Das auf dem Theater in der Josephstadt gegebene Stück „der Zauberschleier" ist bereits zum 22. Mal gegeben worden mit einem zunehmenden Beifall und überfüllten Häusern, man muß aber auch gestehen mit voller Gerechtigkeit, daß der Text, die Musik, die Tänze, Arien, Couplets und Decorationen nichts zu wünschen übrig lassen, und dieses Stück bereits zum Cassastück geworden, welches wir dem braven Director Pokorny von Herzen wünschen, als Lohn für seinen Fleiß und Kostenaufwand, um das Publicum stets zu befriedigen, welches sein einziges Trachten ist. Obgleich das Stück von Told keiner Vertheidigung bedarf, so hat man doch nicht umhin gekonnt, dieses in das Morgenblatt einzusenden, indem man stets von diesem Blatte die reine Unparteilichkeit gewohnt ist.

Musikalisches Perspectiv.

(Herr Franz Glöggl), Expeditor und Archivar der Gesellschaft der Musikfreunde, veranstaltete am 1. d. M. zu seinem Vortheile seine diesjährige musikalische Privat-Abendunterhaltung, bei welcher mehre der ausgezeichnetsten Künstler, die gegenwärtig unsere Residenzstadt zieren, mitwirkten. Wir nennen nur die Namen: Mad. von Hasselt-Barth, dann die HH. Wild, Staudigl und den allgemein angestaunten Violoncellisten Servais, und glaube daher, über das, wie und was sie vorgetragen haben, hinausgehen zu können. Nur zweier in den Kranz der genannten Kunstgrößen würdigerweise aufgenommenen Kunsterscheinungen wollen wir erwähnen, weil sie den Lesern dieser Blätter noch kaum bekannt seyn dürften; nämlich: der Pianistin Fr. Friederike Müller und des Flötisten Hrn. Hodik. Erstere trug zwei kleine Stücke, ein Andante von Chopin und die von uns bereits bei Gelegenheit eines Concertes der Dlle. Bohrer beurtheilte moderne Caprice von Alkan, vor. Fr. Müller zeigte sich darin als eine sehr gewandte Clavierspielerin, deren Tonanschlag, vorzüglich in der rechten Hand, kräftig und voll, deren Vortragsweise mit allen Effecten der neuen Schule ausgestattet ist. Sie gefiel ganz besonders mit der zweiten, für eine Production sehr dankbaren Piece. Hr. Hodik, ein junges Kunsttalent, vor Kurzem noch Zögling des Prager Conservatoriums, dermalen Mitglied der Capelle Sr. Durchlaucht des Hrn. Fürsten Ferdinand von Lobkowitz, dieses bekannten großmüthigen Unterstützers und Förderers der Tonkunst, übertraf alle unsere Erwartungen durch seinen wirklich schönen glockenreinen Ton, wie nicht minder durch eine musterhafte Bravour, welche er in den vorgetragenen Variationen von Dronet offenbarte. Dieses sein erstes Auftreten wurde auch von Seite des Publicums durch stürmischen Beifall ausgezeichnet.

Omnibus.

(Die reichen Silberminen von Potosi) wurden durch einen Zufall entdeckt. Ein Indianer, der ein Wild verfolgte, faßte an einen Strauch, um nicht einen steilen Fels hinabzustürzen; der kräftige Ruck machte die Wurzel locker, und ein kleines Stück Silber blinkte aus der Erde hervor. Der Indianer nahm es mit sich und kehrte bald wieder, um mehr zu holen, und die größten Silberminen der neuen Welt waren gefunden!

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Samstag, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugesandt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Doblinger's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

Digitized by Google

№ 29.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 7. März 1842.

Der Pianist Franz Liszt.

Biographische Skizze.

In der Stube eines erdgeschoßigen Hauses saß vor einem unscheinbaren Clavierflügel ein ältlicher Mann, und gab sich jenen Phantasien hin, wie sie auftauchten vor seiner Seele und zum harmonischen Liede wurden.

Neben dem wachen Träumer erblickte man aber einen blondgelockten Seraphkopf mit hellen freundlichen Augen, der dem Tonspiele horchte, was da rauschte, und kaum zu athmen wagte. Dem Kleinen dünkte wohl, es seyen die Engleins vom Himmel niedergestiegen, die so sängen, und er preßte die zarten Hände über einander, denn der süße Klang war zu seinem Herzen gedrungen, und er wollte sich von ihm nicht trennen, und meinte ihn verschließen zu können in dem hochklopfenden Busen.

Jetzt hat Jener geendet und sieh, das Kind drängt sich an die Tasten, seine Finger prüfen Ton für Ton, und schon entlocken sie Melodien, wie sie bereits in seinem jungen Herzen Bürger geworden, und sich in dem kleinen Dome der Unschuld den heh'ren Frühgruß bringen. Da küßt der ältliche Mann den Knaben auf die Stirne und ruft unter Thränen: „Ja, mein Franz, du wirst jenes Ideal der Kunst, das meiner Seele vergeblich vorgeleuchtet hat, in seinem vollen Glanze schauen.“

Jahrzehende versanken darüber, als das Nationaltheater zu Pesth der Schauplatz einer Huldigung wurde, die allen denen unvergeßlich bleibt, die ihr beiwohnten. Inmitten seiner überfüllten Hallen steht, die Rechte auf das Zauberwerk gestützt, durch das er zu zahllosen Herzen spricht, ein junger Mann mit dunkelblondem, fast bis an die Schultern reichendem Haar.

Seine Züge, stark markirt, tragen das Gepräge des Geistvollen; die Stirne ist hoch, in genialer Tiefe liegt das glühende Auge. Sein durchbohrender Blick erregt beinahe Unheimlichkeit, und doch liegt ein mild-versöhnender Zauber in diesem Wesen.

Vor ihm, dessen musikalische Proteusnatur bereits den Continent mit Staunen erfüllt hat, dessen Ruf von der Tiber bis an die Belte drang, an der Seine, am stolzen Donaustrome wiederhallte, der bis an die Neva reichte, — vor ihn, den bisher nun und nimmer erreichten Pianisten Franz Liszt treten Abgeordnete seiner Landsleute und überreichen ihm unter dem Beifallsjauchzen der Zuschauer einen köstlichen Ehrensäbel, indem sie dabei den Wunsch laut werden lassen: »durch die Annahme desselben die Verpflichtung einzugehen, vor Allem die vaterländische Nationalität beizubehalten und in Ungarn zu bleiben.«

Freundlicher Leser! wenn meine Feder es vermocht haben sollte, dieses Ereigniß mit hellen Farben vor dich hinzustellen, dann regt sich in dir wohl auch der Wunsch, wenigstens die Umrisse dieses geschichtlich-musikalischen Lebens zu kennen. Ich will in gedrängter Kürze versuchen, deinem Gedanken zu begegnen.

Franz Liszt erblickte am 22. October 1811 zu Rajding, einem Dorfe unweit Ödenburg in Ungarn, das Licht der Sonne. Den ersten Funken jener Kunst, die ihn so hoch emporgehoben, weckte sein Vater, Adam Liszt, der im Dienste des Fürsten Esterhazy stand, und in seinen Erholungsstunden mit Leidenschaft und vielem Talente die Musik betrieb. Auch sein Instrument war das Piano, und was im Allgemeinen selten ist, eine Fortpflanzung geistiger Vorzüge in dem folgenden Geschlechte fand hier Statt.

Das musikalische Talent des kleinen Franz reifte so wunderbar schnell, daß er sich schon in seinem 6. Jahre zu Ödenburg öffentlich hören ließ, allwo er das Concert in Es-dur von Ries vortrug und mit einer freien Phantasie schloß. Die Überraschung war allgemein. Fürst Esterhazy legte dem Kleinen 50 Ducaten in sein Händchen und empfahl ihn mit Wärme allen anwesenden Magnaten. Eine zweite zu Preßburg veranstaltete Akademie steigerte den Enthusiasmus seiner Gönner, und es wurde jetzt durch die Grafen Amaden und Zapary zur ferneren Ausbildung für das so vielversprechende Talent eine Summe von 600 fl. für 6 Jahre ermittelt. Der junge Liszt eilte nun mit seinem Vater nach Wien, wo Carl Czerny sein Leiter auf dem Pianoforte wurde; das eigentliche höhere Studium, als die Übung im Contrapuncte, im strengen Satze der Kirchenmusik u. s. w., begann unter Salieri. Also verflossen 18 Monate unter rastlosen Studien im Gebiethe der Tonkunst.

Nach diesem Zeitraume veranstaltete Liszt's Vater zu Wien ein neues Concert. Unter der dabei erschienenen musikalischen Elite der Kaiserstadt war auch Beethoven, und dieser Meister der Tonsetzkunst vergaß über das Spiel des jugendlichen Laien in seinem Tempel seines finsteren Trübsinns und zollte dem Virtuosen nach der ihm eigenen ernsten und lakonischen Weise seinen Beifall. Ob er wohl damals geahnet hat, daß Franz Liszt der wärmste Verehrer seines Genius, der gefeierte Dolmetsch seiner tief liegenden Poesie werden würde?

Mit diesem Acte der Öffentlichkeit war die erste Periode aus dem Kunstleben Liszt's abgeschlossen.

Paris sollte ihm den Weihekuß der Vollendung aufdrücken. Es trieb ihn, daselbst als Zögling des Conservatoire aufgenommen zu werden. Er täuschte sich. Cherubini, der an der Spitze desselben stand, nahm, obgleich er selbst die Wohlthat einer Aus-

nahme genossen, die Strenge des Gesetzes in Anspruch, um Liszt als einen Fremden von dem Conservatoire auszuschließen. Aber nicht so feindlich benahm sich das übrige Paris. Bald ward der Wunderknabe Liszt das Gespräch seiner Salons, der Gegenstand einer allgemein auflodernden Bewunderung; er spielte im Palais royal vor dem Herzoge von Orleans, vor allen Notabilitäten, mit Einem Worte er war Mode geworden.

Ein willkommener Moment für ein aufgehendes Gestirn, aber auch gefährlich, vernichtend, wenn die Eigenliebe das jugendliche Genie verlocken sollte. Doch den kühnen Segler warnte die Stimme eines steuerkündigen Vaters, und diese Stimme galt ihm mehr als der Sirenenfang aus den Untiefen der bello monde.

Seine Bahn ward jetzt auch ohne dem Conservatoire gebrochen und sie wurde mit rastlosem Eifer verfolgt. Nach einem einjährigen Aufenthalte zu Paris ging es nach Albions riesiger Hauptstadt, um auch dort der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit zu werden.

Das Jahr 1824 fand die beiden Liszt abermals in Paris. Franz componirte jetzt die Oper „Concha oder das Schloß der Liebe," die im folgenden Jahre in der Academie royal de musique gegeben wurde. Er zählte damals 14 Jahre.

Jetzt trat in dem musikalischen Leben des jungen Künstlers ein kurzer Stillstand ein, denn ihn hatte ein schwärmerischer Trübsinn beschlichen, der seinen Genius in Banden hielt. Sein Vater glaubte dem Übel durch Zerstreuung zu begegnen; es wurden deßhalb Ausflüge unternommen, allein vergebens. Franz mußte sich endlich zu den Seebädern von Boulogne bequemen, aber der Flor seiner Seele mochte sich noch immer nicht lüften. Daselbst verlor er seinen Vater. Natürlich mußte dieser Schlag für seine empfindsame Seele von der schädlichsten Wirkung seyn, und seine Schwermuth maßlos erhöhen. Bald darnach sollte Liszt von dem stärksten der menschlichen Gefühle überwältigt werden, er sollte die Liebe kennen lernen. Und seine Liebe war heiß, wie das Blut, das in ihm rollte, titanenartig wie der Genius, den sein Geist gehorchte, aber — sie war unglücklich.

(Schluß folgt.)

Eine Scene aus dem spanischen Bürgerkriege.

Es war am 27. April 1839, erzählte ein Carlistischer Brigade-General, als mich das Los traf, mit zwei Compagnien Sapeurs in Montalban einzuziehen, und nach der Bestimmung Cabrera's daselbst die obere Leitung der Belagerung zu übernehmen.

Ein alter, runder Thurm rechts, ein neu erbauter viereckiger, mit Flankenfeuer und drei Etagen Schießscharten versehen, in der Mitte, und die große massive Kirche des Orts links, sind die drei Stützpuncte der ungefähr 800 Schritt ausgedehnten Fortification, welche durch doppelte dreifache Erd- und Mauerwälle zu einem zusammenhängenden Retranchement geschlossen ist.

In der dritten Nacht schon wurden von uns die letzten Gebäude eingenommen, die nur 30 Schritte von der Kirche, welche die Feinde besetzten, entfernt lagen. An dem Eingange derselben hatte der Feind zwei große gemauerte Tambours angebracht, welche durch ihr Feuer den ganzen Marktplatz beherrschten. 49 Frauen der Urbanos des Orts waren in die sichere Kirche geflüchtet, an ihrer Spitze stand die reichste Frau des Städtchens, gleichwie in Gandessa die Marquesa de Porey, so hier in Montalban die Donna Florencia. Sie soll eine schöne, ziemlich gebildete, aber dem Freiheitsschwindel blindlings ergebene Frau gewesen seyn, die sehr bald durch alle die Mittel, welche solchen Frauen zu Gebote stehen, den unumschränkten Oberbefehl in der Festung an sich gezogen hatte.

Der Marktplatz und die nächsten Straßen lagen unter dem Feuer beider Parteien, und jedes lebendige Geschöpf, welches hier passirte, wurde niedergeschossen. Esel, Schweine, Hunde und Katzen lagen bereits haufenweise übereinander und verpesteten die Luft, da bei der großen Hitze die Cadaver sogleich in Fäulniß übergingen. Ich saß gewöhnlich an meinem Beobachtungsposten, zeichnete die Lage der nahen Festungswerke in meine Brieftasche, und hörte wie bei jedem Schuß aus den Tambours die Frauen und Männer, die vermuthlich Wein und Kriegeswuth gleichmäßig berauschte überlaut lachten, besonders wenn ein solch' unglückliches Thier, welches herrenlos herumrannte, angeschossen herumtaumelte und so lange zur Zielscheibe der Kugeln diente, bis es leblos zur Erde sank.

Der kleine Marktplatz blieb eine Weile wie ausgefegt, denn selbst der thierische Instinct hieß ihn vermeiden.

Auf einmal tritt aus einem verödeten Gebäude ein junges Frauenzimmer mit herunterhängenden Haaren, mit Lumpen die kaum die Blößen deckten, die Spindel drehend und auf dem Rücken ein kleines Kind tragend. So naht sie sich singend und tanzend dem unheilbringenden und entsetzlichen Platze vor der Kirche.

Grauen ergriff mich, als ein wüthendes Gelächter aus dem Tambour zu mir herauf schallte und ich „mira la Loca! sieh' die Närrin!" rufen hörte. „Tira! Tira! Schieße! Schieße!" folgte das Echo aus der nahen Kirche. — Ich sah die feindlichen Gewehre in den Schießlöchern blitzen, dann Knall und Rauch, und sich im Wirbel drehend, stürzte die arme Unglückliche blutend zu Boden. Ein gellender Schrei des Entsetzens von meinen Leuten und mehr als 30 Kugeln, die sich an der Mauer des Tambours und der Kirche breit schlugen, folgten dem Morde. Das Kind, es mochte kaum ein Jahr alt seyn, war nach der Sitte der Armen des Landes mit einem langen leinernen Tuche auf den Rücken der Frau festgebunden, und so wälzte sich jetzt die Sterbende auf ihrem eigenen Töchterchen herum. Es war herzzerschneidend, das Jammergeschrei der Mutter und des Kindes zu hören. Dazu das teuflische Gelächter aus der Kirche. „Tira! Tira!" schrien abermals die weiblichen Scheusale. Noch fünf oder sechs Schüsse erfolgten und entseelt bildeten Mutter und Kind, mit Schwein, Esel und Hund, einen und denselben Leichenhügel. Ich rieb mir mit beiden Händen die Augen, als wollte ich durchaus dieß schauderhafte Traumgebild entfernen, aber es blieb Wahrheit.

Einige Wochen später noch sah ich den Leichnam der Mutter und des Kindes, von der Hitze aufgeschwellt und ganz schwarz auf den Steinen vereinzelt herumliegen; Hunde und Katzen hatten bereits an den Gesichtern genagt.

Die unglückselige war unter dem Namen: „La Loca," die Närrin im ganzen Orte bekannt.

Ein Christinischer Soldat hatte die Neigung des unschuldigen Geschöpfes zu erringen gewußt und es dann verlassen, worüber es wahnsinnig wurde.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Freitag den 4. März, zum ersten Male: Königin für einen Tag, komische Oper in 3. Acten nach dem Französischen des Scribe und St. Georges, bearbeitet von Freiherrn v. Lichtenstein. Musik von Adam.

Also abermal ein Product aus dem Lande, wo der Champagner wächst, das aber auch vielseitig von gewaltigen Wassermassen umspült wird. Der ziemlich langen Conversations-Oper kurzer Inhalt ist: Franzine, eine Putzmacherin (Dlle. Luzer), kann ihren etwas stark eifersüchtigen Liebhaber, den Matrosen Marcel (Hrn. Erl), wegen großen Überfluß an Geldmangel nicht heurathen. Diese wird nun in ihrem Wohnorte Calais plötzlich von einem portugisischen Grafen (Hrn. Gehrer), zu einer Königin verwandelt, unter Zusicherung eines namhaften Honorars, um bei der Ankunft in England das Augenmerk des Volkes auf sie zu leiten, und so die wirkliche aber verfolgte Königin um so sicherer zu ihrem Gemahl nach London zu bringen. Marcel geht aus Desperation nach Brighton, um sich da mit der Nichte des Gastwirthes (Hr. Forti) zu vermählen. In diesem Gasthofe steigt die Königin für einen Tag ab, gibt sich ihrem Marcel zu erkennen, der sie vor den Nachstellungen der feindlichen Parteien und zwar in demselben Momente befreit, als die Kunde kommt, der König habe gesiegt, und sich auf dem Throne sammt seiner Gemalin festgestellt. Franzine erhält nun die versprochene Belohnung und ist somit vollkommen heurathsfähig. Bei dieser flizzirten Handlung ist es auf sehr viele Zufälle, Wechselfälle, Anfälle, Vorfälle, sogar Einfälle — nur auf zu wenige Beifälle berechnet, es ergeben sich sehr viele drastische Momente, welche mit einer französischen Leichtigkeit gespielt, recht ergötzen müßten. Doch dafür haben wir keinen Überfluß an Operisten.

Die Musik in dieser Oper, welche ein Mittelding zwischen einem Vaudeville und einer eigentlichen großen Oper bildet, ist sehr untergeordnet, mehr durch piecante geistvolle Instrumentation und Characterisirung, als durch melodischen Fleiß, dessen sich Adam überhaupt nicht sehr rühmen darf, interessant. Ein Chor, ein Duett zwischen Marcel und Francine, und ein sehr hoch gelegenes Tenor-Couplet, an dem Hrn. Erl bald gescheitert wäre, haben einigen Anwerth gefunden. Das Ganze, in dem nur die Dlle. Luzer und Dlle. Treffs (in einer sehr kleinen Partie) vollkommen entsprechend waren, wird bei uns ebenso wenig als sonst wo Epoche machen; denn eine solche Oper will französisch gespielt und wenigstens mit reiner Intonation und einigem declamatorischen Vortrag gesungen seyn, was unseren Opernsängern ebenso wenig gegeben ist, als den Franzosen, die Darstellung unserer Possen. Der Besuch war ziemlich zahlreich, der Beifall mäßig, nur eine von Dlle. Luzer eingelegte Arie, aus „das Pferd von Erz" enthusiasmirte durch die Gesangsleichtigkeit der Vortragenden.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Samstag, den 5. März: Zum Vortheile des Pantomimenmeisters Hrn. Johann Fenzl und zum ersten Male: der Geisterfohn als Harlekin, oder Pierot als Schatzgräber. Große komische Zauberpantomime in 2 Acten von dem Benesicianten. Musik von Hrn. K. Krotenthaler.

Viele schöne ohne Plan gemengte Farben geben kein Gemälde, nicht einmal ein Harlekinskleid; denn sonst wäre ja der Farbenklecks auf der Pallette des Malers auch ein Gemälde. Bei dieser Pantomime sind Gruppirungen, schöne Tänze und Verwandlungen planlos zusammengeworfen. Mag es dießmal hingehen. Hr. Fenzl wollte vielleicht vor seinem Abgang von dieser Bühne nur Reminiscenzen früherer Pantomimen geben, er wollte vielleicht nur seine Kinder, die wirklich allerliebst tanzen, produziren — und so hat er auch seine Wirkung auf das Publikum erreicht, — Möge sich seine Phantasie mit den Geldsäcken, aus denen seine Kinder springen, realisiren — ich wünsche es ihm.

Musikalisches Perspectiv.

Samstag wurde im Musikvereinssaale eine declamatorisch-musikalische Unterhaltung gegeben, deren halber Reinertrag, der bei dem spärlichen Besuche sehr gering ausgefallen seyn wird, zum Vortheile der Kinderbewahranstalt im Neulerchenfelde bestimmt war. Von den Mitwirkenden verdienen Dlle. Plauer und Hr. Lucas ihrer Declamation, und Hr. Wilh, dann ein blindgeborner recht braver Violinspieler, Namens Simon Schletynski hervorgehoben zu werden. Hrn. Standigl, und die HH. Scholz und Nestroy, welche ebenfalls etwas zu dem wohlthätigen Zwecke beitragen sollten, bekam das Publicum nicht zu hören.

Literarisches.

Der Krüppel von Verona. Historische Novelle aus dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, von Emanuel Straube. Wien, Verlag von Joseph Stöckholzer von Hirschfeld. 1842.

Bei dem eben nicht bedeutendem Überfluße an größeren Originalnovellen vaterländischer Schriftsteller ist es die Pflicht der Kritik, die Erscheinungen der Art prüfenden Blickes zu betrachten und stets zu erforschen, welcher Vorschritt gethan, welche Resultate unserer Literatur dadurch gewonnen werden. Wir haben diese Novelle mit einem angenehmen Vorgefühle zur Hand genommen, und wurden bei genauer Durchlesung derselben, in der vorgefaßten Meinung, daß deren Verfasser zu den bessern österreichischen Novellisten gezählt werden dürfe, um so mehr bestärkt, als das edle Streben desselben nach einer gewissen künstlerischen Rundung und Abgeschlossenheit des Ganzen nicht verkannt werden darf. Bei einer gelungenen Novelle oder Erzählung sind gar manche Erfordernisse zu berücksichtigen, und der Mangel eines einzigen derselben ist oft hinreichend, den guten Eindruck, welchen die Erzählung auf uns gemacht hat, zu entkräften, ja sogar oft zu vernichten. Unsers Dafürhaltens muß eine Erzählung oder Novelle, bevor sie mit dem Beworte gut bezeichnet werden kann; 1. einen Reichthum an interessanter Handlung; 2. festgezeichnete Charaktere; 3. gelungene Situationen und endlich 4. einen wohlvorbereiteten Schluß aufzuweisen haben.

Betrachten wir nun vorliegenden Krüppel von Verona nach diesem Schema, so müssen wir zugestehen, daß ein Reichthum der Handlung darin enthalten sey, der uns in jeder Hinsicht befriedigt, und dabei können wir eine edle Klarheit der Darstellung und eine Folgerichtigkeit der Begebenheiten nicht genug bewundern, die bei einem so complizirten Stoffe um so lobens- und schätzenswerther ist. Rücksichtlich der Characterzeichnung hat Herr Emanuel Straube ebenfalls sehr Tüchtiges geleistet, und wir führen hier zum Belege unserer Ansicht vor allem den Charakter des Krüppels Bismara an, der so gediegen gezeichnet, so schön angelegt und folgerichtig durchgeführt ist, daß man ihn nur loben kann. Auch Giulio, Tintorelli, Matteo sind mit fester Hand gezeichnet; das Unheimliche und Räthselhafte, welches über das Thun und Treiben der meisten angeführten Personen gebreitet liegt, trägt zur Erhöhung unseres Interesses sehr viel bei. Bei den weiblichen Characteren konnten dem Plane des Ganzen zu Folge keine großen Effecte erzielt werden, nur Giacomina bildet in ihrer reinen Unschuld und Herzensneigung einen gar lieblichen Contrast zu den rauhen und oft abstoßenden männlichen Characteren. — Auch recht ergreifende Situationen wußte der Autor zu schildern, und wir erinnern hier nur an die Kerkerscene auf dem Schlosse Foresti und an das Ende Bismaras, welches in seiner Gräßlichkeit wohl etwas unsanft an die neuere französische Schule erinnert. — Was den Schluß der Novelle betrifft, so müssen wir gestehen, daß er ein wenig überstürzt sey, und daß es den Anschein habe, als hätte der Verfasser mit einem Male den dichten Knoten zerhauen, Statt ihn allmählig zu entwickeln, namentlich dürften in der Gerichtsscene gar zu viele Erkennungen mit Einem Male Statt finden. Doch abgesehen davon, was nicht einmal ein Fehler genannt werden kann, sondern vielmehr den Beweis für eine reiche poetische Ader liefert, welcher in unaufgehaltenem Strome ihre Segnungen entquellen, müssen wir Herrn Emanuel Straube das vollgültige Zeugniß ausstellen, daß er der Leserwelt mit diesem neuesten Erzeugnisse seiner Muse ein recht

angenehmes Geschenk gemacht habe, und wir sind fest überzeugt, daß Niemand, der vorliegende Novelle mit Muße und Überlegung liest, dieselbe unbefriedigt aus den Händen legen werde.

Die Ausstattung ist rücksichtlich des Papieres und Druckes gut, welches der thätigen Verlagshandlung zur Ehre gereicht.

Vergangenes.

Ein großmüthiger Zweikampf. Im Jahre 1800 wurde ein österreichisches Streifcorps beordert, die Stellungen der französischen Armee unter Jourdan zu recognosciren. Die Franzosen, trunken von manchen errungenen Vortheilen, ließen die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln aus den Augen, und so konnte es geschehen, daß die Österreicher, geführt von treuen Landleuten, einem in der Nähe liegenden französischen Cürassier-Regiment, welches zugweise einquartirt war, in die Flanke kamen, und so das ganze Regiment gefangen nahmen ohne daß ein Schuß gefallen wäre. Nur der Oberst und Commandant jenes Regiments fehlte noch. Er lag in einem nahegelegenen Wirthshause, und der mit vier Mann zu seiner Gefangennehmung abgeschickte österreichische Wachtmeister Hasling, fand ihn, ganz entkleidet auf dem Bette liegend, in einem Buche mit so großer Aufmerksamkeit lesend, daß er die Feinde bei ihrem Eintritte für seine eigenen Soldaten hielt und sie fragte: „Ist es denn schon Zeit zum Aufbruche?“ — „Ja, Herr Oberst,“ erwiederte der Wachtmeister. „Kleiden Sie sich an. Sie sind mein Gefangener.“ Der Oberst blickt gelassen auf, erkennt seine Lage und spricht gefaßt: „c'est bon.“ — Er erhebt sich von seinem Bette und geht an den Tisch, wo seine Kleidungsstücke lagen, wie es schien im Begriffe, sich anzukleiden; doch auf demselben Tische befand sich auch sein Sattel; im Nu riß er eine Pistole aus der Halfter und feuerte sie auf den Wachtmeister ab. Glücklicher Weise sauste die Kugel an seinem Ohr vorüber, und die Dragoner wollen den Oberst niederhauen; doch dieser hat seinen Säbel bereits aus der Scheide gerissen und dringt auf den Wachtmeister ein. — Dieser Edle drängte mit einem verweisenden Blicke und den Worten: „Vier gegen Einen,“ seine Soldaten an die Thür zurück und parirte zugleich mit seinem Säbel die Hiebe des eindringenden Obersten. Mehre Minuten blieb der Kampf unentschieden, und beide Streiter waren verwundet, bis endlich der Oberst über den Fuß seines Bettes strauchelte und von dem Säbel seines Gegners durchbohrt fiel.

Omnibus.

(**Italienische Puppentheater in der Fastenzeit.**) Der Fremde in Italien wird von gerechtem Erstaunen ergriffen, wenn er zum ersten Mal einen Menschen vor der Bude stehen sieht, der dem Volke zuschreit: „Hier kann man die Geburt des Heilandes für einen Groschen sehen.“ Von Neugier getrieben, betritt er die Bude und sieht ein erbärmliches Schattenspiel das jedoch die übrigen Zuschauer mit allen Zeichen der Verwunderung betrachten. Ein Explicator steht daneben und ruft: „Betrachten Sie meine Herren und Damen, die Geburt des Heilandes und Erlösers, accurat wie sie sich zugetragen. Sehen Sie, dort steht der Stern über dem Dache, die Engel schweben mit Posaunen in der Luft, die drei Könige rücken zu Pferd und Fuß heran, und der Teufel steht dort in der Ecke und beißt sich vor Zorn in die Klauen.

(**Die Wölfe werden artig.**) Nicht nur in der Schweiz wie uns mehre Zeitblätter erzählen auch in Ungarn ereignete sich unlängst der Fall, daß Wölfe mit Menschen zusammentrafen ohne sie anzufallen. — Ein Schulmeister der sich bei einer Carnevalsunterhaltung in einem Nachbarorte verspätet hatte, ging allein über die mehrere Stunden lange Heide nach Hause, als er hinter sich ein Geräusch vernahm, und da er sich umblickte, zu seinem nicht geringen Schrecken einen Wolf gewahrte. In dem ersten Augenblick wußte er nicht gleich was er thun sollte und blieb stehen, das schien dem Wolf etwas zu lange zu währen, darum legte auch er sich nieder. Nach einer Weile raffte aber der Schulmonarch allen seinen Muth zusammen und ging mit großen Schritten weiter, der Wolf folgte. Nach zwanzig Schritten aber zwang die Angst den Schulmeister abermals stehen zu bleiben und sich umzusehen. Aber, o Entsetzen, zu dem ersten Wolf hatte sich auch noch ein zweiter gesellt, beide schauten ihn ganz verwundert an und setzten sich sodann nieder. Frost und Angst ließ den Schulmeister nicht länger auf dem Flecke, mit noch größeren Schritten als früher setzte er seinen Weg fort, jeden Augenblick befürchtend die Klauen der Wölfe an seinem Leibe zu spüren. Die beiden Wölfe aber begnügten sich bloß mit der Angst die sie ihrem Reisegesellschafter einjagten und thaten ihm nichts weiter zu leide, nur setzten sie sich so oft nieder als er stehen blieb. — Als der Schulmeister seinem Dorfe ganz nahe war begann er aber wie ein Windspiel zu laufen und zu schreien, bis er bei seinem Wohnhause ankam, worauf nichts weiter von den Wölfen zu sehen war.

Oesterreichischer Novellenalmanach
für das Jahr 1843.

Unterzeichnete Buchhandlung ist gesonnen, für das Jahr 1843 einen **österreichischen Novellenalmanach** unter der Redaction des rühmlichst bekannten Literaten Herrn Andreas **Schumacher** erscheinen zu lassen, für welches Unternehmen sie schon mehre bedeutende Schriftsteller des Inlandes gewonnen hat. Sie ersucht nun alle Schriftsteller des erzählenden Faches, welche unser schönes Österreich ihr Vaterland nennen, sich ihrem Streben anzuschließen, und in Betreff ihrer Beiträge, deren Stoff, wo möglich, der vaterländischen Geschichte entnommen sein, oder vaterländische Interessen behandeln soll, sich mit ihr in's Einvernehmen zu setzen.

Sie erbittet sich die betreffenden Zusendungen auf portofreiem Wege bis längstens Mitte April l. J.

Sollte sie durch eine hinreichende Anzahl gediegener Novellen und Erzählungen in den Stand gesetzt werden, ein Album der vaterländischen Novelle erscheinen zu lassen, welches eine in der Literatur erfreuliche Erscheinung genannt zu werden verdient, und in ihren Absichten so unterstützt werden, wie sie wünscht und hofft, so wird sie ihrerseits Alles aufbiethen, den Wünschen der Herren Schriftsteller, welche sie mit ihrem Vertrauen beehren, zu entsprechen und keine Kosten sparen, um ein seiner Tendenz entsprechend und splendid ausgestattetes Werk herzustellen.

Zugleich bittet sie die verehrten Redactionen, diese Zeilen in ihre Blätter gefälligst aufnehmen zu wollen.

Wien, am 26. Februar 1842. Buchhandlung Tauer & Sohn.
(Schulhof Nr. 413.)

Zur heutigen Kunstbeilage.

Die Redaction glaubt dem verehrten Leser des Morgenblattes durch die nebenfolgende artistische Beilage auf eine höchst achtbare Weise ihre Aufmerksamkeit bezeugen, und ihm einen, dem vorzüglichen Interesse der Gegenwart so nahe liegenden Gegenstand vor Augen führen zu können.

Es ist **Liszt's Geburtshaus**, was sie hiermit der Öffentlichkeit übergibt.

Im Gebäude zur Linken erblickte dieser Pianist, der einen europäischen Ruf errungen, das Licht der Welt. Das Häuschen gegenüber ist das Schulhaus, allwo er den ersten Unterricht genoß, den Hintergrund bildet ein Theil der Filialkirche von **Rasding** und die Fernsicht von diesem Dorfe. Die naturgetreue Ausführung dieser Originalzeichnung, vordem noch von keinem Künstler ausgeführt, geschah durch die Hand des talentvollen Malers und Zeichners, Herrn F. **Gränes**, den die Redaction eigens zu diesem Zwecke nach **Rasding** in Ungarn reisen ließ.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute 7. „Leichtsinn aus Liebe.“ — Dienstag 8. „Der Sohn der Wildniß.“ — Mittwoch 9. „Die Erbschaft.“ — „Sie hilft sich selbst.“ — Donnerstag 10. zum ersten Male: „Elisabeth.“ — Freitag den 11. Dieselbe Vorstellung wiederholt. — Sonnabend 12. „Maria Medicis.“ — Sonntag 13. „Elisabeth.“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Dein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

Beilage zum oesterreichischen Morgenblatt
[Redigirt von J. N. Vogl.]

Nach der Natur aufgenommen v. F. Stuart. Gedr. bei J. Rauh. Lith. v. J. Stadler.

LIST'S GEBURTSHAUS ZU RAIDING

[illegible]

Digitized by Google

№ 30.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 9. März 1842.

An Madam Julie Rettich

als Parthenia, in Halm's »Sohn der Wildniß.«

Es ruht in tiefer Menschenbrust verborgen
Ein schlummernd Lied, aus fernen Himmelsräumen,
Sich selbst noch unbewußt, in stillen Träumen
Entgegenlächelnd einem Frühlingsmorgen.

Und viele Kräfte gibt's im Erdenleben,
Wenn eingerostet in des Herzens Tiefen
Der Liebe nachtumflorte Klänge schliefen,
Die dem gefang'nen Liede Freiheit geben.

Nur eines Zaubers magische Gewalten
Hast Du als Götterpfand allein erhalten,
Daß nie der Funke in der Brust verglimme.

Die Wunderkraft, womit der Sieg gelungen
Als du der Wildniß rauhen Sohn bezwungen,
Es ist die süße Melodie der Stimme.

J. Grabl.

Eine Audienz bei Mehemed Ali.

»Wir wurden,« erzählt Hauptmann Scott in seinem Werke: »»Rambles in Egypt and Candia,«« „in den Audienzsaal Mehemed Ali's eingeführt. Es war ein großes, hohes, nach orientalischem Geschmacke prächtig decorirtes Appartement, und im Hintergrunde desselben saß der Souverain von Ägypten. Er hatte von seinem Hofpersonale bloß einen seiner Secretäre um sich, einen jungen Armenier, welcher die Conversation des Vicekönigs in's Französische übersetzte, wobei er ihn beständig Son Altesse betitelte. Wir wurden ohne besondere Ceremonie eingeführt. Mehemed, dessen Porträt übrigens heutzutage bekannt genug seyn dürfte, ist von kleiner und fetter Leibesconstitution; seine Haltung ist für sein Alter merkwürdig aufrecht, von Kraft zeugend und imposant. Sein Anzug, von einer übertriebenen und gesuchten Einfachheit, bestand durchgehends aus blauem Tuch; um seine Lenden war ein schöner Kaschmir-Shawl geschlungen; weiße seidene Strümpfe, gelbe Pantoffel, und ein weißer Musselinturban vervollständigten seine Bekleidung. Er trug weder Edelsteine noch andere Zierrathen an sich, ja nicht einmal einen Ring bemerkten wir an seinem Finger; nur die Pfeife, welche er in der Hand hielt, und welche er von Zeit zu Zeit an den Mund führte, funkelte und blitzte von Diamanten und andern kostbaren Steinen. Mehemed Ali ist unstreitbar ein gutaussehender, hübscher, alter Mann, und sein schöner grauer Bart dient ihm zur besonderen Zierde. In dem Ausdrucke seines lebhaften, durchdringenden Auges liegt mehr von Jovialität als von verschlagenem Scharfsinn, und wenn auch seine weite große Stirne die Behauptungen seiner Feinde nicht Lügen straft, so bildet sie wenigstens eine Ausnahme von den Regeln Spurzheim's; denn nie sah ich das Organ des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit stärker entwickelt, als an der Stirne Ali's. Eine Sonderbarkeit in der Art, wie er den Turban trägt, nämlich knapp ober den Augenbraunen sitzend, nimmt sehr viel von dem vortheilhaften Ausdrucke seines Antlitzes hinweg, indem seine schöne Stirne dadurch verborgen, die Augen in den Schatten geworfen und ihnen eine gewisse Finsterkeit gegeben wird, die ihnen für gewöhnlich fremd ist. Sobald Mehemed jedoch in Folge eines interessanten Gespräches belebter wird, und den Turban zurückstößt, welches er häufig zu thun pflegt, so verschwindet jener ungünstige Eindruck augenblicklich. Er conversirte mit uns sans cérémonie, mit vieler Freiheit, so zu sagen — scherzte und lachte über Dieses und Jenes, und war heute offenbar in der besten Laune von der Welt. Obschon er nicht zugibt, daß er die französische Sprache versteht, so schien es mir doch, als ob er einige Kenntniß davon habe, und zwar schloß ich dieses aus der Weise, wie er unsere Antworten auf seine Bemerkungen im vorhinein begriff (anticipirte), ehe sie noch der Dolmetsch ins Türkische übertragen hatte. Als ihm gesagt wurde, daß ich erst vor Kurzem das Delta durchreiset habe, so stellte er eine Unzahl von Fragen an mich, hinsichtlich des Weges den ich gemacht, und in welchem Zustande ich den Ackerbau in jenen Gegenden gefunden habe. Sehr unterhaltlich war es für mich, als die Conversation einmal in's Stocken gerieth, und als Mehemed seinem Dolmetsch befahl, er möge den Generalconsul auffordern, von irgend Etwas zu sprechen. — „Son Altesse dit, ditos quelque chose,« sagte der Armenier mit einiger Verlegenheit. Bald nach unserer Ankunft im Audienzsaale wurde uns ein dicker, ungezuckerter Kaffeh in silbernen, reich mit Diamanten besetzten Tassen herumgereicht. Dieses war, so erfuhr ich später, keine kleine Auszeichnung für uns gewesen. Der Chibouque wird in der Regel nur sehr angesehenen Personen präsentirt. Unser Besuch bei Mehemed dauerte im Ganzen ungefähr eine Stunde, während welcher Zeit das Appartement allen Jenen offen stand, welche für gewöhnlich das Recht des Zutrittes (Entrée) genossen, oder jenen, welche sich mittelst einer vorläufigen Ansuchung eine Audienz erwirkt hatten; von diesen letztern wurden die Fremden durch die Consuln ihrer betreffenden Nationen eingeführt. Als wir endlich aus dem Pallaste traten, welch' eine contrastirende Scene von Pracht und Elend bot sich unsern erstaunten Blicken dar! Die Vorhalle war gedrängt voll von Offizieren, Ulemah's, Dragomanen, Malem's, Nazir's ꝛc. ꝛc., sammt den übrigen Anhängseln eines Thrones im Osten. Alle diese Männer erglänzten im reichsten Flitterstaat des orienta-

lischen Gepränges. Der Raum außerhalb der Halle war angefüllt mit einer dichten Masse von barfüßigen, ekelhaften Gesellen und halbverhungerten Bettelleuten, welche theils in Lumpen, theils in abgenützte, von den Reichen weggeworfene Putzstücke gekleidet waren, und die uns den Anblick eines veritablen „Lumpenmarktes“ gewährten.

Mehemed Ali ist ohne Zweifel ein unermüdlich thätiger, scharfsinniger und toleranter Mann, und es hätte vielleicht nur einer andern Erziehung bedurft, um ihn zu einem der größten Männer zu machen, die der Islamism seit längerer Zeit hervorgebracht hat. Dieser Mangel an wissenschaftlicher Bildung nöthigt ihn unglücklicherweise mit anderer Leute Augen zu sehen, durch den Canal eines Dragomans zu hören, und sich von den glücksuchenden Abenteurern Europa's, die ihn umgeben, so viel Kenntnisse zu sammeln, als es ihm nur möglich ist. Durch solche Leute von den wunderbaren Wirkungen der Dampfkraft belehrt, und von den Vortheilen einer Eisenbahn überredet, ließ er sich in manch' verderbliche Speculation ein, welche ihm den Ruf eines bloßen Projectmachers (homme à projets) verschaffen; man sollte indeß nie aus den Augen verlieren, daß er ein Türke ist, daß seine Erziehung eine türkische war, und daß ihm dergleichen Dinge absolut neu seyn müssen. In allen seinen Entwürfen für das Wohl des Landes ward er von seinen Brüdern, den Osmanlis, durchkreuzt, von seinen unwissenden Unterthanen nicht unterstützt, und von seinen französischen Rathgebern oft genug angeführt worden. Es würde bei ihm mehr als menschlichen Scharfsinn erfordern, unter den ihm vorliegenden Plänen und Entwürfen die Spreu von dem Weizen zu sondern; er ist gezwungen, die Erfahrung in den meisten Fällen um einen theuern Preis zu erkaufen.

So viel kann indeß zu seinem Lobe gesagt werden: Viele seiner eingeführten Neuerungen haben dem Lande Nutzen gebracht; während manche seiner Unternehmungen bloß durch die Unwissenheit und die Betrügerei seiner Rathgeber einerseits, und durch seine eigene Ungeduld und Übereilung andererseits, gescheitert sind. —

Der Pianist Franz Liszt.

(Schluß.)

Hier ist es auch, wo seine persönliche Geschichte anfängt verworren zu werden; auch schien sein musikalisches Streben sich eine andere Richtung erkoren zu haben, denn er hatte jetzt den Kopf voll Pläne von Messen und Kirchenpiecen. Allein, wie aus einem Traume erwacht, warf er sich plötzlich mit der größten Schwungkraft seiner Genialität auf die entgegengesetzte Seite.

Da erschien Thalberg in Paris und machte einen Eindruck, wie selten ein Pianist vor ihm sich rühmen konnte. Es bildeten sich jetzt in der Salonwelt zwei Parteien, die Lisztianer und Thalbergianer, und manche interessante Fehde im Feder- und Zungenspiele ward da ausgefochten.

Liszt war eben von Paris entfernt, als der Ruf von seinem genialen Nebenbuhler zu ihm drang, doch als er dahineilte, einen Wettstreit mit demselben einzugehen, war dieser bereits abgereiset. Auf Liszt machte dieses Ereigniß übrigens den tiefsten Eindruck; ein neues Zurücktreten aus dem modernen Gewühle war die Folge davon. So vergingen 3 Jahre.

Was er während dieser Pause gethan, sagt ein berühmtes musikalisches Organ, wissen Wenige, aber bald zeigte es sich, welche wohlthätige Revolution in diesem Schöpfertalente vorgegangen seyn müsse.

Im Jahre 1837 war es, wo Liszt wieder erwachte, wo seine Seele sich nach Italiens blauem Himmel sehnte, und nun beginnt die neue Periode aus seinem ruhmgekrönten Leben. Mailand, Venedig, Florenz und Neapel empfangen ihn mit jener schwärmerischen Verehrung, die nur dem Sohne auf dem Boden der alten classischen Musik eigen ist. Aber auch das Land der gold'nen Haine wirkt zauberisch auf das Gemüth des Künstlers. Nie war er so heiter wie damals; es schien, als hätte seine Composition die Milde und Reinheit jener Atmosphäre eingesogen. Hier war seine geistige Überschwänglichkeit, seine wildtobende Unruhe vor dem Eden gewichen, das ihm überall entgegenlachte!

Mit der gewonnenen Ruhe im Busen, einem edlen Metalle gleichend, das, seiner Schlackenhülle vollends bar, nun in reinstem Glanze strahlt, also betritt er Deutschland. Stuttgart, Carlsruhe, München horcht seinem zauberischen Anschlage, die öffentliche Stimme der Kritik hat nur ein Wort des Beifalls und der Bewunderung für ihn.

Er befand sich eben wieder in Mailand, als das Gerücht von jenem Unglücke zu ihm drang, das der wilde Donaustrom in seinem Vaterlande angerichtet habe, wie so Viele seiner Landsleute durch ihn ihre Habe eingebüßt. Er ist kein undankbarer Sohn Pannoniens und darum treibt ihn jetzt mit Adlersschnelle die Liebe für seine Heimath nach Österreichs kunstsinniger Hauptstadt. Er spielt dort für die Pesther Überschwemmten und der ganze reine Ertrag wird das Eigenthum jener Unglücklichen.

Achtzehn Monate später betritt Liszt selbst die Stadt Pesth. Sein Besuch ist abermals mit wohlthätigen Kunstleistungen verknüpft. Er gilt dem Interesse des Nationaltheaters, dem dortigen Musikvereine, den Armen Pesths und Ödenburgs; sehr groß ist die Summe, die also gewonnen wird.

Aber auch seine Landsleute wissen das edelmüthige Streben zu würdigen, Pesth und Ödenburg ernennen ihn zum Ehrenbürger, und legen durch die öffentliche Überreichung eines Ehrensäbels ihr Dankgefühl für ihn an den Tag.

Im Herbst 1840 kehrte Liszt nach Paris zurück, und unternahm, nachdem er einige Zeit dort verweilte, einen neuen Kunstausflug in das nördliche Deutschland. Überall grünten ihm Lorber, und vorzüglich waren es die Hamburger, die an seinem Triumphwagen zogen. Von Hamburg begab er sich nach London. Dort übte er über die kalten Britten einen solchen Zauber, daß er in vierzehn Tagen neun Concerte veranstalten mußte. Da klopft mit einem Male das Unglück an seiner Thüre, — der Leichtsinn seines Depositärs raubt ihm den Ertrag von 300 Concerten. Hart traf ihn dieser Schlag, aber eine ächte Künstlernatur trägt den größten Reichthum in sich selbst. Harmlos und heiter verläßt er England und eilt nach Paris, um für das Monument seines Beethoven zu spielen und von da nach Hamburg, bei dem dritten norddeutschen Musikfeste mitzuwirken. Von hier begibt er sich über Kiel nach Kopenhagen. Siebenmal spielt er dort vor dem Hofe. Dann kehrt er über Hamburg zurück, um den alten Vater Germaniens, den rebenbekränzten Rhein, hinabzufahren.

Zu Köln bietet er sich an, zur Vollendung seines Domes ein Concert zu geben. Da beschließt die rheinische Liedertafel, Liszt (am 22. August 1841) von der Insel Nonnenwerth bei Bonn

feierlich einzuholen. Der Actus der Begrüßung war der großartigste. Man hat ein eigenes Dampfschiff abgeschickt, und als der Gefeierte auf demselben dem Lande Morgens 11 Uhr naht, wird er von den Künstlern der Liedertafel mit einem abgesungenen „guten Morgen“ empfangen. Unter lautem Hurrah und weit schallendem Kanonendonner geht es in die leer stehende Capelle des Klosters Nonnenwerth, wo ihm abermals Liederschall entgegentönt und von da nach Rolandseck, ein festliches Mahl dort einzunehmen.

Abends, als Liszt an der Spitze der Liedertafel das Schiff besteigt, donnern auf's neue die Kanonen; wie es vollkommen Nacht geworden, speit der gefügelte Seedrache Racketen und zahllose Schwärmer. Rothes Feuer umstrahlt endlich die Arche der Kunst, als die alterthümliche Stadt Köln aus dem Rheine emporstieg.

Somit wären die vorzüglichsten Momente aus dem Leben Liszt's bis auf die jüngste Zeit berührt, wo ihm seine künstlerischen Leistungen in Berlin neue Triumphe bereiten. Einer solchen Aufnahme dürfte sich dort vordem nicht leicht ein Künstler rühmen können.

Ihn von dem Standpuncte seiner Künstlernatur zu beurtheilen, liegt außer dem Bereiche dieses Aufsatzes, einmal, weil sein Wirken noch nicht beendet seyn dürfte, und dann, weil das Wort der Gegenwart immer mehr oder minder der Stimme der Leidenschaftlichkeit gehorcht. J. Pfundheller.

Feuilleton.

Die erste Blumenausstellung in Wien

in den Glas- und Gewächshäusern des Herrn Carl Freiherrn von Hügel in Hitzing, zum Vortheile der k. k. Gartenbaugesellschaft.

Blume nickt der Blume zu,
Flüstert in des Morgens Schimmer:
Leben, ach, wie schön bist du!

Der Frühling, das schönste beglückendste Götterkind, welches diese Erde besucht, hat hier seinen Zauber wieder ausgegossen über die armen Menschenkinder, in Farben, Blüthen, Knospen und Düften.

Wie mit einem Zauberschlage öffnete er ihnen die Pforten zu seinem mährchenhaften Reiche und entführte sie den melancholischen Gefilden des Winters.

Reiche Gruppen von Camellien, aus deren Mitte die liebliche **Yucca gracilis** von einer schönen Marmorvase, auf einem Hügel glockenförmiger Epacrideen, emporragt, zeigt sich gleich beim Eintritte dem überraschten Auge.

Ihnen gegenüber, siehe:

Rose die glühende
Sprenget ihr Haus,
Muß in das blühende
Leben hinaus,

und mit ihr, der Königin der Blumen, dem Symbole weiblicher Schönheit, der duftende Flieder, das zarte Veilchen, die stolze Tulpe, und noch viele hundert andere Kinder Florens, die sich alle zu einer entzückenden Guirlande verbinden.

In dem nächsten Gewächshause erfreut sich das Auge an der Farbenschönheit und der Pracht neuholländischer Pflanzen, unter denen vorzüglich erwähnenswerth: die riesige **Agave americana** und das größte dermalen existirende Exemplar der gefüllten weißblumigen Camellia.

An einem lachenden Blumenfelde von Epacris vorüber, gelangen wir plötzlich in das chinesische Reich. Massen von Camellien mit dem blendendsten Weiß der Blüthen umgeben und chinesische Vasen schimmern aus dem reichen Laubgehänge.

Sogar die niedliche **Primula chinensis** leuchtet uns hier mit ihrem rosafarbigen Blumenglöckchen entgegen, als wollte sie rufen:

Frühling, Frühling ist gekommen,
Jetzt ist alles, alles gut!

Mehre Stufen abwärts in die beiden nächsten Glashäuser und es zeigt sich uns das feurigste und bunteste Farbenspiel, berauscht dich der süßeste Wohlgeruch Ceylons. Hier ist der größte Reichthum, die vorzüglichste Mannigfaltigkeit der auserlesensten und seltensten Gewächse vereint; eine Ausbeute, die der gelehrte Besitzer dieser Localitäten von seinen weltbekannten Reisen in seine Heimath brachte.

Ein kleiner Salon ganz mit Pflanzen, Blumenvasen und Körben geschmückt, bietet eine Aussicht auf einen Laubengang aus Camellien, Rhododendrons, Epacris und gelben Acacien.

Die Mitte des Salons ziert ein geschmackvoll geordnetes Blumengestelle. Zur Rechten desselben erblicken wir noch in erhobenen Beeten blühende Camellien von großer Seltenheit, und diesen gegenüber eine ganze Blumenlandschaft von indischen und amerikanischen Azaleen.

Zur Linken befindet sich hier ein Hyacinthenflor von der entzückendsten Pracht, zur Rechten der üppige Blumenflor Neuhollands.

Und mir ist so wohl, als säße
Wieder ich als Kind im Grün.

Eine wunderliche Augenweide bietet das Cactus-Haus mit seinen seltsamen barocken Pflanzengattungen, welche allenthalben wie Schlangen und Würmer herumkriechen oder hängen.

Hier sehen wir die Euphorbia, Jaquiniflora mit ihren schreienden hellrothen Blüthen, die Opuntien in ihrem reichen Stachelkleide, den weißhaarigen **Cereus senilis**, nebst der **Archinantus parasitus**, eine vorzügliche Zierde der Treibhäuser in dieser Jahreszeit.

Wieder zurück durch die bereits gesehenen Locale gelangen wir zu einem zeltartigen Gange, dessen Fortsetzung durch Camellien und Rhododendrons, die aus Felsen hervorragen, bezeichnet ist.

Hier befindet sich zum Schlusse noch eine Sammlung von Coniferen, die auf das Malerischeste geordnet sind und kaum in solcher Anzahl an einem zweiten Orte zu sehen seyn dürften. Eine noch seltenere Erscheinung aber ist der **Cephalotus follicularis**, der wohl nur hier allein auf dem ganzen Continente lebend anzutreffen ist.

Um die Anordnung dieser wunderherrlichen, vielleicht in ihrer Art einzigen Blumenausstellung, für welche wir dem Herrn Freiherrn von Hügel im Namen aller Naturfreunde unsern wärmsten Dank sagen müssen, machte sich Hr. L. Abel, Obergärtner, und Hr. M. Peintner, Beamter der k. k. Gartenbaugesellschaft, gewiß ein wesentliches Verdienst.

Viertes Concert

des F. Servais.

Der Enthusiasmus, welcher sich bei dem 3. Concerte des Herrn Servais etwas abgekühlt zu haben schien, erreichte am 6. d. M. wohl seinen Culminationspunct. Es war kein Applaus, es war der Jubel des Entzückens, der den Zuhörern die lautesten Zeichen der Bewunderung entlockte. Eine Stimme herrschte nur im Saale, die Stimme, so habe Hr. Servais noch nicht gespielt, so noch nie hingerissen. Die originelle Behandlung des Violoncells, die oft extravaganten Passagen und Sprünge des Herrn Servais sind bekannt, seine Bravour oft besprochen, als unerreicht erklärt, nur mit seinem Gefühlsvortrage war man bisher nicht einverstanden. In diesem Concerte bewies aber der große Virtuose, daß ihm das Höchste des Künstlers, die Seele innewohne! **La Romanesca (air de danse du XVII. siècle)** wurde mit so reinem Gefühl, mit einer so innern Begeisterung vorgetragen, daß die entzückten Zuhörer nicht eher im Beifallssturme nachließen, bis der Concertgeber diese Piece wiederholte. Es ist aber auch die schönste Nummer des Concertes gewesen. Hier ist keine Seiltänzerei, kein Haschen nach Effecten bemerkbar, einfach, gefühlvoll spricht hier das Herz zum Herzen. Die übrigen Pieçen und Compositionen Servais: **Viertes Concert (Allegro, Andantino, Rondo), Souvenir de Spaa und une Larme, Romance à Lafont**, wurden mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen, doch den Sieg über alle errang die einfache Romanesca! Wie oft Servais von dem entzückten großen

Publicum gerufen wurde, wer vermag das in so einer angenehmen Stimmung zu zählen?

Als Zwischennummern sang Dlle. Julie Goldberg eine Arie von Donizetti mit großem Beifalle und Hervorruf. Mein Glück, Lied, von Joseph Netzer componirt, gesungen von Hrn. Schmidbauer, verschaffte dem Sänger die Ehre des Hervorrufens. Die Composition selbst ist höchst einfach und konnte daher nach der herrlichen Romanesca von keiner besonderen Wirkung seyn.

Musikalisches Perspectiv.

(Der Oboist Reuther), großherz. baden'scher Kammervirtuose, ist eine der vorzüglichsten fremden Kunstnotabilitäten, welche dermal in unserer Residenz verweilen. Er ließ sich bis jetzt nur in zwei fremden Concerten, von denen das letztere ehevorgestern zu einem wohlthätigen Zwecke abgehalten wurde, hören, und entzückte jedesmal durch das wahre poetische Gefühlselement seiner Künstlerschaft, wie nicht minder durch die höchste Bravour, die sich nur immer bei einem so verwaisten Instrumente, wie die Oboe, denken läßt, das Publicum. Der Mann zaubert uns eine ganze Welt des idyllischen Lebens vor die Sinne und erhebt unser Gemüth mit einer eigenthümlichen Kraft so sehr über die Eindrücke des gewöhnlichen, häufig sogar angestaunten Virtuosentreibens, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, ihn in einem eigenen Concerte zu hören, das in jeder Hinsicht die herrlichsten Resultate erwarten läßt.

Theatralisches.

Das neue Lustspiel von C. Gutzkow, das in Berlin zur Aufführung kommt, heißt: Die Ritte Familie. Man erwartet etwas Vorzügliches davon.

Die neue Oper von Auber und Scribe: Der Herzog von Olonna, hat in der Opéra comique einen glänzenden Erfolg gehabt.

Ein neues Ballet von Hoguet, mit Musik von Schmidt: Die Danaiden betitelt, erregte in Berlin sowohl durch die sinnige Idee als durch die prachtvolle und Alles Gesehene weit übertreffende Ausstattung einen wahren Sturm von Beifall. Besonders werden die schönen Decorationen von Gropius gelobt.

Im Vaudeville-Theater war neu: Les Maçons (die Maurer), welches nicht besonders ansprach, indem die Pointe stumpf und die ganze Piece abgeschmackt ist.

Im Ambigu Comique kam unlängst Nicolaus Nickleby, ein Melodram nach Boz ausgezeichnetem Romane gleiches Namens, zur Darstellung und feierte, da es mit Glück bearbeitet ist, einen vollkommenen Succeß.

Literarisches.

Nächstens wird bei Hrn. W. Paschekes in Prag die Racine'sche „Esther" in deutschem und hebräischem Idiom ans Licht treten; die deutsche Übertragung dieser Tragödie lieferte Hr. Dr. Philippsohn in Leipzig und die hebräische Version ist aus der Feder des rühmlich bekannten Bearbeiters der Racine'schen „Athalie," des Hrn. M. Letteris. Hinsichtlich der typographischen Ausstattung wird diese Ausgabe, welche der großen tragischen Künstlerin Dlle. Rachel gewidmet ist, ein Muster der Vollendung seyn.

Von dem mit Recht beliebten Schriftsteller Heinrich Zschokke haben wir ein neues Werk zu erwarten, welches nebst der Entwicklungsgeschichte seines Geistes in einem viel angeregten Leben zugleich die Darstellung seiner innern Welt- und Gottesanschauung enthält. In einem vertrauten Briefe äußert sich Zschokke über sein literarisches Wirken folgendermaßen: „Ich wollte, dafür lebte ich am meisten und liebsten, auf allerlei Wegen in der Geisterwelt das Gottesreich verbreiten helfen."

Naturhistorisches.

(Sommerschlaf mancher Thiere.) Eben so wie der Winter durch seine Kälte, schläfert manche Thiere die erschlaffende Hitze und Trockenheit des Sommers ein. Die Schlangen des heißen Erdgürtels, so wie die Krokodillarten, liegen während der Zeit der großen Dürre unbeweglich und starr im ausgetrockneten, hart gewordenen Schlamme, aber bei dem ersten Regen zersprengen sie diese Erddecke, und gehen ausgehungert auf Raub aus. Nach Atkins ist in den heißen Ländern von Afrika, selbst bei Menschen, insbesondere bei den Mauren, die Schlafsucht eine sehr gewöhnliche Krankheit. Wie unser europäischer Igel durch die Kälte, so wird der Igel von Madagascar durch die Hitze in einen dreimonatlichen Sommerschlaf versetzt.

(Moos an Bäumen.) Die Bäume in den südlichen Staaten haben eine Eigenthümlichkeit, die mir noch nirgends vorkam; es ist dieß eine eigene Moosgattung, welche an vielen Baumästen gleich Zweigen von Trauerweiden herabhängt und ihnen einen eigenen Reiz verleiht. Das fahle Grün des Mooses bildet einen großen Contrast zu dem lebhaften frischen Grün der Bäume, in deren Schatten man gerne immer verweilen möchte. Die Amerikaner gebrauchen dieses Moos zum Füllen von Matratzen und Polstern, und es soll dazu sehr dauerhaft und elastisch seyn.

Tagsergebnisse.

Ein Gränzanwohner eines benachbarten Compagnie-Bezirkes des Sluiner Gränzregimentes hatte am 8. Februar mit einem andern gewettet, in der Nacht, auf einem ungebahnten Wege mitten durch den Schnee eine Strecke von einer halben Stunde hin- und zurückzugehen, und zwar bei einer Kälte von 16° Réaumur, im bloßen Hemde, barfuß und nur mit leinernen bis über das Knie aufgestreiften Beinkleidern bedeckt.

Die Wette wurde ins Werk gesetzt und gewonnen, der Gränzanwohner machte die Strecke hin und zurück, näherte sich aber als er zurückkam unvorsichtigerweise zu schnell dem warmen Ofen, und erfror sich Hände und Füße, deren Verluste er nun entgegensieht, außerdem zog ihm noch seine Bravour eine Lungenentzündung zu. Die Summe, um welche diese Wette geschah, bestand in — 40 Kreuzern.

Omnibus.

(Amusantes.) Ein Justizrath hatte die Gewohnheit, zu Anfang seiner Protocolle den Gegenstand des Processes so genau als möglich mit einem Worte zu bezeichnen; dem zu Folge fing ein Instructionsprotocoll folgendermaßen an: „In Sachen N. N. wegen Kalkgrubenausräumungsverbindlichkeitserfüllungsmängel u. s. w."

(Deutsche in London.) Ein englisches Blatt sagt: „Deutsche haben wir hier in Überfluß, Musiker, Sprachlehrer, Uhrmacher, Buchbinder und Handwerker aller Art, besonders aber Schneider in Menge, welche die Neigung unserer eigenen Nadelkünstler zu Arbeitseinstellungen, um höheren Lohn zu erzwingen, nach England lockt. Diese fremden Handwerksgesellen arbeiten wohlfeiler, verderben den eingebornen den Markt, und sind, wo sie sich eingenistet, schwer wieder wegzubringen. Der Deutsche in London ist wie der Deutsche überall: schwerfällig, dickköpfig, ungeschlacht, schmierig von Bier und Tabak, aber sauerkrautsäuisch zäh an seiner Arbeit, geduldig und im Allgemeinen zuverlässig." — Wir danken für das Compliment.

(Ungeheure Schneemassen in der Schweiz.) Die Masse Schnees, die in den Gebirgen der Schweiz gefallen, ist so groß, daß die Bäume unter der Last desselben brechen; tagelang war oft die Communication gehemmt; der Schaden, den der Schnee in den Wäldern angerichtet, ist unermeßlich; das Krachen der haufenweise zusammenstürzenden Tannen läßt fürchterlichen Schaden vermuthen. Auf der Genferstraße zwischen Bellegarde und Ferney sollen sich kleine Gletscher gebildet haben, die den Durchgang unterbrechen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 31.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 12. März 1842.

It is well said, Sir!

(Das ist ein rechtes Wort, mein Herr!)

Novellette.

Seit der Zeit, als der vom Weltschauplatze tretende Feldherr im Garten von Fontainebleau ein Veilchen gepflückt, und dazu die Worte gesprochen hatte: „So soll künftig mein Leben seyn!“ — war in die Pariser eine besondere Leidenschaft für Blumen gefahren. Die Gärten in Paris, die Gärten und Felder rings um diese Weltstadt trugen nicht Veilchen genug, um die Anforderungen der Pariser nach diesen Blumen, zu befriedigen. Zwar kamen die Veilchen aus der Mode, aber der Geschmack an Blumen und Sträußern blieb um so mehr, da die nicht unschönen Verkäuferinnen denselben immer wieder zu wecken, zu nähren und zu erhalten wußten. Der Handel mit diesem Artikel wurde ein Erwerbszweig, der manchen Etablissements ihr Entstehen gab; Manchem zu Wohlstand und Reichthum verhalf, und der mit den neu erhobenen Tempeln der Flora und ihren freundlichen Priesterinnen mehren Straßen und Plätzen einen lieblichen Reiz verlieh, den sie bisher nicht gekannt hatten.

Da gab es Blumen in Töpfen, etagenweise gereiht, aus allen Klimaten des bekannten Erdkreises, von der duftenden, schmucklosen Alpenpflanze bis zu der glühendsten Farbenpracht der Blüthen des Südens, Blumen einzeln vom Stängel zu schneiden, andere geschmackvoll und malerisch in Sträuße gebunden, und die grazienähnlichen Pflegerinnen dieser holden Töchter des Erdenparadieses wußten über Heimath und Leben einer jeden geläufige Auskunft zu geben.

Die Restauration hatte den reiselustigen Britten den alten Weg der Touristen über Paris durch Frankreich, Sardinien, das Chamouny-Thal und die Schweiz, in die Lombardie und die apenninische Halbinsel, nach dem glücklichen Toscana, der heiligen Roma, und dem herrlichen Golfo von Neapel wieder geöffnet, und in Schaaren erschienen sie an den Ufern der Seine, theils mehr, theils minder mit den beliebten Guineen die Börsen gefüllt.

Unter der Zahl dieser Wanderer aus Albion war auch der noch sehr jugendliche Lord Darham, und mit ihm der nur einige Jahre ältere Arthur P..., Laureat der Rechtskunde, der ihn als Mentor unzertrennlich begleitete, und nach vollendeter Erziehung der jungen Lordschaft die beruhigende Aussicht auf eine gesicherte Zukunft hatte.

Schon am zweiten Tag nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt Frankreichs traten diese Beiden in einen der oben bezeichneten Tempel Flora's, wo sie nicht ohne einige Verwunderung in einem verhältnißmäßig engen Raume einen großen Theil der Schätze des Londoner botanischen Gartens angehäuft sahen. Nach aufmerksamer Beschauung des vielen Schönen und Kostbaren, das hier sich ausgestellt fand, an der aber Arthur mit sichtbarer Zerstreuung Theil nahm, kaufte der Lord einen kleinen, sehr sinnig gebundenen Strauß, Arthur aber nur eine einfache, seltene Blume, deren Eigenschaften er sich von dem Mädchen, das die Dienste eines Commis hier zu versehen schien, sich erklären ließ.

Sisarine, dieß war ihr Name, den er glücklicherweise bald nach seinem Eintritte vernommen hatte, denn vom ersten Augenblicke an interessirte er sich lebhaft für sie Sisarine; war kaum sechzehn Sommer alt, nicht von ausgezeichnet schönen, aber von regelmäßigen Gesichtszügen, über welche die ruhigste Leidenschaftlosigkeit und eine kindliche Unbefangenheit die lieblichste Anmuth verbreitete; überaus reizend aber war ihr Wuchs, und an der Reinheit und dem Geschmacke ihres Gewandes hätte die strengste Brittin nicht auszustellen gefunden, in ihrem ganzen Wesen lag gerade nicht mehr Coketterie als einer jungen Pariserin unentbehrlich ist, und nicht weniger Tugend, als ein teutscher Jüngling von seiner Herzliebsten erwartet. Unwiderstehlich aber war sie, wenn ihr holder Mund sich zum sprechen öffnete und das Französische, welches sie mit sonorer Klarheit, mit natürlichem Ausdrucke und classischer Correctheit sprach, um sich dem Fremdling ja gewiß verständlich zu machen, wurde Musik auf ihren Lippen. Arthur hätte sich vielleicht so weit vergessen, stundenlang im Gespräche mit ihr zu verweilen, wenn nicht dieses Mal der junge Lord den Mentor gemacht, und ihn des Weitergehens gemahnt hätte.

Indessen erwachte in dem jungen Rechtscandidaten eine Vorliebe zur Botanik, die er nie vorher verspürt hatte; selbst Seine Lordschaft mußte sich von nun an Vorträge über den Nutzen und die Annehmlichkeit dieser Wissenschaft gefallen lassen; und es verging kein Tag, wo der Jugendführer nicht den Bedarf an Blumen einleuchtend zu machen, und den Weg gerade nur immer in jene Tempelhalle Flora's zu finden wußte; ja in der letztern Zeit hielt er es sogar gebührlich, daß die am Morgen beigeschafften des Abends durch frische ersetzt wurden.

Inzwischen war er auch bedacht gewesen, über Sisarinens Verhältnisse, ihre sonstige Lebensweise, ihr Gemüth und ihre Neigungen sichere Kunde zu erwerben, da er wohl merkte, daß seine Empfindung für sie keine vorübergehende wäre, und in der That entsprach Alles dem günstigen Eindrucke, den ihr erstes Begegnen auf ihn gemacht hatte; alle Stimmen vereinigten sich zu ihrem Lobe.

Aber der Aufenthalt der Wanderer aus Albion in Paris war kein bleibender, der Tag der Abreise erschien und mit ihr die Stunde, wo zum letzten Male Blumen gekauft wurden. Arthur und Sifarine hatten sich gegen einander bisher nicht erklärt, aber ihre Herzen verstanden sich, und er glaubte bemerkt zu haben, daß er ihr nicht ganz gleichgiltig wäre; dessen ungeachtet war ihr letztes Gespräch nicht so lange, als sonst zuweilen; die Botanik wollte dieses Mal nicht ihre Dienste leisten, und doch hatten Beide sich nie, auch jetzt nicht ohne Zeugen gesprochen. „Adieu, mon cher Monsieur, et bon voyage!“ sagte sie endlich mit vieler Herzlichkeit und sichtbar bewegt. — „Fare you well!“ rief er, und leiser und mit einem starken Händedruck setzte er bei: „à revoir, ma belle amie!“

Arthur zog nach Italien.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 10. März zum ersten Mal: Elisabeth, historisches Drama in 5 Aufzügen, und einem Nachspiel von Franz Feis. — Die Jugend der großen Königin Elisabeth, die Geschichte ihrer Liebe und Entsagung, ist der Gegenstand dieses Drama's. Elisabeth und ihre regierende Schwester, Maria Tudor, beide zugleich den Grafen Devonshire liebend, beginnen den Wettkampf der Leidenschaft und der Seelenhoheit, der Gewaltthat und der Unschuld, der Staatsstreiche und des nicht zu verblendenden reinen, sich selber klaren Willens. Der Stoff ist insoferne interessant, als er den zarten jugendlichen Charakter Elisabeths bis dahin führt, wo sein Wirken in der Weltgeschichte anfängt, bis dahin, wo das isolirte, einsame Mannweib auf dem Throne die Zügel der Regierung mit starker Hand ergreift und den Grund zu Britanniens weltbeherrschender Größe legt. Wie aus den weichen Stoffen, welche die Natur zur Schöpfung des Weibes gewählt, jener starke Wille hervorging, der den Kampf der Parteien zur glorreichen Verfassung, den Krieg mit überlegenen Reichen zur Herrschaft der Meere, den Trotz religiöser Spaltungen und Wirren zur Verschmelzung dreier Kronen und gänzlichen Einheit des Reiches, entwickelte, das soll uns dieses historische Drama erzählen.

Die Elemente des Werkes sind reich, nur allzu reich! — Die Natur des Hauptcharacters gänzlich zu begreifen, war nicht leicht möglich, Bühnengewandtheit und Situationen thun ihre Schuldigkeit, und so kam ein Schauspiel zusammen, über dem, um mit Ossian zu sprechen, der Geist Zieglers in den Wolken fährt. Wenn es dem Verfasser darum zu thun war, seine Routine zu zeigen, so hat er vollkommen reussirt, dann hat seine Arbeit mehre vollkommen gelungene Scenen, dann finden wir den Stoff vortrefflich und die Mache geschickt. Ganz ein anderer Fall wär' es, wenn nach den Grundsätzen echter dramatischer Kunst, nach dem Geiste des wahren historischen Drama's, nach der Bedeutung dieser Gestalten, nach dem Werthe gefragt würde, den sie auf der deutschen Bühne einnehmen, da müßte man dieser Elisabeth freilich einen sehr bescheidenen Standpunct anweisen. Allein Schreiber dieses fühlt sich nicht angeregt, auf dieses Thema einzugeh'n. — Die Erscheinung eines sechsten Actes oder sogenannten Nachspiels, in welchem dem Publicum das noch erzählt wird, was es durch fünf Acte nicht erfahren konnte, wo der zu entwickelnde Charakter nicht mehr handelt, weil ihm niemand mehr entgegenwirkt, wo die Ereignisse dem Herzen der Heldin den Gnadenstoß geben, um sie dann mit der auf dem Polster entgegengebrachten Krone zu überraschen, nebst dem enormen Versch'n des Staatskanzlers (?), der, um zwei Unschuldige zu verderben, ehrliche Männer ihr Gespräch belauschen läßt, welches auf keinen Fall etwas Anderes als ihre Unschuld darthun kann, genügen hoffentlich, den künstlerischen Standpunct dieser Novität zu bezeichnen, deren größter Werth unter allen Umständen und selbst bei einer Aufführung auf der ersten Bühne Deutschlands stets die theatralische Wirksamkeit bleiben wird.

Von den Darstellern heben wir Dlle. Anschütz (Elisabeth), Hrn. Weber (Capitän) und Dlle. Rosa Anschütz (Jenny), als diejenigen heraus, denen eine günstige Stellung durch ihre Rollen selbst geboten war und die diese Stellung auch recht ehrenvoll behaupteten.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag, den 10. März zum Vortheile des Komikers Johann Nestroy und zum ersten Male: „Einen Jux will er sich machen.“ Posse mit Gesang in vier Aufzügen von dem Benefizianten. Musik vom Capellmeister Hrn. Adolf Müller.

„Wäre es nicht verdienstlich, wenn der Stoff dieses englischen Lustspieles, das wir eben gelesen, von Einem unserer besten Localdichter, z. B. von Nestroy, zu einer Posse verwendet würde, darin ist doch Handlung, lebendige, gelungene Handlung“ — also sprechend griff ich nach der Thürklinke. „Wie meinst du das, erkläre dich näher, bleibe doch!“ riefen sie mir nach. „I kan not — es ist schon sechs Uhr, und Nestroy will sich einen Jux machen, da darf ich nicht fehlen.“ — Und ich stand gepreßt im Parterre, dachte so Manches und kam immer auf das englische Lustspiel zurück, und fand den Stoff immer besser und besser. Ich geb ihn preis — ein Handlungscommis wird seiner guten Verwendung halber von seinem Herrn zum Associé angenommen, der Herr geht auf drei Tage in die Stadt, um sich eine Frau zu suchen, und läßt den Commis als Herrn seines Gewölbes zurück, nun fährt es aber auch mit einem Male den Commis durch den Sinn, das Gewölb zu sperren, seinem Kerker zu entfliehen und mit dem Ladenjungen in die Stadt auf Abenteuer und gut Glück mit wenigem Gelde zu wandern. Nun denke man sich tausend Verlegenheiten und Fatalitäten, in die er kommt, er muß den Mann einer Frau vorstellen, deren Namen er nur zufällig ausspricht, läuft Gefahr mit seinem Herrn zusammenzutreffen, der auf die quasi-Frau ein Auge geworfen, kommt endlich wieder nach Hause, wo er Diebe überrascht, die das Gewölbe erbrochen. — Der Vorhang rollt auf — und siehe da, mein Wunsch ist hier bis ins Detail realisirt. Diese Rolle ist nach dem Stoffe des heute gelesenen englischen Lustspiels von Nestroy bearbeitet. — Ja Nestroy versteht es, in einem schon aufgeführten Gebäude, in dem jede Wohnung verlassen, wie in seinem eigenen Hause umzugehen, er schickt seinen Diener, den Witz und die Komik zu jeder Partei, läßt sie Visiten und die Honneurs machen. Wissen Sie, wie der eine Diener: die Komik aussieht, — er ist breitstämmig und gesund und sehr drollig, mit einem stereotypen Gesichte, kurz, er sieht ganz und gar wie sein Repräsentant, Hr. Scholz, aus; wissen Sie, wie Nestroy's Witz aussieht, aufgeschossen, lang, ein ironisches Lächeln spielt um seinen Mund, er sieht ganz seinem Herrn gleich, viele behaupten selbst, er sey dessen natürlicher Sohn; dieser Diener Nestroy's, dieser Witz ist aber auch ungeheuer witzig. — Wenn nun diese beiden in einem schon ausgebauten Hause von Zimmer zu Zimmer wandern, sich gegenseitig unterstützen bei ihren Affairen, da möchte man sich krank lachen; jagt so ein mürrischer Herr die Komik zur Thüre hinaus, sie kommt durch's Fenster, der Witz reicht ihr die Hand hinaus und zieht sie zu sich hinauf; ein andermal steigt der Witz wieder auf die breiten Schultern der Komik, um ein Abenteuer zu bestehen. So treiben sie es in einem aufgebauten, schon bewohnten Hause; ganz anders ist's, wenn sie sich ihr Haus selbst aufführen sollen, wenn die Komik Handlanger, der Witz Maurergeselle seyn muß, dann stockt es im Innern des Hauses. Nicht selten wankt der Bau schon zu Anfang, weil der Grund schlecht gelegt ist; um das Gebäude zu halten, wird die Komik von außen als Pfeiler angebracht, an dem sich Jedermann reibt, dem sie selbst auf den Kopf steigen, um durch die Fenster in das Innere schauen zu können, wo der Witz, sein Gumpan, Alles zu beschäftigen sucht; wird es jedoch der Komik zu arg, so gibt sie nach und der ganze Bau stürzt zusammen, und aus den Trümmern rettet sich allein der Witz. — Heute war der erste Fall, und Hr. Nestroy hätte, unbescha-

bei der Wirkung, den Fabrikanten des Stoffes: England angeben können, damit auch andere dort kaufen. Diese Posse ist dort mit Recht seinen besten angereiht worden. Über das Spiel der Hauptpersonen, Nestroy und Scholz habe ich mich schon im Bilde ausgesprochen und füge demnach nur die Namen der Mitwirkenden hinzu, die es kräftig unterstützen, nämlich die HH. Grois, Brabbée, Börger, Mad. Schmidt, Dlle. Ammesberger und Mad. Waas. Hr. Nestroy wurde zu Ende jedes Actes wiederholt gerufen.

Concerte.

Am 10. d. M. gab Caroline Leonhardt-Lyser im Saale des Musikvereins eine Akademie, in welcher sie als Improvisatrice auftrat.

Improvisiren, o schönes Wort, an des Menschen schönstes Anrecht, an die rauschenden Fittige seiner göttlichen Psyche mahnend! Improvisiren, herrliches Wort, aus kalter Nordlandsheimath hinüberzaubernd zum ewig blauen Himmel Italiens! Improvisiren, liebliches zartes Wort, hinweisend auf eine Erdenheimath des Künstlers, wo der beflügelte Gedanke über Blumen hineilt, wo der heitere Glaube an Poesie Gemeingut der Armen und Reichen, des Lastträgers und des Fürsten ist, wo der Dichter nicht für eine Abart und monströse Species des Menschengeschlechts, sondern als ein begeisterter Mensch gilt, wie süß schlägst du an mein Ohr! — Aber ein Fremdling bist du in Deutschland, das sagt dein Klang; ein verirrter Stern, eine vereinsamte Welt bist du am Himmel dieses kalten, blutlosen Landes, ich wollte sagen dieses Landes, wo das Blut nur dann warm zu seyn scheint, wenn es der Klang der Trompete erhitzt.

Unter diesem Himmel war es, wo heute eine Deutsche auftrat zu improvisiren. Ein Weib, eine Dichterin, führt mich gebunden in das Lager der Feinde, wir wollen Frieden schließen.

Es gibt Feinde aller Improvisation, und wahrlich, bedenkt man das widerstrebende Element, — die widersprechende Lebensanschauung und Sitte, die unsre Seelen eher verschließt als entfesselt, so möchte man wohl sagen, verschließe Jeder sich still in seinem Hause, und denk' an sein Gewerbe! — Allein ein Strom künstlerischer Kraft ist über Deutschland ausgegossen, tausende von Geistern sind hineingerissen, vielleicht eine Million Menschen in unserm Vaterlande ist mit ihrem Erwerbe auf die Functionen des Geistes, auf Kunst und Wissenschaft und die ihnen dienenden Verrichtungen hingewiesen, die Rückkehr ist unmöglich.

Eine aus dieser Million Seelen ist auch Leonhardt-Lyser. Es ist eine Kraft, die nach Entwicklung ringt, eine geistige Selbstständigkeit, und möge der Himmel ihre Bemühungen segnen!

Leonhardt-Lyser ist keine gewöhnliche Erscheinung; der stille bescheidene Ernst, der über ihren Zügen liegt, spricht mehr als alle Recensionen zu ihren Gunsten. Wir haben es mit keinem gemeinen Marktschreier, nicht mit der Frechheit eines wandernden Komödianten zu thun, es ist ein in Demuth entschlossenes Herz, das uns zur Theilnahme aufrüttelt.

Wenige Worte mögen den Erfolg bezeichnen! Die Sonette nach aufgegebenen Endreimen wurden beinahe augenblicklich und mit formeller Meisterschaft vollendet. Kein unlogisch construirter Satz, kein Stottern, keine Flickworte störten den Genuß des Augenblicke.

Minder genügte das Mährchen, aber welche Aufgabe ist das! —

Die Glosse darf als vorzüglich angenommen werden, wenn dieser Art Poesie nicht etwa überhaupt ein Bedenken nachgetragen werden soll. Bei dem letzten, nach gegebenen Endreimen improvisirten Sonett, welches die Dichterin geschickt auf sich selbst anwandte, war das Publicum durch die Trefflichkeit des Gedankens sowohl, als die Raschheit und Rundung der Ausführung wirklich überrascht.

Und nun nur noch ein Wort an Sie, verehrte Zuhörer und Zuhörerinnen! — Ich habe mich im Mitgefühle für die improvisirende Dichterin über zwei Dinge unglücklich gefühlt, und bitte Sie flehentlich, diesen nach Maßgabe Ihrer Kräfte und um Ihres eigenen Genusses willen abzuhelfen. Befindet sich ein Mann von Einfluß unter Ihnen, wie ich nicht zweifeln kann, so wende er diesen bei der Direction des Musikvereins dahin, daß dieselbe die Angeln jener Thüre, welche den einzigen praktikablen Zugang in den großen Saal bildet, mit etwas Öhl befeuchten lasse, um dem höchst störenden Geräusche abzuhelfen, welches, so oft jemand aus- oder eingeht die Versammlung und den Producenten peinigt. Das zweite aber liegt unmittelbar in Ihrer Macht, und besteht in der edelmüthigen Begünstigung: daß sie Ihre Bedienten draußen vor dem Saale warten lassen, nicht im Saale selber. Ich weiß, daß Sie Ihren Bedienten keinen andern Befehl geben, ich bemerke Ihnen bloß, daß diese Herren einen unwiderstehlichen Drang fühlen, hinter ihrer Herrschaft im Kunsttone nicht zurückzubleiben. Der Zufall macht Ihnen hier ein großes Compliment denn er beweist, daß in Ihren Salons selbst Bediente sich an Kunstgenüsse gewöhnen und Kunstleistungen schätzen lernen, es ist aber doch besser, wenn jeder, wir und unsere Bedienten, seine eigenen Wege geht.

Die Harfenspielerin Fr. Thiem verdient als eine angenehme Erscheinung freundliche Erwähnung.

Musikalisches Perspectiv.

Dlle. Meerti, Concertsängerin aus Brüssel, ließ sich am 8. d. M. in einem eigenen Concerte hören. Sie sang eine Arie aus Mozart's „Titus" und Mercadante's „Ritorti," dann das Schubert'sche Ave Maria und eine Romanze von Grisar, letztere zwei Piecen in französischer, die beiden ersteren in italienischer Sprache. Ihre Stimme nicht sehr stark, dabei sehr umfangreich (sie gab in ihrem Concerte bei dritthalb Octaven, vom Contra-Alt-G bis zum dreigestrichenen Sopran C zum Besten), ist klangreich, wohltönend; ihre Intonation durchaus rein und sicher; ihre Schule die neuere italienische, weniger auf inneren Ausdruck als auf äußerliche Nuancirung bedacht.

Die Merkmahle dieser Gesangsmanie prägte sie allen ihren Vortragsstücken ziemlich gleichmäßig auf, und wenn sie sich auch Concertsängerin nennt, so sind wir doch der Ansicht, daß sie keine solche, sondern vielmehr eine dramatische Sängerin sey, denn ihre Mimik, ihr declamatorischer Ausdruck, kurz die ganze Vortragsweise athmet ein echtes dramatisches Element. Das nicht sehr zahlreich versammelte Publicum hatte eine warme Theilnahme an der jugendlichen Sängerin gezeigt, welche für jede bedeutendere Bühne eine gute Acquisition seyn würde.

Künstlerischer Wegweiser.

Der rühmlich bekannte Professor Führich zeichnete unlängst ein werthvolles Kunstblatt, welches von Schuler meisterhaft in Stahl gestochen zu Mannheim unter dem Titel: Mozart's Verherrlichung erschienen ist. Dieses Blatt, 14 Zoll hoch und 11 Zoll breit, stellt Mozart, auf Folianten sitzend und sinnend dar, im Begriffe, das tief Gefühlte aufzuzeichnen. Ihm zu Seite steht der Genius mit seiner Himmelsflamme, und Euterpe setzt ihm den Lorbeerkranz auf. Ober ihm sitzt die heilige Cäcilia an der Orgel, von der sie so eben ihre Finger abzieht, um auf die Klänge aus dem berühmten Requiem des Tonfürsten zu horchen, die von dem vorbeiziehenden Leichenzuge zu ihr emportönen, und sie mit Bewunderung zu erfüllen scheinen. Auf der andern Seite des Blattes sieht man durch eine Bogenöffnung eine Gesellschaft, die sich bei heiterer Mondnacht in einem Garten an einer Serenade des großen Tonmeisters ergötzt. Die Hauptpersonen der Opern: „Figaro's Hochzeit," „die Entführung aus dem Serail," „die Zauberflöte" und „Don Juan" bilden zu beiden Seiten die umgebende Verzierung. Ganz oben bedeuten drei singende Engel die himmlische Abkunft der Musik, und zwei andere verscheuchen die Thorheit und das Laster, um anzuzeigen, daß das wahrhaft Schöne die Kraft in sich hat, Geist und Herz zu veredeln. Ein Gruppe von Kindern, welche Musik machen, schließt unten das Ganze.

Nachdem erst im vorigen Jahre zu Salzburg zwei Mosaik-Fußböden aufgefunden worden waren, wird eben jetzt unser Interesse für diesen Gegenstand neuerdings in Anspruch genommen, indem vor wenigen Wochen zu Köln am Rhein, in der Nähe des Appelhofes, bei Fundament-Ausgrabungen ein marmorner Mosaikboden entdeckt wurde, der noch ziemlich gut erhalten ist. Doch sind die Meinungen der Gelehrten getheilt, ob dieser Boden römisch oder altdeutsch sey.

Theatralisches.

Die Zeit der Geister- und Spukgeschichten ist noch nicht ganz vorüber, denn das zu Pesth am 26. Februar gegebene romantisch-komische Zauber-

spiel: Das Geisterschloß von Ph. Zöllner, hatte sich eines ziemlich bedeutenden Beifalles zu erfreuen, obwohl das poetische Element ganz vernachläßigt ist, und nur das amusante, spaßige und launichte darin vorherrscht.

Am 28. Februar brachte man auf dem deutschen Theater zu Pesth zum ersten Male: Treue Liebe, Schauspiel in 5 Acten von Eduard Devrient zur Darstellung; doch dieses Schauspiel konnte in Pesth eben so wenig, wie an andern Orten reussiren.

Im Drurylane-Theater zu London wurde Händls Oper: Acis and Galatea mit vielem Beifalle aufgenommen, doch glaubt man, es sey weniger die etwas veraltete Musik Händls, als die Pracht der Decorationen und die Künstlichkeit der Maschinerien Ursache an dieser günstigen Aufnahme.

Der berühmte Tenor Antonio Ronzi befindet sich gegenwärtig in Paris und dennoch ist es möglich, daß die italienische Opernsaison zu Ende geht, ohne daß ihn die Pariser singen hörten; denn zwischen dem Sänger und dem Director des italienischen Theaters, Hrn. Dormoy, ist ein Proceß wegen Nichterfüllung des Contractes ausgebrochen, dessen Beendigung sich wohl leicht verzögern dürfte.

Die neueste Oper von Auber, Text von Scribe und Saintine führt den Titel: Der Graf von Olonne und wurde im Laufe des Monats Februar in der Opera comique zu Paris mit vielem Beifalle gegeben.

Unter den Sängern, welche die heurige deutsche Oper in London zieren werden, nennt man: Madame van Hasselt-Barth und Madame Schodel, dann die HH. Standigl und Erl; und es steht somit zu erwarten, daß man dem deutschen Gesange auch heuer in London mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschen werde.

Zu Frankfurt wurden die sieben Mädchen in Uniform mit verstärkter Mannschaft, nämlich mit fünfzehn gegeben, und fanden stürmischen Beifall.

Ebendaselbst war am 17. Februar neu: Der Strauß, Spiel in Versen von G. v. K. Das Ganze ist nichts anderes, als eine dramatisirte Homonyme, indem alle nur möglichen Bedeutungen des Wortes Strauß darin vorkommen; übrigens wird dieses Versspiel als höchst langweilig geschildert.

Eine Schauspielerin, Mad. Lebew, geborne Ohl, gab in Naumburg so jämmerlich die Jungfrau von Orleans, daß die Zuschauer vor Lachen nicht pfeifen konnten. Man rief daher: Lebewohl Johanna! Mad. Lebew-Ohl glaubte, voll Dünkel über ihre Künstlerschaft, ihren Namen rufen zu hören und erschien auf der Bühne. Nun ging erst der Spectakel los und sie wurde förmlich ausgepfiffen.

Ein Besuch im Kloster der schwarzen Nonnen zu Baltimore.

Ich hatte in Baltimore die Bekanntschaft zweier liebenswürdigen jungen Frauen gemacht, erzählt die geistvolle Clara von Gerstner in ihrer Reise durch Nordamerika, welche, da sie den Antheil sahen, den ich an der schönen Kathedrale genommen hatte, mir antrugen, einige katholische Institute in ihrer Gesellschaft zu besuchen. Ich nahm dieses freundliche Anerbieten mit vielem Vergnügen an, und so fuhren wir denn zuerst zu dem Kloster der Sisters of Providence (Schwestern der Vorsehung), welche mich besonders interessirten, weil die darin befindliche religiöse Gesellschaft nur aus Coloured Women (farbigen Frauenzimmern bestand.

Sie wurde von einem französischen Geistlichen, Herrn Joubert, mit der Bewilligung des Erzbischofs Whitefield, am 5. Juni 1829 gestiftet. Im nächsten Monat, am 2. Juli, legten schon die vier ersten Schwestern ihren Eid ab, und gegenwärtig befinden sich hier 13 Schwestern und 2 Novizen.

Sie entsagen für immer der Welt und widmen sich Gott, dem Gebete und Erziehung von Coloured Girls (farbigen Mädchen). Ihre Tracht ist nicht ganz so wie jene der Nonnen; sie besteht aus schwarzen, wollenen Gewändern mit großen Krägen; um den Hals tragen sie eine Schnur mit einem Crucifix, und ihre Kopfbedeckung besteht aus einer weißen Haube von ganz besonderem Schnitte. Der Eindruck, den diese Coloured Sisters auf mich machten, läßt sich nicht beschreiben; diese schwarzen Gesichter, gehüllt in die schwarzen Gewänder, waren mir eine ganz eigene neue Erscheinung.

Mit großem Eifer widmen sie sich der Erziehung der Kinder, welche außer der Religion und Sittenlehre noch Lesen, und Schreiben, Rechnen, englisch, französisch, dann Nähen, Sticken, Stricken, Waschen und Bügeln lernen. Auch haben die Schwestern jetzt den Plan, ihre Zöglinge noch die Kochkunst, Pasteten- und Zuckerbäckerei erlernen zu lassen. Eine Schülerin, welche ganz in der Anstalt wohnt, zahlt monatlich 4 Dollars, und während des ganzen Winters daneben 1 Dollar für Feuerung; jene, welche zu Hause schläft und nur Kost und Unterricht erhält, zahlt monatlich 2 Dollars und ½ Dollar für Feuerung. Mädchen, welche nur wegen Unterrichts hieher kommen, zahlen für das Vierteljahr 2 Dollars für Feuerung 50 Cents und für den Gebrauch von Büchern 37½ Cents. Aus diesen besteht die Mehrzahl der Schülerinnen; die Anzahl jener Mädchen, die ganz im Hause sind, ist nur unbedeutend. Ich muß jedoch noch bemerken, daß die letzteren für den Gebrauch von Büchern für Krankenpflege, Wäsche und Ausbesserung derselben jährlich noch besonders 24 Dollars zu entrichten haben, für den Fall, daß die Eltern oder Verwandten diese Kosten nicht zu tragen wünschen; und sollten diese Zöglinge einer gefährlichen Krankheit unterliegen, so wird auch die Rechnung des Arztes noch den besonderen Auslagen beigelegt. Bringen sie kein Bett mit in die Anstalt, so können sie es um den Preis von 10 Dollars von den Schwestern erhalten. Alle Kinder, deren Eltern in der Stadt wohnen, dürfen jeden ersten Sonntag im Monat mit den Schwestern zu Mittag speisen, und im Winter bis Abends 5 und im Sommer bis 7 Uhr bei ihnen verweilen, was für die Jugend immer ein großer Festtag ist, der ihr nur einer verdienten Strafe halber zuweilen entzogen wird. Die Ferien der schwarzen Kinder fangen immer am 10. August nach Vertheilung der Prämien an, und dauern bis zum ersten Montag im September.

Als ich durch alle Localitäten ging, in welchen eine musterhafte Reinlichkeit herrschte, fand ich in einem großen Schulzimmer mehrere kleine schwarze Mädchen ihr Mittagsmahl einnehmend, um einen Tisch versammelt, an welchem eine schwarze Schwester den Vorsitz hatte, um die Kleinen in Ordnung zu halten.

In der Anstalt haben die Schwestern eine recht freundliche Capelle, St. Frances Chapel genannt, in welcher ihnen ein Geistlicher aus dem Seminarium wöchentlich zweimal die Messe liest; an den übrigen Tagen besuchen sie zusammen andere Kirchen. Das Ausgehen ist ihnen, sobald es gemeinschaftlich geschieht, und nicht zu oft Statt findet, erlaubt.

Nachdem uns eine freundliche schwarze Schwester, mit der ich mich die ganze Zeit französisch unterhielt, nebst den ganzen Anstalten noch ihre Blumen gezeigt, welche sie in der geschmackvollsten Ordnung vor dem Eingange in die Capelle aufgestellt hatte gab sie uns noch das Geleit bis zum Portal, mit der herzlichen Aufforderung an mich, bei meinem nächsten Aufenthalte in Baltimore die Anstalt wieder mit meinem Besuche zu erfreuen.

Groß ist das Verdienst dieser Sisters of Providence. Nebst dem, daß sie die Jugend mit nützlichen Kenntnissen bereichern, heben sie eine Menschenrace, welche in geistigen Fähigkeiten so weit unter den Weißen steht, und hier im Lande so vieler Verachtung preisgegeben ist. Die Mädchen werden entweder vortreffliche Dienstmädchen oder gute Hausmütter, die ihre Tugenden und religiösen Grundsätze auf ihre Kinder übertragen, wovon die Beispiele sehr zahlreich sein sollen. — Außer diesem Kloster der Sisters of Providence gibt es kein ähnliches Institut für Negerinnen in der ganzen Union.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlag 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 32. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 14. März 1842.

Schein und Seyn.

Parallelen von Franz Fiszinger.

Herr Ypsilon schenkt einem Armen der ihn anspricht ein Silberstück. Der Arme ist so voll Freude darüber, als ob er dadurch auf einmal reich geworden wäre; bemächtiget sich der Hand seines Wohlthäters und bedeckt sie mit Küssen, während der Edle die Stirne düster faltet, aus Betrübniß, daß die Umstehenden das gute Werk bemerkt haben, und laut ihr Wohlgefallen darüber äußern.

1.

Das Silberstück ist dem Edlen unversehens statt einer Kupfermünze in die Hand gekommen, und seiner Betrübniß Grund erklärt sich demnach von selbst. Er verwünscht seine Unvorsichtigkeit, welche das unwillkürliche gute Werk nur allzugut gerathen ließ, und beschließt nun ein Vierteljahr keiner Seele mehr was zu schenken, und den Verlust wieder einzubringen, denn die Liebe fängt bei sich selber an.

In einem Abendzirkel schmähen die Versammelten einstimmig über ein niederträchtiges Libell, welches, man weiß nicht wie, plötzlich in Aller Händen ist. — „Ja wohl, niederträchtig, abscheulich, infam, schändlich, ehrlos, gemein und zugleich absurd, lügner- und verläumderisch!“ stimmt der relegirte Studiosus Schlucker ein, — „ich möchte dem Kerl von Pamphletisten ins Gesicht spucken, ja ich könnte ihn hängen sehen; ja ich könnte ihn mit eigener Hand erwürgen! Wer das doch geschrieben haben mag?“

2.

Der Abendzirkel denkt, wie er spricht; nur der Studiosus Schlucker meint in seinem Sinn, es sei doch so übel nicht, Leute von Talent und gutem Rufe ein Bischen angeschwärzt zu sehen, besonders wenn man selbst nichts tauge; auch sagt er sich im Stillen: „Was diese respectable Gesellschaft erst für Augen machen würde, wenn sie wüßte, daß der, mit so ehrenvollen Titeln ausgezeichnete Verfasser der verpönten Schrift in ihrer Mitte sich befindet!“ —

Der junge Herr von Goldlack versichert das Fräulein Edelborn seiner zärtlichsten Neigung in den schwärmerischesten Ausdrücken, und besingt ihre Reize; denn sie hat Schnee auf dem Nacken, Rosen im Gesichte, Erdbeeren auf dem Munde, Kirschen in den Augen, und, weis der Himmel, was Alles noch, und wo. Goldlack kann sich nicht mehr halten, um die Edelborn bei dem Vater anzuhalten. Der Papa willigt ein, denn Goldlack ist ein liebenswürdiger junger Mann von feiner Wäsche und feinen Sitten. — Die Ehepakten sind unterzeichnet, die Heirath geht vor sich, und wer ist nun glücklicher, als Goldlack? denn er weilt, so fern es seine Geschäfte nur immer gestatten, bei Adolfinen, und ist ihrer Liebe versichert!

3.

Goldlacks Neigung zu der Edelborn ist in der That stupend, wenn er sich auch gerade nicht zu ihren Reizen hingeneigt fühlt; denn das Fräulein hat etwas Schnee in den Haaren, viel von Rosen auf der Nase, Erdbeeren auf der Stirne, et caetera. Aber, aber — desto mehr Reize, enorme Reize in den Taschen. Daß der Jüngling nach ihrem Besitze strebt, ist daher eben so natürlich, als daß der Vater einwilligt; denn der mittellose Freier ist Marquis, emigrirter zwar, aber doch Marquis. Daß der junge Ehemann sich nun glücklich fühlt, ist Thatsache; nicht minder thatsächlich, daß er um Adolfinen weilt, so fern es seine Geschäfte nur immer gestatten. Diese gestatten es freilich beinahe gar nicht, aber nichtsdestoweniger ist er ihrer — Capitalien versichert.

Chevalier Pipi sitzt an der wohlbestellten Tafel auf irgend einem Elite-, Industrie-, Harmonie-, Phantasie- oder Manie-Balle, und zehrt wacker an der Seite einer eleganten Maske. — „Kellner!“ ruft er, „noch einige Bouteillen mousseu!“ — Er bricht den mousseus, die gerade so Viel kosten, als ob sie echt wären, den Hals, und schlürft die Schaumflut malerisch hinunter.

4.

Chevalier Pipi erscheint nur öffentlich, als Chevalier; und ist zwischen seinen vier Wänden eigentlich nur subalterner herrschaftlicher Beamter, mit 300 fl. Gage, und 3000 fl. Passiven. Bei dem lauten Rufe nach non mousseu, denkt er ganz folgerecht: „Das ist wohl der Letzte vor meiner Pfändung, welche den Lastträgern eben keine große Beschwerde machen dürfte.“ Die vor-

— »Kellner!« ruft er wieder, — »Eis! Eis für dieſe Dame, und zwei große Eiſe für mich!« — Das Eis ſchmilzt und verſchwindet, und mit ihm eine Banknote von 25 Gulden. — Nun geleitet er die Dame nach der Garderobe, denn es iſt ſchon fünf Uhr Morgens. „Jean!“ ruft er dem Bedienten, „die Criſpine für die Baroneſſe und meinen Paletot. Der Wagen ſoll vorfahren!« — Und er bringt die Schöne in ſeiner Equipage nach ihrer Behauſung, und fährt dann nach ſeiner eigenen. Der Portier öffnet, und der Chevalier begibt ſich in ſein Appartement, kann aber nicht ſchlafen vor Aufregung über die Anmuth der Maske, und die Menge des genoſſenen Champagnerè von Grinzing.

Auf der Scene der Opernbühne zu Krähwinkel ſtehen Norma und Adalgiſa, und umarmen ſich vor dem Publikum, in verſöhnendem Schmerze, in ſchmerzlicher Verſöhnung. Zärtlich faßt Adalgiſa mit der Linken die unglückliche Vorgeſetzte und Nebenbuhlerin am Haupte; Thränen quellen aus Beider Augen, Thränen aus denen der gerührten Zuſchauer. Aber warum iſt Adalgiſa's rine Wange mehr geröthet? Hat ſie ſich aus Verſehen auf dieſer Stelle mehr geſchminkt, oder hat ſie Zahnſchmerz? Doch das thut dem tragiſchen Effecte keinen Abbruch.

nehm hingeſchleuderte Banknote hat er, zwei Stunden vor dem Balle, von einem Bekannten unter glücklich erfundenem Vorwande, glücklich erpreßt, und der gerufene Lohnbediente wird ſeinen Lohn eben ſo wenig erhalten, als der Lohnkutſcher den ſeinigen, und der Schneider das ſchon zwanzigmal vergebens geforderte Geld für den Paletot. Der Portier, welcher Herrn Pipi eine Kammer im hinterſten Theile des herrſchaftlichen Palais auf eigene Fauſt vermiethete, hat bereits Beſchlag auf das Bett, den Schrank, den Tiſch und die beiden Stühle gelegt, (denn ſämmtliche Wäſche und Garderobe trägt Pipi am Leibe,) und man kann ſich leicht denken, daß es nicht die Maske und der Champagner waren, die den Chevalier um den Schlaf brachten.

5.

Norma iſt Primadonna, und Adalgiſa auch. Norma möchte gern prima Primadonna ſeyn, und Adalgiſa gleichfalls. Norma weint aus Ärger über die Concurrentin, Adalgiſa aus dem nämlichen Grunde. Sie ballt die Rechte hinter dem Haupte Norma's zur drohenden Fauſt, denn ſie hat fünf Minuten vor dem Duo, hinter den Couliſſen, bei einem Rangſtreite, von der Oberprieſterin Irmenſuls Etwas empfangen, das zurückzuerſtatten ihr nicht gelungen war. Daher die Galle, und der rothe Fleck. Doch das thut dem komiſchen Effecte keinen Abbruch.

6.

Im Concertſaale zu X. ſitzt der Enthuſiaſt Wolkenſtürmer neben dem Enthuſiaſten Honigſüß. Beethovens Symphonia Eroica iſt ſo eben beendiget. — »Was ſagen Sie, Theuerſter, zu dieſer Himmelherabgeſtiegenen Compoſition?“ fragt Wolkenſtürmer den Honigſüß, „nein, nein! Sie können Nichts ſagen!! Sie müſſen ſchweigen, ſchweigen in anbetender Bewunderung, in hinſterbendem Entzücken!!! — Und Honigſüß ſchweigt, und ſitzt wirklich in einer Art von Entzückung. Endlich findet dieß Entzücken dennoch Worte: „Ja, das allein iſt Muſik!“ ruft er, und drückt ſeinem Nachbar die Hand, daß dieſer ſchreien möchte; — „das ſind Töne aus einer andern Welt!!“ und ſichtlich tritt ihm eine Thräne ins Auge. — Das Concert iſt aus; aber noch draußen auf der Straße ſchwimmen die beiden Kunſtfreunde in Wonne, und umarmen ſich brüderlich, wie Harmonie und Melodie, und Honigſüß ruft begeiſtert aus: »Dieſen Kuß der ganzen Welt!«

Honigſüß möchte vor Langweile ſterben. Für Beethoven's Töne iſt ſein Ohr nicht geſchaffen, und aus leicht begreiflichen Urſachen kann ihm ſolche Muſik auch nicht zum Herzen dringen; das Ohr allein hat kein Herz — Sein Eldorado ſind nur Donizetti's Terzengänge und Bellini's Siruppaſſagen, nebſt Lanner-Strauß'ſchem Dreivierteltacte. Das Entzücken, in welchem er daſitzt, rührt auch einzig nur von der Gewißheit her, daß das fatale Concert, das man ihn anzuhören nöthigte, bald zu Ende ſeyn wird, daß nur ein kleines Mozart'ſches Lied noch drohe, und von dem beruhigenden Gedanken an die neue Seria, welche der Zettel des Operntheaters verkündiget. — „Jo ſoffrii tortura! — O ihr meine Favoritpiecen! meine Sonderlinge, Egerientänze und Sperlpolka!“ denkt er, und die ſichtliche Thräne fließt nicht der Lira Beethoven's, ſondern dem, ehrenhalber für's Concert hinausgeworfenem Gelde.

It is well said, Sir!

(Das iſt ein rechtes Wort, mein Herr!)

(Schluß.)

In einer unanſehnlichen Straße der Vorſtadt Saint Marceau traten eines Abends mehre Knaben aus einem eben ſo unſcheinbaren Hauſe und zerſtreuten ſich nach verſchiedenen Richtungen, einander ihr munteres: Adieu! und Bon soir! zurufend. „Apropos, Saint Luc!« fügte aber der eine noch bei, nach dem ſcheidenden Cameraden gewendet, „morgen nicht ſo ſpät! du haſt heute etwas Herrliches verſäumt, wir hatten Geſchichte, und der Alte hat wieder geſprochen wie ein Gott.“

„Ich werde nicht ſäumen!“ entgegnete Jener, und Beide gingen ihres Weges.

Derjenige, welchen das Bürſchlein „den Alten« zu nennen beliebte, verdiente ſtreng genommen dieſe Bezeichnung keineswegs. Es war ein Mann in den Vierzigen, der in dem Hofraume dieſes Hauſes ein paar Zimmerchen des erſten Stockwerkes bewohnte, ein ehemaliger Capitän, dem eine feindliche Kugel den rechten Arm zerſchmettert hatte, ſo daß er amputirt werden mußte. Nun bezog er eine kleine Penſion, und war bemüht, ſeine Exiſtenz dadurch zu verbeſſern, daß er gegen ein geringes Honorar etliche wohlgeſittete junge Leute in Mathematik, Geographie und Geſchichte unterrichtete. Sein Name war Fatreille, und Siſarine war ſeine Tochter.

Noch aufgeregt von dem Lehrgeſchäfte, das in die Stille ſeines Alltaglebens eine nicht unangenehme Unterbrechung brachte, maß er mit lebhaften Schritten das Zimmer, und wie in ſein Gemüth kehrte auch nach und nach in ſeine bewegte Miene die Ruhe

zurück. Bald aber fiel sein Blick auf die Wanduhr, die Zeit berechnend, die er noch auf die Heimkehr des Mädchens zu warten hätte. Es dämmerte schon, und sie konnte daher nicht lange mehr ausbleiben. Bilder der Hoffnung, Gedanken der Sorge für die ungewisse Zukunft des zarten Geschöpfes füllten bis dahin seine Seele; denn das erblühende Kind war das einzige, was ihm von allem Lieben auf Erden geblieben war.

Nun trat sie freundlich grüßend herein, indem sie zugleich etwas zur frugalen Abendmahlzeit mitbrachte, verrichtete einige kleine häusliche Geschäfte, und saß bald dem guten Vater gegenüber, der ihr von den Erlebnissen des Tages erzählte, und im traulichen Gespräche die manchen harten Stürme des Schicksals vergaß, aus denen er sich in einen so nothdürftigen Hafen gerettet hatte. Unter Andern kam jedoch Fatreille wieder auf die schon bisweilen gemachte Bemerkung zurück, daß seit geraumer Zeit ihre Munterkeit nicht mehr so lebhaft, nicht mehr so ungetrübt wäre, als früher. Statt aller Antwort holte Sisarine aus dem anstoßenden Cabinete ihre Harfe, und sang in einer einfach herzlichen Melodie:

„Vater, bringt zu dir zurück
Mich das Abendroth,
Wünsch' ich Höh'res nicht vom Glück',
Kenn' ich keine Noth."

„Ziehe, wenn es so gefällt,
In die Welt hinaus;
Meine Wonne, meine Welt
Ist das Vaterhaus."

Sisarine hatte die wiederholte Erscheinung Arthur's als Blumenkäufer ihrem Vater nicht verschwiegen, ihm auch die gute Meinung nicht verborgen, die sie von dem Fremdling gefaßt hatte; allein, seitdem er fort war, sprach sie nicht mehr von ihm, und suchte diese Begegnung als eine zufällige Annehmlichkeit zu betrachten, wie deren zuweilen auf unserer Erdenwanderung kommen und verschwinden. Allerdings hatte er ihr versprochen sie wiederzusehen, doch war das vielleicht nichts weiter als ein freundliches Compliment; denn es erschien der Sommer, der Herbst, der Winter, und er war ohne Zweifel nach seiner Insel zurückgekehrt und hatte vergessen, daß er je an einem Pariser-Blumenmädchen Gefallen gefunden, das seit jener Zeit sichtbar für Alles sich interessirte, was seiner Heimath angehörte.

Der Lenz des nächsten Jahres bot schon wieder die Erstlinge seiner duft- und farbenreichen Gaben, als eines Morgens Arthur in dem wohlbekannten Flora-Tempel erschien. Die er suchte, bemerkte und erkannte ihn sogleich, und nach einigen einleitenden Worten sprach er also zu ihr: „Sisarine, ich bin wieder da, und dir noch so gut, wie ehemals; irre ich nicht in meinem Vertrauen, daß auch dir meine Wiederkehr nicht unlieb ist, so will ich mit deinem Vater sprechen, den ich herzlich verehre."

„It es well said, Sir!" antwortete Sisarinens Silberstimme flüsternd, und eine holde Verwirrung deckte mit hoher Röthe ihre Wangen.

Arthur, nunmehr Advocat in London, entzückt, seine Muttersprache aus diesem Munde zu hören, redete mit Fatreille, gewann ihn und dessen Tochter mit jedem Tage lieber; Sisarine ward nach wenig Monden seine glückliche Gattin, und folgte ihm mit ihrem Vater nach dem nebelreichen, Meere beherrschenden Albion.

M. D. Cavilja.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Freitag, den 11. März: zum ersten Male: die Kirschen, Lustspiel in einem Acte von Feldmann. — Als Lückenbüßer mag diese Kleinigkeit ihren Platz ausfüllen, sie hat manchen Situationswitz, obwohl Handlung und Dialog gedehnt sind, und Personen auftreten, die in das einfache Wesen der Handlung ganz und gar nicht eingreifen. Die Sprache des Lustspiels ist frisch und jung. Von den Mitgliedern möge Hr. Hopp und Mad. Leinfitt genannt werden. Das Haus war leer.

Concerte.

Fünftes und letztes Concert des F. Servais.

Das fünfte, aber wir hoffen, nicht letzte Concert des H. F. Servais fand am 12. d. M. Abends um 10 Uhr im Saale der Musikfreunde Statt. Gewiß war dem Künstler sein Auftreten in dem festlich beleuchteten Saale, so angenehm als uns die prosaische Helle des Tages mahnt, an die Geschäfte, an das Toben des lauten Marktes, an Alles mehr als an die Kunst. Der Saal des Musikvereines selber präsentirt sich bei Beleuchtung unendlich besser als bei Tag, wo seine langen grauen Wände den Blick durch ihre Monotonie ermüden, und das von rückwärts, statt von den Seiten her einfallende Licht die Blicke des Zuhörers beinahe verletzt, während die Gestalt der Producenten bei dem Umstande, daß sie vom Rücken her statt von der Seite beleuchtet wird, in ein tiefes Halbdunkel gehüllt bleibt.

Hr. Servais spielte hinreißend schön, er hat einen eben so seltenen, als geistigen, künstlerisch schönen Eindruck in unseren Seelen zurückgelassen. Seine Tadler selbst mußten heute mit ihm ausgesöhnt werden, er hat in seiner heutigen Leistung Alles vereinigt, was die höchste Virtuosität an Bravour und Adel des Vortrags, an Feinheit und Lebendigkeit, Frische und Tiefe der Empfindung zu einem eigenthümlichen, organischen Ganzen verbinden kann. Er hat uns heute mit all seinen kühnen Sprüngen, seinem bizarren Weghuschen über die Saiten, seinen piquanten Lazzi's und all den einer fremden Nationalität, nicht dem Künstler, — nicht der Kunst zugehörigen, lieblichen und netten Blendwerken ausgesöhnt, die uns in seinen ersteren Productionen zurückhaltender gegen Hrn. Servais machten, als es bei seiner hohen, wir zweifeln nun nimmer, in Europa einzigen Bravour, geschehen wäre. Hr. Servais entwickelt mit jedem Concerte mehr den ungeheuren Umfang seiner künstlerischen Bildung — er beweist uns, daß er dem Geschmacke eines südlicheren Volkes sich anschmiegen und das — was wir so hoch anschlagen, — die Gemüther befriedigen kann. Niemand kann die Schönheit seines Tones — die volle männliche Kraft seiner gelungenen Stellen, — den Vollklang, den er seinen Saiten entlockt, übertreffen — niemand behutsamer seine Kraft gebrauchen — und jedes Ueberreißen des Tones vermeiden — kurz Hr. Servais hat uns heute den ehrenvollen Beweis vorgelegt, daß er die Wünsche und Ansichten der Wiener Kunstfreunde zu würdigen bereit und im Stande sei.

Hr. Servais trug heute ein „Concert" — ein Souvenir de Bern, die Romanesca und die Variationen über Schubert's Trauerwalzer vor. Von diesen Compositionen heb' ich — das Souvenir de Bern — als an melodischer Frische, Malerei und Eleganz der Bravourstellen — besonders hervorragend — heraus. Die Romanesca bezauberte auch heute wieder — ein einfaches Wiegenlied und doch von ergreifender Gewalt. Da ist beinahe gar keine Bravour — die Schönheit des Vortrages genügt, um alle Herzen zu entzücken!

Der Gesammt-Eindruck war, wie bereits gesagt, einer der seltensten — der gewaltigsten — gewiß ist außer Liszt und Thalberg kein Virtuose in Europa — der einen gleichen Triumph zu feiern hätte.

Hr. Thuyn aus Amsterdam sang eine Arie aus „Norma," welsche Gesangsschule in vorzüglicher Entwicklung — die Stimme ungleich, die Halbtöne widerlich — die Mittellage nicht schön.

Hr. Hölzl sang „das Glöcklein.“ Composition und Vortrag waren sehr lobenswerth und ernteten lebhaften Beifall.

Dlle. Bury endlich, die eine Romanze von Carci sang, blieb nicht ohne Zeichen des Beifalls.

Aus der Musikwelt.

(Einige Nachrichten über die in Breslau zur Darstellung vorbereitete neue Oper: die Geisterbraut.) Bei dem Umstande, daß man in Breslau auf die daselbst zur Aufführung vorbereitete neue Oper: die Geisterbraut, außerordentlich gespannt ist, dürften einige historische Notizen über diese Oper sowohl, als über deren erlauchten Verfasser für die geehrten Leser unsers Blattes nicht ohne Interesse seyn.

Der bereits vor mehren Jahren lithographirte Auszug dieser Oper, nennt Se. k. Hoheit den Herzog Eugen von Würtemberg als Verfasser des Textes sowohl, als der Musik. Dieser Fürst wurde im Jahre 1788 in Öls geboren und ist der Sohn des Herzogs Eugen, Bruders des verstorbenen Königs von Würtemberg, welcher als Husaren-General in k. preußischen Diensten stand, und zuletzt zu Carlsruh in Schlesien residirte. Prinz Eugen wurde in früher Jugend von seinem Oheime, dem Kaiser Paul I. in russische Dienste aufgenommen und zeichnete sich in den Feldzügen von 1812, —13 und —14 als Anführer eines Corps der verbündeten Hauptarmee aus.

Die Entstehung der Geisterbraut fällt in die frühe Jugendzeit des Herzogs, nämlich in die Periode von 1805 und 1811, blieb jedoch mehrer wichtigen, politisch-militärischen Ereignisse wegen viele Jahre unvollendet, obgleich eine stille Sehnsucht den erlauchten Verfasser stets zur Lieblingsneigung seiner Jugendtage zurückzog, was man wohl leicht begreiflich finden wird, wenn man weiß, mit welcher Vorliebe der Vater des Prinzen Theater und Musik umfaßte, und in welch' hohem Rufe damals die herzogliche Capelle zu Carlsruh in Schlesien stand. Erst im Jahre 1835 war es dem Prinzen gegönnt, seine Musestunden auf Vollendung des musikalischen Theils der Oper zu verwenden; nur wurden im Jahre 1839 und später noch wegen mehrer scenischen Anordnungen einige Veränderungen und Umstaltungen vorgenommen.

Rücksichtlich des Sujets dieser Oper ist zu bemerken, daß Bürger's herrliche Ballade, Leonore, demselben zu Grunde lag, obgleich in die Bearbeitung eine Intrigue verflochten ist, welche den Schauplatz in die Zeit des 30jährigen Krieges versetzt, und das zwar aus dem Grunde, weil bei Verfassung eines Operntextes durch Beurtheilung von Zeit und Costüme die dramatische Darstellung aller jener Zauber der Bürger'schen Ballade für das aufgeklärte Zeitalter Friedrich des Zweiten weniger paßt als für die minder erleuchteten Zeiten des 17. Jahrhunderts. Carl v. Holtei, welcher denselben hochpoetischen Stoff mit Erfolg zu einem Drama benützte, ging von demselben Gesichtspuncte aus, und gab seiner dramatischen Schöpfung, da er die in der Ballade angedeutete Zeit des siebenjährigen Krieges beibehielt, einen natürlichen Ausgang. Wir aber sind der Meinung, daß gerade die, Bürgern treu nachgeahmte mystisch-gespenstische Form der Geisterbraut, der Oper einen Reiz gewähre, welcher dem Drama nicht zu Statten gekommen wäre.

Schließlich wollen wir nur noch bemerken, daß der nothwendig erforderliche Aufwand an Maschinerie, Decorationen und Costüme, wie auch vielleicht der Umstand, daß man die Composition wegen ihrer langjährigen Verborgenheit in die Classe jener veralteten Producte rangirte, welche dem heutigen Musikgeschmacke nicht mehr recht zusagen, Ursache gewesen sey, warum man dieselbe auf keiner Bühne zu hören bekam. Um so ehrenvoller ist es für die Direction des Breslauer Theaters, daß sie an die Ausstattung derselben so viele Pracht und Aufwand verwendet, und kein Mittel unversucht läßt, den hohen Verfasser durch splendide Indiescenesetzung seiner Oper zu ehren, und alles aufzubieten, um dem mit Liebe unternommenen und mit rastlosem Eifer vollführten Werke eines deutschen Fürsten Eingang zu verschaffen. Wir hoffen in einem unserer späteren Blätter über das volle Gelingen dieses Unternehmens, und über den glücklichen Erfolg der Geisterbraut berichten zu können.

Künstlerischer Wegweiser.

Wie herrlich Künste und Wissenschaften in unserm Vaterlande blühen, ist daraus ersichtlich, daß fast in jeder Provinzialstadt Kunst- und Industrieanstalten aller Art bestehen und im herrlichsten Flore sind. Einen neuen Beleg für den Schutz, welchen man allerseits den schönen Künsten angedeihen läßt, liefert die im Entstehen begriffene Malerschule zu Brünn. Der Gründer dieser hochwichtigen Anstalt, ist der als Porträt- und Historienmaler bekannte Birong. Unbezweifelt wird dieses nützliche Institut bald in's Leben treten.

Die Errichtung des Monumentes zur Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst in Frankfurt a. M. wird mit allen Eifer betrieben. Dasselbe soll nach dem ursprünglichen Plane des Herrn von Launitz gearbeitet werden und aus eilf kolossalen Figuren bestehen, unter welchen besonders Guttenberg, Schöffer und Fust hervorragen. Als Platz auf welchem das Standbild zu stehen kommt, ist der Roßmarkt bestimmt, welcher außerdem noch mit vier Fontainen geziert werden wird; die Kosten des Gusses sowohl als des Unterbaues und der Aufstellung belaufen sich auf 29,000 fl.

Omnibus.

(Würmer.) Wie sehr werden wir vom Schein und von der äußeren Gestalt betrogen. Alles was wir denken, alles was wir sehen, das ganze menschliche Geschlecht sind Würmer.

Der Mensch ist von Geburt nichts anders als ein Wurm, niedrig, kriechend, schwach und eitel. Eine Zeitlang kriecht er auf der Erde herum, dann zieht er sich wieder in die Erde zurück.

Daß das Weib ein Wurm ist, haben wir schon damals gesehen, als unsere erste Mutter sündigte, sie war die erste, die mit ihresgleichen mit dem alten Wurm, dem Teufel umging.

Die Gelehrten selbst nennen wir Bücherwürmer, der Dumkopf ist eine Blindschleiche. Die Nymphe die ganz von unreinen Feuer glüht, wird sehr gut ein Johanniswurm genannt. Die Phantasten sind bunte Schmetterlinge der einen Tag lang flattert, sie haben ihren Ursprung aus einem Wurm und werden wieder zum Wurm. Der Schmeichler wird ein Ohrwurm, und so finden wir Würmer in allen Ständen, der Geizhals ist ein Reißkäfer, der Stuzer ein Seidenwurm und der Arzt eine Todtenuhr.

(Entdeckung eines alten Grabes.) In der Nähe von Civita Vechia auf der Insel Malta, fand man ein alterthümliches Grab, welches ungefähr folgende Gestalt hatte: Die obere, in den härtesten Stein der Insel gehauene Kammer enthielt einen länglichen Sarkophag von etwas über vier Fuß Tiefe; vier kleine Nischen in den Seiten der Kammer enthielten Lampen der rohesten Art. In einer Höhlung in der Mitte befand sich eine bedeutende Menge Asche, so fein wie Bimssteinstaub, und zwölf gewöhnliche Urnen, theils wohl erhalten, theils zerbrochen. Endlich fand man in diesem Grabe die Rippe eines Wallfisches, in der Länge von 5 Fuß, nebst einigen andern Knochen die dem Menschen nicht angehören. Wie ein solcher Wallfischknochen hier gefunden werden konnte, da sich doch im Mittelmeere diese Thiere nicht aufhalten, darüber lassen sich nicht einmal Vermuthungen anstellen.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute den 14. „Ein Glas Wasser.“ — Dienstag 15. „der Müller und sein Kind.“ — Mittwoch 16. „die Braut aus der Residenz.“ — „Nach Mitternacht.“ — Donnerstag 17. „der Sohn der Wildniß.“ — Freitag 18. „Elisabeth.“ — Sonnabend 19. zum Benefice des Regisseurs, zum ersten Male: „die Fesseln.“ — Sonntag 20. Norma.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1103, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 33. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 16. März 1842.

Pränumerations-Anzeige.

Die gefertigte Redaction erlaubt sich, ein verehrtes Publicum beim Herannahen eines neuen Quartals auf das österreichische Morgenblatt aufmerksam zu machen.

Sie könnte sich leicht auch mit der Trommel vor die Thüre stellen, um ihre Vorzüge auslärmen zu lassen; verschmäht jedoch solche Mittel und gibt sich zufrieden mit mancher günstigen Stimme, die über sie laut geworden, wünschend, daß diese Stimme für sie sprechen, und das Selbstlob ihr ersparen möge.

Die Redaction des österreichischen Morgenblattes behält stets den edlen Wunsch seines verehrten Publicums im Auge, schmeichelt sich, ihm durch das, was sie bisher brachte, demselben nachgekommen zu seyn und wird ihn noch zu übertreffen sich bestreben.

Schnelligkeit interessanter Mittheilungen, Veredlung im Gebiete der Novelle und der historischen Erzählung, strenge Auswahl der Gedichte, dürften die Lichtseiten des österreichischen Morgenblattes seyn, durch welche es die Herzen der vielen und hochsinnigen Freunde der vaterländischen Literatur, der Bewohner dieser Kaiserstadt gewinnen will.

Sie verfolgt ihren Zweck mit Unparteilichkeit und Strenge, und wird sich in ihrem Urtheile nicht durch Umstände, welcher Art sie auch seyn mögen, bestimmen lassen, dem wahren Verdienste aber mit seinem Lob auf halbem Wege entgegenkommen, um es den verehrten Lesern, wäre es nicht bekannt, vorzustellen.

Das Journal erscheint wöchentlich dreimal auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, mit elegantem Drucke der rühmlichst bekannten Strauß'schen Officin, und mit 4 artistischen Beilagen, deren künstlerische Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt, gegen den billigen Preis von 10 fl. ganzjährig, 5 fl. halbjährig für Wien, und 12 fl. 30 kr. C. M. für die P. T. auswärtigen Herren Abonnenten.

Johann N. Vogl,
Redacteur des „österreichischen Morgenblattes."

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

3.

Die buckelige Salerl.

Die Sterne begannen allmälig am Himmel zu verlöschen und die Häupter der höheren Berge von dem Purpur der ersten Sonnenstrahlen leise zu erglühen, als eine kleine Reisegesellschaft aus dem Dorfe Wildalpen in Obersteier ihren stillen Auszug hielt, um über das Gebirge nach Hieflau zu gelangen. Voran ging, als Wegweiserin, ein hübsches großaugiges Mädchen aus dem Orte, einen breiten Korb mit Tornistern belegt auf dem Kopfe tragend. Ihr folgten drei junge Männer, welche vor Kurzem auf den Wanderungen im Gebirge zusammengetroffen waren und als gleich innige Verehrer der Naturschönheiten einen Freundschaftsbund für die Dauer ihrer Lustreise geschlossen hatten. Obschon ihre Heimatländer fern von einander lagen und auch ihre Berufsbeschäftigungen verschieden waren, so vereinigte doch jetzt, wie sie ein Pfad nun verband, ein Gefühl ihre Herzen, die Liebe zur Natur, welches alle Förmlichkeiten der gegenseitigen Annäherung mit Einemmale übersprungen hatte.

Die Bekanntschaften auf Reisen knüpfen sich auch darum so schnell, weil Jeder den engen Raum seines gewöhnlichen Kreislaufes verlassen hat und weil Jeder Stoff genug mit sich bringt zur Erweckung von Sympathien und Belebung interessanter Mittheilungen. So gingen also auch diese Drei, von denen der Erste ein Breisgauer, der Zweite ein Pole und der Dritte ein Österreicher war, voll fröhlicher Freundlichkeit mitsammen an dem sausenden Wildbach in mäßiger Ansteigung fort nach Hinter-Wildalpen, das mit seinen zerstreuten Hütten in einem Thalkessel, rings von steilen, mächtigen Bergen eingeschlossen liegt, welche man übersteigen muß, um weiter nach Steiermark vordringen zu können.

Das Reisekleeblat, aus rüstigen Fußgängern bestehend, wählte den kürzesten, wenn auch beschwerlichsten Weg, der nach Hieflau führt, nämlich über den hohen Gipfel der Goß hinüber. Dieser Weg wird selten von Lustreisenden eingeschlagen, sondern die Meisten ziehen es vor, bei dem Alpenwirthshause „auf der Wacht" vorbei oder über die Eisenerzerhöhe nach Eisenerz und sodann erst nach Hieflau zu wandern. Der Berg Goß bildet von seinem Gipfel an, auf welchem ein Kreuz steht, das schon beim Eingang in das Thal als Anhaltspunct dient, in welcher Richtung der Berg zu übersteigen ist, einen jähen Abhang, der zwar größtentheils mit Gras bewachsen ist, allein durch die vielfachen Beete plötzlich entstehender und versiegender Sturzbäche zerrissen, einen wilden Anblick gewährt. Ein überraschendes Bergpanorama entfaltet sich auf der Spitze dem Auge bei heiterem Wetter. Die Wanderer schwelgten schon im Vorschmack der herrlichen Aussicht und keuchten, von süßer

Hoffnung gestärkt, die mühsame Bahn hinan; aber ihre freudigen Erwartungen schwanden in Traurigkeit, als nach einer Stunde anstrengenden Kletterns ein kalter Nebel einfiel, der sie und die Umgegend in düsteren Schleier hüllte. Noch eine weitere Stunde lang hatten sie nach dem Ausspruche der Führerin emporzuklimmen, und der Nebel wurde immer dichter, so daß sie endlich genöthigt waren, langsam und nahe beisammen zu gehen, um jeden Fehltritt zu vermeiden und sich nicht zu zerstreuen. Endlich nach zweistündigem Aufsteigen kamen sie bei dem sogenannten Goßkreuze an; ihre Mienen drückten jedoch Verdruß und Betrübniß aus, als sie sich zur Rast auf ein Felsstück setzten. Es ist in der That eine gar schwere Herzenspein, auf hohem Berggipfel zu weilen, zu wissen, daß rings die entzückendsten Naturgebilde uns umgeben, und dennoch wie in einem formlosen Chaos dastzen und die fahle Nebelwand anstarren zu müssen. Doch die Natur hat in alle ihre Erscheinungen für den fühlenden Menschen etwas Ergreifendes gelegt, und so wurden die Wanderer durch den Anblick der dichten Nebelmassen, welche von dem heftigen Winde an ihren Häuptern wie ungeheure in ihre Atome zersplitterte Gestalten vorübergejagt wurden, von heiligem Schauder ergriffen. Sie hegten zugleich die Hoffnung, daß der Wind den Horizont reinfegen werde, aber vergebens, und nach langem Harren, klappernd von Nässe und Kälte, rafften sie sich empor, um in einer Alpenhütte ein erwärmendes Frühstück zu erhalten. Die Hütte, nach welcher sie der Führerin folgten, lag eine halbe Stunde von dem Gipfel entfernt, doch war auf dieser Seite die Senkung gegen das Thal nur sehr geringe, und sie schritten über eine Art Hochebene dahin, die von einzelnen Berggipfeln wenigstens auf einer Seite gegen das Ungestüm des Wetters geschützt wurde. Der Nebel lag auf dieser Seite des Berges nicht so dicht, doch war der Eindruck der Umgegend kein freundlicher. Verkrüppelte, vermorschte, zersplitterte und abgebrochene Stämme von Föhren lagen theils auf dem Boden umher, theils starrten diese düster stimmenden Überbleibsel hie und da in geringer Entfernung durch den Nebel heraus.

Als die Reisenden eine kurze Strecke bergab geschritten waren, trat durch die Nebeldecke plötzlich eine seltsame Erscheinung auf sie zu. Sie glich einem weiblichen Wesen von ungefähr vierzig Jahren von sehr kleiner Gestalt, und hatte den Rücken mit dem verlornen Entwicklungsprocesse der körperlichen Ausbildung belastet. Doch was beim ersten Anschein Bedauern oder Spott erregen konnte, zeigte bei näherer Betrachtung, daß dieser Auswuchs der Besitzerin einen ungemeinen Vortheil gewährte, denn bei der Kürze ihres Halses stak der Kopf so tief zwischen dem Schultern, daß er mit dem monströsen Höcker gleiche Höhe hatte und sie dadurch in den Stand gesetzt wurde, (bei der Gewohnheit im Gebirge, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen) die schwersten und umfangreichsten Gepäcke mit einer Leichtigkeit und Sicherheit bergauf und thalab zu befördern, daß es ihr die geschicktesten und kräftigsten Älplerinnen nicht gleichthun konnten. Das außer die natürlichen Lineamente hinausgeschobene Gesicht war auffallend roth und drückte bei dem Zusammentreffen mit den drei Wanderern ein wohlgefälliges Lächeln oder vielmehr Grinsen aus. Angethan war übrigens diese holde Erscheinung mit einem weißkattunenen „Spenserl“ und gleichstoffigen Unterkleid, welches bis an die Waden reichte. Das sonderbare Geschöpf hatte sich zwar durch eine echt christliche Begrüßung angekündigt, daß es zu den guten Geistern gehöre, doch war die Reisegesellschaft nicht recht einig, in welche Kategorie dasselbe einzureihen wäre, als die Wegweiserin zu selbem sprach: „Noa, Salerl, steigst epper a *), mir wölln agrat **) in dein Hütt'n geh'n?“

„I das ischt ja gar eine Rübezahl, wenn ich recht verschdehe!“ rief verwundert der Breisgauer.

„Es scheint eine Älplerin zu seyn,“ bemerkte der Pole.

„Eine Göttin ist sie nicht,“ erwiederte der Österreicher, „sie gleicht nicht im entferntesten Aphroditen oder Minerven und hätte selbst als Gemahlin weiland Jupiters in solcher Formation kein Recht gefunden, um den Preis des goldenen Apfels concurriren zu dürfen.“

Während dieses kurzen Dreigespräches hatte die stets lächelnde Schwaigerin mehre Worte mit dem Mädchen gewechselt, als man von jener Seite, nach welcher hin die Alpenhütte derselben sich befand, das durchdringende Angstgeschrei eines jungen Schweines hörte. Auf dem Antlitze der Älplerin malte sich plötzliches Entsetzen; sie schrie mit angstvoller Stimme: „Mein Hanserl! mein Hanserl!“ und sprang mit wunderbarer Schnelligkeit den Pfad zu ihrer Hütte hinab.

Die großaugige Wegweiserin erklärte den Fragenden das auffallende Betragen der „buckeligen Salerl“ mit der Vermuthung, daß einem Schweinchen der Schwaigerin ein Unglück widerfahren seyn müsse.

Als die Wanderer sich der Alpenhütte näherten, sahen sie durch den Nebelschleier die wundersamgestaltete Schwaigerin mit gerungenen Händen wie einen Schatten, der seinen Obolus verloren hat, vor ihrer Behausung hin- und herlaufen. Ihr Gesicht zeigte einen Kampf zwischen Traurigkeit und Zorneswuth, und sie drohte abwechselnd mit den Fäusten nach einem Fußsteige hin, welcher in einen Föhrenwald führte, und von woher man das gewaltsame, jedoch immer entfernter schallende Gekreische eines Ferkels vernahm. Gleichsam erschöpft durch die in ihr tobenden Leidenschaften setzte sie sich auf einen Stein und weinte bitterlich, dann stieß sie unter heftigem Schluchzen in einem schwerverständlichen Patois, das wir hier wie auch ihre späteren Äußerungen durch eine möglichst treue Übersetzung zu ergänzen suchen, folgende Worte aus: „Der abscheuliche Lump! mein'n Hieserl hat er mir schon gestohlen, mein Ratzerl auch, jetzt raubt er mir sogar mein Liebstes, mein'n Hanserl! War so ein unvergleichlich schönes und zartes Thierl! Kein Hundel, kein Katzel, kein Böckel, kein Geißl, kein Kalb war so herzig und liebli wie mein Hanserl! So lang als die Welt steht, hat's kein Schweinerl geb'n, das so auf Reinlikeit g'halten hät, wie mein Hanserl!“

Der Österreicher, welcher die Gebirgssprache leicht verstand, erhielt endlich nach vielen dringenden Fragen Aufschluß über den verzweiflungsvollen Kummer der Schwaigerin.

Zwischen den Bergen in dieser Gegend hielt sich seit längerer Zeit ein fremder Mensch auf, welcher sich in abseitigen Thälern und versteckten Höhlen verborgen hielt, und, da er von Wurzeln und Kräutern nicht leben konnte oder mochte, sich aus den einsam stehenden Hütten der Älpler und Schwaigerinen seinen Lebensbedarf zu holen pflegte. Er drang zwar nie als frecher Räuber auf Wanderer oder Gebirgsbewohner ein, sondern wählte zur Erlangung

*) steigst du in das Thal hinab?
**) wir wollen gerade.

seiner Bedürfnisse stets solche Stunden, in welchen er die Hüttenbewohner außerhalb ihrer Behausung verweilend wußte. Weil die Umzäunungen dieser Wohnungen und die Hütten selbst leicht zu übersteigen und zu öffnen sind, so schlüpfte er bei solchen Gelegenheiten in dieselben und nahm mit sich, was er eben in seine furtive Wirthschaft brauchte. Bald trug er Brot, bald Milch, bald Käse, Butter, zuweilen auch kleine Thiere, als Hühner, Ferkel u. dgl. fort, auch mit Löffeln, hölzernen Tellern und Schüsseln und anderem Hausgeräthe hatte er sich auf solche wohlfeile Art versorgt. Die Gebirgsbewohner sind gutmüthige Leute, und darum ließen sie den Unbekannten einige Zeit ruhig sein Unwesen treiben, ja Einige äußerten über seine heimlichen Diebstähle nur insoferne einen Unmuth, weil er auf diese Art wenig Vertrauen auf ihr gutes Herz zeigte, da sie ihm gerne von ihren Lebensmitteln mitgetheilt hätten, wenn er sie nur darum ersucht haben würde. Endlich wurden sie jedoch der unaufhörlichen Diebereien müde und hielten auf Befehl der Obrigkeit Streifzüge in die abseit gelegenen Schluchten. Doch konnten sie des langfingerigen Ansiedlers nicht habhaft werden, und es gelang ihnen nur einige Schlupfwinkeln zu entdecken, in welchen derselbe sich aufgehalten haben mußte, wie aus den verschiedenen darin aufgefundenen Geräthschaften zu vermuthen war, welche vor längerer oder kürzerer Zeit aus dieser oder jener Hütte gestohlen worden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Auskunftscomptoir.

7.

Welche Tonsetzer scheinen am wenigsten originell?

Jene, welche am natürlichsten schreiben.

8.

Wann sind die Mitglieder eines Orchesters am meisten humoristisch?

Beim Stimmen; denn Humor wird auch: die flüssiggewordene Phantasie, definirt, und ich frage jetzt: Hört man je einen Instrumentalisten einen größeren Phantasiefluß entwickeln, als wenn er sich ins Orchester setzt und zu stimmen beginnt?

9.

Warum wird die wahre geistige Größe eines Künstlers gewöhnlich erst nach dessen Tode erkannt?

Weil die wenigsten Menschen bei Beurtheilung des Geistes den Körper hinwegzudenken im Stande sind.

10.

Warum heißt die Harmonielehre auch General-Baß?

Weil ein Tondichter nur dann, wenn er diese vollkommen inne hat, über Kenner und Laien zu gebieten vermag.

11.

Warum nennt man die Compositionsweisen der neuern Zeit die italienische, französische und deutsche Schule?

Weil es unter den Componisten aller drei Classen sehr viele Schüler und nur wenige Meister gibt.

12.

Warum werden den größten Genies die äußern Ehrenbezeigungen am seltensten zu Theil?

Weil sie sich am wenigsten darum bekümmern.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Montag, den 14. März, zum ersten Male: der lustige Chorist, oder: Fröhlich und doch nicht fröhlich. Posse in zwei Acten von Schneider. Hr. Gaedemann als Fröhlich.

Motto:

„Hör' mal, Fritze, bist du dir schon
auf der Löwenburserhaide erjangen?"
„Ne."
„Denn warst du doch schon im „lustigen Choristen?"
„Ne."
„Du wirst niemals nie enen Begriff kriegen!"

Ich begreife wahrlich nicht, wie Jemand eine so kraft- und saftlose Posse in einer Zeit schreiben kann, in der man auf allen Wegen über die Komik fast fällt. Der Verfasser muß absichtlich dem Spaß, diesem lustigen Handwerksburschen, der drollige Morgenlieder mit den Lerchen um die Wette singt, und dem Witz, dem stets muntern Invaliden, der humoristische Monologe in den Bart brummt, ausgewichen, muß nie in der Fröhlichkeitsschenke eingekehrt seyn, in der es toll und voll zugeht. Ich las einmal von einem Liede, mit dem ein schwaches Volk sich in den Schlaf sang, damit der Feind es desto leichter binden konnte, sollte es aus dieser Posse genommen worden seyn? Hr. Gaedemann erhob sich nicht über seine Rolle, er spielte den Fröhlich, der in dem Schnürleib der Engherzigkeit steckt, wo möglich noch gespreizter, anstatt in diese Wassersuppe ein klein wenig von seinem Salze zu werfen. Der Besuch war nicht zahlreich.

Concerte.

Der Pianist Theodor Döhler.

Productionen über Productionen — Concerte über Concerte — als ob mit nächstem Jahre die musikalische Welt zu Grunde gehen sollte, als ob jeder Virtuose, jenes Virtuoschen aus Furcht, bei dem großen Musikweltgerichte übergangen zu werden, sich wenigstens mit einem Anschlagzettel dagegen sichern wollte. Daß eine solche Virtuosensucht den Musiksinn unmöglich erhöhen, im Gegentheile das wärmste Gefühl für Kunst nur abzukühlen vermag, läßt sich nicht in Abrede stellen. Dessenungeachtet war der Eindruck, welchen der Pianist Döhler in seinem ersten Concerte auf das ziemlich zahlreich versammelte Auditorium machte, ein solcher, wie ihn dem Äußeren nach nur die eminentesten Kunsterscheinungen in unserer Residenz bewirkten, in Betreff der inneren Aufregung übersteigt er gewiß Alles, was die heurige Concertsaison geboten. Und woher rührt diese innige Herzensbegeisterung, dieses wonnevolle Ergriffensein der kunstgebildeten Menge in einem Augenblicke, wo kaum vor zwölf Stunden noch das non plus ultra aller Violoncellvirtuosität bewundert, und mit jubelnden Abschiedsgrüßen gepriesen wurde. Zu einer Zeit, in der unser Andenken an die fast mit unerreichbarer Macht die Welt beherrschenden Clavierhelden Liszt und Thalberg in ihren unzähligen Compositionen in aller Frische fortlebt?

Es ist dieß die abgeschlossene, liebenswürdige keusche Künstlernatur Döhler's, die fern von jeder äußerlichen Effectmacherei, fern von aller Formneuerungssucht und bizarren Ostentation die bezaubernde Virtuosität seines Spiels nicht zum Selbstzweck erhebt, sondern nur als Mittel zur Darstellung seiner herrlichen musikalischen Ideen gebraucht. Der Sinn und die Form seiner Sprache appellirt da auf eine so edle und innige Weise an unser Herz, daß es ihm in demselben Momente in beseligendster Hingebung laut entgegenschlägt, als das seine an die Saiten des Instrumentes

zu schlagen beginnt. Wenn in der Kunst Ehen geschlossen würden, ich ein heirathslustiges Mädchen wäre, das die Hand eines Künstlers suchte, der weder in übertriebener, sturmbewegter, überwältigender Leidenschaftlichkeit alle Geheimnisse eines abenteuerlichen Lebens mit mir durchfliegen, noch durch den hochtrabenden Ton eines vornehmen, alle Etiquette und Steifheit bedingenden conventionellen Lebens in stereotyp-plastischer Manier in beständiger Spannung erhalten, sondern mich mit allen paradiesischen Seligkeiten eines schönen, edlen und innigen Eheverbandes beglücken sollte, dann würde ich mir Döhler zum Manne nehmen. In seiner reinen Liebe zur Kunst würde er mir die heitersten, lebendigsten und sinnreichsten Bilder schaffen, an denen sich meine Sinne ewig zu laben wünschten.

Die Compositionen, mit welchen sich der ausgezeichnete Künstler bei uns introducirte, bestanden in einer Phantasie nebst Variationen über beliebte Themen aus Tell, einer Etude in D-moll, einer Nocturne in Des-dur und der Triller-Etude, endlich aus einer Caprice über die Introduction aus der Belagerung von Korinth. Die Einlagenummern waren eine von Hr. Kaschka gesungene, nicht ansprechende welsche Arie, und das von Dlle. Goldberg mit guter Markirung und echt deutschem Gemüthe, jedoch etwas zu gedehntem Zeitmaße vorgetragene bekannte Lied „Hornklang“ von Titl, trefflich auf dem Horn begleitet von Hrn. Roth. — Die Compositionen Döhler's haben insgesammt das Gepräge seines künstlerischen Genius. Der Geist derselben steht auf gleich hoher Stufe mit seiner makellosen Virtuosität, was bei den Virtuosen unserer Tage wirklich etwas Seltenes ist. Eine anmuthige Phantasie, schöne Führung und edle Formen zeichnen diese Kinder seiner, wenngleich dem Zeitgeschmacke huldigenden, jedoch immer ihre Würde behauptenden künstlerischen Laune aus. Es ist kein vages, sinnloses Zusammenraffen von bestechenden Momenten in der Auffassung, sondern es spricht sich darin ein durchgebildeter dem universellen Gefühle zusagender Sinn aus. Auch in der Gesammtleistung zeigt sich das was und das wie des Gegebenen auf gleicher Höhe, das einzige Merkmahl künstlerischer Vollendung. Die durch und durch gebildete Technik Döhler's speciell nachzuweisen halten wir bei solcher Meisterschaft für ganz überflüssig. Wir wollen nur beifügen, daß sämmtliche Compositionen außergewöhnlich gefielen. Namentlich aber erregte die Triller-Etude, als die originellste und der Form nach überraschendste, die größte Sensation, so zwar, daß der Künstler zur zweimaligen Wiederholung aufgefordert wurde. Döhler ist Kammervirtuose Sr. k. Hoheit des Herzogs von Lucca, von nun an ist er es auch bei uns, denn er hat sich durch sein Spiel einen Ehrenplatz in der Kammer unsers Herzens vindicirt.

Musikalisches Perspectiv.

Die zahlreichen Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates bekamen in den letzten dießjährigen, für sie veranstalteten Concerte, die D-dur Symphonie von Beethoven, den trefflichen Flötenvirtuosen Hrn. Hodik, Solospieler Sr. Durchlaucht des Hrn. Ferdinand Fürsten von Lobkowitz, dann die bereits oft gehörte Sopransängerin Dlle. Kaiser, nebst einem etwas monotonen Chore von Hrn. Fuchs, und einer recht frisch instrumentirten Ouverture von demselben Tonsetzer, und zum Beschlusse in der stereotyp gewordenen Weise, einen Chor von Mendelssohn.

Das Auditorium war mit der Aufführung, namentlich aber mit den beiden Solopreductionen mehr zufrieden, als mit der Gesammtwahl der Tonstücke.

Literarisches.

Tiedge-Stiftung. Dem edlen Sängergreise L. A. Tiedge, welcher am 9. März v. J. von der Erde schied, wird von einem Kreise hochherziger Verehrer alles Edlen und Schönen ein Monument gesetzt, welches dauernder ist, als eine Statue von Erz oder Stein; ein Monument, über dessen Thun der Genius der Poesie flattert, und seinen besten Segen auf das Wirken jener edlen Männer ergießen wird. Es ist nämlich eine Anzahl tüchtiger und hochherziger Menschen zu Dresden zusammengetreten, an deren Spitze Hr. Hofrath Winkler, Kammerherr von Wachsmann, Hofrath von Falkenstein, Major Serre und Hr. von Brunow stehen, und sind übereingekommen: Es soll auf verschiedenen ehrenhaften Wegen ein Capital von 2000 Thalern zusammengebracht und dessen Zinsen sollen 5 Jahre lang gesammelt werden, welche zu 4 Procent eine Summe von 400 Thalern geben wird. Von dieser Summe werden 100 Thaler zum Capitalfonde geschlagen, 300 Thaler aber als Prämie für das beste poetische, die höheren Interessen der Menschheit berührende Werk verwendet werden, welches binnen dieser Frist in Deutschland erschienen ist, und diese Preisvertheilung soll von 5 zu 5 Jahren Statt finden. Auf diese Art wird der Name Tiedge's, der sich ohnehin schon Unsterblichkeit errungen, gewiß nie verhallen, und noch nach dem Erdenleben wird der edle Dichter segnend wirken für die Poesie seines Vaterlandes!

In einem Provinzialblatte stand vor Kurzem (Nr. 38) eine Rettungsballade, in welcher auch folgende Stelle vorkam:

Und das dumpfe Donnergrollen
Echoet durch Wald und Fluren,
Sich vermählend mit den Winden
Und des Ister Wogen-Murren, —

Ich höre es gerne, wenn es so recht echoet, es echoetete aber noch stärker, wenn das Donnergrollen schon mit dem Winden- und Wogen-Murren seine Trippel-Allianz geschlossen, ach, dann wär es erst das echoeteste aller echoetenden Echos.

Theatralisches.

In Kopenhagen soll nächstens Oehlenschläger's neueste Tragödie: Dina zur Aufführung kommen; allen Verehrern dramatischer Poesie steht somit ein großer Genuß bevor.

Im ungarischen Nationaltheater zu Pesth wird nächstens zur Aufführung kommen: Die Weissen aus dem Französischen des Malefille und Artigues von B. Egressy. Dieses Stück fand in Paris sehr großen Beifall und dürfte ihn auch in Pesth erwarten.

In der Opera comique zu Paris bereitet man eine neue Oper in 3 Acten von Hrn. Clapisson zur Darstellung vor. Der Text ist von Scribe und die erste Parthie für Mad. Rossi-Caccia bestimmt.

Dlle. Rachel, die große Tragödie, wird in London auf Gastspiele erwartet, und erhält während zwei Monaten die enorme Summe von 60,000 Francs!

Professor Werder in Königsberg wird die Bühne nächstens mit drei neuen Lustspielen bereichern, welche reiche Handlung und interessante Situationen enthalten und in einer blühenden Sprache geschrieben seyn sollen; diese drei Lustspiele stehen in Zusammenhang und führen die Titel: Das Innere eines Hauses — das Innere einer Familie und das Innere eines Herzens.

Omnibus.

(Byrons Hund) erhielt folgende Grabschrift aus der Feder seines berühmten Herrn: „Hier ruhen die Überreste desjenigen, der die Schönheit ohne die Eitelkeit, die Kraft ohne den Übermuth, den Muth ohne die Grausamkeit, und alle Tugenden des Menschen ohne seine Laster besaß. Dieses Lob, das eine übertriebene Schmeichelei auf dem Grabe eines Menschen wäre, ist nur ein gerechtes, denn es betrifft einen Hund. Er hieß Boatswain, war in Newfundland geboren, und starb in Newstead den 16. November 1808.“

(Neue Schullehrerinnen.) In allen Regimentern der englischen Armee sollen Schullehrerinnen für Soldatentöchter angestellt werden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Deserlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

Digitized by Google

№ 34.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 19. März 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

3.

Die buckelige Salerl.

(Fortsetzung.)

Die meisten unfreiwilligen Beisteuern zur Bequemlichkeit und zum Lebensunterhalte des Trogloditen mußte jedoch die »buckelige Salerl,« wie sie sich selbst nannte, leisten. So sehr ihr übrigens bei der Dürftigkeit, die in ihrer Hütte herrschte, jeder Diebstahl wehe that, so ging ihr doch der Verlust ihrer jungen Schweinchen ganz besonders zu Herzen, da ihr dieselben, wie sie sich ausdrückte, lieber waren als alle Kühe von Wildalpen und Eisenerz. Kaum war sie zu dieser letzteren Erinnerung zurückgekehrt, als sie neuerdings ihren Thränen freien Lauf ließ, wiederholt rufend: »Mein Hanserl! Mein Hanserl!« Das alte Mutterschwein in einem nahen, halbgeöffneten Verschlage, gleichsam auch schon angewöhnt an diesen Namen und wie jedes Thier die Trennung von seinen Jungen beklagend, stieß ein schneidendes Grunzen aus und wendete den Rüssel nach seiner Pflegerin hin, welche ihrerseits traurig das Thier anblickte und den Kopf schüttelnd sprach: „Gelt Alte, 's gibt rechte Hallunk'n auf der Welt?“ Die Scene hatte so etwas Abenteuerliches an sich, daß die drei Wanderer zu gleicher Zeit in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Die Menschen bleiben doch immer sehr beschränkte, durch die äußere Form stets höher- oder niedergestimmte Geister. Wäre die Schwaigerin ein junges reizendes Geschöpf, eine Art Mimili oder gar eine vornehme Dame gewesen, welche zum Zeitvertreibe Alpenwirthschaft spielte, — wäre statt des alten Schweines ein Hirsch oder gar ein zahmer Löwe dagelegen, welchen der Schmerz über ein geraubtes Junges zu stöhnendem Brüllen bewogen hätte, — dann wäre die Seele eines Jeden von den erhabensten und zärtlichsten Gefühlen durchdrungen worden, und doch wirkt der Schmerz gleich verwundend auf Mensch und Thier, ob auch die äußere Form und die Gattung als unästhetisch und unedel von dem hochweisen Herrn der Schöpfung gescholten wird. Die Schwaigerin wurde durch das unzarte Gelächter aus ihren Schmerzen emporgeschreckt und sprach halb zu dem Mädchen aus Wildalpen gekehrt: »Ja, die Herren lachen und glaub'n, es ist nicht der Müh' werth über ein' solche Kleinigkeit so viel Spectakel z'mach'n; aber sie hab'n halt meine klein'n Ferkeln nit kennt, und in der Stadt hat man d'Schwein' nur gern wann's gedünstet oder gebrat'n in der Schüssel lieg'n!“

Der Österreicher suchte die Älplerin über seine scheinbare Theilnahmslosigkeit und jene seiner Gefährten zu beruhigen und versprach ihr im Scherze, daß er einen hübschen Holzknecht heraufschicken werde, der sie über den ihr so schmerzlichen Verlust trösten sollte, indem er beisetzte, daß ein sauberer Bursche doch ohne Zweifel höher zu schätzen sey, als drei Schweinchen, und wenn sie auch die niedlichsten Geschöpfe der Welt wären. Die „buckelige Salerl“ sah den „gspaßigen Herrn“ mit blinzelnden Augen an und sprach dann mit einem Seufzer: „Ja lieber Herr, zu mir kommt kein Holzknecht, kein Kohlbauer und kein Jäger mehr; es ist einem Jeden der Weg z'weit. Die »Buam« geh'n alle in die ander'n Hütt'n, wo schön're und jüng're Schwaig'rinnen sind; ich bin im ganzen Sommer mutterselig allein. Ja, wie ich jung war, da ist's in meiner Hütt'n oft lustig zugang'n, denn ich hab' immer gute Einfäll' g'habt; da hab'ns mich die lustige Salerl g'nennt und sind schaarenweis zu mir heraufg'stieg'n. Wie ich aber bin älter word'n, so sind's ausblieb'n, und hab'n mich nur mehr die buckelige Salerl g'scholt'n. Es ist was Rares um die Lieb', und es ist halt überall ein Übel, wo die fehlt, denn, sieht der Herr, in die ander'n Schwaighütt'n traut sich der Dieb nicht so leicht hin, weil er fürchten muß, daß ihn dort ein Bursch' erwischen könnt', bei mir aber genirt er sich gar nit, sondern geht aus und ein, als ob er mit mir verheirath wär.“

Der Pole wollte die Wiederkehr der guten Laune der Älplerin, als ihm der Österreicher ihre Rede verdolmetscht hatte, benützen und sagte daher zu ihr in bittendem Tone: „Liebe Sennin, bereitet uns doch gütigst warme Schmetten!«

Die Salerl sah den Ausländer fragend an, bis ihr endlich der Österreicher sagte, sie möchten gern warme Milch zu sich nehmen. Alsbald stand ein großes Gefäß voll köstlicher Milch am Feuer und die Schwaigerin suchte unterdessen in ihrer Hütte nach Geschirren und Stühlen umher, um die »gnädigen Herrn“ ordentlich bedienen zu können. Allein sie gerieth mehr und mehr in Verlegenheit, je eifriger sie sich bemühte ihre Dienstfertigkeit in das glänzendste Licht zu stellen. Alles was sie an Geräthen und Geschirren besaß, dünkte ihr zu schlecht, als daß sie es so „vornehmen Herren“ in die Hände geben dürfe. Auch machte es ihr viel Bekümmerniß, daß ihr Brot so schwarz wäre, und daß die „Stadtleute“ dasselbe unmöglich genießen könnten. Mit Mühe gelang es dem Österreicher, der kopfschüttelnden Schwaigerin den Brotlaib zu entwinden, um sich von dem köstlichen, gut ausgearbeiteten Gebäcke ein tüchtiges Stück herunterzuschneiden. Zweifelnd schaute sie diesem Beginnen zu, in der Meinung, daß der »gspaßige Herr« nur sein „Gstanz« treiben wolle. Als aber der Österreicher wirk-

lich von dem Brote aß, die Schmackhaftigkeit desselben lobte und auch seinen Cameraden erkleckliche Stücke mittheilte, so schien ihr dieses so unbegreiflich und sonderbar, daß sie kein Wort sagte und sich in ihre Küche zurückzog. Ähnliche Anstände gab es auch bei den weiteren Anstalten zum Frühstücke, und sie hielt es für unschicklich, so »noble" Herren aus ordinären Thonschüsseln speisen und hölzerne rohgeschnitzte Löffel handhaben zu lassen. Es konnte ihr nur nach langen Debatten begreiflich gemacht werden, daß es eine große Gefälligkeit von ihr wäre, wenn sie den Reisenden die Benützung ihrer Gefäße und Geräthschaften überließe, indem dieselben sonst mit den Händen in die heiße Milch fahren oder gar wie die Kühe an der Tränke ihre Köpfe in den Milchzuber stecken müßten. Sie fügte sich endlich in die Umstände, doch gab sie zeitweise ein Gemurmel der Unzufriedenheit von sich, daß sie so »seltene" Gäste nicht nach Würden bewirthen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdotische Einfälle.

Von Franz Gräffer.

Der Arzt zur Frau des Kranken: Ich kann Ihnen den Trost geben ...

Die Frau: Wie meinen Sie das?

Dem Witwer.

O Freund, sey nicht so quälig,
Und tröste dich geschwind:
Die Männer sind ja selig
Wenn es die Frauen sind.

Sonst hieß es: Wissen ist haben. Jetzt heißt es: Haben ist Wissen.

Streit an der Tafel. Herausforderung. Beide ziehen die Uhr; setzen sich wieder. Ein Dritter sagt: Beide haben gezogen; Beide sind geblieben, das Duell ist aus.

Zu klein für Felsblöcke, zu groß für Damenschuhe: Promenaden — Sandbestreuung.

Die Bühne hast du schon gemacht zur Metze,
Bald gibst du wohl auch eine Hetze?

Monument: der es verdient, braucht es nicht; der es braucht, verdient es nicht.

Ihr Reichen, die ihr unglücklich seid, geht zu den Armen, die glücklich sind, zum »Heurigen."

Meine Sprödе, jetzt bleibt Ihnen nichts übrig, als übrig zu bleiben.

Ich bin erst 30 Jahre, wie können Sie sagen, ich sey Ihr alter ego?

O ja, es ist mir ein Entzücken,
Kann nur von fern ich sie erblicken.

Habe ich sie, bin ich sie auch.
(Fortsetzung)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Ehevorgestern zum ersten Male: Mara, romantische Oper in drei Acten. Text von Otto Prechtler, Musik von Joseph Netzer. Das Sujet, welches dieser Oper zum Vorwurfe dient, gehört in die Classe jener modernen Heldenopern, in welchen das Gemüth irgend einer oder mehrer handelnden Hauptpersonen aus Liebe oder Haß, Treue oder Untreue, Schmach oder Ungemach, oder wegen Verfolgungen aller Art so lange gefoltert und gemartert wird, bis es sich im erstarkten Heldenmuthe durch eine Erdolchung großmüthig für das Wohl Anderer zum Opfer bringt, gleichviel ob diese es um sie verdient oder nicht verdient haben, ob sie einer solchen Resignation werth oder unwerth waren. Eine solche Oper ist daher auch keineswegs eine romantische zu nennen, und die Kritik hat seit Jahren den Librettofabrikanten der wälschen Wuth-, Wuth-, Fluch-, Rache-, Gift- und Dolchopern so manches Verwerfungsurtheil gesprochen, eben, weil derlei Handlungen ein poetisch-musikalisches Element durchaus gebricht. Der Text in unserer Oper, enthält im Ganzen eine recht fließende Diction, und viele achtbare lyrische Stellen, obwohl einzelne Ausdrücke, wie beispielsweise das Recitativ des Zigeunerhäuptlings im zweiten Acte:

Ha, welch' ein Anblick!
Mara! — sie ist's! —

Zusammengebrochen an der Pforte des Hauses, — überall hin, nur in keine Musik passend zu bringen seyn dürften. Allein die Diction, wenn sie noch so vortrefflich ist, macht noch nicht das Erforderniß eines dramatischen Tonwerkes aus. In der Mara sind gerade die musikalischen Theile, nämlich alle eingewebten lyrischen Stellen, ein Hemniß in dem Fortschritte der Handlung. Poetisch- und dramatisch-schöne Situationen, natürliche Characterе, eine rasche Entwicklung einer wahrhaft romantischen Handlung, sind die Grundbedingungen eines für Musik geeigneten Vorwurfes, einer echt deutschen Oper.

Wie unangenehm berührt z. B. die Scene, als Conaro der Mara den Eintritt in sein Palais durch ein mehre Minuten langes, höchst unmännliches Hin- und Herdrängen verweigert. Die Chöre enthalten zwar viele schöne Worte, allein sie gehören nicht in den Mund von Zigeunern. Zigeuner, Landleute, Fischer und ähnliche Volksclassen müssen sich auf eine ihrem Character angemessene populäre Weise aussprechen. Viele Scenen, welche nur durch ein rasches Fortschreiten der Handlung bühnlich effectuiren können, sind hier sehr ins Breite gezogen. Dieß gilt namentlich vom Schlusse dieser Oper, an dem das Ganze in vieler Hinsicht recht verdienstliche Werk bald gescheitert wäre, woran freilich auch einige scenische Vergehen die Schuld trugen.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß sich vollkommen bühnenkundige dramatische Dichter auf das in Deutschland so verwaiste Operufach werfen würden, und manches musikalische Talent, welches nun in Ermanglung eines guten Opernbuches unthätig bleibt, würde gewiß voll ans Tageslicht hervortreten.

Was die Musik zur Oper Mara anbelangt, so enthält sie zwar wenig Originelles, ist aber als ein Erstlingswerk eines aufstrebenden jungen Mannes immerhin recht beachtenswerth. Die lebendig instrumentirte, gut geführte Ouvertüre, welche das Publikum in seinem lobenswerthen Aufmunterungssinne sogar zur Wiederholung verlangte, verdient vorzugsweise erwähnt zu werden. Von besonderer Wirkung waren auch mehre liedartige Stellen der Mad. van Haffelt und des Hrn. Standigl, ebenso das Finale des zweiten und auch jenes des ersten Actes; welche freilich wie aus der Schule

Donizetti's hervorgegangen zu seyn scheinen. Eine großartigere, kräftige musikalische Idee, und ein tieferes dramatisches Leben tritt nirgends auffallend hervor. Daß die Arien und Duetts nicht gehörig musikalisch entwickelt wurden, scheint in der Anlage des Textes zu liegen. Auch finden wir die Behandlung des Instrumentes an vielen Stellen sehr unorganisch und schwülstig, sowie die Sängerparte fast durchgehends zu hoch gehalten, so daß man unumwunden gestehen muß, daß es nur einer Haffelt und einem Staudigl gelingen konnte, ihre schwierigen Aufgaben zu lösen.

Diesen beiden kolossalen Pfeilern dieser Oper gebührt alle Anerkennung. Übrigens trugen auch die HH. Erl und Draxler, sowie Dlle. Mayer wesentlich zum Gelingen des Ganzen bei, das sich einer wohlwollenden Aufnahme erfreute, den Sängern und dem Componisten mehre Hervorrufungen verschaffte.

Chöre und Orchester unter Hrn. Proch's Leitung überschifften glücklich und mit Energie die vielen Klippen des oft ganz unnatürlichen Tonsatzes. Nur hatten im dritten Acte einige Zigeuner den Muth verloren, mit ihren vollen Stimmen vorzutreten, was eine kleine Störung bewirkte. Die Inscenesetzung namentlich in drei Acte ließ Manches zu wünschen übrig.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Donnerstag, den 17. März, zum ersten Male: Hütet euer Haus, oder: Der Verleumder und der Plauderer. Locales Charakterbild in 4 Aufzügen, von Friedrich Kaiser.

Der Gerichtsschreiber Friedrich (Hr. Rud. Mayer) will den Sohn, den Revierjäger Robert (Hrn. Gämmerler) und seine Frau (Mad. Fidy) von dem Herzen seiner Tante ihrer Mutter (Mad. Scutta) reißen, um diese zu beerben, verleumdet jene bei ihr, unter dem Schein der Warnung auf alle und jede Weise, und wird in seinem Plan von dem Plauderer, dem Schloßinspector Murr (Hrn. Carl), unterstützt, den er wie eine Maschine zu seinen schlechten Zwecken gebraucht. Er bringt es so weit, daß die Mutter ein Enterbungstestament aufsetzt, welches er ihr geschickt abnimmt, daß der Sohn aus ihrem Hause ins Elend geht. — — Da siegt jedoch die zurückgebliebene Mutterliebe: sie legt Schmuck und baares Geld in die Koffer der Kinder und wirft sich zum letzten Abschied an ihre Brust — ein Schlaganfall lähmt ihr Herz. Alsogleich zeiht der Verleumder des Diebstahls und des Mordes die Kinder, und will seine Aussage vor Gericht eidlich bestätigen; doch der Plauderer geht ins Gewissen, klagt sich daselbst ob seiner Schwachheit an, und auch die Mutter ist nicht todt, ist nun gesunder als vordem, die Tugend siegt, das Laster unterliegt. Hr. Kaiser hat dießmal den ausgetretenen Possenweg verlassen, und ist so auf ein einsames Schloß mit seinen Iffland'schen Familienleiden gekommen. Er hat viel Situationstalent, das hat er dießmal mehr als je bewährt, denn mit diesem ganz allein, ohne sonstige Witzbehelfe, hat er reussirt; — doch arbeitete er noch zu sehr im Rohen, die Handlung ist nicht genug abgerundet, die Charaktere zu kantig, daher die zu stark aufgetragene rührungblasse und höllenrothe Theaterschminke, um die Ecken auszugleichen. Das Ende ist nicht ganz durch den Anfang bedingt, die Handlung schreitet nicht immer vorwärts, sie geht bisweilen zurück und das Ganze ist nicht genug abgeschlossen, von einer tieferen Seelenkenntniß ist auch nicht die Rede. Das zum Tadel; zum Lobe sey erwähnt die schöne Exposition, die Abreise und die episodische Eifersuchtsscene. Hr. Kaiser wurde wiederholt gerufen. Von den Mitspielenden verdient ganz besonders Hr. Carl wegen seines meisterhaften Spieles gerühmt zu werden, aber auch Mad. Scutta, Mad. Fidy und die HH. Gämmerler, Rud. Mayer und Hesse unterstützten ihn kräftig. Das Stück hätte ein volleres Haus verdient.

Zweite und letzte improvisatorisch-musikalische Akademie

von Caroline Leonhardt-Lyser.

Dienstag den 15. März. — Ich liebe das ungezwungene Lied der Lerche, dem nicht kleinliche Schrift und Druckfehler auf der Stirne eingefurcht sind; ein solches Lied ist der Dolmetsch der Gefühle, die gleich Radien aus dem Mittelpuncte des Lebens, der Liebe ausstrahlen, und findet schnell ein Asyl, ein anderes Herz. Das war die ursprüngliche Bedeutung des Liedes, ehe es noch von den Wegelagerern: der Eitelkeit, dem Egoismus und entnervten, winselnden Schmerz auf offener Straße überfallen und in eine Uniform gesteckt ward. In manche Hütte war es früher eingekehrt und hatte mit seinem Kusse das Kind eines Landmannes geweiht, geht diesem hinter seinem Pfluge nach, er ist ein Improvisator; ihr wollt es nicht glauben, und in einigen Jahren singt ihr ein Volkslied, von dem man nicht weiß, woher es gekommen und das doch von ihm ist; der Zigeuner, der in der Schenke seine tollen, herzbezwingenden Weisen aufspielt, die aus seinem heimathlosen Herzen kommen, ist ein Improvisator, obwohl er nicht auf diesen Namen Kunstreisen macht. Wie jede Kunst zur Künstelei herabgewürdigt wurde, weil ihr die Mode zuklatschte, so drängte auch das Improvisirtalent die Stimme des Herzens zurück, und ließ sich willig in Ketten schlagen, die man Endreime nennt, um als Sclave im Angstschweiß des Angesichtes sich einige Zoll von der Erde aufzuschnellen, so weit es die Kette zuläßt, um dann todtmatt auf den Boden zu fallen. Bei Caroline Leonhardt-Lyser ist auch das Lied auf seiner Wanderung eingekehrt, und ward von ihr mit offenen Armen aufgenommen, zum Dank erzählt es ihr wundersame Mährchen und singt ihr Lieder, die zum Herzen dringen. Aber sie ließ leider, auch den edlen Gast in Fesseln schlagen, nicht in goldene oder glänzend eherne, nein in rohgeschmiedete, die die zarten Glieder wund drücken müssen, und von Leuten, die die Fesseln schadenfroh rasseln lassen, und das Kind so roh wie Folterknechte anfassen, daß es vor Schmerz zusammenzuckt. Das muß das Lied kränken, vielleicht hat es deßhalb heute ihrer Gebieterin nicht die schönsten Gedanken vertraut, und ließ schwach und in Pausen ihre Stimme aus den Tiefen ertönen. Caroline Leonhardt-Lyser improvisirte ein zartes Sonett mit Endreimen, beginnend: „die Lerche singt, der Lenz will wiederkommen, begrüßt mit seinem Strahl so Thal als Klippe u. s. w.," dann ein Lied mit den zugerufenen Refrain: Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag. Manches Mädchen, das zugegen war, mag viel schönere Lieder zu diesem Refrain empfunden und geträumt haben. Das Mährchen: „die letzte Fee," welches hübsche Einzelnheiten hatte, hätte leicht mit dem stürmischer verlangten Thema: die erste Münze, verbunden werden können. Zuletzt trug sie, stellenweise mit vielem Humor, ein größeres Gedicht, wieder mit Endreimen, die Confusion, und die Macht des Liedes, betitelt vor, und erhielt vielen Beifall und wurde wiederholt gerufen. Ihre kaiserliche Hoheit die Kaiserin Mutter beehrten die Improvisation mit Ihrer hohen Gegenwart.

Musikalisches Perspectiv.

Die mit dem heutigen Tage zu Ende gehende Woche war unstreitig die concertreichste, die es je gegeben hat, und vielleicht auch noch geben wird. Dinstag producirte sich

die Concertsängerin Meerti

zum zweiten Male im Musikvereinssaale. Sie sang deutsch, italienisch, französisch und spanisch, also für vier Nationen zugleich, und der Saal war doch nur sehr mäßig besucht. Auch die Gesänge, welche sie zum Besten gegeben, waren aus allen drei jetzt gangbaren Schulen gewählt, nämlich der deutschen, französischen und italienischen, denn der spanische Gesang gehört bis jetzt noch keiner eigentlichen Schule an. Am meisten gefiel das französische Lied: La leçon. Aus dieser Lection konnte sie entnehmen, für welche Gattung von Gesang sie sich vorzugsweise zu interessiren hätte. Am wenigsten gefiel sie in einer italienischen Concertarie; ein neuerlicher Beweis, daß sie keine Bravoursängerin ist. Nachts darauf hielt Mad.

Caroline Leonhardt-Lyser

ihre improvisatorische Vorlesung ut supra. Am Mittwoch hörten wir den außerordentlichen, und mit einer staunenerregenden Bravour siegenden Fagottisten

W. Neukirchner,

welcher ebenfalls drei Stücke, sämmtlich von eigener Composition, blies. Das Fagott ist eigentlich ein humoristisches Instrument, auf dem scherzhafte, überhaupt heitere Passagen und Figuren besonders in der Tonmalerei von ergötzender Wirkung sind. Allein Neukirchner hat auch Gefühlsmomente entwickelt, daß es uns völlig weh gethan hat, sein wirklich künstlerisches Gefühl und Feuer ins Holz hineinblasen zu hören; denn ein Fagott kann unmöglich in seinen Tönen den seelenvollen Ausdruck eines Künstlers ganz wiedergeben, dieser läßt sich immer nur ahnen. Doch Hr. Neukirchner

wurde von den anwesenden Kunstfreunden gut verstanden und mit reichlichem Beifall belohnt. Donnerstag Abends bei guter Beleuchtung, etwas nach halb zehn Uhr, gab eine zweite Sängerin (?) aus London ein Concert. Es war

Mad. Brandis-Warlich.

Wir haben bei dieser Concertgeberin eine recht hübsche Gesichtsbildung, jedoch wenig Stimme, eine herabgestimmte Intonation, und einen höchst schülerhaften Vortrag wahrgenommen. Ob unter solchen Umständen die Äußerlichkeit ein hinreichender Empfehlungsbrief sey, als Sängerin zu reisen, und in Concertsälen deutsche Münzen einzunehmen, möchten wir wohl bezweifeln. Ich würde rathen, ja nicht mehr die ungewöhnlichen Abendstunden zu Concerten zu wählen, weil diese von nun an für ominös gehalten werden. Ich kann nicht sagen, wie viel, ja nicht einmal, wie wenige Mahl sie gerufen wurde; das aber scheint mir unbestreitbar, daß es sich kaum der Mühe lohnen dürfte, um solcher Ehre willen ein zweites Mahl von London nach Wien zu reisen. — Heute hören wir wieder den herrlichen Döhler, welcher uns gewiß alle diese schmerzlichen Wunden heilen und vergessen machen wird.

Mnemonik.

Dinstag am 15. legte Hirsch Dänemark *) auch im Saale zum Sperl öffentliche Proben seines immensen Gedächtnisses vor einer ziemlich zahlreichen Zuhörerschaft ab. Er behauptet, den Talmud, bestehend aus 36, sage sechsundzreißig starken Foliobänden, ganz auswendig zu wissen! Nach dem, was wir gehört und gesehen, dürfen wir an dieser Behauptung nicht zweifeln, da er alle von den Anwesenden bezeichneten Stellen, sowohl des Haupttextes, als des Commentars, ohne nur Einmahl zu irren, aus dem Gedächtnisse recitirte. Die Controlle war strenge und an ein Einverständniß nicht zu denken, da nicht nur Glaubensgenossen, sondern auch viele andere der hebräischen Sprache kundige Männer, die durchaus keinen Verdacht der Gevatterschaft erwecken konnten, seine Productionen der genauesten Prüfung unterzogen. Seine Kenntniß des Talmuds erstreckt sich so weit, daß er selbst die Blattseite und die Zeile anzugeben weiß, wo dieses oder jenes Wort zu finden sey. Kommt ihm auch zuweilen in zweifelhaften Fällen sein bewundernswerth schneller Scharfblick zu Hilfe, so kann man sich doch überzeugen, daß es in den meisten Fällen absolut unmöglich war, das aufmerksame Publicum durch ein Taschenspielerkunststück zu täuschen.

Dänemark läßt eines der vielen zum Gebrauche bereitliegenden Bücher wählen, und indeß er abgewendet steht, in irgend ein Folio ein Ohr einbiegen. Dann nimmt er das Buch verschlossen zurück und nennt das Wort, auf welches die Spitze des umgebogenen Blattes weist. Eben so läßt er, ohne dabei einzuwirken, eine Nadel zwischen die Blätter stecken und nennt das Wort, auf welches die Spitze derselben zeigt, ja er sagt sogar, ob diese Wörter groß oder klein gedruckt erscheinen.

Auch beschränkt er sich nicht auf die von ihm selbst beigeschafften Bücher, sondern es ist Jedermann gestattet, ein hebräisches Buch mitzubringen, mit dem er, ohne nur dessen Titel zu kennen, dieselben Proben seiner geheimnißvollen Kunst macht.

Wenn hie und da ein Schwanken, eine Unsicherheit, ja selbst ein kleiner Irrthum bemerkbar wurden, so muß die Billigkeit dieß zum Theile auf Rechnung der vielen veranten Spitzfindigkeiten stellen, mit welchen Dänemark von allen Seiten zugesetzt ward. Auch war er am Ende der Production sichtlich erschöpft, ohne jedoch den guten Willen zu verlieren, seine Kunstproben fortzusetzen. Erst als der laute, einstimmige Beifall ihn von der vollen Zufriedenheit des Auditoriums überzeugte, konnte er sich entschließen die Vorstellung zu beendigen.

*) Nachdem er sich bereits in mehren Salons der höchsten Stände so wie in anderen Privatzirkeln Wiens producirte.

Die Theilnehmer dieser mysteriösen Production verließen mit den seltsamsten Vermuthungen und mit oft wahrhaft komischen Äußerungen über das „Wie“ (was hier mehr zu gelten schien als das „Was“) den Saal. Wir enthalten uns jeder Erklärung aus dem einfachen Grunde, weil wir durchaus nicht im Stande sind, auch nur annähernd dem Schlüssel seines Geheimnisses auf die Spur zu kommen; nur soviel ist gewiß, daß Gedächtniß allein nicht hinreicht, jene Aufgaben zu lösen; welche Kraft aber hier mitwirkt, überlassen wir dem Scharfsinne unserer Leser zu eruiren.

Kirchenmusik.

Am verflossenen Sonntag wurde in der St. Karlskirche auf der Wieden die berühmte, in Wien selten noch zu hörende missa Papae Marcelli in a-dur aufgeführt. Dieselbe Messe wurde von dem gefeierten Regenerator des echten Kirchenstyles Pierreluigi da Palestrina im Jahre 1555 componirt, und ist eine jener drei Messen, welche er in Auftrag des tridentinischen Conciliums geschrieben hat, um der in leere Verkünstelung versinkenden Chormusik eine neue, des heiligen Zweckes würdigere Richtung zu geben. Diese Messe ist durchaus vocal, ohne Instrumentalbegleitung, selbst die Orgel schweigt nach den, jedem Theile vorhergehenden Präludien; aber es liegt eine unbeschreibliche Großartigkeit in ihr. Die einfachen Modulirungen und Ausweichungen, dahinschreitend in ganzen oder halben Noten, einzig ausgeführt durch die harmonische Vereinigung vieler menschlichen Stimmen, erfüllt den Beter im Tempel des Herrn mit Andacht und frommen Schauer, im Gefühle der Nähe des Allmächtigen. Freilich gehört zur Erzielung eines so erhabenen Eindruckes auch ein so gediegenes Zusammenwirken dazu, wie es dießmal und überhaupt seit Jahren in dieser Kirche unter der Leitung des musikalisch-tüchtigen Chorregenten Herrn Ruppe recht der Fall ist, welcher durch die unerschöpfliche Munificenz eines hohen, für die classischen älteren und neueren kirchlichen Tonwerke glühenden Musikfreunds, Herrn Grafen von Stockhammer, in der angenehmen Lage sich befindet, auf seinem Chor stets die trefflichsten Sänger und Instrumentalisten zur Mitwirkung versammeln zu können. Segensreich mag den edlen Mäcen das Bewußtseyn lohnen, so viele Gemüther durch die Weihe der Töne zum Lob, Preis und Dank des ewigen Gottes emporzuheben.

Neues Oratorium.

Morgen Sonntags den 20. und Montags den 21. d. M. wird im k. k. Hofburgtheater zur gewöhnlichen Theaterzeit die Aufführung eines neuen Oratoriums, unter dem Titel: Noah, Text von Heinrich Adami, in Musik gesetzt von Gottfried Preyer, k. k. Hoforganisten, Professor der Harmonielehre und des Contrapunctes am Wiener Conservatorium, und Mitglied des Cäcilien-Vereins zu Rom, Statt finden, wovon wir das kunstsinnige Publicum der Residenz hiermit in Kenntniß setzen.

Omnibus.

(Luftdichte Fenster und Thüren), welche besonders in einem strengen Winter und in Krankenzimmern von großem Nutzen sind, wurden unlängst von einem Tischlermeister, Namens Schob in Berlin, erfunden. Die Construction derselben ist äußerst einfach, indem es nur einer gewissen Nettigkeit und Accuratesse bedarf, um den Kork, der dazu verwendet wird, in die luftdurchlassenden Fugen zwischen dem Rahmstück und dem Fenster- oder Thürflügel einzupassen. Übrigens darf der Kork ja mit keiner Farbe bestrichen werden, denn Wasserfarben würden nicht daran haften und Öhl- oder Leimfarben seine Elasticität verhindern. Der Erfinder hat ein Patent genommen.

Ein Dresdner Schneider hat: „Unverbrennbare, feuerdichte Leipzig-Dresdner-Eisenbahn-Assecuranz-Kleider-Überwürfe“ angekündigt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 60 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 35.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 21. März 1842.

K. K. Hofburgtheater.

Am 19. d. M. zum Vortheile der Regie dieses k. k. Hofburgtheaters und zum ersten Male: Fesseln, Lustspiel in 5 Aufzügen von E. Scribe ins Deutsche übertragen von Th. Hell.

Die Regisseure dieses k. k. Hoftheaters haben dießmal, das erste Mal so lange das Gedächtniß der Kunstfreunde reicht, kein Werk deutscher Zunge, keines der klassischen älteren Stücke eines Shakespeare, Lope oder Racine, nicht das Product eines jugendlichen, nach Anerkennung ringenden vaterländischen Talents, nicht das Vermächtniß eines im Leben zu wenig erkannten, mit dem bitteren Gefühle eines niemals durchgedrungenen Verdienstes aus unserer Mitte dahingegangenen Genius, sondern eines jener zeitgerechten und dem herrschenden Geschmacke entsprechenden, überrheinischen Producte zu ihrer Einnahme gewählt, in welchem die Gebrechen der neueren socialen Zustände entwickelt, zergliedert und zerfasert werden, ohne daß die Kraft des Genie's der Bedrängniß der Gesellschaft mit einer anderen Erhebung, Läuterung oder Förderung entgegegen käme, als mit den gewöhnlichen Nothbehelfen des sogenannten practischen Lebens, den zufälligen von Außen her einwirkenden Wendungen und Hemmnissen einer moralischen Irrfahrt.

Darum soll über „die Fessel" des Hrn. Eugen Scribe nicht etwa von der moralischen Seite her der Stab gebrochen werden, es fehlt diesem Werke durchaus nicht an der gewöhnlichen Lustspiel-Moral, diese ist nur negativ ausgedrückt. Kräftig, eindringlich, ergreifend ist die den sittlichen und religiösen Gesetzgebern aller Zeiten eigenthümliche Form des verneinenden kathegorischen Imperativs gehandhabt, und während die düsteren Corollarien die aus den verwerflichen, die Glückseligkeit der Gesellschaft in ihrer Entzügelung untergrabenden Leidenschaft in dem Hauptcharacter des Lustspiels bis in die Tiefen der Selbstvernichtung verfolgt, und die Lenden dieses Götzen schonungslos ihres Flitters entkleidet und gegeißelt werden, zugleich das lächerliche Zerrbild, welches die komische Kehrseite dieser zur Modethorheit gewordenen Seelenkrankheit darbietet, in dem derb gehandhabten Character des Freundes wie in einem riesig vergrößernden Hohlspiegel mit all' seinen mikroskopisch verdeutlichten Unförmlichkeiten, paraphrasirt.

Es soll damit auch keineswegs das Recht des Lustspieldichters angetastet seyn, das Schauspiel der Selbstvernichtung zur Anschauung zu bringen, welches moralische Gebrechen bei ihrer folgerichtigen Entwicklung dem Psycho, logen stets darbieten. Die Bühne kann nur durch eine Lehrerin des Lebens, eine Meisterin der Sitte, eine Vermittlerin der Vernunft bleiben.

Es steht uns aber eben, weil sie zu so hohen Dingen berufen ist, auch das volle Recht zu, von ihren hochgestellten, Gefühl und Denkart der großen Masse beherrschenden Leitern, von ihren berufenen und begabten Dichtern zu fordern, daß sie nicht blos bei den Einsprüchen des Verstandes und Gewissens, nicht blos bei der Verneinung des Verwerflichen stehen bleiben, weßwegen sie ihre Zeitgenossen entweder auf den Standpunct einer freien geistigen Herrschaft über das Leben, durch die Ironie, oder auf die heiligen Berge, jener der Menschenseele inwohnenden höchsten Seelenkraft, zum vollendeten, als freie That sich aussprechenden Siege des Edlen durch die Erhebung zu leiten haben.

Will der Dichter dem Ideale entsagen, umschleiert er die Gottheit mit den Schatten der Erde, verbirgt er die Götterseele hinter dem Gewirre ihrer krankhaften und mühevollen Creaturen, will er statt dem Künstler zu gleichen, der die rauhen Flächen des Demants schleift, damit die Seele, die in ihm wohnt, hervorblitze mit ihren sieben heiligen Strahlen, das Treiben der Mäkler zeigen, die ihn auf dem Markte des Lebens einschachern und vertrödeln, dann muß er ihr unsichtbar verborgenes Walten und Schaffen mit all' seiner Kraft hervorheben und entweder das Gefäß zertrümmern, welches den Geist nicht faßt, oder in dem Widerspruche der Mittel und der Wirkungen, welche Menschenwitz ersinnt und Menschenthorheit anstrebt, den Begriff einer höheren Weltordnung oder wenigstens einer sittlichen und poetischen Idee retten.

Dieß sind die zwei Wege, welche dem Dichter auf dem Gebiete der Empirik vorliegen; es sind die einzigen weil jeder andere an der sittlichen und poetischen Befriedigung vorüberfährt, und daß Scribe in seiner Fessel, keinen von diesen Beiden entschieden einschlug, daß er den moralischen Menschen in Beziehung auf seine innere Kraft im Kampfe mit der Leidenschaft gleichsam aufgibt, und nur durch Eindrücke von Außen her rettet; dieß ist es, was in uns weder den Schmerz über einen Verlornen, noch die Freude über einen Geretteten aufkommen, sondern uns mit dem Gefühle scheiden läßt, daß es in Zukunft bei der Tugend wohl verbleiben werde, weil der Verirrte nur dießmal mit einem blauen Auge davon gekommen.

Dadurch, so wie durch einen oft bis ans Sentimentale streifenden Ernst der Haltung nähert sich die Fessel mehr dem Begriffe des Schauspiels als der Komödie, und man könnte sie unbedenklich als ersteres bezeichnen, bliebe der Begriff des Lustspiels nicht durch die Verwicklungen der Intrigue und durch die Willenskraft des Hauptcharacters durchgeführte Ironie vorherrschend.

Ob aber Schauspiel, ob Lustspiel, die Nomenklatur wird an dem Total-Eindrucke des Werkes nichts verrücken. Sie wird seinen Grundfehler, das Schwanken zwischen Durchgreifen und Paralisirung des ethischen Begriffs, die Halbheit der sittlichen That nicht wegläugnen. Der Mangel jener kühnen Ironie, welche der berechnenden Klugheit stets einen herrschenden Zufall, dem öffentlichen Siege des Gerechten immerdar seinen geheimen Fall, und jeder Wirkung die verkehrte Ursache unterschiebt, während eben dadurch eine höhere Kraft, die über jedes menschliche Entgegenwirken erhobenen Idee ihrer Vollendung entgegenreifen läßt, ein Bild, bei dem das Gemüth des Zuschauers mit Heiterkeit und Ruhe auf das verworrene Getriebe des Lebens herabblickt. Der Mangel dieser Ironie bringt das Lustspiel um einen Triumph, während der mit fremden Mitteln errungene moralische Sieg die Kraft und Nachdrücklichkeit des Drama's nicht fördert. Gibt es eine Auffassung des Lebens, so darf vor allen die moralische Kraft des Menschen nicht ironisirt, nicht mit einem Scherze abgethan werden, und soll die Schwäche auf'er stolzen Tugend Gegenstand der Ironie seyn, so soll der Ernst der in Kampf gerathenen Leidenschaft nicht wie das Alpdrücken einer grauen Gespensternacht die Seele beengen, denn die Träume der Poesie setzen einen Zweck in sich voraus, der den Träumen des Blutes nicht innewohnt, und lassen daher, wenn sie schwer und reich an Kämpfen sind, keine andere als eine ernste und vollkommen klare Lösung zu.

Hr. Scribe hat, um ein Beispiel zu wählen, welches noch allgemein in frischem Gedächtnisse schwebt, in seinem „Glas Wasser" der Ironie einen

faſt unbeſchränkten Wirkungskreis gegeben, ſie traf aber die Klugheit, die Liſt, die Kabale, ſie war alſo dem Gegenſtand höchſt angemeſſen, und ſomit entwickelte ſich vor unſerm Blick ein durchaus heiteres, unendlich witziges Bild des Lebens. Hier trifft die Ironie den redlichen Willen eines jungen Mannes, der ſich von einer hochgeſtellten Dame loszureißen ſtrebt, weil die Liebe ſeiner Kindheit in ſeiner Bruſt wieder erwacht iſt. Der Beweis der hier geführt wird, ſoll kein geringerer ſeyn, als die Unmöglichkeit nachzuweiſen, die in der Löſung ſolcher Banden, der Sprengung ſolcher Ketten liegt. Das Verbrechen, die Unmöglichkeit es von ſeinen Sohlen zu verjagen, ohne ein neues Verbrechen zu begehen, nicht das leichte Gebrechen, nicht der komiſche Fehler wird ſein Gegenſtand des Luſtſpiels, daher hört der Zufall auf wieder dem Witze zu dienen, und der Witz der Laune, beide greifen nicht mehr als Factoren in die Handlung ein, ſie verlängern, ſie erneuern und bereichern ſie, ohne ſie vollkommen zu machen.

Die Prüfung der Handlung wird dieſer Anſicht nähre führen:

Emeric d'Albret, junger gefeierter Componiſt unterhält mit der Gräfin Louiſe St. Geran, Gemalin des Contreadmirals und Pairs von Frankreich, des tapferſten und beſcheidenſten Mannes, ſeines Freundes und Wohlthäters ein geheimes Verhältniß, welches ihn aus der Dunkelheit emporgehoben, ſein Talent den erſten Nahmen Frankreichs angereiht hat. Inzwiſchen führt eine nie ganz verloſchene Liebe die Couſine des jungen Mannes (Aline) mit ihrem Vater, dem Kaufmann Clerambeau aus Bordeau nach Paris, wo Emmerics Freund der Advokat Heltor Ballandard den Ankommenden ein Quartier im ſelben Hotel nur eine Etage höher miethet, als der junge Tonſetzer wohnt. Die Liebe Alinens entwickelt ſich jeden Augenblick mächtiger, als vertrauteſte Jugendfreundin, als erſte Liebe des jungen Mannes tritt ſie augenblicklich mit ihm in das innigſte Verhältniß, deſſen Kraft dadurch noch ſtärker wird, daß der Admiral, Alinens Pathe, ein alter Freund und Wohlthäter Clerambeau's um eine Dankesſchuld an Emeric's Vater abzutragen und zugleich Alinen zu beglücken, welche, wie er weiß, mit unbegränzter Liebe an Emeric hängt, den widerſtrebenden Kaufmann dazu beredet dem Künſtler ſeine Tochter zur Frau zu geben. Der Graf übernimmt es, jedes Bedenken Clerambeau's zu heben, denn, beinahe, allzugroßmüthig, übernimmt er die Garantie für ſeinen Character ſowohl als für ſeine geſellſchaftliche Auszeichnung.

In der That verſpricht Emmeric ſich von ſeiner geheimen Liaiſon los zu reißen, gelobt es in die Hand des Grafen, der nicht weiß, wer der Gegenſtand dieſes heldenmüthigen Entſchluſſes iſt.

Er verfügt ſich in die Wohnung St. Geran's, wo er von Louiſen mit aller Wärme ihrer tiefen und wahren Liebe empfangen wird. Er hat eine Loge für die nächſte Opernvorſtellung beſorgt, ihm iſt ein Platz in dieſer Loge aufbewahrt worden, doch Emmeric iſt ein Mann und beſchließt ſich muthig loszuſagen. Er ſchlägt jede Einladung aus, erklärt obſchon, daß es die Freundſchaft des Grafen, ſein Vertrauen und Biederſinn einem männlichen Herzen unmöglich mache, dieß Verhältniß länger beſtehn zu laſſen. Entrüſtet wendet ſich die Gräfin von ihm ab. Bringt ſie dieſem Verhältniſſe nicht noch größere Opfer? Hat ſie nicht eben erſt die Liebe, das Vertrauen, die Reue eines durch Ruhm und Perſönlichkeit hochſtehenden Gatten abgewieſen? Macht ihr Gewiſſen ihm nicht noch ernſtere Vorwürfe, die ſie aus Liebe erträgt. Doch Emmeric läßt den wahren Grund ſeiner Handlungsweiſe nicht durchſchimmern, läßt die Gräfin in dem Wahne, ſie allein ſei noch von ihm geliebt, und ſo ſcheidet denn das liebende edle Weib von ihm, mit der beſtimmten Überzeugung daß Emmeric in ihrer Loge nicht fehlen werde.

Doch ein anderes Ereigniß ſoll dem jungen Mann zu Hilfe kommen. Um ſein Wort rückſichtlich der Auszeichnung, des Titels für Emmeric deſto ſchneller zu halten, wendet ſich der Graf an ſeine Gattin, daß ſie ſich bei ihrem Onkel, den Miniſter für D'Albret verwende, um ihm das Kreuz der Ehrenlegion zu verſchaffen. — Der junge verdienſtvolle Mann iſt in wenigen Stunden Ritter der Ehrenlegion geworden, — das letzte Hinderniß ſeiner Verbindung mit Alinen iſt hinweggeräumt durch die Gräfin. Doch in dieſem Augenblicke erfährt dieſe, welchem Zwecke ſie gedient. Ihr Herz voll wahrer Liebe, iſt fürchterlich erſchüttert, ihr Herz, das dem jungen Manne Alles geglaubt, welches ſeinem Blick mehr als Tauſend Eiden geglaubt hat, erträgt den Gedanken nicht, von ihm ſo ſchändlich betrogen zu ſeyn. In dieſem Kampfe der Liebe und des Abſcheu's ruft ſie nach ihrem Wagen, die Adreſſe des Briefes, in dem St. Geran dem erfreuten Bräutigam die Zuſicherung ſeiner Auszeichnung durch den Miniſter ertheilt, dient ihr zum Wegweiſer, ſie tritt in die Wohnung des Kaufmanns Clerambeau ein, wo ſie mit den Gefühlen der wärmſten Dankbarkeit empfangen, wo ihr aus D'Albrets Verhältniß zu dem lieblichen Naturkind aus Bordeaux kein Hehl gemacht wird. Hier ſtrömt ihr Herz von den Qualen der Verzweiflung, ihre Lippe von Vorwürfen über, welche Scham und getäuſchte Liebe ihr erpreſſen. Schon will ſie ſich dem Gefühl ihrer Qualen überlaſſen, eine lindernde Thräne in dieſem Augenblicke geweint, wo der ſchwärzeſte Undank ihre Seele umdüſtert, wurde ihre Seele beruhigen, die Wogen des Sturmes ebnen, doch die Bitte Emmeric's, „um Gottes Willen leiſer zu ſprechen, ihn nicht zu verrathen,“ ſchreckt ſie auf, wie eine Stimme aus den Wolken, ſie ſieht „er iſt undankbar,“ und verläßt ihn.

Emmeric hat umſonſt betheuert, ſeine Verbindung mit Aline ſei keine Geldheirath, ſeine Verſicherung, daß ihn wahre Liebe zu dieſem Schritte bewege, klingt ſo hohl, ſo erkünſtelt, er hat den Muth nicht zu geſtehen, daß Aline ſeine erſte und einzige Liebe jeder Zeit war.

Und ſo ſteht der Unglücklichen, die den Glauben an ſeine Liebe nicht laſſen kann, ein noch ſchwererer Kampf bevor. Ein der Gräfin treu ergebener Bedienter ruft ſie ab. Er hat den Grafen in dem Zuſtande der äußerſten Entrüſtung geſehen, er weiß, Briefe in dem Sekretär der Gräfin waren die Veranlaſſung. Eben in dem Augenblicke, wo der Contract gefertigt werden ſoll wird Emmeric von einem Schreiben Louiſens ereilt. Sie befindet ſich den Augenblicken wo dieſer den Brief erhält, bereits auf ſeinem Zimmer. Zitternt vor dem erzürnten Gatten hat ſie die Flucht ergriffen. Wo ſoll ſie Zuflucht ſuchen als bei dem Manne, dem ſie Alles geopfert. Gebietet nicht die Ehre Alles für ſie darzubringen? Darf er einen Augenblick zaudern, Geliebte, Ruhm, Ehre und Leben hinzugeben, wenn ein erzürnter Gatte das Weib bedroht, das ihn über Alles geliebt. Glücklicher Weiſe ſagt auch St. German, der Zeuge des Contractes ſeyn ſoll ab; — und Emmeric geht wohin die Pflicht ihn ruft, auf ſein Zimmer, wo ihn die Gräfin erwartet. Dieſer Beweis edler Rückſicht hat Louiſen erſchüttert, darum, als der nächſten Morgen jeden Irrthum aufklärt, als ſich zeigt daß das von dem Admiral beabſichtigte Duell nicht Emmeric galt, daß der Zweikampf Statt gefunden, allein anſtatt mit dieſem mit einem Vicomte Longeac der Louiſen ſeit längerer Zeit mit ſeiner Liebe verfolgte, und des Grafen mit beleidigenden Ausdrücken wegen ſeiner Kurſichtigkeit im eigenen Hauſe erwähnte, mit einem Manne deſſen Kugel auch Emmeric eines brutalen Schreibens wegen hätte aufſuchen müſſen, jetzt tritt Louiſe noch einmal zwiſchen ihren Freund und ſeine Liebe denn in ihr hat ſich neuerdings die Überzeugung feſtgeſtellt, daß Emmeric nur ſie liebe. Sie überhäuft ihn mit liebenden Vorwürfen, daß er die Stimme ſeines Herzens verläugne, einer Geldheirath willen, und ſucht ſeinen Schwiegervater, Herrn Clerambeau, indem ſie ihn über alle Verhältniſſe ſeines Eidams aufklärt, zum Rücktritte zu bewegen.

Sie hat eine ſchreckliche Nacht zugebracht. Die Angſt um das Leben Emmerics hat ſie herabgeführt in die Wohnung Clerambeau's, wo ſie den Geliebten findet, wo ſie erfährt, daß all ihre Beſorgniſſe nur das Ergebniß ihres von Gewiſſensangſt gefolterten Herzens waren, und wo ſie gezwungen wird, bei der Ankunft Clerambeau's in ein Nebengemach zu treten. Alle Geſpräche, welche Emmeric hier in der Angſt ſeines Herzens führt, beſtärken ſie in dem Glauben, daß er nur ungerne in die Verbindung mit Alinen willige — beſtärken ſie in dem Glauben an ſeine äußerſte Theilnahme, an ſeine väterlichſte Liebe. Endlich wähnt ſie, daß Emmeric allein, daß dieß der Augenblick ſei, die Wohnung Clerambeau's zu verlaſſen, allein dieſer tritt im ſelben Augenblicke ein — ein Blick genügt, ihn die Gegenwart einer fremden Dame gewahren zu laſſen, und der alte Mann nährt für das Glück ſeiner Tochter ſo tiefe Beſorgniſſe, daß er ſich ſogleich überzeugen will. Da Emmeric ihm den Eintritt verweigert, ſo entſteht daraus ein Streit, deſſen Zeuge der Graf wird, der, auf eine neue Station kommandirt, alle Kraft aufbietet, Ali-

nens Vermählung zu beschleunigen, und Clerambeau eben in dieser Absicht aufsucht. Der Graf bietet sich zum Vermittler an — er will in jenes Zimmer gehen und den Streit entscheiden. Natürlich zieht Emmerie vor, daß Clerambeau hinein gehe. Der alte Mann kömmt zurück — allein er hat kein Wort, seine Empfindungen auszusprechen, er hat gesehen, was er nie geglaubt hätte — er hat gesehen, daß Emmeric schuldig — daß der Graf verrathen ist; er muß Eines um des Andern Willen verschweigen. Der Graf dringt jetzt auf die Unterzeichnung des Contractes — Clerambeau aber führt Louisen fort, gegen das Versprechen Emmeric's, daß er freiwillig zurücktreten werde, — den so mächtig ist Emmeric's Furcht, das Herz einer Tiefgekränkten noch mehr zu verletzen, daß er es für leichter hält, sich von seiner wirklichen Liebe loszureißen — als die letzte Täuschung eines Herzens zu zerstören, dessen Liebe er nicht mehr erwiedert.

Allein eine Unterredung mit Alinen genügt, ihn zu überzeugen, daß er nicht entsagen kann. Umsonst fordert ihn der Vater auf, eine schriftliche Erklärung abzugeben — sie kommt nicht zu Stande. — Endlich drängt der letzte Augenblick, der Graf, die Gräfin, der Notar versammeln sich — der Streit zwischen Eidam und Schwiegervater ist noch nicht geschlichtet. Der Fall muß endlich in plano verhandelt werden, und Louise wird dadurch Zeugin des Momentes, in welchem Emmerics Herz sich durch den Mund ihres Gatten ausspricht. Sogleich benützt sie den Augenblick, wo der Graf abgerufen wird, um eine schriftliche Erklärung aufzusetzen, in der sie mit ihrer vollen Namensfertigung, also so, daß ihre Ehre, ihr Leben, ihre Existenz den Widerruf unmöglich macht, in der sie den jungen Mann feierlich von jeder Verbindlichkeit — allen Banden der Liebe lossagt. Diese Erklärung genügt dem Schwiegervater; laut wird sie in der Versammlung — als eben durch Emmerics Freund mitgebracht, vorgelesen; — der Contract wird gefertigt, — und der Admiral reist nicht allein nach den Antillen, sein neues Commando zu übernehmen — denn seine Gattin begleitet ihn.

So entscheidet ein glücklicher Zufall, die Theilnahme eines Freundes und der Edelmuth eines verrathenen Weibes — was der Dichter auf rein psychologischem Wege zu lösen unterlassen hat — die hier so sehr in Zweifel gestellte Frage, „ob der reine Wille des Menschen genüge, in einem klar erkannten Falle von seinem Unrecht abzustehen?“

H. G. Scribe ist in seiner Ironie gegen die Freiheit, „seine Fesseln“ zu brechen,“ so weit gegangen, als man nur immer gehen kann. Er hat die schwebende Frage, um die Wirkung und Nachdrücklichkeit seines Gemäldes zu erhöhen, in einem Falle verneinend entschieden, wo der Ernst der dargestellten Verhältnisse, die Grenzen des Lustspiels überschreitend — die ausgleichende Milde und poetische Tiefe der Lösung sehr wünschenswerth gewesen wäre. Man sieht wohl den Weltmann, der mit der ganzen Welt fertig ist, wenn er mit der Außenwelt sein Abkommen getroffen. Was mir aber bei diesem philosophischen Hocus Pocus am meisten mißfällt — ist, die absichtliche Täuschung, das falsche Licht, welches über die ganze hier aufgestellte psychologische, oder wenn man lieber will, soziale Frage ausgebreitet wird, denn nun fragen wir: Ist es ein redlicher Wille für das Rechte, der Emmerie in diesem Kampfe leitet? Nein! Es ist nicht der Drang, ein Unrecht gut zu machen, weil es Unrecht ist — sonst wäre er gewiß Sieger in diesem Streit! Was all seine edlen Entschlüsse vereitelt, ist die Zweideutigkeit seiner Natur — ist die begangene Treulosigkeit. Er verläßt eine einst geliebte Frau — nicht um ein unwürdiges Verhältniß zu enden — sondern weil er nun eine andere liebt. Dieses neue Unrecht entwaffnet seinen Muth — diese Unbill entkräftet alle seine Vorsätze, an dieser Klippe scheitert die Philosophie des jungen Mannes — und in dieser Beziehung ist Herr Scribe, wie gewöhnlich, etwas seicht.

Im Übrigen hat dieses Lustspiel Scribes auch alle Vorzüge, welche diesen Meister der Bühne, den Beherrscher der Verhältnisse und König des conversationellen Witzes, diesen ersten scenischen Humoristen Frankreichs vor allen übrigen Dichtern seiner Tage auszeichnen. Die Physiognomie seiner Charaktere ist mit einem ungemeinen Scharfblick gezeichnet, in wenigen Zügen ist immer gleich die ganze gesellschaftliche Stellung eines Menschen gegeben. Welch ein schönes, reizend stolzes Weib ist diese Louise! Welche tiefe Weiblichkeit durchzieht diesen Charakter! Wie prächtig ist dieses gemüthliche Fräulein aus Bordeaux gezeichnet, dieser Graf, welches herrliche Gemenge von Cavalier, Seemann, Soldat und Ehrenmann! dieser Clerambeau mit seiner kaufmännischen Kälte und väterlichen Zärtlichkeit, welch' ein Blick in ein ganzes Leben! Minder der Advokat, er ist gar zu viel Affe, um Geschäftsmann seyn zu können, und auch den Künstler hätten wir in Emmeric gerne etwas brillanter vertreten gesehn.

Dies über Scribes „Fesseln.“ Eine ganz andere Sache war das von unsern Hofschauspielern gegebene Lustspiel. Die Vorstellung war möglichst ins Komische, in's bühnlich Effektvolle gezogen. — Eine vorzügliche Auffassung bewundert man in Hrn. Korn. (St. Geran) der bei seinem Erscheinen mit lang anhaltendem Beifalle aufgenommen wurde. Möge diese ihm sagen wie tief seine Bedeutung für unser Hoftheater von allen Seiten her empfunden wird. Mad. Fichtner als Louise traf den Ton der höheren Gesellschaft nicht minder gut, doch schienen einige Bemerkungen zu scharf betont und die Tiefe des liebenden Weibes doch zuweilen zu sehr der eleganten Dame aufgeopfert. Hr. Lukas war feurig und lebhaft, wir hätten aber bei diesem Künstler, wie bei Dlle. Neumann, dießmahl einen beredteren Ausdruck der Empfindung gewünscht. — Von Herrn Fichtner, so wie von Hrn. La Roche war schon die Rede, die Wirksamkeit ihrer Rollen haben diese Künstler beide mit großer Meisterschaft herausgehoben, nur können wir ihre Ansicht über den Charakter dieser sowohl als des ganzen Stückes, wie schon gesagt, nicht theilen.

Die Aufnahme war sehr günstig, der Eindruck der — eines lachstoffreichen Lustspiels.

Musikalisches Perspectiv.

(Zweites Concert des Th. Döhler.) Wir haben über das Künstlerthum und die eigenthümliche Charakteristik dieses ausgezeichneten Pianisten den Lesern unseres Blattes das Nöthige gleich nach seinem ersten Auftreten mitgetheilt. Es erübrigt daher nur noch zu erwähnen, daß er auch in seinem zweiten Concerte, in welchem er eine Fantasie über Motive aus der Oper: der Zigeunerin Warnung von Benedict, dann eine Nocturne in C-dur, eine Etude in D-dur und ein Andante sammt Allegro über Motive aus „Lucia“ spielte, namentlich mit den zwei letzten Pieces eine wahre Sensation erregte. Das Interesse der genannten Compositionen, besonders aber der beiden ersteren knüpft sich vorzugsweise an ihren technischen Theil, indem die Motive aus der hier unbekannten Oper von Benedict nicht die vollste Theilnahme erregen konnten. Von schlagender Wirkung war dagegen das „Lucia-Allegro“ in welchem Döhler's künstlerischer Geist einen Strom von Gluth und Leben entfaltet hat. Der tobendes Beifall und das stürmische Dacaporufen haben dieß am deutlichsten bewiesen. Den Beschluß machte Döhler mit dem bereits früher erwähnten Caprice über die Introduction aus der Belagerung von Corynth, welche ihm wieder eine Gelegenheit zur Entwicklung seiner vollen künstlerischen Kraft geboten. Das in hohem Grade aufgeregte zahlreiche Publikum ruhte nicht eher, bis Döhler nebst den angekündigten Pieces noch zwei andere, darunter die famose Triller-Etude zum Besten gegeben hatte.

(Joseph Herzig) ein sehr talentvoller junger Violinspieler, der während des jüngst verflossenen Herbstes in mehren größeren Provinzstädten in Gemeinschaft des Flötisten Briccialdi (Letzterer befindet sich seit Kurzem wieder in Wien) mit ausgezeichnetem Erfolge Concerte gab, gedenkt nach Ostern auch hier öffentlich Proben seiner erlangten Kunstfertigkeit abzulegen, zu der ihm der hochrenomirte Meister Mayseder schon vor längerer Zeit eine so vortreffliche Grundlage gegeben hatte. Es wäre diesem Kunstjünger zur Ausführung seines Vorhabens ein günstiger Zeitpunkt zu wünschen.

Theatralisches.

Im Laufe des Februars wurden zu Berlin zwei neue Stücke gegeben: Juan Maiquez, Schauspiel in 2 Acten von Heinrich Schmidt und: Die Frau im Hause, heiteres Familiengemälde in 3 Abtheilungen von A. P. Das letztere Stück hat seiner Heiterkeit wegen sehr angesprochen, während man am ersteren allerlei zu tadeln fand.

Lortzings neueste Oper: „Kasanova" wozu er Text und Musik geliefert hat, wird mit immer steigendem Beifalle in Leipzig gegeben.

Zu Prag kam am 2. März ein Possenspiel von Raupach, der Zeitgeist betitelt, zur Darstellung, welches, obwohl es nur ganz locker construirt und auf ein besonders energisches Zusammenspiel berechnet ist, dennoch vielen Beifalls sich zu erfreuen hatte, und zu den gern gesehenen Bühnenproducten gehört.

Zu Frankfurt schritt eine elende Parodie von Gutzkow's Werner, unter dem Titel: Die Kartenschlägerin über die Bretter, fand aber ihrer Zoten und Gemeinheiten wegen, gar keinen Anklang im Publikum. Werden denn die elenden Parodieen und Travestieen aller nur immer möglichen Stücke nicht endlich einmal ihr seliges Ende erreichen?

Hr. Taglioni hat Mozarts ewig junge Zauberflöte zu einem Ballete verarbeitet, welches bald in St. Petersburg zur Darstellung gebracht wird, worin Dlle Taglioni die Pamina — tanzt.

Literarisches.

Die englischen Romanschriftsteller sind sehr rührig, denn so eben haben von jedem der berühmtesten neue Werke die Presse verlassen. Bulwer's Roman heißt: Zanoni; jener des James: Richard Löwenherz und das neueste Werk der Miß Trollope nennt sich: Die blauen Schönen von England. Der berühmte Charles Dickens (Boz), befindet sich gegenwärtig in Amerika, und wird uns wahrscheinlich bald die Resultate seiner Reisebeobachtungen in einem gediegenen Werke vor Augen stellen. —

Künstlerischer Wegweiser.

Die Frescomalereien am Museum zu Berlin betreffend, erfreut sich der von dem Maler Herrmann nach den schinkel'schen Zeichnungen ausgeführte große Carton, die Tageszeiten allegorisch vorstellend, der vorzüglichen Anerkennung der Berliner-Kunstkenner. Besonders ausgezeichnet ist die kolossale Gestalt Jupiters. Die andern Cartons für die Frescomalereien in der Vorhalle des Museums werden von dortigen Künstlern gezeichnet, und gegen Ende Mai ausgeführt seyn, so daß mit dem Malen begonnen werden kann.

Die berühmte Anstalt für Glasmalerei in München beschäftigt sich so eben mit Verfertigung eines großen Glasfensters für die St. Isaakskirche in Petersburg, welches die Auferstehung des Erlösers vorstellt. Die Gestalt desselben, in einer Höhe von dreißig Fuß, von einer Glorie umgeben, soll alles, was bis jetzt von der Hyalographik geleistet wurde, übertreffen.

Das Denkmahl Friedrich III. von Preußen wird auf dem Floraplatz im Berliner Thiergarten errichtet werden. Der bekannte Bildhauer Drake wird das Standbild des Königs aus carrarischem Marmor meißeln und wie man sagt, kostet dieses Monument 30,000 Thaler.

Tagsergebnisse.

Feuersbrünste in Donnerskirchen. Am 5. März d. J. wurde der fürstlich Esterházy'sche Marktflecken Donnerskirchen (am Neusiedlersee) von schwerem Unglück heimgesucht. Zwischen 1—2 Uhr vor Tags brach plötzlich in einem Bauernhause Feuer aus, welches bei starken Ost- (See-) Wind so schnell um sich griff, daß die Bewohner desselben kaum das nackte Leben retten konnten, und in kaum weniger als Stunde 11 Häuser und 22 Scheuern in Schutt und Asche lagen.

Leider entstand Sonntags am 13. Nachmittags ¼1 Uhr auf derselben Gasse abermal Feuer, das bei einem bei weitem noch heftigeren Seewind 41 Häuser und 9 Scheuern im Ruin Brand steckte. Viele Futter- Stroh- und Rohrvorräthe, Ackerwerkzeuge und andere Wirthschaftsfahrnisse wurden ein Raub des zügellosen Elementes, so wie beim nächtlichen Brand eine bedeutende Anzahl Haus- und Nutzvieh verbrannte. Das Schlimmste ist, daß wenige der Verunglückten affecurirt waren, und die Eigenthümer der noch stehenden Häuser in der schlafraubenden Angst leben müssen, auch ihr Habe zu verlieren, indem man einen Branddrohbrief auffand, der für bestimmt dahin lautet: „Es dürfe kein Dach unversehrt bleiben, und ihn (den Brandstifter) werde man, wenn erst Alles niedergebrannt sei, kennen lernen, wenn er sich über den rauchenden Trümmern seiner eigenen Behausung erhängt haben wird."

Vorläufiges über die Ausstellung weiblicher Arbeiten.

Am 23., 24. und 25. März findet die Ausstellung der Damenarbeiten im Volksgarten statt. Jedes Jahr liefert einen neuen Beweis, welche Aufmunterung der hohe Verein adelicher Frauen durch diese Ausstellungen erweckte, denn von nah und ferne beeilen sich die Damen die Producte ihrer kunstfertigen Hände einzuschicken und selbe bewundern zu lassen. Von den, aus der Provinz eingeschickten Damenarbeiten ist uns Eine zu Gesichte gekommen, welche durch seltenen Fleiß, besondere Kunst und Reinheit der Arbeit sich auszeichnet. Es ist dieß ein Ofenschirm von weißem Gros de naples mit einem Blumenbouquette. Die Blumen mit offener Seide gestickt, sind naturgetreu widergegeben, und ihre natürliche Farbenpracht wird noch durch den Glanz der Seide erhöht. Die Rose mit ihren zarten Knospen, die Hortensie, das Veilchen, die Tulpen, die Aurikeln, die Erikeln, alle diese Blumen und Blümchen scheinen so eben vom Stengel gebrochen zu seyn, und die Blätter derselben sind, bis auf die zartesten Nüancen der Natur abgelauscht. Fräulein Babette Mussili in Prag hat das dreifache Verdienst der Composition, Zeichnung und Stickerei, und wir sind überzeugt, diese kunstfertige Arbeit werde die Aufmerksamkeit aller Wiener Damen im höchsten Grade fesseln, welche jedenfalls competentere Richterinnen sind und daher die Mühe, Geschicklichkeit und Geduld der Erzeugerin noch höher zu schätzen wissen werden. Das niedliche Gestell dieses Ofenschirms (ganz rococo) von Mahagenieholz gedrechselt und mit Elfenbein ausgelegt, macht der Kunstfertigkeit des Prager Drechslermeisters: Weydowetz alle Ehre.

Wir glauben diese Arbeit wird einen desto größern Anwerth finden, als Stickereien mit offener Seide jetzt seltener geworden sind, und wir empfehlen sie daher allen kunstsinnigen Damen als einen, ihrer Aufmerksamkeit werthen Gegenstand.

Omnibus.

(Der Cavaliere servente) florirt jetzt noch eben so in Italien, als zu Beppo's Zeiten, und nur zu ihm läßt sich die Dame herab, um zu sprechen. Es scheint zwischen der italienischen Dame und ihrem Cavalier ein förmliches Liebesverhältniß zu bestehen, was übrigens ziemlich natürlich ist, da sie von ihren Ältern verheirathet wird, ohne daß man sie nur im Geringsten darüber zu Rathe zöge, und später erwählt sie sich einen Cavalier, wie sich Damen anderer Länder einen Liebhaber erwählen, der am Ende ihr Gatte wird. Man sieht das verheirathete Paar bei keiner Gelegenheit beisammen, eben so wenig aber die Dame und ihren Cavalier allein. Der Letztere wird stets von ihr, als eine Sache die sich von selbst versteht, eingeladen, der Gatte nur, wenn es noch Platz gibt, oder wenn er nicht vergessen ist. Sie wird beleidigt, wenn man sie ohne die Gegenwart ihres Cavaliers anredet, ob aber ihr Gatte mit ihr geht oder nicht, ist ihr ganz gleichgültig. Dieß sind Puncte, die als in der Politik der Gesellschaft als förmlich festgestellt betrachtet werden, und die Rechte des Cavaliers werden sogar im Ehecontracte vorgesehen.

(Lisztiana.) Louis Dunker, der privilegirte Berliner Spaßmacher kündigt an, daß er das Glück gehabt habe, in den Besitz eines Hosenträgers gekommen zu seyn, der dem berühmten Virtuosen Liszt angehörte, und den er in kleinen Stückchen den Verehrerinen dieses genialen Musikers zu überlassen Willens ist. Jedoch, schließt er, mit Zwangsjacken für wahnsinnige Weiber könne er nicht aufwarten.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 63 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 36.

Oeſterreichiſches

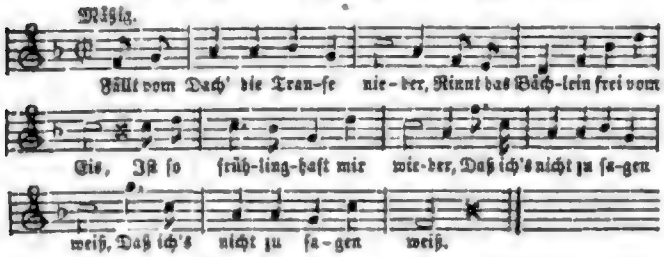
Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 23. März 1842.

Vorgefühl.

Lied von Joh. N. Vogl. Melodie von A. Emil Titl.



Sehe überall nur Roſen,
Wo gehäuft noch liegt der Schnee,
Und zu milder Lüfte Koſen
Wird der Nord in meiner Näh'!

Gleich der Welle, frei, lebendig,
Iſt erwacht in mir der Muth,
Und obgleich auch Nichts beſtändig,
Scheint mir doch jetzt Alles gut.

Wie vergeß'ne Kummernächte
Schwand der Winter meinem Blick,
Und mir iſt, der Frühling brächte
Selbſt die Jugend mir zurück.

Gedächtnißkraft und Gedächtnißkunſt. *)

Nur Beharrung führt zum Ziel.
Schiller.

Jede einzelne Kraft des menſchlichen Geiſtes iſt ein Siegel an der Urkunde ſeines göttlichen Urſprunges. Auch die Alten meinten ſo. Ihre Mythe ſpricht dafür. Ehe jenes Volk (deſſen Kunſt und Wiſſen, durch den Lauf von Jahrtauſenden, bis auf uns gekommen), jenes große, nicht genug zu bewundernde Geheimniß: die Combination einer kleinen Anzahl von Buchſtabenbildern, wodurch das geſprochene Wort auch zur ſichtbaren Erſcheinung ward, der Welt überliefert hatte, mußte wohl die Kraft des Gedächtniſſes, die in der Werkſtätte der größten Wunder, dem menſchlichen Haupte, mit ihren Schweſtern im Rathe des Geiſtes ſitzt, von hoher Bedeutung ſeyn. Darum auch war dem bildenden Griechen des Uranus Tochter: Mnemoſyne, die Bildnerin des menſchlichen Verſtandes, namentlich des Gedächtniſſes! — In Pierien war's, im rauhen Thracien, (dort, wo, wunderbar genug! auch Orpheus, der göttliche Sänger, zuerſt erſchien, wo die Titanide neun heilige Nächte ruhte an der Bruſt des Unſterblichen! und die neun Muſen aus Jupiters Umarmungen hervorgingen; jene urſprünglich dreifache Dreizahl: Melete (das Nachſinnen), Mneme (das Gedächtniß großer Thaten) und Aoide (der begleitende Geſang zum lebendigen Wort).

Wunderbare Kraft des Gedächtniſſes! Vergangenheit und Gegenwart umfaſſeſt du; das Jahrtauſendalte und die Anticipationen der Zukunft! — Die Erfahrungen aller Zeiten und Völker, Gefühle und Entwürfe, Thaten und Erinnerungen ihrer erhabenſten Geiſter, leben vor uns auf. Ihrer Sprachidiome, ihrer oratoriſchen Herrlichkeiten erfreuen wir uns wie vertrauter Klänge! Mit geiſtigem Gedächtnißauge ſchauen wir, ſobald wir wollen, den Boden, auf dem ſie wandelten. Die verehrten Geſtalten erſtehen aus ihren Grabgewölben, und ſchreiten handelnd in bekannten Bildern an uns vorüber! Die Früchte ihres Nachdenkens liegen aufgeſpeichert in den Fächern unſeres Wiſſens.

Ein Meer von Vorſtellungen (maſſenhafte Welt-Daguerreotypbilder!) fluthet und wogt, in der ganzen, beinahe plaſtiſchen Eigenthümlichkeit vorausgegangener Zeitperioden und Geſchlechter, in ruhigem Gleichmaß, in der Zauberperſpective des wundervollen Spiegels. Philoſophiſche, ſtaats- und völkerrechtliche Syſteme, metaphyſiſche Speculationen die unendliche Welt der Naturanſchauungen, die ungeheuren Rahmen der hiſtoriſchen Zeitbilder, ſiebenzig lebende und todte Sprachidiome, die bewundernswerthen Combinationen der Zahlen, das vielumfaſſende Gebiet der poetiſchen Conceptionen, die geſammte Technik und die ganze Maſſenhaftigkeit uns von Tag zu Tag bekannt werdender Ereigniſſe und Erfahrungen: ſie alle finden Raum und Ordnung in den tauſend Fächern des kleinen Behältniſſes des Gehirns, darin das große Geheimniß eingeſchloſſen iſt von der Hand des Allmächtigen, dem, ſeit Äonen, alle Herzen und Geiſter ſich beugen. Selbſt die Eindrücke der Sinne, unter gewiſſen Umſtänden empfangen, haften auf den weichen Tafeln der Erinnerung. Sie kommen, wenn der Geiſt ſie ruft, und ſtellen ſich dar. Längſt verklungene Töne ſchlummern in unſerem Ohr.

Gedächtniß kunſt (Mnemonik), deren Gegenſtand die höhere Ausbildung dieſer wunderbaren Kraft wäre, dürfte immer nur die Aufzählung von Erfahrungen in dieſer Beziehung umfaſſen, und aus ihnen gleichſam nur eine Anleitung zu ſcharfſinniger Erfindung neuer Hilfsmittel oder Methoden herleiten, um dieſe Kraft zur Erreichung eines beſtimmten Zweckes auszubilden. Da hiernach,

*) Bei Gelegenheit der ſtaunenswerthen Gedächtnißproben des hier anweſenden Hebräers Hirſch Dänemark.

je nach der Individualität der Personen und Verhältnisse, die jedesmalige Methode eine eigenthümliche seyn wird, dürfte auch eine systematische Anleitung zur Ausbildung des Gedächtnisses wohl kaum möglich seyn.

Das Gesetz der Ideenassociation; eine willkürlich entworfene Symbolik; eine Anknüpfung des Gedankenschema an äußere sichtbare Gegenstände; vorausbestimmte Buchstabenzahlen, denen die nöthige Bedeutung zugewiesen ist, sind die Hilfsmittel der Gedächtnißthätigkeit. Jeder mag sonach auf dem natürlichsten Wege, besonders wenn noch ein außergewöhnlicher Scharfsinn hinzukommt, selbst die Methode finden, welche seiner Individualität zunächst entspricht, und ihm die einzig wahre seyn wird.

Die staunenswerthen Beweise von der außerordentlichen Gabe des Hirsch Dänemark, die wir so eben in unseren Mauern zu bewundern Gelegenheit haben, sind das vielleicht als einzige Erscheinung dastehende Ergebniß einer durch Kunst und außerordentlichen Scharfsinn bis zum Wunder gesteigerten Gedächtnißkraft des Menschen. J. J. Hannusch.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

3.

Die buckelige Salerl.

(Fortsetzung.)

Der Breisgauer versuchte einige Male ein Gespräch mit der Schwaigerin anzuknüpfen, welches aber nie einen erwünschten Fortgang hatte; denn bald brachte der Schwabe, bald die Älplerin Worte und Wendungen vor, welche Stockungen im gegenseitigen Verständnisse herbeiführten, die nur durch die Verdolmetschungen des Österreichers gehoben werden konnten.

Während die Wanderer der aromatischen Milchsuppe mit vortrefflichem Eifer zusprachen, hörte man Stimmen außerhalb der Hütte erschallen. Die Frühstückenden richteten ihre Augen nach der Eingangsthür, und es traten vier kräftige Männer in steirischer Nationaltracht mit Flinten über den Schultern in die Umzäunung der Hütte. Als die Schwaigerin sie erblickte, sprang sie von ihrem Sitze auf, ihr freundliches Antlitz legte sich wieder in finstere Falten und sie schrie den Gebirgsleuten entgegen: „Der Spitzbub ist vor einer Stund da g'wes'n und hat mir mein'n Hanserl g'stohl'n!“ — Sodann erzählte sie mit steigendem Affecte die näheren Umstände des erst verübten Schweindiebstahles und schloß ihre Erzählung mit einem neuerlichen Thränenerguß. Die Männer ließen sich die Richtung bezeichnen, nach welcher der Dieb gegangen, und entfernten sich, indem sie betheuerten, daß der „Hauptvocativus“ sie nicht lange mehr veriren solle. Diese Leute waren sogenannte Streifbauern, welche schon seit längerer Zeit das Gebirge durchforschten, um den Freibeuter aufzugreifen.

Eine geraume Zeit nachdem die Streifer die Hütte verlassen hatten, und auch die Wegweiserin wieder ihren Rückweg angetreten hatte, nahm die „buckelige Salerl,“ welche, nun einmal zutraulich geworden, unaufhörlich fortplauderte, ein geheimnißvolles Wesen an, ihre laute Stimme sank zu fast unvernehmbarem Geflüster herab, sie legte den Finger, Schweigen gebietend an den Mund, sah sich sorglich außerhalb der Hütte um, ob Niemand nahe, und winkte dann ihren Gästen, mit ihr zu gehen. Sie führte dieselben in eine kleine Kammer, in welcher Milch, Butter, Mehl und ähnliche Vorräthe aufbewahrt waren. Der Boden dieser Kammer war mit Bretern belegt, die aber nicht festgenagelt, sondern nur lose gelegt waren. Indem sie immerwährend mit: St! zum Stillschweigen mahnte, hob sie eines dieser Breter in die Höhe, unter welchem sich eine ziemlich tiefe, neu gegrabene Grube zeigte. Der Breisgauer wollte fragen, was das zu bedeuten habe, aber die Schwaigerin drückte den Finger auf den Mund und wiederholte ihr: St! während sie das Bret wieder zur Erde gleiten ließ und die verwunderten Wanderer wieder hinausführte. Auf ein weiteres dringendes Ansuchen des Österreichers um Aufklärung ihres räthselhaften Benehmens sprach sie mit verschmitztem Blicke: „Ihr werd't es schon erfahren, die Grube ist noch nicht tief genug; aber wenn ihr in vier Wochen vielleicht wieder zurück nach Hieflau kommt, so fragt nur im Ort, ob bei der buckeligen Salerl auf der Goß nichts g'scheh'n ist. Verrath's aber nicht früher, was ich euch jetzt gezeigt hab.“

Da die Schwaigerin außer diesen Worten zu keinem weitern Aufschluß ihres sonderbaren Unternehmens zu bewegen war, so nahmen die Reisenden mit unbefriedigter Neugierde Abschied von ihr und beschenkten sie reichlich, theils um sie für den erst erlittenen Diebstahl einiger Weise zu entschädigen, theils weil ihnen ihr abenteuerliches, possierliches und freimüthiges Benehmen viel Unterhaltung gewährt hatte. Sprachlos stierte die Älplerin die Silberstücke an, welche sie erhalten hatte; Verwunderung und Entzücken schnürten ihr die Kehle zu, und sie vermochte nur unartikulirte Laute herauszupressen. So viel Geld hatte sie seit Jahren nicht besessen; ihr Auge schien wie erstarrt nach dem Gelde hingerichtet, ihre ausgestreckte Hand zu unbeweglichem Steine geworden zu seyn, und bevor die geschwätzige Zunge der Schwaigerin die gewohnte Leichtigkeit erhalten hatte, waren die freigebigen Gäste in dem Nebel entschwunden, während ihre Mienen eine freudige Zufriedenheit zu erkennen gaben, daß sie der guten Älplerin so großes Entzücken bei ihrer Trennung verursachten. Der Weg wurde immer beschwerlicher und unsicherer, bald wand er sich jäh' hinab, bald stieg er steil aufwärts, bald ging es über Baumwurzeln und vermoderte Stämme, bald über Steinklumpen, bald über schlüpfrige Wiesenpfade dahin. Größtentheils war jedoch die Bahn sumpfig, und um es jedem Wanderer möglich zu machen fortzukommen, hatte man durch quer über die Richtung des zu verfolgenden Weges an einander gelegte Balken aus Nadelbäumen eine Art Treppelweg gebildet, welcher oft stundenlang fortdauerte, die Füße ermüdete und es zugleich nothwendig machte, daß Jeder aufmerksam seine Schritte bewache, um nicht zu straucheln und einen gefährlichen Fall zu thun. Darum stellte auch das Reisetriumvirat seine Betrachtungen über die sonderbare Schwaigerin ein, über das Gemisch von Gutmüthigkeit, Einfalt, Munterkeit, ja selbst Witz, welches sie entwickelt hatte, obgleich sie die „buckelige Salerl“ anfänglich für einen Cretin gehalten hatten.

Indessen hatte sich der Nebel in einen leichten Regen umgewandelt und die Reisenden, marschirten voll stiller Ergebung in ihr Mißgeschick, durch das romantische Landl und an den steilen, zerrissenen Ufern der rauschenden Enns weiter, da sie weder von der Schönheit noch von dem Charakter der Gegend ein Bild sich einprägen konnten, denn Nebel und Regenwolken hingen bis auf die Erde herab.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Den 20. d. M. zum Vortheile des Penſions-Inſtitutes für Witwen und Waiſen von Tonkünſtlern zum erſten Mal: „Noah.“ Oratorium in drei Abtheilungen. Text von H. Adami. Muſik von Gottfried Preyer.

Wenn der Kunſtwerth der ſeit ungefähr zwei Jahren bei uns zur öffentlichen Aufführung gebrachten größeren muſikaliſchen Werke mit ihrem Quantum auf gleicher Stufe ſtünde, dann müßte man unſere Zeit ob dieſer flott gewordenen Productivität wahrlich das goldene Zeitalter der Tonkunſt nennen. Fünf Opern, zwei von Hoven, eine von Reuling, eine von Geiger und letzthin eine von Retzer, gingen als Novitäten über die Bretter des k. k. Hofoperntheaters. An Oratorien hörten wir gleichfalls fünf: zwei von Aßmayer, eines von Franz Hölzl, eines (privative) von Dominik Finkes und endlich das letzte von Preyer. Das Hölzl'ſche und Preyer'ſche behandeln ein und daſſelbe Thema, nämlich Noah mit der Sündfluth.

Es iſt höchſt erfreulich, ein ſo reges Streben in den jüngeren Kunſtkräften zu entdecken, wenngleich das Hervorgebrachte nicht immer auf eine namhafte Art die Kunſt bereichert, was wohl vorzugsweiſe darin ſeinen Grund hat, weil die meiſten dieſer Kunſtproducte Erſtlingswerke für die Öffentlichkeit waren, was für die Werthbeurtheilung derſelben jedenfalls einen, wenn auch nur relativen Entſchuldigungsgrund bildet. Denn es iſt nicht Bedingung, daß Jemand, der in ſich eine componiſtiſche Neigung verſpürt, die erſten Pfeile ſeiner tonſetzlichen Übung gleich auf die Königsſcheibe in der Tonkunſt losdrückt, in welcher ſchon ſo viele Vorfahrer das Centrum getroffen, weil er eben dadurch den großen Abſtand zwiſchen ſeinem und dem Verdienſte jener an den Tag legt.

Der Adami-Preyer'ſche Noah wurde mit der lebhafteſten Theilnahme aufgenommen. Es war erfreulich, wie das Publicum hier, ſo wie vorlängſt bei Retzer's Mara, mit der wärmſten Freundlichkeit die Bemühungen einheimiſcher Talente aufmunterte. Da ſich jedoch der Beifall bei den bloß auf das ſinnliche Wahrnehmungsvermögen wirkenden Stellen viel gewaltiger, als bei ſolchen Momenten offenbarte, welche einen höheren poetiſch-künſtleriſchen Werth haben, ſo will ich mich bemühen, letztere anzudeuten, früher aber einige allgemeine Bemerkungen, die ſich mir beim Anhören dieſes Oratoriums vom äſthetiſchen Geſichtspuncte aus aufgedrungen haben, vorausſchicken.

Vor allem ſcheint mir bei dieſem Tonwerke der Titel: Oratorium unpaſſend. Ein Oratorium (von orare, beten) hat den Zweck, den Zuhörer durch die Macht der Töne geiſtig-religiös zu erheben. Das Oratorium muß ſich ſomit ſtets durch eine würdevolle Haltung in Wort und Ton von jeder profanen Muſik unterſcheiden. Die frivolſten Charaktere dürfen nicht auf eine in den gewöhnlichſten Opern vorkommende Weiſe gezeichnet ſeyn, ſondern ſtets einen ernſten und würdigen Hintergrund offenbaren.

Der Gegenſtand dieſes neuen Noah iſt zwar bibliſch, die Behandlung iſt jedoch ſo weltlich, wie man jedes Ereigniß der profanen Geſchichte in einer großen Cantate zur Darſtellung bringen könnte. Dieſer Vorwurf trifft den Verfaſſer des Textes ebenſo, wie den Tonſetzer, welcher letztere die Frömmigkeit des Noah und ſeiner Familie häufig mit dem Adel Haydn'ſcher Cantatenmuſik überſtrich, bei den Chören der Gottloſen mit ſeinen Gedanken und Formen hart bis an die Meyerber'ſche Gibellinenweiſen ſtreifte, und dieſelben in den heiterſten Tanzmotiven, die mehr ein unſchuldsvolles heiteres Gemüth, als die Freudenausdrücke der Ruchloſen bezeichnen, veranſchaulichte.

Geht man über dieſe verfehlte Tendenz hinaus, ja unterlegt man dem Ganzen ſogar den Zweck, dem allgemeinen Geſchmacke zu huldigen, und einige Stunden der Fröhlichkeit zu bereiten, ſo findet man darin ſehr viel Verdienſtliches.

Der Text iſt recht zweckmäßig in drei Abtheilungen gebracht, in deren erſter das übermüthige Leben und Treiben der Gottloſen und anderſeits die Frömmigkeit Noahs geſchildert wird, für welche er ſodann durch einen himmliſchen Boten den Auftrag zur Erbauung der Arche, der bevorſtehenden Sündfluth wegen, freilich in einer etwas zu gedehnten Rede erhält.

In der zweiten Abtheilung ſteigert ſich die Bosheit des Menſchengeſchlechtes aufs Höchſte und es contraſtirt die Schilderung derſelben zu den väterlich-frommen Ermahnungen ſehr wirkſam, nur erſcheint das dreimalige Wiederkehren der bacchanaliſchen Freudengeſänge der Gottloſen und ebenſo die dreifache Ermahnung Noahs zu breit, und den Effect beeinträchtigend. Derſelbe Fehler iſt in der dritten Abtheilung wahrnehmbar, in welcher das dreimalige Wiederkehren der himmliſchen Heerſchaarengeſänge den Tonſetzer zu einer Art Monotonie veranlaßte. Übrigens iſt der lyriſch-idylliſche Charakter, welcher in dieſer Abtheilung herrſcht, von erquicklicher Wirkung. Die Diction iſt im Ganzen ziemlich einfach.

Was die Betonung im Allgemeinen betrifft, ſo zeigt ſie vom eifrigen Studium älterer Meiſter, namentlich Joſ. Hayd'ns, eine auf Effect hindrängende Inſtrumentationsweiſe, richtige Berechnung des Umfanges menſchlicher Stimmen, überhaupt ein recht geſchmackvoll und durch Erfahrung wohlgebildetes, mehr nachbildendes als ſelbſtthätig ſchaffendes Talent.

Mit Rückſicht auf dieſe Eigenſchaften des Talentes und der Richtung, welche Hr. Preyer ſeinem Werke abſichtlich gegeben zu haben ſcheint, finden ſich in demſelben viele anerkennungswerthe Stellen. Unter dieſen ragt der Schwur der gottloſen Anführer, und der darauf folgende Opfergeſang durch eine kräftige Steigerung und charakteriſtiſche Färbung ganz vorzüglich hervor. Erheben und gemüthvoll klingt der achtſtimmige Geſang Noahs und ſeiner Familie in der erſten Abtheilung, desgleichen die Bitte Noah's in der zweiten Abtheilung: „O höret die letzte Bitte.“ Überhaupt ſind die mehrſtimmigen Geſänge dieſes Mannes und ſeiner Familie weit ergreifender, als die meiſten der himmliſchen Heerſchaaren.

Die bei Gelegenheit mehrer Ritornelle angebrachten Soloſtellen des Waldhorns, der Clarinette und des Violoncells enthalten zu verbrauchte Concertfiguren, wie man ſie oft in den modernen italieniſchen Opern als Eingänge zu Arien oder Duos hört und haben auch nur ſolchen Werth. Die Arie in der erſten Abtheilung, „Lob und Preis dem Herrn der Schöpfung,“ erinnert dem Gedanken und dem Charakter nach an das martialiſche Terzett Spohr's in der „Jeſſonda“ in E-dur, und entſpricht daher weniger dem Sinne der Worte. Die dritte Nummer des Introductions-Chores: „Weh' dem, der noch im blinden Wahn u. ſ. w.,“ in welchem ſich ein beſonderer Grad des Frevels ausſpricht, enthält in der Muſik einen Ausdruck der Furcht, zu der in den Worten durchaus kein Grund liegt. In der Arie „Überall“ ſo wie in vielen anderen Stellen gewahrt man häufig eine bis ins Kleinliche gehende Tonmalerei, welche in die melodiſchen Gedanken hineingezwungen, der Totalität und Rundung der Muſikſtücke manchen Abbruch thut, und nebſtbei eine zu ſclaviſche Nachahmungsſucht dieſes von Joſeph Hayden ſo großartig betretenen Weges offenbart.

Ebenſo unnöthig erſcheinen die Geſänge hinter der Scene, welche mit eben ſolcher, wo nicht noch größerer Wirkung durch das ſichtbare Geſangsperſonale gegeben werden könnten. Solche äußerliche Effectmittel ſind bei einer dramatiſchen Darſtellung wohl am Platze; eine oratoriſche Production bedarf ihrer nicht.

Die Schilderung der Sündfluth durch ein ſo langes Orcheſtergewühl in den verworrenſten Inſtrumentalpaſſagen und chromatiſchen auf- und abwärtsgehenden Läufen, deren Ausführbarkeit überdieß beinahe ans Unmögliche gränzt, konnte keine entſprechende Wirkung erzielen. Um ein ſolches Elementarereigniß wahr und zugleich poetiſch-ſchön zu zeichnen, dazu gehört eine eigenthümliche Auffaſſungsgabe einer hohen Genialität. Nach meiner Anſicht wäre eine fortſchreitende kurze Steigerung des letzten Recitativs Noahs: „Hört den wilden Aufruhr der Elemente,“ hinreichend geweſen, die nöthige Gefühlsſituation zu zeichnen. Kraftvoll und würdig gearbeitet ſind die beiden Fugen der erſten und dritten Abtheilung, in welchen ſich Preyer als einen ſehr tüchtigen Contrapunctiſten erwies.

Die Aufführung geſchah größtentheils mit aller Mühe und Sorgfalt, einzelne kleine Verſtöße bei den Knabenchören und hie und da auch bei dem Inſtrumentale werden bei der nachfolgenden Wiederholung vermieden worden ſeyn.

Die Soloparte waren in den Händen der Dlles. Mayer, Hoffmann, Wurm und Stollewerk, dann der HH. Staudigl, Lutz, Lentgeb und Rettinger, und wurden verdienſtvoll ausgeführt. Der Träger des Ganzen war im Geſange Hr. Staudigl, der in ſeiner ge-

wohnten Weise kräftig und verständlich vortrat. Hr. Lutz fand nur in einer Arie der dritten Abtheilung die er auch wiederholen mußte, Gelegenheit, seine klangreiche Stimme gehörig und gefühlvoll zu entwickeln.

Das wohlbesetzte Orchester unter der Oberleitung des Componisten, dann des Hrn. Gänsbacher am Clavier und des Hrn. Helmesberger an der Violine, überwand mit sichtlichem Kraftaufwande die Schwierigkeiten, welche sich in diesem Werke vielfältig darboten. So gewährte das Ganze einen sehr genußreichen Abend dem ziemlich zahlreich anwesenden Publicum, das bei jedesmaligem Anhören dieses Werkes gewiß vielseitige Befriedigung erlangen wird. Der Componist erhielt viele Zeichen des wohlverdienten Beifalls, der ihm durch Hervorrufungen nach den einzelnen Abtheilungen und am Schlusse zu Theil ward. Der allerhöchste Hof wohnte der Production bei.

Einweihung des neuen Kinderspitals im k. k. Polizeibezirke Wieden.

Samstag den 19. März geschah die feierliche Einweihung des neuen Kinderspitals im Polizeibezirke Wieden, im Beisein des k. k. Vicepräsidenten Lago, Ihrer Excellenz der Gräfin Bergen und anderer Hohen und Honoratioren, durch den hochverdienten Herrn J. N. Lindner, Pfarrer „zu den heil. Schutzengeln“ auf der Wieden, und provisorischen Curator dieser Anstalt, der das Fest mit einer erbaulichen Segenmesse in seiner Pfarre einweihte. — Ein krankes Kind von ³/₄ Jahren, das sich in der Anstalt befand, erhob die rührende Feier nicht wenig. Die Errichtung dieses Spitals ist die größte Wohlthat für die arbeitende und unbemittelte Classe von Menschen, die ihren Kindern, weil sie mit Nahrungssorgen viel zu kämpfen hat, nur eine höchst mangelhafte Krankenpflege mit dem besten Willen angedeihen lassen kann. Dank also dem Comité, das diese Anstalt in's Leben rief! Dank seinen Vorstehern, dem genannten provisorischen Curator, dem mit der Errichtung beauftragten Director, dem bekannten Menschenfreunde Herrn Stephan von Römer und dem Herrn Dr. Vincenz Alexovits, k. k Armenarzt auf der Wieden, der eigentlich den Antrag zur Errichtung des Kinderspitals gemacht! Da sich Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin Henriette Odescalchi und überhaupt der hochadelige Damenverein für das Fortbestehen wesentlich interessirten, so wird gewiß die Anstalt zum Segen der Menschheit fortgedeihen. Die Einrichtung ist höchst zweckmäßig und reinlich, und entspricht allen Anforderungen, die man an sie stellen könnte, schon jetzt, und so steht wieder ein neues Asyl den Hilfe Suchenden offen.

Tagsergebnisse.

An einem der ersten Tage des verflossenen Monats, in welchem heftige Nordwinde die Alpenhaiden der schottischen Hochlande durchbrausten, und ungestüme Schneewehen dem Wanderer, den sie erreichten, einen sicheren Untergang bereiteten, kehrte ein Weib, welches der Hoffnung war, ehestens Mutter zu werden und das sich Macpherson nannte, von dem Marktorte Thurso nach ihrem abgelegenen Gebirgsdörfchen zurück.

Die Stürme heulten immer wüthender über die weißen Schneeflächen dahin, die Schneewehen sausten immer dichter und dichter, und schon begann der Abend über die einsame Wanderin hereinzubrechen, welche bald bis an das Knie in den Schneemassen versank, bald durch Lachen waten mußte, die seit wenigen Stunden zu kleinen Seen angeschwollen waren.

Endlich gelangte die arme Macpherson auf einen kleinen Hügel, von welchem sie den Lichtschimmer ihrer mütterlichen Hütte wahrnehmen konnte. Doch Entsetzen fesselt ihre Blicke; das Bächlein zu ihren Füßen, welches sie des Morgens, ohne kaum ihre Knöchel zu benetzen, durchschritten hatte, rauscht jetzt als reißender Wildstrom an ihr vorüber.

Weinend und mit gramerfülltem Herzen setzt sie sich auf die höchste Stelle des Hügels nieder, wohin das Wasser noch nicht reicht, um etwas auszuruhen, und gedenkt, vom wüthenden Sturme, vor dem ihr nichts Schutz bietet, gepeitscht, bis auf die Haut durchnäßt, erschöpft und weinend, der Mutter, die daheim in einsamer Kammer, voll banger Sorge ihrer harret.

Während die Ärmste also auf dem wellen Ginster hingestreckt ihrem Kummer nachhängt, empfindet sie mit einem Male die Wehen der Entbindung. Und fern von aller menschlichen Hilfe, der äußersten Wuth der Elemente preisgegeben, drückt sie bald, unter Schluchzen, einen neuen Erdenbürger an ihr Herz.

Hilf Himmel! da dringt das steigende Wildwasser auch zu jener Stelle, auf welcher sich ihr Schmerzenslager befand. Voll Verzweiflung und Mutterliebe rafft sich Macpherson empor, verhüllt mit ihrem kärglichen Gewande das Kind, und schleppt sich, halb nackt, längs des tobenden Waldstromes fast eine Stunde weit durch das Unwetter fort, bis zu einer Stelle, wo sie wußte, daß ein Steg über den Strom führen müsse. Dieser Steg, ihre einzige und letzte Hoffnung, ist noch unbeschädigt.

Sie schwankt hinüber, und schleppt sich neuerdings wieder den ganzen langen Umweg auf dem jenseitigen Ufer zurück, und gelangt nach drei entsetzlichen Stunden an die Thüre ihrer Hütte, wo sie ihrer Mutter mehr todt als lebend in die Arme fällt.

Aber die kräftige Hochlandsnatur siegte, nach wenigen Tagen schon erholte sich die arme Macpherson wieder, und sie, wie das unter so unerhörten Umständen geborne Kind, sind am Leben und unversehrt.

Industrielles.

Zu Chemille, im Departement Maine und Loire, hat ein gewisser Herr Bernier eine Fabrik errichtet, in welcher alte Wollumpen zerzupft und zu neuen Wollenzeugen verarbeitet werden. Nach vorgenommenen Proben hat man gefunden, daß die neuen Zeuge, namentlich die Flanelle vortrefflich seyen, und da der Preis dieser Waaren um ein Drittheil geringer ist, als der aller andern ähnlichen Producte, so wird hiemit den untern Ständen die erwünschte Gelegenheit an die Hand gegeben, sich um einen billigen Preis die nothdürftigen Winterkleider anschaffen zu können.

Omnibus.

(Schlüßliches von dem Dampfschiff „der Präsident.“) Wir glauben unsern Lesern, welchen wir den Untergang dieses Dampfschiffes in Nr. 24 des Morgenblattes ausführlich vor's Auge führten, mit dieser letzten Nachricht über den „Präsident“ keine uninteressante Mittheilung zu bringen. — Am 2. März brachte nämlich, einem englischen Tagblatte zufolge, Sr. Jeyson, Capitän des Schooners „Mokowa,“ welcher vom Cap der grünen Inseln nach London zurücklam, die Nachricht mit, daß ein englisches Schiff nunmehr auch die Trümmer der Schaluppe, in welcher die Passagiere des „Präsidenten“ untersanken, nebst mehreren Tonnen dieses Schiffes aufgefunden, und nach St. Nicolas gebracht habe. — Gleichzeitig meldet auch der Commandant der Brigg Poultney, Capitän Moult, daß er, während seiner Fahrt von Newyork nach Smyrna, auf ein 60 Schuh langes und über 30 Schuh breites Schiffswrack gestoßen sey, welches sowohl er, als der Steuermann, der das Dampfschiff den Präsident öftermal gesehen hatte, für die Überreste dieses Schiffes erkannt haben, womit die Berichte über dieses unglückliche Ereigniß geschlossen seyn dürften.

(Das Mathias-Denkmal in Pesth), dieses erste derartige Nationalwerk wird eine wahre Zierde jener großen und schönen Stadt werden. Vor der Hand weiß man noch nicht, wo eigentlich dasselbe zu stehen kommt, indem die Stadt Pesth dem Comitée drei Plätze zur Auswahl vorgeschlagen hat: den Rathhausplatz, den neuen Marktplatz und den Servitenplatz. Die Subscription zu diesem großartigen Unternehmen hat bereits 31 Stück Ducaten und 11,693 fl. 27 kr. eingebracht, und wir hoffen demnach, dieses Nationalwerk, mit welchem die edlen Ungarn einem ihrer größten Helden den schuldigen Tribut der Dankbarkeit zollen, bald vollendet zu sehen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung franko einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 37 u. 38.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 26. und Montag den 28. März 1842.

Pränumerations-Anzeige.

Die gefertigte Redaction erlaubt sich, ein verehrtes Publicum beim Herannahen eines neuen Quartals auf das österreichische Morgenblatt aufmerksam zu machen.

Sie könnte sich leicht auch mit der Trommel vor die Thüre stellen, um ihre Vorzüge ausläumen zu lassen; verschmäht jedoch solche Mittel und gibt sich zufrieden mit mancher günstigen Stimme, die über sie laut geworden, wünschend, daß diese Stimme für sie sprechen, und das Selbstlob ihr ersparen möge.

Die Redaction des österreichischen Morgenblattes behält stets die Anforderungen ihrer verehrten Leser im Auge, und schmeichelt sich, denselben ihm durch das, was sie bisher brachte, nachgekommen zu seyn und wird ihn noch zu übertreffen sie bestreben.

Schnelligkeit interessanter Mittheilungen, Veredlung im Gebiete der Novelle und der historischen Erzählung, strenge Auswahl der Gedichte, dürften die Lichtseiten des österreichischen Morgenblattes seyn, durch welche es die Herzen der vielen und hochsinnigen Freunde der vaterländischen Literatur, der Bewohner dieser Kaiserstadt gewinnen will.

Sie verfolgt ihren Zweck mit Unparteilichkeit und Strenge, und wird sich in ihrem Urtheile nicht durch Umstände, welcher Art sie auch seyn mögen, bestimmen lassen, dem wahren Verdienste aber mit seinem Lob auf halbem Wege entgegenkommen, um es den verehrten Lesern, wäre es nicht bekannt, vorzustellen.

Das Journal erscheint wöchentlich dreimal auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, mit elegantem Drucke der rühmlichst bekannten Strauß'schen Officin, und mit 4 artistischen Beilagen, deren künstlerische Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt, gegen den billigen Preis von 5 fl. halbjährig für Wien, und 6 fl. 15 kr. C. M. für die P. T. auswärtigen Herren Abonnenten.

Johann N. Vogl,
Redacteur des „österreichischen Morgenblattes."

Schwiegermutter und Schwiegersohn.

Novelle nach dem Englischen.

I.

Die Schwiegermutter.

Es war ein schöner Frühlingstag. Madame Duru und ihre Tochter hatten sich aus dem Salon nach dem Garten begeben. Sie saßen im Schatten einer Laube und arbeiteten.

„Du magst sagen was du willst," begann die Mutter, „du bist nicht glücklich. Fließt deine Traurigkeit aus einem körperlichen Leiden?" Angelika schüttelte verneinend den Kopf. „Hat dir Heinrich übel begegnet? — Nicht? — Habt ihr euch gezankt? — Nicht? — Nun, das wollte ich ihm gerathen haben! Ich bin ohnedem unzufrieden mit ihm. Er erlaubt sich nicht bloß die bunteſten Launen an den Tag zu legen —— doch wozu sein Sündenregister; du kennst ihn ja besser als ich."

„Und auch die Quelle ist mir vielleicht nicht unbekannt, woher seine Fehler stammen. Ach! Wenn Heinrich eine Beschäftigung hätte, dann wäre Vieles anders, ganz anders! Ist es nicht empörend, einen jungen, gesunden Mann den ganzen Tag über mit verschränkten Armen im Hause herumgehen zu sehen!"

„Er beschäftigt sich indessen doch, und zwar ganze Tage zuweilen."

„O ja! Er liest oder schreibt! Heißt das beschäftigt seyn?"

„Willst du, daß er arbeite wie ein Tagelöhner?"

„Ich wollte, er wäre nicht immer hier, nicht immer zu Hause, unter unsern Augen. Er sollte eine Beschäftigung haben, die ihn anstrengte, die seinen Geist, seine Zeit ausfüllt. Kurz er sollte einen bestimmten Stand haben, einen Posten einnehmen, wenn er auch kein Geld damit verdiente."

„Kind, man hört, daß du noch sehr jung bist, und nicht weißt, was du dir wünschest. Danken wir dem Himmel, wenn Heinrich so bleibt wie er ist, das heißt abhängig von uns. Die goldene Kette der Wohlthaten, an welcher ich ihn zu führen denke, wird ihn stärker und dauerhafter an uns fesseln, als es die Blumenguirlande deiner Liebe und Schönheit im Stande wäre, — ich kenne die Welt." Angelika seufzte. „Es liegt," fuhr Madame Duru fort, „trotz seines frommen Gesichtes ein halsstarriger, nach Ungebundenheit strebender Geist in ihm. Ich fürchte mich getäuscht zu haben, als ich ihn, den Armen, Aussichtslosen, zu meinem Sohne aufnahm, in der Hoffnung, er werde seine Schuld durch unbegränzte Ergebenheit zu tilgen suchen. Um einen Anfang zu machen, nimmt er sich vor der Hand gewisse Freiheiten heraus, die ich durchaus nicht gesonnen bin, zu dulden. Womit bringt er zum Beispiel seine Zeit zu? Wohin geht er, wenn er das Haus verläßt? Was macht er mit seinem Taschengelde? Ich weiß das Alles nicht."

»Sie verlangen das Unmögliche, Mama. Sie möchten Heinrich gern wie einen kleinen Knaben behandeln; was Wunder, wenn er ſich dagegen auflehnt. Er ſoll Ihnen über jede ſeiner Handlungen, über jeden ſeiner Gedanken Rechenſchaft ablegen, wie ich es thue.«

„Ja, Angelika, ich läugne nicht, daß ich nach dieſem Ziele ſtrebe. Beide ſollt ihr mir die nämliche, unbeſchränkte Authorität einräumen, denn ihr ſeid Beide meine Kinder, und dankt mir Beide Euer Glück!« — Eine Pauſe.

„Es bleibt dabei, Angelika, wir gehen dieſen Sommer ins Bad.«

„Ich möchte wohl gerne nach Neris, da auch Caroline hingeht.«

„Neris? Ein herrlicher Ort! Du haſt Recht, wir gehen nach Neris.«

„Heinrich will es nicht haben. Er will nach Louviers zu ſeinem Vater, der ihn ſeit drei Jahren nicht mehr geſehen, und der, ſo wie er ſchreibt, den ſehnlichſten Wunſch hegt, ſeine Schwiegertochter kennen zu lernen.«

„Sein Vater? Immer ſpricht er von ſeinem Vater! Hängt er wärmer an ihm als an mir, und als an ſeiner Frau, ſo ſoll er ihn allein beſuchen, ſeinen lieben Vater. Ich bin der Meinung, er ſollte bedenken, daß er uns mehr verdankt, als ſeiner Familie, die ihm kümmerlich das Leben friſtete, während wir — doch weßwegen mich ereifern? Wir gehen nach Neris; ich habe es mir einmal in den Kopf geſetzt, und dabei bleibt es.«

In dieſem Augenblick kam ein Bedienter herbei, und unterbrach die Unterredung der zwei Damen; er meldete einen Herrn Campa.

„Laſſen Sie ihn warten, ich will mich entfernen,« flüſterte Angelika ihrer Mutter ins Ohr, ſobald ſie jenen Namen gehört hatte.

»Warum nicht gar! Herr Campa mag nur kommen,« bedeutete Madame Duru dem Domeſtiken, der ſich wieder entfernte. „Warum willſt du ihn nicht empfangen?«

»Herr Campa« — ſtotterte Angelika mit einiger Schüchternheit, »hat ſich über die wohlwollende Aufnahme getäuſcht, die ich ihm bisher erwies. Er nimmt eine Sprache gegen mich an, die ich weder hören darf, noch will.«

»Hahaha! du haſt Recht: Campa iſt ein galanter Junge; aber ich begreife nicht, wie du vor ſeinen nichtsſagenden Artigkeiten erſchrecken kannſt.«

Hier wurde dem picanten Zweigeſpräche durch Campa's Herzutreten wieder ein Ende gemacht. Während ſich dieſer in ſtereotypen Höflichkeitsausdrücken erſchöpfte, ging Heinrich mit Carl, ſeinem Freunde, einem Verwandten der Madame Duru, in ein tiefes Geſpräch verſunken, in dem Nebenſalon haſtig auf und nieder.

„Wie ich dir ſage,« beſchloß Carl eine lange und mit Aufmerkſamkeit vernommene Rede, „man macht Commentare über Campa's Beſuche in deinem Hauſe.«

„Wundere dich nicht,« verſetzte Heinrich, „daß ich deine Hiobspoſten mit ſo viel kaltem Blut anhöre, und erkläre es dir zum Beiſpiel dahin, daß ſie mich nicht überraſchen. Ich danke dir, Carl. Was du mir vertrauteſt, bleibt unter uns?«

„Natürlich! hier meine Hand!«

„Ich halte dich nicht länger mehr zurück!«

„Alſo auf Wiederſehen, heute Abends in der Oper!«

Heinrich war allein. Mit großen Schritten ging er abermals im Salon auf und nieder. In ſeiner Hand hielt er ein Briefchen; er betrachtete von Zeit zu Zeit die Adreſſe, als könne er nicht glauben, und als müſſe er ſich überzeugen, daß ſie wirklich an ſeine Frau laute. Plötzlich ſchien er einen Entſchluß gefaßt zu haben; er öffnete das Papier.

„Schändlich, ſchändlich!« rief er, nachdem er geleſen hatte.

Campa, der nur gekommen war, um den Damen im Vorübergehen guten Morgen zu wünſchen und ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, verließ in dieſem Augenblick die Laube. Er kam aus dem Garten in das Haus, und mußte hier nothwendigerweiſe durch den Salon paſſiren, in welchem ſich Heinrich befand.

Heinrich ſtellte ſich ihm in den Weg.

„Mein Herr,« frug er ihn ſo ruhig als möglich, »habe ich Sie jemals beleidigt?«

„Sie? Mich beleidigen? — O nein, niemals!«

„Haben Sie dieß Billet geſchrieben? Haben Sie es an meine Frau geſchrieben?«

Campa warf, ſtatt aller Antwort, einen wüthenden Blick auf das Papier und auf ihn, in deſſen Händen es war.

»Antworten Sie! Läugnen Sie! Vertheidigen Sie ſich, wenn Sie können! Wie! Ich habe Ihnen mein Haus geöffnet, und zum Dank für meine Gaſtfreundſchaft —«

»Ihr Haus? — Hahaha!«

„Sie verhöhnen mich? das iſt zu viel! Herr, verlaſſen Sie mein Haus, um es nie wieder zu betreten! Ich verachte Sie!«

„Wenn man Anſehen und Reichthum einem Weibe dankt, hat man kein Recht, Andere zu verachten!«

„Haben Sie nicht verſtanden, daß Sie mein Haus verlaſſen ſollen?«

»Dieſer heroiſche Ton bekommt Ihnen ſchlecht, und wird mich noch zum Lachen bringen. Sie ſind hier nicht zu Hauſe, und können keine Befehle geben!«

„Gehen Sie! — Gehen Sie!« rief Heinrich aus er ſich, „oder ich werfe Sie durch das Fenſter!«

Madame Duru trat jetzt in den Saal, und vernahm die letzten Worte ihres Schwiegerſohnes.

»Verbieten Sie dieſem Herrn das Haus!« rief Heinrich, indem er ihr entgegentrat.

»Was gibt es? Hat er Sie beleidigt?«

»Fragen Sie nicht! Thun Sie, um was ich Sie bitte! Jagen Sie ihn fort!«

„Ich will wenigſtens wiſſen warum!« rief Madame Duru etwas aufgebracht.

»Er ſoll das Haus verlaſſen, oder ich werde es thun.«

»Gnädige Frau,« unterbrach ſie Campa mit ruhigem Tone, der gegen Heinrichs Schreien ſonderbar abſtach, „ich weiß wahrhaftig nicht, womit ich mir dieſe Behandlung von Seite Ihres Herrn Schwiegerſohnes kann zugezogen haben; aber gleichviel; ich will nicht indiscret ſcheinen, ich ziehe mich zurück. Die Gegenwart Ihrer Frau Mutter macht es mir zur Pflicht, ich weiche vor der Achtung, die ich ihr ſchulde, nicht aber vor Ihren Drohungen.«

Er begrüßte Madame Duru mit einer tiefen Verbeugung, indem er ſeinem Gegner einen verachtenden Blick zuwarf.

Heinrichs Bewegung ſteigerte ſich mehr und mehr; vergebens wollte er ſie bekämpfen; die Entſtellung ſeiner Züge, ſeine

Geberden, seine Stimme, sein Gang, Alles an ihm verrieth den brausenden Sturm des Innern.

„Werden Sie mir endlich die Erklärung dieses Streites geben?“ frug Madame Duru, sobald sie allein waren.

»Haben Sie mir die Satisfaction gegeben, die ich verlangte?“

»Ich bin keine Maschine. Wenn ich handle, will ich wissen warum!«

»Achten Sie mich so wenig, daß Erklärungen nothwendig sind, bevor Sie gegen einen Fremden meine Partei ergreifen?“

„Dieser Fremde ist mein Freund, und ein rechtlicher Mann. Ich kann ihn nicht verdammen, ohne zu wissen ob er Recht oder Unrecht hat.«

„Ich fühlte mich beleidigt! Mußte Ihnen das nicht genügen?“

„Nein! denn ich weiß noch immer nicht, was Sie ihm vorwerfen.«

»Sie brauchen es nicht zu wissen!“

„Sprechen Sie aus einem andern Tone mit mir. Erinnern Sie sich wer ich bin, und was Sie mir verdanken!“

„Ich werde leider nur zu oft daran erinnert, daß ich in Ihrem Hause lebe, und daß ich Ihnen das Vermögen meiner Frau danke.«

„Also! — Sie schienen es vergessen zu haben!“

»Ich vergesse es nicht, auch das Unrecht, das Sie mir heute angethan, werde ich nicht vergessen!“

„Drohungen? — Sie werden mich nicht hindern, in meinem Hause zu empfangen wem ich will!«

„Wen Sie wollen, nur Herrn Campa nicht!!“

„Gerade diesen, um Ihnen zu beweisen, daß ich die Herrin bin!“

„Nein, Madame, nein! — So lange ich hier bin, betritt Herr Campa diese Schwelle nicht!«

Madame Duru war keinen Widerspruch gewohnt, am wenigsten von ihrem Schwiegersohne. Sie erschrak vor einem Manne, den sie bisher für so schwach und unentschlossen gehalten hatte. Müde endlich des Streites, und von Verdruß überwältigt, nahm sie Zuflucht zu den Waffen ihres Geschlechtes.

Angelika trat in das Zimmer, fand ihre Mutter in Thränen und ihren Gatten bleich und verstört. Sie lief zur Mutter.

„Angelika! komm zu mir! Ziehen wir uns zurück!“

„Meine Tochter bleibt bei mir!“

„Nein, sie folgt mir! — Nicht wahr, Angelika!“

„Ach Gott! Kann ich meine Mutter in diesem Zustande verlassen!«

„Ja, du kannst — — denn du mußt — es ist deine Pflicht mir zu gehorchen — und ich bitte dich — recht sehr.“

„Meine Pflicht hält mich auch bei der Mutter zurück!“

„Weib — wähle zwischen mir — und Jener dort!«

Angelika warf sich in die Arme ihrer weinenden Mutter. Beide hielten sich fest umschlossen.

„Leb' wohl! Mein Loos hast du geworfen, wie deines!“

Sehr spät Abends begab sich Madame Duru zu Bette. Angelika brachte die Nacht bei ihr zu. Als der Tag anbrach, trat sie mit leisen Schritten in das eheliche Schlafgemach. Heinrich war nicht zu sehen, und an dem Zustande des Bettes und der Möbeln erkannte sie, daß er die Nacht außer Hause zugebracht. Dieser Schlag war zu erschütternd für die schwächlich zarte Natur Angelika's. Sie stürzte aus dem Zimmer, mit gepreßtem Herzen, mit wahnsinniger Geberde, schrecklich anzusehen! »Mutter, Mutter!“ rief sie, »Heinrich verläßt mich. Er ist fort! — fort! — ich sterbe! — ach!“ dann sank sie leblos zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

3.

Die buckelige Salerl.

(Schluß.)

Nach einer anstrengenden Wanderung von fünf Stunden kamen sie endlich nach Hieflau. Der heftig und anhaltend herabströmende Regen hielt sie den Tag über vom Weiterreisen ab, und Liesi, die hübsche Kellnerin des Postwirthshauses, erzählte ihnen auf ihr Begehren manche Schnacke, welche die buckelige Salerl schon von Jugend her auszuführen pflegte. Da die Wanderer aus diesen Erzählungen erkannten, daß die Schwaigerin wirklich einen Plan mit der Grube in ihrer Hütte beabsichtige, so bewahrten sie auch das ihnen anvertraute Geheimniß.

Am nächsten Morgen traten der Breisgauer, der Pole und der Österreicher in Gemeinschaft ihre Wanderung über Admont, Liezen und Mitterndorf nach dem unvergleichlich herrlichen Salzkammergute an. Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte gingen sie über Judenburg nach Grätz, und von da aus über Bruck, Leoben, Eisenerz und Hieflau nach Österreich zurück. Als sie im Posthause wieder eintraten, lachte ihnen die schmucke Liesi entgegen und sagte, daß sie ihnen von der Alpenhütte auf der Goß etwas Neues zu erzählen hätte. Doch das Gasthaus war von Gästen überfüllt, welche hier Jausenstation hielten; die Kellnerin flog, flink und freundlich, von einem Tische zum andern, von einem Zimmer in das andere. Als aber die Reisewagen mit ihrer Bemannung und die Fußgänger mit ihren Ränzchen ihren Abzug genommen hatten, setzte sie sich zu den drei zurückgebliebenen Wanderern, trocknete sich mit der weißen reinlichen Schürze die Stirne und begann zu plaudern.

Da die hübsche Liesi mit Leuten der verschiedensten Stände und Nationen als Kellnerin in sprachliche Berührung kam, so redete sie ein ziemlich gutes Deutsch, so, daß weder der Pole noch der Breisgauer eines Dragomans bedurften. Nachdem sie aus dem dargebotenen Glase des Österreichers genippt hatte, hob sie folgender Weise an:

„Sie wissen, welchen Haß die buckelige Salerl auf den unsichtbaren Landstreicher geworfen hatte, weil er ihre lieben Schweinchen stahl. Sie sann Tag und Nacht, um sich an diesem verwegenen Räuber zu rächen. Sie stachelte die Holzknechte und Jägersleute von Landl und Wildalpen zur eifrigen Verfolgung dieses Spitzbuben sowohl durch Bitten und Versprechungen als auch durch Spottreden auf, indem sie dieselben oft auszulachen pflegte, daß sich ein fremder, hergelaufener Kerl besser im Gebirge zurecht finde als die Eingebornen. Aber es half nichts; der Frevler blieb unentdeckt, die Schwaigerin wurde nach wie vor bestohlen, und ihr Ingrimm steigerte sich von Tag zu Tag. In ihrer Rachsucht hatte sie schon den Vorsatz gefaßt, einen Theil ihrer Butter und Milch mit Arsenik zu vergiften, aber sie wurde wegen dieses mörderischen Gedankens von dem Seelsorger des Bezirkes, den sie um Rath gefragt hatte, zu strenger Buße verurtheilt. Sie sann daher einen neuen Racheplan aus, welchen sie ganz geheim zur Ausführung brachte. Sie fing in einer Kammer ihrer Hütte, welche nur sehr kleine

Öffnungen für das Tageslicht hatte, eine Grube auszuwühlen an, arbeitete jedoch nur des Nachts daran, um nicht entdeckt zu werden. So plagte sie sich viele Wochen hindurch jede Nacht mit mühsamem Ausgraben, bis die Grube eine Tiefe von zwei Klaftern hatte, und machte sodann die Wände dieses Loches nach Möglichkeit glatt und eben. Je mehr sich ihr geheimnißvolles Werk der Vollendung nahte, desto fröhlicher wurde die Schwaigerin; sie jodelte, schrie, sprang wie eine Ziege umher und geberdete sich so seltsam, daß die Gebirgsleute, welche zuweilen in ihrer Hütte einsprachen, allenthalben erzählten, daß die buckelige Salerl verrückt geworden sey.

In jener Kammer häufte aber die Älplerin verlockende Vorräthe von Victualien und neuangekauften Geräthschaften auf, den Boden belegte sie sorglich mit Tannenreisern und räumte die Breter hinweg. Nun ereignet es sich, daß der Dieb, von Hunger getrieben, an einem schönen Sonntagsmorgen einen Besuch in der Hütte der Schwaigerin macht, weil er weiß, daß sie in die Kirche nach Wildalpen gegangen ist; und er kommt in die dunkle Kammer, wo ihm frische Butter, Käse, Milch, und vorzüglich ein schönes Stück Bockfleisch in die Augen sticht. Schon streckt sich sein Arm verlangend nach dem fremden Gute aus, und seine Füße nähern sich dem Schranke, auf welchen diese Sachen stehen, als der Boden unter ihm weicht und er unrettbar in die Grube stürzt, welche ihm die Schwaigerin gegraben. Vergebens strengt er sich an heraufzuklettern, und nach mehrstündigen fruchtlosen Versuchen ergibt er sich abgemattet in sein Schicksal.

Unterdessen stieg die buckelige Salerl in festlichem Anzug nach beendigtem Gottesdienste über die Goß herauf. Als sie in die Nähe ihrer Hütte kommt, bemerkt sie an dem geöffneten Zaun, daß Jemand in ihrer Hütte seyn müsse; ihr Herz klopft vor Angst und Erwartung; behutsam nähert sie sich und horcht, kann aber kein Geräusch vernehmen. Zitternd geht sie in ihre Hütte, sieht nach der Kammer und stößt einen Jauchzen aus, daß die Berge widerhallen, als sie ihren Erzfeind in der Falle erblickt. Der Gefangene schreit, tobt, flucht, bittet, beschwört, ihm herauszuhelfen, aber vergebens, die buckelige Salerl hört ihn nicht. Außer sich vor Freude über die gelungene List, tanzt sie um die Grube herum, klatscht in die Hände und jodelt, daß es ihr die Kehle fast zu zersprengen droht. Dann nimmt sie Breter aus der Ecke hervor, legt sie über die Grube, wälzt schwere Steine darauf und läßt nur den nöthigen Luftraum für das Leben ihres Opfers.

Nachmittag zogen eine Menge Bursche und Mädchen den Berg hinauf von Neugierde erfaßt; denn die Schwaigerin hatte ihnen schon am Morgen verkündet, daß sie etwas Außerordentliches erfahren sollten. Diesen zeigte sie nun ihren Gefangenen und erzählte ihnen ihren heimlich angelegten Plan. Der Jubel war allgemein, ein Jedes pries die Pfiffigkeit der buckeligen Salerl, welche das Gebirge von einem so hinterlistigen Vagabunden befreit hatte. Endlich wurde der Dieb herausgezogen, mit Stricken an den Händen gebunden und unter der Aufsicht vier starker und bewaffneter Jäger nach dem Ortsgerichte abgeführt. Beim Abschiede stellte sich die Schwaigerin mit eingestemmten Armen vor den Delinquenten und rief: „Siehst du, Hallunk', so geht's dir jetzt! Warum hast du mir gestohlen und aufgefressen mein'n Hieserl, mein'n Nazerl und mein'n Hanserl!“ —

Die buckelige Salerl erntete nicht nur die Lobsprüche der ganze Umgegend, sondern sie erhielt auch von der Obrigkeit für ihren Muth und Scharfsinn eine erhebliche Belohnung in Geld.

Da die Kellnerin im Verlaufe des Gespräches sich äußerte, daß sie am nächsten Feiertage über die Goß nach Wildalpen gehen würde, so gaben ihr die Reisenden kleine Geschenke für die Schwaigerin mit.

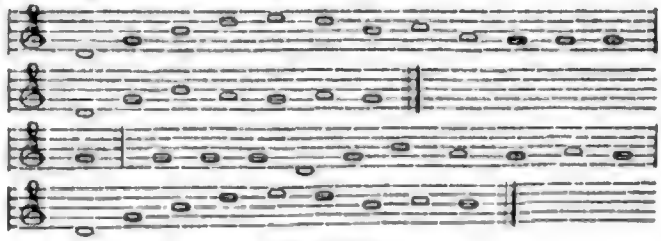
Der Breisgauer, der Pole und der Österreicher wanderten bis Linz in heiterer Gemeinschaft zusammen, dann trennten sie sich in ihre Lande.

L. Scheyrer.

Hebräische Musik.

Von Dr. Victor Melarski Edlen von Menk.

Der Abt Fleury will Manuscripte aus den alten Zeiten der Hebräer gesehen haben, welche Fragmente von notirten Melodien enthielten und sehr harmonisch gewesen seyn sollen. Es läßt sich annehmen, daß die Hebräer, welche an ihre angestammten Sitten, trotz der Vermischung mit andern Nationen, streng halten, sich auch ihre eigenthümliche Gesangsweise bei ihren religiosen Verrichtungen wenigstens erhalten haben mag, und die neuere hebräische religiöse Musik viel Analogie mit jener der ältesten Israeliten haben mag. Hier ein paar Beispiele älterer hebräischer Gesänge, wie sie in den Synagogen abgehalten wurden.



Feuilleton.

Concerts spirituels.

Die dießjährigen Concerts spirituels, welche während der letzten vier Wochen der eben zu Ende gehenden Fastenzeit im Saale der Musikfreunde abgehalten wurden, bildeten auch dießmal wieder, wie es in ihrer klar ausgesprochenen und jahrelang beharrlich verfolgten Tendenz liegt, ein wahres Asyl für alle Musikfreunde, welche sich gerne einem reinen geistigen Vergnügen in der Kunst hingeben. Diese Concerte gewähren übrigens dieses Asyl auch den Meisterwerken der Tonkunst selbst, d. i. Werken des ernsteren Genres, welche in Erfindung und Ausführung der ewigen Wahrheit, der Kunst geweiht sind, weil sie bei andern Gelegenheiten selber mit der erforderlichen Würde gegeben, selten als das, was sie in der Kunstwelt sind, angesehen werden. Inwiefern uns die Unternehmer dieser Concerte auch in d. J. diesem Zwecke nachgekommen sind, möge aus der übersichtlichen Aufzählung der aufgeführten Pieces Jedermann selbst beurtheilen.

1. An Symphonien: zwei von Beethoven in B und die Eroica, eine von Mozart in Es und die historische von Spohr.

2. An Ouverturen: von Cherubini drei, zu den Opern: „Eliza,“ „Tage der Gefahr“ und „Abencerragen,“ und Beethoven's Concert-Ouverture.

3. An einzelnen Gesangsstücken, theils mit, theils ohne Chören: Motette von Ig. Ritter von Seyfried, 46. Psalm (zum Andenken des verewigten Directors dieser Concerte), Hymne (Ecce panis) von Cherubini, Baßarie von Stunz, Scene und Arie (primo amore) von Beethoven.

4. An Chören: Offertorium von Le Seuer, Chor von Händel aus dem Athem: The Lord is my light, Chor aus „Christus am Ölberg," dann „Meeresstille" und „glückliche Fahrt," und Opferlied, alle drei von Beethoven.

5. An Concertpiecen endlich: Clavierconcert in B von Mozart, Concertino von Reuther für Oboe, Hummel's A-moll-Concert für Clavier.

Die Ausführung der Solopartie im Gesange geschah durch Dlle. Mayer und die HH. Wild, Lutz und Standigl unter Mitwirkung eines tüchtigen Chores. Die Concertpiecen wurden vorgetragen von den HH. Reuther, Oboisten und großherzogl. badenschen Kammervirtuosen, dem Sohne Mozart's und Hrn. Kärgling, einem noch weniger bekannten, sehr tüchtigen Kunstjünger. Das Orchester zum großen Theile vom k. k. Hofoperntheater, im übrigen durch gewandte Musikdilettanten ausgefüllt. Die Leitung ward durch Herrn Freiherrn von Lannoy, dann die HH. Holz und Tietze besorgt.

Aus diesem erhellt, daß für die Aufführung in allen Theilen auf die möglichst beste Art gesorgt war, die auch wirklich bei den meisten Piecen vortrefflich genannt werden mußte.

Neu war uns in diesen Concerten der Chor von Händel, eine Fuge in seiner bekannten großartigen Weise. Dann Scene und Arie von Beethoven, deren erster Theil vortrefflich und des großen Tondichters ganz würdig, der zweite hingegen minder hervortretend war. Eine Bagatelle von Stunz, deren Interesse sich mehr an die massenhafte Instrumentirung als an einen geistigen Adel knüpfte; endlich die historische Symphonie von Spohr, in welcher die Absicht dieses Meisters, der Welt zu zeigen, in welchem Styl unsere Heroen: Bach, Händel, Mozart, Jos. Haydn und Beethoven geschrieben haben, keinen besonderen Reiz gewähren konnte, weil jeder nur einigermaßen Gebildete den Styl dieser Tondichter aus ihren Werken selbst genau kennt, die vermengte Eigenthümlichkeit Spohr's der Einfachheit des alten Styls eher Abbruch thut, überdieß auch an dem besten Gelingen einer solchen Nachahmung schon früher bei Spohr nie zu zweifeln war.

Aus der Gesammtdarstellung erhellt, daß für die dießjährigen Concerts spirituels beinahe durchgehends nur den vorzüglichsten Werken der älteren und neueren Zeit gewählt wurde, und daß deren Ausführung durch ausgezeichnete Kräfte unserer Residenz geschah, weßhalb auch das kunstgebildete Publicum ungeachtet eines gerechten Concertüberdrusses diesen Productionen die regste Theilnahme bewies, und den Beifall wahrer Begeisterung zollte.

Brief aus Prag.

Eine Novität können wir die Aufführung des Schiller'schen Meisterwerks: „die Braut von Messina," nennen, obwohl dieselbe vor etwa 20 Jahren auf unserer Bühne dargestellt wurde; dem größten Theil der jüngeren Theaterbesucher mußte die Darstellung doch eine Neuigkeit seyn und selbst ältern als solche erscheinen.

Es dürfte wohl anmaßend vorkommen, über dieses Product des großen deutschen Genius Schiller, das überdieß seiner Glanzperiode angehört, ein Wort des Lobes, aber es müßte die höchste Arroganz dazu gehören, einen Tadel darüber auszusprechen. — Das Lob müßte verstummen und der Tadel sich in gelinden Bedenklichkeiten lösen.

Schiller selbst hat sich bemüht, den Standpunct, von welchem dieses Werk betrachtet werden soll, zu fixiren, und die Motive anzugeben, die ihn zur Gestaltung desselben veranlaßte. In diesem Betrachte ist es unstreitig das bewunderungswürdigste, und seinen Conturen nach das vollkommenste Objective seiner Producte.

Mächtig erhob er das Banner der Idealität gegen den einreißenden Geist der Gemeinheit und Flachheit in den Kunstberichten, wollte hinstellen einen kräftigen Halt, woran die Bessern sich lehnen, und unter dem Schutze der neuen Insignie zum gewaltigen Kampfe gegen den Helden des Tages, den Materialism, sich sammeln sollten. Ihm war die trockene Lehre und das Dogma der Wissenschaft kein fruchtbringender blühender Baum, er wußte nur zu wohl, wie viel das Beispiel mehr vermag als alle Überredung der Theorie. Ein solches Beispiel zu schaffen, zu zeigen, daß die Empfänglichkeit für das Gewaltige und Erhabene des Schicksalswaltens nicht erstorben sey, daß wir die Fähigkeit besitzen und auf die Schwingen der Phantasie in die Region des poetisch-potenzirten Lebens zu erheben, war seine Absicht. Die griechische Poesie, und insbesondere ihre dramatische, schien ihm alle Elemente in sich zu tragen, die den Einfluß der falsch verstandenen Natürlichkeit in dem Bühnenwesen unserer Zeit ein kräftiges Gegengewicht zu geben vermochten, und wenn er im edlen Eifer etwas zu weit gegangen ist (was er vielleicht selbst erkannte), wer darf es tadeln?

Was Wunder, daß unser Publicum, daß unsere darstellenden Kräfte sich dieser Weise entfremdet, daß die letztern den Vortrag der titanengewaltigen, in alle Formen gegossenen Rede nicht recht Herr zu werden vermögen. — Der Chor wird ein ewiger Anstoß bei der Aufführung dieses Musterdrama's bleiben, selbst die ausgezeichnetesten Declamatoren werden die vom Dichter beabsichtigte lyrisch-dramatische Wirkung niemals ganz erreichen. Ich habe dieses zur Entschuldigung unserer Schauspieler vorausgeschickt und glaube darin meine Absicht nicht mißdeutet zu wissen, wenn ich sage, daß dieselben es wohl nicht an Eifer an einer höhern Auffassung, verständigem Durchdringung des Werkes und der Art, wie man des schwierigen Vortrags Meister wird, sehr fühlbar haben fehlen lassen. Jedesfalls müssen wir dem Hrn. Regisseur Ernst allen Dank für die Inscenesetzung und das gute Arrangement sagen. Auch unserer verdienstvollen Dlle. Frei (Beatrice) macht die Wahl dieses Stückes zu ihrem Benefice alle Ehre.

Zum Vortheile des beliebten Komikers Hrn. Feistmantl wurde Told's „Beispiel" zur Aufführung gebracht, bei welcher Gelegenheit uns der Benesiciant seinen Sohn Hrn. Albin Feistmantl, der seinen ersten (!) theatralischen Versuch wagte, vorführte. Hr. Albin Feistmantl ist noch sehr jung, zeigt viel Talent und läßt für die Zukunft viel Schönes erwarten.

In unserer musikalischen Welt macht der bereits seit einem Jahre bestehende Cäcilien-Verein bedeutendes und verdientes Aufsehen, obwohl die hiesigen Organe der Öffentlichkeit (das geschätzte Blatt „Bohemia" ausgenommen) über das Wirken desselben und seinen Werth beharrliches Stillschweigen beobachten, während dem Matinée-, Soirée- und Salonunterhaltungen, welche mitunter vom geringerm Belange sind, ausführlich besprochen und beräuchert werden.

Der Zweck dieses Vereins ist die Aufführung vorzüglicher Werke, größtentheils seriosen Genres, die in andern Anstalten selten oder gar nicht zu Gehör gebracht werden. Die Gründer dieses lobenswerthen Vereins sind die HH. Apt, Bastel und Deutsch, eben so tüchtige Theoretiker als ausübende Künstler, und mit der musikalischen Literatur innigst vertraut.

Allmonatlich gibt der Verein ein Concert im Platteissaale, unter ungeheuerem Zudrange seiner Gönner und Verehrer classischer Musik, trotzdem die Anzahl seiner Mitglieder eine beschränkte ist.

Das 5. Concert wurde Sonntag den 13. dieses gegeben, woselbst Folgendes zur Aufführung kam:

Der 95. Psalm von Mendelssohn-Bartholdi Op. 46 (neu), der in den unverwelklichen Lorber, den die Muse der Tonkunst diesem Meister früh schon auf die Stirne gedrückt, ein neues Blatt flicht.

Selten war es einem Genie, in der höchsten Bedeutung des Wortes, einem wie Mendelssohn, gegönnt, unbeirrt von den Wirren und Kämpfen der Übergangsperiode, allein seinen Weg zu verfolgen, und der Dornen so wenige auf seiner Bahn zu finden. Zeitlich schon krönte die Anerkennung seine aufstrebenden Kräfte, und günstige äußere Verhältnisse konnten sie bald zur Reife bringen. So steht er da in der Fülle der Jugend und der Kraft und von dem Deutschland das Höchste in der Zukunft zu erwarten berechtigt ist. Auch der Widerspruch hat sich gegen ihn geregt, insbesondere scheint er einem hiesigen Kunstrichter nichts zu Dank machen zu wollen.

Das Männerquartett die „Weihe" von W. Veit zeigt die Vorzüge unseres talentvollen vaterländischen Componisten im hellsten Lichte. Klarheit der Absicht und Wärme des Gefühls.

Ein Quintett von Nepomuck Hummel ward in allen Theilen wie im Ensemble vortrefflich executirt.

Besondern Erfolg hatte ein, dem Verein dedicirter Männerchor „des Jägers Lust" von J. H. Straub, und verdient denselben auch im vollen Maße.

Ferner wurde ein Lied „die Sehnsucht," von Gottfried Preyer, von einer Dilettantin höchst ausdrucksvoll mit schöner Stimme gesungen. Den Schluß machte: „Vater unser," ein Vocal-Chor von Rinck, Organisten in Leipzig.

Gerne würde ich die Namen der ausübenden Glieder mit wohlverdienter Würdigung mittheilen, aber in Berücksichtigung, daß dieselben sich bescheidentlich der Nennung auf dem Progamme entziehen, und übrigens mit ihrem Kunstwirken sich nicht in die Öffentlichkeit drängen, muß auch ich dem Gebote der Discretion folgen.

In meinem nächsten Briefe ein Ausführliches über das bedeutende Fortschreiten der Sophienakademie und dessen Concert spirituel. H. Land.

Brief aus Breslau.

Mit vielem Vergnügen habe ich in Ihrem geschätzten Blatte eine ausführliche Notiz über die Oper: Die Geisterbraut, von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Eugen von Würtemberg, gelesen, und fühle mich nun gedrungen, Ihnen meine Ansicht über die vor wenigen Tagen stattgehabte erste Aufführung dieser Oper in kurzen Umrissen mitzutheilen. Schon seit vielen Monaten ist man auf die Darstellung dieses großartigen Bühnenproductes gespannt gewesen; längst schon hatten sich Gerüchte über die Pracht der Ausstattung, über die Vortrefflichkeit der Decorationen, die Poesie des Stoffes und der Musik verbreitet; was Wunder also, wenn das Schauspielhaus nicht groß genug war, die herbeiströmende Menge zu fassen, und daher viele abziehen mußten, ohne der ersten Aufführung dieser längst ersehnten Prachtoper beiwohnen zu können. — Die Ouverture begann und wurde mit rauschendem Beifalle aufgenommen; der Vorhang flog in die Höhe, und von nun an bis zum Schlusse der Oper schienen die Zuhörer in staunendes Entzücken versetzt zu seyn, so wurden sie von Allem, was sie sahen und hörten, überrascht. Ich selbst, sonst eben kein Enthusiast, muß gestehen, daß ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und immer höher gesteigertem Antheile dem Verlaufe der Oper folgte, weßhalb mein Urtheil, wenn es vielleicht zu lobend seyn sollte, in dem hohen Grade meines Entzückens seine Entschuldigung trägt. Wenn ich unter dem vielen Gelungenen der Musik etwas als ganz vorzüglich herausheben soll, so sind es: die Ouverturen; das erste Duett und Terzett; ferner ein Duo mit Chorbegleitung, endlich das Finale des ersten Actes; in den folgenden Acten steigert sich die Wirkung der Musik immer mehr und bringt mit dem imposanten Texte und den großartigen Decorationen und Maschinerien die eclatantesten Effecte hervor; wenn ich das Genre bezeichnen soll, in welchem die Musik gehalten ist, so möchte ich diese grandiose Tonschöpfung eine Verschmelzung des classisch-energischen Styles der deutschen mit den sanften schmeichelnden Weisen Italiens nennen. Ein detaillirtes Urtheil über diese Musik verspare ich mir für die Zukunft, wenn mir die Zeitungsblätter nicht zuvorkommen. Nur will ich Ihnen schließlich noch ein Paar Worte über den Glanz und die unerhörte Pracht der Ausstattung mittheilen. Die Decorationsmaler Pape und Gropius haben Vorzügliches geleistet, und namentlich erntete des ersteren vortrefflicher Dom und der ausgezeichnete Wolkenhimmel, so wie das Lager und Dorf des letzteren stürmischen Beifall. Einen nicht unbedeutenden Antheil an dem durchaus günstigen Erfolge des Abends hat auch Hr. Rottmayer durch die Anordnung der mit ausgezeichneter Präcision vollführten Festaufzüge, so wie durch den an den Tag gelegten guten Geschmack in den Costumes und die wunderbare Präcision der oft vorkommenden Verwandlungen. In Ausführung der schwierigen Parte der Oper excellirten vor allen andern Dlle. Spatzer als Leonore und Hr. Ditt als Wilhelm, so wie ich auch der Sicherheit der Chöre das wärmste Lob zuerkennen muß. Wie viele Vorrufungen an diesem in den Annalen des Breslauer Theaters unvergeßlichen Abende Statt gefunden haben, weiß ich nicht; nur will ich der Direction unserer Bühne im Namen aller Verehrer wahrer Kunst den innigsten Dank für die in allen Theilen vollendete Darstellung dieses Meisterwerkes zollen, dessen erlauchter Hr. Verfasser gewiß von der höchsten Freude durchdrungen gewesen wäre, wenn er an jenem festlichen Tage unsere Stadt mit seiner hohen Gegenwart beehrt hätte.

Die Einnahme überstieg die bei Eröffnung des neuen Theaters, indem sie bei ersterer 1300 Thaler, bei der Geisterbraut 1700 betrug.

Eine Damen-Akademie in Albany.

Die Damen-Lehranstalt, „Female Academy," in der nordamerikanischen Stadt Albany, einer der ältesten holländischen Ansiedelungen in der Nähe des Hudson, wird fast von jedem Fremden besichtigt; auch wir beeilten uns, erzählt unser Berichterstatter, diese interessante Anstalt zu besichtigen, und ich gestehe, daß mich das hier herrschende Erziehungssystem im Vergleich mit dem europäischen nicht wenig frappirte. Daß bei uns die Erziehung der Mädchen zu oberflächlich vorgenommen wird, und man sie vor Studien, die nur einiges Denken erfordern, oft ganz ausschließt, ist leider nur zu wahr. Den Geist durch Verstandesübung fähig zu machen, seine wahre Bestimmung zu erkennen, ist gewiß die Grundlage einer jeden guten Erziehung, denn erkennt der Mensch diese, so wird es ihm ein Leichtes, die Pflichten zu erfüllen, die ihm durch seinen Stand angewiesen sind. Allein eben so wenig dürfte es zu billigen sein, daß man in diesem Institute den Kopf der Zöglinge mit einer Masse von Wissenschaften anfüllt, von denen sie später gar keinen Gebrauch machen können, und die für sie als Mütter und Hausfrauen ganz zwecklos sind. Die Benennung Academy ist hier ganz an ihrem Orte, und nach den verschiedenen Lehrgegenständen zu schließen, sollte man glauben, daß die Erziehungsanstalt mehr die Bestimmung gehabt habe, junge Männer als junge Mädchen auszubilden.

Das sehr schöne mit Marmorsäulen decorirte Gebäude wurde von einer Actiengesellschaft gebaut, welche sich zum Behufe der Gründung der Anstalt im Jahre 1821 bildete und jährlich die 13 Directoren wählt, welche die Geschäfte der Akademie leiten. An der Spitze der Direction steht ein Präsident, dem ein Secretär und ein Cassenführer zugetheilt ist. Der Präsident führt die Oberaufsicht und nebstbei sind die Directoren in drei Comités eingetheilt, welche wenigstens einmahl im Monat die Anstalt besuchen, um sich von den Fortschritten ihrer Zöglinge zu überzeugen. Das Resultat ihrer Beobachtungen wird in einer monatlichen Sitzung dem ganzen Directorium mitgetheilt. Die Facultät besteht aus einem Professor der höheren Philosophie und Rhetorik, welcher zugleich Principal ist, einem zweiten der Naturalphilosophie (Physik) Chemie und Botanik und endlich einem dritten der französischen und spanischen Sprache. Zehn Gehilfinnen haben die Aufsicht und die eine versieht die Bibliothek. Kirchenmusik wird von einem Professor und einer Gehilfin gelehrt, und für Harfen-, Orgel-, Clavier- und Zeichenunterricht sind Lehrerinnen angestellt. Die Akademie ist in sechs Classen (Departements) eingetheilt, um Zöglinge jedes Alters aufnehmen zu können. Die Lehrgegenstände, die hier vorgetragen werden, sind folgende: Lesen, Schreiben, Orthographie, Analysis, Rhetorik und Composition, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Astronomie, Naturgeschichte, Mineralogie, Geologie, Experimental-Physik, Chemie, Technologie; Geschichte, Literatur, Philosophie, Theologie, französisch und spanisch. Während des Sommers werden Vorlesungen über Botanik und Geologie gehalten, und im Winter über Chemie und Philosophie, zur Erleichterung der Studien besitzt die Anstalt ein naturhistorisches Cabinet, eine sehr beträchtliche Bibliothek von ungefähr 6000 Bänden, mehrere Karten, Globen, Modelle, so wie chemische und physikalische Apparate.

Der Preis für Unterricht in der 6ten oder niedrigsten Classe beträgt 4 Dollars für das Vierteljahr, in der 5ten 5 Dollar; in der 4ten 6 Dollars; in der 3ten 7 Dollars, in der 2ten 8 Dollars, und in der 1ten 10 Dollars, für den Unterricht in der französischen oder spanischen Sprache müssen jedoch 5 Dollars für das Vierteljahr noch besonders bezahlt werden, ebenso für Musik, Zeichnen und weibliche Handarbeit nach Verhältniß. Sollten es die Ältern besonders wünschen, so kann den Zöglingen auch der Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache ertheilt werden. Mädchen vom Lande können unter Oberaufsicht des Principals und seiner Familie gegen den Betrag von 225 Dollars per Jahr Kost, Logis und allen Unterricht, der zur Erlangung des Diploms nöthig ist, erhalten. In dem akademischen Jahr, welches in vier Quartale eingetheilt wird, und immer am 1. September beginnt, finden jährlich zwei Prüfungen Statt, die

eine im Februar und die andere im Juli. Nach der ersteren haben die Zöglinge 6 Wochen Ferien. Nach der Prüfung im Februar werden die Namen der Mädchen, welche sich durch ihre Fähigkeit und Fleiß besonders auszeichneten, öffentlich bekannt gemacht, und nach jener im Juli werden, nach der verschiedenen Zweigen der Studien, Prämien ausgetheilt, welche in goldenen Medaillen bestehen. Jene Mädchen, welche zur allgemeinen Zufriedenheit der Professoren ihre Studien vollendet und den ganzen Cursus durchgemacht haben, erhalten beim Austritt aus der Akademie ein Diplom mit dem Siegel des Institutes, was als die größte Ehre angesehen wird.

Als wir die Anstalt besichtigten, waren gerade einige Mädchen beschäftigt, schwierige Exempel der Algebra aufzulösen; andere hatten Unterricht in der französischen Sprache, welche jedoch hinsichtlich der Aussprache noch Manches zu wünschen übrig ließ. Überhaupt haben die Amerikaner, so wie die Engländer, zur Erlernung fremder Sprachen kein besonderes Talent es bleibt dieses allein den Deutschen und Russen. Was mir in der Anstalt noch besonders gut gefiel, war die freie Bewegung der Schülerinnen, die in keinem europäischen Institut dieser Art anzutreffen ist. Auch ist die Behandlung von Seiten der Lehrer sehr zart, und aus eben dem Grunde von um so besserer Wirkung.

Vierte Ausstellung weiblicher Arbeiten.

Jedermann, der die freundlichen Räume des Ausstellungslocales weiblicher Arbeiten im hiesigen Volksgarten betritt, fühlt sich angenehm überrascht durch die schimmernde Pracht und mannigfache Abwechslung aller jener Damenarbeiten, die hier als ein neuer Zweig des segensreichen Wirkens der Gesellschaft adeliger Damen bereits zum vierten Male der Beschauung und Bewunderung der kunstsinnigen Bewohner Wiens ausgestellt sind. Bekanntlich ist der Ertrag dieser herrlichen Ausstellung zur Unterstützung armer nothleidender Familien bestimmt, und es erfüllt den Freund der Menschheit mit innigem Vergnügen, abermals einen erfreulichen Beweis der milden, wohlthätigen Gesinnung aller Bewohner unsres herrlichen Vaterlandes zu erblicken; denn kaum war der Aufruf an die holden Bewohnerinnen Österreichs ergangen, die Schöpfungen ihrer kunstgewandten Hände zur Milderung der Nothlage ihrer verarmten Mitschwestern aufzustellen, so strömten von Nah und Fern die herrlichsten Werke zarter Damenhände herbei, und so kam es, daß heuer nahe an vierhundert Arbeiten aus den verschiedensten Fächern weiblicher Kunstfertigkeit zur Bewunderung bereit liegen. Die wundervollsten Schöpfungen zarter Damenhände lachen uns entgegen und das trunkene Auge des Kenners weidet sich eben so sehr an der Lebendigkeit und Frische der Farbenpracht, als an dem sinnigen Geschmacke der Formen, denn vom feingenähten Hemde bis hinauf zur kunstvollsten Stickerei sind hier Proben der Geschicklichkeit des weiblichen Geschlechtes ausgestellt. Die drei ausgezeichnetsten Arbeiten wurden von Seite der mildgesinnten Gesellschaft adeliger Damen mit Goldpreisen betheilt, und zwar erhielt den ersten Preis von zehn Ducaten: ein Teppich, aus Wolle gestickt, in einer Größe von mehren Ellen, der durch lebhafte Farbengebung und musterhafte Zeichnung zur Bewunderung hinreißt. Der zweite Preis von sechs Ducaten wurde jenem herrlichen, mit offener Seide gestickten Ofenschirme, dessen Schönheit bereits in Nr. 35 dieses Blattes gerühmt wurde, und der dritte Preis mit vier Ducaten einem mit besonderer Kunstfertigkeit genähten Männerhemde — zuerkannt. — Indem wir diese interessanten Daten bekannt geben, wollen wir alle Kenner und Verehrer schöner weiblicher Handarbeiten um so mehr zu zahlreichem Besuche dieser Schaustellung ermuntern, als außer der Augenweide, die man daselbst in vollem Maße findet, auch noch Fortunens Füllhorn winkt, indem heute Abends um 7 Uhr, nachdem die Ausstellung geschlossen ist, eine Lotterie, in welcher an zweihundert verschiedene zierliche Arbeiten gewonnen werden, Statt haben wird, und somit den glücklichen Gewinnern die Gelegenheit geboten ist, ein bleibendes Erinnerungszeichen an diese vierte Ausstellung weiblicher Arbeiten zu erhalten.

Musikalisches Perspectiv.

(Der berühmte Componist Cherubini) ist den 16. d. M. zu Paris gestorben.

(Von Jos. Doppler), einem noch sehr jungen, jedoch musikalisch tüchtig gebildeten Manne, sind so eben im Verlag des A. Diabelli & Comp. zwei Clavierpiecen in einer sehr hübschen Ausstattung erschienen. Die erste ist betitelt: L'esperance, die zweite heißt: L'impatience, nach Schuberl's herrlichem Liede: „die Ungeduld." Beide Clavierstücke bewegen sich in sehr gefälligen, modern-melodischen Weisen, sind in einem höchst einfachen und leichten Styl geschrieben, und können daher jungen Clavierspielern, welche sich in Überwindung von Schwierigkeiten einer schwülstigen Bravour nicht gefallen wollen, vorzugsweise empfohlen werden.

(Trois Caprices pour le Violon par Jacq. Dont) sind in der Kunsthandlung von Ed. Mollo und A. O. Witzendorf erschienen, und enthalten drei verschiedene durch allerlei Lagen der Violine durchgeführte Arpeggen-Themas, mit Rücksicht auf eine melodische Fortschreitung, und erfüllen daher gut den Zweck ihrer Sendung, nämlich: Beförderung des Violinvercituosums.

Hr. Michael Leitermeyer, Chorregent und Vereins-Musikdirector an der Pfarrkirche in der Alservorstadt, gedenkt mit Anfang April d. J. mit seinem Sohne Alexander, welcher bereits wiederholte Beweise einer vorzüglichen Kunstfertigkeit auf dem Clarinette vor dem Publicum Wiens an den Tag gelegt, eine Kunstreise über Grätz, Laibach, Triest nach Italien zu unternehmen, und sowohl in diesen Städten, als auch auf der Rückreise zu Innsbruck, Salzburg und Linz Concerte zu geben, in welchen der jugendliche Tonkünstler sich in der doppelten Eigenschaft, nämlich als Oboist und Clarinettist, hören lassen wird.

Vor der Abreise veranstaltet der Vater am 30. d. M. im Saale „zum goldenen Strauß" in der Josephstadt eine Abschieds-Abendunterhaltung, wo der junge Alexander ein Concertstück für die Oboe von Ferling, und eines für das Clarinett von Bärmann blasen wird.

(Das Concert des Orchesterpersonals vom k. k. Hofoperntheater), welches Montag den 28. d. M. um die Mittagszeit im k. k. großen Redoutensaale abgehalten wird, verspricht die herrlichsten Genüsse, welche man von einer Production (als solcher) bei schönen und geistreichen Tonwerken nur immer erwarten kann.

Diese Production, mit welcher dieses anerkannt beste Orchester der Residenz eine besondere Ehre aufheben will, soll bereits durch eine Reihe der sorgfältigsten Proben vorbereitet worden seyn.

Gegenwärtig erregen zwei blinde Mädchen durch ihre staunenswerthe Geschicklichkeit in der Musik zu Paris das größte Aufsehen; bisher haben sie sich nur in Privatzirkeln hören lassen, und zwar singt die Ältere, Bertha Bruns, wunderbar schön und reißt durch die Reinheit und Fülle der Stimme, wie durch ihre herrliche Methode zum allgemeinen Beifalle hin, während man an der jüngeren Schwester, Pauline Bruns, welche erst eilf Jahre alt ist, und sich als Pianistin hören läßt, die Bravour ihres Vortrages, die Sicherheit des Anschlages und Rundung des Tones bewundern muß, und nur bedauern kann, daß diese musikalischen Genies des Augenlichts beraubt sind.

Unter den Kostbarkeiten, welche Se. Majestät der König von Preußen aus England mitnehmen will, nennt man auch ein Erard'sches Pianoforte von ausgezeichneter Schönheit. Wie man sagt, wurde dem berühmten Professor Moscheles der Auftrag zu Theil, in dem Magazine des großen Fortepianomachers das Instrument zu wählen.

Dem Ritter Spontini ließ Se. Majestät der König von Preußen eine große goldene Medaille einhändigen, auf deren einer Seite das Bildniß des verstorbenen Königs von Preußen, auf der andern aber das Wort Erinnerung prangt, nebst dem Geburts- und Todestage jenes verehrten Monarchen, des Mäcens des großen Componisten Spontini.

Industrielles.

In Paris hat man abermals zwei Versuche mit neuem Straßenpflaster gemacht; die eine Art besteht in einem Pflaster aus Holz, und die andere in gewöhnlichen Steinen, welche in Asphaltüberzug getaucht werden, wodurch eine genaue Verbindung der Steine möglich ist.

Vergangenes.

Die Cornetenkeuche. In dem kärntnerischen finstern Bergschlosse Waltenstein, das in einer nördlichen Gebirgsschlucht vom Städtchen Wolfsberg liegt, sieht man noch heute einen finstern Kerker, der den Namen der Cornetenkeuche bei den Bewohnern der Gegend hat, und worin folgende mit einem Nagel in die Wand gegrabene Schrift zu lesen ist:

O Richter! richte recht,
Du bist Herr und ich dein Knecht;
Wie du wirst richten mich,
Wird Gott einst richten dich.
1669. Peter Ekard von Pekern, Cornet.

Eine glaubwürdige Sage beschuldigt den ehemaligen Vicedom des Bisthums Bamberg in Kärnten, Peter Philipp von Dornbach, er habe aus Eifersucht im Jahre 1669 den kaiserlichen Cornet von Pekern, der ihm bei einem schönen Mädchen, und zwar bei einem Fräulein von Herzfeld, den Rang ablief, durch bedungene Raubgesellen bei Tarvis aufheben und in dem besagten Gefängnisse, weil sich der Cornet beharrlich weigerte, seiner Liebe zu entsagen, eines unmenschlichen Hungertodes sterben lassen.

Naturhistorisches Cabinet.

Die Zeitschrift: der Pilger theilt uns folgende interessante Bemerkung über das Vorgefühl der Witterung bei den Bienen mit: Das Schicksal der Bienen ist von der Witterung gänzlich abhängig, und deßhalb haben sie von allen Witterungsveränderungen, besonders von solchen, die ihnen nachtheilig sind, ein äußerst feines Vorgefühl, signalisiren diese auch bestimmt und zuverlässig und können wir, wenn wir ihre Witterungssignale durch deren aufmerksame Beobachtung verstehen lernen, in der Wetterkunde erheblich vorschreiten.

Wird in schöner Witterung der Flug der Bienen etwas irrend und schwirrend, als wenn sie das Flugloch nicht recht finden könnten, so erfolgt binnen 24 Stunden Regen. Ist die Zahl dieser Irrenden gering, so ist er bald vorübergehend, ist sie größer, so wird der Regen anhaltender. Mausen und reißen sich die Bienen im Korbe, laufen sie ängstlich, bevor sie ins Flugloch kriechen, darum her, so erfolgt bedeutende Nässe.

Die Bewohner des Dorfes Gordes im Thale von Vaucluse wurden Anfangs Jänner durch ein fürchterliches Toben und Krachen im Innern der lavaartigen Felsen, auf deren Gipfel ihre Häuser gebaut sind, dermaßen erschreckt, daß die Bewohner von etwa zwanzig Häusern in aller Eile in andere Wohnungen übersiedelten. Kaum war dieß vollbracht, als mit einem Zauberschlag ein furchtbares Krachen entstand, und 12 Häuser zertrummert und zerbröckelt in den Abgrund stürzten.

Der Igel ist vielleicht eines der nützlichsten Thiere, indem er alles schädliche und giftige Ungeziefer, als: Schnecken, Frösche, Kröten, Mäuse, Ratten, ja selbst Vipern und Schlangen vertilgt. Man soll daher den Igel nicht ausrotten; übrigens ist merkwürdig, daß der Genuß der stärksten Gifte, als Blausäure, Arsenik, Opium ꝛc., welche sonst jeden Organismus zerstören, auf den Igel keine schädliche Wirkung äußern.

Omnibus.

(Säbel und Doctorhut.) Der Claviervirtuose Liszt hat zu dem früher erhaltenen Ehrensäbel neuester Zeit noch eine zweite Auszeichnung — und zwar einen Doctorhut bekommen. Wir gestehen, daß es uns etwas sonderbar vorkommen würde, wenn Hr. Liszt mit diesen beiden Auszeichnungen decorirt uns vor die Augen käme. Auch die auswärtigen Blätter können es nicht überwinden, sich darüber zu mequiren, so z. B. sagt das Rheinland: „Liszt hat nun wirklich von der philosophischen Facultät zu Berlin für sein zum Besten der Aula veranstaltetes Concert das Diplom als Doktor der Weltweisheit erhalten. Liszt ist gewiß der merkwürdigste Doctor der Philosophie in der ganzen Welt. Andere Doctoren bilden sich ein, die Philosophie im Kopfe zu haben; Liszt hat die ganze Philosophie in den Händen. Nächstens wird ein Tanzmeister Doctor der Philosophie werden; der bekommt dann die Philosophie in die Füße! So entfernt sich die Weltweisheit aus den Köpfen nach unten zu immer mehr und mehr aus den Körpern! Liszt ist übrigens ein berufener Doctor der Weltweisheit, weil er der Welt alles weiß machen kann, wenn er am Clavier sitzt. Liszt hat aber nicht einen Doctorhut von der Facultät zugeschickt bekommen, sondern zehn kleine Doctorhüte, für jeden Finger seiner beiden Hände, die das Non plus ultra von Niedlichkeit seyn sollen."

(Instinct der Hunde.) Der Befehlshaber eines Sydneyer Wallfischfängers hatte zwei Hunde, einen großen spanischen Bluthund, und einen kleinen chinesischen Hund von den Landtonen, die so aneinander gewohnt waren, daß, wo der eine war, auch stets der andere seyn mußte. Eines Tages schlief der kleine Chinese ruhig in seinem Winkel, während der Capitän fortging, und somit nur den spanischen Bluthund mit sich nahm. Kaum war jener erwacht, als er sporenstreichs der Witterung seines Cameraden folgte. Doch auf dem Schiffswerft packten ihn einige tüchtige Wachthunde an und zerzausten ihn so jämmerlich, daß er gerne wieder nach dem eben verlassenen Winkel in seines Herrn Hause zurückkroch. — Am folgenden Morgen sah man ihn jedoch furchtlos in Begleitung seines kolossalen Genossen auf dem Werft erscheinen, und beide schlichen so lange forschend und schnuppernd hin und her, bis sich der Rädelsführer der gestrigen Rauferei zeigte. Kaum erblickte ihn der kleine Chinese, so sprang er ihm wüthend an den Hals und sein hochbeiniger Kumpan stand ihm so wacker bei, daß in kurzer Zeit jener Zanksüchtige tüchtig zerbissen auf der Wahlstatt liegen blieb. Indem der gewaltige Bluthund mehre andere Kläffer im Vorbeigehen etwas unsanft durchbeutelte, entfernten sich die beiden Freunde stolz vom Kampfplatze, und warfen nur von Zeit zu Zeit bedeutungsvolle Blicke hinter sich.

(Lebensbedürfnisse in Wien im Jahre 1797.) Vorausgesetzt, sagt der Verfasser eines Adreß- und Kundschafts-Buches von Wien vom obbenannten Jahre, daß ihr keine Familie habt, in keinem öffentlichen Amte steht, kein Spieler seyd und keine ordentliche Liebschaft unterhaltet, Dinge, die in mancherlei Verbindung ziehen, gewisse Garderobe-Regeln vorschreiben und unaufhörlich unordentlichen Geldaufwand fordern, so könnt ihr in Wien für folgende jährliche Summe ziemlich bequem leben, und euch in den Zirkeln der ordentlichen Häuser vom Mittelstand präsentiren.

	fl.
Wohnung	60
Holz und Licht	24
Winterkleid	40
Sommerkleid	30
Visitenkleid	60
Kleine Kleidung	30
Wäsche	12
Tisch	200
Bedienung, Friseur	30
Summa	486

Berichtigung.

In der Melodie des in unserm Mittwochblatte mitgetheilten Liedes „Vorgefühl," ist im dritten Tacte vor dem Schlusse f anstatt g zu lesen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nachstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 39.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 30. März 1842.

Pränumerations-Anzeige.

Die gefertigte Redaction erlaubt sich, ein verehrtes Publicum beim Herannahen eines neuen Quartals auf das österreichische Morgenblatt aufmerksam zu machen.

Sie könnte sich leicht auch mit der Trommel vor die Thüre stellen, um ihre Vorzüge ausläumen zu lassen; verschmäht jedoch solche Mittel und gibt sich zufrieden mit mancher günstigen Stimme, die über sie laut geworden, wünschend, daß diese Stimmen für sich sprechen, und das Selbstlob ihr ersparen mögen.

Die Redaction des österreichischen Morgenblattes behält stets die Anforderungen ihrer verehrten Leser im Auge, und schmeichelt sich, denselben durch das, was sie bisher brachte, nachgekommen zu seyn und wird sie noch zu übertreffen sich bestreben.

Schnelligkeit interessanter Mittheilungen, Veredlung im Gebiete der Novelle und der historischen Erzählung, strenge Auswahl der Gedichte, dürften die Lichtseiten des österreichischen Morgenblattes seyn, durch welche es die Herzen der vielen und hochsinnigen Freunde der vaterländischen Literatur, der Bewohner dieser Kaiserstadt gewinnen will.

Dasselbe verfolgt seinen Zweck mit Unparteilichkeit und Strenge, und wird sich in seinem Urtheile nicht durch Umstände, welcher Art sie auch seyn mögen, bestimmen lassen, dem wahren Verdienste aber mit seinem Lob auf halbem Wege entgegenkommen, um es den verehrten Lesern, wäre es nicht bekannt, vorzuführen.

Das Journal erscheint wöchentlich dreimal auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, mit elegantem Drucke der rühmlichst bekannten Strauß'schen Officin, und mit 4 artistischen Beilagen, deren künstlerische Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt, gegen den billigen Preis von 5 fl. halbjährig für Wien, und 6 fl. 15 kr. C. M. für die P. T. auswärtigen Herren Abonnenten.

Johann N. Vogl,

Redacteur des „österreichischen Morgenblattes."

Der Provinzschauspieler.

Wenn wir anerkannte Künstler zur ersten, und verwendbare Schauspieler zur zweiten Classe rechnen, so bleibt uns noch immer ein großer Hause von Mimen, die wir denn sofort zur dritten Classe zählen wollen. Der Schauspieler dieser dritten Classe ist ein, von dem Schauspieler comme il faut sehr verschiedenes Wesen. Er unterscheidet sich von diesem nicht nur in seinen Kunstansichten und Leistungen, was ganz natürlich ist, sondern auch in Sitten, Sprache Lebensweise ꝛc. ꝛc.; eine Differenz, die sich dann als Rückwirkung wieder fühlbar macht, sobald er die Bühne betritt. Man heißt ihn hier zu Lande gewöhnlich den „Provinzschauspieler," eine Benennung, die vielleicht nicht ganz correct ist, und das Publicum besitzt einen feinen Tact, ihn zu erkennen. Der Theaterzettel kündigt einen Gastirenden als Mitglied des Theaters von G.. oder B.. an; der Annoncirte lernt seine Rolle mit einem Fleiße, der seit Demosthenes Tagen nicht mehr erlebt wurde; er tritt auf; Collegen und Freunde empfangen ihn; er gibt sich übermenschliche Mühe; er agirt, er läuft, er springt, er rauft das Haar, er stampft den Boden, er schwitzt, er wird heiser, kurz, er thut Alles, was man von einem Menschen nur verlangen kann. Armer Teufel, es ist umsonst! Die Leute bleiben kalt, die Recensenten lächeln, und das Parterre bemerkt: „das ist ein Provinzschauspieler!"

Er kommt in das Gasthaus; denn hier ist sein Asyl vor den rauhen Stürmen der Kunst und den noch rauheren des Lebens. Bei einem Tische sitzt ein seiniger College, und ein paar Bürgersmänner. Vergebens bemächtigt er sich sans façon des Gespräches; vergebens schreit er, daß seine Mitmenschen ihr eigen Wort nicht mehr hören; vergebens erzählt er, wie man ihn an einem Abend fünfzehnmal gerufen, mit Bravo's überschüttet, und ihm ein Nachtmahl gezahlt; wie der Bürgermeister ihn fußfällig gebeten, noch länger zu verweilen, oder wieder zu kommen; und wie man ihn endlich sogar mit der Polizei zurückgebracht, als er dessenungeachtet die Stadt heimlich verlassen wollte. Vergebens! Alles vergebens! Die ehrlichen Bürger blicken verlegen auf ihr Bierglas, und der Wirth, doch wer sucht bei einem Wirthe ästhetisches Gefühl!

En vain il prie, en vain il jure! Und wie kann es auch anders seyn? Trägt dieser Unglückliche nicht das Brandmahl auf der Stirne? Ist er nicht sein eigenes Signalement? Denn wir haben noch wenige dieser Menschen sprechen gehört, oder sich kleiden und betragen gesehen, wie andere Leute sprechen, sich kleiden und betragen. Im Anzuge lieben sie, wie alle Genies, das Auffallende, Pittoreske, Geniale. Und wie Viele gibt es unter ihnen, deren ganze Genialität in der That darin besteht, wie sie den Hut setzen, oder das Halstuch binden!

Diese Paria's der dramatischen Kunst haben sich eine eigene Sprache fabricirt. Dagegen haben wir den Einwurf zu machen,

daß es ein Zeichen von Geistesarmuth oder vielmehr Geisteseinseitigkeit ist, sich immer derselben stereotypen Ausdrücke zu bedienen. So zum Beispiel ermangelt unser Paria niemals zu sagen: Es ist mir brillant gegangen, ich habe ökonomisirt, ich habe ein Verhältniß gehabt, er ist ein guter College. Oder gar: wir waren neun Theile stark, wir haben uns verseſſen ꝛc. ꝛc. Das sind hergebrachte Wendungen, technische Ausdrücke, wie sie deren jede Profession aufzuweisen hat. Allein ein berühmter Mann, Johnson mit Namen, behauptete, daß nur derjenige wahrhaft gebildet sey, aus dessen Conversation man nicht merken könne, welchem Stande er angehöre.

Obwohl man bei dem Schauspieler mit Recht eine gründliche Kenntniß seiner Muttersprache voraussetzen kann, so ist doch unser Provinzschauspieler in dieser Hinsicht bedeutend zurück. Es mangeln ihm die Grundbegriffe der Sprach- und der Aussprachlehre.

Was Erstens die Kenntniß der Sprachlehre betrifft, so wollen wir milde seyn, denn wir sind Deutsche! Es gibt ja unter uns der hehren Geister genug, die den Cervantes und Homer, den Shakespeare und den Abulfed im Originale lesen, und die im Deutschen keinen längern Satz richtig construiren können. Auch Schreiber dieses gehört vielleicht unter die letztern, wenn er auch keiner von den erstern ist.

Was aber Zweitens die Aussprache betrifft, so wollen wir ebenfalls milde seyn, und zwar wieder aus demselben Grunde. In Paris z. B. braucht ein Schauspieler nur Ein Wort mit einem Accent auszusprechen, der nicht véritable accent d'Orleans ist, und er kann mit Gewißheit darauf rechnen, daß er ausgepfiffen wird. Die Italiener sind noch eifersüchtiger auf die Reinheit ihrer Sprache, und man muß sich mittelst Taufschein ausweisen können, daß man Florentiner ist, um an eine bessere Bühne zu kommen. Der Deutsche thut nicht so pretiös mit seiner Sprache, und so wie jedes Vergehen ein neues gebärt, so auch dieses, und der Provinzhistrione spricht ein Deutsch, das mit seinem Danziger oder Wiener Dialecte mehr oder weniger versetzt ist.

Wenn wir die Mitgliederschaft der Bühne analysiren, welcher der Provinzschauspieler angehört, welche Bestandtheile finden wir? Vier Fünftel dieses unerquicklichen Ganzen sind leidenschaftliche Biertrinker, Kartenspieler und Tabakraucher. Sie sind für ein Streben nach Höherem zu alt, zu abgestumpft oder von jeher zu talentlos. Das übrige Fünftel besteht, wenn es gut geht, aus jungen Anfängern. Auch fehlt es einer solchen Compagnie selten an mehren unterdrückten Genies. Nach der Ansicht dieser Leute ist es pures Malheur und reiner Zufall, daß sie nicht lauter Devrients geworden sind!

D. P.

Schwiegermutter und Schwiegersohn.

Novelle nach dem Englischen.

II.

Der Mann.

»Man hat geklingelt!« rief Angelika, plötzlich aus ihrem Hinstarren erwachend.

„Ach nein!“ entgegnete Madame Duru und trat an das Fenster. »Doch ja! du hast Recht!«

„Ist er's?“ rief die junge Frau lebhaft, und stürzte zur Thüre.

Diese ging auf, und — Carl trat herein, Angelika warf sich seufzend auf einen Stuhl.

Aber ehe Carl noch seine Tante begrüßen konnte, wurde er von ihrer üblen Laune auf das Schlimmste empfangen.

„Was willst du? Was suchst du? Brauchst du etwa Geld?“

»Für den Augenblick noch nicht, liebe Tante. Ich wollte nur sehen, ob Heinrich schon nach Hause gekommen sey.“

»Wie weiß't du, daß er das Haus verlassen hat?“

»Ein schönes Geheimniß! Die ganze Stadt weiß es!“

„Und wo — wo ist mein Gatte?«

„Ach, wie Sie blaß sind, liebe Cousine. Beruhigen Sie sich, die Gefahr ist vorüber.“

„Welche Gefahr?“

»Wie? Sie wissen nicht, daß er sich diesen Morgen geschlagen?“

„Geschlagen? Mit wem?“ frug Madame Duru.

„Er ist doch nicht verwundet?“ rief die ängstlich besorgte Gattin.

»Mit Campa,“ entgegnete Carl, indem er pflichtgemäß zuerst der Tante antwortete; dann wandte er sich zur Cousine und fuhr fort: „Glücklicherweise hat der arme Junge nichts als eine ganz leichte Verletzung — das heißt, ich spreche von Campa.“

„Und ist dir auch die Veranlassung zu diesem Duelle bekannt?“ frug ihn Madame Duru.

„Ich kenne sie, und sehe nicht ein, warum ich ein Geheimniß daraus machen sollte. Heinrich wollte seinen Gegner einer persönlichen Beleidigung wegen züchtigen, und zugleich gewissen Verleumdungen ein Ende machen, deren Gegenstand meine liebe Cousine war. Campa gab zu verstehen, oder duldete wenigstens die Vermuthung, daß er von Ihnen geliebt werde. Heinrich hat dieß erfahren und die erste Gelegenheit benützt, um sich Genugthuung zu verschaffen.«

Als Carl sich entfernt hatte, und die beiden Frauen wieder allein waren, ergriff Madame Duru die Hand ihrer Tochter, um sie aus dem tiefen Nachsinnen zu ziehen, in das sie wieder gesunken war.

„Angelika! sprich ein wenig mit mir? Ich liebe es nicht, dich so niedergeschlagen zu sehen.«

„Ach Mutter! Was haben wir gethan!«

»Ja, wohl! Aber wer hätte auch gedacht, daß Heinrich unter dem Äußern eines Lammes ein solches Löwenherz verbirgt! Ich hätte ihn einer solchen Aufwallung nie fähig gehalten.“

„Sich zu schlagen!“

„Es ist gräßlich. Seine Frau in Gefahr bringen, Witwe zu werden! Die Männer sind lauter Egoisten, sie denken nur sich.«

„Welcher Unterschied zwischen seiner Handlungsweise und der meinen. Während ich ihm ungehorsamte, während ich meine Pflicht gegen ihn vergaß, ging er hin, und setzte sein Leben aufs Spiel, um meinen Ruf zu schützen. Ach Mutter! ich bin stolz auf meinen Gatten!“

„Kind, ich erstaune. Noch nie hab' ich dich in diesem Tone von ihm sprechen gehört.“

„Ach, Mama! ich habe seit gestern viel gelitten und überlegt; meine Denkungsweise hat sich geändert.“

Die Hausglocke ertönte auf's Neue. Angelika stürzte an's Fenster.

»Er ist es! O Gott! Ich danke dir!“

„Verlasse mich, Kind; ich muß allein mit ihm sprechen. Wir

sind uns gegenseitig Erklärungen schuldig, wobei deine Gegenwart überflüssig ist. Tritt in mein Zimmer, ich werde dich zu seiner Zeit rufen.“

»Ich gehorche, Mama, indem ich Sie zugleich ersuche, ihm von mir nichts zu sagen. Ich will nicht, daß er gewisse Dinge von Ihnen höre, die er nur von mir hören soll.“

»Du willst nicht?“ rief Madame Duru, so überrascht als beleidigt von dieser ungewohnten Sprache.

»Nein! Es soll künftig zwischen ihm und mir keine Scheidewand mehr seyn!“

Madame Duru hatte nicht Zeit zu einer Entgegnung; die Worte Angelika's, und ihr fester sicherer Ton machten sie erbleichen. Sie glaubte zu sehen, daß die Authorität, die sie bisher ausgeübt, plötzlich ein Ende genommen, und sie fühlte, daß sie sich künftig mit dem zweiten Platze in dem Herzen ihrer Tochter begnügen müsse. Bei dem Anblick ihres Schwiegersohns jedoch ließ sie diesen betrübenden Gedanken fallen, und nahm ihre gewöhnliche Härte wieder an. Sie wies mit der Hand nach einem Stuhle, und erwiederte mit vieler Kälte seinen höflichen Gruß.

»Sie kommen von — einem Duelle?“

„Ja, Madame! — weil Sie es schon wissen.“

„Es ist also wahr! Sie haben weder an mich gedacht, noch an meine Tochter!“

„Es gibt traurige Nothwendigkeiten, denen man sich unterwerfen muß.“

»Hören Sie, Heinrich! Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Versprechen Sie mir in Zukunft eine bessere Aufführung, und ich will vergeben und vergessen.“

»Ich erwartete nichts Anderes von Ihrem guten Herzen,“ antwortete Heinrich, nicht ohne Ironie, „und es wird mir zum besonderen Troste gereichen, wenn ich Sie mit der Überzeugung verlassen kann, daß Sie keinen Groll gegen mich hegen.“

»Was sprechen Sie da von Verlassen?“

»Es ist ein Entschluß, der mich viele Mühe gekostet.“

„Und den Sie aufgeben werden.“

„Niemals! Niemals! Es gilt hier mehr als mein Leben, es gilt meine Ehre!“

„Aber Ihre Frau?“

„Seien Sie ganz ruhig. Ich beabsichtige nicht, Angelika aus Ihren Armen zu reißen. Den Beispielen und Rathschlägen Anderer Gehör gebend, habe ich eingewilligt, durch meine Gattin und durch Sie — da Sie in mir das Ideal eines Schwiegersohnes zu finden glaubten, reich zu werden; aber ich bin nicht so sehr Egoist, um ihr meine Mittelmäßigkeit aufzuzwingen.“

„Heinrich, es ist nicht möglich! Sie können mein Kind nicht verlassen, unglücklich machen wollen!“

»Unglücklich? — Die Mutter ist ihr mehr, als der Mann!“

„Angelika liebt Sie!“

„Weniger als ihre Mutter, und beim Himmel! — sie hat so Unrecht nicht!“

„Ich glaube, nein!“ rief Madame Duru schmerzvoll, und wie Dolche durchfuhr es ihr Herz, als sie diesen Zweifel aussprach.

„Hat sie gestern gezaudert, als sie zwischen Mutter und Gatte wählen mußte?“

„Aber Sie, Heinrich, — lieben Sie denn Angelika nicht?“

„Himmel, ob ich sie liebe! Ich will Ihnen mein Herz eröffnen; Sie sollen dann urtheilen, wer von uns Dreien am unglücklichsten ist. Als Sie mir Angelika's Hand reichten, hatte ich gegen ihr Äußeres, ihren Charakter und ihre Erziehung nichts einzuwenden, ich glaubte jedoch nur eine Vernunftheirath zu schließen, und gestehe zu meiner Beschämung, klage mich dessen an, daß ihr Vermögen den größten Einfluß auf jenen Schritt hatte. Heute, wo ich ihr Gatte bin, nach einem vollen Jahre des Zusammenlebens, und ungeachtet ich weiß, daß Ihr Herz zwischen Ihnen und mir getheilt ist, liebe ich sie, nicht wie der Mann die tugendhafte Frau, sondern — ich würde es Niemand gestehen als Ihnen, ich bin verliebt in meine Frau!“

»Warum also sie fliehen wollen?“

„Es ist ein fester Entschluß. Ich bin es Ihnen vielleicht schuldig, meine Gründe anzugeben, werden Sie aber den Muth haben, mich zu hören?“

»Sprechen Sie. Ich bin begierig zu erfahren, welch' sonderbare Ideen Sie ausgehegt haben.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Concert

des Orchester-Personals vom k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Hinweg mit aller Virtuosität, welche in eitler Selbstsucht ihre schalen, mit Eisenbahnschnelle vom Nord- bis zum Südpol laufenden Passagen zum Idol der Menge aufstellt; ein Leben heuchelt, indessen sie doch nichts als todte Figuren, gleich einer Drahtpuppe, in Bewegung setzt, und höchstens nur Trümmer eines geistigen Elementes zusammenrafft, um nicht für ganz sinnlos gehalten zu werden. O Virtuosenthum! wie schön bist du dagegen, wenn du als das, was du eigentlich nur bist, nämlich als Mittel zum Zwecke, erscheinst, und deine Knie vor dem hohen Geiste eines großen Tonwerkes beugst!

Das Orchester des k. k. Hofoperntheaters, das durch eine lange Zeit als das erste in Wien, und als eines der allervorzüglichsten in der musikalischen Welt überhaupt berühmt war, wollte durch seine Production den alten Ruhm wieder erneuern. Sehr viele Glieder dieses Körpers sind als Virtuosen bekannt, doch das macht die Vortrefflichkeit eines Orchesters noch nicht aus. Nur wenn jedes einzelne Mitglied seine Künstlerschaft zum Gelingen des Ganzen in hoher Begeisterung für den aufzuführenden Gegenstand beiträgt, so daß die Gesammtwirkung wie die Leistung eines einzigen großen Virtuosen erscheint: dann hat ein Orchester seine höchste Aufgabe gelöst.

Das haben wir auch wirklich bei dem vorgestern Statt gehabten Concerte dieses Orchester-Personals wahrgenommen, und wir gestehen, daß uns ein Vergnügen bereitet ward, wie wir es seit Jahren in dem Grade nicht empfunden haben. Durchaus großartige, schöne Tonstücke, die uns sonst nie in einem so vollen Glanze der Darstellung vorgeführt werden, nämlich: die A-dur-Symphonie, dann eine dritte Ouverture zu Leonore, und die Fest-Ouverture von Beethoven. Die Präcision, mit welcher diese Tonstücke ausgeführt wurden, läßt sich nur hören, nie durch die Feder veranschaulichen, das war ein Guß, ein Hauch, ein Geist, eine Kraft. Aber auch der gezollte Beifall war ein unerhörter. Wären der Pieçen nicht so viele gewesen, ich glaube, das Publicum hätte sich jede wiederholen lassen. Einen bedeutenden Theil dieser Auszeichnung erhielt auch Hr. Capellmeister Nicolai, dessen Verdienstlichkeit um das Gelingen durch Hervorruf anerkannt wurde.

Nebst den angeführten Pieçen hatten Mad. Hasselt-Barth, Dlle. Luzer, Hr. Wild und Staudigl durch den Vortrag von Arien und

Duetten, aus Opern von Mozart und Cherubini das Interesse dieses Concertes glanzvoll gehoben, dem Meister Mayseder durch die Ausführung eines Violin-Solo bei der Mozart'schen Arie einen noch höheren Reiz verlieh. Die Romanesca von Servais konnte ob der Einfachheit ihrer Haltung in dem Kreise der erwähnten Tonstücke keine allgemein durchgreifende Wirkung erzielen, wie dieses in einem kleineren Locale der Fall war. Der ausgezeichnete Künstler wurde dessenungeachtet durch mehrmaligen Hervorruf geehrt, und wiederholte seine Piece.

Der dicht gefüllte große Redoutensaal lieferte den Beweis, daß unser Publicum von regem Sinne für jede große und gelungene Leistung beseelt ist, und dem wahren Verdienste jederzeit gerne seine Anerkennung zollt.

Künstlerischer Wegweiser.

Für den herrlichen Kaisersaal in Frankfurt a. M., welchen so viele Meisterwerke deutscher Malerkunst zieren, ist in neuester Zeit abermals ein Beitrag geliefert worden, welcher sowohl durch die hohe Meisterschaft der technischen Behandlung, als auch durch die gediegene, historisch richtige Auffassung des erhabenen Gegenstandes der vollen Anerkennung jedes Kunstkenners und Verehrers würdig ist; wir meinen das Portrait Kaiser Conrad III. aus dem Hause der Hohenstaufen, gemalt von Dr. Ferdinand Fellner aus Frankfurt. Conrad ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er im vollen Ornate vom Throne steigt, des Reiches Sturmfahne und sein gutes Schwert erhebend, um im Jahre 1150 den Kreuzzug nach dem gelobten Lande zu unternehmen. Sowohl die Hauptfigur, als alle dieselbe umgebenden Attribute und Nebengestalten tragen das lebendige Gepräge ihrer Zeit und stellen sogleich den sachkundigen Beschauer auf den richtigen Standpunct der Beurtheilung; dabei zeichnet sich dieses Gemälde durch acht künstlerische Vollendung dermaßen aus, daß man in Hrn. Fellner mit Vergnügen einen großen Maler heranreifen sieht.

Nachahmungswürdig.

In dankbarer Anerkennung des eigenen, in einem Piaristen-Collegium zu Mähren erhaltenen Schulunterrichtes, und in der Überzeugung, wie wünschenswerth es sey, daß der wißbegierigen Jugend in Provinzialstädten durch Anlegung ausgewählter Büchersammlungen die Gelegenheit geboten werde, ihren Geist auf nützliche Weise zu beschäftigen, hat sich ein hiesiger, als Mensch und Beamter sehr geachteter Freund der Jugendbildung bestimmt gefunden, seine höchst werthvolle Büchersammlung von Eintausend dreihundert und vierundsiebenzig Bänden, bestehend aus historischen Werken, Menegraphien, Lebensbeschreibungen, politischen Schriften, deutschen Classikern und Dichtern, dann aus deutschen Übersetzungen römischer und griechischer Classiker, geographischen und statistischen Werken, Reisebeschreibungen ꝛc., der Hausbibliothek der Piaristen-Collegien für die böhmisch-mährischen Provinzen zum Gebrauche für Lehrer und Schüler zu übergeben. Indem wir diese echt menschenfreundliche Handlung hiemit zur öffentlichen Kenntniß bringen, wollen wir nur noch den Wunsch aussprechen, daß dieser edle Mann und kräftige Förderer der Bildung noch lange erhalten werden möge, damit er sich an dem Danke aller jener wißbegierigen Jünglinge, denen er die Pforten des höheren Wissens erschloß, erlaben möge.

Theatralisches.

Eine neue Oper: Amalia von Biscardi, von der Composition des Maestro Capocci, erhielt zu Rom im Theatro Valle vielen Beifall, und wie der Berichterstatter versichert, so verdient diese Oper auch wegen der Lebhaftigkeit und Originalität der Motive, wie auch wegen der gediegenen Instrumentation alles Lob.

In Mailand hat ein neues Ballet von Galzerani unter den Titel: Issivile, oder Weiberrache zu Lemnos, trotz der herrlichen Ausstattung an Costumes, Maschinerien und Decorationen nicht gefallen und zwar, wie die Mailänder Mode bemerkt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Idee: bewaffnete Frauen erscheinen zu lassen, nicht zeitgemäß ist. Hier war es anders!!

In Triest wurde ein neues Ballet: Katharina Howard, welches einem Drama des Alexander Dumas nachgebildet ist, mit stürmischem Beifalle aufgenommen und füllt täglich die Casse des Impresario.

In Gotha wurde im Laufe des Monats März Goethe's Faust zur Darstellung gebracht, und es gelang, das sonst solcher Kunstgenüsse nicht sehr gewohnte Publicum zum lebhaftesten Beifalle hinzureißen. Hr. Hintze gab den Mephisto ausgezeichnet, und wurde von Hrn. Kawaczinski als Faust kräftigst unterstützt, die Palme des Abends gebührte aber der lieblichen Dlle. Mügge als Greichen.

Scribe's: Gesprengte Fesseln wurden am 5. März in Lemberg zum Vortheile der Schauspielerin Mad. Bergmann mit außerordentlichem Erfolge dargestellt.

Auf dem königlichen Theater zu Berlin wurde in neuester Zeit eine komische Oper in 1 Act, unter dem Titel: Marquis und Diebe, Text von L. Schneider, Musik von W. Taubert, aufgeführt, und fand ziemlich viel Anklang im Publicum.

Herr M. Marr, hat am 10. März seine Darstellungen aus dem Gebiete der scheinbaren Zauberei auf der Pesther Bühne begonnen und außerordentlichen Beifall geerntet.

Omnibus.

(Tod durch eine Wette.) In St. André in Frankreich war ein Kreis junger Männer und Mädchen versammelt, von denen die ersteren, trunken vom Genusse des Weines, die unbesonnene Wette eingingen, wer von ihnen eine größere Quantität Branntwein vertragen könne. Aufgeregt durch die vorhergegangene Lustbarkeit, wollte auch ein Mädchen, Namens Reine Fallard, nicht hinter den Männern zurückbleiben, und wettete, sie wolle drei große Gläser Branntwein in Einem Zuge leeren. Die Gesellschaft war toll genug, sie beim Wort zu nehmen, die Unglückliche stürzte drei Gläser hinunter und sank alsbald todt in die Arme der Nebenstehenden.

(Ein wahnsinniger Todter.) Ein norddeutsches Journal berichtet, daß der vor vielen Jahren verstorbene Thierbändiger und Menageriebesitzer Van Acken wahnsinnig geworden, und in das Irrenhaus nach Löwen gebracht worden sey. Seine fixe Idee soll darin bestehen, daß er glaube, er vermöge seinen Kopf nicht aus dem Rachen des Löwen herauszuziehen.

(Die Witwe Montgolfier's), des Erfinders des Luftballons, soll, nach einem anderen Zeitblatte, noch jetzt am Leben seyn, und das hohe Alter von 107 Jahren erreicht haben.

(Fortschritte der Cultur.) Bereits in Smyrna und Konstantinopel sind die wohlthätigen Klöster des heil. Lazarus und der barmherzigen Schwestern zur Pflege der Kranken mit dem besten Erfolge eingeführt worden; nun wird auch in kürzester Frist Alexandrien dieser ehrwürdigen Anstalten sich erfreuen, indem auf Verwendung französischer Philantropen einige Filial-Missionen dahin gesendet wurden. Zugleich errichtet man in letztgenannter Stadt ein öffentliches Gebäude zum Behufe des Unterrichts und der Bildung von jungen Leuten beiderlei Geschlechts.

(Das schönste Mädchen auf der Erde) soll jetzt in Liverpool in England leben. Es ist die Tochter eines Segeltuchfabrikanten und heißt: Betty Nottingham. Der „Sun" berichtet, daß durch diese Schönheit das Irrenhaus in London 341 neue Zukömmlinge erhalten habe.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute 30. März: Der Sohn der Wildniß. — Donnerstag den 31.: Die Fesseln. — Freitag den 1. April: Der Sohn der Wildniß. — Sonnabend den 2.: Die Fesseln. — Sonntag den 3.: König Lear.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 40 u. 41.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 2. und Montag den 4. April 1842.

Das schlimmste Wort.

Kennst du den grimmsten Folterknecht,
Der an dir übt sein grausam Recht,
Kennst du das Gift das ewig wühlt
Und das kein ird'scher Balsam kühlt?
Den Dolch, der stündlich hundertmal
Bereitet dir des Todes Qual,
Die Kette, die dich hält in Haft
Bis dir versiegt die letzte Kraft,
Die Gluth, die durch dein Inn'res brennt,
Und nie, ach nie ein Ende kennt,
Den Frost, der jede Blüthe würgt
Die dir nur eine Frucht verbürgt,
Das Grab, das ewig dir verschließt
Was je dir theuer war und ist,
Die Nacht, die nie ein Morgenlicht
Mit seinem milden Strahl durchbricht,
Kennst Du den größten tiefsten Schmerz
Dem je erlag ein Menschenherz?
Dieß Alles nennt ein Wörtchen blos,
Das schlichte Wörtchen: — „Hoffnungslos."

Joh. Nep. Vogl.

Zwei Landpartien.

(Aus dem Leben.)

Als Schüler der polytechnischen Lehranstalt in Wien, in einem Alter von zwanzig Jahren, war ich bald in einem heitern Kreis lebensfroher Freunde eingeführt, ich hatte das Glück eine gewählte Gesellschaft junger Künstler, Kaufleute, Dichter und sonstige in achtungswerthen Stellungen befindliche Personen kennen zu lernen, was bey einem Fremden um so schwerer ist, als er nicht leicht die Orte aufzusuchen versteht, an welchen er sicher seyn kann, die seinen Befähigungen angemessenen Sympathien zu treffen. — Ich achte es für ein großes Glück, daß ich bald nach meiner Ankunft in der Residenz einen jungen sehr gebildeten Freund gewann, mit den mich der Zufall an einer Wirthstafel „beym goldenen Stern" bekannt gemacht hatte. — Dir, mein theurer Carl, sei dieses Erinnerungsbild geweiht; sollte der Zufall diese Blätter am Saume des adriatischen Meeres in deine Hände bringen, wie er mich einst in deine Freundesarme führte, so empfange den Bruderkuß, und denke dabei unserer frohverlebten Jünglingszeit in Wien. — Ach Carl, es waren unsere schönen Tage in Aranjuez!

Ein Freund im gleichen Alter, von gleicher Denkweise, und was die Hauptsache ist, von gleichen Revenuen, ist ein schätzenswerther Fund; wir waren bald ein Herz und ein Sinn, bezogen ein gemeinschaftliches freundliches Quartier auf den Mehlmarkte, und führten so ein recht behagliches Junggesellen-Leben. — Ein Bierhaus, in diesem ein separates Zimmer, versammelte allabendlich nach den Theatern einen frohen Kreis junger Leute aus allen Ständen, eine lebendige und gebildete Conversation von der rosigsten Laune durchwürzt, vertrieb ein paar heitere Stunden, und beym Scheiden aus diesem frohen Kreise freute sich jeder auf den anderen Abend. — In kurzer Zeit wurden die Räume zu eng, den viele junge Leute drängten sich zu den Abendzirkeln im „Blumenstöckel;" das lustige Commerziren der anständigen und gebildeten Jugend übt immer eine besondere Anziehungskraft. Unter den jungen Leuten befanden sich auch zwei junge Juristen, der eine, Ludwig, erhielt nach zweijähriger Erspectanz eine kleine Anstellung als Justiziär in einer sechs Meilen von der Residenz entfernten Herrschaft. Einige Zeit später erhielt auch der zweite Jurist das Syndikat einer eben so weit entfernten, aber weit kleineren Herrschaft; August hieß dieser. — Die erste Anstellung, so klein sie auch ist, übt die größte Freude auf die jungen Gemüther, es ist gleichsam das Diplom zur Selbstständigkeit, der Mann wird sich seiner Würde bewußt, es ist die erste Frucht seines Fleißes, der Krieger kann von Stufe zur Stufe steigen, die höchste Würde erreichen, nichts gleicht dem Gefühle das er empfand, als das erste goldne Portd'Epée seinen Degen zierte. — Unsere Freunde dünkten sich in der Freude ihres Herzens den ersten Ministern an die Seite gestellt, entwarfen vielleicht schon neue Gesetze, und sahen die Brust mit Orden geziert. — Wer von den freundlichen Lesern, was Standes er immer seyn mag, erinnert sich nicht mit freudiger Seele seiner ersten Anstellung? es ist die Selbstständigkeit, die ihn belebt, wenn aus dem Lehrburschen ein Geselle, aus dem Praktikanten ein wirklich Angestellter, aus dem Cadeten ein Officier wird. — So ging es auch unsern jungen Freunden in Wien; welche Pläne wurden gemacht und mitgetheilt, und consultirt, es ist wirklich zum lachen, wenn man sieht, wie diese jungen Weltbürger ihre kleinen Erfahrungen mit der wichtigsten Miene von der Welt austauschen, Einer strebt den Anderen an Klugheit zu übertreffen. Das Komische an der Sache sind gewisse Rathschläge bei der allenfälligen Wahl einer Gattin (denn geheirathet muß es seyn, wenn man eine Anstellung erlangt hat, und wenn auch die kleine Bezahlung kaum hinreicht die allernothwendigsten Bedürfnisse des einzeln Angestellten zu decken); der Eine meint: „sieh nicht auf's Geld, nur auf eine gute Erziehung." — „Auf Schönheit kommt es gar nicht an," sagt ein Anderer, „wenn sie nur treu und brav ist." Wieder ein Anderer meint: „die Aussteuer sey die Hauptsache, du bist nun angestellt, kannst dein Auge so hoch als du willst er-

heben, in zehn Jahren, wenn du Glück haſt, kannſt du Hofrath ſeyn.“ — Und ſo geht es fort, ein jeder will es beſſer verſtehen, die guten Menſchen, oder beſſer, die roſige Jugend, noch bewegt keine Leidenſchaft die unſchuldige Bruſt. — Wie ganz anders, anders geſtaltet ſich alles?!

Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wirken, und ſchaffen
Erliſten, erraffen.

Ja wohl erliſten, erraffen! — Doch ſchon genug, mein Bild ſoll ja nicht ernſt werden. Komm gute Laune ſetze dich auf mein Tintenfaß. Unſere jungen Angeſtellten nehmen dankbar die Rathſchläge ihrer jungen Freunde hin, nur ſchade daß alle Conſulten ein wenig zu ſpät kamen, denn Ludwig hatte bereits eine recht liebenswürdige Flamme, eine allerliebſte ſchlanke Blondine. — Auguſt hatte trotz ſeiner koſtbaren Zeit, die er zu ſeiner Subſiſtenz auf Muſikſtunden brauchte, dennoch ſo viele Minuten zu erübrigen gewußt, um einer allerliebſten kleinen Schullehrerstochter mit ſchwarzen Augen und Haaren ſein Herz für immer zu ſchenken. So waren denn beide Studenten mit einer ſo gefährlichen Waare längſt verſehen, über deren Ächtheit und Unverfälſchheit wir ihnen erſt unſere untrügliche Anſicht mitzutheilen befliſſen waren. So geht es nun oft in der Welt, en fin unſere jungen Beamten bezogen in ein paar Wochen mit ihren jungen Frauen ihre angewieſenen Wirkungsſphären und — lebten glücklich.

Die heiterſten Tage für uns und unſere Freunde waren die, wenn ein oder der Andere auf ein paar Tage nach Wien kam, um entweder für's Haus, oder für ſein Geſchäft Nothwendiges zu beſorgen. — Wie wurden die lieben Freunde in unſerem Kreiſe mit Liebe und Freundſchaft überſchüttet, ein jeder war bemüht, dem fremden Freunde aus der Provinz nach Kräften den kurzen Aufenthalt in Wien ſo angenehm als möglich zu machen. — Der eine brachte ein Logenbillet, der andere eine werthvolle Spende, natürlich auf die zarteſte Art, der Andere wußte wo das wohlfeilſte Tuch, die wohlfeilſte Leinwand ꝛc. ꝛc. zu bekommen ſey. Wieder ein Anderer hatte die Bücher, die der Freund zu kaufen geſonnen war, bereits geleſen, und machte ſich ein Vergnügen daraus ſie dem Freunde zu überlaſſen, um nun den jungen Angeſtellten ſparen zu helfen, denn die Revenuen unſerer Freunde waren klein, und die Vaterfreuden koſten Geld, und das hatten einige von uns im Überfluſſe. Kurz die Freunde hatten bei ihren Beſuchen in Wien für Nichts zu ſorgen, in dieſem Alter iſt man glücklich, ſeinen Freunden jedes Opfer zu bringen. — Natürlich mußten ſo viele Beweiſe von Bruderliebe bei unſern Freunden ein gewiſſes Dankgefühl erwecken, und ſo hieß es dann oft: „Brüder, ihr müßt mich einmal auf dem Lande beſuchen, da ſollt ihr euch köſtlich unterhalten.“ — Wir lachten dazu und verſprachen Beide, natürlich jeder einzeln, der nächſten Sommer zu beſuchen. — Das war ein Gaudium, alle freuten ſich auf dieſe Landparthien. — Mein im Eingange erwähnter Freund Carl war Kaufmann, im Comptoir eines der erſten Handlungshäuſer in Wien placirt, war es ihm anheimgeſtellt die Zeit zum erſten Ausflug zu beſtimmen. — Die Pfingſtfeiertage waren für die erſte Landparthie feſtgeſetzt, jedoch im weiſen Rath beſchloſſen, gar keine Erwartungen einer zuvorkommenden freundlichen Aufnahme zu hegen, „denn Ludwig hat ein Weib,“ beſchloß Carl ſeinen Rath, und ſo wurde ausgemacht, die Aufnahme möge wie immer ausfallen, unſere Freuden ſollen nicht getrübt werden, und wenn man ſich mit zwanzig Jahren vornimmt luſtig zu ſeyn, ſo iſt man ſo ziemlich gewiß, nicht leicht in dieſem Vorſatze geſtört zu werden.

Am Morgen des erſten Pfingſtfeiertages waren acht Freunde vereint, um in einem kleinen Dorfe, ſechs Meilen von Wien entfernt, ein wenig Aufſehen zu erregen, und den braven Bewohnern eines ſtillen Strich Landes ein Bischen mehr Leben zu verleihen. — Der ſchönſte Morgen begrüßte uns außer den Linien Wiens in einer jener weltbekannten großen Jantſchkiſchen Wurſt, ein luſtiger Kutſcher lenkte vier ganz paſſable Braunen, die ſtolz auf die Ehre, acht der luſtigſten Geſellen von Wien zu ziehen, ihren reducirten Füßen etwas mehr Leben als gewöhnlich verliehen, brachten uns ſchon in fünf Stunden an den Ort unſerer Beſtimmung. — Ich muß hier bemerken, daß unſeren Freunden auf dem Lande der Tag unſerer Dahinkunft nicht beſtimmt wurde, das geſchah aus guten Gründen, weil wir nicht wollten, daß unſere Freunde Vorkehrungen treffen, die Ihnen viel Geld gekoſtet und uns wenig Vergnügen verſchafft hätten. Eine freundliche Aufnahme, und ein Gerichtchen „Gerngeſehen“ war alles, auf was wir Anſpruch machen wollten. Unſer Kutſcher lenkte in das wirklich geräumige Wirthshaus des Ortes, wir ließen unſere Mäntel und ſonſtige Utenſilien, worunter eine recht artige Collection Sylleri und Muet suprem Qualitée ſich befanden, in ein Zimmer ſchaffen, reinigten uns von Staub und begaben uns dann auf den Weg ins Amthaus, wo unſer junger Angeſtellter ſeinen Thron aufgeſchlagen hatte. — Mein Freund Carl ſagte mir unterwegs, daß er die Küche des Gaſthauſes inſpicirt habe, und gewiß ſey, falls unſere Expedition nicht nach Wunſch ausfiele, dort alles zu finden, was zu einer improviſirten ländlichen Fete gefordert werden dürfte. Die Wohnung Doctor Juris utriusque war eben nicht einladend, eine ſchmuzige Magd fegte eine ziemlich große Küche, auf dem Herde ſieht es aber aus, als ob hier Schmalhans Küchenmeiſter wäre, denn, da es bereits zehn Uhr vorüber war, ſo hätten wir doch erwartet die Melodie eines Bratenwenders, wenn auch nur mit dem Solitär eines Hußnes zu erblicken, dagegen hörten wir die recht klare, aber etwas kreiſchende Stimme eines Kindes, das uns ſo ziemlich die einzige Thüre, die zur Wohnung unſeres Angeſtellten führen müſſe, leicht errathen ließ. — Gebt mir den Pinſel eines Hogarth, um euch nun das Bild, welches ſich unſeren Augen vorſtellte, zu malen. Das Zimmer, in welches wir traten, war ziemlich geräumig, aber ſchlecht und karg möblirt. Vor einem großen Fenſter mit runden Glasſcheiben, die in Blei gefaßt waren, ſtand ein großer grau angeſtrichener Kanzleitiſch, auf welchem Acten, Bücher und Folianten wild durcheinander lagen, vor dieſem ein alter Rohrſtuhl, wahrſcheinlich das Archiv und die Kanzlei, die Freuden und Leiden der Gemeinde. — Mitten im Zimmer ſaß unſer Consul et Judex auf den bloßen Dielen, wo auch ſein Stammhalter, ein Schreihals von ein und ein halb Jahr, herumrutſchte, und eben bemüht war, einen Wuſt von zerbrochenen Spielſachen, Schlüſſeln, Karten, und anderes Gerumpel nach allen vier Wänden zu ſtreuen, beide waren in wirklich recht anſpruchloſem Negligee, ein paar alte Comoden, die ſtatt mit Thüren, mit abgeſchabenen grünen Vorhängen verſehen waren, ein

paar Betten, die noch in dem Stande waren, wie sie des Morgens verlassen wurden, eine Wiege, ein Dutzend Strohsessel, ein großer weicher Tisch mit grüner Wachsleinwand überzogen, eine Wanduhr mit Gewichtern bildeten die ganze Einrichtung unseres Angestellten, daß hier kein übertriebener Luxus herrsche, war klar, nichtsdestominder war die Freude unseres Ludwigs, als er uns eintreten sah, eine gewiß herzliche, unverstellte, Thränen rannen dem braven Burschen über die Wangen, es waren unverkennbar Freudenthränen.

„Wo ist deine Gattin Ludwig," rief Carl, »stelle ihr doch deine Freunde aus der Residenz vor, du brauchst dich unser nicht zu schämen, wir sind bloß gekommen, um dich auf deiner ländlichen Villa zu besuchen."

„Wie freue ich mich darüber meine lieben, lieben Freunde, meine Frau ist in der Kirche, ich erwarte sie jeden Augenblick, ah da kommt sie schon." — In der That hörten wir bereits eine laute Stimme in der Küche, die sich bei der Magd erkundigte, wer denn auf Besuch da sey, ob es vielleicht der gestrenge Herr Verwalter sey? Unser Freund war nun bemüht, den Schreihals zu beschwichtigen, als eine hagere Blondine, lächerlich geputzt in die Stube trat, in der wir die Gattin unseres Freundes begrüßten. Die Verlegenheit der guten Dame läßt sich wirklich nicht beschreiben, als sie den ziemlich zahlreichen Besuch ihrer Gäste überblickte. Ich weidete mich an der überaus ängstlichen Miene dieser guten Frau, und Ludwig wußte gar nicht was er machen sollte, um uns von seiner wahrhaften Herzlichkeit zu überzeugen; er stammelte Entschuldigungen auf Entschuldigungen, und lud uns ein Platz zu nehmen. Das sauere Gesicht der Ehehälfte contrastirte gewaltig mit der freundlichen Miene ihres Gatten. »Mein Gott," stammelte sie endlich, „wenn wir nur auf einen so zahlreichen Besuch ein Bischen vorbereitet gewesen wären, aber mein Mann der sich um nichts als um seine dummen Bauern bekümmert, lud da seine Wiener Freunde ein, ohne zu wissen was zu solch' einer Bewirthung auf dem Lande gehört."

„Ei Frauchen, meine Freunde nehmen das nicht so genau. Ein Fäßchen gut abgelegenes Bier liegt in unserm Keller, ein paar Laib Schwarzbrot und frische Butter, das wird meinen Freunden trefflich munden, vor diesen Herren brauchen wir uns ja nicht mit unserer Armuth zu geniren, habe ich Recht meine Freunde?"

„Ja du hast Recht mein Freund, denn du warst immer ein guter Jurist," sprach Carl, »aber höre einmal Freund, wir sind nicht gekommen um mit dir Schwarzbrot und Butter zu verzehren, sondern um dich im Kreise deiner Familie zu sehen, das ist nun bereits geschehen, und ich gebe mir die Ehre gnädige Frau, Sie und den Herrn Gemahl unsern Freund, im Namen aller Anwesenden auf ein ländliches Mahl im Wirthshausgarten zur »Gans" einzuladen, in unserer Gesellschaft befinden sich einige Feinschmecker, die nicht zehn Schritte außer den Linien Wiens machen, ohne einen kleinen Vorrath von Gourmandisen mitzunehmen; so lassen Sie uns denn versuchen, ob es uns gelingen wird, Sie auf Ihrem Landsitze anständig zu bewirthen."

»Das hast du gut gemacht Carl," rief ich, »den kleinen Ausfall auf uns Leckermäuler, können wir schon verschlingen, komm' mein dicker Aurel, laß' uns Sorge tragen für einen guten Tisch. Ihr mögt euch derweil umsehen in dieser paradiesischen Flur, vor zwei Uhr laßt euch nicht blicken, dann aber sollt ihr die Tafel bereit finden." Ich und Aurel gingen der »Gans" zu, und überließen die Gesellschaft den ländlichen Vergnügungen.

Das Facit war, daß wir sechs Meilen von Wien für theures Geld ein Mittagsbrot verzehrt haben, während wir eine Landparthie unternahmen, und auf eine herzliche Bewirthung gefaßt waren.

„Mir soll noch einmal so ein Dorfteufel mit seiner Einladung kommen," rief Aurel seine Havanna schmauchend. »Ich war zu Wittmann geladen, die frischesten schwarzen Trüffeln, die gestern aus Ungarn kamen, wie sie mich angelacht haben, die niedlichen Dingerchen, nein, muß da zähes Geflügel kauen, um euch nur gefällig zu seyn."

„Und doch mein lieber Aurel, erwartet dich eine zweite Einladung, für die ich in deinem Namen bereits zugesagt habe," fiel Carl ein; »den nächsten Frohnleichnam fährst du in derselben Wurst mit uns zu August, denn das Wort von Männern wie wir sind, muß eingelöst werden."

„Du wirst mir doch erlauben, daß ich früher einen Küchenwagen in unser ländliches Paradies expedire, damit unseren armen Zähnen der Frohndienst erspart wird?"

„Das mache wie du willst, es bleibt dabei, alle die wir hier beisammen sind, fahren nächsten Frohnleichnam zu unserm Freunde August."

„Es sey!" riefen alle, und die gute Laune war bald hergestellt, bei so frohen Gesellen ist die Verdauung bald vorüber. „Armer Ludwig wie beneide ich dich um dein häusliches Glück!" scherzte Aurel, als wir im »Blumenstöckel" unsere Landparthie besprachen.

(Schluß folgt.)

Schwiegermutter und Schwiegersohn.

Novelle nach dem Englischen.

(Schluß.)

»Gestern empfing ich in diesem Hause," sprach Heinrich, »eine Beleidigung, welche mich trotz der erlangten Genugthuung zeitlebens kränken wird, da ich mir innerlich bekennen muß, das ich sie verdient habe. Man hat mir vorgeworfen, und mit Recht, daß ich mich von meiner Frau ernähren lasse. Was ein Elender so kühn war, mir in das Gesicht zu sagen, darin fände ich die Meinung eines jeden Mannes von Ehre. Man verachtet mich! — und man hat Recht! Sehen Sie, wie die Schamröthe mir das Gesicht bedeckt! Sehen Sie? Ja, ich bekenne es: ich glaubte, es sey genug, einem reichen Mädchen gefallen und ihr meinen Namen gegeben zu haben, um ihr Vermögen, und Ansehen empfangen, um ungestraft ein glänzendes, unthätiges Leben führen zu dürfen. Ich vergaß, daß alle Jene, welche auf eine so schmachvolle Weise mit ihrer Persönlichkeit speculiren, welche gegen die Satzungen der menschlichen Gesellschaft rebelliren, und müßig gehen, während Andere arbeiten — Unheil und nichts als Unheil ernten, ich sehe keinen andern Ausweg, als den Mißverhältnissen, die zwischen uns —"

»Was sprachen Sie da von Mißverhältnissen! Nichts in der Welt ist natürlicher, als daß eine Mutter mit ihren Kindern zusammenlebt und eine Authorität übt, welche —"

„Ich bin kein Kind, Madame. Die Sonne meines Lebens ist am Mittag. Ich bin Mann, ich bin Gatte. Aber ich genieße weder dessen Ansehen, noch dessen Rechte, denn ich habe seine Pflichten nicht erfüllt. Alles empfing ich aus den Händen meines Weibes, die mir Alles verdanken sollte. Ich gehorche, wo ich befehlen,

ch frage wo ich Rath geben sollte. Mein Weib hat von mir nichts als den Namen; sie ist dem Geist und dem Herzen nach Ihre Tochter geblieben. Sie sind ihre Stütze; zu Ihnen würde sie im Falle der Noth ihre Zuflucht nehmen. Ich bin für sie Etwas Inconsistentes, Unerklärbares: viel weniger als ihr Gatte, ein wenig mehr als ihr Geliebter. Welchen Platz mag ich in ihrer Achtung einnehmen!"

»Mein Herr, was Sie da sprechen, sind lauter schöne Dinge — aber wo wollen Sie hingehen? Was wollen Sie eigentlich anfangen?"

„Ich will mir mein Brot verdienen. Ich habe bisher von Ihren und den Wohlthaten meines Vaters gelebt. Das soll in Zukunft anders werden. Mein Vater wird alt, bedarf der Ruhe. Ich will mich seinem Geschäfte widmen, ihm in seiner Fabrik an die Hand gehen; ach! hätte ich es vor zehn Jahren schon gethan!"

„Heinrich," sagte Madame Duru mit großer Anstrengung, »ich bitte Sie, mir und meiner Tochter zu Liebe, uns nicht zu verlassen!"

„Ich reise in zwei Stunden," entgegnete er kalt.

Die Thüre des anstoßenden Gemaches öffnete sich, Angelika, welche das Gespräch mit angehört hatte, stürzte heraus und warf sich in die Arme ihres Gatten.

»Du gehst nicht allein! Ich bin dein Weib, ich habe das Recht und die Pflicht, dir überallhin zu folgen!"

„Ich kann ein so großes Opfer nicht annehmen!" rief Heinrich mit freudiger Überraschung. „Du würdest es bald bereuen!"

„Niemals! Niemals! Ich liebte dich, nun du wieder Mann geworden bist, lieb' ich dich mehr noch. Nur bei dir bin ich glücklich. Heinrich! Verstoße dein Weib nicht!"

Heinrich war tief bewegt. Er hatte seine Angelika bis jetzt nicht gekannt.

„Ich habe unrecht an dir gehandelt — gib' mir Gelegenheit, wieder gutzumachen! Gestern habe ich schwer an dir gesündiget; aber ich bereue, Heinrich, und ich bitte dich um deine Verzeihung. Nie, nie werde ich mehr einen andern Willen haben als den deinen. Ich schwöre es dir! Nur verzeihe, und gib mir die Versicherung, daß uns nichts mehr auf der Welt trennen kann!"

„Nichts! Nichts!" rief Heinrich, und schloß sie gerührt an sein Herz. „Aber wird dich das Leben nicht langweilen, das dir in Zukunft an meiner Seite bevorsteht? Du wirst arbeiten müssen — eine Wirthschaft zu besorgen, die Pflichten einer Hausfrau zu erfüllen haben. Wird dir das nie lästig werden?"

„Ich werde thun, was meine Pflicht ist!" rief Angelika mit Stolz.

„Louviers ist ein kleines, stilles Städtchen —"

„In deiner Gesellschaft bin ich dort — es wird mir gefallen!"

„So komm' und folge mir — wir reisen!"

„Wie! Undankbare! Ihr wollt mich verlassen!" schrie Madame Duru, und die Gatten blickten, gleich zwei ertappten Verbrechern, zu Boden. „Du, die ich erzogen habe wie die Tochter eines Prinzen, die ich behandelt habe wie meine Freundin, nicht wie mein Kind — du willst mich verlassen? mich? deine Mutter? Und du, undankbarer Betteljunge, dem ich Reichthum, dem ich mein schönes Mädchen gab — regt sich in dir kein Laut des Vorwurfes? — Doch ja, ihr habt Recht! Geht mir aus den Augen, denn euer Anblick ist mir verhaßt!"

Denselben Abend noch verließen die Gatten das Haus der Madame Duru. Angelika schrieb oft an ihre Mutter, ohne eine Antwort zu erhalten. Der Zeit gelang es endlich, ihren Groll zu mindern und als sie vollends die Nachricht erhielt, daß sie in Bälde Großmutter werden würde, so begab sie sich nach Louviers zu der Taufeier des kleinen Enkels. Seit jener Zeit bestand zwischen Madame Duru und ihren Kindern ein Verhältniß, das immerhin ein freundschaftliches genannt werden konnte. Heinrich wurde bald der Schöpfer eines kleinen Wohlstandes, der Tod seiner Schwiegermutter machte ihn zum reichsten Fabrikherrn der Umgegend. Innere Zufriedenheit, jenes allein wahre Glück, welches er vergebens in einem glänzenden, weichlichen Nichtsthun gesucht hatte, fand er nur in einem thätigen, nutzreichen Leben!

Ein Mittagsmahl bei Beethoven.

Ich war, erzählte ein Freund dieses Fürsten der Tonsetzkunst, nicht wenig erstaunt, als eines Morgens die alte Haushälterin Beethoven's kam, und mir unter Thränen erzählte, daß sie so eben von ihrem Herrn abgedankt worden sey.

Als ich nach der Ursache dieser schnellen Entlassung forschte, wußte sie nichts Anderes anzugeben, als daß ihn seine Hypochondrie seit einigen Tagen ungewöhnlich beherrsche. Er habe sich, wie er es in solchen Momenten zu halten pflegte, eingeriegelt, habe wenig genossen und sei dabei viel auf- und abgegangen. Heute Früh endlich sey er herausgetreten und habe ihr den Lohn mit der trockenen Bemerkung aufgezählt, „daß er künftig sein Hauswesen selbst zu besorgen gedenke."

Wie ich meinen Beethoven kannte, so gab es gegen eine so bündige Weisung, wenigstens vor der Hand, kein Einschreiten; denn jede Vorstellung würde ihn nur in seinem Vorsatze bestärkt haben. Ich vertröstete daher die gute Alte mit der Zukunft, beschloß aber, das Einsiedlerleben meines Freundes möglichst zu beobachten.

Schon der nächste Morgen vertraute mir eine Skizze aus demselben. Der menschenscheue und griesgrame Compositeur geht trotz seiner Taubheit auf den Markt, besucht die Etablissements der Bäcker und Fleischer, wandert von einer Höckerin zur anderen; cokettirt mit ihren Vorräthen, prüft die Waaren mit vermeintem Kennerblicke, frägt und feilscht, geht und kehrt wieder. Endlich sind alle Geschäfte abgethan, und triumphirend, ein großes Brot unter dem Arme, in der Hand ein Stück Rindfleisch in Notenpapier eingewickelt, die Taschen seines langen braunen Rockes mit Grünzeug bespickt, kehrt er nach Hause.

Sein einziger Freund ist jetzt dort ein Linzer Kochbuch, und aus ihm schöpft er die Methode, seinen Gaumen zu kitzeln. Mit unendlichem Eifer treibt er das neue Studium; Partituren und Clavier müssen weichen, denn Beethoven hat es sich in den Kopf gesetzt, sein eigener Koch zu werden, und Beethoven ist nicht der Mann, den ein halber Erfolg befriedigt.

Als er sich nun zunftfähig hält, wandelt ihn die Lust an, mich nebst einigen anderen Freunden zu einem von ihm selbst zubereiteten Mittagsmahle einzuladen.

Neugierde ließ mich die bestimmte Stunde kaum erwarten. Endlich schlägt sie.

Der gastfreie Hauswirth empfängt uns mit den Insignien

seines neuen Standes. Auf dem Kopfe sitzt eine Schlafhaube, eine weiße Schürze ist um den Leib gegürtet. Er heißt uns, sich zu Tische setzen, dann zieht er sich in sein Küchenrevier zurück, da er in eigener Person serviren will. Nach unendlich langem Warten erscheint er mit dem Suppentopfe in den Händen. Ein stolzes, selbstgefälliges Lächeln malt sich dabei auf seinem Gesichte; jetzt folgt Rindfleisch, Gemüse; sodann Braten, und zum Schlusse gar ein Pudding!

Lieber Leser! du wirst wohl schon von jener berüchtigten Suppe der Spartaner gehört haben, oder weißt vielleicht aus unserer Zeit, wie es die Herren Kosacken bei diesem Gerichte auf Märschen zu halten pflegten. Wäre Beides nicht der Fall, so nimm mit der folgenden kleinen Beschreibung vorlieb.

Beethoven's Suppe war nichts anderes, als eine grauschillernde, geschmacklose Brühe, und das Element, in dem sich einige unförmliche und unerklärbare Substanzen herumtrieben.

Das Rindfleisch besaß den höchsten Grad von Zähheit, und hatte trotz des am Heerde prasselnden Feuers die Farbe seines rohen Zustandes beibehalten.

Den als Gemüse aufgesetzten Kohl hätte man kühn wieder in die Erde graben können, und er würde vielleicht neue Wurzeln geschlagen haben, so wenig Einfluß hatte der Verdünstungsproceß im Cassarole auf ihn ausgeübt. Statt Braten bekamen wir Kohlen. Und endlich, welch' ein Pudding! Wenige Bissen von dieser Masse, und der Tod durch Unverdaulichkeit war gewiß.

Um unsern Debutanten nicht zu kränken, bezwangen wir das Unmöglichscheinende, und würgten Einiges hinab. Aber es war eine Herkulesaufgabe, und doch ein wahres Nichts gegen den Appetit Beethoven's, der sich an dieser Tafel mit Lucull verglich, jede Speise auf das nachdrücklichste pries und mehr als Eine Anspielung auf sein neu entdecktes Talent machte.

Beinahe zwei Stunden dauerte das Diner. Erst auf der Straße durften wir es wagen, unsere Lachlust zu befriedigen.

Zum Glück war Beethoven's Neigung zur Kochkunst nur eine vorübergehende. Hätte er den Einfall gehabt, seine Experimentiven noch weiters fortzusetzen und uns öfter zu Gast zu bitten, so würde er in Kurzem seine Freunde zu Grabe begleitet haben.

So aber verbrauste der Sturm; die alte Haushälterin schaltete wie vor- und ehedem, denn Beethoven war wieder in sein Tonreich zurückgekehrt.

Feuilleton.

Musikalisches Perspectiv.

(Nacht-Concerte in Wien.) Unser gegenwärtiger Wochenraport erstreckt sich über nicht weniger, als vier solche Concerte, welche sämmtlich in der Zeit zwischen 10 und 12 Uhr Nachts, also nicht gar fern von der Geisterstunde, abgehalten wurden, und zwar Montags

Döhler's drittes Concert,

in welchem er mit einer Etude für die linke Hand (mit theilweiser Benützung der rechten), dann mit der Triller-Etude am meisten hervortrat. Die Beethoven'sche A-moll Sonate für Violine und Pianoforte wollte ob der Rapidität im Vortrage nicht recht durchgreifen. Auch scheint es, als ob die Virtuosen durch ihre eigenen Miniatur-Compositionen, welche sie wie überzuckerte Pillen seit längerer Zeit dem Publicum eingegeben, den musikalischen Gaumen etwas überreizt und den Sinn für edlere ausgeführte Clavierstücke selbst etwas herabgestimmt zu haben. Der Vortrag des Violinpartes durch Herrn Jansa war stellenweise gefühlvoll.

Dienstag gab

Sophie Bohrer ihr Abschiedsconcert,

in welchem sie durch ein sehr sinniges und brillantes Concert von Mendelssohn vorzüglich effectuirte, dagegen mit der Liszt'schen Übertragung des Marche funèbre von Beethoven für das Clavier keine besondere Theilnahme erregte. Wo es sich um ein klares Hervorheben und Festhalten einer musikalischen Idee durch den Vortragenden zur Hervorbringung eines Totaleindruckes handelt, da kann die Jugendlichkeit des Geistes einer Bohrer noch keinen Sieg davontragen. Thalberg's Don Juan-Phantasie spielte sie wieder mit allem Aufgebot ihrer schon früher von uns gerühmten technischen Fertigkeit. Dlle. Sophie Bohrer hat sich durch die Gesammtleistung in ihrem Abschiedsconcerte bei dem Wiener Publicum gewiß eine bleibende Erinnerung begründet. Möge sie diese durch ein rüstiges Vorwärtsschreiten zur höchsten Kunststufe stets zu beleben bemüht seyn. Tags darauf, nämlich am Mittwoch, producirte sich

Mad. Bishop und Hr. Bochsa, aus England,

jene als Sängerin, dieser als Harfenspieler. Einige öffentliche Blätter haben von diesem Paare Ungeheures versprochen, und wir haben gefunden, daß sie selbst minder großartigen Anforderungen nicht zu genügen vermochten. Die Sängerin hat ziemlich viel Kunstbildung, aber ein durch den Zahn der Zeit zu gewaltig berührtes Stimmorgan, um ein höheres Interesse zu erregen, so sehr sie auch bemüht war, ihre Vorzüge durch allerlei äußerliche Zuthaten in das hellste Licht zu stellen. Hr. Bochsa ist ein Harfenspieler, der eine tüchtige Kraftäußerung entwickeln kann. Bei uns jedoch, die wir erst unlängst den vortrefflichen Künstler Parish-Alvars gehört, konnte seine Leistung keinen Ernst einer höheren Begeisterung wecken. Vorgestern Donnerstags ließ sich

Dlle. Meerti zum letzten Male

hören. Über ihre umfangreiche, wenn auch nicht sehr starke Stimme, ihre einfache Vortragsweise und über ihre sonstigen technischen Vorzüge haben wir schon bei ihren früheren zwei Concerten ausführlicher gesprochen. Ihr letztes Auftreten bethätigte dieses und sie scheidet von uns als eine sehr gebildete Sängerin, der eine wohlwollende Anerkennung gewiß nirgends fehlen wird. Sämmtliche Nacht-Concerte waren mäßig besucht und diese Theilnahmelosigkeit dürfte sich als das wirksamste Heilmittel gegen alles musikalische Nachtwandeln für die Zukunft herausstellen.

Am 8. d. M. findet zum Vortheile des unter dem Protectorate Ihrer Majestät der reg. Kaiserin stehenden Krankenhauses der Elisabethinerinnen eine große musikalische Akademie im k. k. Theater nächst dem Kärnthnerthore Statt, wobei mehre der ersten einheimischen und fremden Künstler Wiens mitwirken werden.

(Treffende Zurechtweisung.) Wie alles Hervortretende in der Kunst begeifert wird, so hat auch die jüngst im k. k. großen Redoutensaale Statt gehabte musterhafte, vielleicht noch nie gehörte Production mehrer symphonistischer Werke von Beethoven, mit eingeschalteten Arien und Duetten aus Opern von Mozart und Cherubini, durch das Orchesterpersonale des k. k. Hofoperntheaters mehrseitigen Brotneid erregt, so zwar, daß Jemand, von dieser Leidenschaft gestachelt, in einer Gesellschaft über die Zusammenstellung der Tonstücke äußerte, es sey ihm vorgekommen, als wäre er bei einer großen Tafel, wo man zuerst ein gut zubereitetes Rindfleisch mit Sauce, darauf wieder Rindfleisch als Beef-steak, dann wieder ein Beef à la mode, endlich wieder Rindfleisch als Rostbraten u. s. w. aufgetischt hat. „Erlauben Sie," fiel ihm ein Unbefangener, dem diese schmähsüchtige Äußerung unerträglich wurde, in die Rede ein, „da wundert es mich wirklich außerordentlich, daß Sie bei diesem großen Concerte nicht als Schlachtopfer gefallen sind."

Am 11. März wurde zu Frankfurt von Seite des dortigen Cäcilienvereines Mendelssohn-Bartholdy's bekanntes Werk, unter dem Titel: Symphoniecantate aufgeführt, und erntete durch die wunderbare Verschmelzung des ernsten Styles mit dem herrschenden musikalischen Geiste des Jahrhunderts stürmischen Beifall. Unter anderm heißt es in einer

gediegenen Beurtheilung dieſes Werkes: „Sobald nur die Melodie ſchön iſt und graziös, und dieß ſind ſie hier alle, darf ſie ſich hören laſſen, wenn ſie auch nach dem hergebrachten Kirchenſtyle die Kritik nicht beſtünde. Andere Zeiten, andere Leute. Käme der tiefſinnige Sebaſtian Bach heute zur Welt, wahrlich, wir würden auch von ihm andere Töne hören, als die der großen, erhabenen Paſſionsmuſik ꝛc.

Während alle preußiſchen Blätter vor ein paar Wochen voll des Lobes und der Begeiſterung für Liſzt waren, machen ſich jetzt, nachdem er dem entzückten Berlin den Rücken gewendet, einige Stimmen einer ernſten und ſtrengen Kritik geltend, die freilich ganz anders klingen, als der Ausruf jener Panegyriker. So leſen wir unter andern im Geſellſchafter ein Urtheil des bekannten Profeſſors A. Schindler citirt, aus welchem wir nur folgende Stelle ausheben: „Liſzt's Verfahren mit den Werken Beethoven's, Webers und Schubert's iſt der Superlativ aller Verirrungen, und ich kann es nicht anders bezeichnen, als wenn irgend ein Baumeiſter des heutigen Ägyptens oder Arabiens ſich über die Zerſtörung der ägyptiſchen Pyramiden oder anderer großer Baudenkmahle der Vorzeit hermacht, und dann mit den Trümmern ein Gebäude eigener ungezügelter Phantaſie aufſtellt, an welchem keine Spur von Symmetrie zu finden, und Fenſter und Thüren unter einandergeworfen ſind; ein Gebäude, zu dem der Haupteingang durch den Keller, oder durch das Dach führt. Wanderer, wenn es dir beliebt, ſo ſteig' ein, wo du willſt. Und ein ſolch muthwilliger Zertrümmerer aller ſymmetriſchen Formen, folglich auch des inwohnenden Geiſtes, hilft mit bauen an dem ehernen oder ſteinernen Monumente Beethoven's in Bonn!?"

Provinzial-Correſpondenz.

(Oedenburg den 15. März 1842.) Geſtern wurde uns hier durch die Aufführung eines neuen hiſtoriſchen Dramas: „Die Tartaren vor Oedenburg" in vier Aufzügen von A. K. ein in mehrer Hinſicht ſehr intereſſanter Genuß zu Theil. Wenn auch der Verfaſſer ſein Werk: „Die Tartaren vor Oedenburg oder die ſteinerne Braut" romantiſches Drama in vier Aufzügen überſchrieb, und wir vom Hrn. Regiſſeur Kramer über die Stichhältigkeit des hiſtoriſchen Anhängſchildes ſehr karge Auskunft erlangen dürften, ſo ſind wir doch durch die lebendige mit ſo vielen Situationen einnehmende Darſtellung ſelbſt über die hiſtoriſche Wahrheit von keinem Zweifel angefochten, und es thäte uns leid, durch einen trockenen Hiſtoriker kopfſchüttelnd aus einer ſchönen Täuſchung gebracht zu werden.

Die Handlung des Dramas iſt folgende: In einem Ausfalle, den die Ödenburger gegen Cor Chan, Sohn des Batu Chan, machen, wird des des Bürgermeiſters Sohn Heinrich (Hr. Darnaut) gefangengenommen. In dieſer Bedrängniß beſchließt die verſammelte Bürgerſchaft, die Tartaren zum Abzuge vor Ödenburg und zur Herausgabe des gefangenen Heinrich durch ihre zu dieſem Zwecke herauszugebenden Schätze zu vermögen. Zu dem gefahrvollen Gange in das Lager der Tartaren entbietet ſich Guntram, Zeughausmeiſter und Rathsbote (Hr. Ludolph) nicht wohl ſo ſehr aus patriotiſchem Eifer, als vielmehr aus dem Speculationsgrunde, ſich und ſeiner Tochter Clara (Dlle. Arfeld), die der Sohn des Bürgermeiſters insgeheim liebt, dadurch ein Verdienſt, und die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung mit ſeiner Tochter zu erringen. Allein Cor Chan (Hr. Kramer) verſchmäht das Gold, und gelobt, Heinrich nur unter der einzigen Bedingniß freilaſſen zu wollen, wenn ihm dafür das ſchönſte Mädchen Ödenburgs ausgeliefert wird. Clara durch Eliſabeth (Dlle. Graff), die Tochter des Magiſtratsrathes Gröbelmeier (Hr. Renz), in einer ſehr gelungenen Scene davon unterrichtet, beſchließt theils aus Liebe zu Heinrich, der ihr immer den Beinamen des ſchönſten Mädchens Ödenburgs gegeben hat, theils aus hocherlem Eifer für die Wohlfahrt der Stadt, theils endlich um der Liebe des edelſten und tapferſten der Jünglinge Ödenburgs würdig zu ſeyn, ſich für ihn auszuliefern, und geht demnach in das Lager des Cor Chan; Cor Chan, durch die Schönheit des Mädchens hingeriſſen, läßt Heinrich vorführen; die Liebenden ſehen ſich und überlaſſen ſich dem ſchwärmeriſchen Gefühl; über das bald entdeckte Geheimniß der Liebenden muß ſich Heinrich unter der Verſicherung Claras, daß ſie ihm bis in den Tod treu bleiben werde, entfernen; er eilt in die Stadt, rafft, was kampffähig iſt, zuſammen, und ſtürmt gegen die Tartaren. Clara, von der Leidenſchaft des Cor Chan gedrängt, erſticht ſich. Da dringen die Ödenburger ein; Heinrich tödtet in einem Zweikampfe den Cor Chan; er wird Retter der Stadt, und findet Clara, ſeine Geliebte, als Leiche. — Allgemeine Flucht der Tartaren — die Stadt iſt befreit — die Bürger verſammeln ſich auf dem Kampfplatze, und der Bürgermeiſter ſchließt mit einer Rede, in welcher er im prophetiſchen Worte Ödenburgs künftiges Glück und Flor verkündet.

In dem ganz weggelaſſenen Nachſpiele kommt der Leichenzug Claras, — die Einmauerung ihres ſteinernen Bruſtbildes in die Stadtmauer, — die Gelobung des Heinrich, ihr zum ewigen Andenken den Freuden der Ehe auf immer zu entſagen, und eine wirkſame Schlußrede des Bürgermeiſters Hochenberg (Hrn. Röder) vor. Außer dieſem Nachſpiele waren noch mehre Scenen theils abgekürzt, theils ganz weggelaſſen, wodurch das Stück trotz der vier Acte wirklich viel zu kurz ausfiel; — was wir unmöglich glauben können, daß es mit Einwilligung des Verfaſſers zu gewiß nicht unbedeutender Verminderung des Effectes geſchehen ſeyn konnte. Indeß war das Stück doch noch immerhin von gutem Effect und eingreifend, und wurde auch mit wiederholten Beifallsbezeigungen recht gut aufgenommen.

Geſpielt wurde gut; die HH. Ludolph, Darnaut, Krammer, und die Dlle. Arfeld in ihren ſtarken und ſchwierigen und die Dlle. Graff in ihrer kleinen aber gratiös gegebenen Rolle verdienen beſondere Erwähnung. Im Ganzen jedoch dürfte etwas mehr Feuer und Leben zu wünſchen geweſen ſeyn; auch hätte Dlle. Arfeld nicht in ihrer Hausſchürze vor den Cor Chan kommen ſollen, ſondern im Sonntagskleide nach der Angabe des Verfaſſers.

Die Anonymität des Verfaſſers läßt uns vermuthen, daß er ſich bewußt, noch nicht das Höchſte, was in ſeinen Kräften liegt, geleiſtet zu haben; wir hoffen, bald wieder einem gelungenen Producte ſeiner phantaſiereichen und talentvollen Muſe zu begegnen, und empfehlen ihm nur eine etwas ſtrengere Wahl der Worte bei Kraftausdrücken.

Kirchenmuſik.

(Adolph Müller's erſte Meſſe.) Herr Adolph Müller, Capellmeiſter des Theaters an der Wien, hat durch die Compoſition vieler gemüthreicher Lieder ein ſehr ſchönes Talent beurkundet und gezeigt, daß er ein beſſeres Loos verdiente, als ſich mit mächtigen Banden der Verhältniſſe an die Werkſtätte einer Poſſenmuſikcompoſition gekettet zu ſehen. Dieſes hat er durch ſeine am verfloſſenen Oſterſonntage in der Mariahilfer Pfarrkirche aufgeführte ſolenne Meſſe noch deutlicher bewieſen. Bei einer jährlichen Ablieferung von zwei bis drei Dutzend Poſſenpartituren noch ein ſolches Werk ſchreiben, das kann nur derjenige, welcher einen höheren Beruf, eine wahre Liebe zur Kunſt fühlt.

Die Meſſe iſt voll von Melodien, welche bei einzelnen Stellen, wie z. B. im „Et incarnatus est eine ſchöne charakteriſtiſche Bedeutſamkeit erlangen. Das „Benedictus" iſt im edlen Kirchenſtyl gehalten, ſo wie die übrigen Nummern der Meſſe durch eine eingreifende Inſtrumentirung das Gepräge einer erhebenden Feier erlangt haben. Mit Rückſicht auf das Fach, in welchem Hr. Capellmeiſter Müller ſich jahraus und jahrein bewegt, ſtellt ſich ſeine Meſſe als ein ſehr ſchätzenswerthes Werk heraus, und ſein Streben, das in neuerer Zeit ohnehin ſehr verwaiſte Genre der Kirchenmuſik zu bereichern, iſt gewiß alles Lobes würdig.

Literariſches.

Alt- und Neu-Wien. Beiträge zur Beförderung localer Intereſſen für Zeit, Leben, Kunſt und Sitte. Herausgegeben von Heinrich Adami. Viertes Bändchen. 1842.

Die Würdigung und Anerkennung, welche dieſem vaterländiſchen Unternehmen bei Gelegenheit des Erſcheinens der früheren Hefte zu Theil wurde, müſſen wir auch für dieſes vierte Heft vindiciren, denn es enthält in der That manchen gediegenen Beitrag von vielem Intereſſe, und durchaus nichts, über welches wir uns tadelnd ausſprechen müßten. Die Skizze: Das Wiener-Hofburgtheater von Otto Prechtler enthält in einer anſtändigen und gediegenen Form manchen Wink für Dichter

Schauspieler, Publicum und Kritiker, der immer beherzigenswerth ist; und man sieht, daß dieser ganze Aufsatz mit hoher Verehrung für die erste Bühne Deutschlands geschrieben ist. — Die Abhandlung über die Kaiser Ferdinands Nordbahn zeigt von tiefer Einsicht in das Eisenbahnwesen im Allgemeinen, und von gediegenem Erfassen des Vortheiles, der unserm Vaterlande in Zukunft aus diesem großartigen Verbindungsmittel erwachsen dürfte. — Von besonders wohlthuender Wirkung ist die biographisch-kritische Skizze über Nicolaus Lenau von Heinrich Ritter von Levitschnigg. Dieser Aufsatz ist die Krone des vorliegenden Heftes, denn ohne in fade Schmeichelei zu verfallen, enthält er die gediegene Würdigung der Leistungen eines hochgestellten Dichters, und ist in einer höchst edlen, schwungreichen Sprache geschrieben. — Beiträge zu diesem vierten Hefte lieferten auch noch die HH. Emanuel Straube, Emil, Franz Fitzinger und der Herausgeber selbst; jeder der gespendeten Aufsätze ist lobenswerth und zeigt von dem schönen Wollen und Streben seines Verfassers. Druck und Papier aus Mausbergers Officin lassen nichts zu wünschen übrig.

Theatralisches.

Am 11. März fiel auf dem deutschen Theater zu Pesth ein Drama in 5 Acten, der Spion betitelt, und nach Cooper's Roman bearbeitet von Ancelot und Mazéres, mit Erfolg durch.

Die Hundekomödien sind noch nicht von der Bühne verschwunden, denn eben jetzt macht sich zu Paris im Cirque Olympique ein Hund durch seine besondere Geschicklichkeit in einem Stücke: le chien des Pyrénées betitelt, vortheilhaft bemerkbar.

Von einem jungen, noch wenig gekannten Compositeur, einem gewissen Verdi, wurde am 9. März im Theater alla Scala zu Mailand eine neue Oper: Nabucodonosor, gegeben, über deren außerordentliche Schönheiten und musikalischen Vorzüge alle Berichterstatter in den italienischen Zeitungen einstimmig das vollste Lob ergießen. Es wäre zu wünschen, daß endlich einmal wieder die früher so beliebte italienische Musik ein gutes Product liefern möge, damit unser Ohr nicht immer mit dem ewigen Gedudel und Geleier, das man uns für Musik auftischen will, gemartert werde. Auch der Gesang des Ronconi und der Strepponi, so wie Decorationen und Costumes sollen vorzüglich seyn. Wird uns vielleicht dieser Nabuchodonosor in der hiesigen italienischen Saison geboten werden?

In Lemberg wurde Raupach's komisches Sittengemälde in 4 Abtheilungen: „Vor hundert Jahren, oder Fürst, Student und Soldat," zur Darstellung gebracht, konnte aber nicht allgemeinen Beifall erringen.

In Linz ging: Der Demantschmuck, Schauspiel in 3 Aufzügen, nach dem Französischen des Theaulon von S. Mandelzweig bearbeitet, in Scene und wurde beifällig aufgenommen.

In Leipzig wird Donizetti's Oper: Die Tochter des Regiments, die doch, so viel wir uns erinnern, nirgends besonders gefallen hat, stets mit vielem Beifall gegeben.

In Breslau schritten Scribe's: Fesseln zweimal über die Bühne, ließen aber das Publicum ganz kalt, und am zweiten Abende der Darstellung war das Haus leer. Hr. Regisseur Wohlbrück glaubte ein Zugmittel anwenden zu müssen, und kündigte die Fesseln als ein Seitenstück zum Glas Wasser an; doch selbst dieser kleinstädtische Coup half nichts.

In Berlin ist man neuester Zeit zur Erkenntniß gekommen, daß die älteren Opern bei weitem mehr Geist, Tiefe und musikalische Schönheiten enthalten, als die neueren, selbst wenn jene schon von fünfzigjährigem Staub bedeckt sind, und in Folge dieser Einsicht wurden sechs der älteren Opern zur Darstellung vorbereitet, und zwar Arminius von Hasse; Arianne von Händel; Proserpina und Alcest, von Lully; Cajus Marius von Jommelli und die treue Fürstin von Scarlatti.

Die neue Fanchon, oder Muttersegen, ein thränenquetschender Rührbrei aus der weltbekannten Damenfabrik jenseits der Seine wurde in Breslau feierlich zu Grabe getragen.

Das neuerbaute und wahrhaft glänzend ausgestattete Theater in Lemberg wurde am 9. März mit Grillparzer's Meisterwerke: Der Traum ein Leben eröffnet. Jedenfalls zeigt es von einem lobenswerthen Streben der Direction nach dem Bessern in der dramatischen Kunst, da man mit einem solchen anerkannten Kunstwerke diesen neuen Tempel Thaliens einweihte.

Die Pariser haben der neu-romantischen Schule abgesagt und wenden sich dem alten Classicismus zu; ein neuer Beleg hiefür ist die neuerliche Inscenesetzung des Cid vom großen Corneille, in welchem Meisterwerke die angestaunte und vielbewunderte Dlle. Rachel die Rolle der Chimene übernommen hat. Zu dieser Tragödie wurden alle Decorationen und Costumes neu verfertigt, und die Darstellung soll eine sehr gerundete gewesen seyn.

In Genf wurde ein flämisches Drama: Jakob von Artefelde von einem Doctor der Medicin, von Beene, mit Enthusiasmus aufgenommen.

Künstlerischer Wegweiser.

Die Ausgrabungen in Pompeji lieferten in neuester Zeit wieder mehrere interessante Gegenstände; so entdeckte man die Fortunastraße, welche vom Tempel dieser Göttinn schnurgerade zum Thore von Nola führte; im Hause des Labyrinths wurde das schöne Gemälde Paris und Helena und noch mehrere andere für Architektur und die Perspective interessante Gemälde gefunden; nahe bei Torre del Greco fand man einen sehr gut erhaltenen Candelaber von Bronze und eine kleine Marmorstatue; endlich wurden mehrere alte Gefäße zu Tage gefördert, die mit wunderschönen Malereien geschmückt sind, unter denen sich ein Opfer, mehrere Bachantinnen und herrliche Verzierungen ganz besonders auszeichnen. Alle diese Gegenstände wurden auf Staatskosten ins königl. Museum von Neapel gebracht.

Das Beethoven-Denkmahl in Bonn wird ehestens seiner Vollendung entgegenreifen. Diese Zierde der Vaterstadt des berühmten Componisten wird nach dem Entwurfe des bekannten Bildhauers Ernst Hechel, welcher sich bereits nach Bonn begeben hat um mit der Aufstellung des Monumentes zu beginnen ausgeführt werden.

Wie uns die Dresdner Abendzeitung berichtet, verfertigt der Bildhauer Hasenberger in Petersburg eine Büste des verstorbenen Königs von Preußen, nach der lebensgroßen von Rauch, auf galvanoplastische Weise; merkwürdig deßhalb, weil es die erste Arbeit der Art eines runden Körpers von so großem Umfange aus einem Stücke ist.

Gleichwie uns Wienern vor einigen Jahren Gelegenheit geboten wurde, Venedig im verkleinerten Maßstabe zu sehen, und unsere eigene Vaterstadt aus Holz geschnitzt bis in die kleinsten Details herrlich ausgeführt bewundern zu können, ebenso prangt jetzt zu Paris ein Modell der St. Peterskirche zu Rom, welche alle architectonischen Details und Statuen im Verhältnisse von 1 : 100 mit der größten Genauigkeit darstellt. Die Höhe dieses Modells beträgt 4½ Schuh und die Länge 16 Schuh; auch ist ein künstlicher Mechanismus angebracht, mittelst dessen sich das Modell öffnet und man sonach nicht nur den Anblick des Durchschnittes der architectonischen Einzelnheiten erlangt, sondern auch Einsicht in das Innere dieses Prachttempels gewinnt, welches mit eben solcher Genauigkeit wie die Außenseite sich darstellt.

Industrielles.

Wer die Schwierigkeiten zu würdigen weiß, welche das Schleifen und Poliren von Feder- und Rasiermessern darbietet, und wie viele Zeit dabei verloren geht, für den wird der von Goldschmidt in Berlin erfundene und von der technischen Gesellschaft in Paris und London mit dem ersten Preis betheilte Scharfapparat, durch welchen die stumpfesten Federe und Rasiermesser, so wie auch chirurgische Instrumente mittelst weniger Striche den höchsten Grad der Schärfe erlangen, gewiß vom größten Vortheile seyn. Der Eigenthümer und Erfinder, Hr. Goldschmidt wird nächstens Wien besuchen und seinen Apparat hier persönlich verkaufen.

Der Maschinenbau in Belgien beschäftigt 3000 Personen, und dieser Industriezweig, welcher im Jahre 1815 noch gar nicht vorhanden war, hat

in dieser kurzen Zeitfrist eine solche Höhe erreicht, daß die Ausfuhr an Maschinen im J. 1838, 6,136,187 Franken betrug.

Am 18. Februar d. J. wurde die Edinburgh-Glasgower-Eisenbahn feierlich eröffnet; die 46 englische Meilen betragende Entfernung zwischen diesen beiden größten Städten Schottlands wurde, den nothwendigen Aufenthalt mitgerechnet, in dritthalb Stunden zurückgelegt. Die Bahn zieht sich durch höchst interessante romantische Gegenden, das Almondthal ist mit einem herrlichen Viaduct von 45 Bögen überwölbt.

Omnibus.

(Benützung der Eisenbahnen.) Ein neuer Vortheil dieser großartigen Unternehmungen stellte sich wieder heraus. Vor kurzem wurde bei einem Kirchthurmrennen zu Romford die Eisenbahn der Castara Counties auf eine neue Art benützt. Es setzte sich nämlich der Wagenzug mit den Reitern zugleich in Bewegung und hielt stets ziemlich in ihrer Nähe, so daß die Passagiere das Vergnügen genießen konnten, einem Wettrennen, bei dem sonst immer die größte Verwirrung unter den Zuschauern herrschte und Unglücksfälle sich ereigneten, auf die bequemste und sicherste Weise beiwohnen zu können.

(Die Pflanzung der Acacienbäume) auf ausgebreiteten Strecken würde in vielen Beziehungen vom größten Nutzen seyn, denn die Acacie ist ein Baum, der schnell wächst, in jeder Gattung von Boden fortkommt und ohne große Mühe auf jede Art, nämlich aus Pflanzlingen, Stecklingen, Wurzelstücken und Samen gezogen werden kann. Das Holz des Stammes würde als Brennholz unserm Buchenholze an Güte wenig nachstehen, als Werkholz aber die meisten Holzgattungen an Güte und Schönheit weit übertreffen. Endlich sind die Blüthen eine der besten Nährquellen der Bienen und eine ganze Waldung von Akazien müßte in der Blüthenzeit einen herrlichen Anblick gewähren.

(Die Fischer an der nördlichen Küste von Frankreich) fanden seit dem Sturze Napoleon's nur kümmerlich ihr Brot, und stellten sich daher nicht mehr in so großer Menge ein, wie ehemals. Die wenigen, welche zurückgeblieben waren, wünschten sich oft den großen Kaiser zurück. Nun haben sie im Laufe des Jahres 1841 eine reich gesegnete Fischernte gehalten, und behaupten steif und fest, die Ursache ihres gesegneten Fischzuges sey, daß Napoleon wieder nach Frankreich zurückgebracht wurde. Die guten Leute wollen nun an die Stelle ihres bisherigen Schutzpatrons, Napoleon erwählen.

(Sonderbarer Gebrauch am ersten Mittwoche nach Ostern.) Zu Durham in England herrscht an diesem Tage ein sonderbarer Gebrauch. Die Frauen nehmen an diesem Tage ihren Männern die Schuhe und stellen sie nicht früher zurück, als bis sie ein Geschenk dafür erhalten haben. Den folgenden Tag machen es die Männer eben so. Jeder unterwirft sich diesem Gebrauche, bemerkt der „Correspondent für Deutschland," die ausgenommen, welche barfuß gehen.

(Überschwänglichkeit.) In einem neuen Roman von Jean Charles, betitelt: „Die schöne Welt," kommen mehre Tropen und Metaphern vor, von denen wir ihrer Überschwänglichkeit wegen ein Paar den Lesern unsers Blattes mittheilen wollen. Seite 4 sagt Hr. Jean Charles: „Hohe, glänzende Stirne über der Seufzerbrücke der feinen scharfgezogenen Brauen, beschattet von reichen braunen Locken; schwebender Blick aus sanft blauen Augen, der aber bisweilen durchdringend wird und aus dem Trauerweidenschatten des Lides wie ein aufgeschrecktes Wild hervorbricht;" und S. 8.: „Die Lavaströme seines vulkanischen Gemüthes waren bereits Erdreich geworden, das er mit Reben und Oliven und Cypressen bepflanzte. Die Nachtigall der Erinnerung flötete durch die Dämmerung seines Herzens und lullte es in Schlummer."

(Eine Diebin) wurde in den letzten Tagen des Monats Februar zu Berlin durch den bekannten Polizeirath Dunker arretirt, nachdem man sie wegen eines gestohlenen Packetes Cassenanweisungen im Verdachte hatte. Die weiteren polizeilichen Erhebungen ergaben, daß diese Person, welche unter dem Namen einer Marquise Hereford bereits seit 6 Jahren in Berlin lebt, die Tochter eines Försters Mensen aus Hersford in Westphalen sey, und nur dadurch zur Marquise wurde, daß sie in ihrem Reisepaß aus der Bezeichnung: Mensen aus Hersford, bloß Mensen of Hereford machte. Während ihres sechsjährigen Verweilens in Berlin hat sie stets ein anständiges Haus gemacht, und ist nie ohne Geld gewesen, ohne jemals zu borgen; sie hat nur gestohlen.

(Lafontainiana.) Lafontaine gerieth einst in große Verlegenheit wegen einer Stelle, die er in seiner Psyche geschrieben hatte, und die man auf den König (Ludwig XIV) deutete.

Er wandte sich in seiner Angst an des Königs Liebling, den Herzog von St. Aignon. „Sie haben nur Ein Mittel, sich aus dem Handel zu ziehen," sagte der. „Überreichen Sie das Buch schnell dem König, dann sind Sie sicher, daß er es nie liest und daß Niemand es wagt daran zu denken."

Als er auf dem Sterbebette lag, kam P. Pouget, sein Beichtvater, zu ihm. „Ach Euer Hochw.," sagte seine Aufwärterin, „quälen Sie ihn nur nicht sehr. Er ist mehr dumm als böse, das sage ich Ihnen, und Gott hat gewiß nicht das Herz ihn zu verdammen."

Als ihm P. Pouget demnach Vorwürfe über die schlüpfrigen Stellen in seinen Schriften machte, und ihn aufforderte, zur Buße etwas an die Armen zu geben, sagte Lafontaine ganz ehrlich: „Ich habe ja nichts als 100 Exemplare von der neuen Ausgabe meiner Schriften, die mir der Buchhändler versprochen hat. Nehmen Sie diese und verkaufen Sie sie zum Besten der Armen."

(Unter einem Bildnisse Äsops) in einem alten Buche fand ich folgende Verse:

Dieß ist der göttliche doch ungestalte Mann,
In welchem Witz, Verstand und Tugend sich vereinet,
Sieh' nicht das Außenwerk bei deinem Urtheil an;
Der ist oft Kronen werth, der uns verächtlich scheinet.

(Der weise Epictet) wurde gefragt: Warum malet man Venus und Cupido nackt? er antwortete: weil sie Jeden, der ihnen anhängt, plündern und nackend ausziehen.

(Die Einführung der Alençon'schen Spitzen) verdankt Frankreich dem Patriotismus des berühmten Ministers Colbert, welcher im Jahre 1666 Ludwig dem XIV. den Vorschlag machte, einen Industriezweig in Frankreich einzuführen und selbst einen Luxusartikel zu erzeugen, für welchen bisher Millionen nach Venedig und Holland wanderten. Auf des Königs Befehl ließ man mehre Arbeiterinnen aus Venedig und Flandern kommen, wies ihnen einen bedeutenden Gehalt aus der Staatscasse an, richtete ein Kloster in der Normandie für die Fremdlinge ein, und ein neuer wichtiger Industriezweig war gewonnen, und gab vielen Leuten anständigen Erwerb und Unterhalt.

(Das Leben eines Müßiggängers), sagt Seneca, vergeht wie ein Traum, weil sein Müßiggang ein Schlaf ist.

(Gelehrtenhaß.) Der Philolog Ernesti war ein so großer Verehrer des Cicero, daß er einen ganz achtbaren Schriftsteller bis an sein Lebensende mit wahnsinniger Wuth verfolgte, weil derselbe einmal: „Consul Cicero," mit „Bürgermeister Cicero," übersetzt hatte. Ernesti sagte oft: „Wie kann man einen Menschen noch achten, der sich unter dem römischen Adler einen holländischen Bürgermeister vorstellt."

(Seydelmann), der bekannte k. preußische Hofschauspieler, gibt so eben, gleich unserm Hrn. v. Holtei, drei Vorlesungen ausgezeichneter dramatischer Producte, deren Ertrag er für die Berliner Armen bestimmte. Vor der Hand weiß man nur, daß er Moliere's Tartuffe, und Lessing's: Minna von Barnhelm, lesen wird, welches dramatische Gedicht aber das dritte im Bunde sein werde, ist bisher noch nicht bekannt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 42.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 6. April 1842.

Laurette Junot.

(Eine Skizze.)

Ein Menschenleben, ach es ist so wenig,
Ein Menschenschicksal aber ist so viel! —
F. Grillparzer.

Es war an einem trüben Nachmittage, wo Wind und Regen gegenseitig um den Vorrang stritten, als sich in einem abgesonderten Cabinete eines der Hospitäler von Paris eine Kranke vom Lager erhob, und die Stellung einer Horchenden annahm. In demselben Augenblicke ward die Stubenthüre geöffnet, und, von einer Wärterin geleitet, sah man eine ältere weibliche Person von klugen, freundlichen Zügen, welche ihrem Äußeren nach für eine wohlhabende Pächtersfrau der Provinz gelten konnte, den kleinen Zimmerraum betreten.

Als jetzt die Besuchende dem Krankenbette näher kam, verschwand aus ihrem Geberdenspiele jener Ausdruck von Selbstbehaglichkeit, welcher gewöhnlich der Aushängschild eines wenigstens von den drückendsten Sorgen entlasteten Lebens ist; ihr Tritt wurde unsicher und schwankend, und während die Lippen eine Art ehrfurchtsvollen Gruß stammelten, hing das Auge mit schmerzlicher Besorgniß an dem farblosen Antlitze jener Schwerleidenden.

Diese hatte sich inzwischen mit einer Lebhaftigkeit emporgerafft, welche zu der Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes im schneidenden Contraste stand; denn nach dem Ausspruche der Jünger Äsculaps war die Schlußscene jenes Dramas, in welchem jedem Sterblichen eine Rolle zugedacht, nicht mehr zu ferne.

Dieß, so wie die Erinnerung, daß einstens der Erfindungsgeist der Pariser sich mit der Prunkschöpfung des Schlummerzeltes derjenigen beschäftigt, die hier so ärmlich gebettet war; — daß dieses gramgefurchte und entstellte Antlitz damals dem Frühroth der Rose geglichen, die, ihr Knospenhaupt entfaltend, zum ersten Mal die Sonne grüßt; daß dieses stiere und umschleierte Auge einmal nur Anmuth und Güte gelächelt; — daß endlich für jenes dunkle Haar, welches nun einen fleischlosen Nacken umfließt, das köstlichste Gestein der Demantengruben Brasiliens heraufbeschworen ward, um ein Weib zu schmücken, das, entsprossen dem Blute der Comnenen *), mit der Hand eines Marschalls der französischen Kaiserzeit den Lorber mancher Siege desselben getheilt; — daß Jene, so einst der Abgott der Modernen von Paris gewesen, nun die Gefährtin des Elends, — verlassen, dem Tode nahe sei; — erfüllte die treue Brust der einstigen Dienerin dieser verstoßenen Favoritin Fortunens mit tiefer Wehmuth, und vergebens kämpfte sie gegen den Ausbruch ihres ungeheuchelten Schmerzes.

Da sagte die Kranke mit schwacher, aber gütiger Stimme:

„Was weinst du, Susanne? Das solltest du nimmer, wenn deine Thränen mir gelten, und du mich liebst. Ist denn der Tod nicht der einzige, beste Freund des Elends? Komm, setze dich zu mir. Ich habe dir Einiges zu sagen, und ich fühle es, daß wir keine Zeit zu verlieren haben."

(Schluß folgt.)

*) Die Gemalin des Financiers Fromon, ihre Mutter, war eine Griechin, und stammte aus dem Geschlechte der Comnenen. Aus Corsica gebürtig, stand sie dort mit der Familie Bonaparte in höchst freundschaftlichen Verhältnissen.

Zwei Landpartien.

(Aus dem Leben.)

(Schluß.)

Wieder saßen wir an einem herrlichen Morgen kreuzfidel auf der großen Janschkischen Wurst, dieses Mal hatte unser Gourman Aurel einen tüchtigen Korb kalte Küche von Wittmann hintaufgebunden.

„Dießmal geht es in's Marchfeld, Freund Aurel," sprach Carl; „da gibt es mürbe Gänse, deine Zähne werden keine große Strapazen auszustehen haben." — „Sorgt euch nicht, ich habe schon vorgebeugt," erwiderte der lebenslustige Aurel, „ich hoffe, ihr sollt mit mir zufrieden seyn, und wenn nicht einmal ein Herd in dem Hundenest, wo man uns mit Gewalt hinführt, anzutreffen wäre." Wir mußten lachen. — Wieder kehrten wir im Wirthshause, dießmal beim „schwarzen Bären" ein. Das freundliche Gesicht von Aurel, als er die Magd mit einem ganzen Korb der saftigsten Spargel erblickte, läßt sich kaum beschreiben. — „Wo Spargel und Notabene so schöne Spargel wachsen, da muß es vortreffliche Menschen geben!" rief Aurel entzückt aus. — „Ja Euer Gnaden," erwiderte die Magd, „aber im Amthaus da gibt es noch schönere." — „Teufel," meint Aurel, „stichelt die Naive?" — „Das wollen wir gleich sehen," scherzte Carl, „allons avante kommt Freunde ins Amthaus!"

Das Gebäude war klein, aber sehr niedlich, rings um das Haus war ein kleiner Blumengarten von grünen Stacketen umfaßt, wir traten in die Flur, eine allerliebste kleine Frau empfing uns mit der heitersten Miene von der Welt; als uns Carl ihr vorgestellt hatte, klatschte sie in die kleinen niedlichen Hände und rief freudig: „Ach das ist schön, das ist herrlich, meine Herren, mein August wird eine Freude haben, spazieren Sie herein, ach diese Freude! O, ich bitte nur ganz ungenirt, Sie sind bei uns zu Hause; ach Therese, Therese, wo steckst du denn?" Eine zweite Personage von eben solcher Anmuth und Freundlichkeit kam zum Vorschein, es war die Schwester der Frau, die uns vorgestellt wurde. — „The-

Digitized by Google

Therese, das sind die Freunde meines Mannes aus der Residenz, komm' lass uns Anstalten treffen, um die lieben Freunde würdig zu bewirthen. — Geschwind Therese servir, ein ländliches Frühstück, Sie sollen zufriedengestellt werden; aber so legen Sie doch ab, Sie dürfen ja nicht mehr aus dem Hause, bis mein Mann kommt, er ist heute beim Pfarrer geladen, aber er wird gleich hier seyn; denn wenn er erfährt, daß seine lieben Freunde hier sind, da würde ihn selbst der Papst nicht halten können." — Im Nu war der Tisch in der überaus reinlichen Stube mit Butter, Milch, Käse und Brot gedeckt. — »Des Mittags speisen wir in unserem Augarten, so nennt ihn mein lieber August scherzweise," und so gings fort, ohne daß es uns gelingen konnte, Entschuldigungen oder Einwendungen zu machen. — Carl und Aurel griffen beherzt zu, und wir folgten ihrem Beispiel. — „Hol mich der Teufel, gnädige Frau," platzte Aurel heraus, »wenn wir auf ein so freundliches Willkommen, auf eine so herzliche Aufnahme gefaßt waren."

„Ei," erwiderte die Kleine, „Sie wollen uns Dorfbewohner ein Bischen durchlassen, denn die Wiener," hier verneigte sich die Hausfrau, „ich habe Ihnen in meiner und meiner Schwester Person ein Duodezformat dieser Auflage vorzustellen; denn die Wiener, sag' ich, machen sich über Alles gerne lustig, aber das schadet nicht, sind Sie doch die herzlichsten Freunde meines Mannes, und der ist gerade von gleichem Stoffe, wer wird der heiteren Laune gram seyn, ein Schelm der mehr thut als er kann." — Bei diesen Worten trat August zur Thüre herein, mit einer freudigen Miene, bei Gott, er hätte der Freude als Modell sitzen können, er sprang und herzte uns alle nach der Reihe ab, wie wenn er uns seit Jahren nicht gesehen hätte. Mittlerweile schlich die Frau davon, und hatte unsere Wurst sammt Kutscher und Pferde, nebst allen Mundvorrathsschätzen vom Wirthshaus kommen lassen; als wir unsere Karavane in der Flur erblickten, waren wir nicht wenig erstaunt. — „Ja das hilft nichts, Ihr müßt euch auf Gnade und Ungnade meinen kleinen zwei Hauscommandanten ergeben," sprach August, „die haben sich schon ein ganzes Jahr auf euern Besuch gefreut."

„Glücklicher Freund!" rief ich. — „Ja Freunde, das bin ich wirklich; als wir dieses Amt bezogen, da gab es freilich kleine Bissen, aber die Bewohner hatten mich und meine Frau bald liebgewonnen. Überfluß genirt uns freilich jetzt auch nicht, aber wir haben, was wir brauchen und sind zufrieden. Darum meine lieben Freunde macht es euch bequem, nehmt vorlieb mit dem was wir euch recht herzlich bieten, meine Kleinen werden sich schon zusammennehmen, hungrig sollt ihr nicht von mir gehen." — »Höre August, du bist ein herrlicher Bursche geworden," rief Carl, „du sollst leben!" — »Freilich," rief die kleine Frau, indem sie zwei Krüge auf den Tisch setzte, »wenn wir nur erst Wein hätten, na meine Herren, hier ist reiner ächter Bisamberger, ich denke der wird vorläufig zum leben lassen geeignet seyn!" — »Göttliche Frau," rief Aurel, »Sie sollen zuerst leben!" — »Danke schön, aber die Göttliche muß in die Küche gehen, denn nach den Mundvorräthen, die die Herren da mit sich führen, zu urtheilen, müssen wir uns schon ein Bischen zusammen nehmen, um unsere Dorfküche zu Ehren zu bringen, ich erlaube Ihnen meine Herren Ihren Vorrath von Truthühnern, Pasteten und Cotteletchen zu verzehren, wenn Ihnen mein Mittagsbrot nicht mundet, sonst müssen Sie ihn schon wieder nach Hause führen. — Mein Freund August führe deine Gäste spazieren, zeige Ihnen unsern Prater, Schönbrunn, Brigittenau, und was sie sonst noch wünschen, um zwei Uhr wird das frugale Mahl bereitet seyn, dann bringe sie recht hungrig zu uns; guten Morgen." Und fort war die Kleine. — August führte uns in den einfachen, mitunter reizenden Anlagen, nächst dem Dorfe herum, wir hatten die heiterste Laune von der Welt, und August war froh wie kein König ist.

Wie verschieden war diese Landpartie gegen unseren ersten Ausflug; beide angestellte Freunde hatten fast das gleiche Einkommen, Ludwig war in gewisser Hinsicht besser noch placirt als August, allein dieser hatte eine vortreffliche Gattin, die nicht nur die Wirthschaft zusammenhielt, sondern auch für alles Andere Rath wußte, solch' ein Weib ist ein Juwel, eine solche Mitgift ist unschätzbar. — Was soll ich Ihnen geehrte Leser noch von den Freuden dieses froh verlebten Tages erzählen? — Das ländliche Mahl, von rosiger Freude durchwürzt, könnte Vatel mit all' seinem Ehrgeiz nicht halb so gut credenzen. Dieses Mal wurde es Mitternacht als wir bei dem ehrwürdigen Dome St. Stephan, noch aufgeregt von Freude, vorüberfuhren. — Es war alljährlich ein Fest der reinsten Freuden, wenn wir bei dieser lieben Familie versammelt waren. — Die kleine liebe Hausfrau ist heimgegangen, nachdem sie ihrem einzigen Freunde August ihr Engelsbild in der einzigen Tochter zurückgelassen. — Unser Freund August, das bemooste Haupt, lebt noch in Wien ein sorgenfreies Alter, während die Freunde weite Fernen trennen.

A. Benkert.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 2. April Gutzlow's „Werner." Dlle. Enghaus erschien nach längerer Unterbrechung wieder auf unserer Hofbühne — eine den Kunstfreunden willkommene Erscheinung. Diese Künstlerin besitzt Vorzüge, die in unsern Tagen immer seltener werden; wir rechnen dazu vorzüglich den echten Adel der Repräsentation, die ruhige und gleichmäßige Haltung, welche durch Einzelnheiten die schadhaften Bindungen und Mißverhältnisse des Ganzen zu decken nicht nöthig hat, die echte Künstlernatur, in deren Entwicklung die glänzendsten Momente mit den ruhigsten und mindest markirten in geistiger Verwandtschaft bleiben — weil Darsteller und Gedanke eins geworden sind. Diese Vorzüge belebten und durchperlten auch heute ihre Julie, so daß sicher ein nicht unwichtiger Theil des bühnlichen Erfolges, dessen „Werner" auf unserer Hofbühne sich erfreut, der ausgezeichnet schönen Haltung dieser Rolle verdankt wird.

Neben Dlle. Enghaus glänzte vorzüglich das Talent des Hrn. Löwe, der seiner Rolle ganz jene schwärmerische Tiefe zu verleihen versteht, die der Dichter beabsichtigt.

Hr. La Roche als Assessor Wolf würde nichts zu wünschen übrig lassen, könnte er sich nur überwinden, jenem komischen Aufputz seiner Rolle zu entsagen, mit dem er auch hier die Lacher zu gewinnen sucht.

Die ganze Vorstellung ist eine der glücklichsten unsers Hofburgtheaters.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Erste italienische Oper.

Es war eine Zeit, wo die zwei Worte: Italienische Oper wie ein elektrischer Schlag unser Gemüth durchzuckten, wo sich an diese zwei Worte noch ein Meer von Seligkeiten zu knüpfen schien. Es war damals,

als Rossini's kühn emporragender Genius den großen Sängern seines Vaterlandes eine neue Ära des Bühnengesanges geöffnet hatte, auf welcher alsbald die regste Entwicklung der herrlichsten Naturanlagen sichtbar wurde; die schönsten und edelsten Früchte davon sind sogar andern Nationen und darunter am häufigsten den Bewohnern unserer Residenzstadt als eine besondere Rarität ausgeboten worden, die man auch als einen höchst erquicklichen Luxusartikel selbst ums theure Geld gerne genommen hat.

Diese Blüthenzeit der italienischen Oper hatte mit Recht Aufsehen erregt, und sogar noch ihrer nachkommenden, wenngleich viel schwächeren Generation einen strahlenden Nimbus bewahrt, welchen viele Bewohner unserer gemäßigten Zone, sey es nun aus Vorliebe oder Patriotismus, sogar auf die Jetztzeit noch erstrecken möchten. Doch

Die Sänger sagen immer,
Die Zeiten werden schlimmer;
Die Zeiten bleiben immer,
Die Sänger werden schlimmer.

Was war, — und wie war es damals, was — und wie ist es jetzt? — Ohne mich bei der Kürze des mir zugemessenen Raumes in diesen Blättern in eine nach allen Längen und Breiten auslaufende sehr zeitgemäße Zergliederung und Beantwortung dieser Fragen einzulassen, muß ich nur bemerken, daß hier unter den Sängern nicht nur die dramatischen Darsteller, sondern auch die Componisten verstanden werden, und daß zwischen beiden Theilen seit jener goldenen Zeit ein systematisches Abwärtsschreiten wahrnehmbar wird, wovon uns in der neueren Zeit mit jedem Jahre die klarsten Beweise geliefert werden. Zum Exempel möge auch wieder die erste, am jüngst verflossenen Samstage Statt gehabte italienische Vorstellung der neuen Oper: La Vestale (die Vestalin), Text von Camarano, Musik von Mercadante, angenommen werden. Bei der ungünstigen Aufnahme dieser Oper hatten sich zwei Parteien gebildet, die eine behauptete, die Darstellung sey ungenügend, die andere sagte dasselbe von der Composition. Ich meinerseits muß beiden Parteien Recht geben. Die Operncompositionen von Mercadante sind wohl recht gefällig gesetzt, allein in der Erfindung durchgehends etwas matt, wenngleich die Instrumentirung brillant seyn will, und die massenhafte Behandlung einzelner Situationen durch das Zusammennehmen von etwa sechzig Orchester- und vielleicht eben so vielen Singstimmen erschütternde Knalleffecte zur Folge hat. Von allen seinen uns bis jetzt bekannt gewordenen Opern dürfte die Vestalin bei weitem die schwächste seyn.

Daß Mercadante zu seiner Oper ein Sujet wählte, welches mit einer großartigen Betonung schon bekannt war, darüber wollen wir mit ihm nicht rechten. Hat doch Ricci „Figaros Hochzeit" auf Mozart hinauf componirt, wenn er gleich mit seiner Musik ein wiederholtes Fiasco machte, warum sollte Mercadante Anstand nehmen, eine deutsche Musik von Spontini ins Italienische zu übertragen? Nur das läßt sich nicht entschuldigen, daß er bei Bearbeitung dieses Textes für seine Landleute bei all dem Mangel an Originalität, Tiefe und Charakteristik, den einzigen Vorzug, welchen die wäl'schen Compositionen heutzutage noch haben, nämlich wenigstens einige populär hervortretende Motive, gänzlich außer Acht gelassen hat; und daß gerade diese Oper, welche selbst in Italien nirgends einen Succeß erlebt hat, bei uns zur Fahnenträgerin gewählt wurde.

Zwischen dieser neuen Vestalin und der Spontinischen haben wir übrigens außer der Namensveränderung der Personen keinen andern wesentlichen Unterschied wahrgenommen, als den, daß in der Mercadant'schen Oper die erste Sängerin, nämlich die Vestalin Emilia (Signora Marini), zur Strafe lebendig begraben wurde.

Über die Sänger selbst wollen wir uns nach dieser ersten Production eines entscheidenden Urtheils enthalten, weil es nicht deutlich genug hervortrat, ob mehr die klimatische Versetzung oder der unaufhaltbare Lauf der Zeit der Sicherheit der Intonation und dem Wohlklange der Stimmen, diesen zwei ersten Bedingungen eines Sängers, Abbruch gethan hat; Am meisten ansprechend war Hr. Varesi (Publio) in dem Vortrage einer Arie im 3. Acte, in welcher er Gelegenheit fand, seine ächt italienische Gesangsmethode und eine bedeutende Lebendigkeit des Gefühls geltend zu machen, wenngleich seiner Stimme keine besondere Volubilität und Annehmlichkeit nachgerühmt werden kann. Der anhaltendste Beifall galt dem Erscheinen Donzelli's, welcher sich in dieser Oper nur durch die Verdienstlichkeit, welche er sich im J. J. erworben, eine Geltung verschaffen konnte.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Samstag, den 2. April, zum Vortheile des Hrn. Landner und zum ersten Male: Die Schicksalsstiefeln, Posse in 3 Acten von dem Beneficianten. — O Schicksal, wenn das Schicksal selbst mit so altmodischen, Stiefeln dem Publicum seine Aufwartung machen muß; unseliges Schicksal, wenn man diesen Stiefeln nachweisen kann, daß sie über einen schlechten Leisten geschlagen, daß das Leder dazu noch obendrein von Rübezahl entwendet wurde, der ein schlechter Gärber ist. — Nichts kann jetzt mehr seinem Schicksal entgehen — nicht einmal Stiefeln. Ich glaube, der Verfasser hat dieses Paar Stiefel aus Langenschwarzens verunglücktem Kurierstiefel geschnitten. Wenn ich Hrn. Carl's Spiel lobend heraushebe, so ist über diese Posse genug gesagt. Das Haus war ziemlich besucht. — Freitag, den 1. April, trat Hr. Tomaselli nach Jahren wieder das erste Mal auf, und erntete als Valentin im Verschwender ungewöhnlichen Beifall. Hr. Tomaselli wäre eine gute Acquisition für dieses Theater.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Sonntag den 3. April war im k. k. priv. Theater in der Josephstadt M. G. Saphir's musikalisch-declamatorische Akademie und humoristische Vorlesung, deren halber Ertrag dem unter dem Schutz Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Franz Carl stehenden neuerrichteten Krankenhause im Polizeibezirke Wieden gewidmet wurde.

Motto:

Wenn die Witze meiner heutigen Vorlesung nur zur Hälfte gut sind, möge man bedenken, daß die andere Hälfte ohnehin in's Spital gehört. Saphir.

Der Vordersatz dieses Motto's enthält eine Wahrheit, und auch der Nachsatz, der zugleich Zeugniß für seine Gesinnung abgibt. Warum denn gleich selbst eine Anstalt benutzen, für die man etwas thun will; er hätte ja seine gesunden Witze zu fremder Pflege hinsenden, und die Kranken selber in die Cur nehmen können. Stuwer und Saphir sind sich sehr verwandt; dieser gibt humoristische Vorlesungen, jener Feuerwerke. Saphir läßt seine Witzraketen, seine Gefühlsschwärmer steigen, die Quelle des Humors muß sich in perlenden, schäumenden Cascaden überstürzen, das Licht seines Geistes muß als Sonnenrad im Wirbel sich drehen, das flimmert und funkelt und schimmert und gibt einen seltsamen Schein; aber das Sonnenrad erwärmt nicht, die Funken entzünden nicht die Fackel der Wahrheit, brennen höchstens ein Loch in das Kleid, ohne daß der Leib, ohne daß die Seele davon etwas spürt. — Der Regen ist Stuwer's Mephisto geworden, und wenn die Landleute Regen wünschen, so kommen sie zu ihm, und er gibt ein Feuerwerk; fallen zu viele Thränentropfen, dann geht man zu Saphir, und er gibt, oft unaufgefordert eine Akademie, und die Thränen sind getrocknet. Das hat Saphir vor Stuwer voraus, und das ist ein schöner Vorzug, wenn nur das obenangeführte Motto nicht wäre. Seine Vorlesung enthielt manch' schönen Gedanken, von denen ich ein Paar wegen ihrer treffenden Wahrheit herietze: „Die Recensenten sind wie die Wagenräder, sie drehen sich, wie diese um ihre Achse, um sich selbst, und wenn man sie nicht schmiert, so fangen sie Feuer." So pfeifen sie, hätte ich gesagt, ihr Feuer ist längst verlodert. „Die Recensenten haben keine eigenen Witze, und verschreiben sich deßhalb fremde, z. B. von dem Haus: Lessing, Jean Paul, Hippel." Dieß ist wahr, sehr wahr; nur hat Saphir Abraham a Sancta Clara anzuführen vergessen, ein altes, verschollenes, aber dessenungeachtet reiches Großhandlungshaus, von dem die wenigsten Leute wissen, weßhalb die Recensenten gefundenes Spiel haben. In der Schöpfung des Traumes tauchten schöne Einzelnheiten, aber nicht in künstlerisch-gerundeter Form auf; der Dichter schlägt immer einen Gran Gold in ein großes Stück Rauschgold. Einen schönen Gedanken stürzen und wenden und drehen und auf den Kopf stellen, heißt nicht dichten; — — „wer vergessen, hat nicht geliebt, und wer geliebt, hat nicht vergessen, und wer

nicht vergessen, hat geliebt, und wer nicht geliebt, der hat vergessen.“ Derlei Tiraden sind mißlungene Variationen auf das alte Chamisso'sche Thema:

„Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die Zeit der schweren Noth.“

Der schöne Vortrag Saphir'scher Gedichte von Mad. Rettich ist hinlänglich bekannt. Das Gedicht: Kalenderweisheit und Aprilnarren, von geringer Bedeutung, hat durch den liebenswürdigen Vortrag der Dlle. Neumann außerordentlich gewonnen. Hr. Th. Döhler spielte Motive aus Wilhelm Tell mit ungewöhnlicher Meisterschaft; manchmal jedoch kam es mir vor, als ob das Herz nichts wüßte von dem was die Hand erzählt, die Hand erzählt aber schöne, geistreiche Geschichten. Was ich bei Döhler bloß gerügt, wird aber zum Tadel bei Hrn. Bochsa's Harfenspiel und Mad. Bishop's Gesang: große Bravour, nicht ebenbürtiges Gefühl. Das Beste zuletzt: Souvenir de Spa, Phantasie für das Violoncell, gedichtet von Servais. Ich möchte die Feder in beide Hände nehmen, um genügend über ihn zu schreiben. Er hat meinem Herzen Mährchen erzählt, wundersame Mährchen wie in: Tausend und Einer Nacht. Seine Töne sind feurige Mädchen mit Gluthenaugen, Rosen auf den Wangen, Küssen auf den Lippen und großer Lieb' im Herzen; diese Mädchen haben einen Bund gemacht, um einen trüben, finster grollenden Greis, den Bassa, der auf die Welt zürnt, die ihn betrogen, zur Liebe zu bekehren; wie das neckt und kost, und vor dem Zorn flieht und sich versteckt, dann scheu wieder naht, und ihn mit den weichen Armen umfängt, und auf die Augen ihn küßt, einen Liebesfrühling hineinzuzaubern; und wie der Alte immer mehr nachgibt und seine Hände ihnen frei läßt, wie sie ihn binden, den Dolch ihm rauben, wie der alte Zorn nochmals in ihm erwacht, wie er dann an den Blumenfesseln Behagen findet, und lächelt und weint und ein Kind wird, wie sie ihm sein Wiegenlied singen, das er längst vergessen, wie er einnickt und schlummert und die herrlichsten Träume träumt. Alles das habe ich lebendig vor mir gesehen bei Servais Spiele. Mehre erlauchte Mitglieder des Allerhöchsten Hofes verherrlichten die Akademie mit Ihrer Gegenwart.

Offenes Schreiben der Mathilde Feldern-Rolf

an die Redaction des „österreichischen Morgenblattes,“ über die dritte und letzte improvisatorische Akademie von Caroline Leonhardt-Lyser.

Ich besitze weder die Kenntniße, noch die Gewandtheit der Feder dazu, um mich im Recensionstone über diese Improvisatrice zu äußern, — und wünsche auch durch diese wenigen Zeilen mehr dem schönen Talent meiner Mitschwester eine herzliche innige Huldigung darzubringen, — als kritisch-anatomisch die richtige oder unrichtige Auffaßung und Behandlung des Stoffes oder der Verse zu zergliedern.

Die beiden ersten Male war ich verhindert, die Akademie der Frau Caroline Leonhardt-Lyser zu besuchen; durch das, was ich davon hörte, war meine Neugierde nur noch gespannter, und ich betrat voll Erwartung den Saal. — Ich läugne es nicht, daß ich die Improvisation und Mad. Lyser selbst ganz anders fand, als ich sie mir vorstellte.

In einer sehr launigen Erzählung las ich vor längerer Zeit, daß in einem Dorfe, wo man die Königin erwartete, des Schulzens Tochter mitten in der wohleinstudierten Anrede an die hohe Frau stecken blieb, — weil sie bemerkte, daß die Königin weder Krone noch Scepter trug, — welches Beides sie sich doch als unerläßliche Insignien der königlichen Würde gedacht hatte. — Auch mir blieb mein Endreim, den ich zurufen wollte, in der Kehle stecken, als ich Mad. Leonhardt-Lyser so aller-affectirten Zuthaten eines blue-stocking (Blaustrumpfes) und aller Coketterien eines petit poete's bar erblickte. Auch hatte ich mir — c'est bien ridicule, n'est-ce pas? in einer Improvisatorin eine große starke, vielleicht sogar stämmige Frau vorgestellt, die mit lauter, rauher Stimme, welche eben so gut einem Contreadmiral angehören könnte, die Verse herausstößt, und ich erblickte eine kleine, zierliche Frau, die mit feiner, etwas leiser Stimme die Verse flüstert und ausdrucksvoll spricht.

Ich hatte lange und langweilige Vorbereitungen gefürchtet, und bemerkte mit Vergnügen, daß Mad. Lyser schnell Herrin des Stoffes wird; ich hatte befürchtet, Mad. Lyser werde nach jedem gegebenen Thema ihren Kopf mit coketter Charlatanerie gleichsam in eine Citronenpresse zwängen, daß es dabei dem Zuseher ganz heiß und kalt wird — und ich sah mit Entzücken, daß Mad. Lyser die Sache in ihrer einfachen, bescheidenen, anständigen Weise ganz leicht nimmt. — Dadurch wird dem Publicum gewiß eine Qual erspart.

Das physikalische Experiment mit der Luftpumpe und dem Vögelchen unter der Glasglocke ist gewiß sehr hübsch und interessant, aber wem von den Feingebildeteren thut's nicht um den gequälten gefiederten kleinen Gefangenen leid?

Nur einige Augenblicke gleitet ein tiefer Ernst, ein ausdrucksvolles Nachsinnen über die Züge der Improvisatorin, und dann nimmt sie so ruhig und natürlich an dem Tische Platz, um die Endreime einzusammeln, als säße sie in ihrem Cabinet an dem bequemen Schreibtisch und notire sich einige Reime; ja während des schönen Vortrags des wohlbekannten Liedes von Hackel: „die Botschaft,“ war die Improvisatorin noch vor dem Schluß des Gesanges mit der Zusammenstellung und Ordnung der Reime fertig, und gab halb unbewußt mit dem Köpfchen den Tact zur Musik.

Allerliebst war: „Rose, Lilie und Gedenkemein,“ „in der Heimath,“ und „Poesie;“ in ersterem sprach sich eine zarte Frauenseele, im zweiten eine rührende Wehmuth, im dritten die begeisterte Dichterin aus. Minder gelungen möchte ich das Mährchen nennen: „Woher das in den April schicken kommt?“ das ist allerdings eine verfängliche Frage, nachdem uns darüber weder Gelehrte, noch Geschichte, noch — Lexikons Aufschluß geben. Mad. Leonhardt-Lyser konnte sich daher damit an keine Sage halten, sondern mußte den Stoff bilden, die Form bändigen, und auf eine artige Pointe denken. Etwas gedehnt war die Exposition, doch glücklich die Wendung, und recht schelmisch der Schluß.

Unmöglich kann ich es unterlaßen, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß ich doch glaube, es sey eine stillschweigend übernommene Pflicht jedes Zuhörers, der durch Zurufen der Endreime indirect mitwirken will, sich einer deutlichen Aussprache zu befleißen, und nicht über den Sinn oder die Bedeutung seiner „Geistesseinschiebsel“ die übrigen Zuhörer und die Improvisatorin in Zweifel zu laßen. — Aber noch mehr das Gefühl des Anstandes verletzend ist es, wenn ein junger Mensch, der glaubt, durch ein Dañzen mit übereinander geschlagenen Beinen, und einem Brillenpaar auf dem Gesichtsvorsprung und der lauten und amicalen Aussprechung der Namen von einigen geachteten Redacteurs, den furchtbaren Recensenten zu spielen, und durch ein vorausgeschicktes secundenlanges Kichern und molante Äußerungen den Nahesitzenden anzudeuten, daß er nun einen Witz reißen oder die Improvisatorin in Verlegenheit setzen werde. — Schade, wenn so ein Mensch durch die neue aufeinander Reimung von Lust und Brust, — Herz und Schmerz sich vielleicht unter die Literaten rechnet. — schade, wenn so ein Mensch ein Wiener ist, denn er macht in den Augen eines Fremden unser ehrenvolles Prädicat, den gemüthlichen Wiener, den artigen Wiener, zu Schanden. — Doch eine Schwalbe macht ja keinen Sommer, und die allgemein laut ausgesprochene Zufriedenheit mag die geistreiche Improvisatorin überzeugen, daß das, wenn auch nicht sehr zahlreich versammelte Publicum doch ein theilnehmendes, aufmerksames und gerechtes war.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 43.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 9. April 1842.

Jäger und Wildschütz.

Novellete nach einer wahren Begebenheit.

I.

Es war neun Uhr Abends.

Der Förster Rosenblatt saß an dem eichenen Tische seines Gastzimmers, ihm zur Seite sein geliebtes Weib Martha.

Beide verzehrten munter plaudernd ihr Abendbrot, und erzählten einander, was den Tag über im Forste oder im Dorfe sich ergeben.

„Bedenk' auch den Hans mit einem kräftigen Nachtmahle," sprach endlich Rosenblatt, indem er wie ungeduldig auf die Schwarzwälder Wanduhr blickte, deren Zeiger indeß bis zur zehnten Stunde vorgerückt war.

„Hans hat sich nicht zu beklagen, daß ich ihm das Brot knapp zuschneide," versetzte Martha lächelnd. „Warum mahnst du mich eben heute an meine Pflicht, ihn nicht Hunger leiden zu lassen?"

„Weil er mit mir in den Wald muß, wir werden die ganze Nacht streifen," erwiederte Rosenblatt.

Martha erbleichte, dann umschlang sie ihren Mann, und bat mit rührenden Tönen: „Bleibe zu Hause, die Wildschützen schwärmen in der Nacht durch den Forst. Es sind gar verwegene Menschen, die dich aus ganzer Seele hassen, weil du rastlos auf ihren Fersen bist, und schon manchen von ihnen in's Gericht geliefert hast."

„Eben der Wildschützen willen muß ich in den Forst," lautete Rosenblatt's Bescheid. „Bei Tag, im hellen Licht der Sonne, zeigt sich keiner der frechen Gesellen, aber in der Nacht schlüpfen sie wie Gespenster aus Dick und Dünn hervor, und hausen in meinem Revier, als ob das Wild eben nur ihretwegen da wäre."

„Du weißt, unsere gnädige Herrschaft liebt die Gemsen, denn es sind schöne und gar köstliche Jagdthiere, die immer seltener werden zum Verdruß des Waidmannes."

„Ich hege die Thiere mit größter Sorgfalt; dennoch verschwindet eins nach dem andern, bald in Schlingen gefangen, welche die Wildschützen listig an die Zweige der Bäume hängen, bald frech erlegt mit der Büchse, die sie nicht führen dürfen im grünen Revier. Wenn das so fortgeht, braucht die Herrschaft bald keinen Förster mehr, denn der Wald wird nichts enthalten als Bäume und Gesträuch, da er doch, wie du weißt, bestimmt ist, ein herrlicher Thiergarten zu seyn, in dem das Reh hüpft, die Gemse über Schlucht und Kluft setzt, während der Edelhirsch stolz und freudig am tosenden Wildbach ruht."

Somit stand Rosenblatt auf, rief Hans den Jägerburschen und verständigte ihn von seinem Entschlusse.

Hans vernahm das Wort des Herrn mit Freuden, und lobte es höchlich, ob ihm gleich Frau Martha sichtlich unwillig zuwinkte, seinen Beifall für eine bessere Gelegenheit zu sparen.

Vom neuen drang die besorgte Hausfrau in ihren Mann, ja doch die gefährliche Nachtfahrt aufzugeben.

„Ich schließe kein Auge zu," sprach sie, „wenn du in der kalten feuchten Nacht, die keines Menschen Freund ist, im Forste herumstreichst."

„Ich sehe dich da immer in einer entsetzlichen Lage, wie du auf dem Gebirge, das oft schroff und unzugänglich ist, einen falschen Schritt machst und hinabkollerst in einen Abgrund, wo dir die Sinne vergehen, und das Leben entschwindet in Gram und Verzweiflung. Aber heut' ist meine Herzensangst größer denn sonst; denn heut' ziehst du hinaus, anzubinden mit Menschen, die nichts zu verlieren haben, und daher Alles wagen, ihr ruchloses Treiben ungestört fortzusetzen. Denk an dein armes Weib, das verzweifeln müßte, so dich ein Unglück träfe, und bleibe daheim."

(Fortsetzung folgt.)

Laurette Junot.

(Schluß.)

Als jetzt Susanne gehorchte, und sich am Fuße des Bettes niedergelassen hatte, begann die Leidende:

„Susanne, ich habe gewünscht, dich noch einmal zu sehen, um mir durch deinen Besuch die Zeiten des Glanzes und der Hoheit zurückzurufen, die so spurlos vorübergezogen sind. Auch sollst du und dein ehrlicher Mann Vollzieher meines letzten Willens sein. Ach, gute Susanne, es ist so wenig, worüber ich noch verfügen kann, und doch würde es mir den Tod erschweren, wüßte ich den kleinen Schatz in einer anderen Hand als in der deinigen."

Mit diesen Worten zog sie ein antikes, mit einer silbernen Schließe verziertes Buch hervor, das sie unter dem Kopfkissen verwahrt hatte:

„Nimm dieß Gebetbuch," sprach sie, noch einen frommen Kuß auf dasselbe drückend, „und bewahre es als Andenken an mich, wie ich es von meiner unvergeßlichen Mutter erhielt, welche aus demselben den Trost ihrer letzten Stunde schöpfte. Auch wirst du darin jene Momente aufgezeichnet finden, die ich für die wichtigsten im Leben hielt. Den Tag, an welchem man mich zum ersten Mal zum Abendmahl geführt; den Tag, der mich mit dem Myrthenkranze schmücken hieß; den Tag, an welchem mein unglückli-

cher Gemahl zu Montbard verschied, *) und jenen, wo ein mir unvergeßlicher Herr und Freund auf einem kahlen Felsen seine stolze Seele aushauchte. — Du magst nun als letzte Randbemerkung hinzufügen, daß ich zwar von Allen verlassen, welche die Sonne meines Glücks herbeilockte, hinübergegangen sey, aber getröstet durch den Gedanken, mir doch Ein Herz gezogen zu haben, das meine letzte trübe Stunde theilen mochte, indeß ich einst, berauscht von Lebensgenüssen, diese köstliche Perle so ganz unbeachtet ließ."

„Sagen Sie das nicht, Madame!" rief unter Schluchzen Susanna, „und sind Sie nicht strenger mit sich selbst, als man es gegen Sie gewesen. Haben Sie denn nicht stets mit Liebe und Theilnahme an uns gehangen, deren Anhänglichkeit Sie sich erkauft hatten. Ach, Madame, nie werde ich der Stunde vergessen, wo Sie mir, die damals von einer schweren Krankheit heimgesucht ward, und bereits mit dem Tode rang, den Angstschweiß von der Stirne wischten. Es war spät Abends, Sie selbst mit dem Herrn Marschalle zu einem Feste des Kaisers geladen. Ihr Gemahl hatte Sie eben mit einer Agraffe von kostbaren Steinen beschenkt, und wünschte, daß Sie mit dem Schmucke in den Tuillerien erscheinen sollten. Sie aber riefen unter Thränen: »Alle diese Steine gäbe ich darum, könnte ich damit der Ärmsten das Leben zurückerkaufen!« verließen mich erst dann, als Sie die Ärzte wiederholt beschworen, alle Geheimnisse ihrer wohlthätigen Kunst an mir zu erproben. Ihr edler Wunsch ging in Erfüllung; ich genas, und seit dem, Madame, habe ich Sie stets als meinen Schutzgeist verehrt. Doch ich sollte Ihnen noch mehr verdanken. Sie waren es, die meinen Mann vom Feldzuge losgebeten, ohne welchen ich vielleicht keine glückliche Mutter geworden wäre; Sie waren es, welche uns bei dem Antritte unserer kleinen Pachtung großmüthig unterstützten. Ja sogar auf meine Kinder ward jene himmlische Güte ausgedehnt, und Sie ließen sich herab, die Pathin meiner Laurette zu werden. — Daß Sie doch hätten hören können, wie wir Sie täglich in unser Gebet einschloßen, wie Ihr Bild, mit dem Sie uns beschenkten der höchste Schmuck unserer Hütte geworden; wie meine Kinder jede Gelegenheit so freudig ergriffen, um das Porträt ihrer edlen Wohlthäterin mit Blumen zu kränzen. Ach, Madame, warum mußte das Schicksal gegen das beste Herz also verfahren, warum Sie es verschmähen, die Hütte von Susanne Margott dem Pallaste des Königs gleichzustellen!«

„Susanne, ich wollte die häusliche Ruhe Derer nicht stören, für welche ich im Vergleiche mit vielen Anderen nur wenig gethan hatte. Und doch sind deine Worte Balsam für mein Herz, das Undank und Hoffnungslosigkeit gebrochen."

„Madame, nicht ich mit meinem Manne und den Kindern sind es allein, welche das Los beklagen, das Sie betroffen hat. Ganz Paris trauert über den drohenden Verlust ihrer geistreichen Dichterin, deren Lieder an den Ufern der Seine so warm erklungen, und viele Ihrer Verehrer und Freunde sind untröstlich darüber, daß jeder Versuch einer Änderung Ihres Schicksals durch die unterstützende Hand derselben entschieden zurückgewiesen ward, daß Madame sie nicht einmal sehen wollte."

*) Der Marschall Junot, Herzog von Abrantes, durchlebte seine letzten Tage sinnenkrank in dem Städtchen Montbard, und fand durch den Sturz von einer Gartenmauer dort seinen Tod (den 29. Juli 1813).

Da erhob sich die Kranke. Ihre Züge nahmen jetzt einen strengeren Ausdruck an.

„Paris, sagst du, bemitleidet mich, meine Freunde beklagen mein Loos? — Glaube es nicht, liebe Susanne; dein Herz ist zu gut, zu einfach und truglos dein Gemüth, als daß es das Gewebe jener Selbstsucht durchschauen könnte, die allein jene Herzlosen beherrscht. Sie betrauern mich jetzt, heucheln Theilnahme, — Verlangen, mir zu helfen, weil sie die Überzeugung in sich tragen, daß sie der Tod früh genug einer Verpflichtung überheben werde, die ihnen nie ernst gewesen. — Sie kannten meine bedrängte Lage, sie sahen rings um mich die Quellen versiegen, aus denen ich so gerne schöpfte, um alles um mich zu beglücken. Sie sahen mich den heiligen Sang meiner Brust gegen Metall verkaufen, um das zu üben, was ich nimmer meiden zu können meinte. Sie sahen den Verzweiflungskampf meines Geistes, der durch gewaltsame Feßlung der Phantasie die Bedürfnisse der Alltäglichkeit zu erringen strebte; — sie sahen mich erliegen in dem ungleichen Ringen, und verließen schnöde eine Unglückliche, an deren hinfälligem Körper jetzt die Hand des fühllosen Gläubigers gleich dem Schakal in der Wüste an meiner Leiche zerrte. Susanne, beklage in mir ein Opfer der Kunst, das die Wunde, durch welche es verblutet, sich selbst geschlagen!"

„Madame, sprechen Sie nicht so betrübt. Gewähren Sie meine Bitte, und verlassen Sie einen Ort, an welchem Ihnen die Erinnerung stets neue Qualen bereiten muß. Hier können Sie nicht genesen. Folgen Sie mir in meine Hütte, und helfen Sie mir dieselbe in ein Heiligthum verwandeln."

„Susanne, dein Verlangen kommt zu spät. Ich besitze keine Kraft mehr, es zu gewähren, wie gerne ich auch wollte; und doch, ich fühle es, sterbe ich in deinen Armen beneidenswerther, als unter einem Thronhimmel. Susanne, deine Treue macht mich den Undank der Welt vergessen, lehrt mich, — ihr ergeben. — — Reiche mir deine Rechte, — o mein Gott, — — ich scheide — — — in Frieden!"

Im Cypressenhaine von la Chaise, mitten unter den zahllosen Gedenkmeins menschlicher Hinfälligkeit, fand auch jene Dulderin ihre Schlummerstätte.

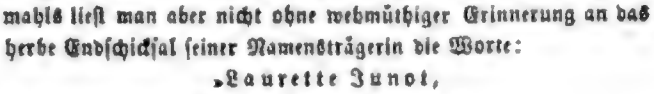
Es ist ein kleiner grüner Hügel, auf welchem sich ein einfacher Marmorstein erhebt, der so oft mit frischen Blumen bekränzt wird, als eines aus der Familie der ehrlichen Susanne Margott die riesige Seinestadt betritt. Auf der Vorderseite dieses einfachen Denkmahls liest man aber nicht ohne wehmüthiger Erinnerung an das herbe Endschicksal seiner Namensträgerin die Worte:

»Laurette Junot,
die Herzogin von Abrantes."

J. Pfundheller.

Musikalische Spielereien.

Diese waren vorzugsweise im 16 und 17 Jahrhundert gang und gäbe, wie der folgende musikalische Logogryphus unter der Form eines Canons:



ma te nequit cat inclyta virtus.

Auflösung des Logogryphen:

Fama Latere nequit Micat Ut Sol inclyta virtus.

Der Ruhm kann nicht verhallt bleiben; der Sonne gleich erglänzt die erkannte Tugend.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 5. April: Die Fürstenbraut, Schauspiel in fünf Aufzügen, von der Verfasserin des „Oheims.“ Dlle. Adolphine Neumann, als Prinzessin Mathilde.

Die Verfasserin des „Oheims,“ deren dramatische Schriften unser Hofburgtheater stets mit großer Pietät behandelt hat, führte uns heute ein junges Talent vor, welches sich auf der poetischen Mittelstraße der Hofmuse vorzugsweise zu versuchen geneigt ist. Und in der That, ein Charakter, wie der der Prinzessin Mathilde, den Dlle. Neumann zu ihrer ersten Gastrolle wählte, stellt uns Prinzessinnen von einer höchst romantischen Seite dar, und kann seine Wirkung auf ein empfängliches, weichgemüthliches Publicum nie verfehlen. Freilich ist diese Rolle kein rechter Prüfstein des Talentes; verstoßen, schön, großmüthig und nachgiebig, das sind Eigenschaften, die jedes Weib anbetungswürdig machen, geschweige eine Prinzessin, man wird von dieser Rolle unwillkürlich an Kotzebue erinnert. Kotzebue hat nur einen Vorzug noch, nämlich, daß seine Rollen in diesem ernsten Genre so geschrieben sind, als er wollte eine Parodie auf alles Gefühl schreiben, während er auf der Bühne doch ganz mundgerecht klingt, diese Rolle aber (nämlich die der „Fürstenbraut“) hat einen ganz gut geschriebenen Dialog für sich, und somit einen Grund weniger, auf die Bewunderung Anspruch zu machen, die man Kotzebue bewahren muß.

Die Hauptanforderung an die Darstellerin dieser Rolle ist also die, daß sie ein junges, schönes, gefühlvolles Mädchen sey, (oder wenn sie es nicht ist, für den Zuschauer wenigstens scheine), die höchste Künstlerschaft wird zu diesen Vorzügen nichts hinzuthun können, als ein kleines Plus fürstlicher Repräsentation, ein mehr oder minder glückliches Vermeiden bürgerlicher Sentimentalität, ohne dem durchbrechenden Gefühlsstrome von seiner Macht und Größe abzubrechen.

Aus diesem Grunde kann nach dieser Leistung über den eigentlichen Beruf unsers Gastes wohl noch nicht das letzte Wort gesprochen werden; er könnte denn doch noch ein bedeutenderer seyn, als aus dieser Rolle an und für sich hervorgeht. Vor der Hand stellt sich wenigstens die Schauspielerin von großer Brauchbarkeit und ungewöhnlichem Fleiße und jedenfalls ein schönes Talent heraus, welches die raschen Übergänge des Gefühls belauscht hat und glücklich nachahmt, wenn es auch nicht geradezu „die Poesie commandirt.“ In welchem Maße diese Fähigkeit des Auffassens und Aneignens in Dlle. Adolphine Neumann bei größeren, mehr künstlerischen als theatralischen Aufgaben hervortreten wird, muß der weitere Verlauf ihrer Gastspiele zeigen.

Schauspieler und Regie müssen Alles aufbieten, um die Haltung des Hoflebens zu behaupten, welches ja doch den eigentlichen Reiz dieses Schauspiels ausmacht! Diese Nothwendigkeit ergibt sich vorzugsweise aus der Art, wie die Verfasserin den Sieg des conventionellen Principes vorbereitet, in dem Hinstreben aller besseren Motive und rein menschlichen Empfindungen nach dieser Seite, in Folge dessen das Formelle und Drückende der Hofsitte so sehr beseitigt, das conventionelle Verhältniß der Fürstin zum Fürsten gewaltig durchfeilt und hinausgehoben, das anticonventionelle aber zum Fräulein von Wallerbach so ganz und gar entgeistigt und entadelt wurde, daß die Darstellung helfen muß, wenn ein Interesse für die Handlung bleiben soll.

Das Gleichgewicht der Seelen ist nicht durch eine Verständigung der gegenseitigen Anforderungen und Begriffe, nicht durch Resultate des Geistes herbeigeführt, sondern durch den zufälligen Umstand, daß die verstoßene Fürstin ein höchst edler und bewunderungswürdiger Charakter, das Fräulein aber, auf welches die Neigung des Fürsten gefallen war, eine höchst unwürdige Persönlichkeit ist. Die Darstellung muß daher gleichsam Vermittlerin werden, dort das allzu romantische Übersprudeln und allzu ungezwungene Durchbrechen des Hoftons, und hier das allzu kecke Auftragen der Selbstsucht und Selbsttäuschung hintertreiben. Dort bedarf es einer ruhigen, sicheren Emanation von Hoheit, hier einer erklärenden und vermittelnden Hindeutung auf das Vorhandenseyn besserer, nur zeitweilig unterdrückter Empfindungen. Dlle. Louise Neumann gab die Rolle des Fräuleins von Wallerbach mit richtiger Schonung und natürlicher Zartheit, Hr. Marr den Baron Marwitz meisterhaft. Hrn. Fichtner's Leistung verdient als musterhaft herausgehoben zu werden. Die Hrn. Anschütz und Lucas befriedigten sehr. Dlle. Adolphine Neumann wurde lebhaft empfangen und am Schlusse der Vorstellung gerufen.

Am 6. d. M.: Das letzte Abenteuer, Lustspiel in fünf Aufzügen von E. v. Bauernfeld; Mad. Haitzinger-Neumann als Leonore v. Wallburg.

Die in Wien so oft bewunderte Künstlerin ist wiedergekehrt. Die Triumphe, die sie hier gefeiert, bei denen nicht bloß die Löwen unserer Tage, wie einst die numidischen jenen des Bachus, ihren Siegeswagen gezogene, bei denen ein Ruf wahren Entzückens über die hohe Vollendung weiblich schöner Natur selbst von den Lippen der Besonnenen und Gemäßigten tönte, sind noch im lebhaften Gedächtnisse, unsere Verehrung ist noch dieselbe, kein schönerer Eindruck hat die Kraft unserer Erinnerung geschwächt, nur eine ganz kleine Kleinigkeit, nur eine ganz nichtige Nichtigkeit will sich zwischen uns und unsere Freuden drängen, zwischen unser gegenwärtiges und dahingegangenes Selbst, zwischen das Ich, das wir sind, und das Ich, das wir waren, eine kurze Spanne von Jahren. Liszt hascht dreimal so viel Töne in einem Griff auf seinem Instrument, als Jahre dahin gegangen, seit wir Mad. Haitzinger-Neumann in ihrem höchsten Glanz gesehen, und was wollt' ich sagen? — entzückt die Mutter vorgeschrittener Kinder, deren holdes Talent uns so oft bezaubert, vielleicht minder als die Mutter jener kleinen Mädchen, die man noch gar nicht recht bemerkte, deren Vorhandenseyn so zufällig, deren Zweck noch Niemanden klar war? — Damals, als wir sie bewunderten, staunten wir über die Vollendung weiblichen Zaubers, über die unwiderstehliche Macht einer durch und durch gebildeten weiblichen Psyche, welche die Poesie zur Wahrheit machte, unsere schönsten Träume verkörperte, und das, was wir dem Reiche der Gedanken anheimstellten, uns als schöne menschliche That, als im Plane der Wirklichkeit inbegriffen vorführte! — Noch ist der Schleier jener holden Täuschung nicht vollends zerrissen, wir glauben an diese Schönheit von so feiner geistiger Natur, wir werden fortgerissen wie von der Nähe einer holden Freundin, die es darauf anlegt, uns durch Geist und Heiterkeit zu entzücken, weil sie uns nicht erlauben darf unsere Empfindungen mit ins Spiel zu bringen. Die Zeit ist dahin, wo ihre Erscheinung kindlich und mädchenhaft unsere Huldigung als gleichsam stille Voraussetzung annahm — jetzt fordert sie unsere Achtung ganz allein. So ist es vorzugsweise die Würde, mit der unsere Künstlerin sich umgibt, die Klarheit und Leidenschaftlosigkeit, die entschiedene und durchdringende Einsicht in die eigene wie in fremde Naturen, der Scharfblick der Erfahrung, was unsere Bewunderung begründet. Kurz, wir sahen wieder eine Künstlerin von hoher Vollendung, wir sahen wieder eine jener Erscheinungen, die auf dieser Erde einzig, nach ihrem Erlöschen unersetzlich bleiben, wir sahen sie aber in einer andern Lebensphase, wir sahen sie als Mutter wieder, an jeder Seite ihrer blühenden Töchter eine. —

An einer Rolle wie die junge Witwe Wallburg ist wahrlich nicht viel zu denken, sie ist Witwe, jung, schön, lebensfroh, witzig, verführerisch, kurz wie man sich Witwen denkte da braucht es keine Erklärung des Begriffes. — Die Sache braucht bloß geleistet zu werden, hat die Künstlerin diese Kleinigkeit weg, so unterliegt der Erfolg keinem Zweifel. Sie braucht bloß liebenswürdig, heiter, coket und seelenrein zu erscheinen, und die Sache ist abgemacht. Die Kritik mag dann ihr Fernrohr einstecken.

So bleibt uns auch heute nichts zu sagen übrig, als daß Mad. Haitzinger-Neumann diese große kleine Kunst wunderbar verdeckt, und das Bild, welches der Dichter hingestellt wissen will, wie mit leisem Geisterhauch auf den zarten Grund der Conversation hinhauchte! — Da ist nirgends Tiefe, alles muß so obenhin, leicht, zart wie zufällig hingegeben seyn, und doch so bestimmt, daß es vor der Klarheit prosaischer Tageshelle sichtbar bleibt.

Auch das übrige Ensemble der Vorstellung war vortrefflich. Man müßte die Darsteller lobhudeln, wollte man jedem Einzelnen alles Rühmenswerthe nachsagen. — Hier sey nur noch von der Leistung des Fich-

ner'schen Ehepaares die Rede, weil seine Leistung der unsers gefeierten Gastes wahrhaft würdig zur Seite stand.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Zweite italienische Oper.

Am 6. d. M. Anna Bolena, lyrische Tragödie in 3 Acten von Donizetti. Die Art und Weise, wie in neuerer Zeit die italienischen Maestri Tragödien componiren, ist hinlänglich bekannt. Sie lassen weitern und schlagen, die handelnden Personen wimmern und klagen, sogar oft fürchterlich zu Grunde gehen, während das Gemüth des Zuhörers ganz ruhig bleiben kann; denn der Töne Klang versetzt ihn in eine ganz andere Situation, als in die, welche sich vor seinem Auge entfaltet. Daß auch Anna Bolena zur Gattung solcher Tragödien gehört, darüber ist seit der Zeit ihres Entstehens nur Eine Stimme. Sie erreicht übrigens das Niveau, auf welchem die Sänger einige Anhaltspuncte zur Geltendmachung ihrer selbst finden, und daher ihr Repertoirwerth, und ihr Bekanntseyn seit mehren Jahren.

Die Darsteller dieser Oper, an welche sich das Interesse einer solchen Production eigentlich nur knüpft, waren:

Mad. Tadolini (Anna Bolena.) Ihre weiche, klang- und umfangreiche Stimme, ihre Kunstbildung ist unserm Publicum seit früheren Jahren im besten Andenken. Sie war unser Liebling in heiter-gemüthlichen Parthien. Sie führte auch die ernste Rolle der Anna Bolena zur Zufriedenheit durch, wenn sie auch nicht immer ganz Herrin ihres tragischen Stoffes und der hochliegenden Bravour des Partes werden konnte.

Hr. Moriani (Lord Riccardo), auch schon aus früherer Zeit bekannt, brachte dießmal wieder eine angenehme Schule seiner Kehle, und außerordentliche Ausdrucksfähigkeit mit. Doch schien der Stimme Klang am ersten Abend dem Gefühlsausdruck des Sängers nicht immer in dem Maße, als es noch im v. J. der Fall war, das Gleichgewicht zu halten.

Dlle. Brambilla (als Page) genügte vollkommen, und sang recht natürlich und mit Geschmack ihre Romanze. Die männliche Kräftigkeit ihrer tieferen Stimm-Chorden berührt jederzeit sehr angenehm.

Ganz neu waren Dlle. Salvini (Giovanna), welche durch die Lebendigkeit ihres Spiels und Gesanges, wenn auch die Stimme in der Höhe nicht immer ganz ausreichen wollte, dennoch vortrefflich durchgegriffen und viel Interesse erregt hat; und

Hr. Derivis (König Heinrich der Achte.) Dieser Bassist hat eine ziemlich ausgiebige Stimme, welche zwar eines poetischen Wohllautes bar, doch so tüchtig geschult ist, daß er für gewisse Charaktere, als Bösewichte, Intriguants u. dgl., recht wirksam verwendet werden kann.

Ob es übrigens zur dramatischen Wahrheit gehört, selbst abstoßende Äußerlichkeiten einer historischen Person, wie hier das rothe Haar Heinrichs zur Schau zu bringen, möchte ich bezweifeln.

Im Ganzen wirkten die Darsteller, wie gewöhnlich, durch ihre bekannte, auf Gemüthserregtheit berechnete Gesangsmethode, durch ein echt italienisches Auftragen in leidenschaftlichen Momenten und eine Lebendigkeit der Bewegung, wie sie südlichen Temperamenten nur immer zu Gebote steht, und rissen oft, vorzüglich mehr sympathisirende Seelen, zum lauten Beifallsrufen hin: Eviva l'affetto pel effetto!

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Mittwoch den 6. April trat Mad. Friedl-Binmauer als Wolfine in dem Angely'schen Lustspiele: Lift und Phlegma auf, und überraschte das Publicum durch ihr ausgezeichnetes Spiel auf eine ungewöhnliche Weise. Das war ein komisches Leben, das war Kunst, unterstützt durch alle Mittel, die eine Schauspielerin heben, schönes Organ, ungezwungene Bewegung, liebenswürdige Coketterie und geschmackvolle Costumirung.

Donnerstag den 7. April las Hr. v. Holtei die drei ersten Acte aus Hamlet, und ein Lustspiel von Lessing, der Schatz, betitelt. — Wie thut es einem Referenten wohl, wenn ihm auf einer Bühne, auf der er sonst meist nur Prosa recht prosaisch dargestellt sieht, nun mit einem Male die Poesie entgegentritt, Poesie, wie sie von der Harfe des Barden Shakespear'e gerauscht, um die sich Jahrhunderte lauschend herandrängen, die sich mit ahnungsvollen Geisterschauern um die Seele legt, um sie aus ihrem trägen Schlummer zu rütteln, die in das Herz Lindensamen wirft, durch den die gold'nen Ähren der That reifen, wenn der Sturm des Lebens sie nicht vor der Ernte zerschlägt, die der Geist wie ein Blitz durchflammt, dem der Donner des Wortes nachrollt. Ich kenne Tieck's Vorlesungen nur vom Hörensagen, nach ihm jedoch, glaube ich, hat noch keiner den Geist Shakespeare's geoffenbart wie Holtei; jedes Wort trägt den Stempel dieses Riesengeistes, während so oft bei andern Schauspielern und Declamatoren dem Worte das Galeerenbrandmahl einer manierirten Schule aufgebrannt wird. Kommt, ihr jungen Schauspieler, die ihr von der Bühne das dramatische Wort predigen wollt, und lernt von Holtei, lernt von ihm jene einfache Natürlichkeit, die jedes falschen Schmuckes bar, Komödienbehelfe und Bombast verschmäht, mit denen viele in das Herz der Zuhörer sich schleichen, um Thränenperlen zu plündern. Hört zu, wie Holtei den Polonius gibt, — ihr Jünger lauscht auf jedes Wort, was Hamlet spricht und haltet den Athem an, auf daß euch nichts entgehe von dem historisch gewordenen Monologe, den ihr nie so gehört, nie so geahnt, — und der doch nur so und nicht anders gesprochen werden darf. — Das Lustspiel: Der Schatz, das Holtei mit echtem Humor unübertrefflich las, bei dem er gleichsam einen Spiegel aus Worten hervorgezaubert, in dem uns die Gestalten erschienen, brachte mir eine Zeit ins Gedächtniß zurück, in der das Lustspiel noch nicht so verdorben, wie jetzt war, in der poetische Wirklichkeit mehr als ein Zerrbild galt, in der man die Charaktere nicht Launen aufopferte; — ich sah in diesem Lustspiele die Studie zu dem noch unübertroffenen einzigen Lustspiele Deutschlands: Minna von Barnhelm. — Möge Holtei uns bald wieder solch einen Genuß verschaffen, möge aber auch ein zahlreicherer Zuspruch seine ausgezeichneten Leistungen belohnen.

Theatralisches.

Am 11. März kam auf der Linzer Bühne ein neues vieractiges Schauspiel von Hrn. Schmidt zur Darstellung, unter dem Titel: Bruder Kain, welches ein dramatischer Rührbrei von lauter verbrauchten Theatercoups, als, Donner, Liebe, Wetter, Betrug, Verkleidungen, Einkerkerung, Schiffbruch und weiß Gott was sonst noch ist. Auf der langweiligen Wassersuppe der Action schwimmen einige Fettaugen einer guten Diction obenauf, und das ist ein modernes Schauspiel!

Die Spektakelstücke sind in England sehr en vogue. So macht gegenwärtig in Brittaniens Hauptstadt ein derartiges Stück sehr viel Aufsehen, in welchem unter andern auch vorkommt, daß sich ein Pferd in ein mit wirklichem Wasser gefülltes Bassin stürzt, einem Menschen das Leben rettet, und mit ihm an das Ufer schwimmt. Auch nicht übel!

Im deutschen Theater zu Pesth schritt am 19. März ein Seitenstück zum Pariser Taugenichts unter dem Titel: Der Londoner Gassenjunge über die Bühne, konnte sich aber, wegen seiner vielen Derbheiten und großer Unwahrscheinlichkeiten nicht die Theilnahme des zahlreich versammelten Publicums, welches sich an diesem Abende zur letzten Benefice des Hrn. Posinger eingefunden hatte, erwerben.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pesth 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse dieser Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 41.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 11. April 1842.

Feierliche Überreichung des Ehrenbürger-Diploms an

Se. Excellenz den hochgebornen

Herrn Grafen Joseph Sedlnitzky.

Der Magistrat der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien hat in dankbarer Anerkennung des Wohlwollens und der warmen Theilnahme, welche Se. Excellenz der Hochgeborne Herr Joseph Graf Sedlnitzky, Präsident der k. k. obersten Polizei- und Censurs-Hofstelle, seit den 25 Jahren, während welcher Zeit Hochdieselben diesen ausgezeichneten Posten bekleiden, bei so vielfachen Gelegenheiten für das Gemeinwohl der Haupt und Residenzstadt Wien thatkräftigst an den Tag gelegt haben, einstimmig beschlossen, um Sr. Excellenz ein bleibendes Denkmahl des tiefgefühlten Dankes zu weihen, Hochdenselben das Ehrenbürgerrecht in Ehrfurcht anzubieten und Hochdessen Namen dem Stadt Wiener Ehrenbürger-Catalter einzuverleiben.

Am 27. v. M., um 1 Uhr Mittags, verfügte sich eine Deputation, bestehend aus dem k. k. wirkl. Regierungsrathe und Bürgermeister, Herrn Ignaz Czapka, dem Herrn Apellationsrathe und Präses, Vicebürgermeister Joseph L. Hollan, dem Herrn Magistratsrathe Franz Walter, dem Herrn Oberstwachtmeister Carl Sögner, dem Herrn Rittmeister Klein, dann den, mit der goldenen Verdienst-Medaille decorirten Herren äußeren Räthen, Johann Langer und Franz Bernard, in das Appartement des Hochgebornen Herr Grafen, und überreichte Hochdemselben auf eine feierliche Weise und mit den Ausdrücken des innigsten Dankes und der tiefsten Verehrung das Diplom *) und das alterthümliche Denkzeichen der Stadt Wien, die goldene Salvator-Medaille.

Mit inniger Theilnahme empfingen Se. Excellenz diese dargebrachte Gabe, und sprachen in tiefgefühlten Worten Ihren Dank dafür mit der Versicherung aus: „daß es Hochdemselben zur wahren Freude und zur Ehre gereiche, einer Stadt näher anzugehören, deren Behörde und Bürgerschaft durch ihre, in allen Epochen ruhmvoll bewährte, feste und treue Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, durch ihre biederen Gesinnungen und durch ihr reges Gefühl für alles Edle und Gemeinnützige allen Hauptstädten Europa's mit dem schönsten Beispiele vorangeht."

*) Das schöne Etui, in welchem das Diplom, ein Meisterstück der Kalligraphie, lag, ist von rothem Sammt, geziert mit dem Wappen des Herrn Grafen, um welches sich der österr. Leopoldsorden, der russ. St. Alexander-Newsky- und der preuß. rothe Adlerorden schlingen, aus getriebenem Silber, welches, so wie die Silberkapsel und das Siegel, auf welchem das Stadtwappen und der Name Wien sich befinden, aus dem Atelier des rühmlich bekannten Hrn. J. F. Rezzi hervorgegangen sind.

Jäger und Wildschütz.

(Fortsetzung.)

Rosenblatt entwand sich muthig den Armen seines Weibes. Er gedachte seiner Pflicht, das ihm anvertraute Revier zu schützen, füllte seine Jagdtasche reichlich mit Pulver und Blei, umarmte Martha, und schritt, von Hans begleitet, rasch in den dunklen Forst hinaus, den Vortheil der Herrschaft zu wahren.

Es war eine schöne ruhige Mainacht, die der Mond mit seinem bläulichten Lichte magisch beleuchtete.

Rosenblatt vermied die gebahnten Pfade, und schlug einen sogenannten Waldweg ein, den die Blätter von vielleicht zwanzig Herbsten schichtenweise bedeckten, nur den leichten Tritt gestattend, an den er und sein Bursche gewohnt waren.

Dabei forschten Beide, emsig vorwärts schreitend, ob nicht hier oder da im Laube die Spur frischer Fußtritte sich zeige, das Gesträuch von Schlingen, der Boden frei von Gruben sei, welche die Wildschützen aushöhlen und mit schwankem Reisig bedecken, um das arglose Wild in ihre Gewalt zu bekommen. Als sie bereits zwei Stunden lang die abgelegensten Parthien des Forstes durchstrichen hatten, glaubten sie endlich Fußtritte in dem aufgestreiften Laube zu entdecken.

Sie befanden sich jetzt in einer von hohen Bergen umgebenen Schlucht, und beriethen sich, ob sie auf dem zurückgelegten Wege zurückkehren, oder die Berge erklimmen sollten, um auf dem Gipfel derselben ihre Nachforschungen fortzusetzen.

Plötzlich fiel ein Schuß.

Hans wollte rasch vorspringen, doch Rosenblatt faßte ihn bei der Hand, und zog ihn, Stillschweigen gebietend, in die Mitte einer Baumgruppe, die beide hinlänglich verbarg, während sie ihnen einen freien Überblick des ganzen im Mondlicht schimmernden Waldplanes gewährte.

„Heut' sind wir zu guter Stunde aufgebrochen," flüsterte Hans.

Rosenblatt antwortete nicht.

Seine Blicke schweiften durch das Gitter der Zweige in die Schlucht hinaus, bald in der Tiefe derselben verweilend, bald den Gebirgskam überfliegend, der sie von allen Seiten begränzte.

Jetzt rauschte es oben, und aus dem Gebüsche schlüpfte ein

Mann von ſtarken Umriſſen, die Jagdflinte in der Hand, den Hirſchfänger zur Seite.

Er eilte auf einen etwa hundert Schritt entfernten Punct los, man hörte es rauſchen, ein Zeichen, daß das Wild, von der Kugel getroffen, in ein Gebüſch geſtürzt, dann erſchien der Mann abermals, aber jetzt nur langſam vorſchreitend, denn er trug das gefällte Thier auf ſeinem Rücken.

Roſenblatt knirſchte vor Zorn, denn ſein ſcharfer Blick entdeckte, daß eine Gemſe die Beute des Waldfrevlers geworden.

Indeß ſtieg dieſer mit ſeiner Laſt langſam und vorſichtig gerade in die Schlucht herab, in deren Hintergrunde die beiden Jäger ſtanden.

Als er ungefähr die Mitte des Abhanges erreicht hatte, konnte ſich der wackere Roſenblatt nicht länger zurückhalten.

Raſch ſprang er aus ſeinem Verſtecke hervor, und rief dem Wildſchützen zu: „Ergib dich, Dieb, du biſt verrathen!“

Zugleich ſchlug er, ſeinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, das Gewehr auf den Frevler an, und befahl Hans ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Der Raubſchütz, deſſen Antlitz jetzt das Mondlicht klar und deutlich beleuchtete, fuhr zuſammen, als er die wohlbekannte Stimme des Förſters vernahm.

Schnell warf er dann die Gemſe auf den Boden, und griff zu ſeiner Doppelbüchſe.

„Ergib dich!“ donnerte Roſenblatt abermals. „Du kannſt nicht entrinnen. Du biſt Jacob Holders, der Sohn des Müllers; entgehſt du mir heu', ſo find' ich dich morgen in deines Vaters Hauſe, oder wo du dich ſonſt verbergen magſt.“

»Das Wild will ich euch geben, Herr Förſter,« verſetzte der Bedrohte kalt, „ob ich ihm gleich drei Nächte nachſpürte ſonder Schlaf und Erholung. Aber mich müßt Ihr ungehindert ziehen laſſen. Anders ſoll es nicht ſein, ich trage kein Gelüſt nach Carcer und Ketten.“

„So will ich dich denn zeichnen für die Ewigkeit!“ ſchrie Roſenblatt außer ſich vor Zorn. — Er und Hans drückten ihre Gewehre ab, das Gebirge wiederhallte von den gefallenen Schüſſen.

„Leben um Leben!“ rief jetzt der Wildſchütz, an dem die Kugeln ſpurlos vorüberpfiffen, ſchlug auf Roſenblatt an, ſtemmte ſeinen rechten Fuß, um einen ſichern Standpunct zu erhalten, auf das gefallene Thier, und entlud ſeine Büchſe. Dießmal miſchte ſich in den Wiederhall des Schuſſes der Angſtruf des getroffenen Opfers — Roſenblatt ſtürzte tödtlich verwundet zu Boden.

II.

Hans warf ſich wehklagend auf ſeinen Herrn, der todtenblaß auf dem thaubeſprengten Moosboden lag.

Seiner Bruſt entquoll ein Blutſtrom, den er vergebens zu hemmen ſuchte.

»Was ſoll ich anfangen, Herr Förſter, mitten im Walde, getrennt von allen redlichen Menſchen!“ jammerte der treue Burſche, angſtvoll die Hände ringend. „Der Boden iſt zu ſchlüpfrig, der Weg zu weit, um euch auf meinen Armen heimzutragen, wie ich's gerne vollbrächte.«

„Ich bin ein Mann des Todes,“ ſeufzte Roſenblatt. »Arme, arme Martha, deine Warnung war treu und voll Liebe!“

»Hanns, wenn du mich liebſt, ſo ſorge für meine Seele; mein ſterblicher Leib wird ſich nimmerdar aufrichten. Ich bin nicht gerüſtet, aus dem Leben zu ſcheiden, um vor meinem Herrn und Meiſter Rechenſchaft zu geben über meinen Weltlauf. Geh' daher, wenn du mir Liebe erweiſen willſt, und hole den Prieſter Gottes, daß er eile und mich ſtärke zu ſterben.«

Hanns, der einſah, wie ſchlecht es um den Förſter ſtehe, riß ſein Halstuch ab, und band es um die Wunde des bejammernswerthen Mannes, das Blut zu ſtillen, das immer raſcher hervorſchoß.

Dann tröſtete er ihn mit warmen Liebesworten, und eilte endlich, gemahnt von Roſenblatt zur Eile, unter heißen Thränen hinweg.

Indeſſen ſtand der Wildſchütz, erſchreckt über ſeine That, ſprachlos und betäubt auf derſelben Stelle, wo er das tödtliche Gewehr abgedrückt.

Sein Herz war nicht verſtockt, nur die ungezügelte Jagdluſt hatte ihn zu ſeinem gefährlichen Gewerbe verleitet, und den Schuß that er, übermannt von Zorn, daß man ihm nach Freiheit und Leben getrachtet.

Als Hanns ſich entfernt hatte, das Wimmern des Verwundeten herzzerſchneidend zu ihm empordrang, da löſte ſich die Erſtarrung, die ſeine Glieder gefeſſelt hielt, er gedachte des Fluches, den das vergoſſene Blut auf ſeine Seele gewälzt; wie er, plötzlich von aller Gemeinſchaft guter Menſchen ausgeſchloſſen, umherſtreifen müſſe, verfolgt vom Gericht und gepeinigt von ſeinem Gewiſſen.

Unſchlüſſig wie Jeder, in dem der innere Richter erwacht, ſchwankte der Verbrecher, ob er entfliehen, oder ſeinem Opfer zu Hilfe eilen ſolle. Planlos ſchritt er vor und wieder zurück. Da bedünkte es ihm, als ob der Gefallene ſich mühſam emporrichte, und mit der Hand winke.

Nun war ſein Entſchluß gefaßt, die Reue ſiegte über die Furcht betreten zu werden.

Schnell eilte er den Berg hinab, und beugte ſich zu Roſenblatt nieder.

»Herr Förſter,“ ſprach Jacob Holders, er war es wirklich, „Herr Förſter, vergebt mir euern Tod um Gotteswillen!“

„Kommſt du,“ lispelte Roſenblatt, „kommſt du endlich?“

Jacob unterſtützte ihn zitternd, und hob ſein mattes Haupt empor.

„Habt Ihr mir etwas aufzutragen, Herr Förſter,“ fuhr er fort, »ſprecht um Gottes Barmherzigkeit Willen, damit ich Euch dienen kann bevor ihr ſcheidet. Mein Herz iſt voll Betrübniß und Zerknirſchung.“ Roſenblatt faßte ihn krampfhaft an, und ſprach mit dem Ausdruck erſchütternder Seelenangſt: „Du kannſt mir dienen Jacob, du mußt es. Der Prieſter wird mich nicht mehr am Leben treffen. Der Weg iſt weit, mein Ende nahe, ſo höre denn du meine Beichte.“

»Ich!“ rief Jacob entſetzt, »ich, der Mörder, gegen den Euer Blut um Rache ſchreit!“

„Ich vergebe dir mein Blut,“ ſtöhnte Roſenblatt, »ſo du mir getreulich beiſtehſt in meiner letzten Noth. Ich bin geängſtigt wie du, und mehr als du, denn meine Zeit iſt um. Erfülle meine letzte Bitte, ſonſt folgt dir mein Fluch, daß du mein irdiſch und ewig Theil getödtet.“

Jacob ſchauerte zuſammen. „Flucht mir nicht,“ ſagte er dann tief erſchüttert. »Ich will Alles thun, was Ihr begehrt Herr Förſter. Wenn mich Gott würdigt, Euch Troſt und Zuverſicht zu

spenden, so will ich es unternehmen, und die Buße, die ihr nicht thun könnt, zehnfach für euch leisten.

Rosenblatt lächelte schmerzlich, und versuchte es, Jacob dankbar die Hand zu drücken.

Dann erhob er sich, von diesem kräftig unterstützt, und betete mit schwachen Lauten, aber voll Inbrunst sein Sterbegebet.

Schluchzend und außer sich vor Schmerz, stimmte der Wildschütze ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Ringer.

Aus dem Rosengarten des Sadi, von P. Wolf.

Es war ein Ringer, der es in der Kunst des Ringens bis auf das Höchste gebracht hatte.

Er verstand dreihundertundsechzig treffliche Griffe in seiner Kunst, so daß er ein ganzes Jahr lang jeden Tag mit einer andern Weise auftreten konnte. Derselbe fühlte sich von der Schönheit eines seiner Schüler also angezogen, daß er demselben dreihundertneunundfünfzig seiner Griffe lehrte, den dreihundertundsechzigsten aber weigerte er sich beständig demselben zu lehren.

Der junge Mensch erlangte also eine außerordentliche Kunstfertigkeit, und dabei war er so stark, daß sich kein anderer mit ihm messen konnte. Dadurch übermüthig geworden, sagte er nun einmal vor dem Sultan: „Mein Meister steht zwar über mir, weil er älter ist und mein Lehrer, übrigens bin ich, was die Stärke betrifft, nicht weniger als er, und in der Kunstfertigkeit bin ich ihm gleich.“

Der König, dem diese unehrerbietige Äußerung des jungen Ringers sehr mißfiel, gab nun den Befehl, daß er mit seinem Meister kämpfen sollte.

Man bestimmte einen großen weiten Platz zu dem Kampfe, und die Großen des Reiches, so wie die vornehmen Höflinge fanden sich als Zuschauer ein.

Der junge Ringer trat auf den Kampfplatz, einem trunkenen Elephanten gleich, mit Geberden, als wollte er einen ehernen Berg von seiner Stelle heben.

Sein Meister aber, der wußte, daß der Jüngling ihm an Stärke überlegen sey, griff ihn mit jenem Griff an, den er demselben vorenthalten hatte. Der Jüngling wußte diesen Griff nicht abzulenken. Da hob ihn denn sein Meister mit beiden Händen von der Erde und über seinen Kopf hinaus und warf ihn dann zur Erde, so daß die Zuschauer ein Schreckensgeschrei erhoben.

Der König hieß dem Meister ein Ehrenkleid und Geld geben, dem jungen Ringer aber gab er Vorwürfe und Scheltworte, indem er sprach: „Du hast die Anmaßung gehabt, mit deinem Lehrmeister dich messen zu wollen; nun hat man gesehen was du vermagst.“

Der junge Ringer entgegnete: „O mein Gebieter, mein Meister hat nicht durch seine Kraft und Stärke den Sieg über mich gewonnen, sondern es ist eine Kleinigkeit in der Ringkunst, die er mir vorenthalten hatte, wodurch er mich heute besiegt hat.“

Hierauf entgegnete sein Meister: „Solche Kleinigkeit habe ich eben wegen eines solchen Tages mir vorbehalten; denn die Weisen haben gesagt: räume deinem Freunde nicht so viel Macht ein, daß, wenn er eines Tages dein Feind würde, er dir Schaden zufügen kann. Weißt du nicht, was jener Meister gesagt hat, der von seinem Schüler sich schwer gekränkt sehen mußte:

Auf dieser Welt hat Treu' entweder nie bestanden,
Oder es strebt bloß jetzt kein Sterblicher nach ihr;
Das Bogenschießen hat kein Mensch von mir erlernet,
Der nicht am Ende hätt' gezielet selbst nach mir.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 9. April zum ersten Mahle: „Der Liebe Wahn und Wahrheit,“ romantisches Schauspiel in 3 Aufzügen.

Ich schreibe meinen Bericht mit blutendem Herzen nieder und schwer wie nie wird mir das Amt der Kritik. Das Stück mißfiel, und als das Publikum am Schlusse sein strenges Urtheil sprach, war es in seinem Recht. Und doch hat sein Urtheil einen echten Dichter getroffen, ein Werk voll Geist und Poesie. — Mag die Welt immerhin lächeln, über diesen Kampf für eine verlorne Sache, diese verlorne Sache ist die Sache eines hochgebildeten Geistes, eines ernsten vielseitigen Studiums, ist die Sache einer genialen, wenn gleich unglücklichen Kühnheit.

Leider gehörte dießmahl wenig Prophetengeist dazu, um bei den ersten Scenen vorauszusehn, daß ein Fiasko das Finale seyn werde. Aber die Vorzüge, die diesen Dichtung bleiben, wenn man sich die dramatische Form als eine zufällige Einkleidung denkt, bleiben dennoch sehr bedeutend.

Die Leser dieser Blätter müssen sich bei diesen Zeilen, die hier einem verfehlten Schauspiele geweiht werden, schon auf einen höheren Standpunct mit mir erheben, als den eines gewöhnlichen Berichtes über eine theatralische Thatsache, ich nehme ihr Herz, ihren Sinn, — ihre Theilnahme an edlem Streben überhaupt in Anspruch, und setze voraus, daß sie geneigt sind Worte anzuhören, welche sich auf höhere Interessen als das flüchtige Vergnügen eines Theaterabends beziehn. Ich werde ihnen nicht ein verfehltes Werk aufdringen, aber offen und laut will ich es bekennen, daß ich es für eine Ehre hielte dieses verfehlte Werk geschrieben zu haben.

Der Plan des Dichters ist folgender:

Sigismund Lorezek ein Jüngling von hohen Geistesgaben kehrt, nachdem er sich der Rechtswissenschaft auf einer deutschen Universität geweiht, in sein Vaterland zurück. Er hat ein Werk geschrieben in dem er die Rechte seiner Gebieterinn, der Herzogin von Massovien, mit eben so viel Gründlichkeit als Treue und Begeisterung vertreten und durch welches er seinem Herscherhause wahrhaft genützt. Er hofft auf eine Belohnung seines Verdienstes, auf eine ehrenvolle Stelle, er wünscht diese Belohnung, weil von ihr seine Verbindung mit seiner Geliebten, Fanniska, abhängt. Auch ist die Herzogin sogleich geneigt, ihm seine Bitte zu gewähren, nur gibt sie den Auftrag hierzu ihrem Seneschall, einem alten Diener ihres Hauses, der selbst eine höchst sonderbare Neigung zu Fanniska gefaßt hat, und um die Wünsche des jungen Mannes nicht zu erfüllen, ihm die gehoffte Belohnung entwindet. Auch als Sigismund die Herzogin bei einem nächtlichen Überfall rettet, entreißt ihm dieser Seneschall sein Verdienst, läßt den schwer Verwundeten wegtragen und hält ihn gefangen. Gelehrsamkeit und Waffenthaten helfen dem jungen Manne nicht, er setzt nun all seine Hoffnung auf die Liebe. Er kehrt zurück, und dieselbe Lebhaftigkeit des Gefühls in Fanniska voraussetzend die in seinem Herzen lodert, fordert er daß sie mit ihm fliehe, doch auch diese Hoffnung hat ihn getäuscht. Die Tochter will den Ehrgeiz ihres Vaters nicht aufopfern, und besteht darauf die Gattin des alten und verabscheuungswürdigen Seneschalls zu werden.

Da entschließt sich Sigismund sein Vaterland nicht zu fliehn, sondern zu bleiben, an dem Hofe zu bleiben, wo der Seneschall und Fanniska leben, und die erledigte Stelle des Hofnarren anzunehmen. Der Seneschall geht auf diesen Gedanken ein, und läßt Sigismund gewähren, ja um ihn an seine edleren Gefühle nicht viel denken zu lassen, um ihn in seiner Erniedrigung und Sclaverei recht zufrieden zu machen, überhäuft er ihn mit

Geschenken. Doch Sigismund lauert nur auf den Augenblick der Vergeltung an Fanniska. Dieser rückt mit ihrer Verlobung heran, bei welcher der Narr einer alten Hofceremonie zufolge sein Amt feierlich antreten soll. Hier kömmt es Angesichts des ganzen Hofes zu einer ernsten Erklärung, Fanniska erfährt, daß Sigismund die Schellenkappe aus Verzweiflung gewählt und ist nun bereit sein Loos mit ihm zu theilen, selbst die Leibeigenschaft, in die er durch die Annahme des Hofdienstes gerieth. Aber auch die Herzogin erfährt nun wie ihr Seneschall sie getäuscht hatte, erfährt daß Sigismund ihr Recht zuerst und dann ihr Leben begeistert vertheidigt habe, verbannt den Seneschall, und macht Sigismund zu ihrem Rath.

Natürlich werden die Liebenden am Schlusse vereint.

Man wird aus dieser Inhaltsanzeige wohl ersehn, das der Stoff ungewöhnlich poetisch, wenn auch bizarr sei, der Gedanke, daß ein weiser tapferer und edler Mann sein Glück nicht eher findet, als bis er der Welt den Narren macht, ist ein gewaltiger und gewiß nicht unpoetischer Sarkasmus. Schon Cervantes hat in seinem Licenciado de vidro eine ähnliche höchst energische Satyre geschrieben und die Bühnendichter haben es nie unterlassen, denselben von Zeit zu Zeit wieder aufzufrischen.

Die Würdigung des Ästhetikers kann diesem Plane schon aus dem Grunde nicht entgehn, weil er ein Vordringen in einer sehr edlen und ehrenwerthen künstlerischen Richtung beurkundet, nähmlich, die Bühne für die Tiefen und Tendenzen der Romantik zu vindiciren, und jener Gattung rein empirischer Dramen, welche nichts als die Alltäglichkeit zum Gegenstande haben, siegreich in den Weg zu treten. Ohne Zweifel möchte man unser Conversationsstück oft von Herzen gerne aus der Nomenclatur der poetischen Formen herausstreichen, ohne Zweifel würde die Aufnahme romantischer Grundelemente in dieses Genre, eine poesiereich Gattung des Lustspiels auf unserer Bühne heranziehn. Verführerisch klingen die schönen Verse Shakespeare's und Calderon's an unser Ohr. Verführerisch locken ihre romantischen Träume und Wunder hinaus in das schöne Land, an seine Salonscenen gebundener selbstkräftiger Ideen. Die Donna Diana die bezähmte Widerspenstige — Viel Lärmen um Nichts — sind bezaubernd schöne Beispiele.

Und daß der Verfasser seinen Shakespeare und Calderon ganz besonders genau kenne, daß er diese beiden der Form und der Idee nach, in sein Blat aufgenommen, dieß zeigen zahllose Wendungen des Dialogs sowohl als die ganze Anlage, die ihrer etwas didaktischen Natur nach insbesondere an den großen spanischen Dichter erinnert.

Überdieß zeigen einzelne, eben so tief philosophische als hoch poetische Stellen, von einem ungewöhnlichen, eben so gebildeten als selbstständigen mit allen Bestrebungen unser Tage wohl vertrautem Geiste; aber dem Werke fehlt die Spontaneität, der unwillkührliche Erguß des rauschenden Bergstroms Poesie, das Ganze sowohl als die Einzelnheiten, sind Resultate des Nachdenkens, nicht der Erfindung und tragen alle Gebrechen an sich, welche ästhetischen Rechenexempeln eigen zu seyn pflegen, eine inductionsweise, in explikativen Beispielen fortschreitende Handlung, und ein Mangel an Ebenmaß und Zusammenklang zwischen Characteren und Begebenheiten eines natürlichen Zusammengreifens und gegenseitigen Bedingens. Fühlbar sind mehre Charactere überspannt, oder romantisch skizzenhaft und knollig. Man begreift weder wie die Herzogin diesen Seneschall ertragen, noch wie der Seneschall auf einer solchen Heirath bestehen, und doch seinen Nebenbuhler am Hofe behalten, noch wie die Tochter sich für einen solchen Vater aufopfern, noch wie Sigismund ein so beschränktes Geschöpf so glühend lieben mag, am allerwenigsten aber wie der Vater, der Seneschall und die Herzogin einer so langen Erörterung mit dem Narren, zusehen können.

Auch wirken die Ereignisse wohl auf die Charaktere ein, die Handlung bleibt aber doch bis zum Schlusse des dritten Actes eine äußerliche, die Ereignisse wurden angenommen um den Schluß zu beweisen, nicht der Schluß aus den Geschicken und der Geschichte der Herzen abstrahirt.

Mehre Einzelnheiten, sowohl komischer als ernster Natur electrisirten, wie z. B. das höchst poetische Räthsel im 3. Act. Die Ausstattung war glänzend, die Aufführung lobenswerth, besonders von Seite der Hrn. Löwe, Herzfeld und Wilhelmi, der Gesammteindruck ungünstig.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 8. d. M. wurde in diesem k. k. Hoftheater in Folge eines von Ihrer Majestät, der regierenden Kaiserin Maria Anna allergnädigst geäußerten Wunsches zum Vortheile des Krankenspitals der Elisabethinerinnen eine musikalisch-declamatorische Akademie gegeben, in welcher viele ausgezeichnete Kunstkräfte mitwirkten. Das Orchester war dießmal auf der Bühne placirt, daher auch die sonst sehr wirksam aufgeführte C-dur Ouverture von Beethoven zu „Fidelio" zu viel in die weiten Räume der Coulissen und Soffitten verhallte, als daß sie mit voller Kraft in den Seelen der Zuhörer hätte wiederhallen können.

Die Schwestern: Dlles. Louise und Adolphine Neumann, trugen ein Gedicht von Saphir, „das Ehrpaar," Fichtner ein „Zweigespräch" von Baumann, und Hr. Lucas den „tollen Musikanten" von Löwe mit Proch'scher Musikbegleitung vor.

Außer den beiden Virtuosen, dem Violinisten Bazzini und dem Violoncellisten Servais, welche in ihren Leistungen am meisten hervorragten, fanden auch die meisten besseren Mitglieder der dießjährigen italienischen Oper bei dieser Akademie Gelegenheit, sich durch selbstgewählte Opernsgesangstücke ins hellste Licht zu stellen. Das dichtgefüllte Hoftheater war festlich beleuchtet, die Akademie ward durch die Anwesenheit des allerhöchsten Hofes verherrlicht. Die Hrn. Kapellmeister Proch und Nicolai dirigirten abwechselnd. Unter den Mitwirkenden heben wir den Violinvirtuosen

Antonio Bazzini,

als sehr hervorragende Kunstnotabilität heraus und das mit vollem Rechte. Die Gründe dafür im nächsten Blatte.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag, den 4. April, zum Vortheile des Komikers Wenzel Scholz und zum ersten Male: die Mamsell aus der Stadt, oder: die Heirathen aus Speculation. Local-Posse mit Gesang in 3 Aufzügen vom Beneficianten. Musik vom Kapellmeister Hrn. Adolph Müller. — Die Handlung dieses Stückes will ich nicht erzählen, ich traue jeder noch so langweiligen Familie eine originellere zu; untersuchen wir den Kern, wie dieser schmeckt. Der ist fadlos, alt, undauverdaulich. Derlei Späße laufen uns unvermerkt bei jedem unserer Gänge unter den Füßen davon, und wir ärgern uns, wenn wir sie auf den Gassen hören, hier werden sie bellatisirt, weil sie Hr. Scholz spricht. — Alles was man in dieser Posse hört, ist alt, selbst die Worte, die der Beneficiant und Dichter sprach, als er zu Ende, etwas zweideutig gerufen wurde: „Nehmen Sie die Versicherung, es ist das letzte Stück, was ich geschrieben."

Wenner nur dießmal Wort hält, und uns nicht die Aussicht auf die Zukunft verbirgt, so wollen wir unsern Tadel mäßigen, den uns eine gerechte Ärgerniß an diesem Stücke in die Hand, und so in die Feder treibt. Gespielt wurde gut, wie es von den ersten Komikern dieser Bühne: Scholz, Nestroy und Grois zu erwarten steht, ihrer Beliebtheit hat das Stück seine Aufnahme, die man doch nicht ganz fiasko nennen konnte, zu danken. Von den Mitspielenden sind noch Mad. Schmidt, Mad. Fehringer und Dll. Wagner zu nennen. Hr. Adolph Müller schrieb zu diesem Stück eine bessere Musik als es verdiente. Das Haus war gedrängt voll.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute 11.: „Bürgerlich und romantisch. — Dienstag 12. Norma. — Mittwoch 13.: „Der Liebe Wahn und Wahrheit." — Donnerstag 14.: „Der Sohn der Wilpniß." — Freitag 15.: „Die Unvermählte." — Sonnabend 16.: „Medea." — Sonntag 17.: „Bräutigam aus Mexico."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

Digitized by Google

— № 45. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 13. April 1842.

Die Reben.

Wenn längst im warmen Frühlingsschein
Gesträuch' und Bäume, groß und klein,
Im heitern, grünen Schmuck erscheinen,
Da sieht man erst die Reben — weinen.

Allein die Thräne, die sie näßt,
Ist keinem herben Schmerz erpreßt;
Sie können sie nur vor Entzücken
Und frommer Demuth nicht erdrücken.

Die Reben weinen dankbeseelt,
Daß sie der Himmel auserwählt,
Auf ihrem Stamm in spätern Tagen
Das edelste Getränk zu tragen. —

Hat dich der Himmel auserseh'n,
In deinem Wirken hoch zu steh'n,
Und dich vor Andern zu erheben,
So lerne Demuth von den Reben!

G. Zusner.

Jäger und Wildschütz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am Himmel glänzten die Sterne in heiterer Klarheit, der Mond schien wie ein Friedensbote über ihren Häuptern stille zu stehen, als wollte er sein sanftes Licht besänftigend auch in die Nacht streuen, welche die Seelen der beiden Männer gefangen hielt.

Nachdem der Förster sein Gebet beendigt hatte, öffnete er Jacob sein Herz, sagte ihm Alles, was er sich vorzuwerfen hatte, und erwähnte auch reuig des Zornes, mit dem er auf Jacob gezielt hatte.

Jacob seinerseits begriff die Würde und Heiligkeit seines Amtes, und machte ihn durch liebevolle Fragen auf manchen Fehler aufmerksam, den der matte, physisch und geistig erschütterte Mann, sonst anzugeben vergessen hätte.

Es war eine wahrhaft erhabene Scene. Der tödtlich Verwundete, der sein Grab offen sah, empfing von dem, der es aufgeworfen, die heiligen Tröstungen der Religion, und vergab ihm dankbar den an ihm begangenen Mord, für die himmlische Versöhnung die irdische spendend. Rosenblatt war nun zu Ende gekommen.

Der Wildschütze versprach die gehörte Beicht einem Priester zu wiederholen, und die auferlegten Bußwerke freudigen Herzens zu verrichten.

Rosenblatt dankte gerührt, er fühlte sein Herz erleichtert, der Tod hatte seine Schrecknisse verloren, und mühsam emporblickend stellte er sein armes Weib in die Obhut des Allerbarmerd. Jetzt erscholl aus der Ferne durch die einsame Nacht herüber der Schall eines Glöckchens.

Rosenblatt riß sich aus den Armen des Wildschützen. „Der Priester naht!“ rief er, „flieh' und rette dich!“

Nach diesen Worten sank er sprachlos zurück, sein Herzschlag stockte, seine Augen fielen zu.

Der Wildschütz drückte einen Kuß auf die blassen Lippen seines Opfers, dann sprang er erschrocken empor, und verschwand in dem angränzenden Gebüsche.

Indeß kam der Schall des Glöckchens immer näher, und vom Kamm des Gebirges herab wallte ein Zug hilfreicher Menschen; der Meßner mit dem Glöckchen voran, ihm nach der Priester Gottes mit dem Allerheiligsten, umgeben von der ganzen Gemeinde, Männern und Weibern, theils brennende Kerzen, theils eine Bahre tragend, und geleitet von Hanns dem weinenden Burschen.

Es war zwei Uhr und noch wachte Martha.

Das treue Weib wollte sich keine Ruhe gönnen, während ihr Mann draußen in der feuchten Waldnacht sein Leben wagte.

Unruhig ging sie im Gemache auf und ab, ihr Herz schlug bange, geängstigt von schweren unheilvollen Ahnungen, die leider nur zu sehr gegründet waren.

Um drei Uhr wurde sie durch das Geräusch nahender Menschen aufgeschreckt.

Schnell eilte sie ans Fenster, und erblickte mit Entsetzen eine Schaar Männer, die ihren geliebten Mann, blutig und lautlos, auf einer Bahre einhertrugen. Außer sich vor Herzleid eilte sie hinaus, mit ihrem Wehklagen die Knechte und Mägde erweckend. Lange pochten die Männer an der Pforte, bis die erschrockenen Hausgenossen, die wie betäubt umherschossen, sie zu öffnen eilten.

Martha stürzte sich mit heißen Thränen auf ihren geliebten Gatten. Hans war nicht im Zuge; er war in den Ort geeilt, um einen Arzt zu holen. Der Priester aber war zugegen; denn da er Rosenblatt besinnungslos fand, so folgte er dem Zuge in der Hoffnung, daß der Arme, in dem er noch Leben entdeckte, die Augen aufschlagen und nach ihm verlangen werde.

Indessen eilte Jacob Holder, von seinem Gewissen gepeinigt, wie ein gehetztes Wild durch den Forst.

Keine Kluft, kein reißender Wildbach hielt ihn auf, er suchte die abgelegensten Pfade, die gefährlichsten Stellen des Gebirges, um die Spur der Menschen zu meiden.

Büchse und Jagdtasche warf er schaudernd in einen Abgrund.

während er an einer Bergquelle die Blutspuren abwusch, die seine Hände und Kleider, da er Rosenblatt unterstützte, erhalten hatten.

Er wollte beten, und hatte nicht die Kraft, seinen Geist zu dem Allgütigen zu erheben. Das heilige Amt, das er vertreten, hatte seine frühere Wildheit gänzlich gebrochen.

Er haßte sein Leben, und hatte nicht den Muth, es aufzugeben, weil er den ewigen Richter scheute, vor den der edle Rosenblatt unvorbereitet zu treten gezittert hatte.

Endlich erreichte er halbtodt vor Angst und Erschöpfung die Hütte eines Holzhauers, die in einem andern entfernten Forste lag.

Hier wurde er bereitwillig aufgenommen, da der Eigenthümer der Hütte ihn früher oft auf seinen kecken Ausflügen in den Forst begleitet, und den Gewinn getheilt hatte.

Die Herrschaft, der Rosenblatt diente, vernahm mit Entrüstung das in ihrem Gerichtsbezirke begangene Verbrechen.

Da der Thäter von Hans bezeichnet wurde, so wurde Alles aufgeboten, seiner habhaft zu werden.

So geschah es, daß man Jacob bereits nach drei Tagen in seinem Verstecke auffand, mit Ketten beschwerte, und unter starker Bedeckung in das Gefängniß des Criminalgerichtes abführte.

Indessen gelang es dem herbeigerufenen Arzte, den armen Rosenblatt wieder ins Leben zu rufen. Die Sonde zeigte, daß die Kugel oberhalb des Herzens eingedrungen war, und das Schlüsselbein, das sie aufhielt, zerschmettert hatte.

Martha sank dankend auf die Kniee, als ihr der Arzt die frohe Hoffnung gab, ihren geliebten Mann wieder herzustellen. Doch Blutverlust und Schmerz hatten den Kranken erschöpft; sein Bewußtseyn war so dunkel, daß er selbst sein treues Weib nicht erkannte.

Nur Ein Erlebniß hatte sich mit unvertilgbarer Kraft seinem Geiste eingeprägt; seine Vorbereitung zum Tode im Angesichte seines Mörders. Auf dieses Erlebniß bezogen sich alle Worte, die er in der Gluth des Fiebers aussprach.

Jacob Holder war es, der allein klar vor seinem innern Geistesauge stand. Mit ihm sprach er, öffnete ihm sein Herz, beschwor ihn zu fliehen, und Bußwerke für ihn zu üben; kurz alles, was ihm zuletzt begegnet war, spiegelte sich deutlich und ungetrübt in seiner Seele, während die ganze übrige Vergangenheit keinen festen Haltpunct in seinem Bewußtseyn erhalten konnte. Als er sich endlich allmälig erholte, sein Gedächtniß zurückkehrte, sein treues Weib ihm nicht mehr fremd erschien, fragte er vor allem andern nach Jacob Holder.

Martha fluchte dem Verhaßten, aber Rosenblatt gebot ihr aufgeregt, glimpflicher von seinem Freunde zu reden, den er nach Gott und ihr am herzlichsten liebe.

Martha erschrak, sie glaubte, ihr Mann verfalle wieder in Geistesabwesenheit, und schwieg betroffen.

Aber Rosenblatt enttäuschte sie, indem er ihr und dem Arzte zum nicht geringen Erstaunen Beider sein Erlebniß in der Waldschlucht erzählte, den Trost pries, den Jacob seiner gedrückten Seele gewährte, und ihn nicht als seinen Feind, sondern als seinen innigen von Gott gesendeten Seelenfreund betrachtet haben wollte.

„Wenn er mein Blut vergoß, so hab' ich ihn dazu getrieben," meinte der wackere Jäger. »Meine Kugel rief die seinige hervor; er aber hat mich mit Gott versöhnt, und Verzweiflung von mir abgewehrt in meiner angstvollsten Stunde. Ich habe ihm mein Herz eröffnet mit seinen geheimsten Falten, und es bleibt ihm zugethan mein Lebelang.«

Der gerührte Arzt verheimlichte Rosenblatt Jacob's Verhaftung, vorgebend, er habe sich noch zu rechter Zeit geflüchtet.

Als aber Rosenblatt völlig genesen war, traf ihn die Nachricht, daß Jacob zu zehnjähriger Kerkerstrafe verurtheilt worden, wie ein Donnerschlag.

Er weinte bittere Zähren über das Geschick seines Seelenfreundes, und erschöpfte Bitten und Vorstellungen, seine Fesseln zu lösen. Doch vergebens waren seine Anstrengungen, das gesprochene Urtheil behielt seine gesetzliche Kraft, und so büßte Rosenblatt tief bekümmert Jacobs Strafe mit ihm zugleich; denn er blieb, so lange sie dauerte, betrübt und gönnte sich weder Freude noch Erholung. Überall schwebte ihm das Bild des gefangenen Freundes vor Augen, er schloß ihn in sein Gebet ein, und sprach seinen Namen nur mit Thränen aus.

Endlich lief Jacob's Strafzeit ab.

An dem Tage, der seine Fessel löste, stand Rosenblatt in seinem besten Anzuge vor der Pforte des Strafhauses, und erwartete mit pochendem Herzen den Befreiten.

Als Jacob hervortrat, fiel ihm Rosenblatt jauchzend um den Hals, und führte ihn, der sich von aller Welt verstoßen wähnte, im Triumph in sein Haus, wo Beide in der innigsten Freundschaft beisammen lebten bis an ihr Ende.

Dr. Adolph Wiesner.

Auszug

aus dem Auszuge eines Reisejournals.

Am Bord des Stamander, den 4. des Monats Ghulane, im Jahre 1227 der Hedschira.

Bischmillah! Maschallah! Ich verlasse Constantinopel und bin darüber sehr froh. Das ist eine Stadt, in der es nichts als Hunde gibt. Der Fortschritt ist in Constantinopel eine Chimäre. Lebe wohl, Constantinopel! Lebe wohl, Pera! — Pera ist eine Vorstadt, welche brennt. Ich habe sie lange bewohnt, und bin neunmal dort abgebrannt.

Smyrna.

Diese Stadt hat stets einen sonderbaren Eindruck auf mich gemacht; sie ist eine Mestize; sie gleicht einem Türken, der einen Kragen von Crinoline und einen Paletot trägt; die Füße sind Asmalins, der Kopf ist ein Franke. Man spricht hier im Infinitiv.

Syra.

Der Pascha von Syra ist ein alter Vetter Ali-Pascha's von Janina; er behandelt die Reform wie ein Türke und Maure. Bei unserer Ankunft vertrieb er sich die Zeit damit, einige Rajahs in lederne Säcke zu nähen, um sie ein Seebad nehmen zu lassen. Ich liebe diese alterthümliche Einfachheit.

Naxos.

Hier verließ Bacchus die Ariadne, nachdem er sie geliebt hatte, ihre Kinder sind sehr häßlich. Das ist die einzige Bemerkung, zu

welcher mir diese in jeder Beziehung interessante Insel Gelegenheit gegeben hat.

Athen.

Stadt des Perikles, sei mir gegrüßt. Man hat uns auf deutsch zugerufen: „Wer da!“ — Da soll man wohl noch Griechisch lernen, wenn man am Fuße des Hymettus deutsch spricht.

Navarin.

Das ist eine politische Stadt, zum Gebrauche der Pariser. Sie zählt fünf Häuser und darunter vier Hütten und ein Wirthshaus.

Malta.

Endlich betrete ich eine europäische Insel auf afrikanischem Boden. Wenn man Wasser verlangt, bringt man Orangen; es gibt keine anderen Brunnen als Wolken, aber Wolken sieht man nicht.

Marseille.

Ich komme an, ich bin angekommen. — Sei mir gegrüßt, du altes Marseille, Tochter der Phönizier! Marseille ist eine von Mäklern bevölkerte Stadt. Ich sah Herrn Mery; er sagte mir, er reise nach Paris. Das sagte er mir auch schon 1839. Ich will ihn dort erwarten.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Montag, den 11. April: Bürgerlich und Romantisch, Lustspiel von Bauernfeld. Dlle. Adolphine Neumann als Katharine von Rosen. — Die Romantik dieser Rolle, die aller mondscheinblassen Sentimentalität bar, auf jenen genialen, liebenswürdigen Leichtsinn, der nie die Schranken überspringt, haftet ist, prägte sich herrlich in dem Spiel der Dlle. Adolphine Neumann aus; durch das entzückende Sichgehenlassen in der Rolle hat die Darstellerin den Standpunct erreicht, wo Kunst und Natur sich schwesterlich die Hände biethen. — Hr. Korn bewährte als Baron Ringelstern seine große Meisterschaft. Die HH. Fichtner, Wilhelmi, Herzfeld und Moreau, Mad. Wintersteiner und Mad. Anschütz trugen wesentlich zur Harmonie bei, durch die dieses Lustspiel auf ein zahlreiches Publicum wirkte. Dlle. Adolphine Neumann erntete lebhaften Beifall.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 9. und 10. d. M. wurde auf dieser k. k. Hofbühne ein neues Ballet, betitelt: Angelika, von der Composition des Hrn. Guerra gegeben, und erfreute sich eines sehr günstigen Erfolges. Hrn. Guerra's, seit mehren früheren Balletcompositionen, namentlich des Feenfee's sehr vortheilhaft bekanntes Talent hat bei dieser interessanten choreographischen Novität in einem dreifachen Lichte geglänzt, er war dießmal Balletdichter, Componiteur (wenn man diese Bezeichnung auch auf Tanzmusiken ausdehnen darf), und Darsteller. Das romantische Sujet des Ballets ist sinnig erfunden, mit Klarheit geführt, und mit vielen wirksamen dramatischen Points ausgestattet. Die Bewegungen des Ensembles, besonders in den Charakter-Situationen, sind sehr effectreich, die Tänze von Geschmack und vieler Originalität zeigend.

Nur erscheinen die beiden Actschlüsse auf die frühere innere und äußere Lebendigkeit der Handlung etwas zu matt. Die Gefangennehmung der Schleichhändler würde sich ohne Zweifel auf eine viel imposantere Weise darstellen lassen. Ebenso ist auch der Schluß der 2. Abtheilung nicht schlagend genug. Der Einzug eines Königs bietet kein besonderes Interesse, wenn er nicht auf eine durch die Handlung motivirte und überraschende Weise geschieht.

Die Musik ist theilweise neu vom Hrn. Guerra gesetzt; theilweise von andern Meistern recht passend zusammengestellt. Nur wollte uns in dieser durchaus italienischen Handlung ein dem Steierer wie aus dem Leben gegriffener Tanz nicht recht zusagen.

In der Darstellung trat wieder Hr. Guerra als das belebende Princip des Ganzen höchst ergötzlich hervor, und wurde von Dlle. Danse, welche nach längerer Abwesenheit von dieser Bühne in diesem Ballete wieder zum ersten Male aufgetreten ist, wesentlich unterstützt. In den eingelegten Tänzen ernteten beide, letztere vorzüglich ihrer Leichtigkeit, Anmuth und Ausdrucksfähigkeit wegen, stürmischen Beifall, der auch mehren andern Mitwirkenden, als: Mad. Mattis Dlle. Kohlenberg, und A. Mayer, dann Hrn. Baptist, so wie stellenweise auch dem ganzen Balletcorps zu Theil ward.

— Costume und Decorationen, letztere durchaus neu, wurden eines Hoftheaters würdig hingestellt.

Dieser Balletvorstellung ging eine musikalische Akademie voraus, in welcher sich Hr. Reißland als concertanter Posaunist hervorthun wollte.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Sonnabend, den 9. April, zum Vortheile des Hrn. Hebenstreit und zum ersten Male: Das Kirchweihfest zu Lainz, eine Posse, und der unterbrochene Kirchtag, Pantomime von J. Fenzl. — Man kann es diesen beiden Kirchtagen eben nicht nachsagen, daß es auf ihnen besonders lustig zuging; es wurde viel gelärmt und getobt, aber das komische Element fehlte, und wo es sich zeigte, trug es den Bettlermantel, den sich diese Posse aus den Lappen vieler Stücke zusammengeflickt. Es ist Mode geworden, daß jeder Beneficiant ein neues Stück bringt, und das ist eine schlimme Mode. Soll man Possen aus der Erde stampfen? wächst uns ein Volksstück auf der flachen Hand? Der Besuch war nicht zahlreich.

Concerte.

a. des Antonio Bazzini.

Wir haben diesen Violinspieler schon nach seiner Production im k. k. Hofoperntheater als eine sehr interessante Kunsterscheinung bezeichnet und herausgehoben. Diese Ansicht bestätigte er auch in seinem ersten, Samstag den 9. d. M. gegebenen Concerte. Kaum beginnt der Cellist Servais die schwärmerischen Töne seiner feurigen Phantasie, seiner modern-französischen, in seiner Art unvergleichlichen Spielweise verklingen zu lassen, und schon sehen wir an seine Stelle einen Violinisten treten, der mit allen Eigenschaften des modernen Virtuosenthums versehen, unstreitig allseitiges Interesse erregen wird; besonders, weil er in seinem Spiele, wie das jetzt so üblich wird, nebst einer ungeheueren Bravour und allen Elementen der Kunstfertigkeit, eine gewisse Picanterie vereinigt, welche im Gegensatze zu seinem schmachtenden, sentimentalen, gefühlzehrenden, breit aufgetragenen Melodienspiele, den Sinn ungemein besticht, und oft Bewunderung erregt.

Bazzini trägt in seinem Spiele und in seinen Manieren ganz das Gepräge seiner Nationalität, er ist durch und durch Italiener, so wie Servais Kunst das Gepräge des französischen Charakters unzweideutig zeigte, und würde vielleicht in gleichem Maße Aufsehen erregen, wenn die Welt auf der Violinie nicht schon einen Paganini, und so viele andere große Virtuosen gehört hätte.

Bazzini spielte drei Pieçen, lauter Phantasien und Variationen über Themas aus wälschen Opern. Derlei Compositionen, welche sich der Virtuose macht, müssen eine Art Monotonie erzeugen. Die Themen sind schon zu bekannt und abgenutzt, daher auch ihre ewigen Varianten keinen besonderen Reiz gewähren. Bazzini wußte übrigens alle Kunststücke seiner Virtuosität darin anzubringen. Von besonderem Interesse war das Puritaner-Quartett, die Führung des Motivs mit Pizzicato-Begleitung, durch welches der Concertgeber gezeigt, daß er solche Complicationen auf einer Violine zu spielen vermag, wie sie sonst nur Zweien oder Dreien ausführbar wären. Bazzini geigte in seinem Concerte, in welchem Dlle. Goldberg zur Abwechslung wieder einmal eine italienische Arie sang, außerordentlich.

b. der Caroline Krähmer, geb. Schleicher.

Diese vielseitig musikalisch gebildete Frau ließ sich auch in diesem Jahre wieder in ihrer seltenen Weise, nämlich auf dem Clarinett hören, und hatte sehr viel Zuspruch. Ihr Spiel ist aber auch höchst einnehmend, ihr Vortrag so geschmeidig und delicat, der Ton so sanft und rein, wie ihn nur ein zarter Frauenhauch und delicate Damenhände bilden können. Ihre Leistung ward sehr beifällig aufgenommen. Die Unterstützung, die in diesem Concerte der Sohn, Ernst Krähmer, seiner Mutter auf dem Violoncell angedeihen ließ, war zwar noch etwas zu schwach, doch er ist noch ein Knabe von 15 Jahren. Eine Declamation der Mad. Haitzinger-Neumann erregte Sensation; das heiße ich declamiren. Hr. Lutz sang des „Fischers Abendlied" von Hrn. Preyer mit schönem Ausdruck. Dlle. Julie Goldberg sang auch in diesem Concerte eine italienische Arie.

Künstlerischer Wegweiser.

Im Gebiete der vaterländischen Bildhauerkunst herrscht eben kein gar reges Treiben, und nur selten ist uns die erfreuliche Gelegenheit geboten, ein Werk unserer heimischen Künstler bewundern zu können. Wenn aber ein Kunstwerk vollendet wird; dann ist ihm der Stämpel der Meisterschaft aufgedrückt, und der Genius der Kunst lächelt mild hernieder auf das Streben unserer Meister der Sculptur. Mit tiefer Verehrung staunten wir die große Statue Sr. Majestät unsers vielgeliebten Kaisers Franz I. an, welche im Atelier des ehrwürdigen Vertreters österreichischer Bildhauerei, des allgemein geehrten k. k. akademischen Rathes und Directors der Medailleur- und Gravenr-Schule an der hiesigen Akademie der bildenden Künste, des Herrn Jos. Klieber auf der Wieden Nr. 100, den Verehrern der Kunst zur Ansicht ausgestellt ist. Die Höhe der Statue, welche aus dem reinsten Carrara-Marmor gemeißelt ist, beträgt sieben Schuhe, und ist sowohl hinsichtlich der außerordentlichen Porträtähnlichkeit, als auch rücksichtlich des meisterhaft ausgeführten Faltenwurfes des römischen Mantels, welcher den Leib des unvergeßlichen Monarchen umfließt, vollendet zu nennen; jedenfalls bildet dieses kolossale Standbild einen üppig blühenden Zweig in dem Lorbeerkranze, welcher die Stirne des greisen Künstlers umschlingt. Diese Statue ist für den großen Saal des k. k. polytechnischen Institutes bestimmt, und wird demnächst auf einem einfachen Piedestal, welches mit dem erhabenen Wahlspruch des verklärten Monarchen: Justitia regnorum fundamentum geziert seyn wird, an dem Orte ihrer Bestimmung feierlich aufgestellt werden.

Indem wir alle Freunde und Verehrer der Kunst zum Besuche im Atelier des neuen Phidias aufmuntern, theilen wir schließlich noch mit, daß der ehrwürdige Director Klieber eben mit Modellirung einer Büste des Helden von Aspern, Sr. kaiserl. Hoheit des allverehrten Herrn Erzherzogs Carl, beschäftigt sei, und mit diesem neuesten Werke abermals einen Beweis seiner vortrefflichen Manier und erreichten Kunsthöhe liefern dürfte.

Literarisches.

Die literarische Beutelschneiderei hat gegenwärtig in Paris eine Höhe erreicht, welche wahrhaft staunenswerth ist. Da die verschiedenen Physiologien jetzt in Frankreichs Hauptstadt so allgemein geworden sind, daß es fast schon keinen Platz der Stadt mehr gibt, der nicht seine Physiologie hätte, so fehlt es den Herausgebern allmälig an Theilnahme von Seite des lesenden Publicums. Um aber in ihrem Erwerbe nicht gestört zu werden, schicken sie Colporteurs zu Inhabern von Gast- oder Kaffehhäusern, ja auch von Modewaarenhandlungen und Leihbibliotheken und machen ihnen zu wissen, daß ihre Namen nur dann in der Physiologie ihres betreffenden Stadttheiles genannt werden, wenn sie auf 2, 3, ja 6 Exemplare dieser Physiologie pränumeriren, und gar selten schlägt dieser Coup fehl. — Der neue Figaro, eine Zeitschrift, die seit dem neuen Jahre erscheint, hat die Einrichtung getroffen, daß Jedermann, der ein vierteljähriges Abonnement statt mit 4, mit 9 Franks bezahlt, das Recht hat, für diese 9 Franks in mehren der berühmtesten Pariser Modewaaren-Handlungen, gegen Ablieferung seiner Quittung, Waaren einzukaufen. So etwas zieht! Vielleicht verpflanzt sich diese Erfindung auch in unser Vaterland!

Bei L. Fort in Leipzig erscheint nächstens ein Werk in 4 Bänden, unter dem Titel: Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen, oder: Auserwähltes aus den Werken der vorzüglichsten russischen Dichter und Prosaisten der älteren und neueren Zeit, in getreuen Uebersetzungen, nebst literar-historisch-kritischen Nachrichten von jedem Autor; gesammelt und herausgegeben von C. Wilhelm Wolfsohn; worauf wir alle Freunde russischer Literatur hiemit aufmerksam machen.

Ausstattungsstücke sind eben nichts neues, denn Jean Desmartes schrieb gemeinschaftlich mit Cardinal Richelieu ein Stück, dessen Ausstattung eine Million Franks gekostet hatte, und welches dennoch durchfiel. — Derselbe Desmartes ist der Autor eines epischen Gedichtes: Cloris, von dessen Schönheiten er so durchdrungen war, daß er täglich Gott in seinem Gebete dankte, daß er der Verfasser desselben sey.

Tagsergebnisse.

(Frühes Donnerwetter.) Gegen Ende März schlug um die Mittagsstunde der Blitz unweit Saar im Iglauer Kreise in die oberste Spitze der daselbst errichteten Johann Nepomuck-Capelle, und in kurzer Zeit stand das ganze Dach in hellen Flammen. — Die Nacht vorher war schon in jener Gegend ein schweres Wetter unter Donner und Blitz, begleitet von Schneegestöber, niedergegangen. — Auch uns Wiener besuchte ein Donnerwetter in der Nacht vom 1. auf den 2. April, und weckte uns durch mehre starke Donnerschläge aus dem Schlummer. Wenn die alte Bauernregel, „früher Donner, später Hunger," sich bewährt, so dürfte das Jahr 1842 ein sehr gesegnetes werden.

Omnibus.

(Bestrafter Geldwurst.) Als zu Ende des vorigen Jahres in Neworleans das gelbe Fieber mit fürchterlicher Gewalt wüthete, kam ein Schiff mit 300 Auswanderern daselbst an. Der menschenfreundliche Capitän erbot sich, alle 300 Personen an Bord zu behalten und die Behörden von Neworleans erboten sich großmüthig zur Erstattung aller nöthigen Auslagen. Unglücklicherweise erfuhren die Auswanderer, daß man sich in der Stadt täglich 3 Dollars verdienen könne und begehrten nun während ihres Aufenthaltes auf dem Schiffe, ebenfalls täglich diesen Betrag. Diesem unsinnigen Verlangen konnte man nicht entsprechen; man entließ sie daher nach der Stadt, und sie wurden sämmtlich Opfer der schrecklichen Seuche!

(Amusantes.) Dem Könige Much-Meuh in Cochinchina wurde unlängst ein höchst sonderbares Geschenk gemacht. Es trat nämlich sein 49ster Geburtstag ein; da man aber die Zahl 49 für gefahrdrohend und verderblich erachtete, so beschloß der versammelte Staatsrath von Tonkin und Cochinchina, dem guten Könige in Anerkennung seiner Verdienste ein Jahr zum Geschenk zu machen, und somit trat Se. Majestät sogleich in sein 50. Lebensjahr. Nun soll die ganze Bevölkerung außer sich seyn vor Freude, weil nun für das Leben und das Wohl des theuren Monarchen nichts mehr zu befürchten ist. — Chinesen bleiben Chinesen!

(Weiber am Pflug.) In der Nähe des Dorfes Cabalse in Arabien sah ein Reisender in jüngster Zeit mehre Weiber im wahren Sinne des Wortes an einen Pflug gespannt, während die Männer mit Spinnets in der Hand am Rande des Ackers standen und ihnen zusahen. — Eines jener Weiber, ein niedliches Geschöpf, antwortete mit Lächeln auf die Frage des Reisenden: daß sich die Weiber in jener Gegend gewöhnlich zu diesem Zwecke verdingten, und dafür eine kleine Entschädigung an Getreide erhielten.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 30 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 46.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 16. April 1842.

Bilder und Studien aus Italien.

Von Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

Spoleto.

Die Straße von Ancona bis Rom über die Apenninen ist nicht uninteressant; man sieht den dazwischen liegenden Städten und Ortschaften ihre mittelaltrige Entstehung und die Eigenthümlichkeiten der italienischen Entwicklung an. In Deutschland bauten nur einzelne Ritter und Herren ihre Burgen auf Felsspitzen und steile Hügel, in Italien zog sich die ganze Bürgerschaft hinauf, und die edlen Familien wohnten neben ihr, höchstens im castellähnlichen Palläste abgesondert, die deutsche Freiheit jener Zeiten bildete sich aristokratisch die italienische Bürgerthümlichkeit. Noch heutzutage stehen die Mittelkuppen des Appenniens mit alten Städten besetzt, und die Poststraße läuft zwischen ihnen wie närrisch ab und auf. Aber an der Seite dieser Straße breitet sich die Hügelkette des Apennins in den mannigfaltigsten Abwechslungen aus, riesige Eriken, Ginster und hohe Blumen und Gesträuche bedecken die Abhänge, während der Berg der Sybilla und der Somma noch ganz mit Schnee bedeckt erscheinen. Schöne Ölwälder schmücken die Bergrücken, alte Baumstämme scheinen vom Epheu fast erdrückt, und einzelne verfallene Castellthürme, hier colone genannt, ragen darüber hervor, die Flora des Apennins ist schön und duftig, unzählige Nachtigallen schlagen in den Gebüschen, Camerino ist ein uralter, verfallener Ort mit Häusern wie Burgen, doch noch viel merkwürdiger und höchst interessant ist Spoleto. Vom Ufer der Mareggia über eine mäßige Anhöhe, die für den Krater eines ausgebrannten Vulkans gelten kann, breitet sich die Stadt aus; obschon sie die Hauptstadt einer päpstlichen Delegation ist, zählt sie doch nur mehr 6000 Einwohner und ist in fortschreitendem Verfalle begriffen. Einst war sie der Sitz der gewaltigsten Herzoge in Italien Guido von Spoleto fühlte sich mächtig genug, um für die römische Kaiserkrone in die Schranken zu treten, und im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen wird Spoleto oft und bedeutungsvoll genannt. Seine historische Berühmtheit erstreckt sich jedoch noch viel weiter zurück. Hannibal zog nach seinem Siege am thrasimenischen See gegen Spoleto, wurde jedoch durch die Tapferkeit seiner Bewohner nach langer Belagerung vertrieben, und noch der heutige Reisende wird durch zwei unbedeutende antike Thorbogen, porta della fuga oder d'Annibale genannt, an dieses glorreiche Ereigniß erinnert. Neben dem nach Foligno führenden Thore wurde im alten versandeten Flußbette der Mareggia eine römische Brücke ausgegraben, deren höchste Geländer noch mehre Fuß tief unter dem heutigen Wasserspiegel liegen. In dem darüber angeschwemmten Steingerölle und Bauschutte liegt ein Stück zertrümmerter Weltgeschichte. Auf einer Anhöhe der Stadt erhebt sich der kleine runde Pallast des Theodorich; schmale unregelmäßige Fenster geben ihm nur mäßige Helle, byzantinische Schwibbogen dienen dem Giebel zum Schmucke, und ein sanft anlaufendes Rundach endet in einer einzigen Spitze. Die Flügelbauten sind aus späterer Zeit. Unfern des Gothenpallastes steht der uralte Dom in byzantinischem Style; auf seiner Vorderseite ist ein großes Mosaik angebracht, dessen Meister Solfernus seinen Namen beisetzte; Dr. Kugler gibt in seiner Kunstgeschichte an, es stehe die Jahrzahl 1207 darüber, ich selbst las jedoch ganz deutlich 1090. Die eigenthümliche Großheit und harte Würde des Bildwerkes, das den Erlöser mit Maria und Johannes an seiner Seiten darstellt, dürften auch mehr dem eilften Jahrhunderts entsprechen. Im Chore des Domes sind Fresken von Fra Filippo Lippi mit anmuthigen Weihnachtsgeschichten. Am höchsten Puncte der Stadt erhebt sich das mittelaltrige Castell, aus hohen Mauern und Thürmen bestehend, die an manchen Stellen schon ziemlich verfallen sind: päpstliche Artilleristen bewachen hier Staatsgefangene, aber die Aussicht von seinen Zinnen über die Bergzüge des Apennins ist reizend und malerisch, und der häufige Epheu schleicht als ein Bote des Frühlings zu den Gefangenen hinauf. An der Stelle dieser Veste muß schon ein viel älterer Bau gestanden seyn, wie dieß Reste von cyklopischen Mauern zweifellos darthun. Für die alten Herzoge von Spoleto hatte dieses Castell militärische Bedeutung, es mag damals beinahe unbezwinglich gewesen seyn, und um es für alle Zeiten mit Wasser zu versehen, legten sie einen Aquäduct von einem Berge zum andern über eine tiefe grüne Schlucht an, der noch gegenwärtig auf einer der höchsten Stellen der Stadt mächtig wie ein Wasserfall hervorbricht, und in vielen Springbrunnen und unsichtbaren Wassercanälen die ganze Stadt hinunterläuft. Die herrliche Bogenschlucht der Wasserleitung zieht sich noch immer durch das Thal. Der Abhang des Berges, auf dem die Stadt sich erhebt, ist mit Bauwerken und Gartenanlagen bedeckt, auch die Umgegend schmücken Kirchen, Klöster und Thürme. Es bleibt kein Zweifel übrig, daß man sich hier im Brennpuncte vergangenen mittelalterlichen Lebens befindet. Auch Ruinen alter Tempel sind noch in den christlichen Kirchen erhalten, und die junge Natur und die alte Geschichte stehen mache und freundlich nebeneinander. Einzelne Häuser gleichen mehr Burggebäuden als Privatwohnungen, die Steinrauten des Stile rustico springen bis zu den ersten Stockwerken hervor, die Fenster sind erst in bedeu-

tender Höhe eingesetzt, und die Thore werden von eisenbeschlagenen Flügeln beschützt. Altane biegen sich in die Gassen, und einzelne Thürmchen erheben sich über die Häusergiebel. In den weiten Vorhallen hängen hier und dort noch alte Waffen, oder die Steinwappen bezeichnen doch die Stelle, wo sie sonst an den hohen Wänden gehangen. An der Außenseite der Häuser sind schön gearbeitete Ringe aus Bronze oder Eisen angebracht, um daran die Rosse anzuhängen, weiter darüber stehen künstlich getriebene Nägel, um bei festlichen Gelegenheiten die Fackeln daran zu befestigen. Die Ausdehnung von Spoleto ist für die einstige Volksmenge berechnet und beträgt über eine Stunde im Umkreise, das Terrän ist bergig, fast alle Straßen sind steil, enge und finster. Nur der untere Theil der Stadt ist spärlich bewohnt, der obere ist fast ganz verödet.

Wer Spoleto in seiner vollen Eigenthümlichkeit kennen lernen will, der mache in der Nacht, am besten in trüber, einen Gang durch die Stadt. Man besuche Rom in der heiligen Woche, Neapel im Carneval, Spoleto aber zur Nachtzeit. Der Mond ist die Sonne von Spoleto. Finster und abenteuerlich steigen dann die schmalen krummen Gassen empor, kaum erblickt man noch in der ersten Hälfte hier und dort ein Licht, aber bald umgeben Einen nur hohe, verlassene Häuser. Die Thore sind vernagelt, die Fenster geschlossen, oder es stehen wohl auch beide ganz offen, und durch sie und die verfallenen Dächer schauen die Sterne und das schwermüthige Mondlicht herein. Alle Wände sind dunkel, kein menschlicher Laut ist zu vernehmen. Plötzlich tritt man dann wieder auf einen offenen Platz, und ein reicher Springbrunnen plätschert in der tiefen Stille der Nacht. Auf der Höhe des Berges zertheilt sich der Aquäduct in mehre solche, jeder derselben sollte einst die nächsten Quartiere der Stadt durch verdeckte Röhren mit Wasser versehen. Aber viele dieser Röhren sind längst gebrochen, das Wasser fand an manchen Stellen einen Durchbruch, und in den schwarzen verödeten Häusern tropft, rieselt und rauscht es jetzt wüst, und unaufhaltsam von unheimlichen Wasserkünsten. Kalt und langsam schlagen hier gleichsam die Pulse des Lebens. In dunkler einsamer Nacht zeigt Spoleto seine wahre Physiognomie, es ist eine Stadt der Todten; und der Geist des edlen Carthagers, und Theodorich und Narses wandeln gespenstig durch die bedeutungsvollen Ruinen. Vom Platze vor der Burg öffnet sich eine Fernsicht über die Apenninen, die Schatten der Nacht verhüllen sie halb, und ihre Hügel erscheinen wie düstere Gräber der Weltgeschichte. Der Wachruf der päpstlichen Schildwache unterbricht dann auf seltsame Weise die Träume des Wanderers, und der Gespensterspuk entflieht vor der Bravour des Neuitalieners.

Feuilleton.

Carl von Holtei's Vorlesungen.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Coriolanus.

Man hat der Bühne so große, feurige Lobreden gehalten, sie zu einer Staatsanstalt mit großen Dotationen erhoben, die größten Genien der Zeit haben sichs zur Ehre gerechnet, um sie zu wirken, in ihren Bestrebungen von ihr verstanden und unterstützt zu werden, die höchsten Stände haben es nicht unter ihrer Würde gefunden für ihren Beifall zu ringen, sie setzt hundert Pressen in Bewegung, fordert zehntausend Kritiker heraus, versammelt ein Auditorium um sich, das eiliger zuströmt und aufmerksamer horcht als irgend eines, dem die höchsten Wahrheiten kundgegeben worden, und so weit ist es gekommen, daß sie nach achtzigjährigem Bestand sich zum Salon umwandeln und ihre Zuhörerschaft zu Vorlesungen versammeln muß, damit sie wieder einmal die rechte, durch keine Störung entheiligte Anschauung eines großen Dichterwerkes gewähre! Scheint sie doch den Schatten des großen Todten zu scheuen, scheint sie sich doch den großen Momenten der Geschichte, den erhebenden Ideen der Philosophie nicht mehr ganz ebenbürtig zu fühlen, die Würde der alten Helden, die stolze Größe Cäsars und Coriolans, Romeo's Zartsinn und Julia's Liebe, Phädra, Agamemnon und Iphigenie, Tasso, Wallenstein, Faust, Macbeth, Hamlet und Nathan beginnen der Vergangenheit anzugehören, oder pochen wie Shylok und Schewa, wie Lear oder die Heinriche leise an das Thor der Zeit, und ziehen sich, da niemand im Hause antwortet, schweigend wieder in die Götterdämmerung ihrer einsam großen Welt zurück. Ja, lesen wir uns diese Werke vor, erinnern wir die Nation, wenn es in großen Massen nicht angeht, in ausgewählten Häuflein, an die markige Stärke unserer classischen Literatur, lesen wir's unsern Zeitgenossen aus Büchern vor, daß es einst nicht bloß Mimen gab, welche Griechenthum und Römergröße glorreich veranschaulichten, daß es einst nicht bloß Kunsttempel gab, in denen kein blinder Zufall Würdiges und Unwürdiges zusammenführte, wo man Großes oder Kleines zwar, Alles und Jedes aber der Wahrheit und Natur gemäß, mit Einsicht und umfassendem Eindringen zur Anschauung brachte, erinnern wir uns aus Büchern, daß es einst nicht bloß Mimen und Volksbühnen gab, welche Dramen wie die eines Shakespeare in's Leben riefen, sondern auch eine Welt, von der die Geschichte Großes erzählen, der Dichter so Herrliches verkünden durfte; vielleicht taugen wahre Größe und Natur nicht mehr für diese Tage, nicht mehr für das morsche Bretergerüste unserer alternden Bühne.

Das Interesse der Welt wird nach einer anderen Richtung gedrängt. Nach außen schweifen alle Blicke. — Erwerben und Genießen ist die große Losung der streitenden Kräfte; die Vortheile eines Handgriffs, Winde und Hebel gelten mehr, als was wir einst eine Lebensfrage genannt.

Unsere ganze Denkart, der Genius des Jahrhunderts sucht das Innere des Menschen seltener auf, ein kleinerer Quietismus, eine todtlahme Apathie ist aus dem kreißenden Schooße der belobten deutschen Universalität hervorgegangen. Das Mein und Dein, das Haben und Sollen, — das Prassen und Hungern hat seine streitenden Heere auf dem Kampfplatze der Zeit aufgestellt, und erhebt und senkt, entfaltet oder zerfetzt die Fahne der Cultur und Civilisation. Die Nachfrage nach der Seele wird täglich geringer.

Das Schicksal, welches nicht diese oder jene Anstalt bloß, sondern die deutsche Bühne im Allgemeinen bedroht, ist kein anderes, als das des nationellen Gesammtlebens, die Bühne war von jeher ein treuer Spiegel von der Größe oder Armuth, dem geistigeren oder materielleren Leben einer Nation; Calderon, Shakespeare, Voltaire, Goethe, Schiller, Grillparzer bezeugen es, bald mit Beredsamkeit, bald mit Schweigen.

Nicht der Sinn für das Schöne ist ausgestorben, denn so rasch geht das nicht in einem Lande, das eben erst sein lessingsches Brautfest mit dem Genius gefeiert, aber das Bedürfniß für das Große hat abgenommen.

Das Große in der Kunst wird weniger zum Zeitbedürfniß, weil das dynamisch Große, die Handels- und Finanzinteressen, und Alles was mit dem materiellen Wohl und der socialen Wiedergeburt der Völker zusammenhängt, zum Sammelplatze der Bestrebungen, zum gemeinschaftlichen Ideenkreise geworden; ein Zustand nordamerikanischer Geldsupremacie, bei der das Blut nach und nach durch Actien ersetzt wird, beginnt seine Herrschaft auszubreiten über das Reich der Geister, und für die Industrie zu wirken, beginnt gleichnamig zu werden mit dem Wirken für die Menschheit. Einst kämpften wir Religionskriege, dann Principienkriege, vielleicht kämpft die Zukunft Industriekriege. — Was noch lebendiger Geist ist, sucht sein Heil in der Presse, die ihrerseits, in's Angesicht Deutschlands sey es gesagt, nicht minder ausschließend für materielle Interessen kämpft. — Es ist die Idee aller Völker groß, reich, und in ihrem Besitze ge-

ſichert zu werden, dieſer Idee eilen alle geſunden Kräfte zu. Die Kunſt hat die Welt geweckt, die Induſtrie erweitert ihren Wirkungskreis, und trägt die Ideen der Humanität auf die Körperwelt über. — Die Kunſt bedarf daher gewaltiger Einwirkungen, um nicht ſtille zu ſtehen.

Der müßte in der That ſich wenig mit Kunſt beſchäftigt haben, der die Noth unſerer kleingeiſtigen Kunſtperiode, beſonders aber der Bühne läugnet. An ſo vielen Bühnen ſind die großen Schauſpieler der Vergangenheit in ihrer bedeutenden Repräſentation und gediegenen Wahrheit nicht erſetzt worden; junge Mädchen, die die Augen verdrehen und mit hölzernem Geſicht ihre ſentimentalen Phraſen herunterhimmeln, oder alte Frauen, die eine noch ältere Declamationsmähre reiten, die ihren Trab nicht mehr gut einhält, erſetzen ſo häufig den Nachtigallenſang der Empfindung! Das Übel liegt nicht in dem oder jenem, an dieſer oder jener Anſtalt; — ich will auch nicht den geringſten Zweifel daran übrig laſſen, an wem es liegt! Dieſes Herabſinken der deutſchen Bühne von ihrer großen Bedeutung, dieſes unwiderlegliche Ausſterben wahrer Erhebung und Größe in ihren Leiſtungen, dieſes zunehmende Zertrümmern ihres Enſembles bei großen Aufgaben, es rührt von der allgemeinen Sorgloſigkeit, von dem hohen Jubel über das Mittelmäßige und von der Lahmheit her, mit der die wahren Intereſſen der Kunſt vertreten werden! — Nichts ſchadet ihr mehr, als die Trägheit und Unfähigkeit derjenigen, die dem Publicum und den Künſtlern Aufſchluß und Belehrung geben ſollten, als der Mangel an Hingebung für das echte Intereſſe der Kunſt, als die ehrloſe Pfiffigkeit, mit der ſich auch der beſſer Gebildete mit ſeiner Meinung zurückzieht, wenn er fürchtet, daß ſie anſtoßen könnte, nichts mehr als die heuchleriſchen Schutzreden der Mittelmäßigkeit.

Heute ſahen wir wieder was Einer leiſten kann, ein Einzelner, dem es an Geiſt und Auffaſſungsgabe, und dem Trieb zum Edleren nicht fehlt. Herr Carl von Holtei iſt eine jener Erſcheinungen in der Kunſtwelt, welche man die Vermittler des Genie's nennen möchte, weil ſie es vorzugsweiſe verſtehen, in die Tiefen des ſchaffenden Genius einzudringen, und was ſie in ſeinen geheimnißvollen Gemächern erlebt, bis auf den Tact des Pulsſchlages genau, treu und lebendig wiederzugeben! — Ja, der Glanz, der Herrn von Holtei's Leiſtungen umgibt, hat für mich die Leiſtungen der Bühne ſelber für einige Zeit verdunkelt! — Wo vermag die Bühne eine Aufführung nachzuweiſen, in der ſie, ſich an eine der höchſten Aufgaben der Kunſt wagend, ein ſo friſches Bild des Lebens, eine ſo treue, wahrhafte Verkörperung zahlloſer Denkarten und Charaktere, wie einen lebendigen Abriß aus der Geſchichte hinſtellte! — Wo hat ſie falſchem Pathos je ſo entſagt, wo hat ſie ein Beiſpiel aufzuweiſen ſolcher Durchſeelung von Einem höheren Geiſte, dem all ihre Kräfte gehorchten? — Sind ihre Nebenperſonen nicht jedesmal, wenn es ſich um ein großes Dichterwerk handelte, wahre Rebellen gegen die gute Ordnung geweſen? Hat uns die Eitelkeit ihrer Schauſpieler ſo ganz mit dem Überfluße ihrer Perſönlichkeit, mit dem glanzſüchtigen Hervortreten ihrer Monologe und Gewaltſcenen verſchont? wurden uns je alle Scenen eines Schauſpiels in einem ſo vollkommenen Verhältniſſe von Licht und Schatten gegeben? So lange ihrer Zwei ein Duett ſprechen, mit ſchönen Tiraden und glänzenden Coloraturen, geht die Sache wohl ganz gut; man ſieht, die welſche Oper hat dem deutſchen Schauſpiele doch zu etwas genützt; bald aber nach dem Concertſtücke fällt der Chorus der Unwiſſenheit, das Orcheſtertutti der Proſe in gräulicher Verſtimmung ein, und läßt uns eben nicht ſelten bedauern, daß wir der menſchlichen Stimme unſer Ohr geliehen, und dahin gegeben in geiſtiger Liebe, um ſo ſchwerfällig, ſo unkünſtleriſch enttäuſcht zu werden.

Und eben Shakeſpeare, ja eben Shakeſpeare iſt es, den dieſes allgemeine Elend der Bühne am hartnäckigſten verfolgt. Eben weil er ganz Charakter und Wahrheit, ganz dichteriſche Thatſache iſt, eben darum ergeht es und ging es ihm von jeher am allerſchlimmſten! Traurige Wahrheit, entmuthigend für den Kunſtfreund, der die thatſächliche Veranſchaulichung des nicht abzuläugnenden geiſtigen Fortſchrittes in der Kunſt herbeiwünſcht, und das Reich echter dramatiſcher Poeſie, welches das Schwert des Geiſtes dem dumpfen Vorurtheile ſo mühevoll abgekämpft, ſich über unſere Bühne ausbreiten ſehen möchte! — Und eben Shakeſpeare iſt es, auf dem die Kritik feſt beſtehen muß. Eben Shakeſpeare iſt und bleibt der wahre und einzige Maßſtab Ihres Werthes, meine Herren Künſtler!

Hr. von Holtei hat uns da heute wieder den Coriolan geleſen! Geleſen? Nein, hingezaubert! Jeder Charakter in blendender Klarheit, jedes Licht, jeder Schatten dem Geſammtzwecke dienend, ſo arrangirt kein Regiſſeur! — Geht hin, ihr Alle, die ihr Shakeſpeare auf der deutſchen Bühne geſucht habt, hier findet ihr ihn in einer Vollkommenheit wie nie. Sein Geiſt wird über euren Häuptern wehen, und was die Bühne vom Trödler hat, das werdet ihr wohl nicht vermiſſen?!

Herrn von Holtei's künſtleriſches Verdienſt als Erneuerer und ſiegreicher Dolmetſch des unſterblichen Briten iſt ſicher eines der größten, welches einer der neueren Künſtler ſich um uns erworben hat. Nicht bloß daß er Werke, welche ſonſt wohl ſtets dem Privatſtudium überlaſſen geblieben wären, einer feierlichen öffentlichen Anerkennung und Erkenntniß zuführt, ſeine Vorleſungen ſind zugleich Aufführungen und Commentare der geleſenen Werke.

Ein eifriges und fleißiges Studium hat ihn gelehrt, wozu Shakeſpeare ſeine einzelnen Geſtalten hervorgerufen, der Plan des Ganzen iſt ihm ſo klar, daß er es in ſein geheimſtes Gemach verfolgt und den Geſang ſeiner verborgenen unterirdiſchen Quellen und Ströme dem Zuhörer verrathen kann. Geiſtreicher iſt der Charakter Coriolans ſowohl als der ganzen Maſſen mit ihren Haupt- und Nebenzügen nie aufgefaßt worden. Lichtvoller hat noch niemand Volksſcenen zur Anſchauung gebracht, war es doch als würde das: „Er iſt verbannt, er iſt verbannt" von hundert Zungen ausgeſprochen, war es doch, als ſäße dieſer alte Menenius mit uns am Tiſche, fuhr doch das Wort der ſtolzen Römerin Mutter durch unſere Seele, daß wir mit Coriolan vor dem angedrohten Fluche bebten, die Stadt brannte vor unſern Blicken und die glühenden Mauertrümmer begruben die Matrone, die mit aufgelöstem grauen Haar dem Sohne fluchte, und verſchied! Wir kehrten mit ihm zu den Volksſcenen zurück, der Stahl des Mörders fuhr in unſere Bruſt, denn eine ganze große Welt war uns untergegangen mit dieſem Einen Mann. Patrizierſtolz und Volksunfähigkeit, wo ſeyd ihr jemals ſo herausgehoben worden?!

Herrn von Holtei's Verdienſt als recitirender Schauſpieler bei dieſen Vorleſungen darf endlich nicht geringer angeſchlagen werden. Wer da hört, wie er die entgegengeſetzteſten Empfindungen in Einem Strome des Vortrages antithetiſch neben einanderſtellte, wer weiß, was oft das Studium einer Rolle koſtet, und begreifen kann, welche Aufgabe es iſt, ſeine Phantaſie zugleich in hundert Charakteren auszuprägen, wer die Gefahr des Übertreibens begreift, die hier ſo nahe liegt, und die materiellen Schwierigkeiten einer ſo langen und vielfordernden Vorleſung ermeſſen kann, der wird auch willig annehmen, daß es Herrn von Holtei wenigſtens eben ſo viel Studium gekoſtet hat, uns den Shakeſpeare ſo meiſterhaft zu leſen, als es dem Virtuoſen koſtet, irgend ein Inſtrument zu ſpielen, welches in keinem Falle, ſey es an Umfang oder zarter Empfänglichkeit, der menſchlichen Seele gleichkommt.

Theatraliſches.

Lindpaintner hat unlängſt ſeine neueſte, ächt deutſche Oper: der Nibelungen Hort, Text von Raupach, vollendet, und ſie dürfte demnächſt in Stuttgart zur Aufführung gelangen.

Die neue Direction des Hrn. Huber im Ofner Stadttheater begann mit einem Luſtſpiele: Die Baſtille betitelt, von J. Berger, in welchem 3 Acte hindurch eine eben nicht ſehr intereſſante Liebesgeſchichte abgeſponnen wird.

Am 28. März wurde in Prag ein komiſches Gemälde in 4 Acten von einem gewiſſen Hrn. Otto unter dem Titel: Gleich oder doch ähnlich, auf eine ſehr tragiſche Weiſe, unter Zeichen des Mißfallens zu Grabe getragen.

Das neueſte Trauerſpiel von Julius Moſen, unter dem Titel: Katt, wird ſo eben in Breslau zur Aufführung vorbereitet, was ſehr zu loben iſt, weil man daraus erſieht, wie jene Direction alle Beſtrebungen deutſcher Dichter und Componiſten zu ſchätzen weiß.

Während des Monates Mai wird eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft unter der Direction des Hrn. Doligny im Apollo-Theater zu

Digitized by Google

Venedig Vorstellungen in französischer Sprache geben. Wie man hört, so befinden sich unter seiner Leitung mehre sehr brave Schauspieler.

Scribe's Oper: die Kron-Diamanten, mit Musik von Auber, wurde im Laufe des Monats März im königl. Opernhause zu Berlin aufgeführt, und hat daselbst ebenso wie früher in Paris durch ihre wohlklingenden, leicht verständlichen Formen gefallen.

Die neue komische Oper: Marquis und Dieb, mit Musik von Taubert, welche zu Berlin dargestellt wurde, kann sich nicht in die Gunst des Publicums setzen, da Text und Musik durchaus nicht zusammen passen; denn das Sujet ist spaßig, leicht. lustig, frivol, und die Musik: ernst, schwer, bleifüßig und erschrecklich classisch.

Über die Stücke, welche gegenwärtig zur Preisbewerbung nach Berlin eingesandt wurden, sind einige nicht ganz uninteressante Anekdoten im Umlaufe; z. B. in einem Stücke heulen die Wölfe einen ganzen Act hindurch, in einem andern wird der Held in der ersten Scene geboren und verheirathet in der letzten seinen Enkel, dem er seine eigene Braut abtritt. Das ist genial!

Literarische Anzeige.

In wenigen Tagen erscheint bei Jos. Stöckholzer von Hirschfeld in Wien der erste Band der gesammelten historisch-romantischen Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens, von Joh. Heinr. Mirani.

Die Anerkennung, welche die novellistischen Arbeiten fanden, die der geschätzte Verfasser dieser Sammlung bereits im österreichischen Morgenblatte, so wie in andern besseren Journalen unserer Residenz niederlegte, verbürgen denselben eine nicht minder freundliche Aufnahme von Seite des Lesepublicums, welcher Herr Mirani um so zuversichtlicher entgegensehen kann, da die Verlagshandlung nicht versäumte, dieses sein jüngstes Werk, eben so correct als geschmackvoll ausgestattet, ins Leben treten zu lassen.

Journalistisches.

In der Weltstadt am Ufer der Seine erscheint seit kurzer Zeit eine Gazette des femmes, welche von Damen geschrieben, redigirt und herausgegeben wird; die literarischen Amazonen des neunzehnten Jahrhunderts haben in diesem Unternehmen alle Männer abandonnirt, und jeder Artikel, sey er nun größer oder kleiner, wird von zarter Damenhand geschrieben. Jede Verfasserin muß sich mit ihren Artikeln persönlich bei der Redactrice präsentiren. (Ob aber nicht doch zuweilen ein Mann hinter den Versen und der Prosa mancher Dame, die sich persönlich präsentirt, versteckt ist, wollen wir dahingestellt seyn lassen.) Mit besonderer Strenge handhabt dieser weibliche Areopag das Richtschwert der Kritik, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß manches Urtheil dieser kleinen Trotzköpfchen eben nicht ganz unparteiisch seyn wird. Ein Hauptzug im Charakter dieser Abtrünnigen ist der, daß sie die George Sand überall, wo sie nur können, verfolgen, und sie für nicht würdig erachten, mit ihnen einerlei Geschlechts zu seyn.

Industrielles.

In Frankreich beabsichtigt man, ebenfalls einen Tunnel anzulegen, und zwar will man die Rhone zwischen ihren Ufern und St. Etienne mit der Loire durch einen unterirdischen Canal von ungefähr 63,724 Fuß Länge verbinden. Ein Unternehmen, welches mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist, und nur durch den Umstand lohnend zu werden verspricht, daß dieser Tunnel die Steinkohlengebirge durchschneidet, und dadurch in commerzieller Beziehung bedeutende Vortheile erwachsen dürften.

In Finnland und selbst in mehren Theilen Rußlands wendet man jetzt eine neue Art von Dachdeckung an, nämlich mit Papier, welche wohl gegen etwa entstehende Feuersbrünste nicht besonders viel Schutz gewährt, dagegen aber den ohnehin nicht aus den festesten Materialien erbauten Häusern durch ihre Leichtigkeit viel Nutzen verschafft und große Holzersparniß bewirkt. Eine einzige Papierfabrik in Reval hat im Laufe der letzten drei Jahre 41,000 Tafeln Dachpapier angefertigt. Wie man vernimmt, soll diese Art Dachung länger andauern, als ein Bretterdach.

Omnibus.

(Maria Theresia), Österreichs unvergeßliche Kaiserin, besuchte im Jahre 1745 das Wiener Waisenhaus, dessen Wohl und Emporkommen sich der Domherr Anton Marrer mit seltener Hingebung widmete. Als die hohe Fürstin diese Anstalt verließ, geschah es mit lebhaften Zeichen ihrer Zufriedenheit. Tags darauf erhielt nun Marrer nachstehendes Handbillet: „Ich schenke dem Marrer für seine Armen mein Schloß und die Herrschaft Ebersdorf, und dagegen soll Niemand was zu sagen haben."

(Die Hundswuth) in Baiern scheint gegenwärtig leider einen epidemischen Charakter angenommen zu haben; denn in München wurden seit einigen Tagen mehre Personen von wüthenden Hunden gebissen, so daß sich eben gegenwärtig fünf oder sechs Individuen an dieser Krankheit in ärztlicher Behandlung befinden.

(Hunderttausend-Pfund-Noten) wurden von Seite der englischen Bank nur drei Stücke ausgegeben. Die eine dieser wahren Pfundnoten liegt im Schatze der Bank aufbewahrt, eine zweite befindet sich im Schatze der Königin und die dritte kann man unter Glas und Rahmen im Pferdepallast des Herzogs von Devonshire erblicken.

(Amusantes.) Ein sehr geschwätziger Mann, der in seine Gespräche sehr gern fremdländische Worte zu mengen pflegte, äußerte sich über eine kürzlich gemachte Landparthie wie folgt: „Gestern habe ich mit den Brüdern N. N. eine interessirte Explosion nach Baden gemacht. Wir haben dort Tableau gegessen und äußerst saftige Collets verzehrt. Der ältere Bruder ist freilich ein langweiliger Patron. Er zieht die Worte als ob man auf einem unblamirten Wege ginge. Kein Advocat zieht eine Prozession so in die Länge wie er eine Erzählung. Dagegen ist der Jüngere ein lustiger Gesellschafter, ein äußerst ovaler Mensch.

(Der ungarische Landwirthschafts-Verein) beabsichtigt in der Nähe von Pesth einen allgemeinen Obstgarten zum Behufe der verbesserten Obstcultur anzulegen. Das Unternehmen soll gleich dem europäisch berühmten Frauendorfer Obstgarten in Baiern mittelst Actien realisirt werden, und da die Actie nur 5 fl. C. M. kostet, und die Actionäre außer dem gewöhnlichen Einflusse in den Geschäftsgang noch den Vortheil genießen, die erzeugten Früchte für den eigenen Bedarf um den halben Preis zu erhalten, so dürfte die Theilnahme an diesem gemeinnützigen Unternehmen gewiß allgemein werden.

(Ungeheure Bescheidenheit) Auf den spanischen Thalern vom Jahre 1684 steht die Inschrift: Unu non sufficit, und die wahre Bedeutung dieses Spruches wird erst klar, wenn man des Thalers Rückseite betrachtet, denn die dort angebrachten zwei Hemisphären mit einer Krone darüber und einer Säule dazwischen, zeigen deutlich an, daß man unter den Worten unus non sufficit verstanden habe: Eine Welt genügt nicht!! —

(Amusantes.) Als Professor Gans zu Berlin einst vom Katheder zu seinen Hörern sagte: „Meine Herren, Sie sind die Säulen der Zukunft," rief ein junger Heglianer, indem er in die Taille griff." „Ach Jolk, wenn ich doch nun stärker wäre!

(Folgen der Unvorsichtigkeit.) Der Kaufmann Berger in Troppau pflegte immer vor den Einschlafen zu lesen. Vor einiger Zeit stellte er wie gewöhnlich das Licht zum Bette und las; wurde aber dabei vom Schlafe übermannt, und mußte seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen, indem man ihn am nächsten Morgen verbrannt am Boden liegen fand. Die Flamme des Lichtes hatte das Bettgewand ergriffen und wäre das Zimmer nicht fest geschlossen gewesen, so hätte ein noch viel größeres Unglück entstehen können!

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann ausgestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 47. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 18. April 1842.

Das Wirthshaus im Sand.

Reisebild.

Zwischen Meran und einem hohen Berge, der Jaufen genannt, erblickt man ein kleines, höchst malerisch liegendes Thal. Die rauhen und unwegsamen Höhen, von denen es eingeschlossen ist, tragen größtentheils die Schuld, warum der Zutritt in dasselbe nur dem Wanderer oder höchstens einem Saumrosse leicht möglich wird.

Ein Wildbach, von dem Eise des nahen Ötzberges genährt, und der sich voll geschäftiger Eile mit dem Wogenbette der Etsch vereint, bewässert diese kleine Fläche, welche das Thal der Passeyr genannt wird, weil hier das Wasser, in dem die rothgesprengelte Forelle auf- und abschießt, die Passeyr heißt.

Gleich den meisten Gebirgsquellen Tyrols ist die Passeur ein toller und trügerischer Geselle, der, wie harmlos und unscheinbar auch sein Fluthenspiegel scheint, das Thal schon mehr als einmal mit Sand und Steinen bedeckt und die furchtbarsten Verwüstungen angerichtet hat.

Überhaupt bildet der Charakter dieser Gegend das schlagendste Gegenstück zu dem Paradiese Tyrols, dem herrlichen Landstriche um Meran und Botzen. Daselbst sind die Mittelberge mit dem hellgrünen Blatte der Weinrebe bedeckt, und ganze Wälder von edlen Kastanien breiten sich in der Ebene aus. Fast alle Früchte des Südens reifen dort in üppiger Fülle, und wer kennt nicht den daselbst heimischen, so köstlichen Rosmarinapfel? Dabei weht mit dem Beginne des Frühlings bis wann die Blätter fallen eine warme, balsamische Luft, und von den Wohlgerüchen, besonders zur Zeit der Weinblüthe, entzückt, durchströmt den Körper das behaglichste Gefühl.

Wie so anders ist es hier. Da schaut das Auge kein lachendes Lenzbild, wohl aber die Natur im Gigantengewande ihrer Allmacht und die Schauer erweckende Hand der erzürnten Majestät derselben.

Die steilen, in die Wolken ragenden Seitenwände des Thales, fast jeden Schmucks einer Flora entbehrend, sind fürchterlich zerrissen. Denn hier ist es, wo die gewaltigen Schlammströme, Kellerlahn genannt, und gebildet von durch Regen und Schnee unterwaschenen Lehmbergen, mit brausendem Getöse und einer Wuth von den Höhen stürzen, die lebhaft an die Schrecknisse eines ausbrechenden Vulkans erinnern.

Doch was hilft das Toben der Elemente gegen die menschliche Beharrlichkeit und die Thätigkeit ihrer Hände. Sie, die einen Erdraum von 300 flandrischen Meilen den Meeresfluthen abgetrotzt, die aus den Sümpfen der Aoria die Marmorstadt des Löwen vom St. Marcus emporsteigen hieß, fand auch in dieser Steinwüste die Oasen der Urbarkeit, und also erstanden hier wie durch einen Zauberschlag die vielen Burgen der ritterlichen Mittelzeit, jene Kirchleins und Capellen, die schönen Zeugen des frommen Glaubens, der da athmet, — die netten hölzernen Bauernhäuser mit ihren herabhangenden Gärtleins und umgeben von kleinen Flecken, auf denen die Ähre ihr schweres Haupt im spielenden Luftzuge wiegt.

Diesem Bilde der Regsamkeit droht nun fortwährend dasselbe Geschick, vor welchem an dem Feuerpfuhle des Vesuvs der traubenreiche Weinstock zittern muß, — das in der Wüste den Palmbaum und die unter seinem Schatten sickernde Quelle tödtet. Es bedarf nur weniger Minuten, ja bloß des einzigen Gusses eines solchen Schlammstromes, und vernichtet ist das Werk eines ganzen Menschenlebens und seine Trümmer haben den Schöpfer desselben begraben. Alles scheint jetzt verloren. Die Wenigen, welche der Gefahr noch im rechten Augenblicke zu entrinnen vermochten, haben kaum mehr als das nackte Leben gerettet; mit ihm aber, und was höher als Habe und Gut zu schätzen ist, ein zuversichtliches Gemüth und einen unbeugsamen Fleiß. Beides spornt sie jetzt, den Boden neu aufzuwühlen, dessen Lehmlager zugleich der Grabhügel ihrer Nachbarn, ihrer Verwandten ist; ja vielleicht trifft der Spaten in ihrer Hand sogar auf die Gebeine der eigenen Kinder. Aber selbst das Unglück, das hier so Manchen hart betroffen hat, versöhnt sich in dem Streben seines Nachfolgers, denn gleich der Lava bildet auch der Kellerlahn die trefflichste Dammerde und ein herrliches Gedeihen der neu eingesenkten Pflanzenwelt läßt die grause Katastrophe vergangener Tage schnell vergessen.

Ein dunkler Föhrenwald mit abwechselnden Steinbilderpartien, durch Farbe und Zeichnung an die Fabelwelt erinnernd, vollendet das Eigenthümliche dieses melancholisch-schönen Punctes, der in dem Herzen von Tyrol liegt und in den Annalen dieses Landes zur Zeit Margaretha's Maultasch eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Diese Fürstin begünstigte die Bewohner des Passeyr-Thals auf das ausgezeichneiste. Es lagen ihre Lieblingsburgen in der Nähe, und das mag vielleicht die Hauptursache sein, warum sich Jene der Sonne ihrer Gnade so sehr erfreuen mochten. Noch kurz vor der Zeit, in der sie Tyrol an Österreich übergab, schenkte sie den Passeyr'n das Weiderecht an beiden Ufern der Etsch bis dorthin, wo dieselbe in die Eisack fällt, und legte so den Grund zu

dem Pferdehandel, der noch heutzutage ein vorzüglicher Erwerbszweig dieſer Gegend iſt.

In dem ödeſten Theile des Thales, eine halbe Stunde nördlich vom Dorfe St. Martin und ſüdöſtlich in gleicher Entfernung von den Giebeln des freundlichen Ortes St. Leonhard, erhebt ſich nun knapp an der rauſchenden Paſſeyr, deren Ufer mit Sand und Kiesſteinen bedeckt iſt, eine Herberge, die wegen ihrer Ortsthümlichkeit ſeit Menſchengedenken und ganz natürlich das Wirthshaus auf oder an dem Sand heißt.

Das Hauptgebäude ſelbſt iſt in ſeiner Bauart von den Häuſern hier zu Lande durch nichts verſchieden; nur iſt es größer und geräumiger als die gewöhnlichen Einkehrſchenken, und im guten Zuſtande erhalten. Auf ſeinem Dache gewahrt man als Schutzmittel gegen die Orcane, die hier wüthen, viele und ziemlich große Steine; die breite Giebelſeite liegt an dem am Hauſe vorüberführenden Wege und es ſind als eine Hauptzierde daſelbſt zwei aus Lerchenholz gezimmerte Gallerien angebracht. Die untere dient als ein heimlicher Sitzpunct vor der Hausflur, die obere hat eine balconartige Form und man gelangt auf dieſelbe durch die Thür eines Ganges, der aus dem oberen Stockwerke dahinführt, und vor dem Einfluſſe des ſchlechten Wetters durch eine hölzerne Vordachung geſchützt iſt. Auch hat der obere Stock neben dem Balcone einen gemauerten Erker, auf deſſen einer Seite man an einem Arme von Eiſen den mit einer goldenen Krone gezierten Schild angebracht hat.

Das Hauptgemäuer der ganzen Behauſung iſt von Stein; ſowohl dieſelbe, als die übrigen Wirthſchaftsgebäude, nämlich Stallungen und Schupfen, dann ein nettes Gärtlein, ſind gegen die Tücke der Paſſeyr durch eine ſteinerne Einfriedung geſchützt.

Hier nun ward der Mann geboren, der in jener Zeit der Bedrängniſſe Tyrols das Herz und den Arm ſeiner Landsleute in einem an das Mährchenhafte grenzenden Grade beherrſchte, der ſeinen Kaiſer mehr noch geliebt als ſich und ſein Leben, und deſſen Andenken das erhabene Fürſtenhaus geehrt hat auf eine würdige, die Unterthanentreue krönende Weiſe. Mit Einem Worte: Wir ſtehen an der Schwelle von Andreas Hofer's Wohnung!

Sein Vater war ein ſchlichter Wirth, und der Sohn, der daſſelbe Gewerbe betrieb, lebte daſelbſt in ſtiller Zurückgezogenheit, bis ihn das Schickſal an die Spitze ſeiner treuen Tyroler ſtellte. Da aber ſein Wirthshaus einſam und abſeitig war, der Tyroler jedoch jene Schenken vorzieht, die in der Nähe von Kirchen und Kapellen liegen, zu welchen er gläubig pilgert, ſo mußte Andreas noch auf einen anderen Nebenerwerb denken.

Er wählte den ſeiner Neigung zuſagenden Pferdehandel und ließ ſich zugleich die Beſorgung der Waarentransporte über den Jaufen angelegen ſeyn.

„Es war an einem ſchönen Julinachmittage des Jahres 18..," ſo erzählte mein Freund, dem ich dieſe Skizze verdanke, „als ich mich in Begleitung zweier junger Leute, die rüſtige Fußgeher waren, im hohen Grade ermattet dem Sandhofe näherte. Wir waren anfangs unſchlüſſig, ob wir nach der gewöhnlichen Art der Reiſenden die Gaſtlichkeit der Herberge in Anſpruch nehmen ſollten oder nicht. Es war ſicher nicht Ziererei noch Befangenheit, was uns jetzt einige Augenblicke vor dem Thore feſtgebannt hielt; es mahnte der Gedanke an den berühmten Landſturmhauptmann und an ſeine thatenreiche Zeit, die in demſelben Momente, Bild an Bild, vor die Seele trat, und ſolches erfüllte uns mit ehrerbietiger Scheu gegen die Mauern, die Jener einſt die ſeinen nannte.

Aber die biedere Herzlichkeit ihrer Bewohner ſcheuchte bald jeden Zwang von hinnen. Eine Tochter Hofer's, mit André Erb verheirathet, beſorgte die innere Wirthſchaft; wir ſahen ſie umringt von mehreren hübſchen Kindern mit rothen Backen und klugen blitzenden Augen, welche die Mutter in ihren Verrichtungen hin und wieder unterſtützten. Bei unſerem Eintritte hatten wir in der Küche eine alte Frau angetroffen, die am Feuer ſaß und aus einem Pfeifenſtummel den Rauch ganz gemächlich in die Höhe trieb. Es war Anna, die Witwe des gefallenen Helden, eine geborne Laburner. Obgleich ſie bereits 70 Jahre zählte, ſo hatte ſie ein freundliches und würdevolles Ausſehen. Wir wurden von ihr recht warm begrüßt, als Einer aus uns unter anderem bemerkte, wie wir aus weiter Ferne gekommen ſeyen, um die Witwe eines Mannes zu ſehen, der jede deutſche Bruſt mit Achtung und Bewunderung für ſeinen Namen erfüllt habe. Im Ganzen jedoch war ſie einſylbig und in ſich gekehrt; da uns die Urſache nicht fremd ſeyn konnte, ſo entfernten wir uns von der Matrone, ſobald ſich eine ſchickliche Gelegenheit darbot.

Man ſetzte uns von der Anweſenheit der älteſten Tochter Hofer's in Kenntniß, welche erſt vor kurzem Wien verlaſſen hatte, und bemerkte, wie dieſelbe mit Vergnügen bereit ſey, unſere Wißbegierde bezüglich ihres Vaters nach Möglichkeit zu befriedigen. Das Anerbieten wurde mit lebhafter Freude angenommen. Als man uns ſonach in ein Zimmer jenes Traktes gewieſen hatte, welche die Familienglieder des Hauſes bewohnten, empfing uns daſelbſt eine hohe Frauengeſtalt, deren Anblick ein Gegenſtand der allgemeinen Überraſchung war. Man konnte das Antlitz derſelben weder ſchön noch niedlich nennen, aber ein unverkennbar edler Ausdruck lag in dieſen Zügen, und ſicher war es die wohlgeformte, ungekrümmte Naſe, die hohe Stirne, das lebhafte, große, braune Auge und das dunkle Haar, das eine nur wenig gefärbte Wange überſchattete, was die Beſitzerin dieſer Merkmahle zu einer gewiß intereſſanten Erſcheinung machte, die durch den Hauch innerer Schwermuth mächtig gewann.

Fräulein von Hofer (die Gnade des Kaiſers Franz hatte die Familie in den Adelſtand erhoben) drückte ſich in den Geſprächen, die nun beiderſeits auf das Lebhafteſte geführt wurden, mit einer Gewandtheit und mit einer geiſtvollen Tiefe aus, welche vollkommen den Einfluß rechtfertigte, der die feine Erziehung, die ſie genoſſen hatte, auf ihr Gemüth ausgeübt. Ihr Dialect erinnerte an den längeren Aufenthalt in Öſterreichs Kaiſerſtadt, auch drückte ſie ſich mit ungeheuchelter Vorliebe über die Herzlichkeit und das Zuvorkommende ihrer Bewohner aus. Obgleich ſie ihrem Alter nach den Vater kaum gekannt haben konnte, ſo hatte ſie doch, verglich man ihre Züge mit ſeinem Portrait, von allen ſeinen Kindern die meiſte Ähnlichkeit mit ihm, was auch ihre Verwandten beſtätigten. Beſonders war ſein ſeelenvolles Auge ihr eigenthümlich.

Mit großer Beſcheidenheit drückte ſie ſich über ſein Leben ſo wie über ihre gegenwärtigen Verhältniſſe aus, auch ſahen wir durch ihre Güte manches, deſſen ſich Andreas Hofer bedient oder was er als Eigenthum beſeſſen hatte. So zeigte ſie uns ſeine vollſtändige Kleidung. Sie beſtand in einer grünen Jacke, die knopflos war, in einer hellrothen, ſeitwärts zuzuknöpfenden Weſte, und

in kurzen Beinkleidern von schwarzem Gemsleder, in einem breiten Ledergurte, auf dem man die Buchstaben E. V. A. H. O. K. V. T. (erstere mochten wahrscheinlich „Eigenthum von“ — die Anderen „Andreas Hofer, Obercommandant von Tyrol,“ heißen); endlich in einem schwarzen Filzhute mit breiten Rändern, auf der einen Seite aufgekrämpt und mit grünen Bändern geziert. Auch steckte ein kleines Marienbild auf demselben, welches nach der Angabe ein Geschenk der Nonnen zu Innsbruck sein soll. Noch bekamen wir die Gnadenkette von Gold zu sehen, welche Kaiser Franz dem bewährten Manne zusandte, als derselbe Insbruck besetzt hielt. Auch Geld, vorzüglich Zwanzigkreuzerstücke, wurden uns gezeigt, die er zu Innsbruck in der glänzendsten Zeit seines politischen Lebens schlagen ließ; einige derselben waren in den Boden gläserner Pocale gegossen. Überhaupt war das Zimmer mit vielen Gegenständen geschmückt, welche mehr oder weniger mit dem Namen des berühmten Tyrolers in Verbindung standen.

Erwähnungswerth ist noch eine, an der Außenseite dieser Zimmerthür aufgehängte Scheibe von Holz, die von einem Festschießen herrührt, das gelegenheitlich der Todtenfeier Hofer's zu Insbruck veranstaltet wurde, und auf welcher das seiner Familie verliehene Wappen gemalt ist. Es besteht aus vier Feldern, in welchen man den Tyroleradler, einen Thurm, einen Lorbeerkranz, dann einen Schützen sammt seiner Büchse erblickt.

Es war ziemlich spät, als wir uns nach dieser Unterredung, die erst nach dem Abendessen Statt gefunden hatten, trennten.

Als ich hierauf meine Schlafkammer betrat, grüßte der Vollmond durch die kleinen Fensterscheiben herein. Ich öffnete einen Flügel, und starrte zu den Felsen hinaus, die mir bei der magischen Beleuchtung riesige Ungeheuer zu sein schienen, welche grinsend auf das Thal niederblickten. Dabei lag eine unheimliche Stille über der in Schlummer versunkenen Gegend; kein Lüftchen regte sich. Die Atmosphäre war dumpf und schwül, denn im fernen Westen stieg ein schweres Hochgewitter auf und einzelne Blitze erhellten dort die Grabesnacht.

Unwillkührlich brachte ich jene Flammenkeule in Verbindung mit den Bildern, die mir jetzt lebhaft vor Augen schwebten. So leuchtete es wohl aus den Röhren jener braven Tyrolerschützen, als sie das tödtliche Blei gegen die räuberischen Franken schmetterten, als Andreas Hofer sie führte. Jetzt stand ich ihm im Geiste zur Seite, als er in den Wallgräben von Mantua mit spartanischer Todesverachtung die treue Brust denselben Blitzen darbot. Plötzlich schloß sich mein Auge, denn, ach! — es sah ihn röchelnd zusammenstürzen.

Ein bitteres Gefühl hieß mich zurücktreten. Wieder erhob sich der Blick, da — schien mit einem Male ein Flammenmeer über das Thal und seine Berge ausgegossen und ein heftiger Donnerschlag brach sich hundertfältig in diesem großartigen Felsenlabyrinthe. Auf einem der Steinplatteaus aber stand die hohe ehrfurchtgebietende Gestalt des braven Tyrolers. Sein Antlitz war verklärt, ein Eichenkranz umschlang die hohe Stirne, mit seiner Rechten wies er auf die Brust, auf der der hellrothe Orden des Todes zu schauen war, und melodisch klang sein Wort an mein Ohr: „Für mein Vaterland bin ich gestorben.“

Betäubt sank ich auf mein Knie, der zum Fenster hereinschlagende Regen gab mir endlich wieder die Besinnung; aber als ein wacher Träumender brachte ich die Nacht dahin.

Heller.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag den 15 April zum Vortheile des im Polizei-Bezirke Wieden errichteten und unter dem Protectorate Sr. kais. Hoheit des Durchl. Herrn Erzherzogs Franz stehenden Krankenhauses zum ersten Male: Don Ranudo de Colibrados. Lustspiel in vier Aufzügen von Kotzebue. — Mit Bewilligung der löbl. k. k. Hoftheater-Direktion wirkte in Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes Herr Carl La Roche, k. k. Hofschauspieler und Regisseur des k. k. Hofburgtheaters in der Rolle des Don Ranudo mit, und sprach die k. k. Hofschauspielerin, Mad. Rettich einem zu diesem Zwecke gedichteten Prolog.

Tempora mutantur, et nos mutamur in illis; vor dreißig Jahren wurde diesem Lustspiel zugejauchzt, wenn die Aufführung desselben auch nicht die Beste war, — heute hat Hr. La Roche den Don Ranudo repräsentirt, wie vielleicht vor ihm keiner, hat Geist von seinem Geiste in den Charakter gelegt, hat die lächerliche Grandezza dieser Rolle mit seiner Mimik ausgeschmückt; der Darsteller ward bewundert und mit allen Beifallsbezeigungen belohnt. Der Schnitt dieses Sammtrockes ist nun außer Mode, unsere Zeit hat andern Geist und andern Witz, nicht mehr jene Satyre, die eine lächerliche Perrücke à la Voltaire verunziert. — Hr. Scholz ergötzte als Pedrillo, Mad. Fehringer karrikirte die Donna Olympia; Mad. Fidy, Dlle. Wagner und Hr. Börger verdienen mit Lob genannt zu werden. — Mad. Rettich erntete für den gesprochenen Prolog lebhaften Beifall. Mehre erlauchte Mitglieder der allerhöchsten kaiserlichen Familie die edlen Protectoren der humanen Anstalt, verherrlichten die Vorstellung mit Ihrer hohen Gegenwart.

Frauenblätter.

In Harlem besteht der nachahmungswürdige Gebrauch, daß man eine Kokarde von Leinwand über die Thüre jenes Hauses befestiget, in welchem sich eine Wöchnerin befindet. Dieses Zeichen verbietet jedem Häscher oder Gerichtsdiener, oder Jeden, der sonst durch seine Gegenwart die Frau erschrecken könne, die Schwelle zu betreten, so lange dasselbe oder der Thüre prangt. Auch darf der Mann der Wöchnerin während der ersten sechs Wochen nicht arretirt werden. Gewiß eine nicht genug zu preisende Aufmerksamkeit des Staates gegen eine Frau, die demselben einen Bürger geboren. In einem Cercle in welchem von Napoleon die Rede war, rief eine enthusiastische Verehrerin desselben: „Ja, fürwahr Napoleon ist ganz mein Mann!“ — „Verzeihen Sie, Madame,“ fiel ihr Gemal ihr in die Rede: „da habe ich doch einigen Einspruch zu thun.“

Kluger Einfall einer jungen Dame. Eine junge Dame von P... wurde von einem jener Lion verfolgt, die sich einbilden, daß jedes Frauenzimmer in sie verliebt seyn müsse. Vergebens ersuchte sie ihn seines Weges zu gehen und sie nicht zu compromittiren, der junge Mensch schwur, sich nicht eher zu entfernen bis er die Erlaubniß bekommen habe, ihr einen Besuch abzustatten.

In dieser peinlichen Verlegenheit gerieth die junge Dame plötzlich auf einen herrlichen Einfall, da sie unsern zwei Polizei-Agenten bemerkte. Sie nahm ein Geldstück aus ihrem Stricklörbchen, warf es in den Hut des Zudringlichen und entfernte sich. In demselben Momente erfaßten den Galan auch schon die beiden Agenten und arretirten ihn, als des Straßenbettelns überwiesen. Vergebens stritt er mit den Polizeimännern und suchte ihnen begreiflich zu machen, daß es ihm nicht eingefallen sey zu betteln, sie riefen einen Fiaker herbei, packten ihn in denselben und führten ihn nach der Polizeipräfectur, um sich dort vor dem Zuchtpolizeigerichte zu rechtfertigen.

Die Frauen in Nordamerika. Die Frauen, mehr noch die Mädchen in Nordamerika sind sehr interessante Erscheinungen. Höchst intelligente Gesichter, lebhafte Augen und sehr kleine Hände und Füße, wie ihre gute Haltung und graziöse Bewegung, zeichnen sie vor den meisten unserer Schönen aus; dagegen fehlt ihnen aber die schöne Gestalt, der gute, wohlwollende Ausdruck unserer Frauen und — ein Herz. Alles, was eine Amerikanerin an sich hat, ist nur äußerliches Flitterwerk; sie singt, spielt, politisirt und thut hundert andere Dinge, nicht der Sache selbst wegen, die kein Interesse für sie hat; sie thut es nur, damit die Leute davon sprechen, und — um einen reichen schönen Mann zu bekommen.

Ich fragte eine junge Frau, was man in Amerika eine alte Jungfer nenne. Sie antwortete mir, das ließe sich nach den Altersjahren nicht bestimmen; es käme darauf an, wie lange sich ein Mädchen schon in der Gesellschaft befinde, und ein solches, welches nicht in fünf Jahren die Geschicklichkeit entwickelt habe, einen Mann zu fesseln, würde ohne Gnade in die Reihe der alten Jungfern gestellt. Die schöne Hälfte des Menschengeschlechts hat in Amerika im Allgemeinen das beste Loos. Von der Galanterie eines Amerikaners, des höchsten, wie des niedrigsten, gegen jedes weibliche Wesen hat man in Europa gar keine Idee; der Amerikaner ist nicht galant wie der Franzose, in dem Verhältnisse, wie ihm die Hoffnung zu einer Intrigue vorschwebt, oder wie der Deutsche, dem die Schönheit und Liebenswürdigkeit zum Maßstabe dient, oder wie der Engländer, bei dem es entscheidet, ob die Dame in einer good old family gehört und die Erbin einer fortune ist, — sondern der Amerikaner ist idealisch galant, weil ihm die Galanterie angeboren ist und weil er nie in seinem Leben das Gegentheil gesehen hat. Dieß ist aber auch das einzige Idealische in seinem Charakter. Die Mädchen herrschen in der Männerwelt mit eisernem Scepter und sind die Leiterinnen nicht bloß der Mode, sondern auch aller fashionablen Vergnügungen. Die Frauen leben aber sehr zurückgezogen und fast ganz der Erziehung ihrer Kinder. Obgleich eine Frau ein sehr theurer Artikel ist, so heirathet doch fast jeder Amerikaner und meist sehr früh, so daß ein unverheiratheter Mann von 30 Jahren schon für einen alten Junggesellen angesehen wird. Eine Frau im Süden und Westen von Nordamerika thut gewöhnlich gar nichts; ihre Hauptbeschäftigung ist, sich in ihrem Rockingstal zu wiegen und zu lesen oder zu träumen. Die Frauen verblühen sehr bald und einige Jahre nach der Ehe werden sie schon für old women angesehen. Sie sind stolz und haben eine große Idee von ihrer Würde als freie Bürgerinnen.

So aufmerksam der Amerikaner in Gegenwart der Frauen ist, so wenig ceremoniel nimmt er es bei den Männern; beim Grüßen nimmt er den Hut nicht ab, ist er einigermaßen bekannt, selbst im Zimmer nicht, und legt seine Beine, wie es ihm am bequemsten ist. Es wird wenig Tabak geraucht, nur Cigarren und nie in Gegenwart von Damen; dagegen haben die Nordamerikaner die häßliche Gewohnheit, vom Morgen bis zum Abend Tabak zu kauen; in den südlichen Provinzen geht das so weit, daß sogar die Mädchen beständig Schnupftabak unter der Zunge haben und zuweilen einander zu Schnupftabak-Parthien einladen.

Großherzige Spende.

In der Renngasse, einer der breitesten und lichtesten Straßen Wiens geschmückt mit vielen Palästen, erhebt sich, dem k. k. Zeughause gegenüber ein prachtvolles, vier Stock hohes Gebäude, über dessen Eingange erst seit wenigen Tagen die Inschrift prangt: Stiftung für erwachsene Blinde, zum Andenken Kaiser Franz I. Der hochherzige Gründer dieser herrlichen Stiftung ist der hochwürdigste Patriarch, Erzbischof von Erlau, Herr Joh. Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör; und noch in späten Zeiten werden reichliche Dankesthränen das Andenken des erhabenen Sängers der Tunisias, des Rudolph von Habsburg, der Perlen der heil. Vorzeit, segnen.

Gewiß aber konnte dieser greise Kirchenfürst seine Verehrung für den väterlich milden Monarchen, unter dessen segensreicher Regierung ihm die schönsten Tage seines Lebens erblühten, auf keine edlere Weise an den Tag legen, als indem er eine so reichliche Gabe der Bruderliebe auf dem Altare der Menschlichkeit und Wohlthätigkeit zum Opfer brachte.

Dank und Segen dem hochherzigen Spender!

Industrielles.

Die neue Schiffbrücke zu Gran in Ungarn wurde Ende März eröffnet; dieses Verbindungsmittel der beiden Donauufer, welches Sr. fürstlichen Gnaden, dem Grauer-Erzbischof und Fürst-Reichsprimas Joseph von Kopacsy seine Entstehung verdankt, ist 267 Klafter lang und 27 Fuß breit; durch eine äußerst künstliche Vorrichtung öffnet sich die Brücke zu beiden Seiten in wenigen Minuten, um den durchfahrenden Schiffen Raum zu geben. Am Tage der feierlichen Eröffnung ließen Sr. fürstliche Gnaden sämmtliche, am Brückenbau beschäftigt gewesene Arbeiter auf das Köstlichste bewirthen und 300 fl. unter die Armen vertheilen. Abends war die Stadt feierlich beleuchtet, und somit ist Ungarn wieder um ein herrliches, den Handel belebendes Verbindungsmittel reicher geworden.

Anzeige.

Herr Joseph Wache, durch seine vielfältigen wohlthätigen Bemühungen für das Institut der barmherzigen Schwestern, deren Agent er ist, bereits rühmlich bekannt, veranstaltet abermals zum Besten derselben am 30. d. M. eine außerordentliche Vorstellung nachstehenden Inhalts im k. k. priv. Theater an der Wien.

1. Der 24. Februar. Tragödie in einem Acte von Friedr. Ludw. Zacharias Werner.

2. Die weiblichen Drillinge. Liederspiel in einem Aufzuge von Carl von Holtei.

3. Die Ereignisse im Gasthofe. Komische Scenenreihe mit Tableaux nach den bekannten Bildern: Die Beduinen von Vernet und die Fischer von Robert, arrangirt von J. M. Rankl.

Die bei dieser Vorstellung beschäftigten Künstler sind:

Die HH. Carl Laroche, Löwe, Mad. Brede, Dlle. Neumann, und von den vereinigten Theatern an der Wien und in der Leopoldstadt: die HH. Neuroi, Scholz, Grois, so wie Hr. von Holtei, welcher obwohl von der Bühne abgetreten, doch aus Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes, seine Mitwirkung zusagte. Die Preise der Plätze werden, wie bei derlei Vorstellungen immer, erhöht seyn, und die Vormerkungen für Logen und Sperrsitze in der Wohnung des Hr. Jos. Wache. (Ballplatz Nr. 23. im 1. Stock) vorgenommen.

Die Vorstellung selbst findet zu den gewöhnlichen Theaterstunden Statt.

Omnibus.

(Amusantes.) Ein Arzt hatte die Gewohnheit, sobald er sah, daß die Krankheit gehoben war, zu seinen Patienten zu sagen: „Jetzt haben Sie nur noch ein Paar Pfund Stärke nöthig, so sind Sie wieder hergestellt.“ — Einmal hatte er sein Sprüchlein bei einer reconvalescirenden Dame ebenfalls angebracht, als er des folgenden Tages eine bedeutende Verschlimmerung ihrer Zustände bemerkte. Sein Erstaunen verwandelte sich aber bald in Lachen, als ihm die Kranke mittheilte: „sie habe, seinem Rathe folgend, einstweilen ein halbes Pfund Stärke, in Wasser aufgelöst, löffelweise zu sich genommen.“

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute 18.: „Traum ein Leben.“ — Dienstag 19. zum ersten Male: „Tochter des Advokaten — Der Sohn auf Reisen.“ — Mittwoch 20. Wiederholt. — Donnerstag 21.: „Pauline.“ — Freitag 22.: „Fesseln.“ — Sonnabend 23.: „Die Tochter des Advokaten. — Der Sohn auf Reisen.“ Sonntag 24.: „Wallenstein.“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 48. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 20. April 1842.

Bojar Ilja, und Räuber Rossignol.

Nordische Sage.

Tief in den Wäldern von Mürom, in dem Dorfe Karatschajeff, saß Ilja, der Bojar. Unbeweglich wie ein neugebornes Kind, saß er dreißig Jahre, ohne seinen Platz zu ändern. Umsonst hielt ihm sein Vater in hartem Tone seine Trägheit vor. Vergebens rief er ihm zu: „Auf! erheb' dich endlich zur That, zur Arbeit!“ Er rührte sich nicht und wer ihn so gesehen, mußte ihn für hinfällig halten. Allein der Himmel wollte, daß dieser große Krieger alle seine Kraft in dieser Ruhe sammle und ungetheilt bewahre, daß dieser Muth, vor dem die Zukunft erstaunen sollte, sich nicht in kleinlichen Wagnissen zersplittere.

Dreißig Jahre waren um. Da erhebt sich Ilja, der Bojar. Aufrecht steht er da, in riesenmäßiger Größe, zur Freude und zum Staunen seiner Ältern. „Gib' mir ein Pferd, mein Vater,“ sagte er; „lange genug saß daheim ich, ich will nun die Welt sehen.“

„Mein Sohn, ich kann dir kein Pferd geben; ich besitze nur eines und dieß ist alt und schwach. Bleibe daheim, mein Sohn, folge mir, und steh' mir in meiner Arbeit bei, was zieht dich hinaus?“

Der junge Bojar beharrt auf seinem Entschluß. Er begehrt den alten Gaul, der sein Schlachtroß werden soll, obwohl er nun fast untauglich zur Arbeit ist. Drei Nächte besteigt er dieses Thier, führt es auf eine Wiese vor dem Dorfe, badet es mit Morgenthau und reibt es mit feuchten Gräsern. Das hinfällige Roß gewinnt nach und nach Kraft und es ist fähig zu einer langen Reise. Ilja tritt nun vor seine Ältern, bittet um ihre Einwilligung und um ihren Segen. Dieser Segen, sprach er, werde sein Schwert stählen, seine Lenden gürten und stärken. Er nimmt nun zärtlichen Abschied, wendet sich nach den vier Himmelsgegenden, beugt sich demüthig und betet, dann schwingt er sich schnell und freudig auf sein Roß und verläßt seine väterliche Wohnung.

Ilja treibt sein Roß mit dem goldverzierten Kantschuk zur Eile, und es legt am ersten Tag eine gute Zahl von Werften zurück und am zweiten eine noch größere. Unser Bojar nimmt nun seine Richtung gegen Kiew durch die düstern Wälder von Brinsk und durch die Sümpfe von Smolensk. Er ist fest entschlossen, trotz aller Hindernisse Kiew zu erreichen.

Seit dreißig Jahren hielt ein kühner Räuber diesen Weg besetzt. Zum Schrecken der Reisenden saß er in den Wipfeln der Bäume, von wo er ein langes, gellendes Krächzen ertönen ließ. Man nannte ihn Rossignol. Ilja verfolgte furchtlos seinen Weg, als diese Töne an sein Ohr schlugen. Allein was erst ein Krächzen däuchte, verwandelte sich bald in ein gräuliches Zischen, das von hundert erzürnten Schlangen zugleich zu kommen schien; endlich ging dieses Zischen in Geheul, wie von hundert hungerigen Wölfen über. Das Pferd stutzt und bäumt sich; der Bojar setzt sich fester und treibt es vorwärts.

„Alter Gaul, kennst du noch nicht das Gekrächze der Raubvögel, erschreckt dich das Zischen der Schlangen und macht das Heulen der Wölfe dich zittern? wo ist jener gefürchtete Räuber, siehst du ihn?“

Er will vorwärts; allein da schwingt aus dem Wipfel einer alten Eiche Rossignol sich nieder und stellt sich dem Krieger in den Weg.

„Woher junger Mann, und warum diesen Weg? Dreißig Jahre schon halt' ich diesen Weg besetzt und laß' ihn keinen Menschen ziehen, und du machst keine Ausnahme.“

„Hättest du in einem andern Ton mich angeredet, so hätte ich dir anders geantwortet, allein deine anmaßende Keckheit verdient nur diese Antwort: Aus meinem Weg Räuber! hüte dich, meinem Roß oder seinem Reiter nahe zu kommen.“

Rossignol war so schnell wie ein Vogel zurück in dem Wipfel der Eiche, von wo er einen fehltreffenden Pfeil nach dem Krieger von Mürom sandte. Der Bojar spannte seinen Bogen, der Pfeil entfloh und fehlte nicht das Ziel; durch neun mächtige Äste der Eiche drang er und schlug in das rechte Auge des Räubers, der herunter stürzt und heulend sich vor Schmerzen wälzt. Ilja wirft ihm eine Schlinge um den Hals, legt ihn quer über seinen Sattel und bindet ihn fest.

In einiger Entfernung von diesem Orte, an der dichtesten und dunkelsten Stelle des Waldes, wohnte hinter einem festen Verhaue das Weib Rossignol's mit ihren Söhnen. Von der Höhe dieser Verschanzung hatte ihr scharfes Auge den Unfall ihres Mannes entdeckt. Weinend und heulend lief sie zu ihren Kindern: „Meine Söhne, schnell, waffnet euch, eilt eurem Vater zu Hilfe, eilt! ein Fremdling, ein Bojar hat ihn zum Gefangenen gemacht und auf sein Roß gebunden.“

Und die Söhne, es waren deren neun, lauter mächtige Rangen, eilten nach ihren Schwerten, fuhren eiligst in ihre schwarze Rüstung und bedeckten sich mit ihren Helmen, welche die Gestalt von Raben mit drohendem Schnabel hatten. Es war, als flöhe ein Zug schwarzer Vögel durch den Wald; sie eilten, ihren Vater zu befreien und forderten unter Drohungen seine Freilassung. Auch das Weib eilte herzu und bot Gold und Edelsteine für seine Freiheit.

Ilja entgegnete: „Euer Drohen kümmert mich eben so we-

nig, als Rabengekrächze, euer Gold hab' ich nicht nöthig, obwohl es von Rechtswegen dem Sieger gehört; Rossignol den Räuber aber, nehme ich mit nach Kiew, wo ihn der gute Fürst Wladimir richten wird; ich hab' es geschworen und werde meinen Schwur erfüllen.« Er sprachs, spornte sein Roß, das mit ihm wie ein Falke dahin schoß und wie der Blitz entschwand.

Ilja hielt seinen guten Renner in dem weiten Hofe des Fürsten an, band es an einen eichenen Pfahl, ging nach den freudenerfüllten, glänzenden Saal, verrichtete sein Gebet vor dem Bilde des Erlösers und grüßte dann den Fürsten und seine Gemahlin. Wladimir saß zur Tafel, umringt von seinen mächtigsten Bojaren. Auf einen Wink von ihm ward ein Becher mit Wein gefüllt gebracht und dem Fremdling geboten. Der Becher hatte die Gestalt und Tiefe eines Schlauches. Ilja ergriff ihn und leerte ihn auf einen Zug. Fürst Wladimir sprach sodann:

»Fremder Bojar, deinen Namen, deine Herkunft gib mir bekannt, daß ich dich bei deinem Namen nennen und nach Würde und Gebühr beehren kann.«

„Ich bin Ilja von Mürom aus dem Dorfe Karatschajeff, und komme von dort geraden Weges nach Kiew, dir meine Dienste anzubieten.«

„Geraden Weges!« riefen alle Bojaren. »Guter Wladimir, sieh da einen Fremdling, der uns narren möchte. Geraden Weges will er hergekommen seyn, und seit dreißig Jahren hält der berüchtigte Räuber Rossignol diese Straße besetzt.«

„Leuchtende Sonne, Fürst Wladimir,« antwortete der Bojar von Mürom, „schaue durch das Fenster hier und sieh, was ich, Fremdling, gethan. In deinem Hofe befindet sich der Räuber Rossignol selbst. Ich hab' ihn besiegt und gefangengenommen. Überzeuge dich.«

Fürst Wladimir stieg mit den Bojaren in den Hof. Ilja trat zu Rossignol und sprach: »Rossignol, krächze wie ein Raubvogel, zische wie eine Schlange, heule wie ein Wolf.« Rossignol gehorchte; anfangs hörte man das sich nähernde Krächzen wilder Vögel, dann das Gezisch, wie von hundert Schlangen auf einmal, endlich das wilde Geheul von hundert hungerigen Wölfen auf einmal. Alle Schrecken des Waldes schienen los. Der Fürst und die Bojaren erblaßten.

»Mächtiger Held,« sprach dann Wladimir, »mit Freuden nehme ich deine Dienste an; komm, setze dich an meine Tafel, wohn' in meinen Gemächern, trinke aus meinen Bechern, sey mein Freund.«

Und Ilja, der Krieger von Mürom, den man dreißig Jahre, unbeweglich und schweigsam, wie ein neugebornes Kind, sitzen sah, wurde am Hofe des Fürsten Wladimir ein mächtiger und berühmter Bojar, der mehr als ein Heer besiegte, mehr als eine Festung eroberte, und dessen Heldenthaten in mehr als einer Sage, und unter andern auch in dieser, leben.

Fr. J. Schaffer.

Die Verschneieten.

(Nach einer Bündtner-Chronik.)

In diesem einunddreißigsten Jahr ist solch ein Schnee gefallen, daß bei Mannsdenken nicht so viel gefallen ist. Besonders im Aargau, im Zürichbiet und im Appenzellerland, bis ins Tyrol hinein, lag dessen ganz unmenschlich viel.

Da hat es sich zugetragen im Bündtnerland, daß ein abgelegen Haus vom hohen Schnee ringsum ist eingemauert worden; denn nicht nur, weil das Haus gar niedrig war, überstieg der Schnee bei Weitem die Hausthür und alle Fensterlein; sondern der Sturmwind trieb auch große Lasten des gefrornen Schnees, der als ein Staub zerfallen war, auf das niedrige Haus zusammen und überstieg desselben First (Giebel) um etwelche Fuß, und fiel auch in Menge herab durch den Rauchfang in die Küche, daß man kaum mit Bretern und Reißholz es wehren mocht. Item, der Schnee bedeckte dermaßen dieses Haus, daß weder die Einwohner desselben hinausgehen konnten, noch auch ein Mensch vermocht hätte, zu ihnen zu kommen, wenn Steg und Weg auch wären gangbar gewesen. Dadurch war das arme Hausvolk in die äußerste Noth gesetzt, indem ein geringer Vorrath von Speise zur Hand war; denn sie lebten fast nur von dem täglichen Verdienst, ohn' allein von etwas Erdfrüchten, die neben dem Haus in einem Felskeller vorräthig lagen, und zu denen kein Zugang blieb.

Da ward des Jammers aus der Maßen viel in diesem Haus, ein Vater, eine Mutter und vier Kinder wohnten darin, und waren fromme Leutchen, aber dürftig mehr, als hier mag gesagt werden; sintemahl der Vater ein Holzhauer war, und die Frau ihm half, Bündel von Reißholz machen, und der Taglohn nicht weit reichte für die Sechs.

Wie nun die Kindlein schrieen und wehklagten, als der Schnee das Haus eingedeckt hatte, kann Männiglich wohl sich einbilden; denn es war stockfinstere Nacht aus dem Tag, und wurde kein Abend und Morgen mehr in dieser Grube, schlug auch keine Stunde mehr, und ward kein Läuten mehr von einem Kirchthurme her, also daß die armen Eingeschneiten weder Zeit noch Stunde wußten, weil der meiste Schnee des Nachts sich angehäuft, und schon die Thür vermauert hatte, als sie in der Frühe vom Schlaf aufstanden. Die guten Ältern aber trösteten die Kindlein, und sahen nach, ob nicht ein Ausgang übrig blieben. Sobald sie aber in die Küche traten mit dem angesteckten Licht, fiel Schnee durch das Rauchloch herab, und mußten eilig da vermachen und hörten ein gräulich Brausen des Sturmes, der die Flocken an die Felswand trieb, vor der das Haus gebaut war. Und also verharrten die Leutlein, bis es draußen stiller wurde, das auch bald geschehen ist, dieweil des Schnees wachsende Last zum Letzten gar allen Ton aufhielt, wie zu begreifen ist. Da meinten sie zu warten, bis man sie suchen käme, behielten doch ihr Lämpchen hell, und aßen Käs und Brot, und hatten die Ältern nur zu thun, den Kindlein die Furcht auszureden.

Das hielt wohl den halben Tag hindurch an, und dachten jetzt die kummervollen Ältern, wie sie Feuer machten auf dem Herd und Warmes kochten. Aber als sie aus dem Rauchfang die Breter nehmen sammt dem Reißholz, fiel wiederum Schnee herab; und als sie Feuer angemacht, zerschmolz der Schnee, so droben sich eingepropft, und ging das Feuer vor dem Tröpfeln wiederum aus, und wollt auch der Dampf die Leutlein fast ersticken, daß also kein Feuer sie trösten mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Theatralisches.

Das Trauerspiel „Medea“ von Franz Grillparzer, welches am 16. d. M. auf dem k. k. Hofburgtheater neu in die Scene gesetzt war, erfreute sich als große Dichtung einer entschiedenen Theilnahme. Es soll bei einer der späteren Wiederholungen von dem Werke sowohl als den Darstellern ausführlich die Rede seyn, für jetzt nur so viel, daß die letzteren insgesammt von der lebendigsten Liebe zur Sache beseelt waren.

Musikalisches Perspectiv.

Am jüngstverflossenen Sonntage gab die erste Sängerin der Hof-Concerte aus London

Mad. Bishop

auf ihrer Durchreise nach Italien in Verbindung mit Hr. Bochsa, ersten Harfenspieler Ihrer Majestät der Königin von England, im k. k. großen Redoutensaale ihr zweites und letztes Concert. Sie sang darin zwei italienische und eine Arie aus Judas Maccabeus von Händel mit englischem Texte. Die Stimme der Mad. Bishop gehört, wie in diesen Blättern schon angedeutet wurde, zwar nicht zu den wohllingendsten und stärksten, auch entbehrt sie jener Gefühlsintensität, welche erforderlich ist, um den Zuhörer gleich von vornhinein zu bestechen. Allein sie besitzt eine große Modulationsfähigkeit und eine tüchtige, den ganzen Geist der italienischen Schule athmende Bildung, welcher besonders im Bravourgesange nur noch mehr Reinheit der Intonation zu wünschen wäre. In den Gesangsstücken, die durch ihre Einfachheit und plastische Schönheit Interesse gewähren, wird Mad. Bishop mit ihrer Gesangsweise ohne Zweifel jederzeit mehr effectuiren, als mit solchen, deren Hauptinteresse auf der jetzt so modern gewordenen weichlichen Gefühlsausprägung beruht. Ihr Vortrag der Arie aus „Judas Maccabeus“ von Händel war so befriedigend, daß das Publicum eine Wiederholung begehrte; dagegen entsprach sie in den andern beiden Arien aus italienischen Opern nicht in eben solchem Maße. Hr. Bochsa spielte ein Concertstück von eigener Composition, und zeigte auch dießmal wieder recht viel Geläufigkeit und die Geschicklichkeit, ein sehr angenehmes Flageolett den Saiten zu entlocken, wenngleich seinem Spiele der höhere künstlerische Ausdruck zur Hervorbringung einer Totalität in der Wirkung abzugehen scheint. Die Composition ist recht anmuthig, und schön instrumentirt, verspricht im Eingange besonderes Interesse, behält aber die tonsetzliche Haltung nicht bis zum Schlusse.

Mit der Composition: „die Gewalt der malenden Tonkunst“ hat Hr. Bochsa seinem schöpferischen Geiste eine zu große Aufgabe gesetzt, als daß eine gelungene Lösung zu erwarten gewesen wäre. Die ersten Wirkungen der Tonkunst, so wie überhaupt die menschlichen Gefühle lassen sich in der Objectivität durch Musik nicht malen. Die Musik ist ja die Sprache, der Ausdruck der Gefühle selbst, sie kann Gefühle anregen, aber nicht malen. Auch sind in dem Gedichte, welches sich Hr. Bochsa zum Vorwurf nahm, die Gefühle auf eine so sinnlose Art zusammengetragen, daß schon die Wahl eine mißglückte zu nennen wäre. Übrigens ist in diesem Tonstücke eine sehr gewandte Feder des Hrn. Bochsa, mehrere sehr schöne Einzelnheiten und durchaus eine sehr interessante Behandlung des Instrumentals wahrnehmbar. Die Länge des Tongebildes selbst, als auch der einzelnen Gefühle vermochte das ziemlich zahlreich anwesende Publicum nicht bis zum Schlusse der Production zu fesseln.

Jägerzeitung.

Aus dem Departement Aube, Kreis Orthe, wird gemeldet, daß kürzlich mehre rüstige Bursche und Jäger den weit ausgedehnten Wald von Othe durchstreiften, und Jagd auf das darin befindliche Wild machten.

Sie zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, um sich später wieder auf gewisse Schallzeichen zu concentriren. Auf einmal gerieth Guillaume, ein Bauernbursche, auf einen Eber, der ungewöhnlich groß war und die verderblichste Wildheit in dem ungestümen Angriff auf den armen Treiber zeigte, der nur mit einem Knüttel bewaffnet war.

Um einen Baum oder Fels zu erklettern, war es schon zu spät, der Hartbedrängte mußte kämpfen, wenn er nicht sogleich ein blutendes Opfer des wüthenden Thieres werden wollte. Er schwang sonach die Keule und schrie zugleich nach Leibeskräften um Hilfe.

Beides, die feindliche Geberde und das Rufen, schien den Eber zu äußerster Wuth und Anstrengung zu reizen, er rannte mit seinen furchtbaren Hauern in brausender Heftigkeit auf den Gegner los, schlitzte ihn, jedoch nur leicht, am Schenkel und nöthigte ihn so, auch seinerseits das Aeußerste zu wagen.

Da fiel nun wie Hagelschlag Streich um Streich auf die Stirne und den Rüssel des Ungethümes, das nach wenig Minuten, besonders aus dem Grunde, den Kürzern zog, weil es theils durch die gewaltigen Schläge, theils durch das aus seinen Wunden herabströmende Blut geblendet wurde; und als die übrigen Jagdgenossen allgemach zusammenkamen, war Guillaume schon entschieden Sieger und hatte die Freude, das erledigte Wild als Eigenthum betrachten und nach Hause schleppen zu dürfen.

Im Anfange Februars d. J. begab sich, wie der Satellit erzählt, der in den Karpathen als einer der rüstigsten Jäger bekannte, zwischen St. Domokos und Vacká in Ojk wohnende Walache Finka, in Begleitung zweier Söhne, eines zwölf und eines sechszehnjährigen Burschen, auf die Marderjagd.

Da, wo zwischen Gyergyo und dem Udvarhelyer Stuhle das Gebirge rauh und beinahe unzugänglich ist, entdeckten sie frische Bärenspuren und verfolgten begierig die Fährte des Wildes bis zu einer ziemlich geräumigen Höhle, deren einen Ausgang der alte Finka besetzte, während vor dem andern seine beiden Söhne Wache hielten.

Die Bestien, aus ihrer Ruhe gescheucht, suchten zu entfliehen und kehrten, da ihnen bei dem Ausgange zwei Schüsse entgegenkrachten, zum andern, wo der alte Jäger der zuerst herauseilenden Bärin einen so richtig gezielten Schuß applicirte, daß sie fiel und im Schmerz den Abhang hinabkollerte.

Noch waren die Jäger beschäftigt ihre Gewehre wieder zu laden, als ein zweiter Bär am Ausgange erschien. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, sprang der alte Nimrod hinzu und packte das Ungethüm mit kräftiger Faust an der Kehle, während gleichzeitig der ältere seiner Söhne das Thier im Rücken angriff und der Jüngere ihm mit seinem scharfen Gärtelmesser beizukommen suchte.

Lange balgten sich die Kämpfer im Schnee herum, und der alte Finka blutete bereits aus mehren Wunden, als der zwölfjährige Bursche einen günstigen Augenblick wahrnahm, und dem zottigen Gegner mit wiederholten Stößen Kehle und Weichen durchbohrte.

Während dieses Kampfes war ein dritter Bär aus der Höhle entkommen, der zwar verfolgt, jedoch nicht eingeholt werden konnte.

Bis auf einige Quetschungen und wenig gefährliche Wunden an Brust und Armen, war der alte Jäger mit seinen Söhnen glücklich aus dem Kampfe gekommen. Der Ertrag der zwei Bärenhäute ließ die Muthigen ihrer Wunden bald vergessen.

Literarisches.

Herr Aeméle, Professor der ungarischen Sprache und Litteratur, hat dem Publicum einen neuen Beleg seines unermüdenden Fleißes und gründlichen Studiums geliefert. — Unter dem Titel einer „Analyse der ungarischen Classiker, gestützt auf einfache Grundregeln der ungarischen Sprache“ hat er einem lange gefühlten Bedürfnisse für Lernende dieser schönen Sprache abgeholfen. Lehrbücher zur weitern Fortbildung des Lernenden haben bereits zwar Andere gleichfalls geliefert, doch besteht keines, das Zweckmäßigkeit, Gründlichkeit und Geschmack in solchem Grade vereinigte, wie das vorliegende. Während die ersteren nach dem Grundsatze „vom Leichteren zum Schwereren“ ein Masse von Aufsätzen über die alltäglichsten Gegenstände enthalten, die der Schüler nur mit der größten Langeweile durchblättert, liefert das vorliegende Werk eine Sammlung des Schönsten und Gediegensten aus den besten classischen Werken der magyarischen Literatur, die durch die beigefügten zahlreichen grammatischen und philologischen Noten zur gründlichen Erlernung der Sprache, und durch die werthvolle Auswahl zur Bildung des Geschmackes und Styls,

für Fremde und Einheimische als die schönste Blumenlese erscheint. Der Verfasser hat den glücklichen Gedanken gehabt, von dem gewöhnlichen Wege abzuweichen, und es nicht, gleich seiner Vorgängern, versucht, seine Sprache einer fremden anzupassen, sondern, so wie er in seiner Grammatik die Regeln aus der Sprache entwickelt, so läßt er im vorliegenden Werke den Genius der Sprache selbst hervortreten und auf den Leser wirken. Ungemein schätzenswerth ist die beigegebene, kurzgefaßte ungarische Grammatik, die mit dem Werke im innigsten Zusammenhange steht, indem bei der Interpretation der classischen Lesestücke ausschließend auf dieselbe hingewiesen wird. Der Lernende hat dabei den großen Vortheil, daß er, durch Hinweisung auf den betreffenden Paragraph dieser Grammatik, die Erklärung und Auflösung jeder in den Lesestücken vorkommenden Schwierigkeit auf die gründlichste und lichtvollste Art vorgetragen findet.

Ausgezeichnet ist der etymologische Theil, und besondere Anerkennung verdient die tabellarische Übersicht für die Formenbildung der Zeitwörter, die dem Schüler sonst so viele Schwierigkeiten verursacht. Nebst diesen Vortheilen sind die meisten und schwierigsten Lesestücke mit einer wörtlichen Übersetzung nach der Interlinearmethode versehen, wodurch der Lernende das Nachschlagen in einem Wörterbuche und das lange Nachgrübeln, die richtige Bedeutung herauszufinden, erspart wird.

Zum Schlusse folgen noch einige Lesestücke, prosaischen und poetischen Inhalts, die Herr Professor Nemčle für gut fand, ohne erklärende Noten dem Leser vorzulegen, die Letzterer, nach der vorhergegangenen Übung, ohne Schwierigkeit selbst übersetzen und erklären wird. Zur Erleichterung desselben folgt am Ende ein Verzeichniß der vorkommenden Wurzelwörter.

Es ist nicht zu zweifeln, daß des Verfassers redliches Streben Anerkennung finden wird, und recht Viele seine Bemühung sich zu Nutzen machen werden. F. Hedy.

Landwirthschaftliches.

(Aufmunterung zum Kartoffelbau.) Wie uns mehre Blätter melden, hat der Kaiser von Rußland mittelst eines Ukases alle seine Unterthanen zum fleißigen Anbau der Kartoffel ermuntert, und zugleich Seinen allerhöchsten Entschluß kundgegeben, alle jene Landleute, welche die meisten Fortschritte im Bau dieser vorzüglichen Frucht machen, mit goldenen und silbernen Medaillen zu belohnen.

Künstlerischer Wegweiser.

Sig. Angelo Comi nennt sich ein junger Doctor in Rom, welcher das Geheimniß, organische Substanzen zu versteinern, wieder erfunden haben will.

Wie uns mehre italienische Zeitblätter berichten, braucht Sig. Comi nur wenige Tage um das zu bewirken, wozu die Natur Jahrhunderte bedarf.

Seine Präparate, bestehend aus Blumen, Fischen, Vögel, Menschenköpfen, Armen, Beinen, und einem vom Wirbel bis zur Zehe versteinerten jungen Mädchen, werden von den zahlreichen Besuchen, die er bekommt, bewundert und angestaunt.

Das Nelson-Denkmahl auf dem Trafalgar-Platze, wird wohl noch nicht so schnell beendet werden, als uns manche Blätter glauben machen wollen; denn erst vor Kurzem meldete der „Examiner," daß die an dem Monumente beschäftigten zwei Arbeiter haben aufhören müssen, zu arbeiten, weil ihnen nicht genug Granit geliefert wurde. Wir sehen also, daß sich die Inglisman eben nicht sonderlich beeilen, die Denksteine ihrer großen Männer zu Ende zu bringen.

Tagsergebnisse.

(Ein Pendant zum Hunde des Aubry de Montdidier.) Ein Bewohner von Kopenhagen, ein Schmied, hatte vor zwei Jahren von einem Reisenden einen Spitz gekauft. Es war ein sehr friedliches Thier; als aber kürzlich sein Herr mit ihm über den Königs-Neumarkt ging, fiel er einen Vorübergehenden mit großem Ungestüm an. Der Angefallene forderte Schadenersatz für seine zerrissenen Kleider, den ihm der Schmied auch willig zugestand; als jener aber verlangte, daß der Hund erschossen werden sollte, wurden sie uneins, und die Sache kam vor das Polizeigericht. Der Hund, den sein Herr auch mitgenommen hatte, war wie gewöhnlich ganz ruhig, bis der Ankläger zum Vorschein kam, über den er wieder mit großer Wuth herfiel. Dieser, der nun erst den Hund erkannte — denn es war Abend gewesen, als er ihn das erste Mal angefallen hatte — ward ohnmächtig und gestand, als er sein Bewußtseyn wieder erlangt hatte, daß er Diener bei einem reichen schwedischen Grafen gewesen, diesen auf einer Reise in Italien ermordet und ausgeplündert, und daß jenem Grafen der Hund angehört habe.

Abfertigung für Abfertigung.

Unsere Recension über Saphir's Vorlesung zu Gunsten des unter dem Protectorate Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Carl stehenden neuerrichteten Filialspitales auf der Wieden hat eine Entgegnung, wie sie Hr. Saphir nennt: Abfertigung, erfahren.

So unbillig es uns erscheint, daß bei der bestimmt ausgesprochenen Würdigung der Tendenz dieser Vorlesung, über aus dem Gedächtnisse nicht völlig treu citirte Stellen und Wortwendungen so heftige Ausfälle nicht bloß gegen die Person des Referenten, sondern auch gegen die Gesammtheit unserer Mitarbeiter und diese Redaction selbst der Öffentlichkeit übergeben wurden, eben so unzulässlich finden wir es, den Verfasser dieser sogenannten Abfertigung in dem von ihm angeschlagenen Tone zu antworten. Die Rücksicht auf die schon einmal gewürdigte, dieser Vorlesung zu Grunde liegende Absicht öffentlicher Wohlthätigkeit, bestimmt uns aber vollends, von jeder Erörterung über diesen Gegenstand abzugehen. Wir werden, um bei ähnlichen Gelegenheiten jede Vermischung unserer artistischen Ansicht und der den Tendenzen der Wohlthätigkeit zukommenden Rücksicht zu vermeiden, einen Schriftsteller, der sich über das Urtheil Anderer so hoch erhaben dünkt, und unter Berufung auf seine Sprende einen so leidenschaftlichen und rücksichtslosen Ton anschlägt, der öffentlichen Meinung überlassen und unser Blatt vor der Behelligung mit ähnlichen, der Literatur übel anstehenden Ausfällen zu verwahren wissen. Die Redaction

des „österreichischen Morgenblattes."

Omnibus.

(Recrutirung in Bosnien.) Sobald die Zeit eintritt, wo man neuer Mannschaft bedarf, zieht ein Werbecommando mit der Talambas (einer Art von Trommel) von Grat zu Grat. Man weiß immer schon vorher, wie viel Mann jeder Bezirk zu stellen hat, und die Sache ist bald abgethan. Nun ergibt es sich aber oft, daß an der bestimmten Anzahl einige Körfe fehlen, doch dieß schadet nichts; denn sobald die Zeit des Aushebens vorüber ist und die Truppen ausmarschiren, tritt bald hier, bald dort ein Mann aus Reih und Glied und sagt: Ich zähle für 5 oder 10, d. h. so hoch schätze ich meinen Muth. Durch diese originelle Art von Repräsentation ist die Truppenzahl in Bosnien immer vollzählig.

(Lobenswerthe Einrichtung.) Um bei Wöchnerinnen die gehörige Ruhe zu erhalten, und alle schädlichen Einwirkungen auf ihre Gesundheit abzuwenden, wird in Harlem über jeden Hausthore, wo eine Frau in die Wochen kommt, eine große Kokarde befestigt, welche bedeutet, daß Alles, was Lärm macht, oder das Gemüth der Kranken afficirt, fern bleiben müsse. Ihr Mann darf während eines Zeitraumes von sechs Wochen nicht arretirt werden. So achtet der Staat die Mutter eines neugebornen Bürgers.

(Ursprung einiger Erfindungen.) Agnes Sorel war die erste Dame in Frankreich, welche Edelsteine trug.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1103, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 49.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 23. April 1842.

Aus dem Böhmerwalde.

's narsch Deanal!

Nach einer wahren Begebenheit von Jos Rank.

Vor mehren Jahren erschien in den Gegenden des Böhmerwaldes ein Mädchen von achtzehn Jahren, das ungewöhnlich schön, aber fremd und geistesverwirrt war. Die Kleidung der Fremden bestand aus einem kurzen Rock von dunkelbrauner Farbe, der sich um die wohlgebauten Hüfte an einen schwarzsammt'nen Spencer schloß. Die Füße waren bloß; so auch Hals und Kopf, außer daß letzter ein schmales hochrothes Band um Stirn und wohlgekämmte Haare trug. Die schwarzen großen Augen zeigten nicht jene unheimliche Starre stillen Wahnsinns, vielmehr durchschütterte eine tiefe Wehmuth alle, auf welchen sie ruhten. — Es war Herbstanfang, und man hatte die Wiesen das letzte Mal gemäht. An einem sonnigen, aber mäßig-kühlen Nachmittage war ein Hausvater laut und regsam auf seiner Wiese in der Nähe eines Gehölzes. Augenblicke der Ruhe wurden zu Scherz und Gesang bei Knechten und Mägden: „Annamial [1])! eiz biſt dö mä [2]);“ — „Au! kannt's nöd sog'n, du Schwoaza!“ — »Wos bin i? Wea bin i? Sakra! awa 'r eiz — kimſt ma nöd oh! A Schmozal, du Obrenndö [3])! Woart Härl! Weaſt mö schmoz'n [4])? Weaſt guatwillö?« — »Halfts ma!« — „I bin da Ka'l [5])!« — »Wea? Du?“ — „Schots dö zwoa'r o!« — So hetzte sich hier und dort ein Paar; Andere sangen:

„Spinnawöda [6]) fuigt — holl's eng zom!
's Deanal goa 'rofimol luigt!
Spinnawöda fuigt — sog's ohne Schom,
Deanal: wo's zuigt?“

»Deanal drähär'n dumm!
Tonzma 'ram Mos'n [7]) um;
Durk'n fräßt's — und do bricht's;
Deanal: wo sticht's?«

Plötzlich zertheilte sich rauschend das nahe Gebüsch; angstvoll schreiend stürzte die schöne, geistesverwirrte Fremde aus dem Gehölze und erkletterte in wilder Angst, wie vor haschenden Händen, flüchtig die untersten Äste einer am Waldsaume einzeln stehenden Fichte. Alles stürzte zu Hilfe. Doch es zeigte sich kein Verfolger, und die Fremde schien die Umstehenden nicht zu beachten. Sie hatte sich auf einem schaukelnden Aste festgesetzt und redete unbekümmert für sich: „Bleiben wir hinter der Mühle! Wenn das Rad klappert, so dürfen wir uns sehen lassen, denn man hört uns nicht! dann haben wir getanzt und sind hinausgegangen — und dazugegangen; — freilich!“ Die herumstehenden Leute sagten verwundert durcheinander: „Sakra! Is dö nöd narsch? O mai Gottl, ſie is narsch? Narsch is, maina Seel! Und narsch is, dös sog eng i! Heargatl, wenns no owagang vom Bam [8])! — Lädla geit's umma do! Geits hea do!“ [9]) Von den nahen Wiesen und Feldern liefen die Arbeiter zusammen, indeß sich die Fremde noch immer mit sich selbst unterhielt: »O mein Vater! Es wird ja gleich Tag werden! Alle wandern aus! Ohne Gepäck und Schuhe. Wenn die, welche ihr mir mitgeben wollt, rechts einschlagen, so seh' ich mich hinter das Korn — und krieche links gegen den Bach. Lustig am Ufer! Auseinander Haare! Gerade oben am Hügel bindet er Garben. Ich werfe ihm diese zwei Zöpfe als Schlingen um die Füße.« — Singt:

„Eine hat ihn eingefangen,
Eine hat er lieb;
Eine ist davongegangen,
Die er von sich trieb!“ —

»Daß es immer noch die Mutter nicht begreifen kann. Weint ihr? So will ich euch nicht mehr belästigen. Das glaubt! — Und die Musik tändelt und lockt uns: O komm! — Mutter, du weißt, daß ich den Abschied hasse, darum lebwohl! lebwohl! lebwohl! ohne ihn. Jetzt werde ich's von der Stirn streichen und aufwachen. Hinter dem Holzstoß hervor: Mutter rufst du mich? Weiter vor! Da bin ich ja! Da bin ich schon!“ — Bei diesen Worten ließ sie die Hände von den Ästen los, und fiel auf den weichen Wiesengrund herab. Man hob sie auf, da sie bewußtlos schien, und trug sie in das nächste Bauernhaus. Vor ihrem Erwachen zeigte sich ein leichtes Fieber, sie träumte wüste Bilder und sprach irre. Indeß war es Abend geworden. Das Gerücht versammelte alle Einwohner des Dorfes um die geistesirre Fremde, welche nun plötzlich ruhig zu schlummern schien. Man betrachtete sie verwundert und neugierig auf das, was folgen würde. Eine leichte Röthe auf den Wangen der Fremden, und das schöne Weiß der übrigen Gesichtstheile veranlaßte bei den Zuschauern des Dorfes den Ausdruck, daß sie „wie Mil und Bluat (wie Milch und Blut)“ ausgesehen habe. Während des ruhigen, sanften Schlummers liefen ihr einige Thränen zwischen den geschlossenen Wimpern hervor auf die Wangen. Das ließ schließen, ein verhärtetes Leid der Seele erleichtere die Brust und schmelze. Dann folgte das Aufzucken eines heftigen Seufzers, die Fremde öffnete die schwermüthigen schwarzen Augen, unterschied aber nicht die Gegenstände ihrer Umgebung. Das Aufwerfen der Arme und die folgenden Armbewegungen zeigten, daß sie den Ge-

[1]) Anna-Mariä. [2]) Jetzt bist du die meine. [3]) Sonnenverbrannte, Geschwärzte. [4]) küssen. [5]) Liebhaber. [6]) Spinnengewebe. [7]) Rasen.

[8]) Baum. [9]) Kommt her da.

danken habe, ein Kleid überzuwerfen und in Ordnung zu bringen. Sie befühlte die Haare, und ſchien durch ihre Glätte zufriedengeſtellt, denn ein leichter Freudenſchein ſtreifte erheiternd über ihr Angeſicht. Dann ſtellte ſie ſich ganz aufrecht, die Ärmel des Kleides zurückſtreifend, und ſagte, indem ſie halb lächelnd die vor ihr Stehenden ſtarr anſah: „Ich bitt' euch — Waſſer! Waſchen wir uns? Da her! Da! Bitt' ich:

Der iſt nachgegangen,
Hat ſich eingefangen! —

In's Bad! Geht hinaus und wartet. Es iſt euer aller Kind, die euch bittet — die euch bittet!“ Man entfernte ſich ſchweigend. Wehmuth hielt Alle befangen. Beklagend ſprach man vor dem Hauſe unter einander: »Oarms Deanal! Wo's is la wol gſcheg'n? So ſchei und ſo narſch! O mai Gott, wo wiab ira Voderl ſa; wo ira Muaderl ſa? Frogmna no, wo's hea'r is! Laußma's nöd furt, daß 's do blakt und do löbt, bis Hoamat und Ilta'n gwiß ſan, wo's hikeat *).« Drei junge Dorfburſchen fühlten ſich bei dieſem Bedauern und Reden ſonderbar angeregt. Sie ſprachen nichts, gingen hin und her unter den Leuten, hätten gern Alles abgehorcht, wurden aber mitten in ihrer Aufmerkſamkeit ſtets gedankenvoll, und wußten am Ende nicht, was um ſie geſprochen wurde.

Einer. Gengma nöd hoam, Säperl?

Zweiter. Hot's bias gſogt? —

Erſter. Wea? Wos?

Zweiter. Ah!

Dritter. Gemma — Nocht is und dunkal — Jeſſas no! — No! Dös is krod gſchboaſö, no! — Brüadala geit's ſoaros — i wea nokemma.

Zweiter. Na! I ha wos ſolvan do — geit's ſoaros — i wa nokemma.

Erſter. Gemma, Micherl!

Dritter. Gemma; Säperl, du hoſt wos ſoloan do?

Einer blieb, zwei gingen. Jeder von den letztern Beiden meinte viel zu reden mit ſeinem Begleiter, allein ſie ſchwiegen Beide. Am nächſten Hauſe ſagte Micherl: „Guatö Nocht, Fronz!“ und Fronz: »Guatö Nocht, Micherl!“ Jeder glaubte dem Freund die Hand zu reichen, legte ſie aber über den Rücken, und ſchlenderte in Gedanken und auf Umwegen zum Hauſe zurück, wo die Fremde ſich aufhielt. Dieſe hatte ſich indeß in einem Winkel des Zimmers zum Waſchen bereit gemacht. Sie ſang und ſchäckerte. Als die Hausfrau kam, um ihr den Krug Waſſer hinzuſtellen, rief die Fremde ſich verhüllend: »Hilfe, Vetter! Neugieriger Vetter! Schätzt die Kunſt daran und geht, Vetter!“ — Schnell warf ſie nun die Haare auseinander, lief nach der Thüre und hinaus. Der Vollmond ſteckte noch hinterm Gewinzö **) und umſäumte das Berghaupt mit einem weichen Heiligenſchein, wodurch die Gegend in eigenthümlichem Halbdunkel ſchwamm. Am Ufer des nahe vorbeifließenden Mühlbaches blieb ſie ſitzen, ließ die Füße in die ſpielenden Wellen hängen, und ſang. Im nahen Obſtgarten ſtiegen drei Geſtalten umher, die ſich gegenſeitig nicht bemerkten, aber wie es ſchien, einen Weg zu gehen im Sinne hatten. — »I woas goa nöd — wos is ſcheb dös mit mia? — I kon's nöd ſog'n — nöd ſog'n!“ ſprach der Eine. — Es war Micherl.

„Jeſſas! Oarms Deanal, wei's ſingt! Wos is denn mit mia? — Goa flenna? — Goa — bin ö narſch?“ ſprach der Zweite. Es war Säperl.

„Wos moch ö durt? I woas, daß ö weggei, und wieda kim. Wos willö? Wos ſogö? Foſteit's mö? I ziba gonz und fürchtma und bi woach — o Himl! wenn oa Menſch dös wiſſat. — Sa ſtad, Fronz; ſa ſtad — — wos hriad ſö durt? Wos? Wea do!«

Auf dieſen Ruf ſtanden die beiden andern Burſche verlegen ſtill.

Micherl. Biſt du's Fronz?

Fronz. Wos bringt denn di dohea?

Micherl. A! —

Säperl. Wei kimſt denn du dohea, Fronz?

Fronz. A! —

Säperl. I ho wos ſoloan!

Micherl. Und i bin eng nogonga — Zſläß! Wei eng osloch! Jeskerl ui! Ha! ha! he!“

Fronz. Wa dös glocht? Mai Lötto 'ris dös gſtennt gwöß, wei du lochſt! Dös Schnagln und Gilſl'n — owa na, Micherl — wos is dia denn?

Micherl. Sakra! Sakra! I ſtenni nöd — owa heats dös narſch Deanal ſinga — heats no! I mau mö do nieda weaſa — und flenna, wei a Kid, wei a Kid!

(Schluß folgt.)

*) Wo ſie hingehört. **) Eigennamen eines ziemlich hohen Bergrückens bei dem Dorfe Friedrichsthal.

Die Verſchneieten.

(Fortſetzung.)

Dem Vater wollt' es dennoch ein Mögliches dünken, aus dem Käficht auszubrechen, und ſetzte ganz alle Kunſt und Kraft daran. Zum Erſten drückt er von innen an der Hausthür mit verzweifelter Gewalt, und hieß die Seinen insgeſammt ſich ſtemmen dawider, dieweil ſie auswärts ging. Das half aber völlig nichts, denn eine Schneelaſt drängte ſolchergeſtalt entgegen, daß auch vieler Roſſe Kraft ſie nicht hätte bezwingen ausgereicht. Und weil der Schnee noch körnig war vom Froſt, ſo fiel auch immer desſelben eine Menge hinein ins Zimmer, wenn ein Fenſterchen nach innen aufgethan wurde.

Da wollte der Vater den Schnee hereinſchaffen in die Küche bis er Raum hätte, außerhalb vorzubringen an das Tageslicht. Und alſo wurden Körbe voll hineingeſchaufelt; aber da wards übel naß in dem Hauſe, denn der Schnee allmälich zerſchmolz, und ward auch kalt, und waren die Winkel bald gehäuft voll Schnees, und half Alles nichts, denn daß die Arbeit größern Hunger machte, und deſto ſchneller Brot, Käs und Rüben, was in Vorrath lag, von ihnen aufgezehrt wurde, darob die Angſt von Augenblick zu Augenblick erſchrecklich überhand nahm. — Zuletzt verhoffte der Vater Luft zu kriegen durch den Rauchfang hinauf, und weil eine Leiter nicht vorhanden, ſo ſtieg er auf Tiſch und Stuhl, die er übereinander geſtellt, und rührte mit einem langen Holz in den Schnee, der noch feſt in der Höhe ſtack, und brachte mit Stochern viel herunter; aber es ward doch nimmer Tag, denn das Holz ging nicht weit genug aufwärts, und der Schnee von oben nur allemal neu nach dem Loche drang, auch der Mann in dem Rauchſange faſt erſticken mußte unter dem Abfall, den er machen konnt!

Item waren ſchon drei Tage vergangen, ſo viel ſie rechneten, und genoſſen ſie ſchmale Biſſen nur, und waren doch mit der

Speise fertig worden, also daß die Kinder weinten ohne Maß, und den Ältern fast wollte das Herz brechen ob dem Jammer; desgleichen auch war Noth mit ihrem Lichte, denn verblieben sie ganz in der Finsterniß, so ward die Furcht viel größer, und bei den Kindlein auch gar kein Schweigen mehr; und hielten sie das Licht, so wollte sie fast der Stank und Dampf ersticken, dieweil das Öhl zum Lämpchen bald verbraucht worden, und sie nur Stücke Kienholz brannten, das dann rauchig ist und Ruß absetzt. Auch sind die guten Leute geplagt worden von der Langenweil, indem sie kümmerten von Augenblick zu Augenblick, ob ihres Elends gar kein Ausgang werde, und immerdar auch die Kindlein fragten: wann doch Leute kämen, sie aus diesem ewigen Schnee zu zieh'n? — Aber da kam Niemand, weil die Hütte völliglich einsam lag, und Jedermann genug zu thun hatte mit sich selbst, und an den Holzhauer wohl sonst nicht gedachte.

Es ist aber den armen, dergestalt vergrabenen Leuten alleiniger Trost gewesen das Gebet und ein frommer Lobgesang zu dem Herren; denn keinerlei Arbeit in ihrer großen Angst und Unruhe wollt' von Statten geh'n. Und je mehr der Mangel zunahm, desto mehr sie Andacht übten zu dem Allmächtigen, weil sie nun bald sich eines gewissen Todes versahen. Die Kindlein wimmerten, daß auch ein Stein sich erbarmt haben möchte; doch so, daß von ihnen Eins gelassener blieb, nämlich das Erstgeborne, das bei 13 Jahren alt und ein Knabe war, und Erkenntniß hatte, mehr als bräuchlich ist bei solcher Armuth und Abgeschiedenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 19. April zum ersten Male: „Die Tochter des Advocaten," Schauspiel in zwei Aufzügen nach dem Französischen von J. A. Hermann.

Die Tochter eines Advocaten, die ferne von ihrem Vater erzogen wurde, und durch die Härte ihrer Erzieher verleitet, sich einem jungen Manne heimlich verehelichte, dessen reiche und angesehene Familie seine Ehe wieder aufzulösen sucht, lernt ihren Vater erst in dem Augenblicke kennen, wo er den Ehescheidungsproceß gegen seine Tochter übernommen und das Urtheil gegen sie beinahe schon erwirkt hat. Das Pflichtgefühl des Advocaten kämpft sich redlich durch, und erwirkt die Ehescheidung gegen seine Tochter, der Vater aber des nun geschiedenen jungen Ehemanns verzeiht und nimmt diese Schwiegertochter unter seinem Stande gnädigst an.

Solche Rechtlichkeitsproben und Großmuthsvergeltungen, haben sich schon gar oft auf der Bühne breitgemacht und können sich weder der Zeitgemäßheit noch einer überraschenden Neuheit rühmen. Besonders mißfiel an diesem Schauspiele die weinerliche, larmoyante Haltung seiner Situationen, die peinliche Wiederholung schon oft erzählter Einzelnheiten und die Gedehntheit der Handlung besonders gegen den Schluß zu. Die Franzosen sind stets unbeholfen wenn sie rühren wollen. — Ihr feines Lustspiel mit seiner vorgeschrittenen Anschauung und Behandlung geselliger Zustände darf uns mit einigem Rechte gefallen, weil es unsere Dichter zu einem entschiedenden Eingreifen in die Verhältnisse deutscher Gesittung ermuthigen könnte; — doch ihre Rührungen, die wollen wir ihnen gänzlich und für immer schenken. Das meisterhafte Spiel des Hrn. La Roche und der Mad. Fournier, so wie die zweckmäßige Mitwirkung der HH. Lucas, Wothe und Anschütz war ein ächtes Opfer auf dem Altare der Kunst.

Carl von Holtei's Vorlesungen.

Viel Lärmen um Nichts.

Wenn gleich Shakespeare der Dichter ist, der vorzugsweise zu allen Zeiten wahr bleibt, weil er vor Allem das rein Menschliche zum Gegenstande seiner unsterblichen Dichtungen gemacht hat, das heißt: weil er das Gebäude seiner dramatischen Handlungen auf großen, von der menschlichen Natur unzertrennbaren Wahrheiten aufgerichtet hat, so unterliegt doch auch sein Lustspiel, mehr als seine ernsten tragischen Werke, dem Zahne der Zeit. Hat es dieser große Mensch überhaupt verschmäht, den historischen Plunder, die Lappen der geschichtlichen Garderobe möcht' ich sagen, seinen Characteren umzuhängen, wie es aus seiner Behandlung römischer und griechischer Stoffe hinlänglich hervorgeht, und die Vergangenheit, eben weil es ihm um den innersten Kern der Menschennatur zu thun war, die taube Schale der todten Äußerlichkeit verschmähend, überall, so viel als thunlich seiner Gegenwart assimilirt, und die Nahrung der Geschichte gleichsam in pulsirendes Blut verwandelt, so tritt dieses lebendige Mitgefühl für seine Tage, dieses Athmen und Schweben in seiner Gegenwart vorzugsweise in seinem Lustspiele hervor.

Seine Verehrer haben ihn ganz mißverstanden, indem sie seine Formen nachahmten, sie glaubten weiß Gott wie tief in den Genius Shakespear's einzugeh'n, indem sie ein sogenanntes romantisches Lustspiel schufen, sie gingen mit Stangen und Netzen aus, mit Spießen und Hengabeln, um den Genius Shakespeare's zu fangen und auf den modernen Theaterkarren aufzuladen! Sie flüchteten aus dem ekeln Muste modernen Unsinns in die schönen wonderhellen Gefilde romantischer Weltanschauung, Ritterthum, Galanterie, mittelalterliche Denk- und Redeweise, Hofnarr und Geheimschreiber, Junker und Knappe, der ehrsame Bürgersinn des Meistersängers und der Spinnrocken und die Mährlein der Kinderstube sollten die Retter der deutschen Bühne werden! Mißverstanden, fehlgegriffen, meine Herren! Shakespeare selber würde jetzt andere Lustspiele schreiben als er damals schrieb, und wenn Sie ernstlich bedächten, daß seine Lustspiele darum romantisch, weil ritterlicher Geist und galante Intrigue noch zu den Elementen seiner Tage gehörten, weil sie in dem Geschmacke seiner Zeit noch heimisch, wenigstens der Form nach noch herrschten, so würden Sie sich hüten, die Hand nach diesem versunkenen Kleinod auszustrecken.

Was zu Shakespeare's Zeiten Geist und Ton der Gesellschaft war, kann unser Lustspiel nicht mehr beleben. Es ist auch ein fürchterlicher Irrthum anzunehmen, daß Shakespeare's Lustspiele darum so poetisch wären, weil sie so romantisch sind, weil sie die spanische Intrigue mit der englischen Derbheit verschmelzen, sie waren vielmehr romantisch, weil sie zeitgemäß seyn mußten, und poetisch, weil sie tief und wahr, geist- und gemüthvoll waren.

Eben dieses Zeitgemäße an Shakespeare's Lustspielen hat nun aufgehört es zu seyn. Eben die chevaleresken Lebensformen, eben das Mittelalterliche, eben die Derbheit, eben das Abenteuerliche an sich widerstreitet dem poetischen Bedürfnisse einer andersdenkenden Zeit.

Die Gesammtmasse der in einem Jahrzehend entwickelten Ideen wirkt schon wie ein Locomotiv, welches die nachrollenden Waggons in ihrem Geleise fortschleppt. Wie viel größer noch ist die Macht der Jahrhunderte! Was die Vergangenheit mit ihrem Blute besiegelt, entlockt uns ein wehmüthiges Lächeln, was ihr ein Schauspiel war, ist uns ein Gräuel, was ihr eine Artigkeit, ist uns eine Langeweile; wenn wir etwas bewundern in den Dichtern alter Zeit, so ist es das, worin sie unsrer Zeit angehörten, wie der ihren, so ist es das, wo sie die Formen ihrer Zeit mit einem unsterblich großen Gedanken, mit einem ewig glorreichen Scharfsinn belebten!

Ein poetisches Lustspiel unserer Tage braucht daher durchaus kein romantisches zu seyn, aber sein Grundgedanke müßte irgend eine geistreich abstrahirte Wahrheit, lebendig, tief, allseitig und harmonisch darstellen.

Bestände unser Publicum dem größeren Theile nach aus Zuhörern, welche diese beiden Lebenskräfte, die Riesenarme des Shakespear'schen

Genius, eben so sicher aufzusuchen, zu erfassen und festzuhalten verstände, wie die Vorzüge seiner Sprache schlagenden Characteristik, hätten wir ein Publicum, welches die Bühne als einen Hörsaal betrachtete und sie vorzugsweise des Studiums wegen besuchte, so müßte eine angemessene Aufführung der Shakespeare'schen Lustspiele sich auch eines entschiedenen Beifalls erfreuen. Das ist aber nicht, das soll, das darf gar nicht seyn. Ich mache meinen Landsleuten mein Compliment dafür, daß sie so fleißig kamen, den Shakespeare lesen zu hören, es war ein Beweis, wie viele wahre und getreue Freunde die Kunst hat, wenn auch manche Zuhörer, besonders jene, die während der Vorlesung so oft aus- und eingingen!! — nicht dazu gehört haben sollten.

Es hat sich aber gezeigt, wie schwer es ist, Shakespeare's Genius aus den reizenden Irrgewinden seines Lustspiels, aus den tausend und aber tausend sprühenden Funken seines Humors sich in klaren Umrissen vor die Seele zu stellen, das heißt, seine tiefer liegenden Schönheiten da herauszufinden, wo durch einen lebendigen Vortrag die Aufmerksamkeit für das Einzelne gewonnen, und erst aus diesen Einzelnheiten ein Bild des Ganzen gegeben wird. Es ist als ob der Blick des Lesers, der nach Belieben bei jedem Einzelnen verweilt, die Glieder der Gedankenkette leichter fände, und als ob das Ohr im Gegensatze den Witz, der bei Shakespeare eine stätige Emanation seiner Charactere ist, viel zu vorlaut zum stillen Gemache der sinnenden Seele brächte.

Heinrich der Vierte.

Beide Theile.

Da rauschen sie herab von ihren Bergen, die wilden Clan's, die Söhne jener Trotzigen, die einst Macbeths Schlachten fochten — trotzig wie sie. Sie tragen die Namen der Väter, sie führen die Schwerter der Väter, sie haben die Wildheit der Väter — so kommen sie herab feindlich und blutig gesinnt nach Englands oft mit Blut gedüngten Feldern und machen Jagd auf den königlichen Leu'n.

Dieser aber vergeudet sein Mark in dem wüsten Lärm der Schenken — ist Gaunern Camerade — die Harfe Ossians tönt vergebens von den Bergen — die Zechbrüder überschreien und überklirren sie mit in heißer Lust zertrümmerten Bechern — und spaßhaftem Witz — dem letzten Geiste, der dem Königssohne in die Spelunken Londons folgt.

Doch Alles was herrlich war, geht unter, Alles was siegreich war, fällt, Alles was heiß glühte nach Heldenruhm — sinkt hinab ins kalte Heldengrab — — Alles für die Verherrlichung des Einen — Alles für die glorreiche Wiedergeburt des vierten Heinrich — alles für das unsterbliche Gedächtniß des Einen — der die wilden Bergwasser mit den betriebsamen Wassern der Ebene zu dem großen Strome englischer Gesammtkraft vereinigt und den Grund gelegt zur englischen Weltherrschaft.

Da habt Ihr eine zur Poesie gewordene Geschichte. Genug davon, sprechen wir von Herrn Carl von Holtei.

Ja, meine Freunde! bedenk' ich was dieser Mann geleistet, blick' ich vor Allem auf seine heutige ruhmwürdige Leistung, so ist mir, als empfänd' ich den Händedruck eines Freundes und verstände in ihm die Verheißung besserer Tage für die Kunst.

Soll ich nun noch schildern, wie er las? — Soll ich auseinander setzen, mit welcher siegreichen Klarheit — das Land — die Parteien — der Hof — das Schlachtfeld — die finstere Schenke, das trotzige Bergschloß vor dem Auge des Zuhörers stand — wie er den Plan des Dichters zur höchsten Evidenz brachte und mit einer fernartigen Gewandtheit — den feisten Falstaff und den nervigen Percy — das Kleinste und das Größte charakterisirte. Die Scene auf dem Schlachtfeld — wo die Abstufungen der Stimme schon die Bedeutung und Sendung jedes Einzelnen beurkundeten, die Werbungsscene — Percy Abschied von seiner Katharina — vor allem der Tod des Königs — bleiben unvergeßlich für Alle, die sie hörten.

Groß war der Eindruck und erhaben — werth den edelsten der Kunst beigezählt — und von den Besten der Zeit empfunden zu werden. —

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Um die Verdienstlichkeit der Mitglieder der diesjährigen italienischen Operngesellschaft von allen Seiten gehörig zu beleuchten, wurde als

dritte italienische Oper

Belisario, eines der allerbekanntesten Donizetti'schen Opernwerke, aufgeführt. Der Erfolg kam indessen selbst jenem kaum nach, welchen die deutschen Sänger mit dieser Oper auf dieser k. k. Hofbühne errungen haben. Wir wollen daher unsern Lesern nur die beiden Namen derjenigen Darsteller bekannt geben, welche hier zum ersten Mal beschäftigt waren, als: Sigra. Malvani, welche die Antonina und Hr. Babiali, welcher den Belisar gab. Vorgestern kam endlich die

vierte italienische Oper

zur Aufführung. Es war eine Novität, Corrado di Altamura betitelt. Ein lyrisches Drama in zwei Acten nebst einer Vorrede (Prologo), Text von Sachero, Musik von Ricci. So wie es wäl'schen Librettoverfassern in der neueren Zeit zum Grundsatz geworden zu seyn scheint, eine seria von der andern nur dem Namen und den Personen nach zu unterscheiden, im Übrigen sich auch nicht um Eine neue Situation zu kümmern, so hat sich auch bei uns der Grundsatz festgestellt, welchemgemäß wir uns jeder Exposition einer solchen Arbeit enthalten. Auch bei dieser Oper läßt der Textverfasser jeden Act mit einem stehenden oder sitzenden Chor anfangen, und mit einem ähnlichen aufhören. Die Motivirung der Arien geschieht dadurch, daß mit der Primadonna eine amica oder sonstige Dame auftritt, die ein Paar Worte fallen läßt, um jener zu einem Andantino und durch was immer für eine zufällige Einrede zu einem Allegro Anlaß zu geben. Desselben Schlages sind auch die Duos und Trios. Nur die Finale sind weniger brillant hingestellt. Der unglückliche Held des Stückes nimmt sich, nachdem er im Duell den Vater seiner Geliebten erstochen, und diese doch nicht errungen hat, keineswegs selbst das Leben, sondern wird simpliciter eingeführt, und seine Geliebte fällt dabei in Ohnmacht.

Die Musik Ricci's leidet an allen Gebrechen seiner Zeit. Ihr Boden ist und bleibt einmal schwer zu bebauen mit Opern ernsten Genres. Dazu müßte jedenfalls die Hand eines Talentvolleren kommen, als die des Herrn Ricci. Dabei hört man keine neue musikalische Gedanken, ja nicht einmal einen annähernden Ausdruck eines selbstständig poetischen Gemüthes. Die Ausweichungen sind hochtrabend, die Intonation bisweilen sogar unnatürlich und daher sehr schwer. Überhaupt enthält die ganze Musik wenige dankbare Momente. Das theilweise Gefallen der Oper, ist wesentlich dem Bemühen der Darsteller zuzuschreiben, welche mit Leib und Seele jede Gelegenheit benützten, den Beifall des Publicums zu erringen. Vorzüglich waren die HH. Baresi und Moriani. Sigra Malvani, die dritte Primadonna, stellenweise recht glücklich durchgriff. Sigra. Brambilla sang wie gewöhnlich; die übrigen Parte sind von keiner Bedeutung. Costümes und Decorationen, letztere durchaus neu, waren recht anständig. Die Oper ging unter Hrn. Proch's Leitung mit Rücksicht auf die Schwierigkeit des Satzes gut von Statten.

Theatralisches.

Zu Weimar hat ein im Monat März zur Darstellung gebrachtes Lustspiel in zwei Acten: Geistige Liebe; oder gleich und gleich gesellt sich gern, von Dr. Joachim Leberer, welcher in Prag lebt, außerordentlich gefallen, und wir freuen uns, daß endlich einmal nach langer Pause im Fache des deutschen Lustspieles etwas Erhebliches geleistet wurde.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei B. Strauß's sel. Witwe.

№ 50.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 25. April 1842.

Aus dem Böhmerwalde.

's narsch Deanal!

(Schluß.)

Man hörte die Fremde wirklich eine wunderbare Arie singen, tiefergreifend, durch die düstere Consequenz des Vortrages dem Zuhörer um so schmerzerregender, da Stimme, Text und Haltung durch die schnelleingreifende Tollheit der Sängerin bald wieder jammervoll zerrissen wurde. Sie sang in hellern Augenblicken so ihrem Geist das Schwanenlied nahen Todes. — Nach einigen Geberden und Reden, die wieder eine bedeutende Geistesirre verriethen, ging sie in die Bauernstube zurück, begehrte nach weiblicher Arbeit, und da man die Modeausdrücke, die sie zu ihrer Bezeichnung wählte, nicht verstand, so begann sie ohne Werkzeug zu nähen, auf diese Weise redend: »So, Tini, und da, Fritz! Ihr müßt hören! — Das ist zu bedauern. — Gleich müssen wir denken, im Klostergang sei kein Licht. Die armen, vergessenen Seelen müssen sich da bemerkbar machen, und so stand sie vor der schweigsamen Zelle und — ich bitt' euch, kommt mit einem Lichte her! Weinen können wir sie hören, aber sie ist im Grabe vergessen und vor der Zelle vergessen, und man beschuldigt den verzauberten Bruder, was aber eine Finte ist! So kann man es lange verschweigen, doch nicht halten und verhehlen; denn der Zauber liegt im Kleide. Erbarmen! da erkennen sie die Schuldige, Niemand vertheidigt sie! Mutter, geh nicht rückwärts, wenn ich dir nahe komm'; da hab' ich dich! Dein Kind! Dein Töchterlein! Dein Kind! Da bin ich wieder! Man kennt es nicht an mir! Weil es ruhig wird — enden wird!"

Heftig weinend, aber fortnähend blieb sie sitzen. Von diesem Augenblicke an blieb sie auch stumm. — Man führte sie auf ein Lager, um sie wo möglich gänzlicher Ruhe zu überlassen. Sie ließ schluchzend und willenlos Alles geschehen. Kaum befand sie sich auf dem Lager, so winkte sie einige Male, daß man sie ruhen lasse; dann biß sie mit den Zähnen den Hals eines Fläschchen ab, goß eine Flüssigkeit, halb verschüttend auf Hals und Kleider, in den Mund, und blieb heftig athmend, aber ruhig liegen. Die Hausleute bemerkten den Act nicht, gingen zur Ruhe, eine Magd blieb bei der Fremden in der Stube für die Nacht. Beide schliefen bald. Gegen Mitternacht erwachte die Magd. Sie horchte, hörte nichts.

„Sie schlost brauß, sie schlost guat!" sprach die Magd.

Ein ferner Lärm hielt sie wach. Es schien ein Wagen näher zu fahren, Menschenstimmen sprachen unverständlich, zuletzt wohl vernehmbar.

1. Stimme. „Nur herunter gleich," und — „Diener! he da!"

2. Stimme. „Hear! Folaußts eng — do is!"

Heftig wurde an die Hausthüre geschlagen. Der Knecht war durch den Lärm geweckt und wollte öffnen, doch kam ihm der erschrockene Hausvater zuvor.

„Öna do! Wos is denn! Christas, wos git's?"

Ein Schwarm fremder Menschen, Herren und Damen, livrirte Diener drangen mit Laternen herein, sprachen nicht weiter, wie in Verwirrung halb bewußtlos. Ein Bauer aus dem Dorfe war ihr Führer. Beim Anblick der Fremden weinte der älteste Herr heftig und winkte, man solle sie sanft aufheben und fortschaffen. Es geschah tumultuarisch. Ein schwarzgekleideter Herr erblaßte wie Kreide, als man das Licht dem Angesichte der Fremden näher brachte, und sagte traurig bei Seite tretend: »Das ist kein Schlaf!" — Ein Diener rief: „Herr! sie ist kalt!" — Ein zweiter schrie: „Herr! sie scheint todt!" — Und Jammer und Entsetzen erregten ein wirres Geschrei. Alles strömte in den Hof und zu den Wagen, die vor dem Hause hielten. Wie eine dunkle Woge verschlug der Schwarm der Fremden sich hin und her; die Lichter gingen hie und da aus; die Wagen klappten zu; das dumpfe Gemurmel der Stimmen wurde vom Pferdhuf und Fortrollen der Wagen verschlungen. Von der ganzen Scene blieb nichts zurück, als das stumpfe Nachstarren der schlaftrunkenen Hausbewohner und eine zerschlagene Laterne, deren Lichtstumpf noch glimmte, und die reich mit Silber verziert am Postamente zwei mit Zierlichkeit eingegrabene Buchstaben zeigte. Keine Spur von erklärenden Nachrichten über diese Begebenheit hat sich seitdem gefunden. Wir enden damit die Darstellung, die zum Zwecke sich gemacht hat, die seltsame Begebenheit als flüchtige Erscheinung festzuhalten.

Die Verschneieten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Item als der sechste Tag seyn mocht' ihrer herben Gefangenschaft, und sie nun an drei Tage lang nichts genossen denn Schneewasser, und in großer Verzweiflung waren, und es gar nicht faßten, wie so lange der Schnee nicht verginge, und kein Helfer sich ihnen erhübe. Da machten sie sich eng an ein Häufchen und umhalsten sich und weinten, und waren die Ältern betrübt um die Kinder, die Kinder um die Ältern, also daß vor Schluchzen und großer Schwachheit kaum Jemand reden konnt'! Und in alle dem nahm das Knäblein obgemeldet sich herzhaft zusammen, wie durch Eingebung göttlichen Geistes, und erhub sein Gesichtlein mit

ſonderbarer Heiterkeit gegen ſeine Ältern, und fing an zu reden mit Zuverſicht: „Herzlieber Vater und herzliebe Mutter! jetzo kommt mir ein Gedanke vom lieben Gott, deſſen ich faſt beredet bin, dieweil es uns allen zum Heil gereichet. Ich bin eingedenk des frommen Iſaaks, wie er dem Vater Abraham auf den Berg gefolgt, und ſich freiwillig dargegeben zum Opfer, nach dem, als der himmliſche Vater es hieß. In ſolcher Weiſe will auch ich mir's zur Freude achten; mein Leben einzuſetzen und mit meinem Fleiſch das Leben meiner Geſchwiſter, und meiner Ältern zu erhalten, die mir immer ſoviel Gutes gethan. Dem lieben Gott aber vertrau' ich, daß er deſto gewiſſer mich zu ſich nimmt, wenn ich ſolches für euch erlitten habe.“

Bei dieſen Worten floß den liebreichen Ältern ein Strom von Thränen über das Antlitz, und umarmten das Knäblein in äußerſter Betrübniß und ſahen lange einander an ohne zu reden, weil der Gedanke ſo ſchrecklich, und doch die Noth der drei andern Kinder ſo groß war, indem ſie ſchier verſchmachteten und keines mehr recht zu ſtehen vermochte, ja kaum noch wehzuklagen.

Da ſprach der Vater mit Entſchloſſenheit: „es kann der Wille des Allerhöchſten ſeyn, denn ich glaube nicht, daß dieſes Kind aus ſich ſelbſt rede! Wir wollen niederknie'n und zum Himmel um Erleuchtung fleh'n, und um Beiſtand. Bis wir noch einmal geſchlafen haben, mag ja Hilfe kommen, und kommt ſie dann nicht, ſo möge mir Gott verzeih'n, ich ertrag' es nimmer, die drei kleinen unſchuldigen Würmlein verderben zu ſehen; ſtirbt doch ein Menſch auch in anderer Noth für die Seinigen, und wird geprieſen darum, wie ſollt' er denn nicht in Hungersqual?“

Ob ſolcher Rede befiel ein erſchreckliches Grauſen die Mutter, und vermochte gar kein Wort herauszubringen, ſondern verhüllte tief ihr Angeſicht, und warf ſich vor Herzensdrang auf die Kniee und rang die Arme. Da fielen auch die ſämmtlichen Kinder, und zuletzt der Vater auf die Kniee, recht inbrünſtig zu beten, ob nicht dieſes Leiden vorübergeh'n und das Knäblein errettet werden möge durch die Hand des Herrn, nach ſeines Willens heiligem Gnadenſchluß. Das älteſte Söhnchen aber blieb gänzlich getroſt, daß es hätte die andern beſchämt, wenn annoch ſie wären im Stande geweſen Solches in Obacht zu nehmen. Und aus innerem Herzenstriebe rief es zu Gott, daß derſelbe den Ältern die Blutſchuld vergeben wolle, ſintemal die allerhöchſte Noth und die Errettung der andern Kinder ſie zu dem grauſamen Entſchluſſe gezwungen, und einmal er, der Knabe, freiwillig in den Tod ſich opfere.

Darauf legten alle ſich zum Schlaf, und ſchliefen doch aus Hunger und aus Bangigkeit vor der Stunde des Wiederaufſtehens wenig; beſonders die Ältern, welchen das Knäblein doppelt lieb geworden um ſeines heldenmüthigen Vorſatzes willen; als denn auch billig war.

Item, wie die Kinder zuletzt eine Weile geſchlafen, und das jüngſte von ihnen auch faſt die Kraft nicht hatte, ſich wieder aufzurichten, und nach vielem Zögern doch Alles nun aufgeſtanden, da ging den Ältern erſt eine Schneide durch das Herz, und kamen faſt von Sinnen vor Bekümmerniß. Der Vater ſprach aber: „Ich will das Letzte verſuchen, denn ich ſehe, wie draußen der Schnee zu ſchmelzen beginnt, dieweil es reichlicher in die Küche träufelt.“ Und alſo ſtieg er noch einmal von dem Feuerherd empor, und reichte noch einmal mit dem Holze den Rauchfang hinan; aber von ſo langer Nüchternheit wegen gebrach ihm die Kraft, und mochte wenig Schnee herunterbringen, und ward auch droben noch gar kein Licht, worüber die Mutter in ein lautes Zetergeſchrei ausbrach, und den älteſten Knaben ſo ſchmerzlich umfing, daß demſelben wehe ward, und er ſelbſt in Thränen herausbrechen mußte.

Hierauf, und nachdem ſie den Feuerherd gänzlich geräumt, ſo gingen ſie ſämmtlich niedergeſchlagen wiederum in die Stube, da ſie bei dem Brand einer Kienfackel zum letzten Mal ſich Alle herzinniglich umfingen, und der Vater das Holzbeil nahm und es ſchärfen wollte, und es glätten wollte, und das mit den Zähren immerdar es trübte, derweil auch die Hand ihm vor Zittern nicht mehr gehorſam war. Aber das treue Söhnlein ſprach: „Seid wohlgemuth, Vater! denn es dünkt mich heute noch leichter zu ſterben als geſtern; ſintemal ich denke, daß ihr alle gewißlich leben werdet durch mich, bis die Erlöſung kömmt, welche durch den Anfang des ſchmelzenden Schnees verkündigt wird.“

Und indem nun der Vater mit naſſem Aug' auf ſein Beil niederſah, und langſam aufſtand mit ſchwermüthigem Seufzer, dieweil auch jedes Wort ihm ſtecken blieb in der geſchnürten Bruſt, da ſchrieen die Mutter und die drei jüngern Kindlein wie Verzweifelte, und blieb nur das ältere Söhnchen unverzagt, ſogar, daß es ſein Röcklein auszog, damit es nicht vom Blut verdorben werde.

Doch was geſchieht? — Wenn die Noth am höchſten, iſt auch Gott am nächſten.

Urplötzlich vernahmen die Bedrängten ein ſehr mächtiges Gepolter von der Küche her, gleich als wenn der hölzerne Rauchfang zuſammenkrachte, und die Schneelaſt alles herunterſchmetterte; und obwohl oft ſchon ſie dergleichen Einſturz gewünſcht, der Alle mit plötzlichem Tod in den Himmel brächte, ſo fuhren ſie doch jetzt erſchrocken auf und duckten ſich zuſammen und erbebten vor dem ſicheren Untergang. Es war aber ein dumpfer Fall geſcheh'n in der Küche und war mit Klirren etwelches Geſchirr zerbrochen. Jedoch da die Stubendiele zuſammenhielt, auch draußen Alles einen Augenblick ſtille ward, überfiel das ganze Hausvolk eine plötzliche Neugier, was doch da vorgefallen ſey, und ſchlug jedem ſein Herz über einem beſondern Gedanken, aber das arme Mutterherz mit einem hurtigen Hoffnungsſchlag.

Indem ſo packte der Vater die Kienfackel an, nahm ſein gräuliches Beil in die Linke, und brach mit großer Haſtigkeit in die Küche hinaus. Die Mutter trat furchtſam ihm nach, und von den Kindern liefen die zwei mittelſten neben ihr. Das älteſte aber hielt ruhig mit dem Köpflein auf einem Trog, und wollte warten des umkehrenden Vaters zum gewiſſen Todesſtreich, und wollte nichts mehr ſehen von der Welt; dieweil das jüngſte ganz kraftlos in ſeinem Bettlein lag, und herzbrechend winſelte, weil es immer vergebens um Brot und um Suppe gefleht.

Ach du gütiger Gott, was hatteſt du dieſem verzagenden Volke bereitet! Alsbald da der Vater in die Küche trat und ſeine Fackel hoch in die Luft hielt, daß ſie nicht ihn ſelbſt verblende, jubelten die zwei Kindlein aus voller Kehle; denn auf dem Feuerherd unter dem Rauchfange lag ein junges Gemslein, das erſchrocken den Kopf umwandte, und kläglich zu ſtöhnen anhab, und doch nicht von der Stelle ſprang, ſintemal es die beiden Hinterfüße gebrochen durch den gewaltigen Fall auf die Feuerplatte. Und zum deutlichen Wahrzeichen, daß es von oben herab durch den Rauchfang geſtürzt, lag irdenes Geſchirr umher, das neben ihm zerſchlagen worden,

und lag eine Menge Schnee auf dem Herd; derweil noch großmächtige Fetzen fortfuhren daherzuflattern und niederzuplumpen.

Der Vater griff begierig zu, welches leicht iſt zu denken, die Kindlein hüpften wie ſinnlos vor Freude herum, und die Mutter blieb in alle Weiſe wie feſt gebannt unter der Stubenthüre ſtehen, erhub ihr Angeſicht zum Himmel empor und faltete mit großer Andacht die Hände, wollt' ein Gebet ausſprechen und brachte doch kein Wort heraus.

Über ein Kurzes lag das Gemslein ſchon geſchlachtet, und zu beſonderem Troſte erblickten jetzt auch die Erretteten durch den Rauchfang hinauf das blaue Himmelslicht, das billig ihnen lieber ſchien, denn Goldesglanz, darob vermerkten ſie wohl, wie das Gemslein heruntergeſtürzt; denn ſintemal der Schnee ſchon lockerer geworden, und bereits anhub zu ſchmelzen, und aber der Rauchfang oberhalb nicht mit ſeinem Fallbret war vermacht geweſen, als der Schnee das Häuschen zugedeckt, iſt, nicht ohne ſonderbare Fügung des himmliſchen Vaters, an dieſem Tage das Gemslein dahergeſprungen, und hat eben die Hinterfüße auf denjenigen Fleck Schnee geſetzt, der oben im Rauchhalſe ſtack und iſt alſo der aufgefrorne Schnee unter ihm eingeſunken, daß es mit dem Hinterleib voran in die Küche gefallen, den Nothleidenden als ein Manna vom Himmel, wie ſie es denn wohl erkannten.

Und erſt über eine Weile gingen die guten Ältern zurück, nach dem Knäblein zu ſeh'n, daß wohl ein anderer Iſaak heißen möcht'; denn in dieſer großen Entzückung konnten ſie nicht Alles ordentlich vornehmen. Da, ſiehe! war das unſchuldige Kind auf dem Troge friedlich eingeſchlafen, und hatte nichts empfunden von Todesangſt, vielmehr einen heitern Sinn gehabt, als ſollt' es bald zu den lieben Engelein gehen.

Dieweil es aber matt war, konnt's auch faſt nicht erweckt werden, taumelte auf und ſtand nur kümmerlich auf den Beinchen und rieb die Augen; denn es mochte wohl meinen in dem Himmel zu ſeyn, und hörte doch Vater und Mutter und Geſchwiſter, nicht wiſſend, wie das geſchehe. Da ward ihm Alles erzählt von Allen zugleich, und noch faßt es die Sachen nicht, bis es ihm verſtändlich ward, und es ſprach als ein gottſeliges Kind: „Ei wie hat doch Gott das Gemslein geſchickt, mich zu erlöſen vor dieſer Opferung, und Gleiches gethan wie dem Iſaack mit dem Widder, und bin doch nimmermehr wie der Iſaak ſo fromm vor ihm!“

Alſo hat die Hand des Allerhöchſten ſich dieſem armen Völklein gnädig erwieſen, und ſind noch zwei Tage erhalten worden von dem Fleiſch des Thieres, und dann vollends aus ihrem finſtern Grab erſtanden zur Tageswelt vor Menſchenaugen.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerſtag, den 21. April: Zum erſten Male und zum Vortheile des Verfaſſers Hrn. Friedrich Kaiſer: Der alte Muſikant. Locales Lebensbild mit Geſang in 3 Aufzügen. Muſik vom Capellmeiſter Hrn. Adolph Müller. — Ein Virtuos (Hr. Heſſe) kam nach Jahren in ein Landſtädtchen, um ſeine alten Freunde aufzuſuchen, erfährt, daß die meiſten ſchon geſtorben ſind, auch ſein beſter Freund, der Thurnermeiſter Geringer, dem er nun reiche Unterſtützung bieten wollte. Der Sohn des Freundes, Fritz (Hr. Gämmerler), iſt noch am Leben und auf dieſen will er nun ſeine Wohlthat übertragen, findet ihn jedoch in Geſellſchaft eines luſtigen und leichtſinnigen, ruinirten Genies, Sebaſtian Schneyl's (Hrn. Neſtroy), und umſtrickt von den Liebesgarnen einer alten reichen Närrin, Frau von Belani (Mad. Fehringer), mit der er von Gläubigern bedrängt einen Ehecontract unterzeichnet, da doch ſein Herz ein junges, edles Mädchen, des jetzigen Thurnermeiſters Steinfels, ſeines Vormunds (Hrn. Carl's), Tochter Marie (Dlle. Rionde) gewählt. Der Virtuos Stoll will Fritz belehren, den unterſchriebenen Ehecontrakt für ungiltig erklären, und das Liebespaar vereinigen. — Da zeigt ſich eine große Schwierigkeit, nämlich eine Klauſel im Contract, nach der der zuerſt zurücktretende dem andern Theil 30,000 Gulden auszuzahlen hat. — Die Sache wird vor Gericht gebracht, es kommt zu einer Erkennungsſcene zwiſchen Steinfels und Frau von Bilani; dieſe beiden nämlich hatten vor 10 Jahren ihre Kinder vertauſcht; ſie hat ein todtes Kind von ihm übernommen, um Erbin eines ungeheuren Vermögens zu werden, und ihr lebendes Kind, Marie, ihm übergeben; Stoll hört die Unterredung mit an, ſie muß die Hälfte ihres Vermögens an Marie ausliefern, und Fritz bekommt Marie. — — So iſt ungefähr der Gang der Handlung dieſes Lebensbildes, in welchem auf Koſten des friſchen geſunden Lebens, mit dem das Localſtück durchſeelt ſeyn ſollte, nur auf Situationsbilder hingearbeitet wurde, um ſich das Auge als Vermittler beim Herzen zu gewinnen, das meiſt, trotz aller falſchen Rechnung, leer ausgeht und unbefriedigt bleibt. Bei vielem Witz ſind doch wieder allzu viel Wortſpiele. Möchten doch die Verfaſſer von Localſtücken bedenken, daß Wortverdrehungen ſie immer näher dem Verfalle bringe, daß es noch ſchönere und beſſere Behelfe gebe, als dieſes Geſunker, das mit Geiſt prahlt, den es nicht hat. — Unter den Mitſpielenden iſt es beſonders Hr. Carl, deſſen Leiſtung lobenswerthe Anerkennung verdient, nächſt ihm war Hr. Neſtroy ganz in ſeinem Elemente. Auch Mad. Fehringer, einige Übertreibung abgerechnet, und Dlle. Rionde und Hr. Heſſe waren an ihrem Platze. — Das Haus war voll.

Künſtleriſcher Wegweiſer.

(Die alte Rathsthurmuhr zu Ohlau in Schleſien) iſt in mechaniſcher Hinſicht ein Meiſterſtück, und zeichnet ſich nebſtbei durch ihr Alter und ihre gute Erhaltung aus. Dieſe Uhr wurde im Jahre 1718 verfertigt, und zeigt auf der Nordweſtſeite den Mondlauf; in Nordoſt beim Stundenſchlag eine Henne vom Hahn gejagt, in Südoſt den Tod, bei jedem Viertelſtundenſchlag die Senſe bewegend, und in Südweſt den Zeitenbeherrſcher Saturn, welcher ſtündlich in Gnaden das Scepter neigt, aber, als rene ihn dieſe Gnadenäußerung, dabei verdrüßlich den Mund verzieht.

Im Garten des Seeminiüeriums im Haag wurde im Laufe des v. M. auf Befehl des Königs der Niederlande der Maſt der Kanonier-Schaluppe van Speyk's als ein Denkmahl ſeines Heldentodes aufgeſtellt.

Für manche unſerer Leſer, die mit dieſem heroiſchen Ereigniſſe weniger vertraut ſind, dürfte die Mittheilung derſelben nicht unintereſſant ſeyn.

Speyk (Jan Carel Joſephus van), geb. 1802 zu Amſterdam, ward nach dem Tode ſeiner Ältern in das dortige Waiſenhaus aufgenommen, diente ſeit 1820 als Freiwilliger und Cadet auf Schiffen in dem mittelländiſchen Meere und in Oſtindien und erhielt, nach den Niederlanden zurückgekehrt und Lieutenant geworden, das Commando der Kanonierſchaluppe Nr. 2. Bei der Beſchießung Antwerpens 1831 durch die Holländer, hatte er vor der Tête de Flandre ſeine Stellung nahe am linken Stromufer. Am 5. Februar zerriß ein heftiger Nordweſtwind die Anker der Schaluppe und trieb ſie, trotz aller Bemühungen, gegen den Kai der Stadt. Hier wurde ſie ſchutzlos und ungeachtet des noch beſtehenden Waffenſtillſtandes von dem Volke, den herbeieilenden Milizen und Linientruppen in Beſchlag genommen und die holländiſche Flagge abgeriſſen, um die belgiſche aufzuziehen. Da ging van Speyk ruhig vom Verdeck herab in die Pulverkammer, zündete mit ſeiner brennenden Cigarre das Pulver an und die Schaluppe flog mit 25 Holländern und allen darauf befindlichen Belgiern, mit einem Hauptmann und einem Lieutenant der Freiwilligen, in die Luft. Nur wenige Matroſen

retteten sich durch Schwimmen, und selbst mehrere Zuschauer wurden getödtet oder verwundet.

Der zerrissene Leichnam van Speyk's wurde aufgesucht, nach Amsterdam gebracht und feierlich beerdigt. Die Mannschaft des Scheldegeschwaders, die Besatzung der Citadelle von Antwerpen und der dazu gehörigen Forts, so wie die auf dem Kriegsfuß stehende Armee, legte eine 3tägige Trauer an. Die Kanonierschaluppe Nr. 2 führt jetzt auf immer den Namen van Speyk.

Musikalisches Perspectiv.

In London wird in neuester Zeit der Volksunterricht im Gesange mit einem Eifer und Energie betrieben, die ihres gleichen suchen. Ein wohl unterrichteter Musiklehrer, Namens Wilhelm leitet eine Gesangsanstalt in der Creterhalle, welche bereits am 13. April d. J. ihr erstes großes Vocalconcert gegeben hat. Der Chor besteht aus 1500 Personen, und die Anzahl der Zöglinge dieser Gesangsschule, meistens Schullehrer, Arbeiter oder unbemittelte Kaufleute, beläuft sich weit über zweitausend. Das rasche Aufblühen und die Vervollkommnung dieser Anstalt ist sehr lobenswerth.

In Prag ist das Comité des Mozarts-Denkmals, an dessen Spitze Hr. Dr. Theobald Held und Hr. Franz Th. Blatt, Directoriats-Adjunct und Professor am Conservatorium, stehen, äußerst thätig, die bisher unvollständige Sammlung von Mozarts Werken durch Herbeischaffung all seiner, in Italien und in andern Ländern zerstreuten Compositionen zu ergänzen und so den edlen Endzweck der Freunde höherer Musik zu realisiren.

Tagsergebnisse.

Vor wenigen Tagen besuchte ein sicherer Hr. Martin nebst mehrer seiner Freunde die Menagerie zu Midlent Fair in Straffordshire. Trotz der Warnung des Wärters, den Thieren nicht zu nahe zu kommen, steckte doch Hr. Martin seine Hand durch die Eisenstangen des Käfigs und streichelte die Pfote des ruhig daliegenden Tigers. Kaum erblickte dieß die Tigerin, als sie voller Wuth den Arm Martins ergriff und ihn zu zerfleischen begann. Erst mittelst glühender Eisenstangen, die man der wüthenden Bestie in den Rachen stieß, gelang es, den Arm des Unglücklichen zu befreien, der nicht nur auf das Gräßlichste zerfleischt, sondern auch aus dem Gelenke gerissen ist. Der herbeigerufene Arzt mußte zur Amputation schreiten und Hr. Martin büßt fürchterlich die Folgen seiner Unvorsichtigkeit.

Wissenschaftliches.

Die einzige Uhr, welche durch die Wirkung der Volta'schen Säule in Bewegung gesetzt wird, befindet sich an der Frontseite des königl. polytechnischen Institutes in London. Die Zifferblätter dieser Riesenuhr werden zur Bequemlichkeit des Publikums Nachts erleuchtet. Die Einrichtung dieser Art von Uhren ist gewiß für die ganze wissenschaftliche und technische Welt höchst interessant, und wie der Erfinder, Mr. Bam, berichtet, wäre es gar nicht schwierig, mehre solche Uhrwerke selbst auf weit entfernten Puncten zu errichten, es müßte nur ein electromagnetischer Strom durch das ganze System von Uhren geleitet werden, der alle einzelnen unter einander verbindet, und die sämmtlich mit dem controllirenden Regulator gleiche Zeit halten müßten.

Der Marquis Achille de Jouffroy hat die Räder der Dampfboote durch eine Vorrichtung in Gestalt zweier artikulirter, abwechselnd sich bewegender Schwanenfüße am Hintertheil des Schiffes ersetzt. Diese Schwimmfüße öffnen sich, um das Wasser durch einen Schlag rückwärts zu treiben und ziehen sich dann zur Wiederholung des Schlages an ihre Stelle zurück. Eine Goelette von 120 Tonnen Gehalt hat mit diesem Apparate erfolgreiche Versuche auf der Seine angestellt.

Omnibus.

(Ein neues Unglück aus Unvorsichtigkeit.) Ein Soldat der weimarschen Truppen trat vor Kurzem spät Abends in die Spinnstube des Dorfes Wollmuthhausen. Mit den Worten: Dich möchte ich todtschießen, zielte er nach einem jungen Mädchen, und allsogleich lag die Arme in ihrem Blute schwimmend am Boden. Dieser Soldat hatte sein Gewehr im Laufe des Tages bereits abgeschossen, doch gegen Abend dasselbe, wie später mehre seiner Cameraden versicherten, in der Trunkenheit wieder geladen. Sich dieses letztern Umstandes nicht mehr erinnernd, vollbrachte er unabsichtlich einen Mord, denn, wie Alle Anwesenden bezeugen, hatte er das gemordete Mädchen, die einzige Tochter eines Taubstummen nicht früher gekannt, und die Worte: Dich möchte ich todtschießen! nur scherzweise, um sie zu erschrecken, gesprochen.

(Ein wahres Wort.) Der Berliner Gesellschafter sagt: „Wir kennen jetzt mehrere Zeitschriften, deren Redacteure sich dem Scheine nach das Wort gegeben haben, sich gegenseitig zu tragen, und durch stetes Anpreisen ihrer Vorzüglichkeit wenigstens die Menge der gedankenlosen Leichtgläubigen zu überrumpeln. Diese Zeitschriften sollten das Motto haben:

„Loben, um gelobt zu werden,
Ist das höchste Glück auf Erden!"

„Dagegen nähren dieselben Zeitschriften, welche sich erwähnter Klugheits-Maßregeln bedienen, natürlich einen heimtückischen Grimm auf Redacteure, die jenes erbärmliche Verfahren nicht annehmbar finden, und deßhalb bedarf jenes Motto nach der Anfügung:

„Jeden treffe unser Zorn,
Der nicht küßt in gleiches Horn!"

(Göthe's Urtheil über sich selbst.) Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, das es wahr ist, was ich sage. — Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätte es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen. Erst war ich dem Menschen unbequem, durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen wie ich wollte, so war ich allein.

(Eine etwas laute Trauer) pflegt bei den Arabern im Gebrauche zu seyn; denn wie ein Reisender erzählt, so wurde der Sohn eines Araberhäuptlings, der in der Schlacht gefallen war, folgendermaßen betrauert: „Alle Araber legten gleich am frühen Morgen ihre schlechtesten Kleider an, die jungen Kameele, die Kälber und Lämmer wurden an den Zelten des Scheils angebunden, während man die Mütter dieser jungen Thiere auf die Weide getrieben hatte. Man kann sich wohl das ohrenzerreißende Geschrei dieser Thiere vorstellen. Dann kamen die Frauen in die Zelte, bedeckt von Lumpen, mit aufgelöstem Haar, und auch diese schrien und weinten aus Leibeskräften; die Männer aber saßen steif und stumm an der Erde, das Haupt mit Sand bestreut; die Knaben aber schlugen und mißhandelten die zahlreichen Hunde in der Niederlassung jämmerlich, nur damit sie recht heulen möchten. Dieses Höllenconcert dauerte einen ganzen Tag, und wurde während drei Wochen, täglich ein paar Stunden lang wiederholt."

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 25.: „Donna Diana." — Dienstag 26.: „Zurücksetzung." — Mittwoch 27.: „Der Sohn der Wildniß." — Donnerstag 28.: „Der Spieler." — Freitag 29.: „Das Glas Wasser." — Sonnabend 30.: „Der Sohn der Wildniß." — Sonntag 1. May: „Ich bleibe ledig."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 51.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 27. April 1842.

Stanzen.

Nach dem Englischen der Gräfin Blessington.

Von Louise von Plönnies.

Kampf ohne Ruh',
Leben bist du!
Voll Kummer, voll Sorge, voll Schmerz! —
Freude, ach kaum
Ein flüchtiger Traum
Beglückt du das leidende Herz.

Was bist du, Tod?
Dessen Gebot
Der König, der Bettler sich neigt! —
Du bist der Freund,
Der still uns vereint
Im Grab, das der Schmerz nicht erreicht!

Wenn alles schwand,
Führt deine Hand
Zum friedlichen Schlummer der Nacht;
Ruh' deckt das Herz
Und den Blick, der voll Schmerz
So lange geweint und gewacht!

Der Jüngling vom Berge.

Erzählung nach einer obersteirischen Sage, von Dr. Rudolph Puff.

Weit hinaus in die laue Nachtluft rauschten die muntern Töne der Cither und des Hackbretes, in welche sich von Zeit zu Zeit der brummende Baß, das Händeklatschen und Fingerschnalzen, das gellende Pfeifen der Tänzer mischte. Hatte doch wahrlich die einsame Kirche von Sanct Martha, hatte vielleicht das liebliche Thal von Marein seit Jahren kein schöneres, passenderes Brautpaar gesehen, als die blonde Susanna mit den rabenschwarzen Augen, den blendend weißen Zähnen, den zarten Händen, Susanna die Tochter des ehrlichen Wirthes zu Sanct Martha, und Hans, den schlanken Kobenzmüller, den flinken behenden Tänzer mit dem zierlichen Stutzbarte; Jahrelang hatten sie sich geliebt, mehr denn ein Dutzend netter Bursche hatten sich Körbe geholt bei der schönen Susanna, mehr als doppelt so viele Dirnen hatten vergebens ihre Augen auf den lustigen Hans geworfen; denn wo sich die Herzen längst gefunden, verlieren die Augen das angestammte Recht der Berechnung. Nach manchen Schwierigkeiten vereinte heute das gemüthlichste Fest das liebende Paar.

Während in der Laube vor dem Hause die Bursche im leichten Tacte lustig ihre Mädchen schwangen, so manches Band sich knüpfte zwischen den Jünglingen, denen bisher Susanna im Kopfe lag, und den Dirnen, welche auf Hans ihre Hoffnungen gesetzt hatten, während die Alten beim Gläschen ihrer Vergangenheit sich freuten und im Weine die vertrockneten Blumen der Erinnerung aufthauen ließen, bis mancher Einzelne hie und da, vom Freudenwirbel gefaßt, ein ehrsames Mütterchen zum steifen Tanze aufforderte, oder so lange von seiner Jugendliebe und seinen Jagdabenteuern plauderte, bis das Haupt gemächlich zur Brust heruntersank, verhandelten auf einer andern Seite die Mittleren ihre Wirthschaftsangelegenheiten, producirte in der Mitte des Tanzbodens der Hochzeitsbitter seine Späße, ahmte bald die Stimme eines geschlagenen Hundes nach, daß alle Hunde unter den Bänken knurrend auffuhren, bald lockte er mit ängstlichem Hühnergacken die Hühnlein in die Stube, daß die Hausmutter ärgerlich ihn ausschalt, bald verscheuchte er mit häßlichem Katzengeschrei die jungen Mädchen, welche müßig dem Tanze zusahen.

Außer der Laube aber beim steinernen Tische unter dem Baume, dessen Silberschnee weithin die Wiese mit Duft erfüllte, saßen Hans und Susanna Hand in Hand. Ob die Sonne über die Berge hinabging, ob die Sterne mit tausend goldenen Augen durch die Apfelzweige spähten, ob die Musik oft kreischend in ihre Träume fiel, oft ein muthwilliger Tänzer seine improvisirten Spottstrophen über das entflohene Brautpaar ziemlich laut in ihre Nähe herabsang, sie merkten es nicht; war es doch als hätten sie sich heute das erstemal seit langer Trennung wiedergefunden, so viel, so unendlich Wichtiges hatten sie sich zu sagen.

„Sonderbar," fuhr Hans nachdenkend im Gespräche fort, „deucht es mich doch, auch öfter von meiner Mutter gehört zu haben von dem schönen Jüngling vom Berge, der ihr beim Hochalpenfeste einst die Weizenkörner schenkte, welche sie anbaute, und ihrer Pflege so wunderbaren Segen verdankte; also du sahst ihn heute bei der Vermählung?"

„Ja wahrhaftig," rief Susanna, „ich sah ihn; blickte er doch aus der Schaar der übrigen so freundlich, so seelengut auf uns, und da er in der Kirche war, so kann er kein böses Wesen seyn. Nur nach den Krämer von Marein, dem schielenden reichen Mazzotto, schaute er mit flammenden Augen, vor denen ich mich ordentlich entsetzte. Und sieh, lieber Hans, jetzt erst erinnere ich mich so recht deutlich, wie er mir oft, wenn ich auf unserer vorigen Alpe bei Maria Schnee nachsehen ging, erschienen war, wie er mir manche verlorne Ziege wiederbrachte, wie ich oft, wenn ich nach langem Schlummern auf dem duftenden Grase erwachte, einen niedlichen Blumenstrauß neben mir fand, wie ich schon erwachsen, eines Morgens an meinem Finger den goldenen Reif erblickte, welchen

mir ſpäter der wälſche Krämer um die paar Silbergroſchen abſchwatzte, für die ich dir den neuen Hoſenträger anſchaffte. Aber ſo ſchön und doch ſo traurig ſah ich den Jüngling noch nie.«

»Suſanna,« fragte Hans mit weicher Stimme, „hätteſt du ihn vielleicht, wenn er ſo oft um dich geweſen wäre als ich, nicht inniger geliebt als mich?«

„O nie, beim Himmel, nie!“ flüſterte die Neuvermählte, und lehnte ihr Haupt an des Gatten Schultern, „ich hätte ihn ſo wenig geliebt, als den unausſtehlichen Krämer Mazzotto, der uns ſo viel unverdienten Kummer bereitete.«

„Dafür war er aber auch der einzige von all' meinen Mitwerbern, den ich von meiner Hochzeit ausſchloß wie einen Ausſätzigen,“ fiel ihr der Müller ins Wort. „Sieh', gute Suſanna, ſein Anblick erweckt mir ſtets jenes widrige Gefühl, welches den Harmloſen unwillkürlich beim Anblicke einer Natter ergreift, und wahrhaftig, ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß der Himmel mich nie in die Lage verſetze, mit dem Menſchen verkehren zu müſſen.“

„Aber wahrlich, ich begreife nicht, wie wir heute eine ſo mißtönende Saite berühren können,“ meinte Suſanna, »wie uns das Geſpräch vom Jüngling vom Berge auf den widrigen, wälſchen Schleicher brachte.«

„Weil man den Bildern des Himmels ſo gerne die der Hölle gegenüberſtellt,“ verſetzte Hans; „doch ſieh', deine gute Mutter ruft ſchon zum dritten Male, laß uns hinüber zu den Gäſten eilen.«

Die Burſche bildeten einen munteren Kreis um die etwas verlegene Suſanna, bald aber traten ſie freundlich auseinander, um ihrem Vater Raum zu machen, welcher ſegnend ſeine Hände auf die Neuvermählte legte. Es war eine rührende Scene einfacher, frommer Sitte. Alle ſchwiegen, ſelbſt die Muthwilligen, welche ſeit Jahren in Vater Jobſtam's Schenke vergebens der ſchönen Suſanna zu lieb' ihr Geld beim Kruge und auf der Kegelbahn zugeſetzt hatten, ehrten die Handlung durch ſittiges Schweigen. Da plötzlich griff der Poſſenreißer nach dem gewaltigen Bogen der Baßgeige „Warte, verdammtes Schreckgeſicht, das ſchon zum zweiten Male durch das Fenſter glotzt!“ ſchrie er und führte einen tüchtigen Hieb aus dem Fenſter, der über eine Backe zu gleiten ſchien, aber ſchreiend zog er die Hand blutend zurück, die von einem augenblicklichen Meſſerſtich von außen verwundet war. Mitleidig und unwillig drängten ſich die jungen Leute um ihn, doch lachend wiſchte er ſich das Blut von der Wunde; „hätte ich nicht zu viel getrunken, ſo würde ich behaupten, daß das Geſicht dem Krämer von Sanct Marein gehörte; daß das Meſſer ſein war, darauf möchte ich faſt meine Hand zum Pfande geben.“ Jetzt im wilden Sturme tobten die jungen Leute ins Freie, aber umſonſt war ihr Forſchen und Suchen, beleuchtete doch der Mond hell und klar jede Stelle bis weit umher, und rings nicht eine verdächtige Spur.

Der Unfall war unter den Hochzeitleuten bald vergeſſen, nur auf Suſanna machte er einen tiefen, erſchütternden Eindruck.

II.

Faſt war ein Jahr vorüber ſeit der frohen Hochzeit. Suſanna wiegte einen holden Knaben auf dem Schooße, die Geſchäfte gingen gut, und der Segen der Ältern und der Nachbarſchaft ſchien ſichtbar ſeine Kräfte über das Thun und Wirken der jungen Müllerleute Blüthen und Früchte auszuſtreuen.

Ein gemüthlicher Schmaus verſammelte die Alten, Verwandten und Freunde des Kobenzmüllers in ſeinem Hauſe, und luſtig kreiste der Becher mit edlem Radkersburger auf das Wohl des Hausherrn, deſſen Namensfeſt man beging, auf das Wohl des kleinen Sprößlings, dem ſeine Pathen die üblichen Weihgeſchenke brachten. Da nahm plötzlich der Zimmermeiſter von Knittelfeld das Wort: »Gevatter Hans, wir ſind nun alle recht gemüthlich und heiter beiſammen, ich wüßte wohl Jemanden, den du recht vergnügt machen könnteſt, wenn du ihn auch eintreten ließeſt; Jemanden, der dir, wie er mir geſchworen, ſo recht will, wie deinem ganzen Hauſe, und den es recht in die Seele ſchmerzt, daß wegen kleinen Neckereien du ihn, weiß Gott, wie haſſeſt und verabſcheuſt. Schau, Gevatter, in der Freude iſt das Herz weiter und geräumiger, und geſtattet wohl auch ſolchen ein leidliches Plätzchen, welche es ſonſt auszuſchließen pflegt. Wenn ich dich recht inſtändig bitte, da ich es nun einmal über mich nahm, wenn dich alle Gäſte bitten, möchteſt du dich denn gar nicht ausſöhnen mit dem Krämer von Marein, mit dem von dir gar ſo zurückgeſetzten Mazzotto?“

„Ich habe keine Feindſchaft und keinen Groll gegen ihn,« erwiederte Hans, etwas unangenehm berührt durch des Gevatters Antrag, „und will er mir nichts in Weg legen, ſo iſt die Welt wohl breit genug, daß wir gemächlich aneinander vorüberkommen.«

„Nicht ſo,“ bat der gutmüthige Zimmermeiſter, „es würde ihn in die Seele freuen, dir ſelbſt ſich zu nähern, dir die Irrthümer, in denen er befangen war, auseinander zu ſetzen, und dich für alle unwillkürlichen Kränkungen, die er euch anthat, abzubitten.“

„Iſt Alles vergeben und vergeſſen!“ rief mit ſeltſamer Haſt Suſanna.

„Nicht wie es ſcheint, liebe Frau,“ bat der Zimmermeiſter. »Ihr würdet Euch doch nicht fürchten, wenn heute der arme Krämer, der ſo vielſeitig unſchuldig angefeindet wird, daß man manche Nachreden über ihn bringt ohne zu wiſſen warum, mit Eures Eheherrn Erlaubniß hier erſchien?«

„Fürchten!“ rief Hans mit glühenden Wangen, „was ſoll mein Weib fürchten in meiner Gegenwart? wenn es Euch gar ſo freut, Gevatter, ſo bringt ihn meinetwegen in des Donnerwetters Namen herbei!«

In dieſem Augenblicke ſauſte ein furchtbarer Windſtoß, daß Thore und Fenſter aufſprangen und die alte ehrwürdige Linde im Hofe krachend zu Boden ſtürzte.

„Herr Jeſus!« wimmerte Suſanna, als zugleich der wälſche Krämer in das Zimmer trat, anfangs lüſterne Blicke auf das ſchöne Weib richtete, dann aber mit unendlicher Freundlichkeit ſich ihrem Gatten näherte und ſein unvermutheies Erſcheinen mit der kaum mehr bezähmbaren Sehnſucht entſchuldigte, in den liebenswürdigen Kreis der Müllersfamilie ſich nicht mehr als verhaßten Fremdling betrachtet zu wiſſen. Er verſtand es, in ſeine Worte eine ſolche Wärme, in ſeine Stimme eine ſolche Weichheit zu legen, er bekannte manchen ſeiner Ränke gegen den Kobenzmüller mit ſolcher Offenheit, ſo weit entfernt, ſeine eigenen Winkelzüge beſchönigen zu wollen, daß nach Verlauf von einer Stunde Alle, ſelbſt Suſannens Ältern, mit einem gewiſſen Wohlwollen auf ihn ſahen. Nur die Müllerin blieb bleich und ſtumm, und ſchlich mehrmals hinaus, um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen; denn nun und nimmer konnte das Erſcheinen und die Aufnahme eines Menſchen ihr heilbringend ſeyn, deſſen erſten Eintritt ſelbſt die Elemente auf eine feindliche Weiſe bezeichnet hatten. (Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 24. April: „Hamlet," Trauerspiel von W. Shakespeare. Hr. Grabowsky vom großh. naſſau'schen Hoftheater in Wiesbaden als Gast.

Kaum dürfte eine schwierigere Aufgabe für einen Fremden zu finden ſein, als die, welche ſich Hr. Grabowsky bei ſeinem erſten Auftreten bei uns geſtellt hat. Die Rolle des Hamlet iſt nicht bloß eine der ſchwierigſten an ſich, iſt nicht bloß durch die verſchiedenen — zum Theile ſich widerſprechenden Urtheile ausgezeichneter Äſthetiker noch complicirter geworden, — ſondern iſt auch in Wien ſtets von unſern beliebteſten Künſtlern dargeſtellt worden. Deſſen ungeachtet war der Erfolg unſeres Gaſtes, der ſich in dieſer Rolle nicht ohne Vorſtudien und bedeutende Routine vor uns gezeigt hat, wenn auch kein durchgreifender, doch auch kein abſchreckender geweſen. Die Neuheit der Sphäre wird dem Schauſpieler nicht ſelten ſelbſt bei den beſten Mitteln und Studieren hinderlich in der vollſtändigen Entfaltung ſeiner Kraft. Übrigens verdankt Hr. Grabowsky ſeinen nicht unbedeutenden Ruf wohl vorzüglich ſeinem Talente für Darſtellungen im Fache des feinen Luſtſpiels. Wir wollen uns daher vor der Hand auf die Bemerkung beſchränken, daß dieſer Schauſpieler, um bei uns zu gefallen, ſich vor allen andern Dingen die vollendete Beherrſchung ſeines Organs angelegen ſeyn laſſen müßte, und behalten uns vor, über ſeine künſtleriſche Geſammtbedeutung unſere Meinung ſpäter abzugeben, wenn uns Gelegenheit geworden ſeyn wird, dieſe aus der Darſtellung mehrer Rollen kennen zu lernen.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Sonntag den 24. April gaſtirte Hr. Weiß, vom ſtädtiſchen Theater in Ofen, in der Rolle des Knieriem in Neſtroy's: Lumpacivagabundus. — Dieſe Rolle hat an Hrn. Neſtroy einen ſo meiſterhaften Darſteller gefunden, daß ſie wie ein unbändig Roß jeden fremden Reiter, wenn er überdieß nicht ganz ſattelfeſt ſitzt, abwerfen muß. Das war bei Hrn. Weiß nicht der Fall, — aber ein zu großes Ringen war erſichtlich, da man doch ſonſt nur ein ungezwungenes Spiel gewohnt war. Sein Vortrag von Couplets iſt lobenswerth und erwarb ihm auch lebhaften Beifall.

Frauenblätter.

Bei den Montenegrinern geht die Eheſcheidung auf eine ſonderbare Weiſe vor ſich. Der Mann, die Frau und ihre beiderſeitigen Verwandten kommen in der Kirche zuſammen, und treten vor den Altar. Der Küſter bringt nun einen Becher mit Wein und reicht ihn dem Pfarrer zur Beſegnung hin. Nun geht der Becher der Reihe nach herum, bis er zuletzt auch dem Manne in die Hand kommt. An dem iſt es nun, entweder die Scheidung zurückzunehmen oder auf derſelben zu beſtehen. Im erſten Falle thut er einen Schluck aus dem Becher, im letzteren nicht. — Bleibt er auf der Scheidung beſtehen, ſo fordert der Geiſtliche die Schürze der Frau, läßt ſie an beiden Seiten von den Vätern der Ehegatten halten und ſchneidet ſie mit einer eigens zu dieſem Zwecke beſtimmten Sichel entzwei, indem er ſagt: „der Himmel hat euch geſchieden!" — Dieß iſt die ganze Ceremonie, doch bleibt bemerkenswerth, daß in Montenegro bloß der Mann, nie aber die Frau auf Scheidung klagen darf.

Die Liebkoſungswörter, mit denen die Damen von ihren Anbetern beehrt werden, ſind je nach der Nationalität auch verſchieden. „Mein himmliſches Gänschen, mein perlenes Mädchen, mein goldenes Mädchen! ſagt der Neugriechе. „Mein Fettgrübchen!" der Norweger. — Am luſtigen aber iſt's, wenn uns in einem franzöſiſchen Journale ein Herr de Sucy berichtet, daß man in Deutſchland zu den Bräuten ſagt: Mein Henkel (Engel), und zu den Gattinnen: Mein Saß! (Schatz).

Die Manes, oder Liebeszeichen der Perſer und Perſerinnen ſind höchſt ſonderbar, z. B. will ein Perſer einem Mädchen ſeine Liebe erklären, ſo ſchickt er ein Stück Maſtix, das bedeutet: Schönſte, ich liebe dich; — oder ein Stück Aloe, das heißt: einziges Labſal meiner Seele; — oder einen Seidenfaden, id est: du biſt meine Herzenskönigin; — oder etwas Mehl mit der Deutung: du kränkeſt mich; — oder ein Haar: was habe ich gethan, daß du böſe biſt? — oder etwas Tabak: rechne ganz auf meine Beſtändigkeit — oder eine rothe Rübe: Grauſame, deine Sprödigkeit tödtet mich; — oder eine Korallenſchnur: mein ganzes Vermögen iſt dein; — oder eine Nelke: auf ewig dein!

Sendet hingegen eine Perſerin einem Manne eine Biene, ſo bedeutet das: du kannſt Hoffnung faſſen; eine Feder heißt: ſei unbeſorgt, du wirſt erhört; etwas Erde: gib vor allem deine bisherige Liebſchaft auf; — etwas Flachs: biſt du böſe auf mich? — eine Bohne: die Sorge um dich raubt mir den Schlaf; — ein Goldfaden: warum ſehe ich dich nicht? — eine Gurke: meine Nebenbuhlerin bringt mich zur Verzweiflung; — eine Olive: lieber wollte ich dich todt, als untreu ſehen; — eine Zwiebel: komm in meine Arme, daß ich dich feſt umſchließen kann; — ein Stück roſenrother Zeug: die eigenſte Sclavin deines Lagers; — eine Feige: ſchalte über mich, wie dir's beliebt ꝛc. ꝛc. Ob wohl eigene Akademien in Perſien beſtehen, wo man all dieſe verdeckten Bedeutungen vorträgt?

Die neugriechiſchen Frauen ſind im Allgemeinen groß und wohlgebaut, haben ſehr ſchöne Augen, ſehr edle ausdrucksvolle Züge, wahrhaft griechiſche Buſen, herrliche Zähne, und einen zum Küſſen einladenden Mund. Doch finden ſich in den verſchiedenen Provinzen von Griechenland wieder einige Veränderungen in der Frauenſchönheit; ſo iſt z. B. die Spartanerin zart und blond, während die Griechin vom Taygetus der ſtolzen, kriegeriſchen Pallas gleicht. Die Meſſenerin iſt klein, rund, niedlich, grazienhaft, während die Dame aus Arkadien bei aller Lieblichkeit ihres Lächelns immer etwas ſchwerfällig erſcheint. Alle Damen Griechenlands haben übrigens einen Ernſt und eine Strenge des Benehmens in ſich, die der allgemeinen Üppigkeit jener Länder ſehr entgegengeſetzt ſind.

Die Milchverkäuferinnen in London gehen täglich früh Morgens durch die weitverzweigten Straßen dieſer immenſen Stadt, und rufen ihre Waare mit einem ſehr bezeichnenden Tone aus; in ihrem Munde klingt das engliſche Wort milk faſt wie: Mion, und ein Franzoſe, der in London einſt die Bemerkung machte: er habe mi-eau verſtanden, das heißt: halb Waſſer, mochte wohl nicht ganz unrecht haben, denn wie iſt es anders möglich, als daß bei einem jährlichen Verbrauche von ſieben Millionen Gallons (zu vier großen Maßen) die Milch mit Waſſer gemiſcht ſeyn muß, und daß man ſich glücklich preiſen darf, dieſelbe nur zu einem Drittheil getauft, oder nicht etwa gar mit ſchädlichen Ingredienzen verſetzt zu erhalten. Übrigens ſind die Milchverkäuferinnen in London oft ſo niedlich, daß man ſich gerne von ihnen gewäſſerte Milch verabreichen läßt.

Jägerzeitung.

Seit vielen Jahren war ein geborner Deutſcher, Namens Paul, als Aufſeher der Elephanten zu Danpore in Oſtindien angeſtellt. Er war von großer und ſtarker Statur, hatte aber ſtets einen gewiſſen Ernſt in ſeiner Miene, der ſein Vaterland ahnen ließ. Paul ſaß immer ſtill, ohne eine Miene zu verändern, drehte ſeine Daumen und ſang gewöhnlich ein deutſches Lied, aber ſtets mit geſchloſſenen Augen. Er wurde nie aufgebracht, und ſuchte Geld zu erwerben, was ihm auch gelang. Dabei beſaß er eine Kälte und Gegenwart des Geiſtes, welche ihm in allem, was ſich auf Tigerjagd bezog, eine wunderbare Überlegenheit gab. Er ritt ſelten anders als barfuß, war mit einer alten Flinte bewaffnet, und trug eine kleine Taſche, in der ſich Pulver und Blei befanden. In der Auswahl der Elephanten, die er zum reiten brauchte, war er äußerſt ſtreng und genau, und da er ſeit einer Reihe von Jahren die Aufſicht über eine Heerde ſolcher Thiere hatte, behielt er immer die beſten zum eigenen Gebrauche.

Das Bewußtſeyn ſeiner Körperſtärke, ſo wie die Güte des Thieres, auf dem er ritt, und die beſtändige Gewohnheit, in der er lebte, machten

Paul sehr glücklich in der Jagd. Daher ließ sich Jedermann, vorzüglich die Eingebornen, von ihm leiten. Wenn er hörte, daß sich ein Tieger habe sehen lassen, der Verheerungen anrichtete, so ritt er oft 30 bis 40 englische Meilen weit mit eben so vielen Elephanten. Die Jagd der wilden Schweine machte ihm kein Vergnügen und er pflegte zu sagen: „Diese müsse man bloß Knaben überlassen.“ — Sehr selten sah man ihn auf einem Pferde, und wenn er eines ritt, so brauchte er nie einen Sattel.

Er war ein sehr geschickter Schütze; seine Schüsse waren jedesmal nach dem Kopfe oder Herzen gerichtet; er lud sein Gewehr sehr scharf, und selten verfehlte er den Theil, nach welchem er zielte, um einige Zoll.

Er machte oft die Bemerkung, er könne sogleich aus dem Anblicke eines Tiegers errathen, ob er gewohnt sey, Menschen anzugreifen, oder seine Wuth bloß auf Thiere beschränke, und sagte, daß diejenigen, die einmal einen Menschen umgebracht, sich nachmals wenig mehr aus anderer Beute machen, und daß man sie an der Dunkelheit ihrer Haut, und an der Röthe im Weißen ihrer Augen erkennen könne.

Ein Lieutenant, vom englischen Regimente Ceylon, welcher ein Detaschement, ungefähr zwanzig Meilen von Kandy, commandirte, begab sich eines Tages, wie das Edinburgh medical and surgical Journal berichtet, auf die Jagd, wo er das Unglück hatte, daß seine Flinte zersprang und ein Stück des eisernen Laufes tief in seine Stirne hineinschlug.

Man fand ihn ohnmächtig, verwunderte sich, daß er noch am Leben sey und trug ihn in seine Wohnung zu Badula.

Dr. Imley behandelte den Schwerverwundeten, ohne die Grundursache des Übels zu ahnen oder wegzuschaffen und stellte ihn endlich wieder so weit her, daß er, ungeachtet öfterer Schmerzen im Kopfe, dennoch seinen Verrichtungen oblagen konnte.

Nach Verlauf einiger Monate ragte ein metallischer Körper von dem Gaumen in den Mund heraus und schob sich immer weiter, bis derselbe aber erst nach dem Verlaufe von acht Jahren weggeschafft werden konnte. Es war die Schwanzschraube der zersprungenen Flinte, welche die ganze Zeit über in dem Kopfe des Jägers steckte, und die kein Arzt aus demselben zu ziehen wagte, aus gerechter Furcht, den Kranken sogleich zu tödten.

Naturhistorisches Cabinet.

Einfluß der Gewitter. Plinius meldet, daß der Lorbeerbaum, das Meerkalb und der Adler, niemals vom Blitze getroffen werden. Rhoboginus glaubt solches auch von dem Feigenbaume. Kaiser Tiberius setzte während eines herrschenden Gewitters stets einen Lorbeerkranz auf sein Haupt. Aus gleichen Ursachen trug Augustus eine Meerkalbshaut auf dem Leibe, endlich bewog eine ähnliche Zaghaftigkeit vor Gewittern den Kaiser Severus, sich in Sänften tragen zu lassen, die mit Meerkalbs-Fellen überzogen waren.

Veränderliches Gewicht des menschlichen Körpers. Im Sommer wiegt der völlig reife menschliche Leib gegen 3 Pfund weniger als zur Winterszeit. Das Gewicht steigt zu Anfang des Herbstes und fällt wieder aus Ursache der mehr gesteigerten Transpiration im Beginne der heißen Jahreszeit.

Das ägyptische Ohr. Wie Winkelmann schon bemerkte, steht das Ohr bei ägyptischen Statuen höher als bei griechischen. Er schrieb dieß einem System ägyptischer Bildhauer zu, wie nach dem der griechischen der Gesichtswinkel übertrieben wird. Herr Dureau de la Maille fand aber nach sorgfältiger Untersuchung der Schädel an den Mumien, daß wirklich eine höhere Lage des Ohres Statt finde. Mehre Beobachtungen und Abmessungen der Schädel der Ureinwohner Ägyptens rechtfertigen diese Ansicht.

Nachricht vom Winde. Schnell wie der Wind ist zwar sprüchwörtlich, aber die Schnelligkeit des Windes ist nicht die bedeutendste. Die Luft wie der Schall wird in der Fortbewegung von Licht und Blick bei weitem übertroffen. Dieß erfuhr man in Liverpool, wo durch Telegraphe von Holyhead (28 deutsche Meilen) her in 5 Minuten die Nachricht ankam, daß der Wind umgesetzt habe. Erst eine Stunde später verspürte man dort diese Veränderung, so daß die englischen Zeitungen den Telegraphen mit Recht einen Boten nennen, der den Wind noch überflügelt.

Beitrag zur Physiognomik. Auf die Haare hat nach dem Urtheile der englischen Perrückenmacher die Unmäßigkeit, und vorzugsweise die Trunkenheit einen eigenthümlichen, schwer zu erklärenden Einfluß, die sie augenblicklich an der geringern Elasticität zu erkennen versichern und weniger bezahlen.

Wie viel kann man in einem bestimmten Zeitmoment sprechen? Nach der Aussage der englischen Stenographen (Schnellschreiber) kann ein rasch sprechender Redner in einer Stunde 7000 bis 7500 Wörter, also nach der Mittelzahl in einer Minute 120 Wörter aussprechen. Dieß gilt wohl nur von der englischen Sprache. In der deutschen kommen bei einem deutlichen Schnellsprecher 5 — 8 Wörter auf die Secunde.

Tiefe des Weltmeeres. Eine der Quantitäten, welche der Einrichtung der Ordnung der Dinge auf der Erde angehören, ist die Wassermasse des Oceans. Die mittlere Tiefe der See beträgt nach Laplace's Berechnung vier oder fünf englische Meilen, also gegen eine deutsche Meile.

Omnibus.

(Amusantes.) Was sind alle unsere Encyklopädien, Universal- und Conversationslexika gegen das literarische Werk von 450 Bänden, welches nichts als ein Auszug aus einem Werke von 6000 Bänden ist, und unter andern Trophäen aus China nach England gebracht wurde? Diese 450 Foliobände führen den einfachen Titel: „Buch zum Nachschlagen.“

(Der Heldenmuth) gehört in Belgien unter die seltenen Artikel; denn wie ein Antwerpner Blatt erzählt, so sitzen gegenwärtig über 3000 belgische Soldaten gefangen, die nur aus dem Grunde ein Verbrechen begingen, um dadurch des Militärdienstes enthoben zu werden.

(Einen colossalen Musiksaal) beabsichtigt man in London unter der Leitung und nach den Plänen des Baumeisters Harrison zu errichten. Derselbe, nämlich der Saal, wird 150 Fuß im Geviert, 120 Fuß in der Höhe messen und einen Flächeninhalt von 22,500 Fuß besitzen. Raum wird darin für 27 — 28 000 Zuhörer und für 2 — 3000 executirende Musiker seyn. Das wird Freibilleten kosten!

(Was kostet ein Krieg?) Man hat berechnet, daß seit 1830 die europäischen Mächte auf Organisirung von Flotten und Armeen über 8000 Millionen Gulden C. M. ausgegeben haben.

(Das Abmagern der französischen Viehheerden in Algerien) kommt nicht, wie man bisher immer fälschlich glaubte, von dem ungesunden Klima allein her, sondern von einer höchst verderblichen Art von Blutegeln, welche Hoemopis vorax heißt, und deren mehre man in neuester Zeit in den Gefäßen von geschlachteten Rindern und Schafen entdeckte. Diese Blutegel finden durch die Tränke in die Thiere Eingang, und sobald ein derlei Hoemopis vorax in einen thierischen Organismus dringt, magert das Thier ab und ist dermaßen krank, daß der Genuß des Fleisches selbst schädlich wird. Eben gegenwärtig werden von Seite der französischen Thierärzte alle Mittel in Bewegung gesetzt, um dieses Feindes los zu werden.

(Der erste Kaffeh) kam im Jahre 1644 nach Marseille.

(Die erste Stecknadel) wurde in England 1543 erfunden, früher bedienten sich die Damen bloß kleiner hölzerner Stiftchen.

(Die ersten seidenen Strümpfe) trug in Frankreich König Heinrich II. im Jahre 1547 und in England die Königin Elisabeth 1561.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 52.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 30. April 1842.

Der Jüngling vom Berge.

Erzählung nach einer obersteierischen Sage, von Dr. Rudolph Puff.

(Fortsetzung.)

Als Susanne wieder in die Stube kam, war an die Stelle der anfänglichen Spannung schon allgemeine Fröhlichkeit getreten, und sonderbar, gerade jene, die sich anfangs am feindlichsten gegen den Krämer ausgesprochen hatten, unter diesen der Müller selbst, scherzten und lachten nur mit ihm, als sey es ihnen angethan worden, oder als seyen sie mit ihm seit Jahren die vertrautesten Freunde gewesen. Von dieser Zeit an fand sich Mazzotto häufig in der Kobenzmühle ein, sein Benehmen war freundlich aber anständig, er wußte durch tausend uneigennützige Gefälligkeiten sich den Müller zu verbinden, und brachte es endlich so weit, daß er ihm beinahe abging, wenn er einen oder den andern Tag absichtlich nicht hinauskam. So waren einige Monate vergangen. Fridolin, des Müllers lieblicher Knabe, blühte immer holder heran, Susannens Schönheit entwickelte sich noch mehr als früher, nur ein leiser Zug von Schwermuth, durch die öftere Nähe Mazzotto's schon beinahe unveränderlich geworden, umspielte wie trübes Abendgewölke ihre sonst so freundlichen Züge. Bei ihrem Geburtsfeste ging es wieder laut und lustig in der Mühle her, aber zwei Umstände trübten Susannens Stimmung, die Krankheit ihrer Mutter und der laute Jubel, mit welchem Hans sich an den Krämer anschloß. Sie becherten über die Gebühr und zu der Müllerin inniger Betrübniß tranken sie sich auf du und du gegenseitig zu.

„Ich weiß doch wahrlich nicht," brummte am nächsten Tage der Müller zu seinem Weibe, „ich weiß doch wahrlich nicht, was für einen Wein du mir aufgetischt, der Kopf ist mir wüst und schwer und in allen Gliedern zieht und dehnt es sich träge wie Bleigewichte."

„Gott!" seufzte Susanne, „du trankest mit dem Krämer Bruderschaft, wer weiß was er —"

„Doch was da Narrenpossen," brummte Hans, „es wäre recht gut, wenn auch du einmal deine Vorurtheile gegen ihn ablegen möchtest."

Nach einigen Wochen erst genas Hans, aber unglücklicherweise war während seines Übelbefindens das Geschäft ein wenig ins Stocken gerathen. Susannens Ältern lagen an langwierigen Leiden darnieder, der Wildbach hatte die Wasserleitung beschädigt, und was er stehen ließ, das hatten muthwillige Wildschützen, wie man glaubte, denen Hans vor längerer Zeit kein Nachtlager in der Mühle gewähren wollte, zerstört. Dringende Zahlungen wurden zugleich nothwendig, und zum ersten Male regte die Noth ihr drohendes Haupt. Eben war der Müller im Begriffe einige alte Thaler und einiges Geschmeide zusammenzusuchen, und selbes unter dem Werthe loszuschlagen, um wenigstens für den Augenblick die nothwendigsten Summen zu verschaffen, als der Krämer bei ihm erschien und so lange in ihn drang, ihm seine Lage anzuvertrauen, bis Hans, den endlosen Fragen halb überdrüssig, halb aber von dem Gedanken erfüllt, vielleicht könne ihm der wohlhabende Mazzotto doch ein wenig an die Hand gehen, nach und nach das Bekenntniß seiner mißlichen Lage vorbrachte.

„Wie kannst du aber auch so frostig, so zurückhaltend und so mißtrauisch seyn, Herzens-Brüderchen? wozu hat mir denn das gute Schicksal die rothen Goldfüchse bescheert; da nimm' aus meinem Gürtel so viel du willst, doch ich kenne schon deine Bescheidenheit, hier sind fünfzig Stücke, zahle sie mir bei Gelegenheit zurück, wenn du leicht kannst. Zinsen brauchst du mir keine zu geben, ich freue mich in der Lage zu seyn, dir wenigstens durch kleine Gefälligkeiten meine Freundschaft beweisen zu können." Voll Jubel tilgte Hans mit dem Gelde seine wichtigsten Auslagen, stellte die zerstörte Wasserleitung wieder her und unterstützte nach Kräften seine armen Schwiegerältern, deren Wirthschaft durch immerwährende Krankheit, Hagelschaden und andere Unfälle mit trauriger Schnelligkeit abwärts ging. Alles schien wieder eine bessere Gestalt zu gewinnen, da plötzlich erkrankte Hans bedeutender als je, eine völlige Lähmung seiner Glieder warf ihn auf das Lager, jede ärztliche Hilfe blieb wirkungslos, der kurz vorher so blühende Müller magerte zum entsetzlichen Gerippe ab, das kaum mehr das blasse Haupt vom Kissen zu heben vermochte. Die treue Susanna wich nicht von seinem Schmerzenslager. Monden schlichen trübselig dahin, Jahre schlichen trübselig dahin, keine Hilfe, keine Rettung schien mehr möglich. Mit englischer Geduld pflegte sie den bedauernswerthen Gatten, nicht einmal gegen ihn die Vermuthung wagend, der falsche Krämer könne ihm dieses Übel angethan haben.

Während dieser Zeit häufte sich Unheil über Unheil. Susannens Ältern starben schnell dahin, und kaum reichte der geringe Nachlaß hin, die bedeutenden Schulden zu tilgen. Die Wirthschaft in der Mühle ging gewaltig krumm, und manchen Tag fand sich kaum so viel Brot im Hause um Fridolins Hunger zu stillen. Der Kleine wuchs schön und blühend heran, war wie seine Mutter ein Muster von Geduld, wie sein Vater ein Bild der Kraft, voll Freimüthigkeit und Güte. Eines Tages hüpfte er spielend den Bach entlang bis in ein kleines Erlendickicht, Blumen pflückend, Blumen zerknitternd; immer tiefer gelangte er in das Dickicht, keinen Ausweg findend, fing er bitterlich an zu weinen.

„Ei mein Söhnchen, was fehlt dir denn?“ kreiſchte eine widrige Stimme, und ein häßliches, braungelbes Weib, den Kopf mit einem bunten Tuche umwunden, einen alten Soldatenmantel um die Schultern, welchen um die Mitte eine braun und rothgeſtreifte Schürze hielt, Sohlen mit Riemen an die Füße gebunden, raffte einen ausgeleerten Bettelkram zuſammen und richtete ihre blitzenden Augen auf den ſchönen Knaben. Mit einem Schrei ſprang das Kind zurück.

„Komm doch näher, mein Engelchen,“ kreiſchte die Alte, „ſieh, hier geb' ich dir Lebkuchen und Oſterbrot.“

Fridolin ſtarrte mit lüſternen Blicken nach den Leckerbiſſen, aber das Ausſehen der Alten erfüllte ihn unwillkürlich mit Entſetzen. Endlich faßte er ſich doch Muth zur Frage: „Biſt du aber denn nicht die Hexe von Zinken, welche das böſe Wetter macht, wie die Mutter mir oft ſagte, wenn ich unartig war?“

„Ei Kind, dann würde ich dir nicht Naſchwerk geben, ſüßes Naſchwerk, hier verſuche nur. Wer iſt denn deine Mutter?“

„Müllersfrau Suſanne,“ verſetzte Fridolin.

„Ei dann ſey mir doppelt gegrüßt!“ rief die Alte, drehte im Nu ihre Schürze dem Knaben um den Kopf, verſtopfte ihm den Mund und ſchleppte ihn tiefer in das Dickicht.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Räuberüberfall.

Im Jahre 1772 geſchah in einer einſam gelegenen Paſtorswohnung bei Sülbeck in Weſtphalen ein Räuberüberfall, den uns die Bürgerzeitung mittheilt, und aus dem ſich manche Belehrung über Vorſicht und Verdacht entnehmen läßt.

Der Paſtor X. nämlich hatte mit ſeiner jungen Ehegattin eine anſehnliche Mitgabe erhalten; um letztere gut unterzubringen, bot er in öffentlichen Blättern Poſten zu mehreren tauſend Thalern zum Verleihen aus. Zur ſelben Zeit hatten ſich aber vielfache Diebereien in jener Gegend ereignet, und da die Paſtorwohnung am Ende des Dorfes ſich befand, der Paſtor mit ſeiner Gattin und Magd allein darin wohnte, ſo rieth man ihm, daß er ja auf ſeiner Hut ſeyn möge. Indeſſen konnte dieſe Warnung leicht zu ſpät kommen.

Bald nach der Warnung kam Abends 10 Uhr ein Reiſender zu Pferde vor die Paſtorswohnung und bat um Einlaß. Die ganze Hausgenoſſenſchaft ging mit dem Lichte an die verſchloſſene Hausthür, um zu fragen, wer der Reiſende ſey.

„Ein gräflich Bücher Förſter, Namens N. N.,“ war die Antwort, „der in dem höchſt elenden Wirthshauſe des Dorfes nicht einkehren könne, und deßhalb ein Nachtlager bei dem Herrn Paſtor ſich ausbitte, welches er dankbar vergüten wolle.“

Man weigerte ſich anfangs der Ungewöhnlichkeit halber, man entſchuldigte ſich gegenſeitig, capitulirte; endlich wurde aber doch auf Zureden der Frau aufgemacht. Ein großer ſtarker Mann war abgeſtiegen, der eben ſowohl wie ſein Pferd gut equipirt ſchien und nach Förſterart bewaffnet war. Man zog das Pferd in den Stall und der Förſter ſetzte ſich mit der Tabakspfeife zum Paſtor in deſſen Zimmer, während die Frau ein kleines Nachteſſen für den ungebetenen Gaſt bereitete. Dem Paſtor wurde es indeß bei den Erzählungen des Fremden von der dermaligen Unſicherheit (es war im März des bekannten Hungerjahres 1772) ganz unheimlich zu Muthe; ihm fiel jene Warnung und jede noch erinnerliche Geſchichte vom Räuber Galant ꝛc. wieder lebhaft ein, und während es ſich der angebliche Förſter ganz wohl ſchmecken ließ, berieth ſich der Paſtor mit ſeiner Frau, denſelben in die ſogenannte Hinterkammer des Hauſes neben der Küche zu logiren; wozu eine Treppe von fünf Stufen hinaufführte. Dort befanden ſich nämlich zwei große eiſerne Krampen an der Thürpfoſte, durch welche man einen großen runden Stab zu ſtecken pflegte, um beim Schlachten der Schweine dieſelben daran aufzuhängen. Wenn dieß geſchah, war die Thüre der Kammer ohne äußere Anſtrengung nicht zu öffnen, weil ſie von der Stube nach außen hin aufging. Der Paſtor begleitete den Förſter nach dieſer Kammer, wünſchte ihm eine gute Nacht, machte das Zimmer zu, und ſteckte auswendig leiſe einen ganz dicken Beſenſtiel durch beide Krampen vor die Thüre, ſo daß der Förſter eingeſperrt war. Dieſer legte ſeine beiden geladenen Piſtolen und ſeinen Hirſchfänger auf den Tiſch und ſchlief auch, wie es dem lauſchenden Geiſtlichen ſchien, ſogleich ein.

Nicht ſo dieſer, der trotz ſeiner Vorſicht und Bedenklichkeit gegen den fremden Gaſt ſich wach erhielt, als plötzlich zwei Kerls die morſchen Fenſterladen ſeines Schlafzimmers vom Garten aus erbrachen und hereinſtiegen. Das Geſchrei hatte zwar die Magd geweckt, aber nicht den im tiefen Schlafe liegenden Förſter, und Alle blieben vor dieſer neuen Gefahr wie bewußtlos.

Die Diebe hatten ſie bald geknebelt und forderten ungeſtüm den Schlüſſel zum Gelde, nahmen daſſelbe heraus und packten es in einen Sack. Die Böſewichte wären wahrſcheinlich glücklich entkommen, wenn ihre Raubgier nicht auch den goldenen Ring verlangt hätte, den ſie noch an dem Finger der Frau erblickten. Da dieſer Ring aber, den Letztere nie abnahm, feſt an dem Finger ſaß, ſo ſtieß die Frau bei dem gewaltſamen Abreißen deſſelben ein ſo durchdringend gellendes Geſchrei aus, daß der Förſter erwachte. Wie ein Pfeil war er aus dem Bette, warf ſich ſchnell in die Kleider, nahm Piſtolen und Hirſchfänger zur Hand und lauſchte an der Thür, um zu hören, was das Geſchrei zu bedeuten habe.

Unterdeſſen hatte der Paſtor ſich aufgerichtet und einen der Spitzbuben erkannt, der aus ſeiner Gemeinde, an demſelben Tage (Sonnabend) in der Kirche bei ihm zur Beichte geweſen war und den folgenden Tag communiciren wollte, um ſein Verbrechen deſto beſſer zu maskiren. Der Paſtor rief ihn leiſe bei ſeinem Namen, um ihm in aller Güte zuzureden. — „Ihr kennt uns?!“ ſchrien da beide Verbrecher zugleich. — „Ihr müßt ſterben.“ Sie ergriffen auch ſofort den armen Paſtor und ſeine Frau (in Ermanglung eines zweiten Strickes), Beide an einen und denſelben Strick aufhängend, und ließen ſie ſo von dem Pfoſten der Stubenthür, wo ſich ein ſtarker Nagel befand, in der qualvollſten Lage herabbaumeln. Weil aber die Köpfe von Beiden immer in die eine Schlinge kamen, ſo verhinderte dieß das feſte Zuſchnüren des Stranges und rettete ihnen das Leben. Durch die Lebensdrohungen und das große Geräuſch bei dem Balgen der fünf Leute hinlänglich von dem, was vorgehe, unterrichtet, wollte der Förſter zur ſo nöthigen Hilfe ſeiner Wirthsleute losbrechen — fand indeſſen ſeine eigene Stubenthür verrammelt. Natürliche Kraft und der Muth des Augenblicks aber ließen ihn auch dieſes Hinderniß mit zwei heftigen Fußſtößen zertrümmern. So eben ſprang einer der Mörder in die Küche dem Förſter mit den Worten entgegen: „Das

ist der Candidat, der morgen predigen soll; ich will ihn aber schon kalt machen!“ Allein in dem nämlichen Augenblicke empfing der Frevler einen Pistolenschuß in den Kopf, welcher ihn hinstreckte. Der Andere, bisher noch mit dem Aufhängen beschäftigt, bekam, wie er eben zum Fenster hinausspringen wollte, die volle Ladung des zweiten Pistols, und jetzt erst erblickte der Förster das Ehepaar des Hauses an einem Stricke hängend, dem Erstickungstode nahe.

Er durchschnitt den Strick mit seinem Hirschfänger, befreite die auf den Fußboden gekauerte Magd von ihren Banden, und mit ihrer Hilfe hatte er das Glück, den Pastor und seine Frau, die ohnmächtig dalagen, bald wieder ins Leben zurückzurufen, als ihr von Gott gesandter Schutzengel, den sie dankbar und reuig anerkannten, nachdem sie ihn in so üblem Verdachte gehabt und sich beinahe ihre eigene Errettung durch jenen Argwohn gegen ihn unmöglich gemacht hätten.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 26. d. M.: Zurücksetzung, Schauspiel in 4 Aufzügen von Töpfer. Letzte Gastrolle der Mad. Haitzinger-Neumann und der Dlle. Adolphine Neumann, großherzogl. baden'schen Hofschauspielerinnen.

Die Rolle der Frau von Lobel darf zu jenen schwierigen Rollen in unsern mehr skizzirten als durchgeführten Conversationsstücken gerechnet werden, welche dem Talente der Darstellerin scheinbar ein weites Feld eigener Schöpfungsthätigkeit gewähren, im Grunde aber mit jeder neuen Scene einen neuen Hemmschuh anlegen. E. T. A. Hoffmann würde sie die zu schwer colorirenden Rollen nennen. Die beste, gelungenste Zeichnung könnte durch zu grelle oder zu milde Farbengebung zu Grunde gerichtet werden. Die geschätzte Gastin wußte die rechten Tinten zu treffen, bewies in jeder Scene die ihrer Aufgabe gewachsene Künstlerin, und wurde daher mit höchst verdientem Beifalle, namentlich im Momente, wo die Mutterliebe wie ein frei gewordener Bergstrom über die Dämme der Convenienz und einseitigen Vorliebe bricht, beehrt. Gleiches Lob verdient und erhielt Dlle. Adolphine Neumann in der ebenfalls ziemlich schwierigen Rolle der Clara, dieses meiner Meinung nach geistig-krankhaften Wesens, das sich selbst zuweilen höchst unliebenswürdig vorkommen muß. Das wackere Spiel der übrigen in diesem Stücke beschäftigten Künstler und Künstlerinnen ist bereits mehrmals besprochen, und benöthigt daher keine neue Würdigung.

Der Spieler. Schauspiel in fünf Aufzügen von Aug. Wil. Iffland. Hr. Grabowsky, herzogl. nassau'scher Schauspieler und Regisseur, als Wallenfeld.

Der junge Baron Wallenfeld ist einer jener Charaktere, die vom Dichter durchaus keine andere Grundlage erhalten haben als das lebendige, oft zur Leidenschaft auflammende Gefühl — und die Cavaliers-Erziehung. Es dürfte daher eine eigene Kunst des Darstellers darin bestehen, auch in den Momenten der heftigsten Aufregung, der wildesten Entfesselung der Leidenschaft, und tiefsten Demüthigung und Selbsterniedrigung den Geist, der gewohnt ist zu befehlen, den Riesenkampf der veredelten Manieren mit der Noth, und der unveräußerlichen Eleganz mit der ausbrechenden Wildheit des Herzens zu schildern. Diese Rolle fordert daher vor allem eine freie, natürlich schöne und gerundete Manier, ein savoir vivre, welches das eigenthümliche Interesse an diesem Charakter durch den Kampf mit dem natürlichen Gefühle und seinen Extremen erzeugt. Der feine Weltton mit aller Frische eines jungen Cavaliers ist daher gleichsam Bedingung des Gelingens. Dazu gehört eine vollkommen freie und gerade Körperhaltung, ohne Zwang, ohne die Besorgniß, wie man sie durch irgend eine feine Attitude verbessere, ohne die Besorgniß, wie man Schönes in Haltung und Wendung zur Anschauung bringe.

Die Rolle fordert die größte Behutsamkeit in Wahl der Kleidung; jeder Verstoß gegen die feinste Sitte, seyen es auch nur übermäßig lange „Vatermörder“ u. dgl., thun dem Bilde des jungen Cavaliers Eintrag.

Die Rolle fordert ferner ein höchst gebildetes wohlklingendes Sprachorgan, den Gewohnheiten des Landes, in dem der Schauspieler sich bewegt, und dem Begriffe von Reinheit, der dort aufgestellt und wohl in ganz Deutschland als Muster angenommen ist, vollkommen entsprechend. Anmahnungen an Dialect, beruhten sie auch nur auf einem allzu hohl klingenden „Eu“ oder „Au,“ auf einem allzu weich gleitenden „Ch“ statt „G,“ müssen vorzüglich in den rasch gesprochenen Scenen störend einwirken und das Bild voll Rührung und bereder Leidenschaft umstoren, das uns gezeigt werden soll.

Endlich aber, und dieß ist die Hauptsache, fordert diese Rolle die vollendete Erregsamkeit des Gemüthes, ein vollkommenes Vergessen des störenden Umstandes: daß der Darsteller ein Schauspieler ist. Der Darsteller soll nie daran erinnern, daß er einen Eindruck hervorrufen, eine Empfindung machen, eine Leidenschaft finden müsse, er muß da, wo er steht, so heimisch seyn, die Emanation seines Gefühls muß mit solcher Spontaneität vor sich gehen, es darf ihm so ganz und gar nichts kosten, jetzt einen Charakter vor uns zu entwickeln, er muß so fest glauben, so innig überzeugt seyn, diesen Charakter vor uns zu leben, daß wir vergessen etwaigen Mängeln aufzulauern, den Übergängen und Verbindungen nachzuspüren, und die schöne Stunde des Gefühls als ein Geschenk der Götter hinnehmen!

Dieses meine Ansicht über die Rolle des jungen Baron Wallenfeld. Hr. Grabowsky hat der Vollkommenheit rühmlichst nachgestrebt, sie aber nicht erreicht. Er wird von uns mit dem Rufe eines verständigen und geschickten, nicht aber eines ergreifenden und dahinreißenden Schauspielers scheiden.

Tagsergebnisse.

In einer Fabrik zu Sentheim im Elsaß hatte kürzlich eine junge Arbeiterin, welche sehr schönes und langes Haar besaß, dieses, trotz des Verbots, in der Nähe der Maschinen derlei Geschäfte zu verrichten, in selbstgefälliger Eitelkeit aufgelöst. Das Eintreten eines Werkführers in das Gemach veranlaßte sie, um nicht gesehen und für ihre Übertretung bestraft zu werden, sich niederzubücken. Unglücklicherweise aber kam sie durch die zu rasche Bewegung der Maschine zu nahe, der Cylinder erfaßte die losen flatternden Haare, im raschen Wirbel schlangen sich diese um die Spindel und ohne daß Jemand der in ihrem ungeheuren Schmerz laut aufschreienden Arbeiterin zu helfen vermochte, ward ihr die ganze Kopfhaut vom Hinterhaupte bis zu den Augenbraunen abgelöst. — Man hegt zwar die Hoffnung, die Unglückliche, welche dermalen in einem heftigen Wundfieber darniederliegt, zu retten, jedoch wird ihr immerdar ein kahler haarloser Scheitel, das traurige Merkmahl ihrer Unvorsichtigkeit, bleiben.

Auf der Herrschaft des Hrn. Chandakow im Gouvernement Cherson brach vor einiger Zeit Feuer aus, welches bei dem Umstande, daß alle Häuser von Holz gebaut und mit Stroh gedeckt sind, äußerst schnell um sich griff, so daß die armen Bewohner nur eilen mußten, mit dem nackten Leben davonzukommen. Eine Bäuerin, die auch entflohen war, bemerkte erst im Freien, daß sie in der Verwirrung ihr fünfjähriges Kind in dem brennenden Hause zurückgelassen habe, sogleich wollte sie zurückkehren, um es zu retten, allein man hielt sie, von der Gewißheit ihres eigenen Todes überzeugt, zurück. Da stürzte ein 15jähriges Bauernmädchen, Namens Agathe Skovorodnikova, den Kummer der hartbedrängten Frau sehend, eilig in das brennende Haus, und legte das Kind glücklich, ohne selbst Schaden genommen zu haben, in die Arme der verzweifelnden Mutter. — Als dem Kaiser Nikolaus diese schöne That berichtet wurde, sandte er dem unerschrockenen Mädchen eine goldene Medaille mit der Unterschrift: „Für Rettung der Untergehenden,“ an einem Bande auf der Brust zu tragen, und außerdem noch 150 Silberrubel. Den süßesten Lohn aber fand das Mädchen wohl in seiner eigenen Brust.

In einem Walde im Frankensteiner Kreise (Preußisch-Schlesien) wurde vor Kurzem, wie die „Bohemia“ berichtet, ein schaudervolles Verbrechen begangen. Drei Horalen (Drahtbinder) begegneten einem jungen hübschen Mädchen, welches sie überfielen und gräßlich mißhandelten. Auf dieses geriethen die Unmenschen auf den schrecklichen Gedanken, der Mißhandelten den Mund mit Draht zuzunähen, welches sie auch sofort ins Werk setzten und sodann die gräßlich Verstümmelte in ein Dickicht warfen.

Ein Mann, der später an dem Dickicht vorüberging, hörte das Wimmern des unglücklichen Geschöpfes, fand es und brachte es in die nächste Dorfschenke. Die Unglückliche war noch im Stande, einen der durch eine göttliche Fügung daselbst anwesenden Horalen, als einen von jenen Dreien zu nennen, welche die Freveltat an ihr verübt hatten und starb sodann. Der Verbrecher wurde sogleich festgenommen und zweifelsohne wird man auch bald der beiden andern habhaft werden.

Literarisches.

Legenden der Heiligen auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.

In metrischer Form von Johann Ladislaus Pyrker; mit 70 Vignetten und 11 Randverzierungen. Wien, 1842; gedruckt und herausgegeben von B. Höfel, in Commission bei Ignaz Klang.

Der in ganz Deutschland gefeierte Sängergreis übergibt uns diese Schöpfung seiner Muse, indem es von seinen Saiten rauscht:

„Ge'n Himmel fliegt der Aar mit kühnen Schwingen
Und hebt sich immer höher noch empor,
Er sieht die Sonn' aus Morgennebeln dringen
Und dann entschwinden an des Abends Thor;
So soll der Christ nach jenen Höhen ringen:
Er stelle sich Beginn und Ende vor,
Um sich, wie hier die Frommen, durch sein Leben
Zum ewig schönen Daseyn zu erheben!“

Es liegt in diesen Worten, ernst und warm, eine hochherzige Mahnung, sich von den Kümmernissen und dem Treiben unserer Scholle, dem Erhabenen, dem Göttlichen zuzuwenden. Diesen Gedanken nun auszuführen, mitten in einer Welt voll eitlen Träumen, in der schlimmsten Epoche des Materialismus, in dem riesengroßen Tempel des menschlichen Dünkels und eitler Selbstsucht die Harfe Davids anzuschlagen, — dieß ist die umfassende Aufgabe gewesen, der sich hier ein geläuterter Verstand, von der edelsten Gluth entflammt, mit ganzer Seele hingegeben hat.

Die Geschichte der Heiligen von 13 Jahrhunderten, ihre Großthaten, die ihnen die Krone des Martyrthums gaben oder ihr frommer Wandel, durch den sie ewig in unseren Herzen leben werden, ward das Fundament, auf das der Sänger hier seinen Tempel Zions hinbaute, und indem er uns also eine an Tugenden jeder Art so reiche Vergangenheit zurückruft, fügt er jeder seiner Legenden einen Denkspruch bei, der aus dem erzählten Leben kurz und sinnreich das reine Gold der Wahrheit und ihrer Anwendung auf die Gegenwart übertragen soll.

Was nun den poetischen Werth dieses Buches belangt, so finden wir überall eine gleich geist- und kraftvolle Auffassung, einen Ton, der Sache ebenbürtig, welcher er geweiht ist, — es grüßt aus ihm der Sänger der Tunisiade, mahnt an die Weihe „der Perlen der Vorzeit.“

Die Zuthuung der äußerlichen Kunst trägt das Gepräge der Großartigkeit an sich, und es läßt die Illustration weder an Idee noch an Ausführung etwas zu wünschen übrig. Die Hrn. Professoren: Führich, Dobyaschofsky, Scholz, Carl Geiger, Schaller und Steinbock, die solches schufen, haben dabei ihre ächte Künstlernatur dargethan.

Sicher ist mit der Auflage dieser Prachterscheinung ein doppelt edler Zweck erreicht. An ihrem Inhalte mag der fromme Sinn des Christen sich erbauen, sein äußeres Gewand dem Vorschreiten der vaterländischen Kunst einen neuen Lorber gewinnen.

Omnibus.

(Amüsantes.) Unlängst wurde zu Paris ein Mann vor die Assisen gestellt, weil er einen Diebstahl und eine Mordthat begangen hatte. Für jedes dieser Verbrechen hatte er einen Advocaten, der für ihn plaidirte. Zuerst sprach der Advocat des Mordes und bewies sich als einen zweiten Cicero, er that Wunder der Beredsamkeit. Nach ihm stand der Vertheidiger des Diebstahls auf und begann seine Rede folgendermaßen: „Mein College hat die angenehme Seite des Processes verhandelt; und überließ mir nur den undankbaren Theil desselben.“ — Dieses naive Geständniß fand man ganz in der Ordnung und ließ ihn seinen undankbaren Theil ruhig verfechten.

(Zwei berühmte Ärzte) wurden pro consilio zu einem reichen Müller auf dem Lande gerufen. Bevor sie den Kranken besuchten, stärkten sie sich in einem Gasthause, und trafen daselbst einen wohlbekannten Schauspieler der Residenz, der sie bat, ihn mitzunehmen, er wolle den Doctor vortrefflich spielen und ihnen keine Schande machen. In ihrer muntern Laune gestatteten sie ihm, mitzugehen; der Schauspieler blieb fern vom Krankenbette stehen, und da die zwei Schüler Äskulays sich mit ihm zum Scheine über die Krankheit besprachen, schüttelte er immer den Kopf und sprach ganz gravitätisch: non consentio. — Während aber die Doctoren ein Recept verschrieben, ging er zum Kranken, und untersuchte Kopf, Brust, den Rücken ꝛc., alles mit einer wahren Amtsmiene. — Als sich die drei Herren entfernten, ward jedem ein Honorar in die Hand gedrückt, und als man das Erhaltene zählte, ergab sich: daß der Schauspieler doppelt so viel bekommen hatte, als jeder der Doctoren; er hatte somit seine Rolle gut gespielt.

(Diebstahl und Lossprechung.) Bekanntlich ist die englische Gesetzgebung etwas sonderbar, und es kommt oft auf die Gemüthsstimmung der Richter oder auf andere Nebenumstände an, ob der vor das Geschwornengericht Gebrachte verurtheilt oder freigesprochen wird. Einen Beleg zu dieser Behauptung liefert folgende Begebenheit: Unlängst stand Miß Allen, die Tochter eines Obersten, vor Gericht, weil sie am 22. November in dem Laden eines Materialienhändlers ein Packet wohlriechender Sachen zu sich gesteckt hatte. Der Diebstahl ward von dem Ladendiener bemerkt, und auf dringendes Ansuchen des Eigenthümers der Handlung mußte Miß Allen das entwendete Packet aus dem Mantel hervorziehen und ihm zurückstellen. — Vor dem Geschwornengerichte machte Miß Allen's Schönheit sowohl, als die Geschichte ihres Vaters einen günstigen Eindruck auf die Richter, und als die Angeklagte behauptete: sie habe bloß aus Zerstreuung gestohlen, und ein ärztliches Zeugniß über momentane Verstandesschwäche beibrachte, wurde sie ohne weiters freigesprochen, obgleich der Diebstahl erwiesen war.

(Ein neuer Orpheus.) In einem Landstädtchen Galiziens hatte unlängst ein armer Geiger auf dem Kirchweihfeste gespielt, und trabte am nächsten Morgen mit seiner Violine im Arme wohlgemuth nach Hause. Da wird er auf der großen Weide, die er durchschneiden will, einen Stier gewahr, der mit gesenktem Kopfe und fürchterlichem Gebrülle auf ihn losstürzt. Der geängstete Geiger wollte sich auf einen Baum flüchten, hatte aber aus Angst nicht die Kraft dazu; in dieser schrecklichen Lage, seinen Tod vor Augen, kam ihm der glückliche Gedanke, die Gewalt der Musik zu versuchen; er setzte daher zitternd die Violine an und strich fürchterlich über die Saiten. Bei den ersten Tönen stierte ihn das wüthende Unthier an, schnaubte fürchterlich und kauerte sich endlich, als er immer weiter spielte, ruhig zu seinen Füßen nieder. Der beruhigte Musiker wollte diese Gelegenheit ergreifen, um fortzuschleichen; doch kaum waren die letzten Töne der Violine verklungen, so rüstete sich der Stier vom neuen zum Angriffe, und es blieb dem armen Geiger nichts übrig, als im Schweiße seines Angesichts so lange dem gehörnten Ungethüm ein Concert zu geben, bis endlich jemand zur Hilfe herbeieilte; fürwahr keine beneidenswerthe Lage!

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Samstag, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. Ju fr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 53.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 2. Mai 1842.

Aphorismen.

Von Carlo Pittore.

Malerei.

Was warm erglüht im jugendlichen Herzen
Will sich zum frohen Tageslicht entfalten,
Der Liebe Engelslust, des Sehnens stille Schmerzen,
Es fühlt den Drang sich irdisch zu gestalten,
Was das Gemüth begeistert vorempfunden,
Wird zur Gestalt in raphaelschen Stunden.

In der Gemälde-Gallerie.

Seyd mir gegrüßt, ihr heiligen Genossen,
Gegrüßt mit meiner vollsten Jugendkraft,
Aus edlem Ernst in Denkers Hirn entsprossen,
Ist's Wille, der sich hier in That ergossen,
Und aus dem Leben Leben sich erschafft, —
Ihr bringt, was alle Lebenstage bringen
Ein edles ewig unvollendet Ringen.

An den Malerjünger.

Vorwärts, vorwärts, und nimmer verzagt du Malerjüngling,
Du vor Allen bedarfst ihn, der Anei'rung stärkenden Zuruf.
O das wissen sie nicht die leerbeschauenden Menschen,
Um das Gute zu schaffen, bedarfs nur des redlichen Wollens,
Doch durch Muh und Geduld nur wird das Schöne erkämpft.

Der Jüngling vom Berge.

Erzählung nach einer obersteierischen Sage, von Dr. Rudolph Puff.

(Fortsetzung.)

III.

Wohl in allen Thälern, auf allen Höhen ließ die arme Susanna ihr geliebtes Kind suchen, es blieb spurlos verloren; kaum wagte sie die schreckliche, die unvermeidliche Nachricht ihrem siechen Gatten mitzutheilen. Sein zerrüttetes Gemüth machte ihn noch mürrischer, noch finsterer und manches rauhe Wort lohnte mit Kränkung der Gattin treue Pflege.

„Ich fühle mich heute besonders matt,“ jammerte er eines Morgens, „wahrhaftig, nun wäre mir schon lieber, der Himmel machte ein gnädiges Ende mit mir, und führte mich zu meinem Kinde, welches er mir grausam genug entriß.“

„Rede nicht so hart, lieber Hans,“ bat Susanna, „der Himmel wollte uns nun strafen für unsere Unbesonnenheit, daß wir ohne Noth uns dem bösen Krämer anschlossen.“

„Schweig, tolles Weib,“ grollte der Kranke; „er war uns doch noch mehr Freund als deine ganze Sippschaft, welche uns nicht einen Pfennig borgte.“

Ein leises Pochen an der Thüre unterbrach das Gespräch, der Krämer trat ein, zog die Stirne in widrige Falten und begann mit erheuchelter Theilnahme:

„Noch immer auf dem Schmerzenslager, wie ich sehe, thut mir recht leid mia fé! recht leid, um so mehr, als die Umstände mich zwingen dich zu ersuchen, mir so schnell als möglich die dir geliehene Summa zurückzustellen. Dringende Zahlungen, ein Fallitment in Görz haben mich erschüttert, und so bin ich gezwungen mein Anlehen einzuheben, drei Jahre sind vorüber, die Zinsen erlasse ich dir.“

„Aber Mazzotto, ich bitte dich,“ flehte der Kranke, „jetzt, da ich nicht einen Heller im Hause habe, du hast ja doch Credit.“

„Möglich, aber mia fé! das Hemd ist mir näher als der Mantel, also suche bis heute mich zu befriedigen; hast du denn wirklich gar nichts von Werth?“

„Außer Haus und Grundstück gar nichts!“ jammerte Hans.

„Ja dann,“ schrie der Krämer plötzlich, „sehe ich nicht ein, was ich mit dem Lumpengepacke lang Geduld haben soll, das Gericht wird mir schon zu meinem Eigenthume verhelfen; mein Meister Hans hast du noch Lust mich von deinem Hause auszuschließen wie einen Aussätzigen? Sieh dein Haus ist nun das meine geworden, dein Weib führt der Büttel in das Schuldengefängniß, wenn ich nicht helfe, dein Kind, erzähle ich der Welt, hast du heimlich gemordet, um eines lästigen Esserslos zu seyn. Nun hochmüthiges, obersteierisches Gepack, steht ihr noch so im edlen Glanze dem verachteten Krämer gegenüber?“

„Ja wahrlich, wir stehen noch besser als Ihr,“ rief Susanna mit flammendem Gesichte, „während Ihr durch niedrige Ränke uns verderbt, tröstet uns unser gutes Gewissen.“

„Sei nicht so hart, Mazzotto,“ bat Hans; aber mit ungewöhnlicher Heftigkeit fiel ihm die Gattin ein: „Verschwende kein gutes Wort an diesen schleichenden Giftmischer.“

„Weib, was sprecht Ihr!“ brüllte wüthend der Wäl'sche.

„Was Euch die Hölle auf die Stirne brannte — Giftmischer.“

„Das werdet Ihr mir vor Gericht beweisen.“

„Vor einem höhern Richter gewiß,“ versetzte Susanna, während an Ihr vorüber der Wäl'sche, mit bebenden Lippen, ins Freie tobte.

Schon am nächsten Morgen traten die Gerichtsbedienten in die lichte Stube, notirten und suchten, wo nicht viel zu notiren und zu suchen war, schätzten endlich die ganze Wirthschaft ab, und be-

stimmten den Tag der Versteigerung. Weinend saß Susanna am Abende vor der Hausflur, ein leiser Schlaf erquickte ihren siechen Gatten, mit brechendem Auge betrachtete sie die Mühle, die ihr so theuer und heimisch war, und die sie nun bald verlassen sollte, um als Bettlerin das Mitleid der Menschen für ihren Hans zu erflehen.

„Mein Gott," flüsterte sie, „ist den gar keine Hülfe!" Muth, Vertrauen! lispelte eine leise Stimme ober ihr, und in den vorübergehenden Wolken schien es ihr, im Abendglanze verklärt, den Jüngling vom Berge erschaut zu haben. Gestärkt erhob sie sich. Da sperrte ihr mit widriger Freundlichkeit Mazzotto den Weg.

„Schönes Suschen!" grüßte er mit lästiger Vertraulichkeit, „nur Ein Wort, hört mich an in Güte, Ihr sollt es nicht bereuen. Seht, von dem Schimpf, den Ihr mir angethan, nun Ihr wißt schon welchen, machte ich beim Gericht mia fé! keine Erwähnung, auch hatte ich nie einen Groll gegen Euch, sondern mir thut nur leid, Euch an einen Mann gekettet zu wissen, dessen wüstes früheres Leben nun seine Früchte trägt. Ihr seyd noch jung und schön, eine glänzende Zukunft kann euch zu Theil werden; statt Hunger und Noth biete ich Euch Überfluß und Gemächlichkeit, zieht in mein Haus, Euren Mann will ich indeß versorgen, und Euch einen Himmel von Freuden verschaffen, wenn Ihr mir nur die Hoffnung gewährt, daß Ihr mich mit der Zeit lieben werdet. Hier zum Beispiel gebe ich gleich als kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit einige Thaler, die Ihr recht gut brauchen werdet."

„Abschaum der Menschheit!" grollte Susanna, und stieß den Wäl'schen mit Verachtung zurück.

„Ei mein Herzchen, nicht so vornehm;" knirschte der Krämer und vertrat ihr den Weg.

„Ich rufe um Hilfe!"

„Doch nicht den siechen Hans da, gegen den wäre gesorgt," kicherte Mazzotto, und ein blankes Messer blitzte in seiner Faust. Aber im Nu hatte Susanna seine Hand ergriffen, und selbe so heftig gegen die Wand des steinernen Thürstockes gepreßt, daß die Finger krachten, und sie ihm mit Leichtigkeit das tödtliche Eisen entriß. Sie mußte keine Obersteierin gewesen seyn, wenn sie nicht ihren Vortheil verfolgt, und den Krämer in so schleunige Flucht getrieben hätte, daß er Hut und Stock auf der Hausflur zurückließ.

Sie verschwieg den Vorfall ihrem kranken Gatten, behielt die vergessenen Habseligkeiten des Wäl'schen, und beschloß von seiner Drohung guten Gebrauch zu machen.

Wunderbar ermuthigt an diesem verhängnißvollen Tage begab sie sich zur Ruhe. Sie mochte nach ihrer Meinung nicht lange geschlummert haben, als eine niedliche Dirne zu ihr trat, sie weckte, ihr beim mechanischen Ankleiden half, und eh' sie sich recht besinnen konnte, mit ihr bereits den Weg nach dem Gehölze ging. Schon schimmerte ihnen das Kirchlein von Maria Schnee entgegen, wo sie in eine mit den herrlichsten Alpenblumen übersäte Wiese einlenkten, dort auf einem Steine saß der Jüngling vom Berge, der wird, der muß dir helfen; flüsterte die Dirne. Susanna näherte sich ihm mit pochendem Herzen, er stand auf ging ihr entgegen, in seinen Händen war ein duftender Strauß: Hier nimm und — sie erwachte, die Sterne waren eben im Erbleichen und der erste Morgenstrahl funkelte auf das Antlitz des kranken Gatten und übergoß es mit einer verklärenden Röthe, welche wie ein Hoffnungslicht der treuen Susanna entgegen schimmerte. Dir muß geholfen werden, Armer, lispelte sie, ja hinauf nach Maria Schnee, wahrhaftig; übermorgen ist das Hochalpenfest und der Traum soll mich nicht umsonst aufgefordert haben. Sind doch noch acht Tage zur gerichtlichen Versteigerung unserer Besitzungen, ist auch das Verderb en nahe, so sagt mir doch mein Glaube, die Hülfe sey noch näher.

(Fortsetzung folgt.)

Die unterbrochene Whistpartie.

(Eine Scene aus Hindostan.)

Wir hatten den ganzen Abend Whist gespielt; unser Satz betrug einen Goldmoar für den Stich und zwanzig für das Ganze. Marey, der stets glücklich ist, hatte fünfmal hinter einander gewonnen und dieses Glück hatte seinem Gesichte einen solchen Ausdruck der Zufriedenheit gegeben, der uns Andern, die wir verloren hatten, keineswegs gefiel. Plötzlich sahen wir, daß er die Farbe veränderte; er zögerte beim Spielen, und das wunderte uns um so mehr, da Niemand schneller und besser spielte als er, so genau kannte er das Spiel.

„Spiele doch, Marey, wo hast du denn deine Gedanken?" fragte ungeduldig Churchill, einer der ungeduldigsten Offiziere, die jemals die Uniform der Leibgarde (lodyguard) trugen.

„Still!" entgegnete Marey mit einem Tone, der uns erschreckte, indem er selbst todtenbleich ward.

„Fehlt dir was?" fragte ein Anderer, indem er Miene machte, aufzustehen, in der Meinung unserm Freunde sei übel geworden.

„Um Gottes Willen, bleibt sitzen — rührt Euch nicht!" sagte Marey mit einem Tone, der Schrecken und Schmerz zugleich ausdrückte, und ließ die Karten fallen. — Wenn Euch mein Leben lieb ist, so rührt Euch nicht!"

„Was hat der wieder im Kopfe? Hat er den Verstand verloren?" fragte Churchill zu mir gewandt.

„Steht nicht auf! Rührt Euch nicht!" rief Marey von Neuem mit leiser Stimme und einem Tone, den ich nie vergessen werde. — „Wenn Ihr eine Bewegung macht, bin ich ein Mann des Todes."

Wir sahen uns erstaunt an und er fuhr fort:

„Bewegt Euch nicht, vielleicht geht es noch gut vorüber. Ich fühle eine Capra capella an meinen Beinen."

Im ersten Schrecken wollten wir unsere Stühle zurückschieben, ein entsetzter Blick des Opfers bewog uns, unbeweglich zu bleiben, obgleich fest überzeugt, daß derjenige von uns, um den sich die Schlange winden würde, ein Mann des Todes wäre, so tödtlich ist ihr Stich.

Der unglückliche Marey, der wie die Mehrzahl der Bewohner Indiens kurze Beinkleider und seidene Strümpfe trug, konnte jede Bewegung der Schlange fühlen. Sein Gesicht hatte eine Todtenfarbe angenommen, seine Worte tönten hohl aus der Brust hervor, ohne daß sein Mund sich bewegte, sein Blick war starr und unbeweglich, so sehr fürchtete er, daß das geringste Zucken seiner Muskeln das Thier aufschrecken und seinen Tod beschleunigen möchte. Wir unsererseits, wir fühlten in diesem fürchterlichen Augenblicke fast eine eben so große Todesangst wie er.

„Sie windet sich um meinen Fuß," murmelte Marey; „ich fühle sie kalt — — — eisig kalt — — — an meinen Beinen — — sie drückt mich — — Um Gotteswillen, laßt Milch bringen —;

ich wage nicht zu sprechen — — laßt Milch neben mir hinstellen — laßt ein wenig auf die Erde verschütten!"

Churchill gab vorsichtig den Befehl und ein Diener ging, ihn auszuführen.

„Mach kein Geräusch, Northcote. — — Du hast den Kopf bewegt — — bei allen Heiligen beschwöre ich dich: mache es nicht wieder — — Mein Schicksal wird bald entschieden sein — — In Europa habe ich eine Frau und zwei Kinder gelassen: sagt ihnen, daß ich sie segnend gestorben bin, — — daß meine letzten Gedanken bei ihnen waren — — Die Schlange ist am Knie — — Ich lasse ihnen Alles, was ich besitze — Ich glaube fast, ich fühle, wie sie Athem holt — — Großer Gott so zu sterben!"

In diesem Augenblicke brachte man die Milch, man schüttete etwas davon auf den Boden, das Gefäß wurde leise niedergesetzt und der Diener entfernte sich mit Entsetzen.

Marey nahm wieder das Wort.

„Nein, nein, das macht keine Wirkung, sie schließt sich fester um mich — — Der oberste Ring löst sich — — Ich wage mich nicht zu bücken, um hinzusehen — — aber ich bin gewiß, sie hat den Kopf zurückgezogen, um besser stechen zu können — — Gott, Gott! erbarme dich meiner — — meine letzte Stunde ist gekommen — —!" Er schwieg einen Augenblick, darauf begann er wieder: „Ich sterbe ohne Schwäche — — aber diese Todesangst übersteigt Alles, was man dulden kann — — Ha ein anderer Ring löst sich — — sie verläßt mich — vielleicht geht sie zu einem Andern."

Keiner von uns konnte sich bei diesen Worten des Entsetzens erwehren.

„Um Gotteswillen, macht kein Geräusch — — oder ich bin verloren — — Sie ist immer noch bei mir — — Wird sie mich stechen? Bewegt Euch nicht! Churchill, sie geht auf deine Seite — Aber diese Ungewißheit dauert zu lange — — Noch ein Druck und es ist geschehen — — aber nein — — sie verläßt mich ganz."

Jetzt wagte der unglückliche Marey auf seine Füße zu sehen. Die Schlange verließ ihn und kroch nach der Milch. Unser armer Freund wurde mehr todt als lebendig zu Bette gebracht. Zwar genas er wieder, blieb aber etwas blödsinnig und starb einige Zeit nachher an den Folgen des entsetzlichen Schreckens.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Freitag den 29. April zum ersten Male: Die Sühnung, in zwei Aufzügen von Houwald. — Eine Handlung vollbracht von Marionetten-Figuren, die der Herr Dichter durch Kunst zum Sprechen schön gereimter Verse gebracht und die der Drath des Schicksals bewegt und leitet; — keine natürliche Wärme, kein Lebensfeuer in den Charakteren, nur der Drath ist erhitzt und angeglüht, und krümmt und windet sich und so weit dreht sich und reicht auch das Fortschreiten der Handlung — die Rollen dieses Stückes waren gut besetzt, besonders die des Moriz durch Hrn. Mittell, die durch eine seltene Gefühlsinnigkeit und herzliches Spiel das Publikum entzückte; auch Hr. Mittell jun. als Sebaldo und Emilie Mittell als Sophie ernteten lebhaften Beifall. Diese Talente verdienen gerechte Aufmunterung. Margarethe fand in Dlle. Jaritz eine schöne Darstellerin. Auch die Herrn Börger und Hr. Strampfer waren an ihrem Platze.

Samstag den 30. April gastirte Mad. Frieb-Blumauer als Guglielma in dem Blum'schen Schauspiel: der Hirsch, und wurde dieser Rolle durch alle jene Mittel, die ihr zu Gebote stehen, Meisterin. Auch im Angely'schen Lustspiel: List und Phlegma, gab sie wieder die Adolphine mit aller Feinheit und Koketterie. Mad. Frieb-Blumauer ist eine Schauspielerin, von der sich das Publicum manche Stunde im Theater rauben lassen wird, weil sie ihm durch ihr Spiel höchst angenehm gemacht wird. Hr. Uber spielte im letztgenannten Stücke den Baron Palm komisch, ohne im Geringsten zu übertreiben und erhielt verdienten lauten Beifall. Auch die Rolle des Herrn von Ruhleben war durch Hrn. Strampfer gut besetzt. — Der Besuch war nicht zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Freitag den 29. v. M. übernahm bei der neunundsechzigsten Vorstellung des Told'schen „Zauberschleier" wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit der Mad. Thomé, Dlle. Löffler die Rolle der Wirthin, und führte sie, von einer Heiserkeit kaum selbst noch ganz genesen, zur allgemeinen und vollsten Zufriedenheit des auch an diesem Tage sehr zahlreich anwesenden Publikums durch. Dlle. Löffler ward mit einer wiederholten Beifalls-Salve gleich bei ihrem Erscheinen begrüßt. Sie spielte mit einer ihr seit jeher eigenthümlichen Natürlichkeit, ohne alle Koketterie und Affectation, nuancirte mehre Stellen im Gesange mit einer solchen künstlerischen Umsichtigkeit, daß das Publikum in die lebhaftesten Beifallsbezeigungen selbst bei solchen Pieces ausbrach, welche, wie z. B. das Entree-Duett im 2. Akte mit Hrn. Weiß früher weniger hervorgehoben wurden. Das Duett im 3. Akte mit Hrn. Feichtinger mußte nebst mehren Stellen des Quodlibet wiederholt werden, ein Beweis, wie sehr willkommen die Erscheinung der Dlle. Löffler dem Publikum war. Möge sie bei den ferneren Wiederholungen dieses wahrhaft erheiternden Zauberspiels ihre treffliche Darstellungslaune nicht verlieren!

Künstlerischer Wegweiser.

Die jährlich im Gebäude des k. k. polytechnischen Institutes Statt findende Gemäldeausstellung gibt dem Freunde des Schönen immer Gelegenheit, das rüstige Kunststreben unserer einheimischen Talente zu ermessen und zugleich den Einfluß zu beobachten, den fremde Kunst und auswärtige Schulen auf die Künstler Österreichs nehmen. Wer mehre Jahre hindurch diese Gemäldeausstellungen prüfenden Blickes betrachtet, und sich in seinem Urtheile weder von irgend einer Clique irreleiten, noch durch diesen oder jenen berühmten Namen täuschen läßt, der kann nach richtiger Erwägung aller Umstände seine Ansicht offen und frei an den Tag legen, und sein Urtheil wird durch die Menge dessen, was er gesehen, so wie durch die Kunstfinst auf welche mehrjähriges Forschen und Prüfen den denkenden Beobachter erheben, wohl Anspruch auf den Namen eines durchdachten machen dürfen. — Wenn wir die heurige Kunstausstellung jenen vergangener Jahre entgegenhalten, so finden wir ein reges Streben nach Wahrheit und Natur, verbunden mit reiferen Studien guter Vorbilder, und besonders lobenswerth ist der Umstand, daß heuer im Ganzen wenige Genrebilder zu finden sind. Wohl bleibt im Historienfache noch manches zu wünschen übrig, ja selbst im Landschaftlichen wäre hie und da zu tadeln, allein wir wollen uns den Kunstgenuß nicht selber schmälern, und den engen Raum, der uns in diesen Blättern zur Besprechung der dießjährigen Gemäldeausstellung bemessen ist, dazu verwenden, das Gediegenste zu preisen, anstatt langgedehnte Kunstansichten zu entwickeln.

Als das vorzüglichste Gemälde der Ausstellung ist uns ein Klostergang bei Abendsonne-Beleuchtung, von C. Hasenpflug aus Halberstadt erschienen, und wenn man dieses seinem Umfange nach kleine Bild betrachtet, und immer über die vollendete Meisterschaft der Behandlung staunend stille steht, so muß man zugeben, daß hier sowohl Idee

als Ausführung, Geist und Form, wie Kunstfertigkeit und technische Behandlung gleich lobens- und staunenswerth erscheinen. Dieser herrliche Vordergrund, die hochgewölbte düstere Halle, von deren Alter und Verfall die halbversunkenen Grabsteine und die hie und da zerstreut herumliegenden Fußbodenquadern den sprechendsten Beweis liefern; dann zur Linken der von einer Lampe erhellte Seitengang im Entgegenhalte mit dem, von der bleichen Abendsonne beschienenen, mit Schnee bedeckten Friedhofe, welcher im Hintergrunde sichtbar wird, dann die feierliche Ruhe, die über den feinzelnen Kirchhofkreuzen gebreitet liegt; endlich die magische Kunst der verschiedenen Lichttinten und die vorzüglich gelungene Perspective sind es, die sowohl Kenner, als Layen zur höchsten Bewunderung hinreißen und in entzückenden Enthusiasmus versetzen.

Eine holländische Landschaft bei Mondbeleuchtung von van Haanen ist dasjenige Gemälde, welches durch Conception und Ausführung diesem erstgenannten am nächsten steht; denn welch' ein wohlthuendes Gefühl beschleicht die Brust des Beschauers, wenn man dieses wollenumhüllte Firmament, durch das sich des Mondes Silberstrahl nur mühsam hindurcharbeitet, und sich im murmelnden Bache abspiegelt, aufmerksam betrachtet; wenn man die langen Windmühlflügel zur Rechten und das nette Häuschen, vom großen überragenden Baume beschattet sieht; es erklingt gar wunderbar im Innern, Stimmen werden wach, die längst geschlummert, und es zieht uns das Bild mit magnetischer Gewalt in seine Zauberkreise. Wahrlich so zu malen, ist höchste Kunst und vollendete, in Farben ausgehauchte Poesie.

Unter den vaterländischen Künstlern zeichnete sich vor Allen ganz besonders Schnorr von Karolsfeld durch seine herrlichen Carton-Zeichnungen aus. Gauermann trat mit einem Gemälde: das Dorf Krün im bayerischen Hochgebirge auf; doch dieß eine ist ein Löwe. Vorzügliche Bilder aus allen Fächern der Kunst lieferten noch die Künstler: Kupelwieser, Schwemminger, Steinfeld, Ender, Schiavoni, Pitzenhagen, F. X. Petter, Hansch, Schilcher, Einsle, Treml, Rigg, und manche andere.

Sehr erfreulich ist es endlich, in der dießjährigen Ausstellung einem Meisterwerke der Sculptur zu begegnen, wir meinen nämlich Bauer's herrliche Gruppe: Jesus im Schooße der Maria, aus Carrara Marmor. Dieser Bildhauer dürfte im Kurzen sich einen unsterblichen Namen erworben haben; denn wer dem kalten Steine so viel Leben einzuhauchen versteht, der ist es werth, daß ihn die Mit- und Nachwelt staunend nenne. Auch ein Amor von Schaller ist vorzüglich, so wie sich mehre Graveur- und Medailleur-Arbeiten durch Poesie der Idee wie durch Meisterschaft der Ausführung hervorthun.

Im Ganzen genommen ist die heurige Gemäldeausstellung so mit guten und bessern Werken detirt, daß man den Abgang eines Fendi, Ranftl und Dann hauser wohl im Interesse der Kunst bedauern muß, dadurch aber doch in seinem Kunstgenusse nicht um vieles beeinträchtigt wird.

Industrielles.

(Straßenreinigungs-Maschine.) Das Maschinenwesen bringt jetzt selbst die Straßenkehrer um ihr Brot, denn in Manchester werden die Straßen bereits mittelst einer Maschine gefegt, welche die Form eines Wagens hat, und von Pferden fortbewegt wird. Durch den Umschwung der Räder wird eine Anzahl von Besen herumgedreht, die den auf den Straßen befindlichen Schmutz aufnehmen, und ihn in den innerhalb des Wagens angebrachten Behälter bringen. Das Princip ist höchst einfach, und die Kosten der Anschaffung belaufen sich nicht gar hoch.

Wie sehr die Uhrmacherei in dem Genfer-Staate getrieben wird, mag man daraus entnehmen, daß jährlich von Chaux de Fond im Durchschnitte 18,000 goldene und 30,000 silberne, von Locle 20,000 goldene und 32,000 silberne Uhren nach dem Auslande geschickt werden. Dabei ist noch zu bemerken, daß es nicht etwa allbort, wie wohl mancher denkt, große Uhrenfabriken gebe, sondern daß sämmtliche Uhrmacher in ihren Wohnungen, als selbstständige Leute, arbeiten.

Nachdem im Laufe von ungefähr zwanzig Jahren fast in jedem Zweige der Industrie die meisten Arbeiten durch die verschiedenartigsten Maschinen ersetzt wurden, und der Ausspruch jenes geistreichen Mannes: „Die Maschinen sind gegenwärtig die gefährlichsten Feinde der Menschen," leider wahr geworden ist; hören wir so eben, daß ein Engländer eine Maschine erfunden habe, welche die Steinhauer entbehrlich macht. Es kommen nämlich die Steine, wie sie vom Bruche gebrochen werden, in diese Maschine und gehen nach kurzer Zeit viel gleichmäßiger und ordentlicher behauen wieder hervor, als dieß ein Mensch zu bewerkstelligen im Stande ist. Bereits ist schon eine solche Vorrichtung, die ungefähr 3000 Thaler kostet, im Gange, und verrichtet während sechs Arbeitsstunden die Arbeit von 250 Menschen!

Ohrfeigen.

(Ein wildes Urtheil.) In Salisbury wurde ein zwölfjähriger Knabe des Diebstahls zweier Enten wegen eingezogen. Beim Verhöre antwortete er auf die Frage, was er gelernt habe? „Nichts." Auf weitere Fragen ergab es sich, daß er nie weder Schule noch Kirche besucht hatte. Er sagte seine Gebete her, ohne zu wissen, zu wen er bete, noch daß sie überhaupt an irgend ein Wesen gerichtet seyen. Trotz dieser betrübenden Unwissenheit, wurde derselbe zu dreimonatlichem Gefängnisse verurtheilt!

(Der erste April) ist in der ganzen Welt ein Tag, an dem man mit Bekannten und Verwandten Narrenspossen treibt. Aber ärger wurde doch niemand in den April geschickt, als die gesammten Bewohner Petersburgs unter Peter dem Großen. Dieser sonst wenig zum scherzen aufgelegte Regent ließ einst nahe an der Stadt, doch so, daß durchaus kein Schaden entstehen konnte, einen ungeheuern Scheiterhaufen von Stroh, Holz, Hanf und vielen andern brennbaren Materialien errichten. Abends wurden mehre tausend Mann Soldaten beordert, diesen Scheiterhaufen in einem Kreise zu umstehen. Als nun die Nacht hereingebrochen war, wurde dieser Berg von brennbaren Stoffen angezündet, und als die Flammen emporloderten, hatte es den Anschein, als stünde ganz Petersburg in Feuer. Alles eilte mit Feuereimern und andern Geräthschaften zum Löschen herbei, doch wie groß war das Staunen, als sich auf ein gegebenes Zeichen die Gesammtmannschaft, welche den Scheiterhaufen umgab, umwendete, und wie aus Einem Munde rief: Heute ist der erste April! Im Ganzen ist dieß doch ein höchst undelicater Scherz.

In dem Nachlasse des Cardinals Fesch soll, wie uns die „Revue de deux Mondes" meldet, ein Pack Papier, Auszüge und Schriften Napoleons enthaltend, vorgefunden worden seyn, unter welchen sich auch ein unvollendetes geographisches Heft, ebenfalls von Napoleons Hand, befindet, dessen letzte Worte sind: Saint-Hélène, petite île.

(Vielseitiger Nutzen der Eisenbahnen.) Kürzlich wurde zu Romford eine steeple chase abgehalten, welcher die Betheiligten zum erstenmale auf der Eisenbahn beiwohnten. Es war für dieselben ein eigener Train mit Wettzimmern, erhobenen Sitzen und Plattformen eingerichtet worden, welcher mit den Pferden zugleich abging und wieder zurückkehrte.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute den 3.: „Der Fabrikant. — Seltene Liebschaft. Dienstag 3. Richards Wanderleben." — Mittwoch den 4.: „Elise Valberg — Donnerstag den 5.: „Maria Stuart." — Freitag den 6.: „Leichtsinn aus Liebe." — Sonnabend den 7.: „Der Sohn der Wildniß." — Sonntag den 8.: „Wallenstein."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pein 10 L. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 51.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 4. Mai 1842.

Der Jüngling vom Berge.

Erzählung nach einer obersteierischen Sage, von Dr. Rudolph Puff.

(Fortsetzung)

So schwer es ihr wurde, sich von Hans, der jede Stunde seiner Auflösung näher rückte, zu trennen, so faßte sie sich doch, suchte ein paar gutmüthige Nachbarinnen auf, übertrug ihnen die Pflege des Kranken und nach einem rührenden Abschiede trat sie ihre Pilgerfahrt an. Wohl war es ihr als ob sie Himmel und Seligkeit zurückließe, als ob die fernen Berge vom Morgennebel umhüllt wie drohende Gespenster der Zukunft ihr entgegenstarrten, aber war ihre Vergangenheit nicht noch trüber gewesen, ihre Vergangenheit seit Jahren eine wüste Wetternacht, in welcher der eine Stern, ihr Kind, nach kurzem Leuchten schrecklich unterging, der zweite, ihr Gatte, eben zu erlöschen drohte. Mit dem Erwachen des Tages sammelten sich auch ihre Kräfte, ein wunderbares Vertrauen beflügelte ihre Schritte, und nie noch mit so rüstiger Hast hatte sie ein Vorgebirge nach dem andern erklommen, bis am Mittage das schlichte Kirchlein ihr nahe lag. Die Vergangenheit trat im Zauberspiel vor sie hin, wie oft hatte sie mit ihren Ältern auf dieser Höhe dem Hochalvenfeste beigewohnt, wie oft sich mit der frommen Schaar von Wallfahrtern, die sich bei dem jährlich zweimal für die zerstreuten Hirten Statt findenden Gottesdienste einstellten, um den kleinen aber ehrwürdigen Tempel, das berede Denkmahl eines alten Bischofs von Sekau, gedrängt. So mancher gemüthliche Gruß scholl ihr entgegen aus den zahlreichen Schenkbuden, um welche sich rüstiges junges Volk bewegte, so mancher ehrliche Nachbar reichte ihr den vollen Steinkrug zur Labung dar, lockende Musik erscholl aus den größten der Schenkbuden. Susanna dachte ihres Hochzeitstages, sah in die mitleidigen Blicke der Nachbarn, und heiße Thränen netzten ihre Wangen.

Wohl Stunden mochte sie auf den Knieen gelegen haben vor dem Bilde der Jungfrau; denn als sie das Kirchlein verließ, hatte sich das Wogen und Treiben des Volkes verloren, die Buden wurden zum Theil abgebrochen, nur hie und da schlief noch im Grase ein etwas zu tapferer Trinker auf den gesammelten Lorbern. Die Sonne vergoldete in niegeschauter Majestät den riesigen Reiting, den hohen Schwab, den töckerichten Lugaurer; wie Rauchsäulen von gewaltigen Opferaltären dampften die purpurnen Nebel vom Zinken und der Gleinalpe, während tief unten im herrlichen Murthale der Feierabend den Friedensfittig über Judenburg und Knittelfeld senkte.

Mit der herrlichen Rundschau erweiterte sich Susannens Herz, wie viele Tausende freuen sich ihres Lebens, in den schönen Thälern der Heimath, nur mir soll eines elenden Frevlers Willen, das Thal nichts den Gift und Unheil erzeugen? Sie strich sich die im Winde flatternden Locken aus der Stirne, ihre Blicke richteten sich nach oben, und still vertrauend trat sie trotz der vorgerückten Tageszeit, trotz der wohlmeinenden Einladung manches Mütterchens, mit ihr das Stroh oder die Bank in der Bude zu theilen, den Heimweg an.

IV.

Sie kam zu einer Wiese, welche ihr viel Ähnlichkeit zu haben schien mit der im Traume geschauten Flur, ein ähnlicher Kranz von dunkeln Fichten zog sich um diese Fläche, auf ähnliche Weise von schwarzbemoosten Granitblöcken unterbrochen, ähnliche Blumen dufteten wie dort. Doch horch', welche Töne schlugen wie leises Quellengemurmel an ihr Ohr, welche Klänge ziehen weich und schmelzend, wie auf Schwingen des Trostes, in ihr Herz. Solche Klänge entstammten keinem irdischen Wesen, fanden nichts gleiches in irdischem Schalle. Susanne bog durch ein kleines Gestrüppe und stand zu ihrem Staunen vor dem Jünglinge vom Berge, welcher auf einer kleinen Flöte zu blasen schien, und auf einem grauen Felsblocke saß. Seine Kleidung war weiß, und leicht um seine Locken spielte ein sanfter Lichtschimmer, welcher der weißen Stirne einen wunderbaren Glanz verlieh, weiße Bänder flatterten am grünen Hute.

„Sey mir gegrüßt, Susanne," sprach er mit melodischer Stimme, „dein Antlitz ist weniger umwölkt, denn sonst. Du hast Trost im Gebete gefunden. Nun denn, du Arme, dir soll geholfen werden. Ich kenne das Gift, welches der wälsche Krämer deinem Manne in den Becher mischte, als er mit ihm Bruderschaft trank, doch der Himmel schuf kein Gift ohne Gegengift, läßt kein Verbrechen reifen ohne nachbarlich die herbe Frucht der Strafe zum Gedeihen zu bringen. Nun denn, Armuth, Krankheit, Schmach und Verlust des Liebsten hast du mit Muth und Kraft ertragen, so möge der Himmel dich auch lohnen. Nimm diese Speikblüthen und bereite deinem Mann ein kräftiges Bad, nimm dieses Fläschchen mit Balsam, einige Tropfen reichen hin, die jahrelangen Wirkungen des Giftes zu vertilgen. Eile nach Sekau und erbitte dir von dem Hofrichter gehörigen Beistand, gehe mit einer Schaar rüstiger Männer gegen Judenburg, wo sich die Straße zum drittenmale in einen Kreuzweg theilt, dort schlage immerhin den Pfad zur Linken ein, bei einer verrußten Hütte im Walde stehe still, und rathe dir dort nach den Umständen selbst. Auch wird es gut seyn, wenn du gleich nach deiner Ankunft im Hause den großen Ofen aus der Krankenstube entfernest."

„Noch hatte sich Susanne nicht Zeit genommen dem Jünglinge zu danken, so war er auch schon ihren Blicken entschwunden, ein matter Schimmer dämmerte durch den Hain, sie folgte seinem Glanze, und erreichte bald den Pfad, der sie noch vor Mitternacht nach Sekau leitete. Am hohen Morgen meldete sie sich beim Hofrichter.

„Gestrenger Herr!“ sprach sie mit mehr Muth als sie sich selbst je zugetraut hatte, »nicht um Abänderung der über uns verhängten Versteigerung komme ich zu bitten, sondern um Eure gerichtliche Hilfe. Gebt mir einige sichere Männer mit, in deren Begleitung ich mein geraubtes Kind aufsuchen will.«

„Seyd Ihr toll, Frau Müllerin?“ brummte der Hofrichter, „seit fast einem Jahre hattet Ihr keine Spur von Eurem Knaben, und nun so plötzlich —“

„Und nun plötzlich werde ich ihn auffinden,“ nahm Susanne gereizt das Wort. „Vertraut auf meine Aussage, gestrenger Herr, und versagt mir nicht Eure Hilfe.«

Der Hofrichter sann nachdenkend hin und her, bis er endlich auf die Frage verfiel: „Und welche Gründe habt Ihr, jenen Weg und jenes Haus zu bezeichnen?«

„Erspart mir die Gründe und versagt mir Euren Beistand nicht.“

»Leeres Hirngespinnst einer müßigen Phantasie, böswillige Vorurtheile,“ brummte der Hofrichter. Aber Susanne ließ sich nicht irre machen.

„Herr, bei Eurem Menschengefühle, bei Euren Ansprüchen auf die ewige Seligkeit beschwöre ich Euch, gewährt meine Bitte, und getraut Ihr Euch nicht selbst die Sache einzuleiten, so will ich zum ehrwürdigen Herrn Abten und —“

„Nicht nöthig,“ grollte der Hofrichter, schellte und befahl dem eintretenden Schergen, sich sechs handfeste Knechte zu nehmen und die Müllerin zu begleiten.

Kopfschüttelnd gehorchten die Gerufenen, den ganzen Tag über folgten sie mißmuthig Susannens Weisungen, erst gegen Abend als sie richtig die angegebene Stelle erreichten und die bezeichnete Hütte fanden, wurden sie aufmerksamer und vorsichtiger. Kein Wesen, kein Licht gewahrte man in der Hütte, die Thüre schien verriegelt, die Fensterladen verrammelt. Nur die dunkle Rauchsäule, die von Zeit zu Zeit aus dem Schornsteine emporstieg, bewies, daß die Hütte bewohnt, ängstliches Wehklagen, daß hier vielleicht der Schauplatz einer verruchten That sey. Die Gerichtsdiener pochten an die Thür, Alles blieb still und stumm im Hause. Da durchschnitt ein wahnsinniger Schrei Susannens Herz. »Es ist mein Kind!« rief sie, „es ist die Stimme meines Fridolin!“ und mit fortgerissen von den gewaltsamen Anstrengungen der Müllerin brachen die Sekauer die Thüre ein, zerschlugen eine zweite und standen nun in einem berußten Gewölbe, in welchem sie vor der Gestalt eines widrigen alten Weibes zurückprallten, welches hinter einem lodernden Feuer saß und unbekümmert um die Hereintobenden in einem Kessel rührte, und von Zeit zu Zeit unverständliche Worte murmelte. Hinter ihr an einem Balken hängend zappelte ein im rußigen Dunkel schwer zu unterscheidender Gegenstand, und das dumpfe Aechzen desselben ließ sich ein menschliches Wesen vermuthen.

„Verruchte Alte!“ schrie der Scherge, „was treibst du hier?«

»Still, mein Leibaffe,“ kreischte sie, „störe nicht meinen Liebesbrei. Noch der Tropfen zwei und drei, dann des Kindes Blut herbei, daß der Zauber mächtig sey. Wirke auf des Weibes Herz, fülle es mit Liebesschmerz; ist das Kind erst kalt und todt, endet auch der Mutter Noth; mit des deutschen Weibes Blut nährt sich wälsche Flamme gut.“

„Mein Kind!“ schrie Susanne, eilte hin zum zuckenden Knaben, und in ihren Armen jauchzte der lang vermißte Fridolin.

Jetzt erst hob sich mit glühenden Blicken die Zigeunerin. »Haltet ein! hier ist mein Haus, was sucht ihr, verwünschte Kälber, was soll euer Blöcken hier frommen?“

Aber der Scherge schloß bald den geifernden Strom ihrer Rede, sie wurde gebunden und in den Thurm nach Sekau geführt.

Wonnetrunken aber trat Susanne mit ihrem wiedergefundenen Kinde, dessen Tod gerade die Alte auf diesen Abend bestimmt hatte, um aus seinem Blute einen Liebestrank zu bereiten, der dem Wälschen zu seinem Ziele helfen sollte, den Heimweg an, mit Jubel umschloß sie am nächsten Tage ihren Gatten, den sie zwar schon fast sterbend, aber doch noch stark genug fand, um von dem seltsamen Balsam Gebrauch zu machen.

(Schluß folgt.)

Lange und kurze Leute.

(Nach dem Englischen.)

Man findet in der That öfters Personen, die gegen lange Leute eine Ehrfurcht empfinden, welche sie den kurzen Leuten versagen. Sie sind stolz und voller Freude, wenn sie an der Seite eines Freundes gehen, der kleiner von Statur ist; ein Begleiter von höherer Gestalt flößt ihnen hingegen ein zwar dunkles, aber jedenfalls unangenehmes Gefühl von Unterordnung ein. Ich habe oft bemerkt, wie dergleichen Personen bemüht waren, sich auf dem Trottoir ganz nahe an den Häusern zu halten, damit der höhere Wuchs des begleitenden Freundes nicht gar so bemerkbar würde.

Warum soll man sich aber schämen, wenn man klein ist? Ich meinestheils, sehe keinen vernünftigen Grund dazu, und muß eine solche Scham geradezu für eine falsche erklären. Die sehr langen Personen sind in der Regel unbeholfen und ungraziös; auch habe ich nicht die beste Meinung von ihrem Verstande. Dazu sind sie nicht selten stolz und hoffärtig, und bilden sich ein, sie seyen mehr werth als wie andere Leute von gewöhnlicher Größe. Mein sehr langer Freund Swipes besitzt, oder vielmehr er besaß ein vortreffliches Gemüth; aber sein Wuchs hat ihn gänzlich verdorben. Wenn er sich von kleineren Leuten, als er ist, umgeben sieht, so bläst er sich auf und thut vornehm und stolzirt unter den armen Leuten herum, wie ein Hahn im Hühnerstall. Auch einer gewissen Classe von Frauenzimmern imponirt seine Haltung und sein Körperbau, obschon ich nicht begreife, was sie denn eigentlich an ihm zu bewundern finden.

Ich möchte um keinen Preis an seiner Stelle seyn. Der große Mann (nicht der geistig, sondern der materiell große Mann) kommt von einer Verlegenheit in die andere; er rennt mit dem Kopfe überall an, und ist auch nicht Herr über seine Beine. Er braucht mehr Tuch zu seiner Kleidung als Andere, und doch paßt ihm nichts recht. Mein Freund Swipes hat von der Wahrheit dieser Behauptungen schon die überzeugendsten Beweise erhalten. Einst geschah es, daß ich in seiner Begleitung eine ziemlich große Reise antrat, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, denn auf dem ganzen Wege mußte ich lachen und der Vorsehung

danken, daß sie mich nicht hatte so lang werden lassen, wie ihn. Ich bin überzeugt, daß der gute Swipes von unserer Abreise bis zu unserer Rückkunft auch nicht ein einziges Mal bequem sitzen konnte. Es war unmöglich, zu unterscheiden, ob seine Beine ihn selbst oder Andere mehr genirten. Auf dem Dampfschiffe stieß er immer mit dem Kopf gegen die Pforte, so oft er in den Saal hinabsteigen wollte, und auf dem Verdeck kam er mehrmals in die größte Gefahr, von einem Seil ins Wasser gestreift zu werden. In den Gasthöfen fand er selten ein Bett, das ihm nicht zu kurz gewesen wäre. Der arme Teufel! Eines Abends fühlte ich aufrichtiges Mitleid mit ihm, als ich ihn betrachtete, nachdem er sich niedergelegt hatte. Er lag diagonal in seinem Bette (man denke sich eine gerade Linie von einer Ecke des Zimmers in die andere, so hat man einen Begriff von einer diagonalen Linie), den Kopf oben und die Füße unten gegen die Bettstelle gestemmt, und dazu mit eingebogenen krummen Knien. Er versicherte mich, er sey an diese Positur schon gewohnt, doch sey es ihm unangenehm, die ganze Nacht im Bette zuzubringen, ohne sich einmal ordentlich ausstrecken zu können. Er fügte hinzu, er kenne keine größere Wohlthat, als die Glieder tüchtig auszurecken, bevor er einschliefe. Wohl bemerkt, den ganzen Tag hindurch hatte mein Freund mit eingekeilten Beinen im Postwagen sitzen müssen, ohne sich rühren zu können.

Trotz dieser augenscheinlichen Nachtheile fühlt Swipes für einen kleinen Menschen doch immer eine geheime Verachtung, die er unter der Maske von Höflichkeit nur unvollkommen verbirgt. Sollten ihm diese meine Zeilen zu Gesichte kommen, so möge er wissen, daß ich so viel werth zu seyn glaube als er, obschon mir der Himmel eine kürzere Taille gegeben hat. Übrigens braucht er sich auf seine senkrechte Überlegenheit nicht gar so viel einzubilden, indem er darin doch von einer Specie der Orangutang übertroffen wird, welche, wie man versichert, eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreichten. Möge er wissen, daß es mir sehr lächerlich vorkommt, wenn er mir gegenüber die Hände in die Seite stemmt, als ob ihm sein langer Leib irgend einen Anspruch auf meine Achtung gäbe.

Einst fuhr ich bei der Nacht mit der Diligence nach Boston. Unter den anwesenden Beinen befanden sich zwei, welche die Reisenden insbesondere genirten, denn sie waren dermaßen ausgestreckt, daß es keinen Winkel des Wagens gab, in welchem sie nicht ihr Unwesen getrieben hätten. Einige von uns Passagieren, welche am meisten zu leiden hatten, ersuchten den Eigenthümer dieser Beine, er möchte doch auf eine redlichere Art davon Gebrauch machen. So vernünftig aber das Ansuchen war, so wurde ihm doch keine Folge gegeben. Man wiederholte die Bitte; vergebens, keine Antwort. Es entspann sich nun eine lebhafte Conversation, in welcher ein Witz und ein Epigramm um das andere gegen jene zwei fatalen Beine geschleudert wurde. So sehr man sich aber bemühte, die Galle des langen Passagiers in Aufregung zu bringen, so blieb er stumm und gleichgiltig. Als endlich der Tag anbrach, entdeckten wir, daß die fraglichen Beine einem Riesen von einem Franzosen angehörten, der aus Unkenntniß der Sprache von unsern Witzen und Stichelreden nicht die geringste Notiz genommen hatte.

Es ist sonderbar, und es fiel mir schon öfters auf, daß große Leute von dem Einen Geschlechte, kleinen Personen von dem andern Geschlechte den Vorzug geben, und so auch umgekehrt. Was mich anbelangt, so gestehe ich, daß mir die perpendiculäre Größe eines Frauenzimmers ein gleichgiltiger Gegenstand ist. Aber ich möchte doch gerade keine Lebensgefährtin haben, die mich gleich um einige Zoll überträfe, denn so bereit wir Herren der Schöpfung auch sind, dem schönen Geschlechte in allen guten und edlen Eigenschaften die Palme zu reichen, so wollen wir uns doch von unserem Weibe keine physische Überlegenheit gefallen lassen. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich eines andern Freundes von mir, eines gewissen Herrn Savory, der einer von jenen kleinen Menschen ist, die durchaus nicht klein seyn wollen. Eines Tages verreist also mein Freund; niemand weiß wohin. Nach Verlauf einiger Wochen kommt er mit einer Ehegattin zurück, die gerade noch einen Zoll brauchte, um noch einmal so groß zu seyn, wie er. Sie hätte ihn unter den Armen fassen, und wie eine Gypsfigur auf den Ofen stellen können, und einmal war ich selbst anwesend, wie sie ihm drohte, sie werde ihn mit Packpapier umwickelt an seine Mutter zurückschicken, wenn er sich künftighin nicht besser aufführe. Ich rathe also allen meinen Lesern und Freunden von kleiner Statur, ja keine große Frau zu nehmen, da die Erfahrung lehrt, daß jede physische Verachtung die eheliche Autorität schwächt oder gar vernichtet.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Sonntag, den 1. Mai debutirten Hr. Weiß und Hr. Krebs in Lebrun's: „Nr. 777." Ersterer spielte den Notar lustig und ergötzlich, die Rolle des Pfeffer erfordert eine gewisse Routine des Spiels, die Hrn. Krebs noch gänzlich zu mangeln scheint; es war bei ihm ein zu großes Schwanken des Charakters ersichtlich.

Montag, den 2. Mai: des Goldschmieds Töchterlein, altdeutsches Sittengemälde in 3 Aufzügen von Blum. Mad. Frieb-Blumauer gab die Waldburgis. — Das naive, liebdurchglühte und offene Mädchen, das sein Glück und seinen Schmerz im Busen allein nicht tragen und bergen kann, einen Vertrauten dafür sucht, mit all' jener Gemüthlichkeit, Wärme und Innigkeit, die diese Rolle fordert, übersah die Feinheiten des Charakters nicht; jene Unruhe und Ungewißheit des Mädchens, das seine Liebe noch nicht gekrönt sieht, der tiefgeheime Schmerz, als es den Ritter den Brautkranz abholen sieht, drückten sich schön und natürlich in ihrem Spiel und ihren Worten aus; besonders gelungen war die Scene zwischen Vater und Tochter, wo er ihr von seiner weiland Liebe erzählt, wo sie aufmerksam lauscht, weil sie die Erzählung äußerst belehrend findet. Ihr Spiel wurde oft mit Beifallsbezeigungen unterbrochen. Auch Hr. Strampfer als Goldschmied Bronner und Hr. Börger als Ritter Egbert erhielten verdienten Beifall.

Musikalisches Perspectiv.

(Rondeau über die Romanesca für das Pianoforte von Jos. Doppler.) Alle Nationalmelodien haben besonders dann, wenn sie so volksthümlich geworden sind, daß sie durch Jahrhunderte im Volke leben, einen eigenthümlichen, für alle gebildeten Nationen gleich hohen Reiz. Werden uns solche Volksmelodien nebenbei von einem beliebt gewordenen Virtuosen vorgeführt, wie diese Romanesca aus dem 16. Jahrhunderte durch den Violoncellisten Servais, dann lebt eine solche Melodie

wie vom neuen auf, und zieht die Aufmerksamkeit und das Interesse der Kunstfreunde in einem noch erhöhten Grade an sich.

Hr. Doppler hat deßhalb einen sehr zeitgemäßen, glücklichen Griff gethan, indem er diese einfache und gemüthliche Romanesca zur Bearbeitung eines Rondeau gewählt. Die Composition selbst ist im leichten Clavierstyle gehalten, die Melodie der Romanesca ist recht nett und dem Charakter gemäß durchgeführt. Das Rondeau wird daher als eine willkommene Spende allen Pianisten gelten, welche sich auf eine so leichte Weise den Genuß einer schönen Nationalmelodie, und zugleich eine Erinnerung an einen ausgezeichneten Virtuosen verschaffen wollen. Die Musikalienhandlung von Diabelli u. Comp., in welcher dieses Rondeau eben im Stiche erschien, stattete die Auflage sehr geschmackvoll aus.

Frauenblätter.

Das romantische Arnothal am Fuße der Apenninen ist eine der herrlichsten Gegenden des gesegneten Italiens. Von duftenden Kastanienpflanzungen, die sich malerisch auf den Hügeln erheben, eingefaßt, schlängelt sich eine vortreffliche Straße durch dieses Thal, und an beiden Seiten derselben prangen äußerst reinliche Wohnungen, die immer hundert Fuß von einander abstehen, und deren jede ihren eigenen kleinen Garten hat. Das Ebenmaß und die Zierlichkeit dieser Häuser sind ausgezeichnet, und eine Reihe Blumentöpfe, Orangenbäume, Aloen ꝛc. dienen denselben zu besonderer Zier. Doch der schönste Schmuck dieser pittoresken Häuserchen sind ihre holden Bewohnerinnen, die arkadischen Strohflechterinnen, welche die in der ganzen Welt bekannten und geschätzten Florentiner Strohhüte verfertigen. Der jährliche Ertrag dieses Fabrikates wird auf drei Millionen Lire geschätzt; eine Summe, die ganz in den Händen dieser holden Töchter Italiens bleibt. Jede derselben verschafft sich ihren Strohbedarf um eine Kleinigkeit und legt ihren Verdienst zur Aussteuer zurück. Einen Theil des erworbenen Geldes erhalten die Bauernweiber, die statt der niedlichen Strohflechterinnen die Feldarbeit versehen müssen. Es gewährt einen malerischen Anblick, die niedlichen Florentiner Mädchen mit ihrer Arbeit beschäftigt vor den Häusern sitzen zu sehen. Die feinen weißen Leinwandkleider, die hellfarbigen seidenen Mieder, die allerliebsten Strohhüte, welche sich auf ihren Häuptern wiegen, und die blühenden Gesichtchen mit dem schelmischen und süßen Lächeln auf den Rosenlippen, bilden die herrlichste Staffage in jener himmlischen Landschaft.

Ein wichtiger Erwerbszweig der Frauen zu Twer in Rußland ist die Gemüsegärtnerei. Überhaupt zeichnet sich die weibliche Bevölkerung jener russischen Stadt durch besondere Emsigkeit und Wirthschaftlichkeit aus. Von dem reichlichen Ertrage der Gemüsegärtnerei schaffen sie sich ihren Sonntagsstaat an, ja nicht selten ernähren sie auch ihre Männer und die ganze Familie davon. Die Gemüse von Twer, wie Gurken, Spinat, feine Kohlsorten u. v. a., gedeihen bei dem milderen Klima jener Gegend Rußlands vorzüglich, und werden in großer Menge nach Petersburg, und selbst noch weiter versendet. Tritt der Winter ein, und können diese arbeitsamen Frauen nicht mehr im Freien ihrem Erwerbe obliegen, so ernähren sie sich von Strumpf- und Handschuhstickerei. Kaum aber beginnt der rauhe Nordsturm zu verbrausen, so findet man sämmtliche Bewohnerinnen von Twer in ihren Gärten, die unter ihren geschäftigen Händen neu erblühen.

Die holländische Kochkunst ist, besonders was die Zubereitung von Fischen anbelangt, vielleicht die erste in der Welt. Ein Fischgericht verdrängt das andere, und jedes vorhergegangene wird von dem nachfolgenden immer übertroffen. Die holländischen Damen sind aber auch stolz auf ihre Kunstfertigkeit, und wissen sie gegen Gäste vortrefflich herauszuheben. Zu einem holländischen Nachtisch gehört auch eingemachter Ingwer und feine Liqueure, von denen die Damen ganz besondere Verehrerinnen sind.

Sommersprossen sind äußerst gefährliche Feinde der weiblichen Schönheit, und wir glauben uns kein geringes Verdienst um die gesammte Damenwelt zu erwerben, wenn wir einige probate Mittel anführen, um diesen fürchterlichen Feind aus dem Felde zu schlagen. Der Saft ganz junger Weinreben, im Frühjahre gepreßt, ist vorzüglich, eben so auch frische Erdbeeren, zerdrückt, und über Nacht als Überschlag auf das Gesicht gelegt. Doch als vorzügliches Mittel dagegen wird der Milchsaft, der aus den Stengeln frisch gepflückter Feigenblätter fließt, angerathen. Jedenfalls ist es besser, derlei unschuldige Mittel anzuwenden, als zu ätzenden Wässern und Salben seine Zuflucht zu nehmen, deren Gebrauch oft fürchterliche Folgen nach sich zieht.

Omnibus.

(Bäder in Constantinopel.) Bekanntlich gehören die häufigen Waschungen zum Religionscultus der Muselmänner, und es darf uns somit nicht Wunder nehmen, wenn in Constantinopel eine Unzahl öffentlicher Bäder existirt. Allein spaßig ist es, daß man Bäder daselbst errichtet hat, wo sich die Türken je nach ihren Leidenschaften, Tugenden und Lastern zusammenfinden können. So gibt es in Stambul ein Bad für Freigeister, eines für fromme und heilige Männer, ein anderes für Narren; ferner findet man Bäder für Dichter, für Pferdeliebhaber, und für Sänger. Ja selbst für Betrunkene existirt eine Waschanstalt, wie auch für mäßige und sittsame Leute. Mit einem Wort, die Muselmänner schmeicheln allen Leidenschaften der Rechtgläubigen und bauen jeder derselben fast ein eigenes Badhaus.

(Eine Räubergeschichte.) Ein neuerer Reisender erzählt in seinem Berichte folgenden seltsamen Vorfall: „Vor einiger Zeit durchwanderte ich eine der reizenden Gegenden Englands, nämlich Buckinghamshire, und begab mich von Windsor nach Eton. Mit einem Male traten drei Räuber aus dem nahen Wäldchen mir entgegen und überfielen mich; sie waren sämmtlich sehr jung und hatten wahre Galgenphysiognomien. Ohne viele Umstände packten und schleppten sie mich vor den Anführer dieser Bande; was dort mit mir geschehen, weiß ich nicht, denn ich war in Ohnmacht gesunken. Als ich wieder zu mir selber kam, lag ich auf einer schönen Wiese, und war all meiner Barschaft beraubt; zu meinen Füßen aber fand ich eine Pistole und einen Dolch. Sogleich ergriff ich diese Waffen, um sie als erschwerenden Beweisgrund bei meiner Klage zu benützen. Wie war ich aber erstaunt, als mich nach überreichter Klage der Richter fragte, wo ich beraubt wurde, und auf meine Antwort, daß es im Walde bei Eton gewesen sei, sammt den Geschwornen in ein helles Lachen ausbrach. Ergürnt erwiederte ich, daß mir dieß Benehmen sonderbar vorkomme, da man die Räuber zu kennen und zu dulden scheine. „Wir kennen sie allerdings," entgegnete der Richter, „vermögen aber nichts dagegen zu thun; die Räuber, die Ihnen die Börse abgenommen haben, sind junge Adelige aus der Schule zu Eton; sie benützen sich eines Vorrechtes, das man vergebens abzuschaffen sucht; sie pflegen jährlich zu einer gewissen Zeit alle Reisenden zu plündern, und verwenden dieses Geld zur Bestreitung der Kosten des Rigorosums eines ihrer armen Mitschüler. Allen unsern Bemühungen, diese seltsame Contribution abzuschaffen, setzt man die Macht des Herkommens, dessen Kraft sie kennen, entgegen." — Aber die Mordursache? — Sind purer Scherz." — Doch die Pistole? — „Ist nur von Holz, so wie der Dolch ohne Klinge." — Dem war allerdings so, doch diese sonderbare Art der Collegialfreundschaft wollte mir lange nicht aus dem Kopfe.

(Amüsantes.) Ein junger Stutzer hatte die üble Gewohnheit, in jeder Gesellschaft mit einem Opernguker zu erscheinen, und die Damen der Reihe nach durch seine Doppelgläser zu fixiren. Als jemand über dieß auffallende Benehmen des jungen Laffen aufgebracht war, entgegnete ihm ein älterer Mann: „Lassen Sie ihn gehen, er kennt sicher kein anderes Mittel, die Damen in seine Nähe zu bringen, und anzuziehen."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung franktirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 55.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 7. Mai 1842.

Abenteuer eines Jagddilettanten.

Wer noch keine Puszta sah mit seiner menschlichen und quadrupeden Bevölkerung, mit den ungeheuren Strohtristen und den weißen Wohnungen, mit den Baumgruppen und den Kukurutz-Górén *), der kann sich auch nimmermehr mit dem Gedanken befreunden, daß flaches Heideland malerische Puncte aufzuweisen habe, ähnlich den Oasen in der brennenden Sandwüste, wo der Wanderer nach der Reihe fast erdrückenden Kümmernissen und Wehen aus der Quelle krystallener Fluth Seelenstärke und neuen Muth sich schöpft. So wie die Oasen in der Wüste, so die Puszta-Meierhöfe auf den endlosen Steppen in Ungarn. Ich war bereits oft und jahrelang in Ungarn, ich hatte noch keine rechte Puszta, so durch und durch Puszta gesehen, wie Vogl (mit Erlaubniß) davon in seinen Balladen schwärmt; so eine Puszta, wo rechts und links, hinter uns und vor uns, oben und unten nichts als Puszta ist, wo man so recht auf meilenlanger Heide tagelang allein ist, sich in den Kukurutzfeldern verirren kann, wie in den Urwäldern von Amerika, und man vergebens seine Arme um einen Csikos und sein Gulyásfleisch ausstreckt, wo selbst der Zsirány mit seinem donnernden „Megálj!“ eine interessante Bekanntschaft, und ein wohlbekränzter Galgen auf irgend einem Kreuzwege als Zeichen eines civilisirten Landstriches eine angenehme Erscheinung wird, die uns die Nähe einer Stadt verkündet.

So eine Puszta hatte ich Gelegenheit im Jahre 183* zu sehen; wie sie heißt? im welchem Comitate sie liegt? das ist Ihnen, Verehrteste, wohl gleich? es gilt ja nicht die Namen derselben (der Puszta nämlich) zu nennen, ich will Ihnen nur ein kleines Bildchen daguerreotypiren.

Es war an einem wunderschönen Sommermorgen, als wir von D... auf einem mit 4 raschen Rennern bespannten Wagen wegfuhren. Außer dem nöthigen Lebensbedarf für ein halb Dutzend ausgehungerte Jäger hatten wir noch drei famöse langbeinigte Windhunde zusammengekopelt auf dem Wagen liegen, Hasenfänger per excellence, jeder ein Solofänger; die Unterhaltung mußte daher auf das Beste ausfallen. Wir waren bereits drei Stunden im Fluge weggefahren und nichts Besonderes bot sich dem Auge dar; — in unabsehbaren Wogen wallte der goldene Hafer seiner Reife entgegen, endlose Haine von Kukurutz, der mehr als klafterhoch emporsproßte, dehnten vor uns sich aus, eben so große Waizen- und Kornfelder, theils bereits abgeschnitten und in Mandeln geschobert, lagen vor uns, hier wimmelte es von Wägen die die Garben wegführten, und da von einer Unzahl von Schnittern, dazwischen schlängelte sich der grüne Heideweg auf dem nur zwei schwache braune Gleisen die Fahrbahn bezeichnen, sonst kein Baum, kein Strauch, der dem schweißtriefenden Schnitter kühlen labenden Schatten böte, und weiterhin links und rechts wieder Wasenfläche, auf der Heerden von tausend Schafen **), beschützt von den gigantischen weißen zottigen Schäferhunden, weideten, und sofort alles flach alles monoton, vor uns in schwachen undeutlichen Umrissen Fruchtfelder und Kukurutzwälder, hinter uns dasselbe Bild, denn die Thürme und Baumgipfeln des Fleckens, aus dem wir gekommen waren, hatten längst untergetaucht in den Wellenlinien der Ebene, so schwach sie auch seit Chaos oder Noahs Zeiten des Schöpfers Hand hier eingefurcht hatte.

Jetzt gewahrte ich am fernen Horizonte Dächer, Häuser oder so etwas dergleichen, dazwischen Bäume; es schien ein beträchtliches Dorf zu seyn! „Was liegt dort für ein Ort?“ fragte ich. — „Das ist die Puszta M...“ gab man mir zur Antwort. — „Halloh! Gábór, laß auftreten, deine rähen Mähren können dann liegen bis die Sterne funkeln!“ Und wir flogen fort im Galopp, und je näher wir dem vermeintlichen Dorfe kamen, desto größer wurden die Häuser und in der Nähe zeigte es sich, daß es ungeheure Stroh- und Futtertristen waren, jede einzelne groß genug, für alle Pferde einer Residenz wochenlang Streu und Futter zu geben; ein nettes Wohnhaus mit einem geschmackvoll angelegten Garten stand in der Mitte dieser Riesen, auf einer Seite lag ein ungeheurer großer Schafstall, diesem vis-à-vis als ein würdiger Rival eine lange Wagenschoppe und der Stall für das Zugvieh, denn die Heerde der unabgerichteten Ochsen, die eigentliche Gulya, steht Sommer und Winter ohne Stall und Dach in der brennenden Hitze wie im Schneegestöber im Freien, gegen den Anfall der Nordwinde allein geschützt durch eine hohe lange Strohtriste; selbst die (weißen) Zuchtkühe stehen im Freien und werfen ihre Kälber gar oft im Schnee. Den Hintergrund dieser vornebeschriebenen, nur von einem breiten Graben umgränzten Wirthschaftsgebäude bildete eine doppelte Reihe obwohl kleiner, aber netter weißer Lehmhäuser mit geflochtenen Rauchfängen, jedes mit einem Gemüsegärtchen versehen, die Wohnungen der Béresen (Meierknechte) **).

*) Góré, Schoppen von Zaungeflecht oder Lattengitter zur Aufbewahrung der Kukuruzkolben.

*) Es gibt Puszten, auf denen 10,000 Stück Schafe erhalten werden.

**) Auf mancher Puszta leben 4 bis 500 Meierknechte, die theils mit Ochsenzügen theils als Handarbeiter im fürstl. Solde stehen, und meistens verheirathet sind.

Da war ein geſchäftiges Leben wie in einem Ameiſenhaufen. Mehr als 100 Meierknechte mit vierſpänigen Wägen, mehr als 300 Knechte ohne Zügen, eine Unzahl Roboter und Taglöhner theils als Handarbeiter, theils mit Wägen mit 4 Büffeln beſpannt, arbeiteten da im bunten Gewühle durcheinander, es mochten mehr als 600 Wägen ſeyn, die in einem fort ab- und zufuhren. Hier bauten ſie große Triſten, da auf mehreren Tretplätzen trieben Burſchen 4 bis 6 Pferde alle zuſammengekoppelt an einem langen Seile mit einer ungeheuren Peitſche im Circus herum, während hinter ihnen mehrere Dirnen mit hölzernen Gabeln die Ähren immer wieder aufrütteln oder neue Garben aufſtreuen, um den Kern durch die Hufe der Roſſe austreten zu laſſen; die Manier die Körner auszudreſchen. Jedem guten Ökonomen muß das Herz bluten! Wie viele 100 Metzen bleiben bei ſolcher Manipulation alljährlich im Stroh zurück, wie viele werden durch die Pferde zermalmt in die Erde geſtampft und verunreiniget, und wie viel geht verloren, wenn plötzlich einfallendes Regenwetter die Tretplätze auf Wochenlang verdirbt? Fruchtſcheuern, bedachte Dreſchtennen und Dreſchflegel ſcheinen hier noch ein Luxusartikel zu ſeyn. Zweckmäßiger ſind die Fruchttriſten, die gut gebaut Jahrelang allem Unwetter trotzen und bei ſolcher Menge denn doch unmöglich alle unter Dach gebracht werden können. Man muß ſie nur ſehen dieſe gewaltigen Maſſen, wie Dorfkirchen ſtehen ſie da, bis 2000 Mandl Frucht (zu 20 Garben) in ſich faſſend; — man muß ſie ſehen anlegen, aufbauen, eindecken, alles von einem Maale, und man wird ſtaunen über die Fertigkeit mit der dieß alles geſchieht, und man wird dann auch den Irrthum verzeihlich finden, ſolche Triſten altes Stroh und neue Ernte in der Ferne für ein Städtchen anſehen zu können.

(Schluß folgt.)

Der Jüngling vom Berge.

Erzählung nach einer oberſteieriſchen Sage, von Dr. Rudolph Puff.

(Schluß.)

Nahe und ferne verbreitete ſich der Ruf in wenig Tagen von der wunderbaren Auffindung des Kindes, aber auch das Gerücht, die verhaftete Zigeunerin habe, durch die Folter geſchreckt, in Sekau ſeltſame Sagen vorgebracht und zugleich auch als Mitſchuldigen bei mehren Giftmiſchereien den Krämer Mazzotto bezeichnet, vor Allem aber angegeben, daß ſie auf ſein Geheiß mit mehren Vagabunden vor einigen Jahren die Waſſerleitung des Kobenzmüllers zerſtört, daß ſie ſeine Schwiegerältern durch ein einfaches Pulverchen aus dem Wege geräumt, und endlich den Knaben desſelben geſtohlen habe. Die halbe Beſtätigung dieſer Ausſagen ſchien durch den ſonderbaren Umſtand einzutreffen, daß gleich nach bekanntgewordener Verhaftung der Hexe ſich Mazzotto flüchtete, und ſo ſpurlos aus Marein verſchwand, daß aller Nachforſchungen ungeachtet ſein Aufenthalt unentdeckt blieb.

Wer ſchildert Suſannens Jubel, als an dem Tage vor der gerichtlichen Verſteigerung Hans, durch die Speikbäder geſtärkt, ſeit drei Jahren das erſtemal ſein Bett verließ, und wenn auch noch matt und kraftlos, doch ſchon im Stande war, ſich am Stocke in der Stube herumzubewegen!

„Suſanna, ſo treulich hat uns in Allem der Rath des guten Jünglings vom Berge geholfen,“ begann der Müller, „warum ſollen wir ihm nicht den Gefallen thun, und den baufälligen Ofen, der ihm ſo im Wege zu ſeyn ſcheint, aus der Stube ſchaffen? Ob er noch daſteht, oder ob ihn der neue Käufer, der Morgen meine liebe Miethe erſtehen wird, nicht findet, kann völlig gleichgiltig ſeyn. Geh', hole Nachbars Mathias, der Burſche iſt ſtark und flink und auch dumm genug, ſich nicht zu verwundern, daß wir einen alten Ofen mit Mühe aus einer Stube ſchaffen, die morgen nicht mehr uns gehört.“

Suſanne holte Nachbars Mathias, und bald wirbelten Staub und Thonerde aus der Stube. Jetzt gab er einen mächtigen Schlag in den maſſiven Hintertheil des Ofens, die hohlen gebrannten Halbkugeln kollerten zu Boden, aber hinter ihnen kam ein gewaltiger kupferner Keſſel in der Mauer zum Vorſchein. Als auch ihm der kaltblütige Mathias einen Krampenhieb verſetzte, rieſelte es hellklingend heraus und ein reicher Doppelquell von herrlichen Gold- und Silbermünzen ergoß ſich über den Eſtrich. Staunend dankend hoben die bedrängten, nun geretteten Müllersleute Blick und Hand gegen Himmel, der ſie ſo wunderbar aus der höchſten Bedrängniß gerettet hatte.

Die Gerichtsleute machten am nächſten Tage große Augen, als ſie ſtatt die Verſteigerung vorzunehmen, nur die dem Krämer gebührende Schuldſumme in guten alten Silberſtücken in Empfang zu nehmen hatten.

„Deſto beſſer,“ lachte der Büttel, dem Hans für die bei der Aufſuchung ſeines Kindes verwendete Mühe noch insbeſondere einige Silberlinge in die Hand drückte, „deſto beſſer will ich für den guten Lohn der alten Zigeunerin die Daumſchrauben ein wenig feſter drehen, euch zu Liebe.“

Einige Wochen vergingen in unbegränzter Freude; Geſundheit und Wohlſtand zogen in die einige Zeitlang verödete Kobenzmühle ein, vor Allem aber umfingen ſich Hans und Suſanna in noch innigerer Liebe, erprobt durch die ſchwere Schule des eiſernen Mißgeſchickes.

Hand in Hand, wie am Hochzeits-Abende, ſaßen ſie einſt vor dem Hauſe, durch die Zweige eines an die Stelle des vorigen gepflanzten Lindenbaumes blickte der helle Vollmond. Fridolin ſpielte zu ihren Füßen, und ein paar Tauben girrten am Gibel des Hauſes. Da bewegte ſich langſam ein Zug dunkler Geſtalten, gerade gegen das Haus; Suſanne klammerte ſich in ängſtlicher Haſt an ihren Gatten, der ſeinen Knaben leiſe zuflüſterte: »Fridolin, bring' den Kugelſtutzen von der Wand.“

»Ach, habt nichts Ungutes zu fürchten,“ meinte das kluge Kind; „ſchreitet ja der Scherge von Sekau mit, und ſeht, auf einer Bahre tragen ſie einen Menſchen, der wird leichter Tropfen als eine Bleikugel brauchen.«

Jetzt kam der Zug näher.

„Entſchuldigt, Herr Müller,“ bat höflich der Gerichtsdiener, „der alte Sünder da meint er könne nicht ſterben, ohne Euch noch einmal um Verzeihung gebeten zu haben. Fürchtet Euch nicht, he da, Burſche! ſetzt dem Schurken eure Gewehre gegen die Bruſt, und macht er böſe Mienen, ſo drückt ab in Gottesnamen.« Er ſchlug das blutige Leintuch zurück, und mit verwundetem Körper bleich und entſtellt, ein Bild großer Verzweiflung, lag auf der Bahre — Mazzotto der Krämer von Marein.

»Giftmiſcher, Kindesräuber!« ſchauderte Suſanne.

Aber das matte Haupt emporrichtend flehte Mazzotto: „Seyd nicht härter als der ewige Richter ſeyn wird, deſſen Hand

mich so schwer getroffen. Ich glaubte seinen Stellvertretern zu entgehen, raffte meine ungerecht erworbenen Schätze zusammen, und verbarg mich in den Wäldern der Umgebung; euch doch noch zu schaden, euch doch noch zu verderben, war meine Absicht. Aber so oft ich mich herschlich heimlich den Brand auf euer friedliches Haus zu schleudern, so oft ich mich herschlich, euch den Dolch in die arglose Brust zu stoßen, stand mir ein unbekanntes, geistiges Wesen entgegen, dessen drohende Hand mich mit gesträubten Haaren zur Flucht zwang. Jetzt wurde mir das Warten zu lange; vor dem Tage der Hinrichtung meiner Helfershelferin, der Zigeunerin, also heute, wollte ich in fremde Länder eilen, um vielleicht nach Jahren unerkannt und unentdeckt zurückzukehren, um mein Rachewerk zu vollenden. Glücklich hatte ich die Landstraße erreicht und zog mich eben in ein schattiges Gebüsche zurück um meinen Mammon zu beschauen, da überfielen mich rüstigere Räuber als ich war, verzweifelt wehrte ich mich für meine Habe, aber jeder Widerstand wurde mir blutig vergolten; mit zerschelltem Haupte fanden mich, den Ausgeplünderten, die suchenden Boten des zeitlichen Gerichtes, ach bald empfangen mich die des ewigen. Meine Augenblicke sind gezählt, könnt ihr mir verzeihen? Euch möchte ich nicht als meine Ankläger vor dem Throne des Ewigen sehen."

„Alles sey vergeben und verziehen," sprachen Hans und Susanne. Letztere eilte mit Thränen der Rührung in die Stube um einige Hausmittel und Tücher zum Verbinden des Sterbenden zu holen, als sie zurückkam, meinte der Scherge: „Hättet euch die Mühe ersparen gekonnt, gute Frau; denn ihn hat sein Schicksal erreicht."

Am Abende nach der Hinrichtung der Zigeunerin scharrte der Büttel die Gebeine des Krämers unter dem Hochgerichte ein.

Susanne und Hans aber lebten lange und glücklich und ließen noch in den letzten Jahren ihres Lebens auf das neugebaute Mühlhaus den Spruch setzen:

Fromme, treue Lieb' erhält.
Fest das Herz im Sturm der Welt.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Im weiteren Verfolg der dießjährigen wälschen Opernsaison verdient das Vorführen des gelungensten Donizetti'schen Werkes, „**Elisir d'amore,**" als die

fünfte italienische Oper,

besonders hervorgehoben zu werden, und zwar nicht deßhalb, um die ergötzlichen Pointen des Sujets oder das erheiternde Element der Musik zu beleuchten, denn die Oper ist seit Jahren ein stehender Artikel unserer Opernbühnen, die Melodien sind ihrer Leichtigkeit, Lebendigkeit und Popularität wegen (versteht sich nach dem für die Compositionen unsers vielerzeugenden Südlandes angenommenen Maßstabe beurtheilt) jedem Opernfreunde mehr als hinlänglich bekannt; sondern weil die Darstellung durch **die graziosa Sigra. Tadolini**, welche eben dieser Oper ihre allgemein anerkannte Celebrität vorzugsweise zu danken hat, und durch die Mitwirkung der HH. Castellan, Novere und Badiali als die gelungenste in der heurigen Stagione bis jetzt bezeichnet werden muß, und weil die Reprise dieser Oper in uns die Erinnerung an schöne — vergangene Tage erweckte.

„**Il Bravo,**" von Mercadante, welche am 3. d. M. gegeben wurde, bildete endlich die

sechste italienische Oper.

Auch dieses Werk ist als ein Mittelgut der Operngebilde dieses von seinen Landsleuten als gelehrt declarirten Maestro den Kunstfreunden bekannt, bedarf daher in textlicher und tonsetzlicher Hinsicht keine nähere Besprechung.

In der Darstellung trat wieder die herrliche Tadolini auf eine vielseitig befriedigende Weise hervor. Ihre Parthie bedingt keine hochtragische Gesangsgröße, daher sich auch bei ihr eine größere Zulänglichkeit in der Ausführung herausstellte. Die Leichtigkeit ihrer Tonbildung, die vollkommene Reinheit der Intonation, der noch immer frische Klang ihrer kunstgebildeten anmuthvollen Stimme, diese unschätzbaren Attribute einer Sängerin, werden stets einen höchst wohlthätigen Eindruck auf den Zuhörer hervorbringen.

Die umfangreiche Parthie des Bravo ward durch Hrn. Donzelli dargestellt. Sein durchgreifendes dramatisches Leben und Bewegen auf den Brettern, sein energischer, männlich kräftiger Ausdruck im Spiel und Gesang, seine ergreifende Wahrheit im Vortrag des Recitativs, das markige Hervorheben jeder musikalischen Pointe, bedürfen keiner neuen Belobung, sie sind zu deutlich in dem Buche der Kunstgeschichte eingetragen, als daß sie je irgend ein Kunstfreund überschlagen könnte. Donzelli ist stets der vollkommene Beherrscher seines Partes, wenn es sich um dessen dramatischen Theil handelt; und auch als Bravo trug er den glorreichsten Sieg über zwei seiner mächtigsten Feinde davon, nämlich über die Geistesarmuth der Musik, und über das Hemmniß, welches die tempi passati eines strahlenden Stimmglanzes jedem Sänger in den Weg legen. Er war das belebende Princip des Tonwerkes und der Darstellung, ungeachtet man Spuren einer Heiserkeit bemerkte.

Sigra. Schrickel war uns an diesem Abend eine neue Erscheinung. Wir haben bei ihr eine recht umfang- und ziemlich klangreiche, wenn auch nicht übermäßig kräftige Stimme wahrgenommen, welche sich jedoch nur im Mezzavoce-Vortrag mit voller Leichtigkeit zu entfalten vermochte. — Eine minder hochgelegene Parthie wird dieser Sängerin gewiß mehr zusagen, und uns zu einer mehrseitigeren Anrühmung Gelegenheit geben.

Hrn. Castellan's Stimmhöhe und Vortragsweise ist bekannt, sie blieb sich auch in der kleinen Parthie dieser Oper gleich. Von der Oper selbst gefiel der erste Act entschiedener, als die beiden andern. H. Aue.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Am 3. Mai zum Besten des Instituts der barmherzigen Schwestern:

1. Der vierundzwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Acte von Friedr. Ludw. Zacharias Werner. Die HH. Hofschauspieler La Roche und Löwe und die Hofschauspielerin Mad. Brede hatten es übernommen, dieses in der deutschen Literatur einzige Werk zur Anschauung zu bringen.

2. Die weiblichen Drillinge. Spiel (?) mit Liedern in einem Aufzuge von Carl v. Holtei. Dlle. Louise Neumann und Hr. Schwarz vom k. k. Hoftheater, und Hr. Carl v. Holtei mit den HH. Grois und Scholz und Mad. Frontini bildeten die Besetzung.

3. Die Ereignisse im Gasthofe. Komische Scenenreihe mit Tableaux in einem Aufzuge, zusammengestellt von J. Nestroy. — Die HH. Nestroy, Grois, Scholz, Neumann, Brabbée, Mayer, Raffl, Benda, Scribani und Mad. Rohrbeck hatten die Darstellung bereitwillig übernommen.

4. Zwei Tableaux: Die Brautwerbung von Ranftl, und der Improvisator von Robert, beide arrangirt von J. Ranftl.

Sämmtliche Mitwirkende hatten sich völlig uneigennützig und im Interesse des bezeichneten Instituts dieser Vorstellung angeschlossen; sie sowohl als Hr. Wache, Agent des Institutes der barmherzigen Schwestern, der es so trefflich versteht, für die Vorstellungen zu Gunsten dieses Institutes Gegenstände von großem öffentlichen Interesse zu wählen, verdienen daher nur die unbedingteste und uneingeschränkteste Anerkennung. So mächtig auch die Gewohnheit eines Recensenten seyn mag kritisiren zu wollen, die Werke der Mildthätigkeit unterliegen keiner Kritik. Ich beschränke mich daher auch gänzlich und in jeder Beziehung auf meine ungeheuchelte Freude über die

große Theilnahme, welche Kunstwelt und Publicum den rastlosen Bemühungen des Hrn. Wache schenkten. Wie schön und lobenswerth ist es von den Herren Hofschauspielern Löwe und La Roche, von Mad. Brede und Dlle. Neumann, so wie von allen übrigen Genannten, sich dem edlen Bemühen anzuschließen, welches das segensreiche Wirken und Walten des Institutes der barmherzigen Schwestern fördern soll! Wie lobenswerth von der k. k. Hofburgtheater-Direction, ihren Mitgliedern zu diesem Zwecke die Mitwirkung zu gestatten!

Sämmtliche Leistungen des heutigen Abends waren durch ihre Tendenz schon höchst ausgezeichnet, und so wie es der Wohlthätigkeit gegenüber zwischen Fried. Ludw. Zacharias Werner und J. Nestroy, zwischen Ludwig Löwe und Grois, zwischen Dlle. Neumann und Frontini keine Abstufungen gibt, weil jeder das ihm Mögliche wirkt und beiträgt, so hat die Journalwelt für solche Leistungen auch nur eine Stimme, die der vollsten, wärmsten, unbedingtesten Anerkennung.

Über das Mehr oder Minder des Gelingens läßt sich da nicht sondern, wo es sich um Wohlthätigkeit handelt. Hr. Wache hat dem Institute der barmherzigen Schwestern in diesem Augenblicke vielleicht schon 2000 fl. C. M. zugeführt, vielleicht mehr, wir werden's nach wenigen Tagen in der „Wiener Zeitung" lesen, wie undankbar wär's, dieß oder jenes minder gut, mangelhaft, oder gar verfehlt zu finden! an kleinen Gebrechen zu kritteln und an die Bestrebungen des Wohlthätigkeitssinnes den Maßstab strenger Kritik anzulegen!

Das Publicum war ganz zufrieden; die vortreffliche Leistung und das Bewußtseyn, zu einem wahrhaft wohlthätigen Zwecke beizutragen, gab dem Publicum die glücklichste Stimmung und diesem Abende den höchsten Glanz.

Musikalisches Perspectiv.

(Bazzinis drittes und Döhlers letztes Concert.) Diese zwei Concerte hatten für den Kunstfreund, welcher die beiden hochzustellenden, namentlich in der technischen Vollendung rühmlich hervortretenden Künstler schon früher gehört, den besonderen Reiz, daß man sie auch in fremden Compositionen hören konnte. Es gehört unter die Haupttugenden eines ausübenden Künstlers, zu zeigen, wie er in den Geist einer fremden Tondichtung einzugehen, und mit welcher eigenthümlichen Färbung er ihn wiederzugeben versteht. Dieses gewährt heutzutage einen um so höheren Reiz, als die Compositionen unserer modernen Virtuosen ihrer technischen Kunsthöhe gewiß gewöhnlich weit nachstehen, und ihre Vorliebe, nur eigene Producte immer und immer wieder, bis zu einer anwidernden Monotonie in den Kauf zu bringen, mit jedem Tage wächst. Hr. Bazzini spielte das Allegro aus dem 17. Concert von Kreutzer mit einer solchen Weichheit und Rundung, mit einem so erquicklichen inneren Ausdruck, daß ein wahrer Jubel des Beifalls nach Beendigung desselben erdröhnte. Seine stuppende Bravour war da ganz Mittel zur Veranschaulichung dieser geist- und geschmackvollen Composition, das Gefühlsleben dominirte darin auf eine so entschiedene Weise, daß nur Einer, dessen Herz stets mit einer nordischen Eisschelle bedeckt ist, dabei kalt und eindruckslos hätte bleiben können. Unter den übrigen von Bazzini componirten und in diesem Concerte vorgetragenen Pieçen verdient das „Scherzo variato" über Weber's „Aufforderung zum Tanze" als eine früher noch nicht gehörte vorzügliche Composition hervorgehoben zu werden.

Eben so erging es Döhler, welcher in seinem Abschiedsconcerte durch den Vortrag des Liszt'schen Lucie-Andante und einer Thalberg'schen Etude einen wahren Triumph seiner Kunst feierte, so zwar, daß er letztere auf stürmisches Begehren wiederholen mußte, ungeachtet es die achte Piece war, welche er in diesem Concerte spielte. Hr. Döhler scheidet von uns mit dem Bewußtseyn, uns in seinem brillanten, netten und zarten Spiel sehr viel Genußvolles geboten, und sich dadurch auf eine der höchsten Stufen des Claviervirtuosenthums erhoben zu haben.

Künstlerischer Wegweiser.

Zu Florenz hat man unlängst ein Porträt Michael Angelo's aufgefunden, welches von dem großen Künstler selbst gemalt ist, und ihn im vorgerückten Alter verstellt. Der einfache bräunliche Grund, und das schlichte Gewand tragen viel dazu bei, den Kopf, dessen scharfe, jedoch durch das Alter bereits gemilderte Contouren, günstig hervorzuheben. Spärliche ergraute Haupt- und Barthaare umschließen denselben. Die Behandlung des Porträts ist keck und breit, ja selbst skizzenhaft zu nennen. Das Bild ist wohl nur auf eine schwache, dünn grundirte Leinwand gemalt, jedoch obwohl es hie und da vom Zahne der Zeit gelitten hat, will doch der Eigenthümer keine Restauration damit vornehmen, sondern dasselbe vielmehr als schöne Reliquie aus dem goldenen Zeitalter der Kunst bewahren.

Ein Maler aus dem 16. Jahrhunderte, Namens Amica Aspertino, ein Schüler des Francia, besaß die Kunst, zugleich mit zwei Pinseln zu malen; mit einer Hand malte er das Licht, und mit der andern den Schatten. Seine Gemälde waren ausdrucksvoll, und viele haben sich bis auf unsere Tage erhalten.

Tagsergebnisse.

Ein französischer Wallfischfahrer hatte, wie das „Journal de Havre" erzählt, kürzlich mit fünf von seinen Leuten Jagd auf einen Wallfisch gemacht und das Thier harpunirt.

Dieses war, seiner Gewohnheit nach, in die Tiefe des Meeres gefahren. Die Matrosen warten mit aufgehobenen Rudern auf das Auftauchen des Thieres, als plötzlich zu beiden Seiten des Kahnes zwei riesige Kinnbacken sich erheben und langsam sich zu schließen im Begriffe sind.

Entsetzt von diesem Anblick erwarten die Männer geduldig ihren Untergang, ohne auf die Befehle ihres Capitäns zu achten, der ihnen zuruft, mit Sägen und Äxten sich einen Ausgang aus diesem fürchterlichen Grabe zu erzwingen.

Doch blieb es glücklicherweise bei dem bloßen Entsetzen, denn der Blutverlust raubte dem Thiere die Kraft, seinen Rachezug auszuführen und ehe sich der fürchterliche Schlund geschlossen, sanken die Kinnbacken mit dem Eigner in die Tiefe des Meeres.

Frauenblätter.

Die Titulaturen der Frauen in Holland richten sich, eben so wie bei uns, nach dem Range derselben. So steht z. B. der Titel: „Mevrou" zwischen unserm „gnädige Frau und Madame." Er kommt allen Frauen zu, deren Männer in ansehnlichen Civil- oder Militärposten stehen oder graduirt sind. Dann „Juffrouw" ist ein Mittelding zwischen: „Madame und Frau." — So werden angesehene Wirthinen, Krämmerinnen, dann auch Frauen bedeutender Handwerker, Papierhändler und dergleichen angeredet. Alle übrigen Frauen aus den niedern Ständern nennt man gemeinweg: „Brouw."

Das italienische Rosenöhl, eine der lieblichsten Zierden der weiblichen Toiletten, wird vorzüglich in Livorno verfertiget. Der Aufwand an Rosen, der zur Bereitung desselben erfordert wird, ist ungeheuer, indem zu 2 Loth dieses Öhles nicht weniger als tausend Pfund Rosen verwendet werden. Auch in Florenz erzeugt man eine gewisse Sorte von Rosenöhl, welches aber durchaus nicht so vorzüglich ist, wie jenes von Livorno, der Preis desselben ist aber ungeheuer hoch; indeß die Lieblichkeit des Parfüms wird von nichts übertroffen.

Omnibus.

(Fruchttragende Vanille in Europa.) Ein Pariser Gärtner Namens Newmann hat es nach vielen Versuchen endlich dahin gebracht daß ein Vanillenstrauch Früchte getragen. Wie uns bekannt, ist dieß das erste fruchttragende Exemplar dieser Gattung in Europa.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 56.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 9. Mai 1842.

Verheerende Feuersbrunst.

Am 3. Mai d. J. wurde die reiche Fabriksstadt Steyer fast gänzlich ein Raub der Flammen.

Es brach nämlich um 4 Uhr Nachmittags in der Vorstadt Steyerdorf Feuer aus, das mit solcher Schnelle um sich griff, daß sowohl dieser Theil der Stadt als auch mehre in der unmittelbaren Nähe von Steyer liegende Ortschaften der Wuth des gefräßigen Elements verfielen. Der Brand wüthete dergestalt, daß um 8 Uhr Abends bereits 110 Häuser in Asche lagen.

Heftige Winde und die herrschende große Trockenheit waren Ursache, daß die Menschenhand der übermächtigen Gefahr verhältnißmäßig nur kümmerlich entgegen zu wirken vermochte.

Den neuesten, verbürgten Berichten zu Folge sollen bei 250 Gebäude niedergebrannt seyn.

Unter mehren Unglücklichen, die bei dieser fürchterlichen Katastrophe ihr Leben einbüßten, befindet sich ein hochschwangeres Weib nebst zwei Kindern. Wind und Flammen wetteiferten mit solcher Gewalt gegen die Schöpfungen des Bewohners dieses Bodens, daß Bauerngehöfte im Umkreise von ¾ Stunden die Beute der Flamme wurden.

Der Schaden dessen, was hier ein entzügeltes Element in Schutt und Asche verwandelte, obgleich noch durch keine Ziffer zu bestimmen möglich, mag schon darum als höchst bedeutend angeschlagen werden, da Stadt Steyer durch Industrie und Handel sich eines nicht geringen Wohlstandes erfreut.

Ach, wie viele Familien, die noch wenige Stunden vorher sich geborgen nannten, mögen nun bittere Thränen weinen; wie Viele die Hoffnungen einer schönen Zukunft mit Kummer, Elend und Noth umgetauscht haben.

Edler Menschenfreund! Du, den das Glück mit Reichthum und Ueberfluß bedacht, willst du deinem wohlthätgen Herzen ein Freudenfest bereiten, so eile hin an jene Stätte des Unglücks, und trockne die Zähre des Kummers!

Die Eröffnung der Wiener-Raaber Eisenbahn von Neunkirchen bis Gloggnitz.

Am 5. Mai 1842.

(Skizze von Joh. Heinr. Mirani.)

Bis an die Schwelle der romantischesten, der wunderbarsten Gegend unseres theuren Österreichs gelangt man nun im Fluge; bis an diese Schwelle ist die Eisenbahn vollendet, und von Gloggnitz aus führt der Weg in jene Berge, wo das Herz sich erweitert, und die ganze Welt zu umfassen suchend, vor Wonne in dem Busen schlägt. Wer noch Sinn und Aug' für Gottes herrliche Schöpfung hat, dessen Herz nicht ganz eingeschrumpft ist in den Convenienzen des Stadt- und Handelslebens, in dessen Brust noch ein einziger Funke Menschlichkeit glimmt, der eile hierher in diese Thäler, besteige diese Berge, bewundere die Allmacht ihres Schöpfers, und sein Herz wird sich rascher regen, seine Pulse schneller schlagen, und ihm wird der arme Äpler, der sein schwarzes Brot mit Milch genießt, eben so viel gelten, als der hochgestellte Mäcen, der an einer reich besetzten Tafel schwelgt. — Voll von dem unaussprechlichen Eindrucke, der sich hier unwillkürlich in die Seele preßt, kann ich nicht umhin, laut zu rufen: Ihr theuren Wiener, die ihr in euren Mauern euch begrabet, ihr, die das Stadtleben auf das Land verpflanzet, und dort am Spiel- und Theetisch wieder wie Gefangene lebt, eilt nach Gloggnitz, eilt in die Umgebungen dieses Marktes, und ihr werdet erkennen, wie thöricht ihr waret, ein todtes Leben zu führen. Könnt ich aber auch allen Gottlosen zurufen: Kommt her und seht! ich wollte meine Seligkeit verwetten, sie würden ihr Leben bereuend, anbetend auf ihre Knie sinken und hier Besserung geloben.

Das, was Bezug auf unser theures Vaterland hat, liegt mehr als alles Andere in der Tendenz des österreichischen Morgenblattes und daher habe ich den Vorsatz, dem geneigten Leser von Zeit zu Zeit eine kleine Reiseskizze vorzuführen, Skizzen solcher kleinen Reisen, die man mittelst dieser Eisenbahn in kurzer Zeit machen kann. Statt dem gegenwärtigen Aufsatze beabsichtigte ich eine derlei Skizze; zu welcher mir eine der herrlichsten Burgen unseres Vaterlandes den Stoff liefern sollte. Der besonderen Humanität des hochgebornen Freiherrn von Dietrich verdanke ich eine Einlaßkarte in diese ihm eigenthümlich gehörige

Burg, es ist Feistriz! — Das außerordentliche Eröffnungsfest nach Gloggnitz gestattete nicht diesen Ausflug und das Reisebildchen bleibt auf kurze, sehr kurze Zeit verschoben, für heute will ich nur die angenehme Fahrt nach Gloggnitz beschreiben. Daß selbe mir in mehr als einer Beziehung angenehm seyn würde, durfte ich mir prophezeien, denn ich sollte sie in der Gesellschaft eines geistreichen, liebenswürdigen, und mit Stolz sag' ich es, mir befreundeten Mannes machen. Ihm dank' ich es, daß sich zwei, von mir hochverehrte Männer zu uns gesellten, deren Namen in ganz Deutschland auf's ehrenvollste bekannt sind; und die Tausende von Nothleidenden in Wien und in Österreichs Provinzen mit Ehrfurcht und Dankbarkeit nennen. Daß in solcher Gesellschaft die Stunde zur Minute wurde, ist leicht zu erklären, die lebhafteste, unterhaltendste Conversation verkürzte sie, und da uns der Weg bis nach Neunkirchen bekannt war, so störte nichts den heitern Ton, den wir angestimmt hatten. — Von Neunkirchen aus, wurde unsere Aufmerksamkeit der Gegend zugewendet, die hier den romantischen Anstrich erhält. Von seltener Wirkung war der Anblick des Schneeberges. Im flimmernden Glanze stand er vor unsern Augen. Wie Brillanten funkelte sein weißes Gewand im Schein der Sonne, die ihn mit ungetrübtem Strahle beleuchtete. Das Auge ermattete an diesem wunderbaren Schauspiel, doch labte es sich wieder an dem frischen Grün der Berge zur Linken. Während wir im Anschauen der wiederbelebten Natur schwelgten, unterhielt sich in unserer Nähe eine andere Gesellschaft mit seyn sollenden Witzeleien. An uns vorüber flog die Ortschaft: Ternitz. Einer von den Humoristen in unserer Nähe machte gleich darauf einen Witz. (F) Auf die Frage, wie wohl der nächste Ort heiße? antwortete er schnell, da dort Ternitz war, muß dieß Ambonitz seyn! — Wir hatten nicht so viel Zeit diesen Witz zu bewinen; denn schon donnerten die Pöller in Gloggnitz und ihr Donner widerhallte in den Bergen. Ich warf einen sehnsüchtigen Blick nach einer herrlichen Villa, die hart an der Eisenbahn und unserm Ziele lag, aber kaum wurde der Wunsch, diese Besitzung mein nennen zu dürfen, in mir rege, erstickte ihn der hundert-, vielleicht tausendstimmige Vivatruf der uns erwartenden Gloggnitzer. Man sah es den heiteren Gesichtern an, daß auch sie die Wohlthat freudig erkennen, welche durch die neue Bahn ihrer verwaisten Gegend zu Theile wird. — Die Scene unserer Ankunft in Gloggnitz läßt sich nicht mit Worten malen.

Die Nationalcostumes Österreichs und Steiermarks, untermischt mit dem kleinstädtischen der Gloggnitzer Honoratioren, die Bergknappen in ihrem Sonntagsstaate mit Unter- und Obersteiger an ihrer Spitze, die Triumphpforten mit den Landesfarben geziert, erregten unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade, und waren für einen Stadtbewohner um so interessanter, als diese große Staffage zu einer Landschaft diente, die noch kein Pinsel in solcher Schönheit uns versinnlicht hatte. Mit Frakturbuchstaben stand die Verwunderung auf den Gesichtern des Landvolks geschrieben, als es mehr denn 400 elegante Herren aus den Wägen steigen sah, als die Musikbande des hochlöbl. Hoch- und Deutschmeister-Regimentes sich durch ihre Reihen drängte. Kaum waren die Wägen leer, erschallte ein staunendes Ah! der neugierigen Menge, die nicht genug die Pracht der Salonwägen bewundern konnte.

Die Bergknappen bildeten ein Spalier, und durch ihre Reihen gingen wir in das Locale, wo uns das Frühstück erwartete. Hier war es an den Wienern, ein staunendes Ah! auszurufen. — Mit seltenem Geschmack, mit höchster Pracht war das Ganze ausgestattet. Die Personenhalle wurde zu einem Saale umgestaltet. Der Plafond war mit Reisig überdeckt, symmetrisch wurden Rosetten von weißem und rothem Musselin zwischen das frische Grün angebracht, was einen herrlichen Anblick gewährte, rings herum waren Fähnlein mit den Landesfarben aufgepflanzt, drei lange Tafeln standen auf das Prächtigste arrangirt reich verziert mit silbernen Aufsätzen, besetzt mit den geschmackvollsten Gerichten aller Art. Arrangement und Küche besorgte Herr Wedl, Gastgeber im goldenen Hirschen in W. Neustadt. In der Mitte war ein Thronhimmel, von weiß und rother Draperie, unter diesem prangte das Bildniß unseres allgeliebten Monarchen. Nachdem alle Gäste versammelt waren, wurde eine vortreffliche Olliosuppe servirt, und während die Musikbande des hochlöbl. Hoch- und Deutschmeister-Regiments unter Ph. Fahrbachs Leitung die beliebtesten Musikstücke producirte, begann das Dejeuner. Obschon alle Anwesenden die höchste Delicatesse beobachteten, herrschte doch eine seltene Ungezwungenheit, Einer that es den Andern an Artigkeit zuvor, jeder sorgte mehr für seinen Nachbar als für sich, man fühlte es, daß eine gewählte Gesellschaft Theil an dem luxuriösen Mahle nehme. Die vortrefflichsten Weine standen im Überflusse bereitet und vermehrten die Heiterkeit. Jetzt ertönte das Lieblingslied jedes wahren Österreichers, die Champagnerflaschen knallten, und: es lebe Kaiser Ferdinand! schallte es aus jedem Munde. Trompeten und Pauken wirbelten, und in den Bergen wiederhallte der Donner der Pöller. Nun folgten die Toaste für das allerhöchste Kaiserhaus. — Auf das Wohl des Freiherrn von Sina, seiner Familie, der Herr Directoren, der ganzen Gesellschaft und aller Damen. — Heiterkeit, Frohsinn und Lust beseelte alle Anwesende, und wurde durch die besondere Freundlichkeit des Schöpfers dieser Bahn und dieses Festes, den hochverehrten Freiherrn von Sina, noch mehr erhöht, welcher, selbst in fröhlichster Stimmung, unter den Gästen herumwandelte, bald mit diesem, bald mit Jenem auf das freundlichste sich unterhielt, Alles zum Frohsinn aufmunterte, und so die seltene Kunst übte, die Seele einer so zahlreichen Gesellschaft zu seyn.

Nach aufgehobener Tafel machte Jeder einen Spaziergang in die herrliche Gegend. Gloggnitz ist, — doch nein! ich will es glauben zur Ehre jedes Gebildeten, daß Niemand es versäumen wird, sich von der wunderbaren Lage dieses Marktfleckens mit eigenen Augen zu überzeugen, um so mehr, als diese Parthie in pecuniärer und temporärer Hinsicht leicht ausführbar ist, und die Pforte aufschließt in die österreichische Schweiz, und Gelegenheit zu den sonst so seltenen und kostspieligen Parthien bildet als da sind: Reichenau, das große und kleine Höllenthal, Kirchberg, zum Höhbauer ꝛc. Es war 1 Uhr Nachmittags, die Glocke ertönte, wir eilten zu den Wägen, 5 Minuten nach 1 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung, und mit dem Schlag 3 Uhr hielt er im Wiener-Bahnhofe. In 1 Stunde 55 Minuten zehn Meilen Weges, von dieser Zeit kommt noch der Aufenthalt des Wassernehmens in Neustadt und Baden in Abrechnung, daher 9½ Minuten pr. Meile! und welche Locomotive führten den Train mit vollbesetzten 10 Wagons? Es waren Locomotive aus der Werkstätte der Wien-Raa-

der Eisenbahn. Hoch lebe die österreichische Industrie! — Freiherr von Sina hat durch die Begründung dieser Bahn sich einen unsterblichen Namen erworben, und so lange Österreicher in Österreich leben werden, wird sein Name gesegnet. Nicht die Mitwelt, unsere Nachkommen werden erst ganz die Wohlthat erkennen, welche dem Lande geworden ist.

Segen! den künftigen Staats-Eisenbahnen! Wo von dem höchsten Throne die Unterstützung der ersten Wohlfahrt eines Staats, des Handels ausgeht, da kann der Segen nicht fehlen!

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Mittwoch den 4. Mai zum ersten Male: Giselle oder die Wilis, fantastisches Ballet in zwei Acten nach St. Georges Theophile Gnatier und Coralli für diese Bühne in die Scene gesetzt von Dlle. Belangy. Musik von A. Adam.

Der Ruf von dem Succeß, welchen dieses Ballet in der Seinestadt erlebte, drang auch bis zu uns und spannte unsere Erwartung auf eine ziemliche Höhe, welche jedoch nicht so ganz, wie wir gewünscht, durch den Erfolg gerechtfertigt wurde.

Die Franzosen haben keine Gespenster, ihre Spectres sind Popanze welche gewaltig verschieden von den Nacht- und Friedhofgestalten sind, die einer deutschen oder slavischen Phantasie entspringen, selbst den Phantomen Victor Hugos sieht man es an, daß sie bloß ein deutsches Grabcostüm umgeworfen haben und Gespenster spielen. So auch mit der Benützung der Willissage zu einem Ballete. Welche Schauer der Unterwelt hätte ein deutscher Componist in die Scenerie dieser Piece hineingebracht, während uns hier die Willis a la Sylphide als Feen erscheinen und der eigentliche Effect, welcher schon in dem Sujet begründet liegt, verloren geht; soviel von der Erfindung des Programms.

Ein anderes ist es mit der in die Scenesetzung des Ballets auf dieser Bühne, welche dem Fleiße und dem Talent der Dlle. Belangy zur vollsten Ehre gereicht und uns die feste Überzeugung gibt, daß wir ehestens von dieser Choreographin etwas ganz Ausgezeichnetes zu erwarten haben. Auch als Tänzerin trug Dlle. Belangy besonders zum Gefallen dieses Balletes bei, und zeigte, welche bedeutenden Fortschritte sie während ihres Aufenthaltes in Paris gemacht. Grazie und Kraft der Haltung, Schönheit der Wendungen zeichnen sie auf eine vortheilhafte Weise aus.

Lebhaften Beifall erhielt ihr Pas de deux mit Hrn. Carey im zweiten Acte, nach welchem ihn, so wie am Schlusse des Ballets die Ehre des Hervorrufens zu Theile wurde.

Noch gefiel eine Polka, componirt von Hrn. Alexander und getanzt von Mad. Mattis und dem Obengenannten, worauf beide ebenfalls gerufen wurden. Dem Balletcorps ward keine Gelegenheit gebothen sich auszuzeichnen.

Die Musik von Adam, vorzüglich aus Walzern und Galopps bestehend ist charakteristisch zu nennen und hält sich genau an die Handlung, ein Vorzug der den Mangel an Originalität entschuldigen dürfte. Die Aufnahme des Ganzen war kalt, wie die Umarmung von einer jener Willis seyn dürfte.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag den 6. Mai gastirte Hr. Mack in der verhängnißvollen Faschingsnacht, als Hr. von Geck, und karrikirte diese Karrikatur noch mehr, was eine theilweise ungünstige Wirkung auf das Publikum machte. Dieses ist zu sehr an den früheren Darsteller Hrn. Carl gewöhnt, und ahndet demnach auch jeden Fehler um so stärker.

Samstag den 7. Mai, zum ersten Male: Der Brunnenarzt, Schauspiel in 5 Aufzügen, von Carl von Holtei. — Emil Waldmann, (Hr. Fröhlich), ein Mann der das Leben mit klaren Augen anschaut, dem Wahrheit mehr als Schein ist, und der demnach als Freigeist gilt, liebt das Hoffräulein, Renata von Sennheim (Dlle. Jaritz), ein sentimentales träumerisches Mädchen, das sich in der Wirklichkeit nicht heimisch findet und Idealen nachhängt, und wird von ihm mit aller Gluth der ersten Liebe wiedergeliebt; wenn es ihn auch nicht mehr zu sehen verlangt, weil er es gebeten, mit ihm zu fliehen, die Gegenwart zu genießen, während das belesene Mädchen nur der Vergangenheit und Zukunft lebt, und weil er seinen Ausspruch: der Liebe Treu reicht über das Grab hinaus, mit Spott vergilt. Emil hat auch die Fürstin (Mad. Leinfitt) beleidigt, weil er sich in einem Gespräch von ihr nicht aus dem Felde schlagen ließ, bei seiner Ansicht verharrte, und wird aus ihrer, aus Renatens Nähe verbannt, und dieser von ihr ein Kammerherr als Bräutigam bestimmt. Da bietet der Hofmarschall, Freiherr von Birka (Hr. Carl), dessen Ordensstern ein edles Herz bedeckt, ihr seine Hand an, gesteht, daß er ihre Mutter geliebt, daß sie ihm nur den Mai, der Sterbemonath ihrer Mutter, auf sein Schloß zaubern soll, damit er der schönsten Erinnerung leben könne. Sie schlägt seine Hand nicht aus und geht mit ihm fort. Der Liebe Gram hat jedoch tief in ihrem Herzen Wurzel gefaßt, ihre Gesundheit schwindet merklich; sie stirbt betrauert und beweint von Allen, am meisten von dem Hofmarschall und dessen Schwester Konkordia (Mad. Scutta), deren mit der Welt zerfallenes, einsames Gemüth sie durch liebevolle Theilnahme bekehrt, im Beisein der Fürstin, nachdem sie früher den Namen Emil genannt und einen Brief als Testament ihm zu übermachen ersucht. Renata liegt in der Gruft, der Hofmarschall weint sich darin aus, übergibt dem Küster den Brief zur Bestellung und nimmt die Grabesschlüssel mit sich fort. Auch Emil will die Todte sehen, die Gruft ist verschlossen, in dem Brief findet er durch die Schilderung ihres Leidens gegründete Ursache, daß sie vielleicht nur scheintodt, nimmt Konkordia die Schlüssel, die diese ihrem Bruder von dem Kopfkissen entwandt — und bringt die Geliebte zum Leben. In Quellenheil finden wir ihn wieder, wo er Brunnenarzt ist und wo der Brunneninspector (Hr. Scholz) mit seinen fünf unverheiratheten Töchtern Alles zum Empfang der Fürstin vorbereitet. Sie trifft ein, der Hofmarschall sieht am Fenster Renata, und glaubt ihren Geist zu sehen, sie eilt herab und stürzt sich an seine Brust, doch Emil entreißt sie seinem Herzen mit den Worten: Sie ist mein, ist mir angetraut. Der Freiherr von Birka leitet die ganze, wunderbare Geschichte bei der Fürstin ein, indem er sie nur für eine Erfindung seiner Phantasie ausgibt, um Verzeihung für Emil zu erwirken, der gebunden vor sie hintritt; sie hatte nämlich von dem Inspektor den Brunnenarzt; das so betitelte Buch von dem Vater Emils gebunden verlangt, und er brachte den leibhaften Brunnenarzt. Auch Renata stürzt sich zu der Fürstin Füßen; das Geheimniß wird entspiegelt, Renata war nicht mit dem Hofmarschall vermählt, er wollte sie nur für Emil aufbewahren; dieses hat sie verdient durch Realisirung des Ausspruches: der Liebe Treu reicht über das Grab hinaus. Das ist die Handlung, das sind eigentlich die zwei Handlungen, die durch eine Todenerweckung aneinandergefügt wurden, mit der es freilich nicht ganz mit rechten Dingen zugeht, und die man auf Treu und Glauben hinnehmen muß, denn gebrochene Herzen sind nicht so leicht zu ergänzen; die man gerne hinnimmt, weil das Schauspiel eine versöhnende Wendung erhält, das Herz erhoben wird, nachdem es durch drei Acte niedergedrückt, und durch Spital-, Sterbe- und Friedhofscenen gemartert ward. Dieses Stück ist von dem Hauch einer kranken Poesie durchweht, die das Herz mit ihrem entnervten Schmerz ansteckt, es herrscht darin eine düstere Einsamkeit, in der nur Trauerweiden rauschen, nur Todtenblumen blühen, und jede Lebenspflanze, von dem Unglück verbrannt müde das Haupt senkt. — Die Krankheit ist ein Haupthebel dieses Schauspiels, so bleibt die Willenskraft des Menschen, wenn der Tod sich mit einer Ironie in das Spiel mengt und lächelnd sich an den Schmerzen weidet. — Dieses Schauspiel ist eine schöne Versündigung an der Poesie, die gelinde gerichtet werden muß.

Hr. Carl verdient in seiner Rolle das meiste Lob, er gab diesen edlen Hofmarschall mit einer schönen Ruhe und Mäßigung, durch die er den lebhaftesten Beifall erhielt. Dlle. Jaritz legte Anfangs zu viel Pathos in ihr Spiel, das sie jedoch später ausglich, besonders in der Sterbescene, die sie ergreifend schön gab. — Hr. Fröhlich wurde nach seiner Krankheit stürmisch empfangen, er steht fest in der Gunst des Publikums, die er sich durch sein Streben erwarb, und das sich auch heute wieder an ihm offenbarte. Auch Mad. Leinfitt, Mad. Scutta und Hr. Scholz waren an ihrem Platze. Der Dichter wurde wiederholt gerufen. — Der Besuch war zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Donnerstag, den 5. Mai: Wilhelm Tell. Hr. Mittell jun. als Arnold von Melchthal war bis auf Einzelnheiten, bei denen nur die Routine mangelt, gut; er stellte durch Studium, schönes Organ und geistige Auffassung ein schönes Bild seines Charakters dar, dem ein lebhafter Beifall zu Theil wurde. Dlle. Jaritz, dem wir in früheren Rollen das verdiente Lob nicht versagten, spielte die Rolle der Bertha von Brunneck nicht nach Erwartung; das war wie sie es darstellte nicht das starke Mädchen, wie es Schiller dichtete. — Der Besuch war zahlreich.

Länder- und Völkerkunde.

(Der Kaiser von China und Lord Macartney.)

Im Jahre 1793 hatte Lord Macartney als außerordentlicher englischer Gesandter die Ehre, vor dem Kaiser von China erscheinen zu dürfen. Da wir glauben, daß er der einzige Europäer ist, dem bis auf den heutigen Tag eine solche Auszeichnung wiederfuhr, und da die Beschreibung seiner Reise, welche gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts in London erschien, ein Buch ist, welches sich vermög seines enormen Preises nur in wenig Händen befinden dürfte, so wollen wir unsern Lesern ein Fragment aus jenem berühmten Reisewerk mittheilen:

„Als der Tag angebrochen war, an welchem der Gesandte vor dem Throne des Herrschers von China erscheinen sollte, begaben sich Seine Excellenz mit Ihrem Gefolge noch vor Sonnenaufgang nach dem Garten des Pallastes von Shi-hol. Inmitten dieses Gartens war ein geräumiges glänzendes Zelt aufgeschlagen, welches an vergoldeten, buntbemalten und gefirnißten Säulen sich stützte. Im Mittelpuncte des Zeltes war ein Thron errichtet, auf welchen durch zwei Öffnungen in den Zeltwänden das Licht fiel, welches einen sonderbaren malerischen Lichteffect hervorbrachte. Die vorhandenen Geräthschaften waren elegant, ohne übertrieben, glänzend oder gesucht zu seyn. Verschiedene andere kleine Zelte waren im Halbkreis um das große Zelt herum angebracht, und unmittelbar hinter letzterem befand sich noch ein anderes, kleines, längliches, welches wahrscheinlich für den Kaiser selbst bestimmt war, wenn er sich vom Throne zurückziehen und einen Augenblick ruhen wollte, zu welchem Zwecke auch eine Art von Ruhebett oder Sopha angebracht war. So viel man vernommen hatte, wollte der Kaiser die europäischen Fremdlinge in dem großen Zelte und auf dem Throne selbst empfangen."

„Sobald es völlig Tag geworden war, verkündigten die Töne verschiedener Instrumente und Menschenstimmen in einiger Entfernung das Herannahen des Kaisers. Bald darauf erschien er. Er kam von einem hohen Berge herunter, der mit großen schönen Bäumen und seltenen Pflanzen bedeckt war, es schien als käme er aus einem geheiligten Haine. Vor ihm einher schritten viele Personen, welche seine Macht und Tugend besangen; er saß auf einem unbedeckten Stuhl oder Triumphwagen, der von sechzehn Männern getragen wurde, umgeben von seinen Leibwachen, Ministern, Offizieren ꝛc. ꝛc. Er war in Seide von dunkler Farbe gekleidet, und seine Kopfbedeckung bestand aus einer Sammtmütze, die in ihrer Form fast derjenigen glich, welche die schottischen Hochländer zu tragen pflegen. An seiner Stirn glänzte eine große Perle, der einzige Schmuck, den man an seiner Bekleidung wahrnahm."

„Sobald er in das große Zelt getreten war, bestieg er den Thron, und Hoschungkoung, der Calao (oder Premierminister), nebst zwei der ansehnlichsten Officiere seines Hofes bildeten seine nächste Umgebung. Die Prinzen von seiner Familie, die tributpflichtigen Herrscher und die übrigen Staatsdiener nahmen ihre betreffenden Plätze ein, sodann führte der Ceremonienmeister Seine Excellenz den Gesandten, begleitet von seinen Pagen und dem Dolmetsch, zu den Füßen des Thrones, und stellte ihn dort an die linke Seite, welches nach den Gebräuchen China's, die so oft den unsrigen entgegengesetzt sind, der Ehrenplatz ist. Das Gefolge des Gesandten blieb sammt einer großen Anzahl von Mandarinen und Officieren niedern Ranges am Eingange des Gezeltes stehen, von welchem Puncte aus man das ganze Ceremoniel beobachten konnte."

„Der Gesandte trug ein reich gesticktes Sammtkleid, auf welchem die Insignien des Bathordens glänzten, während der lange Ordensmantel über seine Schultern floß. Der Gesandte, unter der Weisung des Ceremonienmeisters, ergriff nun die große, viereckige, mit kostbaren Steinen geschmückte Goldbüchse, in welcher sich das Schreiben des Königs von Großbrittanien an den Kaiser von China befand; er erhob sie mit beiden Händen über den Kopf, und stieg die wenigen Stufen zum Thron hinan. Dort setzte er das eine Knie auf den Boden und übergab die Büchse an Seine kaiserliche Majestät, an welche er eine ganz kurze Rede hielt. Der Kaiser empfing die Büchse mit eigener Hand, stellte sie neben sich auf den Thronsitz und drückte die Freude aus, welche er fühle, daß ihm der König von Großbrittanien eine Gesandtschaft, einen Brief und so seltene Geschenke übersendet habe, indem er versicherte, daß er seinerseits von den nämlichen freundschaftlichen Gefühlen für den Herrscher der Britten belebt sey, und daß er hoffe, das gute Einverständniß zwischen ihren beiderseitigen Unterthanen noch lange fortbestehen zu sehen."

„Nach einer kurzen Unterredung mit dem Gesandten gab ihm der Kaiser für seinen Herrn den König, einen Stein, den die Chinesen einen Edelstein nennen, und der in ihren Augen von großem Werthe ist. Der in Rede stehende Stein war über einen Schuh lang, und hatte die Form eines Scepters, welches bei den Chinesen ein Sinnbild von Glück und Frieden ist."

„Die chinesische Etikette verlangt, daß die Gesandten außer den Geschenken, welche sie im Namen ihrer Souveraine bieten, selbst Geschenke machen. Seine Excellenz, boten daher die übrigen mit größtmöglichster Ehrfurcht an, sie wurden freundlich aufgenommen und mit Gegengeschenken beantwortet."

„Schließlich erkundigte sich der Kaiser, der an dem Conversiren mittelst Dolmetsch nicht viel Behagen fand, ob sich in dem Gefolge Seiner Excellenz Niemand befände, der chinesisch verstünde. Unser Gesandter beeilte sich, zu entgegnen, daß sein Page, ein Kind von dreizehn Jahren, einige Fortschritte in dieser Sprache gemacht habe. Seine Majestät schien neugierig den Knaben sprechen zu hören, hieß ihn die Stufen des Thrones hinaufsteigen, und war mit seinen Manieren und seinem Chinesisch so vollkommen zufrieden, daß er ihm seinen kostbaren Leibgürtel zum Geschenk machte, worauf die Audienz, ohne daß noch irgend etwas Besonderes vorgefallen wäre, ein Ende hatte."

Omnibus.

(Desertionen bei der englischen Armee.) Im Jahre 1841 wurden in England nicht weniger als 3210 Bestrafungen für Desertion vorgenommen. Die Hauptursache dieser Entweichungen liegt vorzüglich in der allzu langen Dienstzeit, deren Ende der Soldat nicht absehen kann.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 9 Mai: „Die Fesseln." — Dienstag 10.: „Liebe nach der Hochzeit." — Mittwoch 11.: „Das Testament des Onkels." — „Erste Liebschaft." — Donnerstag 12.: „Der Sohn der Wildniß." — Freitag 13.: „Judith." — „Fabrikant." — Sonnabend 14.: „Nathan der Weise." — Sonntag 15. Norma.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Dein 10 C. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 57.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 11. Mai 1842.

Leichenwache.

Von Eduard Duller.

Da liegen sie, die Braven,
Die lang so heiß gestritten,
Da liegen sie und schlafen
In erschlagener Feinde Mitten.
Schach ward für Schach geboten;
Die Schläfer haben zu weichen
Hauptkissen die Leiber der Todten,
Die Schläfer selbst sind Leichen.
Da liegen sie hingestrecket,
In den Händen noch die Waffen,
Die Brust, statt mit Orden, bedecket
Mit rothen Wunden, die klaffen.
In die Fahne, die er getragen,
Gehüllt der Fähnrich lieget;
Der kleine Tambour erschlagen
Sich an die Trommel noch schmieget.
Sie liegen nicht unbewacht
Die ernsten Kriegerleichen;
Kein Plünderer soll bei Nacht
Durch ihre Reihen schleichen.
Es steht bei den Veteranen
Der Hund des Regimentes,
Er folgte treu den Fahnen,
Und jedes Haupt, er kennt es.
Von allen den Cameraden,
Die mit ihm Kurzweil trieben,
Ist im Hagel der Granaten
Kein einz'ger lebendig geblieben.
Nun macht er um sie Alle,
Des Regimentes Hund,
Bis der Appell erschalle,
Treu wachsam seine Rund'.
Dort steht auch vor dem Reiter
Sein Roß und bläst die Nüstern,
Es steht und will nicht weiter,
Und wartet noch im Düstern,
Bis daß der Tag erwache,
Der Reiter auch, frischmunter,
Die Mähnen streichelnd sage:
„Nun Rapp', bergauf, bergunter!"
Der Rappe spitzt die Ohren,
Meint, daß sein Herr sich hebe,
Fest schnalle sich die Sporen
Und ihm das Zeichen gebe.
O nimmer wird in die Bügel
Er frohen Muths sich schwingen,
O nimmer mit dem Zügel
Und mit dem Sporn dich zwingen!
Auf einem luft'gen Rosse
Sprengt jetzt der luft'ge Reiter,
Zu seiner Liebsten Schlosse,
Weckt sie und saust dann weiter.
Doch treu geduldig harret
Der Rappe des jungen Tages,
Und wacht beim Herrn und scharret,
Anmahnend, lauten Schlages.
Dort bei dem Corporale
Die Marketend'rin wachet,
Sie der er beim Pocale
So oft frisch zugelachet,
Sie, der er oft das Grübchen
Lustig geküßt am Kinn,
Oft küßt' er auch das Bübchen
Der Marketenderin:
Und hört' es gern und lachte,
Wenn's „Vater" ihn gerufen,
Faßt' um den Leib sie, dachte:
„An des Altares Stufen
Steh'n bald zwei hübsche Leute
Und halten sich umschlossen!"
Ein Scharfschütz hat ihm heute
G'rad' mitten ins Herz geschossen.
Dahinten liegt noch Einer,
Ein junges Blut; es kümmert
Um seinen Schlaf sich keiner,
Bei ihm der Hund nicht wimmert,
Bei ihm das Roß nicht scharret,
Bei ihm das Weib nicht klaget.
Ach ferne seiner harret,
So oft es wieder taget,
Die Mutter in Gebeten
Für ihn: „Laß, Herr im Himmel,
Laß ihm zur Seite treten
Im wilden Schlachtgetümmel
Den Engel deiner Scharen,
Der ihn als Kind geschützet;
Der mög' ihn treu bewahren!"
Da liegt er nun, gestützet
Den Arm auf die Lafette,
Das Haupt auf einen Stein;
Soll auf der Todesstätte
Nur er vergessen seyn?
Der ihn als Kind betreute,
Der ihn als Kind bewacht,
Der Engel sitzt auch heute
Bei ihm die lange Nacht.
Erst, wenn dem todten Heere
Das Grab wird seyn geschaffen,

Wenn jeder in seiner Ehre
Hinabsinkt und in Waffen,
Dann von der Leichenwache
Zum Mutterhause wallet
Der Engel, der das schwache
Kind schützte, das gelallet,
Der, wie die ersten Laute,
So auch die letzten vernommen,
Er tritt in's Haus, in's traute,
Da nicht der Sohn kann kommen.
Als sterbend der Sohn sank nieder,
Galt ihr das letzte Wort;
Der Engel sagt ihr's wieder
Der Mutter, das Wörtlein: „Dort!“

Abenteuer eines Jagddilettanten.

(Schluß.)

Während die Pferde gesattelt wurden und man ein köstliches Frühstück servirte, hatte ich mit der liebenswürdigen Hausfrau, einer jugendlichen Blondine (ein wahrer Juwel in der Wüste,) schnell Bekanntschaft gemacht; ich mußte dieser allerniedlichsten aller Puszta-Verwalterinnen von dem schönen Wien und Pesth, von welch' beiden Städten sie mit vernünftigem Entzücken sprach, das Allerneueste was ich wußte mittheilen, und ehe das zweite Glas Ofner in dem Magen der Jagdgefährten war, war ich mit der schönen Frau so bekannt, daß, als man die Klepper vorführte und ich bereits mit einem Fuß im Bügel stand, ich schon zurücktreten wollte, indem ich es für sehr annehmbar hielt, dem ächt ungarischen gastfreundlichen Anerbieten der lieben Hausfrau zu folgen, bei ihr ein Mittagsbrot zu nehmen, und die andern Herren ihrer Hatz nachreiten zu lassen. Aber die Herren meinten anders. „Sie haben keine Idee von dem Pferdstand und der Gulya“ sprachen sie einstimmig, und der Hunde Eigenthümer fügte bei: „Und meinen Boreas, meinen Attila und meinen Villány, heh? die haben Sie noch nicht gesehen Solosangen?“

„Fort! fort! ehe es noch warm wird!“ tönte es von Allen. Ich mußte folgen, und so trabten wir denn hinaus ins endlos flache Land, wo der blaue Horizont, wie ein Glassturz auf einem Teller, auf der Fläche ruht. In weiter Ferne vom Hofe wurden die Hunde losgekoppelt, sie sprangen an unsern Pferden lustig hinauf und herum wie neckende Elfen und Nachtgespenster. Aber jetzt, wir waren bereits auf grünem Heideland, fing der Boreas plötzlich Wind; ein Hase ward aufgejagt, und fort flog die wilde Jagd, Roß und Hund im wilden Carriere sich überbietend, und ein zweiter Rammler sprang auf, und die klaffende Meute theilte sich, und wie es schon bei Geizigen zu gehen pflegt, die Flüchtlinge gewannen dadurch immer mehr Vorsprung. Wir hinterdrein klatschten mit den furchtbar langen Hetzpeitschen den gehörigen Applaus, wobei ich nicht verfehlte, einige Male mich selbst und meine nächstreitenden Gefährten tüchtig zu treffen. Einer der Gesellschaft, entrüstet über den wohlconditionirten Jagdhieb, den ich ihm applicirte, traf wohlberechnet mein Pferd, um den ungeschickten Reiter sich vom Hals zu schaffen, aber *ein willig Pferd bedarf der Peitsche nicht*, meine schwarze Donna Lucie verstand den mathematischen Spaß gar schlecht, und fing an unbändig auszureißen; ich, der das Reiten gerade auch nicht erfunden hatte, wollte dennoch meine ganze Kunst zeigen, hielt mich fest in den Bügeln, zog die Zügel scharf an, und schlug mir die Nase auf des Pferdes Kopf beinahe ein, es fehlte sehr wenig so wäre ich hinabgepurzelt. Kaum saß ich wieder recht fest im Sattel, so drückte ich dem Pferde die Sporen in die Weichen, aber jetzt war der Teufel erst los; als ob der leidige Satan in die Bestie gefahren wäre, so flog es mit mir im sausenden Galoppe davon, daß mir der Athem verging und die Sinne schwanden; meine Gesellschaft hörte ich noch lachen, „*aber Roß und Reiter sah ich nimmer wieder*,“ so meinte ich wenigstens müßte es kommen, denn um mich recht fest im Sattel zu halten, versuchte ich auch mit Waden und Fersen mich an den Bauch des feinfühlenden Thieres festzuschließen, und so war mein Untergang so gut als bestätiget; die verdammten Sporen machte das feurige Thier, das darauf nicht sehr gewohnt schien, nur stets toller, und so kam es, daß ich in sehr kurzer Zeit eine unglaublich lange Strecke fortflog, daß kaum ein nordamerikanisches Locomotiv mich überflügelt hätte. Wäre meine Angst nicht größer als meine Kunst gewesen, ich hätte mich gerne um meine Jagdkameraden umgesehen, hätte gerne die Uhr herausgezogen um zu sehen wie lang es denn meiner guten Lucie gefiele so fort zu rasen; aber dazu hatte ich zu wenig Hände, die zwei, die mir der liebe Schöpfer gegeben hatte, waren voll mit Zügel, Sattelknopf, Mähnen und Hetzpeitsche. Wenn es so fort ging, so mußte ich bald ein Dorf oder sonst eine menschliche Wohnung erreichen, wenn anders die Heide an Umfang nicht der Wüste Arabiens glich, und mein Pferd nur immer gerade auslief; — und wirklich tauchten im fernsten Gesichtskreise Dinge auf, waren es Hütten, Zelte oder so etwas dergleichen? wer konnte das in so weiter Ferne erkennen?

Es war nichts von Allen dem was ich vermuthet hatte, es waren Ochsen, Ochsen von allen Jahresgängen der Ökonomie, d. i. von 2 bis 10 Jahren, alle schneeweiß mit Prachtexemplaren von Hörnern, wo die Spitzen klafterweit sich gegenüberstehen; und diesen *Söhnen der Wildniß*, die „*nie Liebe noch gekannt*,“ war ich jetzt schon so nahe, daß sie über den unerwarteten Besuch stutzend sich scheu zusammendrängten und mit weit ausgestreckten Schwänzen und dem Trampeln mit den Füßen ihr Mißfallen zu erkennen gaben, meine Lucie aber am Rande des Grabens, der diesen Ochsenspielraum umgränzte, eben so frappirt plötzlich im gestrecktesten Galoppe stehen blieb, und mich dadurch auf die unvermutheteste Weise und Unart von der Welt in den besagten Graben schleuderte, dann aber eben so flüchtig als sie mit mir gekommen war, ohne mir den Rückweg suchte, nachdem sie mir mit den Hinterfüßen ein Lebewohl zugewinkt und mit mehreren Schlägen in die Luft ihre Freude über den glücklich abgesetzten Reiter an den Tag gelegt hatte.

Und da lag ich und war mir mit Grausen bewußt
Von der menschlichen Hilfe so weit,
Unter Ochsen die einzige fühlende Brust.

Ich hatte kaum den Boden unter mir versucht, den ich ziemlich weich fand, und meine Rippen probirt, die sammt meinen übrigen Knochen noch ganz zu seyn schienen, als die lieben Thiere mit ihrem langen Hauptschmuck, in meinem dunklen Kleid den Feind erkennend, im größten Trabe mit ganz humoristischem Gebrülle sich mir näherten. Ich hätte mich in die Erde verkriechen mögen, theils vor Scham, vor diesen Naturkünstlern als abgesetzter Reiter da zu sitzen, theils aus Furcht, sie möchten meine Wenigkeit für ein Stichblatt ihres Humors (der, **exempla sunt odiosa**, oft sehr grob zu werden

pflegt) erſehen haben; kurz, ich wußte bei dem ſchnellen Heranrücken der ſtampfenden Beſtien nicht, ſey es rathſamer zu fliehen, aber wohin? — oder im Graben liegen zu bleiben, aber wie? — Ich wählte das letztere.

Unterdeſſen waren die Gehörnten ganz nahe gekommen, ich hob den Kopf etwas aufwärts und ſah ſie ganz ergeben an, ſie ſenkten die gewaltigen geſchmückten Häupter, und guckten etwas verdutzt in den Graben auf die fremde, in dunklen Stoff gekleidete Geſtalt. Die Tiefe und Breite des Grabens mochte ſie übrigens abhalten ſich zu einer genaueren Unterſuchung des Fremdlings herabzulaſſen, (Büffeln ſcheinen wißbegieriger, die hätten es vielleicht gethan), mehr noch mochte ſie der Gulyáſen, die jetzt im Carriere auf ihren Kleppern herbeiſprangen, kräftige Worte und noch kräftigere Peitſchenhiebe zur Umkehr bewegen. Sie traten geſenkten Hauptes den Rückweg an und brüllten noch Manches mir Unverſtändliche heraus, während ich hoffend und ſehnend den Kopf bald den Abziehenden nachſtreckte, bald nach der Gegend hinwandte, wo meine ungetreue Lucia hin verſchwand; und ſieh' da! ſie nahten die Herrlichen alle, und Einer, der Herrlichſte von ihnen, führte die Ausreißerin am Zügel zurück, und ich wagte mich aus meinem Graben heraus und beſtieg mein Roß.

„Sie haben alſo die Gulyá ſchon geſehen?“ fragte einer der Herren.

„Nicht ſo ganz bequem!“ antwortete ich.

„So muß ich ſie Ihnen noch einmal defiliren laſſen, geben Sie Acht!“ und er riß bei dieſer Rede eine ſeiner Sattelpiſtolen hervor, und brannte ſie gegen die Thiere ab; im Nu war der ganze Ochſenphalanx umgekehrt und ſtürmte auf uns ein, ich vertraute zwar der Breite des Grabens zwiſchen uns, hielt aber doch mein Pferd zur Flucht bereit; denn ſie kamen daher im vollſten Lauf mehr Hirſche als Rindervieh! — aber die wackern Gulyáſen hatten ihnen wieder die Reihe abgeritten, und den nur lüftig und weißgekleideten, beſſer geſagt, ſchmutzgrau Gekleideten, deren Stimmen und Köpönyeg ſie kennen, und mehr noch ihre gewichtigen Peitſchen, gehorchten dieſe revolutionären Freigeiſter, die ſchon geſonnen ſchienen ſich auf uns zu ſtürzen.

„Wir haben die zwei Haſen doch bekommen,“ ſprach im Heimritt der Herr der Hunde; „ſchade daß Sie meinen Boreas nicht ſahen, aber Sie konnten Ihre Neugierde, das Gulyávieh zu ſehen, nicht bezähmen.“

„Hol' euch der Henker ſammt eurer Haſenhetz!“ rief ich beim Souper, das wir bei der ſchönen blonden Frau einnahmen; „hätte ich doch Ihnen meine Gnädige gefolgt, ich hätte zwar die Gulyá nicht ſo gut geſehen, und wäre ärmer um ein paar Erfahrungen, aber Todesangſt, und Spott hätte ich erſpart!“ F. B.

Feuilleton.

Concert

der Eduarda di Bolivia aus Amerika.

Dieſe „junge Künſtlerin,“ wie ſie der Anſchlagzettel ſchon nennt, ſcheint nicht aus dem ſüdlichen, ſondern aus dem nördlichen Amerika abzuſtammen; denn ihre Geſtalt und Farbe gleicht einer ſchlanken Europäerin von blendend weißer Hautfarbe auf ein Haar.

Aber auch die Kunſtbildung dieſer Harfenſpielerin ſcheint auf Grundſätzen europäiſcher Continentalſchulen zu beruhen, daher wir auch gerne zugeben, daß ſie ſich mit unſern beſſeren Harfenſpielerinnen meſſen könnte. Sie ſpielte nur zwei Piecen in ihrem Concerte, welches am 8. d. M. im Muſikvereinsſaale Statt fand, nämlich die erſte und die letzte, wahrlich heutzutage, wo jeder Concertgeber ad minimum drei, ad maximum ſogar bis an ein Dutzend Tonſtücke ſpielt, eine cosa rara.

Sie ſpielte Variationen, und Souvenir Irlandais, beides von der Compoſition des Th. Labarre. Große Geläufigkeit, männliche Tactfeſtigkeit, geläufige Anwendung des Pedals und ein dem Säuſeln einer Äolsharfe gleiches Piano ſind die rühmenswerthen Vorzüge ihres Vortrags. Zu einem höheren Künſtlerthum mangelt die Fülle und Rundung des Tones im Forte; denn ihr Forteanſchlag gibt dem äſthetiſch gebildeten Gefühle des Zuhörers faſt immer einen kleinen Riß; ferner ein natürliches Übergehen vom Fortiſſimo zum Pianiſſimo, welches letztere ſie beſonders häufig anbringt; denn durch das zu gähe Abſpringen von einem dieſer Extreme zum andern wird die Totalität des Gedankens und der Fluß des Muſikſtückes zu ſehr beeinträchtigt. Was man aber am meiſten vermißt, iſt das belebende und begeiſternde tiefere Gefühl, was bei dem ſchönen Geſchlechte unſers europäiſchen Klimas in einem höheren Grade anzutreffen ſeyn dürfte. Die Concertgeberin erfreute ſich übrigens eines mehrſeitigen Beifalles, obgleich der Zuſpruch ſehr gering war; dafür ſind die Zwiſchennummern ſehr zahlreich geweſen.

Dlle. Bienl ſang eine weinerliche italieniſche Arie, welche ſie möglichſt charakteriſtiſch zu geben ſich bemühte. Warum man doch ſolchen jungen, lebensfrohen Anfängerinnen nicht ein leichteres, lebensfriſches, ihrem heiteren und unbefangenen Gemüthe mehr zuſagendes Geſangsſtück in die Hand gibt, und ſie nicht lernt, natürlich frei vom Herzen weg zu ſingen.

Der junge Ad. Simon ſpielte Variationen auf der Violine, denen er noch nicht gewachſen iſt.

Hr. Schmiedbauer ſang: „Neue Liebe neues Leben“ von Beethoven in einer manierirten Vortragsweiſe.

Hr. Hölzl, Baritoniſt des k. k. Hofoperntheaters, trug endlich zwei Lieder von ſeiner Compoſition mit kräftigem Ausdruck und einer geſunden Stimme vor, erntete viel Beifall, und wiederholte das zweite.

Muſikaliſches Perſpectiv.

Wir entlehnen einem Dubliner Blatte die detaillirte Aufzählung der verſchiedenen Chancen, welche die Harfe durchmachen mußte, bis ſie das wurde, was ſie jetzt als Concertinſtrument iſt: „Die Harfe exiſtirt in verſchiedenen Formen bereits ſeit dem Jahre 1485 vor Chriſti Geburt. Israeliten, Wälſche und Irländer begleiteten mit derſelben ihre heroiſchen Geſänge und Romanzen. In dem chevalereſken Zeitalter machte ein alter Dichter in Frankreich die Harfe zum Gegenſtande eines Gedichtes, welchem er den Namen: Le dicte de la harpe beilegte und in welchem er ſie zu einem Inſtrumente erhob, zu gut, um es an Erholungsorten zu profaniren, zu edel, um von Andern als Damen und Perſonen hohen Ranges gehört und geſpielt zu werden. Seit 25 Jahren ward die Harfe durch Erard in Paris zu ihrer größten Vervollkommnung gebracht. Dieſer geniale Künſtler erfand, ohne den Mechanismus der einfachen Harfe zu ändern, die Mittel, die Macht derſelben durch doppelte Pedale zu erweitern, ſo daß durch jeden Zug mittelſt derſelben zwei auf einander folgende halbe Töne gebildet werden. Dieſe Erfindung erhob die Harfe in Bezug auf Modulation und Harmonie über das Pianoforte, da man nun auch auf derſelben in allen Tonarten ſpielen kann, was vor Erards Erfindung unmöglich war.“

Länder- und Völkerkunde.

In Spanien iſt es überall Sitte, daß man Demjenigen, der fünf oder ſechs Uhr Nachmittags in eine Wohnung eintritt, ſogleich Chocolade vorſetzt; dieſer Gebrauch, die Chocolade ſelbſt, und die dabei hervortretenden Eigenthümlichkeiten ſind ächt national. Erſt die Höflichkeitsbezeugung des Anbietens, welche ſich übrigens bei jeder Sache im gewöhn-

lichen Umgange wiederholt. Will ein Spanier irgend etwas genießen, sey es was es wolle, und wenn zwanzig Personen gegenwärtig wären, die er niemals gesehen, so bietet er solches jedem mit: Mande Usted oder vertraulicher: Guste Usted, „befehlen Sie“ oder „Plait-il?“ an. Doch ist es wiederum Sitte mit einem „Doy mil gratias! Senor“ oder „Gratias“ abzulehnen; es zeigt nämlich von schlechtem Tone oder doch von höchster Vertraulichkeit, das Dargebotene annehmen zu wollen. Eben so ist es Sitte in allen Ständen in Spanien, augenblicklich, sobald ein Anderer etwas von dem mir Gehörigen lobt, es ihm mit den Worten: „A la disposition de Usted“ zu überreichen; wehe jedoch dem, der es annimmt, der Stab über dessen mangelhafte Bildung wäre alsdann gebrochen. Aus diesem Grunde mag es wohl kommen, daß man in Spanien seltener solche Gegenstände loben hört als anderswo, um die Besitzer nicht in Gefahr zu bringen solche anbieten zu müssen.

(Sündenesser.) In Herefordshire bestand früher bei den Begräbnissen ein sonderbarer Gebrauch. Man miethete arme Leute, damit sie die Sünden des Verstorbenen auf sich nehmen sollten. Die Ceremonie war dabei folgende:

Sobald der Todte in den Sarg gelegt war, brachte man einen Laib Brot herbei und reichte dem Sündenesser dieses, so wie ein volles Maß Bier, das er über den Leichnam hinüber trinken mußte. Zugleich erhielt er sechs Pence in Geld. Indem er dieses annahm, nahm er zugleich die Sünden des Todten und befreite ihn (wie sie meinten) vom Umgehen nach dem Tode.

Tagsergebnisse.

(Unglück durch scheue Pferde.) Zwei Pferde, die, innerhalb den Barieren Wiens scheu geworden, sich vom Wagen losgerissen hatten, rannten mit der halben Deichselstange, und durch das Leitseil gezwungene Compagnons in eine enge Gasse.

Ein Hörer der Medicin an der hiesigen Hochschule, der ihnen beiläufig in der Mitte der Gasse entgegenkam, glaubte sich, da er nirgend eine andere Gelegenheit zum Entrinnen sah, dadurch retten zu können, daß er auf einen ledigen, sogenannten „Steyrerwagen“ retirirte, der vor einem der Häuser stand.

Kaum war ihm solches gelungen, als schon die wüthenden Renner ihre Richtung gegen sein Asyl nahmen. Knapp vor demselben bog nun der Eine links, der Andere rechts aus, und indem also Beide vorüber rasen, wird der unglückliche junge Mann von dem straff angezogenen Leitseil, das quer über den Wagen geht, erfaßt, hinabgeschleudert und erleidet durch den Sturz so schwere Verletzungen, daß die Ärzte seine Genesung in Zweifel stellen.

Industrielles.

Dem großen Gott der Industrie und des Handels droht von allen Seiten Gefahr, denn mit Gewalt will man sich jetzt von ihm losſagen. So hat ein gewisser Lewinski, ein Pole von Geburt, der in Frankreich lebt, unlängst bei Toulon Versuche mit einem Boote angestellt, welches durch eine Luftruckmaschine in Bewegung gesetzt wird; die Leitung des Bootes war so energisch, leicht und schnell, daß sich jedermann darüber verwunderte. Die Engländer wollten ihm das Geheimniß seiner Erfindung ablaufen; allein er vermachte es lieber seinem zweiten Vaterlande: Frankreich.

Jägerzeitung.

(Ein Bären-Duell.) Im Departement Nowgorod Rußlands machte man zu Anfangs Jänner auf zwei Bären Jagd, verwunderte sich aber sehr, daß, nachdem der eine Bär erschossen war, der andere nicht zum Vorschein kommen wollte; ein abgesandter Jäger brachte endlich die Nachricht, daß der zweite Bär ganz zerrissen in seinem Blute schwimme. Wirklich war dem auch so, und die gesammte Jagdgesellschaft überzeugte sich durch den Augenschein, daß hier zwischen den beiden Bären, die sich wahrscheinlich wegen eines bequemen Winterlagers in die Haare gerathen waren, ein Duell Statt gefunden habe; denn man fand den armen Meister Petz mit zerbissenem Kopfe und schwer verwundeten Tatzen todt am Platze. Das Duell-Mandat muß in den Wäldern jener nördlichen Länder noch nicht bekannt gemacht worden seyn.

Künstlerischer Wegweiser.

Der gelehrte Mechaniker Collas in Paris hat die wichtige Erfindung gemacht, alle Gattungen von Statuen, Büsten und Basreliefs, kurz alle Gegenstände, die nur immer zur Ausschmückung der Gemächer eines Privatmannes, oder zur Zierde eines Ateliers dienen können, auf jede beliebige Größe zu reduciren. Das Verfahren des Hrn. Collas bei dieser Reduction ist mathematisch genau, und die Erfolge aller bereits in Stein, Holz, Alabaster, Elfenbein und Gyps angestellten Versuche dürfen gelungen genannt werden; weßwegen wir nicht säumen, diese für jeden Verehrer der Kunst höchst wichtige Nachricht mitzutheilen.

Omnibus.

(Armenzeugniß.) Daß der hierortigen Rechnungsführungsverwaltung ihres Wissens nicht bekannt, ob N. N. ein eignes Vermögen besitze, wohl aber höchst dürftig sey, wird hiermit von Amtwegen bestätiget.

(Amusantes.) Der Verfasser des Lustspieles: Homme personnel (der Selbstsüchtige) zwang seinen sterbenden Freund Colardeau, dieß Lustspiel in 5 Acten anzuhören. Diesen Zug, sagte der Sterbende, haben Sie noch anzubringen vergessen.

(Wie aus einem Terno ein Ambo und aus diesem ein Extrato geworden ist.) Eine ziemlich wohlhabende Frau vermißt plötzlich unter ihren Geldeffecten eine Obligation von 500 Gulden, an den Überbringer zahlbar. Sie ging sogleich zu der betreffenden Casse, um gegen eine allfällige Auszahlung dieser Obligation Verboth zu legen. Doch wie erstaunte sie, als man ihr sagte, daß dieselbe bereits vor zwei Monaten erhoben wurde. Der Cassier, welcher die Verwunderung und große Entrüstung der Beschädigten wahrnahm, fragte sie, wer denn zu dieser Zeit bei ihr war, oder wer überhaupt zu ihr komme. „Niemand, keine menschliche Seele kommt zu mir,“ entgegnete die Frau, „ich war immer allein; und nur meine Magd besorgte die im Hause nöthigen Dienste.“ — „Ist diese noch bei Ihnen?“ fragte der Cassier weiter. „Nein,“ erwiederte die Frau, „sie ist etwa vor acht Wochen aus meinem Dienste getreten, weil sie aus der Lotterie einen Terno gewonnen hat, und deßhalb heirathen wollte.“ — „Nun, so gehen Sie zur Polizeibehörde,“ sagte hierauf der Cassier, „und zeigen Sie dort an, daß Ihnen vor zwei Monaten eine fünfhundertguldige Obligation abhanden gekommen ist und daß Ihr Dienstmädchen vor acht Wochen einen Terno gemacht hat.“ Die Frau befolgt diesen Rath. Die Behörde stellt eine nähere Untersuchung an, und findet zwar einen Ambo, denn die erwähnte Magd war wirklich schon verheirathet; doch von einem Terno aus einer Lotterie konnte man keine Spur finden. Im Gegentheile, die Dienstmagd gestand, die vermißte Obligation ihrer Frau wirklich entwendet zu haben. Dafür sitzt sie nun schon seit mehren Tagen extrato.

(Die jüngste Concertsängerin) lebt unstreitig jetzt in England. Sie nennt sich Louise Binning und zählt erst fünf Jahre. Geboren am 10. November 1836 zu Kingsbridge in Devonshire, zeigte sie schon im 9. Monate eine sichtbare Vorliebe für Musik; im Frühjahre d. J. 1839 entwickelte sich in ihr eine Art Somnambulismus, in welchem Zustande sie die anmuthigsten Melodien sang und Zeit der Zeit wuchs ihr musikalisches Gehör, die Fülle ihrer Stimme und die Richtigkeit ihres Vortrages, so, daß die bedeutendsten Meister, wie Moscheles Thalberg u. A. die kleine Virtuosin mit Vergnügen hörten.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 58 u. 59.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 14. und Montag den 16. Mai 1842.

Die Stadt Hamburg beinahe ein Raub der Flammen.

Kaum sind einige Tage seitdem verflossen, wo wir die betrübende Kunde von jener Feuersbrunst erhielten, welche für die Stadt Steyr und seine Bewohner so verderblich gewesen, als uns schon eine neue, noch ungleich größere Verheerung durch dasselbe Element mit Schmerz und Entsetzen erfüllt.

Es ist der Brand von Hamburg, seit jenem von Moskau wohl der größte im Norden unseres Welttheiles.

Nach verbürgten Nachrichten brach derselbe am 5. d. M. aus, und griff mit solcher Wuth um sich, daß bis am 8., wo er seinem Ende sich näherte, ein Drittheil dieser großen Stadt in Asche sank.

Unter den öffentlichen Bauten, welche ein Raub des Flammenmeeres wurden, sind: die Bank, die Börse und die Assecuranz-Gebäude.

Am 6. waren bereits sämmtliche mit dem Löschen beschäftigte Arbeiter durch übermäßige Anstrengung dergestalt ermattet, daß sie jedem weiteren Rettungsversuche entsagten, und die vom Feuer ergriffenen Häuser der Wuth des entzügelten Elementes überlassen mußten.

In diesem Momente einer allgemeinen Erschöpfung sah man sich gezwungen, Kanonen aufzuführen, und die der Brunst nächstliegenden Häuser einzuschießen, um wenigstens dem Weitergreifen Einhalt zu thun.

Noch ist es nicht möglich gewesen, die Zahl derjenigen auszuforschen, welche bei dieser entsetzlichen Katastrophe ihr Leben einbüßten.

Der vorläufig erhobene Schaden wird auf 11—12 Millionen Gulden angeschlagen.

Noch am 8., wo bereits die Stafseten abgingen, in der Merkantilwelt den harten Schlag zu berichten, welcher den ersten Stapelplatz für Europas überseeische Handelsproducte betroffen habe, brannte es noch hie und da.

Detaillirende Berichte, auf welche Art und Weise das Feuer ausgebrochen, und wie es so schnell übermächtig geworden sey, fehlen.

Möchten sie doch minder reich seyn an jenen Scenen eines schauderhaften Unglückes, welche mit derlei Elementar-Ereignissen gewöhnlich verbunden sind und vor denen in diesem Augenblicke jedes menschlich fühlende Herz mit allem Rechte zittern muß.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfandhetter.

I.

Im Schlosse zu Stockholm saß Christina von Hollstein, die Witwe Carl IX. von Schweden. Ihr Augenmerk war, wie es schien, auf ein kleines Bild gerichtet, das sie in der Hand hielt und mit Wohlgefallen betrachtete.

Ihr aber zur Seite stand der gelehrte Herr Johannes Skytte, welcher der Erzieher ihres Sohnes, des Königs Gustav Adolph gewesen, und sich von dem dankbaren Eleven mit der Würde eines Reichsrathes belohnt sah.

Die Stirne Christinens war umwölkt, und man hörte sie nicht ohne Bitterkeit zu dem Reichsrathe sagen:

„Herr Skytte, kaum kann ich es begreifen, daß Ihr das Schönheitsgefühl meines Sohnes so wenig zu läutern gesucht. Wahrlich, wenn ich die Anmuth dieser gemalten Züge betrachte, so möchte ich es beinahe für unmöglich halten, daß ihre Wirkung auf das feurige Gemüth des Königs von so kalter Art seyn konnte. In der That, wir dürfen uns Glück wünschen, daß die Brautwerbung schon zu weit gediehen ist, um rückgängig werden zu können.“

„Und doch,“ entgegnete nicht ohne feine Ironie das kleine Männchen, „glaube ich das Spiel nicht so ganz gewonnen, sollte Euch, verehrte Königin, ein anderer Weg gefällig seyn, als der, den ich vorgeschlagen. Denn wie gering auch den Herren Reichsräthen und dem raschen Oxenstierna die Hindernisse scheinen mögen, welche eine Verbindung mit dem Hause Brandenburg darbieten, um so gewichtiger halte ich jene, welche der Scharfsinn des Herrn Kanzlers so ganz übergangen hat.“

„Ihr meint die jugendliche Neigung des Königs zu Ebba Brahe?“

„So ist es, erlauchte Frau.“

„Da irrt Ihr, Freund Skytte. König Gustav weiß wohl die Galanterie des Ritters von den Pflichten gegen den Thron zu scheiden.“

„Ihr nennt es Galanterie, verehrte Königin; doch mir dünkt die Hinneigung des Königs ernsterer Art zu seyn, und ein siebzig-

jähriger Verkehr mit Menschen hat mich in meinen Erfahrungen belogen, wenn Gustavs Neigung nicht das erste Auftauchen einer Sonne ist, welche jenen, so sie scheint, das wüsteste Eiland in ein Paradies zu wandeln vermag."

„Was sagt Ihr?" rief erstaunt Christine, „Gustav könnte vergessen, was er dem Erbe seiner Väter schuldig sey? Und jene Thörin, die ich fast großgezogen habe, sollte es wagen meine Gnade also zu mißbrauchen? Die Undankbare!"

„Ihro Majestät gehen zu weit. Das Benehmen der jungen Gräfin Brahe hat nie den Anstand verletzt, noch hat sie die Gunstbezeigungen des Königs zu nähren gesucht, und wahrscheinlich liegt der Grund, warum sie den Hof verließ, in dem klaren Bewußtseyn, was sie Euch, sich selbst und dem Lande schuldig sey. Die Vorliebe des Königs für die junge Dame mag daher allein auf jenen Vorzügen beruhen, durch welche Ebba sich auch Eure besondere Gunst erworben. Auch halte ich die Sache nur darum bedenklich, weil sie dem Ehrgeize des Grafen Brahe willkommen seyn könnte, der vielleicht eine Blutsverwandtschaft mit dem Hause Wasa nicht unmöglich hält."

„Herr Skytte, dieser verderblichen Möglichkeit muß vorgebeugt werden, und ich sehe hiefür kein passenderes Mittel, als eine baldige Vermählung der jungen Ebba mit einem Edelmann, dem der Vater nicht leicht ihre Hand versagen darf. Laßt uns prüfen, ob sich nicht ein solcher wohl am Hofe befinde."

In diesem Augenblicke meldete der diensthabende Page den Kronfeldherrn Jacob de la Gardie, welcher vor seiner Abreise aufzuwarten wünsche.

Da goß sich ein Freudestrahl über das Antlitz Christinens, und rasch sprach sie:

„Er ist willkommen."

Und zu dem Reichsrathe wandte sie sich freundlich: „Was meint Ihr zu diesem Freier für Ebba Brahe?"

„Allerdings halte ich das plötzliche Erscheinen des Feldmarschalls für ein glückliches Omen."

„So Gott will, Herr Skytte. Ich werde Euch noch heute den Erfolg hievon mittheilen."

Somit verließ der Reichsrath die Königin.

Noch in dem nächsten Vorsaale traf er mit Herrn Jacob de la Gardie zusammen.

„Wie ich sehe, so seyd Ihr reisefertig, Herr Feldmarschall!" rief er jenem freundlich zu.

„Ihr habt es errathen, Herr Reichsrath."

„Und wohin gedenkt Ihr zu gehen?"

„Nach Gothenburg."

„Fast dünkt mir, als scheine Euch die Hofluft nicht zu behagen. Freilich ist sie zu lau gegen den scharfen Luftzug an der Moskwa. Übrigens hat es keine Eile, und ich behalte es mir vor, mich von Euch noch später zu beurlauben."

„Schwerlich, Herr Skytte, da ich in wenigen Stunden Stockholm verlasse."

„Was gilt die Wette, ich treffe Euch noch diesen Abend?"

„Wißt Ihr das so gewiß?"

„Ei, so wagt. Was gebt Ihr zum Besten?"

„Ich wüßte wahrlich nichts zu bieten. Wählt selbst."

„Nun wohl, einen Kuß von Eurer Braut."

„Herr Skytte, da ist Einsatz und Wette zugleich verloren."

„Glaubt Ihr; und doch bin ich's zufrieden. Nun auf Wiedersehen, Herr Feldmarschall, und was den Kuß anbelangt, so werde ich ihn zur rechten Zeit schon holen."

Mit diesen Worten verließ der Reichsrath Herrn de la Gardie, der jetzt durch die geöffneten Flügelthüren der Mutter Gustav Adolphs nahte.

„Erhabene Frau und Königin," begann er nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, „vergönnt einem treuen Diener — —"

„So wie ich höre, wollt Ihr nach Gothenburg, Herr Feldmarschall," fiel sogleich Christine dem Sprecher in die Rede. „Woher dieser plötzliche Entschluß, uns zu verlassen? Wahrlich, Herr de la Gardie, fast können wir uns nicht des Gedankens erwehren, daß Ihr Euch am Hofe zu langweilen scheint."

„Nun so verzeiht, gnädigste Frau, wenn ich es versuchen will diese Beschuldigung abzulehnen, und meine Abreise einzig allein auf die Pflicht stütze, welche mir eben jetzt die Besichtigung der Festungsgarnisonen auferlegt, und da —"

„Mir dieser Vorwand sehr gelegen kommt," spöttelte die Königin, „so ist er mein Schild gegen jede anderweitige Vermuthung. Ist's nicht also, Herr Feldmarschall? Wie Ihr doch nun so verlegen seyd, de la Gardie! Fürwahr, ich glaube, daß Euch jetzt eine passende Antwort mehr Sorge macht, als jene 4000 zuchtlosen Soldaten, mit denen Ihr uns die moskowitische Czarenkrone fast aufgedrungen hättet."

„Ihro Majestät," versetzte hierüber verlegen der Feldmarschall, „belieben —"

„Ein paar hellsehende Augen zu besitzen. Das ist allerdings ein Regale, um welches Ihr sogenannte Herr'n der Welt die Frauen immer beneiden mögt. Doch laßt uns Frieden schließen, Herr de la Gardie; denn ich bedarf in einer ernsten Sache Eurer ganzen Bereitwilligkeit."

„Jacob de la Gardie ist darauf stolz, Euch Blut und Leben zu opfern. Darum befehlt, gnädigste Königin."

„Ich halte mich dieser Zusage versichert," erwiederte ernst Christine; „und Ihr sollt nun durch das, was ich von Euch begehren werde, erproben, ob Euer Herz ebenso viel Antheil an dem künftigen Wohle des Königs nimmt, als Ihr für ihn tapfer gestritten habt. Darum hört mich. Es ist Euch wohl bekannt, wie mein Sohn Gustav Anlaß zu einer Verhandlung gegeben hat, welche seine Vermählung mit einer Prinzessin aus dem Hause Brandenburg bezwecken sollte. Jetzt aber, wo diese Sache zu einem, dem Interesse Schwedens allerdings wünschenswerthen Ende gebracht ist, scheint der König dem Gedanken gänzlich entsagt zu haben; ja ich befürchte, daß Gustav Adolph den Wunsch hege, seine Krone mit einer Vasallin zu theilen. Wie unmöglich dieß sey, und wie Schwedens König seine Gemahlin jenseits des Beltes suchen müsse, das wißt Ihr als Staatsmann wohl selbst, und es will daher nur die besorgte Mutter die Frage an Euch stellen, ob Gustav Adolph den Freund, den er den ersten Stein seiner Krone nennt, zum Mitwisser seiner geheimen Herzensneigung gemacht habe?"

„Verehrte Königin, so sehr ich mich sonst durch das Vertrauen Seiner Majestät ausgezeichnet fühle, so kann ich mir doch in dieser Beziehung jedes Wissen auf das Feierlichste in Abrede stellen."

„Nun denn," sprach Christine mit lebhafter Stimme, „so muß ich um so fester an das Bestehen einer unzukömmlichen Liebe des Königs glauben, und ich will Alles aufbieten, diese verderbende

Leidenschaft meines Sohnes zu bekämpfen. Darum bitte ich auch Euch, Herr Feldmarschall, mir zu Liebe, und dem Lande zum Heil, meinem Vorhaben treue Hand zu bieten.“

„Ihr könnt dessen versichert seyn, erlauchte Frau. Denn wie ich den König liebe, eben so gilt mir Alles, was seine Ehre, sein Wohl betrifft.“

„So darf ich Euch also eine Entdeckung mittheilen, ohne Furcht, Euch hiedurch zu kränken. Darum hört mich, Herr de la Gardie. Jene Dame, welche durch das feurige Temperament meines Sohnes uns so gefährlich zu werden beginnt, ist die junge Gräfin Ebba Brahe.“

„Wäre es möglich, Gustav Adolph liebt meine Base?“

„Ja, Eure Base, Ebba Brahe! Doch was ficht Euch an? Ihr werdet blaß? — Wie, Herr Feldmarschall, so hätte ich zufällig die verwundbare Stelle des schwedischen Achills aufgefunden?“

„Ihr irrt, erhabene Fürstin,“ entgegnete der Gefragte, dem hierüber das Blut in die Wangen gefahren. „Was sollte die Jugendfrische meiner Base mit dem Manne gemein haben, der ihr an Jahren bedeutend überlegen ist; mit dem Soldaten, den sein Handwerk stets von den edleren Freuden des Lebens entfernt hielt. Was ich für Ebba Brahe fühle, ist nichts als die Sorge um eine mir theure Verwandte, deren Lebensglück jetzt auf der Spitze steht. Auch wollen Ihro Majestät erwägen, daß mich die Kriegsereignisse beinahe mehr als drei Jahre vom Hoflager entfernt hielten, und damals war Ebba Brahe fast noch ein Kind zu nennen.“

„Eine jugendliche Knospe,“ verbesserte wohlwollend die Königin, „an deren sorgsame Pflege ich manche Stunde gewendet. Auch habe ich mit dem Mädchen Ehre eingelegt, und ihre anmuthige Schönheit hat mehr als Einen Sänger des Nordens begeistert. Doch freilich sind dieß keine Strophen für ein Feldlager, und somit ist es möglich, daß Ihr bisher von den Reizen Ebba's ununterrichtet geblieben seyd. Übrigens, Herr de la Gardie, seyd Ihr bescheidener als Ihr solltet, und Eure Zurückgezogenheit ist sodann eine neue Zugabe jener trefflichen Eigenschaften, die Ihr besitzt; und wenn mir daher eine harte Nothwendigkeit es auferlegt, um jeden Preis auch das zarteste Verhältniß, das zwischen Ebba und meinem Sohne bestehen mag, zu lösen, so wäre der einzige Ersatz, den ich hiefür dem Mädchen bieten könnte, bei seinem Herzen die Bewerbung eines Mannes zu unterstützen, den ich als den Stolz des schwedischen Adels kenne. Darum sagt mir frei und offen, ob ich bei Ebba Brahe für Euch werben könne.“

„Freimuth gilt mir als die schönste Zierde des Mannes, und also geht meine Bitte dahin, meinetwegen das Herz meiner Base keinem Zwange zu unterwerfen. Dagegen, erlauchte Königin, gebe ich Euch die feierliche Versicherung, daß Ebba Brahe kein Hinderniß in den Heirathsangelegenheiten Seiner Majestät mit dem Hause Brandenburg seyn soll.“

„Und was gebt Ihr mir als Pfand, daß Ihr das so sicher vollbringen wollt?“ fragte mit gerunzelter Stirne Christine.

„Mein ritterliches Ehrenwort, das noch Keiner meines Stammes ungelöst ließ.“

„Nun, so nehmt den besten Segen einer bekümmerten Mutter für Euer Vorhaben, Herr de la Gardie, und Heil meinem Sohne, wenn er noch viele so treue Stützen seiner Krone besitzt.“

2.

Durch den Stadtholm drängte die neugierige Menge nach dem Schlosse Gustav Adolphs, denn es war der Tag, an welchem der leutselige König auch den Geringsten anzuhören pflegte, und man sah dort in den Vorsälen neben dem Herrn vom Adel den derben Bewohner von Dalekarlien, an den reichen Bürger von Stockholm den armen Finnen, und an diesen wieder den ernsten Studiosus von Upsala gereiht. Auch fehlte es nicht an hochstämmigen Supplicanten, deren kühne, sonneverbrannte Gesichter die Kostgänger des Lagers bezeichneten.

Die Stunde der üblichen Audienzzeit war beinahe verstrichen, und man bemerkte von den Vielen, welche heute das Antlitz des Königs geschaut, nur eine kleine Gruppe von Personen, die solches noch gewärtigte.

Es war ein alter Bauer aus Dalekarlien, auf dessen Wangen noch das Roth der Frühzeit prangte, während weniges weißes Haar sein Haupt bedeckte; dann eine Deputation der Stockholmer Kaufmannschaft, kluge Gesichter mit freundlichen Augen, angethan in festlichen Wämsern von feinem Tuche, mit köstlich gestickten Halskrausen, und auf der Schulter wiegend die Last ungeheurer Perrücken. Da winkte der Kämmerling, der die Aufsicht über die Reihenfolge der Anwesenden führte, dem Dalekarlier, und schüchtern trat jetzt dieser über die Schwelle zu seinem König.

„Dein Name?“ fragte ihn gütig Gustav Adolph.

„Erich Jarlson,“ antwortete unter tiefen Bücklingen der Bauer.

„Und was führt dich zu mir?“

„König Gustav, mich hießen Kummer und Hoffnung dein Antlitz suchen, damit dein Mund mir das Recht spreche, wie wir es öfter von deinem Vater gehört, wenn er in unsere Thäler kam.“

„Nun, so rede ungescheut, Freund Jarlson; denn ich will, steht es in meiner Macht, dich der Bürde entlassen, die dich zu drücken scheint, und vor allem dort das Recht beschützen, wo meinem Ahnherrn die treuesten Bogenschützen gefolgt.“

„So meinte ich es auch,“ fiel der Greis dem König treuherzig in die Rede, „obgleich mein Weib, die dumme Martha, manches dagegen einzuwenden hatte, die da meinte, man werde den ungeschlachten Dalekarl gar nicht die Treppe hinaufsteigen lassen, welche zu seinem König führt. Das Gleiche meinte Nils, der Krämer von Ornäs. „Erich Jarlson,“ sagte er, „schlag dir's aus dem Kopfe. Die Reise verzehrt mehr, als du in drei Jahren Hafer baust, und endlich, wie wird dich der König bescheiden: Du grober Gesell aus Dalekarlien, lasse uns ungeschoren mit deinen Plackereien, denn wir haben Wichtigeres zu schlichten.“

Da lachte Gustav Adolph recht herzlich über die Treuherzigkeit des Alten, und sagte: „Nun, Erich, was hast du mir eigentlich zu vertrauen.“

„König Gustav, ich komme meinen Sohn zu verklagen, der unter deinem Fußvolke dient.“

„Und wessen Verbrechens beschuldigst du ihn?“

„Verbrochen, mein König, hat er eigentlich nichts, obgleich es ein schreiendes Unrecht ist, daß der Junge der Trommel nachlief, und darüber Vater und Mutter verließ. Sieh', mein König, ich grämte mich nicht, daß er die Pickelhaube aufsetzte, hätte ich noch mehr Buben zu verlieren. Aber von drei Söhnen, die in den Kriegen deines glorreichen Vaters gefallen, ist er mir übrig ge-

blieben, und meine Martha weint ſich nun oft die Augen roth, wenn wir beide mit der Arbeit nicht mehr recht fort können, und alſo das bischen Feld unbeſtellt bleiben muß. Darum wollte ich dich, großer König, inſtändig gebeten haben, den ſtörriſchen Jungen heimzuſchicken. Weiß Gott, wäre Noth an Mann, ſo würde ich ſagen: Weib, ſey ruhig; was dem Könige und dem Vaterlande gilt, da hilft kein Sträuben, und das Theuerſte muß daran. — Denn ſo dachten unſere Vorältern, und wir wollen ihnen keine Schande machen. Doch jetzt iſt ja Friede, und wie ich durch die Thore zog, ſah ich in den Straßen manches junge müßige Blut, dem Stahlhaube und Koller nicht minder gut anſtehen würde.“

„Und wie heißt dein Sohn?“ unterbrach der König die Rede.

„Edward Jarlſon, und ſie nennen ſeinen Befehlshaber den Oberſt Teuffel. Auch ſah ich den hoffärtigen Jungen beim Schloßgarten die Wache beziehen.“

„Scienſchild!“ rief Guſtav Adolph mit ſtarker Stimme den Kämmerling. „Laßt den Poſten am Garten ablöſen, und beſcheidet ihn hieher. Jarlſon iſt der Name des Mannes.“

Dann wandte er ſich an den Dalekarl: „Nun, alter Freund, magſt du draußen warten, bis ich deinen Sohn geſehen habe. Oder noch beſſer, begib dich in die Schloßküche, und ſag', ich hätte befohlen, dir ein Stockholmer Frühmahl aufzuſchüſſeln.“

Dieſe Worte waren zu beſtimmt geſprochen, als daß ſie der gute Dalekarlier hätte mißverſtehen können. Er verließ daher mit verſchiedenen Höflichkeitsbezeigungen den König, der, um wegen der Loslaſſung ſeines Sohnes das Nöthige zu verfügen, an ſeinen Arbeitstiſch trat, und ſomit uns Zeit gönnt, ſowohl ihm, als dem Orte an dem er ſich befand, einige näher bezeichnende Worte zu ſchenken.

Das Arbeitszimmer Guſtav Adolphs war ein geräumiges Viereck, aus deſſen hohen Bogenfenſtern man die Ausſicht auf eine ziemlich große Fläche hatte, die an dieſer Seite des Schloſſes lag und für die Waffenübung des königlichen Leibregiments beſtimmt war, das der kampfluſtige Guſtav ganz nach neuer Art gerüſtet hatte, und deſſen Evolutionen er ſehr oft beizuwohnen pflegte. Was nun den weitern Prunk des Gemaches anbelangt, ſo war daſſelbe bloß mit einfachen Tapeten behängt, der Hausrath vom geſchnitzten Eichenholze, und jeder goldenen Zierde entbehrend; und das Ganze würde eher an die Wohnung eines wohlhabenden Bürgers aus dem Rheingau erinnert haben, hätte nicht das prachtvolle Bild Carl IX., durch den Pinſel eines ausgezeichneten Künſtlers der Niederlande in Lebensgröße geſchaffen, und eine bedeutende Sammlung aller Gattungen von Waffen und Modellen kriegeriſcher Maſchinen uns mit der Lieblingsbeſchäftigung Guſtav Adolphs vertraut gemacht; der, ein eifriger Verehrer der griechiſchen und römiſchen Helden, alles das um ſich häufte, was ſeinem thatendurſtigen Geiſte forſchenswerth oder nachahmungswürdig erſchien.

Darum liebte er vorzüglich die einfache Kleidung, und man hörte ihn öfters zu ſeiner Umgebung ſagen: Der koſtbarſte Schmuck eines Königs ſei die Liebe ſeines Volkes, und noch mehr Zierde als Krone und Purpur gelte das Bewußtſeyn, ein wahrer Fürſt zu ſeyn.

Auch ſah man ihn nur bei Hoffeſten, oder wenn er fremde Geſandte empfangen ſollte, in Sammt oder Seide. Sonſt trug er, wie heute, einen kurzen Waffenrock von dunkler Farbe und mit aufgeſchlitzten Ärmeln; dann anliegende Beinkleider von Reh-leder und kurze Stulpſtiefel. Seine Halszierde beſtand nach damaliger Sitte in einem weißen Spitzenkragen, der umgeſchlagen war; über ſeine Schulter fiel eine breite Schärpe, die an der linken Seite zwei ungleich große Schleifen bildete, zwiſchen welchen der mit Gold ausgelegte Griff eines breiten Degens ſichtbar ward. Auf der Bruſt trug er als einzige Auszeichnung das Kreuz des Seraphinenordens. Aber ſo ſehr der Anzug Guſtav Adolphs das Gepräge der Einfachheit hatte, um ſo mehr wurde hiedurch der Eindruck erhöht, den ſeine wahrhaft königliche Geſtalt, die den Helden verkündete, zu hinterlaſſen pflegte.

(Fortſetzung folgt.)

Heimath und Fremde.

Eine Rhapſodie von Andreas Schumacher.

1.

Jedes Land bedarf des Patriotismus ſeiner Bürger. Die höchſte Aufklärung, der reinſte Weltbürgerſinn reichen nicht aus, wo es die Förderung der Geſellſchaft gilt. Das Gute läßt ſich ſelten ſo ins Leben rufen, daß es allen Menſchen zugleich angedeiht, jeder muß es in ſeinem Kreiſe, in ſeiner nächſten Umgebung wecken und fördern. Wie der Regentropfen, der aus der Wolke fällt, zuerſt einen engen Ring, dann einen weiteren und weiteſten über die ruhige Waſſerfläche hinſchwellt, ſo werden Wahrheit und Poeſie in einem engen, weiteren und weiteſten Kreiſe erkannt und fortgepflanzt.

Die Richtigkeit dieſer Bemerkung ſcheint mir insbeſondere aus der hohen Bedeutung und wirkenden Kraft des Nationalen in Kunſt und Leben hervorzugehen. — Wo immer die Kunſt ſich zur Bedeutung erhob, geſchah es in Folge des Vorhandenſeyns einer nationalen Schule. Selbſt Shakeſpeare iſt nur die königliche Blüthe an dem kräftigen Baume des engliſchen Theaters. — Calderon und Lope ſind nur hervorragend ſchöne Blumenkronen des reichen ſpaniſchen Dichtergartens — Dante und Raphael, Goethe und Tegner, Homer und Beethoven ſind die von dem Morgenrothe der Geſchichte beleuchteten Gletſcher über dem Höhenzuge geiſtesverwandter Zeitgenoſſen. Schiller's gedankenreiche Poeſie war die Tochter des philoſophiſchen Deutſchlands; nie wäre ſie ſo ſchön geworden ohne die feurige Seele des Vaters, doch die ideale Hoheit ihres Angeſichtes war das Erbtheil des Stammes der Velleda, ihre Rede der ausgeprägte Gedanke der Germanen bei dem Leuchten der Brandfackeln, welche ein fanatiſch entflammter Materialismus jenſeits des Rheins ſchleuderte!

Die Natur hat durch die Macht gemeinſchaftlicher Liebe den Beſtand des Familienverbandes gegründet, und durch den Zweck der Erhaltung geheiligt; wir ſeh'n die Macht des Blutes, wie ſich die Wirkungen ihres heißen Liebesdranges in den Inſtituten des Adels und des erblichen Eigenthums über Jahrhunderte hinaus erſtrecken, ſo gilt es für Familien, für Staaten, für Völker! So bildet der Weiſe zuerſt ſich, dann Freunde, die ihn verſtehen, dann ſein Volk, ſo ſchlingt ſich ein Band der Liebe um den Dichter und ſeine Nation! Wer gibt ſein zeitliches Gut an Fremde hin, ohne daß er Schmerz empfände, daß es nicht die Tage eines geliebten Sohn's begründet? Was nützen uns Dichter und Gelehrte, die das Heiligthum ihrer Seele nicht für ihr Volk aufſchließen?

Digitized by Google

Ist es noch nöthig, an das Beispiel fremder Nationen zu erinnern? Wo lebt das Volk, das seine Kraft nicht sich selbst zuwendet? das nach dem Fortschritte strebt, und nicht bei sich selber anfängt, dessen Kräfte nicht stolz darauf sind, für dieses Volk zu wirken?

2.

Man hat den Deutschen schon so viele Vorwürfe über ihren Mangel an Nationaleinigkeit gemacht, daß ich keinen neuen hinzufügen will! Sind doch auch in dieser Beziehung die Tage der Erkenntniß gekommen, so daß Überzeugungen, die einst Wenigen vorbehalten schienen, jetzt alle Gebildeteren der Nation durchdringen. Am wenigsten aber möcht' ich meine Landsleute mit der Allgemeinheit dieses deutschen Übels entschuldigen, da man den Österreichern nicht in Abrede stellen darf, daß sie immer gute Deutsche waren.

Und doch muß man zugeben, daß die große Ideenzersplitterung, die sich in dem jetzigen Zustande der deutschen Literatur überhaupt kundgibt, auch in den jungen strebenden österreichischen Schriftstellern sich nicht verläugne.

3.

Dieses Hinschweifen nach Süd und Nord, — dieses Auflösen jeder noch so bizarren Kunstform, dieses fade Hinkränkeln in süßlichen Troubadourweisen und kläglichen Mondschein-Elegien, dieses lebenslängliche Nachahmen des Undeutschen, dieses Hinopfern aller nationalen Herzensfrische für eitlen Bilderschwall und orientalischen Redeschmuck, dieses ewige Herleiern alter Ammenmährchen und Historien, bei dem die Welt auch nicht um eine originelle Anschauung, geschweige um einen Gedanken bereichert wird, sind sie nicht in Österreich so gut verhaßt und verachtet wie irgendwo? — Die Schmach der Talentlosigkeit kann Österreich denen getrost zurückgeben, die sie für dieses Land allein aufbewahren möchten. Unberufene finden sich überall und Österreich theilt darin auch das Mißgeschick des ganzen deutschen Vaterlandes.

4.

Die Deutschen haben in ihrer Literatur nicht bloß Kosmopolitismus und Humanität als letzte Zwecke angestrebt, sondern sie waren universell und suchten sich jede Kunstform und Nationalität anzueignen. Über diese Bestrebungen scheinen die großen Sonnen ihrer nationalen Genies in tausend kleine Wandelsterne zersplittert zu seyn. Die Talente dieser Tage theilen daher insgesammt das harte Schicksal für die abgeschlagenen Trümmer irgend eines alten zu gelten. Solch ein Stück Universum prätendirt aber durchaus eine Welt für sich zu seyn, hat seinen Journal-Dunstkreis, beschreibt seine polemische Ellipsis und ist den friedlichen alten Sternen oft recht beschwerlich.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Musikalisches Perspectiv.

(Concert zum Besten einer durch Unglück verarmten Familie.) Obschon die Reize der freien grünenden Natur gegenwärtig mit jenen Polyhimnias um unser Vergnügen mächtig rivalisiren, so fand sich bei diesem Wohlthätigkeitsconcerte, welches vorgestern um die Mittagszeit im Musikvereinssaale gegeben wurde, ein ziemlich zahlreiches, sehr gewähltes Publicum ein, was den schönen Beweis lieferte, daß der hohe Sinn unserer Residenzbewohner für Wohlthun, ungeachtet er sehr häufig geübt wird, dennoch nicht erkaltet.

Auch der artistische Theil gewährte viel Anziehendes, denn in dem Kranze der Mitwirkenden, als Mad. Jäger, welche ein Lied von Adolph Müller, Dlle. Schlögl, welche declamirte, Hrn. Mestroy, welcher zwei Gedichte von Castelli in niederösterreichischer Mundart sprach, dann Hrn. Braun, welcher ein Fagott-Solo vortrug, glänzten auch die Namen: Bazzini, Briccialdi und Döbler. Es ward des Trefflichen viel, des minder Gelungenen nur wenig geboten. Beides zu sondern wäre hier, wo ein Jeder gewiß sein Bestes auf den Altar der Milde legt, wohl nicht am Platze. Ehrende Hervorrufungen wurden sämmtlichen Mitwirkenden zu Theil.

Provinzial-Correspondenz.

Graz am 5. Mai 1842.

Wer treu wie er gefühlt, berichtet,
Wär's auch erlogen, er lügt nicht.
Castelli.

Bevor ich mich in eine Besprechung über die Darstellungen auf hiesiger Bühne in der neuen Saison einlasse, erlauben Sie, geschätzter Herr Redacteur und Ihre Leser, mir, meine Debutrolle in Ihrem Blatte mit einem kurzen Überblicke der Leistungen des Directors Funk zu beginnen, mit welchen wir von letzterem im verflossenen Theaterjahr erfreut wurden, um so mehr, als sein wackeres, emsiges Streben gewiß mehr Würdigung verdient, als sie ihm von Seite des hiesigen Publicums bisher zu Theil wurde.

An neuen (d. h. zum ersten Male aufgeführten) dramatischen Pieces sahen wir 43, worunter sich 5 Opern, 12 Possen, 12 Schau- und Trauerspiele und 15 Lustspiele befanden, aus denen Referent vor allen den „Seensee," Parisina," „Römer in Melitone," „das Marmorherz," „Purzel," „Zigeuner in der Steinmetzwerkstätte," „Wette um ein Herz," „zum Beispiel," „Mädl aus der Vorstadt," „Geld," „die Mode," „das Glas Wasser," „die Perlenschnur," „die Schule der Reichen," „der Sohn der Wildniß" ꝛc. ꝛc. als auch in der Residenz hinlänglich anerkannte Producte herausshebt.

Daß die Leistungen der hierin beschäftigten Individuen nur stets zum guten Gelingen der Aufführung beitragen mußten, dafür bürgen die in der Theaterwelt hinreichend bekannten und in Ihrem geschätzten Blatte schon öfters rühmlich erwähnten Namen der Dlles. Rettich, Gebhard, Eppert und der HH. Conradi, Chauer, Renner, Riener und Remark, so wie die der nicht minder verdienstvollen Dlles. Lengvary, Wildauer, Wellen, Fränzl und der HH. Pichler, Ulram, Henkle, Leidl, Eigenwahl, Licholb, Köppl u. a. m.

Der Saisonwechsel brachte einige Änderungen in Hinsicht des Personals bis auf den Abgang der mit Recht ausgezeichnet genannten ersten Sängerin Dlle. Rettich, die einem ehrenvollen Rufe an das Hoftheater nach München folgte und des braven ersten Tenoristen Hrn. Kreipl, welcher, dem Vernehmen nach, einer mehrseitigen Einladung zum Gastspiele zufolge nach Brünn abging.

Für die erstere erhielt die Bühne Ersatz durch Dlle. Stiepanek und Dlle. Hoffmann, die Stelle des letzteren ist für dermalen provisorisch durch Hrn. Erl besetzt, welcher die ersten Tenorpartien als Gast singt.

So wie im verflossenen, so drängen sich auch im neuen Theaterjahre die Neuigkeiten, und in einem Zeitraume von kaum einem Monate sahen wir bereits sieben neue Pieces.

„Die reiche Bäckersamilie," von Kaiser, womit die Vorstellungen nach der Osterwoche begannen, interessirt, ein paar gute Lieder ausgenommen, wenig, obwohl die HH. Remark (Bäcker), Riener (Faustin) und die Dlle. Wildauer (Constanzia), Remark (Leni) ihres verdienstvollen Spieles erwähnt zu werden verdienen.

„Maria von Medicis" von A. v. Berger ist eines der besseren Lustspiele der deutschen Schaubühne und hat dieses Recht auch hierorts behauptet, obwol es der Darstellung an einer gehörigen Rundung fehlte. Dlle. Gebhard (Maria) wurde mit Vergnügen gesehen, um so mehr als ihr

ihr angenehmes Äußere dabei vortheilhaft zu Statten kam. Dlle. Eppert (Page) bewies von neuem, welches schöne Talent selbe vorzüglich für das naive Fach besitze. Hr. Conradi (Heinrich) und Dlle. Wildauer (Marquise) rechtfertigten auch dießfalls ihren alten guten Ruf. — Ausstattung und Costume machen der Direction Ehre.

Am 2. die verhängnißvolle Darstellung der „Nachtwandlerinn." Dlle. Stiepanek (Amina), Hr. Hübner (Eduard), Hr. Herger (Rudolph). Ich will über die wirklich intolerante Weise, womit das Publicum (der bessere Theil jedoch ausgenommen) die neuen Sänger empfing, schweigen, und hier nur kurz erwähnen, daß Hr. Hübner eine angenehme klangvolle Stimme besitze, er jedoch bei geringer Routine und Ausbildung und bei so unfreundlichen Aspecten wohl nicht durchzugreifen im Stande war. Dlle. Stiepanek, ganz natürlich anfänglich ebenfalls befangen, gewann jedoch bald ihre vollkommene Ruhe und Sicherheit, und errang sowohl durch Gesang und Spiel für diesen Abend den stillen Beifall der Kenner. Hr. Herger konnte sich trotz seiner sonoren markigen Stimme bei der ungünstigen Constellation des Theaterhimmels nicht gehörig empfehlen. In einer Reprise der Oper „Montecchi und Capuleti" hörten wir zum ersten Male Dlle. Hofmann, welche mit Virtuosität die Parthie des Romeo sang und spielte und bereits die Gunst des Publicums im vollen Maße besitzt. — Sie und Dlle. Stiepanek (Giulieta) wurden einigemal gerufen. — Auch die HH. Ulram, Henkel und Leibl trugen zum guten Gelingen der Vorstellung ausgezeichnet bei.

„Verleumder und Plauderer" von Kaiser sprach trotz des gediegenen Spieles der HH. Renner und Riener in den Titelrollen nicht besonders an; dafür sahen wir aber Nestroy's: „Einen Jux will er sich machen" bereits zum sechsten Male bei stets vollem Hause. Hr. Riener (Weinbert), Remark (Melchior), Libold (Christopherl), leisten Vorzügliches, so wie auch Hr. Köppl (Zangler), Dlle. Fränzl (Marie) und Hr. Eigenwahl (Kraps) lobend zu erwähnen sind.

Eine viermalige Wiederholung des historischen Dramas „Elisabeth von Hohenfels" bürgte schon hinlänglich für den Werth desselben, und uns bleibt nur hier zu erwähnen, daß Dlle. Gebhard in der Titelrolle Ausgezeichnetes leistete.

Gemigen's „deutscher Hausvater," durch W. Vogl neu inscenirt, konnte keinen besondern Beifall erringen. Dieß über die im neuen Theaterjahre auf unserer Bühne zum ersten Male gegebenen Darstellungen, die näher zu besprechen wohl nicht in die Sphäre eines ledigen Berichterstatters gehört, aus deren Aufzählung Sie aber sehen, daß die Direction sich alle mögliche Mühe gibt, mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten, und von den guten unserer jetzigen Theaterproducte in verständiger Auswahl die besten zur Schau bietet.

Der eisige Winter machte dem freundlichen Frühlinge Platz, und mit den Veilchen und den Vögeln, mit denen sich die ganze Schöpfung belebt, beleben sich auch die Städte mit reisenden Genies, Concertanten ꝛc. und Graz ist nicht die kleinste unter den tausend Städten Europas, die von letztern nicht heimgesucht, und wo dieselben nicht mit freundlicher Theilnahme empfangen werden. Dlle. Plantin, Gesangs- und Pianokünstlerin, eröffnete den Reihen mit einem Concerte im hiesigen ständischen Rittersaale, gefiel jedoch nicht. — Einen bessern, ich möchte sagen, ausgezeichneten Erfolg hatte das Concert des Dr. Edlen v. Schick, der sein Instrument mit Ausgezeichnetheit behandelt, und das verdiente Lob allenthalben einernten wird.

Von sonstigen Neuigkeiten gibt es wenige zu berichten. Der Compositeur der hier mit Beifall überall gehörten „Harmonie-Ball-Tänze," bei denen die Harmonie durch das Abfeuern von Pistolen erzielt wird und die vorzüglich in geschlossenem Raume bei hysterischen Frauenzimmern von ausgezeichneter Wirkung seyn sollen, arbeitet dem Vernehmen nach an einer neuen Parthie Walzer, bei der das grobe Geschütz am Schloßberg mitwirken soll. Allerdings ein Verdienst, mehr Feuer in die Musik zu bringen.

Der Kiosk (ein kleines Kaffehhaus am Glacis) erhielt eine neue Färbung, nämlich dunkelblauen Grund, mit dunkelgrünen Rahmen, ächt chinesisch; das mag seyn, aber für ein gutmüthiges deutsches Auge wohl nicht zu genitren.

Das Gasthaus (Casino?) am Schloßberg, der jetzt mit seinen mannigfaltigen Wegen, Gebölzen, Lusthäusern, Parapluis, Blumenkörben ꝛc. ꝛc. einen malerischen Anblick gewährt, wurde wie alle Jahre damit eröffnet, daß die zahlreich anwesenden Gäste, welchen durch riesengroße Anschlagszettel der Genuß von ausgezeichneter Musik, ausgezeichneten Speisen ꝛc. ꝛc. versprochen wurde, erstere gar nicht, letztere unausgezeichnet fanden.

Zum Schlusse bloß den Titel eines am 18. Mai durch den hiesigen Tanzmeister Eichler abgehaltenen werdenden Ballfestes. Es nennt sich: „Das Bouquetenfest der Anglaise!!" Sehr romantisch.

Von dem Gastspiele des Hrn. Erl, dem Concerte der Dlle. Meerti und der heutigen Blumenausstellung nächstens.

Vale et fave. . . . k.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Die erste Bürgerparade auf dem Stephansplatze.)

Die St. Stephanskirche in Wien hatte in den älteren Zeiten, wie fast jede christliche Pfarrkirche, rings um sich her einen Friedhof. Es wurde zwar schon seit langer Zeit niemand mehr auf selbem begraben. Aber er war doch durch eigene Thore gegen die Schulerstraße, Singerstraße, den Stockimeisenplatz und die Bischofgasse abgesondert, welche alle Nacht geschlossen wurden.

Se. Majestät Kaiser Joseph II. ließ diese Thore abreißen und öffnete so die Gemeinschaft mit mehren Gassen der Stadt.

Jedoch stand vorne noch gegen eine der vorzüglichsten und lebhaftesten aller Straßen eine Reihe kleiner unansehnlicher und aus der Kirchhofmauer entstandene Krämerbuden nebst ein paar unbedeutenden Häusern, welche die dortige Passage verengten, sowohl Fahrende als Gehende hinderten, und die schöne Ansicht der Kathedrale gänzlich benahmen.

Im Jahre 1792, während Se. Majestät Kaiser Franz zur Krönung in Frankfurt am Main sich befand, ließ der Wiener Magistrat schnell jene Buden wegreißen, und als der neugekrönte Kaiser wieder in seine Hauptstadt zurückkehrend seinen Einzug in Wien hielt, war die bewaffnete Bürgerschaft zum ersten Male auf diesem Platze aufgestellt.

Indessen waren noch einige unförmliche Häuser stehen geblieben, diese wurden endlich 1804 vollends abgerissen, und dadurch der geräumige Stephansplatz hergestellt, welcher gegenwärtig eine der schönsten Zierden unserer Residenz ist.

Streifzüge nach China.

I.

Sprache und Schrift.

Jahrtausende sind vor dem Adler des Ostens vorbeigerauscht, unter dessen Fittig das gewaltige China ruht. Von jeher hat es die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gezogen und auch in neuester Zeit wird es doppelt wichtig, da die brittische Nation mit seinen Kindern kämpft. Hunderte von Schriften sind über die Blumen der Mitte erschienen und doch wie viele Vorurtheile hat man gegen das uralte Volk; sein Name ist zum Spotte geworden; ob er es verdiene, ist eine andere Frage. Seine Sprache, seine Schrift steht einzig da; mit ersterer kann nur die der Siamesen und Birmaner rivalisiren, die einsylbig, wie jene, doch nur ein Ausfluß des Sanscrit ist. „Discenda est doctis lingua Sinica, lingua illa illustris, si qua unquam!" ruft Fourmant in seiner Begeisterung aus *). Aber gerade er hat ihr so viele Schwierigkeiten angerichtet, und die wirklichen so grell hervorgehoben, daß jeder Gelehrte die Erlernung des Chinesischen als unmöglich verwarf, bis man den Ungrund jener Behauptungen einsah. Neumann hat in seinen „asiatischen Studien" eine schöne Abhandlung über Chinas Sprache und Schrift geliefert, die des Lesens und des Forschens werth ist, eben so P. Mailla, der bekannte Verfasser der großen Geschichte Chinas in 13 Quartbänden, welche Pauthier's „livres sabrés de l'Orient" würdig eröffnet. Mein Zweck ist nicht, hier die Geschichte der Veränderungen in der Schreibweise der Chinesen zu liefern, sondern bloß, auf sie als eine hohe Erscheinung in der Culturgeschichte der Völker hinzudeuten und manche Vorurtheile zu entfernen.

*) Meditationes sinicae P. 757 fol. p. 4.

Zu letzteren gehört dasjenige, daß es ein Menschenalter erfordere und ewiges Studium durch Tag und Nacht, chinesisch schreiben zu lernen, ja daß selbst der Eingeborne vollständig es nie lernte. Das ist übertrieben; so könnte man auch Deutsch nie lernen, wenn ein Wort, das wir vielleicht im späten Alter zum ersten Male hören, uns den Ruhm nehmen soll, unsere Muttersprache zu kennen. Große Schwierigkeiten setzen sich wohl dem Anfänger entgegen, aber wer muthig vorwärts dringt, dem ist Chinas Schrift bald keine Wüste mehr; vertraulich klingt in jedem Zeichen sie ihm wieder. Fourmont hätte die Anzahl der chinesischen Charaktere gern auf 100,000 gesteigert; andere, die 50, ja 80,000 Characteres zu finden wußten, hat P. Mailla genügend widerlegt; ich kann behaupten, daß höchstens 10,000 sich vorfinden; die Anzahl bleibt deßhalb immer noch beträchtlich genug. Wie lang wird man aber brauchen, bis diese 10,000 Zeichen sich uns eingeprägt haben? ist die Frage weiter. Die einfache Antwort gibt zurück, wie es gar nicht nothwendig sey, alle zu kennen, da man mit einer Menge von 3000 ein Buch schon ziemlich fließend lesen kann; ja der **Pénal Code**, den Des-Guignes herausgegeben, zählt nur 3000 Charaktere und der sonst so sorgfältige Prémare, Remusat's unsterblicher Vorgänger, irrt, wenn er bemerkt: „**Neminem esse, qui non possit libros legere et sinice componere, quando semel quatuor vel quinque millia literarum (aut verborum) bene novit.** Zwei Drittheile der Zeichen sind ja nur Varianten und Eigenthum der Lexica. — In Europa findet das Chinesische viele Verehrer; ja das herrliche Paris hat einen eigenen Lehrstuhl dafür gegründet, der das Gemeingut von 400 Millionen Asiaten auch dem Westen zugänglich machen soll; dort wirken der fleißige Remusat, der thätige Julien, der erst neuerdings uns mit dem **Lao Tsea Tao Te King** beschenkte; in England glänzten und glänzen noch die Marshman's, Morrison's und Davis; in Deutschland die Herren Neumann, Mohl, Hoffmann, Klaproth und Schott, und verdient diese Sprache es nicht? Ich will nur auf den einzigen Ausspruch Link's in seiner Urwelt aufmerksam machen, dem ich ganz beipflichte: „Die chinesische Sprache steht am nächsten der Ursprache, oder sie läßt vielmehr den ursprünglichen Zustand beyder Veränderung, welche sie erlitt, so durchscheinen, daß wir ihn sehr leicht erkennen. Daher verdient sie die Aufmerksamkeit des Sprachforschers in einem hohen Grade, doch muß sie von der künstlichen, aus ganz anderen Gesichtspuncten zu betrachtenden Schrift getrennt werden. Die letztere ist nicht ein Kind der Bedürfnisse, wie jede Sprache, sondern der künstliche Versuch einer allgemeinen Schreibart, welche den großen Vorzug vor jeder andern Schreibart hat, daß sie überall verständlich ist, auch wo die verschiedenen Sprachen gesprochen werden." So weit Link. Das Chinesische zerfällt in unzählige Dialecte; in Peking herrscht die Hofsprache, die der gebildeten Mandarinen; die Bücher, in deren gedruckter Menge und ihren Massen sich das Auge verliert, sind regelmäßig auf Papier gedruckt, die Theile classificirt und paginirt, kurz, sehr vortheilhaft eingerichtet. Die erste zu Canton gedruckte für Europäer bestimmte chinesische Grammatik ist die des Varo: **Arte de la lengua Mandarina**, vom Jahre 1703, von der aber nur drei Exemplare existiren. Die beste nach ihr und den Vorzug vor der des Abbé Remusat behauptend, ist die des P. Prémare, gedruckt unter dem Titel: „**Notitia linguae Sinicae**," zu Malacca 1831 in 4.

Js. Zwanziger.

Omnibus.

(Professor Hernquist und die Feuersbrunst.) In dem Hause des Professors Hernquist zu Skara in Westgothland kam Feuer aus. Er eilt in seine Bibliothek, um wo möglich etwas zu retten. Zufällig gerathen ihm ein paar alte Werke in die Hände, die er lange nicht angesehen hatte. Das Wiedersehen der alte Freunde zieht ihn so an, daß er zu blättern und zu lesen anfängt. Der Brand ist vergessen. Endlich kann er selbst nur mit Mühe den Flammen entrissen werden. Die Bibliothek ist unrettbar verloren. Der Professor setzt sich dem Brande gegenüber, der alle seine Schätze und Arbeiten verzehrt und stopft sich seine Pfeife. Da niemand Feuer hat, sie anzuzünden, probirt er es an einem glimmenden Balken, aber die Hitze verhindert ihn. Da wendet er sich zu seinen jammernden Freunden. Ist es nicht lächerlich, sagte er, die Pfeife zeigend, da brennt alle meine Habe und ich soll davon nicht einmal so viel Feuer bekommen, um die Pfeife anzuzünden.

(Bierfreunde.) Der erste deutsche Humorist ist wegen seiner Liebe zum Braunbier bekannt. Man weiß, daß er deßhalb Baireuth allen übrigen deutschen Städten vorzog und deßhalb seinen Wohnort öfter wechselte, bis er endlich wieder für den einzig möglichen Ort seiner Existenz entschieden hatte. — In dieser Bierliebe hat er einen großen Vorgänger an Conrad, dem Sohne des Herzogs Conrad VII. von Glogau und Sagan. Er wurde 1303 zum Erzbischof von Salzburg erwählt, reiste ab um von der Stelle Besitz zu nehmen; da er aber weder auf der Reise, noch in Salzburg Steinauerbier fand, kehrte er nach Schlesien zurück und leistete Verzicht auf das Erzbisthum.

(Amusantes.) Ein Mann ging in tiefer Trauer. Ein feiniger Bekannter fragte ihn, um wen er trauere? — Um Niemand, erwiederte er, ich bin bloß Witwer geworden.

(Seltene Redlichkeit.) Ein Soldat bei einem ungarischen Regimente desertirte im Feldzuge 1813 zum zweiten Male und wurde wieder eingebracht. Nichts war ihm gewisser als der Tod. Aber eine plötzliche Marschordre verhindert die Execution und er wird in Ketten dem Regimente nachgeführt. Bei Dresden fällt er nebst dem ganzen Stockhause in die Hände der Feinde. Wenn irgend Einem die Gefangenschaft lieb, so muß es ein zum Tode Verurtheilter seyn. Aber was thut dieser Verurtheilte, der obendrein nicht Soldat seyn will? — Er ranzionirt sich mit großer Muhe und kommt zu seinem Regimente zurück. — Er hat Pardon erhalten.

(Amusantes.) Ein unglücklicher Lotteriespieler behauptete neulich, er errathe gewiß die 85 Nummern die nicht gezogen würden, und könne aber aber nie die 5 Treffer errathen.

(Amusantes.) In einer Berliner Zeitung stand: Eine Person sucht ihr Unterkommen als Kindersrau oder Hausmädchen.

(Grabschrift auf einen Lottospieler.) In Allgäu lebte der Sohn eines reichen Bauers, welcher einer der leidenschaftlichsten Lottospieler war. Er erbte von seinem Vater bei 39,000 fl. und erhielt mit seiner ersten Frau 11,000, mit seiner zweiten 7,000 fl., verspielte jedoch dieses alles wieder und hinterließ nichts als ein frisches verkummertes Weib und drei trostlose Waisen. Der Pfarrer von Allgäu ließ dem Unsinnigen ein hölzernes Monument setzen, worauf Bürger's Worte zu lesen sind:

Geldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern freien,
Und Schätze graben — seguet nie,
Wird Manchen noch gereuen.
Mein Sprichwort heißt: Auf Gott vertrau',
Arbeite brav und leb' genau!

Ruhe seiner verlotterirten Seele!

(Die Ceremonie des Fußwaschens) findet sonderbarerweise bei den Trappisten in der Normandie an jedem Samstag in der Woche Statt. Sie wird vor dem Abendgottesdienst jedesmal von zwei vorher dazu bestimmten Mönchen vollzogen, indem der Eine der Versammlung die Füße wäscht, der Andere sie abtrocknet, während die Versammlung das darauf bezügliche Evangelium absingt.

(Seltsames Naturereigniß.) Im Monat December des Jahres 1426 blühten in der Gegend von Kostnitz alle Bäume, Garten- und Feldblumen und die Mädchen erschienen mit frischen Blumenkränzen und Sträußern geschmückt beim Weihnachtsfeste in der Kirche.

(Neue Art von Pferdebändigung.) Die Indianer haben eine neue Manier der Pferdebändigung erfunden, über deren allgemeine Anwendbarkeit denn doch ein kleiner Zweifel entstehen dürfte. Sobald nämlich ein wildes Pferd mit dem Lasso gefangen wird, nähern sie sich demselben vorsichtig, drücken ihre Hand auf beide Augen des Thieres, und blasen ihren Odem in die Nüstern des unbändigen Rosses, worauf dasselbe alsogleich folgsam seyn soll. Eben so pflegen sie es auch mit den wilden Stieren zu halten, und derselbe günstige Erfolg krönt ihr Verfahren.

(Amüsantes.) Während in allen civilisirten Ländern Prämien auf die Vertilgung der Raubthiere gesetzt werden, macht nur England eine Ausnahme davon, indem die Liebhaberei für Fuchsjagden unter den Edelleuten jenes Landes so groß ist, daß die Füchse systematisch gepflegt und großgezogen werden. Folgendes Fragment eines Briefes von einem reichen Gutsbesitzer an seinen Agenten, mag als Beleg des Gesagten gelten. „— — Melden Sie mir die Namen jener Pächter, die Feinde unserer Jagden sind, und die Füchse vertilgen, ich bin fest entschlossen, mit solchen Leuten nichts zu thun haben zu wollen. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Pächter und Wirthe ihren Vortheil genau verstünden, sie einsehen würden, daß sie einen großen Theil ihres Wohlstandes diesen Fuchs-Jagden zu verdanken haben, die viel Geld im Lande verbreiten. Oder werden ihnen bei unsern tollen Freß- und Saufgelagen in den Forsten und unsern hungerigen Mägen, ihre magern kalekutischen Hähne, ihre lederzähen Roß-Beefs, ihre eierleeren Puddings nicht etwa theuer genug bezahlt?..." Man glaubt in der That, einen Rittersmann des Mittelalters reden zu hören, indeß es nur ein langer, blonder, schmächtiger Engländer ist, dieser wüste Fuchsjäger.

Hülferuf aus Stadt Steyer.

Ein schwerer Schlag hat Steyr getroffen; unbeschreiblich ist das Elend, welches wenige aber schreckliche Stunden über unsere Stadt gebracht haben; — nicht zu berechnen sind die Folgen.

Am 3. d. M. um 4 Uhr Nachmittags brach in der Vorstadt Steyrdorf Feuer aus, und mit rapider Schnelligkeit, durch einen heftigen, bis nach Mitternacht andauernden Wind befördert, pflanzte sich die Brunst über den bedeutenden, am meisten bewohnten Stadttheil fort. Die eifrigst fortgesetzten, zweckmäßigst angewendeten Bemühungen waren fruchtlos gegen das Wüthen der Elemente, — und um 6 Uhr des Morgens waren 253 Häuser niedergebrannt. Fürchterlicher Anblick! Ruinen, ausgebrannte Gemäuer deken dort, wo kaum noch wohnliche Häuser und zur Tag- und Nachtzeit in emsiger Arbeit ertönende Werkstätten gestanden sind; Leichen werden gefunden; Weiber und Kinder jammern und wimmern; Männer, kaum bekleidet, irren mit versengten Haaren und rothglühenden Augen umher, und haben keine Thränen mehr, um das Schreckliche zu beweinen, was sie getroffen. Es sind die Bewohner dieser Häuser, fleißige Arbeiter: Feilschmiede, Nagelschmiede, Messerer, alle die Emsigen, welche Tag und Nacht in schwerer Arbeit sich gemüht hatten, um sich und den Ihrigen das tägliche Brot zu erwerben, und welche es sind, die eben nur durch ihren Fleiß in den gegenwärtig ohnedieß genugsam traurigen Verhältnissen des einst so blühenden Steyer dessen gänzlichen Verfall verhütet haben, sie stehen um Kleidung, Unterstand, Brot, noch mehr: sie stehen um Werkzeuge, damit sie wieder arbeiten können. Herzzerfleischender Anblick! Traurige Fernsicht! Hundert Familien sind Bettler, es fehlen ihnen die Mittel sich das tägliche Brot zu erwerben. Wehe der Stadt Steyr, für die diese Fleißigen die Stützen sind!

Menschenfreunde! Helft, wo ihr helfen könnt! Alles, Alles, was Ihr für die Unglücklichen thut, erwirbt Euch heißen Dank! Geld, Kleider, Leinenzeuge, alles bringt Hilfe dort, wo diese so nöthig ist.

Das Pfarramt der Vorstadt Steyrdorf besorgt die Vertheilung und übernimmt die Einsendungen.

Stadt Steyr, am 6. Mai 1842. D. F. W. Arming.

Indem wir über die vorstehende Schilderung eines namenlosen Unglücks an das edle Herz der hochsinnigen Bewohner unserer Kaiserstadt appelliren, erlauben wir uns sonach zu einer Gaben-Sammlung für die Abgebrannten von Stadt Steyr unsere ergebene Einladung zu machen, und bitten, allfällige Spenden in der Verlagshandlung unseres Journals, Dorotheergasse Nr. 1108, niederzulegen, allwo über Geldbeträge und sonstige Geschenke der Wohlthätigkeit genau abquittirt werden wird. Die Barbeträge und sonstige Fahrnisse sollen seiner Zeit der hohen n. ö. Landesregierung zur weiteren Beförderung überliefert werden; auch wird ein eigenes Verzeichniß den Gesammtempfang mit Beisetzung des Namens und der Gabe jedes Spenders ausweisen.

Möge die Weitwendigkeit dieses Ausweises unser reichstes Hoffen überragen.

Die Redaction
des „österreichischen Morgenblattes."

Vaterländische Literatur.

Lebensbilder aus Österreich.

Also das gewerbthätige Steyr ein Raub der Flammen! So viele fleißige, betriebsame Hände über der Asche ihres Glücks gerungen! ein schöne Juwels am Herzogshute Österreichs verdunkelt! Jedem zwar wird sein Herz sagen, daß sie wieder auferstehen muß die alte Zeugin österreichischer Kraft; ihr Eifen hat zu treu mitgestritten in unsern Schlachten, als daß wir bei ihrem Unglück nicht zusammenstehen sollten, wie Ein Mann! Wie viel Jammer aber wird bis dahin ihre Brandstätte bedecken! —

Leiste Jeder was er vermag, ich vermag nur Eines; es ist sehr wenig für einen so großen Schmerz, es soll aber schnell geschehn, es soll Andere, die mehr vermögen, auffordern ihre Kraft zu gebrauchen!

Ich bin Schriftsteller und habe durchaus nichts zu bieten als meine Feder. — Ein kleines Werkchen: „Lebensbilder aus Österreich," Aufsätze von mir und einigen gleichgestimmten Freunden enthaltend, ist zum Drucke vorbereitet, es wird mannigfaltig, abwechselnd, fröhlich und schmerzvoll, heiter und trübe seyn wie dieß bewegte Leben, es wird sich vielleicht eignen, nicht allzustrenge Leser zu befriedigen. Gewiß wird sein Erträgniß nur ein Tropfen seyn in dem Strome der allgemeinen Wohlthätigkeit, dieser Tropfen aber wird die Wunde eines Unglücklichen heilen.

Die Buchhandlung Tauer & Sohn hat es unternommen Druck und Verlag dieser Schrift unentgeldlich zu besorgen. Das Erträgniß wird also völlig ungeschmälert seinem Zwecke zufließen.

Wer für mein Unternehmen etwas zu bieten hat, der wird mir herzlich und aufrichtig willkommen seyn, er möge sich aber beeilen, da der Druck unverzüglich beginnt.

Wien, am 11. Mai 1842.

Andreas Schumacher.
Buchhandlung Tauer & Sohn.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 60.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

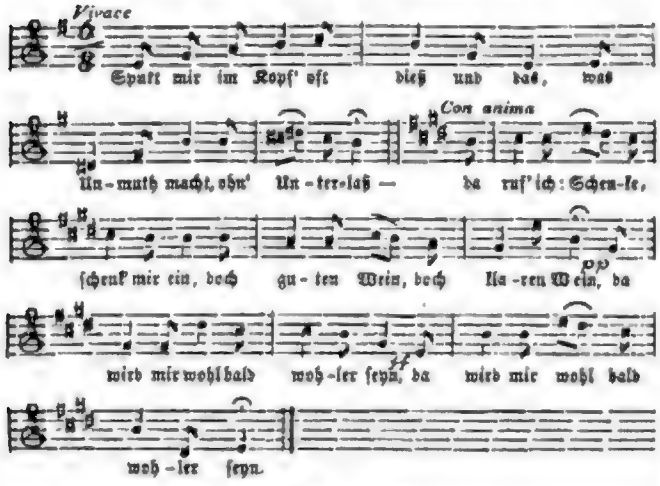
Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 18. Mai 1842.

Lied vom Wein.

Gedicht von Joh. Nep. Vogl.

Melodie von Heinrich Proch, k. k. Hofoperncapellmeister.



Denk' oft an alte Zeit zurück,
Wie treulos mir und falsch das Glück,
Da ruf ich: Schenke, schenk' mir ein,
Doch guten Wein,
Doch klaren Wein,
(Was hin ist, muß vergessen seyn.)

Denk' manchmal, wie so schwarz mein Haar,
Das grauer nun, von Jahr zu Jahr,
Da ruf' ich: Schenke, schenk' mir ein,
Doch guten Wein,
Doch klaren Wein,
('s wird auch wohl zu ertragen seyn.)

Denk' oft auch an ein liebes Lieb',
Von dem mich einst das Schicksal trieb,
Da ruf ich: Schenke, schenk' mir ein,
Vom besten Wein,
Vom klarsten Wein,
(Mög' sie noch lange glücklich seyn!)

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortsetzung.)

Bei dem schönsten Ebenmaße aller Glieder ragte er beinahe um die Länge eines Hauptes auch über die größeren seiner Schweden hervor. Muth mit Hoheit gepaart, funkelte aus seinem großen blauen Auge; doch war der Ernst seiner Züge durch einen Ausdruck von Wohlwollen und Milde veredelt, die Nase nach Adlerart gebogen, seine Haut weiß und glänzend, und sein blondes, fast goldfarbes Haar, das er kurz geschnitten trug, gab die Veranlassung, daß ihn die Italiener den Goldkönig (re d'oro) nannten.

Jetzt unterbrach das Geräusch der eintretenden Stockholmer Kaufleute den König in seiner Arbeit.

„Willkommen, Freunde und Landsleute," sprach er, mit gewohnter Leutseligkeit sich erhebend. „Was bringt ihr Uns Gutes?"

„Eure Majestät," begann ihr Sprecher, ein schon bejahrter Mann, „vergönnt mir, vor Euer königliches Ohr eine Beschwerde meiner handeltreibenden Mitbürger zu bringen, und indem sie dieselbe durch meinen Mund auszusprechen beabsichtigen, geschieht es zugleich in der Hoffnung, daß Eure Majestät bei Schlichtung dieser Streitsache sich in Gnaden erinnern möge, was wir Euch und Eurem in Gott ruhenden Herrn Vater Rühmliches geleistet haben."

Da runzelte Gustav Adolph, durch den Zusatz dieser Rede verletzt, die hohe Stirne. „Spart die überzuckerte Vorkost, ihr Herren," sagte er mit Hoheit, „und sprecht ungescheut, was ihr von Uns begehrt. Im Übrigen will ich das Recht so gehandhabt wissen, daß es keiner Stütze auf ein früheres Verdienst bedarf."

„Als Eure Majestät," hob der Vorstand der Deputation an, „das Scepter Schwedens übernahmen, haben Höchstdieselben jedem Ausländer die Ansiedlung in unseren gesegneten Provinzen gewährt."

„Sagt lieber, in den verödeten! Wo Kunst und Handel gänzlich darniederlagen, und die schwedische Armuth ein Sprichwort für das übrige Europa geworden war. Doch zur Sache."

„Diese großmüthige Erlaubniß trefflich benützend," fuhr sichtbar eingeschüchtert der Stockholmer fort, „haben sich nun eingedrängte Fremdlinge unsers ganzen Verkehrs bemächtigt, und wenn Ihr in einem der Holms irgend einen wohlbestellten Kaufladen oder im Hafen ein reich befrachtetes Schiff seht, so ist sein Eigenthümer sicher kein Eingeborner. Diese Ausländer, ihren Vortheil wohl im Auge haltend, beziehen nun alle Messen und Märkte im ganzen Reiche, ja von Stockholm bis Torneå ist kein Hof, den sie mit ihren Packthieren unbesucht ließen. Sie sind es, welche den Preis unserer Waaren bestimmen, sie pachten die Kronzölle, und alles Eisen und

Kupfer der schwedischen Bergleute geht erst durch ihre Hand. Wir haben deßhalb mehr als Eine Vorstellung an die Behörden gerichtet, sind aber unter allerlei Vorwänden stets abgewiesen worden, und dieses traurige Loos hat die Stockholmer Kaufmannschaft bestimmt, Euch, gnädigster Herr und König, um Abhilfe ihrer Bedrängniß anzugehen."

„Und was glaubt ihr wohl, was hier zu thun sey?"

„Ei, erhabener König, beschränkt den Handel dieser fremden Vögel. Laßt sie doppelt unsere Auflagen zahlen, weist ihnen bestimmte Städte an, wo sie nur verkehren dürfen. Verleidet ihnen die Pachtung der Bergwerke, so werden sie alle Segel aufspannen, um nur halb geschoren aus dem Belte zu kommen."

Da hielt Gustav Adolph nicht länger an sich. Mit der eigenthümlichen Heftigkeit seines Vaters fuhr er auf: „Dankt es meiner Langmuth, ihr Herren, daß ich euch nicht in das Tollhaus schicke. Wie vermögt ihr also zu sprechen, ohne nicht vor euch selbst zu erröthen? Jetzt, wo durch meine Fürsorge, die jene betriebsamen Fremdlinge in das Land rief, Schwedens Kräfte erwachen, wollt ihr aus Scheelsucht ein Werk zerstören, um das ich den Segen eurer Kinder zu verdienen meinte? Weil ihr euch selbst zu schwach oder zu störrisch findet, denkt Ihr dem Verkehre mit anderen Völkern zu entsagen, und lieber um Bärenfelle und Rennthierkäse zu feilschen, statt gleich euren Nachbarn, den Dänen und Engländern, die reichen Stapelplätze des Südens zu besuchen? Schämt euch, ihr Bürger von Stockholm, und kehrt mit dem Bescheide heim, daß, wenn ich nicht wüßte, daß dieses Begehren nur in den Köpfen weniger engherziger Menschen entsprungen, und meinem braven Schwedenvolke fremd und unbekannt sey, ich lieber das Regiment niederzulegen, als über Leute gebieten möchte, die gegen meine Sorge für ihr Wohl so undankbar sind."

Da warf sich der Vorstand der Kaufleute dem Könige mit seiner Begleitung zu Füßen.

„Gnädigster Herr und König," sprach er, „verzeiht uns, so wir etwas Unverständiges begehrten. Aber es lag wahrlich nicht in unserem Willen, Euch, den wir als den würdigen Enkel des großen Gustav Wasa preisen, erzürnen zu wollen."

„Erhebt euch, meine Freunde," lautete hierüber die Antwort Gustav Adolphs, aus dessen Antlitze auch schon die letzte Spur von Unmuth entwichen, „und kniet vor Gott, aber nicht vor dem Unwürdigsten seiner Knechte."

„Nicht eher," rief tief bewegt der alte Bürger, „bis Ihr nicht das Wort der Gnade gesprochen, und zugleich in unserer Huldigung die gänzliche Ergebenheit in Euren hohen Willen ersehen wollt."

„So seid meiner vollen Gnade versichert," schloß der König, „und vergeßt nie, daß die schönste Tugend des Bürgers das unbegränzte Vertrauen zu seinem Fürsten sey."

Und mit Thränen in den Augen verließen die Stockholmer ihren geliebten König.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere,

ein Beitrag zur Würdigung künstlerischen Lebens und Wirkens in Österreich

von

Andreas Schumacher.

I.

Franz von Braunau.

Wir würden unserem Vaterlande sehr Unrecht thun, wenn wir annähmen, die Mängel der jüngsten Kunstperioden seien eben nur bei uns nicht von verständigen Kunstfreunden erkannt, von kräftigen schöpferischen Geistern empfunden worden. Jenes neue dramatische Element, welches sich in den Bestrebungen eines Gutzkow und Mosen so kräftig und bedeutungsvoll kundgibt, ist auch in Österreich zum Theile richtig begriffen, gewürdigt und aufgesucht worden! Das Ringen nach Wahrheit und Einfachheit der Darstellung, nach Auffassung zeitgemäßer Tendenzen, ein Kämpfen für die Emancipation des Individuellen im geselligen Verbande — insofern es nicht von ewigen Gesetzen, sondern von einem auf äußeren Lebensbedingungen aufgegangenen Herkommen bedrängt wird, der lebendige Trieb, die richtigen Erkenntnisse des Verstandes und der Vernunft im Herzen aufzunehmen und zu praktischen Wahrheiten zu machen (im Ganzen also ein Streben, welches dem unsers Lessing in so mancher Beziehung auf halbem Wege begegnet), ist nicht im Auslande allein für die Wiederbelebung wahren Interesses an der deutschen Schaubühne als Grundsatz aufgestellt worden. Wir glauben in unserem Landsmanne „Franz von Braunau" ein sehr ähnliches, wenn auch nicht so äußerliches Streben voraussetzen zu dürfen, und besonders was die Kunsttendenz anbelangt, die entschiedenste Rückkehr zu dem Geiste und Sinne einer viel frühern kernhaften dramatischen Schule wahrzunehmen. Es ist nothwendig, daß dieser Dichter seine besonderen, dahin einschlägigen Studien gemacht habe, denn er tritt uns so rein von den Gewohnheiten seiner Zeit entgegen, als ob er jeder Berührung mit ihrer Schule schon von ferne ausgewichen, und lieber weit zurück zu den, der Zeit, und wohl auch der charakteristischen Eigenthümlichkeit nach, ersten Musterwerken deutscher Dramatik umgekehrt wäre. Shakespeare, Lessing, Friedrich Müller und Heinrich Kleist haben ihm sicher mehr als alle zeitlichen Triumphe neuerer Dichter beschäftigt. Den mächtigsten Einfluß aber wird wohl Göthe auf ihn geäußert haben, dessen ruhmgekröntes Streben nach kräftiger und psychologischer Klarheit mehren Dichtern offenbar als glorreiches Muster vorschwebt.

Man muß bedenken, wie selten ein Dichter, besonders ein dramatischer, den Eindrücken des herrschenden Zeitgeschmackes entrinnt! Diese Eindrücke wirken langsam, allmälig, bereden das Gefühl, bestechen und reizen durch die lockenden Kränze des Erfolges, schmeicheln sich mit den Freuden des edelsten Genusses zugleich in die Seele hinein und leiten, ihm selber unbewußt, seine Ansicht. Die Pflicht, seiner Zeit vorzugsweise anzugehören, eine der ersten, welche der Dramatiker anerkennen soll, wird leicht mit der Nachgiebigkeit für den Zeitgeschmack verwechselt. Ein Dichter, welcher in bescheidener, aber streng abgeschlossener Gemessenheit, unbekümmert um die herrschende Schule, seinen eigenen Weg geht, ist daher eine wohlthuende Erscheinung, welche den Kunstfreund zu mancherlei Fragen und Erörterungen anregt. Dann tritt plötzlich ein Dichter wie Franz von Braunau in voller Abgeschlossenheit vor unsern Blicken. Es sind nun ungefähr zwei Jahre, seit er mit seinem Lustspiele: Wer die Liebe hat, führt die Braut heim auftrat, dem nur das kleine einactige Lustspiel „Jadest" vorangegangen war, offenbar einen Weg einschlagend, der sich durch die ahnende Stille der Betrachtung und an sich selber reifenden Nachdenkens hinwindet, und das Geräusch des lauten Marktes flieht. Sein Werk, dem vorzugsweise die freudige Würdigung der Künstler von Beruf zu Theil ward, legte ein rechtgiltiges Zeugniß für die Fülle seines Talentes und Ächtheit seines Berufes ab, denn es bethätigte seine Befähigung für scharfe energische Charakteristik und dramatische Stoffgestaltung zu entschieden, entwickelte einen zu reichen Fond von Innerlichkeit und poetischem Seelenleben, um mit dem Trödel des Maskenhändlers oder dem Wuste der Krämerbude zusammengeworfen zu werden. Wenn nun ein solches Werk keine der siegreichen Tendenzen des Tages zu kennen scheint,

kann dann nicht beinahe mit Sicherheit angenommen werden, daß eben ein entschiedenes Ablehnen derselben hier als Tendenz auftrete?

Um diese Annahme deutlich nachzuweisen, ist es freilich nöthig, sich das Werk selber lebhaft ins Gedächtniß zu rufen, Inhalt und Entwicklung desselben streng zu prüfen, Idee und Form der Dichtung aneinander zu halten, und das Verhältniß der Einzelnheiten zur beabsichtigten Gesammtwirkung zu ermitteln. Dann würde sich aber auch der Unterschied dieses Lustspieles von ähnlichen Versuchen unserer Zeitgenossen herausstellen, der nur eine sehr günstige Ansicht über die künstlerische Tendenz und dramaturgische Bedeutung unsers Dichters begründen könnte.

Seine Gegner haben Braunau den Vorwurf eines allzu materiellen Aufgreifens des Begriffes Handlung gemacht. Sie finden einen so großen Aufwand von Stoffhältigkeit in diesem Werke, den Kampf des materiellen Interesses so überwiegend, daß sie die vergeistigende und begeisterte Natur, das Eingreifen des Unwillkürlichen, des poetisch Genialen darüber vermissen und sich mehr in dem Kreise einer gutgerundeten dramatischen Geschichte als einer Leben und Herzen enthüllenden und verklärenden Poesie gebannt glauben. Freilich haben Andere wieder diesen Vorwurf mit dem entgegengesetzten aufgewogen, indem ihnen gerade wieder das grellere Hervortreten, die eigentliche Ausbeutung des stofflich Ergreifenden abgeht.

Für mich bestand der eigenthümliche Reiz dieses Lustspiels eben in der tief psychologischen Entwicklung poetischer Seelenzustände, wie diese in der stummen, demüthig tiefen und doch unerschütterlichen Liebe dieses Rose und dieser Harriet dargestellt sind! Oder ist es nicht eine tief poetische, des edelsten Dichters würdige Idee, daß ein weibliches Gemüth so treu die Pflicht des Gehorsams übt, daß Vater und Mutter ihr Herz nicht errathen, und als das Mädchen auf Befehl der Königin aufgefordert wird die Neigung ihrer Seele auszusprechen, endlich wohl die ersehnte, vielleicht aber doch nicht mit Sicherheit vorauszusehende Entscheidung thut? — Ist es nicht eine höchst poetische Idee, daß der, dem es unmöglich ist, den Verlust seines Erdenhimmels zu ertragen, so daß er sich entschieden hat, die and're Hälfte dieser Erde aufzusuchen, um den ganz zu beglücken, den er sich vorgezogen wähnt, um ihm volle Gewißheit der Liebe zu gewähren, vor die Schranken der Gerichte tritt, um die freie Herzenswahl des Weibes zu vertheidigen? — Hat der Dichter nicht überhaupt seine tief-poetische Natur in seinem meisterhaften und ergreifenden Schweigen, in der stummen Beredsamkeit seiner Charaktere dargethan?

Schiller, der nie poetischer war, als in dem Schweigen seiner Johanna; Kleist, der keinen tieferen Ausdruck der Liebe für sein Käthchen findet als das demüthige: „Mein hoher Herr," haben jene zarten Töne der Empfindung angeschlagen, die in diesem Werke unsers geist- und mehr noch gemüthreichen Landsmannes nachzittern, welches in seiner echt dichterischen Bedeutung die einfache Geschichte zweier Herzen, zu einer Denkschrift menschlicher Befreiung, zu einem Blatte aus der Geschichte der Menschheit erhoben, welches von einer unserer köstlichsten Errungenschaften, der freien Liebe des Weibes spricht!

Jede Scene dieses Dramas weist irgend eine tiefe psychologische Anschauung, irgend eine geistreiche Auffassung menschlicher Seelenzustände, und der dunkle Liebestrieb, der in dem Charakter des Lehrlings sich ausspricht, sollte allein schon zum Belege dienen, daß dem Dichter die tiefsten Wunden der Seele nicht unbekannt geblieben.

Daß eben solche Züge genialer Gemüthstiefe am allerschwersten aus dem Dramatischen in das Scenische zu übersetzen sind, wer zweifelt daran? wo sind Darsteller, die es der menschlichen Phantasie immer weit machen? man könnte ja auch fragen, wo sind Kritiker, die den Fittig der Poesie immer über ihrem Haupte rauschen hören, wo sind Zuhörer, die für alle Arten von Poesie universal empfänglich sind?

Auch das kleine einactige Lustspiel „Jadest" ist ganz psychologischer Natur; der Dichter spielt gleichsam mit einem Räthsel des Herzens, indem er es vor unsern Augen auflöst.

Und so erscheint mir unser Braunau als ein geistreicher Mann, vor dessen schauender Seele irgend ein Wunder des Herzens vorüberschwebt, mild neigt sich die zarte Huldgestalt über ihn, und er dichtet mit ihr, ein Leben!

(Fortsetzung folgt.)

Brief aus Hamburg.

An den Redacteur dieses Blattes.

Hamburg am 9. Mai 1842.

Mit tief verwundetem Gemüthe und zerrissenem Herzen ergreife ich die Feder, um dir die Drangsale meiner Vaterstadt während der letzten fürchterlichen Katastrophe des Brandes zu schildern. Wohl weiß ich, daß du aus öffentlichen Blättern bereits über den vollen Umfang der Verheerungen, welche die entsetzliche Feuersbrunst der jüngst verflossenen Tage in Hamburg anrichtete, genau belehrt seyn werdest, allein nichtsdestoweniger will ich es doch versuchen, einige schreckliche Scenen des Unglückes zu schildern, und dir somit die Überzeugung verschaffen, daß ich noch unter den Lebenden sey.

Wie schön ist der Anblick Hamburgs, wie groß und erhaben, wenn man von Harburg hinüberschifft und sich in der Elbe die hohen Gebäude spiegeln, vom scheidenden Strahle der Sonne geküßt; wie großartig tritt uns da die herrliche Stadt entgegen! Die Elbe ist ein Meer, von grünen Inseln übersäet und mit großen Schiffen, von denen flatternde Segel und Wimpel wehen, bedeckt; wie ruhig, still und feierlich lachte uns Hamburg noch am Abend des 4. d. M. entgegen, und jetzt, nach wenigen Tagen, ist es ein Schutthaufen, eine zertrümmerte, von Kanonen niedergeschmetterte Stadt, der wunde Leichnam eines kräftigen blühenden Mannes. Fürwahr, der Anblick, den jetzt meine Vaterstadt gewährt, ist ein herzzerreißender, denn beinahe der vierte Theil der Stadt ist das Grab geworden, unter dem der Reichthum vieler Tausender gewerbsthätiger, und von Glück begünstigter Bewohner liegt.

In der Nacht vom 4. auf den 5. wurden wir durch Feuerlärm geweckt, doch da bei den vortrefflichen Löschanstalten unserer Stadt eine Feuersbrunst selten bedeutend werden kann, so waren wir auch dießmal wenig besorgt und hofften, daß sich bald der Brand legen würde. Doch leider hatten wir uns dießmal getäuscht; trotz der eifrigsten Bemühungen aller zur Rettung herbeigeeilten Menschen, trotz der großen Menge Wassers, das man von allen Seiten im Fluge herbeischaffte, stand in kurzer Zeit die ganze Altstadt, in welcher der Brand ausgebrochen war, in vollen Flammen, und von einem heftigen Seewinde angefacht, wälzten sich die Feuermassen mit rasender Eile immer weiter und weiter.

Die Sonne tauchte aus dem Meere empor und beleuchtete mit ihren glühenden Strahlen ein weites Flammenmeer; viele Lagerhäuser und reich mit Waaren beladene Speicher brannten und immer zündete das Sprühfeuer vom neuen. Plötzlich fing der herrliche Thurm der Nikolaikirche Feuer und brannte so schnell ab, daß man nicht im Stande war, an Rettung zu denken, nach wenigen Stunden stürzte er mit entsetzlichem Gepraffel zusammen, zertrümmerte das Kirchendach und nachdem die ungeheure Rauchsäule, welche dieser Einsturz zur Folge hatte, wieder verschwunden war, brannte die prächtige Kirche lichterloh; allein der Sturz des Nikolaithurms war auch für die Nachbarschaft verderblich, indem er im Falle Alles entzündete, was nur Feuer fangen konnte. Die Hitze war unerträglich, Niemand konnte mehr helfen, es drohte Jedermann der Erstickungstod, und das Geschrei und Jammern der Unglücklichen, der Lärm der Rettenden, das Geheul der Verzweifelnden zu schildern, ist in keines Sterblichen Macht. Der Abend sank hernieder und die Gluth ward noch heftiger angefacht; von allen Seiten, von Altona und Harburg, eilte man zur Rettung herbei, doch vergebens, das entfesselte Element fraß mit gierigem Zahne Alles, was ihm im Wege stand, die Börse mit der neuen Börsenhalle, die Deichstraße, der Rödingmarkt, der Gänsemarkt, die Neuenburg, die Post, die Bank, der Hopfenmarkt, der Jungfernstieg steh'n in Flammen, und um dem Feuer Stoff zum Weitergreifen zu entziehen, wurden die schwersten Geschütze aufgeführt, und die größten Häuser sowohl von Privaten als auch öffentliche Gebäude mit Kugeln beschossen, andere aber durch Minen mit Pulver in die Luft gesprengt. Die Flamme wüthete mit unersättlicher Gier und statt in ihrer Macht gehemmt zu werden, tobte sie immer wieder von neuem; einer der gräßlichsten Anblicke war es, als die Canäle, welche zwischen den Häusern sich befinden, in Flammen geriethen und man dort, wo man Hilfe in der Noth erwartete, nichts als ein Feuermeer erblickte; denn ganze Fässer von Thran, Öhl und Spiritus flossen in die Fleets (Canäle) und in kurzer Frist stand das Wasser vollauf in

Digitized by Google

Feuer, und statt Rettung in den ungeheuern Brand zu bringen, wurde die Wuth des Feuers noch vermehrt; dazu tobte ein entsetzlicher Sturm und trug auf seinen Flügeln das Elend und den Jammer immer weiter. Wimmern, Geschrei, Toben, Fluchen, Heulen und Weinen überall; dazu der Kanonendonner, durch 12 Stunden ununterbrochen, und die Wuth des gefräßigen Elementes in voller Kraft. Freund! solche Scenen müssen unser Herz zerreißen! Empörend aber ist es, daß der Mensch ruchlos genug seyn kann, selbst dieses schreckliche Ereigniß zu benützen, um Andere ihres Eigenthums, ihrer letzten Habe zu berauben; so sahen wir die spanischen Matrosen, deren Schiffe eben hier, im sogenannten Rumelhafen, vor Anker liegen, im Verein mit anderem Gesindel, in ganzen Horden die Straßen durchschwärmen, die Wohnungen erbrechen und plündern, die sich Widersetzenden mißhandeln oder morden, in die verschont gebliebenen Lagerhäuser die Brandfackel schleudern, und so in ihrer zügellosen Wuth mit dem Elemente wetteifern, ja dieses noch überbieten. Darum wurde auch vom Bürgermeister das Standrecht publicirt, und bald erblickte man zwischen rauchenden Trümmern und zusammenstürzendem Gebälke hie und da einen gehängten spanischen Matrosen oder Quartiersmann, der auf der That des Raubes oder Brandlegens ertappt, ein Opfer der Volkswuth wurde.

So tobte der gräßliche Brand in immer steigender Wuth und stets wachsender Furchtbarkeit 4 volle Tage und Nächte, und kaum glaubte man des Feuers an einem Orte Herr zu seyn, so brach es an einem andern desto furchtbarer aus. Die meisten öffentlichen und ein großer Theil der größten und schönsten Privatgebäude, Lagerhäuser, Zuckersiedereien, Kattundruckereien ꝛc. ꝛc. liegen in Staub und Asche. Der Schaden an Gebäuden, Waaren, Mobilien und baarem Geld ist nicht zu berechnen; in allen Handelshäusern herrscht die gräßlichste Verwirrung, und Noth, Jammer und Elend steigen in fürchterlicher Größe. Am bedauernswerthesten ist, daß mit Beginn der schöneren Jahreszeit die meisten reichen Kaufherren und Banquiers ihre Sommerwohnungen bezogen, weßhalb alle Häuser ihrer Herren beraubt waren und bei der gräßlichen Wuth des Feuers an eine Rettung der Cassen und Handelsbücher nicht zu denken war. Die Bank liegt ebenfalls in Asche, allein das Geld in den unterirdischen Gewölben ist zum Glück dadurch gerettet worden, daß man es alsogleich unter Wasser setzte. Die Hamburger Assecuranzgesellschaft hat ihre Zahlungen eingestellt, und somit sind alle jene, deren Häuser entweder vom gefräßigen Brande vernichtet, oder durch die Kanonen niedergeschmettert wurden, im wahren Sinne des Wortes — Bettler. 30,000 Menschen irren obdachlos herum, und Leute, die noch vor wenigen Tagen über ein bedeutendes Vermögen zu gebieten hatten, sind jetzt in einer so bedrängten Lage, daß der Bettler in seiner unterirdischen Wohnung, in welche nie der Strahl der Sonne dringt, im Vergleich mit ihnen reich zu nennen ist. Wie viele Menschenleben beim Brande zu Grunde gegangen, ist noch nicht zu ermessen, aber ihre Anzahl ist sicher höchst bedeutend, und sind sie nicht glücklicher als Tausende, die jetzt auf dem Schutt ihres Eigenthums stehen und mit weinendem Auge den ganzen Umfang ihres Elends überblicken? Die hohen, meist von Holz gebauten Häuser mit den großen Giebeldächern und den weitvorspringenden hölzernen Altanen, die engen, winkeligen Gassen waren Ursache, daß die Verheerungen des Brandes gar so entsetzlich waren; wie viele Jahre, welcher großen Anstrengung wird es bedürfen, bis Hamburg wieder jene Größe, Macht und Ausdehnung gewinnt, die es bisher gehabt? Nur einem dauernden Frieden und dem rüstigen Wirken des Handels ist es vorbehalten, unserer Stadt wieder jenen Glanz zu verleihen, der sie bisher umgab; gewiß wird aber der Brand Hamburgs in den ersten Tagen des Mai 1842 so wenig aus dem Gedächtnisse aller Bewohner dieser mächtigsten und größten Handelsstadt Norddeutschlands entschwinden, als die Erinnerung an die Weihnachtstage des Jahres 1813, in denen auf Befehl des Wütherichs Davoust ebenfalls ein großer Theil der Stadt in Asche gelegt und eine beträchtliche Zahl Einwohner in der härtesten Winterkälte nackt und elend hinausgetrieben wurde in die weite Welt, um überall zu verkünden den Namen des blutriefenden Tyrannen. Solche Momente, wie dieser Brand und jene Grausamkeiten sind die härtesten Prüfsteine für den Werth einer Stadt und für die Tüchtigkeit eines Volkes. Gebe Gott, daß einst nach 30 Jahren die tiefen Wunden, welche uns die ersten Maitage 1842 schlugen, schon eben so vernarbt seyen, wie jene, die uns der böse Wille und die Tyrannei eines wüthenden Eroberers geschlagen! Die kommende Nacht dürfte die erste seyn, in der wir uns ruhig zu Bette begeben; denn endlich, nach 5 Tagen, ist die glühende Geißel Gottes von uns gewichen. Lebe wohl! Dein

R. W.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag, den 13. Mai, zum ersten Male: Der Faßbinder. Locales Lebensbild mit Gesang in 3 Aufzügen, von Carl Haffner. Musik von Capellmeister Hrn. Adolph Müller. — Marie, des Faßbinders Hans Linde (Hrn. Grois) Tochter (Mad. Fidy), ist des Uhrmachers Benjamin Braut; — ein Besuch des Gutbesitzers Eichenau (Hrn. Fröhlich) in ihrem Hause und Ohrringe, deren Geber sie nicht verrathen will, noch mehr aber die Plauderhaftigkeit Babettens, der Bäckerstochter (Mad. Rohrbeck), bringen sie in's Gerede, so zwar, daß sie der Bräutigam verlassen will. Der Vater tobt, die Tochter weint, der Bruder des Faßbinders, ein Schuster (Hr. Scholz), sucht der Sache auf den Grund zu kommen. Die Gäste des Schlosses wollen sich aber nun einen Spaß machen, und geben den jungen Uhrmacher für den Gemahl Emiliens, der Schwester des Gutbesitzers, in die Eichenau verliebt ist, aus. — Endlich folgt die Entdeckung, die Aufklärung dieser Räthsel und Versöhnung von allen Seiten, dazu noch ein obligater Onkel aus Amerika, der die Ohrringe gebracht, der die ganze Handlung gleichsam beim Ohr herbeigezogen. Solch ein Scenenknäuel, wie er sich in der Prosa der Wirklichkeit, des alltäglichsten Lebens nicht so unpoetisch verwirrt, wird eine Handlung, ein Lebensbild genannt! Dem Stück fehlt ganz und gar ein haltbares, natürliches Motiv zu all' den Begebnissen, wie sie sich hier aufeinanderdrängen; vom Situationswitze, und auch von jedem Wortwitz, wie er doch von Anderen auf ein unverdauliches, stoffarmes Gebäck als Salz gestreut wird, ist keine Spur. Man sollte glauben, die Onkel aus Amerika wären doch längst verbraucht und ausgestorben. Hier ist wieder einer, der vorher ein Dieb und bei seiner Rückkehr noch den moralischen Richter über seine Brüder macht, die er um das Ihrige gebracht. Das Stück erfreute sich nicht des günstigsten Erfolges. — Unter den Mitspielenden waren es besonders die Hrn. Scholz und Grois, die sich durch ihr bekanntes, gutes Spiel den meisten Beifall erwarben, nach ihnen die HH. Fröhlich, Börger und Mad. Fidy und Leinfitt. — Der Besuch war zahlreich.

Tagsergebnisse.

Samstag Mittags um ¾ auf 1 Uhr kam das Grenadierbataillon unter dem Commando des Majors Stransky von Greifenfels auf ungefähr 30 Waggons im Bahnhofe der Ferdinands-Nordbahn mit klingendem Spiele von Brünn an. Tausende von Menschen waren Zuschauer dieser imposanten Ankunft. Se. Majestät der Kaiser und Ihre kaiserl. Hoheiten die Hrn. Erzherzoge Franz Carl und Carl verherrlichten mit Ihrer Höchsten Gegenwart dieses schöne Schauspiel. Das Bataillon stieg aus, und marschirte dann auf den Feuerwerksplatz und stellte sich dort auf. Die ganze Fahrt von Brünn nach Wien war in 3 Stunden vollendet.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Mittwoch den 18. zum ersten Male: „Beruf und Liebe." — Donnerstag den 19. Dasselbe wiederholt. — Freitag den 20.: „Die Eisenbahn." — „Melva." — Sonnabend den 21.: „Beruf und Liebe" von Franz v. Braunau. — Sonntag den 22.: „Die Widerspänstige."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 61.

Oesterreichisches
Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 21. Mai 1842.

Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere,

von

Andreas Schumacher.

I.

Franz von Braunau.

(Fortsetzung.)

Am 18. Mai erschien das Lustspiel: Beruf und Liebe, auf unserer Hofbühne, eine frühere Dichtung dieses Verfassers, die beinahe die Vermuthung anregt, als ob sie uns einen Blick in die Geschichte seines Herzens werfen lassen, als ob sie eine kleine Episode aus der Geschichte seiner Sendung erzählen solle. Als ein älteres Product des Dichters eignet sich dieses Lustspiel allerdings weniger zum Maßstabe für seine künftigen Leistungen als zu einer ergänzenden Erweiterung unserer Ansicht über die Grundlagen und Elemente seines Strebens.

Die vollkommeren, die reiferen seiner Arbeiten sind das vor zwei Jahren bereits aufgeführte, später gedichtete Lustspiel: Wer die Liebe hat führt die Braut heim, und das kleine Lustspiel Jadeß, wir dürfen also eher einem Vorwärtsschreiten als einem Rückschritt des Dichters entgegensehen. Allein reich an Interesse, besonders wenn es als Erstlingswerk betrachtet wird, bleibt dieses Beruf und Liebe immerhin, der literarische Charakter des Verfassers hat sich in ihm frühzeitig ausgeprägt.

Einen besonderen Reiz gewährt es dadurch, daß wir den Dichter gleichsam vor unsern Augen auf der Bühne mitspielen, daß wir seinen Beruf vor unseren Augen sich entwickeln, sein Werk gleichsam werden sehen, und ist auch der Gedanke eines Lustspiels im Lustspiel nicht ganz neu, so ist doch die Art, wie Dichtung und Leben hier in einander verwebt sind, so sinnig und von aller Schwere des theatralischen Mechanismus so vollkommen frei, die Art wie das dargestellte ganze Lustspiel als das von dem mitspielenden Dichter gedichtete Lustspiel bezeichnet und bis zum letzten Augenblicke als solches durchgeführt wird, so geistig und zart, die Fäden der ganzen Combination werden so leise angeknüpft und das Gemälde im Gemälde bildet einen so ätherisch-leichten Hintergrund mit meisterhafter Perspective, daß darin eine weit größere Neuheit liegt, als in der grellsten und derbsten Erfindung.

Vielleicht kann eine kurze Erzählung der Handlung diese Ansicht deutlicher machen.

Der Dichter Osten hat der Comtesse Natalie de Fleury in einer Romanze seine Liebe erklärt und dagegen die vollste Bewunderung seines Talentes mit der Weisung, sich dem Drama, für welches seine Dichtung so viel Talent zeige, zu widmen, erhalten. Für diese kalte höhnische Ablehnung seiner Empfindung sucht sich der Dichter dadurch zu rächen, daß er, dem Wunsche der stolzen Natalie willfahrend, sie, ihre Liebe zu einem englischen Sonderling, ihre Verwandte die Generalin, den Baron Mildau ihren Onkel, sich selbst und Alle, die in den Kreis dieser Familie gehören, zum Gegenstande eines Lustspiels macht, von dem wir bald vernehmen, daß der erste Act die eben vor unsern Augen aufgeführten Scenen enthalte. Ein Freund des Dichters, der sich auf die Bahn des Schauspielers geworfen, kommt unserm Dichter zur Ausführung seines Planes, wie gerufen, und nun werden Herzen gebrüft, Täuschungen und Intriguen durchgeführt, alles vom Dichter, der in seiner Unermüdlichkeit und Gewandtheit alles zu verwirren und zu lösen an die gelungensten Charaktere dieser Art, Wespe und West, erinnert, dabei aber durch die Trefflichkeit seines Herzens und ich möchte sagen, ein großartiges Bewußtseyn über seinem Stoff zu stehen, sich auch vor allen ähnlichen auszeichnet.

Die Scene des verletzten Stolzes zwischen Natalie und dem von ihr geliebten Fremden, Sir Robert Green, der unter diesem bescheidenen Namen den Stand eines Lords und den Ruhm eines gefeierten Parlamentsmitgliedes verbirgt, die Täuschungen des alten Architekten, in dessen Haus der Schauspieler sich unter der Maske eines jungen Architekten einschleicht, Alles ist das Werk des Dichters, der die ganze Handlung für sein Lustspiel benützt, dessen öffentliche Aufführung der Schauspieler bei seinem Schwiegervater verräth, während Sir Robert dem Continent entfliehen will, der Dichter selbst gefordert und von allen Parteien zur Rede gestellt wird.

Allein der Dichter hat auch dafür gesorgt, daß wir den fünften Act seines Lustspiels zu sehen bekommen, denn indem er die liebenden Herzen Mylords und Nataliens durch die Vermittlung ihrer Mißverständnisse einigt und den Baumeister durch die dem bestehenden Verhältnisse gegebene Öffentlichkeit nöthigt, in die Verbindung seiner Tochter mit seinem Freunde dem Schauspieler, der übrigens ein braver und talentirter Mann ist, einzuwilligen, wiederholt sich für uns der von allen mithandelnden Personen für unwahrscheinlich und willkürlich erklärte Schluß des eben aufgeführten Lustspiels.

Der Gedanke das Theater auf dem Theater darzustellen ohne ein Theater im Theater zu benöthigen, und die Schlauheit mit welcher der Schluß der Vorstellung zur Anschauung kommt, ist gewiß ungemein witzig und die folgenden Vorstellungen werden, wenn der erste und zweite Act tüchtig gekürzt seyn werden, die Anziehungskraft desselben hoffentlich ins vollste Licht stellen.

Das ganze Bild, wie es der Dichter vor unsern Blicken aufrollt, ist ungemein heiter und lebendig; die schöne psychologische Lösung des Knotens durch die Enthüllung eines ächten Dichterberufs, der für eine solche, der Macht der Convention ganz anheimfallende Neigung allerdings entschädigen dürfte, und der es dem Verschmähten gestattet großmüthig zu vereinigen und zu verbinden, gibt der Handlung eine nicht bloß witzige, sondern auch poetische Bedeutung.

Ein solches Erstlingswerk stellt die Eigenthümlichkeit und den Beruf eines Dichters schon hinlänglich heraus. Die Befangenheit des ersten Versuches zeigt sich allerdings in mancherlei Gebrechen; namentlich in dem vorwaltenden Streben nach Reichhaltigkeit und Buntheit der Charaktere, in dem allzu hastigen Wechsel der Situationen, in der häufig erkünstelten und erzwungenen Kürze der Scenen, keineswegs aber in einem Mangel an Gedanken, Eigenthümlichkeit und Erfindung. Die komische Kraft der Situationen und Charaktere würde sicher noch mehr durchgegriffen haben, hätte der Dichter den Muth gehabt sich seinem Genius zu überlassen, oder vielleicht auch nur die Bühne das Vertrauen sie zur Anschauung zu bringen. Da, wo sich die Handlung ohne Beschränkung, und in der jeder Situation nöthigen Breite bewegt, ist sie überall wirksam, mit Ausnahme der langen Expositionsscenen des ersten Actes, wo sich der Dichter überdieß die Gelegenheit zu vielen witzigen Bemerkungen entgehen ließ.

Der dritte Act und der fünfte gefielen so entschieden, daß der Verfasser im Laufe des einen und am Schlusse des andern gerufen wurde.

Die Aufführung war eine ganz vortreffliche, man kann ihr ohne die größte Unbilligkeit höchstens ganz geringfügige Kleinigkeiten ausstellen, zu welchen das spage Satane und das accentwidrige ubique gehören dürften. Die HH. La Roche, Herzfeld und Lucas gaben ihre Masken trefflich — Hr. Fichtner gab den Dichter in einer ganz vollkommenen conversationellen Haltung; — er hat da den Dichtern etwas geschmeichelt, allein nach den vielen komischen Vergnügungen, welche ihre Übertriebenheiten dem Publicum schon gewährt haben, dürfen wir ihnen den Genuß schon gönnen, sich einmal wenigstens anständig repräsentirt zu sehen. Es haben sich selbst die kleineren und minder bedeutenden Rollen als sehr zweckmäßig besetzt erwiesen, zum Beweise deuten wir auf den Kammerdiener (Hr. Moreau) hin. Unter den weiblichen Rollen wurde die der Comtesse durch Mad. Fichtner, und die des Dorchens durch Dlle. Neumann glänzend gegeben. Dlle. Neumann spielte ihre erste Zusammenkunft mit dem Geliebten entzückend schön. Unsers braven Wilhelmi, und seiner meisterhaften Scene mit Hrn. La Roche im fünften Acte dürfen wir insbesondere nicht vergessen.

Das Ganze war gut und unter Vielem Manches vortrefflich. — Der Trieb das Lustspiel poetisch zu durchseelen, der Alltäglichkeit Frische zu verleihen, Phantasie und Wirklichkeit zum innigen Bündnisse zu zwingen, und vor allem die Kraft sich in die Region geistiger Beziehungen zu erheben, zeichnen dieses Werk aus und beurkunden das selbstbewußte künstlerische Streben, den Genius der seiner inneren Stimme vertrauen darf.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Zur Vervollständigung unserer Berichte über die diesjährige italienische Opernsaison haben wir nachzutragen, daß der Heros des dramatischen Gesanges, Hr. Donzelli, zu seiner Benefice Rossini's „Otello" gab, welcher die siebente italienische Oper bildete. Wenn wir bemerken, daß der Beneficiant in diesem allenthalben anerkannten Meisterwerke Rossini's die Titelrolle darstellte, so glauben wir das Wichtigste, was man darüber sagen kann, der Öffentlichkeit mitgetheilt zu haben, und können die Leistung selbst als eine bekannte Größe füglich übergehen.

Eine Novität, auf die man aus verschiedenen Gründen sehr gespannt war, ging endlich vorgestern, als die

achte italienische Oper,

über die k. k. Hofopernbühne. Es war

Linda di Chamounix,

Melodrama in tre atti. Parole di Gaetano Rossi, Musica del Sig. Gav. Donizetti, welches der Maestro eigens für dieses k. k. Hoftheater schrieb. Die Handlung ist einem französischen Drama nachgebildet; der Inhalt der Oper ungefähr dieser: Die Eheleute Antonio (Hr. Baresi) und Magdalena (Sig. Rottes), Pächter eines Landgutes zu Chamounix in Savoyen, haben eine einzige Tochter, Namens Linda (Sig. Tadolini), gegen welche der Vicomte di Sirval (Hr. Moriani) ihrer Schönheit wegen in Liebe entbrennt.

Damit sein hoher Stand seinen Absichten kein Hemmniß sei, kommt er gleich nach dem Anfange des 1. Actes verkleidet in das Haus der angebeteten Schönen, und erklärt ihr in einem Duett, das der Componist mit einem äußerst gemüthlichen, hebenden Thema ausgestattet, seine Liebe, und erhält Versicherungen von Gegenliebe. Die allbekannte Schönheit Linda's entzündet aber zugleich den Marchese di Boisfleury (Hrn. Rovere) zu Absichten auf das junge Mädchen; und als ihr dieser sichtbar nachstellt, beredet der Vorsteher der Gemeinde (Hr. Derivis) die Ältern, ihre Tochter mit einer Gesellschaft junger Savojarden, welche alljährlich nach Paris zog, um da durch Gesang und Spiel etwas zu erwerben, fortgehen zu lassen. Der rührende Abschied dieser auswandernden Savojarden bildet ein in Text und Musik treffliches Finale des ersten Actes.

Im zweiten Acte finden wir Linda auf ihrem Zimmer in Paris. Ihr Geliebter hatte ihr einen sehr splendiden und gemächlichen Aufenthalt bei seinen Verwandten verschafft. Hier erhält sie zuerst von Pierotto, einem mit ihr ziehenden sehr theilnehmenden armen und verwaisten Savojardenjünglinge (Sig. Brambilla), dann von dem ihrer Tugend auch in der Ferne nachstellenden Marchese, gleich darauf von ihrem Geliebten und endlich auch von ihrem Vater einen Besuch. Mit jedem dieser vier Interessenten singt sie ex officio ein Duett, was eine etwas ermüdende Monotonie dieses Actes herbeiführt. Während der Scene mit ihrem Vater erhält Linda durch Pierotto die Nachricht, daß ihr Geliebter treulos eine Andere geehelicht, worauf sie wahnsinnig wird. Der Moment des Wahnsinns bildet die Schlußscene des zweiten Actes, während welcher ihr Pierotto einzig und allein zur Seite bleibt.

Mit der Rückkehr der Savojarden beginnt der 3. Act. Der Vicomte kommt nach Chamounix und theilt dem Gemeindevorsteher mit, während den Vorbereitungen zur Verehelichung die ihm von seiner Mutter zugedachte reiche Braut verlassen zu haben, um in die Arme seiner geliebten Linda zu fallen, welche er ebenfalls zurückgekehrt wähnte. Auch der Marchese versammelt die Gemeindebewohner, und kündet ihnen auf eine höchst drollige Weise, welche der Tonsetzer äußerst pikant und lebendig gezeichnet hat, seine bevorstehende Verehelichung mit Hindeutung auf Linda, als seiner Braut, an. Doch beiden wird die Abwesenheit Linda's kundgegeben, welche natürlich nun auf das Herz des liebenden Vicomte einen betrübenden schmerzvollen Eindruck macht. — Nach kurzer Zeit kommt Linda an der Seite ihres treuen Begleiters Pierotto, jedoch in ihrem geistig-zerrütteten Zustande in ihre Heimat. Ihr Erscheinen macht die ergreifendste Wirkung auf die Ältern, den Geliebten, ja die ganze Gemeinde; denn sie erkennt Niemanden mehr. Der Vicomte betheuert ihr auf den Knien seine bewahrte Treue und volle Unabhängigkeit. Doch Alles bleibt ohne Wirkung, bis er in seinem Gesange das zarte Motiv, welches seine erste Liebeserklärung enthielt, wieder bringt, erwacht ihr klares Bewußtseyn, sie erkennt Alle, und ist zur höchsten Beseligung ihres Geliebten gänzlich geheilt, in welchem Augenblicke sie der Vicomte zu seiner Gattin erhebt.

Aus dieser scenischen Darstellung wird der Leser entnehmen, daß das Sujet, namentlich im 1. und 3. Acte, äußerst wirksame Momente für eine musikalische Behandlung darbietet, welche auch durch die vielfache Annäherung des Componisten zur Wahrheit der Charakteristik ergreifend hervortraten. Daß der Librettoverfasser noch manche das dramatische Leben steigernde Situationen, namentlich im 2. Acte, hätte anbringen können, ist nicht in Abrede zu stellen.

Dagegen tritt der Charakter des Marchese durch seine niedrig komische Haltung, an der freilich obendrein manche Übertreibungssünde des Darstellers klebt, auf eine zu grelle, den Ästhetiker kaum befriedigende Weise hervor. Auch bieten die Wahnsinnsscenen in einer italienischen Oper wenig Reiz der Neuheit, weil wir einer pazza per amore, schon zu oft auf den Brettern begegneten. Die Wahrheit in der Darstellung der Sig. Tadolini gewährte übrigens eine hohe Befriedigung und nahm unsere vollste Theilnahme in Anspruch.

Die Musik zu dieser Oper gehört zu den besseren Arbeiten Donizetti's; einige Nummern, als das Savojardenlied, das Duo zwischen Vicomte und Linda, dann das Finale des 1. Actes, ebenso das charaktermalende Duo zwischen dieser und dem Marchese ungeachtet, seiner starken Reminiscens aus „Elisir," und die Wahnsinnsscene des 2. Actes; endlich ein Vocalchor und das Vocalquintett im 3. Acte erheben sich zu dem Besten was der Maestro in seinen vielen Opernwerken aufzuweisen hat, wenn ihnen auch Tiefe und Großartigkeit der musikalischen Ideen mangelt.

Unter den Darstellenden trat, wie schon oben berührt wurde, Sig. Tadolini am meisten hervor. Die übrigen Mitwirkenden trugen nach Kräften zum Gelingen des Ganzen, mit entschiedenem Beifall aufgenommenen Werkes, bei. Componist und Hauptdarsteller erhielten durch oftmaliges Hervorrufen alle Zeichen des Beifalls. An zweckmäßigem Costume und hübscher Decorirung ließ es die Administration nicht fehlen. Es steht zu erwarten, daß diese Oper ein bleibendes Repertoirstück dieser Hofbühne seyn wird.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag den 20. Mai: Zur augenblicklichen Unterstützung der durch den Brand von Steier Verunglückten:

1. Die zwölf Mädchen in Uniform. Vaudeville von Angely.
2. Der Tanzmeister Pauxl in einem Act.

3. Der Brand zu Steier. Gedicht von Weidmann, vorgetragen von Hrn. Fröhlich, mit einer bildlichen Darstellung, arrangirt von Hrn. Director Carl; die neue Decoration von Hrn. de Pian. —

Die ersten zwei Piecen und ihre Darsteller sind dem Publicum hinlänglich bekannt — heute spielten Alle gut, sie spielten ja zum Besten Verunglückter; am meisten Anerkennung verdient Hr. Director Carl, der eine so große Gabe bot. Er hat die Thränen Vieler getrocknet, ihnen die rettende Hand gereicht, auf daß sie nicht mehr rettungslos ohne Dach und Fach herumirren dürfen. Dank dem edlen Wiener-Publicum, das seinen Wohlthätigkeitssinn zeigte und sich so zahlreich versammelte; und erhebend war es unter den Versammelten auch Ihre Majestät die milde, stets hilfreiche Kaiserin Mutter zu sehen. Zu dem guten Gedicht von Weidmann, das Hr. Fröhlich schön vortrug, war eine herrliche bildliche Darstellung, den Brand von Steier und die Gruppe der Verarmten zeigend, die Rauchwolken lichteten sich und in weiter Ferne in einem Sterne sah man die Kaiserstadt Wien. Das war ein lieblicher Gedanke, prächtig ausgeführt. Das Publicum verließ befriedigt das Haus, in dem eine so große Wohlthat verübt wurde, zu der es so viel beitrug. Nochmals Dank den Wohlthätern.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Donnerstag den 20. Mai: Der Verschwender. Hr. Mack als Kammerdiener. Wolf gastirend. — Das Schleichende, Versteckte, unter dem so großer Betrug, ein so sündhaftes Herz verborgen, das diese Rolle erheischt, gelang dem Darsteller gut, und er führte sie bis zu den letzten Scenen ohne Übertreibung lobenswerth durch; zuletzt aber muß ihn der Tadel eines starken Auftragens treffen, mit dem auch die übrigen Darsteller von Hauptrollen, die HH. Börger und Lang nicht verschont bleiben dürfen. Was den Gesammteindruck betrifft, so war er ein günstiger, den das im größten Theile gute Spiel der Genannten und der Mad. Fiby als Cheristane und Mad. Schmidt bewirkten. Das Haus war leer.

(Noch ein Originalbrief aus Hamburg, während des Brandes.)

Mit Thränen, und vom tiefsten Schmerz bewegt, ergreife ich in Eile die Feder, um Ihnen Hamburgs größtes Unglück, ja beinahe Untergang, anzuzeigen.

Es brach nämlich Mittwoch den 4. Abends 10 Uhr in einer Cigarrenfabrik Feuer aus, das immer mehr überhand nahm, und jetzt zur Rettung der Stadt nichts mehr als göttliche Hilfe seyn kann. Das Feuer war ziemlich weit von meiner und Herrn F...s Wohnung, wir besichtigten selbes gestern Vormittags noch von einem Kirchthurme aus, welcher in unserer Nähe ist. Stellen Sie sich einmal das schreckliche Unglück vor, wie sich das Feuer verbreitete, zwey Stunden nach unserer Besichtigung am Thurme, war selber selbst schon in Flammen; wie ich das sah, ging in sogleich nach Hause, packte meine Sachen zusammen, und trug meinen Koffer in den entlegensten Theil der Stadt, zu einem Freunde Herrn F. Die Gefahr wurde immer größer, es brannten schon gestern Nachmittag über 200 Häuser, größtentheils Magazine, welche ungeheure Waarenlager haben; denken Sie sich einmal ein Feuer, wo in einem Hause von 5 Stockwerken 100 Fässer Rhum, 100 Fässer Spiritus und 50 Fässer Campher liegen, das Öhl, welches in die Canäle der Stadt gelassen wurde, fing von selbst zu brennen an, so zwar, daß beinahe kein Schiff mehr fahren konnte. Viele Hunderte von Menschen büßten ihr Leben ein, das Hotel, wo ich früher wohnte, und meine gegenwärtige Wohnung ist ganz abgebrannt.

Nun bedrohte auch Herrn F... gestern gegen 10 Uhr Nachts die höchste Gefahr; was war nun da zu machen? sämmtliche Waarenlager im Werthe von 200,000 fl. C. M. in Kisten packen, und vor die Stadt zu führen, obwohl er für sämmtliche assecurirt war; doch alle Assecuranzen sind nicht im Stande, in einem Zeitraume von 10 Jahren den Schaden zu ersetzen. Alle seine Leute, Bekannte, und auch ich arbeiteten die ganze Nacht hindurch, konnten aber nur die Hälfte des Lagers circa 80 Kisten Seidenwaaren retten, denn die Flammen flogen schon ins Magazin herein, so daß wir gerade Zeit hatten, fortzukommen. Diese Schreckensscene kann ich Ihnen gar nicht schildern, so was habe, und werde ich nie in meinem Leben sehen. Seine Mobilien wurden Alle dem Feuer Preis gegeben, denn man konnte keine Wagen bekommen selbe zu transportiren, wir alle waren auf der Straße in Lebensgefahr, denn die Menschen wurden wie Hunde niedergeführt. Man sollte nicht glauben, welche Kraft man in solchen Fällen hat; ich trug meinen und Herrn F...'s Koffer im Gewichte von 130 Pfund eine ganze halbe Stunde weit; einmal fiel ich, daß ich mir die Knie aufschlug, und so bin ich den glücklich um 3 Uhr Früh an eine für den Augenblick nicht gefährliche Stelle gelangt. An's Schlafen gehen war gar nicht zu denken, denn es war in der ganzen Stadt, als wenn es Feuer vom Himmel regnete. Viele Bekannte, Geschäftsfreunde des Herrn G... sind gänzlich verunglückt. Mit Wasser ist das Feuer gar nicht zu löschen. Spritzen kommen von Lübeck, Bremen und andern Städten zu Hilfe, doch Alles vergebens. Jetzt wurden ganze Straßen niedergerissen, doch während des Abbrechens, ergriffen sie die Flammen, dann fing man an, die Häuser mit Pulver zu sprengen, und heute werden selbe sogar mit Kanonen niedergeschossen. Eine Belagerung, eine Revolution, ein Krieg kann auch nicht ärger seyn, denn auf der Straße sieht man todte und beschädigte Menschen in unzähliger Menge. Die angesehensten Familien sind ohne Obdach, ohne Schutz, und müssen im Freien schlafen. Ach, es geht hier zu, als wäre der jüngste Tag, es kann auch nicht schlimmer seyn. Der Brand von Wiener-Neustadt ist eine Null dagegen. Wie traurig, wie schauderhaft Alles ist, kann nicht beschrieben werden; alle Schiffe im Hafen hatten Trauerflaggen aufgespannt, den ganzen Tag hört man nichts, als jammern, schreyn, mit Kanonen schießen, und Glockenläuten. Das Feuer wird immer größer, es brennt gegenwärtig die halbe Stadt, und wird ohne Zweifel ganz Hamburg ergreifen. Ich bin in diesem Augenblick eine halbe Stunde vom Feuer entfernt, vor dem Fenster, wo ich diesen Brief schreibe, fliegen wieder die Flammen herum, darum ich mich beeile, wieder meine Sachen zusammenzupacken, und von Hamburg ganz wegzugehe, vermuthlich nach Altona, wo auch Herr F... wohnt.

Eisenbahnzeitung.

Am 16. d. M. ereignete sich auf der Wien-Raaber Eisenbahn folgender unangenehme Vorfall. Der von Wien zur Abholung der Mödlinger Passagiere bestimmte Trainführer hatte wahrscheinlich in der finstern Nacht die Distanz übersehen und näherte sich dem Mödlinger Bahnhofe in dem Augenblicke so sehr, daß, als der Mödlinger Train sich durch die Verbindungsbahn nach Wien in Bewegung setzte, beide Trains seitwärts an einander geriethen und das eine Locomotiv und drei Wagen von außen beschädiget wurden, doch weder ein Reisender noch Jemand vom Dienstpersonale eine Verletzung erhielt.

Da durch diesen Unfall beide Bahnen unfahrbar wurden, so konnten natürlich die Passagiere von Mödling nicht sogleich befördert werden.

Zur Ehre der in ganz Deutschland als bieder und gutmüthig bekannten Wiener will ich es glauben, daß nur einige, von geistigen Getränken Erhitzte, es waren, die den Unfall unbeachtet lassend, die augenblickliche Beförderung verlangten, und da diese nicht möglich war, so boshaft waren, fast alle Fenster des Mödlinger Bahnhofes zu zerschlagen, und die unschuldigen Beamten zu insultiren.

Leider! ist das ein Betragen, das den guten Ruf der biedern Wiener im Auslande schmälern dürfte, wenn man nicht wüßte, daß dieß keineswegs die Repräsentanten der Nation waren.

Es ist von Seite der Direction alles gethan worden, das Geschehene so schnell wie möglich zu mildern, vorzüglich war es der Mödlinger Sections-Ingenieur Linder und sein Personale, dessen Umsicht es gelang, die Hindernisse zu beseitigen. Leider! mußten sich die nachkommenden Trains bis 1 und 2 Uhr Nachts gedulden, bevor sie weiterfahren konnten, nach welcher Zeit alle glücklich ankamen.

Da die Direction dieser Bahn nichts außer Acht läßt, die Fahrenden zufriedenzustellen, so dürfte es billig seyn, wenn auch diese sie an ihrem guten Willen nicht hindern möchten, und dadurch nicht selbst eine Unordnung herbeiführten.

Dieser Meinung ist ein Augenzeuge.

Streifzüge nach China.

Von Ign. Zwanziger.

II.

Chinesische Sprüchwörter.

1. Wer andere um Rath fragt, ist groß; wer nur sich selbst hört, ist klein.

2. Wissen ist leicht, handeln schwer.

3. Wenn die Haut zu Grunde geht, was wird aus den Haaren werden?

4. Bäume von schönem Wuchse werden zuerst gefällt und ein Brunnen mit gutem Wasser zuerst ausgeschöpft.

5. Bei Tag arbeite, bei Nacht ruhe.

6. Für Eine gute Handlung vergißt man gerne hundert schlechte.

7. Faules Fleisch und trockene Fische erzeugen Würmer.

8. In Kleidern sei neu, als Mann sei alt.

9. Eine Sonnenfinsterniß mahnt uns, der Tugend zu leben; eine Mondesfinsterniß, an den Tod zu denken.

10. Wer arm ist, dem kostet es keine Mühe, sparsam zu seyn.

11. Schöne Worte sind nicht zu glauben und zu glaubende Worte sind nicht schön.

12. Erloschene Asche fängt wieder Feuer und vertrocknete Gebeine bedecken sich wieder mit Fleisch.

13. Der höchste Wall ist nur durch langsam angehäufte Erde entstanden.

14. Auch hohe Bäume sprossen aus Schößlingen.

15. Die Majestät ist dem Herbste, die Liebe dem Frühlinge zu vergleichen.

16. Wenn etwas nicht gern gethan wird, so ist ein Heuschreckenflügel schwer; dem, der etwas gerne thut, sind tausend Pfund nicht schwer.

17. Die Herzen sind so verschieden, als die Mienen.

18. Nach dem Beispiele des Königs richtet sich das Volk.

19. Besser ist es, nicht stark zu seyn, als grausam zu werden.

20. Der Weise spricht wenig; wer immer spricht, ist ein Thor.

21. Wenn das Schaf gleich in einem Tigerfelle steckt, so wird es doch zittern, wenn es den Wolf sieht.

22. Der Himmel antwortet dem Menschen schneller, als der Schatten dem Körper, das Echo der Stimme.

23 In Ermanglung eines ausgezeichneten Mannes ziehe die besten Bücher zu Rathe.

24. Die Gerechtigkeit ist der Hebel des Weisen, der Gewinn der Hebel des Dummen.

25. Die am besten schwimmen, ertrinken zuerst und die erfahrensten Reiter, stürzen zuerst.

26. Der Himmel regnet auf gute Früchte, doch auch die Dornen genießen derselben Wohlthat.

27. Den Reichen umgeben Viele; der Arme kümmert Niemand.

28. Besser ist es, geschlagen zu werden, als selbst zu schlagen.

29. Dem Liebenden dünkt oft ein Augenblick ein Jahr zu seyn.

30. Einen edlen Mann ändert die Armuth nicht.

31. Die Zunge dauert, weil sie weich ist, die Zähne fallen aus, weil sie hart sind.

32. Das Volk ist die Wurzel des Reiches; ist die Wurzel fest, hat das Reich Frieden.

33. Meistens hängt von Einem Augenblicke Ruhm oder Schande ohne Ende ab.

34. Kümmert sich der Hund, der den Hirsch verfolgt, um den Hasen?

35. Wer zu stehen weiß, fällt nicht.

36. Je höher man steigt, desto schneller ist ein Sturz zu fürchten.

Künstlerischer Wegweiser.

Der Professor der Bildhauerei in Kreuznach, Tauer mit Namen, verfertigte im Auftrage Sr. Durchlaucht des Fürsten von Metternich mehre kleine Gypsstatuen, welche berühmte Männer und Frauen aus der deutschen Geschichte vorstellen, und mit einer wahren Meisterschaft und schöner Kunstvollendung gearbeitet sind. Diese Statuetten bilden seit einiger Zeit eine herrliche Zierde des bekannten Schlosses zu Johannisberg. Darunter zeichnen sich besonders mehre derselben durch die höchste Porträtähnlichkeit aus, und von dem allgemeinen Beifalle, dessen sich diese Gypsstatuen bei den Besuchern des fürstlichen Schlosses zu erfreuen hatten, angeeifert, gedenkt Hr. Professor Tauer einen Cyklus deutscher Kaiser und Helden anzufertigen und den Sokel, auf welchen sie gestellt werden, mit ihren Familienwappen in Form und Styl ihrer Zeit auszuschmücken. Wir beeilen uns daher, alle Kenner und Verehrer der Bildhauerkunst auf diese kleinen Standbilder berühmter Männer aufmerksam zu machen.

Das Modell zur Statue Wellington's ist bereits beendet, und stellt den Feldherrn zu Pferde vor, wie er bei Waterloo mit dem Fernrohr eben nach den heranrückenden Preußen zeigt. Die Größe des Standbildes ist viermal über Lebensgröße, und dasselbe soll im Hydepark auf einem achtzig Fuß hohen Hügel aufgestellt werden. Demnächst wird der Guß beginnen, zu welchem Kanonen, die bei Waterloo in die Hände der Engländer fielen, verwendet werden.

Dem deutschen Meistersänger Hans Sachs soll in Nürnberg, unweit von dem Hause, welches er einst bewohnte, ein Monument errichtet werden. Die Kosten desselben will man durch Herausgabe seiner Werke und durch freiwillige Beiträge decken. Von dem Gefühle der Hochachtung und Dankbarkeit der deutschen Nation, auf welche dieser Meistersänger den gegründetsten Anspruch hat, läßt sich erwarten, daß die Gaben reichlich gespendet werden dürften.

Benefice-Anzeige.

Dinstag den 24. Mai 1842 wird im k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheil des von weil. Sr. Excellenz Herrn Grafen Ferd. v. Palffy daselbst gegründeten und von einer hohen Landesstelle sanctionirten Pensions-Institut aufgeführt: Hanns Sachs.

Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen von Deinhardstein.

Mit Bewilligung einer löbl. k. k. Hoftheater-Direction wird Dlle. Neumann, k. k. Hofschauspielerin, Hr. Ludwig Löwe, k. k. Hofschauspieler und Regisseur, Hr. Wilhelmi, k. k. Hofschauspieler, in Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes mitwirken.

Omnibus.

(Doppelte Luftreise.) Im Jahre 1773 fing das russische Admiralschiff bei Verbrennung der türkischen Flotte vor Smyrna Feuer, es flog in die Luft, und zwei Kanoniere fielen unbeschädigt in's Meer zurück. Sogleich wurden sie aufgefischt, und von den Türken auf einem ihrer Schiffe in Ketten gelegt. Drei Tage später steckten die Russen auch dieses Schiff in Brand, und die beiden armen Kanoniere mußten nolens volens eine zweite Luftreise machen. Doch dießmal waren sie nicht so glücklich; sie fielen wohl wieder nächst der türkischen Flotte in's Meer, allein ihre Beine und Arme waren von den Ketten ausgerenkt und zerrissen. Man schritt sogleich zur Amputation, welche sie auch glücklich überstanden, und dann noch mehre Jahre lebten. So erzählt Hr. Litzakewitz, der Secretär der russischen Ambassade in London, welche beide Kanoniere gesprochen hatte.

Berichtigung.

In dem Aufsatze: Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere von A. Schumacher bitten wir folgende Errata zu verbessern:

2. Spalte 3 Z. v. o. ites ihn statt ihm.
„ „ 5 „ „ „ ist nach kräftiger das Wort „Objectivität" ausgelassen.
„ „ 6 „ „ „ ites unserem statt mehreren.
„ „ 24 „ „ „ „ in statt an.
3 „ 14 „ v. u. „ Wunder statt Wunden.
„ „ 8 „ „ „ „ universell statt universal.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 62.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 23. Mai 1842.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfandheller.

(Fortsetzung)

Noch unter der Thür begegnete sie der alte Dalekarlier, der, von seinem Sohne begleitet, nun die Entscheidung seines Anliegens hören sollte.

»Sieh da, alter Freund,« sagte Gustav Adolph, »was hältst von unserem Koche? Versteht man sich zu Stockholm auf deinen Magen?«

»König,« antwortete treuherzig der Bauer, »obgleich meine Zunge über das Allerlei, was ihr unterkam, beinahe den Geschmack verloren hat, so ziehe ich doch unser Knäkebröd und einen Schluck Kornbranntwein *) dem ganzen Plunder vor.«

»Recht,« sagte dieser, »und damit sollst du mich auch bewirthen, wenn mich einmal der Weg in deine Thäler führt.«

Jetzt ging er auf Edward Jarlson zu, der in steifer Stellung im Hintergrunde hielt.

»Tritt näher, Edward. Wie lange dienst du Uns?«

»Vier Jahre, Eure Majestät.«

»Du kamst als Freiwilliger zu deiner Fahne. Was bewog dich hiezu?«

»Der Drang, den jeder Schwede fühlt, unter der Anführung seines glorreichen Königs zu fechten,« antwortete feurig der Krieger.

»Das ist brav, und ich danke dir für deine gute Meinung. Aber da nun Friede geworden ist, sollst du jetzt wieder ein guter Sohn werden, wie du ein tapferer Soldat gewesen bist, und meine Gnade wird dir alsdann nie fehlen.«

»Gnädigster König, Ihr wollt mich entlassen?« fragte bestürzt der Jüngling.

»So ist es,« entgegnete der König, »doch nicht ohne deine Anhänglichkeit zu ehren. Edward Jarlson, nimm dieß als Andenken von deinem König, und ziehe hin in Frieden.«

Hiermit warf er dem Soldaten eine silberne Kette um den Hals, dem hierüber Schmerz und Freude jeden weiteren Gebrauch seiner Sprache versagte. Dann wandte er sich mit komischem Ernst an den alten Dalekarlier: »Du siehst nun wohl, Freund Jarlson, wie gut es sey, in seiner eigenen Sache nicht unbedingt dem Nachbar zu glauben. Kehre nach deiner Herberge zurück, und warte dort, bis ich dir einen vollen Säckel zur Heimreise schicken werde.«

»Was soll das?« rief er mit unterdrückter Rührung, als Vater und Sohn versuchten, seine Knie zu umfassen.

»Willst du fortmachen, oder soll ich, um die Worte des Krämers von Ornäs zu bewähren, dich derb ausschelten? Da, gib mir die Hand, und grüße mir deine Landsleute.« Hiermit schüttelte er recht herzlich die schüchtern dargebotene Rechte, und drängte fast gewaltsam die beiden Dalekarlier zur Thüre hinaus.

»Ach,« sagte Gustav zu seinem Kämmerling, den das Geräusch herbeigelockt hatte, und der dadurch ein Zeuge dieses Auftrittes geworden, »wie hart ist mir doch geschehen, die guten Leute um das Vergnügen ihrer Dankbezeigung zu bringen. — Nun, Scienschild, ist unser Tagewerk für heute beendet? Ja? So beeilt Euch, daß ich zu Pferde steigen kann.«

Aber die Geduld des Königs sollte noch einer harten Probe unterzogen werden; denn fast in demselben Augenblicke sah er den Reichskanzler Axel Oxenstierna vor sich, der, eine mächtige Rolle Schriften unter dem Arme, es sich zum Vorsatze gemacht zu haben schien, den Lustritt seines Herrn noch eine geraume Weile zu verzögern.

»Verzeiht, gnädigster Herr,« sprach dieser, den Schweiß sich von der Stirne wischend, »wenn ich überlästig werde, aber meine Pflicht verlangt, Euch um einige Minuten Gehör zu bitten.«

»Mein guter Oxenstierna,« antwortete hierauf Gustav Adolph, »Ihr wißt, daß wir Euch, wo es Noth thut, stets zu Willen sind. Doch würdet Ihr mich sehr verbinden, wolltet Ihr Eure Angelegenheiten bis zu meiner Rückkunft verschieben.«

Aber der eifrige Kanzler zuckte die Achsel und setzte seinem Herrn in zierlicher Rede auseinander, wie dieß eine wahre Unmöglichkeit sey.

»Nun, bei Gott!« rief hierüber unwillig der König, »Ihr macht uns das Leben manchmal wirklich recht sauer. So kommt denn zurück, und laßt mich hören, was Ihr Euch heute in den Kopf gesetzt habt, mir zu sagen.«

»Euer Majestät werden —«

»Laßt's gut seyn, Oxenstierna; Ihr seid zu reich an Gründen, als daß man Euch widerlegen könnte, und ich bin überzeugt, daß, wenn uns heute der Knochenmann seinen Besuch machen wollte, Ihr selbst dem sein Recht bestreiten würdet, hätte ich bei Euch noch einen Vertrag im Rückstande.«

Somit warf sich Gustav Adolph abermals in seinen Armstuhl, während der Kanzler, der sein Actenbündel entrollt hatte, folgendermaßen begann:

»Vor allem muß ich Euch, gnädigster Herr, das Urtheil des Gerichtshofes vorlegen, dem Ihr die Prüfung Eures Streites mit dem Grafen Lilienholm hinsichtlich des Jagdrechtes in den Rosen-

*) Eine beliebte schwedische Vorkost.

berger Auen zugewiesen. Die Ansicht des Collegiums ist zwar wider Euer vermeintes Recht, doch sicher nicht gegen Eure Gerechtigkeitsliebe, und es fehlt sonach nur noch die genehmigende Unterschrift Eurer Majestät.“

»So hat man uns abgewiesen? Nun gebt mir schnell die Feder, daß ich's unterschreiben kann. Zwar sind wir jetzt auf Rosenberg im Waidwerk ein wenig beschnitten, aber da sei Gott dafür, mir fremdes Gut anzumaßen. Versichert die Herren deßhalb meiner königlichen Huld, und sagt ihnen, daß sie schlecht gedient hätten, wäre der Spruch gegen ihre Überzeugung ausgefallen. Und was habt Ihr da noch, mein treuer Axel?“

„Das unterthänigste Gutachten der Reichsräthe, die zu hoffende Vermählung Eurer königlichen Majestät betreffend.«

„Seht doch die grämlichen Perücken, die mir die Freiheit des Junggesellenstandes mißgönnen! Laßt's gut seyn, Herr Kanzler; wenn es an der Zeit seyn wird, so sollen sie meinen Willen schon erfahren, und obenhinein mit Euch zur Hochzeit gebeten werden.“

„Mein theurer König, warum sollen die heißen Wünsche Schwedens, Eurem Stamme durch diesen Schritt die Thronfolge gesichert zu wissen, noch immer unerhört bleiben? Warum zaudert Ihr, dem König Sigismund von Polen durch diese Vermählung auch die entfernteste Hoffnung auf den Besitz Eurer Krone zu benehmen, und also den Keim einer Fehde gänzlich zu ersticken, die wiederholt Schwedens Kraft und Blut in Anspruch genommen. Selbst die politischen Vortheile abgerechnet, bieten Euch die geistigen und körperlichen Vorzüge der Prinzessin Maria Eleonora alles, um als Gatte und Vater glücklich seyn zu können. Darum, mein Herr und König, welche frohe Hoffnung wollt Ihr uns gönnen?«

»Daß ich thun werde, was mir und dem Lande frommt.“

„Ihr habt ein großes Wort gesprochen, mein König, und doch fürchte ich nur zu sehr, daß dießmal der Drang Eures Herzens der Staatsklugheit den Sieg entreißen werde.“

„Wie meint Ihr dieß?“

„Daß der Myrthenkranz auf dem Haupte der Vasallin kein Schmuck für eine Königskrone seyn könne.«

»Herr Kanzler,“ gebot hierüber entrüstet Gustav Adolph, »für heute seid Ihr entlassen.«

„Und sollte ich es auch für immer seyn, so will ich jetzt reden,“ entgegnete der feurige Oxenstierna.

»Als Ihr Schwedens Thron bestiegen, waren wir nahe daran, eine Beute Dänemarks oder Polens zu werden. Aber die Volksliebe ließ den tapfern Arm seines Königs nicht ohne Hilfe, und so trug die Treue über die schnöde Gewalt den Sieg davon.“

„Auch blieb die Frucht dieser That nicht zu ferne. Der holde Friede sichert unsere Gränzen, und Kunst und Handel, durch Eure Fürsorge neu geweckt, beginnen den Wohlstand dieses Landes zu begründen. Und alles dieses danken wir der Fürtrefflichkeit Eures Herzens, das sich dem bewährten Rathe stets und gerne gefügt hat. — Warum, mein theurer Herr und König, wollt Ihr jetzt diese hoffnungsvolle Schöpfung, durch manches Opfer erkauft, dem Verderben preisgeben?«

„Habt Ihr mir nicht stets beigepflichtet, daß das Reich einer kräftigen Bundeshand auch jenseits des Belts bedürfe? Beide Vortheile gewährt nun eine Verbindung mit dem Kurhause Brandenburg; denn durch sie werden uns die vielen und reichen Märkte Deutschlands offen stehen, und nachgiebiger wird sich König Sigismund zeigen, weiß er Euch als Eidam eines so mächtigen Nachbars, der zugleich als Herzog von Preußen ein unzufriedener Vasall seiner Krone ist.«

»Ich habe,“ schloß er nach einer kurzen Pause, „an das Zustandekommen dieser Heirath manchen schönen Traum von der künftigen Größe meines Vaterlandes geknüpft, und stolzer schlug mein Herz, dachte ich daran, daß hiebei mein Wort dem Streben meines Herrn zu Hilfe gekommen sei. Solltet Ihr darum, mein König, mir diese Freude mißgönnen, und ein Eurer Krone gebotenes Kleinod verwerfen wollen, weil es die Hand des Unterthans gewesen ist, die Euch solches auffinden half, so laßt wenigstens Eure Liebe zu den Schweden die Verfechterin meiner Sache seyn; jene Liebe, welche Eurem Bruder jene Czaarenkrone verweigern hieß, die ihm Euer Herz so gerne vergönnt hätte.“ *)

„Wenn Ihr Euch damals stark genug fühltet, dem Interesse Schwedens ein so großes Opfer zu bringen, warum wollt Ihr jetzt für die Bitten Eurer Unterthanen unempfindlich seyn?“

„Axel Oxenstierna,“ erwiederte besänftigt der König, »Eure Worte sind in der That scharfe Pfeile. Doch wir sind gewohnt, in Euch stets den wärmsten Anhänger unseres Hauses zu hören. Kommt, Ihr sollt mich in den Schloßgarten begleiten, und dort will ich Euer Begehren zu entscheiden versuchen.“

Als er an der Schloßtreppe den Kämmerling Scienschild sah, der dort mit dem dampfenden Schecken seiner harrte, sagte er gelassen: „Laßt absatteln. Ich reite heute nicht;“ und schlug sodann den Weg nach dem Garten ein.

(Fortsetzung folgt.)

Heimath und Fremde.

Eine Rhapsodie von Andreas Schumacher.

5.

Die Dichter Österreichs gleichen in manchen Beziehungen den Söhnen einer Mutter, die in verschiedenen Ehen gelebt; Österreicher ist jeder, doch jeder hat sein Erbtheil unter einem andern Himmelsstrich. —

6.

Sollte man nicht meinen, bei diesem Anschließen an die dichterischen Individualitäten außer Österreich müßte dort in der Ferne eine entschiedene Sympathie für uns herrschen? Doch bei aller Gerechtigkeit, die man unserer kräftigen Auffassung, der Lebhaftigkeit unsrer Empfindung, der Trefflichkeit so mancher Einzelleistung angedeihen läßt, müssen wir unser Bürgerrecht häufig genug mit dem Schwerte kritisch vindiciren. Der Vorwurf, daß die Dichter Österreichs in arglöser Selbstzufriedenheit die allgemeinen Interessen des deutschen Volkes nicht zu kennen scheinen, indem sie in idyllischen Umgang mit Berg, Wald und Flur, mit Bächen, Blumen und Sternen die Seufzer egoistischer Selbstbeschauung und eingebildeter Wehmuth für Poesie halten, schallt noch immer an unser Ohr!

7.

Wie kann man noch immer fortfahren, die Dichtungen solcher Männer wie Pyrker, Grillparzer und Halm als einzelne Erscheinungen ohne Zusammenhang mit der Bildungsstufe verwandter Geister zu betrachten? Uns scheint, sie verbürgen

*) Siehe Geschichte Gustav Adolph's von Professor A. F. Gfrörer.

nicht bloß das Übergreifen deutscher Kunstbildung auf einzeln stehende von dem Gefühl des allgemeinen Bedürfnisses durchseelte Naturen, sondern sie beweisen auch, daß deutsche Art und Kunst in Österreich Gegenstand vielseitigen Nachdenkens und prüfender Forschung geworden; diese Talente hätten in ihrem Vaterlande, ohne den Anklang verwandter Geister, ohne den Hinblick auf das reifende Bedürfniß, ohne den Sonnenstrahl anregenden Verständnisses wohl schwerlich gedeihen können; nie hätte ein österreichischer Dichter von den heiligsten Gefühlen der Menschheit gesungen, wenn nicht warme Herzen in seiner Heimat für das milde Lebenswort menschlicher Gesittung geschlagen hätten. Ein Sclavenvolk kann keinen Helden finden, der für seine Rechte streitet, wo ein Homer sang, mußten Heroen die Schlachten der Götter geschlagen haben, und gewiß liegt immer ein Grund im Volke selbst, wenn seine Dichter mit frischem jugendlichen Herzen lieber im Schatten ihrer alten Bäume wandeln, als in den Hallen ihrer Geschichte, wenn sie lieber den blühenden Mais und die Nachtigall besingen, als einen Ziska und Czerny George.

Alles dieß ist schon so oft versichert worden! Allein bei dem jetzigen Stande der Literatur kommt es auch nicht immer auf neue Beweise an, manchmal genügt es, daß man die alten immer wiederholt. Sagen doch unsre Gegner seit 20 Jahren stets das Nämliche!

8.

Möge man immerhin über die Weichheit einiger junger Dichterseelen spotten, mögen Scherz und Satyre sich durch ein Übermaß der Sentimentalität herausgefordert fühlen! Der Lauf der rollenden Jahre wird die unbestimmte Weichheit der Lyrik, wenn sie die Sehnsucht nach einer endlichen Ausgleichung zwischen Ideal und Leben ausspricht, erkräftigen, festigen, und wie Pygmalion seinen Stein, zu immer klareren, künstlerischen Formen entwickeln. Der Schmerz des ächten Dichters, und wären seine Gebilde auch noch so unentwickelt und roh, kann nie ein bloß egoistischer seyn, und verdient daher eine schonende Achtung. Egoismus, schreckliches Wort im Ohre des Dichters! Ich mag nicht wissen, auf wie viele und welche Heuchler dieser Donnerkeil der Verdammniß lauert, es gibt Schreier, die ihre Meinung wechseln, wie Schlangen die Haut, es gibt talentvolle Lumpe und talentirte Schurken, hinter deren Maske das große schreckliche Nichts wandelt, welches die Welt war, bevor Gott sie erschaffen, und die folglich ohne Maske nicht vor uns treten können! Wenn aber der freistehende, sein Maß in sich selbst findende Geist den Blick auf seine Umgebung richtet, und über dem Gefühl ihrer gehemmten, individuellen Lebensentwicklung vom Schmerz ergriffen wird, wenn die Seele des Jünglings und des Mannes mit gleichem Schmerze von dem Gränzpfahle zurückkehrt, der empirisches Wirken und ideales Streben von einander scheidet, so bitt' ich diesen Kummer mit keinem Spotte zu belegen. Es gibt einen Schmerz, der die Welt angeht, nicht das eigene arme Ich, — einen Schmerz, der keinem ächten Dichter fremd bleibt, es gibt Ideale, die ein Hain von Trauerweiden umschattet! — Es gab Götter, es gab Heroen, wer möchte auch glauben, daß alles ein leerer Traum war, wofür sie gestritten und gestorben. Es gab Zeiten, wo man mit Gewißheit sagen konnte: Die Lachenden denken nicht, und die Denker sind nicht froh, solche Zeiten, solche Lagen hatten und haben Männer, die den Weltschmerz empfanden. Wie aber der ältere Mann, wenn ihn ein Kummer drückt, sich durch Ironie und Satyre in der Gesellschaft zu behaupten weiß, während der jüngere von seinem Schmerze sprechen muß, so muß eine junge Literatur von Schmerz sprechen; der Weltschmerz freilich, ein sonderbares Wort, aber Deutschland kennt es; der Weltschmerz, hat in Norddeutschland philosophische Systeme gegründet, er hat in dem Lande der Fröhlichkeit das Raisonnement der Wehmuth geweckt, und sendet es aus nach dem verlornen Paradiese.

Die Interessen des deutschen Volkes und der deutschen Literatur sind von den Dichtern Österreichs nie verläugnet worden, jeder redliche Mann fördert die Bildung seiner Zeitgenossen wie seine eigene. Die gemeinschaftlichen Wünsche sprechen sich nur unter andern Formen aus. Was in Norddeutschland tollt und poltert, gnomisch über Schränke und Bänke hinlärmt, wandelt bei uns ruhig durch die Säle des Hauses. Möge man nie vergessen, daß im österreichischen Bürgerstande ein körniger Sinn für häusliches Glück, Thätigkeit und verdienten Wohlstand, vielleicht mehr als irgendwo, heimisch blieb, der auf die Bestrebungen der schönen Literatur überging. Das klare Bewußtseyn von dem unabweislichen Bedürfnisse reeller Grundlagen für den geselligen Verband, ich möchte sagen ein religiöser Zug charakterisirt die Werke österreichischer Dichter auch dann noch, wenn sie im Auslande leben. Und wahrlich, möchte davon nie eine Ausnahme bestehen. — Die Achtung vor der Heiligkeit des geselligen Verbandes, die hohe Meinung von der Pflicht und dem Wirkungskreise des ächten Dichters, die Scheu vor dem Richterstuhle der Nachwelt sind die Paniere aller wahren Kunst, in der Heimat wie in der Fremde!

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Zum Vortheile des Capellmeisters Hrn. Adolph Müller und zum ersten Male: Wahlspruch, Coeur-Dame und Brief. Lebensbild mit Gesang in 3 Aufzügen, von Moriz Markbreiter. Die Gesangstexte von Friedrich Kaiser. Musik von dem Hrn. Beneficianten.

Carl von Brenner (Hr. Fröhlich) hat sich zum Wahlspruch die Verse des großen Dichters gewählt:

Es möge nie die Welt von dem erfahren,
Der nicht die Welt in seinen Freunden liebt;

und er meint nun das Leben in seinen Freunden lieben zu müssen, diese Freunde aber wollen nur sein Gelage, sein Geld; er vergißt über ihnen seinen ächtesten Freund Friedrich Streitberg (Hrn. Börger) und dessen Schwester Marie (Dlle. Jaritz), die ihn treu und innig liebt, ihm seines Wortes, da er auf Reisen gehen will, entbindet, das ihrige jedoch ewig halten will und ihm einen Brief mitgibt, den er nur im Unglücke erbrechen soll. Nun verschlemmt er seine Zeit, leert den Lebensbecher bis auf die Hälfte, die Reize einer Sängerin verlocken ihn, er verspielt sein Geld und auf Coeur-Dam sein Gut am Pharotische und wird von der Sängerin, wird von den falschen Freunden verlassen, ist ein Bettler, gegen den überdieß noch Gläubiger Schuldbriefe aufweisen können. Sein wahrer Freund hat von seiner Verirrung, er und der zurückgewiesene edle Freier seiner Schwester, Rechtlieb, nehmen es über sich, den Verblendeten zu retten, kaufen die Schuldscheine auf, kaufen auch sein verspieltes Gut. Carl ist im Unglück, nun kann er den Brief lesen, er öffnet ihn, findet eine Locke, findet die Worte eines Engels an einen gefallenen Menschen, die ihm alle Schuld vergeben, wenn er reuig von der schlimmen Bahn zurückkehrt. Er will es;

Digitized by Google

durch seinen Diener Wachtel (Hr. Scholz), den die edlen Freunde sehen, wird sein Versteck entdeckt, alle öffnen ihm die Arme und er ist gerettet. Das ist die Handlung des Stückes, durch die die Liebe eines verrathenen, aber nicht verzweifelnden Mädchens wie der Hauch der Versöhnung weht. Die Sprache dieses Stückes ist im Ganzen edel und zeigt von der Bildung des Verfassers. Wenn auch Originalität der Handlung vermißt wird, so ist darin doch wieder viel Gutes, das diesen Mangel aufwiegt. Der Brief, der die Versöhnung einleitet, dürfte als Muster obenan stehen in dem Briefsteller, aus dem die gewöhnlichen Possenschreiber diese Rettungsblätter, diese Nothsignale reißen. Der komische Theil des Stückes und die Couplets sind weniger gut bestellt. Der Verfasser wurde zu wiederholten Malen gerufen. Unter den Spielenden verdienen besonders die HH. Fröhlich und Scholz und Dlle. Jaritz, und dann die HH. Börger, Grois und Dlle. Conborussi und Mad. Rohrbeck genannt zu werden. Die Musik war mittelmäßig, der Besuch zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Freitag, den 20. Mai, producirte zum ersten Male die Gesellschaft des Hrn. Price aus Kopenhagen ihre akrobatisch-mimischen Künste. — Ich bin kein Freund von Seiltänzerkünsten, denen der Blick mit Angst folgen muß, wenn sie aber wie hier mit Grazie ausgeführt werden, wenn alle Gefahr beseitigt ist, so findet mein Auge daran Behagen. Diese Gesellschaft besteht aus sehr jungen Künstlern, die alle einen Grad von Vollkommenheit erreicht, die staunenswerth ist. — Der kleine Wilhelm und die kleine zwölfjährige Jeanette führten die herrlichsten Tänze auf gespanntem Seile mit, und die vierzehnjährige Victorine, Jeanette und Johann ohne Balanzirstange, zum allgemeinen Entzücken aus; letzterer machte vielfache bewunderungswürdige Equilibres und erhielt stürmischen Beifall, wie auch alle Übrigen, die zu wiederholten Malen gerufen wurden. — Dann folgte als Zwischenspiel das bekannte Lustspiel: Der Onkel des Nebenbuhlers, aus dem Französischen des Melesville von Schneider. — Darauf: Der goldene Ring, Pantomime mit Maschinerien, Gruppirungen und Flugwerken. Es zieht sich durch diese Pantomime ein recht hübscher Gedanke, der fantastisch, lustig und voll durchgeführt wird. — Die Pantomime, diese Spielerei der Bühne, ist dann am Platz, wenn sie, wie hier von Kindern dargestellt wird; Kindern steht das Spielen gut. Es spielten darin die früher Genannten und Clara als Columbine, die herrlich die Chitana tanzte, in Miniatur das Bild der Gefeierten zeigte und wiederholt gerufen wurde. Sehr ergötzlich war auch die fünfjährige Rosalie als kleiner Chinese, und allen Tänzen ward der lebhafteste Beifall. — Die Darstellung dieses Abends war somit eine von denen, an denen das Auge seine Freude haben kann und mag, die Scherze sind harmlos und heiter, und so geht das Herz selbst an Freude nicht leer aus.

Musikalisches Perspectiv.

(Ein Landsmann in Kopenhagen.) Unser Landsmann, der bekannte Componisteur Herr Franz Glaser, welcher durch eine Reihe von Jahren bei dem Königsstädter-Theater in Berlin die Stelle eines Capellmeisters bekleidete, wurde von Sr. Majestät dem König von Dänemark zum Capellmeister der königl. Hofcapelle und Hofoper in Kopenhagen ernannt, wohin er sich ehestens verfügen wird.

Derselbe erhielt durch den königl. Intendanten, Ceremonienmeister und Kammerherrn Herrn von Levetzau nachfolgendes schmeichelhafte Schreiben: Nachdem Se. Majestät, mein allergnädigster Herr, eine musikalische Commission ernannt hatte, welche bestimmen sollte, in welchem deutschen Meister unsere Ober- und Hofcapelle einen tüchtigen Dirigenten erhalten könne, ist die Wahl auf Euer Wohlgeboren gefallen und Se. Majestät haben mich autorisirt und mir aufzutragen geruht, dieserhalb mit Ihnen in Unterhandlung zu treten. Ich sehe nur noch der Bedingung von Ihrer Seite und der Annahme derselben entgegen, um Ihnen dann ein Engagementscript unverweilt zuzusenden ꝛc.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Das Backsteintragen in Wien.) Als eine der ältesten Strafen, bloß für das weibliche Geschlecht bestimmt, erscheint in unserer Residenz das Backsteintragen noch im 15. Jahrhundert.

Es war eine schwere Steinlast, welche in der Regel von der, eines öffentlichen Ärgernisses Überführten, in Begleitung der Schergen, durch die Straßen der Stadt, bis zum Ende des Burgfriedens, den ihr dann oft wieder zu betreten untersagt wurde, getragen werden mußte.

Das anschaulichste Bild von einer solchen Execution möchte das Dortmünder Stadtrecht geben: Weiber die sich balgten oder auf der Straße mit schamlosen Worten sich schalten, wurden auf folgende Art bestraft; nämlich: zuerst mußte die Eine zwei, mittelst Ketten aneinander befestigte Steine, im Gewichte von 100 Pfunden, um den Hals hängend, durch die Länge der Stadt von einem Thore zum anderen tragen, und dann die Zweite und zwar jedesmal in Begleitung der Gegnerin, welche sie mit der Eisenspitze eines Stockes an dem bloß mit einem Hemde bekleideten Oberleibe anzutreiben hatte.

Im siebzehnten Jahrhundert verschwand aber diese Strafe gänzlich, und wurde dafür das Sperren in den Narrenkotter am Hohenmarkt, dann später die Züchtigung mittelst Ruthenstreichen am Pranger, oder in der Reckstube oder an der Reckleiter im Amtshause in der Himmelpfortgasse substituirt.

(Grabschrift des ersten Buchdruckers.) Im Münster zu Straßburg befindet sich, wie wir aus einem alten Münster- und Thurn-Büchlein von Dr. G. H. Behr ersehen, das Grab des Johann Mäntelin aus Scheldstadt, welcher im Jahre 1410 zu Straßburg die ersten Bücher mit Buchstaben druckte und im Jahre 1478 daselbst verstarb. Auf seinem Grabsteine ist eine Buchdruckerpresse eingehauen und folgende Grabschrift zu lesen:

Ich, Johann Mäntelin, lieg endlich da begraben,
Der ich durch Gottes Gnad am ersten hab' Buchstaben
In schönen Schriften Druck, in Straßburg hier erdacht,
Und solche schöne Kunst dadurch zuweg gebracht,
Daß ein Mann einen Tag jetzund so viel kann schreiben,
Als sonst ein ganzes Jahr: Und diese Kunst wird bleiben
Bis an das End' der Welt, nun wär' es die Gebühr,
Daß Gott würd' Dank gesagt und ohne Ruhm auch mir.
Allein ich halt davon, es werde schlecht geschehen,
Und darum hat mir Gott ein Denkmahl selbst ersehen,
Daß ungefähr zum Lohn für meine Druckerei
Mir dieser Münsterbau ein Mausoleum sey.

Omnibus.

(Eine Quäkerin) hielt einst eine Anrede an die Gemeinde zu Philadelphia, in welcher unter andern auch folgende Stelle vorkommt: „Über drei Dinge verwundere ich mich; erstens, daß die Kinder das Obst von den Bäumen werfen, statt zu warten, bis es von selbst reif wird; dann daß die Männer sich im Duell oder im Kriege erschlagen, statt zu warten, bis sie von selbst sterben, und endlich, daß die Jünglinge den Mädchen nachlaufen, denn, blieben sie ruhig zu Hause, so würden die Mädchen von selbst zu ihnen kommen.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute den 23.: „Die Tochter des Advokaten." — Ehrgeiz in der Küche." — Dienstag den 24.: „Medea." — Mittwoch den 25.: Die Fremde." — Donnerstag den 26 Norma. — Freitag den 27.: „Der Taubstumme." — Sonnabend den 28.: „Beruf und Liebe." — Sonntag den 29.: „Der Sohn der Wildniß."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1198, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorauszahlung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung franko einsenden, oder denselben bei dem ihrem nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 63.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 25. Mai 1842.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortsetzung.)

3.

Wohl eine Meile von Stockholm, seitwärts des Mälar-Sees, erhoben sich aus einer sanften Anhöhe die Zinnen des Schlosses Araslöf, auf dem Graf Magnus Brahe den kurzen Sommer Scandinaviens hinzubringen pflegte.

Das Gebäude, eine Schöpfung der ältesten Schwedenzeit, war mit Graben und Mauer umgeben. Auch fehlte es nicht an sonstigen Befestigungswerken, die dafür sprachen, daß sein Erbauer daran gedacht habe, diesen Ort nöthigen Falls als ein Schutz gewährendes Asyl betrachten zu können.

Zwar hatten die Nachfolger im Besitze dieses Schlosses sein kriegerisches Übergewicht dadurch verringert, daß sie über den Wallgraben eine gemauerte Bogenbrücke führen ließen, an die sich nun als Wegweiser zu dem Schlosse eine Reihe beiderseits angepflanzter hochstämmiger Fichten schloß; im Übrigen war aber an der Bauart wenig oder gar nichts geändert.

Da diese Besitzung jetzt vorzüglich zur Befriedigung der Waidmannslust diente, so war außer dem Schlosse und einigen kleinen Hütten jenseits des Wallgrabens, die von Forstknechten und Waldhütern bewohnt waren, keine anderweitige Ansiedlung bemerkbar, und die Landschaft schloß theils mit dichten Holzmassen der rings sich breitenden Wälder, theils stieg im Süden eine mächtige, hie und da mit Nadelgehölz besetzte Felsengruppe empor, an deren Fuß die Birke, die Orange des Nordens, ihr hellgrün gefiedertes Haupt erhob.

Die sonst herrschende Stille dieser Gegend, wo außer dem melodischen Rufe der hundertzüngigen Nachtigall (Motacilla Suecica), oder verstummte diese über den Hörnerschall der ausbrechenden Jagd, nur wenige andere Töne zu vernehmen waren, ward nun heute durch ein lebhaftes Getümmel unterbrochen.

Man sah nämlich sämmtliche Fröhner und Dienstleute des Schlosses mit Werkzeugen ausgerüstet, um den vom häufig gefallenen Regen verdorbenen Weg auszubessern; theils damit beschäftiget, den Hofraum des Herrnhauses vom wuchernden Grase zu reinigen. Wieder Andere bemerkte man, daß sie in dem Anfluge eines nahen Eichenhaines grüne Reiser sammelten, die auf irgend ein festlich zu begehendes Ereigniß schließen ließen, während im Gebäude selbst die weibliche Dienerschaft mit der Reinigung des Küchen- und Trinkgeschirres betheiligt war, und der dick qualmende Schornstein der Schloßküche, so wie die mancherlei Gerüche, die sich über dieses Heiligthum der Feinschmeckerei verbreiteten, auf eine wohlwichtige Epoche in dem Leben des Koches und seiner Kunstgenossen hinwiesen.

Das Ganze aber überwachte mit seltener Umsicht die Schmeerbauchgestalt des gräflichen Hausvogtes. Ein Mann, in dessen Vollmondsscheibe eine mächtige Rubinnase prangte; dabei voll knechtischer Emsigkeit, und im Besitze einer Stimme, der an Kraft und Durchdringlichkeit selbst jene des Thurmwächters auf Araslöf weichen mußte.

Eben war er in eine Fluth von Verwünschungen gegen seine Umgebung ausgebrochen, als im kurzen Galopp ein Reiter in den Schloßhof sprengte. Sogleich ließ der Castellan es sich angelegen seyn, den Ankömmling, in welchem er Herrn de la Gardie erkannt hatte, den Steigbügel zu halten.

Der Feldmarschall konnte sich kaum des Lachens enthalten, als er den Dickwanst eine Stellung annehmen sah, wodurch er seinen breiten Rücken als Fußschämel für den Absitzenden darbot. Doch ein Feind entwürdigender Kriecherei beschloß er, ihn hiefür zu bestrafen, und seine Ferse lastete daher so schwer auf der dargebotenen Stütze, daß in dem Augenblicke, als sein Fuß den Boden erreichte, Jener der Länge nach in den Sand stürzte.

„Der Graf daheim?“ fragte er, als der Hausvogt sich wieder emporgerafft.

»Es wundert mich, Excellenz, daß Ihr unserem gnädigen Herrn nicht aufgestoßen seid,« keuchte der Gefragte; „'s ist wohl kaum eine Stunde, daß der Gestrenge mit dem Herrn von Fahrenbach den Weg nach Stockholm eingeschlagen.“

»Sie werden die Heerstraße gezogen seyn, ich aber habe den Pfad durch den Forst vorgezogen. Aber sagt mir, Melchior, was brachte den deutschen Herrn zu Euch? Ich meine den Fahrenbach.«

»Das fragt Ihr mich, Excellenz? Euch beliebt wohl zu scherzen; denn sonst wüßte ich, so wahr ich Melchior Habicht heiße, und seit 35 Jahren der treueste Hüter auf Araslöf bin, nicht was ich antworten sollte.“

»Zur Sache!“ rief ungeduldig werdend der Feldmarschall, »wie lange schon ist der Oberst Euer Gast?«

„Es mag jetzt wohl in der vierten Woche seyn, daß der Herr Officier mit den Herrschaften hier eingetroffen ist. Was nun sein Gewerbe bei uns anbelangt, so pflegt er mit meinem Herrn zu jagen, oder wenn dieser durch sein altes Übel, die leidige Gicht, hievon abgehalten wird, bringt er den ganzen Marstall in Bewegung. Auch begleitet er manchmal das Fräulein, wenn es auf der kleinen Frisa einen Ausflug macht. Kurz gesagt, der Herr von Fahrenbach ist nach mir zu Araslöf die unentbehrlichste Person geworden; denn

ſeht, Excellenz, ſo ſind die großen Vorbereitungen zu dem Feſte für übermorgen, durch das der gnädige Herr Graf das 18. Geburtsjahr des Fräuleins zu feiern gedenkt, meiſtens Anordnungen des Herrn Oberſten, der ſich von dem Geſtrengen ſogar das Marſchallamt für dieſen Tag erbeten hat. Obwohl mir über Alles dieſes das ſtrengſte Stillſchweigen auferlegt ward, ſo kann ich doch Euch, Excellenz, die Ihr ein ſo naher Verwandter des hochgräflichen Hauſes ſeid, und ſicherlich dieß Alles längſt, und noch viel beſſer als ich wiſſen werdet, nicht unbemerkt laſſen, daß Alles, was Ihr auch von Hoffeſten geſehen haben möget, nur eine wahre Kleinigkeit im Vergleich mit dem unſ'rigen ſeyn kann. Du lieber Himmel! was ſind doch darüber unſere Gäule die Straßen von Stockholm zu Kaufleuten und Handwerkern aller Art auf- und abgekeucht! Auch ſoll ein Fackeltanz im Garten veranſtaltet werden. Excellenz, der Platz hiezu ward durch mich geebnet und ausgezirkelt, als ob Ihr darauf würfeln wolltet. Aber was thut man nicht, um ſeine Fähigkeiten auf eine glänzende Weiſe zu erproben. Übrigens iſt — doch trügen mich meine Augen, nein, dort kommt das edle Fräulein vom Garten her. Somit wollt Ihr mich Euch beſtens empfohlen ſeyn laſſen, Excellenz.«

Mit dieſen Worten entfernte ſich der alte Schwätzer eilfertig von dem Feldmarſchall und überließ es dieſem, die junge Herrin zu begrüßen.

Als nun de la Gardie ſeiner Baſe näher trat, ſenkte er plötzlich den Blick zu Boden, ſo groß war der Zauber, den die Schönheit derſelben über den Vetter ausübte, und dieſe Wirkung gab jetzt dem Benehmen des gewandten Soldaten eine Art von blöder Scheu bei, deren er, ſo ſehr er hierüber ſich ſelbſt zürnen mochte, nicht Herr werden wollte.

Um ſo anmuthiger erſchien die ſchöne Ebba, die mit harmloſen Frohſinn den Gaſt willkommen hieß. Sie war in Begleitung ihrer Kammerzofe, der luſtigen Alix, einer Tochter des Hausvogtes, von einer kleinen Wanderung in den an den Schloßgarten gränzenden Auen zurückgekehrt, und der Kuß des Morgens, der auf dem Sammte ihrer Wangen glühte, ſo wie ihr einfacher aber geſchmackvoller Anzug, beſtehend in einem knapp anliegenden Reitkleide von blaßgrünem Tuche, das ganz geeignet war, den ſchlanken Tannenwuchs zu zeigen, trug allerdings dazu bei, jenen Leibreiz zu erhöhen, der aus den holden Zügen der jungen Gräfin ſtrahlte; deren Goldhaar in üppiger Fülle den ſtolzen Nacken umwallte, indeß unter der Stirne voll jungfräulicher Hoheit das ſanfte Veilchenauge Jedem freundlich zulächelte.

Erſt jetzt, als ſie mit wohltöniger Stimme den ſtumm gewordenen Vetter begrüßte, gewann dieſer die Faſſung wieder, und rief mit ſoldatiſcher Freundlichkeit: „Der Himmel grüße dich, ſchmuckes Bäschen! Beinahe hätte ich dich nimmer gekannt, ſo groß und hübſch biſt du geworden. Weiß ich doch jetzt, warum mich die Herren vom Schnabelſchuh ſo ſcheel anſahen, als ſie hörten, daß ich nach Araslöf ginge. Aber nehmt euch zuſammen, Milchbärtleins; und laßt mir das Röslein unbetaſtet, oder ich will euch die Köpfe zurechtſetzen.«

„De la Gardie!“ zürnte die alſo geprieſene Schöne, „wollt Ihr, daß ich Euch verlaſſe? — Nicht? — Nun ſo verſprecht mir, artig zu ſeyn. Doch kommt; faſt vergeſſe ich über die Freude, einen ſo ſeltenen Gaſt zu ſehen, was mir als Wirthin zuſteht. Alix, ſorge für Erfriſchung und Ihr, mein galanter Ritter, folgt mir in den Saal. Dort ſollt Ihr mir, die Hauptleidenſchaft unſeres Geſchlechtes zu befriedigen, genaue Kunde über das Thun und Laſſen während Eurer Abweſenheit geben, obſchon dieß vielleicht gegen den hochfahrenden Sinn eines Feldmarſchalls iſt.«

„Und hältſt du dich des letzteren ſo ganz überzeugt?“ fragte de la Gardie, und ein feuriger Blick begleitete dieſe Worte.

„Schämt Euch, Vetter,“ erwiederte erröthend die Herrin von Araslöf, »ſolche Waffen zu gebrauchen. Im Übrigen wißt, daß Ihr in mir keinen ſo leicht zu bethörenden Feind trefft.«

Unter dieſen Geſprächen hatten ſie Beide den Empfangsſaal des Schloſſes erreicht, allwo Ebba Brahe den Vetter auf eine kurze Zeit verließ, indem ſie ihn ſcherzhaft bat, indeſſen bei ihren Ahnen, die an den Wänden in Lebensgröße prangten, ſeine Fahrläſſigkeit in Beſuchen zu entſchuldigen.

Doch de la Gardie hatte Anderes im Sinne, der Eindruck, den die Roſe von Araslöf auf den kräftigen Helden gemacht hatte, verleitete ihn jetzt zu einer Selbſtmuſterung, wie er ſie in früherer Zeit nur zu halten pflegte, wenn es galt, in die dichteſten feindlichen Schaaren zu dringen.

Man ſah ihn ſein Jagdkleid beſſer in Ordnung bringen; das glänzend braune Haar, das lang und im Scheitel getragen, faſt bis zur Schulter reichte, ſich aus der Stirne ſtreichen, und Stutz- und Knebelbart einer ähnlichen regelnden Betaſtung der Finger unterziehen. Ja ſogar die Halskrauſe, welche durch den ſchnellen Ritt verſchoben, und hie und da zerknittert worden, ſollte nunmehr der Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit werden.

Alſo zierlicher als je fand ihn die wiederkehrende Baſe, mit der zugleich mehre Diener eintraten, welche nun einen Tiſch mit allerlei Erfriſchungen beſchickten.

Als dieſe ſich wieder entfernt hatten, füllte Ebba den Silberpocal und ſagte, ihn anmuthsvoll dem Feldmarſchall reichend: »Ich hoffe, Ihr werdet Euch dagegen bereit finden laſſen, die Neugierde des Mundſchenks zu befriedigen.«

»Sehr gerne, meine Baſe,« ſcherzte de la Gardie. »Aber ob dir meine Mittheilung behagen wird, iſt eine Frage, die du beantworten mußt.“

»Nun? Ihr ſpannt mich auf die Folter.“

»So höre,“ ſagte mit Nachdruck der Feldmarſchall: „König Guſtav hat über ſeine Herzensangelegenheiten entſchieden, und die Geſandten bereits abgefertigt, die für ihn um die Hand der ſchönen Eleonora von Brandenburg werben ſollen.“

Da ſenkte Ebba die großen Blauſterne zur Erde. Ihre Wange war zum Farbenwechſel der Purpurroſe und der Lilie geworden; hoch klopfte der ſtolze Buſen. Endlich ſagte ſie mit zitternder Stimme, und ihre Hand faßte krampfhaft die Lehne ihres Sitzes:

»Vetter, erlaubt mir, daß ich mich entferne. Seid unbeſorgt deßhalb; es iſt ein Anfall, dem ich öfters unterliege, doch ohne Bedeutung. Bald ſeht Ihr mich wieder.“

Da konnte de la Gardie, dem der Zuſtand ſeiner Baſe nahe ging, nicht länger an ſich halten.

„Ebba,“ ſprach er, »warum willſt du vor mir einen Kummer verbergen, der zu groß iſt für ein einziges Herz? Du weinſt, Mädchen? Laſſe das. Ich wußte wohl, daß es ſo kommen würde, und faſt kann ich es deinem Vater nicht verzeihen, daß er über ſeine hochfliegenden Pläne den Seelenfrieden des einzigen Kindes auf das Spiel ſetzen will. Bleibe du arme Taube, und höre mich.«

Er unterrichtete nun das Mädchen von der Nothwendigkeit dieser Verbindung des Königs, so wie von dem langen Schwanken desselben, was er thun sollte und was er wollte; berührte die mit der Königin Mutter gehabte Unterredung, und zog sonach den Schluß, wie jetzt das Auge des ganzen Schwedenlandes auf das Benehmen Ebba Brahe's gerichtet sey.

»Ich habe nie gezweifelt,« schloß er, „daß meine Muhme nur einen Augenblick wanken werde, dem Vaterlande ihr Herz zum Opfer zu bringen; denn sie ist eine Brahe, und ich hielt den Ritt nach Araslöf nur darum für nothwendig, um theils jedem deßhalb gehegten Zweifel Christinen's zu begegnen, theils mit der hochherzigen Ebba jene Vorkehrungen zu verabreden, welche sie zur Erhaltung ihres unbescholtenen Leumunds für dienlich erachten wird.“

„De la Gardie,“ entgegnete hierauf das Mädchen, „es ist zwar gegen unsere Weise, Angelegenheiten des Herzens dritten Personen zu eröffnen. Doch,“ setzte sie herzlich hinzu, „bin ich dir zu viel Dank schuldig für das, was du so warm gesprochen, und darum will ich vor dir mein Innerstes erschließen. Die Besorgniß der erlauchten Königin lastet ungerecht auf mir. Wahr ist es, daß König Gustav mir werth geworden sey, werther als bisher Jeder seines Geschlechtes, und wenn du das Gefühl, das mir eine zärtliche Theilnahme auch für die geringste Handlung des jungen Helden einflößt, Liebe nennst, so ist dieß eine Erscheinung, auf die ich darum stolz bin, weil Gustav die Huldigung meiner Seele verstanden, und stets würdig erwiedert hat. Aber nie regte sich in mir der Wunsch, jene Schranken zu zerbrechen, in welche das Schicksal meine Liebe gebannt hat, und ich kann daher das kein Opfer nennen, was man jetzt von mir verlangt, weil es meinem Herzen stets fremd gewesen. Ob mein Vater ähnliche Gesinnungen hege, weiß ich nicht; nur das ist mir klar, daß allein mein Wille über meine Zukunft entscheiden soll. Ich habe hier manche schöne Stunde verlebt, denn König Gustav war auf Araslöf ein öfterer und willkommener Gast; aber stets schwand der Zauber dieser Augenblicke mit dem Momente der Trennung und nur ein Traumbild, das nicht dieser Welt angehört, erschien mir dann Alles. Darum, de la Gardie magst du zu Stockholm berichten: Ebba Brahe habe nie aufgehört eine Schwedin zu seyn, und ihre Liebe nichts mit dem Throne Gustav Adolphs zu schaffen.“

„Ebba,“ warnte der Feldmarschall, „du vertraust vielleicht zu sehr auf ein starkes Gemüth und eine reine Seele. Möge der Himmel verhüten, daß über einen solchen Kampf nicht das edelste Herz breche.“

„Gottes Wille geschehe,“ sagte das Mädchen, ihre Hände gekreuzt über die Brust legend.

Da störte der laute Hufschlag eines Pferdes das Gespräch. Ebba Brahe trat an das Bogenfenster und gewahrte im Hofe einen Reitknecht, dessen Hausfarbe ihr wohlbekannt war. Bald darauf erschien Melchior Habicht mit einem versiegelten Schreiben.

Als sie es erbrochen und durchflogen hatte, sagte sie leise und wehmüthig lächelnd zu ihrem Besuche: „Er jagt in der Nähe, und verlangt eine Unterredung mit mir. Du sollst deßhalb nach der Mittagstafel mein Geleitsmann seyn, de la Gardie, und ich will dir dann das Wort mittheilen, daß Gustav so und nie mehr vor mir vernehmen soll.“

4.

Tief im Forste, wo hundertjährige Fichten und Föhren ihr stolzes Haupt erhoben, und Schlingpflanzen und anderweitiges Gestrippe mit einander zu wetteifern schienen, dem menschlichen Fuße das Eindringen in den geheimnißvollen Schooß des Urwaldes zu verwehren, schuf die Natur eine kleine Ebene, deren Blumenteppich hier von einem Quell durchschnitten ward, in dessen Silberwellen die rothgesprengelte Forelle auf und niederschoß.

An der Nordseite dieser Fläche erhob sich aber von röthlich grauem Gesteine eine zackige Felsengruppe, aus deren Mitte, einer Säule nicht unähnlich, ein gewaltiger Block emporstieg, der durch das Eigenthümliche seiner Form vielleicht zur Bezeichnung dieser Stelle, welche man »die Odins-Säule« nannte, das Meiste beigetragen haben mochte.

Manche dunkle Sage aus der Fabelwelt Scandinaviens war an diesen Ort geknüpft, und selten verirrte sich einer der Waldhüter in eine Gegend, die er zur Zeit des Heidenthums als den Versammlungsort von Priestern kannte, welche hier den finstern Göttern Menschenblut zum Opfer brachten, und deren Schatten zur Mitternachtsstunde noch immer das höllische Spiel treiben sollten.

Die Sonne hatte bereits mehr als die Hälfte ihrer Wanderung nach Westen zurückgelegt, als ein schlanker Jägersmann, das edle Roß vorsichtig am Zaume führend, aus dem Gehölze nach dieser Stelle lenkte. Ein paar flüchtige Doggen folgten unbekümmert ihrem Herrn, der jetzt den glatten Dünen an einen Baumstrauch befestigte, und, nachdem er Hüfthorn und Jagdspieß zur Seite gelegt hatte, sich behaglich auf dem Rasen niederließ.

Obgleich seine Kleidung höchst einfach war, so lag in seiner Miene etwas, das deutlich verrieth, daß er wohl einem höheren Stande angehören mochte, als derjenige war, zu welchem sein Äußeres berechtigte.

Übrigens schien sein Auge verdüstert, und die hohe umwölkte Stirne gab der Vermuthung Raum, daß es mehr der Ruhe suchende Geist als das Bedürfniß körperlicher Erholung gewesen sei, was ihn in die Einsamkeit gelockt habe.

So mochte er wohl eine Stunde im tiefen Sinnen dahingebracht haben, als plötzlich die treuen Thiere, die zu seinen Füßen sich gelagert, heftig anschlugen.

Als jetzt der Jäger den Kopf erhob, sah er eine weibliche Gestalt, die aus den Büschen trat und sich eifrig bemühte, die Liebkosungen der schlanken Doggen abzuwehren, welche, indem sie die Fremde bald freudig umkreisten, bald um den Vorzug ihres Anwerths bei derselben stritten, ihr nur eine langsame Bewegung gestatteten. Aber schon hatte sie der flinke Waidmann erreicht, und sein Arm leitete sie mit vieler Sorgfalt unter das duftende Dach einer schattigen Birke, die sich über ein Felsstück erhob, das, mit weichem Moose überkleidet, einen behaglichen Ruheplatz darbot.

„Ebba, theure Ebba,“ sprach mit wohltöniger Stimme der ritterliche Nimrod, „verzeihe, daß ich dich hieher gebeten. Aber mich drängt die Zeit, dich zu sprechen, und so mag die Liebe entschuldigen, was sie mich thun hieß.“

„Ihr seid mein Herr und König,“ entgegnete ernst die junge Dame, „und gehorchen muß ich, wo Ihr befehlt. Nur hierin, gnädigster Herr, sucht den Grund meines Erscheinens.“

„Ebba,“ rief gekränkt Gustav Adolph! „du zürnst mir, was habe ich gethan, daß du deine Worte gleich einem schneidenden Schwerte gebrauchst? Wahrlich, Mädchen, das habe ich nicht verdient.“

Da brach der eiſige Ton der Stimme, den die junge Gräfin ſich mit vieler Anſtrengung anzueignen verſucht hatte. „Guſtav,“ ſagte ſie leiſe, und eine Thräne ſchlich über ihre Wange, „Ihr verkennt mich. Es war dieß der erſte Verſuch jener Sprache, die ich zukünftig gegen Euch führen muß. Fiel er auch ſchlecht aus, weil ich noch nicht ganz Herr meiner ſelbſt geworden bin, ſo habt Mitleiden mit mir, und laßt mich durch Euren überlegenen Verſtand die Stellung auffinden, welche die Gräfin Brahe gegenüber der Braut ihres Königs einnehmen ſoll.“

„Alſo dieß iſt's,“ entgegnete lächelnd der König, „was dich betrübte? Sei ruhig, theure Ebba, und ſage mir, wie das unſelige Gerücht früher noch nach Araslöf gedrungen, als es mir möglich geworden iſt, dich darüber aufzuklären.“

„O, nennt das kein Gerücht, was das Ohr jedes Schweden mit Frohlocken vernahm, und zaudert darum nicht länger, wo es das Höchſte gilt.“

„Alſo hat ſich auch Ebba Brahe mit den Starrſinnigen verbunden, welche die Herzensneigung ihres Königs zu meiſtern meinen?“

„Ach, ſcheltet nicht Jene, die ſo treu an Euch hangen, daß ſie über Euer wahres Wohl ſelbſt Eure Ungnade nicht ſcheuen. Laßt mich vielmehr meine Bitte mit den ihrigen vereinen, und werdet glücklich, wo Ihr das Glück von Millionen Unterthanen zu gründen vermögt.“

Da warf Guſtav Adolph einen brennenden Blick auf das Antlitz der Schwärmerin. „Ja,“ rief er, von Begeiſterung erfaßt, „theure Ebba, erſt jetzt habe ich die Größe deines Gemüthes erkannt, und bei Gott! ich will dich mit dem Purpur ſchmücken, oder der Krone meines Hauſes entſagen.“

„Nun —“ ſprach Ebba Brahe mit einer Feſtigkeit im Ausdrucke, die dem reizenden Mädchen die Geſtalt eines zürnenden Seraphs verlieh, „ſo nehme ich den Himmel zum Zeugen, daß ich alsdann lieber ſterben, als Euch angehören will.“

„Unbeſonnene,“ fiel ihr der König erſchrocken in die Rede, „was haſt du gethan? Nimm das voreilige Wort zurück, oder —“

„Nimmermehr,“ fuhr in gleicher Weiſe die Sprecherin fort, „werdet Ihr mich eines ſolchen überreden. Aber ich will die Gottheit anflehen, daß ſie das Herz meines Königs für das willig finden laſſe, was ihm zu thun frommt. Guſtav Adolph, es iſt das letzte Mal, daß ich alſo mit Euch zuſammentreffe; darum hört meine Worte, wie hart es auch Euch klingen mag. Laßt uns Beide von dem Pfade ablenken, der, ſo lockend er auch ſchien, nie zu dem erſehnten Ziele führen konnte. Vergeßt über die vielen rühmlichen Vorzüge Eurer fürſtlichen Braut Ebba Brahe, und denkt Ihrer fernerhin nie anders, als wie ein Bruder ſeiner Schweſter. Verſprecht mir dieß, ſo werde ich durch das Bewußtſeyn glücklich ſeyn, das größte Herz auf Schwedens Throne zu wiſſen. Und nun, König Guſtav, lebt wohl!“

Mit dieſen Worten erhob ſie ſich, um mit erzwungener Ruhe den Rückweg anzutreten. Aber Guſtav Adolph, der zärtlich ihre Hand ergriffen hatte, vereitelte die Abſicht des Mädchens.

„Ebba Brahe,“ ſagte er ſanft, „du ſollſt deinen Willen haben, denn wer vermögte dir zu widerſtreben. Aber nur unter Einer Bedingung,“ ſetzte er flammenden Blickes hinzu. „Ich habe die Einladung deines Vaters zu ſeinem Feſte angenommen, aber nun will ich dort nicht als König, ſondern, gleich der Mehrheit ſeiner Gäſte, im Maskenkleide erſcheinen. Jedem unbekannt, will ich über die Wahl meines Herzens die Meinung des Adels erforſchen, und dann hintreten, und Ebba Gräfin von Brahe, als die köſtlichſte Perle meiner Krone, als die Gefährtin meines Lebens erklären. Die vielen Verwandten deines Hauſes, die mir ergebenen Sture, die Trolle werden mir ſicher Beifall zollen; denn ſchmeicheln muß es ihnen, daß ihr König aus der Blüthe des einheimiſchen Adels ſein Weib gewählt, und iſt nur einmal das Wort über meine Lippen, dann mag Oxenſtierna und der Staatsrath zuſehen, wie ſie mit den brandenburgiſchen Händeln fertig werden, in die ſie mich unwillkürlich verſtrickt.“

„Thut nicht,“ warnte Ebba den Aufgeregten, „was auch im beſten Falle nimmer frommen kann. Vertraut Euch nicht dem Willen der leicht bewegten Menge an, die heute lobt, was ſie morgen vielleicht ſchon haßt. Denkt an die Zeit zurück, wo die ſtarke Hand Eures Vaters den Übermuth eben dieſer Barone beugte. Glaubt mir, ſie haben es nicht vergeſſen, und ſchlau werden ſie die Gelegenheit benützen, an dem Sohne das vermeinte Unbill zu rächen. Nein, Guſtav, niemals werdet Ihr mich überreden, die — —“

Da tönte plötzlich ein Hüfthorn durch den Wald, deſſen Ruf ſogleich von verſchiedenen Seiten bald ſtärker, bald ſchwächer beantwortet wurde.

„Ha,“ rief unmuthig der König, „das iſt wohl mein Gefolge, das mich ſucht. Darum, geliebte Ebba, laſſe uns den Streit vertagen, und reiche mir deine Hand, damit ich dich durch das Dickicht zurückgeleiten kann.“

„Bleibt, Guſtav,“ bat ängſtlich die junge Gräfin, „denn wir dürfen ſo nicht geſehen werden. Jenſeits dieſes Gehölzes harrt meine Begleitung, und den Weg durch die Büſche treffe ich beſſer, als Ihr wohl denkt. Darum, mein König, lebt wohl. — Vielleicht für immer —“ ſagte ſie leiſe für ſich, und verſchwand gleich einem aufgeſcheuchten Reh unter den Bäumen.

Der König aber verfolgte mit den Augen das Mädchen ſo lange, bis auch die letzten Umriſſe ſeiner Geſtalt undeutlich wurden; ſodann band er ſein Roß los, und lenkte, zeitweiſe in ſein Horn ſtoßend, in der entgegengeſetzten Richtung in den Wald.

(Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſches Auskunftscomptoir.

Von Heinrich Aue.

13.

Warum wollen jetzt weder die Opern noch die Oratorien recht gefallen?

Weil die Opern zu oratoriſch und die Oratorien zu dramatiſch geſchrieben werden.

14.

Seit wann kann man dem Emporblühen der Tonkunſt mit Gewißheit entgegenſehen?

Seitdem die Componiſten Kritiker werden, um ihre Collegen gehörig zu zerlegen; ſeitdem begabtere Tonſetzer Poſſen ſchreiben müſſen, und Walzer mit Brillanten honorirt werden.

15.

Warum wird zu einem wahren Tonstücke Melodie und Harmonie zugleich erfordert?

Weil zur Hervorbringung jedes Kunstwerkes Kopf und Herz vereint wirken müssen. 16.

Warum wagen sich Anfänger in der Composition so gerne gleich an große Orchesterwerke?

Weil sie glauben, sie können in diesen ihren Ruf am besten ausposaunen lassen. 17.

Warum wird anstatt musikalische Production, sehr oft auch musikalische Execution gesagt?

Weil man nicht selten sieht, daß nach einer solchen Production Mancher wirklich erschossen ist.

18.

Welche Tonsetzer mengen in ihren Compositionen verschiedene Stylarten durcheinander?

Diejenigen, welche keinen eigenen Styl haben.

19.

Welchen Charakter haben die meisten modernen Compositionen?

Den Charakter der Eisenbahnen; es wird bei beiden sehr viel gepfiffen.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Montag, den 13. Mai, zum ersten Male: Der Schmarotzer in der Klemme. Vaudeville in einem Act nach dem Französischen des Scribe. — Ein lustiger Schwank, sinnreich erdacht und durch komische witzige Scenen drollig durchgeführt. Dieser Schmarotzer Schmeckebein ist ganz aus dem Leben gegriffen, ist eine stehende Maske im Lustspiele des Lebens, die auch auf der Bühne die Wirkung nicht verfehlt. Hr. Uber stellte uns sein Bild recht gelungen dar und erntete vielen Beifall. Noch können unter den Spielenden die HH. Hesse, Rud. Mayer und Jarik genannt werden.

Zweites Concert

der Harfenspielerin Eduarda di Bolivia.

Kein Concert-Referat.

Der Morgen des jüngstverflossenen Sonntags war herrlich. Ich wurde mit Sonnenaufgang wach, sah aus meinem Fenster den azurblauen Himmel so rein wie die Unschuld. Die Sonne zeigte sich in vollster Pracht über dem Saume des Horizonts. Das frische Grün der Bäume am Josephstädter-Glacis, wohin meine Aussicht geht, erweckte in mir die heißeste Sehnsucht nach Gottes freier Natur. Diese Wahrnehmung, der Entschluß zu einer Landparthie und die erforderliche körperliche Adjustirung zum Ausmarsche waren das Werk eines Augenblickes. Ein Stellwagen leistete bis Grinzing, ein Gesattelter von da weiter hinauf Succurs und ich befand mich in kaum zwei Stunden auf dem schönsten Puncte des Kahlenberges, von dem aus ich auf die ganze Residenz und ihre nächste Umgebung herabsehen konnte.

Es ist in der That ein eigenes Gefühl, sich mit einem Male aus dem lärmenden Alltagsleben herausgerissen, und über all das kleinliche Treiben der Menschheit so erhoben zu sehen.

Ich wählte die anziehendsten Parthien dieses Gebirgsvorsprunges, den ich in diesem Jahre zum ersten Male wieder besuchte, und durchstrich sie nach vielen Richtungen, mich an den Reizen der sich überall so üppig entfaltenden Natur labend, bis die Sonne hoch gegen Mittag stand, und die Schwüle des Tages mit den Anforderungen des Magens in gleicher Progression zugenommen hatte. Ich beschloß in dem so romantisch gelegenen Krapfenwäldchen auszuruhen, und meine Leibeskräfte möglichst aufzufrischen. Hier angelangt, warf ich mich auf den üppigen Rasen nieder in den Schatten einer reichbelaubten Linde, und ein leiser Schlummer beschlich meinen ziemlich ermatteten Körper. Da tritt plötzlich ein junger Mann fest und anstandsvoll vor mich, und spielte die Romanesca auf dem Violoncell. Sie klang recht rein und vollstönig, ich fand in den Äußerlichkeiten manchen Strich der Nachahmung, der Violoncellvirtuosität Servais, obgleich der Vortrag noch ziemlich schülerhaft war.

Nach beendigtem Spiele verbeugte sich das junge Blut zweimal und entfernte sich. Da erscheint eine zarte weibliche Gestalt im prunkenden Rosakleide und blumengeschmückten Haare. Ihr schmachtendes Aussehen hatte etwas Außereuropäisches an sich. Sie setzt sich zu einer Harfe und spielt aus einer Bellini'schen Oper ein zuckersüßes Motiv mit einigen Variirungen. Das war malerisch und fast bezaubernd schön, doch ich bin kein Freund von derlei Süßlichkeiten; und obgleich die Spielerin dieselben zeitweilig mit ziemlich derben oder herben Saitenanschlägen vermengte, so konnte ich doch keinen rechten Geschmack daran finden. Die schöne Harfenspielerin verschwand, und es ließ sich ein tüchtiger Bariton vernehmen. Das Lied lautete wie Äolsharfe, doch die Melodie klang zu gewöhnlich. Ich war aber doch in meiner Lage selig!

Die Harfenschlägerin schien sich mehr als die übrigen Concertanten hervorthun zu wollen, und kam noch ein zweites Mal. Da glaube ich sogar Anklänge an Walzer vernommen zu haben. Ach! wie schön bist du Natur! ich war wieder entzückt. Kaum hatte sie beendet, da höre ich abermals die frühere markige Baritonstimme, und mit ihr die beiden Lieder Schubert's, „die Forelle" und „die Post." Herrliche Tondichtungen, kleine Poesien, zarte Herzensergüsse, doch schön klingen sie nur aus dem Munde eines Tenorsängers! Als die Äolsharfe verstummt, die Forelle gefangen und die Post abgefahren war, trat ein leicht beflügelter Violinspieler voll Leben und Bewegung vor meinen noch immer schlummernden Sinn, und entwickelte mehr Bravour und Schönheit des Tones als ich jetzt erwartet hatte, sein Arm und sein Bogen hüpften mit einer Leichtigkeit ober- und unterhalb des Instrumentes, und der ganze Körper schien durch das Spiel tanzlustig gestimmt worden zu seyn. Diese Sendung, dachte ich, geschah gewiß durch eine Muse, die meinen bedeutenden, leider aber schon oft malträtirten Kunstsinn kannte.

Um dem ganzen Traumconcerte mehr Färbung zu verleihen, erschien, die zarte Harfenspielerin zum dritten Mal, und gab eine Piece zum Besten deren Anfang einem Mazur glich. Ich war entzückt; denn so was klingt herrlich im Freien. Der Schluß, bei dem ich sogar ein Pianoforte mit erklingen hörte, enthielt das bekannte Galopthema aus „Wilhelm Tell," mit welchem so sehr auf Effect hingearbeitet wurde, daß ich ein lautes Bravo ausrufen wollte, in demselben Augenblicke aber erwachte und von allen den Concertanten nicht eine Spur hatte. Es mochte gerade 8 Uhr gewesen seyn. Große Schweißtropfen bedeckten meine Stirne. Ich griff in die Tasche, um ein Tuch zur Trocknung meines Gesichtes hervorzuholen, und ziehe eine Eintrittskarte für das zweite Concert der Eduarda di Bolivia heraus, die mir die Redaction vor einigen Tagen übersandte. Nein! so pflichtvergessen habe ich noch nie gehandelt! Was wird die Redaction des „österreichischen Morgenblattes" sagen, wenn ich dießmal kein Referat über ein Concert bringe?

So lämpfte Pflichtgefühl und Naturſinn, welcher letzterer meine Vergeßlichkeit entschuldigte. Ich nahm einige Erfrischungen, befriedigte meinen Recensentenmagen, dießmal war er nicht verdorben, ich hatte ja nur ein Traumconcert gehört, und trat die Rückreise an. Abends angelangt, ging ich gleich zu einem meiner musikalischen Freunde, von dem ich wußte, daß er das Concert der Olivia besucht hatte, und erzählte ihm die ganze Geschichte meines Tages, sammt dem was ich im Traume hörte. „Freund! rief er aus, da hast du ja etwas ganz Ähnliches gehört!" wies mir den Concertzettel, auf welchem unter verschiedenen die Ordnung der Productionsstücke berichtigenden Correcturen Folgendes zu lesen war:

1. Romanesca für das Violoncell, vorgetragen von Otto Uffmann.

2. Ricoordanza dei Puritani, für die Doppelharfe, vorgetragen von der Concertgeberin.

3. „Aolsharfe," Lied von Camillo Hell, componirt von Jacobson, gesungen von Hrn. Gustav Hölzl.

4. Ein Tonstück für die Harfe, gespielt von der Concertgeberin.

5. „Die Forelle," — „die Post," Lieder von Fr. Schubert, gesungen von Hrn. Hölzl.

6. Violinsolo, vorgetragen von Arthur St. Leon.

7. Duo für Harfe und Pianoforte, von Jacobson, gespielt von diesem und der Concertgeberin.

„Du konntest leicht zufrieden seyn," fügte mein Freund hinzu; „denn in dem Tempel der freien Natur, wo jeder Zwitscher eines Zeisigs wie eine neue romantische Composition, und das Gekrächze eines Raben wie der schönste Concertgesang klingt, dort sind die Naturlaute eines Instrumentes schon Himmelstöne, allein im Concertsaale wird eine Production mit obligater Künstlerschaft verlangt, darum war ich auch minder zufrieden als du." Wenn sich die Sache so verhält, erwiederte ich, so kann ich mir das Referat darüber umsomehr ersparen, als ich mir ohnehin schon früher vorgenommen hatte, die Leser dieses Blattes den Sommer über mit keinem Concertreferate zu belästigen. Heinrich Aue.

Satirische Briefe.

Von Friedrich Stumpf.

I. Brief eines jungen Literaten an einen seiner Collegen.

Werthgeschätzter Collega!

Mitbruder in corpore!!

Da ich höre, daß auch du der edlen Literatenzunft einverleibt worden bist, eigentlich dich selbst einverleibt hast, kann ich nicht umhin, dir einige Rathschläge zu geben, damit du auf dem rauhen Pfade der Literatur, so wie ich, dein Freund, ohne Schaden zu nehmen fortzuwandeln vermögend seiest. — Obwohl schon so manches Büchlein, welches wohlmeinende Rathschläge ertheilt, aufgelegt worden, so, glaube ich, dürfte keines derselben der Tendenz meines Briefes nahe kommen!... Du siehst, mit welcher Zuversicht ich spreche, und die ist eine der Hauptregeln für einen jungen Literaten.

Recht sehr hat es mich erfreut, aus deinem ersten Aufsatze zu ersehen, daß die Polemik es ist, zu deren Fahne du geschworen. Die ist das Feld, auf dem sich ein junger Literat herumtummeln kann, da wird und muß er berühmt werden; entweder als Sieger oder Besiegter bleibt ihm doch der Beifall der Masse, auf die er besonders zu wirken hat.

Freilich gibt es so viele griesgrümmige Leute, die da sprechen, die Polemik unserer meisten jungen Literaten bestehe aus nichts, als aus faden Wortspielen und Persifflagen! — Das soll uns aber doch nicht hindern, kühn die Flagge der Polemik auszuspannen und auf dem Tintenmeere herumzusegeln! — Auch nennen wir unsere Schreibart nicht Polemik, sondern Humoristik; obwohl sie von der selben unterschieden, gleich dem Uhu-Ei von dem des königlichen Adlers!

Dein erstes Augenmerk, lieber Mitbruder, lenke dahin, daß du, sobald als möglich, in einen literarischen Streit verwickelt werdest; jedoch sorge dafür, daß du immer der angreifende Theil bleibst. — Je höher gestellt in der Literatur der Mann ist, den du aufzureizen strebst, desto gewisser und vollkommener dein Sieg! denn entweder wird der sogenannte edle Stolz, den er besitzt, ihm nicht erlauben, dir zu antworten, und in diesem Falle bleibt es dir unbenommen, dich öffentlich zu rühmen, daß deine ausgezeichnete Polemik diesen berühmten Literaten gleich einem Blitzstrahle berührt, ihn niedergeschmettert habe! — oder antwortet dir dieser Mann, so ist es, jemehr er seinen Witz gegen dich geltend macht, je öfter er deinen Namen (wenn auch mit Verachtung) nennt, für dich nur vom größten Nutzen; denn Leute, die dich sonst nicht gekannt, nie deinen Namen aus eines Mannes Munde vernommen, kennen dich nun, lachen vielleicht über dich, (was dir bei deinen Lesern besonders nützlich ist), und der große Haufe wird begierig seyn, von dir eine Replique zu lesen, die du sobald als möglich abfassen mußt; denn nur so wirst du allgemein bekannt!!!

Freilich werden die geachteteren Zeitschriften diese deine Repliquen nicht gerne aufnehmen; daher mußt du immer bedacht seyn, deine Kräfte einem Blatte zu widmen, das sich glücklich fühlt, Beiträge von dir zu empfangen und damit ihre Leser zu überschütten!

Bei einem solchen Blatte bekommst du auch leicht die Kritik über irgend ein Theater, über Musik, Kunstgegenstände ꝛc. ꝛc., und da kann sich deine Polemik in ihrem glänzendsten Lichte zeigen. Loben möchte ich dir nicht rathen; denn vernünftig loben ist sehr schwer! und durch übermäßiges Loben wird man nur verlacht! was wohl gerade für uns junge Literaten nicht schädlich ist, da, sobald die Leser einmal über uns lachen, sie sich gewiß freuen, wenn sie unsere Namen unter irgend einem Artikel erblicken, weil sie überzeugt sind, daß ihre Lachmuskeln nun in Thätigkeit gesetzt werden. — Doch bei weitem vortheilhafter ist, sich über Alles tadelnd auszusprechen; denn nur im Tadel kann unser Witz sich geltend machen. Scheue nichts, lieber Collega, keine Familienverhältnisse, keine Bande der Freundschaft (die Wahrheit ist ohnedieß für uns ein namenloses Ding), sobald es der Witz erfordert, nenne das Gute schlecht, das Schöne häßlich, das Erhabene finde lächerlich!!!

Verstehst du irgend eine fremde Sprache, wenn auch nur zur Noth, so ist dieses für dich von großem Nutzen; denn da es der Tendenz unserer meisten Zeitschriften entgegen, Originalartikel zu bringen, sich auch deren Redacteurs überzeugt haben, daß Alles, sowohl im Erzählungs- als Novellenfache, bereits ausgebeutet ist, so werden ihnen Übersetzungen, sehr wünschenswerth sein, ja von ihnen noch gut bezahlt werden! Und wie leicht ist diese Art von Literatur? — mit Hilfe eines guten Wörterbuches ist es reines Copiren!

Auf solche Art kannst du dir auch leicht den Ruf eines dramatischen Schriftstellers verschaffen, und wird dein Stück auch ausgepfiffen, so machst du doch, je grandioser das Fiasco war, desto länger die Leute von dir sprechen, und hast so deinen Zweck, bekannt zu werden, erreicht.

Sollte es seyn, daß du dich später dem lyrischen Fache widmen willst, so rathe ich dir, daß du, um einigen Ruf zu erlangen, dich vorzüglich auf das Künstler-Besingungs-Handwerk verlegen mögest. — Besinge, was da fidelt, dudelt, Tasten stürmt, declamirt, outrirt, imitirt, Alles, Alles besinge! und es müßte sehr schlecht gehen, wenn du dabei Abends noch nicht gefrühstückt hättest! — Kannst du den Künstler nicht besingen, besinge sein Instrument; und der Instrumentenmacher, vorausgesetzt, daß er noch lebt, müßte ein Herz von Stein haben, wenn er für dein Gedicht die nicht einige sehr interessante Mittheilungen machen möchte!!!

Dieses über dein literarisches Streben. — Das Folgende sind Regeln für dein Verhalten gegen die Außenwelt.

Befleiße dich, dein Mienenspiel ganz in deiner Gewalt zu haben. — Bist du ein Lyriker, so ahme die Miene eines Papagei's nach, den man im Kopfe krauet. Bist du Polemiker, so sei deine Miene, als möchtest du immer Übles riechen; dein Mund verzerre sich zum Lachen, das plötzlich einem sichtbaren Selbstgrimme Platz macht. — Schnurbart, und die Haare tief in's Gesicht gekämmt, sind unerläßlich!

Bist du ein dramatischer Schriftsteller, so sei deine Miene die eines römischen Auguns, oder wie man im gewöhnlichen Leben sagt: „Sieh' was fliegt, nicht was kriecht!" — Mache plötzlich mit den Händen convulsivische Bewegungen, sprich laut aber sehr unverständlich; erblickst du in der Ferne einen Bekannten, so gehe auf ihn los, jedoch nicht als hättest du ihn gesehen, sondern laufe an ihn an; das wird die gute Wirkung haben, daß derselbe allenthalben erzählen wird, du wärest immerwährend in Gedanken!! — Schnur- und Kinnbart sind ja nicht zu vergessen. — Brillen aber soll jede Gattung von Literaten tragen!!!

Bist du in einem Kaffeh- oder Gasthause mit einigen deiner Collegen, so sprich über nichts als über Literatur! deine Rede sei laut und vernehmlich, damit jeder Gast dich hören könne. Nenne die Namen berühmter Literaten, bezeichne sie als deine intimsten Freunde, oder bekrittle sie, und versuche deinen Witz an selben, es mag dir dieß zu einer kleinen Übung dienen. — Hast du irgend ein Referat, so klage laut über diese Last, die dir aufgebürdet; thue als wärest du froh, wenn man dich davon befreite. — Außer deinen Collegen weiß es ja Niemand, daß du alle möglichen Wege eingeschlagen, um ein Referat zu bekommen!!

Sprich laut über deine Aufsätze, und über die Redactionen, mit denen du allenfalls in Verbindung stehst. — Redactions-Geheimnisse gehören ins Gasthaus!!! — ? —

Rühme dich laut, daß dir dieser Künstler oder jene Künstlerin so und so viel angeboten habe, wenn du Nachsicht übest! — Du aber nimmst nicht so viel; — denn deine Kritik ist billig!

So viel für den Augenblick; wer weiß, ob ich bei längerer Erfahrung dir nicht noch mehr Verhaltungsregeln werde mittheilen können. — Befolge nur diese genau, du wirst glücklich und berühmt werden, wie es, hätte er selbe beachtet, geworden wäre

Dein wahrer Freund
Scribler.

Literarisches.

Dramatische Bibliothek des Auslandes; in gewählten Übersetzungen. Erstes Bändchen.

„Fesseln."

Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Französischen des Eugen Scribe. Bearbeitet von Andreas Schumacher und mit einem einleitenden Vorworte desselben.

Wenn die Buchhandlung Tauerel Sohn Eugen Scribe den Reigenführer jener dramatischen Erscheinungen seyn läßt, mit welchen sie ihren Lesekreis befreunden will, so beurkundet sie dadurch, daß sie es verstehe, dem Geschmacke unserer Tage zu begegnen.

Es ist zwar viel für und dagegen geschrieben worden, warum wir, die im Drama einen Grillparzer und für das Lustspiel einen Bauernfeld besitzen, Victor Hugo und Eugen Scribe auf germanischen Boden verpflanzen wollen. Ich getraue mir hier nicht, diese Frage zum Gegenstand einer umfassenden Erörterung zu machen, und will nur bemerken, wie es im Grunde einerlei sey, ob das berufene Talent im französischen Modefrack erscheine, oder das Altgewand des Moslims trage, da doch die Genialität ein pas porte für alle Länder der Civilisation seyn soll.

Was nun die vorliegende Übersetzung betrifft, so dürfte sie sich, gegenüber der bereits existirenden fünf oder sechs Mitschwestern, durch Correctheit und Gewandtheit im Style bemerkbar machen. Von vorzüglicher Art erscheint uns aber das, was Hr. A. Schumacher in seinem, den tief denkenden Ästhetiker bezeichnenden Vorworte über Herrn Scribe's Lustspiel zum Gegenstand einer kritischen Beleuchtung gemacht hat.

Eine weitwendige Zergliederung dieses Aufsatzes liegt jedoch außer der Tendenz dieser Zeilen, auch dünkt uns, daß man hiedurch leicht Gefahr laufen könne, sich einer Wiederholung mit anderen Worten schuldig zu machen. Möge dafür hier ein warmes Wort an unsere Herren Kunstrichter der jüngeren Schule Platz greifen dürfen:

Es gab einmal eine Zeit, wo die deutsche Kritik als eine Art von Gottesgericht für die Bühne und ihre Dichter galt, dem man sich um so williger unterwarf, als seine Richter der Geist der Wahrheit überschattete, ein lebendiges, untrügliches Kunstgefühl sie beseelte.

Diese schöne Zeit, diese goldene Aera unserer Literatur ist leider längst vorüber.

Unbefangener Leser! du fragst „warum?"

Gehe in Thalien's Tempel, prüfe mit Herz und Sinn das dir dort Gebotene, vergleiche sodann den Ausspruch der Journale, und deine schönsten Träume werden schwinden gleich der letzten Hoffnung eines enttäuschten Herzens.

Ich habe Jemand sagen gehört: „Der deutsche Gesang und die deutsche Kritik gehen jetzt einen und denselben bedauernswerthen Weg. Mit dem deutschen Liede ergreift man in der Gesangswelt die Initiative und endet mit der Scala, um Bravourarien abgurgeln zu können; und man eröffnet nunmehr die Laufbahn der Schöngeisterei damit, hirnverrückte Dafürhalten über Kunst und Literatur niederzuschreiben und schließt sie, indem man, als Maßstab für das eigene Genie, formlose und geisteskranke Verse in die Welt schickt und die Journale mit Humoresken bedenkt, über deren Witze der Geist Jean Pauls die bittersten Thränen weint."

Der Mann, der solches meinte, mag nicht so ganz Unrecht haben.

Ja, meine Herren! Sie selbst müssen es sich und mir eingestehen, daß das Feld der Kritik nie schlechter als in neuester Zeit bestellt gewesen, daß der Baum der Erkenntniß, von dessen Früchten wir das Beste hoffen sollen, kahl und dem Absterben nahe sei, daß sich jene Räume, wo man für Kunst und Kunstgenossen hätte die Stimme einer getreuen und sachverständigen Würdigung hören sollen, in eine Arena verwandelt haben, wo literarische Raufbolde sich bemühen, die Glanzpuncte ihres schamlosen Handwerks auf das Vortheilhafteste zu zeigen.

Es wäre betrübend für uns, gebe es für solche erschütternde Gebrechen der Literatur nicht einzelne Ausnahmen. Glücklicherweise reichen diese hin, der Literatur unsers Vaterlandes noch einen sehr ehrenvollen Standpunct anzuweisen und die Überzeugung festzustellen, daß auch der Stand unserer Kritik noch ein weit ehrenvollerer seyn könnte, zögen sich nicht so viele edle und ausgezeichnete Kräfte von dem Tummelplatze unlauterer Meinungen zurück.

Der Verfasser der oben angezogenen Kritik hat in diesen Blättern eine Reihenfolge von Aufsätzen mitgetheilt, die sich, als der lautersten Absicht entflossen, beurkunden dürften, und die wohl zum Beweise dienen, daß Selbstständigkeit und literarische Erfahrung noch zuweilen den Muth haben, einen Gang durch die Öffentlichkeit zu machen. Es muß anderen Blättern überlassen bleiben, sich über eine solche Erscheinung vernehmen zu lassen; hier darf nur die Hoffnung ausgesprochen werden, daß einem solchen Bestreben bei fester Ausdauer und beharrlichem Muthe ihre Anerkennung nicht entgehen wird.

Der äußerst billige Preis dieses Bändchens (vr. 20 kr. C. M.) dürfte bei der glänzenden und eleganten Ausstattung des Werkes zur größten Empfehlung gereichen und der schönen Idee, auf diese Weise eine ganze dramatische Bibliothek des modernen Auslandes zu liefern, ungemein förderlich werden.

P.

Laub und Nadeln, von Joh. Gabr. Seidl. Zwei Bände. Wien, gedruckt und im Verlage bei A. Pichlers sel. Witwe. 1843.

Seidl's Name glänzt unter den vaterländischen Dichtern in einem gar hellen, freundlichen Schimmer; denn sowohl durch seine echt kindlichen lyrischen Ergüsse, wie auch durch seine gluthbelebten Balladen und Romanzen hat er die Aufmerksamkeit des Publikums mit Recht auf sich gezogen, und sich Anspruch auf den Dank jedes Kenners und Verehrers der österreichischen Literatur erworben. Auch als Novellist errang er sich wohlverdienten Beifall, und besonders die schönere Hälfte des Menschengeschlechtes greift begierig nach seinen Erzählungen, weil die einfache Natürlichkeit dieses Dichters, und die ungeschminkte, von jedem zu grellen Auftragen der Farben weit entfernte Darstellungsart desselben, gar leicht Anklang findet in den reinen Herzen gefühlswarmer Leserinnen. Es handelt sich also hier nicht darum, einen neuen, noch unbekannten Namen anzupreisen, und als literarische Hebamme dem vaterländischen Parnaß einen neuen Weltbürger zuzuführen, sondern nur um Anerkennung des Strebens eines bekannten Lieblings der Musen, und um aufrichtige, ungeschminkte Darlegung unserer Ansicht über dieß neueste Product desselben.

Somit müssen wir denn gestehen, daß uns in allen Erzählungen, welche J. G. Seidl in diesen zwei Bänden uns vorlegte, die echte Natürlichkeit und die einfache, ungezwungene Manier unsers Lieblingsdichters gar wohlthuend entgegentreten, und daß sowohl in den ernsten, als in den komischen Gemälden, die er vor unserm Aug' entrollt, eine richtige, klare Lebensansicht und ein Festhalten an dem einmal als wahr und recht Erkannten sichtbar wird, was uns um so angenehmer ist, als eben jetzt das schroffe Gegenüberstellen aller Verhältnisse, das gewaltsam zerstörende Princip allenthalben hervortritt und mit tölpischer Hand in die Speichen des Zeitrades greift, um dasselbe in seinem Umschwunge zu hemmen.

Seidl ist ein echt österreichischer Dichter, einfach, natürlich und ungeziert, warmfühlend, treu und edel ist seine Denkungsart, und wo er tadelt geschieht es mit Ruhe und weiser Mäßigung, wo er aber einen schönen, lobenswerthen Character zeichnet, ist es mit Bestimmtheit und Consequenz.

Die Erzählungen dieser beiden Bände zerfallen in ernste und komische, in eigenthümliche und nach fremden Autoren bearbeitete. Allein selbst wo eine Erzählung des Auslandes zu Grunde lag, wußte Seidl so viel von

seinem eignen Geist und Gemüth beizugeben, daß fast eine eigene Schöpfung daraus ward, und nirgends ist ein sclavisches Anklammern an sein Vorbild sichtbar. Die selbsterfundenen Erzählungen aber sind so eigenthümlicher Art, daß sie in Form und Behandlung ihren Autor nicht verläugnen können.

Als vorzüglich gelungen wollen wir anführen: Cornelia Fiaramonti, das Ballkleid, der Invalide, das Nordlicht, Meister und Schüler, Schuld und Wahn, der Kapitalist wider Willen, Fra Pizzo und Juana.

Gewiß werden Laub und Nadeln in der Lesewelt vielen Anklang finden, um so mehr als auch die Ausstattung von Seite des Pichler'schen Verlages eine gute und lobenswerthe genannt werden kann.

Streifzüge nach China.

Von Ign. Zwanziger.

III.

Proben chinesischer Lyrik.

1.

Siehst du jenen Wasserbach,
Das grüne Schilfrohr wächst lieblich heran!
So ist unser Fürst mit Tugenden geschmückt:
Wie, wer Elfenbein schneidet, oder feilet,
Wie, wer edle Steine reiniget und schleifet;
Erhaben, weise, berühmt!
O wie verehrungswürdig ist unser Fürst
Mit Tugenden geschmücket: bis ans Ende
Können wir seiner nicht vergessen.

Confucius im Ta Hiac.

2.

Ihr Schmetterlinge kommt an Einem Orte,
Durch Herzenseintracht angeregt, zusammen
Und welche Blüthenzucht entsprießt euch!

Es klang die Luft vom Schwirren eurer Flügel,
Ihr Schmetterlinge! Eure Reihenfolge
Wird nimmer unterbrochen werden.

Dann wirst, o Schmetterling, du mit den Sprossen
Vereint im Bunde leben; und dann wieder
Wird aus den Enkeln viel Volk werden!

Confucius.

3.

Aus einem Hochzeitsliede.

Ihre Hände gleichen Edelsteinen
Und den Blättern einer zarten Pflanze.
Gleich den Würmern Tsion und Tsi
Schlängelt sich ihr weißer Hals.
Ihre Zähne tragen Körner,
Wie die grüne Kürbisstaude.
Ihres Hauptes zarte Schläfen
Ähneln einer Sangeicade.
Ihre Augen sind vergleichbar
Einem Seidenwurm im Fluge.
Lieblich weiß sie stets zu lächeln;
Dann erglänzt ihr Aug' mit schwarzem Sterne,
Wo so schön das Weiß und Schwarz sich scheidet!

4.

Der Glanz der Blumen, die Zierlichkeit der Weiden,
Die Pflanzen, die Sträucher entzücken unsere Augen.
Was sind sie aber neben einem schönen Mädchen? —
Eine Schöne ist das Meisterstück des Himmels.

5.

Die Königin von Tsi ermahnt ihren Gatten, aufzustehen.

Es krähte der Hahn; schon kommen viele
Im königlichen Gebäude zusammen!
Ich täuschte mich, der Hahn sang nicht,
Es war nur das laute Summen der Fliegen.

Im Osten erscheinet die Morgenröthe,
Es warten schon Leute im Königspallaste!
Ich täuschte mich, es war nicht das Licht
Der Sonne, es kam vom sinkenden Monde.

Schon schwirren Insecten mit murmelnden Flügeln;
Gern schlief ich bei dir; doch leider mußt du
Entlassen der Leute drängenden Schwarm,
Damit du vielleicht nicht beleidiget werdest.

6.

Der Sonne Aufgang, wie ein schönes Mädchen,
Er wohnt in meinem Hause,
Er wohnt in meinem Hause,
Und kommt, folgend mir auf jedem Tritte.

Des Mondes Aufgang, wie ein schönes Mädchen,
Er wohnt an meiner Thüre,
Er wohnt an meiner Thüre,
Und scheidet, folgend mir auf jedem Tritte.

7.

Lied der Sehnsucht.

Des Windes Hauch erschüttert
Deine Blätter, o mein Baum!
Mein Chou-hi, Pe-hi, folge
Mir, dann leist' ich Folge dir.

Es fallen deine Blätter,
Spiel dem Winde, o mein Baum!
Mein Chou-hi, Pe-hi, folge
Mir, dann bin ich ewig dein!

Eine hochherzige That.

(Durch Handelsbriefe mitgetheilt.)

Unter den reichen und ersten Kaufleuten Hamburgs, welche bei dem überaus harten Schlag, der ihre Vaterstadt betroffen, unter sich das schöne Versprechen leisteten, den Credit ihrer minder begüterten Mitkaufleute nach Kräften unterstützen und aufrecht erhalten zu wollen, ist der Chef der jüdischen Firma Samuel Heine in Hamburg einer der Ersten gewesen, welcher bereits auf eine höchst würdige Weise dieses Gelübde des Hochsinns gelöset hat.

Ein Kaufmann, dessen Habe die Flamme fraß, bot vergebens alles auf, um bedeutende, kurz nach dem Brande fällige Wechsel decken zu können. Er ist auf dem Puncte der Insolvenz. Samuel Heine hat es erfahren; er läßt den Kaufmann zu sich kommen und streckt ihm gegen nur 4% Verzinsung eine bedeutende Summe vor.

Möge diese edelmüthige Handlung recht viele Nachahmer finden.

Omnibus.

(Amusantes.) Als ein Höfling den berühmten Cartesius einen Rehbraten mit großem Appetit verzehren sah, fragte er ihn: Wie, essen Philosophen auch Rehbraten?" — „Warum nicht," entgegnete jener, „oder glauben Sie, daß der liebe Gott die Rehe bloß für Dummköpfe geschaffen habe?

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung bezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 64.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 28. Mai 1842.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortsetzung.)

An der bezeichneten Stelle traf Ebba Brahe mit de la Gardie zusammen, der das Amt ihres Paladins übernommen hatte. Beide stiegen schweigend zu Pferde, und als sie auf besseren Weg trafen, setzte Ebba ihre Frisa in Galopp, und der gelehrige Zelter leistete den verlangten Dienst mit solchem Eifer, daß sich seine Herrin der Sorge, auf das Gefolge des Königs zu treffen, bald entledigt sah.

Jetzt zügelte sie die Raschheit des Pferdes und erzählte nun in Kürze ihrem Begleiter den Inhalt der mit Gustav Adolph gehabten Unterredung, wobei sie sich der Hoffnung hingab, über das Verlangen des Königs bereits halb gesiegt zu haben.

Aber der Feldmarschall war anderer Meinung. „Du irrst," sagte er, „wenn du glaubst, der König werde sich dem fügen, wäre das, was er aus dem Munde seiner Edlen hören will, gegen seinen Willen. Es würde solches seinen Stolz verletzen, und mit der Besonnenheit, die dann aus seinem feurigen Gemüthe wiche, wäre wohl das Schlimmste zu befürchten. Er wird dich mit dem Hermeline zieren, gute Ebba, aber Blut wird an demselben hangen, — das Blut vieler treuer Schweden, vergossen durch das Schwert auswärtiger Feinde, derer die Liebe den König vergessen hieß."

„Und gibt es kein Mittel diesem furchtbaren Geschicke zu entgehen?"

„Ja," sagte bedeutungsvoll der Ritter, „es gibt eines. Aber groß ist das Opfer und wahrlich, kaum möglich dünkt es mir für ein liebendes Herz."

„O, so zaudere nicht zu sagen, was geschehen soll." —

Da hielt der Reiter sein hohes Roß an, den Blick unverwandt auf seine Base gerichtet, sprach er sanft, doch mit würdevoller Haltung: »Ebba Brahe reiche mir ihre Hand, und die Wolke, welche die Sonne Schwedens zu verdüstern droht, ist nicht mehr."

„De la Gardie!" — kreischten die Lippen des bleich gewordenen Mädchens.

„Unterbrich mich nicht, und entscheide erst, wenn ich zu Ende bin. Was ich dir vorgeschlagen habe, ist die einzige Möglichkeit, die Hoffnung Gustav's zu vernichten. Aber auch du sollst mir bloß deine Hand, nicht dein Herz schenken, und nur mein Name mag die Brahe über den Tadel der Welt erheben. Ganz nach deinem Willen, einsam oder an meiner Seite sollst du leben; über dein Wirken von dem Augenblicke verfügen können, als du als Ebba de la Gardie das Erbe meiner Väter betrittst."

„Und du?"

„Ich werde zu ertragen wissen, wozu ich mich freiwillig erboten habe. Vielleicht, daß dann die Zeit Ebba einem Manne sich nähern läßt, den nur die zärtlichste Besorgniß für ihr Wohl gegen seinen König in die Schranken zu treten vermochte."

Schweigend und mit so tiefem Sinnen hatte die Jungfrau den Vetter vernommen, daß sie sich sorglos ihrem klugen Zelter überließ, der nun mit seiner Herrin vor der Hinterpforte des Schloßgartens von Araslöf hielt. — Als jetzt de la Gardie der Absitzenden die Hand bot, warf sie sich tief erschüttert an seine Brust. „De la Gardie," sagte sie schluchzend, „du bist wahrhaft groß, und ich will dein treues Weib werden."

Mit einer Mischung von Freude, Wohlwollen und ceremonieller Höflichkeit empfing im Schlosse Graf Magnus Brahe den ausgezeichneten Verwandten seines Hauses. Ein kürzerer und von mancher Rüge begleiteter Willkomm war Ebba zugedacht. »Denn," sagte ihr Vater, die buschigen Augenbrauen fest zusammenziehend, „unser werther Vetter hätte auf Araslöf ein Anderes verdient, als bei deinem unzeitigen Ritte den Ehrenritter zu spielen."

Die Dazwischenkunft des Herrn von Fahrenbach endete den Strafsermon, da hiedurch der Graf, dessen Stolz und Prunksucht sich in den Würden seines Verwandten gefiel, Gelegenheit bekam, gegen den Obersten hievon den weitesten Gebrauch zu machen.

Doch der Feldmarschall, dem diese Scene äußerst lästig fiel, gab dem Gespräche sogleich eine andere Wendung.

„So wie ich gehört," fragte er verbindlich den Herrn von Fahrenbach, „hat es Euch gefallen, den Dienst Seiner Majestät aufzugeben?"

„Wie Ihr es zu nennen beliebt, Excellenz," gab dieser nicht ohne Ironie zurück. „Man machte mir lange Hoffnung zum General-Feldwachtmeister, aber immer fanden sich dafür bessere Bewerber als ich. Dieß bestimmte mich, meine Entlassung anzusuchen, die man auch in Gnaden bewilliget hat."

„Es thut mir leid, Herr von Fahrenbach, einen Officier von anerkannter Tüchtigkeit der Soldateska meines Königs entzogen zu wissen, und unser Zusammentreffen auf Araslöf freut mich deßhalb um so mehr, als ich auch, entfernt von Schweden, viel Rühmliches von Eurer Befestigungskunde vernommen habe. Nehmt daher meine Versicherung, daß ich, Euch wieder zu gewinnen mein ganzes Ansehen verwenden will."

„Nichts für ungut, Excellenz; aber bemüht Euch nicht weiter, wo ich bereits entschieden habe.“

„Und wohin gedenkt Ihr Euch zu wenden, Herr von Fahrenbach?“

„Allem Anscheine nach werde ich in deutsche Dienste treten; vorläufig aber, bin ich ein überlästiger Gast auf Araslöf. —“

„Sagt das nicht,“ unterbrach Magnus Brahe die Rede, „und Ihr, de la Gardie, werdet von dem Werthe unseres Gastfreundes erst dann vollkommen überzeugt seyn, wenn ich Euch sage, wie der erfindungsreiche Kopf dieses Herrn der Ausstattung meines Festes so sinnig zu Hilfe kam. Doch was braucht es da noch Worte, wo Ihr selbst urtheilen werdet.“

„Allerdings, wenn mich der Dienst nicht früher nach Gothenburg beruft.“

„Keine Ausflüchte, Feldmarschall; denn ich zähle sicher auf Euch. Doch laßt uns zu Tische gehen, Ihr Herren. Wir waren heute wacker auf den Beinen, und haben somit keine Ursache über verdorbenen Magen zu klagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Epigramme.

Von Franz Fitzinger.

Warnung.

Ältern, haltet euer Kindlein doch vom Tintenfaß zurück,
Sonst bellert es sich die Windlein, oder schreibt Kritik.

Ci-devant.

Wär' noch dein Händchen weiß, die Locke braun,
Doch leider ist's nun umgekehrt zu schau'n!

An einen Medikaster.

Nie hörst die Kranken klagen du,
Du stopfst ihr Maul — mit Erde zu.

Satyre.

Magst du noch so geistreich zanken,
Voll Satyre, dort und hier,
Freunde machst du dem Gedanken,
Aber Feinde machst du dir.

Bücherfülle.

Durch Gutenberg erhielten wir
So nutzenreich geschwärzt das Papier:
Doch suchen wird man bald den Mann,
Der aus Gedrucktem — weißes machen kann.

Literatenseufzer.

Wie sehr Literaten man lohnet auf Erden!
Es ist in der That doch zum Schriftsteller werden!

Frage und Antwort.

Autor. Nun, wollten Sie mir wohl Ihr Urtheil sagen?
Kritiker. Ich schweig', daß wir uns Beide nicht beklagen.

An die Lustspieldichter.

Zeigt uns nicht die Zeit der Zöpfe, Mittelalter, Alterthum!
Zeigt den Spiegel, d'rin sein eig'nes Bild erschaut das Publicum.

Vermuthung.

Besser würde Dieß und Jenes bei den Deutschen sich gestalten,
Wollten, statt zusammenschreiben, lieber sie zusammenhalten.

Ausnahme.

Sagt ihr, daß, um fortzukommen,
Auf den Kopf man rechnen müsse?
Manche sind doch ausgenommen
Manche kommt dahergeschwommen,
Rechnet besser auf die Füße.

Einst und Jetzt.

Einst kamen Virtuosen dann und wann,
Jetzt bringt 'nen vollen Train die Eisenbahn!

Feuilleton.

Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere,

von

Andreas Schumacher.

II.

Fragment eines confidentiellen Schreibens über die Aufführung des Trauerspiels Medea, von Franz Grillparzer, am k. k. Hofburgtheater.

Infandum regina jubes renovare dolorem!

Was Grillparzer mit seiner Medea wollte?! Was ihn gedrängt haben könne, die Bahn des romantischen Trauerspiels, das er mit so großem Erfolge betreten hatte, zu verlassen, und Herz und Gedanken dem gemessenen Ernste der griechischen Tragödie zuzuwenden? So fragten Sie unlängst, als ich das letzte Mal das Vergnügen hatte, in einer kurzen, mir aber noch unvergeßlichen Unterredung den Gang Ihrer schönen Gedanken zu belauschen. Ich platzte damals mit einer Ansicht heraus, die vielleicht nur mit der Raschheit entschuldigt werden kann, in der sich gesprächsweise Mittheilungen überhaupt geben, indem ich behauptete, diese Medea sey eine Apotheose der Schröder. Sie haben mir befohlen, diesen Ausspruch zu rechtfertigen, und ich will es nun im Ernste versuchen.

Ja, ich fühle mich sogar in einer gewissen behaglichen Sicherheit, und nichts kann mir die Hoffnung rauben, Sie für diese Ansicht, wenn nicht zu gewinnen, doch wenigstens viel nachsichtiger zu stimmen.

War denn nicht jede große tragische Rolle der Schröder eine Apotheose dieser Künstlerin, dieser größten Schauspielerin der Erde; dieser Unvergeßlichen, deren Sprache alle Nationen gleich gut verstanden! Ich habe keine von allen je wieder so gesehen. Von der Zeit an, wo ich ihre Emilie Galotti, ihre Käthe, Elvire, Lady Macbeth bewunderte, bis zu dieser Medea herauf, blieb sie gleich bewunderungswürdig, die Repräsentantin der höchsten Wahrheit und tragischen Tiefe! Merope, Phädra, Iphigenia, Sappho und Medea, wo hat die Welt etwas Ähnliches gesehen?!

Lächeln sie nicht bei diesem extatischen Lobe, als ob ich damit dem eigentlichen Puncte der Erörterung ausweichen, als ob ich meine Rechtfertigung umgehen wollte! Auch soll die Anerkennung, die ich der Schröder zolle, mehr seyn als ein bloßes Wortspiel. Also nicht bloß in diesem Sinne war jene Behauptung hingeworfen! In einem weit höheren und edleren hab' ich die Medea die Apotheose der Schröder genannt.

Glauben Sie nicht, daß ich den Dichter, Ihrem Liebling, dessen Genius auch mir höchst bewunderungswürdig erscheint, irgend etwas von dem Ruhme rauben will. Kraft seines eigenen Strebens bis in das Heiligthum der alten Hellas, und ihrer Stein gewordenen Götterschönheit vorgedrungen zu seyn, ich weiß, daß er die Griechen wie die Spanier aus eigener Anschauung genau kennt, genauer als Mancher, der für diese Kenntniß allein schon kühn nach der Krone der Unsterblichkeit zu greifen sich vermaß.

Die Schröder, die um den Genius unsers Grillparzer überhaupt so manches kleine Verdienst hatte, die ihn mit seiner Ahnfrau in einem gewissen Sinne in Wien einführte, die in seiner Sappho dahinriß, die Schröder allein war es, durch die Grillparzer ein dramatisches Gedicht wie das goldene Vließ würdig repräsentirt zu sehen hoffen durfte. Dort sein Gedanke, hier die Erfüllung, dort der Kampf, hier der sichere Triumph; die Schröder spricht und da spricht der Dichter selber. Was er in der Stunde der heiligsten Weihe geschaut, das zeigt ihr der Geist, und sie wandelt das luftige Phantasiebilde in feste Form und menschliches Daseyn! Da mag wohl ein Dichter sinnen.

Was Grillparzer mit seiner Medea wollte? das fällt freilich der Geschichte seines inneren Lebens, seinem Fortschritt in Darstellung und Theorie der Kunst anheim, das steht vielleicht auf dem letzten, verhülltesten Blatte seines Herzens! Damit hat eben die bewunderte Schröder vielleicht am allerwenigsten gemein! Daß es aber ihr Verdienst war, mit dem Klange griechischer Sprache, mit dem Odem griechischer Sitte zu den Herzen ihrer Generation gesprochen zu haben, daß es durch sie und mit ihr nur möglich war, das hohe Götterbild, das Jahrtausende in Schutt und Moder gelegen, aufzurichten der neuen Zeit, daß ein Gedicht ohne sie, eben nur Gedicht, mit ihr Poesie und Wahrheit, Wirklichkeit und Leben war, daß man einst, wenn die Generation ausgestorben ist, welche die Schröder gekannt und bewundert, nicht mehr begreifen wird, daß einst ein Weib diese Medea auf der Bühne bis in die schauderhaftesten Schrecknisse des Charakters hinab gelebt haben solle, dieß wird meine Ansicht unterstützen, wenn ich nun allen Ernstes behaupte, Grillparzer's griechische Tragödien, „das goldene Vließ" und die „Sappho," athmen in gewissem Sinne den Geist der Schröder, so wie Schröder den Geist Grillparzer's repräsentirt hat! Zwei ebenbürtige Genien berührten sich, zwei verwandte Kräfte und gleich herrliche Willen errangen die Bewunderung der Mit- und Nachwelt.

Insofern ist die Medea Grillparzer's eine Apotheose der großen Sophie Schröder! — Wie? sie schütteln das Haupt. „Das wollte Grillparzer nicht!" werden Sie mir ein? Der Mensch will Manches nicht, das Schicksal vollbringt's, die rollenden Jahre vollenden's. Nun denn! sei's, versöhnen wir uns. Sie wollen nicht, daß die Medea die Apotheose der Schröder sei?! Dann aber geben Sie mir hinwiederum zu, daß sie ihr Grabstein seyn wird, ihr Denkmahl, unvergänglich und unzerstörbar, und darüber wird die Aufschrift glänzen:

König

Und nun? —

Medea

Hab ichs nicht mehr!

König

Wer sonst?

Medea

Die Erde!

K. K. priv. Theater an der Wien.

Dienstag den 24. Mai. Zum Vortheile des von weil. Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen Ferdinand von Palffy gegründeten und von einer hohen Landesstelle sanctionirten Pensions-Institutes: Hans Sachs; dramatisches Gedicht in 4 Acten, von Deinhardstein. Mit Bewilligung der löbl. k. k. Hoftheater-Direction und in Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes wirkten die k. k. Hofschauspielerin Dlle. Neumann als Kunigunde und die k. k. Hofschauspieler Hr. Löwe und Wilhelmi als Hans Sachs und Steffen aus besonderer Gefälligkeit mit. Kunigunde, das naive, gemüthliche, altdeutsche Mädchen, in deren Herzen das Weh und die Lust so nahe liegen, daß sie zum Humor werden, die ihren Sachs so herzinnig liebt, daß sie vor übergroßer Liebe ihm zürnen und grollen muß, das Köpfchen trotzig zurückwirft, ihn tief verletzt, weil er ihrem eigensinnigen Willen männlichen Stolz entgegensetzt, den ihre Liebe selbst nicht beugen kann, innerlich aber weint, dem Geliebten bei seiner Rückkehr freudig an die Brust fliegt, fand in Dlle. Neumann eine unübertreffliche Darstellerin, jedes ihrer Worte kommt aus dem Herzen, wird von einem seelenvollen Blick begleitet, und findet somit leicht den Weg zum Geist und Herzen des Zuschauers. Existirte die Liebenswürdigkeit bis jetzt noch nicht, Dlle. Neumann hätte sie erfunden; sie erhielt stürmischen Beifall. Hr. Löwe gab den poetischen Charakter, wie ihn der Dichter schön schildert, den schlichten Bürger, mit dem die Muse so gern an Sonn- und Feiertag verkehrt, wie er gegeben werden muß; ergreifend waren die Liebesscenen, erhebend der Moment, in dem Kaiser Maximilian ihm entdeckt, daß er von seinen Liedern wisse, in dem ihn Freudenthränen nicht zu Worte kommen lassen. Die Rolle des reichen Goldschmieds Steffen, der so viel auf den Stand des Mannes hält, in dessen Mienen sich stolze Behaglichkeit ausspricht, fand in Hrn. Wilhelmi einen würdigen Repräsentanten. Auch Hr. Börger spielte den Kaiser mit vieler Würde und Anstand, und Hr. Blum, manche Übertreibungen abgerechnet, den Rathsherrn Hesse sehr ergötzlich. Die edlen Gäste des k. k. Hofburgtheaters wurden oft und lebhaft gerufen. Dank ihrer schönen Mitwirkung. Dank dem Publicum, das sich zahlreich einfand und der löbl. Direction, die nun schon so oft ihren Wohlthätigkeitssinn edel an Tag legt.

Naturhistorisches Cabinet.

(Ein Mondfisch.) In der Rhede von Brest wurde mit Anfang dieses Monats abermals ein sogenannter Mondfisch gefangen. Ungefähr vor zwei Jahren wurde daselbst das erste Exemplar dieser Fischgattung durch die Fischer eingebracht und erhielt von den Naturkundigen den obenangeführten Namen.

Dieser Fisch hat beinahe ganz die Gestalt des Mondes und ist von einem silberähnlichen Schimmer überdeckt, welcher ihn bei Nacht wie faules Holz erglänzen läßt.

(Uhrpflanze.) Auf Ceylon wächst eine Pflanze (Sindrieual), die den Einwohnern dieser gewürzreichen Insel statt der Uhr dient, indem sie die sonderbare Eigenschaft besitzt, daß sie von 4 Uhr Nachmittags bis 4 Uhr Morgens beständig offen bleibt, die übrigen 12 Stunden hingegen geschlossen ist.

(Vergrößerte Lebenshoffnung im Jahre 1842.) Ein angesehener Mathematiker hat durch den Calcul herausgebracht, daß sich seit den letzten 5 Decennien die Verhältnisse der Sterbenden zu den Lebenden sehr vortheilhaft geändert haben.

Wenn von 1693 bis 1789 die mittlere Lebensdauer:

	Jahre
Bei 5 jährigen	41
— 10 —	38
— 20 —	31
— 30 —	27
— 40 —	24
— 50 —	17
— 60 —	12
— 70 —	7

gewesen,

so können nach seiner Angabe im Jahr 1842 im Durchschnitte:

	Jahre
5 jährige ein Alter von	51
10 —	48
20 —	41
40 —	36
50 —	22
60 —	15
70 —	10

zu erleben hoffen.

(Muthmaßliche Größe der Planetenbewohner.) Ein französischer Astronom hat folgende Resultate über die Beschaffenheit der Planetenbewohner durch die Rechnung herausgestellt: Steht die Höhe eines Merkur-Bewohners mit dem Durchmesser seines Weltkörpers in demselben Verhältnisse, worin unsere Höhe mit dem Durchmesser unsers Weltkörpers sich befindet, so ist das gewöhnliche Maß der Mannshöhe dort 2 Fuß 8 Zoll. Männchen von 3 Fuß Höhe rechnet man dort schon zu den Riesen. Ein Mann von 2 Fuß 10 Zoll könnte von den dortigen Fürsten schon zu einem Heiduken gebraucht werden. Auf dem Uranus dagegen findet man nach eben dieser Voraussetzung das gewöhnliche Maß 22 Fuß; auf dem Jupiter eine Manneshöhe von 57 Fuß. Der Mond stellt liliputartige Soldaten von 1 Fuß 3 Zoll Höhe.

(Ein vom Wasser lebendes Mädchen.) Dr. Rosenheim in München wird nächstens seine Ansichten über den merkwürdigen Zustand eines jungen Mädchens in einer Broschure mittheilen.

Dieses Mädchen, die Tochter eines Landmanns zu Fraßdorf in Baiern, lebt bereits seit mehreren Jahren von nichts als — Wasser. Eine Krankheit in ihrem 9. Jahre führte es zu dieser sonderbaren Lebensweise.

Nur helles Brunnenwasser ist ihre Nahrung, ihr Getränke, nicht das Geringste eines sonstigen Nahrungsstoffes kommt über ihre Lippen. Das Mädchen, 18 Jahre alt, ist von mittlerer Größe, schlank, mager, die Gesichtsfarbe bleich, die Wangen aber zart geröthet.

Sie versteht großen Theils die häuslichen Verrichtungen, für schwerere Feldarbeit fühlt sie sich jedoch zu schwach. Ihr Organismus scheint an keiner besonderen Functionsstörung zu leiden.

Mit gespanntem Interesse sehen wir den Mittheilungen des Dr. Rosenheim entgegen.

Künstlerischer Wegweiser.

In London wurde in neuester Zeit von einem gewissen Beauware die Erfindung gemacht, den Büsten und Statuen von Gyps dieselbe Härte und Glätte zu geben, wie den schönsten Marmorsorten; da sie ebenfalls die herrlichste Politur erhalten und das ganze Verfahren höchst einfach ist, so dürfte zu erwarten seyn, daß diese Erfindung auch bald bei uns in Ausführung komme.

In Odessa macht gegenwärtig ein Mechaniker Namens Falk durch eine neue Methode der Gasbereitung sehr viel Aufsehen. Statt der bisher dazu verwendeten Steinkohlen bereitet er das Gas aus Rindstalg und erzielt dadurch ein viel strahlenderes und intensiveres Licht, welches auch bedeutend wohlfeiler zu stehen kommt, als das der gewöhnlichen Gasbeleuchtung.

In Düsseldorf hat ein Verein von Kunstfreunden die erfreuliche und rühmenswerthe Idee gefaßt, eine Sammlung von 100 Gemälden der besten jetzt lebenden Maler aus allen Schulen Europas zu acquiriren, und damit einen Turnus durch alle Hauptstädte des Continents zu machen, um Publicum und Künstler in den bedeutenderen Städten Europas hierdurch mit allen lebenden Malern und Leistungen aller jetzigen Schulen vertraut und bekannt zu machen.

Der bereits durch seine Leistungen vortheilhaft bekannte k. k. Münzgraveur und Edelsteinschneider Jacob Resek hat abermals ein Porträt in einem Topas geschnitten, welches von Kunstkennern als eine vorzügliche Arbeit gerühmt wird. Es ist das Bildniß Sr. Majestät des jetzigen Königs von Schweden.

Frauenblätter.

(Nachahmungswürdiges.) In Berlin ist eine Anstalt in's Leben getreten, die eben so rühmlich ist, als sie nachgeahmt zu werden verdient. Es ist ein Institut, welches die unverheiratheten Töchter armer Officiere aufnimmt und versorgt, jedoch müssen dieselben das 40. Jahr zurückgelegt haben. Eine noch bessere Anstalt befindet sich in Stockholm, welche Jedem, der ein Mädchen, das über 40 Jahre alt ist, ehelicht, eine Mitgift von 300 Thalern preußisch ausfolgen läßt.

(Brautwerbung bei den Letten.) Sobald ein Mädchen mannbar wird, fängt es an, seine Ausstattung zu bereiten, oder vielmehr die Geschenke, die es den Hochzeitgästen machen muß, um wieder beschenkt zu werden. In jeder Nebenstunde strickt es Handschuhe oder Strümpfe, und näht Schleier und Hemden.

Ist es endlich so glücklich, Eindruck auf einen jungen Burschen zu machen, so gibt dieser irgend einem alten Weibe den Auftrag, seine Wünsche der Geliebten vorzutragen.

Die Unterhändlerin ergreift dann jede Gelegenheit, das Herz der Schönen zu erforschen und zu bestürmen. Gelingt es, so reicht sie ihr in Gegenwart einiger Zeugen den Verlobungstrank in einem Glase Branntwein. Man gibt sich die Hände, und der Kauf ist geschlossen.

Dieser Act kann übrigens hinter dem Zaune, in einem Stalle oder in der Schenke vorgehen, er hat überall gleiche Gültigkeit.

Ein Mädchen, das dieses Versprechen brechen würde, müßte besondere Reize haben, wenn es nicht sehr lange auf einen zweiten Freier warten sollte.

Die feierliche Anwerbung geschieht bei dem Erdherrn.

Zwei Männer, gewöhnlich der nächste Verwandte und der Hausvater des Jünglings, kommen auf den besten Pferden, die sie finden konnten, angeritten, natürlich in Stiefeln und im schönsten Schmucke.

Von ihren Hüten und Pferden flattern bunte Bänder, und in wohlhabenden Gegenden blickt auch wohl ein leinenes, mit bunter Wolle ausgenähtes Sacktuch aus der Tasche.

Bei ihrem Anzuge nimmt das Mädchen, das gewöhnlich dann auf dem Hofe zur Frohn ist, die Flucht, putzt sich und kriecht in irgend eine Strohscheune, einen Schweinstall oder wohin es kommen kann.

Die Freiwerber lassen bei der Herrschaft um Gehör bitten, legen dieser ihre Gaben, Honig, Butter, ein Stück Wildpret oder ein Schaf, zu Füßen, und machen so zierlich als möglich ihren Antrag, gewöhnlich mit den Worten: Eine Gans oder ein Schaf ist uns hieher entlaufen, und wir kommen um die Auslieferung desselben zu flehen."

Finden sie geneigtes Gehör, so sucht man das Mädchen auf und schleppt es, scheinbar mit Gewalt, herbei. Es sagt ein verschämtes: Ja, und die Zeit des Aufgebots wird bestimmt, vorher aber noch die eigentliche Verlobung gefeiert. Diese besteht darin, daß die Verliebten einander die Hand über einem Brote geben, von welchem hernach jedes ein Stück anfißt, oder verschlingt; denn wer zuerst mit seinem Stücke fertig ist, nimmt dem andern den Überrest aus der Hand und erringt dadurch die günstige Meinung, daß es auch im Erwerb des Brotes das Thätigste seyn werde.

Von nun an hat der Bräutigam das Recht, seine Braut zu besuchen wann er will.

Die Hochzeiten werden im Herbste gehalten, und sind häufiger oder seltener, nachdem die Ernte reich oder ärmlich ausgefallen ist.

Es ist unter jener Völkerschaft etwas ganz Gewöhnliches, wenn man einen Burschen sagen hört: Ich kann jetzt nicht heirathen, denn meine Gerste steht schlecht."

Vaterländische Literatur.

(Kaiser Joseph II. und der Bildhauer Frz. Czaruba.) Franz Czaruba, ein Böhme, war als eilfjähriger Knabe nach Wien gekommen und bei einem Zeugmacher in der Lehre. Eines Tages geht er mit einem weißen Blatt Papier in den Augustinergang. Joseph fragt ihn auf böhmisch, was er wolle? — „Dich abzeichnen." — „Zeichne, aber schnell, denn ich habe mehr zu thun." Er stellte sich vor ihn, Czaruba zeichnete. Joseph besah es. „Du bist ein wackerer Knabe." Hierauf gab er ihm zwölf Ducaten und die Weisung in vierzehn Tagen wieder zu kommen. „Das kann ich nicht." — „Warum nicht?" — „Da geh' ich zur Beichte." — „So komm, wenn du Zeit hast." Zu Hause kam er wegen der zwölf Ducaten in Verdacht, dessen Grundlosigkeit bald verificirt wurde. Sein Lehrherr ging sodann mit ihm nach Hofe, aber Joseph war schon krank und starb ohne Czaruba wiedergesehen zu haben.

Omnibus.

(Mozart, Don Juan und die Hölle.) Der Maschinist Mühldorfer zu Mannheim hatte im Jahre 1804 zu dem Finale des „Don Juan" eine Hölle angefertigt, die selbst jene des Dante übertraf. Da gab es glühende Felsen, einen flammenden Riesenrachen, der feurige Bomben spie, Teufelsfratzen à la Freischütz u. dgl. Auf einmal verwandelt sich der große Rachen in 30 kleinere, und die ganze Hölle gähnt; kurz, ein Teufelsspuk, der sich nur sehen, hören, riechen, nicht beschreiben läßt. Die Schönheiten des Mozart'schen Tonwerkes sammt Sängern, Sängerinnen und Musikern sind vergessen; das Publicum schwelgt nur in den Genüssen dieser Hölle, ist ganz Hölle, ganz des Teufels, und ruft am Ende die Hölle und alle Teufel heraus. „Mühldorfer!" schallt es dreimal, den Donner überdonnernd, und Mühldorfer der Höllenmaschinist erscheint, und dankt voll Rührung im Namen Mozart's!

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 65. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 30. Mai 1842.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortsetzung.)

5.

„Noch einen Becher, Fahrenbach," sagte Graf Magnus, als der Oberst Miene machte, von der Abendtafel aufzubrechen.

„Ich will ihn auf Euer Wohlsein leeren," entgegnete dieser und that einen raschen Zug. „Aber nun erlaubt mir, mich zu entfernen. Denn ich bin herzlich müde, und es gibt morgen noch so Vieles zu ordnen, daß wohl ich den Hahn werde wecken müssen."

Somit schied der Oberst von der Gesellschaft, die jetzt nur noch in dem alten Grafen und seinem Besuche aus Stockholm bestand, da Ebba Brahe sich gleich nach der letzten Schüssel entfernt hatte.

„Ist der Herr von Fahrenbach ein Verächter der Tafelfreuden?" fragte verwunderungsvoll de la Gardie.

„Nein," lautete die Antwort, „vielmehr hat er eine deutsche, durstige Seele. Was ihn heute so schnell wegtreibt, liegt wahrscheinlich nur in der Stellung, die der arme Teufel Euch gegenüber einnimmt. Er, als ein abgedankter Officier, der aus Verdruß hierüber wohl Manches an dem Herrn zu tadeln weiß, und Ihr, der Feldherr eben dieser Krone; 's ist begreiflich. Übrigens bin ich seiner Gefälligkeit vielen Dank schuldig, und bedauere nur, daß er sich fruchtlos bemüht?"

„Fruchtlos, und warum dieß?"

„Nun, so viel ich merke, ist meine Ebba der Stern, der ihn nach Araslöf gelockt. Freilich wäre der Preis des Strebens werth. Aber Ebba Brahe, der Sprößling eines Stammes, der an Alter und Berühmtheit mit dem Wasahause buhlen darf, und ein Fahrenbach, der mit seinem Degen alles zu Markte trägt! Wo dachte der gute Oberst hin, der sonst so klug ist?"

„Doch wenn meine Base seine Bewerbung wohl aufgenommen hätte?"

„So würde ich einwilligen, meint Ihr? Was fällt Euch bei? Ein Abenteurer, wie dieser Mensch, sollte mein Tochtermann heißen? — Er mag mir seinen Kopf leihen, in dem ein Gedanke den andern jagt, und ich will mich gerne bei ihm dafür bedanken. Ja sogar mich dankbar bezeigen, so es Noth thäte; dann aber ist unsere Rechnung geschlossen."

„Übrigens," fügte Graf Magnus spöttisch hinzu, „sieht man es, geehrter Vetter, daß Ihr über Eure Lagergeschäfte ein Neuling in dem geworden seid, was sich unter Euren Verwandten zuträgt."

„Und das wäre? Ihr macht meine Neugierde rege."

„So hört mich, denn die Sache ist kein Geheimniß; auch müßt' Ihr als Blutsfreund unseres Hauses an jedem glücklichen Ereignisse in demselben innigen Antheil nehmen. Gustav Adolph scheint über seine Neigung für meine Tochter entschieden zu haben, und — —"

„Und?" fiel, seiner Rolle uneingedenk, der Feldmarschall in die Rede.

„Wird und muß daher um die Hand des Mädchens werben," gab stolz und barsch Ebba's Vater zurück.

„Doch durchläuft ganz Stockholm die Sage: König Gustav Adolph werde sich mit einer Prinzessin des Hauses Brandenburg vermählen."

„Solches kam auch mir zu Ohren, aber es ist wohl nur ein erfundenes Mährchen."

„Ich habe alle Ursache, solches zu bezweifeln."

„Wirklich?" fuhr zornig der Graf empor, „nun so mag er mir für diese Schmach im Angesichte seiner Edlen Rede stehen. Denn, bei Gott! Niemand soll es wagen, das Haus der Brahe zu entehren."

„Entehren? — Der Zorn hat Euch wohl übermannt. Bedenkt, Ihr habt ein inhaltschweres Wort gesprochen."

„Ihr habt Recht," sprach nach einer Pause Graf Magnus, aus der Brust tief Athem holend. „Wir stehen zu hoch, um solches fürchten zu müssen, und ich hätte mich im schlimmsten Falle nur über den König zu beklagen, der zu solchen Vermuthungen gerechten Anlaß gegeben hat. Übrigens halte ich das, was Ihr vielleicht Galanterie zu nennen beliebt, für zu weit getrieben, um ohne Entscheidung aus dem Felde zu weichen. Nein, de la Gardie, ich will wissen, ob Gustav mit meinem Kinde nur Scherz getrieben, und das Fest soll mir den Zweifel lösen, wer den Thron der Wasa theilen werde: Ebba Brahe oder jene Brandenburgerin."

„Habt Ihr's auch bedacht, daß Ihr die Ehre Eures Namens, den Leumund Eurer Tochter preisgebt, wäre der König Eurem Verlangen entgegen?"

„Wohl weiß ich dieß, aber ich halte die Versagung meiner Wünsche nicht minder hoch, als ihre Gewährung. Auch gelten mir Ebba's Reize und der ritterliche Sinn des Königs als zwei wichtige Steine in der Wagschale der Entscheidung. Ihr schüttelt das Haupt? Laßt es gut sein, und nichts weiter davon. Wir

wollen dem Beispiele des Obersten folgen, und uns auf das Ohr legen.“

„Rasmus! Bastian! — leuchtet!“ rief er jetzt mit starker Stimme, „und Ihr, theurer Vetter, gute Nacht.“

Mit diesen Worten beabschiedete er sich von seinem Gaste und schlug den Weg nach seinem Schlafgemache ein. In gleicher Absicht folgte de la Gardie der Fackel des voranschreitenden Dieners.

Die Mitternachtsstunde war nicht mehr ferne, und in tiefen Schlaf versenkt lagen die Bewohner des Schlosses Arasiöf. Nur Einer schien diese Wohlthat zu entbehren, und dieser einzige hieß Jacob de la Gardie. Den Kopf durch die Hand gestützt, saß er am offenen Fensterflügel, und indessen sein Auge die zahllosen Sterne des Himmelszeltes zu zählen schien, zogen an seiner Seele die Begebnisse des Tages vorüber. Wohl eine Stunde schon kämpfte der Erholung bedürftige Körper gegen das aufgeregte Blut des wachenden Träumers. Da beschloß der Feldmarschall, sich in dem Duftmeere des Gartens zu ergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Freitag den 27. Mai, zum ersten Male: drei Frauen und Keine. Lustspiel in einem Acte nach dem Französischen von G. Kettel. — Ein Springinsfeld, Flott, grollt seinem Onkel, indem er sich als Ehemann und Vater von vier Kindern, für die er ein bedeutendes Pathengeschenk bezieht, ausgibt; der Onkel kommt, eine Grisette stellt seine Frau vor, einen Knaben weiß er auch aufzutreiben; es ergeben sich nun vielfache drollige Versprechungen und zuletzt löst sich der ganze Schwank zu Gunsten des Neffen durch eine gänzliche Aussöhnung. Dieß Stücklein ist vom französischem, etwas leichtfertigen Leben durchweht, enthält viele Situationswitze und füllt als Lückenbüßer vollkommen seinen Platz. Die HH. Fröhlich und Hesse und Dlle. Condorussi spielten befriedigend. Das Haus war besucht.

Satirische Briefe.

Von Friedrich Stamm.

II.

Brief eines deutschen Buchhändlers an einen Professor der Philologie.

Euer Hochwohlgeboren!

Haben mir eine Abhandlung über die deutsche Sprache eingesandt. So werth übrigens für einen Buchhändler ein so bekannter Name, wie der Euer Hochwohlgeboren, ist, ja so wenig wir uns bei sehr bekannten Namen um den Inhalt des Werkes selbst bekümmern; so kann ich nicht umhin, E. H. über dero Opus einige unterthänige Contrevesa zu machen.

Wie konnten E. H. in einem Zeitpuncte, wo wir Deutsche beinahe den Gipfel der Literatur erreicht haben, wo wir uns befleißen italienisch, französisch und englisch mit möglichster Reinheit zu sprechen, da wir wissen, wie sehr die deutsche Sprache unser Organ verdirbt, wie können mir dieselben ein Werk über die deutsche Sprache (und noch dazu deutsch!) übersenden??!! Wenigstens hätte ich von einem Professor der Philologie erwartet, daß er mit Motti schreiben würde; einem Manne, wie E. H., dem, so zu sagen, das Lateinische, Griechische, Italienische, Französische ꝛc. ꝛc. bei dem Munde herausstäubt, können Motti nur ein Kinderspiel seyn!

Wie groß der Nutzen und die Unentbehrlichkeit der Motti ist, werden E. H. nach Durchlesung dieses meines Schreibens gewiß einsehen. —

Ein Motto wird in der jetzigen literarischen Welt einer Novelle, einer Erzählung, einem Gedichte ꝛc. ꝛc. nur dann vorgesetzt, wenn der Verfasser überzeugt ist, daß der poetische Nimbus, der das Ganze umhüllt, so undurchdringlich sey, daß der Leser, würde er befragt, was er gelesen, gewiß um eine Antwort verlegen wäre. Das Motto wird mithin den Leser über das, was in dem Aufsatze enthalten seyn sollte, belehren; denn von dem Wahne unserer Vorältern, daß das Motto eine Hindeutung auf den Sinn und Inhalt des Aufsatzes wäre, sind wir längst abgekommen. Wir haben uns eine Unabhängigkeit hergeschrieben, die besonders in den Motti sichtbar wird; denn Nichts kann unabhängiger seyn, als in der jetzigen Literatur ein Aufsatz und das demselben vorstehende Motto!

Über die Natur des Motto selbst ist man noch nicht recht einig. Einige wollen dessen Ursprung von den alten griechischen und lateinischen Klassikern herleiten, während Andere, (der größere, mithin auch vernünftigere Theil), behaupten, daß man Gallien und Britannien als das Vaterland der Motti zu bezeichnen habe, da beider Nationen Motto unabhängig heißt, während die darauf Bezug habende Geschichte zeigt, wie oft sie Sclavendienste verrichteten.

Daher wird man auch sehr wenig deutsche Motti finden, und es gereicht einem deutschen Schriftsteller keineswegs zur Ehre, ein solches Motto zu wählen; freilich gibt es boshafte Menschen, die da sprechen, unsere meisten jungen Literaten hätten die Schriften der ausgezeichnetsten Männer ihres Vaterlandes nicht gelesen, müßten daher aus Unkenntniß der deutschen Literatur zu den Beispielen irgend einer französischen oder englischen Sprachlehre ihre Zuflucht nehmen, daraus ihre Motti entlehnen. Das ist aber pure Verläumdung! denn unsere jungen Literaten schreiben französische und englische Motti aus der Ursache über ihre Aufsätze, um dem Leser unvermerkt eine Sammlung Redensarten und vorzüglicher Stellen aus den Schriften der Genien beider Nationen beizubringen, sie so unvermerkt aus unbefleckten deutschen Bären in gewandte, Champagner schlürfende, Franzosen und Steinkohlendampf athmende Engländer umzuwandeln; besonders großen Nutzen verschaffen diese fremden Mottos den reisenden Deutschen, die da nur einen deutschen Roman mit sich zu führen brauchen, um gewiß in ganz Frankreich und England verstanden zu werden!

Jedoch um einem jungen deutschen Literaten schnell einen Ruf zu verschaffen, seine Schriften mit einem gelehrten Nimbus zu umhüllen, ist das lateinische Motto das unentbehrlichste. Nicht als wollte ich sagen, daß, sobald unsere studirte Jugend ein paar Jahre von dem Gymnasium entfernt lebt, sie nun ihre Præcepta und Versiones, die nach beendigtem Curse alsogleich gegen Naturproducte umgetauscht wurden, längst schon vergessen hätte, ja daß ihr ein lateinischer Vers gleich dem Sanscrit unverständlich schiene (was aber, wie gesagt, keineswegs der Fall), so ist der Leser doch nicht immer in der Stimmung, um irgend eines fremdartigen Ausdruckes wegen schon in einem Wörterbuche oder gar in den Werken eines Horaz, Ovid, Virgil, Terenz ꝛc. ꝛc. nachzuschlagen, sondern glaubt es dem citirenden Schriftsteller auf Treue und Gewissen, der zu Letzterem kommt, ohne zu wissen warum!

Jeder Schriftsteller, der mit Motti schreibt, jeder Buchhändler, der solch' ein Büchlein auflegt, verdienen — Belohnung! denn da hatten gewiß beide den Vortheil des Lesers im Auge, indem, wenn auch der Inhalt noch so nichtig, der Leser doch durch Citirung der Worte eines Schiller, Göthe, Herder, Shakespeare, Corneille ꝛc. ꝛc., für alles Andere sich entschädigt fühlt; und so wirken unsere jungen Literaten äußerst wohlthätig auf unsere Leser, die da, ohne recht zu wissen wie, mit den vorzüglichsten Schriftstellern bekannt gemacht werden! Sie sind es, die den großen Dichtern noch zuweilen den Eintritt in die Salons bewirken, indem sie ihren Novellen, Erzählungen und Romanen, die dort gerne gesehen werden, Worte dieser Dichter als Motti vorsetzen.

Irgend ein boshafter Spötter möchte vielleicht sagen, daß ihm die Werke unserer jetzigen literarischen Jugend vorkämen, wie schlecht gekochte Speisen, die nur durch häufig darauf geworfenes Gewürz (durch Motti) genießbar würden, dem müßte ich aber widerstreiten; denn ist eine Speise

schlecht gekocht, nützt alles Gewürz nichts, wenn sie dadurch genießbar, bleibt sie doch immer unverdaulich!

Jedoch um den Nutzen und die Unentbehrlichkeit der Motti E. H. noch anschaulicher zu machen, und Ihnen zugleich anwendbare Beispiele aufzustellen, will ich nachfolgend einige Motti mit Hinweisung auf den Inhalt der hiezu gehörigen Aufsätze anführen.

1. Festine lente. (Eile mit Weile.)

Wäre besonders gewissen Abhandlungen vorzusetzen, die irgend ein gemeinnütziges Project in Vorschlag bringen, bei dem zum Vortheile ihrer Mitbrüder, die Theilnehmer Capital und Zinsen mit christlicher Selbstverläugnung hintansetzen.

2. De mortuis nil nisi bene. (Von den Todten soll man das Beste reden.)

Siehe Heine über Börne.

3. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci. (Horat.)

(Der hat seinen Zweck ganz erfüllt, der das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden.)

Dieses Motto will ich jungen Literaten nicht angerathen haben, außer das Werk ist eine Dedikation.

4. Nolite turbare circulos meos! (Archimed.)

(Störet nicht meine Kreise.)

Bei gewissen Poesien, die der Verfasser auf seine Kosten für den engen Kreis seiner Freunde zum Drucke befördert, gewiß nicht am unrechten Platze.

5. Io ho udito questo raggionamente e m'è piaciuto, considerando quanta scio echezza sia in questo Dottore. (Macchiavelli.)

(Ich hörte dieses Raisonnement, und es gefiel mir, als ich inne wurde, welche Dummheit in dem Doctor stecke.)

Wie manchen Dissertationen dürfte dieß vorgesetzt werden!?

6. Così all' egro fanciul porgiamo asperi
Di soave licor gli orli del vaso:
Succhi amari ingannato intanto ei beve. (T. Tasso.)

(So reicht man das Gefäß, mit süßem Safte bestrichen, dem kranken Kinde, und es trinkt getäuscht die bitteren Säfte.)

Ganz geeignet für gewisse Genre-Bilder, wo der Verfasser, unter dem Vorgeben ein Lebensbild aufzustellen, seinem Feinde Eins versetzt.

7. Che fai? che pensi? chè pur dietro guardi
Nel tempo, che tornar non puote omai
Anima sconsolata? (Petrarca.)

(Was machst du? was denkst du? was blickst du zurück in der Zeit, die nimmer wiederkehren wird? trostlose Seele!)

Für gewisse Selbst-Biographien sehr anwendbar.

8. Lasciate ogni speranza, voi che entrate! (Dante.)

(Laßt alle Hoffnung fahren, ihr, die ihr hier eintretet.)

Einem Werke eines Brotdichters oder einem Pränumerationswerke vorzusetzen.

9. No rebuznàron en balde
El uno y el otro — — (Cervantes.)

(Nicht ohne Ursache haben Beide gepanet.)

Besonders anwendbar bei Streitschriften zweier literarischer Kämpfer!

10. Apprend's qu'il n'en a ramassé les fonds pour aquitter une dette. — — (Beaumarchais. — „les deux amis.")

(Wisset, daß er nur die Fonds angriff, um eine Schuld zu berichtigen.)

Dieses Motto empfehle ich jenen Journalisten, die, um sich ihre Suppe zu verdienen, gewisse industrielle Artikel schreiben (eigentlich copiren!)

11. Cinquant mille francs! (Idem).

Dieses Buch müßte den Titel führen: „Traumbilder eines deutschen Dichters."

12. ...Le matin je fais de projets
Et le long du jour des sottises. (Voltaire).

(Des Morgens mache ich Projekte, und im Verlauf des Tages Thorheiten.)

Dürfte bei den modern lyrischen Liebesjammer-Werken unserer poetischen Jugend an seinem Platze sein.

13. Voulez-vous du public meriter les amours,
Sans cesse dans vos écrits varier les discours.
(Boileau).

(Wollt ihr die Gunst des Pöbels erringen, so ändert in euren Schriften immerwährend die Rede.)

Für gewisse gelehrte Abhandlungen, im Stiele der Parlamentsreden, geeignet.

14. Voilà tout simplement quel sera le texte de mon récit.
(George Sand.)

(Und dieses wird ganz einfach der Text meiner Erzählung sein.)

Das Werk, dem dieses Motto vorgesetzt wird, muß in eine Erzählung wenigstens zehn andere verflechten.

15. Regret is a fool's passion. (Bulwer.)

(Die Reue ist eine thörichte Leidenschaft.)

Mag als Motto für diesen meinen Brief gelten.

E. H. werden nun daraus ersehen, wie höchst nützlich und unentbehrlich die Motti für die deutschen Schriftsteller sind. Ich habe mich sorgsam gehütet, ein deutsches Motto zu gebrauchen, und schmeichle mir daher, daß diesen meinen Brief, ganz Italien, Spanien, Frankreich und England versteht!

Wollen mir jedoch E. H. Ihre so interessante Abhandlung über die deutsche Sprache umgehend mit Motti versehen, (jedoch wohlgemerkt mit fremden) wieder retourniren, so wird diese Ihre Abhandlung allsogleich zum Drucke befördern

Euer Hochwohlgeboren
bereitwilligster Diener
Hermann Teut
Buchhändler.

Nachwort des Verfassers.

Auf meiner Reise nach Deutschland erstand ich in einer Auction den Briefkasten eines Buchhändlers. — Als ich nach Hause komme und denselben öffne, ist das Erste, was mir in die Augen fällt, ein Packet Briefe! — Ich las sie durch. — Sie enthielten aber meist Uninteressantes, nur einige, worunter der eben mitgetheilte, schienen mir der Veröffentlichung werth. — Ist es nun, daß meine Leser daran Geschmack finden, so dürften vielleicht noch einige dieser Art folgen.

Was mir besonders in vorstehendem Briefe auffiel, war die fein'ne Artigkeit des Buchhändlers, und ich konnte gar nicht begreifen, daß dem Manne kein Monument gesetzt wurde; erst vor Kurzem machte mich ein Freund, dem ich den Brief lesen ließ, aufmerksam, daß darin gar keines Honorars Erwähnung geschehe; und nun war mir des Buchhändlers Höflichkeit erklärlich!

Da ich jedoch für Deutsche schreibe, so blieb mir nichts Anderes übrig, als die in fremden Sprachen in diesem Briefe angeführten Motti zu übersetzen, selbe meinen Landsleuten verständlich zu machen. — — Sehr leid möchte es mir jedoch thun, wenn ich dadurch meine deutschen Leser beleidigt hätte!!?

Stumpf.

Musikalisches Perspectiv.

Neueste Erscheinungen im inländischen Musik-Verlage.

Von mehren in den Kunst- und Musikalienhandlungen des Inlandes in der neuesten Zeit erschienenen, uns mitgetheilten Tonstücken halten wir nachstehende einer besonderen Besprechung werth, indem wir glauben, daß der musikliebende Leser dieser Blätter diese Mittheilung nicht ohne Interesse hinnehmen wird.

A. Bei Tobias Haslinger.

a) Neue Ausgabe zweier Liedersammlungen von dem in diesem

Sache unvergeßlichen in seltener Frische und Anmuth fortblühenden Liederdichter, Franz Schubert, nämlich „Winterreise“ und „Schwanengesang.“

Wem ist die Urpigkeit, Gemüthstiefe und der Phantasiereichthum in Schubert's Liedern überhaupt, wem das bezaubernde „Ständchen,“ die characteristisch schön gedachte „Post,“ „der Aufenthalt,“ „die Taubenpost“ u. a. m. aus diesen ebenerwähnten zwei Liedersammlungen unbekannt? Wo ist ein Verehrer des deutschen Liedes, dem diese und ähnliche Blüthen eines heißentflammten, tieffühlenden, jugendlich schwärmenden Herzens, wie das unsers der Kunst viel zu früh entrissenen Schubert war, nicht selbst schon Hunderte der heitersten und wonnevollsten Stunden im Leben bereitet hätten? — Es wäre Zeitverschwendung, über den Werth dieser musikalischen Dichtungen nur ein Wort zu der durch die ganze gebildete Welt ohnehin schon gedrungenen Anerkennung beitragen zu wollen. Wir beschränken uns, hier blos anzuzeigen, daß diese neue Ausgabe sehr schön und correct ist, und nebst dem deutschen Texte auch den Französischen von Beranger, die beste von den in Paris erschienenen drei Übersetzungen, enthält.

b) Die Wellenbraut von Anton Hackel. Die Melodie dieses Liedes ist leicht singbar, wenn auch nicht besonders originell; der Character mehr lyrisch als episch, viele Stellen, namentlich die Schlußwendungen für den Salonseffect mit Aufopferung der componistischen Haltung berechnet. Gehört das Lied auch nicht zu den Besten, die wir von Hrn. Hackel kennen, so hat es doch das für sich, daß es sich bei einem entsprechenden Vortrage stets gut anhören lassen wird.

B. Bei Ant. Diabelli und Comp.

a) Drei Nocturnen, Fantasie brillante und Ballade sans paroles, fünf Claviercompositionen von Jean Sliwa. Wir können bei dieser Gelegenheit dem jungen talentvollen, obgleich noch wenig bekannten Verfasser dieser Clavierstücke eine dreifache Eigenschaft nachrühmen, er ist ein gewandter Clavierspieler, tüchtiger Clavierlehrer und ein recht geschmackvoller Componist für dieses Instrument. Er dankt seinen Unterricht dem renomirten Anton Halm. Sein mehrjähriger Aufenthalt in Paris gab ihm Gelegenheit, seine Kunstbildung nach den besten Mustern zu vervollkommnen. In allen seinen obenangeführten Compositionen, die wir hier nur summarisch besprechen können, zeigt sich eine prägnante, gemüthvolle Melodie, eine richtige Durchführung der Gedanken und eine brillante, dabei aber immer verständliche Bravour, welche zugleich dem Spieler gut in den Fingern liegt, was für den Clavierunterricht einen beachtenswerthen Vorzug bildet. Diese Compositionen des Hrn. Sliwa sind gleichzeitig auch in Paris bei S. Richault im Stich erschienen.

b) Impromptû sentimental pour le Piano sur le chant des Fees du Vaudeville allemande „der Zauberschleier“ de A. Emil Titl par Louis Rosenfeld. Ein Werkchen, in welchem sich eine bedeutende Begabtheit für das leichtere Clavierompositions-Genre, und eine Gewandtheit wahrnehmen läßt, wie sie ein Anderer oft in seinem 50. Opus nicht aufzuweisen hat. Eine gute Anlage der Rhytmen, und geschickte Verwebung des gewählten Thema in verschiedene gefällige, nicht übermäßig schwierige Varianten empfehlen diese Composition, welche ihrer allgemein bekannt gewordenen Melodie wegen viel Anklang finden dürfte.

Vergangenes.

(Woher erhielt Hamburg seinen Namen?) Um das Jahr unsers Herrn J. Ch. 65 hatten die Sachsen zwei Fürsten, der eine hieß Schwerting der andere Hanasus. Diese versammelten viel Kriegsvolk und schlugen mit den Dänen manch eine Schlacht, aber, obgleich auf beiden Seiten viel Blut vergossen wurde, konnte doch kein Theil den andern besiegen.

Damit aber nicht noch mehr Blut vergossen würde, hielten beide Theile für rathsam, man sollte nur ihrer Zwei allein kämpfen lassen, und wer dann den Platz behauptete, desselbigen Volkes sollte der Sieg zugeschrieben werden.

Die Dänen schlugen einen großen starken Riesen vor, Namens: Starcaterus, die Sachsen einen tapfern Fechter, welcher Haman hieß, dem gelobten sie so viel Goldes, als er selbst schwer sey, so er obsiegen würde.

Als nun diese zwei auf dem Kampfplatze zusammentrafen, sprang Haman behende und eilend zu, und gab dem Starcatero solch einen gewaltigen Schlag, daß er zur Erde stürzte, worüber die Dänen gewaltig erschraken.

Aber Starcaterus, als ein erfahrener Kriegsmann, sammelte eilend wieder seine Kräfte, erwischte sein Schwert und schlug mit großer Kraft auf den Haman ein, und spaltete ihm das Haupt, daß er todt niederfiel.

Nach dem erschlagenen Fechter Haman soll nun der Ort, wo dieser Kampf geschehen, Ham genannt worden seyn, und als hernach nicht weit von da eine Burg erbaut wurde, dieselbe den Namen: Hamburg bekommen haben, welcher Namen später auf die Stadt überging.

Gründlichen Nachweisungen zufolge erhielt die Stadt Hamburg ihren Namen von einem Walde, welcher die Ham genannt wurde, und von einer dabei erbauten Burg.

Omnibus.

Die Chatam-Inseln, welche die Neuseelandgesellschaft den Wilden abgekauft hat, wurden ihr um einige alte Decken, einige Stück Feuergewehre, und Kinder-Spielwaaren überlassen. Jetzt soll die Insel wenigstens 120.000 Fr. werth seyn, was wohl als Beweis der Vortrefflichkeit einer erhöhten Civilisation gelten mag.

(Amusantes.) Zu dem Redacteur eines Zeitblattes kam vor Kurzem ein Dichter aus der Provinz und bat ihn eine Recension über seine neuesten Gedichte (eine werthvolle Sammlung) aufnehmen zu wollen. Mit Vergnügen, antwortete der Redacteur aber meine Referenten sind so sehr beschäftigt, wenn sie Zeit gewinnen, aber vor ein, zwei Monaten wird es nicht seyn können. — Ich habe hier eine Anzeige über die Gedichte mitgebracht, antwortete der Dichter, die genügen dürfte, sie ist durchaus nicht lobhudelnd, sondern bloß wahr. — Es ist mir wirklich leid, sagte der Redacteur, aber die Masse meiner Beiträge, wie gesagt, in zwei oder drei Monaten. — Auf dieses zog der Dichter eine Zehn-Gulden Banknote aus der Tasche und überreichte sie dem Redacteur. Zugleich bitte ich Sie, als Referatsgebühr diese Kleinigkeit. Verehrter Freund, fiel ihm der Redacteur in die Rede, indem er ihm das Papier aus der Hand riß, seien Sie überzeugt, daß ich alles anwenden werde Ihr vortreffliches Buch zu besprechen. Längstens auf die Woche, nein, diese Woche noch, verlassen Sie sich darauf, noch diesen Sonnabend soll die Recension gedruckt seyn!

(Honorirung der Ärzte in England.) Mit wenigen Ausnahmen erwarten unsere Doctoren und Ärzte ihre Honorirung von der Generosität ihrer Patienten und senden Rechnungen, nur wenn sie müssen, d. h. wenn entweder der Patient gar keine generöse Anwandlung blicken läßt, oder gestorben ist und ein vergeßlicher Erbe die Bezahlung zu besorgen hat. — Dieses System bringt Ärzte und Patienten häufig in Verlegenheit, jene, weil sie auf ihren redlich verdienten Lohn oft Jahrelang harren müssen und selten ein sicheres Einkommen beziehen, und Letztere, weil sie aus leicht begreiflichem Grunde nicht zu viel, und aus dem vollwichtigen Grunde der Anständigkeit nicht zu wenig geben wollen. In London begegnet der abgeschlossene Vertrag beiden Uebelständen. Jeder Theil weiß, was er zu leisten, was er zu geben, was er zu empfangen hat. Der Gebende verspricht nicht über seine Kräfte, der Empfangende erwartet nicht über das Versprochene.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

№ 66.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 1. Juni 1842.

Die Brüder Warnawa zu Hameln.

Verrath und Aufruhr tobt durch Hamelns Gassen,
Es öffnet sich dem Feind der Festung Thor.
Die Bürger, die sich auf die Wacht verlassen,
Wie springen sie erschreckt vom Schlaf empor!
Sie stürzen sich bewaffnet in die Nacht,
Die Erd' und Himmel grauenvoll umhüllt.
Bald ist die finst're Stadt von wilder Schlacht,
Von Angstgeheul, von Mord und Flucht erfüllt.

Und in dem Wirrwarr auf und nieder rennend
Begegnen sich zwei Brüder auf dem Markt;
Sich an der Stimme trautem Ton erkennend
Fühlt jeder durch den and'ren sich erstarkt.
Sie rufen beide, von Geschoß umkracht,
Das ziellos niederschmettert Freund wie Feind:
„Gott, welche Schmach, zu weichen schwäch'rer Macht!
„Nicht länger trag' ich's! — Stirb mit mir vereint!"

Sie drücken rasch sich ihrer Büchsen Mündung
Einander todesmuthig auf das Herz,
Und Blitz und Schlag sind ihres Falls Verkündung,
Hinströmt ihr Blut, sie enden ohne Schmerz.
Sie liegen lächelnd, Arm in Arm geschmiegt,
Unüberwunden, als in heil'rer Pracht
Den and'ren Bürgern, vom Verrath besiegt,
Das Morgenroth zu schwerer Qual erwacht.

Adolph Bube.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortsetzung.)

Eine geraume Zeit durchstreifte er die abgelegensten Parthien der großartigen Anlage, über welche Luna ihr magisches Licht ergoß, und das flimmende Johanniskäferlein war dann sein Wegweiser, wenn er einen Pfad einschlug, wo das dichte Blätterkleid des Laubholzes oder die vielarmige Nadelpflanze, die über seinem Haupte sich wölbte, das Vorschreiten in ihrem dunkeln Schooße erschwerte. Das Plätschern eines kleinen Wasserfalls, der sich über eine Felsenterrasse in ein durch Kunst geschaffenes Becken warf, und die mit duftenden Blüthen besäeten Gebüsche, die hier angepflanzt waren, mochten den Wandelnden locken, daß er daselbst zu verweilen beschloß. Er warf sich auf eine Moosbank, die er zwischen einem Taxusstrauche wahrgenommen, hüllte sich in seinen Mantel, ohne welchen man in Schweden sich auch während des tiefsten Sommers nicht der Nachtluft auszusetzen pflegte, und versank allmälig in seine vorigen Träume.

Plötzlich wurde er durch Fußtritte gestört, die sich zu nähern schienen. Neugierde und Befremdung hieß ihn vollends hinter die dichten Taxuszweige treten, und bald gewahrte er zwei Männer, die gleich ihm in weißen Mänteln dem Wasserbecken nahten. Als nun Einer derselben sich zufällig umwandte, glaubte de la Gardie das verkohlte Auge des Herrn von Fahrenbach zu erkennen, und das nachfolgende Gespräch überhob ihn jedes Zweifels.

„Wie ich Euch sage," hörte er den Begleiter des Obersten; „wir lagen ihm so nahe, daß ich das Weiße in seinem Auge sehen konnte. Mir ging fast der Athem darüber aus, die Klötze abzumahnen, das sie nicht gleich hungrigen Wölfen über ihn herfielen. Schon wollte Bogeslaw, der ungeschlachte Bluthund, auf ihn abdrücken, aber ich faßte ihn noch zu rechter Zeit, und so kräftig an der Gurgel, daß noch heute sein Hals die Spur davon trägt."

„Die Pest über die feigen Schurken," zürnte Fahrenbach. „Ja, ihren Mann von hinten fassen, das ist ihre Sache. Doch laßt sie in offenem Felde angreifen, so jagen zehn entschlossene Männer ein halbes Hundert dieser Hunde in die Flucht. Das Spiel war verloren, wenn sie Gewalt brauchten."

„Will's meinen! Herr. Denn bald darauf rief sein Horn den ganzen Wald zusammen. Wir aber verkrochen uns in den Felsen, und der Prahler Bogeslaw wurde verdammt kirre, als er das wohlbewaffnete Gefolge vorüberjagen sah."

„Und wo hast du sie jetzt lagern heißen?"

„Ich habe sie näher gegen die Küste angewiesen. Die Gegend ist unbesucht, auch für jeden Überfall oder zufällige Entdeckung hinlänglich Sorge getragen."

„Und das Schiff?"

„Liegt sicher in der Bucht, und bereitet für den Augenblick, als Ihr abzustoßen befehlen werdet. Ein flinker Segler, sag' ich Euch, und sein Capitain, ein alter Bursche, der sich wenig um Wind und Wetter schert."

„Nun, so sorge dafür, daß sich die Leute zur rechten Zeit an der Gartenthüre einfinden. Ihre Vertheilung hier will ich dir überlassen. Übrigens sei vorsichtig und klug. Laß ihn sogleich knebeln, doch sonst nichts zu Leide thun; auch bringe ihn nicht früher an Bord, bis ich nicht mit dem alten Griesgram auf Euch treffe."

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein. Doch noch eins! wollt Ihr keine Losung geben, damit uns der Zufall nicht vielleicht ein unrechtes Wild in das Garn jagt?"

„Ich war darauf bedacht. Wenn meine Hand die Achsel des

Mannes berührt und ich rufe: „darum Schimpf für Schimpf“ — wirfſt du dich mit vier der Entſchloſſendſten auf ihn. Der Boguslaw aber mag den Rückzug decken, denn ſeine Fauſt iſt zu derb für dieſe Haut.“

„Sagt mir nun eins noch. Wollt Ihr ihn wirklich dem Sigmund ausliefern?“

„Dumme Frage; warum nicht? Das polniſche Gold klingt gut, und ſüß ſchmeckt die Rache. Er ſoll es büßen, mich gleich einem Troßbuben beabſchiedet zu haben.“

„Nun, ſo wären wir in Ordnung, und hätten nichts weiter zu ſagen, als drauf und dran. Was Euch zu wiſſen Noth, habe ich berichtet, und ſo will ich wieder zu den Burſchen. Glaubt mir, es gehört die Lunge eines Schweinhirten und eine ſtarke Fauſt dazu, dieſe Kumpane im Zaum zu halten.“

„Gedulde dich, und Alles iſt gewonnen.“

„Der heilige Georg, mein Schutzpatron, verlaſſe uns nicht. Doch mir liegt noch etwas auf dem Herzen, lieber Herr.“

„Nun ſo rede.“

„Daß Ihr alſo mit dem Schweden verfahrt, kann ich Euch nicht verdenken. Er hat Euch tief gekränkt und Euren Säckel gelichtet. Daß uns der hoffärtige Graf Geſellſchaft leiſten ſoll, iſt einleuchtend; denn indem ſo der Verdacht auf den Abweſenden fällt, ſchützt dieß unſere Flucht. Doch was that Euch das Fräulein, daß es uns auf der Spazierfahrt begleiten ſoll? Es iſt fürwahr ein frommes, gutes Kind, und wird ſich zu Tode grämen. Darum hört meinen Rath, laßt die Dame aus dem Spiele; — 's bringt ſolches Euch kein Glück.“

„So wiſſe, alter Thor, ich liebe die Stolze bis zum Wahnſinn, und ſie begegnet meiner Leidenſchaft mit kaltem Hohne.“

„Alſo verliebt ſeid Ihr? So viel Georg Dumbart ſich erinnern kann, iſt's wohl das zwanzigſte Mal, daß Euch ſolches befällt. Laßt die Taube davonflattern, lieber Herr.“

„Nun und nimmermehr, und ſoll ich darüber alles wagen. Doch was kümmert's dich.“ ...

„In Gottes Namen dann, aber Ihr habt's auf Eurer Seele. Denn ich bin nur ein Diener, der ſich dem fügen muß, was Ihr verantworten mögt.“

„Denke es auch. Doch komme jetzt, alter Schwätzer.“ Mit dieſen Worten verdoppelten die Männer ihre Schritte. Ungeſehen folgte ihnen de la Gardie, bis er gewahrte, daß ſie die Hinterthüre des Gartens erreicht hatten. Als jetzt der Oberſt Anſtalt machte die Thüre aufzuſchließen, kehrte der Feldmarſchall, der unbewaffnet jedes weitere Verfolgen für zwecklos hielt, eilfertig in ſein Gemach zurück.

Mächtige Zweifel kämpften in ſeiner Bruſt. Was ſollte er beginnen, wem ſich vertrauen? Daß es der Freiheit, ja vielleicht dem Leben ſeines Königs gelte, deſſen fühlte er ſich überzeugt. Doch wer war der Lenker dieſes Verbrechens, und wie weit reichten ſeine Fäden.

Daß Graf Magnus Brahe kein Theilgenoſſe dieſer Umtriebe ſeyn könne, lag wohl außer Zweifel, weil man auch ſeiner Perſon ſich verſichern wollte; aber worauf gründete ſich dann die unbeſchränkte Willkür, mit welcher der Oberſt im Schloſſe ſchaltete?

Dieß und ähnliche Gedanken beſchäftigten den Feldmarſchall, und als er endlich nach manchem Schwanken zu einem feſten Entſchluſſe gekommen war, kündeten bereits Purpurſtreifen im Oſten, daß die holde Himmelskönigin im Begriffe ſei, von ihrem ſtrahlenden Antlitze den Schleier zu lüften.

Jetzt begab ſich auch de la Gardie nach jenem Schloßflügel, den ſeine Baſe bewohnte. Er ließ ſie dringend um eine Unterredung bitten, und betrat, begleitet von der munteren Judith dasjenige Gemach, in welchem ihre junge Dame die Morgenſtunden hinzubringen pflegte. Bald erſchien Ebba.

Sie hatte durch die Ereigniſſe, die geſtern ihr Gemüth beſtürmt, ſichtbar gelitten, wenigſtens ließ die Bläſſe ihrer Geſichtsfarbe es vermuthen. Doch war ihr Benehmen ungezwungen und liebevoll, und dieß, ſo wie das üppige Haar, das ſie jetzt in langen Flechten trug, erhöhte die Anmuth der jugendlichen Hebe. Als ein Wink von ihr die Zofe entfernt hatte, begann der Feldmarſchall ſie vorſichtig mit den Ereigniſſen der Nacht bekannt zu machen, und eröffnete zugleich der Staunenden, von der er noch manches über die Örtlichkeit des Schloſſes und ſeiner Zugänge erforſchte, die Art und Weiſe, wie er das furchtbare Geheimniß zu enthüllen dächte.

„Weit entfernt,“ ſchloß er ſeinen Vortrag, „deinen Vater der Theilnahme an jenem hochverrätheriſchen Unternehmen fähig zu halten, glaube ich ihn doch von jeder Mittheilung ausſchließen zu müſſen. Seine Verſtellungsloſigkeit, ſo wie ſein raſches Benehmen könnte Fahrenbach aus ſeiner Sicherheit aufſcheuchen, und mit der Flucht des Verräthers ginge ſodann auch die Auffindung der Triebfeder hiezu verloren. Laſſe uns daher wohl vorgeſehen den Schlag erwarten, den man zu führen beabſichtigt. Er ſoll denen zum Verderben werden, die ihn gegen uns gerichtet haben. Jetzt will ich mich noch bei deinem Vater beurlauben, und ſodann raſch meine Anſtalten treffen. Erſt dann, theuere Ebba, wenn es gelungen iſt, ſollſt du deinen Ritter lohnen.“

Hiemit drückte er einen zärtlichen Kuß auf die Stirne Ebba's und bald ſah man den Feldmarſchall, ſcheinbar fröhlich und ſorglos, aus dem Schloſſe jagen.

6.

Es war wohl um die vierte Stunde desſelben Nachmittags, als Herr de la Gardie im Schloſſe zu Stockholm mit dem Könige beim Bretſpiele ſaß.

Beide ſchienen in den vor Augen habenden Feldern vertieft; doch bemerkte der Feldmarſchall, daß der König gegen die Gewohnheit bei ſeiner Lieblingsunterhaltung aufgeregt war, und ſonach mehre Blößen gab.

„Ich will Euren König in die Enge treiben,“ ſagte jetzt Guſtav Adolph nach einem neuen Verluſte.

„Wohl,“ bemerkte de la Gardie „doch mein Läufer ſchafft Luft, und Eure Dame, gnädigſter Herr, iſt in Gefahr.“

Einige raſche Züge folgten.

„Laßt zur Übergabe ſchlagen,“ bemerkte lächelnd der Feldmarſchall.

„Meinetwegen!“ rief ſchmollend der König; „weil es nur Steine ſind, wollen wir uns beſiegt geben. Übrigens ſeid Ihr ein feiner Fuchs, deſſen Krummzüge meine ſchönſten Stellungen vereitelten. Jetzt kommt, Feldmarſchall, Ihr ſollt den Prachtanzug bewundern, in dem ich morgen nach Arasköf zu Felde ziehen will. Ihr ſeid zwar ein Verwandter des Grafen, und könntet plaudern; doch ich zähle auf Eure Verſchwiegenheit.“

Nach dieſer Ermahnung machte der König Miene ſich zu entfernen. Doch das Wort des Feldmarſchall zügelte ſeine Luſt.

„Mit Eurer königlichen Erlaubniß," ſagte dieſer, „muß ich, um nicht fremde Schuld auf mich zu laden, gegen jeden Augenſchein proteſtiren."

„Wie ſo?" fragte der König. »Solltet Ihr um mein Vorhaben wiſſen?"

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Nur das iſt mir nicht fremd, daß Eure Majeſtät auf Araslöf als deutſcher Herr zu erſcheinen gedenken."

»Wirklich? Bei dem Schwerte meines Vaters! das iſt zu bunt," zürnte Guſtav Adolph. „So haben wir Aufpaſſer um uns, die jedes unſerer Vorhaben zu beobachten gedungen ſind. Auf der Stelle gebt mir die Quelle an, aus der Ihr geſchöpft habt, und ich will ein Beiſpiel aufſtellen, daß ihnen die Luſt für die Zukunft benommen ſeyn ſoll."

„Mein König," erinnerte freimüthig de la Gardie, »ein ſolches Verfahren würde am Hofe nur Aufſehen erregen, ohne Geſchehenes zu ändern. Auch verdanke ich die Zeitung bloß dem Zufalle, der mich in die Nähe der königlichen Kammerpagen brachte, die, ſich unbemerkt wähnend, ſolches beſprachen. Als mich ſpäter ein Geſchäft in die Werkſtätte des Hofſchneiders Schärflein führte, ſah ich in ſeinen Händen die Maske; die Art und Weiſe, wie er das Kleid vor mir zu verbergen ſuchte; ſeine Verlegenheit, als ich ihn deßhalb befragte, beſtätigte das, was ich nur halb gehört hatte, und ſo kam ich wider Willen hinter das Geheimniß meines königlichen Herrn."

„Nun," ſagte lächelnd Guſtav Adolph, »ſo hat jener Weiſe wahr geſprochen, der da meint, daß Niemand ſeinem Schickſale entgehen könne. — Doch wie wäre es, wenn ich, dieſen Satz umzuſtoßen, meine Rolle tauſchen würde?"

„Wie, gnädigſter Herr," fragte de la Gardie, den plötzlich ein Gedanke durchfuhr, »Ihr wollet einen Maskentauſch verſuchen?"

„So iſt es," ſagte der König, dem die Idee immer beifälliger wurde. „Ich werde Sorge tragen, daß dieſer Anzug unbemerkt in Eure Wohnung geſchafft werde, und mich zur Abendzeit in einer Senfte bei Euch einfinden. Ihr mögt indeſſen Eure Maske bereit halten, und alſo ſollt Ihr als deutſcher Herr und mit meinem Gefolge den Weg nach Araslöf antreten, während ich in einem Zeitraume dahin aufbrechen will, wo ich glauben kann, daß ich mein neues Incognito werde behaupten können."

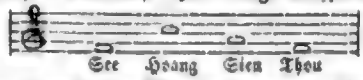
»Und ich," ſchloß der Feldmarſchall, „will, um jede andere Vermuthung zu beſeitigen, ſogleich ſcheinbare Anſtalt zu meiner Reiſe nach Gothenburg treffen."

(Fortſetzung folgt.)

Chineſiſche Muſik.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

Darüber iſt Ausführlicheres in G. W. Finks erſter Wanderung der älteſten Tonkunſt. Hier einige Beiſpiele:



Die Geſangsweiſe der Chineſen vor dem Götzenbilde: Confucius:

Dieſer Geſang geſchieht unter convulſiviſchen Körperbewegungen, daß ſich die anweſenden Europäer unter Beſeſſenen verſetzt glaubten.

Feuilleton.

Muſikaliſches Perſpectiv.

Neueſte Erſcheinungen im inländiſchen Muſik-Verlage.

C. Bei Math. Artarias Witwe & Comp.

Der Geiſtertanz, Gedicht von Matthiſſon, für eine Singſtimme mit Pianofortebegleitung von M. Ragiller.

Wir haben über die fünf erſten Lieder dieſes jungen Mannes in dieſen Blättern bereits geſprochen und dargethan, daß er ſich mit Talent in dieſem Genre der Compoſitionen verſucht habe. Das angeführte Lied gehört ebenfalls in den Cyklus dieſer Geſänge, und verdient ſchon ſeines epiſchen Characters wegen, deſſen tonſetzliche Zeichnung daſſelbe von den übrigen vortheilhaft unterſcheidet, eine beſondere Erwähnung. Die melodiſche Führung iſt ungezwungen, der Gedanke kräftig und einfach wenn auch hie und da in den Formen an Meyerbeer's Piff paff puff-Arie erinnernd.

D. Bei Joh. Hoffmann in Prag.

Dieſe Kunſt- und Muſikalienhandlung hat während der kurzen Zeit ihres Beſtehens einen ſehr bedeutenden Aufſchwung genommen. Hr. Hoffmann iſt aber auch raſtlos bemüht, ſeinen Verlag mit guten und zeitgemäßen Artikeln des Inn- und Auslandes zu verſehen, mit eigenen Editionen gewählter Tonſtücke zu bereichern und ſo für den ganzen Bedarf der als muſikaliſch renomirten Königsſtadt beſtens zu ſorgen. Ja, ſein lobenswerthes Streben dehnt ſich ſogar auf die Förderung der ſlaviſchen Nationalmuſe aus. Einen neuerlichen Beweis dafür hat er durch die Herausgabe eines Werkes unter dem Titel: Napowy pjsnj národnjch w Cechach (Melodien böhmiſcher Nationallieder) geliefert. Es iſt dieß eine Sammlung der ſeit Jahrhunderten im Volke lebenden Nationalmelodien, welche nicht nur dem Freunde des Vaterlandes, ſondern jedem Kunſtfreunde, dem der tiefe Sinn der Slaven für Muſik nicht unbekannt iſt, ein eigenthümliches Intereſſe gewähren. Das erſte ebenerſchienene Heft enthält 25 ſolche Melodien, welchen eine höchſt fließende und richtige Clavierbegleitung von J. P. Martinowſky unterlegt iſt. Möge ein reichlicher Abſatz dieſes Heftes ein baldiges Erſcheinen den übrigen verſprochenen drei Heften bewirken!

Eine zweite Novität dieſer Kunſthandlung bilden: Sechs Lieder von A. Emil Titl. Es ſind durchaus Strophenlieder, theils heiteren, theils ernſteren Inhalts, als: „Die kleine Harfnerin," „Sonſt und Jetzt," „die Laube," „Jägers Liebe," „Treu bei aller Unbill" und „Warnung." Die Compoſitionen ſind nett und richtig bezeichnend, dürften daher bei dem großen Mangel an eigentlichen Strophengeſängen viel Anwerth finden.

Die Ausſtattung iſt ſplendid wie bei allen Artikeln, welche uns aus Joh. Hoffmann's Verlage zu Geſichte gekommen ſind.

Theatraliſches.

(Peſth.) Die Senſation, welche das Gaſtrollenſpiel der berühmten Künſtlerin Mde. Amalia Haitzinger ſammt ihrer liebenswürdigen jüngſten Tochter Auguſte Neumann hier hervorgebracht hat, iſt außerordentlich, der Beifallsjubel iſt ſtets ſo laut, daß die trefflichen Darſtellerinnen faſt in jeder Rede unterbrochen werden, es wirkt manchmal ſogar ſtörend, aber wer kann die feurigen Verehrer beſchwichtigen, alle möchten gerne dem wackern Künſtlerpaare das unendliche Vergnügen ausdrücken, das ſie empfinden, ſo oft dieſe herrlichen Erſcheinungen ſichtbar werden. Den Culminationspunct aller Beifallsſpenden erzielte das Vaudeville-Schauſpiel nach Lemoin: Mutterſegen, oder die neue Fanchon, aber da muß man auch beide Künſtlerinnen ſehen um entzückt zu werden. —

Singen, Tanzen und Sprechen, alles mit gleicher Kunstvollendung, das verdient in der That das glänzendste Lob.

(Hamburg.) Über den jetzigen Zustand des Hamburger Stadttheaters meldet ein Mannheimer Blatt Folgendes: Das Stadttheater dahier, mit seinem enormen Etat (150,000 Thlr. preuß. Cour.), bei einer so großen Calamität unter den früheren Verhältnissen fortzuführen, da es im gegenwärtigen Augenblick als Luxusartikel betrachtet wird, schien der Direction wie jedem Billigdenkenden eine Unmöglichkeit. Die Direction beabsichtigt daher, auf Theilung bis Ostern 1843 spielen zu lassen, und zwar sollten die Gagen bis 300 Thlr. ganz bezahlt werden, bis 1000 Thlr. ein Drittel und von 1000 Thlr. und darüber die Hälfte decretirt werden; am Schlusse des Jahres soll ein allenfallsiger Überschuß der Art vertheilt werden, daß jeder nach Verhältniß zu seiner Gage käme. Die Direction wollte für sich nur 1000 Thlr. in Anspruch nehmen, falls diese übrig wären. Da eine Garantie für diese Ratenzahlungen fehlte und die Mitglieder fürchteten, daß die Einnahmen auch dieß nicht decken würden, so ward jener Vorschlag verworfen. Darauf erklärte die Direction, daß sie vom §. 6 der Contracte Gebrauch machen müsse, der bei solchen Unglücksfällen die Schließung der Bühne erheischt, daß alle Contracte für gelöst zu betrachten seien und jedem die volle Monatsgage ausbezahlt würde; doch war die Direction geneigt, Vorschläge der Mitglieder entgegenzunehmen und würde Alles aufbieten das Theater zu erhalten, falls es in ihren Kräften stünde. Die Mitglieder wählten einen Ausschuß von 10 Personen und nahmen Dr. Knauth als ihren Anwalt und Rathgeber an. Dieser erklärte, die Direction habe kein Recht die Bühne zu schließen, der §. 6 fände auf die jetzige Lage keine Anwendung und sie müsse ihre Verpflichtung halten. Die Direction steht jetzt mit dem Senat in Unterhandlung, damit dieser etwas für die Sache thun soll, denn das Stadttheater gehört mit zu Hamburgs Credit. Der von Frankfurt a. M. ausgehende Aufruf an die deutschen Bühnen, für die Hamburger Schauspieler zu spielen, ist sehr zweckmäßig. Zum Glück sind nicht alle Hamburger Künstler einer solchen Hilfe bedürftig, allein ein großer Theil des Personales, der für kleine Parthien auch nur verhältnißmäßig bezahlt wurde, Chor und Orchester, die fast alle Familienväter sind, einer solchen Unterstützung benöthigt wären, werden dankbar dieß edle Streben der deutschen Theater anerkennen, wenn die Bühne auf einige Zeit geschlossen werden sollte.

(Prag.) Auf dem deutschen Theater wurden am 23. d. M. zum ersten Male die Fesseln von Scribe, in einer Übersetzung von Theodor Hell gegeben. Den Prager Journalen zufolge war das Publicum mit der Novität und ihrer Darstellung sehr zufrieden und ließ es an reichlichem Beifall und Hervorrufungen nicht fehlen.

Verflossenen Sonntags, den 29. Mai, kam im böhmischen Theater zum Vortheile der Versorgungsanstalt für Dieners-Witwen und Waisen Shakespear's Othello zur Aufführung. Die Übertragung in das Böhmische ist von J. V. Maly.

Naturhistorisches.

Das Studium der Natur ist gewiß das Interessanteste und Mannigfaltigste, was man sich nur denken kann. Von allen Seiten bieten sich neue Wahrnehmungen und Entdeckungen dar, die oft in ihrer Wirkung an menschliche Satzungen und Einrichtungen erinnern und das gesellschaftliche Leben aller Thiere in ein helleres Licht stellen. Gewiß ist es höchst interessant, daß die Störche auf die unbefleckte Ehre ihrer Nester unendlich viel halten und eine Verständigung in diesem Puncte aufs Strengste bestrafen. Ein Reisender erzählt, er sei Augenzeuge gewesen, wie ein Storch, dessen Weibchen man Hühnereier zum Ausbrüten untergelegt hatte, bei Entdeckung der jungen Brut mit fürchterlichem Geschrei davongeeilt und bald darauf in Begleitung einer großen Zahl von Störchen wiedergekommen sei. Die Störche umflatterten nun schreiend den Baum, und bald darauf zerhackten sie die ungetreue Störchin mit ihren Schnäbeln und warfen sie todt zu Boden. Auch die armen Hühnchen wurden zerrissen und zuletzt ward das Nest von Grund aus zerstört; erst als dieß alles vollbracht war, schienen die rachedürstenden Störche befriedigt und entfernten sich allmälig wieder.

Frauenblätter.

Schönheit ist der Magnet, der die Männer, das starke (oft derbe) Geschlecht an die holden, niedlichen Damen fesselt, daher werden alle Mittel versucht, um diesem leider zu bald entflatternden Vogel die Flügel zu stutzen; und wenn ja irgend eine Dame das Unglück hat, von der Natur etwas stiefmütterlich behandelt worden zu seyn, so sind es eben die Frauen, welche gegen diese arme Mitschwester unbarmherzig verfahren und ihr das Herz verschließen. Einen Beleg hiezu mag folgende historische Thatsache liefern. In der Nationalversammlung zu Paris wurde im October 1791 die Petition eines Mädchens verlesen, das so außerordentlich häßlich war, daß die Frauen des Orts, wo es wohnte, ihm unter der Bedingung eine Pension ausgesetzt hatten, daß es ihre Gegend verließe. Man hatte diese Pension nicht ordentlich bezahlt, daher bat sie in jener Bittschrift um die Hilfe der Gerechtigkeit.

(Über den Gang der Wienerinnen.) Die Wienerinnen, sagt der Verfasser eines gutgeschriebenen Aufsatzes über Wien, im „Rheinland," kleiden sich schön, haben meist blasse angenehme Gesichtchen, kleine Füße und einen schönen Gang, indem sie mit den Fußspitzen zuerst auftreten, wo hingegen das schöne Geschlecht anderwärts zuerst mit der Ferse den Boden berührt und dadurch allerdings nicht an Schönheit gewinnt.

(Ein Verheirathungs-Bureau) ist seit einiger Zeit in London in voller Thätigkeit. Es besteht aus zwei abgesonderten Bureaus für Herren und Damen, das erste unter der Aufsicht des Directors, das zweite unter der Aufsicht seiner Gattin.

Die Bekanntschaft wird schriftlich eingeleitet, die Heirathslustigen zeichnen ihre Forderungen, Ansprüche, Zusagen ꝛc. in ein Portefeuille, welches sodann von dem Bureau dem sich Meldenden mitgetheilt wird.

Es sollen sich darunter, sowohl männlicher als weiblicher Seits, Parthien bis zu 20,000 Thalern jährlicher Einkünfte befinden.

Omnibus.

(Das Tauernhaus.) Auf der Malnitzer Seite des Tauerngebirges ist durch die Vorsorge des Herrn Erzherzogs Johann mit vielen Kosten ein Haus erbaut worden, um Reisende aufzunehmen. Gewiß eine der wohlthätigsten Anstalten dieses hochgesinnten und menschenfreundlichen Prinzen, da auf diesem Gebirgszuge der Reisende so häufig von Schnee und Nebel überfallen sich verirrt und nicht selten in einer Felsenschlucht zerschmettert oder erfroren gefunden wird. So verlassen und traurig dieses Haus, welches nur von einem Knechte des Malnitzer Wirthes bewohnt wird, sich darstellt und auch wirklich ist, so erfreulich erscheint es dem Auge des ermüdeten Wanderers und wie leicht an keinem andern Orte behagt ihm hier der Imbiß, den er vorsichtigerweise aus Gastein mitgebracht.

(Gesang der türkischen Postknechte.) Die türkischen Postknechte pflegen während der Reise auf ihren Pferden stundenlange ein Lied zu singen, das in vielen Strophen meistens eine gereimte Geschichte zum Gegenstande hat, und unseren Romanzen und Balladen nicht unähnlich ist. — Die Arie ist traurig, aber auch durch ihre Eintönigkeit einschläfernd. Indessen wissen sie durch geschickt angebrachte Modificationen die Anmuth zu erhöhen, da sie die Kunst eigen haben, die leere Einfachheit mit einer Art von Halbtrillern mit einer passenden Modulirung der Stimme und mit der großen Mannigfaltigkeit ihrer Laute auszufüllen.

(Curiosa.) Bis zum Jahre 1548 bestand noch in einigen Städten Österreichs für die Lein- und Barchentweber der Zwang, vor anderen Mitbürgern, wenn es die Umstände erheischten, den Galgen aufrichten zu müssen. — Der Bürgermeister und Rath von Tulln wurde mit dieser Zumuthung zufolge Regierungsverordnung vom 25. Juni 1548 zurückgewiesen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen. Kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 67. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 4. Juni 1842.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortsetzung.)

Noch denselben Abend erhielt Ebba Brahe durch einen Reitenden des Feldmarschalls die Nachricht, daß Jemand vom Hofe, der auf Araslöf wohlbekannt sei, als deutscher Ordensherr dem Feste beiwohnen werde. Auch ward dem Schreiben ein kleiner Zettel beigefügt, mit der Überschrift: „Für Euch allein.“

Als sie ihn erbrach, las sie mit Erstaunen: „Alles geht nach Wunsch; wir haben die Rollen getauscht, und Ihr werdet mich als denjenigen sehen, für dessen Nichterscheinen gesorgt ist. Um das Übrige seid unbekümmert.“

Als das Mädchen ihrem Vater das erstere Schreiben mittheilte, gab er es mit einem bitteren Lächeln dem Obersten Fahrenbach. „Der König,“ sagte er grollend, „beliebt uns incognito zu beehren.“

Schon spät in der Nacht, als Beide, erschöpft von den noch zu treffenden Vorkehrungen, im Begriffe waren, sich zu trennen, wandte sich der Schloßherr von Araslöf an seinen Gast. „Fahrenbach,“ sprach er furchtbar ernst, „ich habe morgen, mitten im Getümmel der Freude, vielleicht eine Ehrensache abzumachen. Darf ich Euch hiezu als Zeuge laden?“

„Ich bin Euch zu Diensten,“ war die verbindliche Antwort. „Doch sagt mir, Herr Graf, wer soll seine Klinge mit der Eurigen messen?“

„Seid deßhalb unbekümmert, Oberst. Ihr werdet genug Zeit erübrigen, den Herrn zu betrachten, dessen Name noch so lange verschwiegen bleiben muß, als nicht alle Hoffnung verloren ist, das Mißverhältniß gütlich beizulegen. Doch da Ihr morgen der Marschall der Festlichkeiten seid, so ist es an Euch, für eine Stelle im Garten zu sorgen, wo wir nöthigen Falls ungestört unsere Angelegenheit beenden können. Zugleich bitte ich um Euer Stillschweigen. Gebt mir die Hand darauf; selbst meine Tochter darf nicht ahnen, was vorgehen soll.“

„Ihr könnt sicher auf mich zählen.“

„So schlaft wohl, Herr von Fahrenbach.“ Somit entfernte sich Graf Brahe.

Mit einem Blick voll Hohn sah ihm sein Gastfreund nach. „Da geht er hin, der stolze Narr! der mich für ein Werkzeug seiner eitlen Träume hält. Gib wohl acht; du wirst der Köder seyn, der meine Beute angeln soll. Aber nur ich will die Frucht genießen, und du sollst Fluch, Tod und Schande in den Kauf bekommen.“

7.

Die Stunde, welche den Beginn der Festlichkeiten auf Araslöf festsetzte, war bereits vorüber. Allmälig wurde es wieder einsamer auf der Straße, welche hier von der Hauptstadt nach dem Landsitze des Grafen Brahe führte, und noch vor Kurzem von Gästen gewimmelt hatte, die theils auf reichgeschmückten Rossen, und umgeben von einer mehr oder minder zahlreichen Dienerschaft, dieselbe dahin zogen, theils von sicheren Thieren in Sänften getragen, das Ziel ihrer Reise zu erreichen strebten.

Obwohl die letztere Art und Weise nicht die kürzeste war, nach Araslöf zu gelangen, so mußten doch diejenigen davon Gebrauch machen, welche für die Feier dieser Nacht einen Maskenanzug gewählt, und denen daran gelegen seyn mochte, jede frühere Erkennungsscene zu vermeiden.

Auch hatten diese Herren und Damen wohl gethan, sich ihr Incognito auf das Beste zu sichern; denn sie fanden, sei es aus Artigkeit für die edlen Stockholmer, oder mochte irgend ein anderer Grund hiezu vorliegen, einen Theil des in der Nähe liegenden Dragoner-Regiments längs des Weges postirt, und die Leute, die mit hohen Pechfackeln versehen waren, in gewisser Entfernung also vertheilt, daß während sie den vorüberziehenden als lebende Leuchter dienten, das röthliche Licht ihrer Fackeln in der Entfernung einen gigantischen Wurm zu bilden schien, dessen Feuerleib sich über die in Nacht begrabene Ebene hinwand.

Da bewegte sich von Stockholm her noch eine Sänfte, welcher mehrere Diener, die Hausfarbe des Feldmarschall de la Gardie tragend, voranritten.

Als jetzt der Zug in ein Tannengehölz bog, durch das hier der Weg zu dem Schlosse Araslöf führte, und dessen erleuchtete Fensterfronte man bereits sehen konnte, ward die Karavane plötzlich von zwei Reitern angehalten, welche den Vorschreitenden ihre blanken Pallasche entgegenstreckten.

Auf das Befragen eines aus dem Gefolge, was solches zu bedeuten habe, wurden die Ankömmlinge mit dem kurzen Bescheide zurückgewiesen, daß im Schlosse bereits Alles versammelt sei, was dahin gehöre.

Als nun die Leute des Feldmarschalls, erbost über eine ihnen so schnöde dünkende Behandlung, demnach Miene machten, ihren Weg fortzusetzen, und das Getümmel durch die abwehrenden Dragoner lebhafter wurde, sprengte ein Reitertrupp herbei, dessen Führer sich an die Sänfte drängte und der ihren Inwohner ziemlich barsch aufforderte, sie alsogleich zu öffnen.

Indem dieser dem Gebote Folge leistete und der Reiter eine

Maske im rothen Überwurfe, das Angesicht durch eine Florkappe unkenntlich, zu Gesicht bekam, sagte er zürnend: »Wer immer Ihr auch seyn mögt, mein Herr, so ist das Benehmen Eures Gefolges höchst tadelnswerth. Um jedoch jeden Zweifel zu heben, ob meine Leute ein Recht besitzen, Euch den Weg streitig zu machen, so seht in mir den Rittmeister Dohna der schwedischen Garde-Dragoner, der den gemessenen Auftrag hat, Jedermann den Eintritt in das Schloß zu untersagen, da der Besitzer desselben nicht gelaunt ist, seine Gäste fremder Neugierde preiszugeben.“

„Daran thut der edle Graf wohl und gut, doch solches trifft nicht mich,“ entgegnete mit verstellter Stimme die Maske. „Laßt uns daher nicht länger die Zeit verplaudern und gebt den Leuten den Befehl zum Rückzug. Das Wappen an der Senfte und die Farbe meiner Leute müßt Ihr kennen, so Ihr ein schwedischer Hauptmann seid.«

„Wohl ist mir beides bekannt,« eiferte hierüber erboßt der Hauptmann. »Aber des Feldmarschalls Equipage ist heute Morgens nach Gothenburg, und die Excellenz wohl selbst schon auf dem Wege dahin. Auch liegt es nicht in der Art des Feldherrn der Krone Schwedens, solchen Fastnachtsspuk zu treiben. Wie Ihr aber zu den Röcken seiner Dienerschaft gekommen seid, darüber mögt Ihr in Stockholm Rede und Antwort geben.“

„Verwegener!« donnerte mit starker Stimme der Angehaltene.

Aber sein Wort verhallte in dem engen Raum der Senfte, deren Thüre in demselben Augenblicke zugeschlagen wurde. Zugleich überzeugte ihn die rückgängige Bewegung der Pferde, welche sie trugen, so wie das Waffengerassel der Dragoner, daß der strenge Dienstmann seine Drohung bereits auszuführen beschlossen habe, und noch früher, als jetzt die Maske irgend einen andern Entschluß zu fassen vermochte, sah sie sich als einen Gefangenen nach der Hauptstadt bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Montag den 30. Mai, zum ersten Male: Treue Liebe, Schauspiel in 5 Aufzügen von E. Devrient. — Graf Ferdinand von Wartenau (Hr. Lucas), und Amalie Baronesse von Ellwang (Dlle. Neumann) sind durch Übereinkommen der gegenseitigen Ältern für sich bestimmt. Der Graf, anfangs den Wünschen seines Vaters in Betreff dieser Verbindung nicht abgeneigt, findet inzwischen in einer Predigerstochter, Marie Walter (Dlle. Anschütz), das Ideal seiner Träume. Man schwört sich gegenseitig Liebe und Treue ꝛc., der junge Graf hat gebochen, mit seiner ihm früher bestimmten Braut gebrochen, und sucht die Erlaubniß seines in England abwesenden Vaters zu seiner neuen Verbindung einzuholen. Während er dieß durch eine Reise über den Canal zu bewerkstelligen sucht, dringen Räuber in das Haus des Predigers, plündern dasselbe, stecken es in Brand und schleppen Marie geknebelt mit sich fort. Nach einigen Tagen gelingt es dieser den Räubern zu entfliehen; wohlthätige Menschen gewähren ihr Schutz und Pflege. Sie schreibt an den Anwalt ihres Geliebten. Nachdem sie jedoch keine Antwort erhält, will sie ihren Wohlthätern nicht länger lästig fallen, beschließt ihren Geliebten aufzusuchen, was sie jedoch, da es ihr an allen Mitteln gebricht, allein und zu Fuß vollbringen muß. — Auf dieser Wanderung finden wir sie im Anfange des Stückes. Ein heftiges Gewitter zwingt sie, in der Herberge eines Dorfes Schutz zu suchen, welches in der Nähe des Landsitzes der Baronin Ellwang liegt. Der Zufall will, daß die Baronesse Amalie nebst ihrem Kammermädchen und dem Baron Ringen (Hr. Herzfeld) sich ebenfalls dort vor dem Unwetter bergen. Die lebenslustige Baronesse, von dem vortheilhaften Benehmen Mariens angezogen, erfährt durch ihre theilnehmende Annäherung das frühere Schicksal derselben, ohne jedoch den Namen ihres Verlobten zu kennen. Sie bietet ihr ein Asyl auf dem Schlosse ihrer Mutter, das von jener dankbar angenommen wird. Die ausgestandenen Drangsale müssen nun Marie in eine Art von tiefen Schlummer lullen, damit Graf Ferdinand von Wartenau, der auf dem Schlosse der Baronin erwartet wird, und gleichfalls in dieser Herberge Zuflucht nehmen muß, ungestört eine förmliche Liebeserklärung gegen die junge Baronin ablegen kann, in welcher er ihr zwar ein früheres Verhältniß eingesteht, jenes Ideal seines Herzens aber bereits als ein überirdisches Wesen nur noch betrauern zu müssen glaubt. — Marie, im Hause ihrer Wohlthäterin aufgenommen, hat bereits ihren früheren Geliebten erkannt, ohne von ihm jedoch beachtet worden zu seyn. Ihr Zartgefühl erlaubt ihr nicht, frühere Rechte geltend zu machen, da die Verbindung des Grafen mit der jungen Baronin schon auf den zweiten Tag festgesetzt ist, und sie zugleich erfahren hat, daß sie der Graf für todt halte. Ein Maskenball soll dem Hochzeitfeste vorangehen. Die junge Baronin hat ihrer Freundin gleichfalls eine Maskenrolle zugedacht, und zwar die ihrer eigenen Person, da sie die Gesellschaft durch Maskenwechsel zu necken gedenkt. — Marie, die sich auf das entschiedenste weigert, muß endlich den Bitten und Vorwürfen Amaliens nachgeben. — Das Fest beginnt. Marie erscheint in der ersten Verkleidung der Baronesse Amalie, die bereits die Maske gewechselt hat. Der Graf, ungeduldig über die vielfachen Täuschungen, die auf diesem Kleiderwechsel beruhen, sehnt sich nach dem Alleinseyn mit seiner Braut. Er verfolgt Marie, sucht sie zum Gespräche zu bringen, und immer dem Gedanken Raum gebend, daß er nur mit seiner Braut zu thun habe, demaskirt er gegen den herrschenden Brauch die sich Weigernde, und — erblickt die todt geglaubte Marie. Marie wird ohnmächtig, der Graf entflieht, das Fest ist unterbrochen. — Nun finden wir den Grafen im Kampfe mit sich selbst. Die beiden Baronninen haben ihn über das Ereigniß um Aufklärung bestürmt. Er wagt es nicht, seine zweite Braut durch Zurücktreten bloßzustellen, auch hält er das Ganze noch immer für eine Vision. — Amaliens Scharfsinn geht aber weiter; sie, die das frühere Schicksal Mariens, nur nicht den Namen ihres Geliebten kennt, hat diesen in dem Grafen entdeckt. Sie schlägt die Hand des Grafen aus, besonders da sich derselbe erklärt hat, gleich nach der Vermählung eine längere wissenschaftliche Reise unternehmen zu wollen; ja sie versucht sogar eine Zusammenkunft zwischen den beiden Geliebten zu veranstalten. Marie entzieht sich derselben in dem Augenblick durch die Flucht, als der Graf sie erkennen soll. Doch sie wird durch die Leute der Baronin daran verhindert. Tags darauf findet nun eine Verständigung zwischen beiden Nebenbuhlerinnen Statt, worin Beide sich in Edelmuth zu überbieten suchen. Aber Amalie, welche nicht bloß Gründe der Großmuth, sondern auch der Klugheit für sich hat, ihren Willen durchzusetzen, geht aus diesem Streite als Siegerin hervor, und so müssen sich der Graf und Marie als Lohn ihrer Liebe die Hände geben.

Hr. Eduard Devrient hat mit diesem neuesten Werke seiner dramatischen Muse die früher über ihn ausgesprochenen Ansichten keineswegs überboten und vielmehr den Ausspruch derjenigen bestätigt, die in ihm das Talent des Machens bei weitem vorwaltend über das des Dichtens fanden. Die vorliegende Handlung zeigt sich in jedem Zuge als eine moderne zwar, aber auch salonmäßig sentimentale Glauren'sch-romanhafte. Man vermißt überall die Geradheit und Klarheit der Natur, das Herz, das zum Herzen spricht, die Ansicht des erfahrenen Mannes vom Leben. — Der Hauptwendepunct der Handlung, die Erscheinung der früheren Geliebten auf dem Maskenballe, entbehrt nicht bloß aller Neuheit der Erfindung, sondern läßt auch in der Nacktheit, in der hier der Gedanke dargestellt ist, den sehr outrirten Wahn des jungen Grafen, daß er eine Vision gehabt habe, als eine gänzliche dramatische Verirrung erscheinen. Dergleichen Zartheiten der Phantasie lassen sich recht gut in einer Almanachserzählung durchführen, sind aber auf der Bühne, wo man weiß, daß

der Liebhaber ein Wesen von Fleisch und von Bein in den Händen hält, undramatisch. Schon das Zusammenwürfeln der Personen in der Dorfherberge beim Beginne des Stückes ist eine starke Prise Romantik. Die wundervolle erste Begegnung, bei der Marie trotz eines sehr markirten Übelbefindens von ihrem sonst so empfindsamen Verehrer nicht beachtet wird, das endliche gezwungene Zusammentreffen der Pastorstochter mit dem Grafen, wir meinen jene unvergleichliche Scene, in welcher Marie um das schöne Verhältniß ihres Geliebten zu einer Andern nicht zu stören, selbst das Licht auslöscht und zu entrinnen sucht, von dieser andern aber, welche doch noch etwas großmüthiger ist, Kraft der physischen Gewalt zurückgehalten wird, die in den Fäusten ihrer Domestiken liegt, alles dieses deutet auf den modernen, nervenschwachen Zustand der Erfindung, auf die Bizarerie des interessant seyn wollenden Mannes hin.

Die Sprache erhebt sich nirgends über das Niveau des gesellschaftlich-üblichen und theatralisch-gebräuchlichen. Die häufig angebrachten französischen Floskeln machen die Conversation nicht feiner und das Deutsch nicht kräftiger.

Unter den Darstellenden verdienen die Dlle. Neumann und Auguste Anschütz, die HH. Lucas und Herzfeld herausgehoben zu werden.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Vorgestern begann Hr. Kunst sein Gastspiel in der Rolle des Hamlet im gleichnamigen Trauerspiele von Shakespeare.

Er schritt an uns vorüber, der Geist mit dem gewaltigen Schritte der Ewigkeit, und der gramerfüllte, rachesinnende Hamlet, der das Leben und seine Nichtigkeit, die Menschen und ihre Schwächen, die Welt und ihre Erbärmlichkeit im künstlichen Wahnsinne persiflirt, er zog an unserm trunkenen Sinn vorüber. Welche Welt von Gedanken, welches unerschöpfliche Meer von Poesie ruht in diesem Hamlet und wenn die Genien aller Zeiten, aller Nationen in den gründlichsten Kritiken den Werth dieser Welttragödie dargelegt zu haben glauben, so bleibt noch unendlich viel an ihr zu bewundern „wovon sich unsere Philosophen nichts träumen lassen.“ — Die Leistung des Hrn. Kunst als Hamlet ist anerkannt gut in und wohin ihn sein Fuß z trägt, ob gen Süden oder Norden, überall reißt seine Darstellung des unglücklichen Dänenprinzen zum lautschallenden Beifallssturme hin. Auch vorgestern ward er bei seinem Erscheinen mit rauschendem Applaus empfangen, und nach jedem Actschlusse, wie auch nach mehren einzelnen Scenen gerufen. In der That zeigt aber auch die Art und Weise, wie er die Scene mit Ophelia, und jene herzerschütternde Unterredung mit seiner Mutter zur Darstellung bringt, daß auf diese Rolle tiefes Studium verwendet und der Geist des Dichters erfaßt worden sey, und die spröde Dame Kritik gäbe sich ganz mit Hrn. Kunst zufrieden, wenn nicht hie und da zu viel auf Effect hingearbeitet wäre, und die Ausführung mancher Einzelnheiten zu affectirt erschiene. — Unterstützt wurde Hr. Kunst von den Mitgliedern dieser Bühne auf befriedigende und theilweise vorzügliche Art, wie dieß namentlich bei Dlle. Planer der Fall war, denn ihre Ophelia, die arme geknickte Blume, in deren Herzen der Stachel des Kummers, in deren Gehirn der Dorn des Wahnsinns wüthet, ist ein Gebilde voll Mark und Leben, und die Wahnsinnsscene wurde so richtig aufgefaßt und so innig und poetisch schön ausgeführt, daß sie unter stürmischem Jubelrufe auf die Bühne zurückkehren mußte. Diese talentbegabte und fleißige Schauspielerin verdient aber auch in vollem Maße das freundliche Entgegenkommen des Publicums. Die HH. Nolte, Wimmer und Buet bestrebten sich nach allen Kräften, ihren Rollen zu genügen und führten dieselben mit vielem Anstande und entsprechender Wärme durch. Das Haus war ziemlich besucht und am Schlusse des Trauerspiels sprach Hr. Kunst einige Worte des Willkomms.

Musikalisches Perspectiv.

Stabat mater von Rossini.

Dienstag den 31. Mai fand auf Veranlassung der Administration des Hofoperntheaters im k. k. Redoutensaale bei zahlreichem Auditorium zum ersten Male mit Orchesterbegleitung unter des Ritters Donizetti Leitung das so lang ersehnte musikalische Werk, von dessen Lob die Pariser Journale voll waren, Statt.

Obwohl vor beiläufig zwei Monaten dieses Tonwerk der Kritik hier vorgeführt wurde, so blieb es doch immer schwierig, ein volles Urtheil zu schöpfen, wo die Sänger Dilettanten waren, das Orchester aus einem Pianoforte bestand.

Nun aber hatten wir Gelegenheit, das Werk des Tonfürsten Rossini mit einer des Werkes dieses Meisters würdigen Besetzung zu hören, und müssen unumwunden eingestehen, daß wir freudig in das Lob, was auswärtige Journale ausgesprochen, einstimmen.

Obwohl man diesem Werke den Vorwurf macht, daß es in einigen Stellen von dem Kirchenstyle abweiche und sich dem Opernstyle nähere, so findet Referent gerade darin die Eigenthümlichkeit Rossini's hervortreten. Wo wäre derjenige, der von einem Beethoven Mozart'sche Ideen, von einem Mozart Haydn's Schule fordern würde? jedes Genie bricht sich seine Bahn, und bildet sich seine eigene Schule!

Daß unter der Leitung des hier anwesenden Herrn Ritters Donizetti, der dieß Werk im Beiseyn des Componisten schon zu Bologna zu dessen vollster Zufriedenheit leitete, dasselbe im Sinne des großen Meisters aufgeführt wurde, ist eine Thatsache, die jeder Ohrenzeuge bestätigen muß.

Besonders ausgezeichnet und des Namen Rossini würdig ist das „Eia mater,“ Quartett ohne Instrumental-Begleitung; hingegen schien Referenten das Solo „Cujus animam gementem“ sich etwas zu sehr dem Opernstyle zu nähern.

Die Namen Tadolini, Brambilla, Malvani, Salvini, Donzelli, Mariani, Castellan, Badiali, Baresi, Derivis ꝛc., bürgen für die künstlerische Ausführung.

Se. Majestät der Kaiser, Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, Se. kais. Hoheit der Erzherzog Franz Carl und mehre andere Mitglieder des Allerhöchsten Hofes beehrten das Werk des großen Meisters durch Ihre Gegenwart.

Das Feuerwerk im Prater.

(Am 30. Mai 1842.)

Ein Genrebild al Fresco

von

Joh. Heinr. Mirani.

Es war ein heiterer Tag, kein Lüftchen regte sich, keine unheildrohende Wolke zog am Horizonte hinauf und doch hieß es von allen Seiten: Heute bekommen wir ein Gewitter, heute wird es regnen! Nein, es wird nicht, es muß! riefen Andere, und die Wienerischen Engländer, die wettelustigen Fleischhauer gingen bedeutende Wetten ein über Regnen und Nichtregnen. Wenn man diese Herren von ihren „Rössern“ und von ihren Fahrten sprechen hört, würde man versucht seyn, sie für wirkliche Engländer zu halten, wenn nicht die Ausdrücke: „dem hab ich's abigjagt, — oder den hab ich vertepscht, — mein Schimmel hat ihm's abiputzt,“ den Jargon des Grundes verriethen, wo sie geboren. An diesem Tage nahm ihr Wettgeist eine höhere Richtung und erhob sich bis über die Wolken! Es wurde richtig gewettet, am Abend werde ein Regen kommen. Der Feuerwerksplatz im Prater wurde schon von Schaulustigen belebt, es zeigte sich noch kein Wölkchen am Himmel, und doch behauptete Ein kühner Engländer, er müsse gewinnen, und wollte die rettende Wolke über Brünn schweben sehen, und meinte sie würde im Fluge daher kommen. Sein Gegner war kein so bedeutender Weltseher, und schmauchte selbstgefällig lachend ganz ruhig seine Pfeife. Das nasse Mißgeschick, welches den in seiner Kunst genialen Stuwer verfolgt, ist so groß und der Zufall oft so unbegreiflich, daß das Wiener Sprichwort: „Heut' regnet's, denn es ist Feuerwerk im Prater!“ ganz gerechtfertigt erscheint; daher man es dem Engländer vergeben wird, daß er die regenschwangere Wolke über Brünn schweben und herannahen sah. — In den Gasthäusern in der Nähe des Feuerwerksplatzes ging es lustig zu, besondere Aufmerksamkeit erregten einige Volkssänger (wie sie sich nennen), sonst Harfenisten benamset. Den letztern Titel verdienten diese wenigstens in der Art, daß sie das Nobilisiren verschmähten und zu der Harfe sangen, während ihre erhabeneren Kunstgenossen dieß gemeine Instrument verschmähend sich auf dem Pianoforte begleiten lassen. Wie man hört, beabsichtigen diese Fortepianosänger sich einen eigenen Wagen für ihr Instrument bauen zu lassen, auf welchem es ihnen nachgeführt werden soll, sie haben dieses den sogenannten Wer-

felmännern abgelernt, die ihre Kunst fabrikmäßig betreiben und sich daher eigener Zugmaschinen bedienen. Die in Rede stehenden Harfenisten aber machten durch ihr Aussehen das Sprichwort: „Die Kunst geht nach Brode" zur traurigen Wahrheit. — Ein Flickschneider benützte den Abend, um in seinem Alter von einigen fünfzig Jahren sich das Vergnügen machen zu können, einen jugendlichen Liebhaber zu spielen. Sein College und Nachbar, der Schuster, verlegte sich auf Intriganto, und seine Fußbekleidung documentirte seine Zerworfenheit mit den Menschen, das zerrissene Gemüth! In diesem Bunde die Dritte war des Schneiders eheliches Gespons, das im Anfange unseres Jahrhunderts als 10jähriges Mädchen die Schule besuchte. — Als Seitenstück zu dieser Komödie auf dem Tische, wurde eine andere an einem Tische gespielt. Es waren ebenfalls drei Personen, welche eine Komödie ohne Worte, wenigstens ohne viele laute Worte aufführten. Ein Herr, im Alter dem verliebten Schneider nicht nachstehend, doch im Äußeren ihn gleich einer Sonne überstrahlend, funkelnde Chemisetten-Knöpfe, dito acht Fingerringe, goldene Uhrkette, dito Dose, gaben Kunde von bedeutenden eigenen Mitteln und fesselten, wiewohl nur auf Augenblicke, das feurige Auge seiner Nachbarin, eines etwa achtzehnjährigen Mädchens, das die Kunst des Gefallens bereits studiert zu haben schien. Wenn auch ihr Benehmen nicht der Art war, daß man darauf hätte schwören können, sie sei gewöhnt in solchem Putze zu erscheinen, so wußte sie doch desto auffallender ihren Putz bemerkbar zu machen. Diese Kunst versuchte sie am meisten auf einen jungen Elegant, der um den Tisch herumschlich, wirken zu lassen. Dieser fühlte sich von dem Betragen der Donna gefesselt, er blieb einige Schritte von dem Tische stehen, und nun begann ein lebhafter Augendialog. Der alte Herr hatte von diesem Zweigespräch keine Ahnung und er selbst erschöpfte sich in Zärtlichkeiten gegen seine Begleiterin, er fuhr mit seinen beringten Fingern über ihren, etwas röthlich-gebräunten, doch runden Arm bis zu dem Handschuh herab, bewunderte dann die Kunst des Fabrikanten, indem er jede Naht mit wichtiger Miene zu prüfen schien, und war mit der Arbeit so zufrieden, daß er in seiner Exaltation den netten Handschuh an die Lippen preßte. Während er seinen Kopf herabbog, diesem Lederwerk den Beifall zu zollen, hatte die Schöne ihr Lockenhaupt zurückgebogen, winkte mit den Augen, der junge Herr nahte schnell dem Tische, ergriff ihre auf der Stuhllehne des Alten ruhende Rechte und preßte auf den andern Handschuh einen festen Kuß. Der Alte ahnte nicht, daß hinter seinem Rücken ein anderer Bewunderer des Lederfabrikates ebenfalls seinen Beifall zolle, und streichelte behaglich den linken Handschuh, während der Junge den Rechten an sein Herz preßte. Ein Ah! entschlüpfte der Schönen bei diesem Manöver des Elegants. Der Alte sah sich verwundert um, doch bevor er den Hals gedreht hatte, ließ der Andere die Hand los und sagte ziemlich laut: „Eine dumme Komödie das!" Worauf er die Bemerkung bezog, weiß man nicht gewiß, doch der alte Herr mußte vermuthet haben, es gelte den Harfenisten und erwiederte: „Wenn auch dumm, macht es mir 'n Spaß, ich liebe die Dummheiten, je dummer, desto besser!" Der Junge benützte diese vernünftige Bemerkung, ließ sich in ein Gespräch ein und saß plötzlich an der Seite der Schönen.

Kaum bemerkte dieß der Andere, brach er das Gespräch ab und lispelte leise und angelegentlich mit seiner Nachbarin, er hielt sie jetzt bei der rechten Hand und streichelte diese, während ihre Linke zwischen beiden Händen des Jungen ruhte und zärtlich gedrückt wurde.

Mit gewöhnlicher Harfenisten-, oder Volkssänger-Arroganz gebot der Schneider-Liebhaber durch einen anhaltenden Zischlaut „Stille," um ungestört ein Lied vortragen zu können, dessen Ritornell der Harfenspieler bereits dreimal begonnen hatte und die gesprächigen Zuhörer unbeachtet ließen. Ein verstärkter, man kann sagen zorniger, Zischer wirkte. — Alles war ruhig und der Alte horchte auf. Der Schneider hatte das Couplet „zur Genesung" aus dem Zauberschleier eingelegt. Wieder sympathisirte der alte Herr mit diesem Liebhaber, und nieste so oft an, als jener auf dem Tische. Der Elegant hauchte mit unterdrücktem Seufzer: „Ich liebe sie — o! und wie!" und während die Schöne diese Erklärung mit einem Händedruck gütigst aufnahm, ertönte ein kräftiger Nießer des Alten. Daß seine Begleiterin nicht pflichtschuldigst „zur Genesung" sagte, erregte die Aufmerksamkeit des Niesenden, er wandte sich zu ihr und bemerkte erst jetzt, daß sie sich in ein Gespräch mit dem Nachbar vertieft habe. — „Aber Lenchen!" rief er, „was thust du —?"

„Fräulein Tochter meint nur," stotterte der Jüngling.

„Tochter?" fragte verwundert der Alte und fuhr mit der starken Hand über die Stirne, als wollte er mit einem Biegeleisen seine Runzeln glätten.

Der Pöllerschuß und die aufsteigenden Racketen tödten die weitere Erklärung, und im Nu standen die Harfenisten vor den leeren Tischen. In dem Gedränge verschwand der Elegant, wenigstens konnte ihn das scharfe Auge der Schönen nicht erspähen. Der Alte wackelte mit ihr am Arme langsam dem Feuerwerksplatze zu, und „Lenchen, Lenchen! das leid' ich nicht!" entschlüpfte seinem Munde.

Hr. Stuwer hatte sich an diesem Tage selbst überboten. Die erste Fronte, das Feuerwerk im Feuerwerke, überraschte im höchsten Sinne dieses Wortes. Es war ein herrlich Schauspiel, beschreiben läßt es sich nicht, man kann es nur bewundern. Die zweite Fronte: Mai-Geschenke für meine Gönner, war das sinnigste und zarteste, was je in der Pyrotechnik geleistet wurde. Die herrlichen Rosen in dem Blumenkorbe, die zarten Täubchen mit den Zweigen im Schnabel und die Strahlensonne über dem Ganzen machte das Schauspiel zu einem Feenmährchen. Dritte Fronte: Eine neue Sonne geht auf, und es war eine neue, vielleicht die schönste Sonne, die je an dem Feuerwerkshimmel geleuchtet hatte! Vierte Fronte: Novitäten aus Turin. Eine Melone, von dem wunderbarsten Farbenspiele, wie noch nie da gewesen, erregte durch die seltene Bewegung das Erstaunen aller Anwesenden. Fünfte Fronte: Nachfeier des neunzehnten Aprils. Eine tempelartige Zeichnung, in der Mitte die Ziffer des hochgefeierten Tages: April 19. Die Nachfeier des allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät unseres hochverehrten Kaisers und Herrn konnte nicht würdiger dargestellt werden, als es hier Hr. Stuwer that. Ein einstimmiges Bravo ertönte, doch der sinnige Künstler hatte dem Publicum eine Überraschung vorbereitet; denn plötzlich verwandelte sich das Datum des Geburtstages in jenes des hohen Namensfestes, und der 30. Mai erglänzte im brillanten Schimmer. Ein Beifallsjubel durchbebte die Luft. Dieser Fronte schloß sich die Schlussdecoration: Monument, der Völker Glück, würdig an. Die theuren Namenszüge F. I. leuchteten im Sternenglanze wie der Name selbst am Himmel des Völker-Glücks. Stuwer hat auf die würdigste Weise den hohen Tag gefeiert, und sich selbst ein Monument gesetzt. Wie immer, erhielten unter den vielen und außerordentlich schönen Luftstücken die Fallschirm-Racketen den größten Applaus; diese allein verdienen schon den großen Anspruch, welcher auch dießmal dem eminenten Pyrotechniker zu Theil wurde. Sie erhellten mit ihrem Scheine die ganze Gegend und diese erglänzte bald in blendend weißem, bald in hellrothem, bald in grünem Lichte.

Der alte Herr ergötzte sich sehr an diesem herrlichen Schauspiel, während seine Begleiterin das Licht benutzte, um dem wiedergefundenen Elegant einige wohlwollende Blicke zukommen zu lassen. Dieser schlich von dem Alten unbemerkt auf ihre Seite und lispelte zwischen dem Krachen der zweiten Fronte fragend: „Wann seh' ich Sie, mein Engel wieder?"

Der Alte hielt fest den linken Arm der Schönen und starrte in das Brillantfeuer, sie wandte den Lockenkopf und erwiederte kaum vernehmbar: „Morgen fährt der Herr nach Glogganitz."

„Wir sehen uns also?"

„Mittags, auf der Bastei."

„O schön! herrlich! das entzückt mich!" rief der Alte und küßte die Fingerspitzen der Schönen. — War das Fronte? Da begann die donnernde Kanonade, die Dame erschrak gewaltig, sie fuhr zusammen und stürzte in die Arme des jungen Mannes.

„Aber Lenchen, was thust du?" rief der betroffene Alte.

„Der Schreck!" entschuldigte der Andere.

Sie hatte sich schnell wieder erholt. „Es ist nichts, Papachen!" stotterte sie und klammerte sich an den Arm des Alten; dieser streichelte ihr schmeichelnd die Wangen und führte sie an den Wagen. Der Elegant schlich nach und es gelang ihm noch einen Händedruck zu appliciren.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugesellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

— № 68. —

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 6. Juni 1842.

X > Y.

„Endlich kommst du, Neffe! Ich habe dich schon den ganzen Abend hergewünscht."

„Das freut mich, lieber Oheim, wenn Ihnen meine Gesellschaft erwünscht ist; und am meisten freut es mich, wenn Sie mir das in so guter Laune und mit so heiterem Gesichte sagen."

„Habe ich nicht Ursache fröhlich zu seyn? Denke dir nur, da gehen mir heute zwei Schuldposten ein, die ich schon lange her als verloren aufgegeben, und so gut wie gänzlich vergessen hatte."

„Und da haben Sie nun mich hergewünscht, um mit einer dieser Summen mir eine Freude zu machen?"

„Das ist mir in der That nicht eingefallen. Daß beide Summen, die eine nach Hamburg, die andere nach Steyr sollen, darüber bin ich mit mir einig. Nicht darüber, wohin ich die größere, wohin die geringere senden soll; und das ist es, worüber ich deine Meinung zu vernehmen wünschte."

„Und wie hoch belaufen sich beide Summen?"

„Ich meine, es genüge, wenn ich dir sage, daß die eine bedeutend größer ist, als die andere."

„Also zwei unbekannte Größen (X, Y); und die eine größer als die andere (>). Lieber Oheim, ich muß Ihnen gestehen, daß die Frage, die Sie mir da vorlegen, gar nicht leicht zu lösen ist."

„So scheint es mir auch."

„Gesetzt, ich wollte sagen: Senden Sie die größere Summe nach Steyr, die kleinere nach Hamburg, weil das Unglück dort fast durchaus die ärmste Classe der Bewohner getroffen und diese dadurch nicht nur ihre ganze Habe, sondern auch ihre Werkzeuge, und somit die Mittel ihrer Existenz verloren haben; gesetzt, ich wollte sagen, daß Hamburg, wie ungeheur sein Verlust auch sei, nach dem Zeugniß öffentlicher Angaben auch jetzt noch die reichste Stadt Deutschlands bleibe, daß trotz der Größe ihrer Verluste ihr reiche eigene Hilfsquellen geblieben, und daß der Strom der Wohlthätigkeit aus dem In- wie aus dem Auslande am reichhaltigsten sich dorthin ergieße; gesetzt, sage ich, ich wollte diese einfach und klar auf der Hand liegenden Gründe zum Vortheil Steyrs geltend machen, und Sie theilten nun mein Gutachten irgend einem Ihrer Freunde mit, so könnte ein solcher leicht dagegen eine pomphafte Schilderung der nordischen Handelsstadt und ihrer Bedeutung für ganz Deutschland dagegen in die Wage werfen; mich aber ganz kurzweg einer spießbürgerlichen Gesinnung beschuldigen."

„Ich hätte nicht geglaubt, daß diese Rücksicht bei dir so besonders schwer ins Gewicht fiele."

„Das thut sie auch nicht. Aber bedeutender fällt eine andere Rücksicht ins Gewicht. Wie ansehlich die Hilfsquellen und Zuflüße Hamburg's, gegen jene der kleinen Provinzialstadt gehalten, auch immer seyn mögen, des Elendes der ärmeren Classe ist gewiß auch dort genug; und in solchem Falle scheint es mir schon fast Härte zu sagen: Gib hier, und dort nicht! oder auch nur: Gib dort weniger als hier. Inzwischen —"

„Ein inzwischen, weiß ich, hast du immer im Vorrathe."

„Inzwischen glaube ich, gäbe es hier noch eine andere Stimme, als die Stimme des Mitgefühles, zu hören. Wenn nämlich jeder Unglückliche ein Recht auf unsere Unterstützung hat; so haben doch gewiß überall diejenigen ein Näherrecht, welche in den Kreisen des socialen Lebens uns näher gestellt sind."

„Ein Recht auf unsere Unterstützung hat, glaube ich, der Unglückliche, besondere Fälle ausgenommen, gar nicht. Durch den Begriff des Rechts scheint mir der Begriff der Wohlthätigkeit, als Tugend, durchaus aufgehoben zu werden."

„Mir scheint im Gegentheile das Recht aus dem Begriffe der Wohlthätigkeit selbst zu fließen. Denn was ist Wohlthätigkeit anders, als ein durch die That sich äußerndes Wohlwollen? und hat nicht jeder Unglückliche, schon als Mensch, ein Recht an dieses Wohlwollen, das eben nur nach einem bestimmten Bedürfnisse auf eine bestimmte Weise sich zu äußern aufgefordert wird? Überdieß wird, wie Sie sagten, der Begriff der Wohlthätigkeit als Tugend dadurch keineswegs aufgehoben, weil es, indem jede Unterstützung die wir Andern zuwenden eine Selbstentäußerung voraussetzt, dem zufolge hier Grade gibt, welche über dasjenige, was die Pflicht des Wohlwollens von uns fordern mag, hinausgehen, und somit einen Anspruch auf jene Tugend begründen."

„Gut, ich will das zugeben. Ganz gewiß wirst du nun auch das Näherrecht mir als eine strenge Pflicht zu demonstriren versuchen."

„Im juridischen Sinn nicht; sonst aber unbedenklich. Denn wenn der gesellschaftliche Zustand jedes besondern Kreises nach den Bedingungen, unter welchen er besteht, als ein Gut zu betrachten ist; so ist es klar, daß diejenigen, welche diesem Kreise im engeren Verbande angehören, selbst, oder deren Vorfahren, dazu beigetragen, daß dieser Zustand sich ausbilden konnte und daß er sich erhalten kann; und die, als Genossen desselben Kreises, mit uns gelebt, gestrebt, gewirkt, und freudige wie traurige Begebnisse mit uns getheilt haben, so ist es klar, sage ich, daß diese auch ein Näherrecht an unsere Unterstützung haben."

„Aber hast nicht du selbst erst neulich es als einen Fortschritt des socialen Lebens gepriesen, daß in Beziehung auf Wohlthätig-

keit unſere Sympathien jetzt auch die entfernteſten Nationen und Völker umfaſſen?“

„Allerdings, und als einen erfreulichen Fortſchritt des ſocialen Lebens muß jeder Unbefangene dieſe Erſcheinung anerkennen. Nur wünſche ich, daß neben dieſem Ausweiten unſerer Sympathien uns jener Gemeinſinn nicht verloren gehen möge, der einſt ſo Großes und Herrliches geſchaffen, und dem wir zunächſt ſo viele Denkmäler der Wohlthätigkeit verdanken, welche eine frühere Zeit der unſern überliefert hat.“

„Unſern Landesgenoſſen alſo, meinſt du, ſolle ich die größere Summe zuwenden?“

„Ich meine, daß Sie, lieber Oheim, dazu ſchon entſchloſſen waren, ehe Sie mich noch fragten, und daß Sie mich, nach Ihrer Weiſe, nur ein wenig ſpazieren geführt haben. Und nebenher meine ich, Ihr Herz gut genug zu kennen, um überzeugt zu ſeyn, daß der Betrag der kleinern Summe hinter jener größern nicht allzu weit zurückbleiben werde.“ Michael Enk.

Die Roſe von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortſetzung.)

Als man an die Thore von Stockholm kam, und der Führer der Dragoner dem Wache habenden Officier Bericht erſtattet hatte, begab ſich dieſer an den Senftenſchlag um den Pſeudo-Feldmarſchall in Empfang zu nehmen.

Aber der Rothmantel mochte Ähnliches erwartet haben; denn er hatte ſeinen beweglichen Kerker bereits verlaſſen, und trat nun, mit dem Offizier ein leiſes Geſpräch anknüpfend, bei Seite.

Nach wenigen Minuten ſah man ihn wieder die Senfte beſteigen, die ſich jetzt unangefochten in den verödeten Gaſſen verlor.

Der Offizier aber ließ ſichtbar beſtürzt die Reiter abſitzen, und zog, nachdem er jeden läſtigen Zeugen entfernt hatte, einen gefüllten Beutel hervor, alſo ſprechend:

„Ihr Leute, dieſe Thaler ſind ein Geſchenk deſſen, der Eurer Obhuth anvertraut war. Nehmt ſie, thut Euch gütlich dafür; doch haltet Eure Zungen in Zaum und ſchweigt; wenn Ihr nicht mit den Berggruben von Danemora bekannt werden wollt.“

Ihrem Wachtmeiſter aber befahl er alſogleich gegen Araslöf zu reiten.

„Grüßt mir den Rittmeiſter Dohna,“ lautete der Auftrag, „und ſagt ihm, er habe dießmal gewaltig geirrt. Doch die Sache ſei beigelegt, und es werde ihm nur befohlen, keine weitere Meldung zu machen.“

8.

Während ſich ſolches auf der Landſtraße begab, widerhallten die Prunkſäle Araslöfs von mannigfaltigem Jubel.

Das erfindungsreiche Genie des Obriſten Fahrenbach hatte daſelbſt alles aufgebothen, die dießfalls gehegte Meinung ſeines Gaſtfreundes zu rechtfertigen.

Eine impoſante Beleuchtung der Säle, die mit blau und golddurchwirkten Seidentapeten behängt waren, ſollte das Auge des Eintretenden erblöden machen, das in dem Strahlenmeere ſchüchtern nach einem Ruhepuncte ſuchte, und ihn weder in dem Schimmer der Wände noch im bunten Gewühle der verſammelten Gäſte finden konnte, auf deren feſtlichen Gewändern die Ausbeute von drei Welttheilen zu prangen ſchien.

Bereits hatte das Feſt begonnen. Ein wohlbeſetztes Muſikchor, dem man an dem einem Ende des Saales ſeinen Platz angewieſen, lockte die Tanzluſt Jener, die es nicht vorgezogen, in Maskentracht ſich einzufinden und auf Koſten ihrer Hülle an ihren Gefährten von Sammt oder Seide Witzeleien aller Art auszuüben. Doch ward ihre Luſt durch die feurigen Jünger Terpſichorens mächtig geſchmälert; denn man ſah dieſe, dem Zauber der Töne gehorchend, gleich leichten Seglern, und mit luſtig flatternden Wimpeln, auf die hin und wieder zuſammengedrängten Maſſen loßſteuern.

Die Pauſen der Erholung aber, welche der Ausführung der verſchiedenen Tänze folgten, hatte Fahrenbach dazu benützt, um das Ohr durch die Silberfalten und die klangvollen Weiſen eigens hiezu berufener Minneſänger zu ergötzen.

Es war zu dieſem Zwecke in der entgegengeſetzten Richtung der Muſiker eine Art von Balluſtrade errichtet, deren hellroth überzogene Ruheplätze man ausſchließlich für die Schönen von Stockholm beſtimmte, welche ſich auch auf dieſer Erhöhung um ſo lieber einfanden, als einmal in ihrer Nähe das Chor der Sänger ſeinen Standpunct hatte, und dann ihr Auge den Vortheil genoß, auf dem Tummelplatz, der ſo manche Zierde der Ritterſchaft Stockholms einſchloß, ungeſtört demjenigen folgen zu können, den bereits das pochende Herz als Sieger der unbeſiegbar Scheinenden anerkannt haben mochte.

Schon war die Stunde herangerückt, in welcher in einem mit dem Hauptſaale in Verbindung ſtehenden ähnlichen Raume ein glänzendes Mahl die erſte Abtheilung der Feſtlichkeiten ſchließen ſollte. Während nun ein Theil der Gäſte dahinſtrömte, um ſich an den Mundvorräthen des Schloſſes von Araslöf und den Schöpfungen ſeines Küchengubernators zu verſuchen, ſtand finſtern Blicks Graf Magnus Brahe hinter einem Bogenpfeiler, und ſah unverwandt nach der Balluſtrade, an deren goldenem Geländer eine Maske hielt, welche mit der reizenden Ebba, deren Schönheit dort gleich einem Meteor am ſternbeſäeten Himmel ſtrahlte, in ein eifriges Geſpräch vertieft ſchien.

Es war eine hohe Geſtalt, deren Athletenkörper mit einem faltenreichen, bis an die Fußſpitze reichenden Mantel von weißer Farbe bedeckt, und auf dem ein ſchwarzes Kreuz zu ſehen war. Auf ihrem Kopfe ſaß ein ſilberner Helm von prachtvoller Arbeit, deſſen niedergelaſſenes Viſier das Antlitz ſeines Trägers unkenntlich machte, ohne deßhalb ihn ſelbſt einer freien Überſicht zu berauben. Ein ſchwarzer, wogender Federbuſch vollendete die Attribute des Ritters vom kriegeriſchen Orden des Kreuzes.

Gleich bei ihrem Erſcheinen war dieſe Maske der Gegenſtand der allgemeinen Neugierde geworden.

Aber Fahrenbach, in deſſen geheimen Intereſſen es liegen mochte, das Incognito derſelben möglichſt aufzuheben, hatte die an ſich wendenden Forſcher für die Vermuthung zu gewinnen gewußt, in dem Kreuzträger den König Guſtav Adolph zu erkennen.

Dieſe Aufklärung ſchützte zwar jetzt die Maske von jeder ferneren Zudringlichkeit, aber ſie lieh zugleich manchem geheimen Neider des Hauſes Brahe den Stoff zu den verſchiedenſten Bemerkungen, und bald vernahm man hie und da ein ſcharfes Wort über das Benehmen des Königs, welcher, während er am Berliner Hofe um die Hand einer churbrandenburgiſchen Prinzeſſin warb, hier mit Umgehung der ſchwediſchen Ritterſchaft der jungen Herrin von

Arasköf seine ganze Aufmerksamkeit schenken mochte. Auch wußte der schlaue Fahrenbach es so zu karten, daß Graf Magnus mehr als einmal ein unwillkürlicher Zeuge solcher Redensarten seiner Gäste seyn mußte.

Diese peinliche Lage, welche dem alten stolzen Manne die Zornröthe in die Wangen trieb, auf das Höchste zu steigern, sah man jetzt den deutschen Herrn, der nur für seine Dame Auge und Ohr zu haben schien, sich eine Schleife an seiner Mantelschließe befestigen, welche der jungen Gräfin, sey es durch Zufall oder absichtlich geschehen, entfallen war.

Da hielt Herr Magnus Brahe nicht länger an sich. Gleich einem Rasenden suchte er nach dem Marschall des Festes.

„Fahrenbach," rief er ihm halb leise und mit Tod sprühenden Augen zu, „meine Langmuth ist am Ende. Habt Ihr Eure Anstalten getroffen, wie wir es verabredet?"

„Ja," sagte dieser mit verstellter Kälte, indeß sein Herz dem sehnlichst erwarteten Momente entgegenjauchzte, „obgleich ich alles für überflüssig hielt. Aber was ist Euch, Graf, daß Ihr bald blaß, bald wieder roth werdet? Faßt Euch, wo wir so viele Zeugen um uns haben."

„Ihr habt Recht," entgegnete dumpf der alte Mann; „doch macht, daß Ihr fortkommt, und erwartet mich am Eingange des Gartens. Habt Ihr für scharfe Klingen Sorge getragen? denn, bei Gott! nur Einer von uns soll lebend zurückkehren."

„Verlaßt Euch auf mich, nur sucht jetzt jedes Aufsehen zu vermeiden," schloß der Oberst. Bald darauf verließ er den Saal. Während nun Graf Magnus sich der Ballustrade zuwandte, auf welcher die meisten Damen bereits ihre Sitze verlassen hatten, und Ebba Brahe, von ihrem galanten Ritter geleitet, ein Gleiches beabsichtigte, folgte dem Herrn von Fahrenbach eine schwarze Maske, die ihn den ganzen Abend fest im Auge gehalten.

„Das Geheimniß naht seiner Enthüllung," flüsterte leise der Weißmantel zu seiner Dame, als er den Schloßherrn von Arasköf am Fuße der Ballustrade gewahrte. „Tretet deßhalb zurück, theure Ebba, doch fürchtet nichts."

Jetzt nahte stolzen Schrittes der alte Graf, und seine Gesichtszüge drückten einen Theil jener Gefühle aus, die seine Brust begrub.

„Herr Ritter vom Kreuze," sagte er nach einem gemessenen Kopfnicken, und ein bitterer Hohn umspielte seine Mundwinkel, „wie leid es mir thut, Eure Unterhaltung zu stören, so muß ich doch um ein Wort ohne Zeugen ersuchen, und Euch deßhalb bitten, mir zu folgen."

Als die Maske durch ihr Geberdenspiel ausdrückte, daß sie zu solchem bereit sei, fuhr der Graf in gleicher Weise fort: „Zugleich will ich Euch ermahnen, jene Schleife zurückzustellen, die Ihr ohne Recht und wohl nur zufällig an Eurem Mantel befestigt habt. Ich sage Euch dieß, weil ich noch glauben will, einen Zerstreuten vor mir zu haben, in dessen Eigendünkel es nicht lag, sich eines Abzeichens anzumaßen, das nach schwedischem Brauch und Sitte nur den erklärten Farbenträgern ehrbarer Damen gestattet ist. — Ihr lehnt es ab!" zürnte er jetzt, als die Maske eine ähnliche Bewegung machte. „Tod und Hölle! Ihr wagt es, mich im Angesicht der edelsten Geschlechter Schwedens zu beschimpfen?"

Da trat der deutsche Herr hart an den Grafen:

„Graf Magnus Brahe," sagte er eintönig, „ich bin bereit um die Hand deiner Tochter zu werben."

„So beliebe es Euch, den Helm zu lüften," entschied dieser; „denn meine Tochter ist kein Preis für die Hand eines Namenlosen."

Da ließ der Räthselhafte die Kopfbedeckung vom Haupte.

„De la Gardie!" rief zurücktaumelnd der Graf, „warum habt Ihr solches Spiel mit mir getrieben. Nimmermehr verzeiht Euch Magnus Brahe diese Schmach."

„Sprecht mein Urtheil, wenn Ihr werdet geprüft haben," sagte ernst der Feldmarschall. „Jetzt kommt!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Neunte italienische Oper: Saffo," lyrische Tragödie in 3 Acten. Buch von Camarano. Musik von Pacini.

Es ist ein allgemein anerkannter Übelstand, daß die neueren Componisten Italiens, und durch ihre Veranlassung auch die Librettoverfasser, von der ihnen durch die Natur zugewiesenen Bahn des heiteren, jocosen oder leichtfertig gemüthlichen Operngenres abweichend, so häufig hochtragische Momente aus der Geschichte, ja sogar große von der Nachwelt angestaunte Helden des Römer- oder Griechenthums zum Gegenstande ihrer dramatischen Behandlung wählen. Solchen Sujets eine richtige Zeichnung zu geben, vermag kaum die kräftige Hand eines deutschen Meisters, denn der Hang zum Ernste, zur Tiefe und Characteristik angeboren, während dem Italiener schon sein heißes, leichtfließendes Blut ein tieferes Eindringen in das ernste dramatische Leben verwehrt. Wir sind fest überzeugt, daß die eine Hälfte des Beifalles, welcher dem anwesenden Maestro Donizetti für sein neuestes Operwerk in so reichlichem Maße gezollt wurde, wesentlich dem Umstande zuzuwenden sei, weil das Sujet halb heiter und halb sentimental ist, und der Tonsetzer seine componistische Individualität mit dem Character vieler Scenen besser, als sonst, in Übereinstimmung bringen konnte. Nehmt euch ein Exempel daran! —

Es ist ja auch nicht nothwendig, daß Einer, der heitere Schwänke recht ergötzlich in Tönen wiedergeben kann, es auch verstehe, eine „tuba mirum" ergreifend ertönen zu lassen.

Saffo, diese berühmte Dichterin des klassischen Alterthums, wäre allerdings ein Vorwurf selbst für ein musikalisches Drama. Ihre bekannte heiße Liebe zu ihrem Gemal und die Verzweiflung, in der sie allen aus dieser leidenschaftlichen Neigung entstandenen Leiden ein Ende machte, gäbe eine herrliche Grundanlage dazu; doch die Libretto- und Partiturfabrikation unserer Zeit hat sehr merkantilische Zwecke im Auge, als daß es ihr nur um einen Anflug von verständiger oder künstlerischer Behandlung zu thun sein könnte. So hat denn auch diese Pacinische „Saffo" einen Überfluß an undramatisch-gedehnten Scenen, bei denen uns das Erscheinen der Personen wie ein Spiel des blinden Zufalls vorkommt, wobei der Sinn der Handlung aus den einzelnen Situationen wie bei einem Rösselsprunge gesucht werden muß. Diese Mängel wären nur dann weniger fühlbar geworden, wenn der Tonsetzer durch Melodienfrische und Neuheit einige Entschädigung gewährt hätte. Allein die wenigen Einzelnheiten, welche eine wärmere Gemüthsseite des Maestro erkennen lassen, sind so kärglich ausgestreut, und Pacini darin mit einem andern ini so nahe verwandt, daß ein solches Erkennen den Zuhörer unmöglich überraschen kann. Daher auch der Succeß kein gelungener genannt werden darf.

Die Darstellenden, als Sig. Marini, welche sich noch nicht ganz erholt zu haben schien, dann die HH. Badiali und Castellan waren nach ihren Kräften obgleich fruchtlos bemüht, dem Werke einen durchgehends günstigen Eingang zu verschaffen. Sgr. Brambilla vermochte dießmal weniger, als sonst, Herrin ihres nicht ganz undankbaren Partes zu seyn. Die Ausstattung war diesem Producte gegenüber viel zu splendid. Chor und Orchester ließ unter Hrn. Nicolais Leitung hie und da Spuren

einer ersten Production gewahren. Der Vortrag eines Clarinett-Solo durch Hrn. Klein war sehr genußreich in dieser Oper, welche auf deutschem Boden wahrscheinlich wenig Früchte tragen wird.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag, den 4. Juni, zum ersten Mal zum Vortheile des Schauspielers Hrn. Adolph Börger: Der Sohn der Wellen, romantisches Drama in 5 Acten, aus dem Englischen des Bulwer übertragen von Bärmann, eingerichtet von A. Hesse. — Capitän Normann (Hr. Börger) ein Erstgeborner, wie man ihn in englischen Romanen tausendmal findet, der die ganze Welt durchirren muß, damit einen zweiten Sohn das Erbe ungeschmälert bleibt, „der Sohn der Wellen" kehrt zurück, findet seine Mutter (Dlle. Ammesberger), in deren Brust Liebe für den ersten Sohn, und Furcht für das Erbe des zweiten im Kampf liegen, den ihr entfernter Verwandter Sir Maurice Vernor (Hr. Hesse) noch schürt, findet seine Geliebte Violet (Dlle. Jaritz) die Verey, sein Bruder entdeckt, Maurice macht den Verräther, den Zwischenträger, stellt Mörder, will der Mutter die Documente, die für den Erstgebornen zeugen, verschaffen, verräth die Flucht der Liebenden an Verey. Bei einer Kapelle, in der Normanns Vater getödtet wurde, mordet dessen Mörder jetzt auf Vereys Befehl auch den Friedensrichter Onslow, der die Documente bewahrt. Normann verhindert den Raub, erfährt von dem Sterbenden die Geschichte seines Lebens, erhält die Documente; rettet seinen Bruder, läßt ihm das ganze Erbe, und geht mit Violet auf die Wellen. — Diese Handlung ist breitgestreckt und gedehnt, und mußte zu Ende auseinanderreißen, so entstand die Catastrophe, die nicht die Handlung und die Charactere bedingen. Geld und Reichthum sind die Hebel, und man weiß ja, wie nur Ein solcher Hebelarm den gewichtigsten Mord, das unnatürlichste Herz einer Mutter, die fürchterlichste Eifersucht ohne Liebe auf sich nimmt. Das Mutterherz wie es sich hier durchblicken läßt, hätte Bulwer vielleicht in einem Roman besser motivirt; im Drama gilt es aber, die kleinen Motive zusammenzudrängen, und das ist hier nicht der Fall. Die Helden nehmen den Mund voll, sagen mit hundert Worten was sie besser mit Einem sagen könnten, die Frauen verläugnen ihre Geschwätzigkeit nicht, plaudern Geheimnisse aus. Wir sehen auf den ersten Blick, wie der erste Held, der schon oft und mit Beifall in Romanen debutirte, endlich auf die Bühne kommt. Charactere werden aus dem Garten des Romans auf das Treibhaus der Bühne gebracht, wo sie bei künstlicher Wärme wohl schnell blühen aber auch schnell verwelken. Viele Figuren dieses Dramas hätte Shakespeare wegen ihrer Geschwätzigkeit nicht einmal in seinen stummen Gefolge verwenden können. — Unter den Mitspielenden verdienen besonders Hr. Hesse ausgezeichnet zu werden wegen der gelungenen Auffassung seiner Rolle; Hr. Börger und Dlle. Ammesberger forcirten zu sehr, erhielten jedoch stellenweise verdienten Beifall; Dlle. Jaritz spielte gut. — Der Besuch war zahlreich.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Die Bierglocke in Wien) befand sich auf dem kleineren Thurme der Stephanskirche, dem Bischofhofe gegenüber, und trug die Jahreszahl 1457. Mit dieser Glocke wurde täglich das Zeichen gegeben, wann alle Bierschänken Wiens geschlossen werden mußten; im Jahre 1459 erging ein kaiserlicher Befehl, daß es Jedermann strenge untersagt und verboten sei, nach dem Läuten der Bierglocke mit offenem Lichte über die Gasse zu gehen. Seit dem Jahre 1772 ist diese Glocke verstummt, daher hören die Leute nimmer das Zeichen, wann sie die Bierhäuser zu verlassen haben.

(Die Kanzel des heil. Capistran) an der äußeren Rückwand der St. Stephanskirche zu Wien, ausgezeichnet durch die herrliche Steinmetzarbeit, womit sie geziert ist, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und wird von jedem Vorübergehenden bewundert. Dagegen verfiel eine andere Kanzel, gegenüber von der obgenannten, auf einem Hügel gegen den sogenannten Fuchslhof zu, ganz dem Zahne der Zeit, und dennoch war diese Kanzel dadurch historisch merkwürdig, daß auf derselben lange Zeit gegen Luther's Lehre Controverspredigten gehalten wurden. Sie stand ungefähr da, wo jetzt der Eingang zur neuen Gruft ist.

(Der Hochaltar in der Stephanskirche zu Wien) ist sowohl durch seine zierliche Einfachheit, als auch durch den guten Geschmack der Anordnung aller Einzelnheiten ein Meisterwerk der Kunst zu nennen. Derselbe ist aus schwarzem polnischen Marmor, mit 11 Bildern aus weißem Marmor geziert. Seine Höhe beträgt 11, die Breite aber 3 Klafter und 4 Schuh. Der Künstler Johann Jacob Bock, ein Ausländer von Geburt, hatte denselben im Jahre 1640 angefangen und nach sieben Jahren vollendet. Die Wiener Bildhauer legten ihm Anfangs gar große Hindernisse in den Weg und sinnten sich darauf, sie wollten ihm darum die Ehre dieser Arbeit nicht gönnen, weil er noch kein Meisterstück gemacht habe. Allein der Bischof Friedrich von Breuner, auf dessen Befehl der Altar errichtet wurde, und dem an Vollendung desselben durch die kunstfertige Hand Bock's gelegen war, hob dadurch alle Anstände, daß er es beim Stadtrathe dahin zu bringen wußte, daß dieser Altar selbst als des Künstlers Meisterstück betrachtet wurde. Bock erhielt für Herstellung desselben 25.491 Gulden.

Auf dem zinnernen Altarblatte, welches Johann Georg Dibalb gegossen und um 382 Gulden plattenweise zusammengefügt hatte, ist von einem Bruder des gedachten Bildhauers, Tobias Bock, die Steinigung des heil. Stephan mit künstlichem Pinsel entworfen, wofür er, nebst täglichem Unterhalte, 1880 Gulden und 4 silberne Becher erhielt. — Zur weiteren Verschönerung dieses Altars ließ Bischof Breuner einen aus vielen kostbaren Steinen zusammengesetzten Tabernakel von einem Künstler in Palermo verfertigen, welcher 7765 Gulden kostete und im Jahre 1467 zugleich mit dem Altare aufgestellt wurde. Somit kostete der ganze Hochaltar mehr als 35.000 Gulden, was für die damalige Zeit eine enorme Summe war

Omnibus.

(Weibliche Jongleurs.) Die Jongleurs in Madrat, vorzüglich aber die weiblichen, haben eine Weltberühmtheit erlangt. Sie sind besonders schlank und geschmeidig, daß sie mehr Schlangen als Menschen ähnlich sehen. Es ist ihnen ein Leichtes, eine Leiter an den Boden zu setzen, sich zwischen den einzelnen Sprossen hindurch zu winden, bis sie endlich auf der höchsten Stuffe angelangt sind, worauf sie dann wieder auf dieselbe Weise herunterkeigen, indem sie fortwährend die Leiter in perpendiculärer Stellung aufrecht erhalten.

Man sieht dort eine Frau, wie sie die Spitze eines Schwertes in irgend einen schwarzen Farbenstoff eintaucht, das Heft wird fest in den Boden gerammt, und nachdem sie einige Schwingungen in der Luft gemacht, hat die Künstlerin einen Theil jenes Farbenstoffes vom Schwerte mit ihrem Augenlide aufgefangen. Mehre dieser wunderbaren Dinge beruhen offenbar auf optischen Täuschungen, welchen man aber bisher noch nicht auf die Spur kommen konnte.

(Deutsche Sprache in Spanien.) Auch auf der pyrenäischen Halbinsel wird unsere Muttersprache in neuester Zeit einer weit größeren Aufmerksamkeit gewürdigt als bisher, und einen Beleg für diese Behauptung liefert der erfreuliche Umstand, daß in Madrid vom 1. Jänner 1842 angefangen eine deutsche Zeitschrift unter dem Namen: „Deutsche Revue" ans Licht getreten ist, welche viele schätzbare Artikel über deutsche Zustände enthalten soll.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute den 6.: „Das Schmuckkästchen." — Dienstag den 7.: „Treue Liebe." — Mittwoch den 8.: „Pauline." — Donnerstag den 9. zum ersten Male: „Industrie und Herz." — Freitag den 10 Wiederholt. — Sonnabend den 11.: „Die Schule der Reichen." — Sonntag den 12.: „Der Sohn der Wildniß."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 69.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 8. Juni 1842.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Fortsetzung.)

Hiemit setzte er den Helm wieder auf, nahm den Grafen unter den Arm, und verlor sich durch die zur Tafel strömende Menge.

„Euer Vater schien mit dem edlen Herrn ein ernstes Geschäft zu haben," sagte die Dame, zu welcher sich Ebba Brahe mit dem Beginne der Unterredung geflüchtet hatte, „und so wie mir dünkt, hat zwischen Beiden eine Erkennungsscene Statt gefunden.

»Sehr möglich," erwiederte scheinbar ruhig die Schöne von Araslöf. »Doch ist es Euch nicht gefällig, zur Tafel zu gehen?«

Mit diesen Worten nahm sie gegen ihre Nachbarin eine Stellung an, welche Jene zum Aufbruch einlud, und hiedurch ihrer Forschsucht ein schnelles Ziel setzte.

Als Herr Magnus Brahe mit seinem Gefährten durch die erleuchteten Bogengänge des Erdgeschosses schritt und sie wie verödet fand, gerieth er um so mehr in Erstaunen, als er nach seiner Meinung hier die eigene Dienerschaft sowohl als jene seiner Gäste treffen sollte.

Eben wollte er dieses Gefühl, dem sich zugleich eine kleine Anwandlung von Furcht beigesellt hatte, gegen den Feldmarschall laut werden lassen, als mit einem Male Waffengeraffel an sein Ohr drang.

Hierüber ward er stutzig, und verweilte wohl eine Secunde in der Stellung eines Horchenden. Doch de la Gardie trieb ihn zur Eile an, und so gelangten Beide in die Vorhalle des Schlosses, in welcher sie jetzt die Pforte, die von hier außer die Mauern von Araslöf führte, geschlossen fanden, während jene, durch welche man längs dem sich aufrollenden Hofraume in den, an die Rückseite desselben stoßenden Schloßgarten gelangte, mit schwedischem Kriegsvolk angefüllt war.

Dort trafen sie auf Erich Benkström, den Oberstlieutenant der Gardedragoner, der eben im Geleite Einiger seiner Leute aus dem Garten trat.

„Bemüht Euch nicht weiter, Excellenz," rapportirte dieser, als er des Feldmarschalls ansichtig wurde. „Es war ein leichtes Stück Arbeit; die feigen Schurken warfen beinahe früher die Waffen weg, als sie die Fäuste der Dragoner im Nacken fühlten. Leider haben mir nur halb geerntet, und der Oberst ist entwischt."

„Entwischt?« zürnte der Feldmarschall; „so haben wir den Wurf verfehlt. Denn seine Söldner mögen wenig oder gar nichts von seinen Schlichen wissen, und sind des Strickes kaum werth. Darum hurtig, Oberstlieutenant, hetzt ihm alles was Beine hat auf den Hals. Brecht auf, sag' ich, und hundert schwedische Thaler sind dem, der den Erzschelm einliefert!"

„Seid deßhalb unbesorgt, Excellenz. Ich habe zur selben Minute, als mir Fahrenbach's Flucht gemeldet ward, alle Anstalten getroffen, seiner habhaft zu werden. Auch lag es nicht in dem Mangel an Wachsamkeit, daß er entkam."

„Fahrenbach ein Schelm, ein Verräther?" unterbrach Graf Magnus erstaunt den Officier.

„So ist es, werther Vetter," belehrte ihn de la Gardie, „und es galt hier nichts weniger, als den König der Gewalt Sigismunds von Polen zu überliefern."

„Und unter meinem Dache, beinahe vor meinen Augen wurden diese höllischen Ränke angesponnen, ohne daß ich das Geringste merkte? O, ich bin unerhört betrogen worden!"

»Ja," sagte der Feldmarschall, „Ihr hattet es mit einem Schlaukopfe zu thun, der dießmal an der schwedischen Ehrlichkeit den Faden für seine Netze abzuspinnen dachte. Doch kommt, laßt uns das Schlachtfeld besehen. Oberstlieutenant, zieht die Wachen ein. Von den gefangenen Vögeln wird sicher keiner mehr ledig werden, und der ausgeflogene hat wohl anderwärts seinen Schlupfwinkel aufgefunden. Dann erzählt uns, wie es gegangen."

»Excellenz," begann alsbald Erich Benkström, „Ihr werdet wissen, wie ich im Prunksaale des edlen Grafen den Obersten fortwährend scharf im Auge hielt; so wie, daß mein Rottenmeister, den wir in den Rock der königlichen Dienerschaft gesteckt, sich gleich bei Beginn des Festes an den Vertrauten Fahrenbach's machte und ihm im Trunke so weidlich zusetzte, daß derselbe vor der vollends eingebrochenen Dunkelheit die Trinkstube nicht wieder verließ, und also nichts von den Dragonern gewahrte, die man indeß unbemerkt in das Schloß ließ und welche sich in den Garten verbargen. Endlich verließ der Deutsche, dem schon die Zunge schwer wurde, seinen Zechgenossen, und stahl sich durch dem Garten in den Wald hinaus. Als ich durch den Rottenmeister, der ihm nachgeschlichen, von dem Anlangen der Meuterer alldort Kunde kamen, befahl ich, den Officier jener Dragoner, die ich außer dem Schlosse in ein Versteck gelegt hatte, hievon mit der Weisung zu benachrichtigen, Araslöf vorsichtig zu umgehen, und sich geräuschlos an der Hinterpforte des Schloßgartens festzusetzen. Bald darauf verließ Fahrenbach den Saal, und ich hatte Eile, ihm zu folgen, so schnellen Schritts rannte er nach dem Garten. Als er sich jetzt dem Wasserbecken näherte und dort mit der ganzen Rotte zusammentraf, um wahrscheinlich die letzte Austheilung der

Rollen zu bewerkſtelligen, hielt ich ſolches für überflüſſig, gab mein Zeichen, und von allen Seiten ſtürmten die Dragoner auf den erſchrockenen Feind, den ſie ohne viele Mühe entwaffneten. Nur dem Fahrenbach, der wohlbewaffnet ſeyn mußte, gelang es nach einem verzweifelten Kampfe das Dickicht zu gewinnen, und ein in der Hitze des Streites einem der Dragoner entfallener Helm, den wir erſt ſpäter vermißten, und deſſen er ſich bedient haben mochte, ſo wie ſein weißer Mantel, mögen Urſache ſeyn, daß die aus der Gartenthür herbeieilenden Reiter ihn im Gedränge für einen der Unſ'rigen hielten, und alſo entwiſchen ließen.“

So ſchloß der Oberſtlieutenant.

Als nunmehr Graf Magnus mit dem Feldmarſchall zur Stelle kam, wo dieſer die Anſchläge Fahrenbach's belauſcht hatte, erblickten ſie zwölf baumſtarke Männer, die, wohl gefeſſelt, von den Dragonern bewacht waren. Aus ihren Pelzröcken, die ſie trugen, ſo wie nach ihren Waffen, welche man von ihnen erbeutet, erkannte man das Volk, über das Sigismund von Pohlen gebot.

Seitwärts von den Gefangenen aber gewahrte man in einem kampfunfähigen Zuſtande Georg Dumbart, den vertrauten Diener Fahrenbach's. Er war der Einzige, welcher nebſt ſeinem Herrn Widerſtand geleiſtet; doch ein über die mit Blut überronnene Stirne angelegter Verband bewies, daß ſein Beſtreben nutzlos und tollkühn geweſen ſei. Doch blieb ſein Trotz ungebeugt, und in den heftigen Schmähreden, die er zeitweiſe ausſtieß, ſchrieb er das ihn betroffene Los der Feigheit und Unentſchloſſenheit jener Schnapphähne zu.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Dramaturgiſche Skizzen und literariſche Charaktere.

Ein Beitrag zur wahren Würdigung künſtleriſchen Wirkens und Lebens in Öſterreich.

von

Andreas Schumacher.

III.

Was wir wollen.

Das Verdienſt bedarf in keinem Fache menſchlicher Thätigkeit der raſchen, allgemeinen und überzeugenden Anerkennung ſo dringend als eben in der Kunſt. Die Ideen des Philoſophen, die Entwürfe des geiſtreichen Mechanikers, die weltumfaſſenden Plane des Staatsmannes wachſen und gedeihen in „der rollenden Jahre Vollendung.“ Lebenskraft und Wirkung eines künſtleriſchen Werkes hängt dagegen ſtets weſentlich von der Theilname ſeiner Zeitgenoſſen ab. Die Zeitgenoſſen ſind es, die der Künſtler bei ſeinen Schöpferplanen zunächſt im Auge hat, von den Zeitgenoſſen muß ſein Trieb in's große All' der Anſchauungen und Empfindungen verſtanden, gehegt und ermuntert werden. Die Kraft, die durch ein Wort der Theilnahme verhundertfacht worden wäre, ſinkt, des lebendigen Verkehres beraubt, vom Austauſch der Meinungen und Gegenſeitigkeit der Empfindung ausgeſchloſſen, gelähmt in ſich zurück, ja die künſtleriſche Leiſtung ſelbſt, die unter glücklichen Verhältniſſen auf Bildung und Geſchmack fruchtbringend, belebend, regenerirend gewirkt hätte, erhebt ſich durch die ſpäte kritiſche Wiedergeburt kaum zum hiſtoriſchen Begriffe. Alle Kunſt gibt ſich der Welt nur für den Preis des Verſtändniſſes, der Liebe. Wenn wir daher Künſtler haben wollen, ſo müſſen wir's verdienen ſie zu haben, wir müſſen ſie verſteh'n und lieben!

Gilt dieſer Grundſatz für die Kunſt im Allgemeinen, ſo findet er auf die dramatiſche ſeine vollſte Anwendung.

Nicht bloß als die zumeiſt entwickelte, die ſich alle übrigen dienſtbar gemacht hat, die ſo hoch über allen übrigen Künſten ſteht, als das Wort über jedem andern Medium menſchlicher Mittheilung, und ſo hoch über jedem andern Gebrauche des Wortes als das lebendige Wort über dem todten Buchſtaben.

Als die zeitgemäßeſte, eindringlichſte, die großen Maſſen zumeiſt durchbildende, legt uns die dramatiſche Kunſt die treue Pflege ihres Tempels und ihrer Prieſter nahe. Die Werke ihrer ſchaffenden Genien ſind ein heiliges Vermächtniß für Jahrtauſende, aus dem Schutte dreimaligen Weltuntergangs tauchten die Tragödien eines Äſchylus, eines Sophokles noch auf; ihre Nachwirkung auf den Zuſtand der menſchlichen Bildung endigt niemals. Keine andere Kunſt beſchäftigt ſo viele denkende Kräfte, ſie allein genießt des Rechtes voller Öffentlichkeit und der ihrem Dienſte gewidmete Antheil unſerer Preſſe überſteigt weit allen Vergleich mit anderen Zweigen menſchlichen Wirkens.

Der dramatiſche Dichter, der ſeiner Kunſt neuen Aufſchwung, deſſen Schöpferkraft dem alten Thon der geſelligen Verhältniſſe neue Formen gibt, Formen, aus denen die denkende fühlende Seele wie aus ihrer Werkſtätte hervortritt, ſolch' ein Dichter gleicht dem Entdecker eines neuen Landes, welches den Segnungen der Civiliſation, den Zwecken des menſchlichen Erfindungsgeiſtes ſo lange verſchloſſen blieb, bis ſein Columbus kam und die Fahne des geſellſchaftlichen Weltverbandes auf ſeinem Boden aufpflanzte! Oder iſt es keine Entdeckung, pſychologiſche Größen zu entwickeln, in deren Anſchauung Generationen ſich verjüngen und die früher, weil unbegriffen und ungeahnt, auch nur für das Auge des Allſehenden vorhanden waren, Savannen Amerika's vor der Kreuzesfahrt nach der großen Atlantis?

Der dramatiſche Dichter iſt der kühnſte aller Dynamiker, welche je den Dampf und die archimediſche Schraube verbrüderten, mehr als alle Railroad's hebt er die Entfernungen der Völker und Populationen auf, indem ſeine flammenden Ideen, Train auf Train, nach einem neuen geiſtigen Stationsplatz fördern. Er iſt Baumeiſter, Bildhauer, Maler und Muſiker zugleich, denn phyſiſches Ebenmaß und vollendete Menſchenform, Farben- und Tongewalt, er vereinigt ſie alle im vielgeſtaltigen, ſeelenentfaltenden Menſchenwort, dem Odem Pſyche's.

Der dramatiſche Dichter iſt endlich jener wahrſte pragmatiſche Geſchichtſchreiber der Menſchheit, der die ſittliche Aufgabe menſchlicher Zuſtände am klarſten und ſichtbarſten entwickelt, Geſchichtſchreiber und Held ſeines Volkes zugleich deſſen künſtleriſche That, Sieg oder Untergang entſcheidet. Er allein ſtört die Stumpfheit der ſchlafenden Gewiſſen, er allein ſprengt die Feſſeln träger Selbſtverachtung; mit der Erfahrung unerforſchter Jahrtauſende tritt er auf und ſpricht begeiſtert von all' den hohen Siegen, welche Geiſtes- und Gemüthstiefe über die Rathloſigkeit des flachen Weltlaufs davongetragen, die Gegenwart zu immer höherer Vollendung aufzuſtacheln. Keine große That geſchah vergeblich, der Dramatiker reißt den Vorhang auf und die große That geſchieht in unſerer Mitte! Zittert, ihr Verächter der Menſchheit! Ein Wort des Dichters reicht hin die Welt zu mahnen, daß ſie ein Herz hat!

Ein Volk, welches reich iſt an dramatiſchen Dichtern hat gewiß viel Innerlichkeit, viel Geiſtes- und Gemüthsleben. Das öſterreichiſche vor allen darf ſich Glück wünſchen, auf dem Gebiete der Dramatik ſo glorreich vertreten zu ſeyn. Solche Schwalben deuten auf einen ſchönen Sommer.

Es iſt noch wenig dafür geſchehen, der Nation ihren Reichthum recht zu Gemüthe zu führen, ſie des Gedankens froh werden zu laſſen, daß auch ſie ihren Antheil an dem großen allgemeinen Leben deutſcher Literatur habe. Dieß dürfte wohl auch einer der weſentlichſten Gründe ſeyn, warum dem einheimiſchen Verdienſte die einheimiſche Anerkennung noch nicht ſo ganz, wie wohl geſchehen könnte, entgegenkam. Das Gezänk der Parteien, das Raſerümpfen der Tageskritik verleidet dem Verdienſte ſeinen Ruhm und das Volk, anſtatt mit offenem Blick auf das zu achten, was vor ſeinen Augen vorgeht, fühlt ſich in der peinlichen Lage eines Reiſenden, der nach einem Tage ſchwerer Ermüdung in der Herberge anlangt, und nun gerne die Ein-

drücke des Tages im Geiste sammeln möchte; aber die Hunde im Dorfe klaffen so laut und anhalten, daß ihm die Augenlider vor Ermattung und Mißmuth zufallen.

Ein reicher Kaufmann dünkt sich reicher, wenn er in seine Bücher blickend seinen Wohlstand in schön geformten Zahlen auf zierlich geordnete Posten zusammengetragen findet; der Ökonom dünkt sich gesegneter, wenn er die reiche Ernte des Jahres in schwellenden Garben aufgeschichtet erblickt; auch unser nationaler Stolz, unser Selbstgefühl muß sich erhoben und bereichert fühlen, wenn wir die Schätze des Geistes, die wir unser eigen nennen, gesichtet und geordnet sehen, auch das für das Schöne empfängliche Herz wird die klar dargestellten Summen unsers Kunstgewinnes mit Freude überblicken.

Theatralisches.

Den 3. Juni wurde im k. k. Hofburgtheater Macbeth zur Aufführung gebracht. Shakespeare'sche Kraft mit Schiller's anmuthiger Poesie gepaart war's, die uns wieder vorgeführt wurde. Macbeth, ein Heldengeist der schottischen Vorzeit, dessen Ehrsucht der Ruin seiner Ehre ward, Lady Macbeth, das Weib, das statt der Spindel mit Dolchen spielt, doch dieses Spiel mit ihrer Seelenruhe bezahlt, beide Charaktere wurden wie immer durch Hrn. Anschütz und Mad. Retich mit künstlerischer Vollendung durchgeführt.

Besonders ausgezeichnet war die Dolchscene. — Die meisten Schauspieler springen von der vorhergehenden Scene zu schnell auf die Visionsscene über und verletzen so die Wahrscheinlichkeit; nicht so Herr Anschütz, der uns ein Bild des stufenweisen Vorschreitens der Gewissensangst bis zur Vision vorführte.

Psychologisch wahr brachte Hr. Löwe den Charakter des Macduff zur Anschauung.

Bei Gelegenheit der im Laufe der jüngst verflossenen Woche im k. k. priv. Theater in der Josephstadt zum Besten der durch Brand verunglückten Bewohner der Stadt Steyr Statt gehabten hundertsten Vorstellung von Told's Zauberspiel: „Der Zauberschleier," zeigte sich der edle Wohlthätigkeitssinn und die biedere Menschenfreundlichkeit der Bewohner Wiens auf die glänzendste Art; denn die Vorstellung, welche auch Ihre Majestät die Kaiserin Mutter, so wie Ihre kais. Hoheit der Hrn. Erzherzog Franz und Ihre kön. Hoheit der Prinz von Salerno mit Ihrer hohen Gegenwart beehrten, ward vollauf besucht und den verunglückten Steyrern erwuchs ein Beitrag von 740 fl. C. M. Der mildthätige Hr. Pokorny hatte den freundlichen Tempel Thaliens glänzend beleuchten lassen, und eine Abtheilung des löbl. Bürger-Militärs hatte den Ehrendienst übernommen. So wurde denn der „Zauberschleier" hundertmal ununterbrochen bei stetem Zudrange gegeben, was ein bis jetzt unerhörtes Ereigniß in der Theaterwelt ist.

Sonntag den 5. d. M. trat Hr. Kunst in der Rolle des Eberard im bekannten Schauspiele: „Das Irrenhaus zu Dijon auf, und führte dieselbe zur allgemeinen Zufriedenheit des zahlreich versammelten Publicums durch. Er wurde nach jedem Aufzuge stürmisch gerufen. Hr. Posinger, ehemals Regisseur des Pesther Theaters, trat an jenem Abende zum ersten Male als neu engagirtes Mitglied auf; wir versparen uns aber ein umfassenderes Urtheil über diesen Schauspieler bis auf spätere Zeiten, wo er uns in andern Rollen Gelegenheit bieten wird, ihn gehörig zu würdigen. Die übrige Besetzung dieser französischen Rührsuppe war genügend.

Literarisches.

Bei Jos. Stöckhölzer u. Hirschfeld erscheint ehestens der 1. Band der Gesammt-Erzählungen des Hrn. Emanuel Straube: Die Pest in Wien. Der Verfasser dieser Novelle hat sich bereits ein ehrenhaftes und festes Renomée erworben, als daß nicht zu erwarten stände daß eine Herausgabe seiner sämmtlichen novellistischen Arbeiten eine außergewöhnliche Aufnahme finden sollte. Diesem ersten Bande wird das Portrait des Autors in Stahl gestochen, beigegeben.

Hr. Adolph Bube, von dem wir vor Kurzem in unserm Blatte eine Ballade lieferten, hat die nicht minder originelle als riesenhafte Idee gefaßt, die ganze Weltgeschichte (nach Becker) in Balladen zu bringen und herauszugeben. Wir wünschen ihm Ausdauer und Geduld.

Auch in Stöckhölzer's Verlag erscheint eine Broschure, betitelt: das Volksschauspiel, von Dr. H. Chiolich von Löwensberg zu edlem Endzwecke.

Der Redacteur dieser Blätter hat so eben eine Sammlung heiterer Dichtungen, vorzüglich für Composition berechnet, vollendet, welche er noch im Laufe dieses Jahres der Öffentlichkeit zu übergeben gedenkt und worüber er seiner Zeit das Nähere dem verehrten Leser des Morgenblattes mittheilen wird.

Mit dem nächsten Jahre wird der vierte Band seiner erzählenden Gedichte ausgegeben werden.

Satirische Briefe.

Von Friedrich Stump.

III.

Brief eines Theater-Secretärs an einen Volksdichter.

Mein Herr

Sie machen mir in Ihrem letzten Schreiben Vorwürfe, daß ich mit der Aufführung Ihres Stückes so saumselig, daß dasselbe sich nun schon über ein Jahr in meinen Händen befände, ohne daß ich es durchgesehen hätte.

Was das durchsehen betrifft, habe ich erfüllt, insoweit durchsehen durchblättern heißt; ein Stück jedoch durchzulesen habe ich weder die Zeit noch die Lust, die mir der Titel Ihres Volksstückes nun vollends verleidete.

Wie konnten Sie auf den Einfall kommen, einem Volksstücke den einfachen Titel: „Sinn und Unsinn" — zu geben, kein einziges Oder beizusetzen, da doch jeder rechtliche Volksdichter befliffen seyn muß, den Titel seines Stückes mit so vielen Oder als möglich zu versehen. Hätten Sie nur, wenn Sie schon einen einfachen Titel geben wollten, bloß „Unsinn" — oder „Unsinn über Unsinn" — hingesetzt; das wäre ein Anderes, da hätte Ihr Stück vielleicht ein Cassestück werden können; so aber schwächten Sie durch das vorgesetzte Wort „Sinn," den günstigen Eindruck, den der Titel „Unsinn" — auf die Volksmasse gemacht hätte! Die Oder bei den Titeln unserer Volksstücke sind das, was auf einem Speisezettel: Rostbraten mit Zwiebel, Rostbraten mit Knoblauch, Rostbraten mit Erdäpfel, Rostbraten mit Sardellen; es bleibt doch immer ein Rostbraten vulgo ein Stück Ochsenfleisch!!!

Titel waren zu jeder Zeit geschätzt; früher wurden die Titel erworben, nun gibt man sich gegenseitig Titel.

Jede Dichtung eines Poeten ist dessen Kind. Jemehr er nun seinem Kinde Titel geben kann, desto leichter kommt es gegenwärtig fort! —

Ihr Herren aus der alten Schule wähnt, man müsse erst den Stoff des Stückes erfunden haben, dann würde der Titel sich selbst finden; o nein! folgt der neuen Schule, meine Lieben, welche also spricht: „Erst einen Titel, das Stück wird sich dann schon von selbst finden." —

Wie gefällt Ihnen z. B. dieser Titel?

„Mutterfluch, Vaterfluch, Gattenfluch,

oder

Einer flucht ärger als der Andere,

oder

Sturmgeheule, Feuerlärmen und Grabesduft,

oder

Fühlt man's nicht, so riecht man's doch!

oder

Das Programm, sonst versteht man's nicht!"

Sehen Sie, lieber Freund, das ist so ein Titel von wenigstens tausend Pferdekraft, so ein Titel muß ziehen; d'rum, soll ich Ihnen als Freund rathen, so zeigen Sie ja Niemanden diesen Brief, sonst kapert

Ihnen irgend ein Localmusensohn den Titel weg, mit ihm das Stück und die Tantieme!

Eben so wenig versprechend ist Ihr Stück durch die geringe Anzahl von Personen, die darin beschäftigt sind.

Acht Personen! Was fällt Ihnen ein? jedes Haustheater hat solch' ein Personale; oder glauben Sie, der Theaterdirector soll die Herren und Damen beim Chor umsonst füttern?

Hätten Sie doch wenigstens: Landleute beiderlei Geschlechts, — Furien beim Fackeltanz, — unschuldige Kinder beim Festzuge ꝛc. ꝛc., so aber findet man von all' diesen Herrlichkeiten Nichts und wieder Nichts, als acht Personen!!!

Je mehr Personen in einem Stücke, desto mehr Handlung! das werden Sie mir doch nicht abstreiten? Handlung ist das Princip der Volksstücke; — Poesie, Charakteristik, Reinheit der Sprache, anständiger Witz und eine zu Grunde liegende moralische Tendenz wäre Pedanterie, und von unserer aufgeklärten Zeit gefordert, daß sie minder aufgeklärt sich glauben sollte!

Die Schaubühne ist das Leben.

Je mehr Handlung auf der Bühne, desto länger ist die Dauer des Spieles.

Jemehr Handlung im Leben, desto kürzer ist die Dauer des Spieles.

Auf der Bühne sinken die handelnden Personen durch Maschinen, im Leben durch Machinationen!!

Auf der Bühne wie im Leben wird, wenn die handelnden Personen abtreten — — geklatscht! Auf der Bühne schweben die handelnden Personen gar oft am Seile, im Leben immer am Faden!

Aus dem, lieber Freund, werden Sie sehen, wie wichtig die Handlung in einem Stücke ist, und für künftig darauf Ihr besonderes Augenmerk richten.

Nun was die Act-Eintheilung betrifft, bleibt es unbegreiflich, wie Sie vier Acte ansetzen konnten. Vier Acte sind eine doppelte Portion Localstück, und die Geduld des Zuschauers wird zu arg geprüft; Sie wissen doch, daß um neun Uhr die Hausthore gesperrt werden!

Sie haben durch dieses Ihr Stück unter den Mitgliedern der Bühne einen Aufstand erregt. Der Maler beklagt sich, daß seinem Talente in Ihrem Stücke zu wenig Spielraum gelassen werde; da gibt es keine Fernsichten, keine Feentempel, keine Höllenschlünde und wie die Hilfstruppen der Localpoesie alle heißen. Ich begreife auch gar nicht, wie Sie dieß so ganz vernachlässigen konnten, da Ihnen doch bekannt seyn soll, daß das Gesicht einer der vorzüglichsten Sinne ist, der einzige Sinn, dem man keinen Unsinn vorführen kann, wie den Ohren!!

Auch der Theaterschneider ist empört über Ihre Achtlosigkeit; es gibt in Ihrem Stücke nur alltägliche Kleider, statt daß ihm durch Idealanzüge Gelegenheit gegeben würde, sein Talent zu zeigen. Mit ihm sind auch die Schauspieler im Bunde, die nur mit Schmerz die Pumphosen, Wämser und hohen Stiefel einbüßen, weil sie darin sich ihrer Kraft bewußt fühlen, auch eine Rolle so mit mehr Anstand durchführen können, als in der gewöhnlichen französischen Kleidung; nicht daß sie vielleicht die nöthige Bildung, den nöthigen feinen Anstand, das freie Benehmen des Weltmannes entbehren (sie sind nämlich Allerweltsleute), so ist es ihnen doch nicht angenehm, auf den Bretern so erscheinen zu müssen, wie sie im Leben sind!

Besonders die vom Chor wollen eine Klage gegen Sie einreichen, weil sie in Ihrem Stücke in eigener Kleidung erscheinen müßten, was sehr schwer halten möchte.

Auch begreife ich nicht, was die viele Prosa in Ihrem Stücke soll, mit der werden Sie nicht durchdringen; Lieder, Lieder müssen es seyn, Couplets, mehr zweideutig als witzig, denn letzteres versteht nicht Jeder. Unser erster Komiker wird keinesfalls die Rolle übernehmen, weil er gern sentimental-komische Lieder singt, und davon nur sechse in Ihrem Stücke vorkommen; auch unsere erste Localsängerin ist erbost, da Sie gänzlich vergessen haben, ein Quodlibet zu schreiben, wo sie ihre Kehlengeläufigkeit und ihre Kraft in Darstellung keck-naiver Charaktere produciren könne.

Couplets, nur Couplets, lieber Freund, zu was aber ellenlange Prosa, zu was Dialog? Wir sind in jetziger Zeit so weit fortgeschritten, daß wir die Sprache dieß dem prosaischen Pöbel überlassen, während wir uns dem poetischen Gesange weihen; und wäre es auch nur gedudelt und gejodelt, so bleibt dieß doch immer erhabener! Ja, lieber Freund, ich erlebe noch die Zeit, wo man in den Volksstücken bloß singen, tanzen, springen und wo den Text dazu ein kleiner Bursche, der vor der Bühne mit einem Stöcklein steht, den Zuschauern um ein Weniges recitiren wird! und diese Zeit naht mächtig heran, sie wird heißen: die Zeit der Ausstattungsstücke!!!

D'rum, lieber Freund, schreiben Sie Ausstattungsstücke, damit können Sie sich Geld, und Ansehen erwerben; dramatische Poesien aber, wie sie ein Schiller, ein Göthe, ein Lessing schrieb, sind jedem einigermaßen auf seinen Vortheil bedachten Theaterdirector nicht halb so schätzbar, wie das elendeste Ausstattungsstück; denn je mehr Poesie in dem Stücke, desto weniger Relles in der Theatercasse, je mehr Flitter auf der Bühne, desto mehr Geld in dem Säckel des Theaterdirectors!

Wer daran Schuld hat, ob Dichter, ob Theaterdirector oder Publicum, — — — das ist die Frage!!!!!

Indem ich nun erwarte, daß Sie an diesem Ihrem Stücke nicht nur den Titel ändern, sondern auch die vier Acte in zwei zusammenziehen, so auch eine größere Anzahl Lieder beilegen, und dem Maler, Schneider, Decorateur, Maschinisten und Balletmeister Gelegenheit geben werden sich auszuzeichnen, lege ich Ihnen zugleich das Programm eines französischen Ballets vor, das Ihnen, obwohl ich mich darin selbst nicht auskenne, doch einen recht schönen Stoff zu einem sogenannten Ausstattungsstücke liefern dürfte und grüße Sie indeß achtungsvoll.

Franz Kniffe,
Theatersecretär.

Omnibus.

(Allmälige Fortschritte des Militärwesens.) Nachstehende chronologische Angaben über die Einführung der verschiedenen Waffengattungen und über das Fortschreiten des Militärwesens, welche wir der Croatia entnehmen, dürften nicht uninteressant seyn. Im Jahre 1331 geschah die erste Anwendung der Feuergeschütze von den Mauren in Gallien, bei der Belagerung von Alicante durch den König von Granada. — 1346 hatten die Engländer in der Schlacht bei Creey die ersten drei Kanonen. — 1364 wurden die ersten Pistolen zu Perugia in Italien verfertigt. — 1434 wurden von dem Fürsten von Rimini, Sigismund Pandulp Malatesta, die Bomben erfunden. — 1500 erfand man die Orgelgeschütze. — 1517 wurde in Nürnberg das Radschloß erfunden. — 1531 führte Carl V. die Musketen bei seinem Heere ein. — 1540 wurde das erste Werk über die Verfertigung von Kunstfeuer, das Gießen des Geschützes und die Bereitung des Schießpulvers von Biringoccio verfaßt und gedruckt. — 1574 wurden in Frankreich die ersten Petarden gebraucht. Im Jahre 1580 bediente sich der schwedische General Wrangl bei der Belagerung von Bremen das erste Mal glühender Kugeln. — 1629 erfand Wurmbrand die ledernen Kanonen. — 1640 wurde das Bajonet und das jetzt gewöhnliche Flintenschloß in Frankreich erfunden. — 1667 wurden die ersten Grenadiere in Frankreich errichtet. 1674 setzte der Jesuit des Chales zuerst die Artillerie in die Reihe der mathematischen Wissenschaften. 1681 versuchten die Franzosen mit aufgepflanztem Bajonet zu feuern, aber vergebens. 1732 feuerten jedoch schon mit Erfolg die Preußen mit aufgesteckten Bajonet. 1739 erfand der Schweizer Moriz die horizontalen Bohrmaschinen der Kanonen. 1741 ließ Friedrich II. in der Nacht bei Czaslau zuerst die Infanterie mit dem Bajonet angreifen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Dein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1168, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oe sterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 70.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 11. Juni 1842.

Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere.

Von

Andreas Schumacher.

IV.

Eduard von Bauernfeld.

Was für ein schlimmeres Schicksal könnte einen Schriftsteller treffen, als an Geist und Poesie zu erarmen? Ein Genius, der gewohnt ist, Schätze des Geistes zu verprassen, und das Volk zum lauten Fest zu laden, und dem der Geist mit einem Male schweigt, wie er der Seherin Johanna geschwiegen bei der Anklage ihres Vaters, es heißt zerschmettert am Fuße des tarpejischen Felsens liegen und noch einen Augenblick athmen und seinen herannahenden Tod denken.

Darum wehrt auch jeder Schriftsteller diesen Zustand so lang als möglich von sich ab, verzweifelnd sehen wir die gefeierten Matadore der Dramatik und sich endlich vor unsere Augen in dramatische Dilutionen auflösen! Keinen noch sah ich, der sich willig in sein Geschick ergeben hätte! Das schmerzliche Gefühl, sein Bestes dahingegeben, eine Meinung erregt zu haben, die zu rechtfertigen die Kraft nicht ausreicht, verleitet zu den wahnsinnigsten Bestrebungen und ist Ursache, daß wir von Dichtern, die bei ihrem ersten Auftreten das Höchste erwarten ließen, in dem Augenblicke, wo wir sie an dem Ziele der Vollendung angelangt wähnten, Studien und dramatische Vorläufer in den Kauf bekommen! Süß ist der Ruhm! Dem noch ungekannten Werke geh'n die schmetternden Trompetenstöße der Journale voraus, man hat die Meinung Deutschlands für sich, da kann man's ja auch mit einem schwächeren Werke wagen! Und so wird Samson mit den geschnittenen Locken in das Land der Philister, in die Gefangenschaft geführt.

Man ist daher auch längst schon darin übereingekommen, sich über das Auftreten eines ganz fertigen Dichters nicht zu sehr zu freuen. Zu oft hat man die Erfahrung gemacht, daß solche Naturen den umgekehrten Weg der schaffenden Meisterin „Leben" eingeschlagen und im Augenblicke ihres Beginnes ihren Stillstand schon erreicht haben! Man hat die Klagen der Kunstfreunde, das Staunen der Welt über das frühzeitige Altern unserer modernen Dichter ihrem eigentlichen Grunde nach versteh'n und würdigen gelernt! Wir wissen, daß manches Leben in der Weltreif beginnt, wenn der Geist schon von der Einsamkeit getödtet ist.

Dieser Vorwurf frühzeitigen Alters hat aber vorzüglich die Schriftsteller irgend einer bestimmten Schule getroffen, diejenigen, die nicht aus den frischen lebendigen Empfindungen der Zeit, nicht aus der bewegten Welle des Lebens schöpften, sondern aus den künstlichen Wasserbehältern der Theorie und den Seichwassern der Nachahmung und der Mode.

Ein Blick auf die Ergießungen der lyrisch-theoretischen Schule, mit ihrem Großmeister Herrn Adolph Müller, und der lyrisch-sentimentalen Schule mit ihrem Chorführer, dem thränen- und tyradenreichen Houwald, wird Alles bestätigen, was über die frühzeitige Zertrümmerung der Nachahmer gesagt wurde. Er wird aber auch zugleich zu einem Grade von Evidenz bringen, daß es eben nur die lyrische und sentimentale Schule ist, die sich in ihren Meistern zu Dunst und Wolken verflüchtigt.

Adolph Müller, der sein dramatisches Bretergerüste theils aus den Latten spanischer Lyrik, theils aus den morschen Pfosten jener alten Schweizerhütte zusammengenagelt, welche einst Fr. Lud. Zach. Werner mit seinen wilden Fieberträumen bewohnt, der die mißhandelten und mißverstandenen Formen Calderon's nur aufgab, um ganze Scenen Shakespeare's abzuschreiben, sich dabei in immer kleinere und schwächere Elemente auflöste, bis nichts als eine schwache Cicadenstimme übrig blieb, der selbst die Idee Werner's, von der er sein ganzes, langes literarisches Leben lang zehrte, mißverstanden und aus dem Boden des National- und Volksthums in die Theorie der Ästhetik und die speculative Philosophie hinüber verpflanzt hatte, verstand kraft letzterer doch wenigstens einen Schein von Bedeutung bis an sein Ende zu bewahren, und als ein tüchtiger dialektischer Raufbold sich mit dem Hieber des burschikosen Journalisten eine Art von Respect zu ertrotzen.

Houwald aber hatte keine andere Waffe zur Hand, als seine Leistungen selber. Er wurde daher ganz ruhig zu Grabe gebracht und ohne alles Aufsehen.

Man kann aber sagen, und zwar ohne der Wahrheit im Geringsten nahe zu treten, daß diese zwei Dichter, die sich für lange Zeit des Geschmackes gänzlich bemächtigt hatten, die für die Jugend den Ton angaben und mit ihrem Strohfeuer die Masse der Nation blendeten, das größte Übel, über die deutsche Bühne brachten, das je über sie gebracht wurde, ein Übel, das gleich der Gicht und dem Podagra aus den Gliedern nicht mehr weggebracht werden kann, und von dem selbst unsere besten Talente, wie Raupach, Grillparzer und Halm, nicht freiblieben, ich meine die Schönrednerei.

Unser modernes Drama glich lange Zeit einem Aufjauchzen über die entfesselten Formen der Sprache, Alles wimmelte und himmelte von schönen Reden, von Vergleichen aus der Blumen- und Sternenwelt, und das Alles war so butterweich und sentenzenvoll, und ist's wohl noch zum Theile.

Die Lyrik bleibt die beste Melkkuh noch.

oder

Die erste Erasung gibt die beste Milch.

Und doch gibt es für den Dramatiker nichts Schlimmeres, als statt nach der Fülle inneren Lebens, nach dem Prunk und Schimmer äußerer Formen zu ringen! Man poche nicht allzu trotzig auf das Beispiel eines Lope und Calderon! Jede Zeit, jede Nation hat etwas, was sich für sie besonders schickt! Es ist begreiflich, daß sich der Faden in seiner lyrischen Allgemeinheit und Charakterlosigkeit gefalle, und unter dem Einflusse einer Sprache, welche den Klang vor dem Begriff begünstigt, sich durch sein Ohr für die Mangelhaftigkeit der Zeichnung entschädige. Der Trochäus Calderon's und Lope's rauscht, ein volltönender, bilderreicher Strom, gleich den Silberperlen eines Wasserfalls melodisch nieder; unser klapperner, trommelnder, in seinen Endreimen meist die Hauptbegriffe aneinander kuppelnder Trochäus ist nicht die Sprache galanter Liebeshändel oder der launigen Geschichten des Grazioso; er hat keine leichtgeschürzte Assonanz für sich, welche die noch leichtere Conversation wie mit einer Blumenguirlande umspinnt! Unser Reim greift despotisch nach den wesentlichsten Begriffen des Satzes und bemeistert sich mit der Strenge eines Professor ordinarius einer gleichtönigen Schlußcadenz. Selbst unser Trochäus ohne Reim rasselt am Ende so hölzern nieder wie Schindel aus der Schneidemaschine. Der Mangel eines Vorschlages nöthigt uns, Stammsylben und

ſomit Hauptbegriffe und ſtark betonte Worte in's erſte Treffen zu ſtellen, was bald eine widerwärtige Gleichmäßigkeit oder prahleriſche Unnatur herbeiführt. Die deutſche Sprache weiſt nur wenige Fälle einer meiſterhaften Behandlung des Trochäus auf und dieß ſind ſolche, wo Lyrik der Sprache im Stoffe überhaupt bedingt war. Im Allgemeinen aber hat der Trochäus ſich herausgenommen, ſolchen Prunk und Aufwand einzuführen, daß man in der Folge auf einer beſſeren Ordnung in der dramatiſchen Ökonomie wird beſtehen müſſen.

Wären es aber nur dieſe äußerlichſten aller Gebrechen, welche die preßhaft gewordenen Kunſtſchulen der letzten zwanzig Jahre der deutſchen Bühne zurückgelaſſen, ſo möchte man immerhin über die Putzſucht jener weibiſchen Autoren lächeln, die wie Auguſtus noch ſterbend die Runzeln ihres Antlitzes glätten und ihren Leib in faltenreiche Gewänder aus künſtlich gewebten Reimen kleiden. Mit dem überſpannten Aufwande der Sprachform, mit dieſem Ausſpinnen lyriſcher Stimmungen hängen aber alle übrigen Gebrechen unſers modernen Schauſpielweſens auf das Innigſte zuſammen, weßwegen es höchſte Zeit iſt, dieſem thörichten Flitter für immer den Krieg anzukündigen, und wie Cato jeden Tag daran zu erinnern, daß dieſes Carthago fallen müſſe!

Die Peſtſeuche der Lyrik war es, die dieſe ganz neue Schauſpielkunſt oder eigentlich Schauſpielverkünſtlung einführte, die ihr ganzes Heil, all' ihr phyſiſches und pſychiſches Wohlergehen auf eine widerwärtige, ſingende, ſcalaauf- ſcalaabeilende Declamation, dieſe hochtrabende Hanswurſterei baut. Dieſe Abirrung der Schauſpielkunſt hat wieder ihre Gegenwirkung auf die dramatiſche Dichtkunſt geäußert, und iſt nun Urſache, daß Einfachheit und wahre Größe keinen Repräſentanten mehr finden. Dem thörichten Hange nach Schönrednerei verdanken wir das ſichtbare Verflachen der Charakteriſtik in's Allgemeine der Leidenſchaften, das Individuelle wird zur Species, der Charakter zum Schemen. Die geſunde Lebensanſchauung (an und für ſich eine ſeltene Blume), die ächt philoſophiſche Tiefe in Tendenz und Anlage, ſind viel zu beſcheidene Blumen, um auf dem prachtvollen Tulpenbeeten unſerer dramatiſchen Ziergärtner gefunden zu werden. Die erkünſtelte Lyrik in Dichtung und Darſtellung hat ein Geſchlecht von Aſſaſſinen ausgebrütet, deſſen Schwert und Doch jeder edlen Individualität, jedem edlen Streben nach Charakterbeſtimmtheit auflauert, und gegen welches hiermit ich, der Einzelne und Schwache, aber in meinem kritiſchen Entſchluſſe Starke, feierlich das Kreuz predige und ſelbſt nehme!

Dieſen Abirrungen des ernſten Schauſpieles traten im Luſtſpiele die entſprechenden Contraſte zur Seite. Während Schauſpiel und Tragödie ſich an der Rhetorik der Leidenſchaft, den weichen Thränenoden der Lyrik und dem „Vorhimmeln" der Charaktere nicht erſättigen zu können ſchienen, gab ſich das Luſtſpiel mit ganz wenigen ehrenvollen Ausnahmen in der proſaiſcheſten Proſa ſeinem vollen Glücke hin. Die Converſation mit ihren Witzpuffen, mit ihren modernen Anzeigen und Friſuren, ihren Thees, Soirées, Bällen, Vorleſungen, Bedientenſchwänken und Bankiersbeſchränktheiten ſchien nach Ermordung aller übrigen dramatiſchen Elemente ganz allein auf dem Kampfplatze übrig geblieben. Charaktere? Porträts närriſcher Celebritäten allenfalls! Situationen? wie ſie ungefähr in den Salons vorkommen! Handlung? ein kleines Amuſement! Poeſie? Das wär eine ſchöne Unart! Mitunter eine alte Anekdote, eine Haarzopfenpomade, ein Griff nach Iffland'ſcher Rührung, der nebenhin ausglitſcht, bei Gott! der verketzerte Scribe muß erſt von der Nachwelt ſeine volle Würdigung erwarten!

Dieß ungefähr iſt der Geſammteindruck der verkehrten Geſchmacksrichtungen, die in der dramatiſchen Literatur und auf der Bühne ſeit zwanzig Jahren ungefähr um ſich griffen.

Die Tonangeber dieſer Periode waren ſogenannte fertige Dichter, die mit einer wunderbaren Vollendung der Kunſtform bei ihrem erſten Auftreten gleich blendeten; fertige Dichter nenne ich ſie ſchon darum, weil ſie bei ihrem glänzenden erſten Auftreten auch ſchon fertig waren.

Welch ein anderes Schauſpiel gewährt ein Dichter, der ſeine Jugend lebt, der unter uns entſteht, der ſeine Zeit begreift, in ihr denkt und empfindet, und anſtatt im Abſtracten zu kreuzen, die Flagge ſeines Landes und ſeiner Zeit aufrollt, und mit tauſend krachenden Feuerſchlünden für den Sieg menſchlicher Bildung, nationaler Erkräftigung ſtreitet! — Die Fehler ſeiner Jugend ſind ſchöner als die ſogenannten Triumphe altkluger Berechnung, als die emphatiſchſten Evolutionen bezopfter Schulpoeſie! Vor allem muß der Dichter jung ſeyn, wenn nicht an Jahren doch am Herzen. Laſſen wir unſere Dichter ſich mit uns entwickeln, laſſen wir ſie mit uns leben und mit uns wachſen, ſtark werden in der großen allgemeinen Kraft des Ganzen, dann werden ſie nicht frühzeitig altern, oder wie ich dieſen Ausdruck überſetzen möchte, ihr Toben nicht beginnen, wenn ihr Geiſt bereits getödtet. Dann werden wir die frühduftende Roſe brechen, anſtatt zerſtreute Blumenzeichen zwiſchen den Blättern eines inhaltarmen Buches aufzuſchlagen.

Das Drama bedarf immer friſchen Blutes, des raſtlos lebendigen Zuſtrömens junger erquickender Ideen. Wir ſollten uns die Bühne eigentlich als einen großen Strom denken, beſtimmt dazu, alle Ideen ſeines weiten Thalgebiets in ſich aufzunehmen. Da kann kein Gedanken ſtehen bleiben. Ob auch die Wahrheit immer dieſelbe bleibt, wie die Natur der klaren Quelle ſich ändert, ſo darf doch die Welle nicht weilen, und der einſeitigen Schule ſind die Breter nicht gezimmert worden, die die Welt bedeuten.

Dieſe Wahrheit ſollte jeder Künſtler in ſein Herz aufnehmen, nicht bloß begreifen, ſondern auch ergreifen. Es gibt ohne ſie überhaupt keine Anſicht über Kunſt. Wer das, was der Geſchichte anheimfällt, von dem nicht zu trennen vermag, was der Menſchheit bleibt, der hat die Kunſt nie verſtanden, und mag ſonſt Alles wiſſen, nur das Rechte nicht, ich möchte ſagen das Einzige, was zu wiſſen und zu fühlen in der Kunſt eigentlich der Mühe werth iſt.

Dieſer mit ihrer Zeit fühlenden Dichter Einer iſt Eduard von Bauernfeld und ſein neueſtes Luſtſpiel „Induſtrie und Herz" hat ihn als ſolchen in jeder Beziehung beſtätigt. Er iſt wieder vor uns getreten als der echte Luſtſpieldichter ſeiner Tage, der gebend und empfangend, angezogen und ergreifend, verſtändigt und verſtändigend, das Leben ſeiner Zeitgenoſſen ausbeutet und bereichert. Er iſt der Unſern Einer, in mehr als einer Beziehung; nicht bloß weil ihn dieſer Fleck Erde geboren, nicht bloß weil wir ſein Talent keimen und ſich entwickeln ſehen, nicht bloß weil ihn Männer aus unſerer Mitte verſtanden und liebten, nicht bloß weil der geſunde Witz und die Gemüthsfriſche des braven Öſterreichers ihn hervorragend charakteriſiren, ſondern vorzugsweiſe darum, weil er in die Begriffe ſeiner Zeit eingehend ihre Bedeutung verſteht und aus der geſunden kräftigen Anſicht einer Philoſophie heraus, die auch ihm einſt ſicher zur wahren Lebensweisheit werden wird, mit der Erhebung und dem Aufſchwunge eines echt humanen Geiſtes vertritt. Der Gedanke, „Induſtrie und Herz" in Beziehung auf ihr Betriebscapitel an dieſelbe Quelle, jene göttliche Liebe nämlich anzuweiſen, die in Mitte alles menſchlich Guten wie die Königin unter fröhlichen Bienen wohnt, und weil ſie die Mutter Aller iſt, Alle zu Einem Werke, zum Geſammtwohle Aller vereinigt, iſt eines Mannes und Dichters werth. Solche Gedanken ſind doch mehr als abgeſchöpfte Fettaugen von der Alltagsſuppe des Lebens.

Gewöhnlich haben die Bauernfeld'ſchen Luſtſpiele keinen Überfluß an handgreiflichen Ereigniſſen. Ihr Reiz liegt in der der Zeit eigenthümlichen Art, ſich in gewöhnlichen Verhältniſſen zu geben, ihre Poeſie iſt das Ungemeine des Alltäglichen, ſie ſind mehr Lebensbilder als Luſtſpiele. Beobachtungen mehr als Erfindungen! Eben darum aber, weil ſich der Gedanke der Stelzen der gewöhnlichen Luſtſpielintrigue begibt, weil das Intereſſe der äußeren Handlung als dem Plane des Dichters unedlich nicht geſucht, ſondern oft ſogar verſchmäht iſt, eben darum hängt die Combination von zarteren Fäden und der Einklang und die Wirkung des Ganzen von einer Erfindung weit zarterer Natur ab. Es ſind nicht immer die größten Maler, die bloß mit grellen Farben malen. Leicht hingehaucht, oft ſcheinbar flüchtig und wie im Übermuthe ſkizzirt, unterſcheiden ſich dieſe zarten Miniaturbildchen von Allem, was das Luſtſpiel bis jetzt aufzuweiſen hatte, ſehr zu ihrem Vortheile. Oft liegt der Situationswitz, das Ausbeuten einer Intrigue unbegreiflich nahe, der Dichter hat dieſe Nähe auch ſicher ſo gut bemerkt wie wir, er iſt aber von dem Zwecke, dem das Luſtſpiel nach ſeinen Begriffen dient, zu ſehr er-

fällt, um Situationseffecte zu wollen, wo ihm die Poesie die Träume der Gegenwart mit geistreicher Ironie auslegt.

Industrie und Herz! — Es scheint, der Dichter stelle einen der größten Gegensätze des Lebens in diesen Worten zusammen. Klingt es doch bald wie: Leinweberei und Gemüth, Papierfabrik und Seele, Buchdruckerei und Liebe! — Hier aber haben Industrie und Herz gemeinschaftliche Sache gemacht, ein großer Meister des Lebens hat sie in einem Zwecke miteinander verbrüdert und mit dem Grundtone Menschenliebe zum harmonischen Dreiklange erhoben. Jene Liebe, die die Welt umfaßt, hat die Klagen der Liebe und die Fragen der Industrie emporgehoben an das Herz des Herzens dieser Welt: der Selbstverläugnung, des edlen Willens, der reinen Liebesthat und dort Seufzer und hier Thränen gestillt, dort den Übermuth und die Thorheit, hier die Noth und Rathlosigkeit gehoben und so nach innen und nach außen hin gesiegt und veredelt.

Franz Baldinger, Fabriksherr (Hr. Löwe), der sich schon vor Jahren mit aller Macht innigster Liebe an seine Verwandte Hermine (Mad. Fichtner) gefesselt fühlte, von ihr aber bei seiner damaligen noch sehr untergeordneten Stellung und unbehilflichen Art sich zu geben nicht bloß übersehen, sondern mit einem sarkastischen Lächeln abgefertigt und verscheucht wurde, kehrt nach Jahren der Thätigkeit und angestrengten Fleißes, in denen er bemüht war die Qualen seines Herzens durch die Segnungen der Industrie zu heilen, in das Haus seines Verwandten zurück, wo Hermine jetzt Witwe nach einer kurzen und nicht glücklichen Ehe, welche sie nebstbei ihres Vermögens beraubte, den Haushalt ihres Onkels leitet. — Hermine gefällt sich in glänzenden Vergnügungen, sie liebt geistreiche Gesellschaft, brillanten Ton, ein leichtes oberflächliches Verhältniß hat sich mit einem jungen Baron von Wildenhain (Hr. Lucas,) angeknüpft, ein zweites, minder geistiges, sucht Hr. Welting, Börsespeculant (Hr. Herzfeld), der überhaupt auf Alles speculirt und wettet, auch auf den altadeligen Namen des Freiherrn, anzuspinnen. So betrübende Aussichten stellen sich Baldinger bei diesem Wiedersehen heraus. Auch ist er Überbringer trauriger Nachrichten. Der Onkel ist in den Seebädern, die seine Gesundheit herstellen sollen, noch mehr erkrankt, und Hermine genöthigt ihren Ball einzustellen, er ist unwillig über die Verschwendungen seiner Nichte, und hat einen Curator seines Vermögens aufgestellt, doch dieß ist nicht Alles noch, — er ist gestorben, hat Hermine enterbt, und Baldinger zum Erben seines großen Vermögens eingesetzt. Vergebens ruft dieser Herminen zurück, sie, die sich der letzten Stütze beraubt sieht, erblickt in Baldinger den Feind ihres Glückes, sie ist entschlossen ihre Hoffnungen zu vertheidigen, die Gerichte anzustehen, gegen Baldinger zu processiren.

Allein während sie bei ehemaligen Freunden ihres Gatten antichambrirt und Beistand sucht, hat ein Schiedsgericht ihre Ansprüche, die dem Willen des Verstorbenen vollkommen zuwiderlaufen, bereits als unhaltbar verworfen und Baldinger ist im Besitzer des einst für sie in Aussicht gestellten Vermögens.

Schon hat sie eine unscheinbare, schlecht meublirte Kammer bezogen, der Entschluß ihr Schicksal mit Würde zu ertragen beginnt sie aufzurichten. Doch die unlauteren Bewerbungen Welting's lassen sie bald empfinden, was eine Frau allein, ohne männlichen Schutz und Beistand sei. In diesem Augenblicke tritt Baldinger als ihr Schützer auf. Er erklärt ihr, den Proceß geführt zu haben, weil er einmal begonnen, mit seiner Ehre im Zusammenhange stand, nun aber sei er gewonnen, und er eile das Herminen einst bestimmt gewesene Vermögen des Onkels in ihre Hände zurückzugeben. — Ja, als Herminens widerstrebendes Zartgefühl dieses Geschenk anzunehmen sich weigert, und der Zeuge dieses seltsamen Wettstreites Welting daraus, so wie aus der früheren Unterstützung, welche Baldinger eben durch den Börsespeculanten, seiner Gegnerin, selbst zur Förderung des gegen ihn geführten Processes zugewendet, Satyren zu componiren beginnt, da geht Baldinger, einsehend, daß ein Mann wie Welting sich nicht vor die Klinge stelle, noch einen Schritt weiter, er erklärt Hermine für seine Braut.

Diese Erklärung aber soll eine scheinbare seyn und es soll Herminen späterhin freistehen, ihren Bräutigam Angesichts der Welt abzulehnen.

(Schluß folgt.)

K. K. priv. Theater an der Wien.

Dienstag, den 7. Juni, zum Vortheile des Schauspielers Hrn. Stahl und zum ersten Male: Der Sohn der Bildung. Parodirende Posse des romantischen Dramas: Der Sohn der Wildniß, mit Gesang in 3 Acten von A. Lödl. Musik von Hrn. Krottenthaler. — Die Handlung ist das Zerrbild des genannten Gedichtes; der Sohn der Wildniß ist hier der Maler Bazberger (Hr. Nestroy), Parthenia des Hafners Laminger (Hrn. Grois) Tochter Agnes (Mad. Rohrbeck), die Textosagen sind Zechbrüder des Malers und Besitzer einer Schenke in der Stadt, der Hafner soll als Hausknecht eine Schuld bei ihnen abdienen, Agnes wird Kellnerin u. s. w. u. s. w. — Ich bin kein Freund von Parodien, diesen Carricaturen des Heiligsten in der Poesie, und mag sie nur dann gelten lassen, wenn sie sich einer falschen, verderblichen Richtung, die von einem schlimmen überreizten Geschmack mit der Lorbeerkrone geschmückt wird, mit Ironie und gerechtem Spott in den Weg stellen; — denn dann sind sie vielleicht eine Wohlthat, und in dieser Absicht haben auch Tieck und Grabbe Parodien des Zeitgeschmackes geschrieben. Zum Lob des Verfassers sei es gestanden, er hat sich nicht an seinem Vorbilde, von dem das Publicum mit Recht begeistert ist, sondern an eigenen Gegenstand versündigt. Er schilderte die moderne Verbildung, aber so, als ob er daran Gefallen habe, er geißelte sie nicht, er streichelte, lizelte sie. Die Kehrseite der Bildung sollte das Bild in den toll verschlungenen Fäden erkennen lassen; die Bildung schimmert nicht durch und insofern verdient das Ganze Tadel, den ich jedoch mäßigen will wegen des gelungenen ersten Actes. Diese Parodie scheint die Arbeit der Jugend, die gerade die Krankheiten des Volksstückes, die sie oft beklatscht und belacht sieht, nachahmt des eitlen Aufsehens halber; schale Wortspiele aber, Prügel und ordinäre Schimpfnamen machen noch lange nicht ein Volksstück aus; sie sind eine schlechte Zuthat, die nicht nothwendig bedingt ist, und leider eine traurige Autorität erlangt haben. Mein Tadel traf vielleicht ein Talent, das zu Besserem Geschick hat, und sollte eben deßwegen noch viel schärfer seyn; doch ich will kein Prognostiken stellen. Hr. Nestroy spielte seine Rolle mit so viel Liebe wie eine eigene; Mad. Rohrbeck faßte ganz den Geist der Parodie auf und Hr. Grois führte seinen Part ganz gelungen bis zum Schlusse durch. — Das Haus war gedrängt voll.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Dienstag den 7. d. M.: Wallenstein, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Fr. v. Schiller. Hr. Kunst in der Titelrolle als Gast.

Der große, unsterbliche Schiller, um dessen Schläfe der immergrüne Lorbeer sich windet, rief die alten Helden des dreißigjährigen Krieges wach und zeichnete uns in seiner wunderbar schönen Tragödie, die er nach dem größten jener Helden benannte, mit kühnen, kräftigen Pinselstrichen das Thun und Treiben jener Tage der Zwiespalt und des wankenden Zweifels. Wie groß ist Alles, was er uns vorgeführt, wie erhaben die Zeichnung der Charaktere, wie kühn der Gang der Handlung, wie kolossal die eherne Härte jener festen, abgeschlossenen Gemüther; wie süß und lieblich dabei der Nachtigallenton der reinsten Liebe, dessen melodische Klänge die wilden Fanfaren der Kriegstrommeten übertönen und mitten im ungestümen Lagerleben, im wüsten Kampfe der empörten Herzen, den Himmelston des seligen Entzückens anschlagen.

Doch welche Kräfte erheischt sie, wenn man dieselbe bühnlich darstellen will. Hier, wo jede Person ein Charakter ist, der rasch und kühn in das Geäder der Weltgeschichte eingreift, hier genügt es nicht, wenn die Hauptrolle wirksam dargestellt wird, hier ist es unumgänglich nöthig, daß alle, bis zum geringsten Comparsen herab, von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen seien, und nach einem Ziele streben, nach jenem der Vollendung. — Darum war der Versuch, den Wallenstein im Josephstädter Theater aufzuführen, kein glücklicher zu nennen, und mußte an den unzureichenden Kräften dieser Bühne scheitern. Selbst Hr. Kunst, der hier mit den schönen Mitteln, die ihm Natur gegeben, nicht ausreichen konnte, der einen starren, kalten, unbeugsamen Charakter wie aus Einem Guß uns vor die Seele zaubern sollte, selbst Hr. Kunst konnte nur halb genügen, denn seiner Auffassung und Darstellung fehlte bei aller dramatischen Wirksamkeit dennoch die historische Wahrheit, die Consequenz, und wer den Wallenstein, wie ihn der Dichter gezeichnet,

kennt und studiert, den wird das Bild, welches uns Hr. Kunst von diesem Helden entwarf, wohl immer kalt lassen müssen. Und dann erst die Nebenpartheien! Dieser tückische Buttler, aus dem Hr. Posinger einen schleichenden Theaterbösewicht machte; dieser heldenmüthige Max Piccolomini, der in den Händen des Hrn. Nolte ein weichlicher, liebesiecher Schmachtheld wurde; dieser kühne Terzky, der von Hrn. Gruber dargestellt gar keinen Charakter entwickelte, sondern uns vielmehr durch sein gespreiztes affectirtes Wesen zum mitleidigen Lächeln zwang: das sind nicht die Charaktere, wie Schiller sie gedacht und mit voller Weihe der Poesie uns hingezaubert; das sind Personen der nächsten besten Ritterkomödie, nicht aber Männer von Erz, wie sie der dreißigjährige Krieg gebar. Weit besser glückte die Besetzung der weiblichen Rollen, denn Dlle. Plauer zeichnete uns in der liebenden Thekla das reine, ätherklare Wesen dieses Mädchens mit gar lieblichen Pinselstrichen, und Mad. Arbesser als Gräfin Terzky hatte die Wichtigkeit ihrer Rolle erkannt, und stellte uns diese heldenmüthige Frau, die ihres Hauses Fall nicht überleben kann, recht befriedigend vor Augen. Lobende Erwähnung verdienen die Hrn. Wimmer, Berstl und Buel. — Hr. Kunst wurde zweimal, Dlle. Plauer aber einmal gerufen, und das zahlreich versammelte Publicum schien von der ganzen Darstellung nicht besonders erwärmt worden zu seyn.

Donnerstag den 9. d. M. trat Dlle. Heinemann vom Theater in Linz in der Rolle der Mirandolina in dem allerliebsten nach Goldoni's: „Locandiera" bearbeiteten Lustspiele gleichen Namens auf, und erntete von Seite des zahlreich anwesenden Publicums viele Zeichen eines lebhaften und nicht unverdienten Beifalles. Dlle. Heinemann ist mit einer hübschen Theatergestalt begabt, und entwickelte ein gutes **savoir faire** auf der Bühne, nur sind wir der Meinung, daß eine Rolle, in welcher die Naivetät nicht mit gar so dicken Strichen aufgetragen ist, ihrer Individualität besser zusagen dürfte. Dlle. Heinemann wurde mehre Male gerufen, doch wir werden noch später Gelegenheit finden, auf diese Schauspielerin zurückzukommen.

Nach der Mirandolina wurde an jenem Abende: Julius, der Straßenjunge, gegeben, in welchem Schauspiele Hr. Kunst und sein Sohn Wilhelm die Rollen des Majors Helming und des Julius übernommen hatten. Da die Auffassung und Durchführung dieser Charaktere von Seite unserer beiden Gäste noch aus der Zeit ihrer letzten Anwesenheit in gutem Andenken steht, so genüge es, hier nur anzudeuten, daß auch dießmal die empfänglichen Herzen der Zuseher von der Darstellung gefesselt waren, und daß sowohl Vater als Sohn durch oftmaligen Applaus und einstimmigen Vorruf geehrt wurden. — Von den übrigen Mitwirkenden müssen im ersten Stücke die HH. Wimmer und Buel, im letztern aber Mad. Arbesser, Dlle. Grafenberg, so wie Hr. Arbesser lobend erwähnt werden.

Zur heutigen Kunstbeilage.

Cupido, der durchtriebene Herzensfänger, der, seit längerer Zeit broilés, nun bei unserem Journale als **chargé d'affaire** angestellt ist, stößt heute in die Lärmposaune und beginnt mit möglichst klarer Stimme:

Herbei, ihr Gönner und Freunde des österreichischen Morgenblattes, herbei ihr, seine gütigen Leser, und beschaut unseren neuesten artistischen bon jour!

Nehmt es euch zu Herzen: Das Original dieser Federzeichnung kam in der Seinestadt zur Welt! Mit gewissenhafter Treue hat es der deutsche Künstler nachgebildet, unser geachteter Schriftsteller Fitzinger schrieb einige sinnreiche Verse hinzu!

„C'est tout comme chez nous," meint ihr? Natürlich, die Lions von Paris besitzen eben so viel feine Lebensart als die Wiener Elegants. Hier, wie dort, ist die Cigarre das unerläßliche Bedürfniß für den Mund eines Dandy; hier wie dort der Gucker die Waffe moderner Unverschämtheit, coketter Sehnsucht, das **vade mecum** des großthuenden Schuljungen. Hier, wie dort, spazieren musikalische Notabilitäten in Kinderröckchen umher und betreten am Arme ihrer Ammen den Concertsaal.

Ihr rümpft die Nase? O, thut es nicht! Wir leben ja im neunzehnten Jahrhundert, in dem Jahrhundert, wo die Emancipation des Geldes Wunder bewirkt und sein gewaltiges Ich die Vorrechte der Altersverschiedenheit kühn in den Staub getreten hat.

Seht dort euer jüngstes Söhnlein! die Lippen seines zahnlosen Mundes halten ein dampfendes Cigarrette, seine Rechte hat sich mit einer allerliebsten Hetzpeitsche befreundet, statt des Hofmeisters begleitet ihn eine ungeheure Bulldogge. Er liest, o Wunder und Weisheit! ein Capitel aus den für die Jugend unvergleich passenden Romanen Paul de Kock's.

Da kommt euer holdes Töchterlein. Es tanzt Mazur und die Cachucha, singt wälsche Opernarien, spielt Romanetten von Liszt, weiß den Bücherkatalog von Hoffmann und Campe auswendig und zählt doch erst 12 Jahre. Jetzt spricht sie ein Bettler, ein alter krüppelhafter Mann, um eine Gabe an. Sie beguckt ihn mit der Lorgnette. „Ei," ruft sie, „wie kann man so häßlich aussehen. Geht, guter Freund, Ihr solltet arbeiten, statt daß Ihr bettelt."

Zu Hause erwartet sie eine Hiobspost; ihr Lieblingshündchen ist nicht mehr! Sie bricht in Thränen aus, ihr Seelenzustand gränzt an Wahnsinn. Ihre Ältern suchten sie zu trösten; der kleine Seraphkopf ruft aber händeringend: „Wie kann man so altern seyn und mich über diesen Verlust trösten wollen! **Ma mignon**, mein Hündchen, nie werde ich dich vergessen!"

Seht, das ist ein Bild aus der modernen Gegenwart, laßt darum unsere Beilage als Erinnerung an sie, — willkommen sein! P.

Todesfall.

Am 4. Juni d. J. starb der k. k. Hoftheater-Ökonom Herr Friedrich Treitschke im 66. Jahre seines thätigen Lebens. Seine vielseitigen Talente, seine ausgezeichneten entomologischen Kenntnisse (er war Fortsetzer und Vollender des Ochsenheimerschen Werkes über die europ. Schmetterlinge, und zwar des schwierigsten Theiles), seine Productionen in der lyrischen Poesie, so wie sein edler Charakter machten ihn bei Hoch und Nieder geliebt und beliebt, und verschafften ihm ehrenvolle Auszeichnungen. Am 6. Juni um 3 Uhr Nachmittags fand das Leichenbegängniß nach dem Ritus der evangelischen Kirche Statt, welchem die Abtheilung des 2. Bürgerregimentes, deren Hauptmann er war, nebst vielen Hunderten anderer Theilnehmender beiwohnte. Unter denjenigen, welche in dem langen Wagenzuge folgten, befand sich auch der Hr. Consistorialrath Bauer. Den geliebten Todten umschließt ein eigenes Grab auf dem Hundsthurmer-Friedhofe.

Omnibus.

Das Städtchen W. war durch eine Feuersbrunst eingeäschert. Ein dortiger Kupferstecher machte einen Kupferstich, auf dem einige Feuermauern und Brandstätten zu sehen waren und schrieb darunter: Höchst erbärmlicher Prospectus der Stadt W. im J. 18..

(Ein schöner Zug.) Als Chaban, Intendant der Finanzen in Hamburg, 1813 am Lazareth-Fieber gestorben war, ließ ihn Davoust feierlich beerdigen und requirirte dazu sogar weiße Handschuhe und Trauerflöre. Die Hamburger sagten: Man könne von Chaban nur einen schönen Zug anführen, nämlich — seinen Leichenzug.

Berichtigung.

Im letzten Blatte ist in der Anzeige der Broschüre des Dr. Chiolich von Löwensberg, statt: „zu selbem Zwecke" — „zum Besten der Verunglückten in Steyr" zu lesen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Samstag, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verl. 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, wofelbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit dem Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung franko einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 71.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 13. Juni 1842.

Die Rose von Araslöf.

Novelle von J. Pfundheller.

(Schluß.)

De la Gardie versuchte es, durch gute Worte ihn zur Entdeckung des allfälligen Schlupfwinkels seines Herrn zu bewegen, und sicherte ihm hiefür sein Leben und eine gegen das Schicksal seiner Gefährten bessere Zukunft zu. Doch er sprach zu tauben Ohren und keine Miene des Gefangenen verrieth, daß diese Worte auf sein Gemüth den geringsten Eindruck zu machen im Stande gewesen seien. Erboßt über solchen Trotz wollten seine Wächter ihn mißhandeln, aber mit harten Worten verwies ihnen der Feldmarschall solches. „Er wird der wohlverdienten Strafe nicht entgehen," sprach er, „aber ehrt in dem Verführten den treuen Diener."

Sodann befahl er die Gefangenen ungesäumt nach Stockholm zu bringen, und verließ, nachdem er noch mit Benkström das Nöthige besprochen, nebst dem Schloßherrn von Araslöf den Schauplatz des vereitelten Verbrechens.

Erst als sich Beide zeugenlos sahen, machte de la Gardie den Grafen mit den Umständen bekannt, unter welchen er hinter jenen Anschlag gekommen. „Aber," schloß er, „noch war ich ungewiß, wie Fahrenbach sein vermeintes Opfer an sich locken wollte; doch hat mich Euer Benehmen nun vollkommen aufgeklärt, und ich sehe, daß er die Ausführung seiner schändlichen That für jenen Augenblick aufgeschoben hatte, wo Ihr Willens gewesen, von Eurem Könige eine blutige Genugthuung zu fordern."

„So ist es," entgegnete nicht ohne Verlegenheit Magnus Brahe. „Ich glaubte mich an meiner Ehre verletzt, und der gekränkte Stolz hieß mich einen Kampf suchen, dessen Zeuge jener Fahrenbach seyn sollte."

„Der, wenn er zu Stande kam, das Geschlecht der Brahe in dem Auge eines jeden treuen Schweden beschimpft haben würde."

„Beschimpft?"

„Ja, beschimpft und gebrandmarkt für ewige Zeiten! Denn wißt, auch auf Eure Freiheit, ja wahrscheinlich auf Euer Leben, war es abgesehen, und auf dem Vermißten oder dem Todten sollte die schmachvolle Beschuldigung haften: Eigendünkel und Rache über eine verlorne Hoffnung habe ihn verleitet, für den grimmigsten Feind seines Vaterlandes seinen eigenen Herrn und König zu stehlen."

„De la Gardie!" rief erschüttert der Schloßherr von Araslöf, „ich gestehe es, nur Eure starke Hand hat mich von dem Rande eines Abgrundes gerissen, an den mich Ehrgeiz und Leidenschaft geführt. Sprecht, wie kann ich Euch solches vergelten?"

„Durch die Aufgebung jener Wünsche, welche Schwedens glücklichere Zukunft bedrohen."

„Ich begreife dich," sagte jetzt Magnus Brahe, dem Feldmarschall fest in das Auge blickend, „und fühle, wie ich dagegen einen köstlichen Schatz gewinnen soll. Komm an mein Herz, mein edler Sohn."

Bald darauf verkündete unter Trompetenschall und Paukenwirbel Graf Magnus Brahe dem Kreise der horchenden Gäste die Verlobung Ebba's mit dem Feldherrn der Krone, Herrn Jacob de la Gardie.

8.

Das Gerücht der verschiedenen Vorfälle zu Araslöf durchlief den folgenden Morgen ganz Stockholm, und obgleich es hiebei nicht an allerlei Zusätzen und verschiedenen Bemerkungen fehlte, so war doch die Freude vorherrschend, daß der angebetete König der ihm angedrohten Gefahr entfernt gewesen; und als daher der Feldmarschall de la Gardie sich im königlichen Schlosse einfand, wurde er von der ihn begleitenden Menge durch ein lautes Beifallsgeschrei belohnt.

Doch die Scene sollte sich ändern, als er vor seinen Monarchen trat, um ihm einen ausführlichen Bericht über Fahrenbach's verrätherisches Vorhaben zu erstatten.

Gustav Adolph empfing seinen Feldhauptmann in Gegenwart des Kanzlers Oxenstierna und des Reichsrathes Johannes Skytte. Er hörte wohl aufmerksam den Thatbestand des Attentats an, aber sein Benehmen hiebei war auffallend kalt und schneidend. Erst als de la Gardie vollends geendet, und, über diesen Empfang im Innersten verletzt, sich entfernen wollte, schien sich die Stirne des Königs, über welche diese Nacht manche düstere Wolke gezogen seyn mochte, aufzuklären, und man hörte ihn mit wohltöniger Stimme sagen:

„Herr Feldmarschall, wenn Euch für den abermals erwiesenen Dienst, den Ihr uns erwiesen habt, der Dank und die volle Anerkennung Eures Königs zu belohnen vermag, so sei Euch Beides in Gegenwart dieser Herren gebracht, und ich habe nur den einzigen Wunsch beizufügen, daß sich meine Person für die Zukunft an Euch einen eben so aufrichtigen Freund gewinnen möge, als Ihr eine treue Stütze meiner Krone seid."

„Mein Herr und König!" rief schmerzlich bewegt Herr de la Gardie, der den Vorwurf wohl zu deuten wußte, welcher in diesen Worten lag.

„Laßt es gut seyn," entschied gutmüthig der König. „Ihr wißt nicht, wie sehr der gute Kanzler vor Verlangen brennt, die

Ausfertigung eines Documentes zu erlangen, die ihm schon so viele sorgenvolle Stunden gekostet hat.“

Somit trat er an den Tisch und ergriff die Feder, um eine mächtige Urkunde zu unterzeichnen, welche Oxenstierna zu diesem Zwecke vorbereitet zu haben schien. Doch noch einmal hielt er inne, und sein Blick beschied sich den Feldmarschall zur Seite.

„De la Gardie,“ sagte er zu ihm, „Ihr sollt heute mehr diesen Herren der Zeuge eines wichtigen Momentes seyn, den ich für Schwedens Zukunft zu thun gedenke. Seht, dieses Papier ermächtigt unseren Gesandten am Hofe zu Berlin, um die Hand Maria Eleonorens zu werben. Nur einen kleinen Federzug bedarf es, und ich habe, wie man mir sagt, sodann die sehnlichsten Wünsche meines Volkes erfüllt. Sagt der Rose von Araslöf,“ schloß er, jetzt nachdem er die Urkunde rasch unterzeichnet hatte, „ihr Beispiel habe Gustav Adolph zu ähnlichem bestimmt. Auch trage er für ihr künftiges Glück keine Sorge, denn sie habe über einer entsagten Krone den edelsten Stein aus derselben sich gewonnen.“

Es war am 25. November 1620, als die Braut Gustav Adolphs von Schweden, die kurbrandenburgische Prinzessin Maria Eleonora, zu Stockholm ihren Einzug hielt. Gleich darauf folgte das Beilager, zu dessen Verherrlichung der Adel des ganzen Reiches, selbst aus Finnland und Liefland aufgeboten ward.

Als die Großwürdenträger und die ersten Familien des Reiches dem königlichen Paare ihre Glückwünsche darbrachten, nahte sich der König seinem Kronfeldherrn, welcher sich mit seiner reizenden Gemahlin gleichfalls hiezu eingefunden hatte. Nachdem der Monarch Ebba de la Gardie Maria Eleonoren vorgestellt hatte, sagte er nach einem Blicke der Bewunderung.

„Meine theure Gemahlin, ich wünschte, daß Euer Wohlwollen mir helfe, eine große Schuld an diese Dame abzutragen.“

„Ihr habt aus meiner Seele gesprochen, mein königlicher Herr,“ entgegnete Maria Eleonora, „obgleich mir der Sinn Eurer Worte nicht ganz faßlich ist.“

„Er wird es seyn, sobald Ihr Euch erinnern wollt, daß Eure Hand mir das höchste Glück beschied, und Ebba de la Gardie es mich finden hieß.“

Feuilleton.

Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere.

Von

Andreas Schumacher.

IV.

Eduard von Bauernfeld.

(Schluß.)

Die Industrie thut für ihren Liebling, für ihren hochsinnigen Vertreter noch mehr. Sie schlägt den einzigen gefährlichen Rival seiner Neigung aus dem Felde, gewährt ihm selbst über das Weib seiner Wahl; über das Weib, das ihn einst verschmähte, eine Art glücklicher Superiorität, und lenkt ihm das Herz eines wunderlichen, weiberhassenden Freundes zum schönen heit'ren Einklang und glücklichen Verständigung. Es ist aber immer die Höhe männlicher Charaktervollendung, die sich bei diesen Siegen ihres Stoffes im Leben bemeistert, und jenen Resultaten, welche sich der Fleiß, die Rüstigkeit, der rastlose Kampf mit dem materiellen Leben, die Wohlhabenheit zuschreiben möchten, ihr gewaltiges geistiges Siegel aufdrückt. Dieselbe Kraft, die ihm die Arbeit im Interesse von Tausenden lieb gemacht, und ihn aus dem Dunkel und der Unbeholfenheit einer ungünstigen Lage und Persönlichkeit emporgehoben, die ihn zu einer Höhe des Reichthums und der bürgerlichen Bedeutung gebracht in welcher Hermine jetzt ihren sichersten Schutz, ihre Zuflucht und einzige Stütze erkennt, dieselbe Kraft die ihm verliehen hat das Familiengut seines Rivals an sich zu bringen, die ihm in Hubert einen treuen Vollstrecker seiner Gedanken einen unermüdlichen Hüther seiner Arbeit erworben hat, läßt ihn all diese Elemente mit Achtung und Liebe durchdringen, all diese Wesen seinem Geiste und Herzen unterwerfen, all diese Errungenschaften zum innigsten Bunde verschmelzen mit seinem eigenen Gefühl und Daseyn.

Der letzte Act dieses Lustspiels, in dem der Dichter erst den letzten Schleier von dem schönen Grundgedanken seines Werkes lüftet, wo er die Kraft nach Innen, und die Kraft nach Außen zur Quelle ihres gemeinschaftlichen Segens, er Klarheit in sich elber dem Glauben an eine höhere Sendung im Leben, zur rechten Humanität zurückführt, dieser Letzte Act, in welchem uns der Held des Stückes, erst seine volle Meisterschaft in der Kunst des Lebens darthut, ist gewiß mehr als eine plötzliche Zufälligkeit, und sollt' es auch wahr seyn, daß die Fäden der äußeren Ereignisse auch schon früher befriedigend entwirrt sind, so schlingt doch er erst den Knoten, in dem alle Fäden der inneren Handlung sich kreuzen, zur unauflöslichen Innigkeit.

Der Stoff, die Handlung selber ist hier wie in den meisten Bauernfeld'schen Lustspielen mehr geistiger als materieller Natur und die Frage des Lustspiels mit dem Umstande daß sein Held eine Frau bekommt, noch bei weitem nicht beantwortet.

Sollte nicht schon der Titel Industrie und Herz auf den Umstand hinweisen, daß es dem Dichter um Aufstellung und Ausgleichung eines Gegensatzes zu thun war, den das äußere Leben und innere Ringen der Zeit charakterisirt, um einen redlichen Abschluß mit den scheinbar sich so lebhaft entgegenwirkenden Kräften des Jahrhunderts herbeizuführen. Man irrt sicher nicht, wenn man annimmt, daß der Dichter über das Verhältniß des inneren Menschen zu dem allgemeinen und weitaussehenden Ringen des Zeitgeistes nach Außenleben und materiellen Verbesserung Auskunft zu geben gestrebt hat, und die Erklärung dieses scheinbaren Widerspruches zwischen geistigen und socialen Gewalten, daß beide von derselben Macht ausgesendet, beide Factoren desselben Principes und Äußerung einer und derselben edlen Gesinnung sind, welche sich jeden Tag klarer und selbstbewußter in Politik, Gesetzgebung, Handel, Erfindungen, Poesie und Philantropie ausspricht, als Grundider niederlegen wollte.

Der Dichter hat seinen Gedanken durch einen eben so drastischen als geistreichen Gegensatz im Charakter Welting's in's Licht gesetzt. Nichts konnte klarer darthun in welchem Zusammenhange Herz und Industrie zu einander stehen als diese Gestalt, in welcher der Zeitgeist in der vollen Entartung seines inneren und äußeren Elementes hingestellt ist! Sie ist nicht blos der Schlagschatten, und die Kehrseite der gewaltigen Doppelkraft des Jahrhunderts, sie weist auch klar auf den inneren Verband der beiden größten Krankheiten unserer Tage hin, so wie in Baldinger die beiden Faktoren des die Zeit bewegenden edlen Strebens gleichsam sinnbildlich vereinigt sind. Wie hoch der Dichter den echten Geist der Industrie achtet, wie er ihn ganz und gar den höchsten Kräften der Menschheit bezählt, und als ebenbürtigen Sohn der großen Allmutter „Liebe“ betrachtet geht wohl am Besten aus den schönen Worten hervor, die Baldinger am Schlusse des zweiten Actes zu seinen Arbeitern in dem Augenblicke spricht, wo er den Stammsitz einer altadeligen Familie für die größere Ausdehnung seines Fabriksbetriebes angekauft hat: „Meine Freunde, unser Besitz hat sich vermehrt und mit ihm unsre Arbeit! Wir sind Industrielle, das heißt, strebsame, thätige, schaffende Menschen; wir schaffen mit Hand und Kopf, mit Geist und Körperkraft, mit Gedanken und Maschinen, — denn das ist das Streben der Industrie, daß sie den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, und die Einzelnen zu einem großen Ganzen verbindet. Kunst, Wissen, Leben, nichts ist ihr fremd! sie dient der Kunst, sie macht die Wissenschaft lebendig, sie fördert das Leben.

Und so weckt und bildet sie denn Sinn für die Gemeinschaft, für das Öffentliche, ja, daß ich das Höchste nenne für das Vaterland! In diesem Sinne wollen wir leben und handeln. Gute Hand, meine Freunde, und Glück auf!“

Man kann also durchaus nicht zulassen, daß die Handlung dieses Lustspiels eine blos äußerliche sei, das Verständniß des Dichters fordert, daß man in seine Tendenz, in die ausgesprochene Lebensidee eingehe, welche wohl keine andere ist, als daß die Kraft, die sich selbst überwindet, die das äußere Leben zu eigenem und fremdem Besten nach ihren Planen formt und beharrlich unterwirft, auch zu einer Befriedigung des Herzens führen muß.

Was man auch an dieser Idee noch mäkeln möchte, es ist eine der lebendigen, wirksamen, nicht leicht zu ersetzenden, eine jener Ideen, die aus dem praktischen Verkehr mit dem Leben hervorgehen, und die nur des Aufgusses irgend einer ätzenden Säure des Mißgeschicks bedürfen, um ihre chemische Verwandtschaft mit der That zu äußern.

Einem solchen Stoffe gegenüber finde ich es hinreichend, wenn die psychologisch richtige Entwicklung desselben in irgend einer in sich abgeschlossenen Handlung postulirt und gegeben ist, einem Dichter der sich mit den höchsten Aufgaben der Kunst und des Lebens beschäftigt, muß es frei stehn, wenn er die Einheit der Idee und Handlung mit sicherer Hand festhält, das Bild ihres Zusammenhanges mit der Außenwelt, in Skizzen und Episoden symbolisch zu ergänzen.

Hätte der Dichter nichts gewollt, als seinem Helden ein Weib geben, dann allerdings hätten alle sichtbaren Fäden des Gewebes bis zum Schlusse festgehalten werden müssen, denn die Handlung bestünde ja eben aus dem Zusammenfluße materieller Interessen; dann wäre es sicher ein Fehler, wenn Wildenhain so früh, und so unthätig aus dem Ensemble der wirkenden Kräfte austrete; die Handlung besteht aber in der Lösung eines weit geistigeren Problemes, in der Erwerbung eines Herzens durch dieselbe Kraft, die früher Reichthümer, Einfluß und Achtung erworben! — Es ist hierbei wohl zu bemerken, daß Wildenhain bei weitem nicht als der einzige Gegensatz zu dem Charakter Baldingers dastehe, daß er gleichsam nur die eine und Welting die andere Richtung bezeichnet, in welcher Hermine vom rechten Wege abirren dürfte, und daß Baldinger in Mitte zwischen diesen Beiden seinen eigenen Weg geht. — Die Gewalt dieser beiden Charaktere mußte ja doch früher gebrochen werden, bevor die Handlung den letzten Schritt macht und das Herz seine Befriedigung erlangt?!

Ein Dichter von so viel Innerlichkeit, wie Bauernfeld, wird seinen Zeitgenossen stets neu, stets befremdend erscheinen, und vielleicht eben in seinen brillantesten Vorzügen eben darin, wodurch er sich als Dichter vom bloßen Theaterschriftsteller unterscheidet, am wenigsten verstanden werden. — Auch in seinen besten Arbeiten, zu denen das in Rede stehende Lustspiel sicher gehört, wird man die Zimmermannsarbeit vermissen.

Wenn Jean Paul für sich sagt, daß er ein Capitel für das Publicum und dann eines für sich schreibe, so möcht' ich von Bauernfeld behaupten, er schreibe für das Publikum Scenen und Charaktere und eine Handlung für sich. Ich verstehe hier unter Handlung jene freithätigen Äußerungen der Charaktere, welche auf die Realisirung eines Lebenszweckes hinstrebt, jene Entwicklung einer individuellen Kraft, durch welche diese über den Conflict aller übrigen Lebenselemente entweder ihre Meisterschaft, oder, je nach dem Plane des Dichters, ihre Untauglichkeit zur Herrschaft über das Leben kundgibt.

Dadurch aber, daß Bauernfeld Kraft und Gegenkraft nicht immer in einzelne Figuren konzentrirt, an deren Bewegung sich alle übrigen dienstbar anschließen, sondern häufig ganze Gruppen aus dem bewegten Bilde seiner Zeit die eine und die andere Richtung repräsentiren läßt, dadurch daß er Sieg oder Untergang noch dazu meistens nicht blos von materiellen sondern häufig von rein psychologischen Entwicklungen abhängig macht, welche die Mehrzahl der Zuschauer und der Kritiker für keine Handlung gelten lassen, verliert er häufig, nicht blos selber die Herrschaft über seine poetischen Formationen, sondern geräth noch dazu gewöhnlich in das Gebieth einer mehr epischen (novellistischen) als dramatischen Combination der Thatsachen. Seine Handlung schreitet nicht durch eine vollständige Wechselseitigkeit der Gegensätze fort. Der Gegensatz ist da, das Fortschreiten ist da, aber das Fortschreiten des einen Gegensatzes ist nicht durchwegs durch die Einwirkungen des andern als nothwendig bedingt, sondern eine freie Selbstthätigkeit und somit epischer Natur.

Häufig sehen wir das, was als Gegensatz nothwendig bedingend eingreifen soll, blos in allgemeinen Stimmungen und Situationen statt in Thaten ausgedrückt, wie hier im ganzen zweiten Act den Abschied der alten Welt mit ihrer Formen- und Gefühlsnaivität mit ihrer unpractischen und schwärmerischen Seite, die in dem Weiberhasse des Mechanikers Hubert ausgesprochene Einseitigkeit der streng industriellen Richtung, und den in Welting repräsentirten staats- und gesellschaftswidrigen Schwindelgeist des Papier-Spekulanten.

Dieses Gebrechen all seiner Lustspiele modernen Geistes, ist dem Dichter um so weniger zu verhehlen, da es eigentlich aus dem größten seiner Vorzüge, aus seinem lebendigen Mitgefühl für Zeitgeist und Zeitgenossen entspringt, kraft dessen er die Phasen moderner Lebens- und Ideenentwicklung mit einer rastlosen Energie durchläuft, mit jedem neuen Werke eine neue Saite der herrschenden Sympathien anschlagend. Daher gleicht auch der Compler seiner Lustspiele einen großen in einzelnen Capiteln bestimmte Gemüthslagen entwickelnden Romane, und darum will ich die Totalität seiner dramatischen Lebensbilder mit einem edlen aber auch gewiß nicht unverdienten Ehrennahmen als den Wilhelm Meister der fünften Dekade des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnen.

Ich habe von einem Dichter gesprochen, von einem hochbegabten, hervorragenden, und bei einer Gelegenheit, wo ihm die Stimme des Publikums den lautesten, ja enthusiastischen Beifall zurief, ich wäre stolz darauf, wenn ich zum Verständnisse dieses Dichters etwas beitragen, wenn ich endlich ihn selbst vielleicht an Selbstkenntniß bereichern könnte. Ich fühle aber, daß einem so kräftigen, hochentwickelten productiven Talente gegenüber alle Kritik nur ein schwacher Nachhall ist, und daß die volle Würdigung einer solchen Natur von den zwar langsam aber sicher wirkenden Eindrücken der Zeit erwartet werden muß.

Die Bekenntnisse, das Liebesprotokoll, Bürgerlich und Romantisch, Helene, der Selbstquäler, und Andere, und unter diesen auch Industrie und Herz, werden der deutschen Bühne nicht sobald entfremdet, und der Dichter, der diese sinnig gemüthvollen Poesien in's Leben rief, wird nicht sobald verdunkelt werden.

Ein gerechter Tadel Bauernfeld's wird immer der Tadel eines seltenen Talentes sein müssen, und der ungerechte, wenn er geistreich ist, die Unverwüstlichkeit dieses Talentes erst in's rechte Licht setzen.

Die Aufführung von Industrie und Herz gehört zu denjenigen, wo man sich freut, Zeitgenosse eines so schönen Vereines von Schauspielern zu seyn, wie dabei mitwirken, wo man unsere Hofbühne ihren durch ein halbes Jahrhundert behaupteten Ruhm wieder glänzend bestättigen sieht. Hr. Löwe gab den Franz Baldinger mit einer Gemüthsfrische und Mäßigung, mit einer inneren Gluth und äußerlichen Ruhe, welche diese Rolle zu einer seiner meisterhaftesten erheben, zu einer vollkommenen. Mad. Fichtner, unnachahmlich in der Darstellung weiblicher Charaktere, „die durch ihre kleinen Fehler erst den höchsten Reiz der Weiblichkeit gewinnen,“ wie Wildenhain in seinem Abschiedsschreiben sagt, verdient für die meisterhafte Leichtigkeit ihrer Übergänge von Schwäche zur Kraft, vom Irrthume zur Selbsterkenntniß, von Demüthigung zum Selbstgefühl, vom Bangen zur Liebe, die wärmste, freudigste Anerkennung. Die HH. Herzfeld, Lukas, Marr, Wilhelmi und insbesondere Carl La Roche dürfen jeder ihre Rollen zu ihren glücklichsten und gelungensten zählen.

Die Theilnahme des Publikums entsprach dem Werthe der Dichtung und der Trefflichkeit der Darstellung und der Verfasser wurde wiederholt und stürmisch gerufen.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag den 11. Juni, zum ersten Male: Die Bühne vor 2000 Jahren, in 2 Abtheilungen.

1. Abtheilung. Griechisches Theater. Helena. Trauerspiel in 1 Aufzuge, von Euripides, nach Wielands Übersetzung. Musik von Hrn. Louis Köhler.

2. Abtheilung. Römisches Theater. Phormio, der Schmarotzer. Lustspiel in 3 Aufzügen, aus dem Lateinischen des Terentius, nach der Übersetzung von Kindervater.

Das griechische Schicksal, ἀνάγκη, vor dem selbst die Götter sich beugen, wirft seinen finstern Schatten über die Handlung, deren Held aus dem Homer'schen Epos herausgerissen ist. Das griechische Drama ist die Apotheose der That, die Liebe kommt nach der That, der griechische Held kämpft selbst mit den Göttern um sein Menschenrecht, kämpft so tapfer, daß sie ihn nur durch Phantome von der Siegesbahn abbringen, und unterwirft sich nur der Nothwendigkeit des Schicksals, gegen die auch die Götter nichts vermögen. Die Griechen mußten auf den Bänken ergriffen werden von den gewaltigen Mysterien, die in markerschütternden Worten, in gewaltigen Chören aufgerollt wurden. Die Römer, die die Weltherrschaft an sich gerissen, die sie mit den blutigsten Kämpfen erworben, fanden keinen Homer fanden keinen Aischylos, keinen Euripides und Sophokles, der ihr Thatenleben auf die Bühne brachte, weil ihm die Schönheit, die Gerechtigkeit des Kampfes fehlte, sie hatten nur Copien griechischer Tragödien, ihre Kräfte waren von der Schlacht abgemattet, sie wollten wenigstens Erholung; aber auch ihr Lustspiel gedieh nicht wie bei den Griechen, sie hatten keinen Aristophanes, der sich über Götter und Menschen lustig machte, der der verderblichen Richtung seiner Zeit mit der Geißel des Spottes Einhalt that. Ihre Dichter waren Plautus und Terentius, und die Figuren des Lustspiels Wucherer, Kuppler, schwache gepreßte Väter und Schmarotzer; ihre Handlung ist die Misere des Straßenlebens, des Forums und des Hauses. Der Abstand zwischen griechischer und römischer Bühne ist so groß, wie der zwischen Shakespeare und Kotzebue. Diese Gegensätze wurden uns heute auf dieser Bühne gelungen vorgeführt, wenn man das Gelingen nach modernem Maßstabe mißt, der in Zolle und Linien getheilt ist und auch zum Schneidermaße dient. Eine griechische Tragödie müßte von einer Hofbühne ihre Chöre von einer ausgezeichneten Operngesellschaft vorgeführt werden; das wäre wohl die allein würdigste Darstellung. Zum römischen Lustspiele reichten diese Kräfte genügend aus. Das Publikum gibt sich aber auch mit der ersten zufrieden, wenn es den Gegenstand mit Liebe behandelt sieht, und das war der Fall; was man zu leisten im Stande war, wurde gethan, und dieß verdient Lob. Dlle. Ammerberger als Helena, Hr. Börger als Menelaos, Dlle. Jariz als Theonoe, die HH. Hesse, Fröhlich und Strampfer legten in ihr Spiel den Ernst, den das griechische Gebilde heischt, und erwarben sich insofern verdienten Beifall. Das römische Lustspiel ward vollkommen gelungen dargestellt, und da verdient besonders Hr. Fröhlich als Phormio Anerkennung, er wußte seiner Rolle das Interesse ganz abzugewinnen, das in ihr so spärlich liegt, und zeigte wieder den zu Allem verwendbaren Schauspieler. Auch die HH. Hesse, Rud. Maier, Strampfer und Mittell unterstützten ihn löblich; und so verdient die Bühne vor 2000 Jahren, deren Anordnung Hrn. Hesse gebührt, im Ganzen Lob. Das Haus war besucht.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Mittwoch, den 8. Juni, zum ersten Male: Die Liebe im Eckhause, Lustspiel in 2 Acten von Cosmar. Dieß Lustspiel ist voll Situationswitz, mit Geist und Leben durchhaucht, scherzt eine Stunde leicht hinweg, die Niemand gereuen wird, der Knoten ist gut geschürzt von der Hand der Liebe und wird wieder von ihr mit sinnigem Gespräch gelöst, die Charaktere sind bis in die feinsten Nuancen richtig gezeichnet, — kurz das Ganze ist eine der erheiterndsten Episoden aus dem Leben, die in jeder Brust die Freude weckt, und ist dem Publicum von der Hofbühne aus bekannt. Dlle. Jariz scheint ganz für das Conversationsspiel geschaffen, sie spielte ihre Rolle mit Humor und Liebenswürdigkeit und erntete nach jeder Stelle verdienten Beifall; sie ist eine eigentliche Perle dieses Theaters. Hr. Fröhlich als Doctor Maithal zeigte wieder, wie gelungen er einen Charakter aufzufassen verstehe, er ist immer ganz in seiner Rolle und beherrscht mit Gunst seinen Gegenstand. Auch Mad. Fildy und Mad. Fehringer spielten zur Zufriedenheit. — Darauf wurde Carl Maria von Webers: Aufforderung zum Tanze, eigens für das große Orchester von Hrn. Krottenthaler eingerichtet schön exequirt. Hierauf eine ländliche Pantomime von Hrn. Schadetzky, betitelt: die verwechselten Recruten, der man nichts Gutes nachsagen darf; das ist nichts anders als die stummen zwölf Mädchen im Uniform. — Der Besuch war zahlreich.

Musikalisches aus Graz.

Für die verunglückten Bewohner der Stadt Steyr gab am 22. Mai ein Verein von Musikfreunden (früher schon zum Besten des hiesigen Armenfondes) Sigmund Neukomm's Oratorium: „Christi Auferstehung." Die Besetzung der Baß-Solo-Partie war eine eminente. Überhaupt scheinen mir in der heiligen Musik (wenn man so sagen darf) Männerstimmen als die imposantesten auch die geeignetesten, und ich möchte von dem Kirchenchore die Frauenchöre ganz wegwünschen. Der Ertrag soll sich auf 300 fl. C. M. belaufen.

Am 5. Juni hatte, ebenfalls für Stadt Steyr, eine musikalische Production Statt, ausgeführt von den 4 Musikchören der hiesigen Garnison. Den meisten Beifall erhielt die Composition des Capellmeisters Gungl vom 4. Feld-Artillerie-Regimente. Er nannte sie: „Alpenklänge." Diese Klänge sind eben so liebliche, als mit Zartheit und Präcision vom Compositeur und seiner Capelle exekutirten steierischen Nationaltänze, wobei die Streichinstrumente von besonders guter Wirkung waren. Das Verlangen um ihre Wiederholung war ein allgemeines.

Der Priesterchor aus „Norma" und ein Chor aus „Scaramuccia" wurde von mehr als 50 Natur-Sängern des Infanterie-Regimentes König Wilhelm, mit vollständiger Begleitung des Musikchores desselben Regimentes, vorgetragen. Diese Chöre erhielten gleichsam den 2. Preis.

Das Musikchor vom Infanterie-Regiment Baron Piret producirte die Ouverture aus: „I Briganti" und das Finale aus „Parisina;" das Trompeterchor des Grenadier-Bataillons Richter von Binnenthal hingegen eine Cavatine von Leonhard, und ein Jagdstück.

Bei den beiden letzgenannten Banden schien man mehr mit der Leistung, als mit den gewählten Piecen zufrieden zu seyn.

Der Ertrag dieser Production war, bei dem gewöhnlichen Theater-Entrée, jedoch ohne Beschränkung der Großmuth, 466 fl. C. M.

Die Herrn Obristen der benannten k. k. Regimenter trugen die Kosten der Beleuchtung.

Omnibus.

In Pesth machen die bekannten holländischen Waffel-Bäckerinen Sophie und Johanna Rögen, die sich auch längere Zeit in Wien aufhielten, Furore. Die galanten Ehemänner sind so verwaffelt in die schelmischen Holländerinen, daß sie meist zu spät zum Mittagessen nach Hause kommen, fast in allen Haushaltungen lernen Mädchen und Frauen die Waffelkrapfen backen; das wäre nicht übel, wenn unsere Herren nicht auch zu Hause zufrieden gestellt werden könnten, backet ihr Frauen es ist hohe Zeit, die jungen Löwen unserer Stadt sind so vernarrt in diese Waffel, daß sie nicht einmal Indigestionen scheuen.

In der Diner Arena hat der Komiker Seidl, sich zu seiner Benefize auch einen Jux, mit dem ziemlich zahlreichen Publikum gemacht, er hat nämlich aus der verschollenen Presse von Ph. Weil „Tnuli bull," nun ein „Universalgenie" benamset, eine Art Localposse fabricirt, welchem er den Titel gab: „er hat sich nur einen Jux gemacht," beilegte. Augenzeugen behaupten, Nestrois Jux sei besser!

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag den 13.: „Fesseln." — Dienstag den 14.: „Industrie und Herz." — Mittwoch den 15.: „Der Fremde." — Donnerstag den 16.: „Die Tochter des Advokaten." — Der Sohn auf Reisen." — Freitag den 17.: „Helva." — „Der Sohn auf Reisen." Sonnabend den 18.: „Der Bruderzwist." — Sonntag den 19.: „Industrie und Herz."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. Ju. Dr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1103, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 72.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 15. Juni 1842.

Die Sendung des Dichters.

Von G. Millinger.

Emanuel Kardia war der Sohn eines begüterten Landmannes. Im achtzehnten Jahre waren seine einzigen Kenntnisse Lesen, Schreiben und Rechnen. Da war ihm das Leben noch schön, der Mensch noch edel und die Welt noch groß. Er konnte lieben und hassen und das unselige Mittel, das Verachten, war dem Glücklichen noch fremd.

In einer Julinacht war es und er sah zum Fenster seines Schlafgemachs hinaus auf das mondbeleuchtete Thal mit seiner Felsenkrone und dem flimmernden See. „Schön ist die Natur, aber das Menschenherz ist schöner!“ rief er aus und ging zu Bette. Als er eingeschlafen war, trat sein Engel zu ihm, berührte seine Lippen und sprach: „Ich nehme Abschied von dir. Verlaß dein einsames Haus, geh' hinaus in die Welt und wirke. Du bedarfst meiner nicht mehr, ich gebe dir die Poesie zur Gefährtin.“

Und es wurde Tag, Emanuel stand auf, rieb sich die Augen und fand ein Gedicht auf seinem Schreibtische liegen. „Das ist meine Schrift, das sind meine Gedanken!“ rief er aus. Die Leute aber meinten, Emanuel Kardia wäre ein Traumwandler.

Und er ging hinaus in die Welt. Seine Wangen blühten, seine Augen strahlten noch. Und er kam zu einer großen Stadt. „Das ist ein Drängen und Treiben, ein Streben und Kämpfen! Das muß ein empfängliches Volk seyn; hier will ich meinen Samen ausstreuen!“ Und er blieb in der großen Stadt.

Neun Jahre war er in der großen Stadt gewesen und im zehnten kehrte er in seine ländliche Heimat zurück. Seine Wangen waren blaß, seine Augen strahlten nicht mehr. „Nimm mich auf, ewigtreue Natur! Du allein bist wahr, schön und gut. Dein Donner zürnt väterlich, deine Düfte sind Mutterliebe, deine Früchte Kindesdankbarkeit. O nimm mich auf! Ich will nicht mehr für die Menschen denken und empfinden!“

Sieben Wochen waren vergangen und es kam der Jahrestag seiner Sendung. In derselben Julinacht schlief Emanuel in seiner Kammer und sein Engel trat zürnend vor sein Bett. „Abtrünniger Knecht,“ sprach er, „gib Rechenschaft von deinen Talenten!“

„Geflügelter Bote des Herrn, nimm zurück dein himmlisches Geschenk, ich will kein Dichter mehr seyn.“

„Undankbarer! du hast dich deiner Sendung nicht würdig gezeigt.“

„Vergib, wenn ich zu menschlich war; aber ich sandte die begeisternde Hymne aus und keine Seele wandte sich zu Gott. Ich griff in die Saiten der Lyra und kein Herz that sich auf. Ich hielt den Menschen große Charaktere vor, und keiner schämte sich vor seiner Kleinheit. Ich legte eine Welt der Geister in ein Buch zusammen und die Welt der Körper hat es nicht gewürdigt.“

„Eitelkeit ist dein böser Geist; du hast nur nach Bewunderung gestrebt.“

„Nicht Eitelkeit, mein Selbstgefühl hat geblutet. Ich klagte nicht, wenn man meinen Namen überging; ich trug es, wenn mich Factionen lästerten; ich schwieg, wenn der Neid an meinen Ideen zerrte; ich lächelte, wenn mich die Dummheit beurtheilte, aber meine Seele zuckte schmerzlich zusammen, wenn ich dem verächtlichsten Dichterling, wie sie nach Tausenden aus ihrer trüben Pfütze kriechen, gleichgestellt oder sogar nachgesetzt wurde. Diese Insecten sind es, welche das heilige Reich des Geistes verpesten und die Welt zur Abgötterei verleiten. So erbärmlich sie in sich selbst sind, so ist es doch dem Heuschreckenschwarm gelungen, die schlichte Meinung irre zu führen. Zu allen Zeiten hat man den ächten Dichter geehrt und gekrönt, aber jetzt weiß die Welt Schein und Wahrheit nicht mehr zu unterscheiden, oder besser, sie setzt den gottlosen Usurpator auf den Thron und schickt den Vater des Vaterlandes ins Exil. Es gibt jetzt eine Maxime in der Literatur, furchtbarer als alle, und heißt: Stoß selbst in die Trompete deines Ruhms, oder besolde die Journalisten, arrogire die Meinung der Welt durch unwürdige Frechheit und bücke dich vor jeder Schneiderseele. Ich kann auf solchen Wegen nicht wandeln. Ich war einst so glücklich, der gnädigen Frau von Tulpenau mein Buch überreichen zu dürfen; allein ich habe unterlassen, ihr in tiefster Knechtschaft die Hand zu küssen, und Tags darauf lag mein Buch unter dem Kehricht. Abgesandter des Herrn, du schüttelst zweifelnd dein schimmerndes Haupt!“

„Ich zweifle nicht an der Wahrheit deiner Worte, aber ich tadle den Kleinmuth meines Zöglings.“

„Wenn ich auf Menschen wirken soll, darf ich nicht selber menschlich seyn?“

„Was ärgert dich das kleinliche Treiben des Menschen? In dir ruht eine Welt. Fühle sie und du wirst groß empfinden. Der Pulsschlag des Dichters verkünde den Tritt der Zeit. Veredle sie durch Rührung und Begeisterung.“

„Wie! Kennst du denn nicht das Losungswort unsers Jahrhunderts, das Ziel des begeisterten Strebens? Es heißt Geld. Der prosaische Klang dieses Metalls übertäubt das Pochen eines warmen Herzens und sein matter Schein verdunkelt den Glanz der Sonne. Wenn der wirkliche Schmerz des Lebens keine Theilnahme findet, wie soll denn der erdichtete rühren?“

„Und bist du es gewiß, daß alle Herzen nur kalte Goldklumpen sind?“

„In den neun Jahren meines poetischen Wirkens machte ich nur ein Auge thränenfeucht, es war ein Frauenauge.“

„So sei zufrieden mit diesem kargen Lohne und denke, daß ein Weib inniger empfindet als tausend eisige Männer.“

„Wenn dieser karge Lohn genügen soll, so ersticke die Stimme in meiner Brust mit dem ewig drückenden Vorwurf: Du hast den Zweck deines Lebens verfehlt.“

„Sündiger Frevler! Du lästerst Gott, der seine Propheten sandte, welche die Welt steinigte, und den eigenen Sohn an's Kreuz schlagen ließ. Oder murrst du, weil nicht Reichthum und Ehre dem Pfade des Dichters folgt?“

„Der allgemeine Maßstab menschlicher Leistungen ist Geld oder Ehre. Wie kommt es denn, daß nur der Dichter auf beides Verzicht leisten soll?“

„Die Rathschlüsse Gottes sind unerforschlich und sein Walten ist gerecht. Dir ward der Schmerz zum Führer mitgegeben. Einen Dolch in der eigenen Brust heile fremde Wunden. Du kannst den Menschen nicht achten, aber drücke die Menschheit an dein warmes Herz. Schwebe über sie hin, unerreicht und ungeliebt, wie eine Gewitterwolke. Sende den Blitzstrahl nieder, wo ein Frevler hauset und erquicke die zertretene Unschuld mit mildem Mairegen. Dornig soll dein Pfad seyn, aber deinem Fußtritt werden Rosen entkeimen. Zähle nicht auf Dank. Die Mitwelt ist ein undankbarer krächzender Rabe, aber die Nachwelt hat Adlersschwingen, dich über die Wolken hinauszutragen. Baue ein steinern Haus, auf daß deine Kinder sicher wohnen; pflanze Bäume, damit einst deine Enkel in ihrem Schatten wandeln. Bist du mit dem Dank der Weltgeschichte nicht zufrieden, so kannst du kein Dichter seyn. Aber fasse Muth, kleinlauter Zögling! ich hauche dir die Kraft ein zu entsagen. Laß ihn fahren den Flittersaum des Glücks. Siehst du dort im fernen Nebelgrau der Zukunft das ernste Marmorbild, den unvergänglichen Kranz um seine Schläfe gewunden? Es ist die Unsterblichkeit. Dieß sei fortan dein Genius.“

So sprach der Bote des Himmels und löste sich auf in Morgendämmerung. Emanuel Kardia erwachte, warf sich auf die Kniee und sprach ein rührendes Gebet: „Vater, willst du, so nimm diesen Kelch von mir, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“

Und er verließ zum zweiten Mal sein einsames Haus und mischte sich wieder in das Treiben der Welt.

Anekdotische Einfälle.

Von Franz Gräffer.

— und stell' dir vor, liebe Fanni! Der Grobian nennt mich reizend, und ich hab' ihn in meinem Leben nicht gereizt.

Auch der Wiener hat zuweilen Appetit. Da existirt angeblich von einem gewissen Vaillant: „Die Kunst, gut zu verdauen.“ Das ist nichts. Man muß erfinden und herausgeben: Die Kunst unaufhörlich bei gutem Appetit zu seyn (4—6 Mal des Tages; Der Rathgeber vor, bei und nach der Mahlzeit ꝛc.

„Le style c'est l'homme.“ Um Vergebung! Le style c'est la disposition. Der Gang macht den Stiefel.

Europa bildet sich immer noch ein, auch in diesem Jahrhundert das zu haben, was man eine Literatur nennt. Aber diese ist nur ein wenig mehr als nichts, folglich viel weniger als Etwas.

Man gewöhnt sich an Alles. Und doch gewöhnt man sich auch an Nichts. Sterbliche: schöpfet Trost!

„Das abscheuliche Wetter, fort und fort.“
Was sagt denn das Publicum dazu?

Mein Gott, die herrschende Krankheit in Wien ist die Gesundheit. Wären die Leute nicht gesund, so würden sie nicht krank werden.

Er hat zwar keine Bibliothek, aber ein Pfeifen-Museum.

Ein großer Theil der menschlichen Weisheit besteht im Unterlassen.

A. Wie, Sie leben noch?
B. Was, Sie sind noch nicht gehängt?

Ein Greis, der keinen Stock trägt, ist eitel; der also einen trägt — — —

Kann es doppelt seyn. Nicht eitel scheinen wollen, ist zweifache Eitelkeit.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Samstag den 11. d. M. zum Vortheile des Schauspielers Joh. Arbesser, zum ersten Male: Das Wundermädchen aus der Fremde, oder der Talisman. Schauspiel in vier Aufzügen. Dlle. Höfer vom k. Theater in Brünn als Gast.

Horcht! ich will euch eine Geschichte erzählen: Vor vielen, vielen Jahren lebte ein Mann, ein deutscher Dichter, Namens August v. Kotzebue, ihr habt doch diesen Namen schon zuweilen vernommen? und dieser nicht ganz unbekannte Mann schrieb vor dreiunddreißig Jahren ein Schauspiel unter dem einfachen Titel: die kleine Zigeunerin; denkt euch mein Erstaunen, meine Überraschung, als ich dieses Wundermädchen aus der Fremde mit dem modernen Beisatze: oder der Talisman genauer betrachtete, und in ihm meine längst bekannte und fast verschollene kleine Zigeunerin wiederfand! Wozu denn jene Veränderung des Titels? warum den Namen des Verfassers verschweigen? „Geh in ein Kloster, Ophelia!“

Das Schauspiel wäre also abgethan, doch nun zur Aufführung! Vor allem heißen wir unsern lieben Gast, Dlle. Höfer vom k. k. Theater in Brünn, herzlich willkommen, und können nicht bergen, daß es uns sehr erfreute, dieselbe in der Schauspielkunst, deren erste Proben sie vor mehren Jahren vor unsern Blicken auf diesem Theater ablegte, so tüchtig vorwärts geschritten gefunden zu haben. Sie entwickelte als Lasarilla viele Gewandtheit und Bühnenwirksamkeit, besonders aber ein freies und wohldurchdachtes Spiel, dazu hat sie Mutter Natur gar gut bedacht, und wenn Dlle. Höfer, wie uns die Zeitungen berichten, für diese Bühne gewonnen ist, so wird sie bald eben so der Liebling des hiesigen Publicums werden, wie sie es in Brünn gewesen. Das talentbegabte Wundermädchen wurde mit vielem Applaus empfangen und oft stürmisch gerufen. Dem Beneficianten

Hrn. Arbesser hätten wir eine bessere Einnahme gewünscht, was er wohl für den sichtbaren Fleiß, mit dem er die Rolle des Gawallo durchführte, verdient hätte. Dlle. Grasenberg, Mad. Klein, so wie die HH. Posinger und Wimmer spielten zur Zufriedenheit; das Stück, über welches mehr als dreißig Jahre dahin gerauscht waren, sprach nicht besonders an.

Sonntag den 13. d. M.: Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel. Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen, von Aug. von Kotzebue. Hr. Kunst in der Titelrolle als Gast.

Der biedere, kühne, unerschrockene Bayard, die Blume französischer Ritterschaft, wurde von Aug. v. Kotzebue mit aller Vorliebe zur Anschauung gebracht, und wenn gleich vom ästhetischen Standpunkte aus ein Tugendheld, wie dieser Bayard, dem die Ausübung jeder schönen That gar keinen Kampf und kein Widerstreben kostet, eigentlich kein Vorwurf für dramatische Behandlung ist, so muß man doch zugestehen, daß der Dichter das Interesse des Publikums an seinem Helden von Akt zu Akt steigerte, und uns ein Bild voll Wahrheit und Einklang in den einzelnen Handlungen vor Augen stellte.

Die Theilnahme der Menge an diesem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel ist sich seit vierzig Jahren gleichgeblieben, und wenn auch der tiefer Blickende alle Mängel des Stücks, und dessen ganz gemeine, jedes poetischen Schmuckes beraubte Sprache, recht wohl erkennt, so bleibt doch das trunkene Auge der großen Masse an diesem Tugendhelden hängen, und denkt bei sich: das war ein ganzer Mann! Hr. Kunst gestaltete diesen Bayard, seiner Anlage und Durchführung nach, vortrefflich, und nicht leicht dürfte man einen Schauspieler finden, der diesem Heldenbilde so viel Leben und Kraft einhauchte wie Hr. Kunst. In seiner Darstellung trat der biedere, kernige Charakter des tapfern Bayard lebendig hervor, und sein Streben erhielt auch die lauteste und verdienteste Anerkennung. Nächst dem geschätzten Gaste muß Hr. Nolte, als ganz in den Geist seiner Rolle eingedrungen, hervorgehoben werden, denn das Abstoßende und dennoch durch die Kernhaftigkeit der Gesinnung unendlich Anziehende in dem Charakter des Tardieu fand an ihm den besten Repräsentanten. So denkt man sich jene rauhen, biedern Ritter, von denen man schon so viel gelesen und gehört. Mit vollem Rechte ward Hrn. Nolte nach seiner Scene im 3. Akte ein Sturm von Beifall zu Theil. Unter den weiblichen Personen verdient Dlle. Grasenberg für das richtige Erfassen des Charakters der Miranda unsern vollen Beifall, und überhaupt schreitet diese liebliche Schauspielerin mit rühmlichem Eifer auf der Bahn der Kunst immer rüstiger vorwärts. Ihr wurde, besonders bei ihrem Erscheinen als Page, reicher Beifall gezollt. Auch Mad. Arbesser als Blanka brachte das zagende, zwischen Pflicht und Liebe wankende Weib gelungen zur Anschauung, so wie man, um gerecht zu seyn, anerkennen muß, daß überhaupt jeder der Beschäftigten zur Rundung und Vollendung der Darstellung sein Möglichstes beitrug. Hr. Kunst und Dlle. Grasenberg wurden wiederholt gerufen.

Provinzial-Correspondenz.

Graz am 5. Juni 1842.

Wer treu, wie er gefühlt, berichtet,
Wär's auch erlogen, er lügt nicht.
Castelli.

Der Wonnemonat ist vorüber, und hat er durch seine unangenehme und regnerische Witterung gleich keine Wonne gebracht, so kam uns demungeachtet vieles Neue zu Gesichte, von dem ich Ihnen, als aufrichtiger Correspondent, das Interessanteste mittheilen will.

Ich beginne, wo ich neulich aufgehört, mit der heurigen Blumen-, Gemüse- und Obstausstellung, die in dem neuerbauten Glashause des k. k. Burggartens stattfand; jedoch, sei's des höhern Entrés, oder des geringeren allgemeinen Interesses für diesen Gegenstand wegen, nicht besonders besucht war. Eine reiche Anzahl von Camellien, Rhodoraceen, Ericeen, Azaleen, Pelargonien ꝛc. in ihrer üppigsten Blüthe, boten sich dem Auge des Beschauers dar, dem vor Allen ein reichblühendes Rhododendron ponticum auffiel, welches verdientermaßen mit dem zweiten Preise betheilt wurde, da der erste den Statuten gemäß den neueingeführten Gewächsen: Ratnia glauca, Aeschynanthus grandiosus und Diosma speciosum des hiesigen Handelsgärtners Franz Maier zuerkannt wurde. Die übrigen Preise waren für Zusammenstellungen von Ericeen und Rosen bestimmt.

Warum man indessen die Blumenausstellung auch Gemüse- und Obstausstellung nannte, ist mir gänzlich unbegreiflich, da von solchen Gegenständen nirgends etwas zu sehen war, oder sollten die paar Stücke Kohlrüben und die vier Erdbeerstöckchen die Ausstellung machen?

Von den Blumen zur Frucht; zu einer Frucht, gereift in den schönen Gauen Frankreichs, zu Dlle. Meerti, die im ständischen Rittersaale zwei Concerte bei zahlreich versammeltem Auditorio mit ausgezeichnetem Beifalle gab. Sie sang in vier Sprachen mit seltener Zungen- und Kehlenfertigkeit, und dürfte unter den jetzt lebenden Concertsängerinnen so ziemlich einen der ersten Range einnehmen.

Ein Oratorium von Neukomm „die Auferstehung Christi," in obigem Locale zum Besten der durch Brand verunglückten Stadt Steyr veranstaltet, und in den Hauptgesangepartien von Madame Seher mit ihren Töchtern und mehrern andern Dilettanten trefflich unterstützt, wurde bei vollem Saale wiederholt. Dem Orchesterdirector Hofmann gebührt in Hinsicht der energischen Leitung des Ganzen alle Anerkennung.

Im Tagestheater des Colisseums producirten sich die Herren Rhigas und Abdalah mit arabisch-magischen Vorstellungen. Sie gefielen als Jongleurs und fanden auch ihre Rechnung dabei, nur blieb es für die meisten Zuschauer arabisch, was an diesen Productionen Magisches sei. Alles Verdienst ist Herrn Withalm zu zollen, der unablässig bemüht ist, zum allgemeinen Nutzen und Vergnügen der Grazer hinzuwirken, und in seinem ungeheuren Gebäude Alles anwendet, um diesen Zweck zu erreichen.

Ich sollte nun versprochenermaßen zum Gastspiele des Herrn Erl kommen, muß jedoch dießmal dem Herrn Kunst den Vorrang lassen, welcher unsere Bühne in einem Cyclus von sechs Gastrollen betrat.

Über Herrn Kunst wurde in allen Journalen schon so Vieles und Manches von Priestern und Laien geschrieben, daß beinahe jeder Theaterbesucher, hätte er Herrn Kunst noch nicht gesehen, schon im voraus seine Stärke und seine Schwächen kennt. — Worte und Thaten bewegen sich dermalen in Extremen, die ruhige Besonnenheit findet kein Gehör in dieser bewegten Zeit. Alles wird überschätzt, oder mit Füßen getreten; so auch der Künstlerwerth, und denkt man an die Lex Popaea der Römer im Gegensatze zu dem grassen Hochmuthe, womit sich manche Schauspielerin in neuerer Zeit noch eine Fürstin träumt, wenn sie auch den Staub der Bretter schon vom Kothurne geschüttelt, so fühlt man recht lebhaft den gewaltigen Umschwung menschlicher Ansichten.

Wir sahen Herrn Kunst im „Hamlet;" zweimal im „Pariser Taugenichts," im „Leben ein Traum," im „Götz von Berlichingen" (ominösen Andenkens) und als „Leondar."

Erstere Darstellungen sind schon so oft besprochen worden, ich übergehe sie daher, und Sie erlauben mir nur noch einige Worte über die Darstellung des Leondar.

Leondar (warum ehevor Leonda?), dramatisches Gedicht vom Redacteur des hiesigen politischen Blattes und des Aufmerksamen F. Ostseller, ist eines von den wenigen dramatischen Producten unserer Tage, in denen wahre Poesie vorherrschend ist, und wenn auch der Gang der Handlung hie und da etwas ermüdend, einzelne Scenen, so charakteristisch sie auch angelegt seien, zu gedehnt, zu wenig dramatisch dargestellt sind, so entschädigen die unverkennbaren, ohne alle Demonstration wirksamen Schönheiten der Diction, die Lebendigkeit und Wahrheit der Bilder, die Erhabenheiten der einzelnen Gedanken hinlänglich für diese hie und da vorkommenden Mängel und dringen jedem Kenner die Überzeugung von dem Werthe des Dichters auf.

Was die Darstellung selbst betrifft, so ließ sie nichts zu wünschen übrig, und Herr Kunst söhnte sich als Leondar mit dem gekränkten Publico wieder aus. Er wurde fünfmal gerufen, und zählt diese Rolle, so wie die des Hamlet und des General Morin zu seinen besten Leistungen. Daß die Herrn Thauer (Felseck), Liebold (Lindenthal), Eigenwahl (Franz) und die Dlle. Welden (Clothilde), Wildauer (Gräfin), wie von ih-

nen nicht anders zu erwarten, zum guten Gelingen des Ganzen sehr Vieles beitrugen, versteht sich wohl von selbst.

Kunst's Sohn trat als Louis im Pariser Taugenichts, und als Görge im Götz auf. Mit Vergnügen haben wir diesen talentvollen Jünger Thaliens beobachtet und hegen von seinem Studium, wie von seinen natürlichen Anlagen, die Hoffnung, daß er die Vorzüge, die er sich schon in solcher Jugend erworben hat, stets mehr ausbilden, und für die Bühne dadurch immer brauchbarer werde.

Herr Erl vom Josephstädter Theater debutirte bis jetzt in den Opern „Montechi et Capuleti," den Ghibellinen, Don Juan (Ottavio), Robert und der Italienerin in Algier; kann man Herrn Erl gleich durchaus nicht unter die Heroen der deutschen Tenore zählen, so muß doch die strengste Kritik ihm das Verdienst eines regelrechten, kunstgemäßen Vortrages, und den Besitz, einer, vorzüglich in der höheren Anlage, kraftvollen und angenehmen Bruststimme zollen, mit denen er bei jeder Bühne als gute Acquisition gelten muß, und wird. Seine ausgezeichnetste Leistung war die Parthie des Robert, in der gleichnamigen Oper, in der Herr Herger die Parthie als Bertram sang, und die Meinung, die ich schon in meinem letzten Berichte über ihn aussprach, vollkommen rechtfertigte.

In einer Reprise des Don Juan bewährten Mozart's Zaubertöne ihre alte Kraft, sie entzückten das zahlreich versammelte Publicum und bewiesen die Meisterschaft dieses Genies, das Tiefe mit Wohllaut, Ernst mit Heiterkeit, Kenntniß mit Geschmack verbindet, das die Herzen öffnet und den Geist auf den Fittigen der Töne schmelzend wiegt, oder majestätisch erhebt. Auch schienen alle Darstellenden mehr oder weniger von der Gewalt des Meisterwerkes durchdrungen, wozu sie berufen waren, und bei der Trefflichkeit unseres Orchesters unter Leitung des rühmlich bekannten Capellmeisters Ott gehörte diese Vorstellung zu einer der vorzüglichsten unseres Opernrepertoirs. Vor Allem ward der Hauptcharakter des Don Juan von Herrn Pichler mit einer heitern Laune, einer jugendlichen kräftigen Fröhlichkeit, und mit einer, ihm sonst nicht ganz eigenen Gewandtheit dargestellt, die bei seiner wunderherrlichen Stimme und einem passen Äußern wohl nichts zu wünschen übrig ließen, und machen, daß auch ich einem öffentlichen Urtheile beipflichte, Herr Pichler dürfe in dieser Parthie keinen Rivalen scheuen. Würde mein Bericht nicht ins Unendliche kommen, so könnte ich heute noch Vieles von den einzelnen in dieser Oper beschäftigten Individuen sagen, ich muß mich jedoch bequemen, für dießmal bloß ihrer Namen auszeichnend zu erwähnen, als die Dlle. Hoffmann (Cloira), Stiepaneck (Anna), Lengvary (Zerline), die Herrn Ulram (Leporello), Seidl (Comthur), Riener (Masetto), Erl (Ottavio) ꝛc.

An neuen dramatischen Producten sahen wir im verflossenen Monat Kaiser's „alten Musiker," Feldmann's „Kirschen" und „der Sohn auf Reisen" und Birchpfeiffer's „Steffen Langer von Glogau." Sämmtliche vier Pieçen sprachen ziemlich an, und es muß vor Allem des talentvollen Herrn Liebold in der Titelrolle des letzten Stückes mit Auszeichnung gedacht werden.

Das Gastspiel des Herrn Schober soll in meinem nächsten Schreiben besprochen werden.

Si vales, bene est, ego valeo. —l—

Das Wasserfeuerwerk im Prater.

(Am 12. Juni 1842.)

Eines der schönsten Schauspiele ist ein solches Feuerwerk, um so mehr, wenn ein so ausgezeichneter Pyrotechniker wie Herr Stuwer etwas Besonderes verspricht. Das that er damals, mit der Bemerkung: es werde Niemand unbefriedigt den Platz verlassen. Wie die Wiener den Worten Stuwer's vertrauen, bewies ihre Theilnahme, eine große Menge versammelte sich zu diesem herrlichen Schauspiel und es wurden nicht nur alle Erwartungen befriedigt, sie wurden übertroffen. Schade, daß sich ein solcher Effect, nicht mit Worten schildern läßt, welchen die 3. und 4. Abtheilung dieses Feuerwerkes machte. Der Reflex des blauen, grünen, rothen und weißen Feuers im Wasser ist von eigener magischer Wirkung und läßt sich nur mit dem schönsten Regenbogen vergleichen. Großartig war der Effect, den die wechselnde Beleuchtung eines alten Schlosses hervorbrachte, die Explosionen am Schlusse aber und die allgemeine Zerstörung der Ruinen machte eine furchtbare Wirkung, Luft und Erde zitterte bei diesem Donner, welchen das herrliche Echo noch vermehrte. Es wäre überflüssig zu bemerken, daß sich mit diesem Donner auch der des Applauses vereinigte. Die sogenannten Wasservögel, welche schaarenweise angeflogen kamen, im Wasser versanken und wieder auftauchten, erregten durch ihre komischen Töne ein allgemeines Gelächter, und durch ihr unauslöschbares Feuer einen besondern Beifall. Die auf der Oberfläche des Wassers steigenden Racketen sind eine neue Erfindung des berühmten Pyrotechnikers und ein Beweis, mit welchem Eifer er seine Kunst zu vervollkommnen sucht; seine Mühe wurde ihm nach Wunsche belohnt. Unter den Landfeuerwerks-Luftstücken waren es wieder die Fallschirm-Racketen und jene, welche in vielfärbige Sterne sich auflösen, die Herrn Stuwer den Namen eines ersten Pyrotechnikers sichern.

Mehre Mitglieder des allerhöchsten Hofes beehrten dieß Schauspiel mit Ihrer Gegenwart.

Omnibus.

(Italienisches Sprichwort.) Von drei vorzüglichen Gegenständen in den italienischen Städten, Ancona, Cremona und Rom lautet ein altes Sprichwort:

Unus portus in Ancona,
Una turris in Cremona,
Unus petrus est in Roma.

(Curiosa.) Die Bauernlehen der Burg Bürglitz in Böhmen hatten die Obliegenheit, wenn eine böhmische Königin auf dem vielbesuchten Schloß ihr Wochenbett hielt, alle Nachtigalien auf zwölf Meilen in der Runde zusammenzufangen und sie in den Auen und Wäldchen zunächst der Burg wieder auszulassen.

In der Stadt Athen durften die Fische auf dem Markte nicht mit frischem Wasser versehen werden, wornach die Fischverkäufer gezwungen waren billige Preise zu machen, weil sie Gefahr liefen, daß die Fische umkämen.

(Amusantes.) „Warum bist du gestern nicht in die Schule gekommen?" fragte ein Lehrer seinen Schüler.

„Wir hatten zu Hause ein Familienfest."

„Was war das für ein Familienfest?"

„Schweineschlachten."

(Soldatenspruch.) Auf dem mit Silber beschlagenen Schafte einer französischen Reiterpistole fand sich folgende sinnige Devise, ein ächt französischer Soldatenspruch:

Je te souhaite dans ta vie
Un bon Cheval, une belle amie,
Cent ducats quand tu les voudras,
Et le paradis quand tu mourras.

(Gute Aufschrift.) Eine der treffendsten Aufschriften an öffentlichen Gebäuden ist jene über dem Portale des Criminalgerichtshauses zu Como, welche also lautet:

Chi entra in questo loco,
Parla ben, e parla poco.

Zu deutsch:

Wer eintritt an diesem Orte,
Rede gut, und spar' die Worte.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, wofelbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung versehenen Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn ihr den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 73.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 18. Juni 1842.

Die Fahrt zum Grabe.

Novelle von Johann Heinrich Mirani.

An dem Spieltische saß ein bleicher Jüngling; sein mattes Auge starrte unverwandt die Hände des Bankiers an, denen die entscheidenden Blätter entfielen und das Glück oder Unglück der Spielenden anzeigten. Seit mehr als einer Stunde verlor der Bleiche, schon wollte er vom Tische aufstehen, doch sein Nachbar, ein kleiner stämmiger Mann, hielt ihn von seinem Vorhaben ab, mit der Bemerkung, das Glück werde sich plötzlich wenden. Eitle Hoffnung! eine Banknote flog nach der andern hinüber in des Bankiers Casse. Der Verlierende griff hastig in die Tasche, zog eine Rolle mit Ducaten heraus; „das letzte Hundert noch!“ sprach er, und legte die Rolle auf seine Karte. Zitternd blickte er auf die Hand des Bankiers, dieser legte jetzt langsam die Karten zu Rechten und Linken und immer bleicher war der Spieler, immer mehr bebte sein Körper. „Nicht so leidenschaftlich, lieber Fedor!“ lispelte ihm eine Stimme zu, „ein Spieler ist selten ein guter Ehemann!“

Wie Donner klang der Ton in des Jünglings Ohren, er wandte sich rasch nach dem Sprechenden, und sah zwei weibliche Masken hinter sich. „Wer bist du?“ rief er laut.

In diesem Augenblicke ertönte das näselnde »Attention!“ des Bankiers, Fedor war festgebannt von diesem Worte und die Masken entfernten sich schnell.

»Dame verliert.“

„Verloren,“ stöhnte der Jüngling und sprang auf von dem Tische. Sein Nachbar eilte dem Verzweifelnden nach ins nächste Zimmer; hier faßte er ihn bei der Hand.

„Aber Fedor! was treibst du denn?“

„Laß mich! Ich habe Alles verloren, kaum habe ich soviel um die Rückreise antreten zu können.“

„Wie? du denkst doch nicht an deine Rückkehr? Schäme dich! wer wird, wegen ein paar elenden Tausenden das herrliche Paris verlassen.“

„Freund! ich habe mehr als du glaubst verloren, mein Geld würde ich leicht verschmerzen, aber wisse, heute verlor ich 20,000 Franken, die ich morgen für unser Haus an Herrn Soulier zahlen sollte. Mir bleibt kein anderer Ausweg als der Tod.“

„Hahaha!“ lachte der Freund, »und da weißt du kein anderes, als ein so verzweifeltes Mittel?“

„Nenne mir Eines und ich will dich für meinen Engel halten.“

„Fedor! da ist ein Wechsel auf 50,000 Franken, schreibe darunter den Namen deines Chefs, male ihn so täuschend nach, wie du es oft zum Scherze gethan hast, und noch diesen Abend bringe ich dir das Geld.“

„Weiche von mir, Versucher!“

„Dir bleibt keine Wahl; wird Herr Soulier morgen nicht befriedigt, so ist es geschehen um den Credit deines Hauses —“

„Wie aber kann ich das Geld ersetzen?“

„Freundchen! In drei Monaten ändert sich viel, was du heute verloren, kannst du morgen wieder gewinnen, doppelt, dreifach gewinnen! Drum rasch, die Feder zur Hand und den Namen geschrieben!“ — Ehe sich Fedor besinnen konnte, läutete der Andere einem Aufwärter und befahl Tinte und Feder zu bringen. Bebend schrieb der Jüngling den Namen seines Chefs, und sein Rathgeber fand eine äußerst täuschende Nachahmung der Schriftzüge; schnell nahm er den Wechsel und wollte fort.

„Wo eilst du hin? Ivan!“ fragte Fedor.

„Zum nächsten Bankier!“

„Nein, nein! ich traue nicht, laß' mich die Unterschrift noch einmal sehen, es könnte ein einziger Zug verfehlt sein, und du wärest unglücklich sammt mir.“

Ivan zog zögernd das Papier aus der Tasche, rasch faßte Fedor darnach und steckte es ein.

»Geschehe, was da wolle,“ rief er — „dies falsche Papier kommt nicht aus meiner Hand.“

Die Musik aus dem Tanzsaale tönte herüber. Ivan, der den Jüngling und dessen Leichtsinn kannte, drängte nicht länger in ihn und ließ ihm seinen Willen.

„Ein Glas Champagner wird dich erheitern und auf bessere Gedanken bringen,“ sagte er nach einer Pause, „komm, ich habe noch so viel Geld, daß wir das Mißgeschick ersäufen können.“

Fast unwillkürlich folgte ihm Fedor. Bald verscheuchte der perlende Wein jede Grille und dem Verführer gelang es leicht, den verhängnißvollen Wechsel ihm zu entlocken. Der Champagner that immer mehr seine Wirkung, immer lustiger wurde Fedor, endlich sprang er auf und eilte in den Saal. Eine elegante Maske zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er folgte ihr auf jeden Tritt und als sie es bemerkte, schlich sie in ein matt erleuchtetes Cabinet, der trunkene Jüngling folgte. Die Unbekannte lieh seinen Bitten ein willig Ohr, und versprach ihm ein Rendezvous für den nächsten Tag.

Fedor wollte ihr Gesicht sehen, sie versagte ihm diesen Wunsch, da warf er sich auf die Knie, und die Larve fiel vor dem Bittenden.

„Viel Glück zu dieser Bekanntschaft,“ gellte eine Stimme

an ſeiner Seite, Fedor ſprang auf, und die beiden Masken, die er im Spielzimmer geſehen, eilten an ihm vorüber. Ohne ſich um die Demaskirte weiter zu kümmern, ſtürzte Fedor den Masken nach. In dieſem Augenblicke vertrat ihm aber Ivan den Weg.

„Charlotte iſt auf dem Balle,“ rief er ihm entgegen, „ich ſah ihren Bedienten, mache fort, daß ſie dich in deinem Zuſtande nicht bemerkt!“

„Ha! ich habe es geahnet, ſchnell dieſen Masken nach!“ aber die Beiden verließen ſo eben den Saal, und obſchon Fedor ihnen ſogleich nacheilte, ſo waren ſie doch ſo ſchnell verſchwunden, daß keine Spur mehr von ihnen zu finden war. Fedor kehrte nüchtern und herzbeklommen nach Hauſe und brachte eine ſchlafloſe Nacht zu.

2.

Die Tochter des Bankiers Rochecul ſaß mißmuthig an ihrem Arbeitstiſche, den Kopf auf die Linke geſtützt, mit der Rechten die Nadel haltend, ohne jedoch die angefangene Stickerei fortzuſetzen. Ihre Schweſter war längſt eingetreten, ohne von der Sinnenden bemerkt zu werden. Das lebhafte Mädchen nahte endlich dem Arbeitstiſche, legte die Hand auf die Schulter der Betrübten und ſprach: »Laß' die Grillen, theures Charlottchen, die Männer ſind nun nicht anders. Spielen, Trinken, Courmachen das iſt die tägliche Lebensweiſe, das iſt der Lebenszweck der Herren der Schöpfung; Fedor lebt wie Tauſend Andere, wozu alſo ſich darüber grämen?“

„Nein, nein!“ rief Charlotte und ſprang von ihrem Sitze auf, „mit uns iſt es aus, mein Entſchluß ſteht feſt, felſenfeſt.“

„Und der Entſchluß iſt?“

Charlotte wollte reden, da ſtürzte Fedor in das Gemach und eilte in die Arme der Geliebten. Kalt wandte ſich dieſe ab.

„Charlotte!“ rief erſtaunt Fedor, „welch' ein Empfang!“

„Herr von Delikoff!“ verſetzte Charlotte mit kaltem Tone, „die Vertraulichkeiten kann und darf ich nicht dulden, jene Verhältniſſe, welche zwiſchen uns beſtanden, ſind aufgehoben, ich bin die Braut eines Andern.“

„Was!“ ſchrie entſetzt der Ruſſe, „Du, Sie! eines Andern Braut, und geſtern noch beſiegelteſt du den Bund unſerer Liebe mit einem Kuſſe?“

„Geſtern war es anders, zwiſchen geſtern und heut' liegt nicht die kurze Spanne Zeit von 20 Stunden, nein! ein Raum von Jahren trennt den heutigen Tag von dem geſtrigen.“

„Nein! es iſt nicht möglich, ich vermag mich nicht zu faſſen, welch' ein böſer Dämon hat dieſen Raum geſchaffen?“

»Der Dämon des Spiels, der Sie beſeelt,“ verſetzte kalt und entſchieden das Mädchen.

Fedor ſtand niedergedonnert. Charlotte warf ihrer Schweſter einen flehenden Blick zu und dieſe entfernte ſich.

Kaum verließ die Zeugin das Zimmer, ſtürzte Fedor auf die Knie und gelobte, von dieſer Stunde an jede Gelegenheit zum Spiele zu meiden und dieſer Leidenſchaft ganz zu entſagen.

„Fedor!“ ſprach Charlotte nach einer Pauſe, „wir wollen ohne Groll von einander ſcheiden. Daß wir es müſſen, daran iſt dein Leichtſinn Schuld. Ein Mann, den alle wilden Leidenſchaften beſeelen, kann kein Weib beglücken. Ich geſtehe es dir offen, jetzt in der Trennungsſtunde, daß ich dich liebe, ſo liebe, wie nur ein Weib zu lieben fähig iſt, kein Opfer für dich war mir zu ſchwer, ich entſagte allen Anſprüchen auf die Welt und wollte nur dir leben. Du haſt mich ſchrecklich getäuſcht, verzweiflungsvoll that ich einen Schritt, den ich vielleicht bereuen werde, doch ich konnte nicht anders.“

„Sprich nur! was hab' ich gethan? was verbrochen?“

»Du knieteſt vor einem Weibe, das jede tugendhafte Seele verabſcheuet, du buhlteſt um die Gunſt dieſes Weibes, wer das vermag, der iſt nicht werth, daß ihm ein reines Herz entgegenſchlage.“

„Ja, ich geſtehe, es war im Augenblicke höchſter Aufregung.“

„In einem eben ſolchen Augenblicke gab ich meinem Vater das Wort, mich ſeinem Wunſche zu fügen, und den Marquis Beſſous zu heirathen!“

„Gott! den alten Herrn!“

»Wenigſtens bürgt ſein Alter, daß ihn die Gemeinheit nicht feſſeln wird.“

„Charlotte, bringe mich nicht zur Raſerei! Du biſt mein, mußt mein ſeyn!“ Er breitete die Arme nach ihr aus, aus ſeinen Augen ſchoß die Liebesglut.

„Gehen Sie zu ihrer ſchönen Maske, dort iſt Ihr Platz,“ verſetzte Charlotte.

»So will ich ſterben zu deinen Füßen, aber du ſtirbſt mit mir!“

Er wiederholte den Verſuch ſie zu umarmen, doch ſchnell ſprang ſie bei Seite und in ihr Cabinet, deſſen Thür ſie ſchloß.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Donnerstag den 16. Juni zum erſten Male: Der Sohn auf Reiſen. Original-Luſtſpiel in zwei Aufzügen, von L. Feldmann.

Die Bühne hat eine Doppelmaske: eine ernſte und eine heitere. Dieſe hat wieder zwei charakteriſtiſche Merkmale. Das Eine zeigt die Auswüchſe des Lebens, das andere die Komik der Begebenheiten; jenes gibt uns die Thorheit, dieſes den Zufall zu belachen. Erſtes iſt eigentliche Dichtung, Letztes nur das Mittel des Luſtigmachers.

»Der Sohn auf Reiſen“ gehört zu jenen Luſtſpielen, welche die beſcheidene Aufgabe haben, ein Stündchen zu unterhalten. Der Inhalt iſt folgender: Der junge Halmer Julius will durchaus reiſen. Mit Mühe hat er endlich die Einwilligung des Vaters erlangt und die Stunde der Abreiſe iſt gekommen. Da erſcheint ſeine Couſine Louiſe, welche aus einer großen Stadt kommt, um ihre Verwandten zu beſuchen. Der „Landjunker“ Julius (die Handlung ſpielt in einem Städtchen) verliebt ſich in ſie und will nicht mehr reiſen. Allein der Wagen ſteht ſchon vor dem Hauſe, die ganze Nachbarſchaft iſt in Kenntniß geſetzt und Julius kann die Reiſe ohne Schande nicht verſchieben. Allein eine Liſt ſoll ihn aus der Verlegenheit ziehen. Er ſteigt am linken Schlag in den Wagen, flicht ſich rechts wieder heraus und während ſeine Ältern ihn ſchon weit entfernt glauben, iſt er in ihrer Wohnung verſteckt. Der Knoten löst ſich, wie gewöhnlich, mit einer Heirath. Die Darſtellung war gut und der Verfaſſer wurde gerufen.

Etwas Löbliches war noch an dem Stücke, nämlich: Es iſt nicht aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Wenn die Deutſchen ſich einmal von ihren patriotiſchen Sünden gänzlich bekehren, wenn dem geiſtvollen deutſchen Dichter die Wahl nicht mehr ſchwer wird, ob er ein Vertreter der Menſchenrechte oder ein Tagſchreiber werden ſoll, dann können wir auch ein heimiſches Luſtſpiel haben. Der Deutſche hat das Herz, um das Leben tief zu empfinden, und den Verſtand, ſeine Anſchauungen in ſcharfen Umriſſen hinzumalen. Wer das Talent oder die Macht hat, zur Ehre unſers Vaterlandes die Stirne zu erheben, der thue es ungeſäumt, er erfüllt nur eine Kindespflicht!

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Donnerstag den 16. d. M.: Griseldis, dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Friedrich Halm. Hr. Kunst als Percival, Dlle. Heinemann vom st. Theater in Linz, als Griseldis.

Ein liebend Weib ist für jeden fühlenden Mann eine Perle, und erträgt, wenn auch mit gebrochenem Herzen, jede Mühsal des Erdenlebens; doch keines duldet ein freches Spiel mit seinen Gefühlen, ein Verhöhnen seines edelsten Empfindens. Diese Idee ist großartig und poetisch wahr, doch wird, unserer Ansicht nach, auf die Thränen des Zusehers zu viel hingearbeitet, und mit seinem Gefühle zu viel coquettirt, als daß der Gesammteindruck, besonders bei einer minder gelungenen Darstellung, ein ganz angenehmer seyn könnte.

Zur Aufführung übergehend, wollen wir unserm weiblichen Gaste die Ehre des Vorrangs lassen und vor allem über die Griseldis der Dlle. Heinemann berichten.

Wir sahen diese Schauspielerin vor einigen Tagen als Mirandolina, und gewiß wird Jedermann die Kluft kennen, die diese beiden Rollen trennt. Wenn Vielseitigkeit des Talents bei Provinzschauspielerinnen ein Hauptvorzug ist, so kann da, wo eine Vergleichung mit andern Sternen erster Größe eben in dieser Rolle so nahe liegt, wie bei uns Wienern, wohl nur mit weniger Hoffnung des vollkommenen Gelingens eine fremde Darstellerin die Rolle der Griseldis, des armen par force gejagten weiblichen Engels, zur Darstellung bringen, und in dieser Rücksicht ist es für Dlle. Heinemann ehrenvoll, daß sie sich über Wasser erhielt, und selbst hie und da den Beifall der Versammlung sich erwarb. Unsern Anforderungen hat und konnte sie nicht entsprechen. Hr. Kunst gestaltete den Percival zu einem stolzen, kalten Mann, was er der Anlage des Stückes nach nicht war, denn oft und vielmal bricht ein heller Funke seines Herzens hervor, und mildert so gleich einem Sonnenblick an trüben Tagen das Gefühl des Mißbehagens, das die Brust des Zusehers erfüllt ob dem frevelhaften Spiele mit den heiligsten Empfindungen seines engelreinen Weibes. Auch Hr. Kunst ward einige Mal durch Beifall ausgezeichnet. — Unter den übrigen Mitwirkenden verdienen Mad. Arbesser, und die HH. Wimmer und Berstl lobend erwähnt zu werden.

Literarisches.

Über die Gedichte von Heinrich Ritter von Levitschnigg.
Brief an eine Dame.

Wissen Sie, schöne Frau, wie ein Poet heutzutage aussehen muß, wenn man ihn beachten soll, wie er sich dem Publicum vorstellen muß; er trägt ein eingestürztes bleiches Gesicht, in das das Unglück seine Geschichte in tiefen Furchen geschrieben und ein Paar Flammenaugen, die das Herz aus der Brust blicken, klagt immer über Migraine, über Weltschmerz, im Schlafrock mit griechischen Schnitt schleudert er zerfahrene Verse auf Velin, der Salon sieht ihn im Polenrock, mit auf die Schultern hinabrollenden Locken, offener Brust, byronisch geknüpftem Halstuch, den Staub einer Georg-Sand'schen Emancipationscigarre auf dem Ärmel. Sie lächeln; ja, Gnädigste, also geberdet sich die moderne Zerrissenheit. Wie ganz anders war es einst; kaum ist ein halbes Jahrhundert verrauscht, damals gab es in Deutschland ein Dutzend sentimentaler Jünglinge, sie blickten immer in den Mond, saßen immer auf Friedhofmauern und hatten ein verschwommenes Auge, die Blumen und die Sterne hatten es ihnen angethan, sie schrieben jedes Jahr nicht mehr als zehn Gedichte und es gab Mädchen in Hülle und Fülle, die sich mit ihren Versen die Köpfe zerbrachen, und es fanden sich Schwärmerinnen, die sie aus der Ferne besangen und unglücklich machen wollten. Diese Dichter sind verschollen; die Sturm- und Drangperiode brach herein, der Dichter führte nebst der Leier auch ein gutes Schwert, die Poesie kämpfte mit für Deutschland, kehrte mit Wunden vom Schlachtfelde zurück, und das Blut, das aus den Wunden floß, waren Lieder, die Poesie lernte ihren Rhythmus, ihren Klang vom Kanonendonner und dem Schmettern der Trompeten; sie erzählte das Erlebte in kräftig-starken Worten; die Mitwelt lauschte und schwor auf die neue Bibel, genannt: Dichtung und Wahrheit, die zwei Dichterheroen schrieben, sie sprach vom goldenen Zeitalter der Poesie. Die deutsche Poesie hatte das tiefsinnige Mignonsweh und der große Byronsschmerz durchzuckt, sie hatte ihren Frühling und tausend Blumen hoben träumend ihre Köpfchen, und unsichtbare Lerchen sangen Mährchen. Goethe lernte seinen Vers auf einem italienischen Frauennacken studiren und Feuer fuhr in seine Finger und elektrisirte seinen Geist. Kaum aber hatte Schiller sein Lied: An der Quelle saß der Knabe gesungen, saß auch schon die Lyrik an ihrem Elemente, pflückte tausend und tausend Blümlein und den ganzen Bach, der ganzen Länge nach, belagerten Dichterknaben, und das war ein Weinen und ein Seufzen und ein Girren und des Baches Lauf stockte vor Kränzen. Schiller und Goethe gingen heim, der Musenaltar stand von würdigen Priestern leer, Nachtreter schwangen nur fort und fort das Rauchfaß des Lobes und verpesteten mit dem Qualm die Luft, und betteten sich auf Stroh neben ihren Gräbern und heulten und jammerten wie Klageweiber und vergaßen um sich die Gegenwart, die sie mit ihrer Stimme lockte. Da hörte man mit einem Male Harnischgerassel und Zusammenschlagen von Lanzen, das Mittelalter war aus dem einen Grabe heraufgestiegen, auf dem andern Grabhügel schlug Novalis blaue Blume duftend ihre Blätter auseinander, und man erfand für diese Geistererscheinungen das Wort: Romantik. Die Gegenwart hüllte sich in das Gewand der Vergangenheit, Pygmäen schlüpften in Riesenharnische und rüttelten und schüttelten und kamen nicht von der Stelle; der Harnisch lag ruhig da, man sah keine Bewegung, nur mittelalterliche Phrasen, wie Minne und Ehre vernahm man daraus. Uhland umpanzerte sein Herz mit der Geschichte, er pflückte auf Ruinen Blumen und schleuderte sie weit in das Land hinein, er scheuchte die Dohlen aus ihrem Verstecke, und die Adler umschwirrten sein Haupt, er lernte seinen Reim von dem Echo der Burgen und Wälder. Ein anderer Dichter gestaltete die Nachtheile der Natur, er ging durch einsam-finstre Wälder, in denen Bäume, Lieder der Vergänglichkeit rauschten, sein Geist sah Geister dem Sumpf der Alltäglichkeit entsteigen, Irrlichter begannen den Fackeltanz, accompagnirt vom Unkenorchester, das die Eule mit ihren Glutenaugen dirigirte; daran fand er Behagen, er warf sich in's thaufeuchte Gras, verfolgte diese Bilder, verlungerte die Nacht und verschlief den Sonnenaufgang, verkältete sich, jagte alle seine Träume zum Henker und carrikirte sich selbst, das war Heine; und mit ihm begann die verderbliche Heinemanie. Das mußte anders werden, die Dichter zogen fort in ferne Länder, brachten fremde Bilder heim, sprachen von Houris, Sultaninnen, Palmen und Lotosblumen, und was sie schrieben trug ein unbekanntes Gepräge, eine unverständliche Schrift. Sie sehen also, schöne Frau, was die deutsche Poesie Alles in kurzer Zeit durchgemacht, was für ein Abenteurerleben sie geführt, und wie es jetzt ein Dichter so schwer hat, sich von einer originellen Seite zu zeigen, und daß er allenfalls so aussehen mußte, wie ich ihn anfangs geschildert. Ich weiß die Geschichte von einem Mädchen in Bologna, das hinter einem Vorhang Collegien las, so sitzt auch die Poesie verschleiert und hält ihre Vorträge, und die Jugend ist begeistert und wagt doch den Schleier nicht zu lüften. Ja, das Weib ist zum Lehren geschaffen, wie möchte ich stundenlang zu Ihren Füßen sitzen und Unterricht in der Liebe nehmen, und Sie sollten sich bald zum Ausspruch gezwungen fühlen, der Schüler übertreffe die Meisterin; ich komme aber von der Poesie ab, der sich nicht so leicht mehr eine originelle Seite abgewinnen läßt. Doch kenne ich einen Dichter, der es gekonnt, dessen Lieder müssen Sie lesen, wenn Sie mir gut sind, ich meine den Dichter Levitschnigg. Sie lächeln und gestehen nur, daß Sie sein Wirken seit seinem Auftreten, wo er sich mit der Lösung einer Minnefrage, handelnd von der Liebe Treubruch oder Tod, in Ihr Herz geschlichen, verfolgen und declamiren zur Bekräftigung die schönen Verse:

Es gibt im Leben viele schwere Stunden —
Am Sterbebette seiner Mutter steh'n,
Und wissen, wenn dieß Herz hat überwunden,
Wirst du um Liebe fruchtlos betteln geh'n; —
Für alle Zukunft von der Freundschaft scheiden,
Gezwungen sein, das Heimatland zu meiden,
Das sind Momente, wo die Menschheit weint!
Wer aber mag die Qual der Stunde fassen,
In der ein Herz vom Lieben kommt zum Hassen!
Das ist die Stunde, wo der Himmel weint.

Ja, Levitschnigg ist ein Dichter seltener Art, er hat sich noch nicht ausgetobt, er läßt seine Phantasie zügellos fortbrausen, und was er im Fluge schaut, berichtet er; freilich sind das die verschiedenartigsten Dinge. Sein Geist macht nicht eine Fußreise von einer Stunde an das

nächste Bächlein, wo die Blümlein steh'n, in dem sich die Sternlein abspiegeln; er macht eine Reise durch die Welt, von dem kalten Norden in den heißen Orient, daher kommt es, daß neben einem einsamen nordischen Felsen gleich eine Palme steht; das liegt freilich nicht in der Natur, denn die Natur läßt den Fels verlassen. Seine Phantasie ist eine Odalieke, die den finstern Sultan Geist mit Blumen bewirft. Man macht ihm seinen Bilderreichthum zum Vorwurf; er jagt aber nicht darnach, sie überkommen, überwältigen ihn; er klatscht nur in die Hände und statt eines Mädchens kommen hundert aus dem Harem, und schmeicheln und streicheln ihn und küssen ihn auf die Augen und auf den Mund, daß er nicht weiß wie ihm geschieht und sie gewähren lassen muß. Er weiß nicht hauszuhalten mit den Bildern, er behängt den kleinsten Raum damit, der Geschmack der Anordnung fehlt, und dem Beschauer schmerzen die Augen. Andere Dichter schmücken ihr Kämmerlein ganz einfach, an dem Fenster stehen Rosen, Veilchen und Vergißmeinnicht, im verhängten Bauer singt eine Lerche nach der Leier, an der Mauer hängt eine büßende Magdalena, unter den Geräthe ist vielleicht auch ein Betstuhl. Ganz anders sieht es bei diesem Dichter aus; Papageien plaudern die Namen der vielen Geliebten aus, Blumen, wie sie im Orient blühen, duften auf schönen Gestellen, eine Nachtigall erhebt den melancholischen Gesang, fantastische Bilder zieren die Wände, darunter die Portraits von Byron, Schiller, Uhland, Waiblinger, Hoffmann, Freiligrath, Lenau, Anastasius Grün, Rückert und Beck, sie sind sämmtlich mit Eichenkränzen geschmückt und lächeln herab auf unsern Dichter, der auf dem Diwan ruht. Dieses Zimmer möchten Sie wohl sehen, Gnädigste, lesen sie seinen Band Gedichte, sein Buch ist das phantastisch ausgeschmückte Zimmer. Doch ersuche ich Sie, die Gedichte nicht fortlaufend zu lesen, sondern in abgerissenen Zeiträumen. Sie verzeihen, daß ich Sie meistere, aber ihr Frauen versteht nun einmal nicht Gedichte zu lesen, ihr berauscht euch mit dem ganzen Buch; — und ist das Buch zu Ende; vergeßt ihr die Lieder und mit ihnen auf den Dichter. Vor allen lesen Sie die Gedichte, die ich Ihnen bezeichne: „Still," „Noch immer," „Höhe und Tiefe," „Nachtreise," „Weine nicht," „Pag. 30.," „Die bösen Augen, „Ahasver," „Frühlingsted," „Seemannssage," „Pauline Schwarzenberg," „Auf der Alpe" und merken Sie wohl die Verse:

Ich habe, Alpe, viel mit dir gemeinsam;
Ein Leben resignirtlos, gletschereinsam,
Und daß mein Blut, aus tiefster Brust entquollen,
Die Menschen oft für Lieder halten wollen,

dann „Heimkehr," „die Liebesghaselen," „Schiller," „der sterbende Grieche," „Lea," „Pannonia," „Warnung," „Am Sarge der letzten Blondine," „Einer Hoffnungslosen," „In den elisäischen Feldern" u. s. w. u. s. w. Ich habe aber nur durch mein Lob die Flammen in Ihnen erst recht angefacht, der Dichter ist Ihnen nicht gleichgiltig, er weiß die Liebe schöner Seelen zu schildern mit prachtvollen Worten und Gedanken, die noch nicht durch tausend Hände gegangen sind, und so nicht an Gepräge und Klang verloren haben. Um Eines muß ich Sie ersuchen, den Dichter nicht so geradehin mein Heinrich zu nennen, ich dulde in Ihrem Herzen kein anderes mein außer mir. Sie sprechen zu oft und zu feurig von ihm und ich fürchte, Sie gehen ihm zu Gefallen; doch meine Furcht ist ungegründet, Sie werden ihn ja doch nicht nach dem Porträt erkennen.

Für dießmal genug, und lesen Sie recht oft in dem schönen, elegant ausgestatteten Buche und vergessen Sie über den Gedichten nicht Ihren Freund

Nordmann.

Eisenbahnzeitung.

Fahrordnung der Wien-Raaber Eisenbahn für Juni, Juli, August 1842.

Jetzt, wo die schönste Zeit des Jahres lacht, wo die goldenen Strahlen der Sonne mit mächtigem Arme hinauswinken ins Freie, wo sich die gefesselte Brust dem himmlischem Odem der Gebirge öffnet, und wo im kühlen Schatten der Wälder so süß und wonniglich zu verweilen ist, jetzt bietet uns die „Wien-Raaber Eisenbahn" die herrlichste Gelegenheit dar, den erschlafften Körper schnell und bequem hinauszutragen in die freie Gotteswelt, und fern von den drängenden Geschäften, fern von dem ewigen Einerlei des Lebens, uns an den Mutterbusen der Natur zu werfen und in langen Zügen die Wonne der Freiheit zu schlürfen.

Die löbl. Direction dieser Bahn, stets bemüht, allen Anforderungen des reiselustigen Publicums so viel möglich zu entsprechen, und die Fahrten auf dieser, sich längs den herrlichsten Gegenden Österreichs hinschlängelnden Eisenbahn so angenehm als möglich zu machen, ließ nun die vorliegende Fahrordnung für die drei Sommermonate Juni, Juli und August d. J. erscheinen, und leistete damit mehr, als man beim flüchtigen Überblicke dieses kleinen Büchleins denken sollte. — Wie bequem ist es für jeden Reisenden, wenn er sowohl über die Stunde, in welcher die Trains von jeder einzelnen Station abgehen, als auch über die vorgeschriebenen Verhaltungsregeln zur Sicherheit und zur Abwendung jedes Schadens sowohl für den Fahrenden selbst, als auch für die Bahn belehrt wird? doch außerdem finden sich noch folgende eben so nützliche als nothwendige Angaben vor: Preis-Tarif für Personen und für Waaren, Träger-Tarif, Fahrgelegenheiten von und zu den Bahnhöfen, Frachten-Transport, Angabe der Entfernung jeder einzelnen Station von Wien, und endlich, um ja nichts zu versäumen, was diesem kleinen Büchelchen zum erhöhten Reize dienen könnte: eine schön ausgeführte Karte der Bahn und ihren Umgebungen von Wien bis Gloggnitz.

Diese Fahrordnung kostet in elegantem Umschlage und auf dem schönsten Velinpapier gedruckt nur 10 kr. CM. und ist auf jeder Hauptstation der Wien-Raaber Eisenbahn um diesen Preis zu haben. Wir ergriffen mit Freuden die Gelegenheit der Erscheinung dieser Fahrordnung, um die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit derselben mit wenigen Worten herauszustellen.

Omnibus.

(Der Schauspieler in Verlegenheit.) Zu N... wurde ein sehr beliebtes Stück gegeben. Ein alter General, ein renommirter Sonderling saß auf seinem gewöhnlichen Sitze rechts auf einer der ersten Bänke im Parterre. Während einer Scene, in welcher der Held des Stückes weniger beschäftigt war, starrte dieser mit verschränkten Armen und unverwandten Blickes gerade vor sich hin. Der General sah auf die Bühne und es kam ihm vor, der Schauspieler stierte ihn scharf. Ein wüthender Blick sollte den Kühnen zurechtweisen, umsonst, unverwandt war dessen Auge auf den General gerichtet, nun drohte ihm der Beleidigte, doch der kurzsichtige Mime bemerkte die drohende Gebehrde nicht und spielte ruhig seine Rolle zu Ende. — Am frühsten Morgen des andern Tages bekam der Schauspieler einen unerwarteten Besuch von dem Adjutanten des Generals, welcher ihm die Nachricht brachte, sein Vorgesetzter hätte sich geäußert den Schauspieler von der Bühne herabzuschießen, wenn dieser sich noch einmal beikommen ließe, ihn so, wie gestern, zu stieren. Der Schauspieler erschrak gewaltig ob der sonderbaren Laune des alten Herrn, und entschuldigte sich mit der Versicherung, daß er den General gar nicht kenne daher von einer Beleidigung keine Rede seyn kann. Der Adjutant machte ihn auf den Platz aufmerksam, wo der General zu sitzen pflege, und mit dem Ehrenworte des Schauspielers: auf diesen Platz nie mehr so scharf zu sehen, zufrieden, entfernte sich der Abgesandte.

Der Sonderling wollte sich überzeugen, ob ihn der Schauspieler kenne oder nicht, und wie er sein Wort halte, deßhalb ging er bei der nächsten Wiederholung des Stückes abermals ins Theater, nahm jedoch einen Sitz auf der linken Seite.

Die ominöse Scene kam, der Held steht auf seinem alten Platze, da fällt ihm die Drohung des Generals ein, schnell eilt er auf die andere Seite und stellt sich vis-à-vis dem Gefürchteten, und starrt herab ins Parterre. Nun ist der General von der Bosheit des Schauspielers erst vollkommen überzeugt, er eilt nach Hause, und noch vor Ende der Vorstellung erhält der überraschte Mime ein Billet mit folgenden Worten: „Ich setze den General bei Seite und will mich mit Ihnen schießen. Morgen Schlag 10 Uhr erwarte ich Sie in meiner Wohnung. Die Pistolen liegen bereit.

Der Held staunte, er konnte sich die plötzliche Herausforderung nicht erklären, sein Entschluß war aber schnell gefaßt — — in selber Nacht noch verließ er die Stadt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung bezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 71.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 20. Juni 1842.

Die Fahrt zum Grabe.

Novelle von Johann Heinrich Mirani.

(Fortsetzung.)

Umsonst war Fedors Bitte, die Thüre wurde nicht geöffnet. Verzweifelnd eilte er endlich fort nach seiner Wohnung.

Er warf sich auf das Sopha und sann der heutigen Scene nach, da trat ein junger Mann in das Gemach. Fedor fuhr auf und fragte barsch: „Wer sind Sie, was wollen Sie?“

„Verzeihen,“ versetzte ziemlich artig der Fremde, „ich bin im Comptoir des Herrn Soulier, man wies mich mit diesem Wechsel an Sie.“

Fedor sah das Papier an. — „Kommen Sie in einer Stunde, Sie finden das Geld bereit.“

Der Comptoirist ließ sich bescheiden und Fedor eilte zu seinem Freunde Ivan; dieser war am frühesten Morgen ausgegangen — wohin? wußte Niemand. Schnell nahm Fedor einen Fiaker und fuhr in das Casino, wo Ivan zu Mittag zu speisen pflegte, auch da war er nicht. Eben wollte er fort, als ihn ein alter Herr bei Seite rief. „So eben höre ich von dem Marqueur,“ sprach dieser, „daß Sie Delikoff heißen und der Bevollmächtigte des Hauses Barnicieff in Moskau sind.“

„Man hat Sie nicht belogen.“

„Sehen Sie her,“ sprach der Alte weiter, »und seien Sie offen, ist das die Unterschrift Ihres Chefs?“

Fedor blickte auf das vorgehaltene Papier, erblaßte und sprach endlich: „Sie ist's!“

„Wunderbar!“ brummte der Andere.

»Was ist's!“ fuhr Fedor auf.

„Ich bin ein ehrlicher Mann,“ versetzte der Alte, „und vor mir haben Sie nichts zu fürchten, aber im Vertrauen, junger Mann, entweder machen Sie schlechte Geschäfte, oder —“

„Oder — weiter!“

„Ihr Haus wankt!“

„Donner! Wetter! wer wagt das zu sagen?«

„Ruhig, Freund! der Verkäufer dieses Wechsels ist an meinem Mißtrauen Schuld.“

„Wie so?“

„Haben Sie ihm den Wechsel verkauft, oder zum Verkauf gegeben?“

„Warum?“

„Ich muß es wissen!“

„Der Wechsel ist in Ihrer Hand, mehr bedarf es nicht!«

„Es bedarf mehr!“ sprach fest der Andere. „Antwort! junger Mann! bestimmte Antwort will ich haben, oder Sie kommen nicht von der Stelle: haben Sie ihm den Wechsel verkauft?“

„Ja!“ rief entschieden der Geängstigte.

„Wie theuer?“

„Herr, jetzt werden mir die Fragen zu viel, das Haus Barnicieff verkauft seine Wechseln al pari!“

»Was sagen Sie aber dazu, daß mich diese 50,000 Franken nur 30,000 kosten?“

„Was?“ rief Fedor, und wurde todtenblaß, „30,000 Franken?“

„So ist es!“

„Ich glaube Ihrem Worte; obschon ich nicht begreife, wie es zuging.“

»Herr Delikoff! ich begreife es auch nicht; übrigens ist der Wechsel mein. Aus Achtung für Ihr Haus will ich diesen Handel geheim halten, aber Sie mache ich aufmerksam, daß der Credit des Herrn Barnicieff bei mir in Verdacht steht, wollen Sie ihn retten, so lösen Sie diesen Wechsel binnen 8 Tagen mit 35,000 Franken aus, oder ich mache die Sache bekannt, und mit Barnicieffs Credit ist's dann zu Ende. Hier meine Adresse, in 8 Tagen erwarte ich Sie.“ Der Alte ging.

Fedor blieb verblüfft stehen. Er las die Adresse und fand den Namen des renomirtesten Wucherers.

Jetzt fühlte er erst ganz, wohin ihn sein Leichtsinn geführt. Er verwünschte das Spiel, er fluchte dem Verführer Ivan! Doch das half ihm nicht zu dem Gelde; den falschen Freund selbst mußte er haben. Er sprang in den Wagen, fuhr von Casino zu Casino, Ivan war nirgends zu finden. Mancher Verdacht erwachte in Fedor's Brust, er unterdrückte ihn und entschuldigte Ivan, hoffend, denselben in seiner Wohnung zu treffen.

Rasch fuhr er nach Hause, es war schon dunkel geworden, und als der Wagen langsam um die Ecke bog, wurde er plötzlich von einem Manne aufgehalten.

„Sind Sie's, Herr Delikoff?“ fragte dieser an den Schlag tretend, „ja Sie sind es! Gottlob, daß ich Sie erkannt habe.«

„Was wollen Sie?“ fragte Fedor seinen Hausherrn, den er jetzt erst erkannte.

„Lassen Sie umkehren, ich fahre mit Ihnen, wohin? das gilt gleich, nur schnell umkehren, Sie sollen Alles erfahren.“

Fedor befahl dem Kutscher, in das entfernte Theater des Variétés sie zu führen.

„Herr Delikoff,“ sprach der Hausherr, nachdem er neben Fedor Platz genommen hatte, »Herr Delikoff, Sie können

nicht mehr mein Haus betreten, aus Ihrer Miene sehe ich, daß Sie in Verlegenheit sind. Sprechen Sie offen, können Sie den Wechsel des Bankiers Soulier einlösen oder nicht?"

„Mein Freund Ivan muß mir das nöthige Geld bringen, ist er nicht bei mir gewesen?"

„Nein, ich sah ihn seit gestern nicht in meinem Hause, aber Sie haben Besuch, von dem Gerichte, man will Sie arretiren!"

„Warum?" fragte erblassend der junge Mann.

„Der Wechselschuld wegen."

„Seien Sie unbesorgt," versetzte Fedor ruhiger geworden, „nach dem Theater fahre ich zu Fresconi, dort finde ich gewiß Ivan und mein Geld."

Er dankte dem Hausherrn dessen Aufmerksamkeit und sie traten in das Theater. Vis-à-vis von ihrer Loge saß die Maske von gestern in höchst elegantem Anzuge. Fedor fiel bei ihrem Anblicke die Scene bei seiner Geliebten ein, und die Verrufene als die Ursache seines Mißgeschicks betrachtend, wandte er den Blick von der Loge ab. Plötzlich rief sein Nachbar: „Victoria! da ist er!"

„Wer!"

„Ivan!" war die Antwort und der Hausherr wies nach der Loge der Maske.

Freude malte sich auf Fedor's Gesichte, er sprang auf und eilte hinüber, doch im Logengange begegnete ihm sein Freund, die Schöne am Arme führend.

„Gut, daß ich dich treffe, ich war in Todesangst!" rief ihm Fedor entgegen.

„Es ist Alles in Ordnung," versetzte kalt der Andere, „wir sehen uns in einer Stunde bei Fresconi."

Fedor wollte reden.

„Wir sehen uns," betonte Ivan und eilte die Treppe hinab.

Fedor ließ sich bescheiden und ging in die Loge zurück. Kaum war die Stunde verflossen, bat er den Hausherrn, sich seines Fiakers zur Nachhausefahrt zu bedienen, und gab ihm die Versicherung, er werde noch diese Nacht sein Haus von den lästigen Gästen befreien. Jetzt eilte er zu Fresconi. Ivan saß am grünen Tische und das Glück schien ihm gewogen.

„Spiele mit!" rief er Fedor entgegen, dieser zuckte die Achseln, Ivan verstand ihn, und warf ihm eine Rolle Ducaten zu. Auch Fedor wurde vom Glücke begünstigt, und schnell verfechsfachte sich das Gold.

Ivan im Glücke übermüthig, schrie plötzlich „va banque!" Der Bankier zog die Karten ab, Ivan hatte verloren. 4000 Fr. kostete ihn der voreilige Ruf.

„Unser Geld ist beim Teufel," sagte er kalt zu Fedor, der todtenbleich dem Spiele zusah.

„Unser Geld! also auch das meine?"

„So ist's! aber was thuts? Morgen geht es wieder anders — komm."

Es war eine finstere Nacht, nur hie und da erleuchtete der matte Schein einer Laterne den Weg, stumm gingen die Freunde durch die Gassen und gelangten an die Brücke Pont neuf.

„Warum so sinnend? Freund Fedor?" fragte Ivan, „ein Federzug, und wir sind wieder um 30,000 Franken reicher!"

Jetzt brach der Sturm los aus Fedors Herzen. „Noch ein Verbrechen soll ich begehen?" rief er, „nein! nein! und gelte es, was es wolle, lieber sterben, als noch einmal die schändliche That."

„Nach Belieben," versetzte kalt Ivan, „halte es, wie du willst, mir gilt es gleich, aber Eines sage ich dir, ich bleibe nicht in Paris, ich will fort, jedoch bin ich ohne Geld, du mußt mich retten!"

„Ich habe nur Schulden," versetzte Fedor.

„Lüge! Sechshundert Ducaten hast du heute gewonnen, gib sie mir und ich gehe."

„Rasest du?"

„Noch nicht, weigerst du dich aber, so werde ich so rasend sein, dich als einen Verfälscher der Papiere anzuzeigen."

„Fedor! was sagst du? du willst das Verbrechen, zu welchem du mir gerathen, bloß allein mir zuschreiben?"

„Gerathen!? hahaha!" lachte Ivan, „wer beweist das? und könntest du es beweisen, so war es nur eine Probe deiner Ehrlichkeit, die du schlecht bestanden hast."

„Mensch, du bist ein Satan!"

„Du ein Schuft!" versetzte laut der Andere.

Fedor stand niedergedonnert von diesem Worte.

„Gib mir das Geld," rief Ivan, „oder —"

Fedor gab ihm keine Antwort und ging weiter.

„Das Geld!" tobte Ivan ihm den Weg vertretend.

„Nimmermehr!"

„Ich muß das Geld haben!" und mit blankem Messer drang der Wilde auf den Jüngling ein.

Fedor wich dem Stiche aus und faßte mit starkem Arm den flämmigen Russen; sie rangen lange, Fedor war schon halb besiegt, da erwachte erst seine Wuth, mit übermenschlicher Kraft hob er den Gegner in die Höhe und schleuderte ihn weit von sich. Der Aufplätschern des Wassers und der Hilferuf Ivans überzeugten den Jüngling von seiner That, schon wollte er ans Ufer eilen, da kamen Gensdarmen herbeigesprengt, und Fedor entfloh ungesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Theatralisches.

K. K. Hofburgtheater.

Das Hofburgtheater führte uns am 18. d. M. in dem Kotzebue'schen Schauspiele: Bruderzwist, zwei seiner Eleven vor. Dlle. Schulker als Lottchen und Hrn. Schwarz als Traugott. Ein aufmunterndwerthes Talent hat sich in Beiden ausgesprochen. Die Vorzüge der übrigen Besetzung durch die HH. Carl LaRoche, Lukas, Wotheund Herzfeld sind bereits bekannt.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag, den 17. Juni, zum ersten Male: Die Europäer in Afrika. Großes Spectakelschauspiel in 4 Bildern, mit Evolutionen, Märschen und Gruppirungen. Musik von Hrn. M. Hebenstreit, arrangirt von Hrn. Director Carl. Die vorkommenden neuen Decorationen von Hrn. J. de Pian. Die Gruppirungen von Hrn. Schadezky, die neue Garderobe von Hrn. Fischer.

Ein Überläufer, ein arabischer Verräther, der in dem Thränentuschbade eines sentimentalen Lustspiels edel gewaschen, und herausgezogen von Thränen trefft, der sich hinter den Ofen warm setzt und sein Weib für sich sorgen läßt, höchstens für sie ein Stücklein jammert; ein Unhold der Dolche spricht, eine menschgewordene Wuth, seine Tochter, aus Mondenschein und Rosenduft gewoben, sind die Charaktere; so ist die Handlung

fertig. Ein Lager, ein Handgemenge, das Haupt des Generals auf der Stange, ein arabischer Tanz, ein Leichenbegängniß, Militäraufzüge zu Fuß und Pferd, Musik zu Faß und Pferd, ein Rückzug Verwundeter, eine Belagerung, Kanonade aller Orten — und das Spectakel ist fertig. Wo bleibt der Kern, der Gehalt? — der ist unverdaulich trotz dem großen Kostenaufwand, trotz dem schönen Arrangement des Hrn. Directors Carl, — weil der Text des Stückes, gelinde gesagt, gänzlich mißlungen ist; es fehlt der Geschmack, der jedes Gebilde durchgeistigen muß, und dieser Mangel hebt auch die schönste Anordnung auf. Verstöße gegen den guten Geschmack zeigen sich überall; das abgeschlagene Haupt des Generals auf der Stange, modern geziert mit Schnur- und Backenbart, kam mir vor, wie der Kopf, dem man der französischen Gräuellomödie abgeschlagen. Ich begreife sehr wohl, warum Fatime diese Vogelscheuche nicht tragen wollte; sie fürchtete, verlacht zu werden. Dann folgt das Leichenbegängniß des Generalkopfes durch einen ganzen Act. Mit diesem Act wird auch das Schauspiel zu Grabe getragen. Das Publicum hat ihm keine Scholle auf den Sarg geworfen, keine Beifallsblume fiel hinein. O armes Schauspiel, nur die Theatergarderobe gab man dir mit in die Grube. — Das Spiel ist zu Ende, es hüllt sich in Pulverdampf und wird vollends unter den Hufen der Pferde zermalmt. Doch genug; lobenswerth war der Arabertanz, und das Spiel des Hrn. Fröhlich und der Dlle. Ammesberger, nur übertrieben sie oft auf Kosten des natürlichen Gefühls. Die Aufnahme von Seite des Publicums war keine günstige. Die Musikstücke wurden von dem Musik-Corps des löbl. k. k. Infanterie-Regiments Landgraf Hessen-Homburg ausgeführt. Das Haus war gedrängt voll.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Verflossenen Dienstag wurde zum Vortheile des Schauspielers Wilhelm Kunst: die Jungfrau von Orleans, gegeben. Hr. Kunst gab den Grafen Dunois; Hr. Kierschner (als ersten theatralischen Versuch) den Ritter Raul.

Der gewaltige Riesengeist unsers unvergeßlichen Schiller bemeisterte mit kühner Hand den kolossalen Stoff dieser Tragödie, und zauberte uns in der gottgeweihten Jungfrau, die von ihrer Weide fortzieht, um ein sinkendes Reich zu retten, die den sanften Hirtenstab mit dem flammenden Schwerte vertauscht und im blutigen Kriege unerbittlich würgend, ringsum Tod und Verderben bereitet, ein Bild voll Hoheit und erhabenen Geistes vor die Augen. Doch wozu nach einem halben Jahrhundert fast einen Panegyricus des großen Dichterfürsten schreiben? Seien wir stolz auf ihn und danken wir den Musen, daß sie ihren ausgezeichnetsten Liebling auf deutscher Erde geboren werden ließen.

Und nun zur Aufführung! Wenn man die Schwierigkeit der Scenirung dieser herrlichen Tragödie bedenkt, wenn man die an derlei gewaltige Aufgaben nicht gewohnten Kräfte dieser Bühne in Anschlag bringt, so muß man gestehen, daß die Darstellung dieses Riesenwerkes durchaus eine gute, im Einzelnen sogar eine vorzügliche war. Besonders gestaltete Dlle. Planer ihre wichtige und uns bereits von den größten Künstlerinnen vorgeführte Rolle mit so viel Geist, Phantasie, Innigkeit und Leben, daß wir diese Rolle unbedingt ihre vorzüglichste Leistung nennen dürfen. Die gottbegeisterte Seherin, wie die kampfglühende Heldin, das einfache, schüchterne Hirtenmädchen, wie die starke, mächtige Retterin ihres Landes, ihres Königs wußte Dlle. Planer mit weiser Mäßigung ihrer Kraft und gelungener Vertheilung von Licht und Schatten uns vor Augen zu stellen, und als die irdische Liebe das Herz der reinen Jungfrau gewendet, da erreichte die Vollendung der Künstlerin ihre höchste Stufe und riß die entzückten Zuseher zum lautesten Jubel, zum tobendsten Beifalle hin. Wie oft Dlle. Planer im Laufe jenes Abends gerufen wurde? — ich weiß es nicht; doch daß die Künstlerin diese Auszeichnung im vollen Maße verdient hatte, davon war jeder der Anwesenden innigst überzeugt. Hr. Kunst war als Graf Dunois ausgezeichnet; denn sowohl die herrliche Gestaltung dieser Rolle nach außen, als auch das Eindringen in den Geist derselben, war gediegen zu nennen. So denke ich mir jenen glühenden Feuergeist, wie ihn uns Schiller gezeichnet, so muß der heldenmüthige Bastard von Frankreich dargestellt werden, und nicht anders. Viel und oftmaliger Beifallssturm und lauter einstimmiger Vorruf lohnte das Streben unsers Gastes. Hr. Kierschner, ein noch sehr junger Mann, der als Ritter Raul zum ersten Mal die heißen Bretter betrat, legte eine schöne Probe seines Berufes ab, und entwickelte eine so feste und sichere Haltung, daß man fast glaubte, er sei schon lange auf der Bühne zu Hause. Wenn er in Zukunft den raschen Fluß seiner Rede hemmt, und sein angenehm klingendes Organ noch mehr ausbildet, so dürfte sich ihm bei regem Fleiß und anhaltendem Streben nach Vervollkommnung eine schöne Zukunft öffnen. Das gesammte Publicum lohnte Hrn. Kierschner mit Beifall. Da auch alle übrigen Beschäftigten mit Lust und Liebe spielten, so gestaltete sich die ganze Aufführung zu einer gerundeten und im hohen Grade befriedigenden.

Sonnabend den 18. d. M. zum ersten Male: Altamonte, oder: Die Arnauten in Calabrien. — Drama mit Musik, Gesang und Tanz in 3 Aufzügen, von W. Vogel. Musik von Hrn. Kapellmeister C. Binder; das Arrangement der Tänze von Mad. Jos. Weiß. — Hr. Kunst und Dlle. Heinemann als Gäste.

Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so ist der hier zu besprechende Altamonte nichts anderes, als eine umgearbeitete Ausgabe von einer alten Schauerkomödie, welche unter dem Titel: „Lisardo, der Mann mit der Feuerlarve“ im k. k. priv. Theater an der Wien vor vielen Jahren schon ihre Anziehungskraft auf das Publikum äußerte. Hr. Wilhelm Vogel, dem wir im Fache des Dramas so manches Gelungene verdanken, und der bei jedem seiner Stücke eine ungewöhnliche Bühnenkenntniß und die Kraft an den Tag legt, Effectscenen herbeizuführen, hat auch dießmal nicht versäumt, in seiner Bearbeitung jenes schon bekannten Dramas auf das Gros des Publicums zu wirken. Allein: „die Zeit, wo Bertha spann, ist schon vorüber,“ und so geschah es denn, daß auch der Altamonte nicht in Blut und Leben des Volkes drang, sondern vielmehr still und geräuschlos hingenommen wurde, bis auf die zwei, im ersten Aufzuge eingelegten Tänze, welche von Mad. Weiß allerliebst componirt sind und von den kleinen Zöglingen dieser Frau, so wie vom weiblichen Balletpersonale exakt und gut ausgeführt wurden, so daß die Frau Balletmeisterin nach jedem der Tänze unter stürmischem Beifalle gerufen ward. — Hr. Kunst hatte in der Doppelrolle als Altamonte und Ritter Leonardo Rumi volle Gelegenheit, seine herrlichen Naturgaben geltend zu machen, und jenen Anstand, jene feste, sichere Haltung an den Tag zu legen, die ihn in derlei Forcerollen von jeher auszeichneten. — Dlle. Heinemann als Eudora konnte aus ihrer Rolle mit dem besten Willen nicht viel machen, denn diese liebende und verschmähte, endlich gar in Wahnsinn verfallende Gouverneurstochter ist aus den bekanntesten Aggregaten zusammengesetzt, und erscheint im zweiten und dritten Act nur, um sich zu fürchten und etwas Weniges zu jammern. — Von den übrigen Beschäftigten führen wir die HH. Posinger, Weiß und Rolle an, denen ihre Rollen gestatteten, etwas mehr hervorzutreten, als die Übrigen. — Die neue Musik des Hrn. Capellmeisters C. Binder zu diesem Spectakeldrama trat in dem Tanze des ersten Actes auf angenehme und melodiöse Weise hervor, und liefert neuerdings einen Beweis von dem bekannten Eifer dieses fleißigen jungen Mannes. Das Haus war gut besetzt.

Pesther Kunst-Silhouetten.

Die deutsche Bühne in Pesth hat unter der gegenwärtigen Leitung der Herren Forst et Frank vielleicht das Höchste, was die Kunst aufzuweisen hat, geleistet, wir hatten wirklich eine zu gleicher Zeit fast unglaubliche Anzahl von Gästen zu bewirthen (und unsere Dukatenkost ist weltberühmt), die gewiß selten an Einer Kunsttafel zu gleicher Zeit zusammentreffen. Die Namen genügen, um Gesagtes zu bestätigen. In den meisten Opern sangen zugleich Mad. van Hasselt-Barth, k. k. Hofkammer- und Opernsängerin, Hr. Schmetzer, herzoglich-braunschweigischer Hofsänger und Hr. Draxler, k. k. Hofopernsänger. Ein jeder Abend, an welchem uns solche Genüsse zu Theil wurden, kostete der Casse über die gewöhnlichen Etatausgaben bei 400 fl. CM., allerdings ein erkleckliches Sümmchen für eine Provinz-Unternehmung. Über den Werth dieser Gäste ein kurzes und doch erschöpfendes Urtheil abzugeben, ist sehr schwer, die reine Wahrheit niederzuschreiben noch schwerer; denn es gibt gewisse Strahlenschimmer, die gleich einen Goldlorbeer um das Haupt so manches ci devant schmücken, den der

große Hause anbetet; wer würde z. B. jemals gewagt haben, den großen Lange, den großen Koch, beide k. k. Hofschauspieler, als mittelmäßige Darsteller zu bezeichnen? Und doch war es in der letzten Zeit so, konnte auch nicht anders werden, denn der Zahn der Zeit nagt unaufhörlich. Mad. van Haffelt-Barth ist gewiß eine der ausgezeichnetsten Sängerinnen Deutschlands, nur dürfte sie schwerlich auf der Scala reussiren. Ihre Höhe ist bewunderungswürdig, glänzend und frisch, die mitleren und tieferen Corden sind fort, aber die Kunst in Fioraturen und Verzierungen besitzt die Künstlerin im hohen Grade. Die musikalische Durchbildung ist gründlich und durchaus correct. Mit der Norma hat die Künstlerin auf hiesiger Bühne kein großes Glück gemacht, noch weniger mit der Madeleine im „Postillon von Lonjumeau." Ganz vorzüglich war sie als Donna Anna im „Don Juan," Königin der Nacht, obschon es Zuhörer gab, die behaupten wollten, eine Campi sei ihr auch in diesen Parthien überlegen gewesen, kurz, ein Künstler, sei er auch noch so groß, kann nie Alle befriedigen. Hr. Schmetzer, dieser deutsche Barde comme il faut! ist, weil er eben nur das ist, auch nicht das, was wir von einem gegenwärtig großen Tenorsänger erwarten. Ja, wie soll denn aber um Alles in der Welt ein guter Tenor beschaffen seyn, soll er gleich Paganini singen? Hier bin ich um die Antwort verlegen, ich weiß zwar, daß mir einst Wild, Jäger, Haitzinger, Rosner, Gerstecker, Rubini, Donzelli, außerordentlich gefielen, aber ich glaube, sie sangen doch alle anders! Dem sei wie ihm wolle, Hr. Schmetzer wird ja nächstens in Wien singen, da werden wir schon hören, was eigentlich an der Sache ist. Hr. Draxler, der auf drei Monate engagirt ist, gefiel in allen seinen Parthien einstimmig. Osmin, Bertram und der Comthur waren unvergleichliche Leistungen. Solch' ein Sänger wäre wünschenswerth für unser Theater, aber — die Trauben hängen zu hoch! Privat-Unternehmungen, die auf sich selbst und ihre täglichen Einnahmen angewiesen sind, können nicht wie ein Hoftheater Gagen zahlen, und doch fordert man das von solchen Entrepreneurs; der Director einer Provinzbühne ist wahrlich nicht zu beneiden, zumal bei der hiesigen Bühne sind die Anforderungen viel zu hoch gestellt. Man sagt wohl, das Publicum sei aller Orten gleich, aber hoc nego, denn hier ist es sehr rigoros, denn man hat hier viel, sehr viel gesehen, und man kann dreist behaupten, ein Künstler, der in Pesth eine allgemeine Reussite hervorbringt, hat sich einen Kunstruf für die ganze Welt erworben! — Im Schauspiel sehen wir Mad. Amalie Haitzinger sammt ihrer jüngsten Tochter Adolphine Neumann, großh. badenʼsche Hofschauspielerinnen; beide Künstlerinen ungemein freundliche und liebenswürdige Erscheinungen, ein wahres Künstlerpaar; solche Gäste, wenn sie zur gehörigen Zeit hieher verschrieben werden, machen immer ihr Glück, und das Publicum ist vollkommen zufriedengestellt. Dieß Künstlerpaar hat der Direction mehr eingetragen, als alle die Gesangscelébritäten. Gewiß ist Mad. Haitzinger längst anerkannt als eminente Kunstdarstellerin. Deutschland hat ihr längst den verdienten Lorbeer auf die Stirne gedrückt, die Töchter einer solchen Mutter müssen, so recht dotirt von den Kamönen, gewiß auch große Künstlerinnen werden. Mad. Haitzinger hat uns mit einem für Pesth ganz neuen Kunstgenre bekannt gemacht, nämlich: mit den reizenden Vaudevillen, und in der That, wer diese angenehmen, höchst rührend und ergötzlichen Lustspiele der Franzosen nicht von Paris aus kennt, wird leicht durch das meisterhafte Spiel und Gesang dieser trefflichen Mime damit bekannt werden, und es lieben lernen. Der Muttersegen, so dargestellt, war allein hinreichend ein ganzes Publicum für solche Bühnenstücke zu gewinnen. Schade, daß das nun so beliebt gewordene Künstlerpaar gezwungen ist, uns zu verlassen, indem die Urlaubszeit zu Ende geht. O kehrt bald, recht bald wieder, und weilet recht lange bei uns! so rufen gewiß alle Stimmen im Theater. Omne trium perfectum. Das Ballet. — Wie, Ballet? höre ich die geehrten Leser ausrufen. Ja, meine schönen Damen, ein Ballet, und noch dazu ein recht artiges, steht doch der wirklich ausgezeichnete Hr. Crombé an der Spize. Das Balet also brachte uns in der „Sylphide" und im „Feensee" die sehr graziöse und ausgezeichnete erste Tänzerin des Hoftheaters nächst dem Kärnthnerthore, Dlle. Danse, als Gast; nun wahrlich, Dlle. Danse und Hr. Crombé sind gewiß Kunsterscheinungen, die in Paris, wie in Pesth reussirten, trotz allem diesem und obgleich die Direction mit vielen Kosten eine wahrhaft splendide Ausstattung hergestellt hat, scheint die Tanzkunst nicht jene magnetische Kraft zu üben, die man doch hoffen sollte. Dlle. Danse ist eine reizende Bühnenerscheinung, die Schule ächt französisch, in allen Bewegungen Grazie. Besseres hat man hier nicht gesehen. Hr. Crombé, ein tüchtiger, gleichfalls höchst graziöser Tänzer und eminenter Balletmeister, lernten wir erst vollkommen schätzen, als er mit Dlle. Danse als ebenbürtige Kunstgröße seine vollkommene Kunst entwickelte. Nichts desto minder verstand es der geschickte Meister, aus einem sonst so schläfrigen Chore nun wirklich ganz erträgliche Koryphäen zu schaffen. Auch unsere ersten Tänzerinnen Dlle. Wirdisch und Dlle. Ochsinger, denen es nicht an Talent, sondern am gründlichen Unterrichte gebrach, erscheinen wie neu geboren und verjüngt. Die komische Muse erhielt an Hrn. Gädemann einen recht angenehmen Gast. Sein „Paris in Pommern" versammelte recht oft ein zahlreiches Publicum, das sehr lustig gestimmt den Schauplatz verließ. — Nun, ich denke, das wären so ziemlich bedeutende Gäste für den Maimonat. X. O. I.

Omnibus.

(Antrag.) Eine Berlinerzeitung brachte folgenden Antrag: Eine junge Person von guter Erziehung und unbescholtenem Betragen, welche in diesem Fache als Gesellschafterin oder Jungfer erforderliche Kenntnisse besitzt, wünscht in oder außerhalb Berlin auch auf Reisen ihr Unterkommen.

(Raum genug) überschreibt sich das nachfolgende Gedichtchen, welches wir einer neuerlichen Sammlung Wilhelm Webernagel's entnehmen:

Raum ist mir genug geblieben:
Raum zu Schlössern in der Luft;
Hier im Herzen Raum zum Lieben,
In der Erde Raum zur Gruft.

(Seltsame Gebräuche.) Die Liefländerin legt Zwirnfaden und Nadel in den Sarg, denn sie würde sich schämen, wenn sie sich mit zerrissenen Kleidern in der andern Welt zeigen müßte. Auf Ceylon herrscht ein Landgesetz, welches verbietet, andere Gebäude als Pagoden und königliche Paläste weiß zu übertünchen.

(Kaltblütigkeit eines Spielers.) Ein Spieler, erzählt ein Buch über die Folgen der Leidenschaft des Spiels, welcher durch Flüche und Verwünschungen seine Wuth über seinen Verlust äußerte, fragte einen Andern, der ebenfalls bedeutend verloren hatte, wie er dabei so kaltblütig seyn kann.

„Ich mache es so," antwortete dieser, schlug sein Hemd auseinander und zeigte jenem seine Brust, welche voll Striemen und Wunden war. Er hatte sich in der Verzweiflung die Brust mit den Nägeln zerfleischt.

(Zu Franzensbad) wurde am 7. Juni d. J. die fünfzigjährige Feier der Gründung dieses Curortes veranstaltet, dessen Heilquellen seit einem halben Jahrhunderte an zahllosen Leidenden sich so wohlthätig erwiesen.

(Vom Spiele.) Petrarka sagt, daß das Spiel den Spielern von Zeit zu Zeit etwas leihe, aber ihnen niemals etwas gebe.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag den 20.: „Corona von Saluzzo." — Dienstag den 21.: „Garrik." — Mittwoch den 22.: „Mariana." — Donnerstag den 23. zum ersten Male: „Die Krankenʼ-Doctoren." — Freitag den 24.: Dieselbe Vorstellung wiederholt. — Sonnabend den 25: „Der Blitzstrahl." — „Der Sohn auf Reisen." — „Nach Mitternacht." — Sonntag den 26.: „Die Krankenʼ-Doctoren."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 75.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 22. Juni 1842.

40,000 fl. C. M. für Hamburg.

Großmuth, Milde und Freigebigkeit, heißen die drei strahlenden Juwelen in Österreichs Kaiserkrone. Zu ihnen blickt das Auge des Bedrängten hoffend empor und sie erhellen mit ewig gleichem Schimmer die Nacht seines Jammers. Zu groß ist die Menschenfreundlichkeit des erhabenen Monarchen, zu groß Seine Herzensgüte, als daß er nur Seine Unterthanen mit liebenden Armen umfinge; Er ist so reich an Liebe, daß er die gesammte Menschheit damit beschenkt, ohne das Capital zu erschöpfen.

Mit tiefer Rührung und hochfreudigem Gefühle bewundern wir neuerdings die ächt kaiserliche Munificenz, mit welcher der Allergnädigste Fürst den unglücklichen Hamburgern die Summe von 40,000 fl. C. M. zur Unterstützung aus der a. h. Privatcasse angedeihen ließ.

Es ist dieß ein Akt der Hochherzigkeit, der weit erhaben über jede Lobpreisung, laut und gewaltig für sich selbst spricht. Wäre es denkbar, daß die Liebe der österreichischen Unterthanen zu ihrem erlauchten Kaiser noch inniger, herzlicher und dauernder würde, so müßte es nach diesem neuen, glänzenden Beweise seiner unendlichen Milde und Huld geschehen.

Die Fahrt zum Grabe.

Novelle von Johann Heinrich Mirani.

(Fortsetzung.)

3.

Die Herberge der russischen Isvoschtnik (Lohnkutscher) in der Nähe der Kasan'schen Kirche zu Petersburg war ungewöhnlich stark besucht. Fiaker, Droschkenführer und Fuhrleute jeder Art hatten die Tische besetzt, und sprachen dem Lieblingstranke der Russen, dem benebelnden Branntwein tapfer zu. In einer dunklen Ecke der geräumigen Wirthsstube saß ein junger Mann, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, und das rings mit Bart bewachsene Gesicht mit den Händen verhüllend. Ein kleines Täfelchen von Metall, das mit einer Nummer versehen ist und welches die Fiaker in Petersburg im Innern des Wagens aufhängen müssen, damit der Fahrende im Fall einer gerechten Klage gegen den Kutscher sich dessen bemächtigen und so die Anzeige machen kann; ein solches Täfelchen lag vor dem Sinnenden, die Peitsche lehnte an seinem Stuhle, und so bezeugten diese Attribute, ihr Besitzer gehöre zu der Classe der Isvoschtnik, während sein Anzug ihn von dieser unterschied. Sein Rock hatte einen modernen Zuschnitt, die Wäsche war schneeweiß und wie es schien von sehr feiner Leinwand.

Dieß, noch mehr aber eine kleine goldene Uhr, welche der junge Kutscher trug, erregten den Neid seiner Cameraden und sie nannten ihn nicht anders als „der gnädige Herr Isvoschtnik."

Eben trat die Wirthin ein, ihr folgte ein Bursche, mehre brennende Kerzen in hölzernen Leuchtern nachtragend. Das noch rüstige Weib sah sich forschend in der Stube um, dann stellte sie das erste Licht auf den einsamen Tisch und betrachtete schweigend den Sinnenden; dieser schien sie nicht zu bemerken.

„Licht! Licht!" schrien mehre Stimmen von dem einen Tische herüber, und die Wirthin warf noch einen Blick nach dem Einsamen und erfüllte den Wunsch der Gäste.

„Warum bekommt der Bursche dort das erste Licht?" fragte barsch ein alter Droschkenführer. „Ist er besser als wir! He? oder gefällt dir sein Gesicht! Ist das der Fall, so nimm ihn, aber dann kannst du auch die Kneipe zusperren, denn mein Wort darauf, wir kommen nicht mehr herein."

„Sei nicht so barsch, Stepanof," versetzte das Weib, „es ist nur Mitleid, was mich an den jungen Menschen fesselt."

„Mitleid?" lachte der Andere, „warum bemitleidest du ihn? Der Kerl ist der glücklichste Mensch von der Welt, unter allen Fiakern hat er das schönste Fuhrwerk, seine Pferde sind herrliche Thiere, vorzügliche Läufer, er fährt mit dem Wind um die Wette, sein Wagen ist fürstlich schön, obendrein sagt man, spreche der Hallunke alle erdenklichen Sprachen, französisch, deutsch, englisch, kurz er ist der einzige Fiaker, dessen Nummer jede Herrschaft kennt. Wenn ein Bedienter auf den Platz kommt, so ruft er immer Nr. 236 vor, und nur wenn der gnädige Herr Isvoschtnik nicht zugegen ist, bekommt ein anderer das gute Fuhrwerk."

„Ich denke, lieber Stepanof, das sollte euch freuen, der junge Mann macht euch und eurem Stande Ehre."

„Hol' ihn der Gukuk sammt dieser Ehre! er verdirbt uns die hohen Herrschaften mit seinen Neuerungen, jetzt verlangen die Herren von allen Fiakern so schöne Wägen, doch wo sollen wir's hernehmen?"

„Da habt ihr Recht!" versetzte die Wirthin, „das Geld wird täglich rarer und obendrein versaufen die Meisten ihren Verdienst."

„Sei froh, Gans von einer Wirthin! daß wir es thun; denn —" da wurde der Sprecher von einem Manne, der schon früher hinter seinem Stuhle stand, unterbrochen. Dieser klopfte

ihn auf die Achsel und sprach: »Mißgönnt einen andern nicht sein Verdienst, Freund! ein ehrlicher Droschkenführer ging noch nie zu Grunde!«

„Ehrlich bin ich! weiß Gott," versetzte Stephanof, »wie du es aber weißt, das begreife ich nicht; denn ich sehe dich das erstemal in meinem Leben."

„Auf deinem Gesichte steht die Ehrlichkeit geschrieben."

„So?" fragte der Andere, und blickte scharf den Sprechenden an, »da du dieß siehst, mußt du dich besser auf die Mienen verstehen als ich."

»Freund! das ist keine Kunst; denn jedes Gesicht ist der Spiegel der Seele."

»Dein Spiegel ist entweder angelaufen, oder er zeigt mir einen Schurken," versetzte lachend der Droschkenführer.

»Wie?« fuhr der Fremde auf.

„Nichts für ungut," erwiederte Stephanof. »Gottes Sonne bescheint die Guten wie die Bösen, und damit du siehst, daß ich mich von dem Spiegel deiner Seele nicht blenden lasse, reiche ich dir mein Glas zum Bescheid."

Der Fremde trank und setzte sich an den Tisch, während die Wirthin um den Einsamen herumschlich.

Bald vereinte der Branntwein die neuen Bekannten und das Gespräch kam wieder auf den jungen Kutscher.

»Wie ich dir sage," fuhr Stephanof fort, „plötzlich stand der 236ger auf dem Platze, wie hingeschneit, der frühere Besitzer dieser Nummer war todt, und den Burschen wurde hohen Orts das Recht verliehen. Wie es geschah, weiß Niemand, genug der herrliche Wagen mit den jungen Schimmeln stand mitten unter den gewöhnlichen Karren seiner Cameraden."

„Und wie heißt der Kerl?"

»Fremder? das weiß ich selber nicht, jeder Kutscher bekommt seinen Spitznamen, mit welchem wir ihn rufen, den Burschen nennen wir: Herr Isvorhtnik; um einen andern Namen kümmert sich keiner. Von ihm erfährt man kein Wort, über seine Verhältnisse, denn er meidet zwar nicht unsere Gesellschaft, doch spricht er kein Wort, wenn er bei uns sitzt. Branntwein trinkt der Kerl auch nicht, daher er immer nüchtern und besonnen bleibt."

»Ihr haßt ihn wohl Alle?«

„Er thut Niemanden was Böses, aber sein schönes Fuhrwerk erweckt den Neid und deßhalb kann ihn Keiner leiden."

„Ist denn das Fuhrwerk gar so schön?«

„Komm, Camerad, ich will dir's zeigen."

Die Beiden gingen hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Satyrische Briefe.

Von Friedrich Stumy.

IV. Brief eines Doctor Med. an seinen Sohn.

Lieber Sohn!

Du hast nun theils durch Geld und gute Worte, die ich den Professoren gab, theils durch glückliche Fragen, die man bei den Prüfungen an dich stellte, die Würde eines Doctors Med. Magister Chirurg. ꝛc. ꝛc. erlangt. Nun erst, mein Sohn, kannst du sagen, daß deine Lehrjahre begonnen; du trittst in die Praxis, bist mithin Praktikant der edlen Heilkunde geworden; und man weiß, wie ungeschickt sich oft Praktikanten stellen!

Jeder Neuling in irgend einem Geschäfte, in irgend einer Kunst oder Wissenschaft, wird mit dem Vorurtheile zu kämpfen haben, unter allen diesen aber am meisten der Arzt. Glaube mir, mein Sohn, so lange du nicht für die Särge deiner Patienten einen Wald ausgehauen, insolange hast du noch immer wider das Vorurtheil zu kämpfen.

Aus diesem Grunde will ich dir einige Regeln die mir Erfahrung dictirte, hier mittheilen, und wirst du sie befolgen, so wirst du dann erst einsehen, wie heilsam diese meine Rathschläge waren.

Daß den Falten irgend eines Unterrockes so Mancher Amt und Würden, Hab und Gut, Ehre und Ruf zu verdanken hatte, ist eine zu alte Erfahrung, um daß sie erst bewiesen werden dürfte.

Darum sei dein Hauptaugenmerk dahin gerichtet, daß du so viel möglich dich bei dem schönen Geschlechte behauptest, denn da gibt es bald Krämpfe, bald Migräne, bald dieß und bald das, und hast du dir die Gunst deiner Patientin erworben, so bist nur du derjenige, der, wie sie sagt, in ihren Krankheitszustand einzudringen vermag!

Hüte dich ja, einer Dame, die dich rufen läßt, zu sagen, es fehle ihr nichts; sie wird es dir trotz deiner Kenntnisse beweisen, daß ihr nur zu viel fehle, und wehe dir, wenn du nicht alsogleich ihr beistimmst; denn sonst bist du auf dem Wege alle weiblichen Kunden zu verlieren! Solch' eine krankseinWollende ist schrecklich in ihrem Wahne, und der sie von diesem befreien will, wird ihr ärgster Feind.

Jedes Weib ist mehr oder minder hysterisch und eine hysterische Dame ist für einen Arzt ein zweites Paradies.

Ja, lieber Carl, ich habe immer Gott gedankt, wenn ich eine solche Patientin bekam, denn da wußte ich, daß mein Haushaltungsconto dadurch gedeckt sei, und Alles, was du bist, hast du nur hysterischen Damen zu verdanken, die deinen Vater bereicherten, ihm ein sorgenloses Alter bereiteten.

Hysterische Frauen sind beinahe immer vermöglich, denn die armen haben weder Zeit an Hysterie zu denken, noch sich in selber zu vervollkommnen.

Ich weiß, daß du nur für die Prüfungen gelernt hast, und was braucht's auch viel Studierens? — Die Praxis sei deine Lehrerin und hysterische Frauen werden dich zum Tempel des Ruhmes führen.

Dein Äußeres verrathe Ernst, doch umschwebe immer ein feines Lächeln deinen Mund, das haben die Damen am liebsten, denn da schließen sie auf Herzensgüte. Deine Haltung sei würdevoll, dein Anzug höchst modern, aber ja nicht geckenhaft! Gecken werden von Damen nur als Spielzeug gebraucht, ihr Vertrauen jedoch schenken sie nur dem Manne; daher muß ein Damenarzt im vollen Sinne Mann sein, damit selbe ihm auch ruhig ihr Vertrauen schenken können.

Dein Gang sei schnell, deine Schritte jedoch klein. Aus deinem schnellen Gange wird man auf die Zahl deiner Kunden schließen (was dir schon Vertrauen erwirbt), und kleine Schritte gewähren den Vortheil, daß, begegnet dir eine bekannte Dame, die vielleicht irgend einen ärztlichen Rath dir abfordert, selbe mit dir doch gleichen Schritt halten kann, nicht aber neben dir zu laufen braucht.

Ist es, daß deine Praxis Equipage zu halten dich nöthigt, so lehne nachlässig im Wagen, deine Augen seien halb geschlossen, als wärest du in tiefes Nachdenken versunken, wenn es auch nichts anderes als ein in voriger Nacht genoßtes Champagner-Räuschchen wäre, das du nun gänzlich auszuschlafen trachtest.

Ist es, daß du wach bleiben willst, so wird es gut sein, wenn du immer aus einem Buche zu lesen scheinst, denn so machst du die Leute glauben, du studiertest immerwährend; enthielte auch das Buch nichts Anderes, als einen Blutroman von Bulwer, oder Abbildungen des Basler Todtentanzes!!!

Wirst du das erste Mal in ein Haus gerufen, so verweile, bevor du hingehst, einige Zeit in irgend einer Apotheke, dadurch kommst du in den

besten medicinischen Geruch, und wirst so eine Art scheue Ehrfurcht bezwecken.

Ich habe dir schon oben gesagt, daß Damenarzt zu sein eines der einträglichsten Geschäfte ist; jedoch mußt du dir die Sache nicht so leicht vorstellen; es gehört eine gewisse Routine, es gehört Erfahrung dazu, um nie aus der Fassung zu kommen. Besonders möchte ich dir gerathen haben zu sehen, in welchem Verhältnisse deine Patientin mit ihrem Ehegatten steht; denn du als Arzt kannst dieß ohne zudringlich zu scheinen. Du brauchst sie nur zu befragen, ob sie vielleicht durch verursachten Aerger in diesen Zustand gekommen, ja es scheine dir beinahe mehr ein geheimer Gram, denn eine andere Krankheit. — Ich müßte die Weiber nicht kennen, wenn sie da nicht zu beichten anfing. Bist du einmal überzeugt, daß sie mit dem Benehmen ihres Mannes gegen sie unzufrieden (und wo ist dieß Weib, das das nicht wäre!), so hüte dich ja, in irgend einer Sache dem Manne Recht zu geben.

Bevor du eine Visite bei einer Dame abstattest, wird es gut sein, die Journale schnell durchzufliegen; denn ein Damenarzt muß ein lebendes Feuilleton sein!!

Vergesse ja nicht, so oft es thunlich, ihr bald an einer, bald an der andern Hand den Puls zu fühlen; auch wird es dir nicht als Verbrechen angerechnet werden, wenn du etwas höher und fühlbarer den Puls fühlst!

Daß zu einem Damenarzte Geduld gehört, ist unbestreitbar; denn ich dein Vater müßte ein Crösus sein, wenn ich bei hysterischen Damen für jedes Schimpfwort einen, für jede Ohrfeige zehn Ducaten bekommen hätte! und doch haben mir derlei hysterische Ausbrüche hie und da manch' schönes Sümmchen getragen.

Wirst du zu einem Consilium gerufen, so sei deine Miene die eines Nachsinnenden, zu Allem was deine Collegen sagen, zucke die Achsel und sprich, daß du solch' erfahrnen Männern nie widersprechen werdest (eigentlich weißt du Nichts zu widersprechen); dieß wird die gute Folge haben, daß man, sollte auch der Patient sterben, gewiß dir die Schuld nicht beipflichtet. Wenn alle deine Collegen bei dem Consilium schon einig, so fühle nochmals dem Kranken den Puls, lasse dir, wenn es einigermaßen möglich, die Zunge zeigen, schüttle den Kopf, gehe hin zu dem entworfenen Recipe, schreibe z. B. wo zwei Gran gegeben einen Scrupel dazu, und ich müßte nicht ein alter Practicus sein, wenn das dir verabreichte Honorar nicht noch einmal so viel betrüge als das aller Uebrigen.

Recht ersprießlich wird es für dich sein, wenn du als Damenarzt dir auch einige Kenntnisse der Thierarzneikunde verschaffst; denn nicht selten geschah es, daß ich Nachts in das Haus einer Dame gerufen wurde, wo ich mir kaum zum Ankleiden Zeit ließ, während, die Frau selbst, oder ihr einziges Kind sei erkrankt, und wenn ich hinkam, war es der gnädigen Frau Pintscher, der, weil er den Magen zu voll Biscuit hatte, nun seinem Bruten mehr anrühren wollte!

So ein Patient trug mir immer ein größeres Honorar, als wenn ich der gnädigen Frau Erstgebornen vom Scharlach gerettet hätte!!!

Ein altes Sprichwort sagt: Zum Schenken wie zum Nehmen gehört Verstand, und der dieses Sprichwort der Erste gebraucht, muß gewiß ein Arzt gewesen sein; denn sollst du als Arzt Jemanden etwas schenken (d. h. kein Honorar verlangen), so möchte ich dir rathen, hiezu nur den gemeinsten Pöbel zu erwählen. Erstens ist sein Körper meist so abgehärtet, daß die Natur Alles für dich, du beinahe gar Nichts für die Natur zu thun brauchst. Zweitens sind derlei Leute wahre lebendige Anoncen, die sich in alle Häuser drängen und so lange schreien, bis sie dich als großen Arzt angezeigt haben!!

Ein Honorar von solchen Leuten zu nehmen, hieße seiner Praxis den Todesstoß versetzen.

Recht sehr erfreut es mich, daß du mir schreibst, wie ausgezeichnet dein Appetit! Der, nur der kann dir zu einem würdevollen Aussehen, was für einen Arzt so unerläßlich, verhelfen; denn wie du zunimmst an Umfang deines Körpers, so wirst du zunehmen an Umfang deiner Praxis!! — Besonders Schlaf ist anzurathen, und wo du eine Viertelstunde gewinnen kannst, benütze sie, um diese edle Beschäftigung, diese Groß-Kraft der Traumwelt, vorzunehmen.

Eben so erfreulich war es mir, daß du dich mit einem der ersten Apotheker der Stadt, in der du deine Praxis ausübst, befreundet hast, ihr könnt euch beide nützen und am Sylvester-Abende dürfte die Provisions-Rechnung euch beiderseits zufriedenstellen.

Ich hoffe, daß du diese meine Rathschläge um so gewisser befolgen wirst, da ich mich bis zu Tode kränken möchte, wenn die Leute von dir sprächen: „Der ist ein Quacksalber!"

Dein Vater
Hanns van der Hippe,
Doctor med.

Künstlerischer Wegweiser.

Die Gemälde-Ausstellung des Wiener Kunstvereines im k. k. Volksgarten hat bereits ihren Anfang genommen und ist bis zum Ziehungstage (25. Juli) an Wochentagen von 9 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Abends, und an Sonn- und Feiertagen von 4 bis 8 Uhr Abends zu besichtigen. Jedem Vereinsmitgliede und dessen einzuführenden Gästen ist der freie Eintritt gestattet. Kunstfreunde, welche dem Vereine als ordentliche oder außerordentliche Mitglieder noch beizutreten wünschen, können bis 20. Juli Actien zur diesjährigen eilften Verlosung das Stück mit 5 fl. C. M. in der Sparcasse am Graben, in der Kunsthandlung des Herrn Heinr. Friedr. Müller am Kohlmarkt und im Ausstellungslocale bekommen. Der an die sämmtlichen Actionäre zur Vertheilung kommende Kupferstich, von David Weiß nach einem Gemälde von Feodi gestochen darstellend: „Das Gewitter," ist bezüglich der gelungen ausgeführten Figuren besonders empfehlenswerth. Diese kommende Verlosung ist um so mehr für die Theilnehmer von Interesse, als die zu gewinnenden Kunstgegenstände von der gelungensten Auswahl und den ausgezeichnetsten vaterländischen Künstlern geschaffen sind, als von Allemand, Alt Vater und Sohn, Barbarini, Brunner, Canella, Ender, Ernst, Feid, Fischbach, Gauermann, Gerstmayer, Hansch, Höger, Hoffmann, Küß, Kriehuber, Loos, Mannsfeld, Moser, Petter, Pollak, Prelenthner, Raffalt, Ranftl, Rahl, Reinhold, Rieder, Sack, Sandwein, Schiavoni, Schindler, Schödlberger, Steinfeld Franz und Wilhelm, Stöckler, Treml, Waldmüller, Waltmann und Zahradniczek. Die Gewinnste bestehen dießmal aus 34 Ölgemälden, 6 Aquarellen, 1 Statuette; dann 60 Abdrücken des Kupferstiches vor der Schrift, weßwegen Kunstfreunde hievon in Kenntniß gesetzt werden, um sich noch bei Zeiten mit Actien zu versehen, indem jeder Actienbesitzer ohne Ausnahme den erwähnten herrlichen Kupferstich, auch wenn er keinen Gewinn erlangt, erhält, welcher beinahe an Werth den Betrag der Einlage von 5 fl. C. M. erreicht, worauf sich auch die bisherige zahlreiche Abnahme von ungefähr über 4000 Stück Actien vorzüglich gründen mag.

F. J. Kolb,
Vereinsmitglied.

Der rühmlich bekannte Kupferstecher J. Krepp hat eben das wohlgetroffene Portrait des Herrn Hofkammerpräsidenten Freiherrn von Kübeck nach einem Gemälde von Kriehuber vollendet, welches ehestens veröffentlicht werden wird. Wir machen die Freunde des Vaterlandes und der Kunst auf dieses Werk aufmerksam.

Streifzüge nach China.

Von Ign. Zwanziger.

IV.

Erziehungsmethode der Chinesen.

Das Princip der chinesischen Pädagogik ist: „Der Mensch ist zum Guten vermöge seiner Natur geneigt." Nach diesem muß die sprossende Jugend herangebildet werden; nur durch fehlerhafte Erziehung oder schlechte Beispiele kann man böse werden, daher ist die Erziehungswissenschaft vielleicht bei keinem Volke so heilig gehalten, als bei den Chinesen.

Die Erziehung wird schon im Mutterleibe begonnen. Der „Frauenspiegel" gibt eine Menge Vorschriften, wie eine Frau in gesegneten Umständen sich vor bösen Einwirkungen verwahren soll. Beginnt das Kind

zu sprechen, so lehre man die Knaben ein kräftiges (Wei), die Mädchen ein sanftes Ja (Ju) sprechen; da gemäß der chinesischen Jugendencyklopädie, dem berühmten San tsi King: „die Kinder blos zu ernähren und nicht zu unterrichten, ist ein Vergehen des Vaters," es heilige Pflicht ist, die Kinder gleich in die Hallen der Weisheit einzuführen. „Und der Sohn, der nichts lernt," heißt es weiter, „ist unvernünftig; denn, wenn man in der Jugend nichts lernt, wie wirds im Alter gehen?" — Im 6. Jahre beginnt der Unterricht in den Zahlen und den 4 Weltgegenden, das Kind lernt die Grundstoffe, die 6 Getreidegattungen, die 6 Hausthiere, die Jahreszeiten, die 8 Töne kennen. Im 7. Jahre werden beide Geschlechter getrennt; im 8. beginnt der Curs mit der Hauptsache im Leben der Chinesen, mit den so wichtigen Anstandsregeln, wie sich der Knabe zu Hause gegen Eltern und Freunde zu betragen habe, wie außer Hause gegen Fremde. Die Pietät steht an der Spitze der Pädagogik, auf sie wird immer und immer hingearbeitet. Im 9. und 10. Jahre darf ein Mädchen nicht mehr allein ausgehen, eine Bonne übernimmt ihren Unterricht im Lesen und Schreiben, lieblich Sprechen und Singen und in weiblichen Arbeiten. Während der Knabe in früheren Zeiten Unterweisung in Musik, Bogenschießen, Wagenlenken, Rechnen in höheren Zahlen erhielt, muß er jetzt die öffentlichen Schulen besuchen, die in Unzahl vorhanden sind. „Denn," heißt es wieder im San tsi King," der Seidenwurm spinnt Seide, die Biene erzeugt Honig; wenn der Mensch nicht studiert, so ist er weniger als diese Thiere." Wort und Bild muß der Knabe zugleich auswendig lernen; nebenbei werden ihm die Cardinaltugenden, die 7 Leidenschaften, die 9 Verwandtschaftsgrade eingeprägt, um ihn auch in moralischer Hinsicht zu bilden. Es wird auf die Weisheit der Vorfahren hingewiesen; diese zu verstehen und ihr nachzuleben, wird gelehrt, sei das Höchste, wozu ein Chinese sich emporschwingen könne, weil Selbstdenken und Handeln nach eigener Ansicht nur zum Nachtheile führt, daher bleibt der gelehrteste Mandarin nach unseren Begriffen von Wissenschaft immer ein Sclave von Vorurtheilen und Meinungen. Eine der Hauptregeln für die Knaben ist „Ernst und unzerstreute Aufmerksamkeit beim Studium." Sie sitzen in der Schule nach dem Alter, nach hundert Normen muß sich das Benehmen richten. Das Spielen ist verboten: „Der Eifer ist jedenfalls verdienstlich," sagt Wang yo heou, „Spielen aber nutzlos; dich davon zu hüten, mußt du alle Kraft anwenden."

Nach den Anfangsgründen kommen die 5 King, die 4 Bücher, die 6 classischen Werke (das Liederbuch, die Annalen, Buch der Wandlungen, der Religions- und Sittenspiegel, die Chronik von Lu) dann die 5 classischen Autoren Sun, Sang, Wen tschong tse, Lao, Tschoang mit den Geschichtschreibern, bis sich mit den ungeheuren Reichsannalen der Kurs der allgemeinen Bildung schließt. Wer fleißig studiert hat, nach der Regel: „Man lese laut mit dem Munde, man überdenke es mit dem Herzen; des Morgens sei man darüber, des Abends sei man darüber," dem steht ein weiter Weg zu Beförderungen offen, wenn er sich jetzt besonderen Studien weiht. Die chinesische Ausbildung ist von Stufe zu Stufe von formellen Prüfungen begleitet, die während des ganzen Lebens dessen Fortdauern, der sich dem Staatsdienste oder der Gelehrtenzunft widmet; wer sie alle besteht, heißt Seon tsai, glänzendes Talent. In China, wo kein Adel herrscht, wo nur Gelehrsamkeit die höchsten Würden verdienen läßt, wird aber auch letzterer geschätzt und dem Talente ist hierdurch ein großer Sporn gegeben und wir haben von einem gewissen Kuein die Versicherung, daß er, weil er vom Hause arm war, sich Leuchtfliegen sammelte um dabei zu studieren, und der weise Sun Kang las eifrig bei dem Lichte des Schnees.

Omnibus.

(Seltsames Pferdefutter.) Als Oberst Boutier im griechischen Befreiungs-Kriege mit einem kleinen Detaschement nach der verlassenen Ortschaft Calivia kam, hatte die Mannschaft wohl einigen Mundvorrath, allein durchaus nichts für die sehr erschöpften Pferde. Man gerieth endlich auf den Einfall ihnen Rosinen zu geben, deren in jedem Hause sich in großer Menge vorfanden. „Wir konnten uns in der That des Lachens nicht enthalten," erzählt jener Officier, „als wir die treuen Thiere an den mit Rosinen bis oben angefüllten Krippen sich gütlich thun sahen."

(Amusantes.) Jemand der in einem Zimmer schlief, von dem er in das Schlafzimmer einer Dame sehen konnte, sagte zu dieser: Wenn wir nicht die Rouleaux herunterließen, so könnten wir einander schlafen sehen.

(Seltener Meerschaumkopf.) Ziethen hatte einen Meerschaumkopf, der ihn durch den ganzen 7jährigen Krieg begleitete und sodann in Mathissons Besitz kam, dessen Erbe ihn noch als eine seltene Denkwürdigkeit bewahren soll.

Pränumerations-Anzeige.

Die hochachtungsvoll unterzeichnete Redaction erlaubt sich die Freunde und Gönner des österreichischen Morgenblattes auf das Herannahen eines neuen Quartals für ihr Journal aufmerksam zu machen und sie um die bleibende Theilnahme an der Leistung dieses Institutes zu bitten.

Obgleich das österreichische Morgenblatt im Bereiche der Schönliteratur bereits vorlängst eine unabhängige und ehrenvolle Stellung errungen hat, obgleich es mehr als einen Grund hätte, auf den Ausspruch seines kunstrichterlichen Forums, besonders in Bezug der Erscheinungen der Bühne und ihrer Dichter stolz zu seyn, obgleich es nicht leicht ein Journal geben dürfte, das, unterstützt durch die edelsten Kräfte vaterländischer Dichter und Prosaisten, einen ähnlichen Reichthum schätzbarer Originalaufsätze in seinen Spalten aufweisen könnte; obgleich eigenes Gefühl und das wohlwollende Erkennen aller wahren Freunde der Literatur uns jedes Selbstlobes überheben: so liegt es doch in der Mode unserer Zeit, auf mit Aufopferung erworbene Verdienste hinzuweisen.

In diesem Sinne erlauben wir uns also zu bemerken, daß auch für die Folge die charakteristische Färbung unseres Journals durchaus dieselbe bleiben, daß Schnelligkeit interessanter Mittheilungen, Veredlung im Gebiete der Novelle und der historischen Erzählung, eine strenge Auswahl der Gedichte und ein Criterium im ächten Sinne des Wortes, und von Leidenschaftlichkeit wie von Parteisucht entfernt, die Lichtseiten des österreichischen Morgenblattes bilden sollen.

Schlüßlich fügen wir noch bei, daß unser Journal wöchentlich dreimal auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, mit elegantem Drucke der rühmlichst bekannten Strauß'schen Officin erscheine, und daß der Preis für dasselbe, das überdieß noch jährlich mit artistischen Beilagen versehen ist, deren künstlerische Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt, ganzjährig 10 fl., halbjährig 5 fl. C. M. für Wien, und 12 fl. 30 kr. C. M. für die P.T. auswärtigen Herren Abonnenten beträgt.

Joh. Nep. Vogl,
Redacteur des „österreichischen Morgenblattes."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbetrags verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 76.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 25. Juni 1842.

Das Vocal-Quartett.

Ein Scherzando von A. Benkert.

Ich habe irgendwo gelesen, der Schöpfer habe, um uns ein Vorgefühl von der unermeßlichen Seligkeit des Überirdischen empfinden zu lassen, drei kleine Tröpfchen aus dem Born seines Edens auf diese Erde träufeln lassen, sie heißen: Jugend, Frühling und Liebe. In der That eine göttliche Association; wer von Ihnen, meine freundlichen Leser, hat die Zauberkraft dieser großen Firma erfahren, und schwelgte nicht in Entzücken einer süßen Rückerinnerung? wie viele von Ihnen sind in diesem Augenblicke mit dieser einzigen Firma in himmlischen Verkehr! O trauen Sie diesem Hause, welches nie fallirt; den einzigen Schmerz den sie von ihm zu erwarten haben, ist der, daß es nach Verlauf der Jahre immer lauer und lauer wird, bis es Ihren Conto Corrent herauszieht und den Saldo streicht, dann stehen Sie höchstens noch im Registerbuch dieser großen Firma, und darin, verehrte Leser und Leserinen wollen wir ein Bischen herumblättern.

Wir finden da pro primo die Haupt- und Residenzstadt Wien, dazu die Jahreszahl 1821. Das wären denn mit adoptischer Gewißheit bis nun volle einzwanzig Jahre. Ein- undzwanzig Jahre aus einem Menschenleben, eine lange, lange Zeit, und doch wie schnell ist sie entschwunden, und wie lange währen oft einundzwanzig Minuten! In diesem Jahre also war ein schöner Kreis guter Menschen in Wien beisammen, aus allen Richtungen der Monarchie und des Auslandes führte Sympathie eine auserwählte und lebensfrohe Gesellschaft alle Abend an einen Orte zusammen, um bei Becherklang und fröhlicher Conversation das junge Leben zu genießen; zu diesem heiteren Bunde gehörte auch mein Jugendfreund Antonio, ein wackerer Kumpan, ein herrlicher Gesellschafter, ein wahrer Freund und ein enthusiastischer Verehrer aller Künste und Wissenschaften, kurz ein junger Mann von Geist und Herz, dem Alle die ihn kannten, gut sein mußten. Ohne eben reich zu sein, war er wohlhabend genug, um sein junges Leben mit Behaglichkeit genießen zu können. Die Gesellschaft, in der wir uns am besten gefielen, waren wie gesagt Künstler, Dichter, Schauspieler und Sänger. Zu unserem Bunde zählten wir alle berühmten Namen jener Zeit, ach! es war wirklich eine schöne Zeit, wo Künstler wie ein Koch, Krüger, Lablache, Donzelli, David, Girovetz, Oumer, Herschell, Forti, Raimund, Schuster, Daffinger, Goebel, Küstner, Castelli und noch Viele, deren Namen mir nicht gleich beifallen, in heiterem Beisammensein sich gegenseitig das Leben würzten. Zu dieser Zeit war es nun, daß unserm Freund Antonio genannte drei Himmelströpflein zugleich berührten; denn er war verliebt, jung, und der Zufall schenkte ihm auch zu dieser göttlichen Wirthschaft einen wunderschönen Frühling. Ein junger Mann, so zu sagen ein nothwendiges Rad zu unserer täglichen Conversationsuhr, und verliebt, ist nicht zu ertragen, zum Glück für unsern geselligen Kreis war es eine Flamme aus der Provinz, die Abreise war bereits festgesetzt, und so lebten wir der angenehmen Hoffnung, unsern Antonio bald wieder so zu sehen, wie wir ihn gewohnt waren; denn in der That gehört in einer muntern Gesellschaft viel Selbstverläugnung und Aufopferung dazu, einen Verliebten zu dulden, er belästigt gewaltig seine Umgebung, und wir hätten es trotz unserer Discretion bald nicht länger mit Antonio ertragen, wenn er uns nicht mit trauriger Miene angezeigt haben würde, daß den nächsten Tag seine Flamme Wien verläßt. Wir ließen ihn und sein Mädchen hoch leben, und verhießen ihm sogar für diesen Abend noch ein herrliches Ständchen als Abschiedsgruß.

„Faremmo noi Altri!“ rief der gewaltige Lablache. Antonio perlten die Freudenthränen in den hellblauen Augen; denn welcher Mächtige hat je seinem Liebchen ein solches Ständchen offerirt.

Aus Scherz wurde Ernst. Lablache, David, Donzelli und noch Jemand, die Crême der ersten und größten italienischen Oper in Wien, brachten der Geliebten unseres Freundes ein Ständchen, um das sie Königinnen beneidet haben würden.

Die Flamme aus der Provinz war in Gesellschaft ihrer Mutter und einer jüngeren Schwester nach der Residenz gekommen, um all' die Herrlichkeiten dieser Weltstadt zu beschauen und zu genießen, sie bewohnten in einem der ersten Hotels der innern Stadt drei Zimmer mit der Aussicht auf die Straße. Es war nach Mitternacht, als der Sphärengesang unseres Quartetts im Nu alle Fenster erklirren ließ, in wenig Minuten waren alle Fenster der großen Straße erleuchtet, man rieb sich den Schlaf aus den Augen, um nur kein Korn des Goldes zu verlieren. Im Gasthofe waren alle Zimmer erhellt, nur das verhängnißvolle Quartier der Provinzialen blieb schwarz; die ganze Straße war mit Menschen angefüllt, ein donnernder Applaus entsendete sein Echo in alle Nebenstraßen, all' umsonst, die Fenster waren wie eine Festung verrammelt, es blieb dunkle Nacht! Antonio war in Verzweiflung. Das Quartett war zu Ende, die Sänger sangen wie die Cherubim, alles war in heiterster Stimmung, die Nacht war so schön, „noch ein Ständchen, Signori,“ sprach Lablache. »Avanti!“ hieß es, und was glauben Sie, verehrte Leser, wen brachten die weltberühmten Sänger das zweite Ständchen? Sie würden lange vergebens rathen,

und nur diejenigen unter den Lesern die zugegen waren, und denen diese Blätter zu Hände kommen, werden sich erinnern, wie entzückt und überrascht der Barde war, den seine Kunstcollegen so geehrt, es galt dem greisen Sänger Mich. Vogl, wer erinnert sich noch seiner? und doch war Vogl einer der größten deutschen Sänger! So beschlossen wir einen der schönsten Abende froh und vergnügt, nur Antonio war traurig. „Es wäre um toll zu werden, wenn das himmlische Quartett gerade von denen, für die es bestimmt war, nicht gehört worden wäre,“ brummte Antonio. „Così fan' tutte,“ meinte Lablache, und wir schieden um von così fan' tutte zu träumen.

Den andern Tag wurde von nichts Anderm als von der herrlichen Nocturne gesprochen, man zerbrach sich die Köpfe gewaltig, und konnte doch nicht recht herausbringen, wem diese Auszeichnung gegolten. Unsern Freund Antonio konnten wir erst am Abend zu sehen bekommen, und vielleicht gar mit rothgeweinten Augen; denn eine Herzensflamme die uns verläßt und viele Meilen von dannen zieht, ist doch wahrlich etwas sehr Betrübtes, bei unserem Freunde war es noch ein Bischen mehr, es war vollkommener Ernst, die Treffliche ist noch jetzt die treue Gefährtin seines Lebens.

Ich erinnere mich wie wenn es heute wäre, man gab im Theater an der Wien das Lustspiel: „Bär und Bassa,“ und das unvergleichliche Kinderballet: „der Berggeist.“ Dort traf ich Freund Antonio. Er kam mir lachend entgegen. „Freund,“ sprach er, „so Etwas ist noch nicht da gewesen.“ — „Ist Lottchen fort?“ — „Ja, alles in Ordnung, bestürme mich nicht weiter mit Fragen, ihr sollt Alles erfahren aber in comuno, ich sage dir Freund, wenn ihr mit meinem Vortrage Nachsicht übt, so sollt ihr genug zu lachen bekommen.“ Wir gingen Arm in Arm in die Stadt; in unseren Abendzirkel wurden wir schon mit Sehnsucht erwartet. Ich muß hier bemerken, daß bei uns die lobenswerthe Gewohnheit Statt fand, zuerst die physischen Bedürfnisse id est den Stomachum zu versorgen, dann erst den Witz (wo er nämlich anzutreffen war) leuchten zu lassen. Nachdem wir uns also gelabt hatten, begann Antonio wie folgt:

„Vor's erste allen meinen verehrten Freunden den wärmsten Dank für so viele Aufmerksamkeit, leider aber hatte dieselbe für mich keinen Erfolg.“

„Como?“

„Nur Geduld, ich will euch ja Alles haarklein erzählen. Heute früh besuchte ich meine Gebieterin, um, da es zugleich der Tag der Abreise war, mich zu beurlauben, ich fand noch Alles im Negligée, das Stubenmädchen mit dem Frisiren der Damen beschäftigt. „Sie scheinen sehr gut geschlafen zu haben, gnädige Frau?“ sprach ich zur Mutter.“

„Wirklich unvergleichlich,“ erwiederte Josephine die jüngste der Schwestern. „Wir waren so müde, und hatten so viel noch für den letzten Tag zu besorgen, daß wir noch um Entschuldigung bitten müssen, Sie so schnell verabschiedet zu haben.“

„Ich denke, mein verehrtes Fräulein, es kann noch eine andere Zeit kommen, und dann nehme ich nicht so leicht Abschied.“ Die ältere der Schwestern wurde roth, das bemerkte ich im Spiegel. „Es soll,“ fuhr ich fort, „eine sehr schöne Nachtmusik vor ihren Fenstern heute Nacht gehört worden seyn.“

„Dann ist es mir leid,“ nahm die Mutter das Wort; „die Mädchen tragen die Schuld, daß wir nichts davon gehört haben, denken Sie sich nur, die Kinder verrammeln jede Nacht die Fenster mit den Bettrahmen, um von dem Geräusche auf der Straße nichts zu hören, bei uns zu Hause ist es freilich viel ruhiger, aber wenn man die Vergnügungen eines Residenzlebens genießen will, so muß man auch das Lästige ertragen lernen, nicht wahr, mein Freund?“

„Ganz gewiß, meine Gnädige,“ stotterte ich vor Verzweiflung und kaute an meinen Handschuhen.

„Ach meine gnädigen Fräulein,“ nahm nun Kathi das Stubenmädchen das Wort, „da haben sie viel versäumt, die ganze wäl'sche Oper, der Rossini und die Fodor, die Coralli und Brillantini, und Gott weiß wie sie Alle heißen, haben da d'runten auf der Gasse gesungen, daß alle Leute zusammengeloffen sind, es mag sehr schön gewesen seyn, aber wenn Ihr Gnaden unsern Jean, den Zimmerkellner, Citherschlagen hören würden, na, ich will nichts sagen, aber die Wäl'schen müßten sich verstecken, wann's den jodeln hören würden!“

„Liebe Kathi, das verstehen Sie nicht,“ entgegnete ich, „die, denen es gegolten hat, wären entzückt darüber gewesen, leider haben sie nichts davon gehört.“

„Verzeihen Ihre Gnaden,“ sprach Kathi, „diejenigen, die es angegangen hat, verstehen gerade so viel wie ich; denn wir Wienerinnen sind alle musikalisch, aber ich möchte wetten, unsern Töchtern gefällt auch der Jean mit der Cither und sein Jodler besser wie die Wäl'schen.“

„Wer sind denn das unsere Töchter?“

„Na, die Lisi und die Nettel, die Töchter unseres Herrn, für die die Nachtmusik gemacht worden ist.“

„Warum nicht gar?“

„Na nicht übel, also das wissen Ihr Gnaden gar nicht, daß die Ältere, die Nettel, Braut ist? in vierzehn Tagen ist die Hochzeit mit ein reichen Fleischhackers Sohn, ein schöner Mann, auf allen Kirchtägen hat er vorgetanzt.“

„Ich wußte nicht sollt' ich weinen oder lachen über die naive Dummheit dieses Stubenmädchens.“

„Also das wissen Ihr Gnaden nicht, die Mädeln hätten's auch nicht errathen, aber der Herr Durstig der Claviermeister von unseren Mädeln, der ist hinunter gegangen und hat die Wällischen gefragt, sie sind ja seine Speci, wem die Musik angeht und da haben sie ihm gesagt, den Wirthstöchtern, das ist doch deutsch? — Na unsere Frühstückgäste haben der Nettel schon von allen Seiten gratulirt, die ganze Stadt weiß ja schon, der alte Herr will die Sänger tractiren, und die halten etwas auf ein gutes Essen!“

„Gute Kathi, sie können sich doch gewaltig verrechnet haben,“ warf ich scherzend hin, „wie sollte denn der Herr Bräutigam auf einen solchen Gedanken gekommen sein?“

„Oh! ich bitte Ihr Gnaden, ums Geld findt man eine Menge gute Gedanken, hätten's nur den Kropf Perlen gsehen, den unsere Nettel bekommen hat, das soll einer nachmachen, und dann, er hat sich ja selbst verrathen, denn heut ist er schon um acht Uhr zum Frühstück da gewesen, und sonst kommt er immer erst um zehn Uhr. — Nu hat er gesagt, ist gestern die Nettel lang aufgewesen, und dabei hat er geschmunzelt, o, das kennen wir, er lügt nun freilich, aber es ist doch so, wir Frauenzimmer haben einen feinen Tact.“

„Jetzt hielt ich mich nicht länger, allen Anstand beseitigend, brach ich in ein schallendes Gelächter aus, man begriff mich freilich nicht gleich, mein Benehmen schien sogar unartig, aber ich frage euch, meine Freunde, was hättet ihr gethan? — Kathi entfernte sich endlich, mir einen grimmigen Blick zuwerfend, und ich fand, nachdem das Feld rein war, leicht Gelegenheit, den Irrthum aufzuklären. Eine Dankesthräne und ein sanfter Händedruck meiner nun abgereisten Geliebten, ist alles was ich euch, meine Freunde, für euren galanten Liebesdienst überbringe, fordert ihr mehr, so müßt ihr euch schon an Mamsel Nettel die Tochter des Hotelisten wenden!“ — Die Wirkung, welche der Vortrag dieses Berichtes unseres Freundes Antonio auf die Versammlung hervorbrachte, strebte ich bei den geehrten Leser zu erzielen, gelang es mir nicht, und habe ich statt zu unterhalten gelangweilt, so üben Sie Nachsicht, und denken: er hat es doch gut gemeint.

Schwerlich haben wohl später diese Gesangsvirtuosen vor verrammelten Fenstern gesungen. — Die große Welt hat sie allenthalben angestaunt. — Evvivemo!

Die Fahrt zum Grabe.

Novelle von Johann Heinrich Mirani.

(Fortsetzung.)

Jetzt tönte die Abendglocke, die andern Gäste erhoben sich, bekreuzigten die Brust und eilten aus der Schenke. Der Einsame aber überhörte das Geläute und blieb sinnend auf seinem Platze. Nach kurzer Pause trat der Fremde in die Stube und setzte sich an den Tisch des Fiakers, der ihn gar nicht zu bemerken schien.

Lange betrachtete er den Sinnenden, endlich schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Otku!“ (Branntwein). Der junge Mann fuhr erschreckt auf, sah nach dem Ungestümen und sprang entsetzt von seinem Platze.

Nicht minder erstaunt war der Fremde.

„Tausend Elemente sollen mich verschlagen!“ schrie dieser nach einer Pause, „Millionen Klafter tief in den Erdboden verschlagen, wenn ich dieses Gesicht nicht kenne.“

Der Fiaker zitterte am ganzen Leibe; er sah den Fremden nochmals ins Gesicht, doch schnell wandte er den Blick ab und hielt beide Hände vor die Augen.

Der Andere stieß ein höllisches Gelächter aus; und faßte nach der Hand des Zitternden.

„Laß mich! laß mich!“ stöhnte dieser, „ich habe schon genug gelitten. — Weiche von mir, du böser Geist.“

„Hahaha!“ wieherte es ihm entgegen, „Bube, du zitterst vor einem Geiste, was thust du dann, wenn ich dir donnernd zurufe: der von dir gemordete Ivan steht an deiner Seite.“

„Du lebst!“ rief halb freudig der Andere, „Gott Lob, so ist eine Schuld von mir gewälzt. Vergebe mir, Ivan, und reiche mir die Hand zur Versöhnung.“

„Du hast mir ein kaltes Bad bereitet, Bursche,“ versetzte Ivan, „und ich dachte schon an mein Lebensende, mich retteten aber die herbeigeeilten Gensdarmen aus der tiefen Seine, und denke dir, ich war edel genug den Namen meines Mörders nicht zu nennen.“

„Das wird dir Gott lohnen!“

„Der hat es nicht gethan, denn ich bin ärmer als ein Lumpensammler. — Den Tag nach dem kalten Bade eilte ich zu deiner Charlotte, ihr allein vertraute ich, was du gethan —“

„Ihr — entsetzlich! Wie konntest du ihr dieses sagen? du hast ihr den letzten Rest ihres Glaubens an mich, geraubt.“

„Tröste dich, sie mißtraute meinen Worten, und es brauchte meiner ganzen Beredsamkeit um ihr so viel Furcht einzujagen, daß sie endlich meinen Forderungen willfahrte.“

„Ungeheuer! was thatest du!“

Ivan lächelte, dann fuhr er im eiskalten Tone fort: „Ich drohte dich durch die Gerichte verfolgen zu lassen, wenn sie mir nicht Mittel schaffen werde, Paris verlassen zu können —“

„Und sie —“

„Zahlte die Summe von 10,000 Franks, und ich war so edel mein Wort zu halten.“

„O theure Charlotte!“

„Das Geld brachte mir wenig Segen, binnen acht Tagen war es verspielt und ich ging neue Baarschaft zu holen, denke dir aber meinen Schrecken, Charlotte war abgereist und Niemand wußte wohin.“

„Also ist sie nicht verheirathet!“

„Was kümmert mich ihre Heirath? — Kurz sie war fort, ich verließ Paris und ging nach Moskau. Fedor! du bist ein Glückspilz! deinen falschen Wechsel hat Barniceff honorirt!“

„O Gott! und diesen edlen Mann konnte ich betrügen!“

„Du hast es gethan und bist den Gesetzen verfallen, deine Freiheit ist in meiner Hand.“

„Was willst du thun?“

„Ich versprach dem reichen Barniceff dich aufzusuchen und erhielt ein Reisegeld von ihm, ein Zufall ließ mich dich finden, nun hängt es von mir ab, ob ich dich den Gerichten überliefern will, oder ob ich handle, als hätte ich keine Spur von dir.“

„Hörst du denn nie auf mich zu verfolgen? du hast mich zu allem Bösen verleitet, auf dich falle alle Schuld.“

„Ruhig! ruhig, Bursche! ein Wink und du bist ein Gefangener, in einem Monat kannst du deine Wuth in Sibirien dir abkühlen. — Wähle also.“

„Was willst du?“

„Mit bloßen Geld ist mir nicht gedient, ich will einen Lebensunterhalt haben, du hast Etwas gelernt, geh' nach Amerika, dort fliegen die Gänse schon gebraten herum, du stirbst also nicht den Hungertod, anders ist's mit mir, ich kann spielen, fahren, — ja fahren, das kann ich, sieh Fedorchen! für dich schickt sich das Kutscherhandwerk nicht, du bist zu einem großen Herrn geboren, aber ich bin jetzt ein gemeiner Kerl, für mich paßt so ein Amt, ich will Kutscher werden. Gib mir dein Fuhrwerk!“

„Höllisches Ungeheuer! du willst mein Letztes mir rauben?“

„Thu ich denn etwas Anders als du, der es mit gestohlnem Geld erkaufte?“

„Oh!“ stöhnte Fedor und sank auf den Stuhl zurück.

„Das Fuhrwerk ist mein!?“

„Nimmermehr! Es ist mein Alles, mein ganzes Vermögen!“

„Du gibst es mir!“ donnerte Ivan.

„Nein! nein!“ klang die entschlossene Gegenrede.

„Betrüger! Verfälscher der Papier, Mörder!“ schrie Ivan!

„Um Gotteswillen! schweig! schweig!“

„Ich schreie, so lang ich Athem habe dir deinen Namen zu: Mörder!“

„Halt ein, nimm Alles was ich habe, schweige nur.“

Die Thüre der Stube flog auf, ein galonirter Bedienter trat ein und rief: „Isvoschtnik vor!“

„Hier!“ schrie Ivan, nahm das Täfelchen vom Tische, ergriff die Peitsche und eilte hinaus, die Peitsche knallte, und fort rollte Fedor's Fuhrwerk.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Gastspiele des Herrn Hendrichs.

I.

Treue Liebe, Schauspiel in fünf Aufzügen von Ed. Devrient. Herr Hendrichs, Mitglied des Hamburger Stadttheaters als Wartenau.

Der modern zwiespältige Charakter des Wartenau mit seiner Zerfallenheit und Empfänglichkeit, mit seiner Sehnsucht und seinem Überdruß, mit seiner einseitigen Versunkenheit in Gefühlstiefe und Schwärmerei und seiner schmachtenden Bereitwilligkeit diese Tiefen wieder auszufüllen, gibt uns das Bild eines sogenannten interessanten Mannes unserer Tage, ein Muster jener Unglücklichen, deren sich Frauen und Fräulein so gerne annehmen. Es ist klar, daß ein solcher Charakter, wenn dem Dichter gar nicht ein Fünkchen Ironie und höhere Anschauung zu Gebote steht, wenn er so schnurgerade in das feuchte Reich der Thränen eilt und weiter durchaus nichts als Rührungen beabsichtigt, einem gebildeten Geiste kaum besonderes Interesse einzuflößen vermag. Hr. Hendrichs hatte also in dieser Beziehung einen ziemlich schwierigen Standpunct. Dessenungeachtet zeigte sich eine schöne Fähigkeit den Charakter einer Rolle psychologisch gut zu erfassen und diesen begriffenen Charakter nach außen hin erkennbar darzustellen. Die Auffassung war richtig, die Zeichnung klar und selbstbewußt. Die Rolle bietet einige schroffe Übergänge dar, in denen die Scala der Gefühle gleichsam mit einem kühnen Sprunge überflogen, die weichsten und zerreißendsten Accorde hart neben einander angeschlagen werden, man braucht dazu nicht immer Künstler im besseren Sinne des Wortes zu sein, zu solchen Effecten reicht schon der Schauspieler aus. Indessen gibt es auch darin Abstufungen der Vollkommenheit und gemüthanregender Wahrheit und Hendrichs hat sich darin als mehr denn bloß gewandten Darsteller gezeigt. Er bewies, daß er die kräftigen Laute des gesunden natürlichen Ausdruckes gehört und sich richtig angeeignet habe. Dabei wird dieser Künstler von einem schönen klingenden Organe, einer guten Gestalt unterstützt. — In den ruhigen Stellen hingegen schien ein fühlbares Bestreben deutlich zu werden, den leichten und glatten Fluß der Rede etwas zu hemmen. Die Garderobe war elegant, doch nicht ganz nach hiesiger Übung gewählt. Der Gesammteindruck den Äußerungen des Beifalls nach ein günstiger; obwohl hier die Bemerkung Platz greifen dürfte, daß das aufmunternde Hervorrufen von Gästen bei Stellen, welche mehr momentan erschüttern als von dem Werthe des Darstellers überzeugen, eigentlich noch kein sicheres Criterium des Beifalls abgeben. Man kann es daher nicht gut heißen, wenn Einzelne in solchen Fällen den Ton angeben, nicht einmal wenn die Gesammtheit des Publicums sich an solche Einzelheiten haltend sein Urtheil allzu bereitwillig abgibt. Wer weiß sich nicht an Zeiten zu erinnern, wo oft das ganze Haus tief ergriffen, ja überrascht war, ohne sich deßwegen laut zu äußern? und hat es unsern Schauspielern damals an Beifall gefehlt?

Hr. Hendrich's wird sich, nach dem Bilde, welches er heute von seinen Fähigkeiten in uns zurückließ, hoffentlich auch jenen Beifall zu verdienen wissen, der nicht bloß auf dem Effecte einer Kraftscene beruht, und kann eine solche wohlwollende Aufmunterung auf sich beruhen lassen. — Er wird dem Publicum gewiß auch bei seinen folgenden Gastspielen als ein gebildeter Schauspieler erscheinen, der jede Rücksicht verdient. — Aber die in den Vorstadttheatern eingerissene Gewohnheit, Effectmomente zu beklatschen, in welchen die Situation Talente von sehr verschiedenen Entwicklungsstufen gleichstellt, kann weder dem Künstler noch der Kunst zur wahren Förderung gereichen und ist mit der Würde einer in ihrer Gesammtheit einzigen Anstalt nicht recht vereinbar. — Möge diese Gewohnheit, die sich seit einiger Zeit auch in unserm Hofburgtheater geltend machen will, ja wieder recht bald in die südlicheren und westlicheren Regionen zurückweichen, wo Volksthümlichkeit und Enthusiasmus einander bedingen.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Mittwoch, am 22. Juni, trat Hr. Trost als im Sonderling auf und erntete verdienten Beifall. Er spielte im Geist seiner Rolle, und stellte seinen Charakter gelungen dar; um ein Urtheil über ihn im Allgemeinen fällen zu können, müssen wir ihn erst in einer andern Rolle sehen, die mehr komische Kraft fordert. Nächst ihm spielte Hr. Scntia gut. Der Besuch war spärlich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Ehevorgestern Schenk's „Belisar." Dieses Drama und Hr. Kunst in der Rolle des Belisar sind dem Wiener Publikum schon so notorisch, daß man mit gutem Gewissen jede kritische Beleuchtung hierüber unterlassen kann. Hr. Kunst kann nur mehr in neuen Stücken besprochen werden, denn bei den alten bleibt dem Referenten nichts übrig, als von ¾ 7 bis ¼ 11 Uhr im Theater zu stehen und die Applaudisements und Hervorrufungen abzuzählen. Daß auch diese bei dem in Rede stehenden Debut des Hrn. Kunst nicht fehlten, versteht sich von selbst. Aber von Dlle. Weber, als Irene, müssen wir sprechen, welche in dieser Rolle zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter betrat, und allen Anforderungen entsprach, die man nur immer an eine Actrice bei ihrem Eintritte in die dramatische Welt stellen kann. Jugendliche Schönheit, wohlklingendes, jeder Modulation fähiges Organ, Anstand, natürliches Gefühl, und eine aus guter Schule hervorgegangene Gesticulation sind die erwartungsvollen Pergamentika dieses schönen Talentes. Doch scheint sie (ohne gerade dadurch einen Tadel als vielmehr ein Wort der Belehrung sprechen zu wollen) ihren Vorstudien, die, wie es sich deutlich zeigt, in Declamation lyrischer und romantischer Pieçen bestanden haben mögen, noch nicht entrissen zu seyn, da doch ein großer Unterschied zwischen der bloß rythmisch-gemessenen Sprache der Declamation und der charakteristischen Bezeichnung des dramatischen Vortrages ist. Die übrigen Darsteller theilten sich in charaktermalende, verständige, beifallswürdige und teleirte. Die Decorirung war eine Gallerie von Anachronismen.

Gartenfest und Ball.

Herr Capellmeister Lanner erneuert am 27. Juni das Fest, welches im vorigen Jahre so viel Anklang und Zuspruch fand, indem es mehr als 5,000 Personen in dem geräumigen Bräuhausgarten und in der Bierhalle zu Fünfhaus vereinigte. Es wird nämlich an diesem Tage ein großes Gartenfest nebst einem Balle Statt haben und beide Localitäten glänzend und geschmackvoll beleuchtet werden. Bei dem Balle, wobei Hr. Lanner sein Orchester selbst dirigirt, wird derselbe zum ersten Male eine neu componirte Walzerpartie „die Verstädter" vortragen, im Garten schwingen die beiden Capellmeister Wang und Ph. Fahrbach den Commandostab. Dort fängt die Musik um 7 Uhr, im Saale eine Stunde später an. Herr Rabel arrangirt die Tänze.

Billets erhält man bei Haslinger, Daum, Mollele ꝛc. und bei Wunderer in der Bierhalle zu 20 kr., an der Casse zu 30 kr. C. M.

—fr—

Omnibus.

(Jugendliches Äußere mancher Völkerstämme.) Die Ghaymas in Neu-Andalusien haben durchgehends ein Familien-Aussehen und ihre, von Reisenden so oft bemerkte gleichförmige Bildung fällt um so mehr auf, als sich zwischen zwanzig und fünfzig Jahren das Alter keineswegs durch Hautrunzeln, graues Haar oder Körperschwäche verräth. Beim Eintritt in eine Hütte hält es oft sehr schwer, unter ihren erwachsenen Bewohnern den Vater vom Sohne zu unterscheiden, und eine Geschlechtsfolge nicht mit der andern zu verwechseln.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Commer.

№ 77 u. 78.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 27. und Mittwoch den 29. Juni 1842.

Pränumerations-Anzeige.

Die hochachtungsvoll unterzeichnete Redaction erlaubt sich die Freunde und Gönner des österreichischen Morgenblattes auf das Herannahen eines neuen Quartals für ihr Journal aufmer sam zu machen und sie um die bleibende Theilnahme an der Leistung dieses Institutes zu bitten.

Obgleich das österreichische Morgenblatt im Bereiche der Schönliteratur bereits vorlängst eine unabhängige und ehrenvolle Stellung errungen hat, obgleich es mehr als einen Grund hätte, auf den Ausspruch seines kunstrichterlichen Forums, besonders in Bezug der Erscheinungen der Bühne und ihrer Dichter stolz zu seyn, obgleich es nicht leicht ein Journal geben dürfte, das, unterstützt durch die edelsten Kräfte vaterländischer Dichter und Prosaisten, einen ähnlichen Reichthum schätzbarer Originalaufsätze in seinen Spalten aufweisen könnte; obgleich eigenes Gefühl und das wohlwollende Erkennen aller wahren Freunde der Literatur uns jedes Selbstlobes überheben: so liegt es doch in der Mode unserer Zeit, auf mit Aufopferung erworbene Verdienste hinzuweisen.

In diesem Sinne erlauben wir uns also zu bemerken, daß auch für die Folge die charakteristische Färbung unseres Journals durchaus dieselbe bleiben, daß Schnelligkeit interessanter Mittheilungen, Veredlung im Gebiete der Novelle und der historischen Erzählung, eine strenge Auswahl der Gedichte und ein Criterium im ächten Sinne des Wortes, und von Leidenschaftlichkeit wie von Parteisucht entfernt, die Lichtseiten des österreichischen Morgenblattes bilden sollen.

Schlüßlich fügen wir noch bei, daß unser Journal wöchentlich dreimal auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, mit elegantem Drucke der rühmlichst bekannten Strauß'schen Officin erscheine, und daß der Preis für dasselbe, das überdieß noch jährlich mit 4 artistischen Beilagen versehen ist, deren künstlerische Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt, ganzjährig 10 fl., halbjährig 5 fl. C. M. für Wien, und 12 fl. 30 kr. C. M. für die P. T. auswärtigen Herren Abonnenten beträgt.

Joh. Nep. Vogl,
Redacteur des „österreichischen Morgenblattes."

Mack Jan.

Ballade von J. Nep. Vogl.

Im Schenkenhaus bei dem Foyers-Fall
Ausstürzet Mack Jan den vollen Pokal.

Wild donnert in's Ohr ihm der Katarakt,
Wo tödtlicher Schwindel die Sinne packt.

Doch klingt für Mack Jan nur der Becherschall,
Was kümmert ihn Schwindel und Wasserfall!

So sitzt er und trinket in frohem Muth,
Die Stirn' ohne Falten, die Wang' voll Glut.

Da mahnet die Stunde, doch fällt der Schnee
Stets dichter und dichter von neblichter Höh'.

„He Schenke, gefüllt nun zum letzten Mal
Den Becher! Dann geht's über'n Foyers-Fall!"

„Wie?" sagt da High-Gregor, „was fällt euch ein?
Über'n Foyers-Fall führt nur ein Baum allein."

„Von Felsen zu Felsen ein einzler Baum,
Der kaum für den Fuß eines Menschen kaum."

„Und d'runter der Abgrund mit Weg' und Gischt,
Die wild bis zu Häupten dem Wand'rer zischt."

„Ein Baum? Ha! da ist ja des Raum's genug!
Wohl schlimmere Pfade mein Roß mich trug!"

Und als nun mit Lachen der Trunk geleert,
Da schwingt sich Mack Jan auf sein wildes Pferd.

Vergebens beschwört ihn des Freundes Mund,
Schon steht er am gähnenden grausen Schlund.

Wohl scheut da sein Roß vor dem luft'gen Pfad,
Den nimmer vor ihm noch ein Huf betrat.

Es bäumt sich und steigt und schäumt in's Gebiß,
Es fühlt's, auf dem Pfad sey der Tod ihm gewiß.

Doch wilder stets treibt es der trunk'ne Mann
Mit Schlägen und Stößen den Baum hinan.

Schon schwebt's wie in Lüften und keucht und schnaubt,
Mit triefenden Mähnen, der Kraft beraubt.

Jetzt wankt es, es stürzt! — Noch rafft es sich auf!
Ein Schritt, und erreicht hat's den Fels daraus. —

In Machans-Hall jetzt der Reiter ruht,
Er träumt noch am Morgen von Wein und Flut.

„Wie ist mir doch?! — Nahm ich denn nicht den Weg
Vergangene Nacht über'n Foyers-Steg?"

„Wie? — nicht doch!! — darüber, da geht kein Huf,
Den Paß zieht kein Reiter den Gott erſchuf!“ —

„Und doch! — nein, beim Himmel! — und doch, 's iſt geſcheh'n! —
Mit eigenen Augen will ich es ſeh'n!“

Und wieder zum brauſenden Foyers-Fall
Hinreitet Mack Jan mit klingendem Schall.

Und als er am Abgrund nun ſteht und ſchaut
Dem eigenen Aug' nicht der Reiter traut.

Von Felſen zu Felſen, ſo ſcharf gezackt,
Ein Baum nur, und drunter der Kataraft,

Mit Sauſen und Brauſen zu ewiger Nacht
Sich wälzend und ſtürzend in voller Jacht.

Der Baum nur, darüber gewagt er den Ritt,
Und d'rauf noch die Spuren von jedem Schritt.

Die Hufe im Schnee, ihn erfaßt ein Graus,
Und zitternd und bleich zieht er wieder nach Haus.

Doch ſchwebt ihm vor'm Auge allein nur der Pfad,
Der luftige, ſchwindelnde, den er betrat.

Er ſieht nur den Baum, der ſo ſchmal und nackt,
Er hört nur den Donner vom Kataraft.

So peitſcht ihn der Schrecken durch Schnee und Hain,
Mit Glut im Gehirn und mit Froſt im Gebein.

Wohin er ſich flüchtet, da ſtarrt der Baum,
Da klafft ihm entgegen der Höllenraum,

Da donnert in's Ohr ihm, mit grauſem Takt,
Der ſauſende brauſende Kataraft;

Und eh's noch getagt über'm Foyers-Fall,
Liegt Mack Jan als Leiche in Mackjans-Hall.

Die Fahrt zum Grabe.

Novelle von Johann Heinrich Mirani.

(Schluß.)

4.

Wilanitſch, einer der reichſten Kaufleute zu Petersburg, welcher in der Nähe der ſogenannten Milutenböden wohnte, gab große Geſellſchaft. Unter den vielen Gäſten befand ſich auch eine fremde Dame, die in der Waladimirſkaja-Straße wohnte. Ihr Lohnkutſcher, welcher ſie abholen ſollte, war mehr als eine Stunde lang ausgeblieben, die Geſellſchaft hatte ſich bereits entfernt, und Wilanitſch ſandte auf die Bitten der Dame ſeinen Bedienten nach einem andern Fiaker aus. Ivan's Wagen rollte in den Vorhof. Die Dame beurlaubte ſich und lehnte die Begleitung eines Bedienten ab, verſichernd, ſie fürchte ſich nicht in der Nacht zu fahren.

Der Gaſtgeber machte ſie aufmerkſam, im Falle daß ihr Kutſcher Etwas verſchulden ſollte, ſich des im Wagen hängenden Täfelchens zu verſichern, damit man die Anzeige über ſein Betragen machen könnte. Die Dame lächelte ob dieſer Beſorgniß und eilte die Treppe hinab.

Ihr Geſicht verhüllte ein dichter Schleier, welcher mit einer Brillantnadel an ihre Haare befeſtigt war, ein Diadem von eben ſolchen Edelſteinen funkelte auf ihrem Haupte und fünf lange Schnüre der ſchönſten und ſeltenſten Perlen ſchmückten ihren Hals. Ivan ſah ſie die Stufen herabſchweben, ſein Auge war faſt geblendet von dem Schimmer der Brillanten. Am Wagen angelangt, warf ihr ein Diener einen koſtbaren Zobelpelz um, und ſie ſtieg ein. Nochmals bot der Bediente ſeine Begleitung an, und wollte ſich auf den Hintertritt des Wagens ſtellen, ſie wies ihn ab und Ivan hieb in ſeine feurigen Pferde und ſprengte davon.

Aus den Schatten der Nacht tauchte auf zur Linken die koloſſale Kirche der Katholiken, rechts das ungeheure Viereck des Goſtinnoi Dwor. Nun ging es vorüber an der armeniſchen Kirche, an der kaiſerlichen Hofbibliothek. Ivan ließ ſeinen Pferden freien Lauf, denn in ſeiner Bruſt tobte es gewaltig. Er war im Beſitze eines vortrefflichen Fuhrwerks, doch ferne war der Gedanke von ihm, als Iſwoſchtnik ſein Leben zu vollbringen, jetzt ſchwebten die Spielhallen von Paris vor ſeiner Seele, er dachte an das ihm oft gewogene Glück, ihm fehlte nichts als Geld zu der Reiſe, zur Erfüllung ſeiner Hoffnungen, die reichgeſchmückte Dame konnte dieſem Mangel abhelfen, ihre Prätioſen waren gewiß von hohem Werthe, ſein Entſchluß war gefaßt, der Schmuck mußte ſein Eigenthum werden. Doch die erleuchteten Straßen der Stadt, durchzogen von den Nachtpatrouillen, waren nicht zur Ausübung ſeines Vorhabens geeignet, er mußte ins Freie. — Fort ging es alſo im raſchen Trabe. Da ſtand das Anitſchkoffſche Palais vor ihm, er bog ein in die Waladimirskaja-Straße, wo die Dame wohnte. Dieſe ſah das erleuchtete Hotel und klopfte an das geſchloſſene Fenſter des Wagens, der Kutſcher hörte nicht, denn dem Hauſe vorbei rollte der Wagen, und raſſelte durch die Emskoyſtraße. Noch ſtanden da die Ruinen der im Jahre 1834 abgebrannten 350 Häuſer, welche die Wohnungen der ruſſiſchen Iſwoſchtnik waren, und nur hie und da tauchte zwiſchen den noch verſchont gebliebenen hölzernen Baraken ein neues gemauertes Gebäude hervor. Der Weg war nicht mehr beleuchtet, und die Straße ziemlich holpericht. Die Dame riß das Fenſter auf, und rief dem Kutſcher zu, er habe den Weg verfehlt und ſolle umkehren, Ivan brachtete nicht ihre Worte und über Stock und Stein flog der Wagen. Der Dame wurde angſt und bange, ſie riß das Täfelchen herab und rief nochmals dem Wagenlenker. »Ich habe deine Nummer,“ ſchrie ſie, „wehe dir, wenn du nicht augenblicklich ſtille hältſt.“ Ein wildes Gelächter des Kutſchers ſchallte zur Antwort, und das Fuhrwerk polterte über die Brücke am neuen Canal. Die Dame bat, vergebens, die Fahrt ging unaufhaltſam fort bei dem Armenhauſe vorüber. Jetzt waren ſie im Freien, der ruſſiſche Kirchhof Wolkowa blieb rechts und über den Fluß gleichen Namens fuhr Ivan dem deutſchen Kirchhofe zu. Durch dieſen führte die Straße in das naheliegende Dorf Wolkowa, daher ſeine Thore Tag und Nacht geöffnet ſind.

Nochmals verſuchte die Dame den Kutſcher zum Umkehren zu bewegen, ſie bat, ſie drohte.

„Wir ſind gleich am Ziele!“ donnerte die wilde Stimme Ivans.

Dieſe Worte durchbebten die Seele der Geängſtigten, ſie ahnte ihren dunklen Sinn, und faßte ihren ganzen Muth zuſammen, dem Verruchten kühn entgegenzutreten, — jetzt hielt der Wagen, Ivan ſprang zur rechten Seite herab, doch ſein Fuß blieb zwiſchen dem Strange des Handpferdes hängen und er fiel zu Boden.

Die Dame, welche jede Bewegung beobachtete und ſah, daß

er rechts hinunterſteige, öffnete ſchnell den linken Schlag und ſprang aus dem Wagen, vor ihr ſtand eine halb offene Pforte, ſie ſchlüpfte durch, ſchlug die Thüre hinter ſich zu, und eilte unaufhaltſam fort. Über Hügel und Gruben führte ihr Weg, fluchend folgte ihr der Kutſcher nach, die finſtere Nacht hemmte ihn am Vorwärtsſchreiten, er ſah die Geſtalt immer vor ſich, ſchon war er ſo nahe, daß er ſie erreichen konnte, plötzlich war ſie aber verſchwunden. Ivan ſuchte lange vergebens, er lief die Gegend auf und ab, umſonſt, jetzt erſt merkte er, daß er zwiſchen Gräbern wandle, er rief, er ſchwur die Dame nicht anzutaſten und bat um ſeine Nummer, ſein Ruf verhallte in dem Winde. Die Todenſtille rings umher, die vielen Kreuze, die Gräber, ſein böſes Gewiſſen, alles vereinte ſich dem Böſewicht Angſt einzujagen, jetzt dachte er, nur ein Geiſt könne ihm in der Geſtalt dieſer Dame erſchienen ſeyn, der ihn hierher zu fahren zwang und in ſeinem Grabe verſchwand. Das Haar ſträubte ſich auf ſeinem Haupte, er floh von dem Orte des Schreckens, ſprang auf den Wagen und flog, wohin die feurigen Pferde ihn führten, über Haide und Flur dem nächſten Walde zu.

5.

Am früheſten Morgen hatte Fedor ſein Bündelchen geſchnürt um die Mauern Petersburgs zu verlaſſen. Er machte den weiten Weg von ſeiner Wohnung in das Gaſthaus, wo Tags zuvor ihm Ivan das Fuhrwerk herauslockte, in der Hoffnung, dieſen zu treffen und mit ihm einen beſſern Vertrag zu ſchließen. Kaum betrat er die Stube, als ein großer Lärm vor derſelben entſtand, und gleich darauf mehre Polizeibeamte eintraten, während die Wache die Thüren beſetzte.

Die anweſenden Fuhrleute ſprangen auf von ihren Plätzen.

„Iſt der Führer des Fiakerwagens Nr. 236 unter euch?“ fragte barſch ein Beamter.

„Hier ſteht er,“ ſchrien Alle auf Fedor zeigend.

„Werft ihn in Ketten!“ befahl der Strenge, die Diener gehorchten, und Fedor ließ es geſchehen, ohne ein Wort zu entgegnen. Auf einen Wink des Polizeibeamten wurde der Gefangene fortgeführt, die Fuhrleute ſtarrten ihm erſtaunt nach. Ihre Zweifel löſte die Wirthin, welche den Hergang der Sache erzählte. Die Dame wurde am Morgen in einem offenen Grabe gefunden, in welches ſie gefallen war, und das ſie vor den Augen des Suchenden verbarg. Ihre Erzählung, und das Täfelchen ließ keinen Zweifel übrig, wer der Thäter ſein mochte, und man ſuchte den Beſitzer dieſer Nummer an allen Orten. Fedor blieb bei ſeiner Äußerung: er habe ſein Fuhrwerk in demſelben Augenblicke verkauft, als der Bediente dem Kutſcher rief.

Da ſich aber bei ihm keine Baarſchaft vorfand, und Niemand Ivans Namen kennen wollte, ſo wurde dem Geſetze freier Lauf gelaſſen.

Die Richter waren vollkommen überzeugt, Fedor wäre der Schuldige, doch konnten ſie ſein Urtheil nicht vollziehen, bevor nicht der Delinquent der Klägerin vorgeſtellt wurde.

Dieſes war aber nicht thunlich, denn die Dame war von dem ausgeſtandenen Schrecken der verhängnißvollen Nacht ſo ergriffen, daß ſie in ein Fieber verfiel. Erſt nach vier Wochen erholte ſie ſich von ihrer Krankheit, und der Tag der Confrontation wurde vom Gerichte beſtimmt.

Die Richter waren bereits verſammelt, als das Rollen eines Wagens in dem Hofe und der Hufſchlag vieler Pferde ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Auf ihre Frage, was es gebe? lautete die Antwort, ſo eben habe die reitende Polizei das Fuhrwerk des Delinquenten und den jetzigen Beſitzer desſelben eingebracht.

Gleich darauf trat ein bejahrter Mann im eleganten Reiſeanzuge in den Gerichtsſaal. Feſt und ernſt beantwortete er die an ihn geſtellten Fragen, und verſicherte: Wagen und Pferde von einem Unbekanntengekauft zu haben. Drei Hundert Werſte vor Petersburg wurde ſein Reiſewagen umgeworfen, ſein Kutſcher und ein Pferd verunglückten bei dem Falle, er war in der größten Verlegenheit, da wurde ihm dieß Fuhrwerk angeboten, und da ſeine Reiſe Eile erheiſchte, ſo beſann er ſich nicht lange, und zahlte die verlangte Summe.

Dieſe Erklärung wurde von den Richtern in Zweifel gezogen, und ſelbſt ſeinen Papieren, die Stand und Namen erweiſen ſollten, kein Glauben geſchenkt. Man ließ Fedor kommen, dieſer trat ein, der Fremde wurde ihm vorgeſtellt, Fedor faßte ihn ſcharf in die Augen, und ſtürzte zu ſeinen Füſſen.

„Das iſt Fedor! mein Fedor!“ rief der Fremde, »komm an mein Herz!“

Fedor wußte nicht, wie ihm geſchah.

»Staune nicht, Fedor!« ſprach der Andere; „längſt habe ich deinen Leichtſinn dir verziehen; daß ich's gethan, dankſt du deinem Freunde, meinem einzigen Sohne, dem ich das Verſprechen an ſeinem Todtenbette leiſtete.«

„Wie, Nikolaus iſt todt?“ fragte der Erſtaunte.

„Todt!“ verſetzte mit thränendem Blicke der Andere; »ich ſtehe allein in der Welt; nimm du den Platz in meinem leeren Herzen ein, der ihm gehörte.“

„O theurer Vater! gütiger edler Mann!“

Die Richter befahlen, die Beiden zu trennen, denn ſo eben wurde die Klägerin gemeldet.

Der Fremde riß ſich mit beklommenem Herzen von Fedor los, und die Gerichtsdiener führten ihn in ein Gefängniß. Fedor mußte bleiben. Die Dame trat ein; ſie war verſchleiert. „Hier ſteht der angeklagte Fiaker,“ ſprach der Oberrichter — „ſprechen Sie ungeſcheut — glauben Sie, daß es der Verruchte iſt?“

Die Dame ſah auf; ſie blickte dem Angeklagten feſt in's Auge: „O Gott!“ rief ſie — „das iſt —“ Mehr vermochte ſie nicht zu ſprechen, ihre Glieder zitterten, ſie ſank ohnmächtig zu Boden.

6.

Die Identität der Perſon des Fremden hatte ſich erwieſen; es war Barnicef, der Banquier von Moskau. Auf die Garantie der Petersburger Kaufleute wurde er auf freien Fuß gelaſſen, weil es noch immer zweifelhaft blieb, wer der Verkäufer des Wagens war. Trotz dem, daß der edle Barniceff erklärt hatte, Fedor als Sohn und Erben zu adoptiren, blieb dieſer im Gefängniſſe, denn der Verdacht war nicht gehoben. Die Dame, welche ihr entſcheidendes Votum geben ſollte, erkrankte von Neuem, und war ſo gefährlich, daß die Ärzte an ihrem Aufkommen zweifelten. — Über ſein Unglück nachdenkend und neue Plane für die Zukunft ſchmiedend, ſtand Fedor an dem vergitterten Fenſter ſeines Kerkers, das in den Hof die Ausſicht hatte. Eben wurden mehrere Arreſtirte in den Hof geführt, welche Theilnehmer einer Rauferei in einem Gaſthauſe waren. Die Urheber dieſes Skandals waren blu-

Digitized by Google

tig geſchlagen, und wütheten ſelbſt mit gebundenen Händen auf einander. Die Stimme des Einen drang bekannt klingend an Fedor's Ohr; er betrachtete aufmerkſam den Tobenden, und trotzdem, daß er nicht genau die Züge des blutenden Geſichts erkennen konnte, war er doch überzeugt, der Raſende ſey Niemand Anderer, als Ivan. Hoffnung belebte ſeine Bruſt, und er bat den Gefangenwärter, ihn zu einem Verhör anzumelden. Des andern Tages wurde Fedor gerufen und ihm ſeine Freiheit angekündiget.

Erſt ſpäter erfuhr er, Ivan hätte ſich mit dem Fuhrwerk geflüchtet, einem Bauer daſſelbe um 200 Rubeln verkauft, der es an Barniceff überließ. Ivan kehrte nach Petersburg zurück; ein Zufall führte ihn nach Wochen mit dem Bauer zuſammen; im Rauſche geriethen Beide wegen des Wagens in Streit, und arteten in Gewaltthätigkeiten aus. Bei dem Verhöre geſtand Ivan, daß er die fremde Dame geführt, geſtand den beabſichtigten Mord.

Während Ivan in Sibirien ſeine Schandthaten büſſen muß, lebt Fedor als ein angeſehener braver Kaufmann in Moskau, und iſt glücklich an der Seite ſeiner Charlotte, welche eben ſo nachſichtig, wie ſein Adoptivvater Barniceff, ihm die Fehler ſeiner Jugend verzieh. Sie iſt dieſelbe fremde Dame, welche die Fahrt zum Grabe machte.

Ein Ausflug nach dem Foyers-Fall im ſchottiſchen Hochlande.

Nachdem wir bei guter Zeit gefrühſtückt hatten, erzählt J. Garnett in ſeinen Reiſen durch dieſe Gegenden, verließen wir Fort Auguſtus, gingen mittelſt einer hölzernen Brücke über den Fluß Tarf, und gewannen auf der andern Seite eine beträchtliche Anhöhe, von wo wir den Loch-Neß ausgebreitet zu unſern Füßen liegen ſahen, an deſſen Spitze ſich Fort Auguſtus zeigte, weniger einem Waffenplatze ähnlich, als einem friedlichen modernen Wohnſitze. Ein wenig weiter hin verloren wir den Loch-Neß aus dem Geſichte; indem wir aber jetzt erwarteten, ein wildes Gebirgsland zu betreten, fanden wir uns mit einmal anmuthig überraſcht in einem lieblichen abgeſchiedenen Thale, durch welches ein Bächlein ſich mit ſchnellem Lauf in den Loch hinſchlängelte; die Ufer ſind mit Birken reich bekleidet, und hohe Berge umgränzen das Thal von allen Seiten. Sodann erſtiegen wir den Berg Seechuimin oder Cummin's Sitz, auf deſſen Gipfel wir mehrere kleine, aber reizende Seen ſahen, dergleichen mancher Landbeſitzer ſich zur Verſchönerung ſeiner Anlagen wünſchen dürfte. Der Eine, größer als die übrigen, Loch-Tarf genannt, hält etwa drei Meilen im Umfang; mehrere kleine Inſeln verzieren ihn, die theils mit Bäumen bedeckt, theils mit Gebüſch und purpurfarbiger Heide bewachſen ſind. Der See hat einen Überfluß an Forellen. Es iſt erwähnter Maßen die Quelle des Fluſſes Tarf, der die Waſſer des Sees ſowohl, als mehrerer kleiner mit ihm ſich vereinigender Flüſſe in den Loch-Neß ausgießt. Die Seiten dieſer Berge geben den zahlreichen Schafherden, die wir auf ihnen weiden ſahen, ein vortreffliches Futter. Von dem Berge ritten wir allmälig längs eines wilden Moores hinunter, wo wir mehrere der Karren oder Schleifen ſahen, deren man ſich in dieſem Lande zum Transport des Torfs bedient. Sie haben keine Räder, ſondern zwei hinten vorſpringende Arme, welche auf dem Boden ſchleppen, während die Pferde das andere Ende in die Höhe halten. Sie ſind ſehr plump und ſchlecht gemacht; denn das Pferd hat nicht bloß den Karren zu ziehen, ſondern auch einen Theil der Laſt zu tragen. Dieſe Karren oder Schleifen ſind mehreren Gegenden der Hochlande eigen. Das Geſchirr iſt um nichts beſſer, als das Fuhrwerk; der Zaum beſteht aus geflochtenen Birkenzweigen; ein etwa ellenlanger Stecken, der mit Reifern unter dem Schweif des Pferdes befeſtigt iſt, dient ſtatt des Schwanzriemens; der Sattel iſt ein grobgeſtopftes Kiſſen, das ebenfalls mit gedrehten Birkenzweigen oder härenen Reifen feſtgemacht wird.

So wie wir weiter ritten, ward das Land höchſt romantiſch. In allen Richtungen thürmten ſich wilde Granitberge, deren röthliche Rücken durch die beſtändig niederſtrudelnden Ströme gänzlich entblößt ſind. Dieſe wilden Waſſer waſchen faſt alle Erde von den Bergen in die Ebene herab, ſo daß jene mit der Zeit aus bloßen nackten Felſen beſtehen werden. Die Berge Morvens, welche in den Tagen Fingals und Oſſians mit Wald und Erdreich bedeckt waren, ſind jetzt größten Theils von beiden entblößt.

Nachdem wir einige Meilen zwiſchen dieſen Bergen gereiſet waren, ſetzten wir über den Fluß, oder, wie man hier zu Lande ſagt, über das Waſſer Foyer, und ritten an deſſen Ufern hin durch ein Thal, als romantiſcher ſich keines denken läßt. Die Ufer des Fluſſes ſowohl, als die Seiten der Berge waren mit Thränenweiden bedeckt; hier und da zeigten die Berge ihre nackten Stirnen, von welchen hohe Felsſtücke herab ins Thal geſtürzt waren. Als wir aus dieſer Schlucht hervor tauchten, dreizehn Meilen ungefähr von Fort Auguſtus, erblickten wir abermals den Loch-Neß. Durch einen Luftgang von Thränenweiden gelangten wir zu zwei rohen Pfeilern, von welchen wir einen Vogelblick (a bird's eye view) auf die tobende Katarakte, die der Fall von Foyers heißt, hatten. Dieſer Anblick iſt im höchſten Grade frappant; da wir jedoch den berühmten Fall aus einem vortheilhaftern Standpunct zu betrachten wünſchten, ſo ritten wir durch den Weidenwald weiter bis zur ſogenannten Generals-Hütte, die an den Ufern des Loch-Neß liegt, und eine köſtliche Anſicht auf den See beherrſcht.

Als General Wade die militäriſche Straße in Aufſicht hatte, ließ er hier ein kleines Haus bauen, das nachher zum Gaſthof diente; auch das jetzige Wirthshaus liegt in dieſer Gegend, und heißt noch immer die Generalshütte. Hier ließen wir unſere Pferde, und wurden von dem Wirth zu den Fällen geführt.

Wir beſuchten zuerſt den obern Fall.

Der Fluß Foyers, von allen Seiten durch hohe Felſen eingeengt, ſtürzt ſich hier mit großem Ungeſtüm herunter, und bildet einen ſchönen Katarakt. Ein wenig unterhalb des Falls iſt durch den Eigenthümer, Fraſer of Foyers, ein Bogen hinüber geworfen worden, um den Fall von dort zu betrachten; da wir aber einen noch vortheilhaftern Standpunct zu entdecken hofften, ſo klommen wir nicht ohne Schwierigkeit die ſteilen Felſenwände hinunter, von wannen wir dann auch wirklich den Fall in ſeiner Vollkommenheit erblickten. Die Brücke und der Felſen bilden einen ſchönen Rahmen oder Vordergrund, hinter welchem in einer Ferne von ungefähr zwanzig Ellen der erſte Theil des Falles erſchien; der zweite und wichtigſte Sturz war uns einige wenige Ellen näher, und der niedrigſte beinahe unter dem Bogen.

Die Brücke iſt erſt vor ungefähr zwölf Jahren erbaut worden. Vorher gab es keine andere Paſſage über den Strom, als jenen plumpen Alpenſteg, der aus einigen über die Felſen geworfenen Pfählen beſtand, die man mit Raſen bedeckt hatte. Die Landleute pflegten zu Fuß hinüber zu gehen, gewiß aber muß auch dem feſteſten Kopf, der Scenen dieſer Art nicht gewöhnt geweſen, auf dem halsbrechenden Steg geſchwindelt haben. Ungefähr drei Jahre vor Erbauung der jetzigen Brücke trug ſich die in der vorſtehenden Ballade erzählte Begebenheit vor.

Auf dem Wege nach dem untern Fall zeigte unſer Führer uns eine Höhle von beträchtlicher Größe neben dem Fluſſe, worin die Freibeuter in unruhigen Zeiten ſich zu flüchten pflegten. Auf den Fall, daß der Haupteingang entdeckt werden möchte, gab es noch einen Ausgang nach der Gegend des Waſſers.

Dieſe ganze Felſenwand herab ſtürmt der Strom in einem einzigen ununterbrochenen Sturze weiß wie Schnee und mit einem donnerähnlichen Getöſe in den Abgrund herunter. Aus der gährenden Waſſermaſſe ſteigt ein beſtändiges Geſtiebe auf, das den Zuſchauer umhüllt, und bis auf eine beträchtliche Weite forwirkt.

Der Dichter Burns entwarf folgende lebhafte Schilderung des Falls an Ort und Stelle mit der Bleifeder.

Durch Waldgedrüpp und wilde Heideberge,
Ergießt die trübe Fluth der laute Foyers,
Bis er, zerſchellt von hundert Felſenzacken,
Hinunter taumelt in die dunkle Tiefe.
So tief der Strudel drunten ſchäumt und gährt,
So hoch ſteigt wieder der zerſtob'ne Dunſt.
Schau, wie die Schaumwand niederſchießt den Fels!
Horch, wie der Echo Ohr ihr Donner ſprengt!
Nur dunkel dämmert durch den grauen Duft
Und ew'gen Regen die behaarte Grotte.
Hervor braust raſtlos der unbänd'ge Strom,
Und ewig drunten kocht der graufe Keſſel.

Es iſt unſtreitig einer der höchſten Fälle in der Welt, und auch die Menge des herabfallenden Waſſers iſt beträchtlich. Es iſt ein großes erſchütterndes Schauſpiel, welches zu ſehen, den Abſtecher, von Fort William hierher überflüſſig belohnt. Im Niagara zwar ſtürzt eine unermeßliche Waſſermaſſe hinunter; dagegen beträgt die Höhe des Sturzes (nämlich 150 Fuß) nicht viel mehr als die Hälfte von dieſem.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Die kranken Doctoren. Luſtſpiel in 4 Aufzügen.

So viel Berichterſtatter entnehmen konnte, handelt es ſich um die Heilung eines eingebildeten Kranken, welche von ſeinem Vater, ſeinem Freunde und ſeiner Braut beabſichtigt und ausgeführt wurde. Da ſich der Verfaſſer aber über die anzuwendenden Mittel anfangs nicht ausſpricht und jeder der Heilenden mehr einem dunklen Vorgefühle, als einem feſten, zuſammenhängenden und organiſchen Plane folgt, ſo werden Diejenigen, welche die Träger und Stützen des Ganzen ſeyn ſollten, ſelbſt Spielball des Zufalls, welche endlich auch wieder nur ein Zufall ihre gemeinſame Beſtimmung erreichen läßt.

Dem Kranken ſoll nämlich durch die Macht der Leidenſchaften bewieſen werden, daß ſeine körperlichen Leiden eingebildet ſind, die Umſtände aber durch welche dieſer Beweis herbeigeführt und geliefert wird, gehören ſämmtlich in das Reich der Zufälle. Ein Zufall iſt es, daß Klinger ſich in Frau von Pleſſen verliebte, ein Zufall, daß dieſe Neigung des Freundes Alfred's Eiferſucht erregte, ein Zufall, die Dazwiſchenkunft jener beiden Vagabunden, deren einer ſich für Major Pleſſen ausgiebt, um den ſtockenden Fluß der Affekte endlich zum Ausſtrömen vorzubereiten. Niemand in dieſem ganzen Luſtſpiele führt eine vorbedachte berechnete Abſicht durch, das Stück hat alſo auch keine dramatiſche Handlung.

Der eingebildete Kranke erweckt unſere Theilnahme durchaus nicht, ſeine Einbildung iſt viel zu wenig begründet um auch nur als ſolche zu intereſſiren. Vom Bücherleſen allein wird man nicht leicht zu einer ſolchen Höhe geträumten Unwohlſeins hinaufgetrieben, was überſteht man nicht Alles, ohne deßwegen Medizin zu nehmen! Wär' es aber auch ſo, wie der Verfaſſer annimmt, ſo könnte man keineswegs darin ſchon ein pſychologiſches Factum erblicken, welches unſere Theilnahme zu erregen fähig wäre.

Geiſtreiche Momente, pſychologiſch tüchtige und anziehende Wendungen wurden vermißt. Gelacht hat man viel, gefallen hat wenig; im Anfange wurde der Dichter gerufen.

Ein leichtfüßiger Dialog, ein Witz der ſich auf Koſten der Charakteriſtik breit machen, eine Scenirung bei der es die Epiſoden ohne Einleitung herabſchneit, Charaktere, die mehr illuminirt als gezeichnet ſind, bilden die Hebel des Beifalls.

Die Schauſpieler übten ihre Pflicht mit Treue; Mad. Fichtner, Dlle. Anſchütz, Hr. Lucas und Hr. Fichtner machten ſich um den theilweiſen Erfolg dieſes Luſtſpiels durch das Aufbieten ihrer ſchönen Kräfte vielfach verdient.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag, den 24. Juni, zum erſten Male: „Die Vorleſerin.“ Schauſpiel in zwei Akten nach Bayard. Dieſes Schauſpiel iſt durch die Darſtellung auf dem Hofburgtheater hinlänglich bekannt; ich habe demnach nur einige Worte über deſſen Aufführung auf dieſer Bühne zu ſagen. Legt man einen verjüngten Maßſtab an die Leiſtung, ſo darf ſie eine recht gelungene genannt werden. Hr. Heſſe als Capitän, Dlle. Jaritz als Caroline und Hr. Fröhlich als Arthur ſtellten dem Publikum ein ſchönes Miniaturbild vor das Auge und erhielten den verdienteſten Beifall. Beſonderes Lob verdient Dlle. Jaritz, deren Spiel von jener Sanftmuth, Milde und Liebe durchſeelt war, die die Rolle erfordert; die ihren Charakter mit Gefühlswärme und Innigkeit durchhauchte; deren Mienen und Geberden ganz der Seelenſtimmung angemeſſen waren. Hr. Heſſe ſpielte den alten, tiefverletzten Vater ſchön, und drückte mit Wort und Miene die Stärke aus, die nur von der Liebe gebeugt werden kann. Darauf folgte: Kataplan, nach dem Franzöſiſchen; Mad. Frieb-Blumauer gab die Titelrolle lebhaft und drollig, und wirkte erheiternd auf das Publikum. Auch die HH. Heſſe und Grois und Mad. Leinfitt waren an ihrem Platze. Der Beſuch war zahlreich.

Samſtag den 25. Juni zum erſten Male: Das Armband. Lokales Charakterbild mit Geſang in 2 Aufzügen von Friedrich Kaiſer. Mit einem Vorſpiele in 1 Aufzuge, betitelt: Die letzte Wache. Muſik von Hrn. Michael Hebenſtreit. — Daß ein Reiſender im Walde von Räubern überfallen wird, iſt eine romanenhaft alte Geſchichte, daß ihm das Leben von einem armen Teufel gerettet wird, der unglücklich iſt, iſt ſo alt als das Schickſal, das die Hände immer vollauf zu thun hat, bei dem unglücklich Liebende ſtets antichambriren, und das ſich eigentlich eine Bildungsſchule für angehende Räuber errichten ſollte, die in Romanen und Schauſpielen ihr Glück machen wollen. Um dieſe beiden Geſchichten, die verkörpert in einer Perſon, in dem Räuber im Feſtungsthurme gefeſſelt liegen, geht der Held dieſes Stückes als Wachpoſten herum, denkt an ſeine Heimat, an ſein Mütterlein, an ſeine Liebe, die er verlaſſen mußte, weil es ihr Vater, der Verwalter nicht leiden mochte, da er ſeine Tochter ſchon einem reichen Manne zugeſagt, dem er bedeutende Summen ſchuldet. Der Räuber entſpringt, der Soldat hält ihn an, der Räuber fleht um die Freiheit, verſpricht mit ihm die Schätze zu theilen, die er vor zehn Jahren geraubt und vergraben, bezeichnet ihm den Ort, der Soldat läßt nicht von ſeiner Pflicht, beide ringen, ein Schuß fällt, der Rauber liegt im Blute, der Soldat weiß

nun das Geheimniß des Reichthumes. Das Vorspiel ist nun zu Ende, und was noch kommt, liegt so klar am Tage, daß es höchstens eines kurzen, nicht aber zweier langen Akte zur Katastrophe bedurft hätte, die durch ein Armband, ein Stück des Raubes, herbeigeführt wird, das die Braut des Burschen, der dem Verwalter vom Raube die Schulden an seinen Nebenbuhler, den Revierjäger zahlt, am Hochzeitstage trägt. Gerichtsversammlung: der Gutsherr erscheint, er ist der überfallene Reisende, erkennt in dem Verhafteten seinen Lebensretter, der Intrigue wird noch der schwarze Fleck des Mitwissens ins Gesicht gemahlt, und es endet Alles in Saus und Braus. — Gegen die Originalität der Handlung streitet ein Roman, ich glaube, er ist von Balzac; aber abgesehen davon ist die Handlung so gedehnt und ausgezogen, daß das Interesse daran sehr geschmälert werden muß. Das Armband ist eine Variation in zwei Abtheilungen über ein altes Thema, über das Vorspiel, im Labyrinthe der Verwicklung steht an jedem Scheidewege ein Wegweiser, mit den Worten des Vorspiels beschrieben; man kann nicht irre gehen. Es kommt mir vor, als ob ein Maler eine schöne Landschaft gemalt, sie ist ihm gelungen und entzückt den Beschauer, sei sie nun Ideal oder Copie der Natur. Der Maler, durch das Lob verdorben, hat die absonderliche Idee, sein Gemälde in tausend Stücke zu zerschneiden und sagt zu den Beschauern: Liegt euch an meiner Landschaft etwas, setzt sie nach den Stücken, nach den Bäumen, den Felsen, der Hütte, den Figuren, die ihr schon kennt, zusammen; und Niemand will sich die Mühe nehmen, der Maler setzt sie Stück für Stück zusammen, die Landschaft erscheint wieder, aber keiner gibt dafür etwas, denn sie ist zerschnitten und höchstens als Spielzeug für Kinder zu gebrauchen. Das Vorspiel ist die Landschaft, das Armband, das Zerlegbild. Überdies macht sich im ganzen Stücke eine Sentimentalität breit, die immer und immer um Thränen bettelt, um sich am Ende von den kostbaren Perlen eine Hütte bauen zu können; die Thränen sind aber nicht die der echten Rührung; der Witz, ich meine den echten, ist auch ein seltener Gast. Das sind die Fehler dieses Charakterbildes; ein wesentlicher Vorzug darin ist aber die meist richtige Charakterzeichnung, der manche Schwächen überwiegt. Hr. Kaiser zeigte auch hier wieder den routinirten Localdichter; er wurde wiederholt gerufen. Gespielt wurde recht tüchtig; so verdient besonders Hr. Nestroy Lob, der die Intrigue zu tragen hatte; er spielte ganz in seinem Charakter und erhielt vielfältigen Beifall. Auch die HH. Uber, Hopp, Lang und Gämmerler, dessen Spiel heute ganz lobenswerth war, thaten das Ihrige. Mad Scutta und Dlle. Condoruſſi spielten mit vieler Wärme. — Der Besuch war zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Vorgestern zum Vortheile des Schauspielers Wilhelm Kunst zum ersten Male: „Die beiden Schlosser.“ Drama in 5 Aufzügen, nach Pyat, von Seraphim Mandelzweig.

Die Fabrication eines solchen Dramas, wie das hier zu besprechende, ist ganz leicht. Man greift mit keckem Finger ins menschliche Leben, fischt ein großes Stück Jammer aus demselben heraus, gießt es in die Alltagsform einer Comödie, und umgibt es mit einigen recht derben Unwahrscheinlichkeiten; dann wird eine Unschuld am Feuer der Verleumdung langsam geröstet und ein Bösewicht schnappt dem unglücklichen Helden des Stückes die fetten Bissen vom Munde weg, und triumphirt, während jener, in den Mantel seiner Unschuld gehüllt, in Gefängnissen herumgeschleppt, oder wie immer maltraitirt wird. Und wenn der Verfasser sich gar nicht mehr zu retten weiß, so zerhaut er den Knoten und läßt ein Fleckchen beschriebenen Papiers für sich sprechen, damit nach drei langen, langen Stunden, das Drama endlich ein glückseliges Ende erreiche.

Wenn nun die Kritik schon den Verfasser solcher Jammerproducte tadelt, was soll sie erst dazu sagen, daß sie einen Übersetzer gefunden hat? — Namentlich, wenn, wie in diesen beiden Schlossern, das Interesse am Stücke gleich im zweiten Acte erlahmt, und trotz aller angewendeten Mittel, trotz dem, daß im vierten Act der Held vor unsern Augen erhungert, wie poetisch! aber bald wieder vom Tode aufersteht, und noch einen Act hindurch gemartert wird; und daß im fünften Aufzuge das Laster sich erdrückt und die Liebe triumphirt, nimmer erregt werden kann! was soll man dazu sagen? Die beiden Schlosser haben mißfallen und nur der Achtung vor Hrn. Kunst, zu dessen Einnahme die Vorstellung Statt fand, ist es beizumessen, daß das spärlich versammelte Publikum ruhig bis zu Ende ausharrte. Nur als man einem Todten seine Freiheit verkündete, brach man in Gelächter aus, doch war dieß zum Glück schon die letzte Scene des fünften Actes. Das Spiel fast sämmtlicher dabei Beschäftigten war outrirt, wodurch die ohnehin schon mit dicken Pinselstrichen aufgetragene Färbung des Ganzen gewiß nicht gemildert wurde. Hr. Kunst wurde mehre Male, Dlle. Grefenberg aber nach einer Scene des dritten Actes, die sie gelungen durchführte, verdientermassen einmal hervorgerufen.

Frauenblätter.

(Beschäftigung der Nonnen im Mittelalter). Neben den Andachtsübungen trieb man in Klöstern die geistliche Kunst, so nannte man damals das Abschreiben. Nicht bloß Mönche, auch Nonnen waren darin erfahren. So befinden sich z. B. zu Nürnberg auf der Stadt-Bibliothek acht große Folianten musikalische Chorbücher, von einer Nonne des Katharinen-Klosters, Margaretha Karthäuserin, innerhalb zwölf Jahren sehr correct geschrieben und mit schönen Figuren ausgeziert. Der erste Band ist im Jahr 1458, der letzte im Jahre 1470 geschrieben. In jedes dieser Bücher hat sie zu Anfange die Jahrzahl eingeschrieben und ihren Namen.

„Geschrieben diß Buch Schwester Margretha Carthuserin zu nutz
„irem Kloster zu Sant Kathrein in Nurnperg Prediger Ordens.
„Pit Gott für sie.“

Allein nicht nur durch Abschriften und durch Zusammenschreiben von Büchern, sondern auch durch Stickereien haben sich viele geistliche Frauen einen Namen gemacht. So wie überhaupt der Frauen und Jungfrauen höhern Standes, so war es besonders das Bestreben der Nonnen, Gemälde zu sticken. Sie stickten in Gold, Silber und Seide — Teppiche, Meßgewänder u. dgl. mit großer Fertigkeit und bewunderungswürdigem Fleiße. Darin waren die deutschen Nonnen schon im siebenten Jahrhundert so erfahren und geübt, daß der Bischof Adelhelm sie den brittischen Nonnen als Muster vorstellte.

In Meßkleider, Altar- und Kanzelbehänge stickten und wirkten die Nonnen gewöhnlich biblische oder Legendengeschichten — für weltliche Herren aber schöne Mäntel. So trug Kaiser Otto III. einen Mantel, in welchen Scenen aus der Apokalypse, vermuthlich von der Quedlinburger Aebtissin Mathilde, gestickt waren; und Kaiser Heinrich der Heilige trug einen solchen, der sich ehemals im Domschatz zu Bamberg befand. Dieser Mantel enthielt in seinen Figuren eine merkwürdige Vereinigung des Geistlichen, Weltlichen, Astrologischen und Mystischen. Die Stickerin war vermuthlich eine griechische Nonne des Ordens des heil. Basilius. Der Kaiser bekam diesen Mantel von Ismael, dem damaligen Herzoge von Apulien, etwa im Jahr 1017 geschenkt. Die sogenannte heilige Kaiserin Kunigunde wird selbst als eine geschickte Stickerin und Wirkerin gerühmt. Einen eigenhändig gewirkten Gürtel verehrte sie dem nachmals heiligen Abt Gotthart zu Niederaltaich. Es ist derselbe einen halben Daumen breit, und es sind auf ihm die Worte Sola Fides zwölf Mal wiederholt.

Die ältesten Stickereien und Wirkereien waren meist zweifarbig, am gewöhnlichsten schwarz und weiß; späterhin wurden dieselben bunter, ja man brachte endlich auf denselben Gold, Silber und sogar Edelsteine an. So verfertigte selbst die Kaiserin Kunigunde als Nonne kostbare mit Gold und Edelsteinen besetzte Kleider. Ein Mantel dieser Art, den sie für ihren Gemahl verfertigt hatte, wurde ehemals im Merseburger Dom aufbewahrt. Gisela, Schwester Kaiser Heinrichs II. stickte auf ein Kleid Christum, die Apostel, Patriarchen und verschiedene Inschriften.

Als eine der geschicktesten Künstlerinnen wird die Äbtissin Agnes, Markgräfin von Meißen, die gegen 1203 starb, gerühmt. Sie verfertigte mit eigenen Händen einen Teppich, in welchem auch lateinische Verse eingewebt waren. Eben so schön als sie stickte, konnte sie auch schreiben und malen. Dieß beweist ein von ihr auf Pergament mühsam geschriebenes und ausgemaltes Plenarium, schön und kostbar eingebunden.

Eine eigene Art von Stickerei, besonders in den Nonnenklöstern war die Federarbeit, oder, wie man sie wohl nennen könnte, Federmosaik. Man setzte nämlich aus allerlei schönen Federn mancherlei Zierrathen auf Kleider, Altartücher ꝛc. zusammen oder bildete dieselben Vögel ab, von denen sie genommen waren. Diese Federarbeit, Opus plumarium genannt, entstand durch das Aufheften der Federn selbst. Ein solches schönes Kunstwerk sah der Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen im Jahre 1598 in der Kapelle des Papstes, von dem er schreibt:

„Es ward der Päpste Stuhl zugleich uns dargezeiget,
Darauf sie sitzen, eh' man sich zu ihnen neiget,
Und ihre Wahl geschicht: Ein schönes Marien Bild
Von lauter Federn Waar der Vögel zahm und wild,
In seinem Kämmerlein, als ein Altar verbreitet.
Gleich wenn's gemalet wär."

Nonnen, die es zu solcher Geschicklichkeit nicht gebracht hatten, schnitten nach vorhandenen Mustern, aus Papier und Pergamentblättern Heiligenbilder, die reich genug verziert waren, und malten dann ihre Bilder und Schnörkel aus; oder aber, wenn eine Nonne nur schnitzeln konnte, dann übernahm eine andere, schon geschicktere, die Malerei. Solche bunte Blättchen wurden dann zum Vortheil des Klosters verkauft, und das war lange Zeit hindurch ein sehr einträglicher Handel.

Jägerzeitung.

(Eine Tigerjagd.) Ein Jäger aus Indien erzählt folgende Jagdbegebenheit:

„Der Ort den ich zur Jagd wählte," sagt der Schreiber, „war der Rand eines Teiches, in welchem ein Tiger gewöhnlich zu trinken pflegte. Hier stand an seinem Ufer ein großer Tamarindenbaum, wo ich mich postirte. Ein Shekaren (Jäger) aus dem nächsten Dorfe begleitete mich, und bald nach Sonnenuntergang nahmen wir unsern Posten auf einem Zweige, etwa 12 Fuß von dem Boden. Ich muß zuvörderst erwähnen, daß wir einen jungen Ochsen als Köder unten am Baume angebunden hatten. Wir blieben einige Stunden ruhig auf unserm Zweige, ohne daß sich etwas bewegte. Es mochte acht Uhr seyn, der Mond war bereits aufgegangen, und das Licht so hell, daß wir die Schakals in einer Entfernung von einer halben Meile nach dem Dorfe hinschleichen sehen konnten, als ein Trupp vorüberziehender Bauern hier anhielt, um ihre Ochsen an dem Teiche zu tränken. Sie verweilten ziemlich lange, und da ich ungeduldig wurde, schlich ich mich zu ihnen, bloß mit einer Büchse in der Hand, um ihnen zu sagen, daß ich einem Tiger auflauerte, worauf sie sich sogleich erschrocken davon machten. — Ich wollte, nicht die mindeste Gefahr ahnend auf meinen Posten zurückkehren, als der Jäger einen leisen Pfiff gab, und in demselben Augenblick erhob sich ein Brüllen aus einem Gebüsch zwischen mir und dem Baume. Um meine Lage ganz bestimmt zu bezeichnen, sah ich den Jäger auf meiner Seite seines Postens gerade unter sich hinzeigen. Augenscheinlich konnte ich den Baum nicht wieder erreichen, obgleich ich kaum zwanzig Schritte von demselben entfernt war. Es blieb mir nichts übrig, als mich hinter einem Busche niederzuwerfen, und mich der Vorsehung zu überlassen, denn bei der geringsten Bewegung wäre ich sogleich verloren gewesen, überdieß hoffte ich, daß der Tiger den Ochsen tödten, und wenn er ihn verzehrt, nach seinem Lager wieder zurückkehren würde.

Es war schrecklich, das Angstgeschrei des Ochsen zu hören, als sich der Tiger nahte. Er machte eine verzweifelte Anstrengung, das Seil mit welchem er angebunden, zu zerreißen, legte sich dann nieder, an allen Gliedern zitternd, und brüllte auf die jämmerlichste Weise. Der Tiger sah ihn deutlich, aber wie etwas Böses argwöhnend, ging er brummend um den Baum, als ob er das Thier nicht bemerkte. Endlich machte er mit einem furchtbaren Geheul seinen unglückseligen Sprung. Ich konnte den gemarterten Ochsen unter ihm sich abmühen hören, ein mattes Geächze ausstoßend, welches immer schwächer wurde, und das Schnaufen des Ungeheuers als es, an seinem Halse hängend, das Blut aussog. Ich weiß nicht, was mich in diesem Augenblick ergriff, ich konnte der Versuchung eines Schusses nicht widerstehen. Ich kroch leise bis auf dreißig Fuß zu ihm heran, und hinter einem Haufen Datteln niederknieend, zielte ich wohlbedächtig nach seinem Kopfe, während er mit seiner Schnauze in des Ochsen Kehle eingegraben lag. Er fuhr mit einem fürchterlichen Gebrüll auf, als die Kugel ihn traf. Er stand einen Augenblick lauschend, dann sprang er mit einem jämmerlichen Geheul nach meiner Seite hin. Es war nur ein Dattelbusch zwischen uns; ich hatte keine Waffe, als meine entladene Flinte. Ich griff nach meinen Pistolen, ich hatte sie aber auf dem Baume liegen lassen. Nun glaubte ich, daß meine Stunde gekommen war; ich murmelte ein kurzes Gebet, und versuchte mich auf den Tod, der unvermeidlich schien vorzubereiten. Was war aber während dieser Zeit aus dem Shekaren geworden? Er hatte die übrigen Flinten bey sich! Wie ich nachher erfuhr, so hatte der arme Bursche vergebens versucht, meine Doppelflinte abzufeuern; aber alle meine Schlösser haben Riegel, welche er nicht zu behandeln verstand, deshalb konnte er den Hahn nicht spannen. Er war ein guter Jäger, und kannte die einzige Möglichkeit meiner Rettung; deshalb verhielt er sich ruhig, da er nichts nützen konnte. So vergingen einige Minuten.

Der Tiger machte keinen Versuch mich anzugreifen; ein Strahl der Hoffnung, er möchte todt seyn, erheiterte mich. Ich sah zwischen den Zweigen hindurch, aber mein Herz sank in mir, als seine glänzenden grünen Augen die meinigen trafen, und sein heißer Athem mir gerade in's Gesicht wehte. Ich sank in der Verzweiflung auf meine Kniee zurück, und ein Geheul warnte mich, daß sogar diese kleine Bewegung war bemerkt worden. Warum aber griff er mich nicht an? Der Tiger ist ein mißtrauisches, feiges Thier, er wird selten angreifen, wenn er seine Beute nicht deutlich sieht. Ich war jetzt ganz durch die Dattelblätter verborgen, und so lange ich mich ruhig verhielt, hatte ich noch eine Hoffnung. Die Ungewißheit wurde mir unerträglich. Meine Flinte lag nutzlos an meiner Seite, ein Versuch sie zu laden würde mein augenblicklicher Tod gewesen seyn.

Meine Knie waren durch den festen Kies ganz wund gedrückt, und ich durfte kein Glied bewegen. Die lästigen Mosquitos umschwärmten mein Gesicht, aber ich fürchtete die Hand aufzuheben um sie zu verscheuchen. Wenn der Wind die Blätter die mich schützten, bewegte, so ertönte ein heiseres Gebrüll durch die Stille der Nacht. Stunden, bitterlange Stunden rollten dahin; ich konnte das Gong im Dorfe jede Stunde dieser schrecklichen Nacht, von der ich glaubte, daß sie nie enden werde, schlagen hören. Endlich brach die Morgendämmerung an; ach, wie fröhlich begrüßte ich die ersten Strahlen des Lichtes, welche am Horizonte heraufschossen! — Denn der Tiger erhob sich und entfernte sich heulend eine kleine Strecke. Ich fühlte, daß die Gefahr vorüber war, und stand mit einem Gefühl der Freude auf, welche ich nicht beschreiben kann. Solch eine Nacht der Leiden war genug, um mein Gehirn zu verdrehen, und ich wundere mich nur, daß ich sie überlebt habe. Ich schickte jetzt den Shekaren nach dem Elephanten, und vor acht Uhr kam der alte Goliah an. In fünf Minuten war Alles vorüber. Der Tiger sprang auf mich los, sobald ich sein Lager betrat, aber eine Kugel in die Brust stürzte ihn todt nieder."

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Deutschlands Bettelwesen vor einigen hundert Jahren.) Wenn das gesellige Leben unserer Zeit vor dem der ältern auch gar nichts anderes voraus hätte, als daß wir, wenigstens in Städten, von eigentlichen Bettlern fast vollkommen verschont bleiben, weil in der Regel auch der Ärmste von seiner Gemeinde so weit ernährt wird, daß ihm das Betteln erspart ist; so würde das allein schon als ein großer Gewinn sich betrachten lassen. Das Bettelwesen unter unsern Vorfahren vor mehren hundert Jahren muß eine große, wahrhaft lästige Plage gewesen sein. Aus dem Nachfolgenden dürfte sich das entnehmen lassen. Es scheint systematisch organisirt gewesen zu sein, so ungefähr, wie in unsern Tagen das Gaunerwesen in Paris und London. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts erschien ein: „Expertus in Truphis" welcher alle Betrügereien und Ränke der damaligen Bettler auseinander setzte. Im Jahre 1528 gab Luther einer neuen Auflage dieser Schrift selbst eine Vorrede mit auf den Weg und 1580 wurde sie wieder aufgelegt durch den Superintendenten Nicolaus Felinecer, in dem er damit drei Predigten vereinte, die er vom reichen Mann und armen Lazarus gehalten. Das Büchlein erlebte auch später noch viele Auflagen. Ich habe eine vom Jahre 1668 in 12. vor mir, welche: „Expertus in Truphis, von den falschen Bett-

lern und ihrer Büberei" beiliegt ist. Sie gibt erstlich Luthers Vorrede zur Ausgabe 1528, dann den eigentlichen Inhalt und endlich ein Register über etliche alte rothwälsche Wörter, eines so merkwürdig als das Andere. Luther hat es „für gut angesehen, daß solch' Büchlein nicht allein am Tage bleibe, sondern auch fast überall gemein würde." — Jede Stadt und jedes Dorf sollte „die eig'nen Armen wissen und kennen, als im Register verfasset." Man hört in diesen Worten den alten derbkräftigen, meist den Nagel auf den Kopf treffenden Luther wieder. Das Büchlein selbst gibt Kunde von einer Menge ganz verschiedener Bettler. Nicht weniger als acht und zwanzig Arten mit eigenen Namen, suchten dazumal Bürger und Bauern heim, nämlich:

Breger, eigentliche Bettler, von Mangel an Arbeit oder Noth und Elend herabgebracht.

Stabüler, (Brodsammler), „halb böse, halb gute, nicht alle böse, aber der mehre Theil."

Loßner, welche vorgaben unter den Ungläubigen in Sclaverei geschmachtet zu haben.

Klenkner, suchten auf Kirchhöfen sitzend, durch ekelhafte Geschwüre und verstümmelte Gliedmassen die Vorübergehenden zu beseffeln, d. h. betrügen.

Dobisser, auch Dorfer genannt, Landstreicher, zogen von Haus zu Haus sich für Brüder einer armen Kapelle ausgebend, die sie mit einem Altartuch, Kelch oder dergleichen zu schmücken baten.

Kammesirer hießen gelehrte Bettler, junge Scholares die nicht gut thun wollten und nun sich bald für Priester ausgaben, bald für arme Confraters bettelten. Mit ihnen verwandt waren.

Vagierer, fahrende Schüler, kundig im Schatzheben und Geisterbeschwören.

Brandtner zogen ihren Hauptnutzen daraus, da sie sich stellten, als seien sie von der fallenden Sucht behaftet.

Duzer behaupteten von schwerer Krankheit dadurch genesen zu sein, da sie einem Heiligen eine Wallfahrt und täglich 3 Almosen zu betteln gelobt.

Schlepper waren die Schüler der oben genannten Kamesirer und zogen mit diesen, ihnen den Sack nachtragend.

Zifisten und Blocharten, sehr häufig vorkommend, waren blinde Bettler mit wirklicher oder erkünstelter Blindheit.

Schwanfelder auch Blitschleher genannt, lagen wie ohnmächtig und halbwach auf den Straßen herum.

Vapper gebärdeten sich als Tolle und ließen sich in Ketten führen.

Dallinger peitschten sich, „eine Gottesfahrt für ihre Sünden zu thun" mit Ruthen.

Duzbetterinnen waren Bettlerinnen an den Kirchenthüren, angeblich arme Kindbetterinnen.

Südfegerinnen, lose Dirnen, bettelten um Magdalena willen, weil sie von der Sünde lassen wollten.

Übersoentzer hießen vornehme Bettler, durch nachgemachte Briefe und Dokumente als Edle auftretend.

Kandierer gaben sich für, ohne Verschulden verunglückte Kaufleute, theils auch für unglückverfolgte getaufte Juden aus.

Sesser überzogen das Gesicht mit Salben, vorgebend vom Siechbette eben aufgestanden oder von der gelben Sucht behaftet zu seyn.

Andere stellten sich aussätzig, klapperten und nannten das mit der Jungfrau gehen u. s. w. u. s. w. — kurz 28 Arten Gesindel brandschatzen die Leichgläubigkeit in beispiellos zudringlicher Weise und hatten ihre eigene in dem oben citirten Büchlein „rothwelsch" genannte Sprache, die, sonderbar genug, theilweise aus hebräischen Worten bestand. Arme, in abseits oder gar einsam stehenden Landhäusern wohnende Landleute sahen sich nur zu häufig durch die drückende Last dieses Gaunerwesens ruinirt, da man ihnen, wenn sie nicht gutwillig gaben, gewaltsam nahm und oft noch obendrein thätlich ihr Leben bedrohte. C. P.

Omnibus.

(Englands literarische Fonds) sind ein Institut, in welchem für verarmte Schriftsteller gesorgt wird, die aus dem reichen Ertrage jährlicher Sammlungen, und von den Interessen des bedeutenden Stammcapitals zu dessen Fondirung die Mitglieder des königl. Hauses sowohl, als die angesehensten Personen aus den ersten Kreisen des Gesellschaftslebens mit Vergnügen ihr Schärflein beitrugen. In einem Lande, wie England, welches einzelne seiner Schriftsteller bereichert, während gar viele andere, denen es weder an Geist noch an Genie gebricht, die aber keine Schooßkinder Fortunens sind, in Armuth und Elend schmachten, muß die Bildung eines Vereins zur kräftigen Unterstützung der verarmten Literaten bei den reichen Schriftstellern den meisten Anklang finden, und so ist es auch. James, Marryat, Dikens, ferner die Amerikaner Cooper, Washington und viele andere bereichern die Fonds von Jahr zu Jahr mit ihren Beiträgen, und gar viele in traurigen Umständen schmachtende Musensöhne erhalten in den Tagen des Kummers und der Krankheit reichliche Spenden aus diesen Fonds. Wäre es nicht an der Zeit, und von den Umständen geboten, daß auch wir Deutsche, denen doch bekanntlich das Nachahmen fremder Moden nicht gar viele Überwindung kostet, hierin die Engländer nachahmten, und in irgend einer Stadt des großen deutschen Länderbundes einen Verein gründeten, von dem aus alle Brüder in Apollo, denen das Mahl der Noth aufgedrückt ist, oder die von Alter und Krankheit niedergebeugt werden, mit dem Nothdürftigen versorgt würden?

(Aberglaube der Mongolen.) Jedem großen Manne liegt vor dem Herzen ein durchsichtiger, unverbrennlicher Knorpel, den andere gemeine Leute nicht mit ihm gemein haben. Als Schakimuni verbrannt wurde, bestätigte sich diese Meinung; denn nur dieser durchsichtige Knorpel blieb von ihm übrig.

(Sturmwinde in China.) Nirgends zeigt sich der Sturmwind so eigenthümlich wie in China, wo er regelmäßig jedes Jahr zu Ende September eintritt. Thüren und Fenster, noch so gut verschlossen, so wie alle hölzernen Geräthe krachen, als ob Pistolen abgeschossen würden. Neugelegte Fußböden bekommen zollbreite Risse, so schnell trocknet er aus. — Viele Manufacturwaaren, als Seidenstoffe und dgl., die man färben, Thee, den man einpacken will, werden von den Chinesen bis dahin aufgehoben, weil sie sodann schneller trocknen und nicht so leicht verderben.

(Amusantes.) Ein Mann dem erzählt wurde, Jemand habe seine Abwesenheit übel genommen, sagte ganz böse: „Wenn er es nur einmal in meiner Gegenwart thäte, ich wollte ihn schon bedeuten.

(Seltsame Grabschrift.) Auf einem Londoner Friedhofe ist folgende Grabschrift zu lesen:

„Geh vorüber, Leser! verliere deine Zeit nicht mit dem Lesen elender Prosa und schlechter Verse. Dieß Grab sagt dir, was ich bin, wozu brauchst du zu wissen, was ich war."

(Amusantes.) Drei Bauernjungen saßen beim Hüten des Viehes bei einander und sprachen davon, was sie thun würden, wenn sie sehr reiche und vornehme Herren wären.

„Ich," sprach der Erste, „würde den ganzen Tag schlafen."

„Ich," sagte der Zweite, „ich würde alle Tage Milchreiß mit Zimmt essen."

„Und ich," rief der Dritte, mit der Zuversicht das Beste getroffen zu haben, „ich würde meine Schweine zu Pferde hüten."

(Der Vogel Capirot.) Von allen Vögeln der canarischen Inseln ist derjenige, welcher den angenehmsten Gesang hat, in Europa noch unbekannt; es ist der Capirote, den man nie zahm machen konnte, so sehr liebt er die Freiheit. — Ich bewunderte, erzählt unser Berichterstatter, seinen sanften und melodischen Gesang in einem Garten bei Orotava, aber ich konnte ihn nie nahe genug sehen, um zu bestimmen, zu welchem Geschlechte er gehört.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 79.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 2. Juli 1842.

Mehreres über den Schneeberg in Unter-Oesterreich und seine Umgebung.

Von Johann Reanz.

Von Liebe für eine Wissenschaft beseelt, welche die geheimnißvollsten Seiten der Natur zu enthüllen strebt, habe ich seit mehreren Jahren die Pflanzenwelt des Schneeberges und der ihn umgebenden Alpen kennen zu lernen gestrebt.

Wer hier gewesen, den Alpengipfel des Schneeberges, auch die Klosterwayen genannt, (nach Fall: 6678. S. H.) und noch höhere Alpenstöcke erstiegen hat, und ein scharfes Auge besitzt, wird mir beipflichten, daß bei heiterem Wetter die Fernesicht von dem höchsten Puncte des Schneeberges eine bezaubernde, eine höchst überraschende sei.

Über eine Menge von Voralpen, die wie grüne Sturmeswogen, durch irgend eine Revolution im Innern der Erde aufgejagt, die Grundfeste des gigantischen Krystallpallastes erschüttern sollten, und plötzlich durch einen Wink der Urkraft in starres Gestein verwandelt wurden, fliegt das Auge von dem Lichtpuncte des Schneeberges hinaus in Österreichs schönsten Garten, in Pannoniens Ebenen.

Selbst einige niedrigere Punkte desselben bieten eine herrliche Augenweide dar.

Solches ist zum Beispiele auf dem Kaiserſteine der Fall, wo man zugleich ein Monument findet, das Seine Excellenz der oberste Hof- und Landjägermeister, Herr Graf Hoyos-Sprinzenstein dem Andenken weiland Sr. Majestät des höchstseligen Kaisers Franz errichten ließ, nachdem Höchstderselbe mit mehreren erlauchten Gliedern seiner Familie den Schneeberg besucht hatte.

Auf dem Steine sind die Worte zu lesen:

„Franz, der Erste in den Herzen seiner Unterthanen, erstieg diese Höhe am 10. August 1805 und am 30. Juli 1807.

Wohlwollend sah er auf das Land herab, dessen Einwohner nur für Ihn zu leben wünschen. Möge dieses Denkmahl der Anhänglichkeit zu einem väterlichen Monarchen, unsere Nachkommen an ihre Pflicht erinnern."

Bewunderungswerth zu sehen sind die steiermärkisch und oberösterreichischen Alpenkolosse, deren chaotische Zackenformation, deren schneeige Häupter einen schneidenden Contrast zu der üppigen, grünen Vegetation der Mittelberge bilden, aus denen der ferne Dachstein das funkelnde Diadem seines Haupte in die Wolken trägt, und an den sich die stolzen Bergmassen von Salzburg und Kärnthen reihen.

Feder und Malerpinsel müssen hier, von der Darstellung dieses gigantischen Naturbildes, das keines Zaubers entbehrt, scheu zurücktreten, und weder das Wort noch die Hand des Sterblichen vermag hier die Majestät der Schöpfung für die Erinnerung würdig nachzubilden. — Zugleich ergreifend ist die auf einer solchen Höhe herrschende Stille. Sie hilft dem einsamen Beschauer sich mit dem ernsten Gedanken der Gebirt, jener vor ihm aufgethürmten Himmelssäulen befreunden, denn unbeschreiblich wirkt der Zauber dieser Formen, ein banges Andachtsgefühl erfüllt die Seele, es mahnt, im Innern ergriffen, in dem Gigantenbau an die Größe, an die Macht seines Meisters!

Der erste, der uns über den Schneeberg und seine Umgebungen Nachricht ertheilte, war der ehemalige Professor der k. k. Wiener Theresianischen Ritterakademie, und durch sein wissenschaftliches Streben, bekannte Med. Dr. Schultes, welcher später den Ruf als Professor nach dem baierischen Staate erhielt, und vor mehreren Jahren allbort in dieser Eigenschaft und als königlicher Hofrath sein Leben endete. Zwar hatte Embel, Oberlämmerer des Wiener Magistrates, schon im Jahre 1801 eine kleine Beschreibung des Schneebergs herausgegeben, allein während sich der Verfasser mit einer mehr skizzenhaften Darstellung begnügte, hatte es sich Schultes in seiner ersten im Jahre 1803, und der im Jahre 1806 erschienenen vermehrten Auflage über den Schneeberg und seine Umgebungen zur Aufgabe gemacht, dem Leser ein treues und umfassendes Bild zu schaffen, und um den scientifischen Werth des Ganzen zu erhöhen, in seinem Werke eine Flora und Fauna dieser Gebirgsgegend aufzunehmen. In den späteren Jahren erschienen noch fernere Beschreibungen über den Schneeberg, theils besonders, theils in Verbindung ganzer Reisen durch Österreich u. s. w., von unseren vaterländischen Schriftstellern, als: Unger, Wagner, Sartori, Hormayr, Scheiger, v. Jenny, Weidmann, Seidl, Schmidt, Groß-Hoffinger, Augustin, Muchmayer Koch u. m. a., ja die französische, italienische und englische Literatur verschmähte es nicht, diesen pittoresken Punkt unseres Vaterlandes für ihre Lesewelt zu benützen. Abbildungen unseres Schneeberges, von verschiedenen Seiten aufgenommen, haben bereits mehr als Einen Gang durch die Öffentlichkeit gethan.

Allein Viele davon sind mißlungene Arbeiten zu nennen, und nur durch den Meisterpinsel eines Meißner, Ender, Schubert, und jenen des jüngst auf einer Reise nach Jerusalem allbort verstorbenen Gurk's, wurden befriedigende Ansichten des Schneeberges und seiner Umgebung geliefert, die aber leider, da sie das Eigenthum von Privaten, dem größeren Publicum unbekannt sind. Zwar hat die neueste Zeit diesem Mangel abgeholfen und wir dürften schöne und gelungene Aufnahmen über die Schneeberggegenden in den Fortsetzungen jenes Werkes finden, das zum Theil schon in das Leben getreten ist und den Titel führt: „Ansichten von Wien, und dessen malerische Umgebungen im Umkreise von zehn Meilen; nach der Natur gezeichnet von den ersten Künstlern, und lithographirt von Villeneuve, Rothmüller und Bichebois, nebst einem erklärenden Text von Weidmann. Herausgegeben von Oswald Hüffel, Lithographen in Wien." Die beste bisher erschienene Conturzeichnung der Gebirge, welche man vom Schneeberge aus wahrnimmt, findet sich in dem Schmidl'schen Werkchen: der Schneeberg in Unterösterreich mit seinen Umgebungen von Wien bis Mariazell u. s. w. Wien 1831 bei Anton Doll." Das von Häufler und Wedl gezeichnete Panorama vom Schneeberg, enthält manche Unrichtigkeiten, von denen es wünschenswerth wäre, daß sie in einer allfälligen zweiten Auflage verbessert würden. Für Jene, welche die Schneeberggegenden besuchen, wird wohl keine Karte zweckdienlicher sein, als die sehr richtig verfaßte topographische des Schneeberges mit seinen nächsten Umgebungen von Gloggnitz, Schottwien, Reichenau, dem Höllenthale, Buchberg und Gutenstein von R. A. Schulz 1843. Wien, bei Artaria & Comp. im Verlage. — Auch die, dem Muchmayerischen Werkchen: „Das Thal von Reichenau u. s. w. Wien bei Tendler

und Schäfer 1842“ beigegebene kleine topographische Karte ist brauchbar, sehr empfehlenswerth aber für Alle, die weitere Excursionen in die Alpengegenden von Österreich u. s. w. unternehmen, dürfte eine dritte größere Karte von R. A. Schulz sein; nämlich: „die Gebirgs- und Straßenkarte zur Reise durch Österreich, Salzburg und das Salzkammergut, Steiermark, Kärnthen und Tyrol, mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen Alpen und des baierischen Hochgebirges, nebst einem interessanten Höhen-Prospect in Farben. Wien 1843 bei Artaria et Comp.“

Österreich besitzt also solche Gegenden in einer Mehrzahl, die mit den schönsten Landschaftspuncten anderer Fremden um den Vorzug buhlen können, und unter diese gehört gewiß der Schneeberg mit seinen Umgebungen. Seine Alpenwelt erfreut sich aber auch schon aus ältester Zeit eines häufigen Besuches aller Freunde der Natur, seien sie nun Einheimische oder Fremde, wie solches die in diesen Gebirgsgegenden gebräuchlichen Gedenkbücher, z. B. beim Oberdorfer, Waisnir, Höhbauern, in einer Schwaighütte am Kuhschneeberg, und im Gasthofe zu Gutenstein, beurkunden.

Auch hat die Kunst und der gute Wille Erstaunliches gethan, um das Gefahrvolle und Mühesame auf diesen Streifzügen zu vermindern, und also wurden über einige Berge in verschiedenen Thalpartien Kunststraßen angelegt. Der Erste der zur Anlegung der Kunststraße über den Halsberg zwischen Grabenweg und Pernitz, einen Fond zu bilden trachtete, war der verstorbene k. k. Hoflieferant und Richter des Marktes Pottenstein, Ströbinger, ein, in jeder Hinsicht industriös gewesener Mann. Der verstorbene k. k. Hofrath Freiherr v. Waldstätten, als Staatsmann und Mensch gleich hoch geachtet, erkannte in seiner damaligen Stellung als Kreishauptmann im Viertel unter dem Wiener-Walde die nothwendige Regulirung der Halsstraße, und munterte die benachbarten Gemeinden auf, diesen Entschluß nach Möglichkeit kräftig zu unterstützen, und baldigst auszuführen. Insbesondere aber übersendeten bedeutende Geldbeiträge dazu: der k. k. oberste Hof- und Landjägermeister ꝛc. ꝛc., Graf v. Hoyos-Sprinzenstein, der gewesene Nationalbank-Gouverneur-Stellvertreter ꝛc., Melchior Ritter v. Steiner. Ferners Sartori, Fabriksinhaber zu St. Veit an der Trisling, der obgenannte Ströbinger, u. m. a. Die Kosten dieses Straßenbaues beliefen sich über 17,000 fl. W. W. Der Bau begann im October 1826 und ward im März 1827 geendet. Auch wurde durch den früheren dienstfeirigen Gutensteiner Oberamtmanne Krückel die Regulirung der Straßen durch das sogenannte Klosterthal hinter Gutenstein u. s. w., mit Unterstützung von Beiträgen aus den Gemeinden Schwarzau, Rohr u. a. m. möglich gemacht. Die wirklich schwer zu lösende Aufgabe, die Regulirung der Waldstraße durch das Höllenthal nach Reichenau, welcher Pfad früher gar nicht fahrbar war, geschah nach dem entworfenen Plane des ehemaligen Directors der dortigen k. k. Gewerkschaften, gegenwärtig pensionirten k. k. wirkl. Hofrathes Ritter v. Sybold, dieses ausgezeichneten Technikers u. s. w., wobei die k. k. Hofkammer die Waldrenten des Reichenauer Bezirkes zur Deckung der Kosten bestimmte. Der Bau dieser Straße begann im Jahre 1830, im Jahre 1833 wurde er beendigt. Graf v. Hoyos-Sprinzenstein hatte zu diesem gemeinnützigen Unternehmen die ganze Strecke vom Großhöllenthal bis zum sogenannten Wasserbauernhof freiwillig abgetreten. Eben so wurden die Straßen von St. Egydi durch das Hall- und Seethal bis nach Mariazell in der Steiermark möglichst regulirt.

Man umfährt also derwalen den Schneeberg in seinem ganzen Umfange an seinem Fuße, indem man den Weg über Gutenstein, Klosterthal, Höllenthal, Reichenau u. s. w. nimmt, oder man schlägt in entgegengesetzter Richtung den Weg von Gloggnitz ein. Wie herrlich sind aber nicht schon die Wege hieher über Baden, Vöslau, Hirtenberg, St. Veit, Bärensdorf, Pottenstein, oder von Vöslau über Gainfahren, Großau nach Bärensdorf und Pottenstein; dann von da durch das immer mehr und mehr bewaldete Grabenwegerthal, über die Halsstraße durch das enge Schärfthal, nach Pernitz und Gutenstein.

Die kürzeste Weise, um den Schneeberg besuchen zu können, ist wohl die, sich der Wien Raaber-Eisenbahn bis Gloggnitz zu bedienen, allwo man mittelst Gesellschaftswägen ohne besonderen Zeitverlust die Schlögelmühle und Reichenau erreicht. Somit ist dem Städter eine der interessantesten Bergpartien um ein Bedeutendes näher gerückt worden, und man kann dabei im engeren Sinne die zum Ausfluge nach derselben erforderlichen Tage auf Stunden reduciren.

Auch finden wir dermalen in diesen Gebirgsgegenden gute, und für eine größere Anzahl Passagiere eingerichtete Gasthöfe. Nicht minder wohlthuend ist es dem Auge, manches Thal, das ehedem öde und wüst gelegen, in einen Werkplatz der Industrie verwandelt zu sehen; wie solches in der Umgebung von Pottenstein der Fall ist, allwo Eisenwerke und andere Metallfabriken sind, in deren Betriebsleben in neuester Zeit die Dampfkraft nebst der Benützung der dortigen Gebirgsflüsse, des sogenannten Kaltenganges, der Piesting, oder Triesting u. s. w. eine Hauptrolle spielt. Gleichwohl hat der häufige Verkehr des hiesigen Gebirgsbewohners mit den Städtern eine eben nicht sehr erbauliche Veränderung in ihm hervorgebracht. Ohne noch sein Inneres psychologisch zu durchschauen, finden wir es schon durch das Äußere desselben bestätigt. So hat mancher Älpler seinen breitkrämpigen grünen Alpenhut, den nicht selten schimmernde Schildhahnoder Geierfedern zierten, mit einem neumodisch geformten städtischen vertauscht. Schon finden wir aus mancher hiesigen Schwaigerin das moderne Wiener-Stubenmädchen parodirt.

Gleichwohl ist solch' ein Übel, die Sünde der Mode, nicht zu vermeiden. Bewohner der größeren Städte geben immer den Ton an, und so weit dieser reicht, sucht ihn Alt und Jung, Groß und Klein, Reich und Arm, nach Möglichkeit nachzuahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Gastspiele des Herrn Hendrichs.

II.

Donna Diana, Lustspiel aus dem Spanischen des A. Moreto von Aug. Wilh. Schl. Hr. Hendrich als Don Cäsar.

Es gibt vielleicht im ganzen Gebiete der Dramatik keine schwierigere Rolle als die des Don Cäsar. Den hohen Grad von Meisterschaft, den sie erfordert, hat unser Publikum vielleicht nur darum bisher weniger gewürdigt, weil bei uns diese Rolle gleich anfangs in Hrn. Korn einen ganz unerreichbaren und auch später sehr schätzbaren Repräsentanten fand.

Es ist nicht wahr, daß die Schilderung entgegengesetzter Gefühle dem Darsteller immer die reichlichste Ernte des Beifalls sichere. Ist der Gegensatz der Empfindung ein stiller, in die Brust zurückgedrängter und darf den weichen Tönen, den Schmerz- und Sehnsuchtslauten der Liebe nur ein leises Durchklingen durch die feste, würdige Sprache des männlichen Stolzes und eiserner Selbstverläugnung gestattet werden, so fordert die ganze Haltung ein Maß und Ziel, ein Beherrschen der Mittel, eine Sicherheit der Phantasie, eine Verschmelzung von Lebhaftigkeit und Zügelung, deren Einzelnheiten vor dem Spiegel einzustudiren unmöglich wäre, weil sie wie der wohlgelungene Guß einer graziösen Statue aus seinem Metall auch nicht ein Sandkörnchen, auch nicht ein unreines Bläschen, Ritze oder Rauheit auf der Oberfläche an sich tragen dürfen.

Hoheit und Zartgefühl, Tiefe und Weltgewandtheit, echtes Menschengefühl und fürstlicher Anstand müssen ganz zum Wesen des Darstellers geworden seyn. Die sogenannten Handgriffe der Schauspielkunst nützen hier gar nichts. Der Künstler muß ein Dichter seiner Rolle werden, muß es im Augenblicke der Darstellung sein. Er muß das Gebilde seiner Phantasie nicht bloß denken, er muß es in sich verkörpern, er muß es leben, kurz seiner Kunst darf jene magische Allgewalt nicht fehlen, die Aug und Ohr in ihre Zauberkreise bannt.

Die schönen Mittel, welche Hr. Hendrich's besitzt, und zu denen nebst dem Äußerlichen einer guten Gestalt und eines empfehlenden Organs auch die inneren einer gebildeten Auffassung und lebhaften Anschauung gehören, ließen ihn auch heute seine Rolle im Ganzen achtbar und zum

Theile gelungen durchführen. Sei es aber ein Gefühl des Nichtzuhauseseins, eine leicht zu entschuldigende Befangenheit in Mitte noch nicht hinlänglich befreundeter Elemente, sei es eine minder glückliche Disposition des Augenblicks oder wirklicher Mangel eines vollendeten Beherrschens seiner selbst, Einzelnes ließ auch Manches zu wünschen übrig. Der Vers dieses Lustspiels fordert vorzüglich leichte Grazie und schönen klaren, ebenmäßigen Fluß. Hr. Hendrich's schien nicht überall mit dem Dichter auf gleicher Höhe, dieß vorzüglich in der Scene, wo Diana ihn durch das Geständniß ihrer Liebe zum Gegengeständnisse der seinigen und ihrem Stolze zum Opfer bringen will.

Hrn. Hendrichs Auffassung und Vortrag schien uns hier nicht weich, nicht innig, nicht zart und tief genug. Die Leidenschaftlichkeit allein, die losbrechende Heftigkeit an und für sich, macht noch nicht jene Wirkung, die der Dichter für seinen Helden beabsichtigt, der hier des Mitgefühls eines schönen zarten Mitleides mit seiner tiefen Liebe bedarf und dessen bloße Abfertigung zwar eine komische Situation, nicht aber den poetisch-tiefen Eindruck dieses Lustspiels herbeiführen kann. So war der Contrast des sich ermannenden Selbstgefühls nicht klar genug, als das Resultat der Überzeugung von der Nothwendigkeit der Verstellung und diese Verstellung selbst nicht täuschend genug. Allerdings ist es schwer, dem Publikum ein Gefühl darzustellen und dieses Gefühl zugleich zu verläugnen; schwer ist es die Tiefe einer Leidenschaft zu erschöpfen; und zugleich der Weltmann zu sein, der diese kaltblütig beherrscht, aber eben diese zwei Momente sind die Kunstprobe dieser Rolle. Hier muß das lautere Gold der Wahrheit durchblicken, überraschen, erschüttern, ergreifen und erheitern. Eben diese zwei Momente müssen uns das Bild des Mannes geben, der aus Tausenden berufen ist, diese Diana zu beherrschen und zu beglücken.

Die übrige Darstellung bietet, wie bekannt, zwei der glänzendsten Momente unserer Hofbühne, in den herrlichen Leistungen unsers Hrn. Löwe als Perin, unserer Dlle. Enghaus als Diana. Dlle. Neumann darf ihre Rolle nicht minder zu ihren glücklichsten rechnen, und die Behauptung, daß sie hier ganz an ihrem Platze ist, kann um so zuversichtlicher ausgesprochen werden, weil ihre Leistung als eine unverbesserliche, nicht mehr zu übertreffende bezeichnet werden muß.

Das Publikum bewies durch seinen zahlreichen Zuspruch, daß es noch immer gute alte Stücke gibt, denen es vor den Erscheinungen der neueren Dramatik freudig den Vorzug schenkt. Es sprach sich im Ganzen sehr wohlwollend aus.

III.

Hr. Hendrich's als Romeo in Shakespeare's Trauerspiel Romeo und Julie.

Wer kann mir sagen, welche Sympathie besteht zwischen der Rose und dem Menschenherzen? Wer lehrt mich was den Blick so mächtig nach den Flügeln der kleinen bunten Libelle hinzieht? Wer gab dem Ton die Zaubermacht die uns zu Thränen rührt? Wer überzeugt uns, wenn ein menschliches Gefühl sich wahrhaft und innig ausspricht und gibt uns einen Glauben, den keine Gewalt der Erde überwindet?

Wir können das Sein erkennen, nie aber das Werden begreifen. Und so kann eine Kunstleistung, ein Gedicht, eine Malerei, eine mimische Darstellung alle Abzeichen der Seele an sich tragen und doch der Seele entbehren. Alle Einzelnheiten sind richtig und tüchtig, nur dem Ganzen fehlt etwas, die ganz kleine Kleinigkeit, Fluß, Harmonie, Wahrheit. Der Künstler weiß: das soll so, und jenes so sein, es fehlt ihm aber die höhere Kunst durch irgend eine momentane Stimmung das Ganze wenden zu lassen. Da sind denn alle Studien eitel! Alle Schlüsse von Ursache auf Wirkung mögen klarster Einsicht entquollen, alle Bestandtheile und das Ganze selbst ganz herrlich begriffen gewesen seyn; es fehlte doch Eines, das Werden und Erleben in eigner Brust! — Nur was dem Dichter ohne sein Zuthun und gleichsam ohne sein Wissen zuströmt, kann an seinem Werke wahrhaft ergreifen. — Eine gute Kritik entdeckt daher an jeder glücklichen Leistung eine Menge Schönheiten, an die ihr Schöpfer nicht gedacht hat, selbst Jean Paul findet für diese Zauberkraft keinen andern Namen als „das Unbewußte." Erklären wir es für den Dreiklang: Geist, Gefühl und Phantasie, in dem Momente seiner innigsten Verschmelzung, für ein Mitströmen des Einzellebens mit dem großen Weltleben, erklären wir es für was wir wollen, enträthseln werden wir es nicht! — Dem echten Künstler wird diese Wunderkraft vertraut. Die leicht anregbare Phantasie des großen Mimen steht unmittelbar unter ihrem Einflusse; und siehe da, sie verrichtet Unglaubliches; was nie ein Verstand entdeckt, nie eine Berechnung herausgebracht hätte! — Die leisesten Übergänge, den Ausdruck der reinsten Überzeugung findet sie. Denkkraft, Empfindung und Vorstellungsgabe reichen nicht aus sie zu ersetzen, selbst in sogenannten feurigen Naturen; sie ist das freie Walten einer entfesselten Psyche, der all ihre Anschauungen, Kräfte und Erfahrungen ganz gleichmäßig gegenwärtig und dienstbar sind.

Denken Sie sich, meine freundlichen Leser, Sie stünden in einer großen festlich erleuchteten Kathedrale. Die Fenster sind verhängt und überall künstlich Nacht geschaffen, um die Flammenschrift der Kandelaber und Fackeln desto kräftiger herauszuheben! — Sie aber stehen bei der Kirchenthüre. Da geht jeden Augenblick jemand aus und ein, das hereinbrechende Licht des Tages enttäuscht Sie jede Secunde und stört den Total-Eindruck der Scene. — Da haben Sie den Effect eines wohlstudirten Kunstwerkes ohne Begeisterung.

Hrn. Hendrich's Darstellung des Romeo hat Eines für sich, was keine mir bekannte Darstellung dieser Rolle an sich trug, er war der Jüngling Romeo. Es wird auch nur von seinem fortgesetzten Studium und tieferen Eingehen in das Wesen aller Kunst abhängen, ob ihm ihre höchsten Erfolge einst zu Theil werden. Vor der Hand schien mancher Gegensatz zu grell, mancher Übergang nicht so natürlich und faßlich als er hätte sein sollen, und dies war ohne Zweifel Ursache der geringeren Wirkung mancher schön angelegten Scene. Das Beste war die Scene mit Lorenzo, wo Romeo seine Verbannung erfährt. Weit minder befriedigten jene mit Julie, ich weise besonders auf den Abschied nach der Brautnacht hin. Um über Hrn. Hendrich eine Ansicht festzustellen, genügt es an drei solchen Gastspielen noch nicht, er platzt manchmal mit dem Affecte noch tüchtig heraus, ist seiner Deklamation noch keineswegs sicherer Herr, und büßt häufig an Feinheit und Schicklichkeit der Geberde ein, was er an Leidenschaftlichkeit zugibt, anderseits ist er doch eines der wenigen guten Talente, die für sein Fach gefunden werden und was die Hauptsache seyn dürfte, bis jetzt noch in keiner Manier untergegangen. Wenn Hr. Hendrich bei uns bleibt, möge er vorzüglich die Gefahren der letzteren fliehen, möge er sein Kunstgefühl immer höher und höher entwickeln, seine Studien aus sich selber schöpfend, kein Muster, weder Mann noch Frau, sich aufstellen, sein eigenes Selbst muß der Künstler ja zur höchsten Vollkommenheit bringen, nicht das Anderer! Gleichgiltig läßt nur das, was nicht vom Herzen kommt. Das Gefühl, und ob ihm auch der letzte Schliff fehle, ob es auch zur schaffenden Begeisterung eben nur erster Schritt und allgemeine Grundlage ist, bleibt doch eine werthvolle Perle und wird immer seinen Schätzer finden, so lang' es nicht in eitler Effecthascherei und Affectation untergeht.

Hrn. Koberwein's Mercutio rief uns schöne Zeiten zurück, er war noch heute sehr verdienstlich. Die Amme dagegen war unshakespearisch.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Aus Veranlassung des fortgesetzten Gastspieles des Hrn. Kunst bekamen wir im Laufe dieser Woche zwei dramatische Werke zu sehen, die uns auf dieser Bühne wohl gar selten vorgeführt werden, und zwar Sonntags den 26. v. M. Faust, dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen von Klingemann; und Mittwoch den 29. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Aufzügen von Fr. v. Schiller. Über den Werth und die Stelle, welche die genannten beiden dramatischen Producte in unserer Literatur behaupten, haben sich bereits die tüchtigsten Kenner und gründlichsten Kritiker sattsam ausgesprochen, so wie auch über die Leistung des Hrn. Kunst als Faust und als Tell; es erübrigt demnach nichts anderes, als zu berichten, daß unser Gast auch dießmal durch die Plastik der Darstellung des Faust, wie auch durch die edle Ruhe und Begeisterung in Auffassung des Charakters des freien Schweizers sich die einstimmige und laute Anerkennung des Publicums erwarb, obwohl nicht geläugnet werden kann, daß die Manier der Declamation und das Studierte der Action zuweilen den herrlichsten, aus dem Wesen der Rolle stammenden, oder in der Schönheit der Situa-

tion liegenden Effect gewaltig beeinträchtigte. — Lobend müssen erwähnt werden. Dlle. Planer, Mad. Arbesser, Hr. Wimmer, Hr. Posinger (sämmtlich im Faust beschäftigt), ferner Hr. Nolte; Hr. Buel und Wimmer im Tell. Die Gestaltung des Geßler von Seite Hrn. Posinger war gut. Hr. Kunst wurde nach jedem Acte gerufen, Dlle. Planer als Käthe im Faust ward diese Ehre ebenfalls zweimal zu Theil.

Satyrische Briefe.

Von Friedrich Stump.

V. Brief eines Advokaten an den Rechtsanwalt der Gegenpartei.

Werthgeschätzter Herr Confrater!

Als wir neulich im Gasthofe über verschiedene Bagatellen sprachen, kam die Rede auch auf den Prozeß, der uns schon seit 18 Jahren beschäftiget. Sie erzählten mir zugleich, daß mein Client Ihnen eine Kiste ächten Johannisberger mit dem Versprechen, wenn Sie denselben getrunken, neue Zufuhr zu leisten, übersandte. Sie äußerten darauf gegen mich, wie Ihnen die Sache meines Clienten keineswegs so ungerecht vorkomme, als Ihr Client selbe darstellte, worüber ich Ihnen alsogleich beipflichtete, da ich nur zu gut weiß, wie wahr das alte: In vino veritas, bei dieser Gelegenheit sich erwies.

Denken Sie sich, heute Morgens empfange ich ein Fäßchen marinirten Lachs nebst einem Briefe, aus dem ich ersehe, daß Ihr Client der Übersender dieser Kleinigkeit ist, und worin er mich bittet, mir den Lachs gut munden und zugleich dem Prozesse einen gerechten Ausgang zu lassen.

Wirklich, ich muß erstaunen über die feine Lebensart dieser beiden Männer, die da recht gut wissen, daß der Advokat vom Prozessiren allein nicht leben kann. Doch mangelt beiden, meiner Ansicht nach, jede Einsicht; denn Ihnen, mein werther Herr Confrater, sandte man Wein und sonst Nichts, als wenn Sie, vergeben Sie mir den Ausdruck, ein Sauf aus wären, während man mir blos Lachs sendet, und nicht bedenkt, wie schädlich derselbe wird, wenn man nicht ein gutes Glas Wein als Zugabe hat; darum übersende ich Ihnen mit diesem, einen Theil meines marinirten Lachses, und erbitte mir dagegen einige Bouteillen Johannisberger. Bei diesem Anlasse wäre es mir angenehm, wenn Sie mir die auf die Sache Ihres Clienten Bezug habenden Akten übersenden möchten, wo sonst der meinige leicht in kurzer Zeit den Prozeß gewinnen dürfte, und wir also offenbar weniger Lachs zu essen bekommen und die Johannisberger Quelle ganz versiegen würde; ich will dagegen gerne Ihnen die Acten der Sache meines Clienten einsehen lassen.

Ich glaube nicht, daß Sie mir diese Bitte abschlagen werden, da weder ich noch Sie vom Pfade des Rechtens weichen; und obwohl es Viele gibt, die da sagen würden, wir ließen uns bestechen, so ist dieses nicht dem so; sondern wir sind überzeugt, daß wir Jeder eine gerechte Sache führen, indem unsere Clienten, wollten wir Ihnen Unrecht geben, zu einem andern Advokaten gingen, ja erst dann über uns sich recht beklagen würden.

Da heißt es so oft, wir zögen einen Prozeß in die Länge. Derlei Menschen bedenken aber nicht, daß wir Advokaten hier nur als wahre Freunde der Menschheit handeln; denn da wir nur zu gut wissen, daß unsere Clienten von der Prozeßmanie durch sonst Nichts, als wie es in dem alten Sprichworte heißt: Durch Schaden wird man klug! zu heilen sind, so suchen wir selben durch Verlängerung der Prozeßverhandlungen das böse Geblüt, Geld, abzuzapfen; denn nur dieses ist es, was sie so prozeßwüthig macht. Ja, unsere Kur ist so radical, daß an keinen Rückfall mehr zu denken, sondern der Geheilte einsieht, wie thöricht er war, daß er so lange prozessirte!

Ja, werthgeschätzter Herr Confrater, wir Advokaten, wir allein sind es, die unmittelbar die Wohlthäter der Menschheit werden, die den Streit zwischen zwei Parteien nur anfachen, um selben zu zeigen, welch' schreckliche Leidenschaft das Prozessiren sei, um zugleich in ihnen unseren Mitmenschen ein abschreckendes Beispiel aufzustellen.

Fahren wir daher fort, werthgeschätzter Herr Confrater, unser angefangenes Bekehrungswerk zu vollenden, um einst sagen zu können, durch Unrecht haben wir Recht gethan!

Ihr ergebenster
Kilian Hetze
J. U. D.

Industrielles.

Das allgemeine Wiener polytechnische Journal hat einen eben so edlen, als eines österreichischen Journales höchst würdigen Aufruf an die Industriellen Österreichs ergehen lassen. Es bestimmt nämlich für die durch den Brand verunglückten Bewohner der Stadt Steyr ohne den geringsten Abzug für irgend einen Kostenersatz

100 Exemplare

des

Allgemeinen Wiener polytechnischen Journales

für den ganzen Jahrgang 1842 im Pränumerations-Preise von 10 fl. C. M. Die dafür auszustellenden von Nr. 1 bis 100 nummerirten Pränumerations-Scheine sind mit einem eigens darauf Bezug habenden Stempel versehen. Die Beiträge werden wöchentlich der hochlöblichen ob der Ennsischen Landesregierung zur Vertheilung abgeführt, und die Namen oder Chiffers der Abonnenten im allgemeinen Wiener polytechnischen Journale und in der k. k. priv. Wiener-Zeitung abgedruckt; — über höhere Beiträge wird besonders quittirt. Der Verlag ist bei Tendler und Schäfer, Buchhändler am Graben Trattnerhof Nr. 618.

Omnibus.

(Seltsame Einrichtungen.) Als Temudschin, später Dschengis-Chan genannt, in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts mit dreizehntausend Mann aus ihm befreundeten Mongolenstämmen zu Talan Baldschusch am Kerulan ein Heer von 30,000 Taidschut-Mongolen besiegte, ließ er die Gefangenen in 72 Kesseln sieden.

Staatsverbrecher hohen Ranges wurden bei den Mongolen nach gefälltem Urtheile bald dadurch hingerichtet, daß man ihnen den Mund mit Steinen voll pfropfte, bis sie erstickten, bald auch indem man sie in seidene Tapeten einnähte, und zu Tode wälzte.

Als Japhet bei dem Auszuge aus der Arche seinen Sohn Targitaos zur Occupirung der Länder des Aufganges aussandte, schenkte er ihm den Stein Dschebe (Regenstein), um sich im Fall des Bedarfes Regen damit zu machen. Die Einfassung des Porträtes des Schah von Persien, das ein persischer Botschafter nach London brachte, war von diesem Steine, dem aber in den Händen der Ungläubigen seine Kraft nicht inzuwohnen scheint.

Benefice-Anzeige.

Heute Sonnabend den 2. Juli wird im k. k. priv. Theater in der Josephstadt zum Vortheile des Schauspielers Nicolaus Hölzel zur Aufführung gebracht: „Das grüne Band.“ Lebensbild in 2 Acten von C. Elmar, Ritter von Levitschnigg, Joh. H. Mirani, J. G. Seidl, F. X. v. Told und J. N. Vogl, mit Tänzen und Gruppirungen v. Mad. Weiß und Musik von F. v. Suppé.

Da sich hier mehrere nicht unrühmlich bekannte Schriftsteller vereinten, um einem würdigen verdienten Veteran eine ergiebige Einnahme zu verschaffen, und auch von Seite der Direction die Piece auf eine angemessene Weise ausgestattet und in die Scene gesetzt wurde, so steht zu erwarten, daß der von den obenerwähnten Autoren verheißte Entzweck erreicht werden und die heutige Benefice einen zahlreichen Besuch haben dürfte.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1198, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Doskozil's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 80.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 4. Juli 1842.

Pflanzung von Rheinreben in Gumpoldskirchen.

Von J. N. Waldschütz.

Hoch! dreimal höher als Apoll,
Soll Vater Bacchus leben!
Zehn Berge, dicht von Lorbern voll,
Gilt einer mir voll Reben.

Bürger.

Dort, wo am Fuße eines sanft aufsteigenden Berges ein kleiner Markt die netten Häuser breitet, wo zwischen grünenden Weinbergen und dunklen Föhrenwäldern der Thurm von Gumpoldskirchen uns gar freundlich entgegenlacht, dort lebt der Mann, dessen rastlosem Bemühen und unermüdetem Fleiße es gelungen ist, im Laufe weniger Jahre die besten Weinsorten vom Rhein in seinen eig'nen Weingärten zu erzeugen, und so ein Problem zu lösen, dessen Wichtigkeit für die Industrie unsers herrlichen Vaterlandes größer ist, als man auf den ersten Blick vielleicht glauben sollte. Im Schooße unserer heimischen Erde reifen die besten Weine, und von Alters her war es anerkannt, daß ein Gläschen echten alten Österreichers allen andern Weinen der Welt bei weitem vorzuziehen sei, und daß an Qualität, Milde und Geschmack, wie an Feuer, Geist und Kräftigkeit der Österreicher alle andern Weine, vielleicht mit einziger Ausnahme der bessern Sorten Rheinweine, hinter sich lasse. Wenn nun, wie es denn dem biedern Mitgliede der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien, Bürger und Wirthschaftsbesitzer in Gumpoldskirchen, Herrn Johann Baumgarten, wirklich gelungen ist, die besten Reben von den Ufern des Rheins zur Reife zu bringen und so den heimatlichen Feuerweinen etwas von jener Milde und jenem himmlischen Geschmack der Rheinweine beizusetzen, so ist dieß eine Errungenschaft, die auf den Weinbau den größten und förderſamsten Einfluß hat, und dem eifrigen Streben des Herrn Baumgarten wohl als geringe Anerkennung seines Fleißes das Recht vindicirt, von Seite jedes öffentlichen Organes gerühmt und der Welt verkündet zu werden.

In unserm industriellen Jahrhunderte, wo das Band der Eisenschienen die entferntesten Völker umschlingt und die beflügelten Rosse der Gewässer mit flatterndem Wimpel das weite Weltmeer befahren, ist Manches zum Mährchen geworden, was noch vor einem halben Säculum angestaunt und vielbewundert wurde, und so dürfte es denn auch bald geschehen, daß wir, wenn uns die Lust ankommt, eine Flasche ächten Johannisberger, Nierensteiner oder Rüdesheimer im Kreise vertrauter Freunde auszustechen, uns, anstatt eine weite Reise an die blühenden Gestade des Rheins zu unternehmen, auf die Eisenbahn begeben und vom Alles belebenden Dampfe gezogen, an den rebenreichen Hügeln unsers lieben Vaterlandes vorübersliegend, nur 4 Stunden von dem lauten Treiben der Stadt entfernt, unsere Sorgen und unsern Schmerz in einem Gläschen jener feurigen Weine ertränken. Und bald müssen auch unsere deutschen Anakreone darauf bedacht sein, den Refrain jenes alten Liedes:

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen unsre Reben,

zu verändern und uns ein neues Liedchen über den österreichischen Rheinwein zu schenken.

Welcher Vortheil unserm heimischen Weinhandel durch die Ausfuhr jener neu gewonnenen Sorte Weins in der Zukunft erwachsen werde, ist wohl jetzt schon im prophetischen Geiste abzusehen, doch nicht zu ermessen. Das aber bleibt gewiß, daß unsere Kinder und Enkel den Namen Baumgarten kennen und ehren werden, und daß nach späten Tagen noch diesem Biedermanne manch' schallendes Lebehoch im Kreise munterer Brüder ertönen wird.

Wo aber soll auch der Fleiß und Eifer eines rüstig wirkenden Mannes unermüdlicher seyn, als eben in unserm lieben Österreich, wo jedem edlen Streben seine verdiente Anerkennung, jedem Fortschritte in Kunst und Industrie seine reiche Belohnung wird? Auch Herr Johann Baumgarten erntete bereits einen kleinen Theil jenes Lohnes, den er sich um sein Vaterland verdient; denn am 23. v. M. wurde ihm, im Beisein des Präsidenten-Stellvertreters der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft, des Herrn Grafen Ferdinand von Colloredo-Mannsfeld, dann des Kreishauptmannes des Viertels U. W. W., Herrn Carl Edlen v. Seydl, so wie mehrer ausgezeichneter Mitglieder jener erstgenannten Gesellschaft und vieler Weingartenbesitzer, der wohlverdiente Preis von 300 Stück k. k. Ducaten, welchen der, jedem edlen heimatlichen Streben so holde Herr Rudolph v. Arthaber im Jahre 1837 für Anpflanzung und qualitätmäßige Erzeugung rheinländischer Rebensorten auf einer Ausdehnung von wenigstens zwei Joch, ausgeschrieben hatte, feierlichst verliehen. Ein solennes Hochamt begann und ein munterer Mittagsschmaus beschloß die eben so interessante, als segensreiche Feier jenes Tages. Wir dürfen somit voll Freude den Namen Baumgarten der großen Reihe jener Männer beizählen, die in einem schlichten, einfachen Kreise wirkend, ohne viel Lärm und Aufsehen zu erregen, dennoch die heiligsten Interessen ihres Vaterlandes stets im Auge haben und deren Wirken, wenn auch anfangs unscheinbar und unbekannt, doch später segenbringend und beglückend wird!

Mögen sich viele Landwirthe, deren Beruf es ist, dem keuschen Mutterschooß der Erde seine herrlichsten Gaben zu entlocken, an dem regen Streben des schlichten Herrn Johann Baumgarten erbauen, und das, was er nach jahrelanger Mühe ins Leben rief, mit Kraft und Ausdauer fördern, auf daß die immer häufiger werdende Anpflanzung von echten Rheinreben dem Weinhandel unsers blühenden Heimatlandes stets kräftigeren Aufschwung gebe. Nun aber nehmt alle die Gläser zur Hand, gefüllt mit dem glühendsten Safte, und rufet es laut in die Berge hinaus: Es lebe der rüstige Pflanzer der Rheinreben, es lebe hoch Johann Baumgarten!

Mehreres über den Schneeberg in Unter-Oesterreich und seine Umgebung.

Von Johann Reautz.

(Fortsetzung.)

Wer also den Schneeberg besteigen will, der muß, wie schon gesagt, entweder nach Reichenau, in das Höllenthal, nach Gutenstein, oder nach Buchberg.

Die Gegend von Reichenau gewährt sicher Jedem, der sie besucht, den höchsten Genuß, er müßte denn für die Wunder der Natur hier unempfänglich seyn. Sehr lohnend sind die Streifzüge im Baierbacherthal, Schneebergerdörfel, in der Prein, den sogenannten Hofbrand, in der Wärning, Thalhof, nach jener mäßigen Anhöhe, wo Kleischa's Monument von einigen seiner Freunde errichtet wurde, oder nach dem etwas ferner gelegenen Bergwerke im Grillenberg, dann über St. Christophen nach der Schlögelmühl; ferner der Abstecher zur Veste Klamm, in die Adlitzgraben, der Gang zum Falkensteinerloch; weiters über den Kaltenberg in die Prein; auf den Altenberg oder Knappenberg und zur sogenannten Bergmannskraft. Oder durch das Reichenauerthal, Hirschwang, Höllenthal, Kaiserbrunnen, Großhöllenthal, zur Singerin, oder zum Wasserbauernhof. Geübtere Bergsteiger unterlassen nicht, den Mittagsstein, Gahns, Grünschacher, und die an der steiermärkischen Gränze liegende Naxalpen, das Neuberger-Eschaid, Sonnleitberg, Karalpen, Amnislegel, Schneealpen, Lachalpen, Bodenalpen, Naßkör u. s. w. zu besuchen, und sicher werden Alle, welche den Wanderstab in die Reichenauergegend setzen, gerne dem beipflichten, was neuerlich Herr Mirani im Morgenblatt Nr. 56 bei Gelegenheit der am 5. Mai d. J. Statt gefundenen Eröffnung der Wien-Raaber Eisenbahn von Neunkirchen bis Gloggnitz, von den zauberischen Genüssen dieser Gegend sagte.

Ersteigt man nun den Schneeberg von der Reichenauerseite, so fahren folgende Wege hinauf:

1. Über den sogenannten Knoflerhenplatz, über die Krumbacherwiese, Warenriegel, zum Alpengipfel. Es ist dieß der interessanteste und kürzeste Weg, wo man an den verschiedenen Stellen die überraschendsten Fernsichten genießt, aber er ist auch der steilste und beschwerlichste.

2. Durch den Schneegraben, Tatscherinn, Albeleksbergleine, Kaltenwasser, Kuhplatz, zum Holzmeister-Wirthshause, Ochsenboden, Warenriegel, Kaiserbrunn, Alpengipfel. Oder: Vom Holzmeister-Wirthshause über die Heuplatz, Salzriegel, auf die Höhe der Bolsgrube und zum Alpengipfel. Noch führen ein paar andere, beschwerliche Pfade hinan, aber sie haben mehr für den Botaniker ein besonderes Interesse.

Vom Höllenthal aus, um den Schneeberg zu besteigen, sind folgende Wege:

1. Vom Kaiserbrunnen durch die Wasserriese und die Klause zum Krummbacherschwaig, und bis zum Wirthshause. Oder: oberhalb des Kaiserbrunnens durch den Saugraben bis zur Heuplatz, dann zum Wirthshause. Von diesem nun auf den Alpengipfel.

2. Durch das Weichthal vom Kaiserbrunnen aus, zum Thurmstein, Grottensee, Königstein, Kaiserstein, und zum Alpengipfel.

3. Von der Singerin über den Sauboden des Kuhschneeberges zum Kaiserstein und Alpengipfel u. s. w. Von Gutenstein, oder vielmehr vom Klosterthal, gelangt man auf den Schneeberg:

1. Zum Gschaidbauern, dann über die Trenckwiese, Kuhschneeberg am Alpengipfel.

2. Vom Gschaidbauern zum Höhbauern, über die Höhbauernalpen. Frohnbacherwand, zum Alpengipfel u. s. w.

Von Buchberg aus steigt man den Schneeberg hinan:

1. Über den sogenannten Hengst, zum Kaltenwasser, Ochsenboden, am Alpengipfel. Dieser Weg wird auch gewöhnlich zum Reiten gewählt.

2. Von Buchberg zum Schneebergerdörfel, über den Sattel, und Ochsenboden zum Alpengipfel.

3. Von Buchberg zum Schneebergerdörfel, Laubbrand, Bödert, Gamswechsel, Alpengipfel u. s. w.

Von Buchberg aus wird wohl kein Alpencicerone so viele Menschen mehr auf den Schneeberge führen, als einstens der bekannte, und in Buchberg wohnende Gruber, welcher schon Schultes die Wege hinauf zeigte, und späterhin nicht selten, jährlich vom Juni bis September bei schöner Witterung, 500 bis 600 Menschen auf den Gipfel des Schneeberges über verschiedene Pfade hinaufgeführt hat. Wie Viele mag nun wohl Gruber in seinem ganzen Leben auf die Höhen dieser Alpenwelt geleitet haben?

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag, den 2. Juli, trat Hr. Scholz nach seiner Reise wieder zum ersten Male in Nestroy's: Einen Jux will er sich machen auf, und ward stürmisch empfangen und oft gerufen; ein schönes Zeugniß, wie sehr dieser Komiker in der Gunst des Publicums feststeht. Der Besuch war zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Samstag, den 2. Juli, zum ersten Male: Zriny, von Theodor Körner. Nach langer Zeit ging wieder dieses Trauerspiel über die Bretter wie ein Geist aus besseren Tagen. Ich kann mich kurz fassen, denn es ist nicht von einer ausgezeichneten Darstellung die Rede, es wurde darin gelärmt und spectakelt, als wäre man in einer gewöhnlichen Ritterkomödie. Lob verdienen Hr. Hesse als Soliman, er stellte seinen Charakter würdig dar, er ist ein Schauspieler, der mit Geist seine Rolle studiert; Dlle. Jarik als Helene war das liebevolle, starke Mädchen, wie es der Dichter schildert; Zriny fand in Hrn. Börger einen tüchtigen Darsteller, der aber nur zu häufig zeigen will, welch ausgiebige Stimme er habe. — Das Haus war besucht.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Freitag den 1. Juli: Das Käthchen von Heilbronn. Romantisches Ritterschauspiel in 5 Aufzügen und einem Vorspiele; nach Heinrich von Kleist eingerichtet von Franz von Holbein. Hr. Kunst als Gast, Dlle. Höfer zum zweiten Mal als neu engagirtes Mitglied.

Seit mehr als dreißig Jahren lockt dieß herrliche Ritterschauspiel, vom welchem Börne sagt: „Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwerth, an der Krone des brittischen Dichterkönigs zu glänzen," das Publikum in Thaliens Hallen, und die Alten über dasselbe sind somit als vollkommen abgeschlossen zu betrachten, daher uns nur etwas Weniges über die Darstellung desselben auf dieser Bühne zu sagen erübrigt. Hr. Kunst darf die Auffassung und Durchführung des Charakters des Grafen Wetter von Strahl zu seinen gelungensten Kunstleistungen zählen, denn hier, gelang es ihm ganz vorzüglich den süßen, einschmeichelnden Ton der Liebe anzuschlagen, der ein Herz zum andern zieht, und uns die Stufenleiter vom Erwachen der Liebe bis zu ihrem jubelnden Durchbruche klar vor Augen zu stellen. Der Künstler erntete schallenden Beifall. Auch Dlle. Höfer gestaltete das Käthchen höchst anmuthsvoll und entwickelte ihr Talent für derlei naive Rollen auf sehr willkommene Weise. Alle übrigen Beschäftigten spiel-

ten mit Lust und Liebe, und trugen zur Rundung des Ganzen sehr viel bei, nur Hr. Arbesser that als Knappe Gottschalk des Guten zu viel; man rief ihn zwar am Schlusse des dritten Actes hervor, allein da dieß es wirklich: aller Segen kommt von Oben, und eine ernstere Kritik kann sich über ein solches Extravagiren nur tadelnd aussprechen. Das Haus war ziemlich besucht.

Vorgestern zum Vortheile des Schauspielers Nikolaus Hölzl zum ersten Male: Das grüne Band. Romantisch-komisches Zauberspiel mit Gesang und Tanz in 3 Aufzügen, von C. Elmar, H. Levitschnigg, J. Mirani, J. G. Seidl, Fr. H. v. Told und J. N. Vogl. Musik von Kapellmeister F. v. Suppé. Tänze und Gruppirungen von der Balletmeisterin Mad. Jos. Weiß.

Das grüne Band ist die Gabe einer Zigeunerin, und mit magischer Kraft versehen, die Herzen unfehlbar in Liebe anzuziehen. Hier zeigt es seine Zauberkraft an einem jungen Grafen (Hrn. Nolte), dessen Neigung Gegenstand der streitenden Bemühungen einer neueren und einer älteren Geliebten ist. Die magische Kraft des Bandes wird entdeckt, die frühere, zuerst verstoßene Geliebte triumphirt, und die sechs Dichter, die sich zur Durchführung dieses Stoffes vereinigt haben, lösen ihr gegebenes Wort. So viel uns bekannt, haben diese Herren nach einem in voraus gemeinsam besprochenen Plane sich in die einzelnen Scenen getheilt, und der Verfasser der schlimmen Frauen hat dann die letzte Hand angelegt. Schade, daß der Plan so gar einfach, und die Entwicklung der Handlung auf so ganz gewöhnlichem Wege herbeigeführt ist. Man sieht jedoch, daß die gute Absicht der HH. Verfasser oft auch von einem sehr schönen Talente begleitet wurde, und bei dem Umstande, daß die Localmuse unserer Tage höchst selten etwas Erträgliches, beinahe nie etwas Dichterisches bringt, und daß die poetisch-volksthümlichen Gedanken den Schriftstellern dieser Sphäre beinahe ganz abhanden gekommen zu sein scheinen, hätten Stellen wie: „das Lied von den Uhren," das „Gedicht von der Rose," oder das Lied mit dem Schluß-Refrain: „Dazu gehöret Glück und Gunst," sich auch eines Beifalles ohne Opposition erfreuen sollen. Haben die sechs Dichter kein gutes Drama mit einander geschrieben und namentlich am Ganzen als solchen Manches zu wünschen übrig gelassen, so ist ihr Erzeugniß doch hie und da mit dem Stämpel des unzweideutigen Talentes bezeichnet, so hat ihr Streben doch einen der glänzendsten Vorzüge der Poesie herausgestellt, indem es einem braven Manne und Veteranen der Schauspielkunst, Hrn. Hölzl, den das Schicksal in seinen alten Tagen nicht mehr auf Rosen betten will, zu einer ganz tüchtigen Einnahme verhalf, deren er sonst in dieser Jahreszeit wohl schwerlich theilhaft geworden wäre.

Die Darstellung war gerundet; die DDes. Höfer und Löffler, welche letztere nach längerem Unwohlsein zum ersten Male wieder die Bühne betrat und sehr lebhaft empfangen wurde; so wie die HH. Weiß und Feichtinger wirkten in ihren Rollen ganz befriedigend und wurden stets mit Beifall belohnt. Der Beneficiant Hr. Hölzl war nur in einer einzigen Scene beschäftigt und erwarb sich für die Darstellung des schlichten Steirers Redelsbacher volle Anerkennung und die Ehre des Vorrufens. — Tänze und Gruppirungen der Balletmeisterin Mad. Weiß boten dießmal, wo ihr doch viele Zeit zum Einstudieren gegönnt war und wo es ein Mitglied der Bühne galt, wenig Neues oder Überraschendes. Die Musik des Hrn. Suppé trägt in allen einzelnen Theilen das italienische Gepräge und leidet hie und da Mangel an Originalität. Wirksam ist sie wohl, was daraus entnommen werden kann, daß die Ouverture wiederholt werden mußte. Von den Couplets ist jenes von den Uhren am besten und einfachsten componirt, während das Accompagnent zu manchen andern Liedern für ein Zauberspiel zu pretentiös genannt werden muß.

Das Stück wird sich ohne Zweifel mehrerer Wiederholungen zu erfreuen haben, und erst im Laufe der späteren Vorstellungen, wenn es mit mehr Ruhe angehört und das Spiel ein sicheres Ineinandergreifen erreicht haben wird, unzweideutig herausstellen, daß die sechs Verfasser trotz der scheinbar nothwendigen Zersplitterung solcher Compagnie-Arbeiten doch ein Bühnenstück liefern konnten, welches seinen Tag mit Ehren mitlebt, und dem leicht zu befriedigenden Publicum Wiens einige vergnügte Abende zu machen im Stande ist.

Zweites Landfeuerwerk im Prater.

(Am 1. Juli 1843.)

Dieses Jahr ist fruchtbar an Feuerwerken! Gottlob! daß wir glücklichen Wiener uns an dem Feuer ergötzen können! Wir haben drei der brillantesten Experimente der Pyrotechnik von unserm ausgezeichneten Stuwer in dem kurzen Zeitraum von fünf Wochen gesehen. Zwei Land-, ein Wasserfeuerwerk! Es scheint fast unglaublich, wie der Meister seiner Kunst im Stande ist, eine solche Menge der verschiedenartigsten Feuerwerkskörper zu verfertigen. Es werden vielleicht manche Fremde die Theilnahme des Publicums an diesem Schauspiel noch unglaublicher finden, ja nicht begreifen können, wie Hr. Stuwer seine Rechnung finden kann, diese Ungläubigen sollen nur ein Feuerwerk von diesem genialen Meister ansehen, und gewiß sie werden gestehen müssen, so ein Brillantfeuer verlohne sich der Mühe, eine meilenweite Reise zu machen. Die vielen Herrlichkeiten, das seltene Farbenspiel, die gelungenen Zeichnungen ꝛc. ꝛc. zu beschreiben, wäre überflüssig, denn die tausend und tausend Gönner des Hrn. Stuwer kennen genugsam dieß Schauspiel, welches man nur sehen, nicht mit Wort noch Farbe malen kann; und eben diese Gönner ehrte der Pyrotechniker dadurch, daß er ihnen eine eigene Fronte widmete. Die Widmung wurde bei dem ersten diesjährigen Feuerwerke höchst beifällig aufgenommen, und derselbe Beifall war ihr auch bei dem zweiten zu Theile. Die Belagerung von St. Jean d'Acre hat Herr Stuwer schon im vorigen Jahre producirt, es ist das großartigste, was je die Pyrotechnik geboten, und erhält noch einen höhern Werth dadurch, daß es die Erinnerung an einen Moment erweckt, der Östreichs Heldengeschichte für ewige Zeiten aufbewahren wird.

Daß bei diesem zweiten Landfeuerwerke das Wasser keine Rolle übernahm, gilt als eine Merkwürdigkeit. —

Ein zahlreicherer Besuch wäre wohl Hrn. Stuwer zu wünschen gewesen — aber es ist Mode, daß das zweite Feuerwerk am wenigsten besucht wird, und von den angenommenen Gebräuchen und Moden lassen die Wiener selten ab, daher man fast mit Gewißheit vorhersagen kann, das sogenannte Annen-Feuerwerk werde, eben so, wie seine Vorgänger, die meiste Theilnahme erregen.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Pest-Münze.) Im Jahre 1714, nachdem die Pest, welche dazumal so fürchterlich wüthete, nachgelassen, wurde in Wien eine Gedächtnißmünze auf diese Schreckensperiode geprägt. Auf der einen Seite dieser Münze befindet sich eine Ansicht der Stadt Wien mit der Überschrift: **SIe Ist leat Vnter DoM sChVz Gottes sICher**, die Rundschrift lautet: **Wien ohne W.**

Auf der andern Seite stehen in einem Kranze unter dem Namen: Jehova, folgende Verse:

Gott ließ den Kaiser nicht,
Wie er nicht ließ die Seinen,
Die Pest ließ nach in Wien,
Das Best' wird bald erscheinen.

(Das älteste Vater unser in deutscher Sprache) theilt uns Dr. J. J. Dilschneider in seinem Werke: die deutsche Sprache in Proben aus allen Jahrhunderten mit. Dieses Vater unser ist von Ulphilas, welcher von 360 bis 380 die Würde eines Bischofs bei dem Westgothen bekleidete und lautet in wörtlichen Überlieferung:

Atta unsar thu in himinam, weihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins, wairthai wilja theins, swe in himina ja ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga. Ja afset uns thatei skulans sijaima, swaswe ja weis afletam thaim skulam unsaraim. Joh ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin, unte theina ist thiudangardi, jah mahts, ja wulthus, in aiwins, amen.

(Ein Gedicht auf die Sonnenfinsterniß vom 8. Mai 1706.) Als die Franzosen von Barcelona, welches sie durch 35 Tage belagerten, und allwo sich während dieser Zeit Carl VI. befand, aufgeben, und mit Zurücklassung ihres Lagers den Platz räumen mußten, schrieb ein Deutscher nachstehendes Gedicht auf die Sonnenfinsterniß, welche gerade während der Flucht der Franzosen eintrat:

Die Sonne Galliens hat nun genug geschienen,
Und da der Himmel selbst dafür den Vorhang zieht,
Muß sie den Ludewig zu einem Bilde dienen,
Auf welchen er anjetzt sein eigen Unglück sieht.
Die Sonne, die er ihm zum Sinnbild hat erkohren,
Für deren Strahlen sonst die ganze Welt zu klein,
Hat eben zu der Zeit den hellen Glanz verloren,
Als Frankreichs heller Glanz in Spanien ging ein.
Es läßt die Finsterniß ein groß C zurücke,
Die Sonne zeiget selbst der Siegers Namen an,
So wird der Welt hiemit des großen Carlens Glücke
Und Frankreichs Untergang vom Himmel kundgethan.

Naturhistorisches Cabinet.

(Über Sonnenfinsternisse.) Atreus König von Mycene, Argos ꝛc., ließ, als sein Bruder Thiestes zu ihm kam, mit dem er in beständiger Feindschaft gelebt hatte, dessen Söhne schlachten und setzte ihm ihr Fleisch theils gekocht, theils gebraten vor; worüber die Sonne so erschrocken sein soll, daß sie mit ihrem Wagen zurückgefahren.

Die alten Peruaner hingegen glaubten, wenn sich die Sonne verfinsterte, daß sie irgend eines begangenen Fehlers wegen böse auf sie wäre, und deßwegen ihr Angesicht von ihnen wegwende.

Andere Sonnen-Anbeter waren der Meinung, daß dieselbe erkrankt sei, zuletzt sterben, auf sie herabfallen und sie vernichten würde. Sie banden daher ihre Hunde und wuthigen Hausthiere an Bäume oder Pflöcke und geißelten sie auf das Unbarmherzigste, um die Sonne durch das Geheul derselben aus ihrer Lethargie zu erwecken und zugleich den großen Gott, Pachacamal, zu bewegen, selbe wieder von ihrer Krankheit zu heilen.

(Außerordentliche Lebenskraft.) Unter den Fischen zeigt eine ganz vorzügliche und bemerkenswerthe Lebenskraft der Hecht. Die englischen Fischer benützen dieselbe auf eine höchst grausame Weise. Da der Hecht, was bekannt, ein trockenes mageres Fleisch hat, so fangen sie ihn, schneiden ihm den Bauch auf, nehmen Roggen oder Milch heraus, nähen die Wunde wieder zu und werfen den Fisch in den Behälter.

Sehr viele Hechte sollen diese schmerzliche Operation überleben, sich völlig ausheilen und dann außerordentlich fett werden.

(Ein Fuchs als Komödiant.) Vor nicht langer Zeit fand ein Jägerbursche einen Fuchs im Fangeisen, gab ihm einige Hiebe und steckte ihn als todt in die Weidtasche. Auf dem Heimwege kehrte er in einem Wirthshause ein, setzte sich an einen vor dem Hause stehenden Tisch und legte seine Weidtasche ab. Nach einer Weile rief einer der anwesenden Gäste: „He, Waidmann, in deiner Tasche rührt sich's!“ Der Jägerbursche der dieß für einen Scherz nahm, lachte und erwiederte hochmüthig: „Guter Freund, da rührt sich nichts mehr. Was ich einmal auf die Nase treffe, das hat sich für immer ausgerührt!“ Dabei nahm er die Weidtasche und öffnete sie um den todten Fuchs zu zeigen. Dieser lag richtig ganz steif und starr in der Tasche und ließ sich ruhig herausnehmen. Kaum aber ersah er seinen Vortheil, biß er den Jägerburschen so heftig in die Hand, daß dieser laut aufschreiend ihn losließ, worauf der Fuchs in großen Sprüngen Reißaus nahm.

(Gewitterstürme.) Nach den meteorologischen Beobachtungen des französischen Physikers Rayard steht der Donner im Verhältniß zur Gestalt des Blitzes — Beim Entstehen des Gewitters weht der Wind nach der Gegend des Sturmgewölkes, was die Erkältung in dieser Richtung und das Vacuum, in welches die Luft stürzt, erklärt; jedoch, sobald sich die Wolke entleert, bläst er aus derselben nach den umgebenden Punkten. Die Wirkung ist gleich der in den Hochöfen, wo mittelst der Trompe ein Luftstrom erzeugt wird. Das von der Höhe in die Röhren fallende Wasser reißt eine große Masse Luft mit sich, welche aus der Röhre mit Heftigkeit entweicht; auf eben dieselbe Art erzeugt das Wasser Luftströmungen, wenn es aus einer Wolke auf die Erde sich ergießt.

(Eine Windsäule.) Die Bewohner des Gutes Gustafsberg in der Nähe von Uddevalla in Schweden waren zu Ende des verflossenen Monats Zeugen einer seltsamen Naturerscheinung. — Es war ungefähr um 2½ Uhr Nachmittags, als sie ein scharfes Sausen, gleich einem fernen Donnergerolle vernahmen, welches aber plötzlich in ein schrillendes, stärkeres Getöse überging, gleich dem gewaltsamen Ausströmen des Dampfes aus einer großen Dampfmaschine. Mehrere Personen, die sich auf einem frisch bestellten Ackerfelde befanden, bemerkten in einiger Entfernung das Aufsteigen einer dunklen Säule, in Form eines umgestürzten Kegels, welche endlich eine Höhe von beinahe 40 Klafter erreichte. Als sie näher kamen, fanden sie, daß dieselbe aus Erdschollen, Laub und kleinen Ästen bestand; doch plötzlich fiel sie; nachdem sie ungefähr anderthalb Minuten sich erhalten hatte nieder, und mit ihr verstummte auch das schrillende Getöse. Eine betagte Frau, welche in die Nähe dieser Säule kam, fühlte ein heftiges Erzittern der Erde, und ein höchst widriges, beklemmendes Gefühl, von welchem sie sich erst einige Tage darnach wieder zu erholen vermochte.

(Seltsame Versorgungsanstalt.) In Ahmedabad, einer volkreichen Stadt in Vorderindien, befindet sich ein Spital, in welchem alte kranke Affen lebenslänglich verpflegt werden.

Literarisches.

Einladung zur Subscription. Von Anton Stein, k. k. Rath und emerit. Professor an der Wiener Universität, erscheinen dessen gesammelte Gedichte in zwei Bändchen, jedes ungefähr 10 Druckbogen, im Schillerformat, denen das wohlgetroffene Bild des Verfassers beigegeben ist. Das erste Bändchen enthält die deutschen, das zweite die lateinischen und griechischen Dichtungen dieses ehrwürdigen Veteranen. Herrn Reg. R. Deinhartstein hat dieses Werkchen mit einem Vorworte einbegleitet. Man subscribirt hierauf zu 1 fl. C. M. in dem Comptoir des österreichischen Zuschauers, Dorotheergasse Nr. 1111.

Omnibus.

(Trifftige Entschuldigung). Zwei Betrunkene gingen in der Morgendämmerung aus einer Kneipe nach Hause. Als sie eine freie Aussicht bekamen, erblickten sie einen Streifen des Morgenlichtes und wurden uneinig, ob dieß der Mondschein oder die Morgenröthe sei. Nach längeren Debaten beschlossen sie den ersten, der ihnen begegnen würde zu fragen. Nicht lange begegnete ihnen ein Mann, welcher ebenfalls betrunken war. „Können Sie uns nicht sagen,“ redete ihn einer der Trunkenbolde an, „ob dieß die Sonne oder der Mond ist?“

Der Angeredete blickte lange aufmerksam nach der Gegend; schüttelte sodann den Kopf und stotterte: „Da kann ich Ihnen keine Auskunft geben, denn ich bin in dieser Vorstadt nicht zu Hause.“

(Auch eine schöne Gegend.) In den schottischen Hochlanden befindet sich ein Castell Namens Campbell, welches in der dortigen Volkssprache die Burg der Schwermuth, umringt von den Thälern des Grames und beispühlt von den Bächen des Jammers, genannt wird.

(Justiz gegen Krokodile.) Die Krokodile vermehren sich in neuester Zeit auf den Südsee-Inseln ungemein. Um sie zu vertilgen, bedient man sich daselbst starker Angeln, die man an Bäumen befestigt. Hat ein Krokodil einen Eingebornen verschlungen, so schwört der Häuptling allen Krokodilen Blutrache und läßt am Strande, wo die Frevelthat geschah, allen insgesammt Fehde ansagen. Nun beginnt die Jagd, und ist der Mörder eingefangen, so wird ihm der Kopf abgehauen und zur Warnung für seine Collegen auf einen Pflock am Ufer aufgesteckt. Man sagt, die Krokodile seien über dieß grausame Benehmen der Insulaner sehr erbost.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei M. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 81.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 6. Juli 1842.

Partiale Gedanken über eine totale Sonnenfinsterniß,

oder:

Wie viel muß geschrieben werden, um die Welt noch dunkler zu machen, als sie an diesem Tage ohnedies schon ist?

Humoristisch-satyrisches Thema mit zwei Variationen und einem Finale

von

Friedrich Stump.

Introduction.

Meine verehrten Leser und reizenden Leserinnen, ich nehme mir hiemit die Freiheit, Sie höflichst einzuladen, mit mir eine totale Sonnenfinsterniß, welche am 8. Juli d. J. Statt finden wird, zu beschauen.

Der Anfang ist Punkt 5 Uhr 51 Min., das Ende um 7 Uhr 54 Min. Morgens. Der Schauplatz ist ganz Europa, Asien, der nördliche Theil von Afrika und ein kleiner Theil von Neuholland.

Der Unternehmer glaubt um so eher sich eines zahlreichen Besuches erfreuen zu dürfen, da er sich alle Mühe gegeben, diese Sonnenfinsterniß so finster als möglich zu machen, und den verehrten Zuschauern im vorhinein verspricht, daß sie gewiß Nichts sehen werden.

Die Türkenschanze, der Kahlenberg, Leopoldsberg und der Himmel sind bereits vergriffen.

Thema.

Wissen Sie wohl, meine verehrten L. u. r. L., wie viele Finsternisse es gibt?

Ich weiß deren vier, als: Sonnenfinsterniß, Mondfinsterniß, Geistesfinsterniß und Brieftaschenfinsterniß.

Diese Finsternisse werden wieder eingetheilt in partiale und totale.

Die Sonnen- und Mondfinsternisse sind gewöhnlich partial, die Geistes- und Brieftaschenfinsternisse jedoch meistens total.

1. Variation.

Partiale Gedanken über die Sonnen- und Mondfinsternisse.

Durch Conjunctur des Mondes, der seinen Schatten auf die Erde wirft, entsteht das, was wir Sonnenfinsterniß heißen. Der Mond kommt also zwischen der Sonne und der Erde zu stehen, und es ergeht ihm wie manchem Ehemanne, der durch seine Dazwischenkunft die Conjuncturslinie zwischen Frau und Hausfreund zu brechen trachtet, während er sie dadurch erst mehr verbindet.

Dem Kalender zufolge ereignen sich in diesem Jahre fünf Finsternisse, nämlich: drei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse.

Hieraus ersehen wir, daß es am Himmel gerade wie auf der Erde zugeht. Dame Sonne hat ihre Launen und gibt ihrem Gemal, dem Monde, darin noch eine vor.

Wie Sie, meine v. L. und r. L., wissen werden, ist heuer der Regent die Sonne. Nun ist es doch erklärbar, warum sie verdunkelt wird!

Die Erde wird also durch ein Weib regiert; daher kein Wunder, daß es so viel confuse Köpfe gibt.

Die Dichter vergleichen ihre Damen meistens mit Sternen; ich vergleiche die Damen mit der Sonne.

Die Damen beobachten in der Liebe die vier Weltgegenden gleich der Sonne.

Der erste Kuß ist der Osten ihrer Liebe; den Tag vor der Hochzeit stehen sie im Süden; einige Monate darnach neigen sie sich gegen Westen. Ist ein Jahr vorüber, heißt es mit der Liebe gewöhnlich gute Nacht!

Nebst der Sonne sind bekanntlich noch eilf Planeten, die sich um selbe drehen; unsere Damen sind oft mit der Doppelzahl nicht zufrieden, nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht wie die Sonne stille stehen, sondern sich nur zu gerne selbst mitdrehen.

Die jungen Damen kommen mir vor wie die Sonne; beide werden am Morgen ihres Wirkens roth, ohne zu wissen warum!

Die Sonne und die Frauen haben gleiches Schicksal; sie werden so lange durch Vergrößerungsgläser betrachtet, bis man einige Flecken bemerkt.

Die Damen finden sich in Trauerkleidern am reizendsten; dies muß auch die Sonne glauben, darum legt sie dieses Jahr dreimal Trauer an. Ich kenne Damen, die das ganze Jahr Trauer tragen; einmal, weil es sein muß, das zweite Mal, weil sie darin gefallen, und das dritte Mal? — — — weil sie weniger Kleider beschmutzen!

Eine Dame, die Trauerkleider trägt, kommt mir vor wie die Sonne, wenn sie sich hinter Wolken verbirgt; es geschieht doch nur, um bei ihrem erneuerten Glanze aller Augen auf sich zu ziehen.

Man wirft den Damen vor, daß ihnen kein Spiegel groß genug; was ſollte man erſt von der Sonne ſagen, die ſich die Fläche des Oceans als Spiegel erwählt hat, ja täglich in denſelben verſinkt!?

Eine partiale Sonnenfinſterniß iſt gleich dem erſten Eheſtandzwiſte; es gibt nur theilweis finſtre Geſichter und der Eheſtandshimmel wird bald klar; auch merkt die Umgebung ſelten ſolche Vorgänge. Eine totale Sonnenfinſterniß aber und ein wiederholter Eheſtandzwiſt erregen beide Furcht, und man prophezeit ſich blutige Kriege, Krankheiten und — — Trennungen!!

Bei einer totalen Sonnenfinſterniß ſieht man die größeren Sterne. Gerade ſo im Leben, ſobald der Herrſcher nicht ſichtbar, bemerkt man erſt die kleinen Großen!

Der Mond iſt der Trabant der Erde. Kein Wunder alſo wenn ſich die Sonne verfinſtert. Die Damen ſehen es gerne, wenn ſie Trabanten umgeben, doch verfinſtert ſich gewaltig ihre Miene, ſobald ſie bemerken, daß der Ehemann ebenfalls einen Trabanten abgibt.

Die Sonne macht, indem ſie ſich für Wien total verfinſtert, unſerer Stadt ein ſchlechtes Compliment; es müßte denn ſein, daß die heurige Leipziger Meſſe wieder ſo viel Unſinn aufzuweiſen gehabt, (wovon auch wir einen Theil bekommen), alſo die gütige Sonne ſich aus liebender Vorſorge für uns total verfinſtert, um uns abzuhalten, all' dieſes ſinnverwirrende Zeug durchzuleſen.

2. Variation.

Partiale Gedanken über Geiſtes- und Brieftaſchenfinſterniſſe.

Die Geiſtesfinſterniß verhält ſich zum Gelde, wie die Sonnenfinſterniß zur Erde. Jemehr Sonnenfinſterniſſe, deſto fruchtbarer iſt das Jahr; je mehr Geiſtesfinſterniß, deſto mehr Geld!

Die Brieftaſchenfinſterniſſe zeigen ſich gewöhnlich an der Aſchermittwoche, die Geiſtesfinſterniſſe beinahe täglich.

Bei Verliebten iſt die Geiſtesfinſterniß immer total; ſobald ſie verheirathet ſind, wird ſie partial.

Bei Minorenen iſt die Brieftaſchenfinſterniß gewöhnlich partial; ſind ſie einige Jahre majoren wird ſie nicht ſelten total.

Die Sonnenfinſterniß erſtreckt ſich nur auf einige Theile unſerer Erde, während die Geiſtesfinſterniß allenthalben ſich ausbreitet.

Thales von Milet brachte der Erſte die Kunſt Sonnenfinſterniſſe zu berechnen aus Ägypten mit nach Hauſe. Die Kunſt, Brieftaſchenfinſterniſſe zu berechnen, iſt noch nicht entdeckt, ſonſt würde keine Statt finden.

Die Landleute behaupten, bei einer Sonnenfinſterniß falle ein giftiger Thau; die Geiſtesfinſterniß jedoch iſt ſelbſt ein ätzendes Gift, bekannt unter dem Namen Intolerang!

Eine totale Sonnenfinſterniß kann nie länger als 4½ Min. währen. — Die Brieftaſchenfinſterniß nimmt bei den Meiſten am fünfzehnten jeden Monats ihren Anfang und erreicht binnen fünfzehn Tagen, alſo mit Ende des Monats, ihr Ende. — Wie lange die Geiſtesfinſterniß dauert oder dauern wird, iſt ſchwerlich zu berechnen!

Wenn wir die Erde in fünf Theile theilen, ſo erſtreckt ſich die Geiſtesfinſterniß auf drei, die Brieftaſchenfinſterniß auf zwei Theile; — wir erſehen daraus, daß wir nie aus dem Dunkeln kommen.

Wollen wir aber nur in Hinſicht des Geiſtes die Welt in fünf Theile theilen, ſo haben wir vier Fünftel bedeckt mit Geiſtesfinſterniß und ein Fünftel iſt licht, oder wenn es Ihnen beſſer gefällt, meine Verehrten, erleuchtet! — Daß unter dieſen vier Fünfteln ſo manche ſind, wo wir Alles, nur keine Geiſtesfinſterniß ſuchen würden, iſt erklärbar, da das eine Fünftel der kleinſte Theil iſt; und nun bin ich ſo weit, um die Frage beantworten zu können:

„Wie viel muß geſchrieben werden, um die Welt noch dunkler zu machen, als ſie an dieſem Tage (bei der Sonnenfinſterniß) ohnedieß ſchon iſt?“

Ich ſagte oben, daß vier Fünftel mit Geiſtesfinſterniß bedeckt ſind, während nur ein Fünftel im Lichte wohnt; natürlich werden aus dieſen vier Fünfteln ſo manche Docenten der Rechtswiſſenſchaft, der Heilkunde, der Philoſophie ꝛc. ꝛc., ſo manche Gelehrte, ſo manche Literaten hervorgehen; und alle dieſe Herren fühlen, wie ſie ſagen, einen innern Drang in ſich, dieſe ihre Geiſtesfinſterniß, wollte ich ſagen, ihre wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, nach außen zu verbreiten! Beſonders halten es unſere Literaten für ihre heiligſte Pflicht, jedes Blatt, was ſie beſchreiben, ohne Rückſicht des Gegenſtandes, der Welt im Drucke zu überliefern, und haben auch vollkommen Recht; denn der verſtändige Leſer iſt gleich der Biene, die da aus Diſtelblumen, ja ſelbſt aus dem Blüthenkelch des Schierlings — — Honig zu ſaugen weiß!!!

Beſonders kann ich nicht begreifen, warum man die jungen Literaten ſo verfolgt, warum man ihnen vorwirft, daß ſie immer und ewig Polemik betrieben, daß ſie, durch die grotesken Sprünge ihres Delai-Lama zur Nachahmung verleitet, ihre kleinen Beinchen gar jämmerlich verkrümmen, daß ſie immer und ewig Pamphlete ſchmiedeten!! — Warum all' dieſe Vorwürfe? — Was eine Neſſel werden will, brennt bei Zeiten!!!!

Es heißt, man brauche bei einer Sonnenfinſterniß nur in einen tiefen Brunnen zu ſteigen, wo man dann beſſer den Sternenhimmel, und was dort vorgeht, beobachten könne. — Gerade ſo machen es unſere heutigen Tagsliteraten; ſie wollen aus dem tiefen Standpuncte, den ſie einnehmen, beurtheilen, was ſich am literariſchen Himmel ereignet! — und warum nicht? — junge Literaten überſehen Alles!

Eine Sonnenfinſterniß kommt mir vor wie die Schriften ſo mancher Literaten; beide laſſen uns im Dunkeln, oder verbreiten höchſtens ein zweifelhaftes Licht.

Die Sonne wird durch die Conjunctur des Mondes verdunkelt; — die Literaten ſcheinen durch Conjuncturen ſich auch gegenſeitig verdunkeln zu wollen. Man will Schmähſchriften von Männern und gegen Männer geleſen haben, wo man von erſteren Beſſeres und über letztere Achtungswürdigeres erwartet hätte. Ja man will wiſſen, daß durch dieſes Treiben die Genien der literariſchen Welt angeekelt ſich zurückziehen, ſo daß wohl der Körper der Literatur beſteht, jedoch des Geiſtes entbehrt.

Die Literatur, wie ſie jetzt beſteht, iſt ein koloſſaler

Leuchtthurm, dessen Licht erloschen, daher so viele auf dem literarischen Meere Segelnde, an den gefährlichen Klippen, die ihn umgeben, stranden!!

Gerne würde ich dem widersprechen, allein wenn ich bedenke, daß leider vier Fünftel Geistesfinsterniß bedeckt, und nur das kleine Eine Fünftel dem Lichte nahe steht, so ist es zweifelsohne, daß die aus den besprochenen vier Fünfteln entsprossenen Docenten, Gelehrten und Literaten gewiß ihre Affistenten, Zöglinge und Günstlinge wieder nur aus den vier Fünfteln nehmen werden, da es doch diesen Männern Niemand verargen wird, daß sie sich nicht gerne Leute an die Seite setzen, die sie überragen würden, was bei dem einen Fünftel gewiß der Fall wäre; das hieße sich selbst verdunkeln, und das thut nicht einmal die Sonne!

Alle diese Docenten, Gelehrten, Literaten mit ihren Affistenten, Zöglingen und Günstlingen werden lehren, sich belehren lassen, werden schreiben, so lange schreiben, bis sie das eine Fünftel gänzlich zum Schweigen gebracht, mit ihrer Geistesfinsterniß so bedeckt haben, daß dadurch die Welt noch dunkler wird, als sie an dem Tage der Sonnenfinsterniß selbst ist! — — und dies ist: das

— Finale!!! —

Mehreres über den Schneeberg in Unter-Oesterreich und seine Umgebung.

Von Johann Reautz.

(Fortsetzung.)

Kein Botaniker sollte es unterlassen, das Buchbergerthal, das österreichische Chamounny so wie die Gutensteiner Gegend zu besuchen. Es finden daselbst mannigfaltige Wege, auf welchen man in naturhistorischen, als wie in anderen scientiver Hinsicht, auch das höchste Interesse befriedigen kann.

Ich möchte als zu solchen Streifzügen am dienlichsten folgende Routen vorschlagen:

1. Über Neustadt, Neunkirchen, St. Johann, Sieding, Stürenstein nach Buchberg.

2. Von Stürenstein über Schrattenstein nach Buchberg.

3. Von Neustadt über Saubersdorf, Neusiedel, Geraedorf, Rothengrub, Grünbach nach Buchberg.

4. Von Neustadt über Katzelsdorf, Aichbühel, Froschdorf, Pütten, Sebenstein, Loibersdorf nach Buchberg.

5. Von Mödling nach Gumpoldskirchen, Baden, Vöslau, Leobersdorf, Matzendorf, Steinabrückel, Fischau, Weikersdorf, Saubersdorf u. s. w. nach Buchberg.

6. Von Saubersdorf nach Wirstach, Mahrersdorf, St. Johann, Stürenstein nach Buchberg.

7. Von Pernitz über Neusiedel, Weidmannsfelden, Miesenbach nach Buchberg.

8. Von Pernitz über die Öd nach Waldeck, Piesting, Dreistätten, Mahrersdorf, Zweiersdorf, Grünbach nach Buchberg.

9. Von Gimpelsdorf über Hirtenberg, St. Veit an der Tristing Bärensdorf, Veitsau, Neusiedel, Hörnstein, Piesting, Freistätten, Stollhof, Mahrersdorf, Zweiersdorf, Grünnbach, Buchberg.

10. Von Vöslau über Kottingbrunn, Enzersfeld, Liedabrunn, Piesting, Dreistätten, über die Heissenstammische Wand nach Buchberg.

11. Von Baden nach Vöslau, Gainfahren, Großau nach Pottenstein. Oder: Von Mödling nach Gaaden, Heiligenkreuz, Kaisenmark, Schwarzensee, Neuhaus, Fahrafeld nach Pottenstein. Oder: Von Baden durch das Hellenenthal zur Krainerhütte, dann über das sogenannte eiserne Thor als höchsten Gipfel des dortigen Kaltenberges, nach Merkenstein und Pottenstein. Oder: Von der Mauer nach Kalksburg, Rothenadel, durch den Bürgerspitalwald nach Kaltenleutgeben, Sulz, Meidling, Heiligenkreuz. Oder: Von Baden nach Gaaden und Heiligenkreuz u. s. w. Oder, Von Mödling durch die hintere Brühl, nach Weißenbach, Sparbach, Sittendorf nach Heiligenkreuz. Dann von Heiligenkreuz nach Breinsfeld und über den Hochwald des sogenannten Zobels nach Fahrafeld und Pottenstein. Oder: Von Heiligenkreuz über Alland, Hafnerberg, Altenmarkt, Fahrafeld, Pottenstein.

12. Von Pottenstein durch das Grabenwegerthal über den Halsberg, durch das Schürsthal nach Pernitz und Gutenstein.

13. Von Neuhaus über Weißenbach, dann über den sogenannten Mühlsteig nach den Grabenwegerthal, und über den Hals, nach Muckendorf und Gutenstein.

14. Über Mauer, Kalksburg, Rothenadel, Breitenfurth, Hochrotherd, Gruberau, Klausleopoldsdorf, durch den Großgreitenbacherwald, Rauchkogel, Hollerberg nach Kleinmariazell, Altenmarkt, durch den Wassergraben, Steinthal, Speltengraben und über das Hocheck nach Furth. Oder: Von Altenmarkt nach Sulzbach, Ebersbach, Aspach, Rehgras nach Furth. Von Furth dann weiter: durch den Steinwendgraben, Kreith, Ofeld, Muckendorf nach Gutenstein. Ein sehr interessanter Weg, welcher nach Gutenstein äußerst selten gewählt wird, ist: über Burkersdorf, Preßbaum, zur sogenannten Zimmermannin, Hochstraße, Forsthof, Laberhöhn, Böhmerwirth, Hainfeld, Ramsau, Gutenstein. — Dem die Zeit gegönnt ist, versäume auf diesem Wege nicht, von der Laberhöhe aus, den hohen Berge Schöpfel, dessen Gipfel man schon von den Hügeln der Schmelz bei Wien sehen kann, zu besteigen, die Aussicht ist äußerst überraschend. Oder: Von Solenau über Felixdorf, Wöllersdorf, Piesting, Wopfing, Waldeck, Pernitz, Gutenstein u. s. w. Will man dann von Gutenstein etwa nach Buchberg gelangen, so führen folgende Wege dahin:

1. Über den Öller zum Kreuz, dann nach Buchberg.

2. Zum Rothenhof, Schoberbauer, Haltberg, nach Buchberg.

3. Zum Dreihof, Maumauwiese, Hühnerbühel nach Buchberg.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Literarisches.

Bibliothèque instructive et récréative, Redacteur-Editeur: Antoine Langerhanns. Janvier Vienne. Imprimerie de la Veuve d' Antoine Strauss. 1842.

In unsern Tagen, wo das Studium fremder Sprachen, — welches, im Vorbeigehen gesagt, nicht wenig zur richtigern Kenntniß, zur Hochachtung und zur Ausbildung der eigenen vaterländischen Sprache beiträgt, wo das Verstehen des Französischen bei jedem Gebildeten gleichsam vorausgesetzt, können zweckmäßige Hilfsmittel zur Erleichterung jenes Studiums nur willkommen seyn. Der ausgesprochene Zweck des Unternehmens ist: Denjenigen, welche bereits die theoretische Kenntniß der französischen Sprache erlangt haben, eine Lecture zu bieten, welche durch das Interesse ihres Inhalts die Übung anziehend, durch Reinheit und Eleganz des Styles angenehm, durch beigegebene Noten über Schwierigkeiten und eigenthümliche Wendungen des Ausdruckes, über die streng logische Ordnung des Satzbaues belehrend macht.

Die hier besprochene Monatschrift ist mit Anfang dieses Jahres an die Stelle des **Journal de la Littérature Étrangère** getreten, und der gegenwärtige Titel spricht allerdings die Tendenz derselben klarer aus, als der frühere; auch die dermalige Form, das Erscheinen in Monatheften, ist derselben angemessener, eben so sehr aus den Gründen, welche die Redaction dafür anzugeben glaubte, als weil es besser ist, daß der Lernende, für den doch vorzugsweise das Blatt bestimmt ist, — mit Einen Male genügenden Stoff zur Beschäftigung seines Fleißes für einen Monat in die Hand bekomme, als daß ihm derselbe in den schmalen und gemischten Portionen von ganzen oder halben Bogen gereicht werde, die der Leser nicht leicht anders behandeln wird, als Journal-Lecture ziemlich allgemein behandelt zu werden pflegt, wobei nämlich ein großer Theil des Blattes nach

dem jeweiligen Geschmacke des Lesenden unbeachtet bleibt, was bei einer grammatikalisch und stylistisch belehrenden Schrift durchaus nicht der Fall seyn soll.

Bezüglich des Inhaltes bietet dieses Heft:

Reisebilder aus Holland mit einer Schilderung des Helder, und einer Fahrt von Allmaar dahin auf dem Treckschuit. Eine sehr liebliche Novelle: Die Geschichte der Frau Teederhart, ist auf die ungezwungenste Weise in diesen beschreibenden Artikel verwebt, den Niemand ohne wahres Vergnügen, der Sprachbeflissene nicht ohne Nutzen lesen wird.

Darauf folgt eine Rubrik: englische Literatur, betitelt:

„Reime des alten Seemanns." — eine britische Poesie in französischer Prosa; eine Bearbeitung, in welcher große Schwierigkeiten mit so vielem Glücke überwunden sind, daß sie geeignet ist, nach der Kenntniß des Originals Verlangen zu erregen.

Ferner eine dem Englischen nachgeahmte Novelle: Fanny Fairfield, in dem Genre der moralischen Erzählungen Marmontel's, und zwei kleine französische Originalgedichte.

In Beziehung auf Correctheit finden sich nur wenige Druckfehler, und auch diese sind nicht von Bedeutung; jedenfalls aber wäre bei der ausgesprochenen Bestimmung dieser Bibliothèque eine noch strengere Wachsamkeit darüber wünschenswerth.

Vaterländische Literatur.

Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens. Von Joh. Heinr. Mirani. Erster Band. Wien und Leipz. Joseph Stöckhölzer von Hirschfeld. 1843.

Mit wahrer Freude und warmem Herzen nahm ich dies Buch zur Hand, denn Mirani's einzelne Erzählungen, die er im Laufe mehrer Jahre in verschiedenen Zeitschriften niederlegte, haben mich so sehr angesprochen, daß ich einer Sammlung derselben schon längst mit begierigem Blick entgegensah. Der Hauptvorzug von Mirani's Muse ist die einfache, gemüthliche Darstellung, die Sittenreinheit und kräftige, kernhafte Natur, die uns aus allen Geistesblüthen desselben entgegenweht; endlich die männliche, vom Genius der Poesie dictirte Art und Weise, wie er das Lob seines Vaterlandes Böhmen verkündet. Mirani ist in jeder Beziehung ein ehrenhafter Charakter und wenn er mit rüstigem Eifer fortarbeitet, und im Streben und Ringen nach Höherem nicht ermattet, so dürfte die Zeit nicht ferne seyn, wo man ihn eine Stütze der österreichischen Novellistik nennen kann. Mit siegender Gewalt hat er im Verlaufe der Jahre manche Schwierigkeit der Sprache, manche Unebenheit der Form, manche Härte des Ausdruckes überwunden, man sieht es seinen Erzählungen an, daß ihm die Kunst kein hohles Wort, sondern vielmehr das Ziel seines ganzen Lebens sei, und gewiß werden ihm dereinst die lohnenden Früchte seines Eifers nicht entgehen. — In vorliegendem ersten Bändchen seiner historisch-romantischen Erzählungen bringt uns Mirani zwei Gemälde aus der Vorzeit Böhmens: Der blinde König und der Schleier-Hauptzug, von denen sich besonders das letztere durch bunte Farbenpracht und tiefen poetischen Gehalt auszeichnet, obwohl man auch dem ersten einen edlen Sinn und weise Vertheilung von Licht und Schatten nicht absprechen kann. Wer zum Lobe seines Vaterlandes die Leier schlägt und, ein rüstiger Bergmann, in die geheimnißvollen Tiefen der Vergangenheit hinuntersteigt, um aus verfallenen Schachten das schimmernde Gold zum Ruhme jenes Landes, in welchem seine Wiege stand, ans Licht zu bringen, der ist der Achtung jedes Bessergesinnten werth, und verdient, daß man sein Streben laut der Welt verkünde, wenn auch zuweilen das Gold nicht ganz rein und hie und da mit Sand und anderem Gestein vermengt seyn sollte. Drum vorwärts, Freund Mirani! die Schlacken werden sich absetzen und das Gold wird bald im herrlichsten Schimmer prangen! — Die Auflage ist hübsch, nur stören mehre Druckfehler oft auf schaudervolle Weise den Sinn, und treten sogar zuweilen als Sprachfehler hervor.

Tagsergebnisse.

(Ein Brandunglück.) Am 4. Juni Nachts brach in der Mühle des Dorfes Polanka plötzlich Feuer aus. Das Feuer hatte so schnell überhand genommen, daß der Müller allein und nicht ohne bedeutender Verletzung zu entspringen vermochte. Neun Personen, worunter das Weib des Müllers, die überdies noch gesegneten Leibes, waren ein Opfer des Brandes.

Omnibus.

(Betonungs-Räthsel.) Das „Frankfurter Conversationsblatt" bringt uns folgendes Accent-Räthsel:

Einen Tyrannen nennt's, doch wechsle der Sylben Betonung,
Wandelt sich's schnell in den Fluß, welchem er nahe gewohnt.
(Tyrann, Tyrrhen.)

(Die Frau als Ring.) Der berühmte französische Chemiker D... dessen Arbeiten und Entdeckungen im Fache seiner Wissenschaft den Bereich derselben so sehr erweiterten, hatte zur Zeit der Revolution das Unglück, seine innigst geliebte Gattin durch den Tod zu verlieren. Da er die irdische Hülle dieses theuren Wesens nicht den Würmern zur Speise geben wollte, so verbrannte er selbe nach altrömischer Sitte auf einem Scheiterhaufen, sammelte sorgfältig deren Asche, verwandelte diese mittelst seiner Kunst in ein kleines Stück Krystall-Glas, und gab diesem die Gestalt eines Ringes, den er, so lange er noch lebte, am Finger trug.

(Amusantes) Ein Oberster, durch Hofverbindung befördert, sagte zu Guido von Stahremberg: „Der Kaiser hat mich zum General gemacht." — „Ernannt, wollen Sie sagen," erwiederte der Angeredete.

(Messerschmidtiana.) Ein angesehener Partikulier hatte bei dem bekannten Messerschmidt eine Büste bestellt und auf 6 Ducaten ausgehandelt. Die Büste war sprechend ähnlich, aber der Besteller und seine Freunde hatten daran viel zu tadeln und verlangten, er sollte es ändern. „Das geht nicht," sagte Messerschmidt, „da ich sie aber nicht getroffen, so ist der Schade mein und ich behalte die Büste." Am folgenden Tage stellte er sie bei einem Trödler öffentlich zum Verkauf aus und setzte ihren Preis auf 24 Ducaten. Alles lief hin, um den bekannten Partikulier beim Trödler zu sehen. Die allgemeine Stimme sagte dem Original wie getreu seine Copie sei, und es blieb diesem nichts übrig, wollte er anders seine Copie nicht fortwährend beim Trödler begafft sehen, als sie um 24 Ducaten einzulösen.

Messerschmidt hatte eine Sammlung von Charakterfiguren in Wachs gemacht. Ein reicher Lord wollte sie kaufen, fand aber den Preis zu hoch. „Überzeugen Sie sich, daß ich Ihr Gold nicht brauche," sagte Messerschmidt und zerschlug sämmtliche Figuren in seiner Gegenwart.

Blieb ein Besuchender zu lange bei Messerschmidt, so fragte er ihn: „Haben Sie viel Zeit?" — „O ja!" — „Das seh' ich, aber ich nicht!"

Dreisilbig.

Das Ganze kann nur Wenige beglücken,
Und Glück doch nennt es sicher Jedermann;
Zwei Zeichen fort, und deinen Blicken
Zeigt sich ein Punkt des alten Hellas dann.
Versuch' es, dich französisch auszudrücken,
Dann geben dir noch die drei letzten Zeichen
Ein furchtbar Wesen aus des Südens Reichen. —
Doch siegst du auch in diesem Zeichentanze,
So weiß' ich doch — du hast noch nicht das Ganze.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Doflein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 82.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 9. Juli 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

IV.

Lady Finehusk und die Nandl.

Alles auf dieser Welt unterliegt der Mode. Der Gegenstand, auf den sie mit ihrem zauberischen Zeigefinger hindeutet, steigt auf einmal aus der Vergessenheit oder Nichtbeachtung empor und wird weltberühmt, hingegen entschwindet er wieder eben so schnell der Aufmerksamkeit der Menge, sobald sie ihr Augenmerk auf eine andere Sache lenkt. Die Mode herrscht überall, wo man hinsieht, in den Gewerben, in der Musik, in der Malerei, in der Literatur, in der Wissenschaft und besonders mehr als billig in dem Arzneifache. Bald sind Pillen, bald Pulver, bald Mineral-, bald Brunnenwässer, bald kalte, bald warme Bäder in der Mode; bald wird ein Curort im Norden, bald einer im Süden, bald einer im Osten, bald einer im Westen weltberühmt und beliebt. So kam Ischl seit ungefähr zwanzig Jahren so sehr in die Mode, daß nun jährlich die Leute von ganz Europa daselbst zusammenströmen, um sich dort durch Soolenbäder und Molkentrinken von verschiedenen Krankheiten zu befreien, unter denen jedoch Übersättigung in Lebensgenüssen und eine perennirende Langeweile am meisten hervorstechen.

Ischl, in romantischer Pracht zwischen mächtigen Bergen und an den Ufern der pfeilschnell dahinrauschenden Traun gelegen, von den herrlichsten Gegenden umgeben, die mit riesigen Schneebergen und großartigen Seen das Salzkammergut Österreichs zu einem der schönsten Länder Europa's erheben, gewährt aber auch dem Naturfreunde Freuden und Entzückungen, welche Ruhe und Heiterkeit in das leerste Gemüth, in die düsterste Seele ausschütten. Die trefflichen Schilderungen des Alpenkönigs Weidmann, die zahlreichen Bilder, welche seit einer Reihe von Jahren die Kunstausstellungen Wiens schmückten, hatten seit langer Zeit eine unsägliche Sehnsucht nach jenen Gegenden in mir erweckt, welche mir bei jedem herannahenden Sommer die Brust zu zersprengen drohte. Endlich konnte ich meinen heißen Wunsch erfüllen und es sind nun schon mehre Jahre, als ich zum ersten Male, ein bescheidener Fußgänger mit einem bestaubten Ränzchen auf dem Rücken und einem dicken Wanderstab in der Rechten, meinen prunklosen Einzug in Ischl hielt. Dennoch gelang es mir, das gefühlvolle Herz eines nur an Equipagen und noble Herrschaften gewöhnten Gasthofbesitzers zu rühren, der mir in seinem von Passagieren überfüllten Hotel ein Zimmer von seiner eigenen Wohnung einräumte.

Prachtvoll sank die Sonne hinter den hohen Bergen hinab, die lichten Felsstücke und die dunklen Föhren auf den Gipfeln derselben mit ihrem magischen Purpur bemalend. Ich vermochte kaum ein Auge zu schließen in sehnsuchtvoller Ungeduld. Schon am frühesten Morgen wachte ich auf; aber mit Entsetzen starrte ich zum grauen Wolkenhimmel empor, welcher in ausgiebiger Gleichmäßigkeit sein reichliches Naß auf Berg und Thal niederströmte. Mir war so sonderbar zu Muthe wie einem Liebenden, der sich nach seiner Geliebten sehnt und von ihren süßen Küssen träumte, bei Tage jedoch, als er sich ihr nahen will, eine unsanfte Maulschelle erhält. In Ischl ist das Regenwetter gewöhnlich von einiger Dauer und die beabsichtigten Ausflüge mußten daher für mehre Tage unterbleiben. Ich wanderte darum mit einem freundschaftlichen Regenschirm in den Gassen des Marktes umher, hörte dem Morgenständchen der Bademusikanten zu und studierte die angekommenen so wie die ankommenden Badegäste. Unter diesen war mir besonders ein junges Ehepaar aus der brittischen Nebelstadt aufgefallen, welches mit zahlreicher Dienerschaft anlangte und ein schönes Haus bezog. Am nächsten Vormittag nach der Ankunft der Engländer kamen die Musiker mit ihren Notenpulten und Instrumenten vor die Wohnung dieser „fremden Herrschaft“ und begannen, ungeachtet des fortwährenden Regens, das übliche Morgenständchen. Zuerst führten sie mit vielem Geschick eine Mozart'sche Ouverture aus, dann schritten sie auf der Brücke einer großartigen Introduction in die heitere Gegend des Dreivierteltaktes hinüber und begannen die „Lebenswecker“ von Lanner. Die Lebenselektricität, welche in diesen Walzern liegt, schien jedoch keine besondere Wirkung auf die überseeischen Badegäste zu äußern. Mylord, ein junger, kräftiger Mann, lag gähnend auf einem Sopha dahingestreckt und hielt seinen Blick abwärts gerichtet, gleich als wolle er erforschen, ob sein ungeheurer Backenbart über Nacht in Ischls Atmosphäre nichts von seiner Pracht eingebüßt habe. Mylady saß in einem Armstuhl nahe beim Fenster und schaute zum trüben Himmel hinauf, ihr schönes Köpfchen mit der zarten Hand unterstützend. Ihr Antlitz war marmorbleich und hatte einen Teint, der dem feinsten Gewebe glich, das je Menschenhand erschuf; die Augen waren matt und alle ihre Mienen sprachen eine krankhafte Unbehaglichkeit aus, die unwillkürliches Bedauern einflößte, und die lustigen Weisen der Musik prallten ab von ihrem Trübsinn wie springende Funken vom feuerfesten Asbest. Die schöne Engländerin litt an einem Übel, welches fataler ist, als Mancher glauben mag, an dem Übel des Überflusses; es ging ihr viel zu gut. Verzärtelt und verhätschelt an Geist und Körper seit ihrem ersten Odemzuge auf dieser Welt, von Ältern, Verwandten, Freunden und Domestiken, war ihr Leben bisher nur eine Kette der verschiedenartigsten Vergnügungen

geweſen, an welches ſich der freſſende Roſt des Überdruſſes bereits dicht angeſetzt hatte. Sie fand nur mehr an ſolchen Dingen Freude, welche recht abenteuerlich ausſahen, und wenn ſich nicht oft genug ſeltſame Zufälle ereigneten, ſo war die wunderſchöne Lady Finehusk häufig very whimsical oder voll Grillen, worüber die Dienerſchaft des Hauſes unaufgefordert Zeugniß ablegte.

Während die Muſiker mit den »Lebensweckern« vollauf zu thun hatten, nahte ſich ein Leichenzug; ſie hielten inne mit ihrem Ständchen und entblößten die Häupter, wohl fühlend, daß die Todten Nichts mehr zum Leben erwecke. Die Trauerſchaar, welche den Sarg, der mit einem Kranze aus Feldblumen geſchmückt war, begleitete, beſtand aus wenigen Bauernleuten, die ihre grobleinenen Regenſchirme aufgeſpannt hatten und ſich den letzten Gang mit dem Eingeſargten nicht verdrießen ließen. Gleich hinter dem Todtenſchrein ging ein ſchöngewachſenes Mädchen, aufgelöſt in Thränen des bitterſten Schmerzes. Ihr Geſicht, obgleich zerwühlt vor Gram und Verzweiflung, zeigte eine angenehme Bildung, und überhaupt war ihre übrige Tournure von einer Art, welche den gemeinen bäuriſchen Anzug, den ſie trug, faſt vergeſſen machte. Die Muſiker, welche das Mädchen gut kannten, ſpielten bei dem Vorüberziehen der Leiche einen Trauermarſch, für welche Aufmerkſamkeit das leidvolle Kind mit ſchwacher Hand Dank winkte. Der backenbartbetrachtende Lord fuhr aus ſeiner bequemen Lage empor und rief bei dieſen unverhofften Klagetönen: „Was ſoll das? Sind die Leute betrunken, daß ſie einen Todtenmarſch aufſpielen?“

„Nicht doch,“ gab Mylady zur Antwort, welche zum Fenſter hinabſchaute; „dieſe Scene iſt höchſt phantaſtiſch: Morgenſtändchen, Leichenzug, Walzer, Trauermarſch! Beſonders intereſſirt mich das weinende Mädchen beim Sarge, ich muß ſie tröſten und ihre Geſchichte erfahren. Sie hat gewiß ihren Geliebten verloren, die Arme.“

Mylady ſprang auf um ſich zu entfernen.

„Theure Lady,“ ſagte ihr Gemal, „Sie wollen doch nicht in dieſem Unwetter ſich zu Fuße auf die Straße wagen? Sie werden Ihre Krämpfe wieder bekommen.“

„Wenn ich zurückkomme, will ich mich ſogleich zu Bette legen,“ erwiederte die Lady und eilte fort.

Sie hatte bald den Zug erreicht und die Trauerleute machten erſtaunt und ehrerbietig Platz, als ſie ſahen, daß ſich eine vornehme Dame in ihre Reihen gemengt habe, nur die ſtöhnende Nandl, ſo hieß das Mädchen, bemerkte nicht die Ausländerin, welche dicht an ihrer Seite ging. So kamen ſie nach dem Friedhof, der Sarg wurde hinabgelaſſen, die Erdſchollen, welche auf denſelben geworfen wurden, waren dürr und klapperten faſt wie Steine, und ſprangen von den Brettern ab, aber das Stückchen Erde, welches Nandl hinunterſendete, war ſchwer und feucht von ihren ſtrömenden Thränen; es klang dumpf auf der hölzernen Schlafſtätte ihres Geliebten und haftete an dem Deckel feſt. Bald verſchwand das gezimmerte Friedenshaus unter der aufgehäuften Erde, welche die geſchäftige Schaufel des Todtengräbers in die Grube ſchleuderte, und Nandl ſank bewußtlos in die Arme der Engländerin.

Als ſie ſich wieder erholte, mit ſtierem Blicke um ſich ſchaute und gewahrte, daß ſie mit ihrer thränenfeuchten Hand den Hals einer ſchöngekleideten Frau umklammert hielt, fuhr Nandl mit einem Ausruf des Schreckens zurück und ſtammelte Worte der Entſchuldigung. Lady Finehusk nahm das verlegene Mädchen bei der Hand und ſagte mit mildem Tone: „Komm mit mir, verlaſſen wir den Ort des unbarmherzigen Lebenswürgers; erzähle mir die Geſchichte deines Kummers, vielleicht kann ich dich tröſten.“

Nandl ſah die Sprecherin, welche ſie an ihrem Accent als eine Fremde erkannt, forſchend und mit wehmüthigem Lächeln an und erwiederte mit geſenkter Stimme: „Ihr ſeid ohne Zweifel eine reiche Frau aus hohem Stande und fernem Lande, habt Ihr je geliebt?“

„Eine ſonderbare Frage,“ entgegnete die Lady, während eine leiſe Röthe ihr weißes Antlitz überflog, »wie magſt du das meinen? Ich habe mich mit einem jungen, ſchönen, geld- und ahnenreichen Manne verheirathet, der mir durch längere Zeit den Hof machte.“

Nandl betrachtete die Engländerin noch aufmerkſamer und ſprach: »Ihr glaubt, daß Ihr geliebt habt, weil Ihr einen Mann ehelichtet der Euch den Hof machte, Euch gefiel und welcher ſchön, reich, jung und vornehm iſt? Nun, dann lebt wohl, Ihr verſteht weder mich noch meinen Schmerz; hier im Gebirge liebt man auf andere Weiſe, und wenn ich es Euch beſchreiben könnte, ſo würdet Ihr mich doch nicht verſtehen und mich eine eitle Närrin ſchelten!“ Ein Thränenſtrom hinderte das arme Mädchen am Weiterreden.

„Du biſt ein ſeltſames Geſchöpf in der That und verläugneſt den angebornen Drang, frei herauszuſagen deine Meinung, ſelbſt in deinem tiefen Schmerze nicht; aber du traueſt mir doch zu wenig zu, denn auch in meiner Vaterſtadt London iſt die Liebe nicht blos ein Märchen, und ich könnte dir mehr als eine Begebenheit erzählen aus den höchſten wie aus den niederſten Kreiſen, um dich glauben zu machen, daß der Sonnenſtrahl der hellſten Liebe auch oft durch den dicken Steinkohlennebel von Englands Hauptſtadt dringt.“

»Ihr mögt wohl Recht haben, gnädige Frau, allein wenn ich an England denke, ſo überläuft mich ein kalter Schauer; das muß ein entſetzlicher Gegenſatz ſein zu dieſer herrlichen Gebirgsgegend, wo Ihr Euch jetzt befindet. Es iſt mir faſt unmöglich, zu meinen, daß dieſe ſchönen, aber bleichen und einen gewiſſen unbeſchreiblichen Unmuth zur Schau tragenden Frauen, welche aus England alle Jahr zu uns kommen, ſo lieben und geliebt werden können, wie es bei uns Sitte iſt; armer Michel, daß du ſterben mußteſt! arme Nandl, daß du lebſt!“

»Du haſt einen abſcheulichen Begriff von uns Engländern, biſt du doch ſelbſt bleich im Antlitz wie nur irgend eine Tochter Albions.“

„Ach Gott, hättet Ihr mich vor ſechs Wochen geſehen, als ich noch meinen Michel ſorglos und überſelig umfangen hielt! Er und ich blühten im ſchönſten Roſenroth der Geſundheit und des Liebesglückes. Ich habe ſeitdem viele bittere Thränen geweint, und ſo wie Michel erbleichte, ſo geſchah es auch mit mir; denn die ſchimmernde Farbe des Glückes iſt nicht haltbar und verſchwindet gar ſchnell in der ſcharfen Lauge des Kummers. Daß ich bleich bin, wundert mich nicht, nur, daß ich noch lebe!“

„Liebes Mädchen,“ ſagte die Lady überraſcht von der geraden und zugleich feinen Redeweiſe Nandls, »du haſt wohl eine beſſere Erziehung bekommen, als irgend ein weibliches Weſen zwiſchen dieſen Bergen?“

(Fortſetzung folgt)

Mehreres über den Schneeberg in Unter-Oesterreich und seine Umgebung.

Von Johann Reautz.

(Fortsetzung.)

Vorzügliche Standorte der Pflanzen, auf diesen bezeichneten Stegen, kann ich den Botanikern nennen: Das Stürzensteinerthal mit seinen Felsenpartien. Die Anhöhen des sogenannten Kettenlos unweit Schrottenstein. Die Nadelholzwaldungen bei Rothengrub. Die Thalpartie der sogenannten Neuen-Welt bei Höflein. Die Pfennigwiese im Anfange des Buchbergerthales. Das Püttnerthal, welches sich nach Sebenstein hinauszieht. Die Auen bei Kottingbrunn. Die Berganhöhen bei Enzersfeld. Die Jaulingswiese bei St. Veit an der Tristing; eine wahre Fundgrube für Orchideen. Die Felsenpartien um Pottenstein, und der dortige sogenannte Haltergraben. Die Anhöhen bei Großau, und die dortigen Nadelholzwaldungen, welche sich gegen Schäffelhof und Merkenstein hinziehen. Die Thalpartien bei Heiligenkreuz. Die Waldungen bei Sittendorf, Wildeck, Sparbach, Johannstein, Breinsfeld, Maierling u. s. w. Die Anhöhen nächst den St. Pankrazienberg außer Alland und bei Haferuberg. Das Thal an der Tristing, welches sich von Altenmark nach Pottenstein hinunterzieht. Das Frauenthal bei Kleinzell. Die Ufer des Schwemmbaches bei Alland. Die feuchten Wiesen bei Raisenmark. Die Anhöhe der Burgruine Arnstein, die Abdachungen des Zobelwaldes gegen Fahrafeld, und die dortigen Holzschläge. Die Waldungen des Kaltenberges bei Merkenstein. Die Berganhöhen des Halsee, und der angrenzenden Hochwarth. Das Schürfthal, welches sich nach Pernitz hinauszieht. Die nassen Wiesen und Felsengründe um den Mückendorfer Wasserfall. Das Waldeckenthal, die sogenannte dürre Wand. Die Gegend der Öd. Die Anhöhen um Piesting. Die Felsenpartien um Hörnstein. Die Waldpartien um Emmenberg. Vorzüglich aber die Heissensteinische Wand, welche einen Reichthum von Subalpinen besitzt.

Betrachten wir nun den botanischen Werth unseres Schneeberges, so werden wir hier, gegen früher, manche Veränderung gewahr werden. Viele Pflanzenspecies finden wir jetzt seltener gegen früher, manche gar nicht mehr. Die Ursachen, die zu Grunde liegen, mögen so wie überall in bekannten, theils in ganz unbekannten Einflüssen zu suchen sein; zu welcher Ersteren ich die besonders wuchernde Vegetation des **Lichen Islandicus** an den höheren Stellen des Schneeberges rechne, dann hie und da die mächtige Ausbreitung von **Rumex alpinus** und der **Cacalia alpina**, durch welche Blätterausbreitung viele andere niedere und zartere Pflanzen, in ihrer Entwicklung mächtig gestört, entweder gar nicht aufkeimen, oder im Frühleben schon sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die deutsche Opernsaison wurde Montag den 4. Juli mit Rossini's trefflichster und originellster Oper, mit seinem Tell eröffnet und darf von Seite der Executirenden als eine der vorzüglicheren Leistungen dieses Hofoperntheaters angeführt werden.

Die HH. Schober (Tell), Draxler (Walther Fürst), Erl (Arnold) und die Dlles. Mayer (Mathilde) und Nottes (Hedwig) leisteten durchgehends Vorzügliches. Auch Dlle. Kaiser (Gemy) wirkte durch ihre schöne Sopranstimme auf eine vortheilhafte Weise.

Die Nebenpartien waren durch die HH. Forstner (Melchthal) und Hauker (Harras) besetzt.

Das Ensemble so wie das Quartett im ersten Akte mußte wiederholt werden. Der Besuch war spärlich.

Pesther Kosmoramen.

(Zum gläsernen Faß.) In Ungarn wird sehr viel Gerstensaft, genannt Bier, consumirt. — Ehedem war das Bier kaum genießbar, in jüngster Zeit bestreben sich die Brauer wirklich gutes Bier zu erzeugen, und so steigt der Consumo von Tag zu Tag. Merkwürdig bleibt es doch, daß inmitten der Ofner Rebenhügel, die das weltberühmte Traubenblut (auch Türkenblut genannt) liefern, ein sehr besuchtes Bierhaus sich befindet. — Man sieht da die Stammgäste an einer runden Tafel (Tafelrunde) vor einem gläsernen Fäßchen sitzen, in welchen der frischeste Labetrunk enthalten ist, das Fäßchen mag ungefähr 6 Maß enthalten. — In der That ist diese Art ein Bier zu credenzen, so einladend, daß das sogenante Müller'sche Bierhaus in der Christinenstadt in Ofen stets zahlreich besucht ist. Man nennt dieses Local jetzt nur zum gläsernen Faß; fabricirt man in London gläserne Gillets, warum sollten die Ofner nicht gläserne Fässer haben?

Vor einigen Tagen ist ein ergrauter Offizier gegen Mitternacht in die Josephstadt, wo sich seine Wohnung befindet, gegangen. — Die Nacht war so schön und einladend, daß der graue Krieger Schritt für Schritt sein Ziel verfolgte, die Blessuren seines rechten Beines nöthigten ihn auf den Stufen der Kirche, die nicht weit von seiner Wohnung entfernt ist, auszuruhen. Morpheus, der den kühlen Nächten hold ist, senkte seinen duftenden Mohnkranz auf das Haupt des greisen Helden, und ließ ihn so ein Stündchen die würzige angenehme kühle Luft genießen. — Als der Krieger neu gestärkt erwacht, fühlt er sich ganz besonders erfrischt. Wie er aber seine Schritte der Wohnung zulenkt, findet er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß er sich in Hemdärmel und ohne Rock befinde. — Fort war dieser sammt Brieftasche, Pfeife, Dose, Sacktuch und einem Pack für den Besitzer höchst wichtiger Schriften, doch auch der Thorschlüssel befand sich im Rocke. — „Wagram, Austerlitz und Bellealliance! welch ein Teufelsbraten hat sich unterstanden, mich so unverschämt zu plündern!" rief der alte Soldat im gerechten Zorne. — Da stürzen zwei junge Leute, bis aufs Hemd ausgezogen, aus einer Nebengasse und rufen um Hilfe, indem sie so eben von Gaunern ausgezogen wurden! — „Bomben und Granaten, Patrouille herbei!" rief der Krieger, doch die Patrouille hatte bereits die Buschklepper in ihrer Mitte, und der brave Soldat fand auf einer Bank hinter der Kirche seinen Rock mit allem Inhalt wieder. — Wahrscheinlich wurden die Diebe bei ihrem edlen Waidwerke durch die verfolgende Patrouille gestört, und so kam der wackere Krieger blos mit einer unangenehmen Überraschung davon. — Schreiber dieses erfuhr dieses Abenteuer aus dem Munde des edlen Veterans selbst.

Dlle. Henriette Carl hat das ungarische Theater, dessen erste Opernzierde sie war, verlassen, und wird einen Gastrollen-Cyclus auf der deutschen Bühne eröffnen. Wahre Kunstfreunde, die keiner besonderen Clique anhängen und das wahre Verdienst würdigen, freuen sich gewiß auf die herrlichen Genüsse. — Hr. Anton Bottari die Perle aus Guerras Circus, ist von Lemberg in Pesth eingetroffen und gedenkt nach Wien zu gehen, um bei der Gesellschaft der Mad. Laura de Bach, die diesen Herbst dort eintreffen soll, ein Engagement anzutreten. Hr. Bottari ist für jede Kunstreitergesellschaft eine brillante Acquisition.

Naturhistorisches.

(Über Elektricität.) Die Geschichte der elektrischen Entdeckungen von Priestley hat ein großes Interesse. Die Steigerung der Entdeckungen von der ersten Maschine an durch die Batterien bis zu dem Blitzableiter, die schnell auf einander folgten, hatte einen bis jetzt ungekannten Naturgeist heraufbeschworen. Man glaubte durch ihn allmächtige Wirkungen für das Leben und die Gesundheit des Menschen gefunden zu haben. So that man allerlei Kräuter in den Cylinder der Elektrisirmaschine hinein und meinte, ihnen durch Elektricität wunderbar heilende und ätherische Kräfte mittheilen zu können. Aber mit dieser Hoffnung ward auch ein großer Schrecken verbunden, welchen der erste Schlag einer Batterie verursachte. Professor Winkler zu Leipzig ward durch den Schlag vom

Fieber ergriffen; der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne; er glaubte eine finstere Macht heraufbeschworen zu haben, die den kühnen Frevler vernichten würde, und hätte seine Frau nicht mehr Muth gehabt, der selige Professor hätte diesen gefährlichen Geist nicht sobald wieder citirt. Hierauf trat Franklin mit seinen großartigen Experimenten hervor. Die Versuche, durch den elektrischen Drachen den Blitz herabzuleiten, wurden immer dreister. Das Experiment von de Romas, der es erlebte, daß ein Blitz seinen Drachen traf und längs der Schnur wenige Fuß vor dem kühnen Experimentator einschlug, diente nicht zur Warnung; man spielte keck mit der Zuleitung der Elektricität aus der Atmosphäre, selbst bei drohendem Gewitter. Professor Rühmann in Petersburg ward endlich das Opfer dieser Versuche. Er war mit einem Elektrefloy, welches an der Zuleitung befestigt war, während eines heranziehenden Gewitters beschäftigt, der Blitz fuhr herab und erschlug ihn.

(Seltener Traubenstock). In dem landwirthschaftlichen Garten zu Stuttgart befindet sich ein Traminer-Weinstock, an welchem 430 Stücke vollkommen reifblühte Traubenlämme gezählt wurden.

Tagsergebnisse.

(Eine Frau bekämpft einen Wolf.) Eine Gränzbewohnerin aus dem Wulmanicer Compagniebezirke, Sluiner Regimentes, weidet an dem Saume des Gebirgswaldes Petrera Chera eine Heerde Borstenvieh; da springt aus dem Dickicht plötzlich ein ungeheuer Wolf hervor, um ein Stück aus der Heerde als Beute fortzutragen. Als die Frau dieses gewahr wird, stürzt sie sich auf den Wolf, der nun seinerseits sich alsogleich gegen die Angreiferin wendet. Über eine halbe Stunde dauerte der Kampf, die Frau, welche schrecklich zerfleischt war, hatte das wüthende Unthier an der Gurgel erfaßt. Aber nun schwindet ihre Kraft, die Hände erlahmen, sie muß das sich unter ihr windende Ungeheuer frei lassen, sie sinkt ohnmächtig hin, und der Wolf? — der schlich, ebenfalls ermattet vom Kampfe, zurück ins Gebirge.

Nachrichten zufolge soll das Weib vor einigen Tagen das dortige Krankenhaus geheilt verlassen haben.

Frauenblätter.

(Frescoskizze aus dem Ehestandsleben.) Walter war ein pauvre diable, aber jung, liebenswürdig, hübsch, hatte er das Glück eine sogenannte gute Partie zu machen; nun ging sein Unglück erst recht an.

Die Eltern seiner Braut steuerten das Mädchen mit 80,000 fl. C. M. aus, was eben den fünften Theil ihres Vermögens betragen mochte, sind aber innig überzeugt, durch diese Mitgabe dem Glücke ihres Kindes ein enormes Opfer gebracht zu haben.

Die schöne Fanny, erzogen in einem Hause, das mit dem jährlichen Einkomen von 20,000 fl. geführt wurde, war an allerlei Dinge gewohnt, die wohl mit ihrer früheren Stellung im Einklange standen, aber in ihrer neuen Lage zu Differenzen Anlaß geben mußten, als da sind: ein Stadthaus, ein Landhaus, prächtige Wagen, pferde Pferde, elegante und zahlreiche Dienerschaft, glänzende Toilette und dergleichen Kleinigkeiten mehr. Weit entfernt in ihren Anforderungen einige Stufen herabzusteigen, trat sie in den Stand der Ehe nur in der Idee, noch mehre Stufen aufwärts zu klimmen.

Obwohl Fanny's zahlreiche Anbeter sie mit einem Engel, einer Sylphide, einer Fee verglichen, so besaß sie leider keine höhe Macht, als die der Himmel der sterblichen Natur verlieh, sie konnte aus einem Capitale von 18,000 fl. keine Rente von 20,000 fl. gewinnen.

Dieser Umstand stellte eine Schranke zwischen die Herzen der Neuvermälten, die nicht nur eine freundlichere Annäherung hinderte, sondern noch überdies Rückschritte der wechselseitigen Zuneigung veranlaßte.

Es ist schon hinreichend Einen Feind bekämpfen zu müssen, zumal, wenn dieser Feind ein Weib ist, Walter hat aber deren drei, worunter nur Ein Mann. Morgens kommt der Schwiegervater angerückt:

„Herr Sohn, ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen."

„Papa, ich bin ganz Ohr."

„Fanny war gestern bei mir, ihre Augen waren ganz roth, Herr Sohn."

„'s ist nicht meine Schuld."

„Allerdings ist es Ihre Schuld!"

„Wie so?"

„Sie sollten ihr nicht Ursache zum Weinen geben. Sie werden doch wahrlich nicht verlangen, daß eine junge Frau wie im Kloster leben soll?"

„Daran denke ich nicht im Entferntesten, ich schwöre es Ihnen."

„Und doch hinderten Sie Fanny zu Justizrath auf den Ball zu gehen."

„Im Gegentheil, Sie selbst schlug die Einladung aus."

„Natürlich, weil Sie ihr das neue Spitzenkleid versagten, das sie an diesem Abende zu zeigen Willens war."

„Papa, ich kann Ihnen nachweisen, daß mir die Toilette Ihrer Tochter seit 3 Wochen fünfzehnhundert Gulden kostet."

„Mir kostet! den Ausdruck finde ich bewundernswerth."

„Mein Herr!"

„Ei, zum Teufel, Herr Sohn, ich gab meine Tochter nicht deshalb einem Manne, der gar nichts besaß, mit einer Mitgift von 80,000 fl., um sie nur unglücklich zu sehen. Achtzigtausend Gulden und kein neues Spitzenkleid da steckt Etwas dahinter; mir scheint Sie spielen auf der Börse, Herr Sohn! Aber das will ich schon erfahren, verlassen Sie sich darauf!"

Abends ist die Tour an der Schwiegermama.

„Herr Sohn, was haben Sie denn meiner Tochter gethan?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Sie wissen es nicht? Gott, wie falsch doch die Männer sind! Nun gut, so will ich deutlicher sprechen. Warum versagen Sie dem armen Kinde einen Wagen?"

„Ich bin weit entfernt, so grausam zu sein. Habe ich es ihr nicht ausdrücklich gesagt, daß jederzeit, so oft sie es wünscht, eine Lohnkutsche zu ihrer Verfügung stehe!"

„Eine Lohnkutsche?! Wer wird heuttzuage noch in einem Miethwagen fahren? Wahrhaftig, Herr Sohn, so etwas kann nur Ihnen beifallen! — Eine Lohnkutsche! das ist schauderhaft, fürchterlich!"

„Erlauben Sie mir Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ein kluger Mann seine Ausgaben mit seinem Vermögen in's Verhältniß bringt."

„Sein Vermögen, was soll das heißen? Haben wir Sie nicht in eine Lage versetzt, unsere Tochter anständig in der Welt einzuführen? 80,000 fl. C. M. ist keine Kleinigkeit, Herr Sohn!"

„Mama!"

„Geben Sie Acht, Herr Sohn, ein Mann, der sich so beträgt wie Sie, gibt Anlaß zu dem Verdacht, daß er seine Frau nur deshalb Entbehrungen dulden lasse, um seinen Überfluß an Andere zu vergeuden."

Es ist leicht abzusehen, wie angenehm die tête-à-tête der beiden Gatten nach solchen Scenen sind.

Benefice-Anzeige.

Heute am 9. Juli findet im k. k. priv. Theater in der Josephstadt die Beneficevorstellung des Regisseurs Hrn. Eduard Weiß Statt. Es wird zu diesem Behufe gegeben: der Diamant Des Geisterkönigs, von Ferd. Raimund.

Die Heiterkeit welche dieses Zauberspiel, das sich längere Zeit nicht auf dem Repertoir unserer Volksbühnen befand, von jeher auf den Zuhörer ausübte, wie auch der Umstand, daß die bekannte Localsängerin Mad. Antonia Jäger aus Gefälligkeit für den Benefizianten mitwirkt, die Beliebtheit des Letzteren selbst, so wie auch, daß Hr. Pokorny Bedeutendes auf die Ausstattung dieses Stückes verwendete, bürgen für einen zahlreichen Besuch und einen genußreichen Theaterabend.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 83.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 11. Juli 1842.

Der Morgen des 8. Juli 1842.

Den tiefsinnigen Professoren: den Astronomen innerhalb und außerhalb Europas zugeeignet.

Wir sahen die sternenfunkelnde Nacht
Und der Morgenröthe hellleuchtende Pracht!
Hell strahlte das goldene, himmlische Licht,
Das siegreich durch brütende Nebel bricht
Und erzählte die Herrlichkeit Gottes.

Trübe Dämm'rung umflorte das glänzende Licht!
Traurig lagert sich's hin, wie vor Belsazar's Gesicht.
Es schwindet des Tages schimmernder Schein
Und nächtlich thaut's aus der Luft herein,
Mattes Dunkel umschleiert die Erde!

Mit schwarzen Schatten ringet das Licht.
Schwer senkt sich nieder der Stunde Gewicht.
Über die Erde hin legt sich — furchtbare Nacht.
Wir fühlen die ewig waltende Macht
Und schauten die Herrlichkeit Gottes!

Und wir athmen und — preisen das goldene Licht,
Das — mächtig durch kämpfende Sterne bricht!
Es fliehen die Schatten. Gelichtet die Nacht!
Weit leuchtet der Sonne hellstrahlende Pracht.
Verkündend die Herrlichkeit Gottes!

Der das Siebengestirn an den magischen Ring
Und die Erde frei in den Himmel hing;
Hoch in den Wolken führet ein strömendes Meer!
Und fährt auf dem brausenden Sturmwind einher:
Gelobt sey die Herrlichkeit Gottes!

Wenn die Säulen des Himmels erzittern vor Ihm,
Und Er redet im rollenden Donner;
Wenn das Veilchen blüht und die Grille singt;
Der Johanneswurm durch den Abend fliegt;
Die dürstende Erde ihren Regen trinkt;
Wenn der Ocean rauscht in der sturmvollen Nacht;
Das Alphorn glüht in der Morgenpracht;
Und die Mücke sich sonn't, seine Zeugenn der Macht:
Sie verkünden die Herrlichkeit Gottes!

Und erforschte mein Geist sein heilig' Gesetz,
Rechnet aus die unendlichen Hallen;
Und sprach die Natur majestätisch jetzt:
„Ich bestätige dir Zeichen und Zahlen!"
So neigt sich auch Herz und Seele vor Ihm!
Denn bei Nacht und Morgen ruht meine Hoffnung auf Ihm.
Erde und Himmel erzählt seine Ehre!

J. J. Hannusch.

Kritische Beleuchtung der am 8. Juli d. J. Statt gehabten Sonnenfinsterniß.

Humoristisches Kriterium
von
Fried. Stumpf.

Die Kritik, meine verehrten Leser, hat nun den höchsten Standpunct erreicht, und dieses hat sie nur mir zu verdanken; denn in dem Augenblicke, wo ich mich mit meiner Kritik bis zur Sonne erhebe, kann mir doch Niemand abläugnen, daß ich die Kritik auf den höchsten Standpunct gebracht habe; höchstens könnte es heißen: ich hätte mich verstiegen!

Daß die Kritik und Kritiker in so zweifelhaftem Ansehen stehen, mag nur sein, weil sie in ihrer Wirkung der Sonnenfinsterniß vollkommen gleichen; beide verdunkeln das, was früher im Lichte gestanden!

„Gewiß ein großartiges Schauspiel!" so erschallte es von jeglichem Munde; ich aber, meine verehrten Leser, behaupte selbe war ein Melodrama, denn an einigen Orten fand sie mit Musikbegleitung Statt. Ja ich möchte behaupten eine Sonnenfinsterniß gehöre in die Gattung der Ausstattungsstücke, denn nur diese ziehen eine Masse Publikum, das da staunend schaut und um's Verstehen sich nicht kümmert.

Da es jedoch bei allen Schauspiel-Kritiken Gebrauch ist, die Handlung des Stückes zu erzählen, so will ich auch die dieses Schauspieles anzuführen versuchen.

Des Mondes Ehegattin, die Sonne, ein feuriges, glühendes Weib, blickte schon lange mit liebenden Verlangen auf den Coloß, Erde herab. Ihr strahlendes Glutenauge schmolz endlich die starre Eisrinde, die das Herz des Colosses umfangen hielt, eine wohlthuende Wärme theilte sich seinem ganzen Körper mit; und der Saame der Liebe, den die Sonne in sein Herz gestreut, keimte und es entsproßen ihm der Liebe liebliche Blumen.

Doch um den Coloß in staunender Ehrfurcht zu ihren Füßen zu sehen, schmückt sie sich mit Aurorens Rubinen-Diadem, und der Morgen der Liebe war angebrochen. Da kehrte plötzlich ihr

Ehemann, der Mond, der treulos des reizendsten Weibes Ehebett verlassen, nach einer durchschwelgten Nacht mit bleichen Angesicht und düsterer Miene zurück, erblickt sie in ihrem Brautschmucke, wähnt Verrath, sieht sich schon mit Hörnern geschmückt, stürzt sich voll Wuth nun über sie, um sie ganz zu bedecken, sie zu verhindern, dem Coloß, Erde, je mehr einen liebevollen Blick zu spenden. Doch kaum glaubt er sie bedeckt zu haben, so erscheint sie in neuem Glanze und um so liebevoller strahlt ihr Auge dem Coloß, Erde. Da zieht sich der Mond, beschämt zurück mit der Lehre: Daß, wer ein feurig, liebevolles Weib vernachläßigt, dann, wenn sie einmal ihre Liebe einem anderen zugewendet, keine Gewalt die verlorne Liebe zurückbringen, keine Gewalt die neue Liebe unterdrücken kann! und das ist die moralische Tendenz des Schauspieles.

Die Hauptrollen nämlich: Sonne, Mond und Erde waren sichern Händen anvertraut und bis auf die Erde führten alle ihre Rolle mit Charakter durch. Die Erde schien jedoch ihre Rolle nicht vollkommen studirt zu haben, weßwegen sie derselben auch nicht die gehörige Färbung verlieh; und man wollte eine Ängstlichkeit bei ihr bemerkt haben, die ihr sonst nicht eigen.

Die Chöre waren ziemlich gut einstudirt, nur finde ich zu rügen, daß bei einem solchen Schauspiele so grelle Trinklieder eingelegt waren; auch die Wirthshaus-Scenen waren in zu lokalem Style behandelt.

Übrigens fand das Schauspiel durchgehends Beifall, und wurde von einem Theil des Publicums mit tiefer Rührung, von einem anderen Theile mit Applaus (!!!!?) aufgenommen.

Und nun erübrigt bei meinem Referate nichts mehr, als zu sagen, daß alle Plätze, von denen aus man einiger Massen das großartige Schauspiel betrachten konnte, sowohl von hohen als niedern Personen besetzt waren!

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

IV.

Lady Finehusk und die Nandl.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt es getroffen, gute Frau," antwortete Nandl, „mein seliger Vater war Sakristan in dieser Gegend und las uns nebst der Bibel auch aus anderen schönen Büchern vor. Schiller, Göthe, Mathisson, Bürger und viele andere Bücher lernte ich durch ihn kennen, und er selbst schrieb zuweilen recht rührende Geschichten auf. Nie aber durfte ich selbst lesen; so große Lust ich auch hatte; denn er pflegte zu sagen: du bist eine Bauerndirne, außer dem Gebetbuche hast du in keinem andern Buche zu lesen als in jenem der Natur und Häuslichkeit. Kurz vor seinem Tode verkaufte er die ganze Büchersammlung; mir ward so bange, als ob treue und biedere Freunde unser Haus verlassen hätten, nachdem der Bücherkasten fortgeschafft worden war."

„Und dein Geliebter war vielleicht auch ein Schriftsteller?" Mißtrauisch blickte Nandl auf Lady Finehusk; da sie aber keinen Spott in ihrem Antlitz entdecken konnte, so sprach sie: „Was fällt Euch ein? mein Michel führte die Holzart und nicht die Feder. War Euch das ein kräftiger Arm! Hui sauste es nieder auf den Baum, als ob der Blitz vom Himmel zuckte! Und wie er kletterte über Felsen und leichtes Geröll gleich dem besten Gemsenschützen! Auf steilen Anhöhen fällte er noch Holz, wohin sich kein anderer Bursche wagte und wo der jähe Abhang dem Fuße kaum einen sichern Standpunkt gewährte, und schleppte mit riesender Kraft die gefällten Stämme zu den Holzriesen hin, um sie im Winter hinabflötzen zu können. Dabei pfiff und sang er, daß es an den Bergwänden wiederhallte, oder dampfte sein Pfeifchen, während seine Axt rastlos auf- und niederflog."

„Dennoch kommt es mir etwas wunderlich vor, daß ein so feines Mädchen einen derben Holzknecht lieben konnte."

„Was wollt Ihr damit sagen," erwiederte Nandl mit erhöhter Stimme; „hier vor dem frischen Grabe wollt Ihr den schmähen, der mein Glück, meine Lebensfreude und den Kern meines Daseins mit sich in die finstere Grube nahm? O ich Thörin, ich Frevlerin, daß ich mit Euch schwatzen konnte, daß ich vergaß, Ihr könnt nicht fühlen gleich mir, nicht Mitleid haben mit mir! daß ich nicht gleich erkannte, Euch habe nur Neugierde und Langeweile hereingeführt in den stillen Friedhof." Ein heftiges Schluchzen bemächtigte sich des Mädchens, sie preßte ihr Tuch vor das Gesicht und wollte sich entfernen.

Beschämt und getroffen von der Rede der Trauernden, sah Lady Finehusk ihre Unzartheit ein und fühlte sich zu wirklicher Theilnahme an dem Geschicke Nandls angeregt. Sie faßte die Hand der Weinenden und hielt sie vom Fortgehen ab.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 7. Juli zum ersten Gastspiele der Mad. Dreßler-Pollert vom Stadttheater in Breslau Jessonda, große Oper in 3 Aufzügen von J. Gehe, in Musik gesetzt von L. Spohr.

Vielleicht sind den Lesern dieser Blätter eben jetzt bei dem Wiederbeginne der deutschen Opernvorstellungen auf unserem Hoftheater einige allgemeine Betrachtungen über den Zustand der deutschen Oper bei uns nicht unwillkommen. Gewiß ist es wichtig, neben den besonderen Schwierigkeiten der praktischen Leitung zuweilen auch die Größe und Wichtigkeit der zu lösenden Aufgabe und die allgemeinen Anforderungen der Kunst in das Gedächtniß der Kunstfreunde zurückzurufen. Die Bescheidenheit, das dankbar hinzunehmen, was die Umstände eben gestatten, ist allerdings die schönste Tugend eines jeden Theaterpublikums, insbesondere aber eines gebildeten, dessen Gemüth noch der schönsten und edelsten Eindrücke voll ist, welche zu erwecken eine gute deutsche Operngesellschaft fähig ist. Diese Bescheidenheit darf aber nicht hindern das Schöne nur schön, das Edle nur wünschenswerth, das Ausgezeichnete nur tüchtig zu finden und selbst die glänzende Leistung noch der Vollkommenheit und den Anforderungen eines geläuterten Kunstsinnes gegenüber einer genaueren Prüfung zu unterziehen.

Fassen wir das Übel unserer Tage, den empfindlichen Mangel an wahrhaft befriedigenden Gesammtleistungen ins Auge, so muß uns vor Allem das Stillestehen beim Alten, ein ewiges Wiederbringen erschöpfter und gänzlich ausgebeuteter Opern, ein Entbehren guter neuer Compositionen auffallen. Wir müssen daher auf den Schluß gerathen, daß es uns Deutschen dermalen entweder an fähigen Componisten im Fache der Oper,

oder diesen Componisten an einer tüchtigen Repräsentation und Unterstützung von Seite sämmtlicher Theaterdirectionen, vielleicht endlich an beiden fehlt! — Hier drängt sich mir die Bemerkung auf, daß die Oper ganz allein bei einer gewissen trotzigen Abgeschlossenheit auf wenige beglaubigte Namen beharrt, während alle übrigen Gattungen des Schauspiels dem angehenden Talente zugänglich, ein Abbild des herrschenden Zeitgeschmacks, eine Bildungsschule des Strebenden sind und in Novitäten wetteifern. Die Oper allein will, daß ihr Publikum immer wieder das Alte entzückend und einzig finde; ja während Drama und Lustspiel den fortschreitenden Ideen der Gegenwart freien Spielraum gewähren, will das lyrische Drama nicht blos stehen bleiben und dem Geschmacke seine Entwicklung, dem Zeitgeiste den Weg vertreten, sondern auch der Materie nach immer wieder nur das Alte bringen, je älter desto besser, je verlebter, desto classischer!

„Was," hör' ich einen Enthusiasten rufen, „wir sollen am Ende unsere gediegenen älteren Meisterwerke nicht mehr hören, wir sollen — —"

O Herr, so weit sind wir noch lange nicht; die Furcht, daß wir unsere älteren classischen Opern gar nicht mehr zu hören bekommen werden, ist ganz unnöthig! — Die Theaterdirectionen werden auf die Wünsche der classisch Gesinnten in dieser Beziehung immer ganz bereitwillig eingehen. — Erlauben Sie mir mich bescheidentlich anzufragen, warum Alles Neue, was Frankreich und Italien bietet, so bereitwillig aufgeführt wird, auch wenn es ganz und gar nicht classisch, sondern wie gewisse Pariser Novitäten ganz verwildert in Romantik, mit dreitausend Trompeten und Sechsundzwanzigpfündern instrumentirt, oder ein ganz undramatischer Galimathias von Melodien ohne allen Zusammenhang mit dem Texte wäre! und warum denn im Gegensatze aber die deutsche Oper ihre Nachkommenschaft gleich in der Wiege erstickt, gleich als ob die monstreusen Abkömmlinge dieses Geschlechtes die Generation mit völliger Entartung bedrohten?

Da vernahm ich eine saubere Antwort, meine Herren Collegen in Deutschland, da hören sie einmal, was der ökonomieverständige Leiter einer Bühne spricht:

„Die deutsche Oper gefällt überhaupt wenig, sie macht keine Casse. Die Deutschen schreiben für viele, viele Instrumente, aber wenig für Gesang. Sie wollen das Herz nicht erfreuen, und componiren ganz für den kalten Verstand; sie sind große Gelehrte und studieren viel, aber sie schreiben keinen Gesang. Ihnen gefällt nichts als Ausweichungen und traurige Molltonarten, wie ihre Dichter immer Herz und Schmerz reimen, so schließen ihre Musiken mit Seufzern. Sie haben immer den Tod vor Augen, und wenn ihnen eine Melodie einfällt, die allenfalls gefallen könnte, so zerreißen sie diese in viele, viele kleine Stücke und machen dazwischen große Dissonanz. Dem Publicum gefällt nicht die gelehrte Musik, und was dem Publikum nicht gefällt, das gefällt mir auch nicht." — So spricht jeder verständige und erfahrungsreiche Impresario, und wenn er nicht so spricht, so denkt er so.

Leider hat der Mann nicht so ganz Unrecht, wie er billigerweise haben sollte. Wenigstens hat die Erfahrung seine Äußerungen zuweilen bitter bestätigt, und wir können ihn nicht anders widerlegen als eben durch die Leistung. Daß dies aber nicht so leicht geschehen wird, darauf können Sie gefaßt sein. — Die Ursachen liegen am Tage!

Erstens wird ganz selten eine neue deutsche Composition aufgeführt, geschieht es aber, daß ein Componist, was das echte Talent nie thun wird, die Aufführung einer Oper durchsetzt, so ist diese Aufführung dann sicher nicht von der Art, daß sie das Werk in seiner künstlerischen Kraft und Eigenthümlichkeit zur Anschauung brachte.

Die deutsche Oper verlangt vor Allem schöne, zum Herzen sprechende Stimmen und gutes Spiel! — Wir wissen Alle, wie selten beide geworden sind.

Ich will Ihnen vor Allem meine Ansicht mittheilen, aus welchem Grunde wir in den letzten Decennien so geringen Nachwuchs an schönen Stimmen hatten. Ich glaube, durch die Verminderung des Chores. — Einst glaubte man eine große Oper nicht würdig darstellen zu können ohne einen Chor von 80 Individuen, jetzt begnügt man sich schon mit einer geringeren Anzahl. Man hört daher jetzt keinen Chor mehr, der eine tüchtige einige Masse bildete, man nimmt jede einzelne dieser oft mangelhaften unreinen, unedlen und dünnen Stimmen deutlich aus, kein Chor greift mehr mit gehöriger compacter Kraft durch und die Forte's und Piano's hören sich häufig gleich schlecht an. Selbst die Volksbühnen unterhielten einst einen sehr respectablen Chor, jetzt bringen sie kein gutes Männerquartett mehr zusammen, ja kein leidliches, kein erträgliches. Früher hatten wir häufig zwei Opernbühnen, deren Wetteifer einander überbot, jede bildete und unterstützte ihre Eleven, jede entwickelte junge Talente in der Hoffnung einstigen Gewinnes. — Jetzt gehen unsere jungen Eleven durch, sobald sie flügge geworden, und man muß froh sein sie später wieder gewinnen zu können, und zu ihrem Undank ein Auge zudrücken. — Wir haben die Pflanzschule nicht mehr, die einst in Wien bestand; denn der unentgeltliche Unterricht, ohne Aussicht auf eine baldige Unterkunft, ist nicht Aufmunterung genug. Ich kann irren, wenn es Ihnen so scheint, so bin ich bereit mich eines Besseren überzeugen zu lassen.

Was nun das Spiel anbelangt, welches die deutsche Oper verlangt, die ja zum Gegensatze von jeder andern eine dramatische, charakteristische heißt, so ist es ja unmöglich, daß Künstler, die des Spieles nicht bedürfen, um die herrlichsten Engagement zu finden, die, wenn sie kaum eine Arie nothdürftig und maschinenmäßig singen, sich doch noch als die Besten ihres Faches fühlen, weil ihnen ein Paar angenehme Töne in der Kehle gewachsen sind, sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgeben. — Zudem werden unsere Sänger alle nach italienischer Methode geschult, das Bischen, was sie Gewalt haben über ihre Stimme, ist italienischer Zierrath, sie wissen, daß die deutsche Oper doch eigentlich wieder nur eine Wiederholung der italienischen, eine Livreeträgerin der französischen ist; sie wissen, daß sich das Publikum jedenfalls mit ihrer Bildung begnügt, sie haben auch ohne Spiel und Charakteristik immer gefallen, und da sollten sie studiren, sollten an ihre Mängel denken? — — Aber da spricht schon wider mein verständiger, kunstsinniger Theaterdirector.

„Meine Künstler sind vortrefflich! Ich versichere, daß ich in ganz Deutschland keine besseren finde! — Sie haben göttliche Stimmen, spielen unübertrefflich und gefallen dem Publikum in allen guten Opern bis zur Raserei! Immer hör' ich: Bravo, bravo, bravo! rufen, und applaudiren unendlich und stoßen mit den Stöcken! Gefallen meine Künstler in Mozart und Rossini, Bellini und Donizetti, Mayerbeer und Beethoven, so müssen das schlechte Opern sein, in denen sie nicht gefallen!" —

Musik, besonders charaktervolle, tiefe, wird aber leider nicht immer so gleich verstanden! Wir machen täglich die Erfahrung, daß Melodien, welche dem Publikum hundert Male vorgesungen werden, am tiefsten eingreifen, jede neue Oper schwankt bei ihrer ersten Aufführung, wie uns Fidelio, Don Juan, der Freischütz, Robert der Teufel, das Nachtlager in Granada, bestätigten. Und die hier genannten Opern waren doch alle bei ihrer ersten Production gleich von großen, glänzenden Namen vertreten! Immer wird sich ein Kunstwerk leichter Bahn brechen, welches schon in voraus anerkannt ist als ein Erstlingswerk, als der, wenn gleich gelungene, Versuch eines talentvollen Anfängers.

Der deutsche Operncomponist bedarf daher seiner besonderen Lage, seines eigenthümlichen Verhältnisses, dem nur ihn treffenden Vorurtheile gegenüber, einer in allen Theilen entsprechenden charakteristischen Aufführung, guter Stimmen und eines tüchtigen Spieles. Er, der dem dramatischen Elemente alles Übrige aufopfert, muß, um nicht gänzlich unverstanden zu bleiben, eben in einer Beziehung tüchtig repräsentirt werden, in welcher die deutschen Sänger in der Regel am wenigsten leisten!

Meiner Ansicht nach entspringt daher der Mangel an guten Novitäten im Fache der deutschen Oper größtentheils aus dem Mangel tüchtiger Repräsentanten auf der Bühne, und eines angemessenen Ersatzes für ihre allmälig alternden besseren Kräfte!

Unter solchen Umständen sind freilich gute ältere Werke die einzige Zuflucht der Opernbühne, und die Aufführungen neuer deutscher Tondichtungen wahre Wagnisse.

Ist es aber auch dem Interesse der Kunst und des Publikums angemessen, wenn dieser Stand der Dinge ein bleibender wird? — Hat die fortschreitende Bildung, das Interesse für nationale Kunst und der Trieb für das Bessere und Wahre kein Wort in dieser Angelegenheit mitzusprechen?

Doch lassen wir die frommen Wünsche für eine Wiedergeburt des deut-

schen Schöpfergeistes, für die Wiederbelebung eines edlen Wettstreites des großen deutschen Musikgenius mit Frankreich und Italien gänzlich bei Seite, nehmen wir an, wir wollten uns, zufrieden und begnüglich wie wir sind, auf unsere Lorbern schlafen legen. Wir hatten einen Mozart, wir haben ihn noch, der Geist Beethoven's macht noch alle zehn Jahre seine nächtliche Runde, wir geben Don Juan und Zauberflöte, Jessonda und Fidelio, und dann geben wir Fidelio und Jessonda, Zauberflöte und Don Juan. — Es ist doch immer viel Abwechslung dabei. Die Sache wird darum freilich nicht besser; das Interesse der Mittelklasse an der Oper wird auf diesem Wege zwar jeden Tag geringer werden, was liegt aber daran, wenn wir die Classicität der deutschen Oper demüthig in Ehren halten!

Doch jetzt zur Aufführung der Jessonda, der ich heute beiwohnte, und die mir nur den lebhaftesten Wunsch für eine größere Präcision, eine tüchtigere, ernstere Behandlung der deutschen Oper überhaupt einflößen konnte. Hr. Draxler erschien als ein ganz befähigter Repräsentant seiner Rolle. Hr. Erl ließ in Vortrag und Spiel viel zu wünschen übrig, um von der mangelhaften Ausbildung seiner Stimme, die ihm am Herzen zu liegen scheint, zu schweigen. Dlle. Kern war jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung, die Schönheit und Frische ihrer Stimme, die einfache Wahrheit ihres Ausdruckes entschädigten vielfältig für den Abgang einer tüchtigen Schule. Der Gast entsprach nur stellenweise. Die Chöre waren etwas dünn, und das Orchester nicht immer von bestem Einklang mit ihnen. Die hohen Töne des weiblichen Chores klangen einige Male unrein.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag am 8. July, zum ersten Male: Marquis Kappenstiefel, oder das Mädchen aus dem Thale. Local Posse mit Gesang in 3 Akten von Carl Haffner. Musik von Hrn. Kapellmeister Adolph Müller. Paul de Kock ist ein zu bekannter Schriftsteller, viele haben gewiß seine „soeur Anne" gelesen, und diese kennen auch die Handlung dieser Posse. Ja, so ist es leicht, Localstücke zu schreiben, man nimmt von einem fremden Schriftsteller die Handlung, den Situationswitz, den Dialog, rührt eigenen sentimentalen Brei und locale, schreiende Farben hinein, läßt Alles in's Stocken gerathen, und das Ganze ist fertig. Gut, man soll fremden Stoff tragen, wenn man nicht selbst genug Erfindungsgabe besitzt; aber dann ist es billig, die fremde Fabrik zu nennen, besonders dann, wenn man den Stoff ganz verschnitten.

Ist es denn so schwer, einen Stoff selbst zu erfinden? Ihr Localdichter, blicket, bevor ihr schreiben wollt, nicht auf die Bühne, geht aus den beengenden Mauern hinaus ins Leben, beschaut es nicht mit einer fremden Brille, hundert originelle Gestalten werden euch begegnen, denen ihr nur nachzugehen braucht, um sie auch als eigenthümliche Charaktere kennen zu lernen, das Leben bietet euch die schönste Staffage, die buntesten Scenen, die herrlichsten Gruppen, durch das Leben geht auch die Poesie, die ihr aber nur kennen müßt. Die Schwester Anne, wie man sie hier sieht, ist unnatürlich; durch die Zuthat des Verfassers fehlen die Motive ihrer Liebe zu dem jungen Sprinzinsfeld, die im Romane vorhanden sind. Der Baum der Handlung, der im Roman frei mit seinen Ästen und Zweigen sich ausbreiten kann, wird hier an das Spalier eines Bürgerhauses gezwungen, die Äste werden mühsam durch Latten gezogen; viele brechen, andere verdorren. Blätter haben wenige, Früchte keine, der Baum ist nicht mehr lebensgrün, wenn er auch mit Thränenregen begossen wird. Das Stück erhielt stellenweise Beifall, und das verdankt es nebst dem angeführten Grunde dem meisterhaften Spiele der Darsteller. Hr. Direktor Carl gab die Titelrolle mit frischer Lebendigkeit, mit hinreißendem Humor, Hr. Scholz war als Haushofmeister Lampl wieder — klassisch. Hr. Uber spielte die parodirende Rolle des Schauspieldirektors Hochtrab höchst komisch, Dlle. Jaritz das stumme Blumenmädchen mit Gefühlsinnigkeit, ihre Mimik war ganz den Gemüthsstimmungen angemessen, wahr. Auch Hr. Gämmerler als Julius spielte gut wie auch die HH. Schaffer, Grois, Hopp und Dlle. Condornssi. Die Musik ist schön. Der Verfasser wurde gerufen. Der Besuch war sehr zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Vorgestern den 9. d. M. zum Vortheile des Regisseurs Eduard Weiß: Der Diamant des Geisterkönigs, Zauberspiel in zwei Acten von weil. Ferdinand Raimund. Musik von Hrn. Professor Drechsler; Tänze und Gruppirungen von der Balletmeisterinn Mad. Jos. Weiß; die neuen Dekorationen von Hrn. Jachimovitz, das Kostüme neu. — Mad. Jäger in der Rolle der Mariandl als Gast.

Dieses Zauberspiel ist eine der heiteren Schöpfungen des großen Volksdichters, und fast in keinem seiner übrigen Werke gelang es ihm so vollkommen, den jovialen, kernigen Character seines Volkes und Landes so treu wiederzugeben, wie in diesem. Das entzückende Märchen von tausend und einer Nacht, dem Raimund den Stoff zu diesem Diamant des Zauberkönigs entnahm, hätte keinen bessern Dollmetsch finden können, um in das Blut der Nation zu dringen. Darum war auch beim Erscheinen dieses Zauberspieles der Zudrang und Beifall des Publicums so ungeheuer, und darum sieht man auch jetzt, nachdem der Verfasser desselben schon einige Jahre heimgegangen, diesen Prototyp der rossigen Laune und des echten Nationalhumors noch gerne. Wie gemüthlich und verständlich ist aber auch die Musik zu diesem Diamant, hier haben sich Dichter und Compositeur verstanden, und was der eine gedacht, hat der andere durch einfache, melodische Töne versinnlicht. Das ist wahre Volksmusik, ungeziert und verständlich. — Wir dürfen Hrn. Weiß zur Wahl dieses Zauberspieles Glück wünschen, und da auch die Direction keine Kosten scheute, um diesen Diamant unserer Volkspoesie so glänzend als möglich auszustatten, da Hr. Jachimovits mehre neue Decorationen lieferte, von denen besonders der Feuerberg und der Pallast des Geisterkönigs sehr schön sind, da Mad. Jos. Weiß uns durch einige neue Tänze überraschte, so war es nicht anders möglich, als daß diese Perle des echten Wienerhumors den lautesten Anklang in den empfänglichen Gemüthern fand, und daß Jedermann gerne den Worten seines lieben Raimund lauschte. — Gespielt wurde vorzüglich, namentlich hatte Hr. Weiß als Florian Waschblau Gelegenheit, uns seine Virtuosität in Auffassung von derlei Rollen in das hellste Licht zu stellen, und wenn wir auch im zweiten Acte etwas mehr Mäßigung gewünscht hätten, so entschädigte uns doch die biedere, treue Dienerseele Florian durch viele andere gelungene Stellen. Mad. Jäger, eine der Repräsentaninnen echtem Volkscharacters, trat als Mariandl wieder vor uns, und der stürmische Beifall mit dem sie empfangen wurde, lieferte ihr den Beweis, daß sie noch viele Verehrer zähle. — Gerufen wurden alle: Mad. Jäger, Hr. Weiß, Mad. Weiß; Hr. Jachimovits; die kleine Leinfitt, so wie auch die kleine Häusler für Ausführung eines allerliebsten Tanzes, zu verschiedenen Malen. — Die Hrn Buel und Arbesser, so wie Dlle. Höfer und Grafenberg sind lobend zu erwähnen. Das Haus war voll, und Se. k. Hoheit der durchlauchtigste Hr. Erzherzog Franz beehrten die Vorstellung mit Ihrer hohen Gegenwart.

Omnibus.

(Asiatische Sitte.) In einer Gesellschaft erzählte ein berühmter Reisender, daß es in einem Reiche Asiens zu den Pflichten der Gastfreundschaft gehöre, daß der Herr des Hauses jenes Möbel, oder jenen Gegenstand, welchen ein Gast besonders lobt, diesem sogleich zum Geschenke mache. O, rief ein eben anwesender Ehemann seiner Gattin zu, die aller Orten, nur nicht zu Hause, höchst liebenswürdig war, dahin reisen wir mein Engel!

(Seltsamer Begriff von der Hölle.) Die Chaymas-Indianer, welche keinen andern Winter kennen, als die Regenzeit, halten dafür die Hölle der weißen Menschen müsse ein Ort seyn, wo die Bösen von fortwährenden Regengüssen überschüttet würden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 84.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 13. Juli 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

IV.

Lady Finehusk und die Nandl.

(Fortsetzung.)

»Sei nicht unwirsch gutes Mädchen,« begann die Lady, „sieh' wir sind von einander so verschieden in Land, Stand, Geburt, Sprache und Erziehung, daß du es mir verzeihen darfst, wenn ich zuweilen auf einen Seitenweg gerathe. Du bist jetzt wahrscheinlich allein und ohne Schutz; Ischl wird dir ein verhaßter Ort sein, da er dir grausam dein Theuerstes auf Erden entriß, in dir wohnt ein klarer Geist, der einer schönen Bildung fähig ist; wenn du willst, so biete ich dir als meine Gesellschafterin ein sorgenfreies und vergnügliches Leben. Du reisest mit mir nach England, ich lasse dich in Musik, Malerei, in mehren Sprachen und Wissenschaften unterrichten und werfe dir ein ansehnliches Monatgeld aus, du vergissest deinen Schmerz und bist in kurzer Zeit ein heiteres, feingebildetes Mädchen.“

Nandl schaute wieder mit forschendem Blicke in das Antlitz der Engländerin, dann senkte sie ihr Auge zu dem Erdhügel über ihren untergesunkenen Geliebten und sprach mit mitleidvollem Tone: „O ihr armen Reichen, deren Herz unter dem Hammer des lauten Lebens verhärtet wie das weiche Roheisen in unseren Pochwerken! die ihr mit den Gefühlen spielet wie ein strenger Gutsherr mit seinen Bauern, daß ihr doch Alle diesen Glauben hegt: Geld und Zerstreuung könne Alles Unebene gleich machen. Meine Liebe ist mein Leben! Sünde wäre es, nur die leiseste Absicht zu hegen das Andenken an sie ersticken zu wollen. Mein Schmerz wird mein Tod sein! Dieses fühle ich in dem fieberhaften Glühen und Zucken, das meinen Körper durchwühlt, aber nie werde ich ihm entfliehen. Nicht verhaßt ist mir Ischl in meinem Gram, es ist mir nur noch theurer geworden, da es seine Hülle umschließt, und nimmer will ich über die Gemeindegränze treten, so lange ich athme.“

Lady Finehusk wollte das Wort nehmen, doch Nandl winkte ihr Stillschweigen zu; in unwillkürlichem Gehorsam schloß sich der Mund der Fremden, denn sie begann sich fast zu fürchten vor dem Landmädchen, welches eine ihr ungewohnte, freie Sprache führte, öfter so starr und durchdringend die Augen auf ihr oder anderen Gegenständen haften und wieder unstät umherrollen ließ, daß sie darin Spuren eines anbrechenden Wahnsinnes zu erkennen glaubte. Nandl ergriff hastig die Hand der Lady und sagte: »Kommt, setzen wir uns ein Wenig neben das Grab meines Michels; ich will Euch unsere Geschichte erzählen, und wenn Ihr dann noch der Meinung seid, daß ich je wieder ein heiteres Mädchen werde, so ziehe ich morgen schon mit Euch nach England.“ Während sie dieses sprach, zog Nandl die Lady ziemlich gewaltsam zu sich auf den Grasboden nieder, trocknete sich die Thränen und hob an mit einem tiefen Seufzer:

„Vier Jahre sind es ungefähr, als ich auf der Ziemitz, jenem hohen Berge, der sich dort aufthürmt und mit seinem dunklen Haupte uns anblickt, herumkletterte, nach Alpenkräutern suchend für meine gute Mutter, die seit längerer Zeit an einem Brustübel litt. Ihr werdet wohl nie da oben gewesen sein, denn Euer Fuß wäre zu zart auf dem steinigen Pfade auszudauern, und mit Schuhen auf den abschüssigen und haltlosen Steigen zu wandeln, ist kaum möglich. Die heilsamen Kräuter wachsen nicht auf den leicht zugänglichen und offenen Stellen, sondern müssen gleich der Tugend und Frömmigkeit mit Mühe und Sorgfalt errungen werden. Ich hatte schon ein ziemlich großes Büschel beisammen und will den schmalen Steig, der an einer tiefen Kluft vorüberführt, herabsteigen, als von dem Knall eines Schusses erschüttert, sich über meinem Haupte ein Felsstück loslöst und herabwälzt. Ich werde betäubt, als ich den Block in starken Sprüngen wie ein gieriges Raubthier gerade auf mich losstürzen sehe, und weiß nicht wohin ich mich retten soll. Zu meiner Linken die furchtbare Kluft, zu meiner Rechten eine Felsenwand, die zu glatt und hoch war, um sie erklettern zu können. Unfähig vor Entsetzen ein Glied zu rühren, bleibe ich wie ein Bildsäule stehen und starre das todtbringende Gestein an. Doch in demselben Augenblicke, als mich seine Last zerschmettert hätte, fühlte ich mich von rückwärts erfaßt und in die Kluft gewaltsam hinabgezogen; das Felsstück sprang oben auf dem Pfade noch eine Strecke fort, prallte dann an der Wand ab und stürzte endlich mit donnerndem Gepolter tief in den Abgrund. Als das Echo seines Falles verklungen war, erwachte ich wieder zum Bewußtsein. Ich finde mich auf der schmalen Oberfläche eines hervorragenden Steines, festgehalten von den nervigen Armen eines mir bekannten Holzknechtes, dessen Fuß hart an dem Rande des Felsens sich anstemmt. Ich will mich vorerst aus seinen Armen losmachen, aber er spricht mit besorgter Stimme: „Ich bitt' dich Nandl, rühr' dich nicht, sonst sind wir beide dennoch verloren, und zum zweiten Male würde unsere liebe Frau uns vielleicht nimmer beschützen.“ Ich schaue den Redenden erstaunt an, folge jedoch seiner Bitte, den der Raum, worauf wir stehen, ist so klein, daß Eines das Andere leicht hinunterstoßen könnte. Behutsam klettert der Holzknecht zu dem Pfade hinauf, zieht mich mit kräftigen Händen zu sich empor und führt mich eilig weiter, indem er besorgt, daß ich in meiner Betäubung von heftigem

Schwindel ergriffen werden könnte. Dieſes Alles geſchah in kürzerer Zeit, als ich es Euch erzähle, und wir gelangten bald auf eine kleine Alpentrift, wo ich mich auf dem weichen Rasenboden niederließ um mich vollends zu erholen. Während ich ausruhte, ſchritt der Holzknecht mit entzückten Mienen auf und ab, indem er zuweilen einen Blick auf mich warf und ſodann ſeine Hände wie zum Dankgebete gegen Himmel erhob. Als ich mich gänzlich erholt hatte, ſprang ich empor und lief auf den Holzknecht zu, dem ich die Hände ſchüttelte und einen Kuß voll warmer Dankbarkeit auf die Lippen drückte, indem ich ſprach: „Michel, das werd' ich dir nie vergeſſen!“ Der Holzknecht war ſichtbar überraſcht und entzückt über meine Dankbezeigung, denn er preßte heftig meine Hand und ſagte mit einem Blicke und einem Tone, an den ich mich ſtets erinnern werde: »Nandl, wenn ich für dich nur ſterben könnte!“ Mich ergriff es auf eigenthümliche Weiſe, ich beeilte mich hinwegzukommen aus dieſen geheimnißvollen Höhen und bat meinen Retter mich zu begleiten und mir zu erzählen, wie er hieher gekommen ſei, da doch ſein Geſchäft ihn nicht ſo hoch, ſondern auf ſeitwärts und niedriger gelegene Wälder hätte führen ſollen.“

»Es hat mich ganz gewiß,“ hob Michel an, »unſere liebe Frau hieher geführt und auf die ſeltſamſte Weiſe. Ich ſtieg wie gewöhnlich auf, um meinem Geſchäfte nachzugehen, doch verfehlte ich den Weg nach dem Walde, in welchem ich ſeit mehren Wochen arbeite. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden ſoll, und, obgleich ich jeden Steig dieſes Gebirges ſo genau kenne, wie jeden Winkel in meinem Zimmer, ſo iſt mir doch alles plötzlich ſo unbekannt, als ob ich mein Lebetag nie auf der Ziemitz geweſen wäre. Ich irre ſtundenlang umher, den rechten Pfad vergeblich ſuchend und klettere immer höher empor, indeß eine unerklärliche Beklemmung mich gefangen hält. Plötzlich ſchreckt mich der Schuß eines Gemſenjägers auf, ich ſchwinge mich über ein vorſtehendes Geſtein und befinde mich bei dem Pfade, den du gingſt. Ich ſehe die Gefahr, in welcher du ſchwebſt; da zuckt es wie ein heller, roſenlichter Blitz durch meine Bruſt, ich weiß, warum ich mich verſteigen mußte. Ich ſtürze auf dich los, ergreife dich und ſpringe mit dir auf's Gerathewohl in den Abgrund, denn mich hieß eine innere Macht, ſo zu handeln. Ein Stoßgebetlein hatte ich, faſt ohne daß ich es wußte, zu unſerer lieben Frau hinaufgeſchickt und mein Fuß ſchwankte nicht von dem erſchütternden Sprunge, ſondern haftete auf der ſchmalen Oberfläche des Steines ſo feſt, als ob er plötzlich Wurzel gefaßt hätte. Das rollende Felsſtück kollerte über uns hinweg und ſo rettete ich dein junges Leben.“

»Ich ſah den Holzknecht mit thränenden Augen an und konnte vor tiefer Bewegung nur wieder die Worte ſagen: „Michel, das werde ich dir nie vergeſſen!“

„Nicht?“ entgegnete der Holzknecht und ſah mich mit ſeinen dunkeln Augenpaar bedeutſam an. „Könnteſt du dem Michel gut ſein,“ fuhr er fort, „ſo recht von ganzem Herzen? Weißt, Nandl, ich hab' nur einen einzigen Wunſch und darin liegt mein ganzes Glück: ich möcht' mit dir leben oder für dich ſterben können.“

»Ich erwiederte nichts, und wendete meine Blicke ſeitwärts nach einer aufragenden Felſenſpitze.“

„Schau, Nandl,“ ſagte der Holzknecht, indem er meine Hand ergriff, „du haſt es gewiß ſchon bemerkt, daß ich gern zu dir fenſterln gegangen wär', aber du biſt die Einzige im Ort, die am Abend nicht bei der Thüre ſteht oder beim Fenſter herausſchaut. Obwohl mir das oft ſchwer auf's Herz gefallen iſt, ſo war's mir doch wieder recht, denn ich hab' gewußt, du bringſt deine Zeit eſſer zu, als mit Plaudern und Gaffen.“

(Fortſetzung folgt.)

Mehreres über den Schneeberg in Unter-Oeſterreich und ſeine Umgebung.

Von Johann Reaux.

(Fortſetzung.)

Nicht minder einträgreich iſt dabei das Heer unſerer Botaniker, die über jene Stellen, wo wirklich die Natur das gänzliche Gedeihen und den Wachsthum der Pflanzenwelt befördert, gleich einer Heuſchreckenwolke herfallen, und ſie rückſichtlos ausbeuten. Sogar bei dem ſchönen Geſchlechte iſt es Mode geworden, auf dieſen Alpenhöhen ſich mit Botaniſir-Büchſen und Botaniſir-Mappen, mit ſchneidenden und grabenden Inſtrumenten einzufinden. Andere dagegen plündern die Flora, um nur Alpenkränze als Zeugen ihrer Wanderung nach Hauſe zu bringen. Aber die ſchlimmſten Feinde bleiben die Pſeudobotaniker; Menſchen, die eigentlich keine Botaniker ſind, und nur aus Habſucht und um Geld für eigentliche Botaniker, hier ein faſt frevelhaftes Sammelamt ausüben. Es wäre zu wünſchen, daß dem ſchädlichen Treiben dieſer Rückſichtsloſen durch irgend ein Geſetz Einhalt gethan werden könnte.

Für Botaniker dürften hier als vorzügliche Pflanzenſtandörter der Flora des Schneeberges und ſeiner Umgebung noch angeführet werden können: Der Rohrbachergraben, der ſich zwiſchen dem Hengſt und Gahns heraufzieht. Die Kaltenwaſſer-Alpenwieſen. Der Warenriegel. Die Umgebung des Kothbrünnchens. Der Bärenſteig. Der Ochſenboden. Der Schneegraben. Der Saugraben, und die benachbarte Frohnbachwand-Wieſe, die ſich beide in das Höllenthal hinunterziehen. Der Gamswechſel, und mehr abwärts der Hirſchgraben. Ferners die Partien des Krummholzes, welche ſich zwiſchen den Mitterberg und Warenriegel herumziehen. Die Wege zum Kaiſerſtein, und auf den einſtens mehr beſchwerlich zu beſteigenden Königſtein, welche beide Steige zum Alpengipfel führen. Die Umgebung der Bockgrube; beſonders der Kuhſchneeberg.

Anſtrengenderer Art ſind die Wege über die Schönleiten durch den Wald nach Reichenau, und zwar über den Klaffelſteig durch den Roßgraben der ſogenannten Schildkröte zu; einer feuchten Trieſtenebene, nächſt welcher die ſogenannte Goldlucke liegt, eine Kluft, die nach dem Kaiſerbrunnen führt. Die Nachbarſchaft des Nebellockes nächſt der Frohnbacherwand. Der Sauſtein, ein Felſenblock an der Schneegrube. Die Umgebung des Windloches. Die Tränkwieſe u. ſ. w. Vieles davon wird der eifrige Forſcher ſchon im Buchbergerthale, am Himmberge mit dem Rameikogel in Verbindung, in der Thalſchlucht der Siering gegen den Oller zu, am Göſtingberg, am Scheber, an den Felſenpartien nächſt den Hühnerbühel, in der Umgebung des Maumau oder St. Sebaſtian-Waſſerfalles, und der unweit Grünbach befindlichen Alleinjahöhle, finden. Ferners in der Umgebung von Gutenſtein; in den Felſenſchluchten und Partien der Steinapieſſing, Kloſterthal, Kloſterberg mit ſeinen pittoresken Waldungen, in dem Zellerbacherthal, durch welches ein Weg nach Rohr führt. In dem Neßelgraben. Im Umkreiſe der Schlüſſelwand unweit des Stritzelberges, einer Voralpe des Kuhſchneeberges. Auf der Fadenwieſe, auf den Wege von hier, nach Buchberg. In der Umgebung der ſogenannten luckenden Wand (dieſe Stelle beſitzt noch jetzt eine reiche Auswahl von Pflanzen.) An der ſogenannten Langſeite, unweit der Maumauwieſe, einem Abhange eines felſigen Berges gegen das Buchbergerthal.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Samstag, am 9. Juli gastirte Hr. Kunst zum zweiten Male als Wallenfeld im Spieler. Wäre Hrn. Kunst's Darstellung weniger berechnet, mehr aus einem Guße, ohne all' die Declamationsschnörkel, die dem Gefühle Eintrag thun, so könnte man sie eine ausgezeichnete nennen. Hr. Kunst hat die schönsten Behelfe zum Schauspieler, er pocht aber auf diese zu viel, arbeitet auf den Effect zu stark hin, überbietet sich, und wird dann unwahr. Das sind die Fehler, er hat aber auch viele Vorzüge, die ihnen die Schale halten. Die übrige Besetzung der Rolle war wider Erwartung ausgezeichnet; Hr. Brose gab den Geheimrath sehr gelungen, Hr. Hesse als Lieutenant Stern spielte mit Wahrheit und Gefühl, die Rolle des Rectors Berger fand in Hrn. Strampfer einen tüchtigen Darsteller, Hrn. Blum gelang das Tückische, Schleichende, Unmenschliche des Hrn. von Posert gut, Mad. Frieb-Blumauer war ganz die hingebende, unglücklich liebende Marie, wie sie Iffland etwas grell schildert. Auch die HH. Rud. Maier und Kemetner waren an ihrem Platze. Das Haus war besucht.

Künstlerischer Wegweiser.

(Ein Bild vom Untergang des „Präsident.") Der rühmlich bekannte Maler Aschenbach in Düsseldorf hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, den Untergang dieses Schiffes durch seinen Pinsel zur Veranschaulichung zu bringen. Er hat den Moment gewählt, in welchem der „Präsident" sammt seiner Bemannung durch einen heranstürzenden Eisberg erdrückt und in den Abgrund des Meeres versenkt wird.

Die Krystallisation und Farbenpracht der kolossalen Eismassen, ihre Spieglungen in dem Gewässer soll einen schauerlichen Eindruck auf den Beschauer hervorbringen, der durch den Contrast, welchen die mannigfaltigen Gruppen der unglücklichen rettungslosen Passagiere und Matrosen herbeiführt, auf das Höchste gereizert sein soll.

Ohne Zweifel werden auch wir in Kurzem eine Copie dieses schätzbaren Gemäldes von einem tüchtigen Meister lithographirt zu Gesichte bekommen.

(Professor Bendemann) in Dresden dessen Augenübel sich seit längerer Zeit um ein Bedeutendes verschlimmerte, sah sich veranlaßt seine Professur an der Malerakademie niederzulegen, welcher Verlust eine allgemeine Betrübniß unter seinen Schülern und den Besuchern dieser Anstalt verbreitete.

(Lafarge in der Kunstwelt.) Für die letzte Kunstausstellung in Paris wurden nicht weniger als dreißig Gemälde, Scenen aus dem Leben dieser berüchtigten Giftmischerin darstellend, eingereicht. Die Jury hat jedoch sämmtliche Bilder aus Rücksicht für die öffentliche Moral zurückgewiesen.

(Aufnahme alter Gebäude am Rhein.) C. W. Schmidt aus Trier hat es unternommen, die alterthümlichen und historisch interessanten Gebäude am Rhein und an der Mosel, die theils durch ihr Alter, theils durch Vernachlässigung ihrer Eigner immer mehr zu Ruinen verfallen, aufzunehmen, um mindestens Grund und Aufriß der Nachwelt zu bewahren. Ein schönes und rühmenswerthes Unternehmen. Drei Lieferungen dieses interessanten Werkes sind bereits erschienen.

Literarisches.

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842, central und total, in ihren verschiedenen Umständen ausführlich beschrieben. Mit einer kurzen Erklärung der Sonnenfinsternisse überhaupt, und einer Karte. Leipzig bei Ludwig Schreck. 1842.

Eben jetzt wird uns diese kleine Broschüre zugesendet, und obwohl wir bereits am 8. d. M. alle die in diesem Büchlein beschriebenen Wunder des Himmels an unserm trunkenen Blick vorüberziehen sahen, obwohl die Erscheinungen bei der Sonnenfinsterniß, die hier als künftig bezeichnet werden, für uns bereits vergangen sind: so wird es doch für viele, denen es gegönnt war, die höchst merkwürdige totale Verfinsterung der Sonne in ihren einzelnen Phasen zu beobachten, gewiß von großem Interesse seyn, etwas Mehreres über Entstehen und Wiederkehren der Sonnenfinsternisse im Allgemeinen nachlesen zu können. Da die Darstellung des Gegenstandes, zu dessen genauer Berechnung die umfassendsten astronomischen Kenntnisse erfordert werden, in vorliegendem, nur 18 Seiten starken Büchlein so faßlich und populär ist, daß ihr Verständniß Jedermann möglich ist, da ferner die beigegebene Weltkarte uns über den Gang der Sonnenfinsterniß vom 8. d. M. die erwünschten Aufschlüsse gibt, und wir in dieser Broschüre einen Überblick der Dauer derselben auf neunzehn der berühmtesten Sternwarten Europas, so wie ein Verzeichniß aller jener totalen und partiellen Sonnenfinsternisse, welche im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts noch eintreten werden: so dürfen wir erwarten, daß diese kleine Schrift den lebhaftesten Anklang finden und als erwünschter Wegweiser in manchen streitigen Puncten über diese eben so interessante als seltene Naturerscheinung dienen werde. Die Ausstattung ist sehr splendid, der Druck scharf und correct, und die beigebundene Weltkarte, zeichnet sich durch ihre Richtigkeit vorzüglich aus.

(Das Thal von Reichenau und seine Umgebungen.) Von Alexander Muchmayer. Mit einer Karte, Wien bei Tendler und Schäfer 1842.

Wenn die goldene Sonne so warm durch unsere Fenster dringt, wenn die Lerche so wonniglich ihr Morgenlied trillert und das Grün der Matten, der Blüthenschnee der Bäume uns so süß entgegenlacht: da ruft es uns hinaus ins Freie und zieht uns fort mit unwiderstehlicher Gewalt in den hehren Tempel der Natur, um anzubeten die Größe und Erhabenheit Gottes, um im reinen Äther das Haupt zu baden und uns dem kosenden Hauche der Frühlingsluft zu überlassen. Wenn wir dem Zuge der Raaber Bahn folgen, und von schnaubenden Dampfrossen gezogen, hineilen am Fuße der österreichischen Schweiz, da lächelt uns von Gloggnitz aus ein stilles, friedliches Thal entgegen, und breitet die weichen, sammtenen Arme aus, um uns zu umfangen, es ist das anmuthige Thal von Reichenau, und wir betreten in ihm den Eingang zum erhabenen Wunderbaue der Natur, die Pforte zur verschwiegenen Welt der Gebirge. Wie wohlthätig ist es da für den Freund der Natur, wenn ein erfahrener Mentor ihm zur Seite steht und ihn belehrt, wie er in kürzester Zeit und mit dem geringsten Kraftaufwande all die Schönheiten, die sich seinem Auge darbieten, erfassen und mit einem Blicke übersehen kann. Einen solchen Wegweiser hat nun Hr. Muchmayer in vorliegendem Büchlein geliefert und uns all die herrlichen Puncte jener erhabenen Gegenden geschildert, und dabei zugleich den gefahrloseſten und bequemsten Weg bezeichnet, den wir jedesmal zu wählen haben. Die beigegebene Karte von Reichenau und den Umgebungen des Schneeberges zeichnet sich durch besondere Correctheit und Eleganz aus, und somit dürfte dies Büchlein, dessen Ausstattung in jeder Beziehung lobenswerth ist, für jeden Verehrer der Natur eine willkommene Spende sein.

Frauenblätter.

(Die schöne Hand.) Die Gräfin d'Esparbis, eine Favoritin der Marquise Pompadour, hatte die schönste weiße Hand in Frankreich. Sie ließ sich oft zur Ader, um dieser Schönheit nicht verlustig zu werden.

(Eine fünfundzwanzigmalige Witwe.) Evelyn erzählt in seinen Memoiren, daß er zu Harlem eine Bauersfrau gesehen habe, welche schon fünfundzwanzigmal zur Witwe geworden war, und eben wieder im Begriffe stand sich zum 26. Male zu verheiraten. Wahrlich eine treue Anhängerin zu Hymens Fahne!

(Neuerliche Verbrennung einer Indierin.) In einem Theile Indiens ist es noch immer Sitte, daß Weiber sich lebendig mit ihren verstorbenen Männern verbrennen. Ein Offizier in der brittischen Armee war mit einem Theile der Division der Armee bei einer Versammlung gegenwärtig, wo eine junge hübsche Frau sich zu der schrecklichen Ceremonie anschickte. Die englischen Offiziere stellten ihr das Niedrige einer solchen Gewaltthätigkeit vor, da sie die Freiheit hatte sich derselben zu überheben. Sie erwiederte, dieß sei die Sitte aller guten Weiber und sie würde

verachtet werden, wenn sie dieselbe nicht erfüllte. Da sie nicht von ihrem Vorsatze abzubringen war, berührte sie absichtlich einer der Offiziere mit der Hand, was nach dem Glauben der Indier sie unrein machen würde. Und da diese nicht litten, daß sie Jemand außer ihren eigenen Landsleuten bei der Vorbereitung zu dieser Ceremonie berührte, so war alle zu diesem unnatürlichen Abschied hingebrachte Zeit verloren, und sie sahen sich genöthigt eine zweite Reise an den Ganges zu machen, wo sie von der unreinen Berührung in dem für heilig gehaltenen Wasser gewaschen und sodann verbrannt wurde.

Jägerzeitung.

(Böhmen, das Eldorado des Jagdvergnügens.) Für alle Freunde des edlen Waidhandwerkes ist Böhmen die Fundgrube alles Vergnügens, denn jede Gattung Wildes, vom Hirschen angefangen bis herab zu den Rohr- und Repphühnern, ist in jenem Lande reichlich zu finden. Von besonderer Güte und Schönheit sind die Fasanen, und obwohl alle sich durch guten Geschmack und eine gewisse Feinheit auszeichnen, sind es doch die Fasanerien aus dem Centrum Böhmens, die bessere Produkte liefern, als jene an den Grenzen. Hühner- und Hasenjagden geben dort eine reichlichere Ausbeute, als selbst in Mähren und Österreich, denn es gehört eben nicht zu den Seltenheiten, daß Jagden veranstaltet werden, bei denen sechs Schützen an einem Morgen 6 bis 800 Hühner erlegen. Auch Jagden, auf denen 6000 Hasen, Hühner und Fasanen geschossen wurden, sind nicht selten.

(Ein seltenes Jagdabenteuer) erzählt uns der Pilger aus Karlsstadt. Ein Serezaner, welcher als Ordonnanz abgeschickt wurde, traf in einem Walde, durch welchen der Weg führte, auf eine Bärengrube, in welcher er dieses zottige Ungethüm erblickte, das eben im Begriffe stand einen Wolf zu zerreißen. Er griff nach seiner Flinte, aber die Vorsicht lehrte ihn plötzlich eines besseren und er blieb unbeweglich stehen. Mittlerweile war der Wolf von dem Bären getödtet, aber nicht lange so fiel ein zweiter Wolf über den Sieger her, erlag aber wie der erste nach einem kurzen Kampfe, worauf ihn Freund Braun ganz phlegmatisch in die Grube wälzte. Dieser Zweikampf wiederholte sich zur Verwunderung unseres Serezaners noch sechsmal. Endlich wurde der Held des Tages von keinem Feind mehr beunruhigt und rastete gemächlich von seinen Kämpfen aus. Nun dachte sich der Serezaner, sei es die rechte Zeit, näherte sich kaltblütig und entschlossen dem Grimmigen, legte seine Flinte auf ihn an, und der Sieger lag getödtet auf der Feinde Leichen.

An dem Orte seiner Bestimmung angekommen, wo man seine verspätete Ankunft rügte, erzählte er das Vorgefallene; welches jedoch Allen eine Fabel schien. Als man aber in der Bärengrube wirklich die acht zerrissenen Wölfe und den erschossenen Bären fand, wurde der Serezaner vor allen seinen Kameraden für seinen Muth und seine Vorsicht belobt und erhielt überdies noch eine Medaille.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Ein goldenes Kind zu Mariazell.) Am 4. November 1716 verblich zu allgemeiner Bestürzung der junge Sprosse des österreichischen Regentenstammes, Erzherzog Leopold, nachdem er erst am 13. April desselben Jahres das Licht der Welt erblickt hatte.

Kaiser Karl VI. und seine Gemahlin Elisabeth zerflossen über diesen Verlust in Thränen und fanden erst wieder einigen Trost, als sie der Himmel mit einer Prinzessin (Maria Theresia) beschenkte.

In ihrem großen Schmerze ließen sie aber ein Kind aus purem Golde verfertigten, welches eben so viel wog als das verblichene, und beauftragten den Kämmerer und Rath Herrn Grafen von Brandeis, dieses Kind in dem Wallfahrtsorte Mariazell zu opfern. Das Kind hatte folgende Beischrift:

Votum
et
Quem Coelis et impetratum, Coelis restitutum
Vivum sistere non possunt
Leopoldum Filium.
Foecunditatis primitias in auro aequilibri
reddunt
CaroLVs et eLIsabetha
aeternVM DeVoti.

Am Feste Maria-Heimsuchung wurde dieses goldene Kind von dem Grafen von Brandeis nach dem benannten Gnadenorte gebracht, woselbst ein hohes Amt von dem Superior in Anwesenheit des Herrn Prälaten unter Trompeten und Paukenschall abgehalten wurde.

Der kaiserliche Ablegatus kniete während demselben in einem besonderen Stuhle, das goldene Kind aber war auf einem mit Damast behangenen Tische vor dem Gitter der Kapelle zur Schau gestellt. Nach der geistlichen Handlung wurde es feierlich zu dem Altar in die Kapelle getragen und auf die Evangelienseite niedergelegt.

Eisenbahnzeitung.

Ausweis der Personen-Frequenz und des Güter-Transportes sammt Einnahme auf der k. k. privilegirten Wien-Raaber Eisenbahn.

	Personen	Güter	Einnahme	
	Zahl.	Zentner.	fl.	kr.
Vom 16. Mai und beziehungsweise 30. Juni bis 31. December 1841	831990	57686 62/100	402232	56
I. Im Jänner 1842 .	33079	33773 61/100	20902	6
II. Im Februar	28666	37028 54/100	21434	6
III. Im März	44929	44445 17/100	31119	1
IV. Im April	65837	36925 9/100	40818	18
V. Im Mai	143362	32931 17/100	81940	36
VI. Im Juni	139688	48171 41/100	89875	3
Total-Summe . . .	1306851	290961 37/100	687122	16

Von der Direction der k. k. priv. Wien-Raaber Eisenbahn-Gesellschaft.

Omnibus.

(Ein junges Bräutchen.) Wie die Dorfzeitung meldet, hat sich in Freienwalde bei Berlin eine Frau zum vierten Male verheiratet. Sie zählt nicht weniger als hundertundvier Jahre und ihr ältestes Kind ist in den achtzigen.

(Weinlese im Schnee.) Am St. Ursulatage im Jahre 1442 fiel um Wien ein großer Schnee. Da dieser liegen blieb und anbei ein reiches Weinlesen war, mußte man die meisten Trauben aus dem Schnee hervorsuchen, welches die Weinlese außerordentlich erschwerte, daß sie erst um Katharina geendigt wurde. — Es gab aber so viel Wein, daß man kaum Fässer genug aufbringen konnte und ein Dreiling (Dreieimer) nur 15 Schillinge kostete.

(Wer schlecht spricht, schreibt nicht immer schlecht.) De Thour, der eine so treffliche Geschichte im correctesten Latein an 5 Bände stark herausgab, redete so schlecht Latein, daß Guy Patin von den Engländern und Deutschen sagte: Quaerebant Thuanum in Thuano.

(Die größte Kunst.) „Es ist eine Kunst über alle Künste," sagte schon der alte Gottsched, „seine Kunst verbergen zu können."

(Columbus als Narr.) Als Columbus von Hof zu Hof um ein Schiff bettelte und sagte: „gebt mir ein lumpiges Schiff für eine Welt!" da wurde er verhöhnt, und wenn er über die Straße ging, lief ihm der Pöbel nach und schrie: „seht den Narren, der eine Welt entdecken will."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 85.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 16. Juli 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

IV.

Lady Finehusk und die Nandl.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Das Lob hat mir gefallen," sprach Nandl, „besonders schon deßwegen, weil mich die anderen Buben aus der Gegend immer gehechelt haben, daß ich wie ein junges „Hendl" schon bei Einbruch der Dämmerung aufsitze. Ich hab' den Michel schon seit längerer Zeit für den bravsten Burschen im Orte gehalten, und so sind wir nach und nach so eifrig in's Gespräch gerathen, da Eines dem Andern gar gern zugehört hat, daß ich es erst beim Abschied gemerkt habe, wie fest als er meine Hand in der seinigen gehabt hat. Aber was soll ich Euch, schöne Frau, mit einer Liebesgeschichte langweilen, wo die Anknüpfung nicht so künstlich und verworren ist, als wenn sich ein nobler Herr um die Lieb' einer noblen Dame bewirbt. Wie wir in das Thal heruntergekommen sind, hatten unsere Herzen schon den Bund der Treue für alle Zeiten geschlossen; ich hab' meiner Mutter Alles erzählt, was gescheh'n ist, und sie hat uns umarmt und gesegnet. Das Leben, welches jetzt für mich aufgegangen ist, das zu beschreiben, ich weiß nicht ob es der Schiller im Stande gewesen wär', und der hat doch gewiß viel können. Es war lauter Himmel und Seligkeit, Sonnenschein, Mondenglanz und Sternenlicht, Blumenduft und Frühlingsluft, was mich umgeben hat, und wann ich meinen Michel ang'schaut hab', der die Treu und Lieb' selber war, so hab' ich mir oft gedacht, ob er nicht doch ein verkleideter Engel sein könnte. So vergingen fünf Jahre und zuweilen nur trübte die Sehnsucht nach dem Segen des Priesters unsern heiligen Liebesbund. Michel hatte seine alten Eltern zu erhalten und wollte sie nicht verlassen, um mit mir einen neuen Haushalt zu gründen, der vielleicht in Kurzem seinen ganzen Erwerb in Anspruch nehmen konnte, so daß er dann nicht mehr sich in der Lage befand, die guten Alten hinreichend unterstützen zu können. Ich liebte und achtete meinen Geliebten wegen dieser kindlichen Sorgfalt nur noch höher. Vor ungefähr drei Monaten starben die Alten und unserer Vereinigung stand kein Hinderniß im Weg. Wir verlebten im Vorgefühle endlich erfüllter Wünsche süße, herrliche Tage."

„Da kam eines Abends ein Vetter Michels aus der Nachbarschaft zu ihm und, als er hörte, daß wir in wenigen Wochen Hochzeit machen würden, so sprach er zu Michel, er wolle ihm ein Hochzeitsgeschenk machen, wenn er Muth genug hätte, es sich zu holen. Wenn aber Michel bemerkte, daß man den leisesten Zweifel in seine Beherztheit setze, so wurde er kühn und verwegen. Im voraus begehrte er daher die Hand seines Vetters zur Versicherung, daß er sein Wort halte, und betheuerte, er wolle sich das Hochzeitsgeschenk holen und wenn es auf dem höchsten Gipfel des Dachsteines sich befände."

„Du darfst nicht so hoch steigen, Michel," entgegnete der Vetter. „Sieh, ich besitze einen hübschen Waldfleck, der eine Stunde von meinem Hause entfernt ist. Er liegt an einem Abhange, der so jäh abstürzt, daß sich kein Holzknecht herbeiläßt, mir dort oben dies Holz zu fällen. Mir war leid, so oft ich hinaufsah und seit länger als zwanzig Jahren denk' ich immer nach, wie ich das herrliche Holz herunterbekommen könnte. Da fällt mir heute Morgens der Gedanke ein, dich als meinen Anverwandten mit einem solchen Angebinde zu überraschen. Du wirst den Fleck ohnehin kennen und die ungeheuren Stämme, welche dort seit Jahrhunderten verfaulen, wenn nicht der Sturm zuweilen einige herabschleudert. Wenn du nun Muth und Beharrlichkeit hast, diesen Wald zu lichten und die Stämme in die Nähe der großen Holzriese zu wälzen, damit sie im Winter in das Thal herabrutschen und ich in ihren Besitz gelange, so zahle ich dir für jeden Stamm so viel, als ob sie dein Eigenthum wären. Ich weiß mir einen Ausweg mit diesem Bauholze, wo ich das Doppelte erhalte, und so gewinnt jeder von uns ein hübsches Sümmchen von mehren hundert Gulden."

„Michel glühte vor Freude und Begierde bei diesem Gedanken. Er gab seinem Vetter das Wort, daß er nicht säumen werde und eilte zu mir. „Nandl," rief er mir fröhlich bei seinem Eintritt entgegen, „Nandl, wir dürfen keine Zinsparteien sein, wir können uns die saubere Hütte an der Wiese kaufen, welche uns so gut gefällt!" Er erzählte mir nun seine Unterredung mit dem Vetter. Mich überlief ein kalter Schauer, als ich seinen Plan hörte und ich beschwor ihn mit heißen Thränen, ein solches Wagniß fahren zu lassen. „Nicht Gutmüthigkeit," fuhr ich schluchzend fort, „sondern Gewinnsucht treibt den habgierigen Vetter an, dich zum Ziele einer scheinbaren Großmuth zu machen. O verschließe dein Ohr den Lockungen des Goldes, wir bedürfen es ja nicht um glücklich zu sein!"

Aber Michel schüttelte den Kopf, umarmte und küßte mich dann und sprach mit tiefem Ernst: „Soll ich Nichts für dich wagen? Ist nicht jede Aussicht, dein Loos, das du vertrauungsvoll mit dem meinigen vereinigst, zu verbessern, ein Wink vom Himmel, es zu thun? Nein, kein Schlaf käme jahrelang in meine Augen, könnte ich träge und feig sein, wo es sich um dein Ge-

ſchick handelt, und überdies kann ich nicht mehr zurücktreten, da der gute Vetter Hand und Wort von mir hat.“

„Ich, ſchwieg und ließ meinen Thränen freien Lauf. Michel ermüdete nicht, mir tröſtende und erheiternde Worte zu ſagen; er malte mir die Wohlthat einer eigenen Wohnhütte, das ruhige unabhängige Leben, die Leichtigkeit, ſich dann Grundſtücke anzukaufen und ſeine Wirthſchaft zu vergrößern und zu bereichern, mit ſolchen hellen Farben, daß ich mich nach und nach beruhigte. Beim Abſchied machte die ebenfalls beſorgte Mutter das Zeichen des heil. Kreuzes über ihn, und wir ſchieden.“

„Michel begann ſchon am nächſten Tage ſein Werk; obwohl nun auch alle Leute ſeinen Muth anſtaunten, auf einer ſo gefährlichen Stelle einen ſo dichten und hochſtämmigen Wald zu lichten, ſo machten doch die Meiſten bedenkliche Mienen und Viele murmelten vom Teufel und von böſen Geiſtern, die in den braven, beſcheidenen Michel gefahren ſeien.“

„Michel hatte ſich eine unſäglich ſchwere Arbeit geſtellt; er konnte keinen Kameraden bewegen, ihm zu helfen und er mußte daher allein ſein Werk fördern. Die Anſtrengung, welche ihm dies verurſachte, war außerordentlich; todtmüde und erſchöpft kam er täglich nach Hauſe, und die Unmöglichkeit, ſchnell und ſicher zu ſeinem Ziele zu gelangen, leuchtete ihm mehr und mehr ein und erfüllte ihn mit Gram, den ich vergebens zu bannen ſuchte. Gebunden durch ſein Wort, ſetzte er ſein mühevolles Unternehmen raſtlos fort, indeſſen ich jeden Abend mit Bangigkeit ſeine Zurückkunft erwartete und Folterſchmerzen litt, wenn er nicht zur gewöhnlichen Zeit kam!“

„Eines Abends kam er nicht; ich harrte Eine Stunde, zwei Stunden, er kam nicht. „Er iſt verunglückt!“ rief ich in fürchterlicher Ahnung und fiel ohnmächtig zu Boden. Ich raffte mich jedoch wieder auf, lief nach den Wohnungen mehrer Holzknechte und flehte ſie an, mit mir zu gehen, um meinen Bräutigam aufzuſuchen. Die guten Leute wurden durch meinen Jammer gerührt und machten ſich mit Fackeln in der Hand in meiner Begleitung auf den Weg. Die Nacht war mild, und der Mond blickte mit wehmüthigem Lächeln auf die dunklen Wälder und weißen Felsſpitzen. Die Männer ſchrien nach allen Richtungen den Namen des Vermißten und wir horchten dann Alle geſpannt auf, aber es ließ ſich keine Antwort vernehmen. Wir näherten uns mit Grauen dem verhängnißvollen Waldabhange und getrauten uns kaum feſt aufzutreten auf dem holperigen Pfade oder ſtark zu athmen. Da drang ein leiſes Wimmern zu uns herab; ich ſtieß einen Schmerzensſchrei aus, entriß einem Holzknecht den flammenden Fichtenaſt und kletterte in blinder Haſt zu jener Stelle empor, von welcher das Ächzen ausgegangen war. Nur zu bald ſtand ich vor einem Bilde, das mich vor Entſetzen und marterndem Eindruck zu tödten drohte. Michel lag bis zum Sterben erſchöpft auf der Erde, niedergedrückt von einem friſch gefällten rieſigen Baumſtamme, der ihm beide Füße oberhalb der Knie zerquetſcht hatte und ihn ſo feſt eingeklemmt hielt, daß er ſich nicht von der Stelle bewegen konnte. Ich warf mich in heulendem Schmerze neben ihm nieder, und die Männer wälzten mit großem Kraftaufwande die ungeheure Wucht des Baumes von ihm ab. Er wurde zu einer nahen Quelle getragen, ſeine Wunden gewaſchen und ſorglich verbunden, doch es war vergebens; das fahle Grün des Todes lagerte ſich auf ſeinem Antlitze; er verſuchte meine Hand zu drücken und lächelte mild mir zu, indem er zu ſprechen verſuchte. Er brachte nur mehr ein ſchwaches Geflüſter hervor; ich hielt mein Ohr dicht an ſeinen Mund und vernahm, wie er ſagte: „Ich ſterbe für dich!“ Dies waren ſeine letzten Worte, er that noch einen ſchweren Athemzug und lebte nicht mehr.“

„Nun,“ fragte die Lady, „erzähle nur fort, liebes Mädchen.“ Es erfolgte keine Antwort; Lady Finehusk richtete ſich auf und ſah umher.

„Wo bin ich?“ rief ſie erſtaunt.

„Dem Himmel ſei gedankt! ſie ſpricht wieder,“ rief der Lord mit dem famöſen Backenbarte.

Die Lady rieb ſich die Augen, um zu erfahren, ob ſie wache oder träume. Sie befand ſich in ihrem Schlafgemach und im Bette, umgeben von mehren Dienerinnen und einer alten Frau, welche die Aufſicht über das Haus führte, das die engliſche Herrſchaft gemiethet hatte.

Auf die Fragen der Lady Finehusk, wie es komme, daß ſie ſich hier im Bette befinde, wurde ihr geſagt, daß ſie auf der Straße, einige Schritte vom Hauſe entfernt, mitten unter dem Leichenzug in eine jähe Ohnmacht gefallen ſei; die Hausaufſeherin habe ſie mit Hilfe einiger Leute hieher gebracht und trotz aller angewandten Mittel ſei ſie ſeit mehreren Stunden ohne Bewußtſein dahingelegen.

Die Lady machte eine ungläubige Miene, doch konnte ſie endlich an der Wahrheit dieſer Ausſage nicht zweifeln.

„Wo iſt denn das troſtloſe Mädchen die Nandl?“ fragte ſie. Die Anweſenden ſahen ſich gegenſeitig an und ſchwiegen.

Nach mehren Zwiſchenreden erzählte die Lady ihren Traum.

„Ei der tauſend!“ rief die alte Hausaufſeherin aus, „das iſt ja von A bis Z die ganze Geſchichte der Großmutter des Mädchens, welches ſo eben ihre Mutter zum Grabe geleitet hat! Das iſt wunderbar, unbegreiflich!“

Die Lady wurde nachdenkend und ſprach dann zum Lord: „Mein Gemal, das iſt nun zum vierten Male, daß ich an einem jener fremden Orte, für die ich mich ſchon früher lebhaft intereſſirte, Begebenheiten träume, die ſich daſelbſt wirklich zugetragen haben.“

„Iſt denn die Geſchichte wirklich wahr?“ fragte der Lord die alte Frau.

„Euer Gnaden,“ verſetzte die Alte, „Alles, was die gnädige Frau geträumt hat, iſt vor ungefähr vierzig oder fünfzig Jahren wirklich geſchehen; Alles buchſtäblich wahr.“

Lady Finehusk fühlte ſich erſchöpft und fiel in einen gleichmäßigen Schlummer, der wohlthätig auf ihre gereizten Nerven wirkte.

Dieſes Ereigniß machte großes Aufſehen, und der Lord ſoll ſeit dieſer Zeit auf ſeinen Reiſen viel darüber mit Ärzten und Philoſophen in allen Weltgegenden geſprochen und correſpondirt haben, ohne jedoch über dieſe ſeltſame Seelenthätigkeit ſeiner hyſteriſchen Gemalin genügend aufgeklärt worden zu ſein.

Ludwig Scheyrer.

Mehreres über den Schneeberg in Unter-Oeſterreich und ſeine Umgebung.

Von Johann Reauß.

(Fortſetzung.)

Wenden wir uns nun zu den Naturforſchern ſelbſt, ich meine Jene, welche ſich ſchon in jener Periode, wo der Schneeberg noch nicht ſo häufig

besucht wurde, mit seiner Pflanzenwelt befreundet und sie gründlich erforscht haben, so sind wir vor allem Andern angewiesen, Se. kaiserl. Hoheit den hochverehrten Herrn Erzherzog Johann Baptist von Österreich als einen warmen und einsichtsvollen Freund und Beschützer der botanischen Wissenschaften zu bezeichnen, welcher dieses Studium schon in seiner Jugend mit Vorliebe betrieben und in Gesellschaft anderer Gelehrter den Schneeberg oft und um botanische Forschungen anzustellen, erstiegen und in allen seinen Theilen durchstreift hat.

Indem ich nun meine Bemerkungen über Österreichs Schneeberg schließe, erlaube ich mir noch beizufügen, daß es mir hier passend schien, dem verehrten Leser meiner Wanderskizze jene Herren Botaniker zu nennen, welche die Flora des Schneeberges und seiner Nebenalpen zum Gegenstand einer ernsteren wissenschaftlichen Betrachtung im Gebiete dieses Studiums gemacht haben.

Als den Reigenführer möchte ich den Herrn Freiherrn von Jacquin bezeichnen. Die vielen rühmlichen Verdienste um die Naturwissenschaften, welche das Haupt dieses Nestors mit unverwelkbaren Lorbern gekrönt haben, weisen zugleich auf seinen Reichthum an Erfahrung im Gebiete der Botanik und Chemie hin.

An ihn schließen sich als ältere Forscher im Bereiche der Flora unseres Schneeberges:

Med. Dr. Host, ehemaliger k. k. Hofleibmedikus S. M. — Med. Dr. Schultes, ehemaliger Professor, und königl. baierischer Hofrath. — Trattinnik, pension. k. k. Custos der Hof-Naturalienkabinete. — Bredemayer, ehemaliger k. k. Hofgärten-Director. — Wittmann, Chirurg und Geburtsarzt, und ehemaliger k. k. u. ö. öffentlicher Professor der ökonomischen Botanik an der Wiener Hochschule. — v. Portenschlag-Ledermayer, ehemaliger Jur. Dr. in Wien. — Dessen Bruder v. Portenschlag-Ledermayer, ehemaliger Med. Dr. und Stadt-Physicus zu Wien, und Decan der med. Facultät allda. — Heine, Med. Dr., und ehem. o. ö. Professor der Botanik am ständischen Joanneum in Grätz. — Zahlbruckner, Secretär Sr. k. k. Hoheit des Erzherzoges Johann ꝛc. — Schott und Boos, k. k. Hofgärtner. — v. Hildenbrand, Med. Dr. und quiesc. k. k. Professor der Medicin an der Wiener Hochschule. — Veit, Med. Dr. und Priester in Wien. — Rupprecht, Censor in Wien. — v. Weil, Privatier in Wien. — Endlicher, Philosophiae et Med. Dr. und o. ö. k. k. Professor der Botanik an der Hochschule zu Wien. — Rollet, ehem. Chirurg und Geburtsarzt in Baden bei Wien. — Stöckel, botanischer Gärtner der k. k. med. und chirurg. Josephs-Akademie in Wien. Sehenswerth ist dessen Alpinensammlung im dortigen botanischen Garten, welche ihr Bestehen seinem rastlosen Eifer und seiner Liebe zur Wissenschaft verdankt. — Traunfellner, chem. Apotheker zu Klagenfurth. — Dollinner, Mag. Chirurg, und Kreischirurg zu Adelsberg in Krain. — Pach, Apotheker in der Vorstadt Roßau zu Wien. — Hölzel, Apotheker zu Maria-Zell in der Steyermark u. m. a.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 12. Juli: Fra Diavolo, Oper in 3 Akten von Auber; Hr. Mäder vom Stadttheater in Mainz und Mad. Brünning-Wohlbrück als Gäste.

Unsere Hofopernbühne bringt uns in diesem Augenblicke eine lange Reihe von Gästen, gleichsam als ob sie uns in einem Festaufzuge die verschiedenartigsten Notabilitäten des Auslandes aufführen und uns zum Vergleiche auffordern wollte. Jedenfalls ist es kein unfeiner Gedanke in diesen Monaten, wo die deutsche Kunst im Allgemeinen auf der Wanderung ist, auch uns einen kleinen Antheil an diesem Austausche der Talente haben zu lassen, besonders wenn dabei als Regel gilt, daß Gäste, die nicht gefallen, ihre Wanderschaft auch wieder rasch in wärmere, glücklichere Zonen fortsetzen, wo ihnen die Orange des Beifalls reift.

Hr. Mäder und Mad. Brünning-Wohlbrück erfreuten sich bei ihrem Auftreten eines ziemlich günstigen Erfolges. Beide zeigten besonders viele Bühnengewandtheit und verdienen schon als Schauspieler unsere Empfehlung. Hr. Mäder gab den Lord theilweise mit echt komischer Nuancirung und Mad. Brünning-Wohlbrück die Zerline mit der Naivetät einer gut durchgeschulten Soubrette; für dieses Genre eignet sich auch ihre Stimme, die sehr viel Weichheit und Biegsamkeit besitzt und von einer Wärme des Ausdrucks und einer Schule unterstützt wird, welche sie für das Fach zweiter Sängerinnen überall bestens empfiehlt. Freilich ist die Rolle der Zerline eine von jenen, in welchen man keine Sängerin schlecht findet und jene des Lord Cokburn hat eben auch keine großen Berge zu überwinden, besonders im Gesange, wenn es aber unseren Gästen darum zu thun war, ihre Brauchbarkeit für das Spielfach herauszustellen, so haben sie sich als recht brave Mitglieder einer opéra comique legitimirt.

Die übrige Besetzung ist bekannt. Hr. Erl hat mehre Glanzstellen, besonders die Barcarole, schlimmer geht es mit den höher gelegenen Stellen, da sich seine Stimme bekanntlich eines sehr wenig entwickelten Falsetts erfreut. Da war so Manches punktirt. Dlle. Tressé gab die Pamela, Hr. Pfister den Lorenzo, Hr. Just den Wirth. Auch diese oft gegebene Oper ließe in Beziehung auf Präcision der Darstellung noch einige Vervollkommnung zu.

Den 13. d. M. trat Hr. Leithner, Sänger vom städt. Theater in Hamburg, als Jäger in Kreutzer's „Nachtlager" auf. Wir begrüßen in diesem jungen Sänger eine in jeder Hinsicht sehr angenehme Bühnenerscheinung. Er verbindet mit einer einnehmenden Persönlichkeit einen schönen, weichen und namentlich in der F-Octave sehr klangvollen, wenn auch nicht übermäßig starken Bariton, welchem ein inneres Leben, ein wahrhaft poetisches Gemüth innewohnt, wodurch der Zuhörer erwärmt und zur Begeisterung gestimmt wird. Die letzteren Eigenschaften werden bei weitem mehr in einer Rolle hervortreten, die eine leidenschaftlichere Bewegung des Charakters zuläßt.

Auch im Vortrage zeigte Hr. Leithner viel Verständniß und eine bereits erlangte tüchtige Gesangsbildung. Seine Schule ist die deutsche, sein Vortrag namentlich im Recitativ voll Besonnenheit, Innigkeit und Seele. Eine vollkommene Beherrschung seines jugendlich überströmenden Gefühls, das noch hie und da die Leichtigkeit in der Tonbildung zu beeinträchtigen scheint, wird ihm binnen Kurzem gewiß die Palme der Meisterschaft erringen lassen; und wir können schon nach diesem ersten Debut berichten, seit Pöck keinen so angenehmen Repräsentanten des Prinz-Regenten gehört zu haben, und freuen uns auf sein ferneres Gastspiel, um auch seinen colorirten Gesang kennen zu lernen. Verdienter wiederholter Beifall und lärmende Hervorrufungen zeigten von der lebhaften Theilnahme des Publikums. Dlle. Rosetti gab die Gabriele ziemlich genügend. Dasselbe läßt sich jedoch von Hrn. Pfister (Gomez) nicht sagen.

Vorgestern den 14. d. M. debutirte Dlle. Clara Krüger, vom herzogl. Hoftheater in Coburg, als Adalgise in der „Norma," und konnte weder durch ihre Stimmmittel noch durch Vortrag ein Interesse des Publikums erregen, was selbst dem Erfolge der Mad. Hasselt-Barth an diesem Abend einigen Abbruch zu machen schien.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Erste Gastvorstellung des Hrn. Beckmann, ersten Komikers vom Königstädter-Theater in Berlin.

Donnerstag, am 14. Juli. — Hr. Beckmann, der sich im vorigen Jahre die Gunst des Publikums, wie vor und nach ihm kein Gast erworben, wurde heute als Lanne Windmüller im Vater der Debutantin mit einem Beifallssturm empfangen, und oft gerufen. In ihm findet aber auch die Komik einen seltenen Repräsentanten, an ihm ist Alles Humor, Witz und Laune; sein Spiel muß wirken, weil es nicht durch langwieriges

Berechnen, sondern durch ein köstliches Sichgehenlassen bewerkstelligt wird; es trägt nicht jene schreiende, dickaufgetragene Theaterschminke, es bedarf nicht ungeschlachter Auftritte, handgreiflicher, derblocaler Späße, es hält sich immer in gewissen Grenzen der Feinheit, neigt nie zu tief herab, nur ein einziges Mal in's Orchester, und erregt so ein olympisches Gelächter. Mit Hrn. Beckmann ist der Geist der Fröhlichkeit in diese Hallen wiedergekehrt, möge er lange verweilen. Über die heutige Rolle hat sich dieses Blatt schon früher genügend ausgesprochen; — wir hoffen Gelegenheit, ihn in neuen Rollen würdigen zu können. — — Dem. Rionde als Debutantin spielte recht gelungen und erheiternd, und wird sich durch mehre ähnliche Rollen die bleibende Gunst des Publikums erwerben. — Das Haus war gedrängt voll.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Mittwoch den 13. d. M. zum Vortheile, und als letzte Gastrolle der Dlle. Marie Heinemann: Pfeffer-Rösel, oder die Frankfurter Messe im Jahre 1297. Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Dieses Pfeffer-Rösel, mit seiner fingerdicken Naivetät und seinen vielen dramatischen Unwahrscheinlichkeiten, zog vor mehren Jahren die Menge an und füllte das Haus und die Casse in hohem Maße. Jetzt läßt sie kalt, und wenn die Darstellerin desselben nicht mit weiser Berechnung alle Klippen zu umschiffen und den Ausdruck der Naivetät mit Klugheit hie und da zu mäßigen versteht, so mag es leicht geschehen, daß diese höchst einfache und unschuldige Lebkuchenhändlerin aus Nürnberg ein spöttisches Lächeln auf die Lippen des Beschauers ruft, statt seine Seele zu rühren und zu entzücken. Dlle. Heinemann gelang es in manchen Scenen zu effectuiren, und das gütige Publikum rief sie nach dem zweiten und letzten Aufzuge, wo sie mit wenigen Worten ihren Dank für die günstige Aufnahme an den Tag legte. — Von den übrigen Beschäftigten sind die HH. Posinger, Buel und Wimmer lobend zu erwähnen; Hrn. Gruber aber müssen wir aufmerksam machen, daß er, dem die Natur so viele schöne Mittel zum Schauspieler mitgegeben, seinen Körper besser überwachen und nicht durch affectirte Stellungen und ein beständiges Wiegen des Oberleibes den Eindruck vernichten möge, den sein Spiel hervorbringt. Nur innerhalb den Grenzen der Natürlichkeit liegt das Heil des Schauspielers.

Pesther Kosmoramen.

Es pflegt gar selten zu geschehen, daß die Astronomen Gelegenheit finden, sich auch ein bischen breit zu machen, dazu brauchen sie Sonnenfinsternisse, da werden Bücher, Himmelskarten und eine große Menge Journalartikel fabricirt, auch die Polemik wird losgelassen, und gegen Uneingeweihte geschleudert, unter den Uneingeweihten, suchen sie sich gewöhnlich witzige Schriftsteller aus, die da in scherzhaftem Tone das erhabene Schauspiel besprechen, ich verstehe von der Astronomie gerade so viel, wie Knieriem, aber von den Astronomen kann ich mit Gewißheit behaupten, daß sie gerade so aufzuschneiden verstehen, wie alle anderen Schriftsteller. — Die Sonnenfinsterniß war (in Pesth und Ofen) bei weitem nicht total, das thut übrigens nichts, ein paar tausend Meilen auf oder ab, man kann sich bald verrechnen, nichtsdestominder war es ein erhabenes Schauspiel und von dem schönsten Wetter begünstigt.

Das segenreiche Jahr macht doch den Speculanten viel Verdruß, alle Demonstrationen vom Gegentheil führen zu nichts, wenn man den Segen der Kornähren betrachtet, und der Weinstöcke! das ist vollends nicht zu glauben. — Wenn es nur jetzt einen Heilkünstler einfiele ein neues Heilsystem einzuführen, z. B. Bäder, wenn auch nur Fußbäder von Wein als sicheres Präservativ für alle Krankheiten. Oder wenn ein Chemiker es verstände aus Wein Bier zu machen, das wäre eine Erfindung, die seinen Mann reich machen könnte. — Die goldene Traube ist in Ungarn aus der Mode, dagegen baut man dem Hopfen Altäre, dieser schläfrige Patron ist auch nicht faul, und hält viele Opfer, wozu ihn das feurige Klima in Ungarn sehr begünstigt. — Für Ungarn ist die feurige Traube, nicht aber die matte Gerste geschaffen.

Schwimmen, das gehört jetzt zur Tagesordnung, wer nicht schwimmt ist kein Gentlemenn, das Wasser scheint unser Jahrhundert zu beherrschen, alles nur recht hübsch wässerig. — Komisch kommt es mirvor, daß am Theater täglich eine Tafel aufgehängt wird, worauf schon um 5 Uhr Früh zu lesen steht, welche Temperatur das Wasser hat. Wie kommt Wasser zu den Musen, soll das vielleicht eine Satyre auf die gegenwärtigen Komödien sein? Unter 16 Grade ist die Donau nach diesem Termometer nie! Da aber heutzutage das Schwimmen so allgemein Mode geworden ist, so schwimmen auch viele ohne Wasser. „Das Leben ist doch schön, Königin." Also Schwimmamus igitur!

Nachts vom 9. auf den 10. Juli um ¼ auf Eins brach in der Franzstadt in Pesth in einem Gasthofe Feuer aus und äscherte im Nu drei Häuser ein, es ist noch ein Glück, daß bei dem ziemlich starken Wind kein größeres Unglück geschah! — Leichtsinn und Unvorsichtigkeit der Dienstleute war auch hier wieder an dem Unglücke schuld.

Bald hätte ich meine Kosmoramen ohne dem Theater geschlossen, und das wäre freilich unverzeihlich. Früher sollen Sie noch erfahren, daß ein hiesiger Kaffehwirth, dadurch, daß er seinen Dienern befahl die Schnurbärte abzurasiren, in eine garstige Polemik gerathen. Jetzt vom Theater ganz kurz. Dlle. Henriette Carl hat dreimal als Desdemona, Katonina und Adina die Opernfreunde des deutschen Theaters entzückt. Morgen ist ihr Benefice und letzte Gastrolle in „Guido und Ginevra." — Dann wird sie mit Wurda im Nationaltheater singen. — Hr. Pelegrini von München ist auf Gastrollen in Pesth.

Tagsergebnisse.

(Fahnenweihe.) Dinstag den 16. Juli findet auf dem Glacis vor dem Franzensthore die feierliche Einweihung der neuen Fahne des Corps der bildenden Künstler Statt.

Das reichgestickte Band zu derselben ist ein Geschenk Ihrer Majestät der regierenden Kaiserin, welche auch die Pathenstelle bei der Feierlichkeit übernommen.

Die Fahne selbst, aus weißem Seidenstoff, mit den Bildnissen der heil. Anna und Maria versehen und mit dem kaiserl. Doppeladler geschmückt, ist ein Werk des in diesen künstlerischen Arbeiten rühmlich bekannten Gaetan Philipp Hunger.

Der hochwürdige Kaplan des sämmtlichen Bürgermilitärs Herr Jos. Schneider wird bei dieser Feierlichkeit eine, derselben entsprechende Festrede halten.

Dem Vernehmen nach wird zum Gedächtnisse dieses Aktes auch ein Gedenkbuch erscheinen, welches die Entstehung der k. k. Kunstakademie und aller auf dieselbe Bezug habenden historischen Ereignisse enthalten soll.

Omnibus.

(Amusantes.) Ein Fremder wurde von einer Gerichtsbehörde inquirirt. Die erste Frage war: „Wie heißt Ihr?"

„Ludwig Stern."

„Religion?"

„Katholisch."

„Gewerbe?"

„Handelsjude."

(Mauth für einen todten Juden.) In dem Stadt-Codex von Wiener-Neustadt heißt es hinsichtlich der Rechte dieser Stadt unter anderm: Wenn der Körper eines Juden über die Gemärch geführt wird, soll man mit dem Mauthner, der Mauth halber, sich abfinden, war der Jude aber ein Steirer oder Österreicher, so ist man eine Mauth zu zahlen nicht schuldig.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Österlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei B. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 86.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 18. Juli 1842.

Bemerkungen eines Bettlers über sein Fach.

Dieser Titel erspart offenbar einen weitläufigen Eingang; er erklärt und begründet alles Folgende, und ich kann gleich zur Sache schreiten.

Das Bettelhandwerk kann nur deshalb so heißen, weil es die meisten Innungen hat, denn Betteln ist eigentlich eine freie Kunst, und die Hand hat nichts dabei zu thun, als sich flach hinzuhalten und ist blos das convexe Glas, welches die Wohlthätigkeitsstrahlen in einen Focus sammelt; aber die freie Kunst der Rhetorik könnte den Bettler mit mehr Recht zu den Ihrigen zählen; denn sie ist selbst ein Bettler, der dem Gedanken noch Allerlei ablockt — oft bis zu dessen eigener Verarmung.

Bettler heißt überhaupt derjenige, dem das Nothwendige, oft auch nebst der Fähigkeit, es zu verdienen, mangelt, und der es sich erbittet. — Aber nothwendig! — Der arme Bettler, dem allenfalls ein Kreuzer nothwendig, will sich diesen zuweilen von einem Manne erbitten, der ihn nothwendig zur andern halben Million Gulden braucht, die er sich noch zu erbetteln hat. Aus dem relativen Begriff von Nothwendigkeit und aus dem Mangel der Fähigkeit für Verdienst ist die Klasse der Bettler äußerst groß und verschieden; sie zerfällt daher in zwei Hauptgattungen, nämlich in höfliche, d. i. jene grobe, plumpe Art, die ganz artig um etwas Weniges bittet; dann in grobe Bettler, die nicht im Mindesten bitten, sondern vielmehr fordern, und sehr viel von dem haben wollen, was sie weder besitzen, noch zu verdienen vermögen, nämlich Geist, Auszeichnung, Liebe oder andere kleine Scheidemünze von der Allgemeinheit.

Einer meiner Freunde, der nun über alles Betteln hinaus, nicht einmal von der Zeit mehr bettelt, weil ihm die Ewigkeit ihren Giges-Ring anstecke, wonach er, wie Theatergeister, durch Untersinken verschwand, — hatte ganz Recht mit der Behauptung, daß die Meisten, mehr oder weniger, unmaskirte oder maskirte Bettler sind, und es bestimmt hier die Form, nicht die Sache, den Werth und Gehalt, wie z. B. nicht selten in der Poesie, die noch überdies eine bewunderungswürdige Harmonie im Gleich Mangelhaften herstellt, und ich häufe Bild auf Bild, wie ein Kupferstichsammler, wenn ich sage, sie ist oft ein Bettler im zerrissenen Gewand.

Die Bettler ersterer Art sind offenbar die glücklicheren, welche öffentlich die flackernde Firma über das leer-scheinende Gewölbe ihres Körpers hängen, das aber häufig kostbare, eingeschwärzte Freßartikel verbirgt, und welche mit dem schätzbarsten Gute sorgloser Zufriedenheit im Innern einherschreiten, während von Außen noch immer Vermehrung zuströmt; ihre Bettlerbitte ist nur der aufspritzende Wasserstrahl, der wieder in das reichgefüllte Becken zurückfällt, und der Druck, der ihn trieb, ist ein entfernt liegender.

Der eigentliche Bettler verdient wegen der Vollkommenheiten seines Geistes und Herzens, welche so groß sind, daß er sie oft durch körperliche Mängel decken zu müssen glaubt, unsere vorzüglichste Achtung; er lebt von dem klugen, fein und unser Herz ehrenden Vertrauen auf unsere Milde, während der verkappte, z. B. satyrische Bettler, durch verletzende Zweifel an Herz und Verstand doch von beiden etwas Beifallsalmosen erflehen will, und wie der Schlosser, das Eisen glüht und schmiedet und grob abfeilt und härtet, bis er den glänzenden Schlüssel für seine Zwecke fertig hat.

Der eigentliche Bettler kommt mit nassem Auge und hängt das Gewäsche seines Unglücks vor unsere Sonne hin, und wir trocknen daran, wie der Planet zur Freude der Seifenkünstlerinnen, nicht aus Theilnahme, sondern häufig aus einem Conflicte der Umstände, aus Gewohnheit u. s. w.; er verlangt nicht einmal guten Willen, sondern blos die That ohne diesen. Der verkappte Bettler hingegen tritt keck vor uns hin, und will mehr, unseren Beifall, unsere Achtung, und den devotesten Willen und die That.

Es ist leicht zu beweisen, daß wir im Glücke Mangel fühlen; aber das Umgekehrte ist schwer und der Bettler trifft's! — Wenn Andere von ihrem Besitze nicht gut leben können, so lebt er ganz angenehm von dem, was er nicht hat; seine Armuth ist eine ungefährdete Leibrente, die ihn nährt und pflegt. Er ist der einzige Mensch, dessen geläuterter Geist die feine Verkettung von Ursache und Wirkungen durchschaut, der jedem Nachtheile einen Vortheil abgewinnt, und jedes ihn treffende Unglück wird für ihn ein neuer Mitarbeiter. Seine gelähmte Hand verdient mehr, als die äußerst gelenken Schreibfinger eines Poeten, dessen dünne Beine wie Zahnstocher in dem Gehäuse der Unaussprechlichen schlottern, während jener fest und sicher sich auf sein hölzernes stützt.

Wenn sich der arme Bettler verstellt, so macht er sich nicht, wie Andere, besser, sondern erbärmlicher als er ist; dies haben freilich die Verkappten nicht mehr nöthig, sondern gerade das Gegentheil, wenn sie es einmal versuchen sollten, ohne Costume aufzutreten.

Welche Bescheidenheit liegt in der kleinen Bitte des etwa blinden Bettlers, der sehr wenig, nur von Mehreren verlangt, da hingegen der blinde, bettelnde Philosoph Alles von Allen will, und wenn er uns die puffende Pistole seiner Schriften an den

Kopf hält, nicht nur sagt: „la bourse ou la vie," sondern Beides, und oft noch die Seeligkeit dazu!

Welchen feinen Tact beurkundet der Bettler als Menschenkenner, und wem fällt es nicht auf, wie schwer er sich getäuscht sieht, wenn er von manchem Gesichte mit seiner Bitte gar nicht scheiden will; — schweigend verzeiht er und nimmt den verächtlichsten Fehler des Menschen, die Undankbarkeit hin, wenn er zudringlich gescholten wird, wo er doch seine sicheren Hebel zu finden glaubte in einer bemerkten Glatze, oder einer dünnen Nase, die als milder Karyatide die Last der Brille für die schwachen Augen trägt, und welchen er durch seine wiederholte Bitte nur schmeichelhafte Anerkennung aussprach!

Der Bettler zersplittert seine Fähigkeiten nicht, und hat ihnen allen Eine Richtung gegeben, weil er weiß, daß ein Bogen Löschpapier, wozu er den Stoff am Leibe trägt, von einem Wassertropfen, ein ganzes Buch aber von keiner Kugel durchdrungen wird. — Der Bettler kann sich auf seinen Beruf berufen, wenn er sagt, daß er Bettler wurde, weil er zu Nichts einen Beruf hatte.

(Schluß folgt.)

Mehreres über den Schneeberg in Unter-Oesterreich und seine Umgebung.

Von Johann Reaup.

(Schluß.)

Wesentliche Verdienste neuerer Zeit um die Flora des Schneeberges erwarben sich:

Sauter, Med. Dr. und Physikus zu Mitterfill in Salzburg. — Unger, Med. Dr. und o. ö. k. k. Professor der Botanik und Zoologie am ständischen Joanneum zu Grätz. — Diesing, Med. Dr. und Custos-Adjunct der k. k. Hof-Naturalienkabinete. — Pittoni v. Dannenfeld, Gutsbesitzer in Steyermark. — Welwitsch, Med. Dr.; befindet sich dermalen auf einer botanischen Reise in den Gegenden Lissabons. — Fenzel, Med. Dr. und Custos der k. k. Hof-Naturalienkabinete. — Hruschauer, Med. Dr. und o. ö. Professor der Naturwissenschaften an der Hochschule zu Grätz. — Benesch, Assistent der Privat-Irrenanstalt des verstorbenen Med. Dr. Görgen zu Dödling bei Wien. — Schäfer, k. k. Oberlieutenant und Privatier in Mödling. Dieser fleißige Botaniker und Entomolog ist der Erste, der uns die Flora um Mödling herum genauer kennen lernte, und die Standorte genauer bezeichnete. Sehr wünschenswerth wäre es, wenn derselbe seine Erfahrungen hierüber veröffentlichen würde. — Rettenbacher, Med. Dr. und o. ö. Professor der med. Chemie an der Prager Hochschule. — Kreutzer, Doctorant der k. k. med. chirurg. Josephs-Akademie in Wien. — Löw, Secundar-Chirurg der k. k. Irrenanstalt zu Wien. — Aloys Pröll, Med. Dr. und praktischer Arzt zu Windischgarsten in Oberösterreich. — Gustav Pröll, Med. Dr. und praktischer Arzt zu Wien. — v. Wöß, Pharmaceut zu Wien. — Totter, Priester und Mitglied des P. Dominikaner-Klosters zu Wien. — Celenka, Priester und Mitglied des Stiftes Zwettel, dermalen Professor der Kirchengeschichte im Stifte Heiligenkreuz in Unter-Österreich. — Hellmayer, k. k. Staatsbeamter in Wien. — Seidel, Chemiker in Wien. — Dreinger, Privatier in Wien, u. m. a.

So haben auch die Naturforscher: Bartsch, dieser Geognost ersten Ranges, und Kollar, dieser ausgezeichnete Entomolog, Beide Custoden der k. k. Hof-Naturalienkabinete, und Fitzinger, n. ö. Beamter, ebenfalls als Zoolog in ihren Wissenschaften, aus über den Schneeberg und seine Umgebungen, mehres Interessante bei verschiedenen Gelegenheiten bekannt gegeben.

Auch verdanke ich mehre Mittheilungen geognostisch-mathematischer Beobachtungen über die Schneebergeralpen, meinem Freunde Bezich, Edlen v. Rusterbach, Assistenten der k. k. Hof-Mineralienkabinete, welcher vor einigen Jahren in Gesellschaft der hier durchreisenden beiden königl. spanischen Bergbeamten: Amar de la Torre, und v. Bauza interessante Forschungen an dieser Alpenhöhe und seiner Nachbarschaft unternahmen, welche ich bei einer anderen literarischer Gelegenheit erwähnen werde.

Da nun die Kunst öfters in Anspruch genommen werden muß, wo wir verschiedene Objecte der Natur seltener zu Auge bekommen, und weil sie nicht immer nach Wunsch im benöthigten Falle erhalten können, so haben daher auch die Pflanzenmaler: Knapp, k. k. Hofkammermaler in Schönbrunn gewesen. — Buchberger, ehemaliger Hof- und Pflanzenmaler. — Zehrer, dieser geschickte Pflanzen- und anatomische Maler. — Dann Stoll und Pager u. m. a. bei verschiedenen Gelegenheiten mehrer seltener vorkommende Alpinen des Schneeberges, sehr getreu nach der Natur gemalt, welche sich in verschiedenen Privatsammlungen aufbewahrt befinden.

Ich habe schlüßlich meinem Aufsatze ein Verzeichniß beigefügt, das die alphabetisch geordnete Flora unseres Schneeberges enthält.

Meine Absicht war dabei weniger eine vollkommene Übersicht aller dort vorkommenden Pflanzen aufzustellen; vielmehr ging sie dahin, nur jene zu urgiren, welche noch jetzt der fleißige Botaniker auf den verschiedenen, hier berührten österreichischen und an Steyermark grenzenden Alpen aufzufinden im Stande sein wird.

Das m.r übrigens von der Flora des Schneeberges Vorgekommene ist in dieses Verzeichniß miteingereiht. Ich übergebe es der Öffentlichkeit mit dem bescheidenen Wunsche, dem Freunde der botanischen Wissenschaft hiemit wenigstens zum Theil willkommen zu sein. *)

*) Die Redaction des „österreichischen Morgenblattes" erlaubt sich, seinen Leserkreis dahin aufmerksam zu machen, daß das Verzeichniß dieser Flora eine besondere Beilage ihres Blattes bilde.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Zweite und dritte Gastvorstellung des Herrn Beckmann.

Freitag am 15. Juli: die Reise auf gemeinschaftliche Kosten. Schon im vorigen Jahre erschütterte Hr. Beckmann als Liborius alle Lachnerven, und diese Reise ist doch nicht wie ein Nestroy'sches Stück geschrieben, wo in jedem Worte der Witz schon auf der Oberfläche liegt, der wirkt; hier muß ihn der Komiker wecken, oft liegt er gar nicht darin, oder wenigstens sehr tief, und Hr. Beckmann weiß dieß auf eine ausgezeichnete Weise zu vollbringen. Sein Spiel hat Leben und Blut, er läßt es frei wallen und es überspringt doch nie die Schranken, es hat Rundung in jeder einzelnen Scene wie im Ganzen; dieser Liborius ist ein närrischer Kauz, wie man ihm hundertmal im Leben begegnet. Hr. Beckmann spielt ihn so, seine Bewegungen sind natürlich, nicht karrikirt, er spielt seine Rolle so als hätte er sie erlebt, nicht als ob sie einstudiert wäre, und eben diese ungezwungene Natürlichkeit, die das Gepräge der höchsten Kunst trägt, ist Hrn. Beckmanns Ruhm. Auch Hr. Lang ist als Darsteller des Brenke von früherher rühmlich bekannt, und ich habe seine herrliche Darstellung nur ins Gedächtniß zurückzurufen. Die Frau Commerzienräthin spielte Mad. Frieb-Blumauer gelungen, das nordeutsche Element kam ihr gut zu Statten. Der Besuch war sehr zahlreich.

Am 16. Juli: Endlich hat er es doch gut gemacht. Auch dieses Stück ist von früherher bekannt. Hr. Beckmann entwickelte als Mengler eine Agilität, die man höchst selten trifft; er machte aus diesem Stücke, das an und für sich gedehnt und langweilig ist, ein gutes Lustspiel, bemäntelte jeden Fehler mit seinem komischen Spiel, er sprang in die trockensten Scenen wie ein rettender deus ex machina hinein und brachte Alles wieder in's rechte Geleise, er gab seinem Charakter Geist und Leben und stattete ihn auf die drolligste Weise aus. Stürmischer Beifall ward ihm von einem zahlreichen Publikum zu Theil. Nebst ihm spielte noch gut. Dlle.

Digitized by Google

Riondo, Mad. Scutta und die HH. Lang und Börger. Mehre Mitglieder des Allerhöchſten Hofes verherrlichten die Vorſtellung mit Ihrer Gegenwart.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Gaſtvorſtellungen des Hrn. Kunſt.

Hr. Kunſt gaſtirte von 10. bis 16. Juli in den verſchiedenartigſten Stücken, er ſpielte den Abällino, den Saugrafen Philipp, den Unbekannten im Menſchenhaß und Reue, Roderich im Leben ein Traum, den Ritter Strahl im Käthchen von Heilbronn und Peter von Szapar. Das iſt ſehr viel in einer Woche, der erſte Künſtler iſt einem ſolchen Rollenwechſel nicht gewachſen. Hr. Kunſt brachte jedoch ein regeres Leben auf dieſe Bühne; das Haus iſt meiſt ſehr beſucht und durch ſeine Räume ſchallt manch' claſſiſches Wort — und das muß man ihm danken.

K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.

Ehevorgeſtern zum erſten Male: „A. B. C.“ Poſſe in 2 Acten, nach dem Engliſchen des Georges Colmann von G. Kettel. Hierauf: das Feſt der Handwerker. Komiſches Gemälde aus dem Volksleben mit Geſang in einem Acte, von Louis Angely. — Hr. Grobeker, Mitglied des Königſtädter-Theaters in Berlin als Gaſt.

Ein bornirter Landjunker, der zu ſcheu iſt, um einer Dame ſeine Liebe zu erklären, und ein reiſender Schauſpieler aus Rußland, beide in Berlin lebend, laſſen ihre reſpectiven Wünſche, jener nach einer Frau, dieſer nach einer Heldenſpielerin in der Zeitung annonciren, unterzeichnen ſich durch Zufall jeder mit A. B. C. und geben beide durch Zufall das Café national als den Ort an, wo man gefälligſt die Zuſchriften an ſie abgeben möchte. Nun entſteht eine Verwechslung der Briefe, der Schauſpieler kommt zum geizigen Vormund einer jungen Dame, der ſeine Mündel gern dem blöden Landjunker aufſchwatzen möchte, und der gutherzige Gutsbeſitzer aus Schleſien kommt zur Schauſpielerin. Der Wirrwarr wird allgemein bis ſich endlich alles genügend löſt und mit einer Heirath zwiſchen dem Landjunker und der Schauſpielerin endet.

Aus dieſer kurzen Inhaltsanzeige iſt erſichtlich, daß die zu beſprechende Poſſe eine jener gewöhnlichen Verwechslungskomödien ſei, in denen einem gewandten Schauſpieler Gelegenheit geboten iſt, ſein komiſches Talent zu erproben, indem der Spaß meiſtens in den Situationen liegt und immer längſt vorbereitet iſt. Dieſes A. B. C. iſt weder beſſer noch ſchlechter als all die bereits bekannten Poſſen dieſer Art, und unterhält bei gerundetem Zuſammenſpiel ein Stündchen recht angenehm. Nur möchten wir die Bemerkung machen, daß es ein Fehler im Baue des Stückes ſei, daß in dieſer kurzen Poſſe acht Briefe ankommen und vorgeleſen werden; das iſt nicht Handlung, das ſind gewaltſam herbeigeführte Situationshaſchen! — Was die Darſtellung anbelangt, ſo entfaltete Hr. Grobeker, vom Königſtädter Theater in Berlin ein höchſt ſchätzbares Talent als Charaktermaler, was uns in jetziger Zeit eben Noth thut, indem unſere Komiker meiſtens wohl im Stande ſind, unſer Zwerchfell zu erſchüttern, doch nur ſelten einem angenommenen Character treu zu bleiben wiſſen. Der tölpiſche und bornirte Landjunker Cyriander aus Schleſien fand in Hrn. Grobeker einen herrlichen Repräſentanten, und da dieſer Schauſpieler uns noch längere Zeit hindurch mit ſeinem Gaſtſpiele erfreut, ſo dürfen wir, nach dieſer erſten Gaſtrolle zu ſchließen, noch recht viele vergnügte Abende zu gewärtigen haben. Die Aufnahme des Hrn. Grobeker von Seite des ſehr zahlreich verſammelten Publikums war exlatant günſtig, und er wurde ſowohl im Laufe der Poſſe als am Schluſſe der Acte unter lauten Acclamationen wiederholt gerufen. Auch alle Mitbeſchäftigten waren lobenswerth, namentlich die HH. Poſſinger, Wimmer, und Buel, von denen jeder hervorgerufen wurde.

Nach dieſer Poſſe erfreute uns das alte, doch immer noch gern geſehene Lebensbild: Das Feſt der Handwerker, in welchem Hr. Grobecker als Maurerpolier Gluck ebenfalls ganz ausgezeichnet ſpielte, und dieſen gutmüthigen, Alles verſöhnenden Charakter herrlich wiederzugeben verſtand. Oft von rauſchendem Beifalle unterbrochen, wurde er am Schluſſe mehre Mal gerufen und dankte mit einigen Worten für dieſe günſtige Aufnahme. Mad. Klein und Dlle. Löffler, ſo wie alle übrigen Mitſpielenden waren höchſt lobenswerth und wurden ſämmtlich gerufen.

Provinzial-Correſpondenz aus Graz.

Mein diesmonatlicher Bericht kommt etwas ſpäter, als ſonſt; ich muß mich jedoch mit der hohen Anweſenheit des großen Helden unſers erlauchten Kaiſerhauſes, Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Karl entſchuldigen, der unſere Hauptſtadt auf ſeiner Rückreiſe von Venedig mit einem mehrtägigen Aufenthalte zu beehren geruhte, und theils aus angeſtammter Liebe der Steiermärker für das allerhöchſte Kaiſerhaus, theils in Erinnerung und Anerkennung ſeiner kriegeriſchen Verdienſte alle Herzen entflammte.

Se. k. k. Hoheit geruhten am 7. d. M. in Begleitung Ihrer k. k. Hoheiten der beiden Erzherzoge Albrecht und Wilhelm und der durchlauchtigſten Erzherzogin Maria Caroline, die unter der Leitung des k. k. Herrn Feldmarſchallieutenants Freiherrn von Welden ſo geſchmackvoll hergeſtellten Anlagen des Schloßberges zu beſuchen, und im Beiſein ſämmtlicher Notabilitäten in einem von Letzterm eigens eingerichteten brillanten Zelte ein Souper einzunehmen.

Eine Maſſe von Menſchen drängte ſich, amphitheatralich gelagert, um die von den höchſten Herrſchaften occupirten Plätze, und gab ihren Enthuſiasmus durch oftmaliges Vivatrufen kund.

Die Banden der hier dislocirten Regimenter Baron Piret und König Wilhelm, ſo wie die eigens zuſammengeſtellten Sänger des letztern Regiments und ein von den Sängern des hieſigen Muſikvereins gebildeter Chor hatten abwechſelnd die Ehre ſich produciren zu dürfen.

Heute Morgens fand eine große militäriſche Production in der Göſtinger-Aue unter Commando Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Albrecht ſtatt, über die der erlauchte Gaſt ſeinen allerhöchſten Beifall kundzugeben beliebte.

Da ſich Se. k. k. Hoheit dem Vernehmen nach einige Tage aufhalten ſollen, ſo werde ich nicht ermangeln, Alles hieher Bezügliche baldmöglichſt nachzutragen.

In meinem letzten Referate annoncirte ich die Gaſtvorſtellungen des Hrn. Schober, ich halte mich daher als gewiſſenhafter Correſpondent verpflichtet, dieſe für dießmal zuerſt in kurze Beſprechung zu ziehen.

Der k. k. Hofopernſänger, Hr. Schober, ſang fünf Parthien als Gaſt, und zwar den Beliſar, Prinz-Regent (im Nachtlager), Manfred (im Gelübde von Mercandante), Don Juan und in einer Zuſammenſtellung der zweiten Acte der erſtgenannten drei Opern. Der verehrte Gaſt, deſſen ausgezeichneter künſtleriſcher Ruf ſchon vorausgegangen, und deſſen Leiſtungen ſchon vielſeitig beſprochen wurden, entzückte auch das hieſige Publicum durch die Meiſterſchaft des Geſanges und Spiels, und ihm folgt auch von hier der einſtimmig Wunſch nach, er möge uns recht bald wieder das Vergnügen machen, uns durch ſeine herrlichen Leiſtungen zu erfreuen.

Referent nennt vor Allen Dlle. Hoffmann als Donna Elvira, Irene (Beliſar) Bianca (Gelübde), Dlle. Stiepaneck als Donna Anna, Antonina (Beliſar), Dlle. Lengvary als Gabriele (Nachtlager), ſo wie Hr. Erl als Alamir (Beliſar), Gomez, Biscardo (Gelübde) und Hr. Ulram als Leporello.

Eine Reprize der Oper „Robert der Teufel“ wurde mit dem größten Beifalle aufgenommen. Hr. Erl, der dieſe Parthie zu den Glanzpuncten ſeiner Leiſtungen zählt enthuſiasmirte das zahlreich verſammelte Publicum. Auch Hr. Herger als Bertram leiſtete Vorzügliches. Wir bedauern nur, dieſen wackern Sänger ſo ſelten beſchäftigt zu ſehen.

Dlle. Stiepaneck ſang die Iſabelle, trotz einigem Unwohlſein, mit Kraft und Präciſion. Überhaupt iſt Dlle. Stiepaneck eine Sängerin, die durch wahre Kunſtfertigkeit die Schwierigkeiten des Geſanges mit Leichtigkeit zu überwinden verſteht, eine Sängerin, wie wir ſie für unſere Bühne nur wünſchen konnten. Daß ihr angenehmes Äußere ihr bei dieſen Vorzügen vortheilhaft zu ſtatten kommt, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Dlle. Lengvary war ſowohl im Geſang als Vortrag eine liebenswürdige Alice, ſo wie auch Hrn. Henkel (Raimbaut) die Ehre gebührt, verdienſtvoll zum Gelingen des Ganzen beigetragen zu haben. Chor und Orcheſter waren eminent.

In der „Ballnacht“ nahm Hr. Erl von uns Abſchied. Er nimmt den

Ruhm mit sich, während der Zeit seines Aufenthaltes ein tüchtiges Mitglied der hiesigen Bühne gewesen zu sein, die, einen ersten Tenor entbehrend, durch die Leistungen dieses Gastes allen Anforderungen einer gerechten Kritik vollkommen Genüge leistet.

Wie gerne möchte ich in dieser Oper so Vieles über Hrn. Erl (Olof), Ulram (Reuterholm), Pichler und Henkel (Deborn und Warting), über Dlle. Hoffmann als Amalie sagen, wie vortheilhaft könnte ich über jede einzelne Piece, jede einzelne Gesangsnummer relationiren, doch Sie und ich kennen den Raum, der uns für Provinzialberichte angewiesen ist und den zu überschreiten nicht in unserer Macht liegt, ohne vor dem Foro des gesammten Lesepublicums Rechenschaft geben zu müssen. Ich will auch nur, bevor ich zum Schauspiele übergehe, im Kurzen der Darstellung des Mozart'schen Figaro's erwähnen, und kurz berichten, daß Hr. Ulram den Hauptcharakter mit dem schnellen Witze, der Gewandtheit und Pfiffigkeit der Intrigue darstellte, die ihm bei seiner imposanten Gestalt und einer männlich kräftigen Stimme den einstimmigen Beifall erwarben; daß die Schalkhaftigkeit, Lebendigkeit und Verschmitztheit, wie sie der Rolle der Susanne eigen sind, in Dlle. Stiepaneck eine treffliche Darstellerin fanden, und daß die Dlles. Lengvary (Gräfin) und Hoffmann (Page), so wie Hr. Pichler (Amalvira) dem Publikum mehr als eine Ursache gaben, mit ihren Darstellungen vollkommen zufrieden zu sein.

So viel über die Opernvorstellungen; — ich werfe einen Blick auf die Leistungen unserer Schauspieler, bei denen Sie sich neuerdings überzeugen werden, daß Director Fuhr keine Mühe und keine Kosten scheut, seine Anstalt auf die höchstmögliche Stufe der Ausbildung empor zu bringen, insoweit es die Verhältnisse einer Provinzialbühne nur anders zulassen.

Das Schauspiel, obgleich durch eine längere Unpäßlichkeit des Herrn Conradi in etwas zurückgesetzt, brachte demungeachtet mehrere neue Piecen, obgleich deren eine viel größere Anzahl zur Darstellung und Einstudierung vorbereitet lagen, zur Aufführung. Ich meine hier: Kaufmann und Seefahrer von Schmid, Die Schwestern von Angely, Versuche von Both, Der Majoratserbe von der Prinzessin Amalie von Sachsen.

Kaufmann und Seefahrer, ein Schauspiel, dessen Handlung zu erzählen nicht im Bereiche meines Referates liegt, und das nicht zu den ungelungensten gezählt werden kann, erfreute sich hier einiger Wiederholungen. Die HH. Conradi (Möller), Chauer (Mohlefeld), Liebold (Hellberg), Koch (Soltau) und Eigenwahl (Edlere) leisteten, was man von wackern Künstlern nur erwarten konnte. Auch Herr Köppl (Buchhalter) gewann seiner Stelle Geschmack ab, und bewies dadurch den geschmackvollen Schauspieler. Eine angenehme Erscheinung war Dlle. Expert als Ernestine.

Als Königin von 16 Jahren und Gretchen Lieblich in Angely's Schwestern begann die gefeierte k. k. Hofschauspielerin Dlle. Neumann ihre Gastvorstellungen. Weit entfernt in irgend einer Beziehung persönliches Interesse bei einem Urtheil über die Leistungen dieser jungen Künstlerin zu haben, hält sich Referent verpflichtet, von dem Erfolge dieser beiden ersten Darstellungen so wie ihrer folgenden Gastvorstellungen zu sagen, daß Dlle. Neumann hier allgemeinen ungetheilten Beifall fand, das Haus, trotz der jetzigen für das Theater ungünstigen schönen Witterung stets gefüllt war, und sich ihr Talent im Fache der empfindsamen, naiven und unbefangenen jungen Mädchen so entschieden und gültig aussprach, daß ihr der Kranz als ausgezeichneter junger dramatischer Künstlerin unbedingt gebührt. Eine schöne, Gestalt, die Fülle der Gesundheit, von der Luft verheerender Leidenschaften noch nicht angeweht, erhöhen den Genuß ihres Spieles ungemein und machen die Beifallsbezeigungen um so lebhafter.

Dlle. Neumann trat ferners noch auf als Pauline (im Weißenthurn'schen Schauspiele gl. N.), als Rosine im Lustspiele Jurist und Bauer, als Pauline in den Versuchen, und als Bertha im Majoratserben. Kindliche Naivetät bezeichnet in allen Rollen ihr unbefangenes gemüthliches Spiel. Der naive Charakter ist ein bewußtloser, der Ausdruck schöner argloser Natürlichkeit und so von Dlle. Neumann aufgefaßt, ein um so größerer Kunstgenuß, als derselbe am Theater größtentheils durch Sensualität entstellt, oder zur heuchlerischen Grimasse herabgewürdigt wird. Dlle. Neumann wurde in den erwähnten Piecen unzählige Male gerufen.

Gebührte gleich die Palme jedes Abends unserer gefeierten Gastin, so kann Referent nicht umhin, mit Auszeichnung die Namen der HH. Chauer, Liebold, Conradi, Ulram zu erwähnen, welche in ihren einzelnen Parthien Ausgezeichnetes leisteten.

Bevor ich meinen Bericht über die Leistungen der hiesigen Bühne schließe, muß ich noch einer Debutantin der Dlle. Reinecke erwähnen, welche als Hedwig (im Körner'schen Drama) einen theatralischen Versuch wagte. Ihr Organ ist ziemlich angenehm, ihre Aussprache dialectfrei und verständlich, ihr Spiel leicht und unbefangen. Volle Anerkennung verdient im erwähnten Drama Herr Liebold als Julius.

Wie vieles könnte ich Ihnen heute noch schreiben, doch Sie staunen ohnedem schon über die Masse, daher bleibt mir nichts über als zu schließen; doch muß ich noch von Tagesneuigkeiten in Erwähnung bringen, daß der Gasthof „zur Stadt Triest" einen neuen Entrepreneur gefunden, der denselben restauriren und mit Schilden und Aufschriften versehen ließ, die man auf eine Entfernung von sechs Stunden ganz bequem zu lesen im Stande ist. Daß große Schilde große Gasthöfe machen, glaube ich nicht, sonst müßte der „zum wilden Mann," der mit bescheidener Aufschrift, versehen dennoch der accreditirteste ist und bleiben wird, schon längst Fiasco gemacht haben. Letzterer hat jetzt noch überdies durch die Nähe, des neuerrichteten brillanten Kaffehhauses des Herrn Höck gewonnen. —l—

Omnibus.

(Bemerkungen bei der Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.) Im Leipziger Conversations-Lexikon, der so Manchem für eine untrügliche Authorität, und vielen Andern der Hauptborn ihres Wissens gilt, heißt es am Ende des Artikels über die Sonnenfinsternisse: „Alte Chroniken erzählen, daß bei totalen Sonnenfinsternissen die Vögel „ängstlich umherflatterten, und die übrigen Thiere Bangigkeit zeigten. „Allein in der neuern und neuesten Zeit beobachtete totale Sonnenfinster„nisse haben von allen diesen Erscheinungen nicht eine einzige wahrnehmen „lassen, und es dürften die Menschen, die davon geschrieben haben, wohl „ängstlicher gewesen sein, als die Vögel und die Thiere."

Von dieser letzten skeptischen Behauptung zeigte sich nun bei der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842 gerade das Gegentheil: Schwalben und andere Vögel flatterten ängstlich und ziellos herum, und die Zug- und Reitpferde an einem, aus diesem Anlasse sehr besuchten Orte geriethen an der Hand ihrer Leiter plötzlich in eine bange unruhige Bewegung.

(Eine Chalifen-Laune.) Als der Chalif Mostanssir zu Bagdad, der im Anfange des 13. Jahrhunderts lebte, eines Morgens auf die Terrasse seines Palastes stieg, sah er auf allen Terrassen rings herum eine Menge gewaschenes Weißzeug zum Trocknen aufgehängt. Auf seine Frage, was das für eine neue Erscheinung wäre? erhielt er zur Antwort: es seien die Festkleider, welche das Volk von Bagdad für die nächste große Feierlichkeit gewaschen habe. — „Wie!" rief er aus, „können meine Unterthanen zu dieser großen Feier nicht jeder ein neues Festkleid sich anschaffen?" — Alsogleich ließ er sich auch eine große Anzahl goldene Armbrustlugeln gießen, und machte sich die Lust, die im Morgenwinde flatternde Wäsche der Umwohnenden damit zu zerschießen.

(Beweggründe einen Mann zu nehmen.) Eine geistreiche Dame meinte: Man nehme einen Mann nur aus folgenden Beweggründen: entweder weil er reich ist, oder weil er Gefühl hat.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 K. C. M., für Auswärtige 12 K. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

Beilage

zu Nr. 86 des österreichischen Morgenblattes.

Die Flora des Schneeberges.

Alphabetisch geordnet von J. Reauß.

A.

Achillea Clusiana. *Tausch.* — Clavennae. *L.*
Aconitum Anthora. *L.* — Cammarum. *L.* — Lycoctonum. *L.* — Neubergense. *Reichb.*
Aethionema saxatilis. *R. Br.*
Agrostis alpina. *W.* — rupestris. *W.*
Ajuga alpina. *L.* — genevensis *L.* — pyramidalis. *L.*
Alchemilla alpina. *L.*
Alyssum montanum. *L.*
Androsace Chamaejasme. *Wulf.*
Anemone alpina. *L.* — narcissiflora. *L.*
Angelica Archangelica. *L.* — sylvestris. *L.* — verticillaris. *L.*
Anthamanta cretensis. *L.* — Libanotis. *L.*
Anthyllis montana. *L.*
Aparyia alpina. *Host.* — incana. *L.* — Taraxaci. *W.*
Arabis alpina. *L.* — auriculata. *D. C.* — coerulea. *Wulf.* — bellidifolia. *L.* — nudans. *W.* — petraea. *Lam.* — Turritis. *L.*
Arbutus alpina. *L.* — Uva ursi. *L.*
Arenaria austriaca. *Jacq.* — ciliata. *L.* — Grardii. *W.* — multicaulis. *L.* — laricifolia. *L.* — piliformis. *Portensch.* — tetacea. *Thuill.*
Armeria alpina. *W.*
Arnica Bellidiastrum. *L.* — montana. *L.* — scorpioides. *Jacq.*
Aster alpinus. *L.*
Astragalus austriacus. *L.* — montanus. *L.*
Astrantia major. *L.*
Avena alpestris. *Host.* — flavescens. *L.*
Azalea procumbens. *L.*

B.

Bartia alpina. *L.*
Betonica Alopecurus. *L.*
Betula viridis alpina. *Vill.*
Buphthalmum grandiflorum. *L.*

C.

Cacalia alpina. *L.* — albifrons. *L.*
Calamagrostis montana. *Host.* — pyramidalis. *Host.* — tenella. *Host.* — varia. *Host.*
Campanula alpina. *Jacq.* — barbata. *L.* — caespitosa. *Scop.* — lilifolia. *L.* — pulla. *L.* — Thaliana. *Wallr.* — thyrsoides. *L.*
Cardus defloratus. *L.* — carlinaefolius. *L.*
Carex alba. *L.* — ampullacea. *Good.* — atrata. *L.* — brachystachys. *Schrank.* — capillaris. *L.* — caespitosa. *L.* — firma. *Host.* — gynobasis. *Vill.* — Michelii. *Host.* — montana. *L.* — paniculata. *L.* — mucronata. *All.* — pallescens. *L.* — ornithopoda. *W.* — Supina. *W.* — sempervirens. *Vill.* — Tenuis. *Host.* — varia. *Host.* — vaginata. *Tsch.*
Centaurea axillaris. *W.* — alpina. *L.* — montana. *L.*
Cerastium ovatum. *Hopp.*
Chamaeorchis alpina. *Richt.*
Chrysanthemum atratum. *L.*
Cineraria alpestris. *Hopp.* — cordifolia. *L.* — crispa. *L.* — crocata. *Trattin.* — longifolia. *Jacq.* — spathulaefolia. *Gm.*
Circaea alpina. *L.*
Cirsus Eriophorus. *L.* — Erisithales. *L.* — pygmaeus. *L.*
Cochlearia saxatilis. *Lam.*
Convallaria verticillata. *L.*
Corallorrhiza innata. *R. Br.*
Coronilla vaginalis. *Lam.*
Cortusa Mathioli. *L.*
Corydalis Hallerii. *W.* — pumila. *Host.*
Crepis aparginoides. *W.*

D.

Daphne Cneorum. *L.*
Dentaria bulbifera. *L.* — enneaphylla. *L.*
Dianthus alpinus. *L.* — plumarius. *L.*
Doronicum austriacum. *Jacq.*
Draba aizoides. *L.*
Dryas octopetala. *L.*

E.

Echinospermum deflexum. *Lehm.*
Epilobium alpestre. *Schm.* — alpinum. *L.* — montanum. *L.* — origanifolium. *Lam.*
Epipactis latifolia. *Sw.* — microphylla. *Ehr.*
Epipogium Gmelinii. *Rich.*
Erigeron alpinum. *L.* — rupestre. *Hopp.*
Eriophorum alpinum. *L.* — caespitosum. *Host.* — vaginatum. *L.*
Euphrasia lutea. *L.* — minima. *Jacq.* — odontites. *L.* — stricta. *Host.*
Evonymus verrucosus. *L.*

F.

Festuca alpina. *Sutt.* — heterophylla. *Host.* — nutans. *Host.* — pallens. *Host.* — pumila. *Vill.* — ovina. *L.* — nigrescens. *Lam.* — rubra. *Fries.* — spathicaea. *L.* — Scheuchzeri. *Good.*

G.

Galeobdolon luteum. *L.*
Gallium austriacum. *Jacq.* — Boccone. *All.* — hercynicum. *Weig.* — lucidum. *All.* — sylvestre. *Poll.*
Gentiana acaulis. *L.* — cruciata. *L.* — angulosa. *M. B.* — asclepiadea. *L.* — bavarica. *L.* — nivalis. *L.* — pannonica. *Scop.* — pumila. *Jacq.*
Geum nivale. *L.*
Geranium lucidum. *L.* — lividum. *Herit.* — Phaeum. *L.*
Gnaphalium Leontopodium. *L.* — luteo-album. *L.* — supinum. *L.*
Gymnadenia conopsea. *Rich.* — odoratissima. *Rich.* — viride. *Rich.* — albida. *Rich.*

H.

Habenaria viridis. *R. Br.*
Hedysarum obscurum. *L.*
Helianthemum alpestre. *D. C.*
Helleborus foetidus. *L.* — niger. *L.*
Heracleum austriacum. *L.* — angustifolium. *L.* — longifolium. *Jacq.* — Panaces. *Reich.*
Herminium Monorrchis. *R. Br.*
Hieracium alpestre. *Jacq.* — aureum. *Scop.* — aurantiacum. *Gd.* — Chondrilloides. *L.* — incanum. *L.* — humile. *Host.* — molle. *Jacq.* — montanum. *Scop.* — paludosum. *L.* — prenanthoides. *Vill.* — porrifolium. *L.* — pyrenaicum. *L.* — rupestre. *Allion.* — saxatile. *Jacq.* — staticefolium. *Vill.* — villosum. *L.*
Himantoglossum hircinum. *Rich.*
Hipericum berbatum. *Jacq.* — dubium. *Leer.* — montanum. *L.* — quadrangulare. *L.*
Hippocrepis comosa. *L.*

I.

Ilex aquifolium. *L.*
Imperatoria Chabraei. *Spr.* — Ostruthium. *L.* — verticillaris. *D. C.*

J.

Juncus Jacquinii. *L.* — trifidus. *L.*

L.

Laserpitium latifolium. *L.* — Libanotis. *Lam* — prutenicum. *L.* — Siler *L.*
Leontodon alpinus. *Hopp.* — palustre. *Sw.*
Lepidium alpinum. *L.* — petraeum. *L.*

Leucojum vernum. *L.*
Lilium bulbiferum. *L.*
Limodorum abortivum *Schw.*
Linaria alpina. *L.*
Linum alpinum. *L.*
Lonicera alpigena. *L.* — nigra. *L.*
Lunaria rediviva. *L.*

M.

Malaxis monophyllos. *Sw.*
Mentha parviflora. *Host.*
Mespilus Chamaemespilus. *L.*
Meum athamanticum. *Jacq.* — Mutellina. *Gaert.*
Moehringia mucosa. *L.*
Myosotis alpestre. *Smid.* — apasiflora. *Mik.* — hispida. *Schult.*
Myrrhis hirsuta. *Spr.* — aurea. *Spr.*

N.

Nardus stricta. *L.*
Neottia Nidus avis. *L.*
Nepeta austriaca. *Host.*
Nigritella angustifolia. *Rich* — globosa. *Reich.*

O.

Ononis Columnae. *All.*
Ophrys arachnites. *Reich.* — aranifera. *Huds.* — myodes. *Sw.*
Orchis fusca. *Jacq.* — globosa. *L.* — speciosa. *Host.* — militaris. *L.* — pyramidalis. *L.*
Ornithogalum pyrenaicum. *L.*
Orobus Clusii. *Spr.*

P.

Poa alpina. *L.* — Halleridis. *R.* et *S.* — supina. *Schrad.* — sudetica. *Haenk.*
Papaver alpinum. *L.*
Parnassia palustris. *L.*
Potentilla aurea. *L.* — Brauneana. *Hopp.* — canescens. *L.* — Clusiana. *Mrr.* — Neumaieriana. *Tratt.* — Salisburgensis. *Tausch.*
Pedicularis foliosa. *L.* — incarnata. *Jacq.* — recutita. *L.* — rostrata. *Jacq.* — verticillata. *L.*
Peltaria alliacea. *L.*
Petrocallis pyrenaica. *Brw.*
Phaca frigida. *L.*
Phleum alpinum. *L.* — commutatum. *Gaud.* — Michelii. *All.*
Phyteuma fistulosum. *Rich.* — orbiculare. *L.*
Pinguicula flavescens. *Mork.* — leptoceras. *Reich.*
Pinus Larix. *L.* — pumilio. *L.* — nigricans. *Host.* — Mughus. *Jacq.*
Plantago alpina. *L.*
Platanthera bifolia. *Richt.*
Pleurospermum austriacum. *Hoffm.*
Polygala amara. *L.* — alpestris. *Reich.* — major. c. Flor. azur. *Jacq.* — Camaebuxus. *L.*
Polygonum Bistorta. *L.* — viviparum. *L.*
Primula auricula. *L.* — farinosa. *L.* — integrifolia. *Jacq.* — minima. *L.*
Pulmonaria angustifolia. *L.* — mollis. *Wulf.*
Pyrola Chlorantha. *Sw.* — minor. *L.* — uniflora. *L.* — rotundifolia. *L.* — secunda. *L.*

R.

Ranunculus aconitifolius. *L.* — alpestris *L.* — anemonoides. *Zahlb.* — Dreyninus. *Crantz.* — montanus. *W.* — Pseudo-Thora. *Host.*
Rhamus saxatilis. *L.*
Rhinanthus alpinus. *Baumg.*
Rhododendron ferrugineum. *L.* — hirsutum. *L.*
Ribes alpinum. *L.*
Rosa alpina. *L.* — Gutensteinensis. *(Cat. Hort. Viennens.)* — pumila. *L.*
Rubus saxatilis. *L.*
Rumex alpinus. *L.*

S.

Soldanella alpina. *L.* — minima. *Hopp.* — montana. *W.*
Salix alpestris. *Host.* — coriacea. *Willd.* — Jacquiniana. *W.* — reticulata. *L.* — retusa. *L.* — riparia. *L.* — fragilis. *Host.* — pratensis. *Host.* — alpestris ovata. *Host.*
Salvia austriaca. *Jacq.*
Sambucus racemosum. *L.*
Saxifraga Aizoon. *Jacq.* — androsacea. *L.* — autumnalis. *L.* — Burseriana. *L.* — Caesia. *L.* — Caespitosa. *L.* — moschata. *Wulf.* — rotundifolia. *L.* — stellaris. *L.*
Scabiosa Columbaria. *L.* — lucida. *Vill.*
Scolopendrium officinarum. *Sw.*
Scorzonera austriacum. *L.* — purpurea. *L.*
Sedum atratum. *L.* — alpestre. *Willd.*
Selinum austriacum. *Jacq.*
Sempervivum montanum. *L.* — hirtum. *L.*
Senecio abrotanifolius. *L.* — montanus. *L.*
Serratula pygmaea. *Jacq.* — discolor. *W.*
Seseli glaucum. *L.* — Hippomarathrum. *L.* — venosum. *Hoff.*
Sesleria caerulea. *Ard.*
Silene acaulis. *L.* — alpestris. *Jacq.* — quadrifida. *D. C.* — quinquevulnera. *L.*
Solidago alpestris. *Rich.*
Sonchus alpinus. *L.*
Spiranthes aestivalis. *Rich.*
Stachis alpina. *L.*
Struthiopteris germanica. *L.*
Swertia perennis. *L.*

T.

Tozzia alpestre. *Jacq.*
Thalictrum aquilegifolium. *L.*
Thesium alpinum. *L.* — ramosum. *Hayne.* — montanum. *Ehr.*
Theucrium montanum. *L.*
Thlaspi alpestre. *Jacq.* — alpinum. *Jacq.* — montanum. *L.*
Thymus alpinus. *L.*
Tilia grandifolia. *Host.*
Trifolium alpestre. *L.* — badium. *Schreb.* — elegans. *Sa.*
Trollius europaeus. *L.*
Tussilago alba. *L.* — alpina. *L.* — discolor. *Jacq.*

U.

Ulmus major. *Sm.* — corylifolia. *Host.* — tiliaefolia. *Host.* — montana. *Sm.*

V.

Vaccinium Vitis Idaea. *L.*
Valeriana elongata. *Jacq.* — montana. *L.* — saxatilis. *L.* — tripteris. *L.*
Veratrum album. *L.* — nigrum. *L.*
Verbascum austriacum. *Schott.* — cuspidatum. *Schrad.* — virens. *Host.*
Veronica alpina. *L.* — aphylla. *L.* — montana. *L.* — fruticulosa. *L.* — saxatilis. *L.* — urticaefolia. *Jacq.*
Viola Allioni. *Pit.* — alpina. *Jacq.* — biflora. *L.* — persicifolia. *Roth.* — lutea. *Sm.*

Z.

Zahlbruckneria paradoxa. *Reich.*

№ 87.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 20. Juli 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

Das Menschenherz ist ein unendliches Buch, mannigfaltig und wunderbar, wie der wandelnde Sternenbau des Himmels, wie der unbegriff'ne Kampf der Elemente. Was fesselt den Mond ewig an unsere Erde? Welche Leidenschaft brennt den Vulkan hohl? Unsere Gelehrten, die für Alles wenigstens einen Namen finden, sprechen von einer Materie, die die Kraft haben soll anzuziehen und zugleich abzustoßen, nicht weil es so ist, sondern weil ihre kurzsichtige Stubenweisheit nicht weiter reicht und dieser Widerspruch wenigstens einen zeitweiligen Baustein für ihre Systemwuth liefert. Wie es mit den verzehrenden Flammen im Schooß der Erde sich verhält, mögen wieder unsere Gelehrten auseinanderklügeln, denn ich habe unterlassen, meine Nase in den Krater des Vesus zu stecken, um in den Atomen des Rauches herumzuschnüffeln. Ich mag lieber dem Menschen in's Antlitz schauen, wenn der gute oder böse Geist auf seiner Stirne vorüberzieht, oder seine Worte und Thaten zusammenlesen, um eine Leiter in den Abgrund seines Herzens zu senken. Das Menschenherz, welch' ein unerschöpfbarer Brunnen für den Forscher! Welch' ein Lehrer für Selbstkenntniß und keimende Menschengröße! — Und doch gehen die meisten Männer den verkehrten Weg und pflegen den Stempel ihres heißgeliebten, aber unbekannten Ich der Mitwelt aufzudrücken, um Charaktere zu beurtheilen, und wähnen sich gebildet, wenn sie jedes Buch gelesen haben, das unter-Trommel- und Trompetenschall in die Welt getreten ist, oder wenn es hoch geht, Stellen aus Virgil und Horaz citiren können. Die Welt in den Büchern ist eine andere, und der Traum der Ideale, wenn er mehr ist als eine grüne Oase in der Wüste des Lebens, macht Phantasten, welche vor dem Katheder der Wirklichkeit schamroth zurücktreten. Ein welthistorisches Ereigniß kann erschüttern und macht beredte Zungen, aber ein klarer Blick in das Treiben eines Menschen, und wäre es das des albernsten Dummkopfs, kann eine Perle in deine geistige Schatzkammer bringen.

In einem Städtchen Deutschlands, zwischen dem 47. und 48. unserer Breitegrade gelegen, das wir für den Leser Rehberg nennen wollen, ward im Jahre 1801 einem dortigen Musikus, Namens Ignaz Haarbogner, ein Söhnlein unter bedeutungsvollen Auspicien geboren. Es war in einer Julinacht. Um zehn Uhr begann ein Ungewitter, nachdem es lange vorher am Horizont gebrütet, sich über den ganzen Himmel auszudehnen, und Meister Haarbogner, der wie alle Bürger von Rehberg, zugleich Bauer war und sein Stück Ackerfeld besaß, rannte her und hin, um seine Felder vor dem vernichtenden Hagelschlag zu segnen, während in der Kammer seine Hälfte Anne in den Wehen lag.

Der erste Nachmittag, den der Knabe erlebte, wurde zur Taufe bestimmt. Über den Namen war man noch nicht einig. Die Mutter meinte, er müsse entweder Adolph, Gustav, Rudolph, Eduard, Heinrich, oder wenigstens Moriz heißen. Ein dummer Eduard könne leicht gefallen, ein geistreicher Michael aber wäre niemals liebenswürdig. Und welche von unseren modernen Müttern sagt nun, Frau Anne habe unvernünftig gesprochen? Gewiß keine. Ich auch nicht; aber geben Sie Acht, wie Vater Haarbogner den Streit entschied. Er nahm eine Violine und begann die Scala zu spielen, so weich er nur konnte. Da schloß der Knabe die Augen und schien zu schlummern, während die Finger des linken Händchens fieberhaft zuckten.

„Das Kind muß Jakob heißen!“ rief jetzt Herr Haarbogner begeistert aus. — „Jakob?!“ wiederholte die Mutter in zitternder Angst. „Jakob soll es heißen!“ und sie zitterte heftiger.

„Ohne Widerspruch, Anne! der Knabe muß Jakob heißen. Der Erzvater Jakob war ein ausgezeichneter Violinspieler, ein Concertspieler sag' ich dir, war er; denn als er auf einer Kunstreise einmal auf freiem Felde übernachten mußte, wollte es natürlich mit dem Schlafen nicht recht gehen, da zog er seine Geige aus dem Ränzel hervor, stimmte und spielte die Tonleiter so, daß die Engel vom Himmel niederstiegen, ihm entzückt zuhörten, in die Händchen klatschten und riefen: Bravo Jakob! Bravo Jakob! und ihn wohl mehr als zehnmal hervorriefen. Denn die Jakobsleiter war nichts anders als die Tonleiter, welche Jakob gar meisterhaft zu spielen verstand; das ist die einzig wahre Auslegung, und darum muß der Knabe Jakob heißen! Fine.“

Und der Knabe wurde Jakob getauft.

Das Merkwürdigste in seinen ersten Jahren war, daß er bisweilen lachte, noch öfter aber weinte, daß er aß, wenn er hungerig war und schlief, wenn er Schlaf hatte, das Entzückendste aber, daß er schon im zweiten Jahre „pah“ sagen konnte. Der Mutter lachte das Herz dabei und sie sagte: Wenn er nur nicht Jakob hieße! — Aber Jakob that noch mehr zum gerechten Entzücken seiner Eltern, nämlich: er war schon in seinem vierten Jahr voll Unarten. Um kurz zu sein: So lang er noch ein Dümmling war, ohne Spur einer geistigen Selbstständigkeit, Purzelbäume schlug und sich herumwälzte wie ein junger Hund, war er die Liebe der Mutter und die Hoffnung des Vaters. Daß er in seinem achten Jahre noch nichts wußte und nichts kannte, war allerdings ver-

nachläſſigte Erziehung, aber darum will ich ſeinen Eltern keine derben Vorwürfe machen. Denn die zarten Kinder gleich einem Pudel abrichten, ſie die Hände lecken und Kratzfüße machen lehren, mag als Tändelei hingehen, ihnen aber gar keine Zeit gönnen für ihre Knabenſpiele und Jugendträume, das kann wohl tüchtige Laſtthiere bilden, allein der Menſch geht dabei leer aus.

(Fortſetzung folgt.)

Bemerkungen eines Bettlers über ſein Fach.

(Schluß.)

Der maskirte, grobe Bettler, welcher nicht bittet, lehnt ſich commode in ſeine Umſtände hinein, und überläßt es, ohne alles eigene Hinzuthun, fein und gütig unſerem Scharfſinne, etwas an ihm zu finden, was die Achtung begründet, die er erheiſcht; — er hängt ganz ruhig ſeine Banknoten als papier'nen Beutel über die unreife Traube ſeines Geiſtes, um ſie gegen die Angriffe der Vögel zu ſchützen. — Er trägt eigentlich die eiſerne Maske, die er nie abnimmt, nicht einmal vor ſich ſelbſt; — der aufrichtige Bettler aber hat von ſich nichts, ſondern bloß von Andern abzunehmen, und ſetzt ſich zu Hauſe vergnügt zu den Seinigen, die er, wie der Kuckuck, von Andern aufätzen läßt, und erholt ſich von dem, was er ſich erholt hat.

Die meiſte Ähnlichkeit haben beide, der verlarvte und der nackte Bettler, darin, daß ſie hauptſächlich Geld wollen, und ſelbſt die Betteleien um Ehre, Rang u. ſ. w. ſind Luftbilder auf Metallgrund. — Die Lebensjahre manches Menſchen ſind bloß kleine Tage- und Wochenmünze, und die Zeit iſt ihm nur eine Geld-, keine That-Obligation, die er ſo lange kurſiren läßt, bis die Natur ſeine Zahlungen einſtellt, und der Tod, als Maſſe-Vertreter, ihn feſtnimmt. — Dann hat freilich alle Maskerade und alles Betteln ein Ende, und dort fragt der Richter nicht, wie hier, von was, ſondern wie haſt du gelebt; ein Umſtand, der von Vielen mit lobenswerther Beſtrebung bedacht wird, indem ſie recht viel des von was ſammeln, um gut zu leben.

Sonderbar, daß uns gerade die Eitelkeit, die doch gewiß durch Betteln verletzt wird, zu den meiſten Betteleien hinreißt, und ſelbſt das wahre Verdienſt zuweilen auf nicht ganz würdige Art um Anerkennung ausgehen läßt. Die Gattung der Bettler zählt ſo viele Geſtalten, als die Klaſſe der Inſecten, und es iſt nur einem Bettler zu verzeihen, wenn er blos einige arme Lappen dieſes reichen Stoffes zeigen konnte. — Nur der Grundfärbung aller Bettelei und deren niedrigſter Gattung, der des Heuchlers muß ich noch überhaupt erwähnen, und dieſen kleinen Aufſatz zum Scorpion oder zur Weſpe machen, die ihr Gift am Ende des Leibes tragen. — Wenn der Sklavenverkauf körperlicher Kräfte ſchon entehrend und unmenſchlich, ſo verſchachert aber der Heuchler gar ſeine Seele um ein Kleines zu Sklavendienſt; ſie iſt, wie Kautſchuck, zugleich elaſtiſch und waſſerdicht, und er ſpannt ſie über den Leiſten ſeiner Abſichten, um einen Überſchuh für ſeine Sumpfwanderungen daraus zu machen. — Die Mienen, dieſe Telegraphen des Gefühls, bringen beim Heuchler nur lauter falſche Nachrichten; ſein Geſicht iſt das hippokratiſche des zu Tode geſchändeten Menſchenwerthes; er bettelt mit fremden Tugenden, wie Bettlerinnen mit fremden Kindern, und ſeine Bruſt iſt eine ſonnenloſe Schlucht für wuchernden Schierling. Der Heuchler begießt uns, wie in mehreren Gegenden Ungarns zu Oſtern geſchieht, mit Roſenwaſſer, während er den für uns beſtimmten Karbatſch hinter dem Rücken verbirgt, und eben ſein Laſter iſt's, welches den Preis empfängt, wie die Perle, die nach Einigen aus einer Krankheit des Schalwurms entſteht.

Göttliche Wahrheit! laß neben deiner ſtrahlenden Sonne jedes andere, arme Licht flimmern, nur den Irrwiſch der Heuchelei vertrockne, und der Menſch — iſt kein Bettler mehr!

Fr. v. Fialovics.

Diätetiſche Winke.

Von Dr. Victor Melarski Edlen von Menk.

Der Tod iſt nicht dem Leben, ſondern dem Akte der Zeugung entgegengeſetzt. Ein Grund, welcher lebenskranken Individuen die übertriebene Furcht vor der Auflöſung der eben beſtehenden Körperform in eine andere und neue, für immer zu verſcheuchen im Stande ſein ſollte.

Übertriebene Furcht iſt es, welche den Arzt oft nöthigt, nicht die Krankheit, ſondern den Kranken zu behandeln.

Die erſten Wirkungen des Tabakrauchens und Tabakſchnupfens bei ungewohnten Perſonen ſollten hinlänglich vor Mißbrauch desſelben warnen.

Leider ſorgt man mehr dafür um ein gutes Prunk- oder Viſiten-Zimmer zu haben und wählt zum Schauplatz ſeines täglichen Wirkens oft ein kleines, dumpfes und dunkles Stübchen.

„Die Kinder gehören rückwärts zum Geſinde in den finſtern Tract," meint die Mutter, welche mehr der Welt als ihren Kindern angehört.

Wo irgend eine Geiſtesfähigkeit vorherrſchend entwickelt wird, da kann kein gediegenes Werk des Geiſtes reſultiren. Schiller's reiche Phantaſie würde Mißgeburten erzeugt haben, wäre ſie nicht von der richtigſten Urtheilskraft, von dem geübteſten Verſtande und von dem zarteſten Sinne für Schönheit geregelt worden; ihre Producte würden den Geiſt unbefriedigt laſſen, wenn ihr nicht eine Vernunft zur Seite ginge, die ſich kühn in die Tiefen der Speculation taucht und den goldenen Eimer voll köſtlicher Ausbeute überſtrömen läßt in das menſchliche Leben, und ihre Schöpfungen würden den reinen Sinn nicht ſo gewaltig, ſo unwiderſtehlich feſſeln, wenn nicht der hohe Adel des Gemüthes ſich in den lebhafteſten Farben in all ſeinen Gemälden dem Auge darſtellen würde.

Unbeſchadet ſeiner Geſundheit kann man ſich von jeder Gewohnheit nur allmälig frei machen.

Je mehr und je edlere Organe thätig geweſen ſind, um deſto nothwendiger wird eine vollkommene längere Ruhe.

Jeder Geiſtesanſtrengung ſollte in der Regel angenehme Erholung folgen.

Die diätetische Lebensweise gewährt in Krankheiten, welche die Gesundheit durch ihre langwierige Dauer belästigen und gefährden, oft mehr Nutzen als der Wechsel von Arzneimitteln und Ärzten.

Fett sein, heißt nicht: genährt sein.

Wer sich schnell und angenehm heilen läßt, ist deshalb nicht immer sicher geheilt.

Furcht und übertriebene Ängstlichkeit, Mißtrauen gegen seine Ärzte und unausgesetzte Selbstbeobachtung schaden oft mehr als die zu hebende Krankheit.

Die Kraft des menschlichen Willens übt nicht selten auf das Ertragen und die Kur, vorzugsweise der Nerven-, contagiösen und epidemischen Krankheiten einen mächtigen Einfluß aus.

Wer gut verdauen will, verabsäume seine Zähne nicht.

»Reinlichkeit ist eine Halb-Tugend,« meinte Aristoteles, und wirklich schließt die Welt von der Reinheit des Äußerlichen an einem Menschen auf die Reinheit des Gemüthes.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 18. d. M. „Don Juan.“ — Hr. Leithner und Mad. Brüning-Wohlbrück als Gäste.

Mozart's unsterbliche Tondichtung erfreute die Freunde deutscher Oper durch ihr Wiedererscheinen in der Reihenfolge der deutschen Opernvorstellungen. Zwei Gäste, Hr. Leithner aus Hamburg (Don Juan) und Mad. Brüning-Wohlbrück (Zerline), wurden uns gleichsam als Pfand eines lobenswerthen Strebens vorgeführt, das Personale dieser Hofbühne durch ein Aufgebot der vorzüglichsten Gäste, welche die deutschen Bühnen insgesammt zu senden vermögen, zu completiren. Bedenkt man, daß die Oper überall ihre warmen Freunde und Verehrer hat, und daß die deutsche Oper namentlich in jenen Städten, wo die italienische weniger Bedürfniß eines Theils des Publikums ist, die lebhafteste Theilnahme findet; so scheint es beinahe unmöglich, durch die Zuziehung von Gästen das Personale der Wiener Hofbühne zu ergänzen. Einst war ja Wien die Pflanzschule des Gesanges, die Eleven dieser Schule verbreiteten den Ruhm der deutschen Oper von Neapel bis London, von Lissabon bis Bukarest. — Jetzt senden uns die deutschen Bühnen zweiten Ranges Sänger zu, die unsere stehende Oper zieren könnten, und Wien thut sehr klug daran, den Augenblick zu benützen, wo wandernde Künstler aus dem Norden kommen, den Süden mit frischen Stimmen zu erfreuen.

Hr. Leithner ist ein Don Juan, wenn nicht ganz wie Mozart ihn gedacht, wenn nicht ganz Flamme und Sinnenglut, wenn nicht ganz Lebendigkeit und aufgeregte Fiber, doch voll Kraft, Eleganz, Naturgabe und Studium; eine Erscheinung, welche durch ihre edle Natur anzieht, und durch die unentreißbaren herrlichen Elemente für Gesang und dramatische Darstellung sich nicht blos über das Gemeine, sondern selbst über das Gewöhnliche erhebt. Seine Leistung zeichnet sich vorzugsweise durch eine in dieser Rolle selten gesehene vornehme Haltung aus, sein Gesang athmet vielseitig Gefühl und tieferes Eindringen in den Charakter. Man ist in Wien gewohnt, den Don Juan champagnerrauschend, sinnlich-übersprudelnd zu sehen. Hr. Leithner widersprach dieser Gewohnheit, er war mehr Grand von Spanien, war mehr vornehmer Wüstling. Wir denken, er kam dem Ziele desto näher; seine schöne Stimme bewährte sich überall als herrschend und sein Ausdruck als höchst verständlich.

Mad. Wohlbrück, Zerline, zeigte sich als geschmackvolle, empfindungsreiche Sängerin; und war ihr Spiel reicher an Momenten der Coketterie als der Unschuld, gab sie mehr die schlaue Soubrette und erfahrene Dienerin einer Herrschaft, als das von der ersten Empfindung des Herzens bestimmte Kind ländlicher Einfalt, so lag doch auch in diesem etwas stärker als billig aufgetragenen Manieren ein Ausdruck echter Zartheit und wahrer Weiblichkeit. Hr. Leithner erfreute sich eines unbedingten, offen ausgesprochenen Beifalls, und die ganze Oper konnte als eine gelungene Aufführung, belebt durch die Mitwirkung unser einheimischen Gesangskünstler, betrachtet werden.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Fünfte Gastvorstellung des Herrn Beckmann.

Montag, am 18.: Der Barbier als Gutsbesitzer. Posse in 3 Acten. — Der Inhalt der Handlung ist in Kurzem dieser: Ein Barbier gewinnt mit einem Lotterieloose eine Herrschaft, eigentlich ein Lustschloß, das wenig abwirft; der Sohn des vorigen Gutsbesitzers ist sein Gast, wie auch dessen Geliebte Julie von Eisenberg, die sich in Gegenwart des Barbiers äußert, sie wolle das Gut kaufen, um es ihrem Fritz zu schenken. Der Barbier ist noch in seiner herrschaftlichen Glorie und dazu nicht aufgelegt; nun wird er aber durch den Gespensteraal und durch ein Gespenst, das der Castellan vorstellt, so bearbeitet, daß er die Herrschaft losschlägt, ein Geldkästchen wird gefunden, das Erbtheil Fritzens, dem nun das Gut zugehört. Man denke sich einen albernen Windbeutel, einen Barbier, der im Besitz einer Grafschaft ist, seinen Plebejerstolz, sein chevalereskes Herabsehen auf seine Unterthanen und gleich darauf sein unwillkürliches Amalgamiren mit ihnen, seine verlegenen Komplimente und Liebeserklärungen gegen adelige Gäste, seine Angst vor Geistern, und man hat dann eine Posse, die theilweise schon hundertmal da gewesen, die ungeachtet der Wortspiele und einzelnen Späße dennoch nicht genug Anziehungskraft besitzen würde; man denke sich aber in diese Posse Hrn. Beckmann hinein, und mit ihm bekommt sie Leben und Wahrheit, die spaßhafteste Posse ist fertig, er vertreibt mit seinem stets schlagfertigen Witz die Langeweile, die sich darin breit machen will; jede Bewegung, jede Miene, jedes Wort reizt zum lachen; die Possendichter mögen sich immer bei Herrn Beckmann bedanken, nach ihm rufen, wenn sie Furore machen wollen. Er wurde oft mit Beifall unterbrochen, und nach jedem Akte stürmisch gerufen. Was das Spiel der andern Mitwirkenden betrifft, da sind Hr. Börger als Fritz von Branau, Mad. Leinfitt als Julie und Hr. Hesse als Findeisen mit Lob zu erwähnen; gut spielten außer ihnen noch Hr. Uber und Dlle. Condorussi. Der Besuch war zahlreich.

Literarisches.

Merkwürdigkeiten und Sagen aus der Umgegend Brünns von Joh. N. Vogl mit zehn Kupferstichen. Wien 1842 bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler.

Der Verfasser ist in dem vorliegenden Bändchen bemüht gewesen, uns seinen Ausflug nach der Hauptstadt Mährens und ihre interessante Umgebung mitzutheilen.

Diese recht lebendig und treu gehaltene Reiseskizze berührt nach einer kurzen Schilderung Brünns und seines ältesten Denkmals (die Zderad-Säule), die Ausflüge in das Adamsthal und seine Höhlen, nach den Ruinen von Rovihrad und dem Teufelsschlüssel, nach dem Wallfahrtsorte Wranau, dem Dörfchen St. Katharein, den Besuch beim Felsenrichter Mazzocha und endlich jenen des Schlosses Eichhorn.

Herr Vogl fügte seinen Wanderbildern zugleich mehrere, gut zu hörende Sagen bei, wie sie in dem Munde des dortigen Bewohners leben. Auch zwei Balladen „St. Katharein und „der stumme Bruder“ hat er uns als Erinnerung an sein reiches poetisches Talent mitgetheilt. Der Verleger dieses Werkchens wußte die Schöpfung des Dichters dadurch zu erhöhen, daß er die beigegebenen pittoresken Ansichten der Ausführung

einer guten Künstlerhand anvertraute und für die sonstige Ausstattung dieser Novität auf das Beste sorgte.

Da der Preis, gegenüber des Gelieferten, höchst billig ist, so zweifeln wir nicht an einem guten Abgange und glauben mit vollem Rechte auf diese achtbare literarische Erscheinung die Lesewelt aufmerksam machen zu sollen. P.

Streifzüge nach China.

V.

Abriß der chinesischen Literaturgeschichte.

Obwohl mich mit Frust und Liebe dem Studium des Chinesischen widmend, konnte ich doch die große Masse der Literatur nicht in ihrem kleinsten Umfange durchlaufen, man wird es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich in diesem Abrisse der Gelehrsamkeit eines Schott und Grüße folge.

Den ersten Rang unter den Werken eines Volkes nehmen unstreitig die canonischen Bücher ein, die jedes gebildete Volk aufzuweisen hat. So wie die Juden, besitzen auch die Chinesen einen Pentateuch unter dem Namen der King, seine Verfasser verlieren sich im Alterthume, denn Confucius ist nur der Ordner desselben, wenn gleich Einzelnes sein Eigenthum genannt werden darf. Der Chi-King, aus dem wir Auszüge geliefert haben, ist die Quelle der chinesischen Lyrik; über ihn haben Rosenkranz und Klaproth interessante Aufsätze geliefert; J. Mohl hat ihn 1830 zu Stuttgart lateinisch, Rückert zu Altona 1833 deutsch herausgegeben. Es ist ein wahrer orientalischer Divan voll Hymnen und Oden, die das Lob ob im Guten oder im Schlechten ausgezeichneter Menschen enthalten. Die anderen Theile des Pentateuch's sind der Yi-King, der Schu-King, der Tschün-Tieu und der Li-King.

Heilige Bücher zweiten Ranges sind die Ssee-Schu. Die Werke über Moral der Confucischen Philosophie und Religion. Noel hat die 4 Werke zu Prag 1711 in 4° lateinisch übersetzt; Marshmann ließ sich die Herausgabe anzelegen sein, doch ist meines Wissens nur der 1. Band Seramvoor 1809 ans Licht getreten. Meng-Tseu trat in die Fußstapfen des großen Weisen.

Im historischen Felde sind die riesenhaften Reichsannalen zu bewundern, welche bis jetzt noch keine europäische Bibliothek ganz besitzt und von 2637 vor bis 1844 nach Chr. G. laufen. Geographie, Statistik und Biographie werden ebenfalls in ihnen abgehandelt.

An Naturgeschichte und Medicin haben sich viele Einwohner der Blume der Mitte gewagt, aber meistens sind die Resultate ihrer Forschungen absurde Träumereien oder wahnwitzige Behauptungen. Von einer Anatomie oder Chirurgie besitzen die chinesischen Ärzte nicht den geringsten Begriff.

Die Stärke der chinesischen Literatur besteht in Romanen und Erzählungen, welche in einzelnen Stücken originell, doch für einen europäischen Leser durch die langgezogenen Dialoge, die ewigen Complimente und Ceremonien abschreckend werden. Am bekanntesten wird wohl allen meinen Lesern der zuerst von Abél-Remusat ins Französische übersetzte Roman: „Ju Kiao-li, oder die beiden Basen," sein, welcher in einer deutschen Übertragung auch in Wien erschienen ist; dann jener, den wir ebenfalls dem gründlichen Remusat verdanken, betitelt: „L'invariable milieu." Die Handlung scheint auf den ersten Anblick interessant, allein bei fortgesetzter Lectüre bemerkt man erst das Schleppende des durch eine Reihe von Bänden durchzuarbeitenden Sujets. Wollten wir ferner von der Legion von Dichtern, ja nur von den berühmtesten sprechen, so möchte ein Viertel-Jahrgang unserer Zeitschrift kaum hinreichen, die biographischen Notizen und umfangreichen poetischen Werke zu schildern, geschweige uns in nähere Conferenzen einzulassen. Die Gedichte selbst sind uns noch in sehr geringer Zahl zugänglich und was von ihnen herausgegeben ist, das lohnte wirklich kaum der Denkermühe, obwohl Einzelnes auf hohen Werth Anspruch machen kann, jedoch nur sehr Weniges.

Und nun mit diesem letzten kurzen Abrisse endige ich meine Streifzüge nach China; mancher wird sie überschlagen, mancher flüchtig gelesen, mancher nur eines Lächelns gewürdigt haben; sollte ich aber auch nur Einem damit Vergnügen verschafft haben, so bin ich zufrieden. Der Gelehrte wird hier nicht Belehrung suchen und für den Nichtgelehrten schrieb ich.

Ign. Zwanziger.

Eisenbahnzeitung.

(Die neuen Coupé-Wagen der Wien-Raaber Eisenbahn.) Die Direction der Wien-Raaber Eisenbahn, stets bemüht, den Wünschen des Publikums auf jede mögliche Weise entgegenzukommen, und somit die Frequenz dieser reizenden Verbindungsstraße der Residenz mit der herrlichen Alpenwelt von Tag zu Tag zu steigern, hat seit 1. Juli d. J. eigene Wägen für einzelne Gesellschaften errichten lassen, welche täglich mit den gewöhnlichen Trains von Wien nach Gloggnitz und retour fahren.

Diese in jeder Beziehung mit der höchsten Eleganz und Bequemlichkeit ausgestatteten sogenannten Coupé-Wägen dürften vielleicht das Schönste sein, was je in dieser Hinsicht geboten wurde, und da der Preis derselben so billig gestellt ist, daß ein Coupé erster Klasse, auf 8 Personen (sage auf acht Personen) eingerichtet, von Wien nach Gloggnitz, oder retour, blos auf 15 fl., ein Salon-Coupé aber auf 20 fl. C.M. zu stehen kommt, so ist vorauszuziehen, daß diese herrliche Einrichtung, welche höchste Eleganz mit der wünschenswerthesten Bequemlichkeit in vollem Maße vereinigt, gewiß von Seite des Publikums häufig zu Ausflügen in die herrliche und großartige Gebirgswelt benützt werde, besonders in jetziger Zeit, wo der goldene Strahl der Sonne und die laue Sommerluft mit tausend süßen Stimmen den Städter hinausrufen in die sanften Arme der grünenden, duftenden Mutter Natur!

Omnibus.

(Der älteste Mäßigkeitsverein) wurde am 22. Juni 1317 von Sigismund von Dietrichstein, kais. geheimen Rath und Statthalter von Innerösterreich, unter dem Titel St. Christophsgesellschaft zu Grätz gestiftet. Der fromme und mäßige Gründer dieses Vereines wollte dem dazumal fürchterlich überhandnehmenden Hange des Adels nach Trinken und Fluchen einen Damm setzen, und entwarf daher Statuten, deren genaue Zuhaltung für unsere mannhaften Altvordern, die einen tüchtigen Zug aus dem Becher zu thun liebten, eben nicht gar leicht gewesen sein mußte. Wer nicht gehorchte, hatte Geldstrafen zu erlegen und war versichert, daß er zur Zeit einer Fehde von den Gliedern der St. Christophsgesellschaft nicht unterstützt würde. Das Abzeichen der Theilnehmer an diesem ersten Mäßigkeitsverein war eine um den Hals geschlungene Kette. Im Laufe der Zeit und während der fürchterlichen Kriegsepochen, welche unser armes Österreich verwüsteten, ging auch diese, wie manche andere gute Einrichtung verloren.

(Vergleich der Ehe). Montaigne sagte: Mit den Ehen ist es wie mit den Vogelkäfichten, die nicht darin sind, wollen mit aller Gewalt hinein und die, welche darin sind, möchten größtentheils wieder mit aller Gewalt heraus.

(Amusantes.) „Sie sollten sich daguerreotypiren lassen," sagte ein Herr zu einem Kahlköpfigen, „Ihnen kommt es doch wohlfeiler zu stehen als sonst Jemand."

„Warum?" fragte dieser.

„Weil Sie schon die Platte mitbringen."

(Wort-Erklärung.) „Warum," fragte ein Nachbar den Andern bei einem Trinkgelage, „stößt man denn immer mit dem Weine an?" — „Das will ich Ihnen sagen," versetzte der Gefragte, „weil im Weine Wahrheit liegt, und mit der Wahrheit stößt man überall an."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Samstabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung bezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 88.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 23. Juli 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Die geistige Fähigkeit äußerte sich bei Jakob erst im neunten Lebensjahre, aber ohne Zwang und mit ganzer Spannkraft. Seine Lernbegierde war eine ungewöhnliche und dies ist Urkunde genug für seine Capacität. Wir wollen ihn keine Lection hersagen lassen, denn ich hasse dies moderne Plapperwesen wenn möglich noch mehr, als das Toilettengeschwätz unserer Kaffeeschwestern. Der Leser möge mir glauben, daß er in seinem dreizehnten Jahre in der Schule von Rehberg ausgelernt hatte, in dem Städtchen, wo die Erziehung damals so spät begann, daß die Kinder bis zum fünfzehnten Jahre zur Schule verpflichtet waren. Aus diesem Grunde kam es, daß Meister Haarbogner seinen Sohn jetzt erst in die allgemeine Musikschule zog, welcher er vorstand, und welche Fortschritte hier der Client des großen „Concertspielers," des Erzvaters Jakob, machte, werden wir bald sehen.

Wie es in einer Schule zugeht, in welcher die Elemente der Musik den Kindern eingefuchtelt werden, weiß vielleicht Jeder. Gewinsel hier, Gequicke dort. Wahrlich eine wilde Jagd, wenn die Töne ordnungslos durch die Lüfte fahren! Wer sollte ahnen, daß es dieselben sind, welche in den Schranken der Regel hier zu Thränen rühren und dort in Schaudern durch die Glieder rieseln! — In einer solchen Schule nun saß Jakob an der Spitze anderer Kinder ganz nahe am offenen Fenster, durch welches er häufig seine Blicke und seine stillen Seufzer sandte. Der Vater stand vor ihnen, in der linken Hand die Geige, in der rechten den Bogen wie einen Corporalstock führend. „Wie heißt dieser Ton?" fragte er Jakob indem er eine Saite strich.

„A." — »Falsch!« — „H." — »Falsch!!" — „C." — „Falsch!!!"

„Dann wird es wahrscheinlich X sein," sagte nun Jakob ganz kalt, im grellen Gegensatz zu des Vaters corrigirendem Schreien.

„O du Maulaffe du!" fuhr ihn dieser an. „Wann hab' ich dir gesagt, daß ein X, o du Maulwurf! das C ist es gewesen! — Jetzt aber gib Acht, sonst!« — Und er schwang den Bogen. »Wie heißt dieser Ton? — Was schaust du zum Fenster hinaus? — Wie heißt dieser Ton?"

„Vater, die Wolken ziehen heut' alle gegen Mittag."

Meister Haarbogner ließ jetzt beide Arme mit den Instrumenten zu Boden sinken und starrte ihn an mit Blicken, als wollte er ihn damit an die Wand nageln. Darauf faßte er sein ganzes Ansehen zusammen und sprach: »Ich frage dich noch einmal, wie dieser Ton geheißen?"

„Und weißt du, Vater, warum die Wolken alle gegen Mittag ziehen?" sagte Jakob, ohne auf des Vaters Worte zu achten.

Der Meister fing an, die Farbe zu wechseln, und der Knabe fügte die Antwort hinzu: „Nun, weil sie sich vor dem kalten Nordwind flüchten."

»Ich will dich deinen Nordwind kennen lehren, du Maulwurf! du Windhund du!" schrie jetzt der Vater mit grinsendem Gesichte und schlug dem Sohne den Bogen so über den Kopf, daß er in Splitter zerbrach. Ich weiß nicht, was jetzt drolliger zu sehen sein mochte, wie der Knabe, die Hände auf dem brennenden Kopfe, zur Thür hinauseilte, oder wie der Meister mit einem Schafsgesichte die herumliegenden Trümmer zusammenlas während die Kinder ins Fäustchen lachten. — Mit diesem Auftritte war die Lection vor der Zeit zu Ende.

Meister Haarbogner ward durch die Naivetät des Knaben um seine Ruhe, und die Splitter seines Geigenbogens, die ihm der nächste Tischler zusammenleimte, um sein Quentchen Verstand gebracht. Jetzt schritt er in dem leeren Zimmer auf und ab und brummte: „Der Bube muß bestraft werden! Erstens eine tüchtige Ruthe, zweitens nichts zu essen, drittens ein paar Nächte auf dem harten Boden schlafen, ich will ihn Noten kennen lehren!" — Sonderbar! Wenn die alten Kinder wegen der Natürlichkeit der jungen, dumme Streiche machen, müssen diese dafür büßen, weil Niemand da ist, der jene zu strafen berechtigt wäre. — Meister Haarbogner verließ das Schulzimmer und ging nach Hause. Auf dem Wege dahin verzogen alle Vorübergehenden die Mienen zum Lächeln, und es ist in der That höchst komisch, wenn kleine Seelen zürnen. Wie er zur Thüre eintrat, machte er sein Gesicht so grimmig als er konnte und beschloß, die richterliche Strafe an dem Delinquenten sogleich in Anwendung zu bringen. Aber der Naturtrieb der Kinder rettet sie oft vor der Unvernunft der Eltern und so war es auch hier: Jakob war nicht nach Hause gekommen. Der Alte ließ einstweilen seinem Zorne in phantasielosen Phantasien freien Lauf, bis seine bessere fleischliche Composition zum Durchspielen erscheinen würde. Allein es wurde Nacht und Jakob kam nicht. Es wurde Morgen und es wurde wieder Nacht und Jakob kam nicht. Die Mutter lamentirte und des Vaters Zorn war gänzlich herabgestimmt. Die erste Nacht sagte er: „Er soll bleiben!" die zweite aber: „Wenn er nur käme!" Denn Jakob war sein einziges Kind.

Endlich ward ihm am dritten Tage angesagt, man hätte seinen Sohn auf der Spitze eines Berges gesehen, wie er bei einem heftigen Winde, einem römischen Ringer gleich, die beiden Fäuste gegen den Sturm geballt, einige Minuten lang dastand, während

seine Haare nach rückwärts flatterten. Von dieser Zeit an war alles Fragen und Forschen nach ihm vergebens.

Es war der Allerseelentag des Jahres 1814, und wer eine Thräne und ein Wachskerzlein hatte, eilte auf den Friedhof, um die frommen Gaben auf den grünen Altar der Todten zu legen.

Pietät und Rührung überall, und Wehe dem stummen Zuschauer, der keine Thränen, und dreimal Wehe dem, der kein Jenseits mehr hat! Wo kein Zweifler ist, wo Jeder fühlt und in stummer Zwiesprache mit der andern Welt steht, ist es schrecklich, in eine leere Brust zu blicken. Allein es hat doch Alles seinen Engel, und bei der Allgemeinheit des Empfindens fängt das Herz an, mächtig zu schlagen, und der alte Kindersinn mit seinem süßen Wahn und Aberglauben steht wieder auf und träufelt kühles Wasser auf den Hügel des Freundes, um die Flammen seines Fegefeuers zu mildern.

Meister Haarbogner saß an diesem Nachmittage im Gasthause »zum goldenen Vogel" beim Weine. Neben ihm der Wirth, derzeit wirklicher Bürgermeister und jederzeit ein guter Gast seiner Gäste, wenn er nach dortiger Sitte zum Bescheid trank. Sie waren im sonstigen Verkehr nicht über das Maß einander zugethan, aber beim Weine nannten sie sich immer Freund und Vetter und schieden mit einer brüderlichen Umarmung. Nachdem sie lang geschwiegen, noch länger aber getrunken, nahm Herr Haarbogner das Wort: »Weiß Gott, Vetter Wirth! mir wäre besser, könnt' ich heut' auf das Grab meines Jakob eine Wachskerze stecken."

„Immer melancholisch, lieber Freund, immer melancholisch. Laß' dir lieber den Wein besser schmecken!«

„Ich wette, er ist todt und liegt irgend in einer Schlucht oder in dem Schwarzen unseres See's. Und Niemand kniet bei seinem Grabe, und Niemand spendet Weihbrunnen seiner armen Seele. Nur wissen möcht' ich, ob ich soll beten für ihn, oder auf seine Rückkehr hoffen."

„Wir wollen morgen wieder Nachfrage halten lassen!«

„Hm, hm! Nachfrage halten lassen!"

„So wahr ich Bürgermeister bin! Ich will morgen überall nachsuchen lassen.«

»Und erst meine Alte daheim! Was die betet und weint und über mich loszieht: ich hätte unser einziges Kind in den Tod hinausgejagt! — Und da kommt dieser Tage sein einstiger Spielkamerad, des Amtschreibers Sohn Leopold, zu ihr und frägt, ob Jakob gut aufgenommen würde, wenn er wiederkehren sollte? Haha! Ob wir ihn gut aufnehmen würden!"

„Das hat er gesagt? Dahinter steckt etwas. So wahr ich Bürgermeister bin! Dahinter steckt etwas. Ich will den Buben morgen auf's Rathhaus citiren. Er hat ohnedies gestern den Hut vor mir nicht abgenommen, ich will ihm zeigen wer Bürgermeister ist.«

„Ich will dir nicht einreden, lieber Freund, aber —"

„So wahr ich Bürgermeister bin! Dahinter steckt etwas und das muß ich herauskriegen! — Und jetzt noch eine Flasche Wein, nicht wahr, lieber Vetter?«

»Ich will dir nicht einreden, lieber Freund und Bürgermeiste, aber du wirst nichts herauskriegin."

„So wahr ich Bürgermeister bin! — Aber jetzt noch eine Flasche — vom Extrafaß — nicht so, Herr Vetter?«

»Ich aber sage dir, du wirst nichts herauskriegen."

„Vom Extrafaß, lieber Vetter? Ei ja doch! und einen Wein, wie ihn der Kaiser von Marokko nicht hat. Meinem besten Freund zu Lieb' geh' ich sogar selber in dem Keller, soll ich?"

„Was sagst du da? Noch einen Wein? Alle Mal'! Vom Extrafaß? — Bruder, der Wein da ist gut, aber vom Extrafaß, ich will dir nicht einreden, aber der Wein vom Extrafaß ist besser. Bruder, Ach, schon fort! — Hm, hm! Ich habe doch noch gute Freunde!" Und er trank den Rest seines Glases hinunter.

Darauf brachte der Wirth die volle Flasche und Meister Haarbogner trank und wollte ihm nicht einreden, dann tranken sie noch eine, und der Musikus konnte ihm nicht mehr einreden.

(Fortsetzung folgt.)

Diätetische Winke.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

Je weiter und tiefer sich der Jüngling in das Paradies idealer Träume verliert, desto größer die Kluft zwischen Wirklichkeit und Täuschung, desto schlimmer die Folgen für sein geistiges und physisches Wohlsein, die dann als Nervenleiden, oder im höhern Grade als Geisteskrankheiten auftreten.

Physische und geistige Wohlfahrt wird zum größten Theil durch die Standeswahl bestimmt.

Wer von den Plagen der Grillenfängerei befreit sein will, übernehme die Rolle des Landmannes, und bemühe sich, sie mit der möglichsten Natürlichkeit darzustellen: er verrichte Garten- und leichte Feldarbeiten.

Das höchste Alter erreichten Menschen von einfacher, thätiger, wohl auch mühseliger Lebensweise.

Willst du bei angestrengter geistiger Thätigkeit deine heitere Laune bewahren, so wechsle mit den Gegenständen deiner Arbeiten ab.

Welches ist das wenigen Sterblichen verliehene Arcanum, um Gesundheit des Körpers und des Geistes vereint zu bewahren? — Greise in deinen Busen, es ist Seelenruhe.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthor.

Den 20. d. M. wurde der Abwechslung wegen wieder einmal Bellini's großer, sentimentaler Liebesseufzer: Montechi und Capuleti aufgeführt, worin Dlle. Diehl, großherzogl. hessische Hofopernsängerin als Romeo debutirte. Sie zeigte eine umfangreiche, volle wohlklingende Altstimme und eine bereits erlangte höhere Stufe künstlerischer Ausbildung; Merkmale, welche uns zu der angenehmen Erwartung berechtigen, die Sängerin in mehren Rollen zu hören, wornach unser ausführliches Urtheil über sie folgen wird. Ihr erstes Auftreten ward von entschieden günstigem Erfolge begleitet.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Gastvorstellung des Herrn Beckmann.

Donnerstag am 21. Juli. Zum ersten Male: Die Ereignisse

im Riesengebirge oder: des Adlers Horst. Großes romantisches Schauspiel mit Melodrame und Chören in 3 Acten, von Carl von Holtei. Musik von Hrn. Franz Gläser. — Die Handlung ist folgende: Zu Vater Renner im Riesengebirge kommt eine Fremde, Namens Rose und bleibt daselbst als Dienstmädchen. Renners Sohn verliebt sich in sie, obwohl er auch der Pflegetochter seiner Eltern nicht abhold ist. Darüber will sich Renners Weib Veronika nicht zufriedengeben und debattirt heftig und wiederholt mit ihrem milderen, des Sohnes Liebe begreiflich findenden und entschuldigenden Mann. Die Pflegetochter wird von einem herrschaftlichen Förster Richard geliebt, was aber ganz sonderbar ist, denn bei seinem ersten Erscheinen blickt aus ihm schon Selbstverdammung und Verzweiflung, weil er sein liebendes Weib sammt Kind verlassen und nichts sehnlicher wünscht als deren Wiederfinden. Bei einem Feste will Renner sein Dienstmädchen Rose zum Tanz hervorziehen. — Der Förster tritt hervor und hört den allgemeinen Schrei: Kindesmörderin. Es erklärt sich nun, daß sie ihr Kind nicht gemordet, sondern im nahen Walde verborgen. Das Kind wird von einem Adler in den Lüften vorübergetragen. Allgemeine Bestürzung. Sie erklimmt einen Felsen, um zu des Adlers Horst zu gelangen, kommt jedoch nicht auf den rechten; der Blitz trifft einen Baum und stürzt ihn so, daß er der verzweifelnden Mutter ein Steg wird. — Der Förster erlegt den Adler, die Mutter rettet ihr Kind. — Der Stoff ist der gleichnamigen Oper von Gläser entlehnt; und es ist begreiflich, daß ein Compositeur nach einem solchen Stoffe hascht, er enthält Effectscenen auf Kosten der Wahrheit. Wie aber aus solchem Stoffe ein Schauspiel werden soll, ist nicht leicht einzusehen, da die Katastrophe ein Blitzstrahl herbeiführen muß; Hr. von Holtei hat dafür Vieles gethan, besonders im Dialoge, aber es fehlt dem Ganzen die dramatische Haltung und Stütze, die mit dem zerschmetterten Baume vollends zusammenstürzt. Der ganze dritte Act besteht darin, daß Rose einen Felsen erklimmt; wollte man das mit Wirkung vorstellen, so gehört dazu eine Felsenarena und ein weiblicher Klischnigg — mit einer Decoration geht es nicht. — Ohne Hrn. Beckmann hätte das Stück nicht den Beifall erhalten, der ihm zu Theil ward. Wir sahen ihn diesmal als den Baudenwirth Renner, und sein Spiel wird unvergeßlich bleiben. Das ist Wahrheit, Leben bis in die kleinsten Nuancen, da ist kein Haarbreit zu wenig und zu viel, so und nicht anders darf diese Rolle gespielt werden. Wie meisterhaft war nicht die Berauschungsscene; man stelle einen andern Schauspieler für diese Rolle; theilweise wird er sie gut spielen, aber dem Ganzen wird er nicht diese Rundung geben können. — Er wurde oft gerufen. Die Chöre und Tänze waren gelungen. Dlle. Ammesberger, Mad. Leinfitt und Mad. Schmitt und Hr. Brabbé spielten gut. Die Darstellung des Försters durch Hrn. Börger war weniger gelungen. Der Besuch war sehr zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Dienstag den 19. d. M.: Freie nach Vorschrift, oder: Wenn Sie befehlen, Lustspiel in 4 Aufzügen; von Dr. Karl Töpfer. Hr. Grobeker den Magister Bückling als Gast.

Diese in vier ziemlich lange Akte ausgesponnene Glosse eines allerliebsten Göthe'schen Gedichtes ist durch ihre Aufführung im k. k. Hofburgtheater bekannt, und hat vor mehr als zehn Jahren bei ihrem ersten Erscheinen sehr gefallen. Nachdem dies Lustspiel viele Jahre in der Theaterbibliothek geschlummert hatte, kam es jetzt im Josephstädter Theater zur Darstellung, um dem Berliner Komiker Hrn. Grobeker Gelegenheit zu geben, sein Talent vor uns zu entfalten; — doch der Erfolg war kein durchaus günstiger zu nennen. Manche bedeutende Längen des Stückes, die nur durch ein gerundetes Zusammenspiel verdeckt werden können, traten hier grell ans Licht und selbst das Outrirte in den Hauptcharakteren wirkte hier eher abstoßend als anziehend. Endlich zeigte sich selbst Hr. Grobeker als Magister Bückling, der doch nichts anderes ist, als die personificirte Parodie, indem er sowohl den schmachtenden Maler, als den stürmischen Soldaten und den gleichgiltigen Philosophen lächerlich machen sollte, zu kalt er repräsentirte diesen Charakter mit zu wenig Feuer, so zwar, daß sein Erscheinen so lange durchaus seine Wirkung verfehlte, bis er sich im letzten Akte selbst erwärmte und wirksamer vorzutreten wußte. Der Mad. Klein, die sonst in Darstellung von derlei Charakteren so glücklich ist, wollte diese Mamsell Ranunkel nicht besonders zusagen; — Lobend zu erwähnen sind dagegen die Dlles. Grafenberg und Höfer, wie die HH. Nolte und Buel. Sämmtlich hier Genannte, so wie Hr. Grobeker, wurden urch Beifall und Hervorruf ausgezeichnet.

Neuestes aus Graz.

Dlle. Neumann setzt ihre Gastvorstellungen fort, und trat neuerdings als Mathilde im Kurländer'schen Lustspiele „Ewig." in „List und Phlegma," als Adolphine, als Alexandrine von Göschen in „Sie hilft sich selbst" von der Frau v. Weissenthurn und in den Holtei'schen „weiblichen Drillingen" als Linchen, Nanchen und Tinchen auf.

In letzterer Piece gab aus Gefälligkeit für Dlle. Neumann, zu deren Benefice sie gegeben wurde, Herr v. Holtei den Wilhelm Hiegner als Gast, und wurde so wie die Beneficiantin mit Beifall überschüttet.

Herr v. Holtei wird im Laufe dieses Monats die Grazer Bühne noch einmal betreten, und zwar in dem Benefice des wackern Herrn Conradi.

Die hiesige Universität versammelte heute ihre Mitglieder zur feierlichen Rectorswahl, und ernannte mit Mehrheit der Stimmen zu diesem Ehrenamte den im Fache der Geschichte und Philologie so hoch verdienten Doctor und Professor Albert von Muchar, den berühmten Verfasser des römischen Noricums ꝛc. ꝛc., den Se. Majestät der Kaiser, bei seiner letzten allerhöchsten Anwesenheit in unsrer Hauptstadt, in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Literatur, mit der goldenen Ehrenmedaille zu belohnen geruhte.

Aus der Feder eines hiesigen Kellners sollen dem Vernehmen nach in einem Wienerblatte (?) Anekdoten und Aufsätze gedruckt erschienen sein, die Beleidigendes gegen einzelne Individuen enthaltend und von ihm vorgelesen werden sollen, wobei er sich stets als Mitarbeiter dieses Blattes bekennen soll. Sei an dieser Sache nun etwas oder nicht (ich verbürge sie nicht), so kann es doch immer ein kleiner Wink für Redactionen sein, so vorsichtig als möglich in der Aufnahme von Aufsätzen unbekannter Schreiber zu sein.

Schlüßlich bitte ich in dem letzten Corespondenz-Artikel über Graz statt Souper, Gouter zu lesen.

Die k. k. Hofburgschauspielerin Mad. Fournier und der königl. hannoveranische Hofopernsänger Hr. Pfeifer befinden sich in Graz.

Vaterländische Literatur.

Abhandlung über die Vergiftung mit arseniger Säure nebst einer kritischen Beleuchtung des Marsh'schen Apparats. Verfaßt von Aleris L. Fromm, der Heilkunde Doctor. Mit zwei Abbildgen. Wien 1842.

Das Arsen und besonders seine unter dem Namen Arsenik bekannte Verbindung nimmt den ersten Platz unter den Mitteln ein, deren sich das Laster oder der Wahnsinn bis jetzt bedienten, dem Menschen seine wenigen ihm hier zugetheilten Tage noch zu verkürzen, und die zugleich die That oder wenigstens der Vollbringer unentdeckt lassen sollen; obwohl die Erfahrung glücklicherweise beinahe immer, wenn auch oft erst nach längerer Zeit, das Gegentheil zeigt; ja diese Verruchten, wenn ihnen noch ein ruhiges und vernünftiges Denken in diesem Punkte möglich wäre, sich selbst von dem Ausgange ihres Unternehmens überzeugen müßten. Die Sicherheit seiner Wirkung, die Leichtigkeit es zu erhalten, da es in den Gewerben so vielfache und häufige Anwendung findet, die weiße Farbe, seine Geruchlosigkeit und auch der süßliche, obwohl anfangs ekelerregende, aber doch durch andere Mittel zu verhüllende Geschmack haben ihm diese Stelle verschafft. Da die Entdeckung geheim geschehener Verbrechen für den Staat von größter Wichtigkeit ist, so muß es auch eine genaue, bestimmte und durchaus keinen Zweifeln unterliegende Ausmittlung einer Arsenvergiftung besonders sein; aber da sie dem Richter in einem vorkommenden Falle die Grundlage seiner Unternehmung darbietet, so würden Zweifel und Unbestimmtheit einerseits dem Laster Thür und Thor öffnen, Mangelhaftigkeit oder Fehlerhaftigkeit aber andererseits die Ehre, Freiheit und das Leben einzelner Menschen, so wie selbst das Wohl ganzer Familien untergra-

ben, die Gerechtigkeit werde in ihren Handlungen irregeleitet, die gerichtliche Medicin ein Nichts werden. Die Wissenschaft hat daher längst schon die Mittel erforscht, eine solche Vergiftung mit vollkommener Bestimmtheit nachzuweisen, und ihre ferneren Bemühungen waren nun nur dahin gerichtet, diese Untersuchungen minder umständlich zu machen, so wie auch höchst geringe Gaben des Giftes noch aufzufinden, und man hat es durch viele Bestrebungen auch dahin gebracht, auf eine ziemlich einfache Art das Vorhandensein von Arsen selbst bei einer 150,000fachen Verdünnung noch zu ermitteln. So schritt die Wissenschaft auf ihrer Bahn rastlos fort und bot den Eingeweihten höchst erfreuliche Resultate dar, während das große Publikum das bereits Geschehene kaum ahnete, bis der berüchtigte Prozeß der Madame Laffarge auf einmal die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Wie aber bei allen wichtigen Entdeckungen und Ergebnissen leider sich nur zu häufig Streitigkeiten entwickeln, so geschah es auch hier und zwar auf eine Art, welche leicht glauben lassen konnte, daß Untersuchungen der Art die nöthige Sicherheit mangle, daher eine deutliche und ausführliche Auseinandersetzung der näheren Umstände, eine Beurtheilung des daselbst angewandten Verfahrens und eine Darstellung der jetzt vorhandenen Mittel erwünscht und interessant sein werden. Eine solche lehrreiche und auch angenehm zu lesende Auseinandersetzung des hieher Gehörenden liefert nun obige Schrift, die eine genaue und kritische Betrachtung des von dem Engländer Marsh angegebenen und in der Laffarge'schen Untersuchung angewandten Verfahrens enthält, alle übrigen Ausmittelungsmethoden beschreibt und zur besseren Verständlichkeit eine kurze Beschreibung der Arsens und seiner Verbindungen vorausschickt, daher es Jedermann zu seiner Befriedigung durchlesen wird. Papier und Druck sind gut, nur möchte der zu häufige Wechsel so vielerlei Schriftarten nicht Jedem gefallen.

Brand von Korneuburg.

Ich hatte auf der Ferdinands-Nordbahn am verflossenen Sonntage den 17. d. M. einen Ausflug nach Korneuburg gemacht, um von dort aus längs dem romantischen Ufer der Donau hinwandelnd, mich übersetzen zu lassen. Es war beinahe Mittag als ich in Korneuburg anlangte, und eben trat ich zu meinem Freunde J.. in die Wohnung, als von vielen Seiten der Ruf: „Feuer! Feuer!“ erscholl. Wir eilten ans Fenster und sahen aus einem Hause in der Hafnergasse dichte Feuersäulen emporsteigen. Bald darauf erscholl die Lärmtrompete des Thurmwächters, Trommeln rasselten, Glocken klangen schauerlich in den allgemeinen Lärmen hinein, und das wüthende Element griff mit gieriger Zunge immer weiter um sich. In kurzer Zeit loderte die Flamme aus mehren Häusern empor und trotz der von allen Seiten wie auf Sturmesflügeln herbeieilenden Hilfe war es wegen der Trockenheit und Dürre sämmtlicher Bedachungen, wie auch wegen des von allen Seiten aufwirbelnden Rauches und der durch die Feuermassen entstandenen Hitze nicht möglich, das entfesselte Element früher zu zügeln, bis es 63 Häuser und 3 mit Kornfrüchten dicht gefüllte Scheuern vernichtet und Hunderte von Menschen ihres Obdaches und ihres gesammten Eigenthums beraubt hatte. Es war vier Uhr Nachmittags und man hatte Hoffnung, dem Feuer einen Damm gesetzt zu haben; da glühte die äußerste Spitze des mit starkem Eisenblech gedeckten Thurmes der Stadtpfarrkirche hochroth, und bald darauf schlugen die Flammen von allen Seiten heraus; es brannte der Thurm lichterloh und die Glocken, durch den vom Feuer entwickelten Luftdruck in schwingende Bewegung gesetzt, erklangen in schauerlichen Tönen. Es war, als hätten sie sich selbst ihr Todtenlied gesungen, denn wenige Augenblicke darnach vernahm man ein dumpfes Getrache, und der Thurm stürzte in die Tiefe. Die Kirche blieb verschont, doch der Pfarrhof liegt ganz in Schutt und Asche. Bemerkenswerth erscheint der Umstand, daß das neugebaute Schulhaus, welches doch rings vom Gräuel der Verwüstung umgeben ist, dennoch so gut erhalten wurde, daß auch nicht eine Spur des Brandes an demselben bemerkt werden kann, während alle dasselbe umgebende Häuser bis auf den Grund niederbrannten. Leider ging ein Menschenleben in diesem Brande verloren. Der Schaden an Wohnhäusern, Mobilien und Getreide wurde ämtlich auf 114,000 fl. C. M. erhoben. Drei Gassen, die Salz-, Kirchen- und Hafnergasse liegen in Trümmern und nur dem eifrigen Zusammenwirken sämmtlicher Civil- und Militärbehörden, so wie dem Umstande, daß sich kein Lüftchen regte, ist es nächst Gottes Hilfe zu verdanken, daß nicht die ganze gewerbthätige Stadt Korneuburg ein Raub der Flammen wurde. Zum größten Unglück hat das Feuer meistens solche Einwohner betroffen, deren ganzes Vermögen in dem kleinen Häuschen bestand, das sie bewohnten, und die nun wahrhaft zu Bettlern geworden sind. Doch die bekannte Milde und Wohlthätigkeit der Bewohner des österreichischen Kaiserstaates wird auch diesmal nicht säumen, mit vollen Händen zu geben, und so dürfte sich in kurzer Zeit Korneuburg gleich einem Phönix verjüngt aus den Flammen erheben. Doch bildet der 17. Juli 1843 für ewige Zeiten einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte dieser von mannigfachen Unglücksfällen heimgesuchten Stadt. W—h.

Brennglasiana.

Fast in jedem Vierteljahre haben die Berliner ein neues Bonmot, das größtentheils von der Bühne herab bekannt wird. Neulich unterhielt sich darüber ein Hausknecht mit dem Dienstmädchen.

„Ja,“ sagte die Letztere, „die Veränderlichkeit der Männer is merkwürdig! Erst, da hörte Allens uf Beckmanns: Na nu hört Allens uf! Und nu? nu hört Allens uf: „Na nu hört Allens uf!“ zu sagen.“

„Wie alt schätzen Sie mich?“ fragte neulich in einer Gesellschaft eine Dame, nachdem sie sich sehr unartig betragen hatte, einen neben ihr sitzenden Herrn.

„Entschuldigen Sie,“ antwortete dieser, „ich sehe wohl, daß Sie nicht alt sind, aber ich kann Sie trotzdem nicht schätzen.“

Ein junger Mann fiel die Treppe hinunter.

„Mein Gott,“ rief die Dame, die ihn begleitete, „Sie haben sich doch nicht weh' gethan?“

„O ich bitte, gar nicht,“ antwortete dieser. „Im Gegentheil!“

Ein Berliner, welcher durch ein nahegelegenes Dorf ging, sah dort den Wirth gerade damit beschäftigt, einen jungen Burschen durchzuprügeln.

„Wer ist der Junge, wo ist er her,“ fragte der Berliner.

„Er is mein Brudern sein Sohn,“ war die Antwort, „und hält sich hier blos zum Vergnügen een paar Dage uf.“

Ein Lieutenant bemerkte, daß sein Kaffee seit mehren Tagen so dick sei; er rief deshalb seinen Burschen und fragte ihn nach der Ursache.

„Ja sehn Se, Herr Lieutenant,“ sagte dieser, „der alte Trichter is entzwee jejangen und nu hab' ick einen Strumpf jenommen, und da is et möglich.“

„I, zum Donnerwetter!“ rief der Officier, „Kerl, auf Ehre, ich glaube du bist wahnsinnig!“

„I Jott bewahre!“ antwortete der Bursche voll Seelenruhe. „Jloben Se mir doch man, det ick weeß, wat ick thue! Ich weeß ja, det Sie sich einrichten müssen, und werde nich so hinrasen. Ich habe ja man een alten Strumpf jenommen.“

Omnibus.

(Amusantes.) In einem Zirkel von Damen befand sich auch ein junger schweigsamer Mann (eine wahre Seltenheit in unserer Zeit). „Warum sprechen Sie gar nichts?“ fragte ihn nach längerem Stillschweigen die Hausfrau. „Meine Gnädige,“ antwortete der Schweigsame, „wo so viele Selbstlauter muß es auch stumme Buchstaben geben.“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 89.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 25. Juli 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Des Amtschreibers Sohn Leopold war nach Meister Haarbogner's Aussage seines vermißten Sohnes Spielgenosse; ganz richtig, nur muß ich beifügen, daß er es im Sinne der Freundschaft war.

Das Wort „Freund," so oft es ausgesprochen wird, ist selten mehr, als eine grobe Ironie auf diese Tugend, und geht aus dem Bedürfniß des geselligen Umganges hervor. Menschen aber, die ihren Gott in sich tragen und also mit der leeren Form nicht zufrieden sind, haben selten einen Freund, und findet die Ausnahme statt, so haben sie sich entweder im Jünglingsalter gefunden, wo die Bildsamkeit ihrer Naturen bei gegebener Verwandtschaft einen innigen Zusammenfluß noch möglich ließ, während beim Manne die Individualität fertig und strenge begrenzt sein muß; oder in der Knabenzeit, wo die Herzen sich noch leichter verstehen, indem die Gemüther ihre ersten Blüthen treiben, und die Kleinheit dieser Welt auch die Einfachheit der Empfindung bedingt. Der Romantizismus ist es gewöhnlich, welcher ein junges Gemüth wie ein elektrischer Strom durchzuckt, und in sein Gefolge mischt sich ein unklares Gefühl, welches nach Mittheilung drängt. Es ist das Geschlecht, welches von seinem Dumpfschlafe sich zum ersten Traume rüttelt, und der Knabe eilt, nicht die Liebe aufzusuchen, sondern nur von der unbekannten Göttin zu träumen, deren ferner Hauch ihn mit unnennbarem Wohlthun durchweht. In dieser Periode waren Jakob und Leopold, als sie sich einander näherten, und ein Roman knüpfte, es sei mir das Wort erlaubt, ihre Freundschaft. Bald darauf ereignete sich der schon erzählte Vorfall, nach welchem Jakob unsichtbar geworden war.

Der Rath war zu Rehberg in pleno versammelt. Er bestand, außer dem Bürgermeister, aus zwei Räthen und zwei Beisitzern. Sie saßen auf alten beledierten Sitzen, mit welchen die ganze Stadt sich brüstete, weil sie entsetzlich zerlumpt waren. Jeder hatte neben sich einen leeren Stuhl, welcher einen Gast zu erwarten schien. Den Tisch bedeckten einige Acten von 1797, nicht als ob sie zu dem vorliegenden Falle Beziehung gehabt hätten, sondern weil sie die einzigen waren, welche in dieser Curie geschrieben worden sind, und daher mußten sie, um der Sache einigen Schein von Wichtigkeit zu geben, bei jeder Sitzung paradiren. Als Jeder zweimal geniest und dreimal gegähnt hatte, nahm der vorsitzende Wirth zum goldenen Vogel, als dießjähriger Großwürdenträger, das Wort:

„Meine Herren! Wir sitzen hier und unsere Stadt hat, wenn die Kunde wahr ist, zweitausend Einwohner. Sie alle blicken auf uns herab und freuen sich unseres Daseins. Sie wachen und wir schlafen für sie, damit sie ihren Stein nicht an einem Fuß anstoßen. Unser Rathhaus ist auswendig neu verputzt, das war meine erste Amtshandlung; meine zweite ist, daß ich hier sitze. Auf diesem meinem Stuhle hier ist einst unser allergnädigster König gesessen, d. h. er ist eigentlich nicht darauf gesessen, aber er würde sich vielleicht darauf gesetzt haben, wenn er auf seiner Reise auch unsere Stadt besucht hätte. Darum muß man vor diesem Stuhl Respect haben. Überdies sind Klagen eingelaufen, d. h. ein gewisser Jakob Haarbogner, der einzige Sohn unsers gewissen Ignaz Haarbogner, ist entweder todt oder er lebt noch. Und deswegen, meine Herren! sitzen wir heute hier. Es ist ohnehin in Rehberg weltbekannt, daß er auf einmal unsichtbar geworden ist, worauf ich Sie besonders aufmerksam mache. Er ist aber verschwunden mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes, d. h. des einzigen Sohnes von unserem alten Amtsschreiber, als welcher vor Zeiten sein Spielkamerad gewesen ist. Meine Herren! Sie wissen nun unsere heutige Aufgabe, und nach der uralten Gewohnheit haben Sie jetzt Zeit, den Gegenstand vorläufig zu besprechen."

Der Schluß dieser bündigen Rede schien auf die Glieder des hohen Rathes den größten Eindruck gemacht zu haben, denn augenblicklich ging die Thüre auf, und der Amtsdiener trat herein mit einer Tracht gefüllter Bier- und Weinkrüge in Gesellschaft geräucherter Zungen, und mit diesen wurden die leeren Stühle besetzt, und dieses wurde der Gegenstand des allgemeinen Besprechens. Als sie ihn bis auf den Grund erschöpft hatten, zog der Herr Bürgermeister die Klingel. „Man führe den Delinquenten vor!" Und es geschah.

„Meine Herren! Hier ist der besagte Spielkamerad, Leopold Kruß mit Namen. — Wie heißest du?" fragte er, sich zu Leopold wendend.

„Sie haben eben meinen Namen genannt," antwortete dieser.

„Hab' ich? — Ja wohl, ganz recht. — Weißt du, warum du hier bist?"

„Ja."

„Nun — warum?"

„Weil mich der Amtsdiener hieher geschleppt hat."

„Das ist ein verd — Wie alt bist du?"

„Ich bin geboren 1801, jetzt haben wir 1814."

„Also — also — vierzehn und eins macht fünfzehn, also fünfzehn Jahre.“

„Nach meiner Rechnung nur dreizehn.“

„cha chm! — räusperte sich der Bürgermeister, cha chm! Wenn ich dir sage siebzehn, dummer Bub! — Weißt du, wer ich bin?“

„Sie sind der Wirth zum goldenen Vogel und Bürgermeister.“

„Wenn du das weißt, warum hast du gestern den Hut vor mir nicht abgenommen?“

„Weil ich keinen Hut aufhatte. Ich bin mit bloßem Kopf über die Gasse gegangen.“

„cha chm! — cha chm! — Aber das ist es eben, Schlingel! du hättest früher einen Hut aufsetzen sollen. — Nun sag' mir, cha chm! — Wer hat dich erschaffen, d. h. hast du den gewissen Jakob Haarbogner gekannt?“

„Er war mein bester Freund.“

„Ich frage, ob du ihn gekannt hast?“

„Kann man denn einen Freund haben, ohne ihn zu kennen?“

„cha chm! d. h. ich frage nur so. Ich kann fragen wie ich will, Schlingel!“

„Ich heiße nicht Schlingel, sondern Leopold Kruß. Wenn Sie weiter fragen wollen, vergessen Sie meinen rechten Namen nicht.“

„Was Namen, cha chm! cha chm! —“ Der Herr Bürgermeister räusperte sich anhaltend, denn er bemerkte auf den Gesichtern seiner Amtsgenossen das Lächeln der Schadenfreude, während ihm der helle Angstschweiß auf der Stirne stand. — Es ist immer eine drollige, aber nicht seltene Erscheinung, wenn der lederne Verstand eines alten Philisters, der sich für den zweiten Aristoteles hält, durch die natürliche Klarheit eines Knaben in die Enge getrieben wird. Daher ist es nur ein Beweis des intellectuellen Fortschrittes unserer Zeit, daß der praktische Lehrsatz „Ehret das Alter“ seine allgemeine Giltigkeit verloren hat. Übrigens gibt es noch Leute genug, die jeden jungen Mann mit tiefgekrümmtem Rücken vor sich sehen wollen, nur weil sie mit eben so langen Ohren grau geworden sind, als die des Herrn Bürgermeisters von Rehberg nach Maßgabe seines Verhöres ungefähr sein mochten. Dieser pochte indessen mehr auf das Ansehen seiner Würde als seiner Jahre, welche nicht viel über vierzig waren, und der unglückliche Gang des Verhöres kam ihm desto unerwarteter, als er sich schon öffentlich geäußert hatte: mit dem Buben wolle er bald fertig sein. Allein dieses wäre vielleicht gar nicht geschehen, hätte sich sein Rath nicht endlich in's Mittel geschlagen. Der Rathsherr Volling war es, der mit der Verlegenheit des Bürgermeisters Mitleid trug und sprach:

„Wozu die vielen Umstände, meine Herrn? — Leopold Kruß! sag' uns, was du von dem Verschwinden oder dem gegenwärtigen Aufenthalt des Jakob Haarbogner weißt, wenn er etwa nicht todt ist.“

„Ich denke,“ antwortete Leopold etwas trotzig, „daß er lebt und sich sehr wohl befindet. Mehr sag' ich nicht. Punctum!“

„Was, du Fratzengesicht! — Im Namen des Magistrats befehl' ich dir, zu sagen, was du von deinem Freund Jakob Haarbogner weißt und vermuthest; widrigenfalls gibt Acht, Flegel!“

„Nun, dieses Einzige noch: Er ist gegangen in ein Land, wo die Natur freundlicher, und die Menschen wenigstens nicht so roh sind, als Sie, meine Herren!“ Und damit eilte Leopold der Thüre zu, allein der Rathsherr sprang vom Stuhle auf, bekam ihn noch am Rockkragen zu fassen, und erzwang unter den ernsthaftesten Drohungen nachfolgendes Geständniß:

„Jakob und ich waren seit einem Jahre unzertrennliche Freunde. Wir gingen gar oft miteinander zum alten Schloß hinauf, und Jacob gürtete das Schwert um, das wir aus dem Schutt gegraben hatten. Dabei las er mir vor, »wie es vor Zeiten Ritter gegeben habe, die im Lande herumzogen, Drachen tödteten und Riesen erschlugen und kein gegebenes Wort brachen. Ferner, wie sie auf ihren Burgen so fröhlich zechten, und wie ihnen gar wunderschöne Mägdlein den Becher credenzten. Und wenn sie dann Turniere hielten und Einer alle anderen aus dem Sattel hob, so bekam er aus den Händen des schönsten Fräuleins den Siegesdank und durfte bei der Tafel an ihrer Seite sitzen.“ Wenn er dann das Buch weggelegt hatte, sagte er: „Ja Leopold, das waren schöne Zeiten, aber darauf sind viele Tausend Türken gekommen und haben die Ritter erschlagen und ihre Burgen zerstört. Seither gibt es keine so schönen Mädchen mehr und die Welt hat sich sehr verschlimmert.“ Dann fragte er mich einmal: „Weißt du, Leopold, wie das Land heißt, das gegen Mittag liegt?“ — Ich aber wußte es nicht. — „Dieses Land heißt Italien,“ sagte er. »Daher kommen die milden Lüfte und dahin ziehen die Schwalben, wenn es bei uns rauh und frostig wird. Dort ist kein Winter; die Bäume blühen und die Wiesen grünen immerfort. Was glaubst, Leopold, ob die Türken auch nach Italien gekommen sind?« Und ich konnte ihm nicht antworten. Bald darauf wurde es Herbst, die Schwalben zogen schaarenweise und Jakob wurde sehr nachdenkend und schweigsam. Täglich bestieg er eine Bergspitze und starrte hin gegen Mittag. Eines Abends, als ich eben schlafen gehen wollte, flog ein Brief durch das Fenster in meine Kammer. Er war von ihm und lautete so: „Theurer Leopold! Ich ziehe mit den Schwalben nach Süden. Verrathe mich nicht! Wann oder ob wir uns wiedersehen, weiß ich nicht. Lebe wohl und denke meiner!« — Weiter weiß ich nichts, als daß mir kein Tag mehr schön, und keine Nacht ruhig ist, daß mich die Welt nicht mehr kümmert, und daß ich ihm nachfolgen muß, wenn er nicht bald zurückkehrt.“

Und nun verließ Leopold mit thränenden Augen den Saal und Niemand hinderte ihn mehr. Der hohe Rath starrte ihm schweigend nach, denn diese Sprache hatte er nicht verstanden. Und wahrlich, es gibt wundersame Farben in dem Gemälde „Leben,“ welche aber in den Augen eines Vandalen nur leerer Dunst sind. — Der Rath ging auseinander, und ob Meister Haarbogner durch diese Nachricht für seine Ruhe etwas gewonnen, weiß ich nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Sonnabend den 23. d. M. zum Vortheile des Hrn. Grobeker, Mitglied des Königstädter Theaters in Berlin, zum ersten Male: Der Vater der Debutantin, oder doch durchgesetzt. Posse in 3 Akten nach dem Französischen von L. W. Both. Hr. Grobeker als Tanne.

Doch durchgesetzt! kann Hr. Grobeker von sich in mehr als als einer Beziehung und mit freudigem Gefühle sagen. Das etwas beschränkte Repertoir der Josephstädter-Bühne bot dem Gaste bis jetzt wenig Gelegenheit sein Talent zu zeigen. Wer den schätzbaren Gast als Cyrianer im „K. B. C.“ und in dem heutigen Stücke als Tanne gesehen, wird aufrichtig bedauern, daß beide Rollen nicht unmittelbar nach einander folgten; denn die Behauptung steht fest: wäre Hr. Grobeker heute im „K. B. C.“ und morgen im „Vater der Debutantin“ aufgetreten, die Direction und er hätten die erwünschteste Rechnung gefunden! — In wenigstens einer Lieblingsrolle

aufzutreten, hat Hr. Grobeker endlich doch durchgesetzt. Es ist nicht die Absicht des Referenten, das, dem Wiener-Publikum nur zu sehr bekannte Stück zu besprechen, denn das Publikum kennt dessen Werth. Der mit Recht gefeierte Künstler Hr. Beckmann hat in der Rolle des Tanne die Zuhörer enthusiasmirt, es war daher ein großes Wagstück, dieselbe Rolle fast gleichzeitig vorzuführen. Die gerechte Vorliebe für Hrn. Beckmann, seine herrliche Auffassung, seine unversiegbare Laune, seine vortreffliche Charakterzeichnung sind für einen Andern Darsteller furchtbare Klippen, die zu durchschiffen es eines geschickten Steuermanns bedarf. Hr. Grobeker ist dieser Steuermann und er kann nach der überstandenen Probe seines Talentes mit frohem Sinne ausrufen: Doch durchgesetzt! Wie unser Gast den Schauspieler Tanne hinstellte, war es ein wahres Lebensbild. Jeder Zug, jede Bewegung war dem Leben abgelauscht, nichts gezwungen, keine Nuance schien berechnet. So komisch er auch in seinem Zorne, in der Verzweiflung war, so war Zorn und Verzweiflung ganz natürlich, nicht outrirt. Man sah es ihm an, es sei ihm Ernst mit der Kunst, denn selbst der stürmischste Beifall hatte ihn nicht zur leicht verzeihlichen Übertreibung verleitet. Möchte doch Jeder so wie unser Gast! Leider! ist den meisten Komikern der Jetztzeit um bloßen Applaus zu thun, und sie outriren so lange, bis ihr Wunsch dort Oben erhört wird. Will die Kritik gegen solche nur höchst bescheidentlich eine Bitte um ein Bischen was für die Kunst wagen, so erwiedern sie: „Wir sind Geschäftsmänner, wir wollen leben, was geht die Kunst uns an?“ — So denkt gewiß Hr. Grobeker nicht, und daß er besser denkt, bewies er uns, daher war es auch Ernst dem Publikum, sein Streben anzuerkennen. Das ganze Haus erdröhnte von Beifallssturm, und wenn man ein 10 bis 12maliges Hervorrufen angibt, so dürfte diese Zahl das Minimum sein. Nach dem heutigen Succeß läßt sich erwarten, der geschätzte Gast werde noch mehre Abende durch seine heit're Laune uns erfreuen, und es ist nur zu wünschen, daß ein reichhaltigeres Repertoir ihm Gelegenheit bieten möchte, neue Charactere vorführen zu können; dann wird es der Direktion nicht an Besuch, ihm nicht an Beifall fehlen. Unter den Mitwirkenden verdienen die Dlles. Höfer und Grafenberg, und die HH. Nolte, Wimmer und Berstl ehrenvoll genannt zu werden.

Probefahrt des Wiener-Luft-Trains
von
Fünfhaus nach Weidlingau.

Bei den raschen Fortschritten der Technik und Mechanik und dem Umstande, daß man nach fortwährender Erleichterung der Communication strebt und alle derartigen Erfindungen auf die einfachsten Urprinzipien zurückführt, konnte es nicht fehlen, daß geübte Techniker, belehrt durch die riesenhaften Erfolge jedes solchen Unternehmens, dahin streben würden, auf gewöhnlicher Fahrstraße eine nach bisherigen Prinzipien unglaublich große Last von verhältnißmäßig geringen Kräften fortbewegen zu lassen. Und die Lösung dieses in commerzieller Hinsicht höchst wichtigen Problems, gelang den beiden Sattlern in Fünfhaus, den HH. Marschall und Mattula, welche einen Wagen der Art construirten, daß zwei Pferde vollkommen hinreichen, um eine Last von sechs und zwanzig Personen auf gewöhnlicher Straße fast in derselben Zeitfrist an Ort und Stelle zu bringen, als es früher mit drei oder vier Personen der Fall war. Das Prinzip, welches die HH. Marschall und Mattula bei Errichtung dieser Wägen verfolgten, besteht darin, daß durch den Druck und Gegendruck zweier schiefstehender Stahlfedern, die ihre Vereinigungspuncte in Mitte des Wagenkastens haben, ein Vorwärtsschieben entsteht, und dadurch, daß der Schwerpunct des Druckes in den Mittelpunct des Wagens fällt, die auf die Axe drückende Last vermindert, und die starke, hemmende Reibung der Räder beseitiget wird. Einen Zug mehrer mittelst großer Schrauben an einander befestigter, und nach dem oben angegebenen Principe gebauter Wagen, benannten die Erfinder: Wiener-Luft-Train, und bestimmten denselben zur Fahrt von Wien nach Weidlingau.

Vor allem besticht die Eleganz und Zweckmäßigkeit der Wägen, die so eingerichtet sind, daß der erste Wagen, der auf vier Rädern ruht, nächst dem erhabenen Kutschbocke noch Raum für 8 Personen enthält, während in jedem der angehängten und nur auf zwei Rädern ruhenden Cabriolets 4 Personen bequem Platz finden. Auch ist eine Vorrichtung angebracht, mittelst welcher das Umkehren dieses colossalen Wagenzuges auf demselben Raum vor sich gehen kann, dessen eine gewöhnliche Chaise dazu bedarf, so wie überhaupt die Direction dieser Trains durchaus nicht schwieriger ist, als jene eines andern Wagens, wodurch jede Besorgniß vor Gefahr gleich von vornherein beseitiget wird.

Vorgestern am 23. d. M. wurde nun mit diesem Wiener-Luft-Train eine Probefahrt von Fünfhaus nach dem romantisch gelegenen Orte Weidlingau unternommen, und nachdem sich die P. T. geladenen Hrn. Gäste von der Zweckmäßigkeit der Einrichtung dieses höchst eleganten Wagenzuges überzeugt hatten, fuhren wir mit zwei Trains jeder aus fünf Wägen bestehend, um ½ 5 Uhr Nachmittags, unter dem Zudrange einer großen Menschenmenge, dem freudigen Zujauchzen und der Begleitung mehrer Herrschaften zu Pferd und zu Wagen, von dem Hause Nr. 189 in Fünfhaus ab, und langten, von der sich in Penzing uns anschließenden Musikbande begleitet, nach ungefähr ¾ Stunden (den Aufenthalt abgerechnet) in Weidlingau an. Leider war Jupiter pluvius dem Unternehmen nicht sehr günstig und wir mußten uns daher unterwegs mehre Minuten lang unter Dach begeben, um den Ausbruch eines gewaltigen Regengusses, der in den offenen Wägen nicht sehr angenehm gewesen wäre, zu entgehen.

Kaum hatte sich der Himmel etwas aufgeklärt, so setzten wir die Reise fort, und fuhren unter dem Donner von Böllern, deren Knall das Echo in den Bergen nachrief, und unter dem Jubel der anwesenden Wiener, in Müllner's Gasthauslokalitäten ein. Daselbst war durch die Vorsorge der HH. Marschall und Mattula ein schmackvoller Abendschmaus bereitet, den Müllner's vortreffliche Weine um so angenehmer würzten; und nachdem sich die Gesellschaft erquickt hatte und viele Toaste ausgebracht worden waren, setzte sich der Train um 8 Uhr Abends unter dem Donner des Geschützes und in steter Begleitung der Musik in Bewegung, und wir langten, nachdem wir noch einen Abstecher zu Domayer in Hitzing gemacht hatten, unter allgemeinen Jubel in Fünfhaus wieder an.

Nachdem diese Probefahrt so günstig ausgefallen ist, begrüßen wir in diesem Unternehmen neuerdings das schöne Resultat langjährigen Forschens, und freuen uns, abermals das Streben unserer industriellen Zeit: mit möglichst geringen Mitteln die größtmöglichen Zwecke zu erreichen, realisirt zu sehen. Bei der Eleganz der Wägen und der dem ganzen Unternehmen zum Grunde liegenden Solidität ist an einem günstigen Erfolge sowohl für die HH. Marschall und Mattula, als auch für Hrn. Müllner in Weidlingau nicht im geringsten zu zweifeln, und wir werden nicht unterlassen, das verehrte Publikum sogleich davon in Kenntniß zu setzen, sobald der reguläre Gang dieser Wiener-Luft-Trains nach Weidlingau eingeleitet sein wird.

J. N. Waldschütz.

Der Wein am Rhein.

Die durch den wackern Ökonom und Wirthschaftsbesitzer Herrn Johann Baumgarten in Gumpoldskirchen so glücklich bezweckte Verpflanzung der Rheinreben in unserem Vaterlande, dem gesegneten Österreich, dürfte in Manchem mit der Weinkultur weniger Vertrauten das Interesse rege gemacht haben Näheres von dem Bau und Wachsthum der Reben am Rhein, wie von ihrer Verschiedenartigkeit und Güte, in Erfahrung zu bringen. Wir halten es daher für zeitgemäß, nachfolgende Zeilen aus der Reise eines Weinkenners über diesen Gegenstand unsern geehrten Lesern mitzutheilen.

Der Weinbau wird nach Tacitus und Plinius schon seit den ältesten Zeiten am Rheine getrieben, daher auch dieser Strom in Bezug auf seinen Wein immer der Vater Rhein genannt wird. Der Ruf seines Rebensaftes war von jeher so groß, daß unsere ältesten Schriftsteller dem Rheinwein den Ehrennamen **Princeps vinorum germanicorum** mit Recht beilegen. Auch das Sprichwort: **vinum Rhenense est decus et gloria mensae**, schreibt sich aus undenklichen Zeiten her.

Noch ehe ich nach dem eigentlichen Rheingau kam, führte mich mein Weg durch Wickert, Hochheim und Costheim, deren Weine, ob sie gleich näher am Main als am Rhein wachsen, den Rheinweinen beigezählt werden. Ja der Hochheimer Wein steht sogar in der Liste der besten, diesseits und jenseits gezogenen Rheinweine sehr hoch oben an. Der Kirch- oder Dechantenwein zeichnet sich unter den hiesigen Gewächsen vorzüglich aus, und trägt allein die sogenannte Hochheimer Blume. Der Ertrag der Hochheimer Weinberge beläuft sich in mittlern Jahren auf 3 bis 400 Stückfässer (zu achtehalb Ohm), worunter man 5 bis 12 Stückfässer Kirchenwein rechnen kann.

Das Rheingau, daß ich die eben schon genennt habe, ist das schönste und gesegnetste Stück Land auf der ganzen Welt, und hier ist es vorzüglich, wo die besten und berühmtesten Rheinweine wachsen, daher ich auch mit Horaz sagen muß: **Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.**

Dieses Rheingau erstreckt sich von Cassel, oder wie es von einigen besser und bestimmter gerechnet wird, von Schierstein an abwärts am Rhein bis Lorch, und wird am füglichsten in die obere und untere Markung eingetheilt. Jene hat meistens in hitzigen und trockenen Jahren, wegen ihres schwereren und steifern Grundes; diese aber in Jahren von mäßiger Hitze in Absicht ihrer Weine den Vorzug, auch bekommen letztere viel eher eine hochrothe Farbe. Der Vorzug des Weinwachses beruht theils auf der herrlichen Lage und dem guten Boden, theils und vornehmlich aber auch auf der sorgsamen Pflege und Wartung dieser Weinberge, denn bei Verlust des ganzen Weinbergs dürfen hier keine andere als die sogenannten Jslinger Reben gepflanzt werden, und diese Maaßregel wurde schon vor langen Zeiten darum genommen, weil man bemerkt hat, daß der Baracher Wein durch Anpflanzung geringerer Weinsorten in seinem Werthe gesunken war. Die berühmtesten Rheinwein-Gegenden sind vorzüglich der Johannisberg, der Fuldaische Schloßberg, zu Hattenheim der Markenbrunn, zu Rüdesheim der dortige Hauptberg sammt dem sogenannten Rothlande und Hinterhäußer, zu Geissenheim der Rothberg und Kappelgarten, beim Kloster Erbach der Steinberg, zu Kiterich der Gräfenberg, zu Rauhenthal der Hauptberg. Ferner ist noch Asmannshausen seit geraumer Zeit wegen seines rothen Weines sehr berühmt geworden. Etwas minder guter Art sind die Gewächse Lorch und Lorcherhausen, welche daher von den Rheingauern nicht für echte Rheingauweine mehr anerkannt werden. Ich müßte dir indessen eine vollständige Topographie von den gesammten Ländern und Ortschaften, die an dem Rhein hinunter gelegen sind, entwerfen, wenn ich dir alle vorzüglichen Weinorte nennen wollte; denn Hügel, Berge und Ebenen sind hier mit Weinreben bepflanzt, auch die Weine, die bis zu den Siebenbergen hinunter an dem diesseitigen Rheinufer wachsen, mehr oder minder alle von guter Art.

Die Jahrgänge, in denen die Weine am Rhein am vollkommensten zur Reife gediehen, sind vornehmlich: 1748, 1760, 1763, 1766, 1775, 1779, 1780, 1781, 1783, und besonders auch 1802, 1811 und 1834.

Die Weine, die außer dem Rheingau weiter hinunter am Strome gebaut werden, sind zwar mitunter sehr vorzüglicher Art, indessen haben doch die meisten, besonders wenn sie noch jung sind, viele Säure, daher auch die Kupfernasen entstehen, die in diesen Gegenden so häufig zu sehen sind. Man baut indeß weiter am Rheine hinunter viele rothe Weine oder Bleicherte, die wenig oder keine Säure haben und leicht, angenehm und gesund sind, doch kommen sie selten den Ahr-Bleicherten bei, die auf der jenseitigen Seite des Rheins gewonnen werden.

Zu den vorzüglichen rothen Weinen gehört auch der von Caub, einem Städtchen, das nicht weit außerhalb des Rheingaus liegt, und dessen Gewächs dem Asmannshäuser ziemlich nahe kommt. Tiefer unten am Rhein ist die vormalige Benedictiner-Abtei St. Martin ihres Weines wegen sehr berühmt. Besonders lieferten die Berge, die sie zu Grach hatte, überaus gute und starke Weine.

Auch die Gegenden um Horchheim und Pfaffendorf stehen ihrer vorzüglichen Weingewächse halber im Rufe.

Von der vormaligen Festung Ehrenbreitstein an bis Neuwied sind die Weinberge nicht sehr beträchtlich, aber weiter hinunter bei Rheinbrohl, Argenfels, Linz und Linzershausen wachsen vortreffliche Bleicherte. Alles, Hügel und Ebenen sind hier mit Weinstöcken bepflanzt, ja bei Erbel, wo an einem hohen, äußerst steinichten Berge keine Rebe Wurzel schlagen könnte, werden die Weinstöcke in mit Erde angefüllte Weidenkörbchen gesetzt, und so in den steinichten Grund eingegraben. Der Wein der hier gewonnen wird, gehört zu dem vorzüglichsten der ganzen Gegend. Auch die bei Honf und an den Siebenbergen wachsenden Weine sind zu den besten Bleicherten zu rechnen.

Ein norddeutsches Zeitblatt (die Gasthofszeitung) bringt so eben nachfolgenden Scherz über den Rheinwein von 1841, den wir als nicht unpassend schlüßlich noch unserm Aufsatze anhängen wollen.

Die Wunderkinder sind jetzt leider an der Tagesordnung! Auch wir am Rhein besitzen jetzt solch ein Wunderkind, das kaum ein Paar Monate alt, schon die merkwürdigsten Fortschritte in Bezug auf seine körperliche Ausbildung gemacht hat, wir meinen den jungen „Rheinländer von 1841," den Wein des Jahres 1841, der mit Dampfschnelligkeit seiner Entwicklung entgegeneilt. Der Wein des Jahres 1841 studiert jetzt — dies ist der Ausspruch jener geprüften Pädagogen und Erzieher, die den jungen Rheinländer in das große Leben einführen. Dieselben glauben aber auch, daß der Rheinländer von 1841, wie die meisten Wunderkinder, bis an den Hals studiren und wenig Geist in den Kopf bekommen werde. Doch kann man über die geistige Entwicklung dieses jungen Rheinländers noch kein bestimmtes Urtheil fällen. Wir wollen hoffen, daß der junge rheinische Sprößling seinen berühmten Ahnen zur Ehre gereiche.

Feuer über Feuer!

Nachdem am 31. v. M. im Markte Oels, (Brünner-Kreis) 27 Häuser und Scheunen in Asche gelegt worden, brach am 13. Juli abermals in einem Hause desselben Marktes Feuer aus und verzehrte 4 Häuser nebst Scheunen. Die Ursache beider Feuerschäden ist noch unbekannt.

Am 18. d. M. wurde Leipertitz (Krumauer-Hrschft.) ein Opfer dieses gefräßigen Elementes, und bei der vor wenigen Tagen in Schelletau statt gefundenen Feuersbrunst, ist, nach dem Berichte der „Moravia" beinahe der ganze Markt von den Flammen verzehrt worden.

Omnibus.

(Die Brüder) nannte sich im Jahre 1460 eine unzählige Räuberhorde, meist mährische und böhmische Söldlinge, welche plündernd und verheerend die Gegend von Wien und Neustadt durchzogen.

Ihr Oberhaupt nannte sich Smikosky und hatte das Schloß Perchtoldsdorf für den Grafen St. Jörgen besetzt.

Sie überfielen die Klöster Heiligenkreuz, Kleinmariazell, befestigten Kirchen und Gottesäcker und kündigten frevelnd selbst dem Kaiser Krieg an.

Im Jahre 1464 zog die Landwehre gegen sie aus, vermochte aber wenig auszurichten, bis im Jahre darauf Friedrich den wackern Georg von Pottendorf zu seinem Befehlshaber ernannte. Dieser ruhte nicht eher, bis er mit einer bedeutenden Macht das Schloß Perchtoldsdorf überwunden hatte, bei welcher Gelegenheit der wilde Smikosky erschossen wurde. Die übrigen Räuber wurden bis Tyrnau verfolgt, wo sie theils auf hohen Galgen gehangen, theils in der Donau bei Ofen ersäuft wurden, oder im Kerker verschmachteten.

(Mittel zur Erhaltung der Bäume.) Der bekannte Obstgärtner Soulange Bodin pflegt seine Obstbäume mit Wasser in welchem Pottasche aufgelöst ist, zu waschen. Dieses Mittel soll nicht nur die Moos und sonstige Baumkrankheiten, so wie das Ungeziefer verhüten, sondern den Bäumen eine außerordentliche Gesundheit und Fruchtbarkeit verschaffen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen. Kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge versendet werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 90.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 27. Juli 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen nun eine Zeit von zwei Jahren, und bleiben im Spätherbst 1816 vor Meister Haarbogner's Behausung stehen. Es war darin eine große Veränderung eingetreten. Frau Anne, so lange sie ihren Schmerz in lauten Klagen und Vorwürfen lüftete, hatte noch Rührigkeit genug, das Hauswesen im Gang zu erhalten; aber endlich schloß sich der Mund, der Blick wurde träg und matt, die Wange bleichte und schrumpfte ein. In kränkelndem Trübsinn sah sie müßig in die wachsende Verwirrung der Wirthschaft, und ohne Theilnahme bemerkte sie, wie der lüsterne Strom des Verderbens eine Säule nach der andern des behaglichen Gebäudes untergrub. In dieser Lage beschloß sie eine Wallfahrt nach Maria... zu unternehmen. Sie hoffte Trost von dem Gnadenbilde und hatte sich nicht getäuscht. Sie machte in demuthsvoller Frömmigkeit die Reise zu Fuß und warf sich auf die Stufen des Altars; aber den Weg zurück fand sie nicht mehr — sie starb an der Stätte der Gnaden. — Das war nun wieder ein schwerer Schlag auf den Scheitel des armen Musicus und wir sehen ihn zu dieser Stunde auf einer Bank vor seinem Hause sitzen. Es war eine milde sonnige Mittagsstunde, wie sie unter den rauhen Herbststürmen, wie alles Gute auf dieser Welt, zwar selten ein bescheidenes Plätzchen finden, aber darum mit desto größerer Heilkraft der Brust eines gepreßten Mannes sich anschmiegen. Die Sonne blickte nieder auf die sterbende Erde, nicht mit der Sommerglut versengender Liebe, sondern wie der Stern der Hoffnung, wie der Herold der Unsterblichkeit, wie die Leuchte der Gottesgnade, wenn sie die irrenden Seelen zur Weltvereinigung aufsucht. Der Musicus saß unbeweglich und starrte in ruhigem Ernste vor sich hin. Er mochte wohl kein stürmisches Allegro im Kopfe haben und wenn es Musiknoten waren, die Melodie eines Liedes, so ging sie gewiß aus Moll. Daneben trat langsamen Schrittes der Herr Gerichtsadvokat, Doctor Kluger, zu ihm und setzte sich an seine Seite. Er hatte vor dem Musicus von Einst nicht viel Achtung gehabt, aber mit dem Vater von Jetzt trug er Mitleid. „Wie geht es Ihnen, lieber Meister?“ redete er ihn an.

„Herr Doctor! wir hatten gestern Mozart's Requiem. Ich habe sehr schlecht gespielt.“

„Ich glaube, daß Sie etwas zu viel trinken, oder meinen Sie nicht?“

„Wie man's nimmt, Herr Doctor! Der Wein ist doch der beste Freund für einen Unglücklichen. Wenn der Gram ewig am Herzen nagt, so träumt man doch zuweilen gerne von einem Glück, das im Wachen weit, unendlich weit entfernt ist. Glücklich träumen ist besser, als elend wachen, oder was glauben Sie, Herr Doctor?“

„Aber, lieber Meister, ist Ihnen denn die Musik nicht mehr Ihr Eins und Alles?“

„Mein verehrter Doctor! Die Musik kann besser die Krankheit nähren, als sie heilen. Meine Violine ist arm geworden. Sie kann nicht mehr jauchzen, tanzen; nur immer weinen, Herr Doctor, immer weinen. Sie kann unserem Orchester nicht mehr vorstehen. Ich wollte gestern einen Walzer spielen, da ertönt die Weise „vom todten Kind,“ hahaha! Ich bin seit drei Jahren ein ganz anderer Mensch geworden. Der Schmerz, Herr Doctor, ist ein verständiger Schulmeister. In meinem Kopfe ist es jetzt viel klarer, weil es im Herzen um so trüber geworden ist.“

„Hängen Sie nicht so unmäßig Ihrem Schmerze nach.“

„Herr Doctor! Wie lange ist es denn, daß meine Alte gestorben? — Übrigens bin ich heute sehr ruhig, lieber Herr! aber ich habe oft böse — böse Stunden!“

„Ihr Sohn kann ja wiederkommen —“

„Kann! — Ja, das ist eben der nagende Wurm. Sagen Sie lieber: wird! — Oder sagen Sie: Jakob ist todt! und ich werde auf die Knie fallen und beten: Herr vergib uns unsere Schulden! — und werde wieder ruhig werden. Aber —“

„Sie haben sich ja keinen Vorwurf zu machen, mein' ich.“

„Nicht? — Lieber Herr! Ich verstand das Erziehen nicht. Ich habe groß gefehlt und weiß nun, wie ich es hätte machen sollen. Eine falsche Erziehung kann nie, nie mehr nachgeholt werden. Und das lastet wie der Zorn Gottes auf meiner Seele!“

„Sie nicht doch, lieber Meister! — Aber weil wir eben auf dem Punkte sind, Sie werden sich erinnern, daß ich vor ungefähr anderthalb Jahren in dieser Ihrer Angelegenheit an meinen Freund den Maler R. nach Rom geschrieben habe. Von diesem hab' ich heute einen Brief erhalten. Ich will ihn vorlesen, aber ich sage Ihnen im voraus, Sie haben sich darüber weder zu freuen noch zu grämen.“

„Nicht zu freuen? — O dann — aber lesen Sie doch, ich bitte, lesen Sie!“ Und der Doctor las, wie folgt:

„Rom den 15. Oktober 1816.

Mein verehrter Freund! Der Maler legt einmal den Pinsel weg, um eine Federzeichnung zu machen, d. h. um Ihnen zu schreiben. Sie haben gewiß wieder viele neue Akten aufgehäuft, ich

aber habe seit meinem letzten Schreiben nur zwei größere Gemälde.« —

»Das ist noch nichts für Sie.«

„Sie wünschten zu erfahren, in wieferne die moderne Schule.«

»Das auch noch nicht; aber — nun hören Sie!«

»Vor ein paar Wochen wollte ich in den Vatican gehen. Auf dem Campo vaccino sah ich einen Knaben mit einem etwas verwitterten Äußeren, der in wahrhaft engländische Betrachtungen versunken, bewegungslos dastand. Dies interessirte mich; denn mit ungefähr sechzehn Jahren hatte ich nicht zur Hälfte so viel Sinn für Antiquitäten. Unbemerkt trat ich ihm näher. Aus einer Tasche ragte ein zerlumptes Buch hervor, auf dem ich las: „Also das ist das forum Romanum! Aber plappernde Marktweiber halten die ciceronischen Reden. Und dort ist das Capitolium; aber kein römischer Triumphator! Nur die Gänse sind nicht ausgestorben!« — Da sprach ich ihn an: „Sie sind ein Deutscher, lieber Freund?“ Er maß mich mit den Augen, und endlich sagte er „Ja.“ — „Wollen Sie nicht mit mir gehen? Es sind viele Compatrioten hier, Sie werden gut aufgenommen sein.“ Nach langem Zögern erwiederte er: „Herr, Sie scheinen es gut mit mir zu meinen, ich vertraue Ihnen. Ich bin ohne Erlaubniß meiner Obrigkeit hier. Wollen Sie davon keinen Gebrauch machen?“ — „Im Gegentheil, wir garantiren nöthigen Falls für Sie.“ — „Und wollen Sie sich nicht weiter um mich bekümmern und mich ziehen lassen, wenn ich will?“ —

„Auch das verspreche ich Ihnen.“ — „So nehme ich Ihr Anerbieten dankbar an.“ — Ich führte ihn in meine Wohnung und gab ihm bessere Kleider. Abends nahm ich ihn in unsere Schenke mit. Das Reden war übrigens seine Sache nicht, wir erfuhren wenig von ihm. Sollte es der bewußte Jakob Haarbogner sein, so hat er eine kleine Narbe auf der Stirne —“

„Ja, ja, er ist es schon!“ unterbrach der Musicus — eine Narbe auf der Stirn' — ja, ja! Die Magd hat ihn einmal fallen lassen — beim großen Apfelbaum — Sie wissen ja, lieber Herr! — Ach, haben wir da einen Schreck gehabt, ich und meine Anne!“ —

„Geben Sie acht, hören Sie weiter! eine kleine Narbe auf der Stirne und dunkles Haar —“

„Ganz recht — dunles Haar — beinahe schwarz — etwas struppig — er ist es! er ist es ganz!«

„Wir legten Geld für ihn zusammen und beredeten ihn zur Rückkehr in seine Heimat. Es kostete Mühe ihn zum Entschluß zu bringen. Endlich nahm er Abschied von uns.“

»Sie sollen ihn nicht ziehen lassen! Sie sollen ihn einsperren! Sie sollen ihn binden! Ich will selber kommen.“ —

„Seien Sie ruhig, lieber Meister!«

„Endlich nahm er Abschied von uns und betrat die Straße nach Florenz. Einige Tage später erfuhren wir, er habe sich in Civita Vecchia nach Sicilien eingeschifft.“

„Ha ha ha! — Ich habe ja gesagt, sie sollten ihn nicht ziehen lassen! — Ja freilich, er war ja nicht ihr Kind, und da jagten sie ihn fort! — Ha ha! Sie meinten wohl, ich würde das Kostgeld für ihn nicht bezahlen! — O die herzlosen Leute!« Mit diesen Worten stand Meister Haarbogner auf, ballte krampfhaft die Hände und eilte in das Haus. Der Advokat wollte nach, aber fand die Thür verriegelt. Und so ging er denn wieder, woher er gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Auskunftscomptoir.

Von Heinrich Aue.

20.

Warum haben die Deutschen die größten Tondichter aufzuweisen?

Weil sie für sie in der Regel am wenigsten thun, daher jeder Mittelmäßige zu Grunde gehen muß.

21.

Warum wird dem Rossini'schen Stabat mater, ungeachtet der Charakter desselben ganz verfehlt ist, dennoch so viel Gutes nachgesagt?

Weil man zu den Schwächen eines Todtgeglaubten, wenn er wieder zum Vorschein kommt, gerne ein Auge zudrückt.

22.

Wie kann man Tonsetzer, Componisten und Tondichter unterscheiden?

Der Tondichter drückt seine Gedanken durch Töne aus; der Componist trägt fremde musikalische Gedanken zusammen; und der Tonsetzer setzt Noten ohne Gedanken.

23.

Warum wenden unsere modernen Componisten so häufig die Blech-Instrumente an?

Weil es ihnen in der Regel nur um ein Blendwerk zu thun ist.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Die Nachtwandlerin brachte uns am 22. d. M. abermal einen neuen Gast in der Rolle des Elvin. Es war Hr. Réer, erster Tenorsänger vom Hoftheater zu Coburg, mit einer recht angenehmen, nicht besonders starken und wohlgebildeten Stimme, bei deren nicht gar bedeutendem Umfange nur eine schönere Entwicklung des Falsetts zu wünschen übrig bliebe. Er erntete einstimmigen Beifall.

Der zweite Gast, Hr. Leithner, sang und spielte den Grafen Rudolph wieder entzückend. Wir glauben, er habe sich durch diese dritte Gastrolle den Beifall unsers Publikums für immer vindicirt.

Um die Partie der Anna erwarb sich Dlle. Rosetti vielfältiges Verdienst. Stimme und Vortrag sind recht befriedigend. Schade, daß sie zu wenig erwärmendes Gefühl athmen.

In der vorgestern aufgeführten Ballnacht sang Mad. Dreßler-Pollert die Amalie, worin sie theilweise entsprach. Dagegen muß die Darstellung des Pagen durch Mad. Brünning-Wohlbrück eine sehr gelungene genannt werden. Letztere erregte lebhafte Theilnahme.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Montag, am 25. Juli, zum ersten Male: Bürger und Soldat, original-komisches Charakterbild mit Gesang in 2 Aufzügen von Friedrich

Kaiser. — Der Sohn des Bindermeisters Stegmann, Wilhelm, hat sich mit einem Mädchen Namens Sophie verlobt; ihr Vater gibt sie in eine Pension und läßt sie vor der Welt als todt gelten; Wilhelm geht in den Krieg, rettet seinem Obrist das Leben, wird Rittmeister, verliebt sich in des Obristen Tochter Minna, um die sich des Domänenrathes Falkenberg Sohn Max bewirbt und in die zugleich Major von Hartberg, Wilhelms Freund, rasend vernarrt ist. Der Verlobungstag ist bestimmt, Wilhelm soll mit Minna zum Altar, da kehrt die als todt gegoltene Sophie zurück und mahnt ihn an sein Wort, — Wilhelm ist in der größten Verzweiflung, Obrist und Major drängen ihn, Vater und Mutter erinnern ihn an seine alte Liebe — — da muß endlich der Major als Bräutigam, und Minna als Sophiens Freundin herhalten. — Das ist die Geschichte des Stückes, die im Verlauf der Handlung wenigstens ein Dutzendmal erzählt wird. Das ganze Charakterbild ist nichts Erhebliches. — Hr. Kaiser hat es immer nur auf ein Paar Effectscenen abgesehen, nimmt das Maß zu seinen Gestalten nach dem Spiele des Schauspielers X und Y, darum sehen sie sich aber auch alle auf ein Haar ähnlich, darum haben sie auch kein Blut und kommen nur vor, als ob sie von der Bühne und aus dem Schauspielhaus nie in's wildbewegte Leben hinausgetreten. Der Knoten der Handlung ist nicht neu geschürzt, es ist ein Knaul von Scenen, der langsam abgewickelt wird, und zu dem die Helden des Stückes abwechselnd ihre Hände wie Telegraphen ausstrecken müssen und aus langer Weile nichts anderes zu thun wissen, als sich die alte Geschichte recht oft zu erzählen. — — Hr. Kaiser arbeitet zu rasch, seine Phantasie kann nirgend Rast halten, sein Geist nicht verdauen; er gibt sich zufrieden, wenn er seine Helden nur etwas hineintreiben kann in die trübe Schwemme der Handlung und ist glücklich, wenn ihm keiner zu Grunde geht, wenn sie nur oberflächlich weiß gewaschen sind. Das Letzte ist aber nicht der Fall, sie triefen wohl von Thränenwasser und beben vor innerer Kälte, getrocknet sind sie schmutzig wie vordem, es gilt ja nicht den Staub des Lebens wegzubringen, nein den Lampenruß der Bühne. Hr. Kaiser sollte das Leben studieren, seine Charakterzeichnung ist nicht psychologisch wahr, er gefällt sich in schönen Worten, von denen das Herz nichts weiß. Ich spreche meinen Tadel unumwunden aus, weil er ein Talent trifft, das aber auf unrechten Wegen, freilich schon zu oft, geht, das Gediegeneres leisten könnte. — Hr. Kaiser sollte sein Talent nicht mit Wortspielen müde hetzen, sie sind Larven, die der schlechte Witz vor das Gesicht nimmt, um die Schamröthe zu verbergen. Endlich spricht ein Mädchen, das acht Jahre in einer Pension gelebt, local wienerisch. — Gespielt wurde tüchtig; Hr. Carl gab den Bindermeister mit Wärme und Kraft, stellte ihn lebendig hin und erhielt auch stürmischen Beifall; nicht minder Hr. Scholz, der den Altgesellen Mucki, der freilich wie das fünfte Rad am Wagen weder hemmend noch fördernd mitlauft, und Hr. Hesse, der die Rolle des Obristen Tannenberg bieder und edel durchführte. Dlle. Jaritz spielte lieblich, sie that für ihre Parthie was nur immer möglich, nicht minder auch Mad. Rohrbeck und Dlle. Condorussi. Hr. Gämmerler als Wilhelm spielte gut, nur sollte er sich seine Hast im Sprechen abgewöhnen, die seinem Spiele Eintrag macht. Der Dichter wurde gerufen. Der Besuch war zahlreich.

Pesther Kosmoramen.

(Immer Plus! Niemals Minus!) Eine achtbare Familie, die seit dreißig Jahren die Brückenbäder in Ofen zu besuchen pflegt, kam vor wenigen Tagen, durch eine ganz funkelneue Einrichtung in die artigste Verlegenheit. Es waren nämlich zwei Frauen, die es sich recht bequem geschehen ließen, da gerade wenig Badegäste zugegen waren, und einige Minuten über die festgesetzte Frist, nämlich über eine Stunde, im Bade blieben; als es zum Zahlen kam, forderte man anderthalb Taxen, statt z. B. 1 fl. — 1 fl. und 30 kr. — „Es sei eine neue Einrichtung," meinte der Badediener, „wenn Jemand über eine Stunde bade, die Taxe um die Hälfte zu erhöhen." — Ganz recht! Nur fehlen hier zwei kleine, ganz kleine Kleinigkeiten. Erstens: Die öffentliche Bekanntmachung dieses neuen Badegesetzes, und zweitens wenn man z. B. nur eine halbe Stunde, wie das bei Schreiber dies der Fall ist, badet, die Zurückstellung der halben Taxe auch einzuführen. Die Frauen, welche bei einem großen Andrange sich schon sehr oft mit einer halben Stunde begnügen mußten, badeten an einem Tage, an welchem die meisten Bäder leer standen, sonst würden sie das Zeitmuß nicht überschritten haben, und dafür wurden sie nun gestraft, nämlich sie mußten für ein und eine halbe Stunde zahlen. — Diese Einrichtung ist nun freilich ganz neu, ob auch in der Ordnung?

Die übertriebenen Forderungen der Pesther Fiakers sind schon zum Sprichwort geworden. — In der That ist es komisch, einen solchen Rosselenker auf seinem Kutschbock zu beobachten, wenn ein Vorübergehender um den Preis frägt; z. B. „was begehrst du auf die Franzenshöhe?" — „Halten Sie sich lang auf?" — „Lang? bis am Abend." — „Bis wie viel Uhr?" — „Bis 8—9, je nachdem wir uns unterhalten." — „Da wird es zehn Uhr auch — geben sie halt zwei Fünferl" (ungefähr 10 fl. C. M.). — „Wie? Unverschämter! Drei Gulden Münze sollst du haben, willst fahren?" — „Ich hab' keine Zeit, ich hab' so schon eine Fuhr," dabei dreht er dem Fremden den Rücken zu und läßt ihn stehen. — Natürlich ist einer wie der andere, und das lassen sich die guten Pesther gefallen? Leider. — Das Territorium der Stadt Pesth ist schon ausgedehnt genug, um Omnibusse zu creiren, die gewiß die beste Rechnung finden werden. — Es gibt wohl auch Stellwägen, die sehen aber aus wie Leichenwägen, und sind äußerst unbequem, die Preise der wirklich schönen Gesellschaftswägen ins Kaiserbad sind viel zu hoch. — Nur eine bedeutende Concurrenz könnte diesem lästigen Übel abhelfen. — Eine Actiengesellschaft mit bedeutenden Fonden solicitirt bereits um eine Concession für Omnibusse, die in allen Richtungen die Stadt durchkreuzen sollen, auch für die Campagne wird gesorgt werden.

Uns Pesthern geht es mit unserer paradiesischen Gegend wie den Leuten, die den Wald vor den Bäumen nicht sehen. Da hört man immer: Pesth hat doch gar keine Spaziergänge! — In der That? — ach! gehen Sie, Sie scherzen nur, wie würde uns Paris und London, ja vielleicht sämmtliche Städte der Welt, um unsern himmlischen Spaziergang am Pesther Donauufer beneiden! — Ich kenne einen sehr gebildeten Amerikaner, Mayern ist sein Name, der oft nach Europa kommt, und so oft ihn sein Weg nach Wien führt, macht dieser große Freund schöner Ansichten den Weg nach Pesth, um an den Ufern der Donau einen Anblick zu genießen, den er nirgends fand, und das dürfen die geehrten Leser glauben, Mayern hat viel gesehen. — Wer Pesth nur von einem Besuche aus kennt, wird gestehen, nie Frappanteres gesehen zu haben, als Ofen von der Kettenbrücke aus betrachtet. — Die schöne Abstufung der Rebenhügel und Berge gegen Norden, die Festung Ofen und der majestätische Gerhardsberg (Blocksberg), dessen Krone die königl. Sternwarte bildet — dieser Berg, in dessen chemischem Laboratorium die wunderwirkenden Thermen gekocht werden, steht am Ufer der Donau, inmitten einer volkreichen Stadt — welche Stadt gewährt solch' einen Anblick? — Die Ufer von Pesth mit Hunderten von Schiffen, der schöne Bau der Kettenbrücke, die Dampfschiffe, die Tausende von Menschen, die hier reichlichen Verdienst finden, Alles dies gewährt für Spaziergänger ein Vergnügen der seltensten Art, nur muß man, um des schönen Genusses ganz theilhaftig zu werden, die frühen Morgenstunden von 4 bis 7 Uhr nicht verschlafen. — Jede Minute entschädigt tausendmal für den verlornen Schlaf!

Feierliche Einsegnung des Kinderspitals am Schottenfeld, den 25. d. M.

Vor ungefähr drei Jahren entschloß sich ein edelmüthiger Mann, Hr. Dr. Mauthner, eine Anstalt zum Heil und zur Verpflegung armer erkrankter Kinder zu gründen, und des Himmels Schutz, so wie die wirksame Unterstützung edler Menschenfreunde fehlte seinem wohlthätigen Unternehmen nicht. Im verflossenen Jahre wurden bereits 2982 erkrankte Kinder in jener Anstalt verpflegt, und das Wirken derselben breitet sich immer weiter aus. Die erhabene Schützerin alles Edlen und Guten, unsere angebetete Kaiserin Maria Anna, hat sich herabgelassen, die Schutzfrau dieses Kinderspitals zu werden, und so wurde denn am 25. d. M., als dem Vortage des allerhöchsten Namensfestes Ihrer Majestät, die feierliche Einsegnung jener Heilanstalt durch den hochwürdigen Hrn. Pfarrer am Schottenfelde vorgenommen, und gewiß wird dieser Tag

Digitized by Google

sammt den süßen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, für jedes der eben in der Anstalt befindlichen Kinder um so unvergeßlicher bleiben, als sich die erhabene Schützerin alles Guten, die hochverehrte Kaiserin Maria Anna, gewürdigt hatte, jene feierliche Einsegnung durch Ihre allerhöchste Gegenwart zu verherrlichen. Kein Auge blieb bei dem Gebete um Schutz und Segen für die Anstalt, so wie um die langjährige Erhaltung der erhabenen Schutzfrau trocken, und jedem Herzen entkeimte die Bitte, daß des Himmels Gunst dem segenvollen Wirken aller edlen Menschenfreunde, die sich hier vereinigt hatten, um ganz im Sinne und Geist unsers himmlischen Heilands zu handeln, stets das beste Gedeihen zum Heile der armen erkrankten Kleinen sowohl, wie auch zur Freude der beglückten Eltern, deren Kinder diese Anstalt genesen verlassen, spenden möge. Auch wurde dieses Fest der feierlichen Einsegnung noch durch die Anwesenheit vieler hochgestellter Gönner und Freunde jener wohlthätigen Anstalt geziert, und das edle Streben des Dr. Mauthner hat somit in allen Kreisen der Gesellschaft den besten, herrlichsten Anklang gefunden.

Vorlesungen des Baron de la Motte Fouqué.

Baron de la Motte Fouqué hat in dem Saale der Singakademie zu Berlin einen Cyklus von historischen Vorlesungen eröffnet. Jeden Dienstag liest er über Poesie, Donnerstags über Kriegs- und Sonnabends über Zeitgeschichte, drei Vorträge, die er schon in Halle gehalten.

Die Vorlesung über die Poesie begann der ritterliche Sängergreis am 21. Juni, indem er nachfolgende Terzinen, die ganz in seiner alten eigenthümlichen, nun wohl nicht mehr sehr beliebten Manier, gehalten und uns an die romantischen Jugenddichtungen Fouqué's erinnern, an die Zuhörer richtete:

Hochernster Tag ist mir heraufgestiegen,
Verhängnißreich für mich im Lauf der Zeit,
Wie Dädalus sinn' ich auf neues Fliegen.

Doch nicht macht' ich die Fittige mir breit
Aus Wachs, im künstlich trotz'gen Eigenwillen:
Gott gab mir sie, Gott hat sie ernst geweiht.

D'rum fliegen muß ich, um die Glut zu stillen,
Die feu'rig mir den muth'gen Busen hebt.
Wohin mich's führet? Ich stell's in Gottes Willen.

Ich habe lang gelebt, hab' viel erstrebt,
Mißlungen ist mir Viel, Viel mir gelungen.
Nun auf! Nah' schon dem Ziel, noch frisch gelebt!

Schwan wird nicht eh' vom letzten Schlaf umschlungen —
Und Schwan und Dichter sind verwandte Wesen —
Bevor sein Sterbelied er hat gesungen.

Und stets ist das sein schönster Laut gewesen,
Ob lang' noch hingehaucht, ob bald verhallt.
Und Sang ja tönt auch aus des Sängers Besen,

Zu wecken neu manch' edle Klang-Gestalt,
Im Hinwall'n durch den blüh'nden Südlands-Garten,
Im Klimmen durch altnord'schen Skaldenwald.

Und jeder Bluth' und Frucht getreu zu warten,
Die uns sich heut' auf kühnverschlung'ner Bahn,
Das mögt vom treuen Boten ihr erwarten.

Erreich' er nicht das Ziel mehr — ihm zu nah'n,
Ist schon ein heit'rer Heilsgruß ihm auf Erden,
Ob angenagt vom biss'gen Zeitenzahn,
Als bestes Thun hier ist doch ew'ges Werden.

Brennglasiana.

Zwei Handwerker saßen auf einer Bank im Thiergarten und hatten zwei volle Schnapsflaschen in der Hand, mit denen sie sich bestens unterhielten. Ein vorübergehender Stutzer sah diese Scene, rümpfte die Nase und lachte höhnisch.

„Na," sagte einer der Trinkenden, „worüber lacht denn dieser Frühling? Det ick ihm nich 'n blauen Himmel mache!"

„Ne, laß det sind" antwortete der Andere. „Seh' mal, wenn De von die Sorte en Dutzend nimmst, denn kriegste den Dreizehnten zu. Seh mal, ick würde mir diesen schmalen Musje gleich bei't Brustkück jelangt haben, aber, Jotte doch, der janze Kerl is ja man Beilage!"

Ein Berliner Schuster schrieb an seinen Freund: Es war vorjestern janz jejen meiner Jewohnheit, daß ich mir besoffen hatte, und bei den Überjang eines Rensteens mir in diesen legte. So eben war mein Freund Posenberg bei mir und erzählt mir, daß du mir, als du mir da fandst, mir jekeilt hast. Ich frage dir jetzt janz unschuldig, warum hast du mir jekeilt? Fragezeichen. Kann ich davor daß ich besoffen war, — daran is blos Schuld daß ick zu viel jetrunken hatte und folchlich is es Sehr Unrecht von dir, das du mir keiltest, weil ein Mensch, wenn er besoffen is, keine Sinne nich hat un folglich die Keile nich erwiedern Kann! Hettest du mir also jekeilt als ich, meiner Sinne fähig hatte, so wäre es eine rechtliche Handlung, weil auf ihr Erwiderung statt finden hätte können finden. Aber, das du mir keiltest, als ich mir von mein Freind Posenberg aus das Rensteen jerettet sag, das is Schofel von dir, das kannste Glauben un wenn ick dir een mal wieder, bei Wiedecks oder bei Irgendwo treffe, so schmier ick dir deinen Puckell mit Achtung. Dein Freund Jottlieb.

Ein Steinsetzer schrie voll Wuth zu einem Dienstmädchen, welches ein Kind schlug, das auf der Mitte der Straße bald überfahren worden wäre: „Wat? Ericht überjefahren beinahe jelassen und denn noch davor jekeilt! Na, wenn ick Eltern von des Kind wäre! Hurrje!"

Omnibus.

(Ein Wort für manche Tondichter.) Schon Gretry bemerkte über mehre andere Compositionen, worin das Orchester dominirt und oft den Gesang in den Schatten stellt: „Sie bringen die Bildsäule ins Orchester und das Fußgestell auf die Bühne." Diese Bemerkung fände jetzt wohl noch öfter seine Anwendung bei Componisteurs, welche die Melodie der Harmonie, dem Glanz der Instrumentirung und Wendung in neue Tonarten aufopfern zu müssen vermeinen.

(Aus einer Zeitschrift am Nordpol.) Während einer frühern Nordpolerpedition in den Jahren 1819—1820 gab der Schiffscapitän Sabine zur Unterhaltung der Mannschaft der Entdeckungsreise im Winterhafen im 75. Grade nördlicher Breite allwöchentlich eine Zeitschrift heraus, in welcher der Verfasser folgende kurzweilige Bemerkungen lieferte. Zu den Unannehmlichkeiten am Nordpol gehören: Auf die Jagd gehen mit einem guten Stück Brot in der Tasche, und wenn man Hunger hat, und es speisen will, es so gefroren finden, daß man die Zähne daran ausbricht. — Von der Tafel abgerufen werden, weil ein Wolf sich bei den Schiffen sehen läßt, welcher sich beim nähern Beschauen in einen Hund verwandelt, und wenn man wieder sich zu Tische setzen will, inne werden, daß die Katze mit den Speisen davongelaufen ist. — Nach einem Abendbesuch in angenehme Betrachtungen versenkt wieder an Bord des Schiffs gehen, und aus diesen süßen Träumen durch die zärtliche Umarmung eines Eisbären geweckt werden. — Sich niedersetzen in der Erwartung eines gemüthlichen Frühstücks, und den Thee durch Mißverständniß mit Salzwasser aufgegossen finden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge versendet werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 91.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 30. Juli 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Es war April 1817 und der reiche Bierbrauer Kiesel lehnte zum Fenster hinaus. Da trat seine Frau hinzu und klopfte ihm auf die Schultern. »Hör', Alter! der *** Wirth ist draußen, er sagt, du hättest ihm versprochen, das Bier zu liefern. Es wird doch nicht wahr sein?"

„Und warum sollte es denn nicht wahr sein?"

„Er hat sich ja vom letzten Brande noch nicht erholt. Gib Acht, daß du nicht etwas zu bereuen hast."

„He he he! Meinst du? — Ich gab ihm sogar zu verstehen, mit der Zahlung habe es durchaus keine Eile."

»So! Nun meinetwegen, aber du wirst einmal Augen machen."

„Lieber Schatz! Schon zwanzig Jahre meine Frau und kennst mich noch nicht?! — Hör' mich an! Der Mann hat kein Geld, aber immerhin eine hübsche Realität. Ich liefere ihm das Bier auf Rechnung und fordere ein, zwei Jahre nichts ein. Da hat der gute Mann keine Ausgaben und lebt sorglos dahin. Nun hab' ich schon eine schöne Summe auf dem Papier und bringe überdies alle seine Schuldscheine an mich. Da stell' ich plötzlich alle meine Forderungen und lass' die Kapitale gerichtlich aufkünden. Nun kommt der Mann fürchterlich in die Klemme, spricht von Concurs u. dgl.; ich aber: Ei pfui! Concurs — sag' ich — Schimpf und Schande! Allen Credit verlieren — ein Ehrenmann, wie Sie — wissen Sie was — verkaufen Sie mir — — Kurz, meine Hand darauf, in drei Jahren hat der gute Mann keinen ganzen Rock mehr anzuziehen, und sein Gut, wie's liegt und steht, ist um einen Bettlerpreis mein! — Verstehst du mich nun?"

„Ganz gut, wenn es nur nicht etwa fehlschlägt! — Dann muß ich dir sagen, daß der Haarbogner seine Gründe licitando verkaufen will."

„Mußt du mir sagen, he he he! Und ich muß dir sagen: Seinen Grund und Boden, Schoppen und Scheune, Kuh' und Kälber, dies alles hab' ich schon. Letzthin ging ich zu ihm und: Meister, sag' ich, wir haben April und auf den Feldern liegt noch tiefer Schnee. Ihr habt kein Futter mehr und Äcker und Hornvieh wird sehr in Abschlag kommen. Wozu licitiren? Ihr werdet schlechte Käufer finden. Aber aus alter Freundschaft biete ich Euch einen ehrlichen Kauf an. — Der alte Mann denkt wenig, er hat seinen Wurm im Kopfe, und so bekam ich alles halb geschenkt, he he he! Und Vieh und Äcker müssen bald unendlich in Aufschlag kommen."

„So hat er also nur noch sein Haus. — Aber der Mann führt eine schlechte Wirthschaft, seitdem seine Frau todt ist."

„Sag' lieber, er führt gar keine. — Aber weiß ich doch nicht mehr, wann seine Alte gestorben ist."

„Nun, vergangenen Sommer; sie ist ja von ihrer Wallfahrt nicht mehr zurückgekehrt."

»Richtig, richtig. Die arme Frau! Ihr ungerathenes Söhnlein hat sie ins Grab gebracht. Aber eigene Schuld. Man muß die Kinder zu erziehen wissen. Hätt' ich mehr als ein Kind, hätt' ich ein Dutzend Kinder. — Allein das hab' ich nun einmal nicht; dafür aber muß unsere Tochter wenigstens eine gnädige Frau Hofräthin werden."

„Da komm' her zum Fenster," rief jetzt die Frau, „geschwind! was das für ein Auflauf ist!"

»Nun was denn? — He he he! Ein Gratisfuhrwerk, der Schub! Da laufen die Buben nach, nichts weiter. — Hör', Alte! Wenn der Hofrath B... heut' oder morgen kommt und sagt: Ihre Fräulein Tochter ist wirklich ein schönes Mädchen, ein braves Mädchen, ein gebildetes Mädchen! Und was sie für noble Manieren hat! Ganz zur gnädigen Frau geboren — — Und desgleichen mehr, he he he! Was sagst du dazu, Alte?«

„Daß du ein kindischer Mann bist, und unsere Agath erst fünfzehn Jahre wird."

„Sie wird schon älter werden, und so wahr ich ehrlich bin! unter einem Hofrath schlag' ich sie nicht los."

Während so und weiter Vater und Mutter mit altkluger Sicherheit den Lebensfaden ihrer Tochter abspannen, kam diese in ängstlicher Hast zur Thüre herein.

»Mutter! Vater! Habt ihr gesehen!?" rief sie.

„Nun was denn?" entgegnete die Mutter, »du weinst ja, was ist dir denn geschehen, Agath?"

„O das sind böse Buben! Prügeln sollte man sie dafür!"

„Was haben sie gethan? Haben sie dich etwa gar geschlagen?" fragte der Vater mit der Miene Eines, der in der Beleidigung seines Kindes die eigene Würde verletzt sieht.

»O nein, aber — aber — o die bösen Buben!"

„So sag' doch! So erzähle doch!« drängte die Mutter.

„Ja, ja sogleich — — Wie ich eben aus der Nähschule gehe, kommt ein Wagen daher, und darauf sitzt ein Gerichtsdiener und — noch Jemand. Hintendrein eine Menge Buben, die schreien:

Der Geiger-Jakob! ha ha ha! Der Geiger-Jakob auf dem Schub, ha ha ha! — so schreien sie.“

„Haben sie ihn endlich, den Landläufer!“ unterbrach der Brauer.

„Er aber,“ fuhr Agathe fort, „er aber zog den Mantel in's Gesicht, und ich sah deutlich, wie ihm die Thränen in die Augen traten. — O die bösen Buben!“

„He he he! — Mein Kind, der Tagdieb verdient's nicht besser.“

„Aber Vater! der Arme hat geweint und die Buben schrien noch immer: ha ha ha! he he he! Prügeln sollte man sie dafür!“

„Geh, schäme dich, Agathe,“ sagte die Mutter, „wisch' dir das Wasser aus den Augen, schäm' dich, was geht dich der Geiger-Jakob an!“

„Aber Mutter! wie muß es ihm weh gethan haben!“

„He he he! Mein Kind, weine nur, weine nur um den Landstreicher! Magst du nicht, mein armes Töchterlein! he he he!“

„Mutter, laß mich gehen! Ich kann den Vater nicht ansehen mit seinem he he he!“ Und sie ging zur Thür hinaus. Der Brauer aber konnte kaum mehr aufhören, über seine Tochter zu lachen; denn die Thränen des Mitgefühls, die ein Mädchenantlitz über alle Diamanten schön schmücken, kannte er nicht, wie denn dies fast bei jedem Geldjuden und Pöbelnabob der Fall ist, und wir werden sehen, wie hohe Zinsen ihm seine Unkenntniß des Herzens in der Folge eingebracht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 27. d. M. „die Vestalin,“ große Oper von Ritter von Spontini. Hr. Götze vom herzogl. weimar'schen Hoftheater, und Mad. Dreßler-Pollert als Gäste.

Schreibt ein Tonstück für türkische Musik, laßt die Trompeten von Kindern, die Bombardons von Lungenkranken blasen, die kleine Trommel von zarten Frauenhänden rühren, die große von einem schwachen Greise schlagen, und wir wollen dann sehen, wie hoch ihr den Muth eurer Truppen steigern, wie viel ihr überhaupt effectuiren werdet.

Spontini's kolossale, technisch grandiös bedachte „Vestalin“ erheischt unkräftige Stimmen, und sleggewohnte Darsteller, welche im Stande sind, einem Auditorium jene Geisteskräftigkeit vor die Sinne wiederzubringen, durch welche diese Oper dereinst einen so allgemeinen Sieg erfochten. Zur Lösung einer solchen Aufgabe reicht weder eine so schwachtönende Tenorstimme, wie sie Hr. Götze besitzt, ungeachtet seiner beachtenswerthen Routine, noch weniger aber eine Auffassungs- und Darstellungsweise, wie selbe Mad. Pollert als Vestalin an den Tag gelegt, hin; darum konnte sich auch ihre heilige Flamme, welche ein böser Zufall schon im ersten Acte erlöschen ließ, bis zum letzten Accorde der Oper nicht wieder entzünden, viel weniger die Gemüther der Zuhörer für die allerthümliche Schönheit des Tonwerkes erwärmen, zumal auch die übrige Besetzung selbst mäßigen Anforderungen nicht genügen konnte.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Mittwoch den 27. Juli, zum Vortheile des Hrn. Beckmann, ersten Komikers vom Königstädter-Theater in Berlin, zum ersten Male: Drei und dreißig Minuten in Grüneberg, oder: der halbe Weg. Posse in einem Akt von Karl von Holtei, dann: der Eckensteher Nante aus Berlin im Verhör, von Friedrich Beckmann und endlich: Mitten in der Nacht, ein Possenspiel in einem Akt nach dem Französischen.

Das erste Stück scheint eine Jugendarbeit des Verfassers zu sein, die ohne einer tüchtigen Darstellung zu Grunde ginge; diese fand sie in Hrn. Beckmann, der in der Rolle des Jeremias Klagesanft seine ganze Kunst, all' seinen Witz und Humor aufwendete, um das Stück zu einem der ergötzlichsten zu machen; und auch in Mad. Frieb-Blumauer, die als Rosaura Klagesanft recht eigentlich in ihrem wahren Elemente sich bewegte, ähnliche Rollen finden in Niemand eine bessere Darstellerin. Es wäre hier der Platz, mich weitläufig zu erörtern über die Komik des Hrn. Beckmann, es genügt aber nur zu sagen, daß er heute einen Triumph feierte, der ungewöhnlich war, der nur einem großen Künstler zu Theil wird, ich lasse die Stimme des Publikums als das beste Criterium gelten. — Was den Eckensteher Nante betrifft, so steht die Darstellung desselben noch so frisch und unübertroffen in Aller Gedächtniß, und die Blume des Beifalls war noch vom vorigen Jahre und dennoch nicht verdorrt, weil sie im Boden der Erinnerung wurzelt. — Das dritte Stück ist dem Publikum vom k. k. Hoftheater bekannt in einer hohen Repräsentation, ich lege den Maßstab der Kunst, den ich dort gebrauchen mußte, an den einen Darsteller, an Hrn. Beckmann in der Rolle des Hrn. Piesacke, und er paßt ganz und gar, nur die Auffassung ist verschieden, jede aber originell; für die zweite Rolle, die Hr. Findeisen repräsentirte, muß man einen verjüngten Maßstab nehmen; denn er bedurfte vieler unkünstlerischer Behelfe, wie eines zu starken Auftragens, um durchzugreifen. Möge Hr. Beckmann in dem großen stürmischen Beifall, der ihm heute zu Theil wurde, die Anerkennung seines Talentes, seiner Kunst erkennen durch das Wiener Publikum, insbesonders jetzt, wo es mit seinem Beifalle karg ist. — Das Haus war zum Erdrücken voll.

Pesther Kosmoramen.

Auf der Ofner Bühne gastirte Hr. Wilhelmi, k. k. Hofschauspieler, und entzückte durch seine köstliche Laune alle die ihn sahen. Das ist der frischpulsirende Lebenshumor, mit dem der wackere Künstler jeden Charakter färbt. — Nebstbei muß bemerkt werden, daß bei der kleinen Ofner Bühne recht artige, und was die Hauptsache bleibt, viele jugendliche hoffnungsvolle Talente, besonders die Damen anlangend, beschäftigt sind, eine Rose, die Geschwister Neu sind bereits kunstflügge, und werden bald auf bedeutenden Bühnen mit Beifall spielen, doch auch die Herren Seidl, Regisseur Kurt, Fröhlich, Eblair, Schwarzbach, Rusch, Nillas ꝛc. sind fleißige, sehr verwendbare Schauspieler, und Director Huber gebührt das Zeugniß, einen recht anständigen beachtenswerthen Kunstverein versammelt zu haben, der noch durch eine ziemlich gut besetzte Oper allen Anforderungen genügt. — Herr Wilhelmi hat bei einem sehr vollen Hause in den beiden Lustspielen: „unbewußte Liebe“ von Lembert, und „der Sohn auf Reisen“ von Feldmann einen sehr ehrenvollen Abschied genommen, und wird noch einige Gastrollen in Preßburg geben, und dann in sein liebes Wien zurückkehren. Hygeja wird ihn schon wieder nach Ofen locken, denn die wunderwirkenden Thermen behagen Herrn Wilhelmi sehr wohl. — Im deutschen Theater zu Pesth gastirt Herr Pellegrini, Hofopernsänger aus München, mit entschiedenem Beifalle; Marcel in den Ghibellinen und St. Georg in den Puritanern waren glanzvolle Leistungen dieses eminenten Sängers. — Im Nationaltheater singt Hr. Wurda aus Hamburg (ein geborner Ungar) mit rauschendem Beifall, Sever in der Norma war die erste Parthie, die mit wirklich enthusiastischem Beifalle aufgenommen wurde; antike Classicität charakterisirt diesen Helden-Tenor.

Pferdefleisch essen, und Vereine gegen Thierquälerei. Beide Erfindungen machen den Herzen und Magen der Menschen viele Ehre. — Das Pferdefleisch essen ist Geschmackssache, mir ist ein Rephuhn viel angenehmer. Was die Thierquälereien anlangt, so sind wohl die

Krebſe und Schnecken nicht emancipationsfähig, denn die ſterben gar jämmerlich, und die kleinen Fabrikarbeiter, die kommen wohl auch nach dem Holſteiner. — Das Wettrennen iſt auch eine recht artige Comotion, wenn ſich auch ein paar Jokeys den Hals brechen, der Jokeyclubb wird ſchon andere auftreiben, ob die ſpaniſchen Madators auch Vereinsmitglieder gegen Thierquälerei ſind? — „O närriſche Leute, o komiſche Welt!“

Pater Abraham a Sancta Clara ſchrieb einmal über weltliche Thorheiten, und machte ſich beſonders luſtig über die Frauenkleider, die ſo einen Umfang hatten, daß eine Dame nur mit Mühe in einen großen Wagen allein Raum fand. — Ich wüßte in der That nicht, wie bei gegenwärtiger Mode zwei Damen bequem in einem Wagen neben einander Platz hätten. — „O komiſche Welt!“

Wenn ein geringſtes Etwas geſchieht, das Müßiggängern nicht behagt, gleich werden die Federn geſpitzt, und dann heißt es, ſo was kann einem nur in Peſth paſſiren, wo die Polizeianſtalten ſo ſchlecht ſind. — Ihr guten Reformatoren, ihr wollt ja aber keine Polizei! es darf euch z. B. nur ein Commiſſär recht artig erſuchen langſamer zu fahren, oder zu reiten, gleich iſt Feuer im Dach, und ihr reitet oder fahrt noch tollkühner!

Erklärt mir Graf von Örindur
Dieſen Zwieſpalt der Natur?!

„Seit die Kochkunſt erfunden iſt, ſpeiſen die Menſchen mehr, als nöthig iſt zum Leben!“ ſagt Franklin. — Nur ſchade, daß ſich ſolche Lehren nur auf die bemittelteren Volksclaſſe anwenden laſſen. — Von denen Menſchen die weniger eſſen, als ihr Körper der Natur nach brauchte, wird gar nicht geſprochen. — In Peſth kann freilich nicht leicht ein Menſch Hungers ſterben, aber Peſth iſt nicht die Welt, Peſth iſt auch nicht Ungarn. — Es iſt ſchon lange her, daß kein ſo geſegnetes Jahr war, wie dies Jahr und doch, wer weiß wie es im Frühjahr ausſehen wird! — klingt das nicht komiſch, und es iſt doch ſo ernſt. — Wo ſitzt hier das Übel? — Es iſt ein Bandwurm, deſſen Kopf nicht zu finden, voilà tout! — „Was koſtet die Butter,“ frug unlängſt eine Frau eine Bäuerin. „24 Groſchen.“ „Das wäre ſchon recht, aber ſie iſt ranzig.“ — „Ey,“ ſprach die Bäuerin, „auf die letzt wollen die Stadtleute klüger ſein, wie wir!“ — Das iſt doch naiv!

Eiſenbahnzeitung.

Ein Eiſenbahn-Ausflug,
oder
Was man jetzt binnen acht Tagen Alles genießen kann.

Mit Schlag 7 Uhr verließ ich, in einem Waggon der Kaiſer Ferdinands-Nordbahn gemächlich ſitzend, Montag der jüngſtverfloſſenen Woche die Reſidenz, gelangte mit Blitzesſchnelle um 10 Uhr in Lundenburg an, während daſelbſt auch die beiden Trains von Brünn und Ollmütz angekommen waren. Um 10½ Uhr ging es weiter. Ich wurde auf dem rechten Eiſenbahnflügel in die Mitte meines geſegneten Vaterlandes Mähren getragen, und war um 1¼ Uhr in Prerau, der älteſten Stadt der ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmten Hanna, wo mich eine Gelegenheit aus dem väterlichen Hauſe erwartet hatte, mit der ich nach einer prompt gereichten Erfriſchung ohne Aufenthalt um 2 Uhr Mittags weiter öſtlich fuhr. Die Roſſe ſchnaubten und flogen mit mir, als hätten ſie es ihrem eiſernen Rivalen nachmachen wollen, und ich war in einer Stunde in der volk- und handelsreichen Stadt Leipnik, beſtieg die in der Nähe höchſt maleriſch gelegene, zum Theile ſogar noch bewohnbare Ruine Helfenſtein, beſah die ſchöne links auslaufende große Fläche, ſo wie die alten Baumerkwürdigkeiten der ehemaligen Veſte. Dies Alles geſchah in dem Zeitraume von drei Stunden. Um 6 Uhr ſaß ich wieder auf meinem Wagen, paſſirte die romantiſch gelegene Kreisſtadt Weißkirchen, und gelangte um 10 Uhr Abends in Bernsdorf, einem Grenzorte des bekannten mähriſchen Kuhländchens, zur herzlichen Freude meines alten Vaters und meiner Geſchwiſter an, nachdem ich eine Strecke von mehr als 30 deutſchen Meilen zurückgelegt hatte. Bei der kurzen darauf erfolgten Bewillkommnung erfuhr ich unter andern Novitäten, daß Tags darauf eine Hochzeit mit allem in dieſer Gegend üblichen, eigenthümlichen Gepränge Statt finden werde, wozu ich vorläufig eingeladen ſei. Daß man mir dieſes als eine beſondere Neuigkeit vorbrachte, darf den Leſer nicht wundern; denn in einem Orte von kaum 110 Nummern, wo man nur dann zu heirathen pflegt, wenn man eine dieſer Nummern zu ſeinem Eigenthum gemacht, gehört eine Hochzeit immer zu den Raritäten. Für mich war das indeſſen keine große Überraſchung und ich begab mich alsbald zur Ruhe.

Mit Tagesanbruch wurde ich geweckt, und zwei eigens abgeſandte, reichbekränzte Brautführer ſtanden vor meinem Bette, um ihre Einladung in optima forma perſönlich zu machen. Die Hälfte der eigens hiezu abgefaßten, wenigſtens vier Octavſeiten ſtarken Anrede enthielt eine Darſtellung der gänzlichen Unwürdigkeit der Brautleute, mich in ihren ſchlichten und einfachen Hochzeitskreis aufzunehmen; die andere Hälfte übte die Hochzeitsordnung für den ganzen Tag dar. Daß ich da, als Eingeborner und ehemaliger Genoſſe, die Einladung annehmen mußte, verſteht ſich von ſelbſt.

Das ländliche Hochzeitsfeſt mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten ſtand im herrlichſten Contraſte zu den Feſten einer Reſidenz und zerſtreute mich den ganzen Dinstag hindurch, für deſſen Ausfüllung es ohnehin berechnet war, auf die angenehmſte Weiſe.

Mittwoch machte ich in Geſellſchaft des Ortsſeelſorgers, meines erſten Katecheten, eine Fahrt nach Neutitſchein, einer fabrikreichen Grenzſtadt des Kuhländchens, wo ich im Schloſſe und in der Dechantei meine officiellen Viſiten abgeſtattet, nebenbei aber noch manche andere Bekannte aus meiner Jugendzeit beſuchte, ſo daß mir der Tag faſt zu kurz wurde.

Am darauffolgenden Donnerſtage beſah ich die beiden, kaum zwei Meilen entlegenen Ruinen der Ritterburgen Stramberg (ihres alten koloſſalen runden Thurmes wegen auch Butterfaß genannt) und Hochwald; beſtieg endlich Freitags die meinem Geburtsorte am nächſten gelegene, ebenfalls verfallene Veſte Alttitſchein, von der mein Blick ihrer ſchönen und hohen Lage wegen über der ganzen Fläche des wieſen- und ſaatenreichen Kuhländchens, dieſes üppigen Oderthales, ſchweifte, während ich ſüdlich eine lange Kette mäßig hoher Berge, die Vorboten der mähriſchen Karpathen, überſehen, und bei der Reinheit der Atmoſphäre gegen Oſten ſogar ihren höchſten Punkt in Mähren, nämlich den Radoſt, deutlich wahrnehmen konnte. Mittags bot die Gaſtfreundſchaft des Herrn Ortspfarrers im Markte Alttitſchein zum Erſatz für die überſtandene Vormittagshitze eine wohlbeſetzte Tafel, zu deren Beſchluſſe auf allgemeines Verlangen der anweſenden Gäſte einige der neueſten Wienergeſänge erſchallen mußten, die eine allgemeine Heiterkeit zur Folge hatten.

Der Samſtag ward meinen Angehörigen und Verwandten gewidmet. Sonntags darauf traf gerade in meinem Geburtsorte das Kirchenfeſt (Kirmeß). Schullehrer und Muſiker aus allen benachbarten Ortſchaften kamen zuſammen, um den muſikaliſchen Theil des Gottesdienſtes möglichſt zu heben, wozu auch meine Wenigkeit beigezogen wurde, der man nicht weniger als den dreifachen Poſten: des Dirigenten, Tenorſängers und Orgelſpielers zum Präludium angewieſen. Die exacte Aufführung einer Diabelli'ſchen Landmeſſe entlockte indeſſen dem celebrirenden Hrn. Dechanten, einem ſehr würdigen Manne und großen Muſikfreunde, am Schluſſe das Geſtändniß, ſeit lange keine ſo erbauliche Production gehört zu haben, was ich natürlich als ein beſonderes dem Wiener Muſiker geltendes Compliment mit echt künſtleriſcher Miene hinnahm.

Der Nachmittag vereinigte Alles, was den Einheimiſchen und Fremden zum Vergnügen ſtimmen konnte. Eine Schaar meiner alten Bekannten und Jugendgenoſſen fand ich an dieſem Tage nach zwölf Jahren endlich wieder beiſammen. Manche intereſſante Scene, die ſich ſeit jener Zeit ereignet, ward da im frohen Kreiſe zum Beſten gegeben, während im Gemeindewirthshaus das Volk beim lauten Klange der Mozartiſten und der Walk-Polka tobend der Tanzluſt fröhnte.

Leider mußte ich noch in derſelben Nacht von dem Zirkel ſo herzlicher Freunde, ſo wie überhaupt von meinem väterlichen Hauſe Abſchied nehmen; denn der darauf folgende achte Tag war zu meiner Rückreiſe feſtgeſetzt. Der Abſchied war der einzige ernſte Moment während des ganzen Ausfluges, der meinen alten, gebrechlichen Vater und meine Geſchwiſter um ſo wehmüthiger ſtimmte, als ihnen die Leichtigkeit eines ähnlichen Beſuches durch die preiswürdige Erfindung des Locomotives bis jetzt noch nicht ganz eingeleuchtet hatte, zumal der Bau der Nord-Bahn jene

Gegend noch nicht ganz erreichte. Mit Schlag 7 Uhr Früh war ich wieder in Prerau, setzte mich mit aller Bequemlichkeit in den Dampfwagen, und war, kaum als ich es gedacht, um 1¾ Uhr Mittags in Wien. Dieses Alles danke ich der herrlichen Unternehmung der Kaiser Ferdinands-Nordbahn. Es lebe der Erfindungsgeist, es lebe die Industrie!

Heinrich Aue.

Der letzte Brigitten-Kirchtag.

Das Ganze gab noch immer ein ziemlich frisches Lebensbild, die Fröhlichkeit der Wiener ist unversiegbar, sie vergnügen sich noch jetzt wie vor 30 Jahren beim Tanz auf der Wiese, warmen Bier und sauern Wein. Aber so frisch ist das Lebensbild nicht mehr wie es war, das Gemälde hat zu viel Licht und ach! gar keinen Schatten! Die schönen Au- und Wiesenpartien sind fort, und der ganze große Terrain diesseits des Dammes gleicht beinahe einer Sandwüste. Staub und Sonnenstich und kein erquicklicher Schatten, außer jenem der improvisirten Schanzhütten, denen oft das Beste — das Dach mangelt; und dennoch: tanzt da der Geselle mit seiner Mamsselle bei Zither und Geigen den lustigen Reigen, die Polka, den Walzer ja selbst die Quadrille in staubiger Hülle, und Schweiß auf den Nasen, sieht man sie rasen, auf vertrocknetem Wasen u. s. w.; es fehlte weder an Publikum hoher, mittlerer und niederer Stände; es fehlte an Ständen überhaupt nicht, von der Tragbutte angefangen bis zur hölzernen Barrake, es fehlte weder an Bier, Wein, Fusl, Obst, Würsten und an Eßwaaren überhaupt, es gab Seiltänzer, Guckkästen, Mariandlspiel, dazwischen Wasserverkäufer, aus vollem Halse ihr „frisches Wasser" anbietend, kurz es war noch immer ein Kirchtag, den ein Fremder bewundern muß, wenn er das Völklein sieht, wie es tanzt, trinkt und ißt, — und der jemals dem Wiener vorgeworfen, daß sie den Bauch zu ihrem Gott machen, der hat sie gewiß so an einem Brigitten-Kirchtag gesehen, und kein Wunder! wer wird unter freiem Himmel bei solcher Hitze nicht dursten? Nun, aufs Jahr soll das Brigittenfest in die Krienau verlegt werden; nicht übel, da gibt's alte Bäume und schöne Wasenflecke, ob aber die schöne Krienau auch so ein Nationalmagnet werden wird, wie die Brigittenau war? die wir in 10 Jahren als neue Vorstadt, allenfalls Brigittenstadt, der Leopoldstadt angereiht sehen werden, denn schon erheben sich auf der nun kahlen Fläche Ziegeldächer; und nun noch ein Kurzes vom Kolosseum, das sich eines lebhaften Besuches zu erfreuen hatte, vielleicht waren es die letzten Pulsschläge im letzten Kirchtage; so originell die Ideen in Anlegung dieses Belustigungsortes waren, und so viel es da für den Schaulustigen und besonders für die zarte Jugend zu sehen gab, tempi passati! der dunstige Elephant, das große Faß, der orakldicende Einsiedler, der Maulaffe, dem man so selten ins offene Maul trifft, die Schaukeln u. s. w. das Alles hat für ein erwachsenes Publikum den Reiz längst verloren, der Teich ist fast leer und eine komische Figur bildet der Gondeliere in seiner betreßten Livree bei den Gondeln, die im Schlamme sitzen. Speise- und Tanzsäle tragen den Ruß der Zeit an sich, aber das Wiener Publikum ist gar ein gutes billiges, es legt noch immer seine 20 kr. C. M. pr. Person hin und denkt, daß das Alles schön war wie es neu war, denkt, daß auch das Neueste altern muß, und lebt in der festen Überzeugung, daß H. H. in seinem neuen Kolosseum, das dem Vernehmen nach in der Au bei der Ferdinands- und Marienbad-Anstalt errichtet werden soll, das Publikum auch wieder mit neuen Überraschungen bedenken, und für gute Getränke und Erfrischungen auch wieder besorgt sein werde; und somit Far well Brigittenau, Jahrhunderte werden über dich dahinrauschen, deine Gestade können zu Handelshafen und Schiffswerften umstaltet, die Fläche zur blühendsten Vorstadt werden, aber die Masse fröhlichen Volkes siehst du nie wieder an einem Tage beisammen, wie du sie 400 Jahre lang gesehen hast.

Theatralisches.

(Kindertheater in Köln.) In Köln gibt so eben eine französische Schauspielergesellschaft mit großem Beifall Gastrollen. Die Mitglieder dieser Künstlertruppe sind zwischen 5 und 12 Jahre alt.

(Wilhelmi in Ofen.) Der ausgezeichnete k. k. Hofschauspieler Hr. Wilhelmi gastirt gegenwärtig auf der Ofner Bühne mit vielem und verdientem Beifalle, die Leistungen dieses bescheidenen Kunstinstitutes unter der Direction des Hrn. Huber verdienen alles Lob, man sieht es diesem Vereine an, daß er alles aufbietet, um nach Kräften zu genügen. — Die Oper ist bei so wenig Unterstützung von Seite der Besucher in der That ziemlich gut besetzt. Die Bewohner von Ofen, die bis jetzt noch kein Theater erhalten konnten, thäten klug daran, ein so wackeres Unternehmen kräftiger zu unterstützen. Die Bemühungen sämmtlicher Schauspieler verdienten es wirklich.

(Sommertheater in Nürnberg.) Wie das „Frankfurter Conversations-Blatt" meldet, soll der Sänger Wild allhort in der „Stummen" als halbe Einnahme — 42 kr. bekommen haben, die Aufführung der „Jüdin" aber, in welcher die Sängerin Rosner annoncirt war, gänzlich unterblieben sein, da nicht einmal die Kosten für den Druck der Theaterzettel eingegangen sind.

Literarisches.

(Alles pfuscht der Literatur ins Handwerk.) Im Correspondenten von und für Deutschland wird das Buch eines Schneidergesellen, benamset P. D. Holthaus aus Werdohl, angekündigt, das die Beschreibung seiner Reise durch Deutschland, Polen, Ungarn, Tirol, die Walachei, Türkei, Egypten, Syrien, Griechenland, Italien, Frankreich und Belgien enthält; besagter Schneidergeselle kniete am Grabe des Erlösers, stand auf Zion, Tabor, Golgotha und dem Ölberge; badete sich im Jordan und im See Genezareth, übernachtete am todten Meere, war in der Werkstätte des heil. Joseph ꝛc. ꝛc.

Wir haben Bäcker, Schuster, Müller, Friseurs, die sich Dichter nennen; nun wollen uns auch die Schneider in's Handwerk pfuschen. — Die Herren werden sich wohl zur Polemik wenden? sie haben viele Übung im Drauflosstechen!!! — oder werden Sie uns auch Verse bringen? — Wie theuer die Elle? — — —

(Hr. Dr. Menzel), der früher Vielgefürchtete, hat die Redaction des Literaturblattes zurückgelegt. Seine Stelle übernimmt Dr. Albert Schott, früher Professor zu Bern.

(Der Brand von Hamburg.) Eine getreue Schilderung dieses Brandes erscheint ehestens von Dr. Friedr. Saß bei P. Reclam in Leipzig. Dr. S. wurde im Auftrage der Leipziger Mobilar-Brandversicherungs-Gesellschaft nach Hamburg gesendet, um denselben vom deutschnationalen Gesichtspunkte aus aufzunehmen und der Lesewelt vorzuführen.

Wie die geschätzte Dresdner „Abendzeitung" meldet, dürften wir eine eben so interessante als ausführliche Darstellung dieses traurigen Ereignisses zu erwarten haben.

Tagsergebnisse.

(Unerhörte Frevelthat.) Eine Diebsbande aus Livorno begab sich am 10. Juni, einem Sonntage, in die Peterskirche zu Pisa, um dort einen Hauptanschlag auszuführen, der ihnen leider nur zu gut gelang.

Während des Gottesdienstes warfen einige dieser Verworfenen eine große Bank um, welche in dem weiten hallenden Gewölbe ein furchtbares Getöse verursachte, auf welches Zeichen die übrigen der Bande mit lauter Stimme riefen: „Flieht, flieht, das Gewölbe stürzt ein!"

Die Volksmenge, von panischem Schreck erfaßt, floh in aller Eile nach den Thüren. Eines stürzte über das Andere. Geschrei und Geheul erfüllte die geweihte Stätte, während die Ruchlosen über die geängstigten Frauen und Mädchen herstürzten und ihnen die Ringe von den Fingern und die dort üblichen großen Ohrgehänge aus den Ohren rissen. Viele dieser Unglücklichen wurden bedeutend beschädigt, manchen von ihnen mehre Finger gebrochen, den Meisten aber die Ohren entzwei gerissen. Eine Frau wurde für todt in die Sakristei gebracht.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 92.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 1. August 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Beim Wirth zum goldenen Vogel war zur Feier des Ostermontags 1818 offener Ball. Alles in lauter, wirbelnder Bewegung, und man sah es dem kräftigen Schwunge der Tanzenden gar nicht an, daß sich ihre Glieder vom vierzig Tage langen Fasten und Kasteien so eben losgewunden hatten: Vom Orchester jauchzte der Dreivierteltakt nieder, gar baccchantisch lustig und amorettenhaft scherzend, denn Meister Haarbogner spielte die Primgeige und jeder Strich jubelte: Freut euch mit mir, denn ich habe den verlornen Sohn wieder gefunden! — So ging es bis gegen Mitternacht, aber dann wurde die Musik etwas lückenhaft. Die Primgeige verlor ihre gute Stimmung, und wer Phantasie genug hatte, konnte dies verschiedentlich deuten. Der Meister stimmte und strich im hastigen Wechsel, allein er brachte das störrige Instrument nicht zurecht. Er spannte die Saiten und klimperte und spannte wieder, bis endlich eine Saite sprang. Nun warf er die Geige hinter sich, ging vom Orchester und setzte sich in einen Winkel des Speisesaals zu einem Glas Wein. Doctor Kluger gewahrte die lang gesuchte günstige Gelegenheit zu einer Zwiesprache und nahte sich ihm. „Herr Haarbogner," begann er: „so gewiß es mich freut, daß Sie Ihren Sohn wieder haben, so sehr bedauere ich auch, daß Sie ihm keine Bestimmung zu geben scheinen."

„Wie so, Herr Doctor? Er ist erst ein Jahr wieder zu Hause."

„Und müßig. Ein Jahr verlieren in diesem Alter — Sie wissen nicht, was das heißt, Herr Musikus!"

„Und was soll ich thun?"

„Er muß etwas werden, ich meine, er muß in eine Lage gesetzt werden, worin er früher oder später sich sein Brot verdienen kann, ja noch mehr, er muß zu seiner Zeit auch seinen alten Vater unterstützen können — Lassen Sie mich ausreden! — Ich bin's gewiß, die Zeit ist sehr nahe, wo Ihre Violine Sie nicht mehr ernähren kann. Sie haben zu viel erlebt, Ihre Kraft ist aufgezehrt. Sie können keinen Ball mehr durchdauern, und was war das für eine Messe gestern! — Vergeben Sie mir, ich will Sie nicht beleidigen, nur aufrichtig sein zu Ihrem Besten. Mit Erlaubniß, Ihre Landwirthschaft ist verkauft, der Kaufschilling schon halb verzehrt und Ihr Häuschen wirft nichts ab. Wenn dann die Zeit kömmt, wo auch der Bogen Ihrer zitternden Hand widerstrebt, was dann, lieber Meister? wovon leben Sie dann?"

„Dann — dann — ja das weiß Gott!"

„Sie werden zu stolz sein, um von dem Almosen der Bürgerschaft zu leben, aber von dem Überfluß eines Sohnes zu zehren, das entehrt keinen Fürsten."

„Lieber Herr Doctor! ich fürchte, ich fürchte, mein Alter wird elend sein."

„Warum, lieber Meister? Ihr Jakob hat ausgezeichnete Fähigkeiten. Verschaffen Sie ihm ein Amt, oder — Sie brauchen sich nicht zu schämen — lassen Sie ihn ein Handwerk lernen."

„Das hab' ich auch gesagt, aber — er will nicht."

„Er will nicht? Hat denn der Vater kein Mittel, ihn zu zwingen."

„Herr Doctor! Mein Sohn ist kein gewöhnlicher Mensch. Ich hab' ihn, so lang er wieder hier ist, in keine Gesellschaft gebracht, er scheut sich, auf offener Gasse zu erscheinen. Seine Beschäftigung ist Lesen und — Träumen. Ich störe ihn ungern, denn — aufrichtig gesprochen — ich fürchte mich vor ihm."

„Hm — aber — Lieber Meister! wenn Sie erlauben, so will ich mir Mühe geben, ihn für sein und Ihr Interesse umzustimmen; darf ich?"

„Ich bitte Sie vielmehr darum. Herr Doctor! gehen Sie zu ihm, aber behandeln Sie ihn zart. Unter Anderm, berühren Sie ja nicht, auf welche Art er zurückgekommen ist."

„Seien Sie dessen versichert, lieber Meister! Gleich morgen besuch' ich ihn. Leben Sie wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Witzigen und die Gewitzigten.

Vor allem Anderen wäre es jetzt gut, wenn man breit und klar sagen könnte, was der Witz eigentlich ist; allein es geht nicht recht und wir trösten uns damit, daß es der Witzige ohnedem weiß und der Gewitzigte nicht zu wissen begehrt; wenn es aber außer der großen Anzahl, die in diese Klassen paßt, doch noch Einige gäbe, die sich weder witzig noch gewitzigt nennen: so wird dieses kleine Auditorium keine Definition verlangen, die sie nichts angeht, und die wir nicht zu machen verstehen.

Man kann nicht leicht zwei ärgere Widersacher und Kampfhähne einander gegenüberstellen, als diese beiden Wörter: denn der Witzige ist nie ein Gewitzigter, und der Gewitzigte mag nicht einmal ein Witziger sein! er ist nur ein Adoptiv-Kind des Witzes, welches dessen wohlthätig unter die Leute gebrachtes Kapital sammelt und egoistisch auf Zinsen legt; er trägt seinen Namen wie das Frauenglas, von welchem nur die Zusammen-

ſetzung paßt, (wenn man glänzend und ſchneidend vom Grundwort bedenkt); das Ganze aber erklärt die Sache nicht.

Wenn der Witz, dieſer fliegende Blumenſtaub der Phantaſie, wie eine gemeine Kröte im Sumpfwaſſer menſchlichen Irrthums, oder auf trockenem Boden unken und ſeine Beute im Dunkeln fangen muß; ſo hat der Gewitzigte hingegen das ganze Univerſum in ſeinem Sold, und es iſt ihm gar nicht beizukommen; er brennt wie Milly-Kerzen, ruhig und länger, während der Witzige aufflackert und, daß er nicht ſo hell brenne, häufig geputzt wird; ja er putzt ſich ſelbſt mit ſchalem Modeſtaate, wenn er ſich blos ein ſeichtes Wortſpiel, wie hier, zur Zierde anſteckt.

Der Witzige ſtreitet um die Welt, und recrutirt noch über die Welt hinaus für ſeine Phantaſie; — der Gewitzigte ſagt: ich bin arm! ſtellt aber ſtille einen in Metall gekleideten Streiter nach dem ander'n zu ſeinem wirklichen Beſitze, entweder der Erfahrung oder des Geldes.

Der Witzige kennt auch den Werth des Geldes, weil er weiß, daß man Alles damit vergleichen kann; er liebt es ſogar, aber er liebt unglücklich — er kann es nicht beſitzen! — Er befaßt ſich auch beim Gelde nur mit Schwächen desſelben, und behandelt es, wie den Witz ſelbſt, den er gleich nach der Geburt entfliehen läßt; — Der Witzige liebt das Geld nur, wie ſich jeder Menſch ſelbſt lieben ſoll: weil er von Anderen mit Grund geliebt wird, und er löſt nur zu häufig das Problem, in der Quadratur ſeiner Taſche den Zirkel ſeiner klingenden Baarſchaft ohne Reſt zu finden! — Wer kann ſich aber auch einen witzigen Filz denken? —

Daß der Gewitzigte, als ein gemäßigter, geſcheidter Menſch, auf den Grundton des Geldes ſeinen Lebens-Accord ſetzt und dem Gelde die meiſten ſeiner Werke dedicirt, um es ſich ſelbſt zuzueignen, iſt natürlich, und da übrigens Jeder nach einem Verluſte die Größe ſeines gehabten Beſitzes tiefer fühlt, der Gewitzigte aber in ſeinen Lehrjahren gewiß harte Geld-Trennungen erlebte: ſo genehmigen wir die freundſchaftlichen Geſinnungen für das Geld, womit er ſtets geharrt, mit vielem Vergnügen.

Die Gedanken-Bilder des Witzigen liegen in wirrer Unordnung aufgehäuft, und er hat nur den Vortheil, ſie zu finden, ohne ſie zu ſuchen; — der Gewitzigte hat ſie aber gewählt und ſchön geordnet nach Schulen und Meiſtern, und ſeine Sammlung iſt jedem Beſchauer geöffnet, aber nicht ſein Atelier.

Mancher Menſch wird durch nichts gewitzigt, aber witzig iſt Jeder wenigſtens zweimal: bei ſeiner Geburt und bei ſeinem Tode. Bei der Geburt und noch längere Zeit darnach, wird er mit Freuden empfangen und geküßt und geht von Arm zu Arm, und dieſelben Menſchen, die ihn ſpäter verfolgen und verderben, nennen ihn ihren lieben Jeani! er findet alſo, in ſeiner kürzeſten Form, ſehr entfernte Ähnlichkeiten auf, zwiſchen liebevollen Menſchen und — Menſchen, und macht einen guten Witz! — Bei ſeinem Tode braucht er die ernſte Figur der Ironie durch den Anſchein einer ſchweren Trennung, und läßt die Zurückbleibenden um ihn weinen, weiß aber recht gut, daß er ganz ruhig in dem Diogenes-Faſſe der Truhe über alle Bedürfniſſe hinaus, und den Göttern am nächſten iſt.

Wenn wir unter Humor jene Kraft verſtehen, die mit dem Reichthume der reinſten, edelſten Liebe für die Welt, Satyr-Pfeilſchützen gegen die Welt, aber nur für den ernſten Zweck der Geiſtes-Freiheit und Gleichheit beſoldet: ſo müßten wir in unſeren Tagen an dem Beſitze des wahren Humors verzweifeln, da nirgend Gefühl und ernſtes Wollen, ſondern nur witziges Nichtwollen des Ernſtes zu ſehen iſt; — allein der Wille unſeres Geſchmacks erklärt, was der Witzige beſtätigen muß, und es ſtehen von Humoriſten wirklich noch einige, mit fremdem Werg ausgeſtopfte Exemplare in den Journal-Käſten umher, oder werden, obwohl deren ſehr wenige, wahr und lebend, ſelbſt in der kalten Zone unſerer Literatur angetroffen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Samſtag, am 30. Juli, zum erſten Male: Die geheime Thür, Poſſe mit Geſang in drei Acten. — Die Handlung iſt kurz dieſe: Ein Mädchen will den Bräutigam ihrer Freundin für ſich gewinnen, um dieſer die einen Anderen liebt, einen Gefallen zu erweiſen; ihre Liſt gelingt ihr durch Kokketterie unter den Schleier, am meiſten aber darum, weil beſagter Bräutigam Ferdinand in dem Hauſe ihres Bruders auf Beſuch iſt.

Vermittelſt einer geheimen Thür wird er und ſein Diener einige Zeit geneckt, und endlich kommt es zur Aufklärung des Räthſels, was nicht ſo ſchwer zu errathen war, und eine Hochzeit iſt der Schlußſtein des Ganzen. Dieſes Stück in ſeiner derben Manier, die ſich über Zucht und Geſchmack hinausſetzt, mag in Olims Zeiten wohl ſeine Lacher gehabt haben; heut zutage aber ſind ſolche Späße in ihren fadenſcheinigen, altväteriſchen Röcken abgeſchmackt. Mir wird es bei derlei Stücken immer wehmüthig, und ich möchte bei einer ſolchen Gelegenheit immer eine Standrede auf einen langen Zopf halten. Warum das alte Gerümpel hervorſuchen, ſollte es den keinen Dichter mehr geben für moderne Volkszuſtände, muß der Geiſt des erſchlagenen alten Volksſtückes die Wachthabenden auf der Terraſſe des Thalientempels ſchrecken, will kein Hamlet das Geſpenſt zur Ruhe bringen. — Es iſt nur ein ſehr guter Gedanke in der ganzen Poſſe und der iſt — wie Florian um ſein Couplet gebracht wird. Dieſen Gedanken könnten die meiſten Poſſendichter ſich aneignen, man würde es ihnen danken; denn keiner außer Neſtroy verſteht ein Couplet zu dichten. — Das Stück erhielt ſich in der ſchwanken Balanze durch das ausgezeichnete Spiel des Hrn. Scholz, der durch ſeine drolligen Manieren höchſt erheiternd auf das Publikum wirkte. Wenn ich noch Mad. Rohrbeck, Hrn. Gämmerler und Hrn. Lang erwähne, ſo habe ich über die Aufführung genug geſagt. Der Beſuch war ſehr zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.

Ehervorgeſtern: Der Graf von Burgund. Schauſpiel in 4 Aufzügen, von Auguſt v. Kotzebue.

Der Umſtand, daß in neuerer Zeit das Perſonale dieſer Bühne um ein paar jugendliche Darſteller vermehrt wurde, deren Talent die Direction dem Publikum zeitweiſe vorführen will, iſt Urſache, warum dieſe alte Kotzebue'ſche Komödie aus dem Staub der Theaterbibliothek hervorgeſucht wurde, und es iſt nur zu bedauern, daß die Wahl auf kein beſſeres Stück fiel, denn eben ſo wenig als die Anpflanzung echter Burgunder Reben bei uns allgemein eingeführt werden kann, weil alle dießfälligen Bemühungen von keinem günſtigen Erfolge gekrönt ſind: gerade eben ſo

wenig war auch dieser Graf von Burgund, je ein Lieblingsstück des Publikums und selbst die größten Bemühungen der Darsteller, diesem Producte Leben einzuhauchen, müssen an dem gänzlichen Mangel aller dramatischen Handlung dieses Schauspieles scheitern. Lyrische Momente findet man wohl zuweilen in diesem ganz thatenlosen Grafen von Burgund, aber Leben, Mark, Geist und Energie sucht man überall vergebens.

Die Darstellung war von sichtbarem Fleiße belebt, und namentlich legte Hr. Kierschner, der erst vor wenigen Wochen die heißen Bretter zum ersten Male betreten hatte, eine schöne Probe seiner Befähigung und seines Talentes ab. Wir müssen hier wiederholen was wir schon bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne bemerkten; dieser junge Mann hat schöne Anlagen zum Schauspieler; ein gutes, biegsames Organ, richtige Deklamation und in lyrischen Momenten ein tiefes, dem jugendlichen Alter, in dem er noch steht, eigenthümliches Gefühl. Wenn er auf Erfassen und Durchführen einer größeren Rolle seine volle Aufmerksamkeit verwendet, und vor allem seine Haltung und Mimik beherrscht, wie auch den raschen Fluß der Rede hemmt, so dürfte diesem jungen Manne eine schöne Zukunft in Thaliens Tempel prognosticirt werden. Der Beifall, mit dem seine Leistung als Heinrich aufgenommen wurde, möge Hrn. Kierschner ja nicht irre leiten, sondern nur zu desto eifrigerem Streben ermuntern, um diesen Sturm von Applaus und dieses oftmalige Hervorrufen in vollem Maße zu verdienen. Auch Dlle. Höfer wurde oft applaudirt; möge sie sich vor Affectation und zu grellem Auftragen bewahren, denn dieß stört zuweilen jede Illusion. Angenehm und wohlthuend war es, endlich einmal die Rollen des Heinrich und der Elsbeth, die noch ganz jugendlich seyn sollen, von wirklich jungen Leuten darstellen gesehen zu haben, was man sonst eben nicht gar häufig trifft. — Alle übrigen Mitwirkenden trugen ihr Möglichstes zur Rundung des Ganzen bei, namentlich waren Mad. Klein, so wie die HH. Wimmer, Hölzl und Rolte lobenswerth.

Vorgestern: des Herzogs Befehl, Lustspiel in 4 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer, Verfasser des Stückes: der Pariser Straßenjunge. — Hr. Grobeker vom Königsstädter-Theater in Berlin den Baron von Wendel als Gast.

Dieses aus bekannten Anekdoten aus dem Leben eines großen Herrschers zusammengesetzte Lustspiel nimmt schon seit einer ziemlich langen Reihe von Jahren einen würdigen Platz im Repertoire der deutschen Bühne ein, ist auch nebstbei ein Originalproduct des in der Literatur nicht unbekannten Dr. Carl Töpfer, der es gewiß nicht verdiente, daß man, sei es aus was immer für einer Ursache geschehen, die weise Erläuterung dem Titel beigefügt hat: Verfasser des Pariser Straßenjungen, was überdieß eine Unwahrheit ist, indem bekanntlich dieses Stück ursprünglich ein französisches war, und von Töpfer nur übersetzt wurde. So etwas mahnt an die Provinz und bliebe lieber weg!

Die heutige Darstellung dieses durch eine Übersetzung anempfohlenen Originallustspieles: des Herzogs Befehl, war nicht vom Hauche der Poesie belebt und ließ hie und da manche Lücken, manchen Mangel an wirksamen Zusammenspiel, oder Außerachtlassung feiner Nüancirungen bemerken, welche Gebrechen um so greller hervortreten, da das Publikum im Laufe der Zeit dieses Lustspiel von den herrlichsten Kräften darstellen gesehen hat. Selbst Hr. Grobeker, der sonst in Erfassung von chargirten Charakterrollen äußerst glücklich ist, und namentlich im Vater der Debütantin die Stimme einer unbefangenen Kritik für sich gewann, konnte das Outriren nicht lassen und trat daher bald zu schroff, bald wider zu weichlich hervor. Namentlich that er am Schlusse des zweiten Actes des Guten zu viel, wurde aber dennoch mehre Male stürmisch beklascht und gerufen. — Dlle. Höfer war diesmal durchaus nicht ihrer Rolle gewachsen, auch Hr. Berstl konnte sich nicht ganz in die Maske und Haltung des alten Herzogs finden. Lobenswerth zu erwähnen sind Mad. Klein und Hr. Rolte. Das Haus war gut besetzt, und mehre Glieder unseres allerhöchsten Kaiserhauses beehrten diese Vorstellung mit Ihrer hohen Gegenwart.

Feierliche Prämienvertheilung

an die Schüler des Wiener Musik-Conservatoriums, vorgestern den 30. v. M.

Diese Feierlichkeit begann, wie gewöhnlich, mit einer musikalischen Production, in welcher ausschließend Eleven des Vereines mitwirkten. Diese Production lieferte den erfreulichen Beweis von dem segensreichen Wirken der Gesellschaft der Musikfreunde in diesem speciellen Zweige seiner ausgebreiteten Wirksamkeit, nämlich in der Bildung der Kunstsänger in den verschiedenen Fächern der Musik, namentlich des Instrumentals. Die Variationen für Oboe, vorgetragen von Carl Pöck, sowie jene für die Violine, gespielt von Jg. Bauer, besonders aber die präcis und energisch vorgetragene Ouverture Beethovens zu „Egmont" bestätigten diesen Ausspruch. Nicht minder erheblich war der Vortrag der Arie aus „Titus" mit oblig. Clarinette durch Francisca Wurm und Joseph Philipp.

Gerne hätten wir unter den Schülern und resp. Producenten eine größere Anzahl von Sängern, namentlich Tenoren wahrgenommen, deren junge Saat auf dem heimatlichen Boden immer lichter wird. Da es aber keinem Zweifel unterliegt, daß der günstige Erfolg in diesem Zweige des Musikunterrichtes lediglich von der freiwilligen Production der Natur und dem zufälligen Vorhandensein bildungsfähiger Stimmen abhängt, so genügt es wohl, hier den Wunsch auszusprechen, daß der Verein in der Folge diesem Zweige seine Thätigkeit die größte Aufmerksamkeit widme und die Gelegenheit aufsuchen möge, die schönen Hoffnungen, die auf ihm beruhn, zu realisiren.

Der aufgeführte Vocal-Chor von Professor Weiß läßt uns nicht zweifeln, daß die ersten Grundsätze der Gesangskunst fleißig und umfassend gelehrt werden.

Noch ging der eigentlichen Prämienvertheilung eine Declamation voraus. Da der sprechenden Vereinsschülerin offenbar mehr Muth zu wünschen war, so sind wir nicht in der Lage, den Inhalt der Dichtung ganz zu würdigen, welcher Umstand nebstbei auf die Nothwendigkeit eines Unterrichtes in der Declamation namentlich für Gesangsschüler hindeuten dürfte.

Die zahlreich vertheilten Prämien beweisen am besten, daß es der Verein auch an Aufmunterung seiner Schüler nicht fehlen läßt.

Die ganze Feierlichkeit eignete sich im vollen Sinne, den herzlichen Wunsch in jeder Brust anzuregen, daß die schönen Kräfte dieses Musikvereines mit ihren schönen Zwecken sich stets des glücklichsten Erfolges erfreuen und der Hoffnung der Kunstfreunde die Bürgschaft einer thatenreichen Zukunft und segensreichen Kunstepoche im Vaterlande gewähren möge. Der Eifer und die uneigennützigste Thätigkeit so vieler Freunde der Jugend, das Bestreben in ihrem Fache so ausgezeichneter Lehrer, wie der Verein in diesem Augenblicke zählt; die Kunstliebe eines Präses, wie Se. Erlaucht, Landgraf von Fürstenberg, die sich so vielfältig erprobt; die rühmwerthe, auf theoretische Bildung sich fest fußende Fähigkeit eines Präses-Stellvertreters, wie Hr. Hofrath Kiesewetter; sowie endlich die erwiesene Vorliebe und Beharrlichkeit der Comité-Vorsteher dieses Conservatoriums, Hrn. Klemm und Paul machen diese Hoffnung zur freudigsten Zuversicht, mit der wir für die fernste Zukunft einem regen Aufblühen junger Talente entgegensehen können, wie die Kunst zur Erreichung ihrer hohen Zwecke im Verhältniß zum fortschreitenden Zeitgeschmacke ihrer bedarf.

Künstlerischer Wegweiser.

(Das Diorama des Carl Gropius in Berlin.) In diesem Diorama, sagt der Berliner „Gesellschafter," sahen wir neben dem schon bekannten wunderschönen Bilde: Das Wetterhorn in der Schweiz, ein neues aufgestellt: Ansicht der mittleren Kirche im Kloster St. Francesco von Assisi. Schon früher war uns die äußere Ansicht dieser Kirche geboten, jetzt treten wir in den innern Raum, wo wir durch 4 große Rundbogen, welche mit entschiedener Plastik vorspringen, den Chor und Altar bemerken.

Die helle Abendsonne fällt durch die offene Thür und die Fenster von buntem Glase darüber in den vordersten Theil des Gewölbes, wo neben

einem Grabmal ein Mönch auf einer Bank ſitzt. Der Hintergrund bleibt im ſchattigen Halbdunkel.

Die Sonne ſinkt, und allgemach wird die Kapelle von der Dämmerung, endlich von der Nacht erfüllt. Die Glocken läuten zur Meſſe, die Kerzen am Altar, der nun mit Betenden umgeben iſt, entzünden ſich, beleuchten hell den Prieſter, welcher am Altar die Meſſe hält, und werfen einen fahlen Schein bis in die vorderen Gewölbe, deren Bänke jetzt ebenfalls beſetzt ſind. Die Orgel und das Meßglöckchen ertönen und wir glauben bei der bis zur täuſchenden Wahrheit gediehenen Kunſt den katholiſchen Gottesdienſt wirklich vor uns zu haben. Malerei und Beleuchtung dieſes Dioramas ſind ein neues Meiſterwerk des trefflichen Künſtlers.

(Daguerreotype im Finſtern.) Ein Herr Moſer in Königsberg ſoll Verſuche gemacht haben, Lichtbilder in der Finſterniß hervorzubringen. Auf eine mit vielen graviten Figuren verſehene Achatplatte wurden von ihm ſchmale Glimmerſtreifen gelegt, und auf dieſe die Silberplatte, ſo, daß die Entfernung zwiſchen den beiden Oberflächen $^1/_5$ Linie betrug. Als er nach einigen Stunden die Silberplatte in die Queckſilberdämpfe brachte, zeigte ſich ein deutliches Bild aller auf der Achatplatte befindlichen Figuren. Dieſer Verſuch geſchah in der tiefſten Finſterniß.

Frauenblätter.

(Morgentoilette einer antilen Römerin.) Nachdem die Dame vom Stande des alten Roms ihr Schlafgemach verlaſſen, richtete ſie den erſten Schritt nach dem Badezimmer, und nachdem ſie ihren Körper mit Bimsſtein hatte reiben laſſen, überließ ſie ſich den Kosmetinen, Sklavinnen, welche Recepte von verſchiedenen Ingredienzien beſaßen, und deren Bemühungen die Erhaltung der Hautfriſche und der geſunden Farbe zum Zweck hatten. Man hielt ſehr viel auf das Geſchäft dieſer Sklavinnen, da die Kosmetik als ein Theil der Geſundheitspflege angeſehen wurde. Nach dem Bade ließ ſich die Dame wieder das Geſicht mit Pflaſtern belegen, das öfters ſo lange darauf liegen blieb, als ſie zu Hauſe verweilte. Einige ließen ſich auch das Geſicht vor dem Schlafengehen bepflaſtern, wodurch daſſelbe bis zum Anfang der Toilette vor dem Einfluß der Luft geſichert war. Alsdann wurde es mit einem in Eſelsmilch getauchten Schwamm gewaſchen, und eine Sklavin bemühte ſich, der Haut die beſtmöglichſte Friſche zu geben. Dies geſchah vermittelſt der Aſche gebrannter Schnecken mit Honig vermiſcht, oder gebrannter pulveriſirter großer Ameiſen, mit ein wenig Salz vermiſcht, oder auch vermittelſt Honig, worin man die Bienen getödtet hatte, oder durch Hühnchenfett, mit wohlgeſtoßener Zwiebel vermiſcht. Um Runzeln zu vertreiben, bediente man ſich des Schwanenfettes. Geriebenes Widderfett, mit Honig aus Corſika vermiſcht, wurde gegen die Sommerſproſſen gebraucht. Jenen Miſchungen wurde noch bisweilen ein wenig Rauchharz beigefügt, welches, wie man damals behauptete, gut war jede Geſchwulſt zu vertreiben. Wenn ſich ein Härchen im Geſichte zeigte, wurde es gleich mit einer kleinen Zange ausgeriſſen.

Es waren auch Sklavinnen beſtimmt, die Zähne zu putzen. Wenn das Waſſer nicht hinreichend wirkſam war, ſo nahm man ſeine Zuflucht zu aufgelöſtem Bimſtein, mit Marmorſtaub vermiſcht. Kleine Zahnbürſten waren auch damals im Gebrauch, ſo wie auch falſche Zähne, die man in Gold einfaßte. Die Zahnſtocher waren den unſeren ähnlich, entweder von Federn, Holz oder Silber; die Stacheln der Stachelſchweine wurden jedoch als dem Zahnfleiſche weniger ſchädlich vorgezogen. Um die geſpaltene Haut der Lippen zu heilen, brauchte man das Abgeſchabene der innern Seite einer Schafshaut, mit Galläpfel und Kienruß vermiſcht, um aber einem von den Zähnen herrührenden übeln Geſchmack im Munde vorzubeugen, mußten die Zähne mit der Aſche einer verbrannten Maus, mit Honig und Fenchelwurzel vermiſcht, gerieben werden.

Nachdem die Zähne geputzt waren, trat eine dritte Klaſſe von Sklavinnen auf, um die Kinnbacken der Gebieterin zu ſchminken, die Augenbrauen zu ſchwärzen und den Haaren diejenige Färbung zu geben, welche dem Wunſche der Dame und ihrem Alter am angemeſſenſten war. In den vornehmen Familien mußten dieſe Sklavinnen, des bon ton wegen, Griechinnen ſein, und wenn ſie es nicht waren, doch mit griechiſchen Namen genannt werden. Eine römiſche Dame, zur Zeit der Kaiſer, glaubte nicht anſtändig gekleidet zu ſein, wenn ſie es nicht nach griechiſcher Mode war und wenn ihre Eſſenzen, Pomaden und Salben nicht aus Griechenland gekommen waren. Eine jener letzten Sklavinnen beſtrich dann die Lippen ihrer Gebieterin mit einer rothen Salbe, um denſelben die reizende Farbe zu geben, während eine andere ihr den Spiegel vorhielt. Es wäre überflüſſig, zu bemerken, mit welcher Aufmerkſamkeit die römiſchen Damen, welche der Galanterie ergeben waren, in dieſen Metallſpiegeln ihre Stellungen, ihr Lächeln und ihre Blicke ſtudierten; und es iſt in dieſer Hinſicht nicht zu zweifeln, daß die Antiken nicht den Modernen nachſtanden.

Man ſieht aus dieſer flüchtigen Toilette-Schilderung, daß im claſſiſchen Alterthum die Göttin Mode nicht allein eben ſo viele Anbeterinnen und Altäre gezählt hat, als jetzt, ſondern daß ihr auch ungefähr mit demſelben Weihrauch und derſelben Andacht — Morgenopfer dargebracht wurden, womit auch heutzutage an den Putztiſchen der Löwinnen der allgewaltigen Göttin gehuldigt wird.

Jägerzeitung.

(Rennthier- und Bärenjagden in Schweden.) Die Jagd der wilden Rennthiere und Bären gehört zu den Lieblingsbeſchäftigungen der Bewohner des hohen Nordens. Um wilde Rennthiere zu jagen, bedarf es großer Geduld und Vorſicht, da die Thiere ſehr ſcheu ſind, und einen außerordentlich ſcharfen Geruch haben. Es iſt alſo Haupterforderniß, ihnen den Wind abzugewinnen. Oft liegt ein Lappländer ſtundenlang unbeweglich und lauert, bis ihm ein Thier ſchußrecht kommt. In der Brunſtzeit pflegt man wohl auch ein zahmes Weibchen an einen Baum zu binden und ſich hinter demſelben zu verbergen, um den wilden Rennthieren, ſobald er ſich nähert, zu erſchießen. Im Winter, wenn der Schnee tief und weich iſt, erjagen die Lappen die wilden Rennthiere durch Hilfe ihrer Schneeſchlittſchuhe, mit welchen ſie unglaublich ſchnell über den Schnee hinwegeilen.

Zur Bärenjagd zieht man immer mit vielen Ceremonien aus. Der Lappe, welcher beim erſten Schnee die Spur eines Bären entdeckt, hat von Rechtswegen auch die größten Anſprüche auf den Fang. Da der Bär den ganzen Winter in ſeiner Höhle bleibt, ſo kann immer die Jagd bis zu einer Zeit aufgeſchoben werden, die ſich am beſten zum Angriff eignet, dies iſt gewöhnlich im März oder April, indem man in dieſer Zeit ſich der Schneeſchuhe mit dem größten Vortheil bedienen kann. Der abergläubiſche Lappe hält nicht jeden Tag für gut, um etwas zu unternehmen, und es wird daher ein glücklicher Tag gewählt, um in Geſellſchaft nach der Bärenhöhle zu ziehen, wo man den Bär mit Flintenſchüſſen angreift. Tödtet man ihn nicht auf dieſe Art und ſtellt er ſich noch zur Wehre, ſo nähert ſich ihm der Bärenjäger mit einer Hellebarde, die er aber ſo lange verborgen hält, bis er ihm nahe genug iſt; dann ſtößt er mit der Hellebarde nach einer Stelle an der Bruſt, wo ein weiches Fleckchen ſich befindet, das gerade dem Herzen gegenüber iſt, nur muß er den Stoß ſehr geſchickt führen, weil der Bär eben ſo geſchickt iſt, ihn mit ſeinen Tatzen auszuparieren. Iſt der Bär getroffen, ſo wird er noch wüthender; er ſtellt ſich auf die Hinterbeine, faßt mit den Vordertatzen die Hellebarde, um ſie dem Jäger aus der Hand zu reißen, und ſtößt ſie ſich dadurch ſelbſt tiefer in das Herz, bis er todt niederfällt. Iſt der Jäger in Gefahr ſo eilen ihm ſeine Gefährten zu Hilfe und ſelten entwicht ein Bär, wenn auch nur zwei gute Jäger angreifen. Indeſſen werden dieſe auch oft übel zugerichtet, ehe ſie einen ſo furchtbaren Feind überwältigen.

Iſt der Bär todt, ſo ſchleppt man ihn fort, wobei man ihn mit Ruthen ſchlägt und nachſtehenden Trauergeſang anſtimmt:

„Sei uns willkommen, Bär; wir danken dir, daß du uns doch nichts Böſes thateſt, und unſre Waffen nicht zerbracheſt.“

Nun wird das Thier auf einen Schlitten gepackt und im Triumph geht der Zug nach dem Zelte des Anführers, wo der Bär mit vielen Ceremonien verzehrt wird. Derjenige, welcher den Bär getödtet hat, trägt zum Ehrenzeichen ein Stückchen Meſſing oder einen anderen kleinen Zierath am Halſe.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artiſtiſchen und Muſikbeilagen, koſtet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'ſchen Verlagshandlung, Dorotheergaſſe Nr. 1108, woſelbſt die Blätter, jedoch nur gegen Vorweiſung der mit der Firma dieſer Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugeſtellt, wenn ſie den Pränumerationsbetrag unter der Adreſſe obiger Verlagshandlung frankirt einſenden, oder denſelben bei dem ihnen nächſtgelegenen Poſtamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oeſterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 93.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 3. August 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Bald nach diesem Gespräche ging Doctor Wurmer nach Hause. Der Ball dauerte noch fort, aber Herr Haarbogner erschien nicht mehr auf dem Orchester. Er schlich von einer Ecke zur andern, denn er war seit dieser Unterredung noch mehr verstimmt als seine Geige. Des andern Tags empfing er den Doctor in seinem Hause und nach einigen Worten wies er ihn in das Zimmer seines Sohnes. Dieser lag auf einem alten Ruhebette und schien mit offenen Augen zu schlafen, denn er bemerkte den Eintretenden nicht, bis dieser so freundlich als er konnte ihn ansprach: „Ich störe Sie doch nicht, junger Herr?“

„Der Herr Gerichtsadvokat!“ rief nun Jacob und sprang erschreckt auf. „Mein Gott! bin ich denn in einen Criminalprozeß verflochten?“

„O nein, lieber Freund! Ich komme zu Ihnen im Namen des Magistrats, der sich sehr für Sie interessirt.“

„Der Magistrat? Der Magistrat von Rehberg interessirt sich für mich? — Herr Doctor! das wird schlechte Interessen geben, oder Sie haben sich in der Person geirrt.“

„Ich irre mich nicht, junger Freund! Und um gleich zur Sache zu kommen — der Magistrat meint: Sie haben viel Talent und werden es wohl nicht rosten lassen. So bietet er Ihnen denn seinen Einfluß an, wenn Sie sich etwa um irgend ein Amt bewerben, oder etwas Nützliches lernen möchten, damit Sie dereinst getrost in die Zukunft blicken könnten.“

„Ja so! Der Magistrat fürchtet, ich könnte ihm dereinst zur Last fallen. Er soll sich nicht fürchten. Die Grenzen Rehbergs sind mir viel zu eng; ich habe einen andern Maßstab für die Welt.“

„Sie sind zu jung, mein Freund! Der Maßstab, den Sie jetzt für das Leben haben, wird sich in fünfzehn Jahren unendlich verkleinern.“

„Halten Sie mich nicht für so jung, als meine Jahre sind. Ich habe meinen Geist in eine ungeheure Lehre geschickt. Herr Doctor! Könnten Sie in mein Inneres schauen, Sie würden da eine Welt erblicken, vor der Sie staunen, vielleicht auch erschrecken würden.“

„Und ist auch das Glück Ihres Lebens darin?“

„Was Sie und ganz Rehberg darunter verstehen — nicht. Die Welt, ich fühle es, wird nie von mir sagen, daß ich glücklich bin.“

„So streben Sie wenigstens, es zu werden, dann können Ihnen Ihre Mitbürger doch Achtung und Mitleid nicht versagen.“

„Mitleid, Herr Doctor! kann ich von Keinem ertragen, und was die Achtung angeht, so meine ich, daß man sie weniger dem Tieger, als dem Maulthier versagen kann. — Aber glauben Sie mir, Herr Doctor! das größte Unglück in der Welt ist, die Achtung zu verlieren.“

„Das wird bei Ihnen nie der Fall sein, mein Freund!“

„Und wenn es nun schon wäre? — Doch was Sie vorhin sagten — was wär' denn das für ein Amt, um welches ich mich bewerben könnte?“

„Nun, wollten Sie sich nicht in einer Kanzlei verwenden lassen?“

„Und was wäre da meine Beschäftigung?“

„Die angenehmste von der Welt: Abschreiben.“

„Und weil ich, wie der Magistrat meint, Talent besitze, soll ich abschreiben? Mit Erlaubniß, das scheint mir ein Widerspruch.“

„Mein Lieber, klein fängt an, wer groß enden will.“

„Abschreiben, Herr Doctor?! — Ich kann mir den Mann nicht denken, der Gehirn im Kopfe hat, und sein Leben daransetzt, das gut niederzuschreiben, was Andere schlecht gedacht haben. Und die Amtsstunden — Herr Doctor! ich bin einmal nicht im Stande, die Minuten zu zählen.“

„Sie reden aus einem Romane, junger Freund!“

„Sie mögen Recht haben, aber dieser Roman heißt Leben! Herr Doctor! In den Jahren, wo Andere am Rock der Mutter an einem Lebkuchen oder Pensum nagen, hab' ich, arm wie ein Apostel, Italien durchreist: — Aber was wissen Sie, was das heißt! Der geisteslahme Philister, mit seinen Geldsäcken und seiner Rechtlichkeit prahlend, nennt es Landstreicherei, weil er die Größe des Gedankens nicht fassen kann. — Herr Doctor! Wenn Sie jemals die Welt mit andern Augen ansahen, als das Thier, welches nur nach Futter sucht, so können Sie mich nicht verachten, wie, ich weiß, ganz Rehberg es thut.“

„Meine Hand darauf, ich thu' es nicht!“

„Und wenn ich nie etwas sein werde? Wenn ich von einer Verirrung in die andere falle, auch dann? — Sie schweigen? — — Herr Rechtsgelehrter! Es gibt Menschen, für die die breitgetret'ne, allgemeine Straße nicht gebahnt ist. Weithin über alle Schranken, durch Blumenbeet und Saatfeld geht ihr fürchterlicher Lauf, verheerend, aber mit der Majestät des erzürnten Elements!“

„Der größte Mann iſt, wer ſich ſelbſt beherrſchen kann. Wer unter Menſchen leben will, muß auch ihre Geſetze ehren.“

„Die Natur gibt ſtärkere Geſetze. Ich ſah den Veſuv rauchen. Hätte ſein Blut einſt dem Willen der Menſchen gehorcht, Pompeji ſtünde noch!“

„Genug von dieſer Philoſophie. Sagen Sie mir kurz: Was ſoll ich dem Magiſtrat für einen Beſcheid bringen?“

„Sagen Sie ihm, wer glücklich ſein will, gehe nicht mit mir. Mein Weg geht links, immer links.“

„Sprechen Sie deutlicher. Wollen Sie keine Anſtellung ſuchen?“

„Ich tauge zu keiner.“

„Ich muß Ihnen ſagen, daß Ihr Vater ſehr darauf rechnet.“

„Mein Vater? Wie ſo?“

„Er iſt ſchon alt und bald wird er für's Orcheſter, für den Chor untauglich ſein. Er hat dann nichts, wovon er leben könnte. Was bleibt ihm alſo übrig, als betteln, wenn ſein eigener Sohn —“

„Ach Gott! auf das hab' ich nicht gedacht! Das, ja das ändert die Sache. Herr Doctor! ich will Abſchreiber werden!“

So war der Gang des Geſpräches und Letztes das Ergebniß desſelben. Was der Advokat, vielleicht mit der größten Beredſamkeit, dem Menſchen nie würde abgewonnen haben, hat ein Wort auf den Sohn bewirkt. Doctor Kluger, Vater Haarbogner, und mit ihnen ganz Rehberg waren von nun an der Meinung, der junge Haarbogner ſei zwar etwas ſtörrig und ungewöhnlich excentriſch, aber er habe ein weiches Herz, und Kindesliebe wäre das unzerreißbare Band, womit man ihn nach Willkür gängeln könne. Allein hätten die guten Leute den Willen oder den Verſtand gehabt, aus den verſchiedenen Einzelnheiten ſeinen Charakter zuſammenzuſtellen, ſie würden einen ganz andern Zug entdeckt haben. Ehrſucht war es, was ihn zu obigem Entſchluß gebracht. Der Abſchreiber hatte ihn zwar beleidigt, aber unmöglich konnte er ſich ſeinen Vater als Bettler denken. Ehrſucht gab ſich bei allen ſeinen Handlungen, freilich oft in krankhaften Erſcheinungen kund, die nicht ſelten in kleinliche Empfindſamkeit ausartete. So konnte er keinem Manne zur Linken gehen, ohne der Meinung zu ſein, er werde zurückgeſetzt und die Vorübergehenden machen ihre Gloſſen darüber. Indeſſen Jeder hat ſeine ſterbliche Stelle und bei Jakob Haarbogner war dieſe leicht zu entſchuldigen. Sein mehr als dreijähriger abenteuerlicher Ritterzug in einem fremdſprechenden Lande, der den Knaben großartig und raſch zum Jüngling heranbildete, hätte Bewunderung verdient, allein ſtatt deren fand er Verachtung oder höchſtens Gleichgiltigkeit. Freilich hat ſein ſchimpflicher Einzug in ſeine Vaterſtadt das Meiſte verbrochen. Es iſt überhaupt ein Beweis für die geiſtige Unmündigkeit der „ſoliden“ Welt, daß ſie den Zufall der äußeren Erſcheinung für das Weſen nimmt, weil ſie den Werth der Perſönlichkeit wegen ſeiner gehaltvollen Tiefe nicht zu taxiren vermag. Dieſes war vorzüglich für Jakob ſchlimm, denn er beſaß nichts, das Geſchehene bei ſeinen Mitbürgern in Vergeſſenheit zu bringen. Das fühlte er wohl, und da er es einmal nicht ertragen konnte, ſcheel angeſehen zu werden, ſo bat er Herrn Doctor Kluger um ſein Protectorat. „Da ich nun ein Amt bekleiden muß,“ ſagte er, „werde ich mit den Leuten mehr oder weniger in Berührung kommen müſſen. Sie ſtehen in großem Anſehen, Herr Doctor! Wollten Sie die Güte haben, mich in die Geſellſchaft einzuführen?“

„Ich werde mir ein Verdienſt daraus machen, lieber Freund!“

„Wenn Sie ſich meiner Geſellſchaft nicht ſchämen, werden es die Geringern auch nicht, denk' ich.“

Dies geſchah und Jakob ward Beamter.

(Fortſetzung folgt.)

Die Witzigen und die Gewitzigten.

(Schluß.)

Der Witzige hat daher meiſtens eine ernſte Miene, nicht weil er ſich den ernſten Zweck des Humors geſetzt, ſondern weil er ſich durch Erlegen von Hoch- und Schwarzwild auf der freien Jagd der unausgeſprochenen Gedanken für das ſonſtige Jagdverbot entſchädigt, oder — weil er tiefer empfindet, und das Gefühl nur an ſeinen Tiſch laden darf, wann er nicht öffentliche Tafel hält. Denn man will, daß wir nicht mit Leiden Mitgefühl, ſondern lieber mit leidigem Witz Mitleiden erregen, und hat man aber einmal von Einem weg, daß er ſeinen ordentlichen Witzfunken zu ſchlagen verſteht; ſo hält ihm Jeder ſeinen, mit Langeweile geſtopften Kopf hin, und begehrt Feuer d'rauf; er darf dann nie anders, als witzig ſein, ſonſt ſagt man es fehle ihm Etwas, oder er habe Etwas, z. B. Herzklopfen — oder Gläubigerklopfen ꝛc. — Es wird ein Saug- und Druckwerk an die Hippokrene des Witzes geſetzt und ſie muß in hundert Vorſtadtbrunnen ſprudeln!

Der Gewitzigte hingegen hat ſeine ſchlimme Zeit überſtanden; er zieht lächelnd durch die Welt, und ſie weiß, daß er ſchon früher ſeinen Sperrſitz bezahlt, und ſich das Recht erkauft hat, ungeſtört zuzuſehen; die, mit großer Vorſicht gemeſſene, 28zöllige Barometerröhre ſeines Urtheils hat die ganz richtig eingetheilte Scala, aber kein Queckſilber, worauf die Luft drückt, und er fällt nicht, weil er nie ſteigt. Er hängt, wie zuweilen Chirurgen, den wurzelentblößten Zahn ſeiner Verluſte vor ſeine Officin, und jeder Menſch weiß, daß er jetzt d'rinnen Zähne auszieht, und mit ſeinem künſtlichen Gebiſſe ſtärker beißt, als je.

Aber der Witzige hat wirklich zuweilen vor dem Gewitzigten voraus, daß er weniger Langeweile fühlt und macht; ſeine Phantaſie drückt liebend die Zeit an die Bruſt, während der Gewitzigte nach ihrem Stammbaume fragt, auf die Gegenwart erſt das Amalgama der Vergangenheit legt, und mit ſeinem haarſcharfen Diopter-Lineal die nächſten Gegenſtände viſirt.

Der Witzige hat es zu oft erfahren, daß er in Geſellſchaft häufig zu Selbſtgeſprächen verdammt iſt, und fühlt gar keinen Unterſchied, wenn er ſich z. B. ſeinen Fenſterpolſter vor ſich hinſtellt und ſagt:

„Schöne Dame! glauben Sie nicht, daß mir Ihr ſtummes Hinbrüten entgangen iſt, und daß ich es nicht bemerkt habe, wie Ihr weiches Gemüth von dem harten Hineinlümmeln der Männer tiefe Spuren trägt; ich weiß, daß Ihre blaſſe Farbe die Sehnſucht nach einem neuen Überzuge bedeutet und die Leere Ihres Herzens die Ausfüllung durch ein gleichgeſtimmtes begehrt. Ich ſehe, daß durch den Schmerz einer ſtattgehabten Trennung Ihr Inneres nach außen und nach Mittheilung drängt,

und daß es nur die gestörte Elasticität Ihres Geistes ist, welche Sie traurig eingesunken zeigt. Trösten Sie sich, schönes Fräulein! die Zeit, welche ihre bunten Tapeten verhüllend breitet über manche kahle Stelle, wird die verworr'nen Fäden lösen, und an der Sonne der Hoffnung Ihr Gemüth sich erheben zur vorigen Stärke. Sie haben an mir Ihren Mann gefunden, der begreift, daß Sie blos deshalb am Fenster liegen, um auf die Köpfe der Männer, Ihre Haupt- Stech- und Tummelplätze (denn das Herz ist nur die Rüstkammer) als kundiger Kreiswärtel auf fremdes Lanzenbrechen hinabzusehen, und daß wohl mancher Kämpe vorüberstreift, den Sie schon früher mit einer nordischen Helmzierde versahen!" u. s. w.

Niemand hat wohl mehr Gewitzigte gemacht, als die Frauen, aber keinen einzigen Witzigen, ausgenommen jene, welche sie geboren haben. — Sie setzen z. B. in der Ehe statt des zweifüßigen Jambus: »geliebt" gegen ihren Gemal, in Kurzem mit mehr Kraft und richtiger Prosodie den dreifüßigen Anapäst oder Aufspringer: »unerträglich," und da der Gatte, als ein sanfter Trochäus, diese Gegenbewegung nicht erträgt, so springt er auf, und bewegt sich, als ein Gewitzigter, fort!

Der Witzige fühlt immer ernste, überschwängliche Liebe, verbirgt sie aber, wie der Teufel den Pferdefuß; der Gewitzigte hohlt hingegen seine Kastanien aus dem gemalten Feuer, bläs't aber weiblich in die Hände und klagt über Verbrennen! — Der Witz malt die lieblichsten, lachendsten Bilder; wird aber der Witzige verliebt, so macht er, wie Andere, nur einzelne Pinselstriche.

Die Liebe legt ihre Geschosse, wie der Witz, seltener nach einem ganzen Lebens-Opus, als nach einzelnen Zeitbuchstaben aus, und braucht in ihrer Flugschrift, wie mancher Humorist, eine Menge durchschossener Lettern als Lärm-Böller für verschossene Gedanken!

Der Geist des Witzigen ist ein Kupferstich vor der Schrift, er ist reiner und schärfer; das Dargestellte muß aber erkannt, nicht blos gelesen werden; — der Geist des Gewitzigten ist ein Correctur-Bogen nach der Verbesserung: er zeigt Abdrücke als Fehldrücke, aber die Correctur auch!

Wir erleben Beispiele, daß Mancher lange und viel schreibt, und langweilig wird; der Gewitzigte aber wird dies in seinen Schriften nie, weil er — natürlich heutzutage gar nicht schreibt, ein Gedanke, der, wie überhaupt das Gute, auch uns zu spät einfällt, und wer die vorstehenden Unterschiede mit der interessanten Furcht las, daß er auch noch die Ähnlichkeiten hinabzuwürgen hat, findet hier die angenehme Überraschung einer kurzen Abfertigung aufbehalten. Ähnlichkeit haben der Witzige und der Gewitzigte nur darin, daß Einer gerade so viel Unähnlichkeit mit dem Andern hat, als dieser mit ihm, welches Familienverhältniß den standhaften Leser in die belohnende Lage versetzt, zu schließen, nachdem der Schreiber nur seine Unterschiede von witzig und gewitzigt zu beweisen brauchte.

Fr. v. Fialovics.

Feuilleton.

Provinzial-Correspondenz.

(Schreiben aus St. Pölten vom 22. Juli 1842.) Verehrtester Herr Redacteur! Auch wir haben „die Schöpfung" aufgeführt. Ich sehe, Sie lachen im Stillen und denken an Krähwinkliaden. Doch diesmal thun Sie uns Unrecht. Wir hatten zwar keine 1000 Künstler, keinen Staudigl, keine Hasselt, noch weniger eine großartige kaiserliche Reitschule; indeß war unsere musikalische Armee 180 Mann stark, was immer viel bedeutet, da auch in St. Pölten die Künstler nicht aus der flachen Hand hervorwachsen. Ein vortrefflicher General, Hr. Lechner, commandirte mit Energie; vier ausgezeichnete Offiziere — darunter zwei allerliebste weibliche — standen an der Spitze und ein gut exercirtes Veteranencorps — die Capelle des löbl. Infanterieregimentes Schön von Treuenwerth — bildete das Centrum. Und so ging es denn klingend und singend, mit wehenden Fahnen, hinan zum Tempel der Kunst. Das Ziel war erreicht und Beifallssalven lohnten die Helden. Kein Todter blieb auf dem Schlachtfeld, nur einige verwundete Contrabässe wurden aus dem Getümmel weggetragen.

Doch Scherz bei Seite! Die Aufführung war wirklich gelungen, Chor und Orchester sehr brav, unter den Solisten Hr. Bennesch ganz vorzüglich. Das musikalische Talent scheint Erbtheil dieses Namens zu sein. Hr. Orchesterdirector Lechner empfing den lauten Beifallszuruf des Publikums, als er matt und schweißtriefend seinen Commandostab niederlegte. Er dirigirte auf einem äußerst gefährlichen Vorsprunge, von da, wie von einem Felsen, das bewegte Meer des Orchesters überschauend. Man verließ sehr befriedigt den Saal und die vielen herbeigeströmten Fremden bereuten den Zeitverlust nicht, als sie in später stürmischer Nacht die Heimreise antraten. Der Ertrag dieser zur Hälfte dem hiesigen Siechenhause bestimmten Production war 300 fl. C. M. — eine für die hiesigen Verhältnisse seltene Einnahme.

Und so hat denn der hiesige Musikverein, dessen Thätigkeit St. Pölten diesen Genuß verdankt, einen neuen Beweis gegeben, daß sein Fortschritt zwar geräuschlos, aber thatsächlich ist. Guter Gott! Man soll nur gerecht sein! Was will man denn für einen Thaler jährlichen Unterstützungsbeitrag alles haben? Es ist ohnedies dabei wie bei so manchen Unterstützungen: Zu wenig um zu existiren, zu viel um zu Grunde zu gehen.

Tagsergebnisse.

(Schreckbares Ende.) Zu Bremgarten in Aargau arbeitete ein junger Mann schon längere Zeit in einer Spinnfabrik. Voriges Monath als er eben wieder an seine Arbeit gehen will, verwickelt er sich in den Riemen eines Wendebaumes. Mit Blitzesschnelle von diesem in die Höhe gerissen, stieß er nur noch einen Schrei aus, worauf er auf eine gräßliche Art sein Leben endete.

Die Kraft, mit welcher der Unglückliche gegen die Decke geschleudert wurde, war so groß, daß dieselbe durch ihn zertrümmert, ein 7 Zoll starkes Holz und der obere Boden aufgehoben, ihm ein Bein vom Leibe gerissen und sein übriger Körper furchtbar verstümmelt wurde.

(Streit um Waffeln und dessen Folgen.) Ein junger Italiener spielte vor Kurzem in Marseille an dem Tischchen eines wandernden Lottospielers um Waffeln. In der Meinung gewonnen zu haben kam er mit dem Lottobesitzer in einen heftigen Wortwechsel, welcher damit endete, daß der zornschäumende Italiener ein spitzes Instrument ergriff und dasselbe nach seinem Gegner warf. Geschickt wich dieser dem Wurfe aus, und das Instrument fuhr an ihm vorüber, aber leider einem hinter ihm stehenden Zuseher in das Auge.

Nur mit großer Mühe vermochte der herbeigerufene Arzt dem Unglücklichen das Instrument wieder aus dem Auge ziehen, welches durch dasselbe gänzlich zerstört worden war, so tief war es in die Augenhöhle gedrungen. Hierauf brachte man den Verstümmelten, dem Vernehmen nach ein vermöglicher Weinhändler, in eine Krankenanstalt, wo ihm aus einer Röhre fortwährend kaltes Wasser auf das Auge fließt, um eine das Gehirn ergreifende Entzündung wo möglich noch zu verhüten.

(William Radcliffe), der Stifter des sogenannten „Powerloom manufacturing system“ (Webestuhlsystem durch Maschinen), der Erfinder des berühmten „Dressing Maschines,“ welche jenes System begründeten, ist zu Stockport in einem Alter von 81 Jahren in größter Armuth gestorben, und theilte auf diese Weise das gewöhnliche Schicksal der Erfinder.

Maximitäten.

(Die größte Kanone.) Bei der Einnahme von Agra in Hindostan durch die Engländer im Anfange dieses Jahrhunderts fiel ihnen unter anderer Beute auch eine ungeheure Kanone zu, die ihres Gleichen wohl in der Welt nicht hat und als ein Wunder der Stückgießerei zu betrachten ist.

Die Länge des Rohrs ist 14 Fuß, der Kaliber 33 Zoll. Die Kanone selbst wiegt 96,600 Pfund und die daraus zu gießende eiserne Kugel 1500 Pfund. Sie soll aus einer Mischung von allen edlen Metallen gegossen sein und das Gebot der Schroffs (oder Geldwechsler in Agra) an General Lake, ein Lac Rupien (oder 12,000 Pfund Sterling) für das Rohr geben zu wollen, wenn sie es einschmelzen dürften, scheint dafür zu sprechen.

Lord Lake nahm aber das Anerbieten nicht an, sondern wollte diese Trophäe nach Kalkutta und von da nach England schiffen lassen; es ging ihm aber damit wie Genserich, dem Könige der Vandalen, kriegerischen Andenkens, als er die Kunstwerke Roms zum Andenken nach Afrika schaffen lassen wollte. Hier wie da zürnten die Gottheiten der Gewässer; das zur Fortschaffung der merkwürdigen Kanone gebaute Floß sank, und, wie die Götter Roms im Grunde des Mittelmeers, so ruht jetzt die Kanone von Agra tief im nassen Bette des Jumna.

(Die höchste Brücke.) Zu den imposantesten Bauwerken, die sich in England vorfinden, gehört die Kettenbrücke über den Meeresarm Menai-Strait zur Verbindung der Insel Anglesey bei Bangor mit dem festen Lande von England. Der kürzeste Weg von London nach Dublin führt über diesen Meeresarm und Holyhead auf der Insel Anglesey; da nun die Verbindung mit dieser Insel bisher durch eine beschwerliche und oft gefahrvolle Überfahrt unterbrochen wurde, so war die Anlage einer Brücke über diesen Meeresarm schon seit vielen Jahren in Verhandlung. Die Brücke ist 100 Fuß hoch, weil Seeschiffe darunter passiren müssen, und besteht aus einem Hauptbogen, welcher zwischen den Tragpfeilern 580 Fuß lang ist.

(Der größte Zuckeraufwand.) Im Jahre 1582 feierte Sultan Muhamed III. in seinem mannbaren Alter das Fest seiner Beschneidung, welches nicht weniger als 52 Tage dauerte, und nahe an 20 Millionen Dukaten kostete. In dem bei dieser Gelegenheit gehaltenen Aufzuge wurde, außer einem ganzen von Zucker gebackenen und von 20 Mann getragenen Springbrunnen, nicht weniger als 9 Elephanten, 17 Löwen, 19 Leoparden, 22 Pferde, 21 Kamehle, 14 Giraffen, 9 Sirenen, 8 Affen, alle in Lebensgröße von Zucker gebacken, im Gefolge der Sultaninnen getragen; im Gefolge des Sultans aber 30 Ellen hohe, in 7 Stockwerke getheilte Palmen, ebenfalls von Zucker.

(Die größte Blume.) Im Jahre 1818 entdeckte Dr. Arnold auf der Insel Sumatra eine Blume, welcher er den Namen Rafflesia Arnoldi gab, und die man mit Recht „den stolzen Riesen des Gewächsreiches“ genannt hat. Nie hat man eine solche Blume gesehen. Der Umfang der völlig aufgeblühten beträgt 3 Fuß; ihr Honiggefäß kann 9 Nösel fassen; ihre Fruchtröhren sind so groß wie Kuhhörner und das Gewicht der Blüthe beträgt 15 englische Pfund.

(Der größte Vogel.) Herr Temple erzählt in seiner Reise nach Peru, er habe einen Condor geschossen, der von einer Flügelspitze zur andern, wenn man sie ausbreitete, 10 Fuß groß war; die längste Feder, die man herauszog, war 3 Fuß lang. Marko Polo beschreibt beide noch weit größer; er sagt: die Flügel messen, wenn sie ausgebreitet sind, von einer Spitze zur andern 40 Fuß; die Federn sind 20 Fuß lang und der Kiel hat 8 Zoll im Umfange.

(Der größte Candelaber.) Es wird wohl auf der ganzen Erde keinen größeren Candelaber geben, als jenen, den im Jahre 1811 der Herzog August von Sachsen-Gotha an jener Stelle in Thüringen errichten ließ, wo im achten Jahrhundert der heilige Bonifazius die erste christliche Kirche erbaute, deren mehr als tausendjährige Überbleibsel noch vorhanden sind. Dieser riesenhafte Candelaber ist 30 Fuß hoch und steht drei Stunden von der Stadt Gotha mitten im Walde auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe. Der Gedanke, in diesem kolossalen Leuchter ein sprechendes Sinnbild des Lichts aufzustellen, welches von diesem dunklen Waldflecke aus sich über ganz Deutschland verbreitete, ist eben so glücklich erfunden als erhaben.

(Der größte Cylinder einer Dampfmaschine.) Am ersten Juni d. J. hat man in der Gießerei zu Feyenvoord bei Rotterdam den Cylinder für eine Dampfmaschine gegossen, der von keinem in Europa, selbst in England, an Größe bis jetzt übertroffen wird. Er ist für eine Maschine von 500 Pferdekraft bestimmt, die in das französische Kriegsdampfschiff „Le Vauban“ kommen soll. Rs.

Wiener-Luft-Trains.

Sonntag den 31. v. M. wurden die regelmäßigen Fahrten mit dem Wiener Luft-Train von Fünfhaus nach Weidlingau eröffnet, und dieses eben so interessante, als solide Unternehmen, von welchem bereits in Nr. 89 dieser Blätter ausführlich die Rede war, fand beim Publikum den lebhaftesten Anklang. Dieser Wiener Luft-Train mit den neuerfundenen Marschall-Wägen fährt täglich um 3½ Uhr Nachmittags von Fünfhaus Nr. 169 nach Weidlingau und um 8 Uhr Abends von dort nach Fünfhaus zurück; an Sonn- und Feiertagen aber finden die Hinfahrten um 10 Uhr Vormittags, 3 und 5 Uhr Nachmittags und die Rückfahrten um 11, 4 und 8 Uhr statt. — Die Person zahlt 20 kr. C. M., was bei der Eleganz der Wägen und der Schnelligkeit und Sicherheit des Transportes gewiß ein höchst geringer Preis ist. Also auf, nach Weidlingau!

Omnibus.

(Amüsantes.) In England besteht der Gebrauch, daß man, so oft die Gesundheit einer Dame getrunken wird, die man anbetet, ein Stück von Werth, dessen man eben habhaft werden kann, entweder in das Feuer oder Wasser wirft, um dadurch seine Hochachtung vor der Dame, auf deren Wohl getrunken wurde, zu beweisen. Dabei ist derjenige, mit dessen Glase man anstößt, verpflichtet ein Gleiches zu thun. — Einst befand sich Sir Charles Sedley auf der Jagd und trug ein wunderschönes, mit Gold und Perlmutter eingelegtes Hifthorn über der Schulter. Als die Jagd beendet war, machte man Rast unter einem schattigen Baume; sogleich ergriff einer der Jagdfreunde des Sedley das Glas und trank die Gesundheit einer Dame, welche er anbetete; dabei warf er sein schmuckloses Hifthorn ins Wasser und Sedley war somit dem bestehenden Gebrauche gemäß genöthigt, auch sein elegantes, reiches Horn den Wellen zu übergeben. Lange hatte er auf eine Gelegenheit zur Rache gesonnen; als sich einst derselbe Freund wieder bei ihm befand, brachte er das Wohl einer Dame aus und rief den Wundarzt herbei, mit dem Befehle ihm einen Zahn auszuziehen, den er sodann alsogleich dem Feuer überlieferte. Wollte sein Freund nicht gegen den guten Ton anstoßen, so mußte er dem Beispiele Sedley's folgen und sich den Händen des Chirurgen anvertrauen, was er denn auch unter tausend Schmerzen that, ohne zu ahnen, daß Sedley's Zahn bereits seit lange verdorben und schmerzend war, während er selbst lauter kerngesunde und schöne Zähne im Munde hatte.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 94.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 6. August 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Ich habe Ihnen die Tochter des reichen Bierbrauers Kiesel schon einmal als fünfzehnjähriges Mädchen vorgeführt, jetzt bring' ich sie wieder, aber als achtzehnjährige Jungfrau. Da Niemand in diesen Jahren ohne Mittheilung sein kann, so wird der Leser, wenn er kein Recensent ist, erlauben, daß die schöne Marie, wie sie von der jungen Männerwelt genannt wurde, eine Freundin habe, die in ähnlichen Verhältnissen war. Der Gegenstand, den solche Freundinnen vor's Parlament bringen, heißt Putz und Liebe, das ist eine bekannte Geschichte. So war es auch bei Marie und ihrer Freundin Schini. Der Leser wird nicht wissen, was das für ein Name ist, daher ist es meine Pflicht, ihn darüber aufzuklären, damit er in der tiefsinnigen Philosophie des „schönen Geschlechts" nicht zurückbleibe. Die liebenswürdige Schini, denn schön war sie nicht, hat man eigentlich Ursula getauft. Als tändelndes Mädchen wurde sie Urschi genannt. Als sie aber die Puppe wegwarf und nach Männern schielte, konnte sie natürlich nicht mehr Urschi heißen. In dieser wichtigen Angelegenheit gingen Mutter und Tochter zur Frau von Krämermann, auf deren Erfindungsgeist sie ein vorzügliches Vertrauen setzten, denn sie hatte einst die riesige Aufgabe gelöst, den Namen ihres Sohnes Simon in Simschi umzuwandeln. Die Patronin beschied ihre Klienten, in zehn Tagen wieder zu kommen, und da gab sie ihnen denn das Resultat: „Frau Nachbarin! Ihre Tochter hat bisher Urschi geheißen; von nun an aber soll man sie Schini nennen!" Die Mutter war entzückt darüber, denn dieser Name klang ihr wunderbar fremd, und für die Tochter hatte das Leben erst jetzt einen haltbaren Reiz. — Übrigens hat diese Starkgeisterei auch unter den Männern unzählige Anhänger, und der „König der Schöpfung" erschrickt vor dem Klang eines Namens, wie es denn Tausende von Solchen gibt, die den Frauen in Allem, nur nicht in ihren Tugenden, die Wage halten können. Daher bitte ich den Leser, von unserer Schini nicht gering zu denken, denn sie besaß neben ihrer Schwäche die unschätzbare Eigenschaft einer guten Köchin.

Also Marie und Schini waren Freundinnen. Als sie einst bei einem feierlichen Umgang die Anzüge ihrer Umgebung gemustert hatten, kam ihr Gespräch, wie gewöhnlich, auf das andere Geschlecht, oder besser, auf das Geschlecht. „Was glaubst du, Agathe," fragte Schini nach Manchem, „wer wohl reicher sein mag, dein Vater oder der Pächter Kleefeld?"

„Aber mein Gott! was geht das mich an?" antwortete Marie.

„So? Ist denn der junge Kleefeld nicht sein Sohn?"

„Aber Schini, wie oft muß ich dir's denn sagen, daß mir dieser zudringliche Kleefeld schon von Herzen zuwider ist!"

„Es gibt doch keinen gesuchteren Bräutigam in ganz Rehberg und Umgebung. Übrigens hast du nicht immer so gesprochen."

„Ich gesteh' es, daß ich einst nach ihm angelte, aber nur aus Eitelkeit, weil Alles von ihm schwatzte; nun ich ihn aber gefangen habe, bin ich befriedigt und werf' ihn wieder weg."

„Das ist unverzeihlich, sag' ich dir!"

„Warum denn? Weil er ein ganz gemeiner Mensch ist? Oder etwa gar, weil er Geld hat? Das ist übrigens sein Glück; denn was für eine erbärmliche Figur wäre er, wenn er kein Geld hätte! — Also er hat keine Vorzüge, soll ich in sein Geld mich verlieben? Pfui! sag' ich dir, pfui!"

„Die Leute, Agathe, sagen von dir, daß du oft tagelang nicht im Gastzimmer erscheinst; wenn aber der junge Haarbogner dort sitzt, so seiest du immer zugegen, und das glaube ich nicht."

„Und warum denn nicht? Er ist ein ungewöhnlicher Mensch, das zieht mich. Mir wird ängstlich, wenn er spricht, aber ich hör' ihm mit Verwunderung zu. Mir schaudert, wenn ich in sein finsteres Gesicht sehe, aber ich kann den Blick nicht wegwenden. Niemand liebt ihn, aber alles schweigt, wenn er redet, und Keiner getraut sich ihm zu widersprechen. Es ist ein so ungeheurer Abstand zwischen ihm und andern Männern, daß ich zwar mit Angst, aber mit einem unüberwindlichen Andrang zu ihm hinaufblicke."

Auch die Hölle hat ihren Reiz! — Ich brauche es dem Leser wohl nicht zu sagen, wie die Empfindung heißt, welche im Busen Agathens bereits furchtbare Wurzel geschlagen, und daß jedes Mädchen von ähnlichem Charakter in ähnlicher Lage unbedingt zu beklagen ist. Denn an gewöhnliche Menschen bindet die Liebe mit einem schwachen Seidenfaden, aber hervorragende Geister, im Guten wie im Bösen, sind wie der Sonnenstrahl des Südens, erwärmend, durchglühend, verbrennend!

Jakob Haarbogner war nun bereits zwei Jahre Kanzleipraktikant beim Stadt-Oberamt, und würde schon angestellt gewesen seyn, wenn er weniger Kopf gehabt hätte. Aber Jakob füllte seinen Posten schlecht aus, und es ist gewiß eine unnatürliche Forderung, mit den Trümmern eines gespaltenen Berges zierliche Buchstäblein auf das Papier zu malen. Seit einigen Tagen war er nicht in seinem Amte, er hatte sich krank melden lassen. Allein der Herr Oberamtmann mochte Grund haben, die Wirklichkeit der

Krankheit zu bezweifeln und ließ den Vater des Patienten zu sich bitten. „Herr Haarbogner," sagte er, „ich rede jetzt nicht als Vorstand der Behörde, sondern als Freund zum Vater. Sagen Sie mir, ist Ihr Sohn wirklich krank?"

»Herr Oberamtmann! Ich zweifle nicht an der Krankheit, aber wie sie heißt, das weiß ich nicht."

»Meine Frage ist verzeihlich, Vater Haarbogner. Ihr Sohn ist der Nachlässigste vom ganzen Amt. Darum ist er bei der letzten Rückung übergangen worden."

„Und seit jenem Tage ist er krank, Herr Oberamtmann."

„Es that mir weh um Ihretwillen, aber er mußte übergangen werden. Diese leichte Lehre nehme er als Mahnung zur Besserung hin."

„Ich wage es, Sie zu bitten, Herr Oberamtmann, ihn mit Schonung zu behandeln. Er hat ein gutes Herz, aber reizbar, unglaublich reizbar. Herr Oberamtmann! der Vater bittet Sie, welcher fürchtet, die einzige Stütze seines Alters zu verlieren."

„Das, Vater Haarbogner, hab' ich längst bedacht, sonst wär' er schon entlassen. — Sie haben ja, wenn ich nicht irre, Ihre Stellung im Chor verändert?"

„Ich spiele jetzt Secund, Herr Oberamtmann. Bei Hochzeiten und Tänzen haben sie mir noch den Prim gelassen, jedoch behaupten sie, der Bogen zittere und ich greife falsch; aber es ist nicht wahr. Die jungen Leute haben jetzt eine andere Schule, aber taugt nichts, Herr Oberamtmann, taugt nichts. Sie freilich denken Wunder was davon. So ein Bube sagte letzthin, man werde mich bald zum Blasebalgtreten verwenden müssen! — Herr Oberamtmann! mir das zu sagen! Ein blonder Bube dem grauen Meister! — O unsere Kinder haben kein Herz mehr! Ein Blasebalgtreter! ich!"

»Lieber Meister! Was Buben sagen, muß der erfahrne Mann mit Verachtung beantworten. — Übrigens, wenn ich Ihnen rathen darf, so halten Sie Ihren Sohn zu Fleiß und Pünktlichkeit an, damit wir ihn bald anstellen können. Besseren Rath kann Ihnen Niemand geben, das bedenken Sie Tag und Nacht."

Der Rath war im Grunde gut; allein der Herr Oberamtmann wußte nicht, daß Jakob für Rathschläge durchaus nicht empfänglich war. Was ihm einmal gerathen wurde, verwarf er unbedingt, wenn es auch früher in seinem Plane gelegen hätte. Und Vater Haarbogner war der Mann nicht, seinen Sohn mittelbar zu bestimmen, so sehr er auch die Folgen von dessen Widerspenstigkeit fürchten mochte. Als er den Herrn Oberamtmann wiederholt um Nachsicht für seinen Sohn gebeten hatte, empfahl er sich und ging nach Hause. Wir wollen ihm voraneilen, um einem Krankenexamen beizuwohnen, das der Stadt-Wundarzt mit Jakob Haarbogner hielt, oder vielmehr um diesen reden zu hören; denn das Herz ist ja der Grundton eines psychologischen Gemäldes und die Worte sind eben so viele charakteristische Linien. — Also der Wundarzt behandelte den Sohn unsers Musikers, weil dieser das Menschenleben viel niedriger tarirt als der graduirte Doctor, worauf Vater Haarbogner bei seinem Vermögensstande Rücksicht zu nehmen hatte. Als der Magister, diesen Ehrentitel führte er, in's Zimmer des Kranken trat, fand er dort den bekannten Leopold Kruß, der eben Schulferien hatte, und seinen Freund besuchte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Gastvorstellungen des Herrn Kunst. — Am 2. August trat Hr. Kunst als Robert im Birch-Pfeiffer'schen Schauspiel: Robert der Tiger auf, in einer Rolle, in der er den ganzen Umfang seiner Stimme und seiner Schauspielroutine entwickeln konnte, in der der Effect alles gilt, den er auch hinlänglich herausstellte. Dlles. Ammesberger und Condorussi und die HH. Gämmerler und Neumann wirkten thätig mit. — Am 4.: Maria Landgräfin von Thüringen oder: Die Feuerprobe. Ritterschauspiel in 5 Aufzügen von F. W. Ziegler. Hr. Kunst spielte in der Rolle des Grafen Wullo von Ortenburg in seiner stereotypen Manier und befriedigte die Erwartung, die man von ihm hegte, und erhielt verdienten Beifall. Nächst ihm verdient das meiste Lob Dlle. Jaritz als Marie wegen ihres gefühlvollen Spieles. Noch darf Hr. Börger als Ludwig erwähnt werden. Das Haus war besucht.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Dienstag den 2. d. M.: Das Intermezzo, oder der Landjunker zum ersten Male in der Residenz. Lustspiel in 5 Aufzügen von August von Kotzebue. Hr. Grobeler, Mitglied des Königsstädter-Theaters in Berlin, als Gast.

Die Darstellung chargirter Rollen und niedrig komischer Charaktere ist jedenfalls schwieriger als die Auffassung und das Wiedergeben eines andern komischen Sujets, denn jedem Komiker stellen sich hierin Schwierigkeiten entgegen, die er bei anderen Rollen nicht zu überwinden hat, namentlich ist's der oftmalige Anlaß zu Übertreibungen, der selbst den begabtesten Darsteller zuweilen zu Mißgriffen verleitet. Hrn. Grobeler's Repertoire aber besteht meistens aus derlei chargirten Charakteren, und wenn wir die bisherigen Leistungen unsers geschätzten Gastes ins Auge fassen, und die Ruhe und Gemessenheit, das Erfassen und Durchbilden eines komischen Charakters, so wie den Effect jeder Rolle genau erwägen: so müssen wir Hrn. Grobeler zugestehen, daß er in seinen Darstellungen viele Kunst, verbunden mit tiefem Eindringen in den jedesmaligen Charakter der darzustellenden Person, und eine schöne Ruhe des Spieles an den Tag legte, die um so wohlthuender auffällt, als eben in unseren Tagen die Komiker oft mehr nach äußerm Effect als nach innerer Wirksamkeit, mehr nach dem stürmischen Beifallsjauchzen der Menge, als nach der stillen Anerkennung der Gebildeten ringen und ja keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sogenannte Blitzer und Knalleffecte jeder Rolle aufzubürden. Hr. Grobeler erschien bisher in Rollen, die — mit Ausnahme des Landjunkers Cyriander im A. B. C. — bereits alle längst bekannt und theils von den besten Repräsentanten dargestellt wurden; doch eben der Umstand, daß unser geschätzter Gast beinahe in jeder Rolle sich die allgemeine Anerkennung sowohl eines gewählten Publikums, als einer gerechten, unbestochenen Kritik erwarb, mag wohl dafür sprechen, daß ihm eine komische Kraft zu Gebote stehe, die seine Leistungen über das Niveau vieler anderer Komiker erhebt, und sein Streben als ein muthiges Ringen nach dem Ziele der Vollendung erscheinen läßt. — Die Durchführung der Rollen komischer Alter und dummer Jungen, so wie das Eindringen in den Geist sogenannter Charakterrollen sprechen laut für die obige Behauptung, und wenn wir zurückdenken an die Leistungen unsers Gastes als Baron Wendel in des Herzogs Befehl oder als Schauspieler Tanne im Vater der Debutantin; ferner an die lebensvollen Charaktere als Cyriander im A. B. C., oder als Matz im Intermezzo, endlich an die gut gezeichneten Chargen und mit Kraft erfaßten Lebensbilder als Maurerpolier Gluk im Fest der Handwerker und als Magister Bückling im Freie nach Vorschrift,

so können wir bei der Reichhaltigkeit und Abwechslung des Repertoirs und bei der strengen Decenz aller Darstellungen unsers werthen Gastes ihm unsere volle Anerkennung besonders in solchen Rollen nicht versagen, die er zu seinen Lieblingsrollen zählt und die er mit all seinen komischen Mitteln belebt und durchfeilt, wie es vorzüglich als Tanne und Max der Fall war. Überdies läßt Hr. Grobeker auch Nebensachen nicht aus dem Auge und zeigt besonders durch glückliche Wahl des Costümes und richtige Maske den denkenden Schauspieler. Nach dem Vorhergehenden danken wir unserm lieben Berliner Gaste manchen vergnügten Abend, und auch er wird, besonders jetzt, wo die Stimmen der gegen ihn Eifernden zum Schweigen gebracht sind und sich Alles vereinigt, seinen Leistungen ihr volles Recht angedeihen zu lassen, gewiß sich oft dankbar der guten herzlichen Wiener erinnern. — Im Intermezzo spielte Hr. Grobeker ausgezeichnet und wurde verdientermaßen mehrere Male gerufen; unterstützt wurde er von Dlle. Grafenberg, dann den HH. Buel und Wimmer aufs Kräftigste. Die Vorstellung fand vor einem zahlreichen Auditorio statt.

Den 4. d. M. zum ersten Mal: „Czaar und Zimmermann," komische Oper in 3 Akten, Text und Musik von Lortzing. Mad. Wohlbrück-Brüning und Hr. Granfeld vom königl. Hoftheater in Hannover als Gäste.

Hr. Lortzing ist nicht mehr und nicht weniger als Regisseur der Leipziger Bühne; nicht einmal das, was Strauß und Lanner, nicht einmal Kapellmeister. So bescheiden trat sein Verdienst auf, daß er sich zu seiner Musik selbst den Text schrieb, selbst sang, selbst die Regie leitete, als sie zum ersten Mal aufgeführt wurde. Und siehe da! dennoch stellte er uns eine Composition hin, welche Neuheit, Charakter, Humor und Empfindung beurkundet, zu deren Durchführung die bescheidenen Kräfte einer Josephstädter Bühne so weit ausreichten, daß sie Stürme des Beifalls weckte, daß beinahe die Hälfte der Numern wiederholt werden mußte, daß jeder Kunstfreund diese Darstellung als einen reichen Gewinn für die Ehre und den Kunstsinn des deutschen Vaterlandes anerkannte.

Zu diesem begeisternden Erfolge trug jedoch, nebst der Musik und der vielfältig befriedigenden Darstellung, ganz besonders die glückliche Construction des so einfachen, höchst verständlichen und populären Textbuches bei, das sein Vorhandensein dem bekannten geschichtlichen Zuge Peters des 1. Czaars der Russen, zu verdanken hat, welcher, um die Geheimnisse der Niederländer in der Schiffsbauart auszuforschen, sich verkleidet in einer Werkstätte von Schiffszimmerleuten zu Sardam verdingt, und sich in dieser so lange aufhält, bis er die nöthigen Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt zugleich auch Verdacht erregt hat, wobei sich aus Verwechslung seiner Person mit einem Zimmergesellen desselben Taufnamens, einige höchst ergötzliche Controversen zwischen diesem, einem eifersüchtigen Liebhaber, seiner Geliebten Marie, ihrem Oheim, dem Bürgermeister von Sardam, und dem Volke dieser Stadt ergeben, die sich endlich zum Staunen aller Anwesenden aufklären, und die vollkommenste Beglückung der beiden Liebenden zur Folge haben.

Es würde viel zu weit führen, das Interesse der einzelnen Situationen und ihre herrliche musikalische Einkleidung näher beleuchten zu wollen, es genüge daher nur die Bemerkung, daß die Macht des Eindruckes, den das ganze Werk auf die Zuhörer hervorbrachte, nicht in einem frevelhaften Spiel mit der Empfindung, nicht in einem seichten Hinfiebern in leichtsinnigen musikalischen Phrasen, nicht in Cadenzen und Rouladen, nicht in faden Steigerungen des Accordeneffectes mit obligater Viervaßbegleitung; sondern in der Auffassung der Situation, in der dramatischen Haltung der Musik, in der Gemüthlichkeit der Anschauung, in der Natürlichkeit und Einfalt der Melodie und in einem wundervollen Zauber der Instrumentation liegt, wenn es gleich auch der Großartigkeit und Breite der musikalischen Ideen entbehrt, die schon an und für sich dem Stoffe nicht zusagen würden. Die Aufführung belangend, müssen wir offen bekennen, daß wir uns bei dem vollen Bewußtsein der Erfordernisse zu einer Spieloper, wie es der „Czaar und Zimmermann" ist, durch die sehr fleißige und gerundete Darstellung aller darin Beschäftigten wahrhaft überrascht fühlten, ohne deshalb behaupten zu wollen, durchaus ebenbürtige Repräsentanten dieses in Geist und Form, in Gedanken und Empfindung so einigen Werkes gehört und gesehen zu haben. Vor Allem muß die Verdienstlichkeit der beiden Gäste der Mad. Brüning (Marie), schon von der Hofoperbühne vortheilhaft bekannt, und des Tenors Hr. Granfeld (Peter Ivanov) hervorgehoben werden, deren vortreffliches Spiel und angenehmer, höchst verständiger und gewandter Vortrag wesentlich zu dem günstigen Erfolge beigetragen. Hrn. Granfeld's weiche, schmiegsame und gefühlreiche Stimme, sein künstlerisch durchdachter Vortrag können die Wirkung auf empfindende Gemüther nie verfehlen, er fand in der eingelegten Arie des 1. Actes solch' schönen Anklang, daß er sie wiederholen mußte. Ein starker, imposanter Tenor wäre hier nicht am Platze. Diese Eigenschaft verlangt man mehr bei dem Darsteller des Czar, welcher auch in Hrn. Scharf und zwar in dessen einfachen, getragenen Gesangsstellen einen beachtenswerthen Repräsentanten fand. Seine Stimme, wenn auch einer leichten Biegsamkeit entbehrend, hat Stärke, Klang und Gemüth. Er mußte seine Arie im 3. Acte, vor deren schöner Wort- und Tondichtung jeder Zweifler an der bezaubernder Wärme deutscher Empfindung sein Knie beugen müßte, unter stürmischer Acclamation des Publikums wiederholen. Dagegen war die Intonation in der Schlußscene der Oper nicht ganz rein, was in seiner zu großen Entfernung vom Orchester den Grund haben dürfte.

Die Partie des Bürgermeisters verlangt einen durchgreifenden tiefen Baß und eine vollkommene Gewandtheit in der Darstellung derlei Chargen-Charaktere. Der Bariton Hr. Radl leistete seinen Kräften gegenüber, durch die Deutlichkeit seines Vortrages mehr als billig zu erwarten stand. Auch Hr. Erl (Marquis) machte sich stellenweise vortheilhaft bemerkbar. Chöre und Orchester griffen unter der Leitung des Hrn. Kapellmeisters Witt mit sichtlicher Liebe zusammen und steigerten den Effect des Ganzen.

Möge Hr. Director Pokorny, dessen Streben selbst in dem untergeordneten Localstücke sich vortheilhaft ausspricht, den Erfolg dieser Oper nicht als einen zufälligen betrachten, und einsehend, wie sehr der deutsche Kunstfreund nach einer Entwicklung des deutschen Talentes sich sehnt, ähnliche Versuche wiederholen; unser Dank dafür wird um so größer sein, je mehr wir uns überzeugen, daß es sehr ehrenvoll ist, große Zwecke mit geringen Mitteln anzustreben.

Großes Musikfest

im k. k. Augarten zum Besten der durch Brand verunglückten Bewohner der Stadt Steyr.

Die süß duftende Blume der Wohlthätigkeit entfaltet nirgend ihren reizenden Kelch in strahlenderer Schöne, als bei uns Wienern, und so oft es nur gilt, Thränen des Elends zu trocknen, sind die hochherzigen Bewohner unserer Residenz die ersten, zu retten und zu helfen. Ein neuer Beleg hiezu waren die dichtgefüllten Alleen des k. k. Augartens, in welchem vorgestern ein großes Musikfest für die Abgebrannten in Steyr abgehalten wurde. Eine große Anzahl von Dilettanten, wie sämmtliche Musikbanden der gegenwärtig in Wien garnisonirenden k. k. Regimenter, hatten sich unter der energievollen Leitung des Hrn. Franz Edlen von Marinelli vereinigt, um mehre anerkannt ausgezeichnete Compositionen vorzutragen, und zwar: Ouverture aus Ferdinand Cortez, von G. Spontini. — Kriegerchor aus Jessonda von L. Spohr. — Preghiera aus Moses von J. Rossini — und die Schlacht bei Vittoria, charakteristisches Tongemälde von L. van Beethoven. — Die Krone der Production war die Preghiera aus Moses, deren einfach feierliche Klänge wie auf Geisterschwingen getragen die weiten Räume des Augartens durchzogen, und welche auf stürmisches Verlangen wiederholt wurde. In der Schlacht bei Vittoria, über deren Werth längst schon die Akten geschlossen sind, hörte sich der Anmarsch der Truppen, so wie die Sieghymne sehr gut an, doch in dem eigentlichen Schlachtgemälde, welches die schönsten musikalischen Nuancirungen enthält, behaupteten Hrn. Stuwer's Kanonen und Pelotons zu sehr die Principalstimme, so, daß vieles andere verloren ging. — Jedenfalls dürfen sich die edelmüthigen Veranstalter dieses Musikfestes freuen, denn ihr schöner Zweck ist erreicht, indem, wie gesagt, ein großes, ausgewähltes Publikum gerne sein Scherflein auch hier für die armen Steyrer beitrug.

Künstlerischer Wegweiser.

Statisches Tabellenwerk des Königreiches Ungarn und der damit vereinigten Provinzen. Nach officiellen ungarischen Quellen von J. Barandy. Herausgegeben von Franz Raffelsperger in deutscher und ungarischer Sprache. Wien im Verlage der k. k. a. p. ersten typo-geographischen Kunstanstalt. Erste Tabelle und erste Karte.

Gewiß bildet Ungarn einen der köstlichsten Juwelen im Strahlendiademe des Kaiserthums Österreich, es liefert so viele Producte der Agrikultur und des Bergbaues, daß man es nicht ohne Übertreibung das herrlichste Land der Welt nennen kann; und dennoch ist ein großer Theil desselben, so wie viel von des Landes Eintheilung und Verfassung nicht so allgemein bekannt, als es dieses blühende Land verdiente. Der Hauptgrund dieser sonderbaren Erscheinung mag wohl darin liegen, daß es uns bisher an genauen und ausführlichen Karten und an richtigen statistischen Übersichtstabellen mangelte, was wohl nicht zu verwundern ist, wenn man die Schwierigkeit und den Umfang einer derartigen Zusammenstellung in Erwägung zieht. Der Literat Johann Barandy hat sich bereits seit 30 Jahren mit Sammlung statistischer Daten in Ungarn eifrigst befaßt, und das Ergebniß seiner rastlosen Bemühungen war ein so glückliches, daß man diese statistische Übersicht des Königreichs Ungarn, welche, um das richtige Verständniß und bessere Einvernehmen zwischen den beiden Nachbars-Nationen zu erleichtern, von dem in Vollführung von derlei Arbeiten anerkannten Topographen Franz Raffelsberger in deutscher und ungarischer Sprache herausgegeben wird, das vorzüglichste und vollständigste Werk dieser Art über das oft einseitig und unrichtig beurtheilte Königreich Ungarn nennen kann. Uns liegt bereits die erste Karte und Tabelle des aus 10 Tabellen und 4 Karten bestehenden, und jeden einzelnen Theil des weitausgedehnten Ungarn sammt den damit vereinigten Provinzen enthaltenden Werkes vor, zeichnet sich durch besondere Vollständigkeit in tabellarischer, wie auch durch höchste Eleganz in typographischer Beziehung aus, und ist um so interessanter, da diese erste Tabelle eine specielle Übersicht der Bevölkerung in den Städten Ungarns, ausgewiesen nach Verschiedenheit der Religionsbekenntnisse und der volksüblichen Sprachen, enthält und so den Überblick des ganzen Werkes ungemein fördert und erleichtert.

Da diese Karten und Tabellen gewiß allen Anforderungen entsprechen, und außer dem großen Nutzen, über ein bisher wenig gekanntes und daher meistens falsch beurtheilte Land, die höchst mögliche Aufklärung zu geben, durch ihre gediegene Ausstattung auch viel Vergnügen bereiten, überdies deren Anschaffung durch den geringen Preis von 4 fl. 20 kr. C. M. für alle 10 Tabellen und 4 Karten sehr erleichtert ist, so können wir dieses vollständige und richtige Werk jedem Freunde des blühenden Ungarn bestens anempfehlen. Mit Ende des Jahres 1842 wird dieses ganze statistische Tabellenwerk, auf welches die geographische Kunstanstalt in Wien, Leopoldstadt, Herrengasse Nr. 237, so wie Hr. von Barbasey in Pesth, Rathhausplatz Nr. 8, Pränumeration annehmen, in den Händen der respectiven Herren Subscribenten sein.

Theatralisches.

(Die Braut von Messina mit obligatem Donnerwetter.) Schiller erlebte, wie uns der Berliner Gesellschafter erzählt, in Lauchstädt, am 11. Juni 1803, den eigenen Zufall, daß während seine „Braut von Messina“ gegeben wurde, ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen in dem dünn und leicht erbauten Schauspielhause so heftig schallten, daß man eine Stunde lang fast kein Wort der Schauspieler verstand, und die Handlung nur aus der Pantomime errathen mußte. Dennoch wurde das Stück bis zu Ende gespielt, ungeachtet viele Zuschauer, besonders Frauenzimmer, aus dem gedrängt gefüllten Hause flohen und eine große Störung herrschte. Lustig und fürchterlich zugleich, erzählt Schiller, war der Effect, als bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabelle im letzten Act ausspricht, der Donner einfiel; und gerade bei den Worten des Chors:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt,“

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Krachen ein, so daß das ganze Haus erzitterte und der Schauspieler Graff aus dem Stegreif eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum ergriff. „Den Eindruck,“ so fährt Graff selbst den Vorfall zu erzählen fort, „den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß und am Schlusse des Stückes selbst erregte, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Athem und sah nur todtbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam unser Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden Schauspieler auf's Freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden.“ Unvergeßlich bleibt mir noch nach dreißig Jahren dieser kleine Auftritt.“

Literarisches.

(Dr. Friedrich Gleich), durch vielfache literatische Arbeiten auf eine vortheilhafte Art bekannt, ist plötzlich wahnsinnig geworden. Der Literaten-Verein in Leipzig soll ihn, dem Vernehmen nach, durch Sammlungen von Mitgliederbeiträgen auf eine namhafte Weise unterstützen.

(Gustav Schwab) wird auch wieder regsam. Er veranstaltet die Herausgabe einer Sammlung deutscher Prosaisten, die Auszüge aus 160 Schriftstellern enthalten soll; die Schwaben werden dabei keine Nebenrollen spielen.

(Die Modepflanzen) ist der Titel einer Sammlung von Heften, welche bei Cotta erscheint. Das erste bespricht die Camellien und Cacten. Privatliebhabern zu empfehlen.

Omnibus.

(Die Schweineschlacht.) Pugna Porcorum nennt sich ein komisches Epos aus dem vorigen Jahrhundert, in welchem jedes Wort mit dem Buchstaben P anfängt. Porcus Poëta nennt sich der Verfasser selbst auf dem Titelblatt, auf welchem ebenfalls jedes Wort mit einem P beginnt.

(Dichterrache.) Der Astronom Nassireddin von Tus, der in der Einbildung lebte, ein nicht minder großer Dichter als Sternkundiger zu sein, überreichte einst an den Ufern des Tigris dem Chalifen Motessim dem Abassiden ein Gedicht, das dieser in Folge der vom Wesir Alkami darüber ausgesprochene Kritik in den Strom werfen ließ. Über solche Schmach von Grimm und Rachedurst erglühend, verließ Nassireddin Bagdad, begab sich, nachdem er das Gebiet der Assassinen durchdurchzogen, zu Hulagu, dem mongolischen Chan von Persien, feuerte diesen an zum Kriegszuge gegen den Chalifen, und veranlaßte so den Untergang des Chalifates, die Hinrichtung des Motessim, der in Decken eingenäht, zu Tode gefellert und von Pferden zerstampft wurde, die Niedermetzlung der ganzen zahlreichen Bevölkerung von Bagdad, mit geringen Ausnahmen, die Plünderung, den Brand und die Zerstörung dieser herrlichen Stadt (im Februar 1258), die sich niemals wieder zum geringsten Theile ihres vorigen Glanzes erhob.

(Amusantes.) Jemand hatte die Gewohnheit, das letzte Wort eines jeden Satzes zu wiederholen. Bei Schilderung einer Jagd, sagte er einst auch, nach seiner Gewohnheit: „und es fiel ein Schuß! — Schuß!“

„Das war wohl eine Doppelflinte?“ fragte ihn ein Anwesender.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei C. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 95.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 8. August 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

„Guten Morgen, meine Herrn!“ — war die Anrede, „guten Morgen. — Ah der Herr Studiosus! Man kennt Sie ja fast nicht mehr, Herr Kruß! So lang' sind Sie unsichtbar gewesen.“

»Sie wissen ja, Herr Magister, vor vier Jahren war ich hier,« antwortete Leopold. »Seit mein Vater todt ist, hab' ich in Rehberg nichts mehr zu suchen, und da ich kein Geld hatte, blieb ich in meinem Institute, bis mich endlich die Sehnsucht, meinen lang vermißten Freund wieder zu sehen, nicht mehr ruhen ließ und mich hieher trieb.“

„Nun das ist schön. — Und wie geht es Ihnen heute, mein ungeduldiger Patient? Geben Sie mir die Hand — so.«

„Was sagt Ihnen mein Puls, Herr Magister?“

„Fieberhaft, fieberhaft, mehr als gestern. Wie kommt das? — Ah so! Sie haben die Medizin nicht genommen! Dort steht ja noch die volle Flasche! — Mein Freund! Sie richten sich selbst zu Grund!“

„Meinen Sie? Sie haben den Puls nicht verstanden, Herr Magister!“

„Was!?“ rief staunend der beleidigte Gelehrte aus.

„Mein Puls ist lustig, fröhlich, und wer ihn zu fragen versteht, dem sagt er, daß ich meinen einzigen Freund wieder neben mir habe.“

»Aber Sie sind aufgeregt, das ist nicht gut. Ich habe Ihnen jede Aufregung verboten.«

„Ich bin aufgeregt, und das ist gut. Ich fühle mich heute viel leichter.“

„Das muß ich besser wissen, mein Freund! Ich werde Ihnen Pulver verschreiben.“

„Ihr Pulver heilt mich nicht, ausgenommen Sie verschreiben mir Schießpulver.“

„Wie so? Wie meinen Sie das?“

»Nun, wissen Sie denn nicht, Schießpulver ist ein Universalmittel für Krankheiten, wie ich sie habe.“

»Ha ha ha! Mein Freund! wie wenig Einsicht haben Sie in unserer Wissenschaft! Schießpulver! ha ha ha! — Sie haben einen apoplektischen Habitus, Sie müssen vorsichtig sein. Ihr Nervensystem ist angegriffen, die Sekretionen sind in Stockung. Nehmen Sie die Pulver, die ich Ihnen verschreiben werde, und meiden Sie jede Aufregung, die muß ich Ihnen ein- für allemal verbieten.«

„Sie haben vergessen, mir auch das Denken zu untersagen.“

„Denken dürfen Sie, nur nicht zu viel.«

»Wissen Sie denn nicht, wie unzertrennlich Gedanke und Empfindung sind? Kennen Sie das Band nicht, welches Herz und Gehirn zum Einklang verbindet?“

„Mein Freund! Sie haben nicht Anatomie studiert,« sagte der Magister mitleidig lächelnd, „darum reden Sie so. Aber vertrauen Sie mir. Nehmen Sie die Pulver, die ich Ihnen verschreiben werde, und um jedem Anlaß zur Aufregung vorzubeugen, entfernen Sie Ihren Freund, bis Sie wieder stark genug sind.“

„Wie? Was! Meinen einzigen Freund soll ich entfernen, der es versteht, mit milder, theilnehmender Hand in meine Brust zu greifen? Niemals!“

»Ich sag' es noch einmal, Ihr Freund muß entfernt werden, ich stehe sonst für nichts!“ rief der Magister befehlend aus und setzte sich zum Recept.

Es ist gewiß nichts tadelnswürdiger, als ein Arzt, der die Wechselwirkung zwischen Körper und Geist mit Füßen tritt, und beim Pulse des Herzens die Stimmung der Seele zu consultiren unterläßt oder nicht versteht. Damit will ich etwa nicht der kunstgemäßen Behandlung Fehde künden, aber es gehört ein fast übermenschliches Vermögen dazu, ein wahrer Arzt zu sein. Daher ist es doppelt lächerlich, daß gerade in der medicinischen Wissenschaft, der schwierigsten, der umfassendsten von allen, jeder Schneider klügelt, kritelt und den Besserwisser macht, daß selbst Männer, denen man gerne Verstand zutrauen möchte, sich schachernden Marktschreiern in die Arme werfen, und jedes alte Weib sich berufen fühlt, den Strickrahmen wegzulegen, um mit gotteslästerlicher Anmaßung in das ungeheure Räderwerk der Natur zu greifen, vor dem der hellste Menschenverstand nach lebenslangem Forschen und Beobachten staunend und anbetend stehen bleibt und ruft: „Herr! du bist groß und unergründlich sind deine Werke. Du schaffest im Dunkeln; denn deine Augen sehen in das Verborgenste. Du weißt Alles, aber unsere alten Weiber wissen noch mehr!«

Der Magister entfernte sich und die beiden Freunde waren allein. „Ja, so ist die Welt, lieber Leopold,“ sagte Jakob. »Du gehst auf dem Wege der Gewöhnlichkeit und wirst zu Ehren kommen, mir aber wird sie nie verzeihen, daß ich wie die Gemse auf Felsenzinnen springe und wie ein Bergstrom an den Dämmen rüttle.“

„Du bist noch ein Brausekopf,“ entgegnete Leopold, „dein Blut wird ruhiger, dein Herz bezähmbar und glücklich werden.“

„In der Ruhe besteht mein Glück nicht, Ruhe ist Tod und Verwesung; aber Sturm ist Leben. Jedoch der Sturm wandelt auf Zerstörung und wenn der mächtige Geist sein Haupt emporrichtet, so stößt er an das Gesetz. Gesetze müssen sein, wenn die Welt bestehen soll, aber sie sind schon alle großjährig geworden. In ihren heiligen Räumen ist kein Platz mehr für Menschengröße. Im Frieden kannst du nur eine Ameise sein und unsere Kriege sind nichts, als Maschinenwerke, wobei höchstens der Meister sich groß machen kann. Also das Recht braucht keine Helden mehr, so muß man in der Verirrung seine Unsterblichkeit suchen.“

„Freund, diese Träume wirst du nie zu verwirklichen suchen.“

„Warum denn nicht? Als Kaiser Nero die Stadt Rom in Brand steckte, um sich an dem schrecklichen Schauspiel zu ergötzen, hat ihn die Welt nicht verstanden; aber es muß Götterwollust sein, die Schöpfung von Jahrhunderten in einer Nacht zu vernichten!“

„Ich versteh' dich wieder einmal nicht.“

„Ach ja! unsere Empfindungen haben sich getheilt. Kein Wunder. Wir haben uns sechs Jahre nicht gesehen. Während dem hat man dir in deinem Institute Taubenweisheit eingetrichtert, und ich — doch wohl dir, daß du nicht Ich bist, und ich wünsche nicht Du zu sein.“

„Wärst du aber Ich gewesen, du würdest bei der letzten Rückung nicht übergangen worden sein,“ bemerkte Leopold etwas empfindsam.

„Ei sieh! mein sanfter Freund hat noch Feuer. Leopold, dieser Funke gefällt mir. Er gibt Hoffnung, daß du mich doch noch verstehen wirst. Und nun frag' ich dich: Von wem mag der Brief ohne Unterschrift, den ich gestern in deiner Gegenwart erhielt, wohl herrühren?“

„Gewiß von Jemand, der es gut mit mir meint; und soll ich auf aufrichtig sein, so sag' ich: von deiner Agathe.“

„Von meiner Agathe? Ist denn die Geschichte schon so weit? das Gerücht um so viel dienstwilliger, als meine Leidenschaft träger ist?“

„In diesem Falle theil' ich die allgemeine Meinung und glaube, das Band ist geknüpft.“

„Das Band ist geknüpft? Nun ja, aber dieses Band ist zweifach. Von ihrer Seite heißt es Liebe, von der meinen Ehrgeiz. Verstehst du mich?“

„Vielleicht. Sie liebt dich, und du weisest sie nicht zurück, weil es dir schmeichelt, unter so Vielen der Vorgezogene zu sein.“

„So ist es. Sie liebt mich, ich aber lasse dem Strome freien Lauf und liebe sie nicht.“

„Ist dies aber auch edel?“

„Hab' ich sie mit falschen Schmeichelreden, mit niedrigen Bücklingen gewonnen? Sie ist zu mir gekommen, ich bin ihr nicht entgegengegangen. Und kann ich sagen: Ich will lieben, oder, ich will nicht? die Liebe kennt kein Wollen, nur das Müssen.“

„Freund, in ganz Rehberg, vielleicht zehn Meilen in der Runde ist kein Mädchen der Liebe würdiger, als Agathe.“

„Sie ist sanft, fromm, weichherzig, treu und noch viel mehr, und darum bin ich ihr gut; aber wäre sie launenhaft, unbeständig, rachsüchtig, buhlerisch und noch viel mehr, und sie könnte vielleicht meine Leidenschaft aufflammen machen. Leopold, der betende Seraph hat keinen Reiz für mich, aber den fluchenden Adramelech staun' ich an!“

„Sollte nicht vielmehr die Tugend fesseln und das Laster abschrecken?“

„Lieber Freund! Es läßt sich leicht Tugend predigen, aber sie empfinden ist schwer. Die Tugend ist außer uns, aber die Leidenschaft treibt Tag und Nacht durch unsere Adern. Wohl dem, der seinen Lauf sich vorzeichnen kann, er wird in regelrechter Bahn der Welt als Muster vorleuchten; aber wer heißes Blut hat, der ist dem Augenblick anheimgefallen, und Glück oder Unglück macht ihn zum gepriesenen Helden, oder zum verworfenen Missethäter.“

„Brechen wir von diesem Punkte ab, Jakob, und kehren wir lieber zu Agathen zurück.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag, am 5. August, zu Dlle. Clenere Condorussi's Vortheile: der Weiberfeind in der Klemme, Lustspiel in einem Aufzuge. Hr. Scholz zeigte sich hier in einer neuen Sphäre, in der er sich anfangs nicht frei bewegen konnte; später stimmte er seine Rolle tiefer herab, machte das Lustspiel zu einer Posse, in der die übrigen Personen eine gar seltsame Rolle spielten. Diese Metamorphose gelang ihm gut, und er verdankt ihr den großen Beifall, den er erhielt. Nächst ihm verdient die Benefiziantin als Lieschen das meiste Lob. — Hierauf folgte: Der Kirchtag in der Brigittenau im Jahre 1842. Posse mit Gesang in 1 Aufzuge. Diese Posse ist von früherher bekannt, und ward lebendig dargestellt. Der Volkssänger Hr. J. B. Moser trug in der Scene der Brigittenau Gesangstücke vor. Die Gesänge, besonders die Donaulieder, waren ausgezeichnet, und er erntete verdienten Beifall; ob aber Hrn. Mosers Name, dessen Verdienst ich keineswegs schmälern will, bühnenfähig sei, das ist eine andere Frage. — Das Haus war besucht.

Samstag den 6. August: Der Dachdecker, von Angely. Hr. Beckmann als Peter Pepin war wieder ganz Leben und Bewegung, sein Spiel übte einen unbezwingbaren Zauber aus und riß zu einem einstimmigen Beifall hin. — Dieses Blatt hat ihn in dieser Rolle schon einmal gewürdigt, — und heute spielte er in einem neuen französischen Lustspiele: Das Duell im dritten Stocke. Die Franzosen verstehen aus einer leicht hingeworfenen Anecdote ein Lustspiel zu machen, ohne vielen Aufwand, ohne einer dürren Tendenz, und lebensfrische Charaktere sind obendrein darin; sie wollen kein Moralsystem aufstellen und lassen das Leben, die Wirklichkeit gewähren; und setzen nur ihrem Stoffe eine Schranke, der ihn von der gemeinen Prosa trennt, davon gibt dieses Lustspiel Zeugniß; zwei feige Duellanten, die sich fliehen, die sich falsche Adressen geben — und deren Einer durch Zufall Zimmerherr des Andern wird. Man denke sich diese tausend Verlegenheiten und dazu das Spiel des Hrn. Beckmann und man hat das köstlichste Lustspiel. Ja, wenn Hr. Beckmann meine erste Rolle spielte, dann möchte ich Lustspieldichter sein; er gibt seinem Charakter Blut, er dichtet ihn mit, und weicht nie von der Wahrheit ab. — Dieser Sebastian Brösel wurde durch ihn zu einem vollständigen Charakter. Auch das Spiel des Hrn. Findeisen als Amandus Hasenfuß muß rühmlich erwähnt werden, er hatte seine Rolle tief erfaßt und meisterhaft dargestellt. — Beide erhielten den verdientesten Beifall. Noch verdient Dlle. Lechner als Caroline genannt zu werden, in der

ein schönes Schauspieltalent liegt, das ihr ein Anrecht auf eine schöne Zukunft gibt. — Der Besuch war nicht besonders zahlreich.

Pesther Kosmoramen.

Und die wunderschöne Schlußdecoration, die schönen Donau-Ansichten von Wien bis Pesth? — Sind von dem Decorateur Horn. — Die geehrten Leser mögen entschuldigen, ich merke so eben, daß ich meine Bilder von rückwärts aufgerollt habe. — Es soll nämlich heißen: Das wirklich interessante Schaustück der Zauberschleier von Told, das im Josephstädter Theater in Wien längst Hunderter geworden ist, wurde auf der Ofner Bühne mit vieler Pracht, und einem für solche Kräfte bedeutenden Aufwand bereits zweimal bei übervollem Hause zur Aufführung gebracht, auch in diesen Räumen wurde die Augenweide mit entschiedenem Beifall aufgenommen, und Director Huber hat einen Stein im Brete der Gunst beim Publikum mehr erworben. — In der That sind die panoramalischen Ansichten, in schönen Perspectiven von Horn gemalt, wahre Meisterbilder. Dieser geschickte Künstler, welcher durch zehn Jahre beim Dresdener Hoftheater angestellt war, darf mit jedem Decorateur kühn in die Schranken treten. Die Inscenesetzung des Stückes war sehr lobenswerth und anständig.

Die Pesther Theaterbesucher haben längst schon die Feuer- und Wasserprobe überstanden. — Denn wenn sonst Feuerlärm war, blieb keine Seele im Theater, jetzt wird höchstens gefragt, in welcher Richtung das Feuer sei, und geblieben bis das Stück zu Ende ist, davon haben wir uns schon mehrmal überzeugt; daß aber ein zahlreiches Publikum bei anhaltendem Regen im Sommertheater seinen Liebling Hrn. Rott zu Liebe bis zu Ende des Stückes nicht von der Stelle wich und trotz Sturm und Regen ein wirklich schönes und effectvolles Feuerwerk von Belke abbrennen ließ, das ist gewiß neu. Es wurde nämlich an diesem Tag eine parodirte Posse mit Gesang von Philipp Weil, unter dem Titel: „Der Sohn des Waldes, oder Liebe kann auch einen Bären zahm machen" zur Benefice des ersten Komikers Hrn. Rott gegeben, das Auditorium lachte über die Späße unter Regenschirmen, und die Schauspieler sammt ihnen spielten mit Parapluis in den Händen. Juviter Pluvius kommt auch nimmer auf. Rott darf sich auf die Liebe des Publikums etwas zu Gute thun, so Etwas geschieht nicht alle Tage!?

Das Nationaltheater war bei Wurda's Benefice angepfropft voll, und wollen Sie wissen warum? — Aus dem einfachen einleuchtenden Grunde, weil die Divina sang, und wer ist die Divina? — Niemand anderer als Fräulein Henriette Carl, die an diesem Abend aus Gefälligkeit für unsern beliebten Gast Hrn. Wurda die Lucrezia Borgia sang, und wie sang? Das war Plastik, Mimik, Gesangsvirtuosität, Alles, Alles vereint aus einem Guße, mit einem Worte Kunstvollendung; wo waren denn die Gegner an diesem Abend, nicht das Echo einer Opposition war wahrzunehmen. Das eben ist der Triumph der echten Kunstgröße, daß selbst der Neid verstummen muß. — Hr. Wurda sang den Gennaro mit kunstgeübtem Vortrage, das schöne Terzett im zweiten Acte mußte wiederholt werden. — Die Einnahme war sehr ergiebig.

Die Wassermelonen, das köstlichste Dessert der Schöpfung, das Gelato der Lazzaroni, das der letzte Bettler wie sein König von gleich exquisitem Geschmacke genießt, haben sich auch schon eingefunden. — Gebt einen von unseren Lazzarone eine Wassermelone, ein Stück Brot, eine Flasche Rothwein und ein kleines Plätzchen am Gestade der Donau um seine Gliedmaßen auf dem Divan der Mutter Erde auszustrecken, und fragt ihn ob er euch beneidet mit euren goldenen Palästen, — gewiß nicht. — Wer genießt so unverfälscht wie dieser die interessantesten Matinés und Soirées? seht nur, wie der den purpurrothen Saft der köstlichen Frucht schlürft, wahrlich der Schöpfer verröthet doch die Kochkunst viel besser als der große Meister Carim, und sein Tisch ist gedeckt für Jedermann, da gibt es keine Rangliſten, und welche Portionen tischt er so gütig auf? Die grünen Schalen sind so vollgepfropft, daß sich eine ganze Familie daran erquicken kann. O dreimal gesegnetes Magyaren-Land, sei gepriesen für diese köstliche Frucht! — Genießt Wassermelonen, keine bessere Hydropathie kann es nicht geben.

Die Ofner Bühne hat einen Überfluß an Tenorsängern zur Disposition — die HH. Stoll, Faukal und Röhring. — Die Kunstausstellung wurde den 1. August geschlossen, die Bilder unserer einheimischen Künstler fanden keine Käufer. — Das finde ich natürlich. — Klug wäre es von unseren Künstlern, wenn sie ihre Gemälde auch fremden Kunstausstellungen widmen würden, dort erschienen sie dann auch als Fremde, und würden gekauft!

Wissenschaftliches.

(Phrenologische Vorlesungen) wurden diesen Sommer über in Heidelberg von Hrn. Georg Combe gegeben, und mit steigendem Interesse besucht.

Als besonders inhaltsschwer werden die beiden letzten Vorträge, welche von der Phrenologie in ihrer Anwendung auf Erziehung und Criminalgesetzgebung handelten.

(Neue politische Zeitschrift.) Die politischen Zeitschriften Schlesiens erhalten mit 1. October d. J. einen neuen Rivalen in dem von der Richter'schen Buchhandlung in Breslau herausgegebenen: „Schlesischen Courier."

(Technisches Wörterbuch.) Aufsehen in der polytechnischen Literatur macht das bei G. Haase Söhne in Prag erschienene technische Wörterbuch der Gewerbskunde, nach Andreas Ure's „Dictionary of Arts, Manufactures and Mines" von A. Karmarsch und F. Heeren.

Feuerwerk in Schönbrunn.

Freitag den 5. d. M. wurde zu Ehren der zum Besuche anwesenden hohen Gäste im Garten zu Schönbrunn ein Feuerwerk veranstaltet, bei welchem der k. k. pr. Kunst- und Lustfeuerwerker Hr. Anton Stuwer seine volle Gewalt über die Feuerkörper an den Tag legte und sowohl hinsichtlich der Fronten als der verschiedenartigen Raketen Ausgezeichnetes leistete. Ein wunderschöner Abend begünstigte das Unternehmen und es gewährte einen feenhaften Anblick, mitten durch die tausend Sternenaugen hindurch, die so klar und flimmernd niederblickten, die herrlichen Fallschirmraketen mit ihrem wechselnden Farbenglanz die Atmosphäre durchschiffen, oder ein Blumenbüschel der glänzendsten Farben mit Krachen und Pfuffen zerplatzen zu sehen. Unter den fünf Fronten waren das volle kaiserliche Wappen und die gaukelnden Schmetterlinge, sowohl durch Pracht der Zeichnung, als durch Schönheit des herrlichsten Brillantfeuers die ausgezeichnetsten. — Tausende und tausende von Zuschauern aus allen Ständen hatten sich zu diesem imposanten Schauspiele gedrängt und der ganze kais. Hof, wie auch viele andere höchste und hohe Herrschaften geruhten vom Balkone des Schlosses aus dem Sprühen der feurigen Funken zuzusehen.

Naturhistorisches Kabinet.

(Frühreife.) Zu Zelling an der Mosel wurden am 5. Juli in den Weingebirgen vollkommen reife Trauben gefunden.

(Seltener Blitzstrahl.) Der Sohn eines Windmüllers in Ghell wurde am 24. Mai von einem merkwürdigen Blitzstrahle getroffen. Dieser fuhr ihm von der Schulter hinab bis zur Ferse, verbrannte nicht nur auf diesem ganzen Wege die Kleidungsstücke des Getroffenen, sondern auch die Haut desselben, ohne ihn jedoch anderweitig zu beschädigen. Als das elektrische Fluidum zuletzt von seiner linken Schulter ausfuhr, schlug es seitwärts, zerschmetterte einen großen schweren Gerätheskasten, fuhr dann wieder aufwärts und zerbrach eine Eisenstange von der Dicke eines Armes. Dieses Alles war das Werk eines Augenblicks.

(Heilung durch einen elektrischen Fisch.) Ein Mann zu Athen (1841) hatte seit drei Monaten an einem sehr beschwerlichen Gichtschmerze im ersten und zweiten Gelenke des rechten Zeigefingers gelitten. Alle äußeren und inneren Mittel waren ohne Erfolg; Patient konnte den größten Theil der Nacht nicht schlafen, und nicht mehr die Schreibfeder führen. Eines Morgens ging er am Gestade einher, sinnend auf neue Mittel, den Schmerz zu lindern, als sich eine Fischerbarke näherte, um die gefangenen Fische zu verkaufen. Patient bemerkte unter diesen einen Zitterrochen, und da er die elektrischen Eigenschaften desselben kannte, kaufte er ihn, und brachte denselben lebendig in einem mit Meerwasser gefüllten Gefäße nach Hause. Der Fisch besaß eine bedeutende elektrische Kraft; durch

Berührung des Fisches in der Nähe des Kopfes mittelst des leidenden Fingers empfand Patient heftige Erschütterungen, die Betäubung ähnliche Empfindung zur Folge hatten. Mit dem Eisen gereizt, erhielt er sieben aufeinander folgende Erschütterungen. Bei Wiederholung ähnlicher Versuche stand der Fisch in etlichen Tagen ab; der Fingerpatient aber genas.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Auerbach's Keller in Leipzig im Jahre 1842.) Wer hätte nicht bereits von Auerbach's Keller in Leipzig gehört. Wer wollte hier nicht gleich die Schwelle betreten, wo Dr. Faust das Stückfaß aus dem Keller geritten, und da ein Fläschchen Wein leeren, wo, nach Goethe, die Studenten Feuer zapften und der Teufel den Kellner machte? — „Auerbachs-Hof," darin der gleichgenannte Keller, ist modernisirt und die alte Firma des Weinhändlers Sala ist umgetauft in die neue von Pierer. Auch im Keller sieht es verzweifelt neu aus: der größte Theil ist Handlung und nur eine Ecke, grün tapezirt, macht ein Weinstübchen, in welchem die Phantasie nicht im Mindesten unterstützt wird, sich in die Faustische Zeit zu versetzen. Nur die zwei alten bekannten halbzirkelförmigen Gemälde, kaum erkennlich, was sie vorstellen, erinnern an die Fabel. Auf dem einen sehen die Küper erstaunt zu, wie Faust im braunen Mantelkleide das Faß zur Kellerthür heraustreitet; auf der andern poculirt der Doctor mit Bürgern und Studenten an einer langen Tafel und läßt sich mit Geige und Zither aufspielen. Nach der Behandlung zu urtheilen, mögen die Bilder sich allerdings aus dem Ende des 16. Jahrhunderts herschreiben. Wer sich nun begnügen wollte an dem Besuche dieses Souterrains, und an das Beschauen dieser Bilder die Überzeugung zu knüpfen, er hätte gesessen, wo Faust der Sage nach saß, der würde sich arg getäuscht haben; denn in diesem Souterrain ist die Handlung, sowohl die der Sage als die der Scene im Goethe'schen Drama, gar nicht zu suchen. Die Sache verhält sich nämlich so: Das Souterrain, in welchem die Weinhandlung und Weinstube, liegt zur Hälfte unter und zur Hälfte über der Erde und hat zwei Eingänge, einen vom Hofe, einen von der Straße, wo man auf sechs Stufen hinabsteigt. Diese Eingänge sind in neuerer Zeit durchgebrochen, wie an dem zerstückten Gewölbe auf den ersten Anblick zu erkennen. Dieser Souterrain muß ehedem auch weit höher über der Straßensohle, die seitdem bedeutend erhoben worden, gelegen haben und scheint seiner Structur nach eine Art Kreuzgang gewesen zu sein. Erst unter diesem Souterrain liegt der eigentliche Keller und hier auch der Wein der Handlung.

Tagsergebnisse.

(Feuer in Villach.) Am 15. v. M. brach in dem Hinterhäuschen des Gasthauses „zum Hirschen" Feuer aus, wodurch 23 Gebäude verheert wurden, und zwar folgende Hausnummern: 35, 38 (der Pfarrhof), 40, 41, 42, 43, 45, 46, 47, 49, 50, 51 (das im Bau begriffene städtische Theater), 52 (die Caserne), 53 (Hirschenwirth), 54, 55, 56, 67, 68, 69, 70; dann die mit Holz gedeckte Vorlaube, die den sonst frei stehenden Thurm mit der schönen Pfarrkirche verbindet, wodurch mittelst eines Fensters dem Innern derselben die augenscheinlichste Gefahr drohte, und endlich das Feuerlösch-Requisiten-Depot. — Der durch diesen Brand herbeigeführte Schaden dürfte sich über 300,000 fl. C. M. belaufen.

(Feuer in Knittelfeld.) Am 26. v. M. traf auch die alte Stadt Knittelfeld das Unglück einer Feuersbrunst, wobei ein großer Theil der unteren Stadt und die ganze Vorstadt, im Ganzen 60 Wohngebäude und mehr als 60 Wirthschaftsgebäude, eingeäschert wurden. Sieben Personen verloren dabei ihr Leben. — Möge den vielen Verarmten, welche ihre ganze Habe einbüßten, schnelle und reichliche Hilfe werden.

(Ein Opfer durch Unvorsichtigkeit.) Vor einigen Tagen war ein junges blühendes Mädchen beschäftigt, die Fenstergardinen zu heften, als sie dabei eine Nadel in dem Munde hielt. In diesem Momente wurde sie von einer Dame angerufen, und indem das Mädchen kurz antwortete, glitt ihr die Nadel in den Schlund. Unglücklicherweise verheimlichte sie dieses, wandte insgeheim verschiedene Mittel an, um die Nadel vom Schlunde abzuführen. Diese kam auch wirklich bis in den Unterleib, worauf jedoch alsobald die schrecklichsten Schmerzen folgten, bis nach namenlosen Leiden der Tod dieses Opfer der Unvorsichtigkeit dahin nahm.

Brennglassiana.

„Hier sehen Sie," sagte der Wärter einer Menagerie zu mehreren Anwesenden, „einen sogenannten Vielfraß. Er frißt sehr viel, weshalb man ihn auch den Namen jedoch hat. Bei uns indessen frißt dieses Thier viel weniger."

„Woran mag's des liegen?" fragte Einer.

„Erstens leben wir in der mäßigen Zone," war die Antwort, „un zweitens jeben wir ihm nich viel."

Ein junger Berliner Taugenichts hatte eine alte, sehr reiche Witwe geheiratet. Die alte Dame beunruhigte der Gedanke, er möchte sich ihrer zu entledigen suchen. In diesem Wahne rief sie eines Tages: „Ich bin vergiftet! Ich bin vergiftet!"

„Wer glaubst du, daß das jewesen sein könnte?" fragte ihr liederlicher Gemal erstaunt.

„Du!" rief die Alte, „Du! Kein Anderer!"

„Was?" fuhr dieser entsetzt auf. „Ich ein Mörder! Sojleich jehe ick zum Doctor. Du mußt augenblicklich jeöffnet werden!"

Ein Berliner Schuhmachergeselle schrieb seinem Freunde in das Stammbuch: „Besoffen wie ne Bombe, un doch anstendig! Des is mein Wahlspruch. Ick wünsche dir, det de dir, wie et doch is, un wo et doch is, un wie et doch sind mach, immer oben druf."

Zu einem vornehmen Mann kam ein fremder Barbier, packte seine sieben Sachen aus und schickte sich zum Rasiren an.

„Was wollen Sie hier?" fragte der Herr.

„Ihnen barbiren."

„Ich brauche Sie nicht; ich habe schon einen Barbier."

„Ne," antwortete dieser, „ick bin jetzt Ihr Barbier. Ick und Ihr eijentlicher Barbier, wir spielten jestern Beede in eene Tabajie da wir leen Geld mehr hatten um unsere Kunden: Schafskopp, un da hab' ick Ihnen jewonnen."

Omnibus.

(Eine Chalifenlaune.) Als der Chalif Mostanssir zu Bagdad, der im Anfange des 13. Jahrhunderts lebte, eines Morgens auf die Terrasse seines Palastes stieg, sah er auf allen Terrassen rings herum eine Menge gewaschenes Weißzeug zum Trocknen aufgehängt. Auf seine Frage, was das für eine neue Erscheinung wäre, erhielt er zur Antwort, es seien die Festkleider, welche das Volk von Bagdad für die nächste große Feierlichkeit gewaschen habe. — „Wie!" rief er aus, „können meine Unterthanen zu dieser großen Feier nicht jeder ein neues Festkleid sich anschaffen?" — Alsogleich ließ er sich auch eine große Anzahl goldene Armbrustflugeln gießen, und machte sich die Lust, die im Morgenwinde flatternde Wäsche der Anwohnenden damit zu zerschießen.

(Serbiens Handel mit Schweinen.) In den großen Eichenwäldern Serbiens werden eine große Menge Schweine gemästet und vorzüglich nach Slavonien, Kroatien und Ungarn ausgeführt. Wenn die Eicheln gut gerathen sind, beträgt die Ausfuhr jährlich 120 bis 130,000 Stück.

(Seidenzucht in Frankreich.) Frankreich producirt gegenwärtig für 150 bis 200 Millionen Franken rohe Seide. Bei Bordeaux wurden in den Jahren 1839 und 1840 500,000 Maulbeerbäume gepflanzt und in Landes hat eine Gesellschaft eine Pflanzung von 300,000 Bäumen und eine Pflanzschule von 200,000 angelegt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag der unter Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 96.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 10. August 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

„Wird dir schon bang bei dem Worte?“ sagte Jakob. „Leopold, wir versteh'n uns doch nicht mehr! — Indessen dieß war nur die Einleitung zu einer Erzählung, die dir meine Kälte bei Agathen erklärlich machen soll. Hör' mich an! — — Als ich den Trümmern der alten Römerstadt, dem erhabenen Grabmal der Größe und Kraft, den trauernden Zeugen des irdischen Wechsels mit einer schweren Thräne Lebewohl gesagt, um mit halbem Willen in die Heimat zu kehren, da erfaßte mich unwiderstehlich der Drang, die Unendlichkeit des Meeres noch einmal zu sehen. Ich lenkte westwärts meinen Fuß und kam an den Hafen von Civita Vecchia. Die Wellen tändelten mit dem Ufer und plauderten so geheimnißvoll, als ob sie den Wanderer zu ihrer schrankenlosen Freiheit einladeten. Mein Herz war wunderbar angeregt. Da sah ich einen genuesischen Kauffahrer die Anker lichten: »Wohin geht der Lauf?« frug ich. »Nach Messina, Patras und Korinth.“ — Und Griechenland! flammt es auf in meiner Dämmerung, und ich beschloß, nach Griechenland mich einzuschiffen.“

»Fürwahr ein wahnsinniger Gedanke!“ fiel Leopold ein.

„Hast du den Plutarch gelesen.“

»Ich hab' ihn nicht gelesen.«

„Ich habe den Plutarch gelesen und schiffte mich ein nach Griechenland. — Wir hatten gute Fahrt, der Himmel war blau, das Meer hoffnungsgrün, und ich warf mit Republiken herum. Da trat ein Bild vor meine wachen Träume, griff in meinen offenen Busen und regte einen Sturm auf aus dem Tiefsten meines Herzens. Es war die Tochter des Schiffskapitäns. Und weg war die Cäsarische Weltherrschaft, weg die Termopylenschlacht und die Macht der Philippiken, Rom, Sparta und Athen wie weggeblasen — durch sie! Meine Tugend schlief ein, die Liebe ward Verlangen, die Sünde zum Laster — durch sie! — Indessen, noch war ich nicht elend; aber bald erfuhr ich, daß bei Antonien noch ein Zweiter, ein Dritter in mein Glück sich theilten! Jetzt war ich beklagenswerth. Vertrauen und Eifersucht, Liebe und Abscheu! Ihre Worte waren Lüge, ihre Blicke Verstellung. Und ich folgte dem trügerischen Irrlicht und konnte das Mädchen, das ich verachtete, nicht lassen. — Und wir kamen nach Patras, segelten durch die kleinen Dardanellen und liefen ein im Hafen von Korinth. Mein Fuß wandelte auf dem berühmten Isthmus und die schlaffen Flügel meiner Seele schienen neu zu erstarken. Ich blickte um mich. Gegen Osten das classische Athen, die geistige Amme der Welt, inmitten von Marathon und Salamis, die blutigen Zeugen der Schmach eines fremden Tyrannen. Gegen Norden das heilige Delphi mit dem weichen Gotte, der zweispitzige Parnaß mit dem kastalischen Quell, und die farsalische Schlacht, welche die gespaltene Welt unter Einen Willen zwang. Gegen Westen die göttliche Olimpia mit dem griechischen Zeitmaaß und die unverletzliche Elis. Gegen Süden des Fürstenführers Agamemnon königliches Micäne, der liebende Arkade und die rauhe Kraft des Spartaners. — — Nun stand ich am Scheidewege. Die bessere Stimme rieth, Antonien heimlich zu verlassen, um nach den ehrwürdigen Trümmern der glänzenden Vergangenheit zu wallfahrten; das böse Blut aber sprach: Willst du davonschleichen wie ein Dieb? Nimm als ein ehrlicher Jüngling Abschied von ihr und geh! Und ich beschloß, also zu thun. Leopold, der letzte Blick der Liebe ist stärker als alle, und die Sünde beim Scheiden reizender als je — ich blieb. Vergessen war Griechenland, die alte Fessel brachte die alte Qual zurück und wir segelten nach Genua. — Eh' wir in seinen Hafen einliefen — Leopold, kennst du die Macht der Liebe?“

»Ich habe noch nie geliebt.«

„Dann bist du nicht reif für den Schluß meiner Erzählung. Wenn du einmal fühlst, daß der Mensch aufhören kann, zwischen Gut und Bös zu wählen, dann komme wieder, und ich werde dir erzählen, was ich keinem Andern mittheilen möchte. — Übrigens habe ich genug gesagt, um dir meine Kälte bei Agathen zu erklären, und der nächste Zweck ist erreicht.“

Nun folgte ein langes Schweigen zwischen den beiden Freunden. Jakob mochte wohl in seine Erlebnisse versunken sein, während Leopold zu errathen suchte, was er nicht errathen konnte. »Jakob,“ sagte er endlich, „du hättest mir noch viel von deinen Abenteuern zu erzählen.“

»Es sind die wenigsten gut zu erzählen, Leopold, und für die Welt sollen sie ewig verborgen bleiben; doch du sollst zu seiner Zeit Alles erfahren. Für heute will ich dir nur eine Neuigkeit mittheilen. In jenem anonymen Briefe steht, wie du weißt, daß man damit umgehe, mich vom Amte zu entfernen. Das wußt' ich schon früher und da hab' ich denn eine Schrift verfaßt: „Über die Mängel unsers Kanzleiwesens und die Mittel, sie zu heben.“ Ich habe beschlossen, den Aufsatz hohen Orts einzusenden. Dies muß nothwendig den Faden schnell abschneiden, oder ihn fester knüpfen.«

„Ich wünsche dir Glück zu letzterem.“

»Die Würfel sollen fallen, ich bin gefaßt auf Beides!“

So war das Wesentliche dieses Zweigespräches, und dem Le-

ser genüge es, einstweilen zu wissen, daß Jakob bald gesund wurde, sein Amt besuchte und jene Schrift hohen Ortes vorlegte.

Ich führe nun den Leser wieder in die Wohnstube des Bierbrauers Kiesel. Es war ein Sommernachmittag und die dreiköpfige Familie war beim Kaffee versammelt. Der Vater wühlte in Rechnungen und Schuldscheinen herum, es war auf das gänzliche Abwürgen des *** Wirthes abgesehen, und die Mutter saß ihm schweigend zur Seite; denn sie war eine zärtliche Gattin und wollte ihn in seinem Vergnügen nicht stören. Überdies schien sie ihre Tochter, welche am Fenster beim Strickrahmen saß, aufmerksamer als gewöhnlich zu beobachten. Agathe war in höchster Zerstreuung. So lang sie indessen nur Maschen fallen ließ, oder minutenlange Pausen machte, bekam sie keine Rüge, als sie aber eine eben angestrickte Nadel wieder auszog, um sie als Zahnstocher zu gebrauchen, da ward es der Alten doch zu bunt. »Was thust du denn, Agathe?« sagte sie. Diese aber fuhr zusammen, nicht anders, als wie ein Dieb, dem man bei einer gewagten Speculation ein Halt zuruft. Sie wurde bleich und gleich wieder roth; aber dies war die einzige, jedoch vielsagende Antwort auf die Frage der Mutter. »Was hast du denn heut' im Kopfe, Agathe?« frug jene weiter.

»Im Kopfe, Mutter? — Mir scheint, ich habe Kopfschmerzen, Mutter!«

„Es ist, als wärst du nicht bei dir selber; oder hast du etwa geschlafen?«

»Ja, Mutter, ich glaube, ich habe geschlafen.«

„he he he!« fing jetzt der Vater an, scheint dir? »glaubst du? he he he! Agathe, „scheint dir nicht, als ob du Adam hießt? he he he!«

„Vater,« sagte Agathe und stand auf, „ich werde die Würste richten, es ist heute frischer Kremser Senf angekommen.«

„So geh, mein Kind! he he he! Würste könnten nicht schaden, glaub' ich, scheint dir nicht auch? he he he!« Agathe legte Strickgarn und Nadeln zur Seite und eilte mit dem leeren Rahmen ab. „Aber,« rief ihr der Vater nach, »die Würste mußt du mir nicht in dem Strickrahmen bringen, he he he!«

„Unsere Tochter, Alter, hat sich seit einiger Zeit bedeutend verändert,« sagte jetzt die Brauerin.

„Das hab' ich auch bemerkt. Mir kömmt sie gerade vor, wie die junge Gräfin B..., die vergangenes Jahr bei uns abgestiegen. Hätte sie den Anzug, sie wäre ganz Gräfin, ganz Gräfin! — Hör', Alte, ob wir sie wohl dem Herrn Hofrath geben?«

„Laß ihn erst werben und frage dann.«

»Was? Er muß werben, wenn ich will. Wo ist der Mann, frag' ich, der seiner Tochter über Hunderttausend als Morgengabe nachwirft?«

„Ja ja! — Aber der Herr Hofrath sieht vielleicht auf unser Geld gar nicht an.«

„Hehehe! Alte, darauf sag' ich nur: hehehe!«

„Doch was uns für jetzt näher angeht: Ich glaube, Agathe ist verliebt.«

„Verliebt? Weßwegen? Warum? Das ist bei so viel Geld nicht nothwendig.«

»Und wenn es aber dennoch so wäre?«

»Verliebt — in wen?! — Wer ist hier, der mehr ist, als Oberamtmann? — den jungen Kleefeld mag sie nicht, das sagt sie selbst. Wo ist dann ein Bräutigam, der mehr bieten kann, als zwanzig Tausend und eins? frag' ich! — Verliebt — he he he! — In wen? frag' ich!«

„Die Leute sagen, der junge Haarbogner wäre der Glückliche, und beinahe glaub' ich es selbst.«

„Alte, laß einmal fühlen, ob dein Gehirn noch warm ist! Es ist wirklich noch warm! Aber es ist vielleicht zu warm, das macht auch verrückt.«

„Aber was dreht sie die Augen nach ihm, wenn er im Gastzimmer sitzt? Warum begegnen sie sich, so oft sie in die Kirche geht?«

„Laß sie drehen! Ein junges Mädchen muß seinen Narren haben. Laß sie begegnen! Laß sie plaudern! Sperr' sie acht Tag' in eine Kammer zusammen! — der junge Haarbogner, he he he! Wer ist er? Was hat er? Wie sieht er aus? — Unsere Agathe und der Geiger-Jakob! he he he! — Sperr' sie zusammen, sag' ich dir!«

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Gastspiele des Hrn. Wilhelm Pohle.

I.

Am 7. d. M. „die Geschwister,« Schauspiel in 5 Aufzügen von Emanuel Leutner. Hr. Wilhelm Pohle als Rud. Wildenberg.

Es ist bekannt, wie selten in diesem Jahrhundert die Liebhaber sind, auf der Bühne wie im Leben, wenn man nicht Alles Liebhaber nennen will, was, Lieb hat, und nur Jene so nennet, welche Liebe haben. Längst sind die Liebhaber auf der Bühne zu einer traurigen Erscheinung geworden, d. h. zu einer langweiligen; längst gestanden sich die Dichter keine wahre Liebhaberrolle mehr zu schreiben, weil es keine Liebhaberdarsteller gibt. Welch ein Gewinn wäre es nun, so plötzlich und mit einem Mal über einen Liebhaber zu gerathen.

Es ist immer eine schwierige Aufgabe, einen Schauspieler, der das erste Mal vielleicht in einer Lieblings-, vielleicht in einer ihm minder angenehmen Rolle vor unsere Blicke tritt, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu erfassen, viel schwieriger, als über einen Dichtergeist nach einem kleinen Gedicht, nach einem Stammbuchsspruche oder kritischen Tagartikel abzuurtheilen; der Dichter gibt immer ein Bild seines Lebens; der Schauspieler fängt erst da an, ein Künstler zu werden, wo er fremde Seelenzustände mit vollkommener Selbstentäußerung darstellt. Dessenungeachtet läßt sich auch aus einer ersten Debutrolle die ungewöhnliche Gemüthskraft, die Fähigkeit innere Anschauungen plastisch zu versinnlichen, der Blick für das Ganze eines psychologischen Gemäldes, die Einsicht in die Übergänge und feineren Schattirungen der Empfindung, wo e sie vorhanden, leicht auffassen, und diese sind ja doch die wesentlichsten Elemente des Schauspielers. Sind sie vorhanden, so kann es sich nur noch um die eigentliche Sphäre handeln, in welcher sie am feurigsten hervorbrechen.

Hr. Pohle ist ein Schauspieler, ausgezeichnet durch Phantasie, Empfindung, Studium, weit vorgerückt in Klarheit und künstlerischer Abrundung seiner Gebilde, wir begegnen in ihm keiner auffallenden Manier, keinen einseitigen Geilen, keiner sogenannten theatralischen Unart. Die Rolle des jungen Wildenberg konnte nicht leicht geschickteren Händen anvertraut sein: seine Sprache hat Männlichkeit, seine Bewegung ist natürlich, sein Ausdruck ist wahr; es fehlte höchstens hie und da an einer gewissen höheren Einfachheit, welche die Kunst ihren geliebtesten und erfah-

renſten Jüngern verleiht. So war das Verſchränken der Arme vielleicht um ein paar Mal zu oft da u. ſ. w. Aber, wie geſagt, ich ſchätze den Künſtler vorzüglich nach ſeiner geiſtigen Kraft, nach der Macht, die er über ſeine Phantaſie hat, und darin zeugte ſich dieſer Gaſt als kein Fremder.

Hrn. Pohle's Vielſeitigkeit, ſeine Brauchbarkeit, oder beſſer geſagt, ſeine Meiſterſchaft in irgend einem beſtimmten Fache konnte aus einer Rolle noch nicht hervorgehen, welche vom Dichter zwar tief und ergreifend, aber durchaus leidend und eintönig angelegt iſt. Die ergreifendſten Situationen, Scenen in denen er unſtreitig das größere Verdienſt hatte, kamen den Mitſpielern zu Gute. Und daß er es über ſich vermochte, in ſolchen Scenen nicht mehr hervorzutreten, als es in dem Plane des Ganzen liegt, iſt eben der ſchönſte Beleg ſeines künſtleriſchen Berufs.

Nächſt ihm erwarben Dlle. Unghaus und Hr. Anſchütz gerechte und einſtimmige Anerkennung.

II.

Am 8. Auguſt: Romeo und Julie. Trauerſpiel von W. Shakeſpeare in 5 Aufzügen. Hr. Pohle als Romeo.

Wie weiſe war unſer alter Lehrer und Ernährer Vater Shakeſpeare, als er dieſe zarte Liebe mit ſo viel rauhem Dorn umgab! Dieſe Gruppen des Haſſes, dieſer wilde Tibalt, dieſer Mercutio, dieſe altväteriſche Schleppe von Dienern und Verwandten, und verwirrtem Alltagsvolk, gleichen ſie nicht auf ein Haar dem wilden Dornbuſch mit ſeinen Roſen? Mitten aus tiefer Erdennacht hervor leuchtet die Roſe einer unvergänglichen Liebe! — ein liebend Paar in Mitte aller Schrecken der Elemente! Meiner Anſicht nach iſt die Grundlage alles poetiſchen Eindruckes, ich möchte ſagen der Ton des Gemäldes zerſtört, wenn von der Handlung eines ſhakeſpear'ſchen Stückes nur das übrig bleibt, was gleichſam den Träger des Fleiſches, das Gerippe bildet. Und dies iſt es, warum Shakeſpeare auf der Bühne meiſtens einen ſo unvollkommenen Eindruck zurücklößt, obgleich dieſe ihre Pflicht gegen den Dichter mit allem Fleiße erfüllt.

Ein zweites Übel, das an der alten Eiche Shakeſpeare's nagt, das iſt der Fleiß der Schauſpieler. Nun, wo ſo viel kommentirt und recenſirt und referirt und polemiſirt und rectificirt iſt, nun bringt man's mit großen Dichtungen leicht dahin, daß man ſie ganz wichtig ſpielt. Man ſieht es ab, wie dieſe oder jene Julie räuſpert, wie dieſer oder jener Romeo ſpukt, doch halt! es ſoll hier ja nicht von Shakeſpeare in Deutſchland überhaupt, ſondern von unſerm Gaſte Pohle die Rede ſein.

Daß Hr. Pohle ſeinen Shakeſpeare verſteht, wird ihm wohl Niemand ſtreitig machen; er iſt eben einer jener Schauſpieler, die ſehr viel Verſtand und Studium haben. Vortrefflich war die oberflächliche Schwärmerei der erſten Liebe zu Roſalinden aufgegriffen, der Übergang von dem wechſloſen Treiben des jungen, in ſeiner erſten Empfindung ſchwelgenden Bräutigams, zur Allgewalt eines das ganze Leben beherrſchenden Gefühls, einer Liebe, die im Grab nur endet, die Schwermuth, die ſich des aufgeregten verlangenden Herzens bemeiſtert hat, die Zartheit und das Feuer der erſten Begegnung, die in der über Alles zarten Balkonſcene, vom Dichter ſo unerreichbar ausgeſprochene plötzliche Vollendung und Klarheit der Herzen, das Heranwachſen des Kindes Liebe, das in einer Nacht zum Menſchen reif wird, es lag Alles in der Art, wie Hr. Pohle ſeinen Romeo gab. Auch Mäßigung, Schonung, Behutſamkeit, eine Achtung vor der Wahrheit des Charakters, die jeden Effekt verſchmäht, das Alles lag in ſeinem Spiel; was fehlte dann?

Das fehlte, was die Errungenſchaften des Studiums gleichſam zum Geſchenke der Natur ſtempelte, jenes Gefühl welches die Erweiterung des Geiſtes bereichert, jene Kraft welche durch die Berechnung geregelt wird, aber bei aller Regelung gewaltig bleibt. So war es wenigſtens in dieſer Rolle.

Dlle. Anſchütz als Julie wird von vielen Mitteln unterſtützt, die unſeren Romeo minder zu Gute kommen, die für die Tragödie der Liebe in jeder Beziehung wichtig ſind.

Mehre Nebenrollen wurden vortrefflich ausgeführt.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Montag am 8. Auguſt: Der böſe Geiſt Lumpacivagabundus. — Hr. Beckmann als Knieriem. — Hr. Neſtroy wollte einen Charakter ſchaffen, der ſeiner Künſtlerindividualität ganz und gar zuſage — und er ſchrieb die Rolle des Knieriem, und er ſpielte ſie ganz in ſeinem Geiſte und ſo, wie ſie Keiner nach ihm ſpielen wird. Dieſer wortkarge, immer taumelnde Knieriem, der, wenn er zum Worte kommt, zentnerſchwer ſpricht, fand in Hrn. Beckmann nicht den Darſteller, wie das Publikum ihn erwartete, dem Neſtroy's Spiel noch lebhaft im Gedächtniß war. Die Rolle ſagt der Individualität des Hrn. Beckmann nicht zu, ſie iſt durch ſeine Repräſentation eine ganz andere geworden — die Rollen der übrigen blieben dieſelben, und ſomit ſtellte ſich ein unebenes Verhältniß heraus. — Hr. Beckmann hat Alles gethan, um ſich mit dem Charakter der Rolle zu amalgamiren, er hat neue Späße hineingelegt, die ausgezeichnet ſind — aber ſie gingen theils unbeachtet vorüber, weil man ſie nicht erwartete, theils waren ſie nicht lokal und ſomit unverſtändlich. Das Couplet das er ſang war meiſterhaft. Hrn. Beckmann wird dieſer Tadel nicht verletzen, er trifft ihn nicht als Künſtler, er trifft nur ſeine Individualität, die dieſe localderbe Rolle nicht in ſich aufnehmen konnte; daß dies aber ſein Vorzug iſt, wird jeder zugeſtehen, der ihn in andern Rollen geſehen. — Für das Spiel des Hrn. Scholz als Zwirn gibt es kein anderes Lob, als, es war — klaſſiſch. Auch Hr. Brabbée als Leim verdient Lob. Noch können die Dlles. Weiler, Erhart und Rionde genannt werden. Das Haus war ſehr beſucht.

Satyriſche Briefe.

Von Friedrich Stumpf.

VI.

Brief eines Lithographen an einen Daguereotypier.

Lieber Freund!

Ich erfülle nun mein Verſprechen, dir, wenn ich einige Zeit in der Reſidenz gelebt, von meinem Thun und Laſſen Nachricht zu geben.

Nun da ich mich an dem Orte meiner Beſtimmung befinde, kann ich dir geſtehen, wie ängſtlich mir um mein Fortkommen wurde, um ſo mehr in einer Stadt, wo Gewerbe auf Gewerbe, Künſtler auf Künſtler, Gelehrte auf Gelehrte gehäuft, ja alle Stände ſo überfüllt ſind, daß ein ſolches Bangen, wie das meinige, gewiß verzeihlich.

Doch ich hatte mich geirrt, und beſonders was meine Kunſt anbelangt, ſo kann man nirgends anderswo als in der Reſidenz dieſelbe mit Gewinn ausüben.

Ach da gibt es dir Bilderchen, daß einem das Herz im Leibe lacht, überall all' überall, wohin man ſich nur wendet, iſt eine lithographiſche Anſtalt.

Ja die Menſchen haben nun erſt einſehen gelernt, wie nöthig ſolche Inſtitute für den Volksruhm ſind! Wie viele unbekannte Größen würden unbekannt bleiben, wären nicht die Lithographen, die ſie der Nachwelt überliefern.

Es gibt Menſchen, die ſo ſehr über den Druck der Zeiten klagen, und doch wieder ſo viel als möglich trachten, unterm Druck zu kommen!

Es gibt wieder Menſchen, die zum Stiche beſtimmt ſcheinen, bald werden ſie im Spiele, bald nach dem Leben geſtochen.

Börne wurde auch nach dem Leben geſtochen!

Es gibt noch immer Enthuſiaſten für die Zopfzeit; ohne daß ſie bedenken, wie langſam man da fortſchritt. Wo wäre wie jetzt es möglich geweſen, daß von einem Dichter oder Künſtler, nach kaum zweijähriger Laufbahn, ja bei ſeinem erſten Werke ſchon, deſſen Bildniß und Facsimile der Welt überliefert wurde.

Freilich gibt es griesgrämmige Leute genug, die da ſagen: was kümmert ſich die Welt um das Äußere eines Dichters, deſſen Inneres (ſeine Geiſtesproducte) man kaum noch kennt! ſolche Leute bedenken aber nicht, daß der Mann in dieſem Büchlein den Leſern vielleicht ſeinen ganzen Geiſtesreichthum überreichte, nun arm geworden, nichts mehr geben kann; — ſollen da die Leſer nicht jubeln, daß ihnen Gelegenheit gegeben wurde, einen ſo edlen Dichter von Angeſicht zu Angeſicht

kennen zu lernen!?! — gewiß, es wäre grausam ihm das zu verargen, da er nicht selten sein Erbtheil zum Opfer bringt, um sich für Andere gestochen zu sehen. — — wie edel!!! —

Wer ist es, als wir Lithographen, die die Züge der Künstler und Gelehrten, Staatsmänner und Krieger der Nachwelt überliefern?

Ich sage dir, Freund, es gibt in jetziger Zeit keine wichtigere und einträglichere Kunst, als die des Lithographen!

Wichtig aus dem Grunde, weil sich der erd wichtig dünkt, den wir auf geleimten Hadern zu verewigen streben.

Was aber das Einträgliche unserer Kunst betrifft, kann ich dich versichern, lieber Freund, daß eigentlich nur die Künstler diejenigen sind, die uns zum Brote auch Wein und Braten liefern. So ein Künstler ist für den Lithographen das, was eine Citrone für eine sparsame Hausfrau; er wird vier- bis fünfmal unter die Presse gebracht!

Zuerst als Wunderkind, dann als hoffnungsvoller jugendlicher Künstler, zum Dritten als bedänderter Virtuos, zum Vierten als Millionär, — — — beim fünften Male ist er meist' so kalt, als wie der Stein auf dem sein Bildniß prangt! —

Du glaubst gar nicht, wie viel Geld ich mir verdiene; bald ist's der Freund irgend eines Künstlers, der, um ihn zu ehren, ihn stechen läßt, bald der Künstler selbst, der gestochen werden will, und beide honoriren splendid!! —

Ich sprach vor nicht gar langer Zeit einen im Dienste der Musen ergrauten, wackern Kämpen, der da viel Nützliches und Lehrreiches der Mitwelt in seinen Werken übergab, und wollte die Züge dieses Mannes durch meine Kunst der Nachwelt überliefern; doch trotz meinen, trotz den Bitten seiner Freunde war er hiezu nicht zu bewegen, sondern gab uns zur Antwort: „Wenn meine Werke wahrhaften Nutzen brachten, wenn meine Werke wirklich das sind, was ihr sagt, so kann die Nachwelt, die dieselben liest, kein anderes, als nur ein vortheilhaftes Bild von dem Verfasser sich entwerfen; und immer kann dabei ich nur gewinnen!“ —

Da war dessen Neffe ein ganz anderer Mann, nicht so pedantisch und starrköpfig; der hatte eine kleine Ferialreise ins Nachbarland unternommen, dort mit Hilfe eines Esels einen Berg erstiegen, und nun über die Aus- und Einsichten des Landes und ihrer Bewohner gar Wunderbares geschrieben; ja man will sich gar absonderliche Dinge in die Ohren geraunt haben, als hätte des Studenten Esel plötzlich, so wie der Bileam's, die Gabe zu sprechen erhalten, und ihm nun das ganze Werk auf grauenvolle Weise in die Feder dictirt!!!

Freilich wunderten sich die Leute, als ihnen bei Erscheinung des Werkes zugleich das Conterfei und Facsimile des jugendlichen Verfassers mitgetheilt wurde, und sannen hin und sannen her, brachten aber aus dem Ganzen keinen Sinn heraus. Hätten die guten Leute fleißiger die Gymnasial-Kirche besucht, so würden sie unsern Verfasser, alsogleich in der Schaar der Quintaner, bemerkt haben!!

Allen schien dies zu früh und vorschnell, mir aber nicht; denn ich brauchte zu der Zeit nothwendig vierzig Gulden!!

Ja unsere Kunst wäre vielleicht die einzige, wo man noch Wein und Braten zum Brote bekommt, wenn nicht in neuester Zeit eine Wissenschaft es wäre, die uns das Verdienst schmälert.

Die Wissenschaft hat einen grausen Mord an der Kunst begangen, als sie Daguerre die Lichtbilder entdecken ließ.

Nun ist unsere beste Erwerbsquelle versiegt, denn die Sonne ersetzt den Griffel, und was sonst Genialität des Geistes bewirkte, bewirken nun giftathmende Jod-Dämpfe!

Ihr Daguerreotypiers seid es, die ihr der Kunst den Schleier der Decenz entrißen, und ihr dafür den Stempel der nackten Wahrheit aufructtet. Wo sonst des Künstlers Hand das Unästhetische vermied, ist's die rohe Wahrheit dieser Wissenschaft, die selbst ein Paradies zur ellen Gegend machen könnte!

Wo man nur hinsieht, starren uns die Todesformen der Daguerreotyp-Porträte entgegen; Daguerre ist der Künstler, der im wahrsten Sinne nach dem Leben trifft, seine Bilder sind Bilder des Todes, denn ihnen fehlt der belebende Blick!

Ihr Daguerreotypiers seid es, die ihr Jedermann als Aushängschild eurer Wissenschaft betrachtet; ihr benehmt dem unbekannt bleiben Wollenden seine Ruhe; denn einige Secunden ruhig gesessen, ist er in Gefahr, sein Conterfei in irgend einem Laden als Lichtbild begrüßen zu können; ja ich glaube, daß nur dies die Ursache der Unruhe bei gewissen Sitzungen sein mag!

Nun zu dir, glückliches Jahrhundert! Jahrhundert der Chemie! Alles, Alles beschäftigt sich mit der Chemie! Eheleute laboriren an Scheidungsprozessen, Advokaten an auflösenden Säuren, die Poeten erzeugen Joddämpfe, die Verkäufer des Meccatrankes Blausäure, die Weinwirthe Bleizucker ꝛc. ꝛc. Alles Chemie! und diese Triumphe hast du Jahrhundert nur der Daguerreotypie zu verdanken, die bald Gewerbsleute von ihrem Gewerbe, bald Künstler von der Kunst hinwegzuziehen vermag, um die große Kunst, Joddämpfe auf eine Metallplatte aufzutragen und dann der milden Sonne das übrige anheimzustellen, aller Orts auszuüben!

Nicht, daß ich dich, mein Freund, der wissenschaftlich gebildet ist, unter eine Classe rechne, die, während sie Dinge studiert und unternimmt, die sie vermöge ihres Standes und Gewerbes nie mit Nutzen anwenden kann, so glaube ich doch immer, daß dies eine jener Wissenschaften ist, die rein dem forschenden Gelehrten, nicht aber jedem, der da flickt, hämmert, kocht und siedet, zusteht.

Dein

Freund
Anton Bubenstich,
Lithograph.

Brennglasstena.

Ein Berliner führte einen Andern in eine Straße, in welcher sich nach seiner Angabe ein Echo befinden sollte. „Rufen Sie hier nur mal' eene Sentenz, eene Floskel oder eene Phrase.“

Der Andere besann sich lange Zeit, endlich fällt ihm Etwas ein, und er frägt mit lauter Stimme: „Liebt Susanna mich?“

Da antwortet das Echo zum Erstaunen des Fragenden „Ne — mir!“

„Dieses Beinkleid habe ich in Paris gekauft, wie gefällt es Ihnen?“ fragte Jemand einen Kleidermacher.

„Es sind einige gute Ideen darin,“ antwortete dieser, „aber im Ganzen ist sie zu subjectiv gearbeitet.“

Omnibus.

(Herrenmoden.) Die neuesten Lions tragen bereits Damenkleider-Ermel mit Damenkleider-Manschetten an ihren buntgeknöpften Fracks. Guter Putz, sagt der „Berliner Gesellschafter,“ für den weiblichen Theil unter den modernen Jünglingen und die jungen Greise.

(Raffinirte Gaunerei.) In einem Gasthofe erschien ein Mann mit einem Knaben, um allhier sich mit einem wohlbesetzten Tische bedienen zu lassen. Das Dejeuner war zur Neige gegangen und der Mann entfernte sich mit dem Vorgeben, nach wenigen Momenten gleich wieder zu erscheinen, welche wenige Momente aber so lange dauerten, bis der Kellner zu dem zurückgebliebenen Knaben trat und das lange Ausbleiben des Herrn Papa bedauerte. Wie war aber der Kellner erstaunt, als er erfuhr, daß der Knabe nicht der Sohn jenes durchgegangenen Papas sei, sondern blos als er gerade aus der Schule ging, von diesem ihm ganz unbekannten Manne zu einer Jause eingeladen und also zum Mittel dieses Gaunerstreiches gebraucht wurde.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag der unter Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 97 u. 98.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 13. und Montag den 15. August 1842.

Das Turnier in Prag.

Die Trompete ruft, zum Waffentanz,
Die Ritter reiten in reichem Glanz.

An den Helmen blank erflattert im Wind
Der Frauen Gabe, die theure Bind'.

Und wie sie zieh'n in die Schranken hinein,
Sich jeglicher neigt vor der Dame sein.

Nur einer hält ernst inmitten der Bahn. —
Ob denn Keine des Jünglinges Herz noch gewann?

Die Frage waget manch' schöner Mund,
Sie durchläuft, wie der Blitz, der Balkone Rund.

Doch Keiner von Allen kann Rede steh'n,
Den Ritter, das Wapen hat Keiner geseh'n.

Und es ruft die Trompete zum andern Mal,
Und es ordnet sich klirrend der Kämpfer Zahl.

Doch wie zum dritten ihr Ruf erschallt,
Da stürmen sie hin mit wilder Gewalt.

Es sinken gar bald im kühnen Spiel
Zur Rechten und Linken der Kämpfer viel.

Es leeret sich mälig der weite Raum,
Von Hunderten stehen nur Zweie kaum.

Der Eine mit Schleifen schwarz und blau,
Trug stolz im Wapen 'nen Drachen zur Schau.

Des andern Binde dem Schnee gleicht,
Sein Wapen bescheiden 'ne Lilie zeigt.

Und es splittern die Speere, es schwirret das Schwert,
Und es sinket des Löwenritters Pferd.

Und es reißen die Schleifen schwarz und blau,
Und es trinket der Drache blutigen Thau.

Noch kämpfet er schwach, doch die Lilie siegt,
Darnieder der wilde Drache liegt.

Und vor den Frau'n und dem Könige neigt
Sich bescheiden, deß Wapen die Lilie zeigt.

Bewundernd staunt an ihn der König: Sag' an,
Weß' Landes du bist, du wackerer Mann?

Nicht kenne ich dich, nicht dein Wapenschild,
Was deutet mir d'rin der Lilie Bild?

Und wer ist die Dame, der du geweiht,
Wohl ist's eine edle, minnige Maid.

Und es beugt auf dem Rosse der Ritter sich:
Hugo von Zollern nennet man mich.

Doch hab' ich getauschet mein Wapenschild,
Die Lilie d'rin ist der Dame Bild,

Der ich mich geweihet von Jugend an,
Nicht edlere Jungfrau man schauen kann.

Und der König: Das sprichst vor der Tochter mein,
So prunkst du vor deiner Königein?

Das wagst du vor all' den Damen hier. —
Es blühet Keine in gleicher Zier.

Der Jüngling erwiedert: und höher geehrt
Ist keine Frau auf der ganzen Erd'. —

Wollt'st ihren Namen uns nennen du wohl,
Deß Mund von ihr so lobevoll? —

Dem Namen beugen sich alle Knie,
Maria, die Gottmutter nennet man sie.

Der Ritter spricht es, das Haupt entblößt
Und gewendet dem Rosse die Zügel er läßt.

Doch der König nimmt von der Schläf' seine Kron':
„Um solch einen Sohn tauscht' ich meinen Thron."

J. W. Wolf.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

So materiell und selbstsüchtig unser Jahrhundert waltet, die Natur ist noch nicht in allen Gemüthern erstorben und bricht sich zuweilen durch alle Verhältnisse Bahn, obwol es übrigens auch Leute gibt, welche an die Unmöglichkeit glauben, daß Reich und Arm sich je so nahe berühren könnten. Aus diesem sorglosen Wahn geht nicht selten eine unglückliche Enttäuschung hervor, so wie es schon manche Mutter bereut hat, selbst einen „Courmacher" ins Haus gerufen zu haben, damit ihr liebes Töchterlein einstweilen eine Unterhaltung habe. Das Band, das ein leichtsinniger Scherz um ein junges Paar geschlungen, kann oft nur mehr mit blutigem Schmerz gelöst werden, und das „sie kann ihn haben, bis ein Anderer kommt," hat der grobe Egoismus mit der Dummheit gezeugt. Indessen sei Hans und Grethe wer will, wir wollen hier keine psychologische Abhandlung in die Luft streuen, sondern weisen nur an die Erfahrung, welche von jeher die schlagendsten Syllogismen gemacht hat. Vielleicht können wir auch noch

die Zeit vorführen, in der dem Bierbrauer Kiesel ſein „ſperr' ſie zuſammen," in der Kehle ſtecken blieb; für jetzt aber begleiten wir deſſen Tochter — nicht in die Küche, denn dahin ging ſie nicht, ſondern zu ihrer Freundin Schini. „Meine Liebe!" ſo begann ſie, „auf eine halbe Stunde komm' mit mir ins Freie!"

»Ich bin heute ganz allein, Agathe, es wird uns Niemand ſtören."

„Nein, nein! Hier iſt es mir zu eng, ich muß Luft haben! Überdies, was ich dir zu ſagen habe — du weißt, die Wände haben Ohren. Komm, komm!"

Und ſie gingen.

„Machen wir, Schini, daß wir den Leuten aus dem Geſicht kommen! — O Gott! das Herz will mir zerſpringen!«

Was iſt wol eine völkervernichtende Staatsumwälzung gegen die Erſtlingswehen der Mädchenliebe! — Und ſie gingen durch das Thor und ſchlugen einen einſamen Feldweg ein. Schini, dieſen Brief hat er mir heute bei der Meſſe in die Hand gedrückt; da lies!" ſagte nun Agathe und gab ihrer Freundin einen Brief, welcher wörtlich folgenden Inhalt hatte:

»Meine liebe Agathe! Vertraute meiner Schmerzen! Ich habe dich geſtern vielleicht zum letzten Mal geſehen. Das Warum werde ich dir ſogleich erklären. Du weißt, welche Schrift ich hohen Ortes eingereicht. Ein Jahr verging ſeither in ſtiller Gährung, aber geſtern iſt der Beſcheid darüber ans Oberamt gekommen. Meine Collegen ſtecken ſchon die Köpfe zuſammen, ſie werden wiſſen, was ich erſt erfahren muß. Auf morgen bin ich erſt zum Oberamtmann beſchieden. Wie es ſcheint, wird man dem vermeſſenen Reformator den Abſchied geben. Dann, Agathe, ſehen wir uns nie mehr! Ich folge einem neuen Sterne, wohin er mich führen will. Heute werde ich im Buchenwald die Dämmerung erwarten. Die nächtigen Zweige ſind die Genien der Liebe, der ſpähende Verrath durchdringt ſie nicht, und die ſchwärmende Nachtigall ſchützt vor Überfall. Ich will dich nicht überreden, dahin zu kommen, Agathe, folge nur dem Drang deines Herzens. Wenn du nicht kommen ſollteſt, ſo ſag' ich dir hiemit: Lebe wohl, vielleicht für immer!" J. H.

»Nun rathe mir, was ich thun ſoll!« ſagte Agathe, als Schini den Brief geleſen.

„Du wirſt doch ſelbſt wiſſen, was in dieſem Falle zu thun iſt."

»Ach Gott! hätte er nicht geſchrieben: Lebe wohl, vielleicht für immer! gewiß, ich ginge nicht. Aber für immer! Schini, ich muß weinen, wenn ich das Wort denke: Lebe wohl für immer!"

„So wirſt du alſo kommen?"

„Könnt' ich ihn irgend anderswo noch einmal ſehen, gewiß ich ginge nicht! Aber ihn ewig nicht mehr ſehen!"

„Das wär' freilich traurig; aber — da gibt es ja einen Ausweg. Morgen, ſchreibt er, iſt er zum Oberamtmann beſchieden, alſo muß er morgen Früh jedenfalls noch hier ſein. So ſchick' ihm ein Brieflein, und beſtell' ihn auf morgen Früh in den Obſtgarten."

„Meinſt du? Aber wenn er den Brief nicht erhält? Wenn er morgen nicht kommen kann? Nein, Schini, das geht nicht."

„Warum denn nicht? Ich will ſorgen, daß er den Brief ſicher erhält."

„Nein, das geht nicht! Du weißt nicht, wie er iſt! das geht nicht!"

»Nun, ſo ſtell' dich ein heute bei der Dämmerung im Wald."

»Ach, wie ich zittere! Bei der Dämmerung — im Wald! — Und ſollt' ich ganz allein dahin gehen? — Gott! wenn mich Jemand ſähe! — Ich thäte zwar nichts Böſes, aber wenn mich Jemand ſähe!"

„Soll ich dich etwa begleiten?"

„Ich bitte dich, Schini, begleite mich bis zum Wald; aber dann gehſt du zurück, nicht wahr? Du weißt nicht, wie er iſt."

„Freilich, freilich. Aber der Buchenwald iſt groß, und er hat nicht geſchrieben, wo ihr euch treffen werdet."

»Das weiß ich ſchon, ich war ſchon einmal dort; aber bei hellem Tage, Schini, bei hellem Tage."

„Agathe, ich ſehe, du brauchſt mich nicht. Folge dem Drang deines Herzens und geh' allein."

»Du thuſt mir Unrecht, Schini, du verkennſt mich!«

»Wir ſprechen morgen mehr davon, liebe Agathe!"

„Bei Gott! du verkennſt mich! — Und um dir zu beweiſen, daß du mich verkennſt, bleib' ich heute Abends zu Hauſe."

„In allem Ernſt? Und was wird er dazu ſagen?"

„Komme was da will, ich bleibe heut' Abends zu Hauſe!«

Wie aufrichtig es Agathe mit dem Zuhauſebleiben gemeint hat, weiß ich nicht, gewiß iſt indeſſen, daß es im Herzen liebender Mädchen eine Stelle gibt, welche ſelbſt dem Blicke der Freundſchaft ſich ſo gerne verhüllt, aber nicht ſelten durch die rohe Geſchwätzigkeit der Männer an den Pranger geſtellt wird. Das „ſtarke Geſchlecht" iſt ſchwach genug, mit dem ſchmählichen Lorber eines erſchlichenen Sieges zu prahlen, und der Sclave unſers Jahrhunderts denkt groß von ſich, daß er mit viehiſchem Frevel die unbeſchützte Unſchuld in den Staub getreten.

Warum aber Agathe zu ihrer Freundin ging? Sich Rath zu holen? Daran zweifle ich; denn bei Liebenden iſt das „rathe mir" nur eine Redensart, kaum minder ſchaal, als das ewige „Sie befinden ſich?" unſerer geiſtreichen Umgangsſprache. Hier iſt es eigentlich auf eine Antwort gar nicht abgeſehen, und dort kann man ſeine ganze Lebensphiloſophie erſchöpfen, die Liebe verwirft Alles und geht den Weg der Empfindung. Was Agathen zu ihrer Freundin trieb, war gewiß nichts anders, als das Bedürfniß, ſich mitzutheilen, und als dies geſchehen, hatte ſie ihren Zweck erreicht. Ob ſie Abends im Buchenwalde ſich einfand, hat man nicht erfahren, nur weiß man, daß ſie erſt ſpät nach Hauſe kam, daß ſie am Morgen eine durchweinte Nacht im Antlitz trug und vorgab, bei ihrer Freundin Schini ſo lange geweſen zu ſein, was dieſe in der Folge auch beſtätigte.

Nun werde ich dem Leſer ſagen, wie ſich die Angelegenheit Jakobs entwickelte. Er ging um die beſtimmte Stunde zum Oberamtmann. Der graue Mann ſtand auf, als Jener eintrat, was heute zum erſten Male geſchah. Indeſſen konnte dies eben ſo gut Glück als Unglück bedeuten; denn der Vernünftige hat gleiche Achtung für beides. Er nahm ein Manuſcript von einigen Bogen zur Hand und begann alſo: »Herr Haarbogner! Sie haben hier mit richtigem Blicke die Fehler unſers Kanzleiweſens aufgefunden, haben mit ungewöhnlichem Scharfſinn einen neuen Organismus dafür zuſammengeſtellt; aber ſind Sie nicht ſelbſt der Meinung, daß es leichter ſei, das Beſtehende anzutaſten und ein

Traumbild dafür zu erſinnen, unumſtößlich nur ſo lang es Traumbild bleibt, als für die gute alte Ordnung eine beſſere neue ins Werk zu ſetzen?“

„Herr Oberamtman! Ich bin der Meinung, daß derjenige, welcher nach Maßgabe der wirklichen Bedürfniſſe ein neues Syſtem erfindet, auch der Mann ſei, ſeinen Mechanismus mit Erfolg in Bewegung zu ſetzen.“

„Und getrauten Sie ſich, Ihre Meinung factiſch zu verfechten?“

„Ohne Bedenken, ja!“

„Junger Mann! Sie haben die Führerin des Alters, die Erfahrung, nicht zur Seite.“

„Aber auch nicht deren Gatten, den zögernden Wankelmuth. Ein Schwertſchlag löſte den gordiſchen Knoten, und der ſtarke Wille beſiegte die Alpen.“

„Und wär' es keine Übereilung, Ihnen die Vollmacht zu ertheilen, unſer Kanzleiweſen neu zu organiſiren?“

„Mein Selbſtgefühl ſagt nein!“

„So wünſche ich Ihnen Glück zu Ihrer Beförderung. Sie ſind von heute an Kanzleidirector, mit dem Auftrage, das von Ihnen aufgeſtellte Syſtem in Anwendung zu bringen.“

So etwas hab' ich erwartet, wird mancher Leſer ſagen, der Erzähler hat mich nicht überraſcht. Das glaub ich gerne, das war auch mein Zweck nicht; denn Ereigniſſe nur darum zu verwirren, damit der Leſer in Mitte der Erzählung ausrufen muß: Jetzt bin ich doch neugierig, wie das Ding ſich entwickeln wird! — halte ich nur eines literariſchen Farbenreibers würdig, und den Freunden einer ſolchen Lektüre würfe ich meinen Handſchuh vor die Füße, wenn ſie mir ebenbürtig wären! — — Indeſſen für Jakob Haarbogner kam dieſe Entwicklung deſto unerwarteter; aber erräth der Leſer auch, welchen Eindruck ſie auf ſeinen Charakter machte? Gar keinen. Als Zeugen meiner Ausſage ſetze ich folgenden Brief hieher, den er an ſeinen Freund Leopold ſchrieb:

„Der bewußte Aufſatz hat eine überraſchende Wirkung, hat mich zum Kanzleidirector gemacht; aber weiß Gott! ich hätte eben ſo gerne wieder den Wanderſtab ergriffen, als ich jetzt an dem Räderwerk unſerer Kanzleimaſchine feile. Die Leute, die mich früher mit ſchiefen Augen anſahen, haben jetzt einen närriſchen Reſpect vor mir, aber ich fühle gut, daß ein Kanzleidirector von dem Praktikanten ſich im Weſentlichen nicht unterſcheidet. Ich fühle mich jetzt nicht mehr, als ich früher war. Man ſagt mir täglich, ich wäre auf dem beſten Wege zu Beförderungen. Ich will es glauben, aber meine Wahl iſt er nicht. Ich fülle meinen Poſten zwar aus, allein nicht aus Amtseifer, ſondern nur aus Ehrgeiz. Man ſoll ſich in meinen Fähigkeiten nicht getäuſcht haben. Leopold, es gibt jetzt kaum einen geachtetern Mann in Rehberg, als ich bin; allein dieſe Überſpannung ängſtigt mich nicht minder, als mich die frühere Geringſchätzung beleidigte; denn die Möglichkeit eines Rückfalles — Leopold, wer gewohnt war, den Hut vor mir zu ziehen, kann einſt auf den Einfall kommen, mir dieſe Ehre zu verſagen — und den ſoll Gott verdammen! — Mein Verhältniß zu Agathen iſt im Grunde dasſelbe, nur ſcheint mit meiner Beförderung auch ihre Liebe ſich geſteigert zu haben. Die Mutter weiß um die Neigung der Tochter, aber hindert ſie nicht; der Vater ſcheint nichts zu ahnen. Vielleicht würde ich ſogar kein abgewieſener Brautwerber ſein, allein mein heißes Blut erſchrickt vor den Schranken der Häuslichkeit, ich kann keine Gattin glücklich machen. — Ich wünſche ſehr, daß du mich in den Ferien beſuchen mögeſt. Wir verſtehen uns zwar nicht immer, aber ich weiß, daß du mir wenigſtens Theilnahme widmeſt, und das iſt mir genug. Du wirſt bei mir wohnen, denn ich führe jetzt eigenen Haushalt. Es ſagt mir zwar nicht zu, allein ich muß es meines alten Vaters wegen thun. Der gute Mann iſt ſtolz auf ſeinen Sohn; ſein Alter entſchuldigt dieſe Schwäche. Er hat jetzt ſeine Geige caſſirt und trinkt auf meine Geſundheit ſich manchmal krank. — Genug für heute. In einem Monat hoffe ich dich zu ſehen.“

Der Faden unſerer Erzählung führt ſchon wieder in eine Wirthshausſtube. Iſt der Leſer „ein Mann von Diſtinction,“ ſo thut es mir leid um ihn; jedoch mag es ihm zum Troſte dienen, daß in den Schenken von Rehberg die ſtrengſte Rangordnung nicht verletzt wird. Von der Geſellſchaft, welche in dieſem Momente in dem Gaſtzimmer des Bierbrauers Kieſel verſammelt war, ſaßen der Criminaladjunct Z. und der Kanzleidirector Haarbogner obenan, d. h. an den beiden Enden der Tafel. Vom Eingange rechts der Adjunct, links Jakob Haarbogner, weil jener um 45 Kreuzer mehr Jahresgehalt hatte, als dieſer. So glaubte man nämlich; aber ſtrengere Unterſuchungen haben ſpäter nachgewieſen, daß jene 45 Kreuzer nicht ſtipulirt, alſo beide an Rang als vollkommen gleich anzuſehen ſeien. Der Adjunct übte zwar fortan ſein Poſſeſſionsrecht, allein der Director erhielt als Entſchädigung einen ſchönern Unterſatz zu ſeinem Bierglaſe. Dieſe kleine Epiſode glaubte ich hieher ſetzen zu müſſen, um der Welt zu zeigen, wie genau in Rehberg das Verdienſt abgewogen und gewürdigt wird.

Der von der Geſellſchaft am meiſten Beneidete war Jakob Haarbogner. Keiner konnte es ihm verzeihen, daß er mit zwanzig Jahren ſchon Kanzleidirector war (indeſſen ſein Geſicht ſchien dreißig zu zählen, wie überhaupt Menſchen von intenſivem Seelenleben den Jahren voraneilen) und ein Jeder fand es unbegreiflich, wie die ſchöne Agathe den finſteren Sonderling wählen konnte. Dieſe hingegen ſchämte ſich ſo wenig ihrer Wahl, daß ſie ſich ſogar herabließ, ihren Theuren bei ſeinem Abendtrunke zuweilen zu bedienen. Sie hatte beſonders heute nur für ihn Aug' und Ohr. Die allgemeine Stimmung zeigte ſich in dem Grade heiter, als die Witterung kalt und regneriſch war, und in der Gemüthlichkeit des Zimmers wohnte ein recht friedliches Glück, welches ein König mit ſeinen Schaaren nicht hätte verdunkeln können. Wer ſollte aber ahnen, daß jetzt ein Bettler in ſeiner verachteten Ohnmacht wie ein böſer Zauberer ſeinen dämoniſchen Stab in den ſeligen Kreis ſchleudern werde? — Einer der Anweſenden hatte eben ein ſchönes Lied geſungen, als die Thür aufging und ein Fremder in lumpigen Kleidern, mit einem unheimlichen, jedes Unglück weisſagenden Blicke eintrat und ſich zögernd der Geſellſchaft näherte mit den Worten: „Ich bitte, meine Herren! Ein armer, reiſender Handwerksgeſelle — ich bitte!“ Als er die dargereichten Geldſtücke einſammelte und auf Jakob Haarbogner zukam, blieb er wie eine Bildſäule ſtehen und ſtarrte ihn an. Dieſer aber war blaß wie der Schaum in ſeinem Glaſe, und mit abgewandtem Geſichte warf er ein großes Silberſtück in den Hut des Bettlers. Der aber ſchien ſich nicht vom Platze bewegen zu können. „Mein Herr!“ ſagte er endlich; allein der Angeſprochene blieb in ſeiner Stellung

und ſchien nicht zu hören. Die ganze Geſellſchaft war ſtumm und ſtaunte. Da legte der Fremde ſeine Hand auf Jakobs Schulter und flüſterte ihm, jedoch allgemein vernehmbar, ins Ohr: „Genua!“ und ging zur Thür hinaus.

Dieſem Auftritte folgte im Gaſtzimmer eine lautloſe Ruhe. Jakob Haarbogner ſaß da, die Arme auf der Bruſt verſchränkt und ſtarrte auf ſein Bierglas hin. Die ganze Verſammlung ſah auf ihn und nicht Einer unterbrach das peinliche Schweigen. Endlich ſchaute er auf und begegnete einem fragenden Blicke Agathen's. Dieſen ſchien er nicht ertragen zu können. Er ſtand auf und verließ, ohne ein Wort zu ſagen, die Geſellſchaft. Von dieſem Tage an war er drei Wochen lang an keinem öffentlichen Orte mehr zu ſehen.

Dieſe Begebenheit, ſo unbedeutend an ſich, gab zu tauſend Vermuthungen Anlaß, welche in den jahrelangen Irrfahrten Jakob's hinreichende Nahrung fanden. Übrigens war er auch für das neugierige Städtchen ein heißerſehnter Biſſen; denn unglücklicherweiſe war ſchon ſeit langeher kein Bauherr vom Gerüſt gefallen, kein Raubmord geſchehen, und keine Feuersbrunſt hatte ein nachbarliches Dorf ins Elend verwieſen. So fielen denn alle böſen und geſchwätzigen Zungen über Jakob her, um den unerträglichen Glanz ſeines Sternes mit ihrem Ausfluß zu vergiften. Der Hufſchmied der Stadt beeilte ſich, den fremden Vagabunden, der von ſeiner Profeſſion war, in Arbeit zu nehmen, und gab ſich Mühe, den Trägen, Trunkſüchtigen und Unſtäten bei ſich zu erhalten. Er hoffte dadurch den beneideten Kanzleidirector in mißliche Verwicklungen zu ziehen. Allein die Geſchichte ſchien ſchon vollendet zu ſein; denn der Fremde gab dem Fragenden nie eine andere Antwort als: „Nu, wir haben uns in Genua vor einigen Jahren kennen gelernt.“ Aber an einem andern Abend kam dieſer zu ſeinem Meiſter und ſprach: „Morgen, wie Sie wiſſen, iſt beim Hirſchenwirth große Tanzunterhaltung. Da muß ich auch dabei ſein; allein ich bin dort ſchon einige Gulden ſchuldig, und einige werden morgen wieder draufgehen. So bin ich denn ſo frei, den Meiſter zu erſuchen, mir einige Thaler vorzuſtrecken.“ Hätte er dieſe Bitte bei ſeinem Eintritt an den Meiſter geſtellt, ſie wäre ihm nicht abgeſchlagen worden. Da aber dieſer ſchon alle Hoffnung aufgegeben, über den Kanzleidirector Näheres und Ungünſtigeres zu erfahren, gab er folgende Antwort: „Thomas, ich habe durch Euch ſchon Schaden genug gehabt. Wiederholt Ihr Eure Bitte noch einmal, ſo ſeid Ihr von heute an außer Arbeit.“

„Nun, nun, nichts für ungut, Herr Meiſter! Ich habe ja noch andere Wege. Ich will zum Kanzleidirector gehen, der wird ein Paar Thaler nicht anſehen, einem alten Bekannten willfährig zu ſein, denk' ich.“

Und er ging zum Hauſe hinaus. Der Meiſter aber war durch dieſe Worte ſo neugierig gemacht, daß er bis ſpät in die Nacht wachte, um den Erfolg alſogleich zu erfahren. Gegen Mitternacht kam endlich ſein Geſell etwas betrunken nach Hauſe. „Nun Thomas,“ fragte er, „wie hat Euer Geſchäft ausgeſchlagen?“ „Hm! Canaillen, dieſe Freunde, wenn man ſie braucht! Was?! Lumpige fünf Thaler?! Mir! Herr Kanzleidirector, wir werden uns noch kennen lernen! — Gute Nacht, Meiſter! — Fünf Thaler mir! ha! — Gute Nacht, Meiſter!“

(Fortſetzung folgt.)

Familien-Scenen.

(Aus dem Chineſiſchen.)

IV.

Der junge Gatte.

Par combien de douleurs s'acheta le trepas. Delille.

In einer der belebteſten Straßen der Hauptſtadt des himmliſchen Reiches begegneten ſich in reichgeſchmückten Fahrzeugen zwei geſchmackvoll und glänzend gekleidete Männer, deren Anſehen und edle Haltung die Aufmerkſamkeit der in gedrängten Schaaren Vorüberwandelnden anzog. Beide ſtiegen aus und wechſelten gegen einander, unter genauer Beobachtung der üblichen Anſtands-Ceremonien jene lange Reihe von Complimenten, die aus ſo vielen Reiſebeſchreibungen und ethnographiſchen Schilderungen des erhabenen Weltreiches zur Genüge bekannt ſind. Der eine war noch ſehr jung, der Andere ſchien etwas ältlich an Jahren.

Aus dem Laufe des Geſpräches ließ ſich entnehmen, daß der jüngere She-na-ly hieß, und der Neffe, — der ältere aber, der den Namen Nye-wyer-ju führte, der Oheim war. Nach zahlloſen Widerſtrebungen und Entſchuldigungen beſtieg endlich dieſer das Fahrzeug des erſteren, und die Unterredung wurde in folgender Weiſe fortgeſetzt:

Oheim. Ja, mein holdſeliger Neffe, ich habe dein wunderliebliches Schreiben erhalten, in welchem du mir deine höchſt erfreuliche Vermälung angezeigt, und mich zur Feier derſelben eingeladen haſt; aber die immenſe Entfernung, der flutgleiche Andrang der Geſchäfte werden mich entſchuldigen, wenn — — —

O mein erhabener Oheim! nur deine angebetete Gegenwart fehlte zur Vollkommenheit meines Glückes, und noch jetzt iſt mir der Gedanke peinlich, daß ich in jenen ſchönen Stunden ſie entbehren mußte.

Nun haſt du mich aber, du Juwel meiner Blutsfreundſchaft, und wir wollen, ſo möglich, dreimal drei Tage zuſammen leben; allein jetzt ſage mir auch, wie das Alles ſo ſchnell gekommen iſt?

O koſtbarſter Nye-wyer-ju! du Kleinod meiner Sippſchaft! wie vermag ich auszuſprechen, was ich bis zu dieſer Sekunde noch nicht faſſe! Mich befiel das Fieber, das anhaltende, alltägliche, allgemeine hitzige Fieber, und es erfand ſich als kein Wechſelfieber; und im Schlaf und Wachen, und in Phantaſei und Nüchternheit ſchaute ich Arzt und Arznei unabläſſig in Einer Perſon vor mir, und dieſe Perſon war ſie, die unwiderſtehliche La-che-ſis, ſo daß ich endlich mit beiden Händen zugriff, um meine Heilung zu ſuchen und zu finden.

Du wirſt mir, ſehr werthgehaltener Neffe, mein weiteres Fragens nicht im Argen aufnehmen, wie ich hoffe; denn gerne möcht' ich früher noch Einiges von dir wiſſen: iſt ſie jung?

Zwar kenne ich ihr Alter ganz genau; allein ich glaube, wäre ſie bedeutend älter, ſo könnte ſie meine Mutter ſein; und wäre ſie bedeutend jünger, ſo würde ſie als Kind noch unbeachtet ihres Weges wandeln. Ihr Alter ſcheinet mir daher verhältnißmäßig.

Iſt ſie reich?

O mein weiſeſter Oheim! wie kannſt du glauben, daß ich die Herrſchaft meines Hauſes um ſchnödes Gold oder Silber hindangeben wolle? — Sie hatte ein Erkleckliches, wie es einer ehrſamen Maid gebührt, welche nicht gleich einer Sclavin ſplitter-

nackt über die Schwelle ihres Hausherrn tritt; doch nicht so viel, daß jemals mir, dem Manne gegenüber, davon ein Erwähnens gemacht werden könnte.

Hat sie angesehene, mächtige Verwandte?

Viel Verwandte, wenig Freunde, sagt unser Sprichwort. In der That rechne ich es zu ihren Liebenswürdigkeiten, daß ihre angesehensten Verwandten zu entfernt, ihre nächsten zu unangesehen sind, um Einfluß auf unsere Zustände zu nehmen.

Ist sie schön und gut?

Allerscharfsinnigster Nye-wyer-ju! ich sehe wohl, daß du die zwei wichtigsten Fragen auf allerletzt gelassen hast, allein ich bin darum nicht minder bereit, sie zu beantworten. Schön und gut, sagtest du? — Wäre ich einer von jenen Occidentalen, welche ihre Anmaßung nach allen Winkeln der Welt tragen, und von ihrem Wissen, Denken und Fühlen in einem schwülstigen Bombaste reden, den kein Geier verstehen mag, so würde ich sagen: sie ist an Schönheit eine Göttin, an Holdseligkeit ein Engel, an Liebreiz eine Aspasia oder Ninon, an Hochherzigkeit eine Semiramis, Wanda oder Johanna, an Wissenschaft eine Staël oder Georges Sand, an Häuslichkeit eine Penelope, an edler Weiblichkeit eine Cornelia, an Reinheit eine Virginia, und was dergleichen mehr.

Als schlichter Bewohner unseres himmlischen Reiches aber, der nur Wahrheit, und stets die ganze Wahrheit im Munde führt, sage ich dir: ihre Schönheit ist die Quintessenz des Inbegriffes aller weiblichen Reize; ihr Verstand die Quadratwurzel des gesunden Sinnes; ihr Herz der ungetrübte Wunderspiegel aller Tugend; die Worte ihres Mundes sind Gold, Juwelen und Perlen, und wenn sie scherzt, so sind es Pfeile, welche treffen, zünden und wärmen, aber nicht verwunden; doch ist sie nicht verschwenderisch mit Worten, wie ihre plauderhaften Schwestern zu sein pflegen, denn die schönste Krone aller Tugend, die Bescheidenheit, schmückt den Glanz ihrer Verdienste, und — wie Con-fu-tsee spricht, daß in der Tiefe die Wahrheit liegt, so mit dunkler Glut leuchtet aus ihrem schwarzen Auge, wie aus unerforschtem Schacht, die Tiefe ihrer Seele. Darum aber ist auch ihre Brust der gold'ne Palast, darin mein Glück seine Wohnung aufgeschlagen; ihre Liebe der zierlich stolze Porzellan-Thurmbau, von dessen Zinne meiner Hoffnung Leuchte strahlt, und ihr seelenvoll Gemüth ist die eherne Mauer, auf der mein kühnes Vertrauen sicher und ruhig fußen darf. Zweifelst du nun noch, o hellsehender Nye-wyer-ju, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?

Keinesweges! Doch wenn sich das Alles so verhält, wie du, mein zartgefühlvollester Neffe, mir da erzählst, und wie ich nicht anders glauben kann, so bist du der beneidenswertheste unter den Sterblichen.

O nicht beneidet laßt mich werden, mein freundlicher Ohm! Glückliche Menschen sind gute Menschen, und ich wünsche Jedem ein gleich rosenfarbenes Loos. Aber Eins mußt du mir zugeben: daß solch eine erhabene Stufe häuslichen Glückes nur erreichbar ist für einen der Unseren, nur für einen echten Chinesen.

Feuilleton.

Humoristisch-satyrischer Auslagekasten von Eigenem und Fremdem.

Der Schädelpokal.

Das „Frankfurter Conversationsblatt" bringt in seinen neuesten Nummern unter dem ebenbenannten Titel den Stoff zu einem neuen Operntexte für deutsche Componisten, von C. G. (der Verfasser hätte sich immerhin nennen dürfen). Ein Aufsatz, der gewiß als eine der trefflichsten und zeitgemäßesten Satyren auf all' den dramatisch-musikalischen Unsinn und Galimatias, den wir in diesem Genre schon so oft als magenverderbende Kost aus der Seinestadt erhielten, genannt werden darf, und welchen wir den Lesern des österreichischen Morgenblattes mit einigen Abkürzungen mitzutheilen uns beeilen:

Die deutschen Dichter sind Pedanten. Keiner ist im Stande, einen den billigen Anforderungen des modernen Geschmacks nur einigermaßen genügenden Operntext zu liefern. Die deutsche Gewissenhaftigkeit kann sich nun einmal nicht dazu entschließen, die Phantasie ohne Verklausulirung zu emancipiren. Welch' ein ewiges Gerede von Natur, Wahrheit und Logik ist! Was hat denn eine Oper mit Natur, Wahrheit und Logik zu schaffen? Natur ist Natur, Wahrheit ist Wahrheit, Logik ist Logik, eine Oper aber braucht weder natürlich, noch wahr, noch logisch zu sein. Dies weiß man an der Seine recht gut und deshalb versteht man dort auch Operntexte zu schreiben. Um nun die deutschen Dichter auf die richtige Spur zu bringen, theilen wir nachstehenden Plan einer Oper mit.

Ouverture, in welcher sich die verwickelten Kriege der Ostgothen und Römer versinnlichen. Am Schluß der Ouverture wüthet die Schlacht, die, als der Vorhang aufrauscht, bereits ausgetobt hat. Die wilden Völker der Avaren, Herulen und Gepiden liegen nun so friedlich über einander, als ob nichts vorgefallen wäre. Gesäusel in der Luft (Violinen und Flöten). Verklärung mit chinesischem Feuer (Harfe). Ein Regenbogen zieht sich über die Erschlagenen (lang gehalt'ner Ton auf der B-Clarinette). Chor der Sterbenden, der immer schauerlicher wird. Im Hintergrunde aber festliche Musik dazwischen. Der Prospekt geht auf und zeigt den König Alboin, wie er gekrönt wird. Vorne Todeskampf, hinten Ballet. Verwandlung.

Wendeline, des gefangenen Königs Kunimund Gattin, tritt schwarz auf. Ihre schöne Seele schwankt zwischen dreierlei Leidenschaften. Kunimund liebt sie aus kindlichem Gehorsam, den Feldherrn Narses aus Neigung und Alboin aus Politik. Moralischer Kampf zwischen Fagott, Oboe und Bratsche. Große Gefangenscene in mehren Tempos. Sie steht in Gedanken vertieft. Ein hypochondrischer Paukenwirbel dämmert auf, und vermehrt ihren Zweifel. Aber eine kecke Trompete gibt ihr die vorige Spannkraft wieder. Brillantes Presto Agitato. Sie hat einen Entschluß gefaßt, und fliegt ab. Da tritt ihr Alboin entgegen. Grimm und Entzücken in den barbarisch-edlen Zügen. „Wohin gehst du?" Grandioses Duett und Final. Nach einigen zweifelhaften Erklärungen wirft sie sich ihm zu Füßen (die Haare müssen früher so gesteckt sein, daß sie hier sogleich über den blendend weißen Nacken fallen können).

„Alboin, Alboin — ha, der Schmerz,
Sieh' er bricht, er bricht mein Herz."

Aber Alboin lauert mißtrauisch auf sie herab. Gruppe (zartes Geigensolo). Alboin. „Sprich, wen liebst du?" Wendeline. „Ach, ich weiß nicht." Alboin. „Schlange!" (die Tenzflöte macht einen blitzartigen Gang.) Wendeline. „Weh' mir!" Alboin. „Ha!" (General-Pause.) Tempo di polacca, worin Alboin erklärt, daß Natur und Völkerrecht sie ihm zum Weibe bestimmt. Sie glaubt aber „nimmer!" Da winkt er mit dem Finger; der Hintergrund öffnet sich, und ein Schaffot wird sichtbar von Hesperus beleuchtet. Kunimund liegt mit dem Haupt auf dem Block, und der Henker hält ein Beil teuflisch grinsend über ihn. Alboin. „Liebst du mich nun?" Wendeline (von Schmerz zerrissen). „Mein Gatte! Ha Barbar!" Albion (zum Henker). „Hau' zu." Henker. „Er schlummert." Wendeline. „So schläft die Unschuld. — Erwache Kunimund!" Kunimund (erwacht). „Wo bin ich?" (er erhebt sich verwunderungsvoll und singt:

„Als mich noch Vergangenheit
Hold umschwebt im Flügelkleid;
Ach, da war ich froh und selig,
Doch die Parze kam allmälig
Und dahin war alle Fröhlichkeit.“

Alboin. „Genug des Jammers.“ (Zu Wendeline.) „Deine Liebe oder sein Blut.“ Wendeline. „Ha, welche Wuth.“ Alboin (winkt dem Henker). „In die Hölle mit ihm!“ Kunimund. „Halt ein!“ (Angenehmer Satz mit Violoncello):

„Als Regente und als Gatte
War ich stets getreu der Pflicht.
Wendeline, Wendeline,
Ach, vergiß mein nicht.“

(Er wirft ihr ein Vergißmeinnicht hin und legt seinen Kopf mit heiterer Gemüthsruhe auf den Block. Wendeline hebt entzückt das Vergißmeinnicht auf und hält es Alboin vor):

„Dieser Blumen Duft und Zier,
Richten einst an jenem Tage
Zwischen mir und dir.“

(Nun folgt ein klassisches Terzett, Alboin und Wendeline tumultuarisch).

Alboin: „Sein Geschick in deinen Händen;
Liebe mich und er ist frei.“

Wendeline: „Stirb' mein Gatte, frisch und fröhlich,
Meinen Schwüren bleib' ich treu.“

Kunimund (in getrag'nen Tönen, noch immer den Kopf auf dem Block):

„Mich umschweben Seraphinen,
Liebeind, daß ich selig sei.“

Alboin (geht die Geduld aus. Recitativ). „Henker, thue deine Pflicht!“ (Das Beil fällt, das Haupt Kunimund's ebenfalls, und Wendeline mit einem Schrei in 2 gestrich'nen As in Ohnmacht. Der Kopf rollt zu ihren Füßen, unter der vorigen Melodie: „Als mich noch Vergangenheit.“ Da erklingen Harfen, Genien fliegen herab, beschatten die Scene mit Friedenspalmen, und unter Hohngelächter Alboins fällt der Vorhang.)

Zweiter Akt. (Wilde öde Felsengegend.) Der tapfere Narses, Wendelinen's früherer Geliebter, kommt mit verschränkten Armen und sehr betrübt, geächtet und verfolgt von der Kaiserin. Hier wo ihr Athem weht, will auch er seinen letzten Seufzer aushauchen. Schon hat er das Schwert gezogen, will sich hineinstürzen — da schreit es: „Was beginnst du?“ und Wendeline steht vor ihm, festlich geschmückt; er läßt das Schwert fallen — „du hier? — O Himmel!“ Lyrisches Doppel- und Dankgebet in E-dur mit obligater Janitscharenmusik, um anzudeuten, daß Konstantinopel noch einige Ansprüche an ihn habe. Nun frägt Narses: „Bist du noch mein?“ Sie. „Was soll ich sagen. — Wie kannst du fragen?“ Er. „O Himmelswonne!“ Nun ein Duett in trunkener Lust. Sie wollen entfliehen auf ein Eiland. Da erschallt die Tuba. Wendeline: Recitativ (bei Seite): „Götter! ich vergaß im Rausche des Entzückens, daß ich Braut.“ Narses. „Welch ein Laut.“ Sie. „Man ruset mir.“ Er. „Wohin?“ Sie. „Frage nicht, Unglückseliger und entflieh.“ Er. „Nie!“ (da erscheinen gothische Leibwachen und Edeldamen auf einem nackten Felsen.) Wendeline. „Es ist um mich geschehen, wirst du nicht gehen.“ Narses (stolz). „Ich bin ein Longobarde.“ Sie. „Deshalb üb' Edelmuth.“ Er. „Gut.“ Wendeline. „So lebe wohl“ (sie entflieht rechts). Narses. „Das Geheimniß zu ergründen, muß ich sie wiederfinden.“ (Entflieht links.)

Verwandlung. Prachthalle. (Marcia eroica. Großer Brautzug. Alboin auf einem Elephanten reitend. Wendeline auf einer Gazelle neben ihm.) Der kühnen Phantasie des Regisseurs bleibt die brillante Ausstattung des Zugs überlassen. Darauf reiten Alboin und Wendeline vor. Zartes Duett mit wilden Jubelchören, der Liebe Glück besingend. Darauf Alboin:

„Wohlan, das Fest zu schmücken,
Mag uns Terpsichore entzücken.“

(Sie steigen ab und auf den Thron. Ballet. Darauf große krampfhafte Pause, als Vorspiel einer unheilbringenden Katastrophe. Der König winkt. Ein alter Gothe bringt einen großen Pokal Alboin fredenzt ihn: „Auf unser'er Völker Glück.“ Wendeline (bei Seite.) „Ich kann nicht mehr zurück. Es sei.“ Nimmt und leert ihn auf einen Zug, (während sie trinkt, neckt eine schadenfrohe Flöte hinter der Scene.) Nachdem sie getrunken: „Wie wird mir so bellommen.“ Alboin. „Ich glaub' es. Noch eins auf unser eigen Wohl.“ (Der alte Gothe schenkt wieder ein.) Alboin trinkt ihr vor. Mystische Paukenschläge.) Wendeline. „Ich will es versuchen;“ (setzt an.) Da erscheint Narses: „Halt ein, Unglückselige!“ (Allgemeines Erstaunen:) Ha! (Großes Ensemble. Adagio. Alle treten vor und Jeder verwundert sich auf seine eigene Art. Im Allegro furioso liegt die Aufklärung.) Wendeline hat aus dem Schädel ihres Gatten getrunken. Entsetzen! Sie schwört heimliche Rache. Alboin. „Verwegener Bube, wer bist du.“ Narses. „Ich bin, ich bin.“ Wendeline (heimlich). „Bei unser'er Liebe! Verstellung.“ Narses. „Himmelsworte (laut). Ich bin ein Nar- (Cadenze) ses.“ Alle. „Ein Nar- (Cadenze) ses.“ — Narses bietet Alboin seine Dienste gegen die Römer an. Alboin. „Weshalb?“ Narses (doppelsinnig). „Aus Rache!“ — Der überlistete Alboin schmückt ihn sogleich mit dem Feldherrnstab, und gibt ihm einige 20.000 Mann Gothen. Da ergreift Narses den verhängnißvollen Pokal, und singt ein Trinklied, zu dem alle den Refrain anstimmen. Dazwischen aber donnert es leise, und Narses wie Wendeline vibriren Rache. Wendeline (nimmt den Pokal). „Auch mir geziemt es noch einmal für solchen Preis zu nippen.“ Chor. „Welch ein Heldenmuth.“ Der Gothe schenkt abermals ein. Der Himmel überzieht sich bei dieser Arbeit. Wendeline. „Gebt Acht.“ Sie setzt ihn an die Lippen, da sprühen Flammen aus dem Pokal, und mit einem Donnerschlag steigt der Geist Kunimund's ohne Kopf aus dem Erdboden. Fürchterliches Geprassel in der Luft. Kunimund singt ohne Kopf: „Der Pokal ist mein,“ (will ihn Wendelinen entreißen. Diese ringt mit ihm, jedes will seinen Kopf behaupten). Wendeline (heimlich). „Laß ihn mir, ich räche dich.“ Kunimund. „So schwöre.“ Wendeline. „Bei diesem Pokal.“ (Beide treten vor — kleines zartes Duettino zwischen Blitz und Donner) ungefähr:

„Lieb' und Rache, Hand in Hand
Knüpft noch Jenseits unser Band.“

Wendeline (mit verstellter Freude schwingt den Flammenbecher). „Triumph, der Sieg ist mein!“ (eilt ab. Narses ihr nach).

Kunimund. „Doch mein ist die Gewalt.“ (beschwörend)

„Herauf ihr Geister mit Tigerwuth
Sühnet das vergoß'ne Blut.“

(Noch mehr Geprassel. Großes Orchester mit Tamtams. Die Geister der erschlagenen Gepiden steigen unter Flammen aus der Erde mit feurigen Geißeln bewaffnet.)

Chöre der Gothen. „Erbarmen, Weh!!!“

Die Gepiden: „Mit Tigerwuth
Versöhnen wir das vergoß'ne Blut.“

(Sie geißeln die Gothen zu allen Coulissen hinein. Die Bühne wird leer. Der Vorhang fällt melancholisch.)

Dritter Akt. (Mehre Jahre später.) Garten am Meer, englische Anlage. Rechts im Vordergrunde steht eine Palme bei einer Eiche von Epheu umschlungen. Wendeline im schneeweißen Negligé sitzt in einer Jasmin-Laube, die Pedal-Harfe im Arm, von ihrem Frauenchor umstanden. Sie beklagt ihre Lage. Ihr erster Mann todt, ihr zweiter schlägt die Römer und ihr Geliebter hilft ihm. Sie singt drei Strophen, und zwischen jeder schlürft sie neue Rache aus dem Schädel ihres Kunimund, der nie mehr von ihrer Seite kommt. Während sie trinkt, tanzen zwei Hofdamen sehr theilnehmend. Mitten in der vierten Strophe hört sie entfernten Ruderschlag. Ein Zephir haucht ihr ihren Namen ins Ohr. Sie erkennt diese Stimme. „Der Tollkühne.“ Sie entfernt ihre Frauen. „Am heiligen Quell' erwartet mich.“ — Eine weite Stimme nimmt den Rest der vierten Strophe auf; es entsteht ein Duett daraus, und am Horizont zeigt sich eine Barke, worauf Narses sich schaukelt. Nach einer Barcarole schwingt er sich über einen Felsen, springt über die Staketen und fliegt in ihre Arme. Jubelloses Duett: „Ich habe dich wieder, o seliger Traum!“ u. s. w. Wendeline. „Doch wie kamst du hieher.“ Narses. „Direct aus der Schlacht.“ Recitativ: „Schon floh das Heer der Gothen unter Alboin; da sammelt' ich eine Handvoll Longobarden, trieb die Römer

durch fünf Flüsse bis zur Etsch.“ Sie. „Und mein Gemal?“ Er. „Der würgt noch immer fort. Ich aber, von Sehnsucht getrieben, bin auf einsamen Wegen vorausgeeilt, dich zu sehen.“ Sie. „O mein Geliebter.“ (Lange Umarmung. Generalpause. Plötzlich wüthende Contrabaß-Passagen.) Wendeline schreckt zusammen. Sie vergaß, daß sie Alboin's Weib — „die Pflicht — meine Ehre — verlaß mich!“ Er. „Ich vermag's nicht.“ Sie. „Weßhalb.“ Er. „Ich bin müde bis zum Tod. Meine Wunden fordern schnelle Hilfe.“ (Er sinkt hin.) „Für Vaterland und Liebe!“ (Sie wirft sich über ihn.) „Hilfe! Rettet! Sein Auge bricht.“ Umsonst lüftet sie ihm Helm und Harnisch. „Er ist todt, so will ich mit ihm sterben.“ (Sie legt sich zu ihm. Verdustende Cavatine. Plötzlich rauschendes Crescendo aller Instrumente, und auf die Bühne stürzt Alboin mit der Kriegerschaar.) Von der andern Seite die Frauen.) „Ha Verrätherin!“ Alboin hat es geahnt, schnell einen Waffenstillstand gemacht und ist ihm auf dem Fuße gefolgt. Nun geht's los. Er will Narses durchbohren. Wendeline: „Er ist schon todt!“ Alboin. „So gilt es dir!“ Er schleudert sie von der Leiche. Das gibt dem Narses neues Leben wieder. Er springt auf, und reißt sein Schwert aus der Scheide. Hitziger Zweikampf. Terzett mit Chören. Gewühl in Dissonanzen in chromatischen Läufen und verminderten Septimen. Narses fällt, Alboin will so eben — da ergreift Wendeline den Schädel-Pokal, wirft sich zwischen die Kämpfenden, und hält denselben Alboin vor. „Kennst du diesen?“ Alboin (erbebt). „Wie er mich angrinst! Laß' ab, ich schenke ihm das Leben. Doch fort mit ihm in tiefsten Kerkers Nacht.“ Er eilt großartig ab. Seine Schergen fassen Narses. Wendeline bittet, fleht — vergebens. Sie schleppen ihn fort, unter tausend Lebewohl's. Die Frauen entfliehen. Wendeline bleibt vernichtet stehen, starrt vor sich hin, wirft einen großen Blick gen Himmel, einen zweiten auf den Pokal, und unter einem Posaunenstoß, der einen abermaligen Entschluß verkündet, geht sie entschlossen ab.

Verwandlung. Schlafgemach Alboin's. Seine Waffen hängen an einer Säule. Unter einer Bravourarie stürmt er herein. Er will alles erworden, damit er Ruhe hat. Da tönt eine Harfe. „Das ist ihre Stimme!“ Erinnerung. Er legt sich aufs Ruhebette. Da erscheint Wendeline bereuend, heuchlerisch zerknirscht. Sie erweicht ihn durch ein agitato appassionato. Er wird gerührt, und zieht sie zu sich: „He, Knappen, die Versöhnung recht zu feiern, bringet Wein!“ Es geschieht. Doch manchmal zucken noch des Zornes Flammen hervor. Wendeline singt und tanzt, um ihn vollends zu bezähmen, und während einer Liebkosung schüttet sie ihm einen Schlaftrunk in den Becher. Er singt, lallt und entschlummert. Lange schreckenhafte Pause. Tremolando im Orchester. Wendeline reißt eine Perlenschnur von ihrem Halse und bindet damit seine Waffen an die Säule fest, natürlich unter einem fugenartigen Satz. Darauf klatscht sie drei Mal in die Hände. Eine verborgene Thüre geht auf, und Narses, den sie vorher befreit hat, kommt, in einem weißen Mantel eingehüllt, herein. Alles heimlich und grauenvoll. Sie nimmt das Wachslicht, er das Schwert unter den Mantel, will ihm die Kehle abschneiden, strauchelt aber und fällt hin. Wendeline. „Unvorsichtiger.“ Narses. „Das sind die Erinnien!“ Alboin erwacht, und springt unter dem Ausruf: „Meuchelmörder,“ nach seinen Waffen; rüttelt aber umsonst und singt sanft: „Perlen bedeuten Thränen,“ dann: „Verrath!“ Narses erhebt sich und sticht ihm das Schwert durch den Leib. „Du selbst Verräther.“ Wendeline ergreift den Schädelpokal, und läßt sein Herzblut unter einer fließenden Melodie hineinströmen. „Kunimund, du bist gerochen!“ (Gruppe.)

Vierter Akt. (Das Innere einer Halle.) Vorn Alboin's Sarkophag. Vermummte Verschworne liefern ein Doppelquartett. Sie schwören auf Alboin's Leiche, daß die Königsmörder fallen, und schleichen ab. Darauf Trauungszug. Narses hat sich geschwind zum König gemacht. Unter Choral, Orgel und Glockengeläute bewegt sich der Zug über die Bühne. Unglückweissagende Bratschen heulen durch das „Heil“ der Festchöre. Am Katafalk foltern Wendeline Gewissensbisse, sie sinkt auf den Sarg. Der Deckel fällt herunter, und Alboin's Leiche hebt sich empor mit klaffender Wunde und drohenden Geberden, doch nur Wendelinen sichtbar. Narses. „Erheit're dich, o Liebe.“ Sie faßt sich, und wankt weiter. Als der Trauungszug sich zum Aufbruche anschickt, stürzt ein Bote hinzu. „Verstummet Festgesänge!“ Er erzählt, daß das Volk revoltire ob der Unthat. Alle singen: „Weh' uns,“ und stürzen ab, außer ein Page. Unterdessen sind Narses und Wendeline wahnsinnig geworden. Sie singen lange verworrenes Zeug, obgleich man an der Musik keine Veränderung spürt. Narses lustig zum Pagen: „Hole uns Wein, die Braut will trinken.“ Der Page ab. Unterdessen Aufruhr von außen, Waffengeklirr. „Die Hochzeitsgäste nahen!“ Der Page bringt den Schädelpokal. „Ha, Kunimund! du auch hier? Willkommen!“ Er. „Trink' Geliebte.“ Sie. „Der Trank ist bitter.“ Er (lauernd). „Da kann ich helfen,“ (nimmt ein Fläschchen aus dem Gürtel und schüttet den Inhalt hinein. Trinkduett mit Piccolo-Flöte.) Sie. „Mir wird wehe.“ Er. „Mir auch.“ Sie. „Ha, der Trank war Gift.“ Er (heiter lächelnd). „Er war's. Gib' mir die Neige.“ Sie. „Es ist nichts mehr d'rin.“ Er. „Ungenügsame, so leb' denn wohl,“ (legt sich hin). Das Getöse mehrt sich. Die Halle steht in Flammen. Sie. „Ha, die Hochzeitsfackel! Ja ich komme,“ (legt sich auch). Während die Halle brennt, lyrisches Duett am Boden:

„Vereint mit dir die Myrrhe süß,
Schon winkt der Liebe Paradies.“ —

Sie sterben Hand in Hand. Aus dem Schädelpokal zwischen Beiden flackert ein weißes Flämmchen. Alboin's Geist erhebt sich und starrt sie versöhnt an. Die brennende Halle stürzt ein, und die im Hintergrunde gruppirten Chöre singen die Schluß-Festhymne.

Musikalisches Perspectiv.

Die mit Recht allgemein beliebte komische Oper „Czar und Zimmermann“ von Lortzing, welche durch die gelungene Darstellung auf der Josephstädter Bühne auch das Publikum unserer Residenz zur freudigsten Anerkennung hinriß, ist im Clavierauszuge in der hiesigen Kunsthandlung des Hrn. Haslinger zu bekommen, woselbst auch die einzelnen Gesänge aus dieser herrlichen Oper zu haben sind.

Die von dem ausgezeichneten Tenorsänger der königl. Hofopernbühne zu Hannover, Hrn. Granfeld, im 1. Acte eingelegte Arie, deren Melodie der begeisterten Brust des Sängers selbst entstammt ist, und die bei jeder Vorstellung stürmisch zur Wiederholung verlangt wurde, wird demnächst in derselben Kunsthandlung des Hrn. Haslinger mit Pianofortebegleitung erscheinen.

(Joachim Hoffmann's Harmonie-Lehre.) Die Tonkunst ist in unseren Tagen so weit gediehen, daß man von Jedem, welcher auf den Namen eines gebildeten Musikers Anspruch macht, einige Kenntniß der Harmonie oder des Generalbasses, als die Grundfesten jedes musikalischen Strebens verlangt.

Diese Kenntniß ist übrigens nicht allein dem Musiker vom Fache, der ihrer ebenso wie ein Schriftsteller der Sprachkunde zur Darstellung seiner Gedanken bedarf, nothwendig; sie ist auch für den gebildeten Laien, wenn er die Wirkungen der Tonkunst ganz aufzunehmen und seinen Geschmack vor dem Vorwurfe der Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit verwahren will, unentbehrlich.

Ein Werk, welches nun einem solchen Bedürfnisse entgegenkommt, muß von jedem Kunstfreunde willkommen geheißen werden, besonders, wenn es sich so, wie die Harmonielehre Hoffmann's, kurz, faßlich und dennoch im Wesentlichen erschöpfend zeigt. Das ganze Werk erscheint in 3 Theilen. Der erste, der theoretische ist bereits erschienen und sowohl in der Kunsthandlung des Hrn. Haslinger als bei dem Hrn. Verfasser (Alservorstadt, Hauptstraße Nr. 107) zu bekommen. Hr. Hoffmann ist als Lehrer dieses Faches vortheilhaft bekannt; sein Werk ist das Resultat vieljähriger Nachforschung und Erfahrung. Es ist in einer sehr deutlichen und populären Sprache abgefaßt, die Regeln sind mit sehr viel Notenbeispielen beleuchtet, so daß man sich bei einigen musikalischen Vorkenntnissen diesem Studium auch ohne Beihilfe eines Lehrers mit Beruhigung widmen kann. Das ganze Werk ist beispiellos wohlfeil, es kostet nur 1 fl. 40 kr. CM., ist somit Jedem, der seine Musikkenntnisse begründen und bereichern will, sehr leicht zugänglich.

(Gebirgs-Bleamin, von Alexander Baumann.) Unter diesem Titel ist in der Diabelli'schen Verlagshandlung eine Sammlung von 6 Liedern erschienen, deren Worte von Hrn. Baumann zu den bereits bekannten Nationalmelodien in österreichischer Mundart verfaßt sind.

Digitized by Google

Die Gedichte enthalten recht gemüthvolle, dem Volke offenbar zusagende und zugängliche Pointen. Die Melodien sind schon bekannten Volksgesängen entnommen, das Werkchen besitzt somit Alles, woran sich das Interesse solcher Editionen knüpfen kann.

Grazer Kosmoramen.

Der Leseverein am Joaneum gewinnt mit jedem Jahre durch die umsichtsvolle Wahl und immer größere Anzahl der Blätter an seinem Werthe. Die Anzahl der Vereinsglieder beträgt durchschnittlich drei Hundert. Die belletristischen Tageblätter haben für den Leser à jour ihren Hauptwerth, daß sie in möglichst kurzer Zeit zum Lesen da sind. Nicht an der Vereinsdirection liegt das oft späte Eintreffen vieler Blätter, so erschien z. B. vom 1. bis 22. Juli kein öster. Morgenblatt. Die Schuld dürfte in der Zeitungsexpedition zu finden sein. — Der Verein ist nebstdem im Besitze vieler Hilfsbücher und Landkarten, welche auch häufig und anhaltend benützt werden.

„Zum abwechselnden Vergnügen" werden nun allwöchentlich in Withalm's Coloseum 2 Gartenunterhaltungen gegeben, wovon die eine: die alte, die andere: die neue Zeit heißt. Anlockende Titel, schnackische, vielversprechende Affichen ziehen noch immer ein größeres Publikum an, als der Wirth selbst erwarten mag, indem Küche, Keller, besonders sühlbar aber die Bedienung nie ausreichen.

In den Abenden der alten Zeit liegen Speisezettel vom Jahre 1802, mit Preisen von 1842 auf, worauf zu ersehen, daß die Köchin Mizel, die 2. Kellnerin Sepherl heißt. Den Namen der Köchin zu wissen, ist in jenen Gasthäusern, in denen die Gäste die Speisen selbst aus der Küche holen müssen, eine bequeme Einrichtung, um sich mit der Küchen-Regentin in gutes Einvernehmen setzen zu können.

Wer sich nun gerade einen Jux machen will, kann ein solches Fest immer einmal besuchen: entschädigen ihn nicht die Grazer Haube, oder die Tabakdose mit dem Käfer, beide Attribute der Kellnerin in Cevo, nicht die Zopfperücken der Musikanten in der alten, nicht die rothen Röcke mit theils zu kurzen theils zu langen Gremeln, welche die Musiker in der neuen Zeit tragen; so wird ihm der Wein, wie er bisher war, volle Entschädigung gewähren, da er ganz vorzüglich ist.

Ich glaube einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen durch die wörtliche Mittheilung eines derlei Anschlagzettels:

„Gartenmusik im Colseum heute Montag den 25. Juli 1842 unter dem Titel:

Die alte Zeit.

„Weil heute Jacobi und morgen Anna ist, fangts schon um 5 Uhr „an. Die Musikanten werden lauter alte Sachen aufspielen, als: den alten Grenadiermarsch; — einen lustigen Deutschen; genannt der Pummerer; — einen Salzburger-Deutschen; — einen Nürnberger-Deutschen; „— „Frisch auf, dauert nöt lang" auch ein Deutscher; — ein schönes „Opernstück; ein Paar schöne Deutsche, von guten Bekannten, ein altes „Liedl, und noch ein Opernstück.

„Jede Person zahlet einen Sechser W. W.

„Mit Bier und Wein, Brätzeel, backnen und bratnen Hendel sammt „Salat wird geschwind aufgewartet werden."

Das Erheblichste, oder das Erhebliche meines Berichtes am Schlusse, es ist aber auch das Unangenehmste: Schon wieder eine Feuerbrunst! So eben erfährt man, daß von Knittelfeld in Obersteier 66 Häuser abgebrannt seien. Die hierortigen Musikfreunde werden dem Vernehmen nach wohl auch diesmal durch eine Production den Verunglückten beispringen. P.

Tagesneuigkeiten.

(Der Pelz auf Reisen.) Ein Jude ersuchte vor nicht langer Zeit einen Oderkahnschiffer, einen alten Pelz von Kaninchenfellen nach Warschau mitzunehmen, und denselben an seine Verwandten abzuliefern. Der Schiffer nimmt den Pelz und weißt ihm ein Plätzchen in der Kahngarderobe an. Zu Nieczewo, dem Grenzzollorte von Polen, erblickt jedoch ein schlauer Zollmann den Pelz und meint in demselben einen alten Bekannten, der schon öfters die Reise nach Polen und zurück gemacht haben müsse, zu erkennen. Er läßt sich in eine nähere Untersuchung desselben ein, und findet bei der anatomischen Zergliederung, daß in ihm für mehr als 100 Thaler feine Seidenzeuge eingenäht waren, welche ohne Mitwissen des Schiffers, zollfrei eingeschmuggelt werden sollten.

Natürlich spazierte nun der Pelz in das Grenzzollamt, aus welchem er wohl niemals wieder entrinnen und sein Geschäftchen fortsetzen dürfte. Der getäuschte Schiffer mußte jedoch noch 182 polnische Gulden Strafe zahlen, deren Rückzahlung gegenwärtig erst vom Versender gerichtlich erfochten werden muß.

(Ein sonderbares Geschenk) erhielt Königin Victoria vor einigen Wochen. Es war ein vom Dampfschiffe Rhadamanthus gelandetes Stück Holz, welches von dem Baume genommen sein soll, in den Alexander Selkirk (der bekannte Robinson Crusoe), während seines einsamen Aufenthaltes auf der Insel Juan Fernandez, behufs der Zeitrechnung seine Einschnitte machte und auf dem sein treuer Gefährte, sein Papagei, zu sitzen pflegte. Dem Vernehmen nach wurde die Seltenheit nach dem Schlosse Windsor gebracht.

Omnibus.

(Neues Schlagwerk der Stockuhren.) Die von dem hiesigen bürgerlichen Uhrmacher Anton Richter, Favoritenstraße Nr. 330, bereits ins Leben gerufene Abänderung der Schlagwerke der Stockuhren, dürfte unbezweifelt Anklang finden, da die Sache, obwohl keine neue Erfindung, doch zweckmäßig ist, und jedenfalls Beachtung verdient. Ein Besuch in dem obenerwähnten Geschäftslokale wird mit der näheren Aufklärung Jedermann die Überzeugung von der Richtigkeit dieser Angabe verschaffen.

(Die Todespresse) war eine Torturart, die in England gebräuchlich war. Die Angeklagten wurden in eine niedrige, dunkle Kammer gebracht, dort nackt auf den Boden gelegt, auf die Brust ein schweres Eisengewicht, das durch den Druck ihnen nur mühsam zu athmen erlaubte; so mußten sie liegen bleiben und erhielten täglich nur einige Bissen schlechten Brotes und etwas Pfützenwasser, bis sie entweder antworteten oder starben. Diese Marter wurde erst unter der Regierung Georg III. abgeschafft.

(Testament eines Spielers.) Ein Spieler hatte sich dem Spiele so leidenschaftlich ergeben, daß er sein ganzes Vermögen demselben aufopferte. Nichts blieb ihm als ein Meierhof, auf welchem er aber auch nicht ruhig leben konnte. Einzeln verspielte er die dazu gehörigen Grundstücke, die Ziegeln, die Balken u. s. w. wurde bettelarm und verfiel in die höchste Schwermuth. In derselben machte er sein Testament, und da er über nichts mehr zu gebieten hatte, befahl er, man sollte ihm nach seinem Tode die Haut abziehen und mit derselben ein Bretspiel überziehen, seine Knochen aber sollte man zu Würfeln verarbeiten und dieselben an Spieler verschenken.

(Der lustige Maler.) So wurde der holländische Maler Martin Heimskerk genannt, welcher von verschiedenen Dingen die sonderbarsten Ansichten hatte. Er war ein ziemlich eigener, aber höchst fröhlicher Mann, der die Freuden der Tafel liebte, mit Freunden bei einem Glase Wein gern lustig lebte und die Weiber sehr gerne sah. So blieb er bis in sein Alter, genoß die Freuden des Lebens und liebte die Mädchen.

Da nun die Zeit seines Scheidens sich nahte, bereitete er sich wohl vor, bestellte sein Haus und machte sein Testament. In demselben setzte er ein feines Capital aus, von dessen Interessen jährlich ein schönes armes Mädchen ausgestattet würde.

Diese Ausstattung aber erhielt sie jedoch nur unter der Bedingung, daß sie an ihrem Hochzeitfeste, im Brautstaate mit ihrem Bräutigam und den Hochzeitgästen zu seinem Grabe zog und um dasselbe mit allen Gästen herumtanzte.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlag 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag der unter Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 99.

Oeſterreichiſches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 17. Auguſt 1842.

Der Muſikus und ſein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortſetzung.)

Es war in den erſten Tagen Oktobers an einem Sonntag, die Mittagsglocke tönte den Gruß des Engels über die Giebel der Stadt, und die fromme Erinnerung neigte das betende Haupt. Kaum war der letzte Klang verklungen, ſo donnerten Böllerſchüſſe dröhnend über die ganze Gegend hin. Es war das Signal, daß mit dieſer Stunde das große Herbſtſcheibenſchießen beginne. Zu gleicher Zeit zog ein Trupp Schützen, ihre „Stutzen“ auf der Schulter hängend, mit klingendem Spiele durch die Stadt. Voran flatterten zwei Beſtfahnen, die eine mit fünfzig, die andere mit vierzig blinkenden Thalern geſchmückt, an den Seiten die Scheiben für Haupt und Kranz, von den buntſcheckigen Zielern getragen. Den Zug ſchloſſen zwei Schleckerfahnen, mit fünfzig und vierzig halben Thalern und ihren Scheiben. So zogen ſie im feierlichen Marſch zur Schießſtätte ein. Die Fahnen wurden in dem ſcheibenbehängten Schützenſaale zur Schau geſtellt, die Ziele aufgeſteckt und die Böller ſchwiegen. Schützen waren gekommen von Fern' und Nah', die Stände füllten ſich und dahinter wirres dumpfes Gedränge. Und piff! paff! puff! ging es jetzt los auf das ſchwarze Herz der Scheiben, jeder Schuß ein Menſchenleben, wären die Kugeln für den Feind geladen geweſen!

Feind — Feind! — Es gibt doch nichts Schöneres und unſerer Philoſophie Würdigeres, als ſich in regelmäßigen Reihen gegenüberzuſtellen, um kunſtgerecht einander todtzuſchießen! Und dann erſt unſer Duell! „Bruder, ich werde dich todtſchlagen, um zu beweiſen, daß ich Recht habe.“ Die Religion des Gottesurtheils hat aufgehört, der Sinn iſt verloren gegangen, aber der Unſinn findet noch ſeine Narren.

Das Scheibenſchießen hatte großartig begonnen, der dritte Schuß war in's Centrum des Kranzes gedrungen. Der Schütze war Jakob Haarbogner. Sonderbar! Er war ohne Zweifel unter allen Gegenwärtigen der ſchlechteſte Scharfſchütz. Ein ſeltener Zufall hatte heute ſeine Kugel geführt, gerade heute, wo er ſeinem Freund Leopold zu Gefallen, welcher dieſen Morgen angekommen war, zum erſten Mal wieder öffentlich ſich zeigte. Unter gellendem Pfeifenton wurde die Scheibe hereingetragen und zu den Füßen ihres Schützen gelegt. Jakob machte noch einige minder glückliche Schüſſe und begab ſich dann mit ſeinem Freunde in den Trinkſaal der Schießſtätte. Ob er im Verlauf des dreitägigen Feſtes noch einmal in's Centrum getroffen, werden wir nächſtens erfahren.

Die beiden Freunde ſetzten ſich an ein Eckiſchchen allein; denn ſie mochten wohl für den Zirkel eines großen Tiſches, an dem Beamte und angeſehene Bürger verſammelt waren, nicht heiter genug geſtimmt ſein. Lange ſaßen ſie ſchweigend und konnten nicht Worte finden. Endlich ſagte Leopold: „Mir dünkt, lieber Freund! ich habe dich nicht zur guten Stunde beſucht. Ich hoffte dich heiter und glücklich zu finden.“

„Leopold, der Boden glüht unter meinen Füßen. Jedes Geſicht hier iſt mir ein ſchlimmes Orakel. Ich hätte nicht hierher kommen ſollen!“

„Nun, was hindert uns, zu gehen?“

„Die böſen Zungen. Die Spießbürger dort würden ſagen, ich könne ihren Blick nicht ertragen. Aber lange werden wir nicht bleiben. Ich ſehne mich, mit dir allein zu ſein. Ich habe dir Manches zu erzählen.“

Und nun folgte ein gedehntes Schweigen unter den Beiden, während ringsum lärmende Fröhlichkeit herrſchte. Jakob leerte ein Glas um das andere, als wollte er im Weine ſeinen guten Engel ſuchen. Da tönten fünf Böllerſchüſſe und Alles eilte an's Fenſter. Der Zieler des Hauptes machte ſeine bacchantiſchen Sprünge, die Pfeifen ertönten und die Scheibe wurde jubelnd hereingetragen. Es war wieder ein Zentrumſchuß. „Wer hat den Schuß?“ erſcholl es jetzt ringsum in der Zechſtube. „Ich!“ rief eine Stimme. Es war der Sohn des Hufſchmiedes, der eben hereinſtolzirte, umgeben von einem Schwarme tobender Brüder, unter welchen ſich auch Thomas befand. „Der ganze Tiſch iſt frei!“ rief der Triumphator, als ſich Alle geſetzt hatten, und die größten Weinkrüge gingen alſobald in ihrer Mitte herum.

„Leopold,“ ſagte jetzt Jakob, „ſiehſt du unter jenen wilden Zechern einen Menſchen, deſſen Geſicht von jedem Laſter geſchändet iſt?“

„Einer ſticht grell hervor, ich ſehe ihn.“

„Wolle Gott, daß er mich nicht bemerkt! Wir ſind alte Bekannte!“ — Leopold machte große Augen, aber er konnte keine Frage hervorbringen. — „Iſt es nicht ſchon Unglück genug, ein Bekannter dieſes Elenden zu ſein? Leopold, ſo lange dieſer Menſch in Rehberg iſt, athme ich unter Henkershand! Du begreifſt mich nicht, aber ich werde es dir heute noch erklären.“

Nun ſchwiegen die Beiden wieder, aber in jenem Kreiſe ward es deſto lebendiger. „Tell der Scharfſchütz ſoll leben!“ ſchrie Einer. „Soll leben! Hurrah! Hurrah!“ und die Gläſer klirrten. „Alle Scharfſchützen ſollen leben!“ ſchrie bald darauf ein Anderer, und derſelbe Lärm wiederholte ſich. Nicht lange, ſo ergriff der Schmiedgeſell Thomas ein volles Glas, ſtand auf und trat vor

Jakob Haarbogner hin. »Hier iſt ja auch ein Scharfſchütz,« ſagte er, „der Herr Kanzleidirector ſoll leben! — Nun, Brüder, ſchreit Vivat!“ Und Alles blieb ſtumm und ſah auf die Scene hin, die ſich jetzt zum Vergnügen der Geſellſchaft entwirren ſollte. Thomas fuhr fort: „Es will Sie Niemand leben laſſen, Herr Kanzleidirector! aber Allen zum Trotz! ich allein will Sie leben laſſen! Nun, ſtoßen Sie an! — Was? Bin ich Ihnen etwa zu ſchlecht?!“ — Jakob nahm haſtig das Glas, ſtieß an und trank. — „Nun, das dacht' ich ja. Sind wir nicht alte Bekannte? Aber da fällt mir was ein! Wir ſind ſo gute Freunde, und reden mit Sie und Ihr. Zum Henker mit dieſer Gleißnerei! Wir müſſen auf Brüderſchaft trinken, Freundchen! Nun, angeſtoßen! Auf Brüderſchaft! — hi hi! Was rollt man denn die Augen? Es gilt Brüderſchaft, Freundchen! Noch nicht verſtanden? Wir trinken auf du und du! Stoß' an, ſag' ich!!« Jakob hätte ſeinen Grund g:habt, vom rohen Übermuth etwas hinzunehmen, allein im Angeſichte der hochmüthigen Bürger und der neidiſchen Mitbeamten konnte er dieſe Demüthigung nicht ertragen. Wie der Eine ſchrie: »Stoß' an, ſag' ich!“ da verließ ihn ſein guter Geiſt und er ſchlug dem Zudringlichen das Glas aus der Hand, daß es zertrümmert auf dem Boden lag. „Ein Hundepack das!“ fügte er der kräftigen Reaction bei. Ein unverſtändliches Gemurmel entſtand jetzt im Kreiſe der Handwerker und grimmige Blicke wurden auf Jakob hinübergeſchleudert; denn wie es ſchien, hielten ſie ſich durch die Mißhandlung eines ihrer Brüder für allgemein beleidigt und gewiß würden ſie thätliche Rache genommen haben, hätte ſie nicht das Anſehen einer Gerichtsperſon im Zaume gehalten. Der Schmiedgeſell Thomas, als ihm Jakob das Glas aus der Hand geſchlagen, blieb ein Weilchen wie ein Blödſinniger ſtehen, als ob er die Möglichkeit des Geſchehenen noch immer nicht begreifen könnte, dann ſchlug er ein höhniſches Gelächter auf: „Ha ha ha ha! Mir das, gnädiger Herr Kanzleidirector! Geben Sie acht, daß die Splitter meines Glaſes Sie nicht einſt verwunden! — Nun, ich empfehle mich zu dero Gnaden — aber — wir werden dennoch einmal Brüderſchaft trinken! Dafür bürg' ich, Junker Jakob! ha ha ha!“ Nach dieſen Worten begab ſich Thomas mit einem wahren Mephiſtogeſichte zu ſeiner Geſellſchaft zurück. »Was ſchwatzt ihr da von Beleidigung?« — fuhr er daſelbſt fort — „Ihr Mutterſöhnchen ihr! Will euch was von meinen Reiſen erzählen. — War in Hamburg und Straßburg, in Salzburg und Koburg. Will euch was erzählen — auch in Genua war ich! Ha, fluch dir, Genua! Brüder! ſoll ich euch ein Lied von Genua ſingen? Füllt mir ein Glas, dann ſing' ich euch ein Lied von Genua! So wahr ich lebe! ein ungereimtes Lied, aber der Herr Kanzleidirector dort wird es euch reimen, ha ha ha! Füllt mir ein Glas, ſag' ich!«

Während den letzten Worten war Jakob haſtig aufgeſtanden und zur Thür hinaus. Nach ein Paar Minuten aber kam er wieder zurück, begleitet von zwei Gerichtsdienern, und ging zu Thomas hin. „Im Namen des Gerichts! in den Arreſt mit dem!“ ſagte er. Die Geſellſchaft verſtummte, wie vom Donnerſchlag eingeſchüchtert und Thomas übergab ſich willig den Armen der Behörde. »Hm! Eine Nacht auf dem Stroh,“ meinte er, „was ſchadet das! Ich liege doch nicht auf Dornen, und das morgige Verhör ſoll intereſſant ſein, Herr Kanzleidirektor!“

Ich muß hier bemerken, daß das Oberamt von Rehberg auch die Polizei ausübt, und der Kanzelliſt eben ſo gut als der Juſtizbeamte das Recht hat, bei gewiſſen Vorfällen gerichtlich einzugreifen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Gaſtſpiele des Hrn. W. Pohle, königl. hannoveraniſchen Hofſchauſpielers.

III.

Wir ſind ſo ſehr daran gewöhnt, die Leidenſchaft in dieſem Charakter in edler Haltung und in den Formen der Schönheit und innerem Ebenmaßes zu ſehen, daß ein einſeitiges Hervorheben der Leidenſchaftlichkeit und Sinnengluth die den Jüngling zum Todeswagniß hinreißt, nicht an Ort und Stelle iſt. Sicher hat das Unglück der Königin Maria den Eindruck der Sinne erſt zu einem bedeutenden, tief gewaltigen gemacht, Schiller wollte einen Schwärmer, Hr. Pohle ſtieg in das Verließ der gefeſſelten Begierden hinab und machte ſie frei.

Wir glauben, Hr. Wilhelm Pohle ſei unter die Claſſe jener Künſtler zu zählen, die, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen bleiben, ihre Rollen mit Geiſt und Phantaſie auffaſſen und die befähigt ſind Schätzenswerthes zu leiſten, wenn ihre Perſönlichkeit ihnen nicht geradezu im Wege ſteht. Für Hrn. Pohle iſt aber das Fach der Liebhaber, beſonders außer der Sphäre des Converſationsſtückes, ſicher ein klippenreiches, das Gebiet der Plaſtik iſt ihm, wie es ſcheint, theilweiſe verſchloſſen. Alle Studien, aller Geiſt ſind nicht im Stande Schönheit zu erſetzen, noch der Körperlänge eines Helden auch nur ein Zoll hinzuzufügen.

Andr. Schumacher.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag am 12. Auguſt ſpielte Hr. Beckmann die Rolle des Titus Feuerfuchs in Neſtroy's Talisman, eine Rolle, die ſeiner Individualität nicht zuſagt; Die übrigen Rollen waren wie immer gut beſetzt. Mad. Schmitt gab die Frau von Cortreſſenburg ſehr ergötzlich. Der Beſuch war zahlreich.

Sonntag am 14. Auguſt, zum erſten Male: Lord und Seeräuber oder: des Meeres und des Lebens Wellen, tragikomiſches Melodrama in 4 Aufzügen von Friedrich Adami. — Der Capitän eines Corſarenſchiffes, Horuck, raubt einem Lord ſein Hab und Gut und ſeine Familienpapiere, die ihm das Anrecht auf eine Lordſchaft geben: bevor er ans Land kommt, um ſein Beſitzthum anzutreten, leidet er Schiffbruch und nur er nebſt ſeinem Gefangenen York werden von dem Fiſcher William gerettet. Dieſer iſt in Anna verliebt und ſie hinwieder in ihn; deren Mutter aber will es nicht, ſie wünſcht für ihre Tochter eine reiche Partie, etwa einen Lord, ihr Wunſch geht in Erfüllung, denn Horuck hat kaum Anna geſehen, und ſchon will er ſie auch beſitzen, er verhandelt mit der Mutter und die Tochter wird verkauft. Da tritt ihm York wie ſein warnendes Gewiſſen entgegen, er mahnt ihn an ſeinen Raub, er befiehlt ihm von der Geliebten ſeines Lebensretters zu laſſen, doch vergebens. York hat ſich in Beſitz der Papiere durch Liſt geſetzt, Horuk ſtürzt ihn von der Terraſſe in's Meer, um die Papiere wieder zu erhalten, Jenni aber, die Freundin Annens, die gelauſcht, rafft ſie von dem Boden auf und entflieht. — Nun geht die Verwicklung erſt recht los. York ſchwimmt wieder an Bord, nun gibt es gedungene Dolchſtöße in Hülle und Fülle, es zeigt ſich, daß William Yorks Sohn iſt, die Tugend wird belohnt, und das Laſter beſtraft. — Das Ganze iſt ein ganz gewöhnliches Schauſpiel, das ſich mit einem halbwegs gut geſchriebenen Dialoge von Scene zu Scene bettelt —

das sich absichtlich nicht natürlich ins Garn verwickelt, damit der Dichter den Knäul allmälig, Schlinge für Schlinge entwirre, anstatt daß er ihn mit einem Alexanderschwert auf einmal entzweigehauen. Das Ganze ist alltäglich, mit Romanendunst umnebelt, der die Gestalten nicht ans Licht treten läßt; sie werden von Effect zu Effect geschleudert; — dies Herumtaumeln aber macht keine Wirkung. Noch spielt ein Constabler eine Hanswurstrolle darin, das ist die komische Partie des Stückes, die Hr. Beckmann übernahm. Am besten spielte Hr. Hesse in der Rolle des York, nebst ihm spielten lobenswerth die HH. Börger und Mittell und Dlle. Ammesberger. Der Besuch war zahlreich.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Sonnabend den 13. d. M. zum ersten Male: Die Perle von Chamounix, oder die neue Fanchon. Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen nebst einem Vorspiele, nach dem Französischen: La grace de Dieu der HH. d'Ennery und Lemoine, von J. Kupelwieser. Originalmusik vom Hrn. Hoftheater Kapellmeister Heinrich Proch. — Mad. Brünning und Hr. Granfeld, vom k. Hoftheater in Hannover, als Gäste.

Bei Gelegenheit der Aufführung der neuesten Donizettischen Oper: Linda di Chamounix, wurde der Gang der Handlung derselben in allen Blättern genau erzählt; da nun jene Linda und diese Perle von Chamounix Zwillingsschwestern sind, deren Mutter: das effectvolle Vaudeville la grâce de Dieu in Paris vielen Beifall erhalten hatte, so kann ich mir die Mühe ersparen, den Inhalt des zu besprechenden Schauspiels zu erzählen. Nur so viel muß ich bemerken, daß hier die Rolle der muntern Chonchon, im Entgegenhalte mit der Oper, beigefügt wurde, wodurch eben manche höchst ergötzliche und effectvolle Scene, wie z. B. jene mit dem Champagner, herbeigeführt wird. Und nun zur Darstellung.

Vor Allem müssen wir unsern werthen Gast, Mad. Brünning, lobend erwähnen. Sie erschien als Chonchon und bestätigte in vollem Maße den Ausspruch aller Kunstrichter, daß sie eine vorzügliche Schauspielerin ihres Faches sey. Ja wohl ist sie es, aber sie lernte auch in einer Schule, die ewig wahr und die einzige richtige ist, in der Schule der Natur. So freudig ungefähr mag die Gazelle auf ihren Heimathbergen hüpfen, wie Mad. Brünning jene hüpfende, springende, singende Chonchon zur Anschauung brachte. Das Bild dieser ewig muntern Französinn war ganz aus dem Leben gegriffen, mit sicherer Hand erfaßt, mit Lust und Liebe wiedergegeben. Die schalkhafte Naivität in der Scene mit dem Butterbrote, die Laune und das Leben in der Champagnerscene, die feine Coketterie als Tänzerin, war richtig und effectvoll, ohne übertrieben zu sein. Und endlich wurden all diese Vorzüge von einer trefflichen Stimme und schönem Vortrag unterstützt; möge, wenn denn schon gejodelt sein muß, es doch mit dieser Decenz und Kunstfertigkeit der Mad. Brünning geschehen. Wie oft unser lieber Gast gerufen wurde, weiß ich nicht, doch so viel ist mir klar, daß es nicht ein einziges Mal zu oft geschah. — Nächst Mad. Brünning nennen wir Dlle. Grafenberg als Marie. — Die HH. Granfeld, Weiß, Wimmer und Buel unterstützten das schöne Streben der Genannten Besonders gut trug Hr. Weiß seine Couplets, und ein Duett mit Chonchon vor. Rücksichtlich der Musik des Hrn. Hoftheater Kapellmeisters Heinrich Proch können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir eben von ihm, dem wir so viel Gemüthliches und dem Leben Entnommenes verdanken, in mancher Nummer mehr Tiefe und Gemüth erwartet hätten, und daß namentlich der Scheidegesang der Savoyarden, der doch im Verlaufe des Schauspiels einige Male wiederholt wird, an eine bekannte, oft gehörte Melodie erinnert. Dagegen ist das komische Duett zwischen Chonchon und dem Kommandeur sehr gut gearbeitet und mußte wiederholt werden, auch wurde die lebhaft instrumentirte Ouverture rauschend beklatscht.

Aus Pesth den 10. August 1842.

Rossini's berühmtes „Stabat mater" wird hier zur Aufführung vorbereitet, daß es würdig zur Aufführung gebracht wird, unterliegt keinem Zweifel, da alle dabei Betheiligten selbst das lebhafteste Interesse für diesen Schwanengesang des großen Meisters belebt. — Die Opernfreunde in Pesth sind wirklich entzückt über die Gastrollen des neuen verjüngten Hrn. Wild. Welche Zaubermittel stehen dieser Gesangsgröße zu Gebote! denn in der That hörten wir Hrn. Wild als Othello mit einer Kraft und Reinheit der Stimme, wie ihn Schreiber dies vor zwei Decennien nicht besser und kräftiger zu hören bekam. — Solche Phänomene sind selten anzutreffen, aber das zahlreich versammelte Publikum beweist auch durch den Beifallsjubel, mit dem es jede Parthie dieses ausgezeichneten Künstlers belohnt, wie sehr es so seltene Verdienste ehrt. Hr. Wild, dieser Nestor der deutschen Tenore, bezaubert das hiesige Publikum im gleichen Grade, wenn nicht mehr, als drei Gesangscelebritäten, die zugleich auf dieser Bühne singen. Die beste Probe ist die Theaterkasse. — Othello, diese ewig schöne Oper, gefällt immer wieder von Neuem, man besetze sie nur gut. Dlle. Mink, Desdemona, elektrisirte ebenfalls durch schöne glockenreine Töne und meisterhaften Vortrag, nicht umhin können wie Hrn. Stighelli neuerdings das aufmunternde Lob als Rodrigo zu spenden. Dieser junge Sänger gewinnt immer mehr in der Gunst des Publikums, sein Fleiß und Bestreben ist bei jedesmaligem Erscheinen ersichtlich, und das verdient jede Aufmunterung, nur Vorwärts!! — An demselben Abend (warum an einem und demselben Abend?) nahm Hr. Wurda in der „Jüdin" Abschied vom hiesigen Publikum, dem Vernehmen nach war das Nationaltheater gleichfalls stark besucht, aber es bleibt doch immer ein Übelstand, zwei große Opern an einem und demselben Tag in zwei Theatern einer Provinzstadt zur Aufführung zu bringen, die Opernfreunde sind um einen Genuß gebracht. — Wie Hr. Wurda den Elezar singt und spielt, ist bekannt, göttlich! Der Aufenthalt dieses Sängers bei seinen Landsleuten war kurz, aber der Beifall, den Hr. Wurda geerntet, ist ein nachhaltiger, das Andenken ist dauernd, möge dieser Künstler bald wiederkehren und die Erinnerung an sein schönes Vaterland treu bewahren. — Im Ofner Theater findet heute die fünfte Vorstellung des „Zauberschleiers" statt. — Hr. Faukal hat als Sever in der „Norma" durch schöne Stimme gefallen, dem Spiele fehlt noch jede Routine, so viel man übrigens folgern kann, so berechtigt dieser gut musikalische Sänger zu schönen Hoffnungen.

Viele Hoffnungen sind für den bevorstehenden Johann Enthaupti-Markt (Melonen-Markt) bei so manchen vorhanden, es wäre Zeit, daß sie realisirt würden, denn in der That ist ein so fühlbarer Geldmangel unter allen Klassen zu verspüren, daß ein Platzregen von Banknoten gar nicht schaden würde.

Großes Fortuna-Feuerwerk

welches am 3. September d. J. ohne Rücksicht auf die Witterung von den Herren D. Zinner und Comp. im Beisein der hoffnungsvollen Menschheit abgebrannt werden wird.

Die Unternehmer betreiben die Sache mit wahrem Feuereifer, daher nur Ausgezeichnetes zu erwarten.

Erste Fronte.

Man wird plötzlich in eine sehr romantische Gegend versetzt sein, in deren Hintergrund ein gutsherrliches Schloß auf einer sanften Anhöhe sich erhebt, gewiß die sanfteste Scene, die man nur erleben kann! besonders wenn man erwägt, daß man die Sanftheit so weit treiben kann, daß alle Urbarial, Gelddienst- und Robath-Reluta, Kleinrechte und Jugendzehent, Laudemien und Taxen ꝛc. von dem Besitzer edelmüthig hintangesetzt werden können. — Die Landschaft ist belebt von allen Arten Hausthieren, — während man in dem nahen Walde einen kühnen Nimrod ein edles Wild jagen sieht. —

Alle diese Annehmlichkeiten sind mit dem Besitze des

Dominical-Gutes „Geyerau" —

im Königreiche Illyrien — verbunden.

Während der Zuschauer von den Schönheiten der Landschaft noch ganz bezaubert ist, schwebt im rosigen Lichte Fortuna mit ihrem Füllhorne hernieder, dem

200,000 Gulden W. W.

als Ablösungssumme entströmen.

Fürwahr, bei Dame Fortuna möchte man Schildwache sein, ich

in überzeugt, alle Viertelstunde würde: „Abgelöst!" — gerufen; obwohl mancher Ehemann dies laut in die Welt hineinruft und mit manchem Lottospieler verglichen werden kann, nämlich: er steht auf einem verlorenen Posten!

Zweite Fronte.

Hier gewahrt man die freundliche Stadt Böllabrunk und in einer ihrer Straßen ein im

neuesten Style erbautes Haus,

an das sich ein großartiger Obst- und Gemüsegarten anschließt.

Doch auch hier ist Fortuna gegenwärtig und bietet uns entweder das Haus oder

100,000 Gulden in W. W.

und jeder wird bekennen müssen, daß Frau Fortuna eine ächte deutsche Hausfrau geworden.

Dritte Fronte.

Zeigt die amerikanische Unabhängigkeit, wie sie nach einem

freien Lose

strebt, womit: 50,000, 25,000, 20,000, 13,000, 10,000, 6000 bis abwärts zu 25 fl. W. W., aber auch die beiden Haupttreffer von

200,000 Gulden W. W.

zusammen gewonnen werden können.

Auch Räthsel werden aufzulösen sein:

Wie viel gewöhnliche Lose braucht man, um ein freies Los zu erringen?

Antwort. „Fünf!!" —

Was ist ein gewöhnliches Los werth?

Antwort. Nicht mehr, als fünf Gulden C. M.

Vierte Fronte.

Zeigt Nichts als eine durchlöcherte Zielscheibe, und wer sich die Mühe geben will, wird

23,998 Treffer

zählen, wodurch im Ganzen:

Gulden 615,000 W. W.

gewonnen wurden.

Die Kanonade wird aus Doppelkanonenschlägen bestehen, nämlich aus Gulden: 200,000, 100,000, 50,000, 25,000, 20,000, 13,000, 10,000 6000, 3000, 2500, 1500, 1000 ꝛc. ꝛc. C. M.

Auch werden einige Luftstücke producirt werden, darunter auch die Fallschirm-Racketen.

Hauptfronte.

Ein großes Luftschloß wird sich der erstaunten Menge zeigen, über dessen Portale Schiller's Worte prangen:

„Seid umschlungen Millionen!!"

Eine große Menschenmasse wird noch den Ausbau des Schlosses besorgen, in dessen Mitte man erblickt: den Schreiber dieses

— Stumpf!! —

Künstlerischer Wegweiser.

(Giacomo Marafton) nennt sich ein Maler aus Venedig, welcher sich gegenwärtig in Klausenburg befindet und durch seine Porträte in Öhl und seine Daguerreotypen großes Aufsehen erregt.

(Eine andere Celebrität), mit Namen: Jägermann, befindet sich so eben in Dresden, wo sie nach ihrer Angabe jedes Individuum, wenn es auch noch so ungeschickt sein sollte, binnen 6 Stunden in einen vollkommenen Maler umzuwandeln verspricht. Da wird es wohl bald wie bei Döbler's Sträußchenwerfen heißen: Hier sehen Sie einen Maler, und hier wieder einen Maler, und hier noch einen Maler u. s. w.

(Ein Carton von Cornelius.) Scenen aus der biblischen Geschichte, mit Bezug auf die Ankunft des Königs in England, erregt bei den Malern und Kunstkennern in Berlin noch immer allgemeines Aufsehen. Die Zeichnung, die zu den trefflichsten Leistungen des großen Meisters gezählt wird, soll auf einem silbernen Schilde ausgeführt werden, welcher dem Prinzen von Wales von dem König von Preußen zugedacht ist.

(Der Bildhauer Pradier) soll, dem Vernehmen nach, von dem König von Frankreich den Auftrag erhalten haben, zwei Bildsäulen auf den Herzog von Orleans zu verfertigen, und zwar eine stehende für Versailles und eine liegende für das Grab des Herzogs zu Dreux.

(Eine bis jetzt noch unbekannte Landschaft von Rembrandt), aus dem Jahr 1617, hat man bei einem Bau in Schiedam gefunden. Es ist eine Rheinansicht und stellt den Drachenfels bei einem Gewittersturme vor. Nach der auf dem Bilde wieder zu Tag geförderten Jahreszahl und dem Urtheile der Kunstkenner wurde es von Rembrandt, als er eilf Jahre alt war, verfertigt.

Literarisches.

In Karl Gerold's Verlag erschien so eben ein neuer Fremdenführer durch Wien und die nächsten Umgebungen der Kaiserstadt, unter dem Titel: „Eine Woche in Wien." Der Herausgeber dieses Werkchens, Herr A. A. Schmidl, bewährt sich als umsichtiger Compilator, der aus bereits Vorhandenem das Brauchbarste wählte und für seinen Zweck recht verständig benützte. Hie und da dürfte wohl auch Überflüssiges, und für den nur 8 Tage in Wien weilenden Fremden kaum Interessantes angetroffen werden, z. B. die Statistik der Bevölkerung einzelner Vorstädte; der Sterbefälle; der Lämmer, Hasen, Schörsen, Hirsche ꝛc., die da jährlich verspeist werden; des Haarpuders, der Bretter und Latten, die in gewissen Zeiträumen consumirt werden, ꝛc. ꝛc. Abgesehen von diesen Superplus aber ist das Buch empfehlenswerth, da es Alles Sehenswerthe der Residenz und seiner nächsten Umgebung berührt und zugleich eine treffliche Zeiteintheilung vorschreibt, um dem Fremden all diese Dinge in möglichst kurzer Zeit zugänglich zu machen.

Der beigegebene Plan der Stadt und sämmtlicher Vorstädte ist mit dem Zeitgeiste nicht recht fortgeschritten, da auf ihm die Belvedere-Linie noch als geschlossen erscheint und manche Neubauten in den Vorstädten vermißt werden.

(Kunstnotiz.) Der rühmlichst bekannte Volksdichter Franz Stelzhammer veranstaltet noch im Laufe dieser Woche eine Vorlesung oberennsischer Dichtungen in dem dazu passenden Theater zu Meidling, zu der wir die Verehrer der ländlichen Muse dringendst einladen.

Naturhistorisches Kabinet.

(Ein neuer Erdfall) hat sich kürzlich wieder in Paderno in der Lombardei gebildet. Es machte nämlich eine bedeutende Strecke Landes, auf welchem sich auch ein Haus befindet, von einer Anhöhe eine Rutschpartie in die Niederungen, und zwar so, daß Bäume und Sträuche auf demselben aufrecht stehen blieben, als ob sie gar nicht den Platz verändert hätten, auch das Haus ist nicht im geringsten beschädigt.

(Buntes Glas zur Beförderung des Wachsthums.) Ein Gartenkünstler in Cornwallis hat die Entdeckung gemacht, daß blaues und violettes Glas die Vorschritte der Vegetation befördere, rothes und gelbes dieselben aber verhindere und weißes Glas dabei von gar keiner Wirkung sei.

Man sollte daher in den Treibhäusern nur die ersten bunten Glasgattungen anwenden, da nur diese die chemisch wirkenden Lichtstrahlen durchlassen, während durch rothes Glas unter die wärmenden, durch gelbes oder grünes nur die leuchtenden Strahlen dringen, und sowohl wärmende als leuchtende Strahlen allein, ohne die chemisch wirkenden, die Pflanzen tödten.

(Die erste Nachricht vom Tabak) gab uns ein spanischer Mönch Namens Roman Pane, im J. 1496, den Christoph Columbus, bei seiner zweiten Rückreise aus Amerika, dort gelassen hatte. Im Jahre 1535 wurde der erste Tabak in Europa geraucht.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag der unter Adresse obiger Verlagshandlung franquirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 100.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 20. August 1842.

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Fortsetzung.)

Als der Arrestant abgeführt war, nahm Jakob seinen Freund bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Schweigend gingen sie nach Hause und verschlossen sich im abgelegensten Zimmer. „Setz' dich, Leopold!“ sagte Jakob, während er mit großen Schritten auf und ab ging. „Ich bin dir seit einem Jahre den Schluß einer Erzählung schuldig. Heute fühle ich den Drang eines Sterbenden und will nichts auf dem Herzen behalten. — — Erinnere dich meiner Seereise von Civita Vecchia nach Korinth, und von dort zurück gegen Genua. Du wirst nicht vergessen haben, mit welch' fürchterlichen Banden mich die unwürdigste Leidenschaft gebunden hielt. — Eh' wir in den Hafen von Genua einliefen, saß Antonie in ihrem Kabinet, und ich bei ihr. Es war einer jener Augenblicke, wo man sich und die Welt vergißt und für einen Blick der Liebe seine ganze Seligkeit einsetzt; wo die menschlichen Satzungen zum Hirngespinnst werden und die Gebote Gottes in Schaum sich auflösen. Hätte sie jetzt gesagt in ihrem Zorne: Den und Den will ich nicht mehr sehen! — und sie hätte Den und Den — nicht mehr gesehen! — Aber mit Thränen, heiß um das Erz zu schmelzen, und Worten, welche wahnsinnig machen, sagte sie, daß — zehn Doppien sie glücklich machen könnten. Ich hatte kaum mehr so viele Lire — aber — ich schaffte ihr zehn Doppien! — Nun, Leopold, du wendest dich nicht ab? Muß ich dir auch noch das Wort sagen, das schimpflichste, das die Verachtung erfunden? So höre! Ich habe die zehn Doppien gestohlen!“ —

„Reich' mir die Hand, Jakob! Du hast es im Wirbel der Leidenschaft gethan, ich verdamme dich nicht.“

„Aber wer nimmt mir die Schmach hinweg? Wer urtheilt milde wie du? — Stehlen — stehlen — O das Wort klingt zu gut für die Niedrigkeit des Verbrechens! Leopold, das Stehlen hat der Mensch vom edlen Affen gelernt, nicht seine Verirrung hat es erfunden. So tief hat seine Phantasie noch nie sich verloren!“

„Du wirst unwahr, um einen Jugendfehler unbillig zu vergrößern!“

„Meine Selbstverachtung ist um so gerechter, als ich Grund haben könnte, groß von mir zu denken. Aber die Leidenschaft des Geschlechts! — O die Liebe hat das Fluchwürdigste gethan! — Leopold, vor Genua war der Wendepunkt meines Lebens. Ich griff in die Lose und mein guter Engel weinte.“

„Lieber Freund! es liegen schon Jahre dazwischen. Rufe die Vergangenheit nicht unnütz quälend zurück.“

„Aber ahnest du denn nicht, daß meine Erzählung mit dem heutigen Auftritt im furchtbaren Zusammenhang liegt? Leopold, dieser Mensch, der jetzt zwischen vier tauben Wänden sitzt, war im Begriff, etwas Schreckliches zu sagen! Er war der Zeuge meiner Schmach, wir sind in Genua zusammen auf dem Pranger gestanden!“

— — „Also darum hast du ihn arretiren lassen?“

„Darum. Genua hat mich längst vergessen; er ist der Einzige, der meine Schande kundmachen kann.“

„Jakob, ich beklage dich! Er wird dich verrathen.“

„Er wird mich verrathen! — Hm! — Das Recht der Stärke geht durch die ganze Natur; wie es auch immer heißen mag: rohe Kraft, Vortheil oder List. Die innerste Weltordnung ist auf Egoismus gegründet. — Hm! Tausend Leben wiegen der Schande nicht gleich und die Nachwelt darf nicht verächtlich von ihren Todten reden. — — Leopold, ich will ein wenig ruhen. Geh' doch indessen in's nächste Zimmer. Du wirst dort Bücher finden, kannst den „Till Eulenspiegel“ lesen.“

Leopold ging und große Thränen rollten über seine Wangen. Zwei Stunden saß er schon im nächsten Zimmer und dachte über das Schicksal seines unglücklichen Freundes nach. Dieser hatte aber keinen Augenblick geruht, denn Leopold hörte ihn die ganze Zeit über auf- und abgehen. Da begann es zu dämmern und Jakob trat aus seinem Zimmer zu Leopold. „Lieber Freund,“ sagte er, „ich muß dich bitten, für diese Nacht in einem Gasthause dich einzuquartiren, und morgen — Nun geh', Leopold, geh'! Aber was ich dir anvertraut, verschließ' es tief in deine Brust! — Nun gute Nacht, Leopold! recht gute Nacht, Leopold! Mein einziger, verschwiegener Freund, gute Nacht!“ Und rasch drehte er sich um und eilte in sein Zimmer. Leopold blieb noch lange stehen. Es war ihm, als dürfte er seinen Freund in dieser Stimmung nicht verlassen; aber ein unbekanntes Etwas zog ihn endlich fort und er ging in ein Gasthaus.

Die Nacht war ihm kein erquickender Segensengel. Der Schlaf wollte nicht nahen und das Unglück seines Freundes drückte seine Brust. Endlich nach Mitternacht schloß sich sein müdes Auge, aber sein Geist wachte in einem Traume noch fort.

Er stand auf einer dürren, dornigen Wüste. Ein trüber, trauriger Nebel lag schwer auf der weiten Fläche. Da trat eine Jungfrau zu ihm, mildlächelnd und thränenfeucht. Und durch den kalten Nebel drangen Sonnenstrahlen und die Dornen trieben duftende Rosenkronen. „Ich bin die Poesie,“ sprach die Göttliche. „Komm, ich will dir ein großes, ewiges Gedicht vorführen.“ Und sie gingen und kamen in den Raum einer Friedhofsmauer. Auf den Gräbern

herrſchte ein wirres, komiſch-ſtrebſames Treiben. „Das iſt die Schießſtätte, welche heißt Menſchenleben,“ ſagte die Jungfrau. Da ſtand ein großer, eiſerner Mann. Seine Sohlen wurzelten in der Erde und ſeinen Scheitel umhüllten ſchwarze Wolken. Sein Name war Schickſal. Zu ſeinen Füßen wimmelten junge Herzen, welche mit ſchnellen Flügelſchlägen ihn umflatterten. Der Mann nahm vier davon und ſtellte ſie an's Ziel. Nun trat ein Ungeheuer in den Schützenſtand, halb Menſch halb Thier, ſchoß vier Pfeile und verwundete Alle. Sein Name war Leidenſchaft. Die getroffnen Herzen fingen an zu wogen und zu ſchäumen gleich dem aufgeregten Meere. Da warf ein Weib mit verbundenen Augen Tulpen aus und traf das kleinſte; ein Mann mit gefurchter Stirne legte an, zielte lange und ſcharf, und ſeine Kugel traf das größte. Glück und Schmerz waren die Namen der Schützen. Das kleine Herz fing an ſich aufzublähen und über die Zuckungen des großen dummſtolz zu lächeln. Da nahte ihnen eine Frau, Mutterliebe im Antlitz, eine Thräne im Auge, und verband die verwundeten Herzen, nur an dem großen ging ſie ſeufzend vorüber. Die kleinen Herzen heilten und das große ſank blutend in die Erde. Unter dieſem Gewirre ſtolzirte ein Weſen herum, ein hohles Herz in der Bruſt, ein kleines Auge auf der ungeheuern Stirne, und mit Pfauenfedern geſchmückt. Dieſes Weſen ſtarrte hinauf in die Nebel, welche das Haupt des Schickſals umnachteten, und fühlte nicht die Wunden der Leidenſchaft, und ſah das große Herz nicht in die Erde ſinken, und wußte nicht, daß ſein Auge über die Friedhofsmauer nicht hinausreichte. Mit gellendem Tone ſchrie es: Ich lehre euch, was war, was iſt und ſein wird. Ich bin die Philoſophie!

Nun tönte die Morgenglocke an's Ohr des Träumenden und Leopold erwachte. „Wo bin ich denn?“ frug ſein erſter Blick. Eine matte Dämmerung gab ihm die Gegenſtände ſeines Schlafzimmers zu erkennen und er kam endlich zum klaren Bewußtſein. Raſch ſprang er aus dem Bette, kleidete ſich an und wollte in die Wohnung ſeines Freundes eilen. Als er aber aus der Thüre des Gaſthauſes trat, nahmen ihn zwei Gerichtsdiener in ihre Mitte, um ihn vor den Richterſtuhl des Oberamtmannes zu geleiten. Es lag daſelbſt ein Criminalfall vor. Der Schmiedgeſell Thomas ward in ſeinem Arreſt über Nacht ermordet. Ein Dolchſtoß war ihm durch die Mitte des Herzens gedrungen. Jakob Haarbogner wurde vermißt. Der Gefangenwärter ſagte aus, Jener hätte ihm geſtern Abends die Schlüſſel zu den Gefängniſſen abgefordert. Auf ſeinem Schreibtiſche fand man zwanzig Thaler und die Worte geſchrieben: „Hier meine ganze Barſchaft. Unglücklicher Vater! Beweine deinen verlornen Sohn!“ Leopold erzählte, was er wußte. Er ſah mit andern Augen als ſein Freund, und glaubte durch die Darſtellung des Beweggrundes das Verbrechen in ein milderes Licht für die Nachwelt zu ſetzen.

(Schluß folgt.)

Muſikaliſches Auskunftscomptoir.

Von Heinrich Aue.

24.

Welcher Unterſchied findet zwiſchen deutſcher und italieniſcher Muſik, welcher zwiſchen deutſchen und italieniſchen Sängern ſtatt?

Bei den Deutſchen iſt die Muſik Zweck, und die Sänger ſind Mittel; bei den Italienern iſt dagegen der Sänger Zweck, und die Muſik bloß Mittel.

25.

Warum bekümmern ſich die Theaterdirectionen ſo wenig darum, daß ihre Opernſänger zugleich Schauſpieler ſind?

Weil ſie wahrſcheinlich befürchten, ihnen doppelte Gagen zahlen zu müſſen.

26.

An was könnte ein junger Componiſt heutzutage am eheſten zu Grunde gehen?

An der vielfältigen unreifen und unverdaulichen muſikaliſchen Kritik.

27.

Welches iſt das untrüglichſte Zeichen von der Seichtheit eines Componiſten?

Wenn er von der großen Menge gleich aufs erſte Mal ganz verſtanden wird?

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Gaſtſpiele des Hrn. Carl Devrient.

Beurtheilt von Andreas Schumacher.

I.

Hugo in Müller's Trauerſpiel „die Schuld.“

Das iſt's ja, was den Menſchen zieret
Und dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er's im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand!
Schiller.

Da wäre die ganze Theorie der Kunſt. Einfach genug um von Jedermann verſtanden zu werden! Dazu ward dem Menſchen der Verſtand, daß ſein Herz empfinde, was er ſchafft und bildet. Der Verſtand gibt die umfaſſende Vorſtellung des Ganzen, die Einſicht in den Zweck und die Verwirklichung durch das organiſche Zuſammengreifen der Einzelheiten, hat der Geiſt ſich ſo die Bahn gebrochen, dann wird das Herz das Edle der Conception auffaſſen, dann wird die Seele ſich in ihrer Heimat fühlen.

Nicht der dunkle Trieb, nicht der Inſtinkt, der das gequälte Thier ſchreien und den Hungernden eſſen lehrt, nicht das Anklammern an den Moment, nicht das Durchtappen durch die Krümmungen eines finſtern Ganges ſind die Abzeichen der Kunſt. Nicht die unfruchtbare Einſicht in das mechaniſche Räderwerk der Gegenſätze, nicht das bloße Auswendiglernen einer, wenn auch noch ſo großen Menge von rhetoriſchen Rechnungsexempeln macht den Schauſpieler, ſo wenig als das Ablaufen einer Uhr, deren Feder geſprungen, wenn ſie auch alle Stunden und Viertel repetirt, einen Tag im Menſchenleben macht, denn

Dazu ward ihm der Verſtand,
Daß er's im innern Herzen ſpüret,
Was er erſchafft mit ſeiner Hand!

Dieſe Betrachtungen dürfen mit Fug und Recht der Anſicht über einen Schauſpieler zur Einleitung dienen, deſſen ganze Darſtellung eine Moſaik einzelner Tiraden, deſſen Tiraden eine Moſaik von Floskeln, deſſen Floskeln eine Moſaik aller möglichen Betonungen, und deſſen Betonungen eine Moſaik von allen möglichen Höhen und Tiefen ſind. — Hr. Carl Devrient könnte ſeine mitunter ſehr brillanten äußeren Vorzüge nicht wenig geltend machen, hätte er ſie nur nicht zu Trägern einer ſo ſehr zerſplitterten Declamation, eines ſo unnatürlichen Feſtklammerns an allen Nuancirungs-Möglichkeiten gemacht. Nie hat dieſer Schauſpieler die Geduld, ei-

nen Satz mit natürlich festem Vortrag, mit einem wenigstens nur diesem Satze eigenthümlichen Beharren der Stimme, im Ausdrucke einer Empfindung vorzutragen. Wenn er blos nach jedem Satze in eine andere Stimmung geriethe, es wäre das eine wahre Mignon-Declamation, aber immer noch wär' es besser als jetzt, wo jedem Worte, ja jeder Sylbe eine andere Betonung widerfährt. Rathlos ist dieser Darsteller im Aufbieten aller ersinnlichen Modulationen, wahrhaft erfinderisch in der Kunst der Abwechslung. Der grimmigste Ausbruch der Leidenschaft fängt ganz leise, weich und schwärmerisch, ganz conversationsmäßig trocken, oder mit erstickter Stimme an, um dann mit dem Donner des Bombardons zu schließen. So nimmt sich ein Schwimmer einen langen Anlauf zum Trampolinsprung, bald langsam trippelnd, bald gelassen schreitend, bald gleichgiltig noch mit Bekannten scherzend, jetzt schwingt er sich, jetzt streckt er sich, jetzt hört man einen Schlag in's Wasser, und er ist vom Brett verschwunden.

Dieses Sekunden zählende Ausbeuten des Effectes erstreckt sich aber nicht auf die Declamation allein, das Geberdenspiel hält ganz gleichen Schritt. Die von Winkelmann gepriesenen Wellenlinien sind hier ganz zu Hause. Die ganze Action ist hier nur Eine Welle.

Musikalisches Perspectiv.

(Von Joachim Hoffmann's Harmonielehre), deren erste Abtheilung vor Kurzem in diesen Blättern lobend besprochen wurde, erschien bereits die zweite Abtheilung, welcher alsbald auch die dritte folgen wird. Wir empfehlen dieses umfassende und höchst verständliche Werk, auf welches sowohl in der Haslinger'schen Kunst- und Musikalienhandlung, sowie in der Wohnung des Verfassers (Alservorstadt, Hauptstraße Nr. 107) fortwährend die Pränumeration mit 1 fl. 40 kr. C. M. angenommen wird, von welchem Betrage die erste Hälfte sogleich, die andere aber erst bei Erhalt der letzten Abtheilung zu erlegen ist, allen Musikfreunden, die sich eine genauere Kenntniß dieser Wissenschaft verschaffen wollen, aufs Beste.

(Die Anwesenheit des Tenorsängers Hrn. Granfeld), vom königl. Hofoperntheater zu Hannover, und Mitglied der dortigen Liedertafel, dessen Gastspiel auf der Josephstädter Bühne sich allgemeine Anerkennung erwarb, veranlaßten den Kapellmeister Titl, eines seiner neucomponirten Lieder, „der Pensionist" und „Antwort," zwei der herrlichsten Gedichte von Zusner und zwar das letztgenannte diesem gemüthreichen und routinirten Sänger zu dediciren.

Beide Gesänge werden in Haslinger's Verlagshandlung ehestens erscheinen und wie es bei der bewährten Tüchtigkeit dieses Compositeurs zu erwarten steht, gewiß eine höchst angenehme Spende für Liederfreunde bilden.

(Der Violinist Hr. Joseph Herzig) veranstaltete am 13. d. M. im Salon „zum grünen Thore" in der Josephstadt ein Privat-Concert, und beurkundete in den vorgetragenen, von ihm selbst componirten Pieçen, eine beachtenswerthe Markigkeit und Fülle des Tones, viel Bravour, gute Bogenführung, Feuer, Leben und Gefühl, so wie eine bedeutende Gewandtheit in einfachen und Doppel-Flageolett-Tönen.

Das zahlreich anwesende Publikum zeichnete ihn durch oftmalige Beifallsbezeigungen aus, und schien sich an seinem letzten Vortragsstücke, einem Rondo furioso, vorzugsweise ergötzt zu haben. Der Concertgeber ward von den Dlles. Cerini und Betti Mittel, dann Hrn. Sondheim, durch Gesang und Declamation lobenswerth unterstützt.

(Berlin.) Dem Hrn. Kapellmeister Franz Gläser, welcher, wie wir schon berichteten, einen ehrenvollen Ruf als dänischer Hofopernkapellmeister nach Stockholm erhielt, wurde in der Nacht vor seiner Abreise von dem gesammten Orchester- und Chorpersonale des Königstädtertheaters eine glänzende Abschieds-Serenade gebracht.

Eine Auszeichnung, die in Berlin bis jetzt außer ihm nur der berühmten Sontag widerfuhr. Wir rufen unserm wackern Landsmann ein freundliches: Farewell zu, und sind dessen gewiß, daß er sich auch in seinem neuen Wirkungskreise als ein Mann von gründlichen musikalischen Kenntnissen und gewohnter Präcision auf die ehrenvollste Weise behaupten wird.

(Aut-aut.) Entweder überschätzt oder nichtbeachtet, das ist das Los aller Besseren unserer Zeit. Gebt Ihnen nur frisch etwas für das Auge, das Ohr, den Magen oder die Lachmuskeln, und sie werden euch belobhudeln, vergöttern, bekränzen, besonetten und sogar als Pferde im Triumph ziehen; gebt ihnen etwas für den Geist — und sie werden die Nase rümpfen und sagen: „Das werd' ich mir aus der Leihbibliothek holen lassen, wenn ich krank bin." So die Mehrzahl der scheinbar Gebildeten oder Gebildetseinwollenden. Einen ähnlichen Beweis unsinniger und albener Überschätzung bietet uns das Leben der mit Recht geschätzten Malibran.

Ein Arzt verordnete ihr einmal einen Aderlaß. Wie ein Blitz verbreitete sich dieses Gerücht unter dem Publicum, und nicht lange so ward die Thüre ihrer Wohnung von einer Menge ihrer Verehrer umlagert, welche schwuren nicht eher zu weichen, als bis sie einige Tropfen ihres Blutes erhalten hätten, um sie zum Andenken in der Kapsel eines Ringes zu tragen.

O tempora, o mores!

Humoristisch-satirischer Auslagekasten von Eigenem und Fremden.

1.

Großes Diner.

Von Franz Gräffer.

Gnädiger Herr, ich weiß ein Mittel!

Geld zu verschaffen?

Ja!

Rings um unser Schloß wimmelt es von Bettlern.

Leider!

Nicht leider. Diese Bettler sollen unsre Quelle werden. Gnädiger Herr, Sie müssen alle diese Leute zu Gaste laden.

Pfui Teufel!

Lassen Sie diese Bedenklichkeit.

Und die Kosten?

Diese sollen sehr unbedeutend sein. So viel Geld haben wir schon noch.

Ich bin neugierig.

Das meiste werden die 20 — 30 Kittel kosten, die wir brauchen. Die Bettler werden auf morgen Mittag zu Tisch geladen. Sie werden bewirthet, und mit etwas Geld beschenkt. Dann zur Entlassung wird jeder einzeln in meine Stube beschieden, und das Finanzgeschäft ist gemacht.

*

Den Abend nach dieser mildthätigen Bewirthung tritt der Bediente mit lustiger Miene ein. Er zieht einen Beutel und zählt seinem erstaunten Herrn 85 Ducaten auf den Tisch.

Ich muß Ihnen sagen, gnädiger Herr, worauf mein Plan gebaut war. Diese Herren Bettler haben alle Geld. Sie pflegen die Münzstücke in das kleinste Volumen zu verwandeln, nähmlich in Ducaten. Diese nähen sie dann in ihre zerlumpten Kleider, um sie am Besten zu sichern. Nach der Tafel also nahm ich jeden der Gäste einzeln vor. Ich sagte ihnen, daß sich die Mildthätigkeit meines Herrn nicht darauf beschränke, sie zu bewirthen und mit Geld zu beschenken; er wolle sie auch neu kleiden, jeden in einen saubern ganz neuen Kittel. So sehr sich die Kerle gegen diese Maskerade auch sträubten: ich zwang ihnen ihren Vortheil auf. Alles Übrige versteht sich von selbst. Hier ist die Ernte!

Bravo Caspar!

Wir geben alle Monate großes Diner!

2.

Aphoristisch-Epigrammatisches.

Beim Stümpfchen Licht an Dachesrand
Schon manches große Werk entstand;
Bei Girandolen, in Marmorpracht
Ward manche Thorheit schon ausgedacht.

Mancher kann eben so wenig Etwas nie Gehörtes sagen, als er Etwas nie Gesagtes hören kann.

Es würde vielleicht weniger Gläubiger geben, wenn es mehr Ungläubige gebe.

Was er Willens war vor Zeiten,
Ist er Willens noch;
Kommt er nimmer auch zum Handeln,
Bleibt er Willens doch.

Epigrammatisten-Tanz.

Wie weh zu thun dem Theil, dem's Ganzen,
Das heißt fürwahr auf Eiern tanzen.

Die Stadt kümmert sich wenig um die Weltgeschichte; desto mehr kümmert sich die Welt um die Stadtgeschichten.

Interessant.

„Interessant ist meine Frau!" sagt Kresse,
Und liebt an ihr auch nur — das Interesse.

Balletenthusiast.

Sein Auge haftet stets nur an den Füßen;
Wie wird man solch' ein Auge nennen müssen?

Literarische Sündflut.

Es strömet aus der Tintenfässer Schlünden
Die Wasserflut gleich mit der Flut von Sünden.

Bei Manchem könnte man sagen: Er hat sich verheirathet, wie man sagt: Er hat sich versprochen, verirrt, verrechnet.

Das Reisehandbuch.

Du würdest uns kein Reisebuch bescheeren,
Wenn And're nicht vor dir gereiset wären.

Die Sänger.

Der Waldessänger zeigt von Kunst so selten eine Spur:
Der Bühnensänger singt dafür so selten mit Natur!

Auslage.

Vom Stiefel bis zur Cravatte
Ist Alles bei dir so schön;
So kann man in mancher Bouteille
Das Beste von außen seh'n. —

Was Flügel hat das fliegt,
Doch edler Sinn nur fliegt;
Ein edler Sinn hat stets auch edle Art,
Der Unart ist gemeiner Sinn gepaart;
Der Adler fliegt zur Sonn' empor,
Die Fliege fliegt um Nas' und Ohr.

Schönheit im Vereine mit Unverträglichkeit ist eine Laterne ohne Licht, ein Vermögen im Prozeß, ein Glück mit Unglück.

Die Welt liebt es große Tugenden zu verkleinern, und kleine Fehler zu vergrößern.

Literarisches.

Lustiges und Lehrreiches für Kinder aller Stände. Von Franz Schuselka. Wien 1843. bei Karl Gerold im Verlage.

Der Verfasser dieser Jugendschrift ist uns durch seinen „Karl Gutherz" höchst achtbar bekannt geworden und schon daraus ließe sich auf den Gehalt der vorliegenden Novität schließen.

Um so mehr freut es uns daher, nach gewonnener Überzeugung für diese Jugendschrift das Wort der Empfehlung führen zu können und vorzüglich darum, weil die Zahl jener Schriftsteller, welche dieses Feld der Literatur mit Nutzen betreten, gegenüber der Legion moderner Schöngeister und Verfasser nur gering ist; es freut uns ferner, in dem Ganzen einen durchaus sittlichen, dem kindlichen Gemüthe zusagenden Ton anzutreffen, so wie daß es der Autor verschmäht, der Jugend durch einen überhohen Ideenflug, durch grasse Zerrbilder, wie durch unnatürliche, erschütternde Momente zum Wegweiser in das Gebiet der Mondschein-Romantik zu dienen, und als schönen Gegensatz, das Nützliche und Belehrende im Gewande der ergötzenden Erzählung dem kleinen Leser unterschiebt.

Da nebstbei der Druck höchst correct und die übrige Ausstattung sinnig und elegant zu nennen ist, so glauben wir alle Freunde der Jugend auf diese Novität aufmerksam machen zu sollen.

Das 4te Feuerwerk im Prater.

(Am 18. August 1843.)

Hr. Stuwer zeigte sich auch diesmal als Meister der Pyrotechnik. Der Effekt, den dieses Schauspiel in der 5. und 6. Fronte machte, läßt sich nicht leicht mit Worten schildern. Man glaubte sich in einem Feenreiche, magischer Glanz umschimmerte Alles. Besondere Erwähnung verdienen die niedlichen Anna-Bouquets, und die Fallschirm-Racketen, die 8 bis 9 Mal die Farben veränderten und den größten Applaus erregten. Schade, daß der rechte Flügel der 5. und 6. Fronte zufällig vom Rauch eingehüllt wurde, welches den Totaleindruck um Vieles schmälerte.

Der Besuch war diesmal nicht so zahlreich, als man sich bei dem schönen Abend und der Beliebtheit Stuwer's erwarten durfte.

Ihre k. Hoheiten der Erzherzog Ferdinand, der Prinz von Modena und der Prinz von Salerno beehrten dies Schauspiel mit Ihrer Gegenwart.

An die verehrlichen Theater-Directionen, Kirchen- und Regiments-Capellen.

Mit Bezug auf die bereits in Nr. 3 der Wiener Zeitung vom Jahre 1839 eingerückte Bekanntmachung bringt der unterzeichnete leitende Ausschuß neuerdings in Erinnerung, daß die Schüler des Conservatoriums nur unter der vertragsmäßigen Bedingung unentgeltlich aufgenommen werden, daß ihre Eltern oder Vormünder dieselben vor gehörig vollendetem Lehrkurse nicht aus der Anstalt treten, und bei öffentlichen musikalischen Productionen ohne besonderer Erlaubniß des Conservatoriums mitwirken lassen, widrigenfalls die Anstalt auf die Fortsetzung des Schulbesuches dringen, die verbotene Mitwirkung abstellen, oder nach Maß der Umstände den Schüler entlassen, in dessen Folge aber den von ihm bereits genossenen Unterricht als entgeltlichen betrachten, und für jedes abgelaufene Jahr die festgesetzte Bezahlung von 20 fl. C. M. fordern kann. Es werden daher alle Theater-Directionen, Kirchen- und Regiments-Capellen hiermit wiederholt ersucht, sich mit Schülern des Conservatoriums, welche die vorgeschriebene Lehrzeit noch nicht vollendet haben, ohne ausdrückliche Zustimmung der Anstalt in kein Vertragsverhältniß einzulassen. Da jeder Schüler nach abgelegter Jahresprüfung ein Schulzeugniß erhält, so werden die Theater-Directionen und Regiments-Capellen das Engagiren nicht absolvirter Schüler um so lieber vermeiden, als sie von der Anstalt mit absolvirten brauchbaren Individuen versehen werden können. Es treten im Monate August d. J. Zöglinge der Violin-, Flöten-, Oboe-, Clarinett-, Fagott-, Trompeten- und Violoncellschule aus, unter welchen die Violinspieler als zum Solospiele und zur Orchesterdirection, die übrigen aber zum Vortrage jedes im Orchester vorkommenden Solo's vollkommen geeignet sind, und welche sämmtlich bei Theatern oder Regiments-Capellen ein Engagement suchen. Auch wünschen absolvirte Gesangsschülerinnen als Solosängerinnen bei einem Theater eine Anstellung zu erhalten. Theater-Directionen, Kirchen- und Regiments-Capellen, welche ein solches Individuum zu engagiren wünschen, belieben sich demnach in frankirten Briefen mit ihren Anträgen an das Comité des Conservatoriums (Stadt, Tuchlauben Nr. 338) zu wenden, welches sich mit denselben unverzüglich in weitere Correspondenz setzen wird.

Wien am 28. Juli 1843.

Vom leitenden Ausschusse der Gesellschaft der Musikfreunde des Österr. Kaiserstaates.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von N. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 101.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 22. August 1842.

Die modernen Luftschifffahrten.

Ein Beitrag zur Geschichte der Aëronautik, von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

Der geniale Gedanke, die freien lufterfüllten Räume zu beschiffen, oder nach Art der Vögel im raschen Fluge zu durcheilen, hat den menschlichen Geist schon im hohen Alterthume gestachelt. Spuren der Luftschwimmkunst oder der Luftschifffahrt verlieren sich daher in die Zeiten der Mythen. Ernster gemeinte Entwürfe im Mittelalter entsprachen genau dem zeitgemäßen Standpunkte der Naturwissenschaften. Von diesem Standpunkte aus müssen die Entwürfe eines Candido Buono, Lauretus Laurus, Dan. Mögling, Hieron. Cardanus, Caes. Scaliger, Hon. Fabry, della Porta, Fleyder, Alb. v. Sachsen, Fr. Mendoza, Kasp. Schott, F. Lana, Sturm, Dom. Frescheur, Borelli, B. Lorenzi, Gallien, und vieler Anderer, der Beurtheilung unterworfen werden. Bald sollte ein Korb durch Feuer in die Höhe gehoben werden; bald wollte man große Säcke mit Wolkenluft anfüllen; bald versuchte ein Mechaniker einen großen Blasbalg zu construiren, der die Maschinen emporblasen sollte; bald sollten große Metallkugeln, die luftleer sind, die Schiffe emporheben; bald sollte man sich nur in ein paar Tücher einwickeln, damit nach Art der Fledermäuse herumfächeln, um den schwankenden Flug derselben nachzuahmen; bald sollten ungeheuer große beheerte Behälter mit den feinern Lüften der hohen Berge gefüllt werden. Genug, die Projecte hatten alle den Anstrich des Großartigen: „weil," wie der aëronautische Gelehrte Gallien sich selbst äußerte, „weil Worte Nichts kosten, und man damit schon ein Luftschiff, größer als die Stadt Avignon bauen, und nach Herzenslust, wie es beliebt, herumsegeln kann, — auf dem Papiere."

Seitdem die Eigenthümlichkeiten der erhitzten Luft und mehrer Gasarten bekannt wurden, welche unsere gewöhnliche Atmosphäre an Leichtigkeit übertreffen, also in ihr emporschweben und schwimmen, entstanden jene Arten von Aërostaten oder Luftballons, welche wir als Montgolfiere (mittelst Feuer verdünnte Luft enthaltend) — oder als Charliere (mit brennbarem Gas gefüllte Luftballons), bei verschiedenen Wirthshausfesten, so wie bei andern gelegentlichen Schaugebereien emporfliegen sehen, und uns darüber freuen. Mit Stolz sieht nun die heutige Aëronautik auf frühere Leistungen dieser Art herab. Den Aërostaten der jetzigen Construction können sich mit Sicherheit mehre Reisende anvertrauen; — die Fischform der luftigen Hohlkörper erleichtert die willkürliche Horizontalbewegung; — der beigegebene Fallschirm verhindert die Heftigkeit des Auffalles; — die frühern vergänglichen aërostatischen Hüllen hat man mit stärkern, dauerhaftern, luftdichtern Stoffen und mit Metallblechen eingetauscht; — der Chemiker geht mit einer minder kostspieligen Gasfüllung an die Hand; — in den letztern Decennien haben gründliche Mathematiker, Physiker und Mechaniker dem aërostatischen Maschinenwesen durch Beihülfe erschöpfender Berechnungen der verschiedenen Widerstandspotenzen eine auf Zahlen gebaute Grundlage zu verschaffen gesucht, und noch kein Zutrauen! C. Green, unstreitig der erste derzeit lebende praktische Aëronaut, benützt in den verschiedenen Höhen der Luftschichtungen den entsprechenden atmosphärischen Strom, um nach der beabsichtigten Directionslinie zu gelangen. Dieser Ansicht sind die verständigsten Theoretiker beigetreten, eine Ansicht, die jedenfalls genügender erscheint, als mit einem hypothetischen Bewegungsapparate wider Orkane wirken zu wollen.

Eine der beabsichtigten Richtungslinie entsprechende Luftströmung findet aber der Aëronaut nicht zu jeder Zeit, am wenigsten in kleineren Strecken. Im günstigsten Falle könnte es sich ereignen, daß der Luftschiffer in eine minder bewegte oder luftstille Region geriethe. Nur in dieser würde ein zweckmäßiger Mechanismus den Aërostaten nach einer bestimmten Richtung hin zu lenken im Stande sein, aber dann auch, wenn es sehr glücklich ging, nur im sehr langsamen Fortschreiten den Ort der Bestimmung erreichen können. Hätte der Aëronaut sein Ziel erreicht, so müßte die Schnelligkeit der vertikal herabgehenden Bewegung durch das Öffnen mehrer hinreichend weiter Ventile und einer Vorrichtung zum Zusammenfalten des Ballons beschleunigt werden, während ein zweckmäßig construirter Fallschirm, — um Schwankungen zu vermeiden, mit der hohlen Fläche nach oben, das heftige Aufprallen an der Erde, verhüten müßte.

Würde sich der Aërostat minder schnell herabsenken und daher im aufgeblasenen Zustande bleiben, so würde er von den verschiedenen Luftströmungen hin- und widergezerrt, und selbst an der Erde viele Strecken weit fortgeschleppt werden. — Jedermann kennt die Wirkungen des Windes auf kleine leichtere Flächen z. B. auf den gespannten Regenschirm, der gewöhnlich nur 2½—3 Fuß Durchmesser hält. Wie groß ist erst die Gewalt der heftigern Luftzüge auf eine wenig gekrümmte Ebene von tausend, und mehr noch, Quadratfuß, wo die gegenwirkende Kraft keinen fixen Anhaltspunkt hat, und der ganze Hohlkörper noch um Vieles leichter ist als die dichteren anprallenden Luftmassen. Ich folgere aus dem allem: daß kein freischwebender Aëro-

stat gegen heftige Luftströmungen dirigirt werden könne.

Fragen wir die Natur: wo erblicken wir einen gegen den Wind schießenden Vogel mit einer ungeheueren Gasblase versehen? — Würde dem bemeideten leichtsinnigen Luftsegler ein solches Anhängsel in der Fortbewegung nicht sehr hinderlich fallen? — „Ja wir geben unsern modernen Luftschiffen die Fischgestalt,“ repliciren die Gegner, „auch die Fische brauchen beim Schwimmen eine Blase, und da das freie Umherschweben in den Lüften nichts als ein Schwimmen ist, so gilt auch eine fischähnliche Vorrichtung als die geeignetste Luftschwimmkunst.“

Ich muß hierauf mit »Nein« antworten. Die Blase ist bei den Fischen — so zeigt die vergleichende Zergliederungskunst — im Inneern des Körpers versteckt, sie ist im Verhältnisse zum übrigen Körper äußerst unbedeutend und mangelt bei manchen Fischen gänzlich. Diese sehr kleine Blase dient nur zur Vertical-Bewegung. Der übrige Fischkörper ist höchst compact, schwer und mit starken Muskeln versehen. Dichtheit und Elasticität sind die wesentlichsten Charaktere der organischen Gebilde der Meeresbewohner.

Denken wir uns aber einen dem Wallfisch ähnlichen ungeheuern Koloß, der im ganzen Innern hohl, nur mit Luft und diese von einer Membran umschlossen wäre, denken wir uns einen solchen Luftfisch mitten in dem Strome, oder in den Wogen des sturmbewegten Meeres gegen die thurmhohen Wassermassen ankämpfend, müßten nicht dessen Hüllen um so eher platzen, je mehr die angehängten Bewegungsorgane Kraft entwickeln könnten? — Eher würde ein solches paradores Phantom sich schon in einem still stehenden Gewässer behelfen, vorausgesetzt, daß das Vorwärtskommen keine Eile hätte, denn mit der wachsenden Schnelligkeit und dem größern Umfange wächst im ungleich vermehrteren Verhältnisse die Widerstandskraft. —

Die eifrigen Anhänger der Aëronautik mögen es nur ganz aufrichtig gestehen, die bisherigen Luftschiffe haben noch nicht einmal jenen vergleichsweisen Standpunkt der Wasserschifffahrt erreicht, als die ersten Menschen dem roh ausgehöhltem Baumstamme, furchtsam an den Küsten hinsteuernd, ihr Hab und Gut und Leben anvertrauten.

Immerhin bleibt es verdienstlich für die Wissenschaft und das praktische Leben, diese Art der freiesten Ortsbewegung wieder in Anregung zu bringen. Daher sich mehre Vereine gebildet haben, um derlei Unternehmungen in das Dasein zu rufen. So hatte sich der französische aëronautische Verein gebildet. Leider fiel der erste Versuch nicht zu Gunsten der Unternehmung aus. Mißlingt auch theilweise ein derartiger Versuch, so dient er doch zur Belehrung, was künftig zu meiden, zu verbessern oder in Nutzanwendung zu bringen sei. Es steht zu erwarten, daß die neuen Proben vom deutschen aëronautischen Vereine, der sich in Nürnberg constituirt hat, mit mehr Umsicht angestellt sein werden. In der letzten Zeit hat man wieder so viel Verbesserungen und Entwürfe auf dem Papier gemacht, daß eine factische Verbesserung gewiß mit Dank aufgenommen werden wird.

L. A. Leinberger, Mechaniker und Physiker in Nürnberg, verspricht nun mit seinem Aërostaten mit Directions-Maschine und Selbstgasbereitung eine wesentliche Verbesserung einzuführen. Zum Schlusse werde ich nun meine Meinung über den muthmaßlichen Erfolg dieses neuesten Luftschiffes im nächsten Blatte äußern, insofern ich zur Äußerung meiner Ansicht über dieses Unternehmen schon früher von dorther aufgefordert ward, und ich aus dem eingesandten Plane, den anbeigefügten flüchtigen Andeutungen und Zeichnungen zu ersehen im Stande bin.

(Schluß folgt.)

Der Musikus und sein Sohn.

Novelle von G. Millinger.

(Schluß.)

Zehn Jahre lang nach diesem Ereigniß war Leopold nicht mehr nach Rehberg gekommen. Er hatte sich inzwischen zum juridischen Beamten ausgebildet und war in der Hauptstadt angestellt. Seine Glücksumstände waren jetzt günstiger und da beschloß er, mit einem seiner Collegen eine kleine Reise zu unternehmen. Die nächste Bestimmung war seine Vaterstadt. Da hatte er denn verschiedene Fragen zu thun und erhielt verschiedene Antworten. Agathe hatte bald nach dem Verbrechen ihres Geliebten der Mutter ein weinendes Geständniß gethan und ward von dem Vater, nicht an den Hofrath, sondern an einen Kaufmann verhandelt, der für den drohenden Rachen der Krida eben Geld brauchte. Sie trug ihr Loos in stiller Duldung und die maulwurfsäugige Welt meinte, sie wäre glücklich. Von Jakob Haarbogner war keine Spur mehr zu entdecken. »Und wie geht es dem alten Musikus?“ »Den können Sie eben jetzt und alle Tage außer dem Fleischerthor an der Landstraße sehen. Für einen Groschen singt er Ihnen ein Lied zu seiner Geige. Mit seinem Kopfe ist es nicht richtig. Übrigens ist er in's Hospital aufgenommen.“

Leopold und sein Gefährte gingen alsobald an den bezeichneten Ort. Neben der Straße auf dem Damme der Abgrabung saß der unglückliche Vater. Er war in einen morschen Mantel gehüllt, obgleich die Augustsonne auf sein weißes Haupt strahlte. Einen Hut hatte er nicht bei sich. Er starrte die lange Linie der Landstraße entlang, und schien sich um die Besucher nicht zu kümmern, die schon eine Weile vor ihm standen. „Er kommt noch nicht,“ sagte er endlich. »Will noch warten, bis es Abend wird.“

»Und wer soll denn kommen, alter Mann?“ frug Leopold.

„Nun, habt ihr denn nicht gehört? Mein Sohn ist Herzog worden. — Wißt ihr nicht: Als unser Burggraf Hochzeit hielt, ha ha ha! Unser Burggraf hat nicht Hochzeit gehalten, ha ha ha! — st! st! Sie sagen, ich halte ihn in meinem Palaste versteckt, la lirum, li larum, dra rum, rarum dum dum.“

Leopold zog ein Silberstück aus der Tasche und reichte es dem Alten. „Hier, alter Mann! Geht nach Hause und trinkt ein Glas Wein.“

»Was? Einen Dukaten für mein Requiem? — st! st! Mein Sohn ist Herzog worden! Ich will euch eine lustige Weise singen. Das Lied hat keinen Triller, aber es geht aus Moll und hat eine lustige Weise.“ Nun fing er an, die mißtönende Geige zu streichen, gab mit den Füßen den Takt dazu und sang mit heiserer Stimme:

Schifflein zieht durch Wellen grün, Wellen grün,
Froh wie Fisch und Schwan dahin,
Nach dem Strand der Liebe.
Schifflein wiegen Wellen grün,
Wolken ziehen her und hin, her und hin,
Himmel wird so trübe.

Schifflein ſchwebt auf Wogen grau, Wogen grau,
Rudernd nach der Berge Blau,
Sehnſucht in dem Herzen.
Hoffnung hält das Ankertau,
Welle grün und Woge grau, grün und grau,
Wird zuletzt ſich ſchwärzen.

Woge ziſcht, es ſchäumt das Meer, ſchäumt das Meer,
Schifflein ſchwankt und ſeufzet ſchwer,
Fern vom Strand der Liebe.
Trümmer treiben hin und her,
Schifflein ſah den Strand nicht mehr, Strand nicht mehr,
Ach, den Strand der Liebe! — —

„Aber das Schifflein, edelmögende Herren, war meine Geige.“

Während dem Liede war ihm das Geldſtück, das er in eine Mantelfalte ſeines Schooßes gelegt hatte, auf die Erde gefallen. Leopold hob es auf und gab es ihm wieder in die Hand.

„Hm, hm! Einen Dukaten für mein Requiem!“ ſagte er und heftete ſeinen Blick abwechſelnd auf das Geld in ſeiner Hand und auf Leopold. „Was ſeht Ihr mich ſo an, Alter? Kennt Ihr mich?“ fragte dieſer.

„Ihr ſeid Leopold Kruß, Einer von den Hofſchranzen meines Sohnes. — Aber pfui! Einen Dukaten für mein Requiem! — Doch als der Herzog Hochzeit machte, hm, mein Sohn hätte nicht Hochzeit machen ſollen! — Aber ich will euch das Hochzeitlied ſingen. — Und er ſang:

Die Mutter lief in ihrem Weh
Hinaus bei Schnee und Wind,
Und zog ein Blümlein aus dem See,
Es war ihr todtes Kind.

Sie drückt das zarte Opferlamm
An ihren Buſen lind,
Und weinet ihren heißen Gram
Hin auf ihr todtes Kind.

„Huſch huſch! Wie biſt ſo kalt und bleich,
Bei Regen, Schnee und Wind.
Ich bette dich gar warm und weich,
Mein ſüßes todtes Kind!“

Und decket es mit Erde zu:
„Schlaf wohl! Schlaf wohl, mein Kind!“
Darauf fand auch die Mutter Ruh'
Bei ihrem todten Kind.

Als er das Lied geſungen, richtete er ſeinen Blick wieder unverwandt der Landſtraße entlang. Die Beiden erhielten auf ihre Fragen keine Antwort mehr und gingen. Der Paroxysmus des Alten hatte noch nie einen ſolchen Grad erreicht, als wie heute, aber in der Folge ſteigerte er ſich immer mehr und mehr; und als bei Regen, Schnee und Wind der nächſte Winter ſich einſtellte, fand auch der unglückliche Vater ſeinen Frieden wieder in der Menſchen allgemeinen und einzigen Ruheſtätte, im Schooße der Erde.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Den 19. d. M.: der Waſſerträger, von Cherubini.

Es iſt gewiß der rühmenswertheſte Gedanke, der Adminiſtration dieſer Hofbühne, derlei Werke, die erſten Urkunden des goldenen Zeitalters der Tonkunſt, neu in die Scene zu ſetzen, beſonders zu einer Zeit, wo die Opern-Novitäten des Tages ſo ſelten Epoche machen. Die Kunſtgeſchichte empfiehlt uns ihr hohes Intereſſe ſo nachdrücklich, daß jeder Gebildete das Umſtalten ſolcher Tonwerke in bleibenden Zierden des Repertoirs als einen reichlichen Gewinn für ſein Vergnügen anſehen muß, beſonders, wenn ihm ſolche mit der beſtkräftigſten Beſetzung, und zur Zeit einer minderhohen-Wärmetemperatur vorgeführt werden.

Die Oper ging bei ihrer jüngſten Vorſtellung namentlich in den Chören und Enſembleſtücken höchſt gerundet zuſammen. Alles ſchien wie begeiſtert von dem Tonmachtgebote des großen Meiſters Cherubini, was vorzüglich der Verdienſtlichkeit des Hrn. Kapellmeiſters Nicolai zu danken iſt, der ſtets mit beſonderer Liebe die Aufführungen ſolcher erhabener und erhebender ernſter Meiſterwerke leitet. Die Partie der Conſtanze ward durch Mad. van Haſſelt-Barth, die des Graf Armand durch Hrn. Erl genügend dargeſtellt. Auch Hr. Schober ſang den bedeutenden Part des Waſſerträgers nicht ohne Verdienſt.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samſtag, am 20. Auguſt: Die beiden Nachtwandler. Geſtern fiel der Vorhang und ein Beifallſturm brach los, daß die Wände erbebten, und dieſer Beifall galt einen Liebling des Wienerpublikums, dem Komiker Hrn. Beckmann, der durch ſein Spiel viele Herzen erobert; heute rauſcht der Vorhang auf, und derſelbe Beifallſturm geht los, daß die Wände erbeben und dieſer Beifall gilt wieder einem Liebling des Wienerpublikums, dem Komiker Hrn. Neſtroy, der aber nicht wie jener fortgeht, ſondern von einer Kunſtreiſe heimkehrt. Beckmann und Neſtroy; — hier geſunde, friſche, rothwangige und derbe Komik, die ſich nur bisweilen in ein Modekleid ſteckt, und die braunen Hände in Glacéhandſchuhe zwängt, um zur Ironie der Mode zu werden; dort geſunde, edle und feine Komik, die in guter Geſellſchaft lebt, und die ſich in ein gröberes Kleid maskirend ſteckt um einen köſtlichen Faſtnachtſchwank zu bewerkſtelligen. — Legen wir an beide denſelben Maaßſtab, und ſie ſind, beide in ihrer Art gleich groß, ein Vorzug wird nur das Genre, in den jeder ſpielt, hergeſtellt. — Der Verluſt an Genuß durch die Abreiſe Hrn. Beckmanns iſt groß, Hr. Neſtroy tritt als Erſatzmann ein, und nach dem Willkomm zu urtheilen, muß er tüchtig ſein. — Das Haus war voll.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Samſtag, am 20. Auguſt, zum erſten Male: Der Königsſtuhl am Rhein, oder: die Brautwerbung. Hr. Kunſt als Gaſt. Das iſt doch einmal eine Ritterkomödie mit Mark und Leben, die keinen andern Fehler hat, als daß ſie Ritterkomödie iſt. Freilich ſieht Babo's Otto von Wittelsbach, aller Orten heraus, und Babo war ein deutſcher Profeſſor, der den Geiſt des Mittelalters erkannt, der manch' anderes gute Stück geſchrieben, das mit Unrecht im Strom der Zeiten untergegangen. Die Geſtalten dieſes Schauſpiels ſind kräftig gezeichnet, ſie tragen ein tüchtiges Wort auf der Zunge und ein gutes Schwert an der Seite; es ſind echte deutſche Recken, die das Wort: Kampf electriſirt, die aber auch dem Becher und der Liebe nicht abhold ſind. Da iſt beſonders Albert von Löwe ein ſchöner Charakter eine biederbe, deutſche Natur, die ſich kein Blatt vor den Mund nimmt, und dieſen Albert ſtellte Hr. Kunſt meiſterhaft dar, er ſpielte ihn mit all der Kraft, mit all den wilden Humor, den die Rolle erheiſcht. — Recht geſchah dem blauen Ritter Hugo von Wipper, den er ſchon nach den erſten Acte erſchlug, es war eine gute That, denn — Hr. Neumann ſpielte dieſe Rolle überreizt, geſpreizt und unnatürlich. Hr. Heſſe ſpielte wieder ausgezeichnet; und auch viele andre Rollen wurden gut repräſentirt durch die HH. Börger, Findeiſen, Uber, Mittell, Mühlenau und durch Mad. Frieb-Blumauer, Leinſitt und Lechner. Das Haus war wenig beſucht.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Vorgestern schieden unsere beiden Gäste Mad. Brünning und Hr. Granfeld in dem durch das natürliche und lebhafte Spiel, wie durch den lautgemäßen Liedervortrag der ersteren zu einem ziemlichen Grad von Beliebtheit gelangten Schauspiele: Die Perle von Chamounix, von uns Wienern. Wie immer entwickelte Mad. Brünning auch an jenem Abende ihre ganze Schalkhaftigkeit und Naivetät, so wie den vollen Glanz ihrer herrlichen Stimme; daß ihre Gesänge stets zur Wiederholung verlangt wurden, versteht sich wohl von selbst. Namentlich wollte der Applaus nach ihrem bekannten Jodler im letzten Acte gar nicht enden. Weniger drang sie mit dem eingelegten Steierischen Nationallied durch. Am Schlusse der Vorstellung dankte die bescheidene Künstlerin mit wenigen Worten und sprach die Versicherung aus, daß sie uns bald wieder mit einem Gastspiele erfreuen werde. Sämmtliche übrige Beschäftigte wirkten mit regem Eifer und Fleiße mit.

Eisenbahnzeitung.

Bei der am 14. d. M. Statt gefundenen Eröffnungsfahrt von Prerau nach Leipnik bemerkte der Maschinenführer in einiger Entfernung von Prerau einen quer über der Bahn liegenden Gegenstand. Er gibt alsogleich das gewöhnliche, gellende Signal mit der Dampfpfeife. Der Gegenstand bleibt unbeweglich; zum zweiten Mal, wiewohl vergeblich tönt das Warnungszeichen.

Jetzt wird der Train mit möglichster Anstrengung zum Stillstande gebracht, ein Conducteur springt ab, nähert sich dem leblos scheinenden Gegenstande und findet, ein im tiefsten Schlafe liegendes 12jähriges Bauernmädchen, das erst durch wiederholtes Rütteln auf die ihr so nahe gewesene Todesgefahr aufmerksam gemacht werden konnte.

Möge dieses Ereigniß, dessen schrecklicher Ausgang nur durch die strenge Dienstesansicht des Locomotivführers beseitigt ward, als ein neuer Beweis gelten, wie von Seite der löbl. Eisenbahn-Directionen und ihres Personals Alles aufgeboten werde, um für die möglichste Sicherheit derjenigen zu sorgen, welche sich ihrem Flügelrosse anvertrauen!

Tagsergebnisse.

(Johann Roschi, ein edler Schweizer.) Vor Kurzem loderte zu Freiburg in der Schweiz ein Haus von drei Stockwerken in hellen Flammen auf. Das Feuer hatte dasselbe, vom Erdgeschosse aus, ergriffen, die Treppen standen in Flammen. Rauch und Glut hinderte die Bewohner der oberen Stockwerke sich zu retten. Geschrei und Geheul erfüllten alle Geschosse.

Alles aber überscholl der Hilferuf einer Mutter, welche zu einem Fenster des dritten Stockwerkes ihr kleines Kind hinaushielt.

In aller Eile schleppten Einige eine Leiter herbei, um nur schnelle das Kind zu retten, als aber diese an das Haus angelegt wurde, fand es sich daß sie zu kurz sei, und der darauf Stehende das Kind nicht erreichen könne.

Das Jammergeschrei der Mutter verdoppelte sich und machte Aller Herzen erstarren. In diesem Momente drängte sich ein Mann durch die Menge, es war ein Klempner von Bern, Namens Johann Roschi, schwang sich die Leiter hinauf, kletterte auf den Rücken des zu höchst auf der Leiter Stehenden, und vermochte in dieser gefahrvollen Lage das Kind zu erreichen, das er nun, mit den Zähnen am Hemdchen festhaltend, glücklich auf den Boden brachte.

Den herbeieilenden zahlreichen Helfern gelang es auch die übrigen Hausbewohner, so wie die verzweifelnde Mutter, welche sämmtlich dem Erstickungstode schon nahe waren, zu retten.

Ein einziger Greis wurde ein Opfer des schrecklichen Elementes.

Naturhistorisches Kabinet.

(Die älteste Henne) lebte wie der Globe berichtet in London, sie wurde 35 Jahre alt und legte nach der gemachten Berechnung 8910 Eier.

(Ein bodenloser See.) In der Nähe von Groß-Krebs (bei Marienwerden) liegt ein See, welcher der Sage nach eine bodenlose Tiefe haben soll. Vor Kurzem wollte der Kutscher eines Hofbesitzers einen ganz neuen, kaum einmal gebrauchten Spazierwagen, in demselben abwaschen. Schon aus Vorsicht sich dicht am Ufer haltend, hört er die in der Nähe auf dem Felde beschäftigten Leute rufen, der Wagen sinke. Hastig und erschreckt treibt er die Pferde an, reitet mit diesen hinaus, reitet aber nur die Deichsel mit den Vorderrädern, da das Übrige sich durch Herausspringen des Spannages abgelöst hatte und verschwand.

Soweit ist die Geschichte nicht besonders merkwürdig, wohl aber bemerkenswerth, daß trotz aller gleich hierauf angestellten Versuche, mit Bosshacken, Tauen, Ankern ꝛc. ꝛc. von dem versunkenen Wagen nicht die geringste Spur aufgefunden werden konnte, also die Sage von der bodenlosen Tiefe wenigstens einigen Grund hat.

Omnibus.

(Amusantes.) „Was gibt man heute im Theater?“ fragte eines Morgens eine Frau einen Zettelträger.

„Sie ist wahnsinnig!“ antwortete dieser.

Wüthend schreit ihm das Weib, welches den Titel des Stückes für eine Beschimpfung hielt, nach: „Und er ist verrückt! Er infamer Schlingel!“

(Seltene Würste.) In Karlowitz hat eine Wurstgattung, die den Namen Mohnwürste führt, eine weitverbreitete Berühmtheit erlangt. Sie werden auf folgende Weise zubereitet: Man schält die Hälften der Nüsse auf, taucht solche in eingesottenen Most und Mehl so lange bis das Ganze eine zuckerartige Krystallrinde bekommt.

In Sicilien bereitet man Würste aus: Blut, Chokolade und Gurken. Prosit die Mahlzeit!

(Wahrheitsthaler.) Herzog Heinrich von Braunschweig ließ im J. 1598 eine Münze schlagen, die den Namen Wahrheitsthaler erhielt. Auf der Vorderseite stehen die Worte: Recte faciendo Neminem timeas, die Kehrseite zeigt eine nackte weibliche Figur (die Wahrheit), welche zwei andere (die Verleumdung und die Lüge) mit Füßen tritt.

Die Münze ist ganz außer Kurs.

(Seltsame Leichenfeierlichkeit.) Bei den Begräbnissen der katholischen Bewohner Syriens herrscht ein eigenthümlicher Gebrauch. Die weiblichen Angehörigen des Verstorbenen pflegen nämlich mit klagender Stimme aus den häuslichen Verhältnissen desselben Verschiedenes herzulamentiren, das auf den Fremden oft einen komischen Eindruck macht.

Ihre Klagen lauten ungefähr: Ach, was werden deine Schafe und Schweine zu deinem Tode sagen? — die Schweine sind fett, und du stirbst! Verlassen hängt dein neuer Mantel an der Wand, und du kannst ihn nicht mehr tragen u. s. w.

(Der Fünftaschenmann.) Zu Bishopsgate, wo in dem dortigen Wirthshause sein Porträt aufgehängt ist, starb im Jahre 1801 der sogenannte Fünftaschenmann.

Dieser besuchte seit zwanzig Jahren täglich das Wirthshaus und ging nie aus demselben ohne fünf Bouteillen Wein getrunken zu haben, was im Ganzen 35,609 Bouteillen betrug.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute den 22.: „Der alte Herr.“ — „Lord wider Willen.“ — Dienstag 23.: „Bürgerlich und romantisch.“ — Mittwoch 24.: „Der Vater.“ — Donnerstag 25.: „Der Sohn der Wildniß.“ — Freitag 26.: „Jadeß.“ — „Wahn und Wahnsinn.“ — Sonnabend 27.: „Der alte Herr.“ — „Die Zerstreuten.“ — Sonntag 28: „Der reiche Mann.“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Comm.

№ 102.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 24. August 1842.

Die modernen Luftschifffahrten.

Ein Beitrag zur Geschichte der Aëronautik, von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

(Schluß.)

„Veritas odium parit."

Für's erste zeigt der Entwurf des zu Nürnberg neu construirten Luftschiffes die viel gerühmte Fischform; Zachariä, Lennox u. m. a. haben diese Form schon als die vortheilhafteste vorgeschlagen. An der hintern konischen Spitze soll das Steuerruder angebracht werden. An der vordern ist nichts. Der Künstler will das Schiff nach dem Princip der archimedischen Schraube, auch gegen die Luftströmungen in Bewegung bringen und hofft dies mit einer Geschwindigkeit zu bewerkstelligen, welche jene der Winde übertrifft.

Von welchem Materiale ist aber die wirkende Schraube? wahrscheinlich von sehr leichtem; und es soll der lustige Koloß, ohne von den Seitenströmungen umgebogen zu werden, einer lustigen Schraube nachfolgen? — Ist die Schraube von einem dichten Stoffe, vom Metalle, wie groß wird sie sein? Welche Schnelligkeit in den Umdrehungen wird sie haben müssen, um die Geschwindigkeit der Winde zu übertreffen? — Schade, daß der muthvolle Techniker sein Princip der archimedischen Schraube nicht schon längst den immer zahlreicher werdenden Eisenbahngesellschaften statt der kostspieligen und complicirten Locomotive angeboten hat. Hier auf der Bahn befindet sich doch ein fixer Widerstandspunkt. Vorerst hätte der hoffnungsvolle Aëronaut da die Wirkung seines Bewegungsapparates erproben sollen. Der Widerstand der Reibung an den Geleisen ist sehr unbedeutend, und die Luftbohrung hätte hier ihren glänzendsten Triumph gefeiert. Der Erbauer des Luftschiffes würde durch dies neue, sicher und gefahrlose Bewegungsprincip so viel Kapitalien erworben haben, daß er fernerhin keiner Unterstützung zur Vollendung seines Aërostaten bedurft hätte. Zwar lispelt man sich in die Ohren, daß ein paar frühere Versuche des Herrn L. gescheitert sind. Jedoch, wenn man bedenkt, daß bei aërostatischen gleichwie bei hydrostatischen Versuchen im Kleinen die Resultate stets schwankend sind, daß Unwissenheit und Neid jedes gute Beginnen in Schatten zu stellen pflegen, so darf man solchen Vermuthungen kein Gehör geben. Der Erfinder will muthig den Gefahren die Stirne bieten, er fängt gleich mit dem Praktischen selbst an. Ein Bewegungsapparat für ein Luftschiff muß auch gleich in den schwindelnden Höhen des Luftmeeres approbirt werden!

Sehr mißlich ist die Nachbarschaft der Selbstgasbereitung, der Dampfmaschinerie mit ihrer Heizung, und des Aërostaten, welcher von Messing, und dem Gas permeablen Fugen umschlossen ist. — Nicht als ob ich dächte, das Gas würde aus Versehen des Aëronauten mit dem Feuer in Berührung gebracht werden, sondern ich behaupte, das Mißliche dieser Einrichtung, weil das leichtere Gas sowohl in der Umgegend des Selbstgasbereitungs-Apparates, als auch den Fugen des Aërostaten entströmt und eine constante Hülle um den ganzen Aërostaten bildet; wird nun das Feuer der Dampfmaschine auch noch so hermetisch abgeschlossen, so muß doch dem Feuer der nöthige Luftzug frei gehalten werden, durch den Rauchfang sprühende Funken müßten die allenthalben umgebende Gasatmosphäre, die sich mittlerweile auch mit der gewöhnlichen Luft vermengt hat, entzünden und als Knallgas explodiren. Ich will hier an den unglücklichen Versuch des Pilatre de Rozier erinnern, welcher in Gesellschaft des Herrn Romains im Jahre 1785 in einer Carlo-Montgolfiere aufstieg. Unter einem mit Wasserstoff gefüllten Ballon befand sich eine Montgolfiere mit einem darunter befindlichen Kohlenfeuer, um durch dieses mittelst Verstärkung oder Verminderung das willkürlich abwechselnde Sinken und Steigen zu bewirken. Unter diesem Ball hing die Gondel. Kaum hatten sie eine beträchtliche Höhe erreicht, als ringsherum blitzähnlich der Aërostat entzündet war und beide Luftschiffer in der Nähe von Boulogne von der Höhe herabstürzten Wahrscheinlich hatte das Feuer und die Montgolfiere die Hüllen der Charliere noch permeabler gemacht und die Gasatmosphäre ward mit einemmale vom Feuer in Flammen gebracht. So ließ wenigstens die Beschaffenheit der zerschmetterten und gräßlich verstümmelten Körper der Aëronauten vermuthen, daß schon der Ausbruch des brennenden Wasserstoffgases sie getödtet hätte.

Solche Unglücksfälle bringen die gute Sache in Mißcredit und zeitweilige Vergessenheit. Dazu kommen noch 1. daß die Thätigkeit geübter Mechaniker und Physiker mehr auf Gegenstände gerichtet ist, die bereits bestehen und ins praktische Leben eingreifend für die Zeit, Mühe und Ausgaben sichern Gewinn abwerfen; 2. übersteigt das Experimentiren im aëronautischen Fache die Kräfte des Privatmannes, 3. fehlt es gänzlich an Erfahrungen, welche zu einem sichern Erfolg führen könnten; 4. Luftschiffer, welche Schaugeberei zum Hauptzweck machen und dabei im Gebiete der Mechanik, Physik u. s. w. völlige Ignoranten sind, werden in die Kategorie des abenteuerlichen Volkes der Seiltänzer und Luftspringer gesetzt, mit welchen sich wohl nicht leicht ein verdienstlicher Techniker wird meliren wollen. 5. Betrachten die Reichen und Großen, da kein fruchtbringendes Resultat zu erwarten, alle dergleichen

Projekte als zeitvertreibende Spielerei. 6. Die augenscheinliche Lebensgefährdung solcher Experimente. Aus solchen und mehrern ähnlichen Ursachen ist auch die heutige Aëronautik noch immer im minoranen Zustande. Bei jedem mißlungenen Versuche wird der Spott- und Schmähsucht ein neuer Spielraum geöffnet. Selbst ein Wieland und Lichtenberg verschmähten es nicht, die Aëropetomanie zum Spielballe ihrer heitern Laune zu machen. Die Liebhaberei zum Antiken zeigt sich nun, wie in allen Fächern der Mode und des Luxus, auch im Gebiete der neueren Luftschiff-fahrtsweise Green's mehrhundertmalige aëronautische Streifereien ausgenommen, existiren nun wieder die großartigsten Luftprojecte wie man sie nur wünscht: Luftschiffe mit luftleeren Räumen und Dampfmaschinen für kleine Armeen sammt Kanonen; Luftschiffe die wie der Pfeil so schnell durch die Luft schießen und à la Raquette behandelt sein wollen; Luftschiffe, die wie die Drachen unserer Kinder durch die Luft schweben u. s. w.; alle mit vielem Erfolge, alle auf dem — Papiere.

Familien-Scenen.

(Aus dem Chinesischen.)

V.

Häusliches Glück.

Benedetto sia 'l giorno, e 'l mese, e l'anno,
E la stagione, e 'l tempo, e l'ora, e 'l punto
E 'l bel paese, e 'l loco, ov'io fui giunto
Da due begli occhi, che legato m'hanno.

Ein schöner Sommerabend breitete seine erquickenden Annehmlichkeiten, seinen milden Sonnenglanz, seine lauen Lüften, seinen reinen Äther über eine Provinzhauptstadt im südlichen Binnenlande des himmlischen Reiches aus. Auf den Canälen, welche die Stadt durchschnitten, zogen Kähne und Schiffe, mit bunten Wimpeln geschmückt, kommend und fliehend vorüber, und durch die Straßen bewegte sich mit dem summenden Getöne des Werkeltagslebens eine geschäftigt scheinende Menschenmenge, hie und da in Gruppen stockend zu einem Knäuel, bald aber sich wieder lösend nach verschiedenen Seiten, wie es in einem Insectenschwarme zu geschehen pflegt.

Durch eine dieser Straßen kam auf seinem soliden, weder prachtvollen noch ärmlichen Fahrzeuge der gute Mann Nye-coyer-ju heran; sein ganzes Wesen war Freundlichkeit und Frohsinn: seine lebhaften Blicke schossen beobachtend und theilnehmend nach allen Seiten, bald um hier auszuweichen, bald dort zu begrüßen, bald an Figuren oder Scenen sich zu ergötzen; plötzlich aber hielt er an, grüßte laut und zu wiederholten Malen, doch wie es schien, ohne Erfolg, und rief endlich:

Sche-na-ly! mein holdseliger Neffe, bist du es wirklich, oder ist mein Auge trüb vom Alter und vom Abendsonnen-Strahlen-Glanz?

Da erhob eine jugendliche Gestalt, edel aber nachlässig gekleidet, ihr langes Gesicht und ihre großen Augen, und richtete einen Jammerblick auf ihn, wie etwa der eines Lion sein möchte, der sich selbst aufgegeben hat, nachdem die Welt ihn aufgegeben.

Ach, mein angebeteter Ohm und Herr Nye-coyer-ju lobesam, — ich finde dich wieder! Das ist ein wahres Labsal für mich!

Wie siehst du aus! Was fehlt dir? sprach Jener, indem er ihn nöthigte, sein Fahrzeug zu besteigen und an seiner Seite Platz zu nehmen.

O mein höchst weiser Ohm, du weißt ja Alles!

Da muß ich um Nachsicht bitten, mein geliebter Sohn! ich weiß nicht, wie du hieher kommst, weiß nicht, warum Gram deine Stirne zu furchen scheint; ich weiß nur, daß du dich den Glücklichsten aller Sterblichen priesest.

Ach, das ist lange her, mein Vater!

Sechs Monden, wenn es hoch kommt.

Mir scheinen es sechs Jahrzehende zu sein.

Vor nicht mehr als sechs Monden erfüllte die Häuslichkeit deines ehelichen Gesponses dich mit Entzücken.

O Häuslichkeit! vor der ich in meinem eigenen Hause nicht mehr Raum noch Ruhe fand.

Ihre Liebe war der stolze Porzellan-Thurm-Bau, von dessen Zinne deiner Hoffnung Leuchte strahlte.

Meiner schönen Hoffnung hat sie leider das Lebenslicht nur zu bald ausgeblasen.

Die Tiefe der Seele, die aus dem dunklen Gluth ihres schwarzen Auges strahlte, ...

Sie hätte mich mahnen sollen an die Warnung unsers großen Sängers: »Der Mensch versuche die Götter nicht, und verlange nimmer zu schauen, was sie gütig bedecken mit Nacht und Grauen.«

Ihre Brust der gold'ne Palast, in welchem dein Glück seinen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen.

O mein altkluger Nye-coyer-ju! mich haben einst unsere Wissenden gelehrt, es gebe keinen leeren Raum in der Welt! — Den leeren Raum, ich habe ihn gefunden an jener Stelle in La-che-sy's Brust, wo ich mir ein Herz hin dachte.

Die Worte ihres Mundes sind Gold, Juwelen, Perlen; — ihre Scherze anmuthige Witzpfeile. .....

Das Ohr des Liebenden, die Befangenheit seiner Phantasie fand Edles, Schönes, Treffendes, wo nur Gemeines war. — Der Flitter schwand, es zeigten sich die Schlacken.

Doch ihr bescheidenes Schweigen hat sich nie verläugnet ...?

Auch Ignoranz und roher Blödsinn schweigt, und fährt recht gut bei einer hübschen Maske.

Ihr anspruchloses Wesen .....

Es hielt genau sich bis zum Hochzeitstage. Von da an wuchs der neu erfundenen Rechte, der eigenmächtigen, ungemessenen Forderungen Zahl mit jeder Stunde.

Ihr gesunder Sinn, die Quadrat-Wurzel menschlichen Verstandes .....

Ich läugne es nicht; in diesem Gehirne wohnt Scharfsinn neben Stumpfsinn brüderlich beisammen. Ich überließ ihr als angenehme Beschäftigung einen Theil meiner Fonds zur Verfügung. In Kurzem eröffnete sie mir mit der lachenden Heiterkeit des tollsten Cretinismus: „Mein lieber Gemal, das Alles habe ich schon rein verwirthschaftet.“ Auf meine sanften Vorstellungen dagegen argumentirte sie mir aber mit dem bündigsten Scharfsinn heraus, daß sie im besten Rechte sei, und ich ihr das grausamste Leid zufügte.

Mein Sohn, du mußt als ein Weiser handeln. Schönheit steht hoch im Preise; und nachdem du in La-che-sy's die Quint-Essenz des Inbegriffs aller weiblichen Reize besitzest, so ist nicht abzusehen, warum du dir nicht einige Opfer solltest gefallen lassen.

Diese Schönheit ist ja eben das einzige, was ihr Bewußtsein endelos vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis wieder zum Morgen im Schlaf und Wachen erfüllt; das einzige, wovon all ihr Denken und Beginnen ausgeht, und wohin es im unveränderlichen Kreislaufe wieder zurückkehrt, — Ja, mein ehrenhafter Ohm und Herr, Nye-coyer-ju! ich will und muß es gestehen, daß ich mich furchtbar getäuscht habe, und nur für eigene Thorheit büße; aber wie es kam, wie mir, — mir diese Verblendung begegnen konnte, — das vermag ich nicht zu fassen: ich bin ja doch ein Chineser!

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 21. August: Der alte Herr, Lustspiel in 2 Aufzügen von der Verfasserin des Oheims, und: der Lord wider Willen, Lustspiel in 2 Aufzügen aus dem Französischen des Scribe von V. A. Herrmann.

Bei dem bekanntlich nicht leicht zu befriedigenden Bedürfnisse der Bühne an Novitäten heiterer Natur läßt sich kein strenger Maßstab an Erscheinungen dieser Art anlegen; wenn sie nur Reiz genug haben, eine kurze Stunde zu beleben, einen Theaterabend auszufüllen, einer Theegesellschaft den Conversationsstoff zu liefern, wenn sie nur nicht das Gefühl entschiedenen Mißbehagens in uns erregen, nicht das bleierne Gefühl der Langweile in unseren Gliedern zurücklassen, so sind sie schon charmant.

Und die Kunst? — —

Nun ja — die Kunst; — muß denn immer was von Kunst dabei sein? — Wenden wir einmal die Entschuldigung Rudolphs von Habsburg in Ottokar an, wo er einem Schweizer das erbetene Geld abschlägt. Ist es denn mit der Kunst anders? —

Kunst ist gut Ding ꝛc. ꝛc. — heißt es.

Wie langweilig wär' es zudem, wenn wir nur immer mit der Kunst zu thun hätten. Denken wir uns die Bühne auf der Höhe Schiller's oder Aeschylus, durch und durch Kunst, und nun sollen wir uns täglich — 3 Stunden vor dem Schlafengehen zu dieser Höhe erheben? Nein, das geht nicht, selbst Jean Paul räth uns es der Lerche gleich zu thun, die ihr Nest auf sicherer Erde baut, und singend sich zum Himmel schwingt. Die Kunst muß auch irgendwo aufhören.

Das deutsche Lustspiel hat bis jetzt eine Art Privilegium gehabt, derjenige Theil der Bühne zu seyn, wo die Kunst ganz aufhört, das heißt: nicht wo die künstliche Kunst aufhört, wohl aber die künstlerische Kunst. Wo das Lustspiel der Deutschen anfing, da hörten genau genommen, die poetischen Eindrücke ihrer Bühne auf; — denn den heiteren Eindruck mit dem schönen vereinigen, haben unsere Dichter für überflüssig geachtet. Entweder lacht man sich in solch einem deutschen Lustspiele krank oder man weint sich todt. — Aber die Erfrischung des Gemüthes durch den edlen Eindruck der Schönheit zu erreichen, das ist in den Pagenstreichen und den deutschen Kleinstädtern nicht beabsichtigt worden, und in der eifersüchtigen Frau, oder U. A. W. G. ganz vergessen.

Man wird also jetzt nicht anfangen, mit einem Male auf der Poesie zu bestehen, wo bisher immer nur Conversation war. — — Man kann sich auch in der Folge bei solchen Anlässen mit dem conversationellen Elemente begnügen, wenn wir nur dabei nicht einschlafen. Neue Stücke müssen wir haben; viele neue, besonders kleine Stücke, und zwar Lustspiele auf jeden Fall; der Teufel wird so viele Meisterstücke schreiben, welche lustig, poetisch, und dabei deutsche Originale sind. — — Eine Woche nach der andern vergeht und jede Woche ist ein Moloch und will ihr Opfer haben. — Da muß man sich etwas herablassen aus den Höhen des poetischen Hallelujah auf die ledernen Sessel des Wohllebens.

Es ist immerhin gut, daß wenigstens eine der beiden heute aufgeführten Pieren ein deutsches Original war, konnte es darum auch noch nicht die zugleich gebotene Übersetzung überbieten, und in der Tendenz so wie in Charakteren und Dialog selbst nicht erreichen.

Eigentlich sollte man bei Lustspielen dieser Art gar keinen Unterschied zwischen deutsch, französisch, italienisch, spanisch oder englisch machen. — Es gibt gewisse Situationsstoffe, die allenthalben die Theateratmosphäre erfüllen, bei denen es rein zufällig ist, ob sie in diesem oder jenem Lande aufgegriffen, in dieser oder jener Sprache geschrieben werden, sie gehören eigentlich keiner Nation und keiner Zeit an, sondern blos der Laune des Augenblicks. Zu diesen farblosen mit dem Begriffe von Originalität und Nationalität eben nicht zu eng verbrüderten, übrigens aber heiteren und genießbaren kleinen Lustspielen, die in der Literatur das sind, was das sogenannte Kanonenfutter in der Kriegskunst, gehört auch dieser „alte Herr.“ Das deutsche Lustspiel hat sich noch ganz wenig über diesen Begriff erhoben. Man könnte höchstens klagen, daß das Gute nicht noch besser ist, und daß das Bedürfniß vorwärts zu schreiten die schaffenden Kräfte des deutschen Vaterlandes nicht längst mächtiger durchfeelt und begeistert.

Der Grundgedanke der in Rede stehenden dramatischen Bagatelle ist der, daß ein Oheim für seinen Neffen auf die Brautschau geht, und die Trefflichkeit der Braut durch die einfache Kleinigkeit erprobt, daß er ein 19jähriges Mädchen in den Wahn versetzt, er, der beinahe 60jährige, sei der Bräutigam. Diese Probe gelingt so vollkommen, daß die junge Braut nicht blos die Alterschwäche und mitunter mürrische Laune eines überreifen Bräutigams erträgt, nicht blos die Einsamkeit und den abgeschlossenen Umgang mit dem alten Herrn den Vergnügungen der Welt vorzieht, nicht blos den ihr bestimmten Putz an die Cousine verschenkt, von der sie glaubt, daß sie von dem jungen Manne geliebt werde, der ihre erste Liebe war, sondern um der Welt das böse Maul zu stopfen, welche da behauptet, sie habe den alten Herrn blos seines Vermögens willen geheiratet, auch dieses Vermögen an Andere abtritt. Dieses Schauspiel ächt deutscher Großmuth rührt, wie begreiflich, den alten Herrn, der nun seine Maske abwirft und seinen Neffen als eigentlichen Bräutigam vorschiebt.

Dieser Reichthum an überströmender Großmuth und sentimentaler Aufopferung characterisirt das Werkchen freilich als ein deutsches, er gibt aber auch dem Hauptcharakter einen Beigeschmack von Beschränktheit und läßt keinen echten poetischen Eindruck aufkommen. Wirkliche Entsagung zu Gunsten eines älteren Mannes, auf eine wahre tief begründete Achtung seines Charakters und inneren Liebenswürdigkeit basirt, könnte den Hervorbringen, schwerlich aber kann eine bloße Selbsttäuschung, eine sentimentale Überspanntheit, als die sich hier das Opfer des jungen Mädchens ausweist unser widerstrebendes Gefühl sammt den Einsprüchen unseres Verstandes abfertigen.

Die Rolle, welche Paulinens Mutter in dieser Intrigue der Sentimentalität spielt, und jene welcher der Coletten Cousine zugewiesen ist, stören die schwankende Harmonie des Ganzen noch mehr und verstärken die unangenehmen Eindrücke der Conception. Dagegen ist die Rolle des alten Herrn vortrefflich geschrieben, wenn gleich die grellen Lichter, die hier und da zur Erhöhung des Effectes aufgesetzt wurden, zuweilen stark in's Handgreifliche hinüberstreifen. Gespielt wurde besonders von Hrn. La Roche meisterlich, kein Zug des Ganzen ging verloren und jede Nuance trug zur Erklärung und Ergänzung des Charakters bei. Besonders glücklich war dieser musterhafte Darsteller in den Übergängen zur Milde, die das treffliche Herz des alten Herrn allmälig enthüllen.

Das zweite Lustspiel: Der Lord wider Willen, dürfte durch Marryat's Roman: Japhet der einen Vater sucht, den Meisten unserer Bühnenfreunde schon bekannt sein.

Die Piece hat echt französische Leichtigkeit und echt französische Oberflächlichkeit, ist gut scenirt und dialogisirt, aber mittelmäßig motivirt und entbehrt auch jenes Reizes, welcher die Producte der neueren Scribe'schen Muse auszeichnet, der scharfen Auffassung geselliger Zustände. Eine leichtgeschürzte Intrigue und ein Paar komische Conflicte sind seine größten Vorzüge. — Hr. Wilhelmi verdiente unter den Mitwirkenden den ersten Preis. Hr. Herzfeld schien mir allzu bereit seiner guten Laune leichtes Spiel zu machen.

Andreas Schumacher.

Neues Haus Graz.

Vorgestern am 15. August fand im Colosseo des Hrn. Withalm ein von dem permanenten Ausschuß des hiesigen Gartenbau-Comités zum Besten der verunglückten Knittelfelder veranstalteter Blumenball statt. Die grandiosen Lokalitäten des ungeheuren Gebäudes waren durch die Sorgfalt der Ballunternehmung auf das Überraschendste mit Festons, Blumengewinden und Kränzen geschmückt, Gruppen von Hortensien Dahlien u. s. w. entzückten durch ihre Abwechslung das Auge des Besuchers und die Arrangeurs dieses Festes, des Comitéssecretär Johann Präsens und der k. k. Hofburggärtner Sautner, dürften sich durch ihre Leistungen einen vorzüglichen Ruf in unser'er Hauptstadt erworben haben. Leider ist es zu bedauern, daß die Mühe dieser Herren nicht mit dem gewünschten Erfolge gekrönt wurde, indem der Besuch sehr spärlich ausfiel.

Dem Hrn. Comitévorstande Schröfel, so wie dem gesammten Ausschusse, folgt der Dank der Unglücklichen und die Anerkennung jedes Gebildeten.

Die Wuth, große Affichen und pomphafte Titel zu liefern, geht in Graz jetzt schon in das Lächerliche und erst jüngst producirte der Gasthofinhaber zum Elephanten einen Anschlagzettel von einer Klafter Länge, worunter blos die Buchstaben „der Brand von Hamburg" jeder einen halben Schuhe in der Höhe maß.

Eine Menge von reisenden Genies, Seiltänzern, Taschenspielern, Bauchrednern, Sängern und Sängerinnen mit und ohne Natur, sehr schlecht und gut, ein buntes Gemische treibt sich jetzt in unserer Hauptstadt herum, und wer, fremd in Graz, des Abends die Terrasse des Hrn. Neurieser einige Tage hindurch besucht, die erst neulich von einem hämischen Kritiker zurückgesetzt wurde, wird und muß eingestehen, daß das täglich Neue einen ganz eigenen Reiz für den Besucher habe.

Ein Blick auf's Theater überzeugt uns, daß sich seit meinem letzten Schreiben nichts geändert habe. Hr. Funk blieb der frühere rüstige Leiter seiner Anstalt, die Herren und Damen vom Schauspiel leisten wie gewöhnlich Gutes. Riener vergnügt wie eher, das Publikum durch Humor und Laune, und nur bei der Oper findet ein gewisses Schwanken statt; in unsern theatralischen Hafen will kein Tenorist einlaufen; zwar gastirte der hannoveranische Opernsänger Pfeifer, ein Sänger, der jedenfalls mitzunehmen wäre, der jedoch nicht ansprach. Auch ein Kunstjünger Hr. Gaspari wagte als Gomez im Nachtlager seinen zweiten Versuch. Hr. Gaspari hat eine schwache, ziemlich angenehme Tenorstimme. — Aber das ist auch Alles. Von Gefühl, von Wärme im Vortrage, vom Vortrage überhaupt, von Spiel, von Bewegung auf der Bühne scheint Hr. Gaspari in seinem Leben nie ein Wort gehört zu haben, er wird den Rath eines Freundes nicht mißkennen, der ihn bittet, sein Glück nicht den treulosen Brettern anzuvertrauen, und dasselbe wo anders zu versuchen, da er für die Bühne nicht das geringste Talent hat. Mögen Hr. Gaspari's Feinde, ich kann sie nicht anders nennen, von Neuem in die Lärmtrompete stoßen, ihn, so wie es schon einmal geschah, zur höchsten Höhe emporheben, Referent beruft sich bei seiner Meinung auf das Urtheil des Publikums und bedauert den durch solche übertriebene Lobeserhebungen Verführten und Verkauften.

Von Novitäten sahen wir unter mehreren das romantische Drama „der Sohn der Wellen," ein leckes Schiff, dessen Fugen und Risse jedoch mit dem Theere der Romantik verklebt und verpicht sind; daher und durch das brave Spiel des Herrn Conradi (Normann) und Renner (Beevor) fand es einigen Anklang. Die Musik und die Chöre vom hiesigen, auch in der Residenzstadt hinlänglich renomirten Capellmeister Ott, waren des Componisten vollkommen würdig.

Vom Poligraphen Kayser sahen wir „das Armband," das, trotz einigen Unwahrscheinlichkeiten, dennoch zu den bessern Werken dieses Verfassers gezählt werden darf. Auszeichnend zu erwähnen ist in dieser Piece Hr. Liebold (Rudolph Goller).

Auch Dlle. Reinecke, von der ich Ihnen schon neulich schrieb, wagte noch einen Versuch als Bertha in Grillparzer's „Ahnfrau," und wurde sehr beifällig aufgenommen. — Sehr brav war Hr. Conradi (Jaromir).

Hr. v. Holtei las den „Coriolan" von Shakespeare. Daß derselbe ein Vorleser vom ausgezeichneten Range sei, daß die Wahl der Stücke eine gewiß ausgezeichnete zu nennen und daß Hr. v. Holtei, den Anforderungen der Kunst hinlänglich entsprechend, den verdienten Beifall einernten mußte, versteht sich von selbst. Daß übrigens eine solche Vorlesung nur für den geringsten Theil des Publikums interessant, und es selbst dem Gebildetsten eine Aufgabe sei, an einem schönen heißen Sommerabend sich 3 Stunden den „Coriolan" lesen zu lassen, das wollen Sie als toleranter Mann mir zugestehen. Die letztere Ursache war es, warum die zweite angekündete Vorlesung des „Julius Cäsar" von Shakespeare unterblieb. Übrigens ist von Hrn. v. Holtei ein Cyklus von Gastrollen hier zu erwarten.

Von neuen Pieçen stehen uns jetzt Kayser's „Soldaten" bevor, auch die ältere Hopp'sche Posse: „der glücklichste Mensch, der größte Narr und das beste Weib," wird zum Vortheile unseres beliebten Komikers Riener, bald einer der Ihren, gegeben. k.

Tagsergebnisse.

(Schauderhaftes Verbrechen.) Am 5. August wurde in Metz einem Chasseur zu Pferde, wegen thätlicher Widersetzung gegen seinen Vorgesetzten, von dem Capitän-Rapporteur das Urtheil vorgelesen. Er war zum Tode verurtheilt, vom König aber begnadigt und die Strafe in 20jährige Zwangsarbeit umgewandelt.

In dem Augenblicke als dieses der Capitän dem Chasseur vorlas, stieß ihm dieser einen Dolch in die Brust, und reichte sodann gelassen seine Hände zum Fesseln dar.

Omnibus.

(Brennglasiana.) „Du Persener, hör mal!" rief ein Theaterarbeiter während der Probe, in der sich ein Tenorist producirte, zu einem anderen, „hör' mal die Stimme! Donnerwetter! das fanatisirt mir sloben, mit die Stimme kommt der Mensch durch die janze Welt."

„Na höre! wie meenste'n des?"

„Ick sage dir: mit die Stimme kommt der Mensch durch die janze Welt. Den behält keen Theater."

(Bion), der Borysthenite, pflegte zu sagen: Der Weg in die andere Welt ist leicht zu finden, man geht ihn mit geschlossenen Augen.

(In einer alten plattdeutschen Bibel) ist die bei Trauungen übliche hebräische Formel: „Und er soll dein Herr sein," übersetzt: „Un he schall Deck pinigen und Deck schlan," (und er soll dich peinigen und schlagen). Eine Übertragung die den Frauen nicht sehr gefallen dürfte.

(Edelleute in Ungarn.) Die Zahl der Edelleute in Ungarn beläuft sich neueren Berechnungen zu Folge auf 544.400. Jeder zwanzigste Einwohner ist ein Adeliger.

(Narrentheater.) In dem Irrenhause Bicetre zu Paris wurde vor zwei Wochen die Posse „Bär und Bassa" zur Aufführung gebracht.

Schauspieler, Sänger, Musiker und Publikum waren Narren. Die Darstellung ging ohne Störung von Statten und soll eine gute, wenn auch nicht nachhaltige Einwirkung auf sämmtlich dabei Betheiligte hervorgebracht haben.

(Amusantes.) In Pesth werden Marmorplatten zum Einmauern in die Häuser verkauft, auf denen eine Hand eingegraben ist, um die jeweilige Wasserhöhe nach einer Überschwemmung dauernd anzugeben. Mehre Ketskemeter Bauern kauften sich solche Steine, um den Ihrigen zu Hause zu zeigen, wie hoch das Wasser in Pesth gestanden habe.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pesth 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge versendet werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 103.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 27. August 1842.

Surge!

An V. W...

I.

Denkst du der Zeit? du warst so schlank und blaß!
Um deine Stirne zog's gewitterschwer —
Durch deine Adern jagte Lieb' und Haß
In schneller Flucht wie ein Gespensterheer! —

Es griff die Nacht mit ihren Rappen aus —
Still war es rings; doch stürmte toll und wüst
In deinem Haupt, dem lauten Schenkenhaus,
Die Poesie der wilde Harfenist!

Mir war's ein Trost, sah' ich um Mitternacht
Dein Fenster noch vom Lampenschein erhellt;
Dann rief ich froh: Des Dichters Auge wacht,
Wenn auch der Schlaf in Bande schlug die Welt!

So mancher Nachtgeselle sah' empor,
Und sprach: Wohnt hier ein weiser Astrolog?
Sinnt hier auf Alchymie ein armer Thor?
Quält hier ein Geist das Herz, das ihn betrog?

Da dacht' ich: Wohl, hier haust' ein düst'rer Geist,
Schon lang entfloh'n der Erdenseligkeit,
Der, wie ein Stern um dunkle Nächte kreist,
Im Schatten wandelt lang verscholl'ner Zeit! —

Ja wohl, hier treibt die Zauberalchymie
Ein Mann des armen Erdentreibens müd',
Der in den Flammen seiner Phantasie
Den todten Stoff zu süss'gem Golde glüht!

Ja wohl, hier späht' im hellen Sternenzelt
Verklärten Blick's ein Astrolog, und spricht:
O Himmel! Steige nieder zu der Welt;
Sie starrt in Nacht, du aber flammst in Licht!

Friedrich Bach.

Eine Vermählung in Wien.

Bild aus dem Leben von A. Benkert.

Ich bewohnte in meinen jungen Jahren ein Zimmer in einem schönen und geräumigen Hause der inneren Stadt Wien. Ich hatte das sehr schön möblirte Zimmer bei einer kleinen sehr liebenswürdigen Familie gemiethet, und war durch eine freundliche und zuvorkommende Bedienung gleichsam wie ein Familienglied betrachtet. — Ich war damals erst achtzehn Jahre alt, und es that mir wohl, da ich noch mit der Welt und ihren Verhältnissen wenig bekannt war, in einer so großen, für mich fremden Stadt solch' ein Asyl gefunden zu haben. Unsere ganze Familie bestand aus einem lebensfrohen Sechziger, dem Familienhaupte, einer sehr liebenswürdigen und einzigen Tochter desselben, und einer bejahrten Dienerin, die, wie ich später erfuhr, seit vierundzwanzig Jahren in demselben Dienst, war, und sich auf diese Art gleichsam ein Recht erworben hatte, mit zur Familie gezählt zu werden. In dieser heiteren Umgebung verlebte ich viele frohe Stunden, die mir meine Berufsgeschäfte übrig ließen.

Der Vater war in seiner frühen Jugend in einem der ersten Comptoirs der Residenzstadt Wien angestellt, bis er sich ungefähr im dreißigsten Jahre in seiner Vaterstadt Hamburg etablirte und verehelichte; so lebte er still in häuslicher Zufriedenheit zwölf glückliche Jahre, bis Gott seine theure Freundin, sein braves Weib, zu sich rief. Jetzt war seines Bleibens in Hamburg nicht mehr, er verkaufte seine Habe, machte alles zu Geld, und kam mit seiner einzigen Tochter Beata, die damals über zehn Jahre alt war nach Wien wo er seine frohe Jugend verlebt hatte. — Die treue Dienerin, die schon im älterlichen Hause seiner lieben Dahingeschiedenen gedient hatte, und seine Tochter waren die einzigen Personen seines Hauses, nebst einem Zimmerherrn, der ich zu sein die Ehre hatte, als diese Geschichte sich ereignete.

Beata war damals einundzwanzig Jahre alt und die Braut eines sehr angesehenen Comptoiristen in einem Großhandlungshause ersten Ranges. — Gustav war ein sehr schöner Mann, aber Beata war nicht nur sehr schön, sondern auch sehr geistreich. In einem der ersten Fräulein-Institute gebildet, erhielt sie eine glänzende Erziehung, dabei war sie eine ziemlich wohlhabende Parthie, das Vermögen ihres Vaters, das theils in Staatsfonden und sicher placirten Kapitalien bestand, belief sich netto auf 60,000 fl. C. M., wovon die Hälfte als Heiratsgut Beatas Gatten gleich nach vollzogener priesterlicher Einsegnung übergeben werden sollte, und nach dem Tode des Vaters war ja natürlich die einzige Tochter Erbin des Ganzen. — Immerhin ein schöner Anfang für ein junges Ehepaar, aber auch Gustav hatte eine einträgliche Stelle als Correspondent, und war überhaupt ein sehr geschickter Mann von feiner Weltbildung. — Die zärtlichste Liebe, die bereits sechs Jahre die edlen Menschen aneinander fesselte, hatte zwischen Beiden ein delicates freundschaftliches Verhältniß gebildet, das die glücklichste Ehe versprach. Gustav war achtundzwanzig, und Beata ging ins zweiundzwanzigste Jahr. Der Vater, der seit Jahren das zärtliche Verhältniß Beider als harmonisch betrachtet hatte, setzte Gustav die einzige Bedingniß, Beaten erst nach dem zurückgelegten einundzwanzigsten Jahre als Weib heimzuführen, der edle Mann fügte sich gern in diese Verzögerung seines

Glückes, da er in dem Hause seines Schwiegervaters als Sohn behandelt wurde und es allenthalben bekannt war, daß Beata die Gattin Gustavs werden würde.

„Warum ein Glück verzögern, wo doch keine Hindernisse obwalten," frug ich eines Tages Herrn R., den Vater Beaten's, »das Leben ist ja so kurz, daß wir keinen Augenblick verlieren sollen." — „Lang, sehr lang ist oft das Leben, mein junger Freund, wenn man sich übereilt, eine Hausfrau, die nicht wenigstens das zwanzigste Jahr erreicht hat, wird bald dem Manne zur Last; denn sehen sie, Freundchen, es heißt nun einmal: liebt euch, und vermehrt euch. — Wenn nun ein Mädchen mit sechzehn Jahren Gattin wird, so ist sie mit dreißig Jahren eine Matrone, und der Mann, der um einige Jahre älter, nun erst ein wirklicher Mann ist, für alle Lebensgenüsse empfänglich, hat ein sieches Weib zur Seite stehen, und nimmt vielleicht schon ein Ärgerniß an seinen aufblühenden Töchtern. — Sie sind noch viel zu jung, mein Freund, um das so recht einzusehen, wenn aber guter Rath bei Ihnen Eingang findet, so heiraten Sie nie vor dem achtundzwanzigsten Jahre, und Ihre Zukünftige sei mindestens über die zwanzig. — Nichts ist absurder als wenn man junge Kinder der Mann zwanzig, und die Frau fünfzehn oder sechzehn Jahre alt, vermält. — Der Ehestand, mein junger Freund, bürdet uns selbst in den glücklichsten Verhältnissen so schwere Lasten auf, daß von beiden Theilen viel Muth und Energie erfordert wird, denen Kinder unmöglich gewachsen sein können. — Hier haben Sie nun meine Verzögerung." — „Die ich, nachdem ich so triftige Gründe erfahren, nun nur billigen kann, und gewiß auch bei mir in Anwendung bringen werde, wenn ich nämlich in diese Lage kommen sollte." — »Auf das „probatum est" dürfen Sie sich verlassen."

Die ersten Veilchen hatten durch den Schnee die azurne Decke gesucht, der Frühling war im Anzuge. Der 11. Mai, als der Geburtstag des Vaters, war für den Vermälungstag festgesetzt. — Die reiche Ausstaffirung der Braut brachte ein neues Leben in diesen Familienkreis. — Eine recht hübsche Wohnung in demselben Hause war für das junge Ehepaar gemiethet, und sehr schön eingerichtet, wer war seliger als die Liebenden, die sich endlich am Ziele sahen. Der Heiratscontract wurde in aller Form Rechtens von giltigen Zeugen und den Beiständen unterzeichnet, die Mitgift bestand, wie ich schon gesagt hatte, aus 25,000 fl. C. M., die dem Bräutigam nach der priesterlichen Einsegnung bar überreicht werden. — Alles war in Ordnung. Morgen sollte die Vermälung stattfinden.

Da erschien noch am Abend vor dem Vermälungstage Gustav und erklärte mit etwas verlegener Miene, daß er gleich nach seiner Vermälung ein Geschäft zu errichten gedenke, wozu außer seinem kleinen Vermögen 40,000 fl. C. M. erforderlich seien, und er daher seinen Schwiegervater bäte, zu den 25,000 fl. noch 15,000 beizufügen, „denn," schloß er seine Rede, „da meine geliebte Beata, als einzige Tochter, doch einst Ihr ganzes Vermögen bekommt, mein geliebter Vater, so wird es Ihnen wol Alles eins sein, ob Sie mir noch die 15,000 gleich auf Abschlag geben, oder ich sie später erhalten soll. Um so mehr, da Sie meine rechtliche Handlungsweise kennen, und überzeugt sein dürfen, daß ich keine leichtsinnige Spekulation übernehme."

„Mein lieber wackerer Eidam," sprach hierauf der Vater. »Sie sind Kaufmann, ich war es auch, es freut mich recht aufrichtig, daß Sie zu mir Vertrauen haben. — Allerdings ist Beata mein liebes einziges Kind und Universalerbe, allein ich will als vernünftiger Vater nie von meinen Kindern abhängig sein, und eben darum theilte ich mein Vermögen. Was ich von den Revenuen erübrigen kann, gehört ja so euch. — Mehr als 25,000 fl. C. M. kann ich Ihnen als Mitgift für meine Tochter nicht abtreten, ich denke, ein junger Kaufmann kann mit dieser Summe schon ein Geschäft begründen." —

»Sie mögen allerdings recht haben, aber ich habe Gründe, auf dieser meiner Forderung zu bestehen, da ich im Verweigerungsfalle —"

„Was?"

»Nie Ihr Eidam werden kann."

»Wie mein Herr, jetzt, nachdem wir Alle so weit gegangen sind — — hören Sie, mein Freund, Sie spielen ein verwegenes Spiel, weiß meine Tochter von diesem Ihrem Schritt?"

»Auf Ehre, nicht eine Sylbe." —

„Dann will ich sie um Rath fragen. — Beata, geh', mein liebes Kind, komm' ein Bischen zu uns herein."

„Sie wünschen, mein theurer Vater?"

„Gustav hat mich in eine ziemliche Verlegenheit gebracht, er wünscht nämlich 40,000 fl. Mitgift, sonst kann er dir die Hand nicht reichen."

„Wie?"

„Theure Freundin, halten Sie das nicht etwa für einen muthwilligen Streich, nein, es betrifft unser Gesammtwohl, ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, ein großartiges, sicheres Unternehmen erheischt dieses kleine Opfer von Seite unseres lieben Vaters."

Beata schwieg.

„Nun, mein Kind, was ist zu thun? Gustav ist ein Ehrenmann, von dieser Seite ist kein Hinderniß, aber mir bleiben dann nur noch 10,000 fl., von deren Interessen ich leben soll. — Was ist dein Rath, meine liebe Beata, sprich!"

„Mein gütiger Vater weiß, daß mir im Leben nichts heiliger gilt, als der Wille meines Vaters."

»Das ist wohl recht löblich und schön, mein Kind, aber für die Zukunft werd' ich mein Recht deinem Manne übertragen. — Was brechen wir uns lange die Köpfe über eine Sache, die im Grunde genommen das viele Consultiren gar nicht verdient, das erste bleibt immer das Glück meines Kindes, oder besser gesagt meiner Kinder. Gustav, Sie sollen das Geld haben, gleich nach der ehelichen Einsegnung sollen Sie es bereit finden, die Metalliques sind freilich bedeutend gesunken. — All' eins, es bleibt dabei, morgen nach der Kirche." —

„Dank, tausend Dank, mein gütiger Vater, nun Beata, ist Alles in Ordnung, putzen Sie sich so schön Sie es vermögen, ich will, daß man mich um meine schöne Braut beneide. — Adieu, Geliebte meiner Seele, morgen um zehn Uhr hol' ich Sie zur Trauung ab."

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Gastspiele des Herrn Karl Devrient.
Beurtheilt v. Aud. Schumacher.

II.

Am 23. August Baron Ringelstern in Bauernfeld's vieractigem Lustspiele: „Bürgerlich und Romantisch."

Was sich im Trauerspiele als höchste Übertreibung des Declamationsaufwandes ausgesprochen, dasselbe Element gab sich im Lustspiel als die mißglückteste Affectation vornehmer Nonchalance, als ein Zusammenraffen aller Abzeichen einer nobel groben Natürlichkeit und humoristisch fein wollendes Hinbaumeln im Selbstgefallen aus, welches bald über bald unter der Wahrheit, bald über bald unter dem Anstand, der Natur und den in der Gesellschaft eingeführten Formen hinstürzt, nie aber die richtige Mitte, nie die Art und Weise findet, wie sich ein Mensch mit Anstand in gebildeten Kreisen bewegt. Ein so vollständiger Mangel an Repräsentation, ein so ungeheures Vergreifen des in der menschlichen Gesellschaft eingeführten Ausdruckes in Betonung und Haltung, ein solches beständiges Schaukeln des Körpers auf den Knie- und Hüftgelenken, der Sprache auf dem Hutschpferde der declamatorischen Coketterie, würde sich schon im gewöhnlichen Leben als einer der gröbsten Fehlgriffe darstellen, auf der Bühne muß er als ein wahres Zerrbild erscheinen.

Hr. K. Devrient kann die rauhe Stimme der vollen Wahrheit in der ganzen Dauer seiner Kunstthätigkeit noch nicht gehört haben, sonst müßte er längst einen andern Weg eingeschlagen haben.

Am 24. August: „der Vater" von Bauernfeld.

So wie es eine Welt von Menschen gibt, so auch eine Welt von Dramen, und wie dort jene, so haben hier diese ihre Geschichte, die zwischen geboren werden und sterben in Mitte liegt. Auch das genannte Lustspiel hat seine Geschichte, die sich jedoch erst in ihren Entwicklungsperiode befindet. Es ist noch Kind, nach den Monden seines Alters betrachtet, und wir wären versucht, ihm eine kurze Lebenszeit vorherzusagen, wenn der Satz, daß Kinder, die sich früh geistreich beweisen, bald sterben, Billigkeit hätte. Da wir aber trotz der Überzeugung, daß dieses Musenkind ein geistreiches sei, auf die gesunde Lebenskraft, die es durchströmt, vertrauen und ihm, da es überdies die wilden Pocken, wenn wir böswillige Kritik so nennen dürfen, überstanden hat, eine lange Lebensdauer zu verkünden wagen, so sprechen wir nicht unserer individuellen Ansicht, sondern dem Urtheile und Wunsche des richtenden Publikums zufolge. Und da dieses Kind eine tiefere Lebensanschauung und mehr Humor an den Tag legt, als die meisten Kinder seiner Art und die Thorheiten der Menschen nicht erbittert geißelt, sondern nur gutmüthig belächelt, so wurde es auch sehr freundlich bei seinem abermaligen Erscheinen empfangen, was gewiß noch lange geschehen wird und anregen mag, es uns öfter vorzuführen. Die Darstellung rief durch das Spiel, insofern Leben und spielen gleichbedeutend sind, der Mad. Fichtner (der liebenswürdigsten Modistin und wirksamen Lehrerin der Liebe, Agathe), des Hrn. Korn (v. Berg) und Hrn. Fichtner (dessen Sohn) auch diesmal einen genußreichen Abend hervor und entließ vollkommen befriedigt das zahlreiche Publikum.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag am 25. August, zum ersten Male bei Aufstellung eines lebendigen Theaters: König Richard in Palästina, Schauspiel in 5 Aufzügen von Lembert. — Es kennt wohl Jedermann dieses Stück, dessen Katastrophe durch einen Hund, wahrscheinlich einen Blutsverwandten von Aubry's Hunde, herbeigeführt wird, in dem viel von Ehre und Ritterthum gesprochen und auf den Effect losgehandelt wird; aber Niemand hat das Stück bis jetzt bei Aufstellung eines lebendigen Theaters gesehen, wodurch es viel gewinnt, besonders wenn es noch durch eine prachtvolle Decorirung, durch schöne Gruppirungen und durch ein gutes Spiel wesentlich unterstützt wird. Das fünfaktige Schauspiel mußte der Verwandlungen wegen in sieben Abtheilungen zerrissen werden, was bei derlei Stücken hingeht. Klassische Stücke jedoch vertragen eine solche Zerstückelung nicht, vertragen überhaupt ein lebendiges Theater nicht, und man würde trotz der vielen Bäume dennoch auf keinen — grünen Zweig kommen, und die Heiden bekämen nur Kopfweh. — Die Aufführung des Ganzen ging gut von statten, was dem tüchtigen Arrangement des Hrn. Directors Carl zuzuschreiben ist. Unter den Mitwirkenden ist vorerst Hr. Kunz als Richard zu nennen, der seine Rolle im Geist des Verfassers spielte, sie künstlerisch beherrschte und sich einen lebhaften Beifall erwarb. Nächst ihm sind noch Dlle. Ammesberger, Mad. Friedl-Blumauer und die HH. Börger, Hesse, Findeisen und Strampfer zu erwähnen. Der Besuch war sehr zahlreich.

Theatralisches.

Demoiselle Mars besitzt eine wahre Tonleiter der Gefühle in der Kehle, die von dem Forte der Leidenschaft an bis zu den zartesten Nuancen des Leides und der Freude reicht. Diese Schönheit des Organs tritt durch die französische Sprache um so mehr hervor, indem Dlle. Mars die Anhäufung der Vocale so trefflich zu benutzen weiß. Sie gewinnt der französischen Sprache etwas mildes, süßes, ja elegisches ab, das gewaltig mit dem Pathos, das sonst die französische Declamation auszeichnet, contrastirt. Schon ihr „oui" wird dem Deutschen ein stetes Souvenir bleiben. Wenn Herr von Raumer behauptet, daß er nie so viel Deutlichkeit bemerkt, als in der Aussprache dieser Schauspielerin, so muß man ihm nicht nur darin beistimmen, sondern man möchte auch behaupten, daß sie das beste Französisch in Frankreich spricht. Es ist nicht wohl möglich, verständiger zu pronunciren und zugleich mehr die Melodie der Sprache walten zu lassen; jedem Vocal geschieht sein Recht, ein Hauch vertritt hier oft die Stelle der Betonung, aber das Verschlucken und Verweben der Sylben kennt die Mars nicht. Dieser Umstand macht es möglich, daß sie selbst von einem Deutschen, dessen Ohr sich nie an jenes nachlässige Zusammenfließen gewöhnen kann, auf das Genaueste verstanden wird. Und welches Genie entwickelt sie im Vortrage jener gedehnten, schleppenden Alexandriner, welche dem raschen Dialog der Komödie eigentlich Pantoffel anziehen; wie gewandt weiß sie diesen einförmigen Rhythmus zu behandeln, sie macht ihn jugendlich, kräftig, behend, er erhält in ihrem Munde eine neue Bedeutung, ohne daß man seine Form beeinträchtigt sähe. So gesprochen, hebt er das feine Lustspiel, er gibt demselben eine künstlerische Form, ohne das Leben der Handlung zu lähmen.

(Narikow-Dmitrewsky.) Zu den berühmtesten und talentvollsten Nationalschauspielern, welche Rußland gehabt hat, gehört Narikow-Dmitrewsky (gestorben 1821 im 85. J.) Er war Liebling der Kaiserin Elisabeth und dann der Katharina II., welche ihn 1765 nach Frankreich und England schickte, seine Kunst unter Lécain und Garrick zu studieren. Mit Beiden wurde er innigst Freund, und als ihm Garrick, den er mit Lécain besuchte, einmal eine Probe seiner Mimik gab, indem er mit der einen Hälfte des Gesichtes lachte, indessen die andere weinte, ein Kunststück, das die Alten nur mittelst einer Maske darzustellen wußten, sonst aber überhaupt Jedem fast physisch unmöglich sein dürfte, erblaßte plötzlich Dmitrewsky, seinen ganzen Körper befiel ein convulsivisches Zittern und leblos sank er auf einen Stuhl. Lécain und Garrick sprangen erschrocken herbei, und jetzt belehrt sie ein lautes Gelächter des vermeinten Kranken, daß er — Garricks Kunststück mit einem gleichen erwidert habe.

Musikalisches Perspectiv.

(Bild aus alter Zeit), Gedicht von J. G. Seidl, für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung componirt von Joseph Eitzenberger.

Das Gedicht bildet eine Apotheose der Liebe; ein Stoff, der schon millionenmal die Dichter zur Begeisterung stimmte, hier aber wieder in einer so zarten lyrisch-epischen Form erscheint und in den Worten: „Sein Lied ist überboten, wo Brust an Brust erglüht!" dem Musiker eine so

schöne Gefühlssituation bietet, daß man das Gedicht zu den besten rechnen kann, welche in neuerer Zeit für Musik geschrieben worden sind.

Die Composition des Hrn. Gitzenberger, der sich durch sein mehrjähriges Wirken als einen sehr beachtenswerthen Lehrer der Tonkunst erwiesen, ist gemüthlich-melodiös, und dem Sinne des Gedichtes mit Geschick angepaßt. Die Ausweichungen sind ungezwungen und stellenweise recht effectreich. Die Begleitung ist einfach, und bewährt eine genaue Satzkenntniß des Verfassers. Der Gesang enthält Stellen, welche einen richtigen Geschmack darthun und für den Sänger dankbar sind. Daß der Tonsetzer das Lied dem Dichter gewidmet, darf als eine Würdigung des Verdienstes angesehen werden, welches sich unser vielgepriesener vaterländischer Dichter Seidl um die musikalische Welt schon lange erworben hat. Die Ausgabe durch die Kunsthandlung Artaria's Witwe u. Comp. ist nett und correct.

Pesther Kosmoramen.

Die Bühnenkünstler mit ihren Müttern, Gatten und Kindern, die nicht beim Theater engagirt sind, sind wahre Quälgeister für das Publikum, ich verstehe die letzteren, die Epigonen der Künstler, betrachten Sie einmal diese zwei Rangen im dritten Stock, es sind die Söhne einer Schauspielerin, sie werden bei jeder Scene sehr störend entweder vorlaut applaudiren, oder sehr vorlaut zischen, nachdem sie instruirt worden, wieder andere sehen Sie mit einer allerliebsten Dreistigkeit förmlich den Ton angeben, das sind die zahlreichen Kinder eines Komikers. — Dann gibt es wieder angestellte Mitglieder, die sich erdreisten ein tonangebendes Publikum vorzustellen. — Daß alle diese Übelstände ohne Wissen und Willen der respectiven Theater-Directionen eingeschlichen sind, glauben wir gerne, nur ist unser wohlgemeinte Rath, daß sämmtliche Theaterepigonen in einen abgeschlossenen Raume, wie es bei allen soliden Kunstinstituten der Fall ist, der Vorstellung beiwohnen dürften, nie aber das zum Genusse versammelte Publikum hierin stören sollen, denn wir glauben das Pesther Theaterbesuchende Publikum sei mündig und bedürfe keiner knabenhaften Stimmung. — Bei dieser Gelegenheit drängt es mich auch noch ein Paar Worte den sogenannten Theater-Freunden, das heißt denjenigen aus dem Publico, die es mit gewissen Schauspielern oder Sängern ganz vorzugsweise gut meinen, einen Rath, der gewiß nicht zu verschmähen ist, zu ertheilen. — Ihr Herren und Damen, seid vor allem nicht laut mit euren Gefühlsäußerungen, und vermeidet insbesondere die stereotihen Exclamationen, als da sind: „das soll ihr eine nachsingen.“ — „Das ist gespielt, diese Rollen kann kein Zweiter geben.!“ Oder: „wenn man diese oder jene Oper von K. M. Z. gehört hat, so kann man das gar nicht anhören.“ ꝛc. ꝛc. Das sind Exclamativen, wodurch ihr euren Günstlingen mehr schadet als nützt, denn schon deßhalb, weil ihr den Publikum das aufdringen wollet, wird es eure Empfohlenen nicht gontiren, glaubet mir, probatum est.

Der Tenorsänger Wurda aus Hamburg, welcher bereits als Eleazar in der Jüdin Abschied von einem sehr zahlreichen Publikum genommen hatte, mußte auf allgemeines Verlangen seiner sehr zahlreichen Opernfreunde noch eine Vorstellung geben, diese fand gestern bei einem außerordentlichen Zudrange sämmtlicher Opernfreunde beider Nachbarstädte statt, der virtuose Sänger sang von den Lieblingsopern der Musikfreunde Norma, Nachtwandlerin und Jüdin, von Jeder einen Akt. — Ein Sturm von Beifall wurde den beliebten Sänger nach jedem Akte, ja nach jedem Musikstücke zu Theil, die Hervorrufungen waren gar nicht zu zählen, am Schlusse sprach der so ausgezeichnete Gast Worte des Dankes an seine Landsleute in gewählten magyarischen Worten, die mit großen Acclamation von Elsen's begleitet wurden, und so, reich an Beifall und Gold, verläßt Hr. Wurda sein schönes Vaterland, um nach Hamburg seinem zweiten Vaterlande, wo er sich gleichfalls zum Liebling emporgeschwungen, zu ziehen, die Erinnerung froh' verlebter Stunden in Pannoniens Hauptstädten werden ihn begleiten, und vielleicht die Hoffnung aller Kunstfreunde realisiren, ihn vielleicht für immer für das junge Kunstinstitut der Magyaren zu gewinnen. Gyere hozárk Kedves Hazafy!!!

Künstlerischer Wegweiser.

(Die Büste Holberg's), welche die Soroer-Akademie vor zwei Jahren nach einem Modell von Torwaldsen bei dem in Rom lebenden Bildhauer Matthiä bestellte, ist von diesem so eben vollendet worden. Die Fregatte Thetis wird sie nach Kopenhagen bringen. Die Büste ist von carrarischem Marmor und wird als sehr gelungen geschildert.

(Das Panorama des Mr. Burford in London) erregt daselbst bedeutendes Aufsehen. Es stellt die Stadt Kabul dar und ist vortrefflich gemalt.

Auf der einen Seite erblickt man die Stadt mit dem nur zu berühmten Bala Hissar, auf der andern Gruppen von Dost Mahomed und Akbar Khan in all den verschiedenen Formen östlicher Costüme, von ihrem Hofe umringt und den russischen und englischen Abgeordneten Audienz gebend. Pferde bäumen sich umher und Eingeborne aller Kasten sind sehr gut porträtiet. In der Entfernung hebt der Hindu Kosch sein ungeheures Haupt, man blickt in die gefährlichen steilen Abgründe und Klüfte derselben und unten liegen die unglücklichen Ebenen und Hügel, wo die englischen Truppen zu Grunde gingen. Die Theilnahme des Publikums ist allgemein.

(Der vorzüglichste Bildhauer in Petersburg) nennt sich Sseriakow. Dem Vernehmen nach ist er der Sohn zweier Leibeigenen, die sich erst 1836 frei kauften. Seine erste Beschäftigung war die eines Schlossers.

Vorläufige Anzeige.

Morgen Sonntag den 18. findet im Badner-Parke ein großes Fest statt, unter dem Titel:

Die Wiener in Baden,
oder:
Wenn's reg'nt, hat's ein' Faden!!

Es ist nicht gar lange her, daß man in den Ankündigungen von Fest-Soirées, Abendunterhaltungen, Bällen und Assembleen die ganze Götterlehre erschöpfte, und das Brockhaus'sche Conversationslexikon plünderte, um nur echt poetisch-duftige schimmernde Titel aufzufinden. Da gab es Flora-, Apollo-, Asträ-Bälle; — Cupido-, Juno-, Minerva-Feste ꝛc. ꝛc. Jetzt, wo man überall nach einer gewissen liebenswürdigen „Nonchalence“ und Ungebundenheit strebt, jetzt fallen die Titel solcher Feste mit aller Gewalt ins Triviale, und wenn diese bedauernswürdige, allem guten Geschmack Hohn sprechende Alltäglichkeit so fortschreitet, so darf es uns nicht Wunder nehmen, in ein paar Jahren eine große Abenddelustigung unter der Überschrift: Würstel mit Kren! — oder Knödel mit Gesetchtem angekündigt zu lesen. Wir halten es für unsere Pflicht, auf diesen Abweg vom Pfade der Bildung hier um so mehr aufmerksam zu machen, als sich die jämmerliche Jagd nach sogenanntem Witz und Humor in neuester Zeit auf entsetzliche Weise hervorthut, und erst jüngst bei der Sammlung für die Abgebrannten zu Hamburg diese Sucht nach Späßen so bedeutend sich laut machte, daß unsere öffentlichen Blätter, in denen die Wohlthätigkeitsbeiträge verzeichnet waren einem Teufelssabbat glichen und mit Teufeleien aller Art vollgepfropft erschienen. Jenes hier angezeigte Fest im Badner-Park, welches laut Anschlagzettel um 7 Uhr Abends beginnt, und dennoch mit einem Tages-Theater verbunden ist, kann recht schön und belustigend werden, aber nichts destoweniger ist der Titel:

Die Wiener in Baden,
oder:
Wenn's regn't hat's ein Faden,

doch (gelinde gesagt) höchst prosaisch.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 104.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 29. August 1842.

Surge!

II.

Soll' ich es glauben, daß im Frühlingsprangen
Darum der Baum so duftig-weiß erblühe,
Daß bald der Apfel mit den rothen Wangen
Den schlanken Ast hinab zur Erde ziehe?

Soll ich es glauben, daß die wilden Bäche
Darum hinab vom Alpenfelsen stäuben,
Um bald in weiter, trostlos öder Fläche
Im trägen Gang ein Mühlenrad zu treiben?

O Freund, o Freund! wie anders sind die Zeiten!
Im Staube liegt dein Harfenspiel zertrümmert;
Und zwischen seinen liederreichen Saiten
Spannt nun ihr Netz die Spinne unbekümmert!

Es springt die Saite Nachts vom morschen Holze —
Das klingt so bang, als rief ein Geist im Flichern:
»Verlassen will ich ihn in seinem Stolze,
Als Nachtigall in meine Wälder ziehen!«

Du aber schläfst auf üppig warmem Lager
Und weichlich stützt die nervig-starke Rechte
Das runde Antlitz, sonst so bleich und hager! —
O Freund, wach' auf, und denk' an jene Nächte! —

Hast du verlernt das Lieben und das Hassen?
Zog dich so tief des Lebens Last hernieder?
Denk an die Freunde, die du schnöd' verlassen,
Und die noch singen deine heißen Lieder! —

Friedrich Bach.

Eine Vermählung in Wien.

Bild aus dem Leben von A. Benkert.

(Schluß.)

„Wie das junge Blut braust und schäumt, jetzt ist er wieder selig, 10,000 fl. geben 500, vielleicht auch 600 fl., pah! ich komme schon aus damit, ich brauche ja nicht viel. — Wie, Beata, ich glaube gar du weinst, sei nicht kindisch, Mädchen, am Vorabend eines Hochzeittages muß man ja lustig sein, betrachte mich, mein Kind, ich war nie seliger wie heute.«

»Keine Thräne soll Ihr schönes Leben, mein lieber gütiger Vater, je wieder stören, es war die letzte herbe Thräne, die meinem Auge entquoll, nur Freudenthränen sollen Sie fortan bei mir erblicken, mein ganzes Leben sei Ihnen geweiht, vortrefflicher bester Vater.«

»Paperlapap, was schwätzest du da für tolles Zeug, du bist mein gutes braves Mädchen, mein Kind, das ich über alles liebe, aber in Zukunft hat dein Mann auch ein Wort drein zu reden, das ist in der Ordnung. Nun will ich eine kleine Tour um das Glacis machen, und morgen mein Geburtsfest feiern, wie es noch kein König gefeiert hat, auf Wiedersehen.«

Den andern Tag um 10 Uhr Morgens waren alle geladenen Gäste, worunter natürlich auch meine Wenigkeit war, in der Kirche zur Trauung versammelt, da erschien das Brautpaar, ein schöneres Paar läßt sich nicht denken. Die schlanke Beata in ihrem schneeweißen Hochzeitsgewande mit den dunkelblauen Augen und der schön gewölbten Stirne, mit dem wallenden Trauungsschleier von gewohnter Luft, gleich der Göttin Wallhalla anzuschauen. — Wie beneidenswerth schien Gustav, der in der That eben so schön als Mann war. — Der Geistliche trat an den Altar des Herrn und begann die Einsegnung, die übliche Frage zuerst an den Bräutigam. — „Ich frage Sie, Gustav, lieben Sie gegenwärtige Jungfrau Beata, und sind Sie entschlossen Sie als Ihre Hausfrau zu ehelichen?“ wurde mit einem lauten vernehmlichen ja beantwortet, nun wendet sich der Geistliche an die Braut, und widerholt den Spruch, nur mit den Unterschiede, daß er am Schlusse sagt: „sind Sie fest entschlossen Ihren gegenwärtigen Herrn Bräutigam Gustav Ihre Hand zu reichen?“ Wie groß war aber das Erstaunen aller Anwesenden, als nun Beata mit einem lauten und vernehmlichen Nein die Frage beantwortete. — Der Geistliche, ein Greis, meinte, zur Braut gewendet: »Mein Fräulein, hier müssen sie ja sagen.“ Beata sprach ganz ruhig, „hochwürdiger Herr, ich weiß recht gut was ich zu sagen habe, darum sage ich noch einmal: Nein!“ und dabei blieb es, natürlich war der Akt der Trauung zu Ende. Beata fuhr mit ihrem Vater nach Hause, Gustav zog sich beschämt zurück, folgendes Schreiben, dessen Copie ich noch besitze, fand Gustav in seiner Wohnung von Beatas Hand. —

Mein Herr!

Sie haben ein Verhältniß, das unter Tausenden das glücklichste zu werden versprach, auf gemeine Art zerstört, meine treue Liebe und Anhänglichkeit galt Ihnen für nichts, Sie liebten nicht mich, sondern meines Vaters Geld. Ich danke Ihnen, daß Sie mir noch früh genug die Augen geöffnet haben, leben Sie wohl, Sie waren eines deutschen Mädchens nicht werth. — Die öffentliche Genugthuung, die ich mir nahm, glaubte ich meiner Ehre schuldig zu sein, damit es nicht heiße, Sie hätten mich sitzen gelassen. — In drei Tagen verlassen wir für immer Wien.

Beata R.

Und so war es auch, nach Jahren erfuhr ich, daß Beata

einen wackeren Gutsbeſitzer im Rheingaue die Hand gereicht habe, und ein halb Dutzend munterer Kinder auf den Knieen ihres noch immer kräftigen Großvaters ſich herumtummeln. Guſtav ſoll in Trieſt als Senſal einen precären Verdienſt haben, das iſt die einfache Geſchichte

„Einer Vermählung in Wien.“

Maler-Skizzen.

Jedes Bild wird als Skizze geboren und ſtirbt, faſt zur Skizze verbleicht, wie der Menſch, bei deſſen Geburt und Tod die edelſten Kräfte verſchleiert liegen, und ihn beſuchen, wie die Eleganten das Theater, die ſpäter kommen und früher gehen.

Heitere Gedanken bei einem leidenkranken Gemüthe ſind nur feige Flüchtlinge, welchen vor dem Schlachtlärmen in uns grauet; die gährende Maſſe bedeckt die Oberfläche mit glänzenden, ſpielenden Blaſen, und die Leporello-Späße mühen ſich vor dem geſpenſtiſchen Steinbilde eines tiefwehmüthigen Gedankens vergeblich ab; es nickt immer ein gräßliches Ja zur erzwungenen drolligen Einladung.

Der Gram ſcharrt in dem Leichenhofe unſeres Herzens alle geſtorbenen Freuden an das Licht, und was er Schimmerndes mit ausgräbt, iſt etwa einſt Schmuck geweſen, oder — phosphoreszirtes Holz.

Ein wahrer, tiefer Schmerz in uns iſt bleibender, als die ſchönſten Freuden, die auch in der Erinnerung einen wehmüthigen Anklang haben, wie am verweſ'ten Schädel die freundlichen Augen längſt fort und nur ihre Höhlen zu ſehen ſind, während Bart und Haar noch immer wild trotzen.

Wie man Kinderleichen mit Blumen beſtreut, ſo duldet das gebrochene Herz noch eine ruhigſcheinende, heitere Miene; aber die Blumen welken hin, getrennt von der Erde, wann das Herz, in ſie verſenkt, dauernde Blüthen treibt!

In dem Leben mancher Menſchen iſt nichts beſtehend; aus gegenwärtigen Leiden bereitet ihre Schwäche neue und größere, und ihre Freuden tödten ſie durch Beſorgniß. So taumelt ein recht eingefleiſchter Trinker immer, er mag getrunken haben oder nicht, und ſeine Nüchternheit ängſtiget ihn mehr, als ſein Rauſch.

Die Frage, ob man Witz beſitze, iſt ſelbſt ein Witz, den man auf ſich macht: denn die Verneinung liegt ſchon im Zweifel, der nach Ähnlichkeiten am Gegentheile ſucht. Mancher Witz gleicht dem Singen und Pfeifen der Schanz-Sträflinge bei der harten und ſchmählichen Zwangsarbeit.

Herz und Kopf ſind zankende Eheleute, und gewöhnlich trauert faſt dieſer, wenn jenes jubelt, wie die Werre unter der Erde bloß arbeitet, aber heraufkommt und feiert zur Zeit der Begattung.

Das Schickſal gleicht einem beſonnenen Tragödienſpieler, der uns mehr durch gründlich durchdachte Darſtellung, als durch ſein eigenes Gefühl rührt.

Wie die Farben eines Bildes, ſo unſere frohen Stunden: ſie wachſen aus und dunkeln nach.

Die fallenden Tropfen aus der Larve der Schaum-Cicade werden von Unkundigen mit Tropfen der Weide verwechſelt, worauf jene lebt. — Schändliche Heuchelei! was verdächtigeſt du mit deiner triefenden Larve das arme Vorrecht des Gefühls: die Thräne!

Nahe vor dem Sterben unterſcheiden ſich Luſt und Schmerz der Erinnerung ſehr wenig, und der Tod ſiegt, indem er ſeine Streiter in unſere Farben kleidet! —

Fr. v. Fialovics.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Gaſtſpiele des Herrn Karl Devrient.

Beurtheilt v. Aud. Schumacher.

Am 26. Auguſt als Lord Harleigh in dem Schauſpiele: Wahn und Wahnſinn.

Auch dieſes dritte und letzte Gaſtſpiel des Karl Devrient leidet an den bei Gelegenheit ſeines erſten und zweiten Auftretens gerügten Gebrechen. Unſere Anſicht iſt daher in keiner Beziehung modifizirt oder geändert worden. Da es dem Kunſtzweck aber vollkommen genügt, daß ſie ausgeſprochen wurde, ſo wollen wir von unſerem Gaſte ſcheidend, nur noch den Wunſch ausſprechen, daß unſere Offenheit den beabſichtigten guten Zweck in irgend einer Weiſe fördern möge!

Ein Wort zur Zeit.

Der beiſpiellos freche Ton, den mehre ſogenannte Correſpondenten aus Wien in auswärtigen Journalen anſtimmen, die Verhöhnung alles Schönen und Guten, die bei dieſen Leuten Witz genannt wird, ſind zu einem Grade geſtiegen, der wirklich wünſchen läßt, daß dieſem Treiben ernſtlichſt Einhalt gethan werde.

Beſonders ſind es die Provinzblätter, und unter dieſen wieder hauptſächlich die ungariſchen, worin dieſes elle literariſche Gewürme ſich bewegt und niſtet.

Leute, die als Paria's der Literatur ausgeſchloſſen ſind von den achtbaren Wiener-Journalen, Leute, die, rückſichtlich ihrer Leiſtungen, kaum die Koſt eines verlornen Sohnes verdienen; dieſe ſind es, die theils im Auslande, theils in den Provinzen ihre lügenhaften Faſeleien über Kunſt und Künſtler, Wiſſenſchaften und auch über politiſche Zuſtände verbreiten, uns im Auslande ſchänden! — — gebt nun ſolch einem Burſchen ein blankes Silberſtück, und er wird euch als literariſcher Bravo dienen; das, was er ſonſt ſchön gefunden, wird er nun mit ſich hinabziehen in den Sumpf, was alle Welt gefabelt, wird er als ſeltene Kunſterſcheinung ausſchreien und ſich dann ſchnell in die Schlupfwinkel der literariſchen Paraſite, als Correſpondent in die auswärtigen Journale und die Provinzblätter verkriechen!

Daß aber die Redacteurs ſolcher Blätter das meiſt' ſchülerhaft geſchriebene Geſchwätz dieſer Leute aufnehmen, zeigt, daß ſie entweder das ihnen Eingeſandte gar nicht leſen oder, was leider meiſtens der Fall iſt, ſich nur von ihrem Eigennutz hiebei leiten laſſen.

Nur Männer von anerkannter Rechtlichkeit, nur Männer von anerkannter literatiſcher Gediegenheit, ſollten mit dem Auslande correſpondiren;

nicht aber Burſche, auf deren Rock man den Fleck, den ihnen der Schulſack gerieben, noch deutlich gewahrt; Burſche, deren Wangen noch glühen, nicht vom Gefühle für das Schöne und Gute, ſondern von der Ohrfeige ihres Mentors! — ſolche glauben ſich kühn Literaten nennen zu dürfen, weil ſie den arglos Vorübergehenden aus dem Pamphletſumpfe, in dem ſie ſtecken, anquacken und mit ihrem ellen Laich die Leſer umziehen!

Pſeudonymität, noch öfter Anonymität, ſind die Schildbächer, unter welchen dieſe Mineurs der Literatur ihr argliſtiges Gewerbe treiben, wo ſie den Ruf und die Ehre ſo mancher Talente untergraben.

Ein ſolch' literariſcher Mineur *) treibt nun ſeit einiger Zeit in einem der Peſther-Blätter ſein Unweſen, maßt ſich Urtheile über Perſonen an, die zu hoch ſtehen, als daß er ſie in ſeiner Winzigkeit beurtheilen könnte, daher er ſelbe bei jeder Gelegenheit durch ſeine Lobestortur peinigt, oder ſie wirrköpfig ſchmäht, wobei man unwillkürlich an die Fabel „von dem Mopſe, der den Mond anbellt“, erinnert wird. — Eben ſolch' lügenhafte Berichte ſendet er dieſer Zeitſchrift über Dichter und Schauſpieler ein; ſchmäht die, deren Feind er (was für ſelbe nur ehrenvoll ſein kann) geworden iſt, beſudelt Andere mit ſeinem Lobe, und hat nicht ſelten weder die Einen noch die Anderen gehört und geſehen! — Dieſes iſt der Fall mit Mad. Brünning-Wohlbrück, deren Gaſtſpiel er in einer ſeiner jüngſten Correſpondenzen, wie folgt, abfertigt:

„Mad. Brünning-Wohlbrück keine Stimme und kein Spiel.“

während in derſelben Nummer dieſer Zeitſchrift ein Bericht aus Wien von einem zweiten Correſpondenten enthalten, der das Gaſtſpiel der Mad. Brünning-Wohlbrück am k. k. priv. Theater in der Joſephſtadt folgendermaßen beſpricht:

„Mad. Brünning-Wohlbrück (Marie), von ihrem Gaſtſpiele im Kärnthnerthortheater in gutem Andenken, hielt ſich in ihrer, in muſikaliſcher Hinſicht karg bedachten Partie auf ſchöner Höhe; man lernt ihre Trefflichkeit als Sängerin und Schauſpielerin in dem verwaiſten Fache der Soubretten mit jeder Rolle mehr ſchätzen, und es dürfte unter die Ereigniſſe zu zählen ſein, daß eine Sängerin nach einer Spielſcene zweimal gerufen wurde.“

Dieſe ſich ſo widerſprechenden Correſpondenzen beweiſen, daß der Redacteur dieſes Blattes die ihm eingeſandten Artikel weder lieſt, noch ſich um den Character ſeiner Correſpondenten bekümmert; ſonſt hätte er allerorts von dem Erſteren mehr Bitteres, denn Süßes erfahren, ja auch erfahren, daß derſelbe, als er über Mad. Brünning ſchrieb, ſelbe weder geſehen noch gehört hatte! — So leichtſinnig handeln Redacteurs gegenüber dem Publikum, nehmen von Leuten, die weder die Befähigung noch die Kenntniſſe beſitzen, um Andere beurtheilen zu können, kritiſche Artikel auf, und bieten hiemit ſelbſt die Hand, um das Anſehen der Kritik gänzlich zu untergraben; ja geben andererſeits durch ihr Lobgejohle, was ſie auch über die elendeſte Kunſterſcheinung in ihren Blättern anſtimmen, zu der im Publikum ziemlich fußenden Vermuthung Anlaß, daß ſie die feilen Söldner irgend eines habſüchtigen Entrepreneurs geworden ſind!!

Freilich, ſo lange es Leſer gibt, die da nur Correſpondenzen über Wien leſen, um Schmähungen und Pamphlete zu finden, die da im Stande ſind ſolch' Geſudel bei ſich herumzutragen, allen ihren Bekannten vorzuleſen, um damit ſie nur auch dieſer Prophetenbeeren theilhaftig werden; inſolange wird es noch immer junge Leute geben, die ſich, von dem Beifalle des Pöbels geblendet, zu ſolch' literariſchem Nachrichter-Amte bequemen! — inſolange wird es Redacteure geben, die ſolche Artikel als ſogenannte Zug-Artikel aufnehmen!

Ferner wird es ſo bleiben, inſolange die Beſſeren der Literatur dieſes Getriebs gleichgiltig betrachten, ſich zu hoch dünken, um das Richteramt bei einer Sache zu verſehen, die für die Literatur von ſo großer Wichtigkeit; die da meinen, weil ſie nun Ruhm und Anerkennung erlangt, daß ſie für die Sache ſelbſt ſich nimmer anzunehmen brauchen, ſondern auf ihren Lorbern eine immerwährende Sieſta halten können. Es wird noch ſo weit kommen, daß man unter dem einſt ſo geachteten Titel Literat nichts Anderes verſtehen wird, denn einen Burſchen, der, zu faul und zu unwiſſend um zu irgend einem Geſchäfte verwendbar zu ſein, nun die Feder ergreift, ſie in ſeinen ellen Geifer tunkt und damit die Umſtehenden beſudelt!! —

Daß es ſolch' literariſches Gewürme, das dem edlen Baume der Literatur ſeine beſten Säfte entzieht, in Unzahl gibt, daß das Publikum deren Producte noch freudig aufnimmt, ſich an ſolcher dummdreiſter Läſter-Chronik ergötzt, daß der ſchändliche Eigennutz mancher Redacteurs derlei Artikel als Abonnenten-Lockſpeiſe benützt; daß endlich unſere achtbarſten Literaten dieſes Treiben mit Stillſchweigen und gleichgiltiger Miene betrachten.

— — dieß iſt der Fluch der heutigen Literatur!!! — —

Fried. Stumpf.

*) Wir behalten uns vor, deſſen Namen, ſobald er wieder einer Correſpondenten-Lüge ſich ſchuldig macht zu veröffentlichen.

D. R.

Großes Muſikfeſt.

Den 26. zu Gunſten der durch Brand verunglückten Bewohner der Städte Korneuburg und Poſeg, im k. k. Augarten.

Großes Muſikfeſt! — fünf Regiments-Muſikbanden! — Große Kanonade und Pelotons von Stuwer! — Dazu eine Production mehrerer intereſſanter Orcheſterwerke als Beigabe — wahrlich, es läßt ſich nicht leicht mehr ankündigen und zum Vortheile verunglückter Mitmenſchen um 30 Kreuzer der großen Menge darbiethen!

Das Feſt begann ſchon um 4 Uhr, indem fünf Muſikcorps an verſchiedenen Plätzen des Productionsortes verſchiedene Muſikſtücke, als: Märſche, Walzer, Polkas u. dgl. ſpielten. Dieſes währte bis halb ſechs Uhr, wo in dem hinteren Theile des Augartens unweit des großen Donaudammes im Schatten hundertjähriger Kaſtanienbäume nachſtehende Tonſtücke aufgeführt wurden als: Die Ouverture zur „Stummen von Portici“ von Auber, welche, obgleich gut executirt, ſpurlos vorüberging. Hierauf: „Die nächtliche Heerſchau.“ Ballade von Zedlitz, Muſik von Titl, eine Piece, welche die durch die freie Natur zerſtreuten Gemüther ſchon zu einem lebhaften Beifall ſammelte. Dieſes, als ein Kunſtwerk neuerer Zeit anerkannte Tongemälde ſcheint übrigens für eine Production im Augarten ebenſowenig wie allenfalls Göthe's „Egmont“ für eine Arena geſchaffen zu ſeyn; es ſey denn, daß der Vortrag, anſtatt durch 30 Sänger mit einfacher Orcheſterbegleitung, durch 300 Sänger, 300 Streichinſtrumentaliſten und fünf Harmoniebanden geſchehe. Dasſelbe kann man von dem herrlichen Marſch mit Chor Beethoven's aus den Ruinen von Athen ſagen. Die Production ſolcher Tonwerke gehörte unbedingt in einen geſchloſſenen Raum.

Ein Triumphmarſch von A. Nemetz wurde mit Präciſion von allen fünf Regimentscapellen gegeben. Die bekannte Preghiera aus „Moſes“ von Roſſini wirkte durch ihre breitgeführte Melodie und durch das Zuſammengreifen ſämmtlicher Maſſen in dem nach Dur aufgelöſten Schluſſe ſo, daß eine Wiederholung verlangt wurde.

Die Aufführung des Tongemäldes: „Die Schlacht bei Vittoria“ von Beethoven unter Mitwirkung der Kanonade von Stuwer geſchah ſo, daß man von lauter Gemälde keinen Ton zu hören bekam. Erſt in der zweiten Abtheilung trat die Sieges-Simphonie und der Marſch ſelbſtſtändig und vernehmlich hervor.

Hierauf wurde von ſämmtlichen Muſikbanden unter Raketenbegleitung „Gott erhalte“ geſpielt und ſo das ganze große Muſikfeſt im Freien, welches Hr. von Marinelli mit allem Aufgebot ſeiner Kräfte leitete, feierlichſt beſchloſſen. Die Zahl der Zuhörer ſchien mir geringer, als bei dem früheren ähnlichen Feſte.

Brief aus Mölk.

Geehrteſter Herr Redacteur!

Ich kann nicht umhin, Ihnen zu berichten, daß geſtern den 24. Auguſt Ihre kaiſ. Hoheiten, die durchlauchtigſten Herrn Erzherzoge, Franz Ferdinand und Carl, Söhne Sr. kaiſ. Hoheit des Herrn Erzherzoges Franz Carl den in unſerer Nähe jenſeits der Donau mit ſeiner reiz-

zenden Fernsicht sich erhebenden Jauerling bei dem günstigsten Wetter bestiegen und daselbst bis spät Nachmittags verweilten, worauf sie nach dem Schlosse Lubreck fuhren; jenem an den Ufern der Donau zwischen Obstbäumen versteckten Schlosse, in dem so oft und gern der hochselige Großvater Ihrer kais. Hoheiten, weil. Sr. Majestät Franz I. weilte. Daselbst angekommen wurden Ihre kais. Hoheiten unter Böllerschüssen und Musik von dem hochw. Herrn Prälaten des Stiftes Möll und den Beamten der k. k. Patrimonial-Herrschaft Leiben empfangen. Bei eingetretener Dämmerung erschien auf der nahen Donauinsel ein aus mehr den tausend Lampen bestehendes Transparent unter der Kaiserkrone die Buchstaben F. C. F. (Franz; Carl; Ferdinand) zeigend; was sich um so schöner ausnahm als eine vollkommen helle Nacht war und der Mond sein Licht über die Landschaft ausgoß. Während Ihre kais. Hoheiten vom kleinen Balkone sich zeigten, ertönte die Volkshymne und vielstimmiges Vivatrufen von dem zahlreich herbeigeeilten Volke. Heute (den 25. Aug.) um 8 Uhr Morgens fuhren Ihre kais. Hoheiten in einem mit Wimpeln gezierten Schiffe über die Donau und besuchten das Stift Möll, wo sie unter Glockengeläute von dem gesammten Capitel empfangen wurden, sich sogleich in die Kirche verfügten und der von dem hochw. Herrn Prälaten gelesenen Messe beiwohnten; wornach sie die Sehenswürdigkeiten des Stiftes zu besichtigen geruhten und um 11 Uhr zurück über die Donau fuhren, um noch das Schloß Biben in Augenschein zu nehmen, und sodann Ihre Reise fortzusetzen. Die Bewohner Mölls hatten sich am Ufer versammelt und nochmals die scheidenden Prinzen zu sehen, deren Anblick allein hingereicht hätte, aller Herzen Liebe zu gewinnen, wenn nicht ohnehin schon alle Herzen für sie eingenommen gewesen wären. Es gab sich überhaupt an beiden Tagen, überall, wo sich Ihre kais. Hoheiten zeigten, die ungeheuchelteste Liebe und Anhänglichkeit des Österreichers an sein Kaiserhaus auch hier zu erkennen. Es ist eine eigene Sache mit dieser Liebe und Anhänglichkeit des Österreichers. Da ist kein affectirtes Schautragen von nicht gefühlter Unterwürfigkeit, da sind keine begleitenden Regimenter zur Lebenssicherung der allerhöchsten Reisenden nöthig, die sich sorglos in des Volkes Mitte bewegen und keine andern als Freudenschüsse hören. Und woher wohl diese Liebe kommt? — Ja, warum liebt der Sohn den Vater, der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder? Diese Liebe ist dem Österreicher und seinem Kaiserstamme angeboren, sie leitet beide aneinander wie die einzelnen Glieder einer Familie, als welche sie auch einander betrachten. Darum drängen sich die Österreicher auf allen Wegen, nicht um den Herrscher oder Glieder seines Stammes sondern um den geliebten Landesvater oder seine theuern Angehörigen zu sehen; darum gehen die Glieder des österreichischen Kaiserhauses sorglos und sicher unter den Unterthanen. Darum gibt es nicht Ein Herz in Österreich, das nicht warm für sein Kaiserhaus schlüge; darum stehen die Grundfesten des österreichischen Kaiserhauses so sicher, weil sie auf der Liebe des gesammten Volkes fußen.

Fr. J. Schaffer.

Industrielles.

(Industrielle Übersicht von Paris.) Paris zählt 797 Schuhmacher (die zahllosen Schuhflicker nicht gerechnet), 36 Billards, 6 Queuefabrikanten, 369 Gerber und 29 Haarhändler (worunter wol die Perruquiers nicht begriffen sein können), 639 Maler, 19 Leichdornschneider, 1387 Ärzte, 368 Architekten, 843 große Weinhandlungen, 1478 Weinschenken, 168 Charcutiers, 253 Kesselmacher, 252 Pensionate für Mädchen, 17 Spielkartenfabrikanten, 682 Ebenisten, 41 Bureaux, wo man Stellen aller Art suchen kann, 40 Wachshändler, 495 Metzger, 400 Bäcker, 746 Buchhändler, 80 Druckereien, 726 Bijouteriefabrikanten, 83 Tapetenhändler, 54 Wagenmaler, 3 Torfniederlagen, 936 Marchands de Nouveautés, 4 Sandhändler, 17 Maskenfabrikanten, 232 Hebammen, 27 Steinätzer, 14 Blutegelhändler, 11 Schminkfabrikanten, 394 Parfumers, 73 Chocoladefabrikanten, 936 Schneider, 341 Handschuhmacher, 633 Modehändlerinen, 27 Fächerfabrikanten, 336 Parapluifabrikanten und Verkäufer und 416 Blumenmacherinnen.

(Infusorien als Baumaterial.) Herr Professor Ehrenberg, dessen Forschungen über die Natur der Infusorien weltberühmt sind, hat so manche interessante Mittheilungen darüber gemacht, besonders war dasjenige merkwürdig, was wir in Betreff des Baugrundes von Berlin vernahmen, der an manchen Orten ganze Lager und Züge von solchen Infusorien enthält, und die sogar von mancher Seite insofern als für gefährlich angesehen werden, als sie im Stande sein dürften, einen für das Fundament der Gebäude nachtheiligen Einfluß auszuüben. — Man hat mit diesen Infusorien einige Versuche angestellt, und da sie in großen Quantitäten vorkommen, Steine daraus gebildet und solche getrennt. Die Masse ist wenig zusammenhängend und unplastisch. Bei sehr starkem Feuer hatten die Steine noch eine gelbliche Färbung, zeichnen sich aber besonders durch ihre ungemeine Leichtigkeit aus, die bei anderen Steinen durch Anwendung künstlicher Mittel kaum zu erreichen seyn dürfte; da indessen der Zusammenhang der Masse nur ein geringer ist, so müßte für den Fall, daß man die Absicht hätte, aus diesem Material, wenn es irgendwo und wie in genügenden Quantitäten zu beschaffen wäre, Bausteine zu produciren, wahrscheinlich auch noch auf irgend eine Weise dazu gethan werden.

(Die Deutschen in Neuseeland.) Den Bekanntmachungen der Neuseelandgesellschaft zufolge erhalten die Deutschen, welche nach Neuseeland auswandern, alle Vortheile und Rechte brittischer Unterthanen. In dem Districte Wellington wird das Land öffentlich dem Meistbietenden verkauft, und Käufern die auf eigene Kosten von Europa anlangen, ein Rabat von 25 Procent zur Vergütung ihrer Reisekosten bewilligt. In der Niederlassung Nelson wird das Land schon in Europa verkauft zum festen Preise von 300 Pf. St. für die Abtheilung, enthaltend einen Acker Stadtland, 50 Acker im Weichbilde und 150 Acker in der Feldmark. Es findet ebenfalls obige Vergütung statt. In der Niederlassung New-Plymouth wird das Land in Europa verkauft zu dem festen Preise von 75 Pf. St. für eine Abtheilung von 50 Acker und einem Viertel Acker Stadtland, mit gleicher Vergütung für auf ihre Kosten Reisende. Allen Auswanderern, welche als zulassungsfähig befunden werden, gewährt die Gesellschaft vollkommen freie Überfahrt, gute Beköstigung und ärztlichen Beistand. — Unstreitig ist diese Colonisation auf die beste bis jetzt bestehende Art eingerichtet.

Omnibus.

(Der Einsiedlerbrunnen), wird ein 22 Klafter tiefer Felsenbrunnen genannt, welcher sich auf dem Leonhardsberge bei Bertholdsdorf befindet, der einen herrlichen Rundblick in das Breitenfurter-, Kaltenleutgeber-, Rodauner- und Salzer-Thal, nach dem Schneeberg und den Donaugegenden bietet. Der Sage nach soll besagter Brunnen von dem Einsiedler Johannes Annosky, ohne Beihülfe eines Menschen, ausgehauen worden sein.

(Die Rechte und das Rechte.) Viele Recht' und Rechtchen
fechten um das Rechte hier auf Erden,
Ach, wann wird doch allen Rechtlern endlich recht das Rechte werden.

(Ein Genie), sagte eine geistreiche Dame, gleicht einem Kometen, den wir als eine prachtvolle Erscheinung am fernen Horizont bewundern, aber nie in unserer Nähe zu sehen wünschen.

(Auf dem Heidelberger Fasse) stehen die Reime:

Gott segne diese Pfalz beim Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieses Faß und and're mehr
Nicht wie das Alte werde leer.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 105.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 31. August 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

Auf der, aus Böhmen nach Sachsen führenden Heerstraße steht ein niedliches, einsames Wirthshaus. Diesem gegenüber führt eine schöne Allee zu dem einige hundert Schritte entlegenen herrschaftlichen Schlosse, welches auf einer kleinen Anhöhe in einfachem, aber geschmackvollem Style erbaut, das im Thale gelegene Dörfchen beherrscht, und eine wirklich romantische Ansicht über die ganze Umgegend gewährt. Das Thor des Schlosses steht in schnurgerader Linie mit der, vor dem Wirthshause befindlichen, mit Weinreben umrankten Laube, so, daß den Blicken des dort Sitzenden Niemand entgehen kann, der einen Zutritt in das Herrschaftsgebäude sucht.

An einem schönen Nachmittage des Julimonats waren die meisten Plätze der schattigen Laube besetzt, Reisende und Einheimische labten sich an dem echt böhmischen Biere und dem goldblinkenden Czernosecker. Die Gesellschaft schien sehr gemischt. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienten aber zwei Fußreisende, die sich an einen kleinen Tisch placirt hatten. Auf den ersten Blick sah man es ihnen an, daß sie mehr aus Vergnügungssucht als aus Mangel oder Sparsamkeit eine Fußreise unternommen hatten; denn sowohl ihre Kleidung, als auch die Art zu leben zeigten von ihren glücklichen Vermögensumständen, und obschon sie sich wenig um ihre Umgebung zu bekümmern schienen, so hatte doch der Wirth sich desto mehr um sie bekümmert, denn Leute, welche gleich bei ihrem Eintritt einen echten Eilfer verlangten, und die eine Boutelle mit einem Thaler bezahlten, waren ihm zwar nicht seltene, aber doch sehr achtungswerthe Gäste. Nachdem sie den gebrachten Wein gekostet und gelobt hatten, verlangten sie einige Forellen und erwarteten geduldig die Zubereitung derselben. Während die beiden Fremden stumm, jeder seinen Gedanken nachhängend, saßen, ging es desto lebhafter an dem Nachbartische zu. Zwei andere Männer bemühten sich, einander die Worte vom Munde zu stehlen, und aufmerksam horchten die sie Umgebenden jedem Einzelnen zu. Der Eine der Vielsprecher war ein ziemlich bejahrter Mann von besonderem Umfange. Einige Narben durchkreuzten sein faltenreiches Gesicht, und ein grauer Schnurbart vermehrte das wilde Aussehen des Mannes. Sein Anzug, verbunden mit seinem Betragen, ließ auf den ersten Anblick einen alten Kriegsmann vermuthen. Er trug einen blauen, ganz neuen Rock, mit rothen, goldbordirten Aufschlägen, hohe Stiefeln und einen ungeheuren Stock von spanischem Rohr mit goldenem Knopfe, gegen welchen neuen Anzug der auf einer weißen ledernen Kupel hängende, alte Säbel gar abscheulich contrastirte. Sein Nebenbuhler in der Redekunst war ein junger Mensch, dessen Livree und keckes Betragen seinen Stand (einen Bedienten aus einer großen Stadt) nicht verkennen ließ.

Dieser schien so eben dem Andern widersprochen zu haben; der Beleidigte schlug mit seiner Faust so auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, und rief: »Haltet das Maul, Freund, Ihr wißt nichts, gar nichts, wie könnt Ihr mit einem ergrauten Soldaten streiten, wie könnt Ihr es wagen, mir zu widersprechen? steigt dort den Hügel empor, von dort seht Ihr die Kulmer Ebene, das Denkmal unseres unvergeßlichen Colloredo, des Helden des Jahres 1813; dort seht Ihr das dem tapfren Preußen Heere errichtete Monument, beide geben Kunde von den Tagen, von dem Triumphe, den unsere verbündeten Armeen dort errungen, — und blickt weiter hin, in grauer Ferne seht die Felsschlucht, die den wack'ren Osterman dem Auge der Feinde verbarg, bis es dem tapferen Russen gelang, Landamme gefangen zu nehmen; wohin Euer Auge nur reicht, es schweift über einen ewig merkwürdigen Boden, und was Ihr auch von der Kulmerschlacht gehört haben möget, es ist nichts dagegen, was ich Euch erzählen kann, ich war mit dabei. Es galt den Kampf für's Vaterland, für mein theures Böhmen, da ließ ich Geliebte, ja, Freund! ich ließ, doch genug davon. Ich war dabei, d'rum könnt Ihr nicht mit mir streiten, Ihr war't wohl noch in den Windeln, als ich mit blutendem Herzen ausgezogen und für mein theures Vaterland mein Blut vergossen habe.«

„Du sollst leben, alter Kämpe!« rief einer der beiden Reisenden und reichte das volle Glas Czernosecker dem Erzähler. »Trink' es aus! auf das Andenken der tapferen Krieger.« — Verblüfft durch diese plötzliche Unterbrechung starrte der Krieger den Jüngling an, nahm das Glas, und indem er den Geber scharf fixirte, sagte er: „Herr! Sie sind gewiß ein echter Böhme!«

»Du irrest, Freund, ich bin ein Österreicher, Wien ist meine Wiege.« —

»Dieser junge Mensch da, der ist auch ein Österreicher, aber er ist, nun verzeih' ihm Gott! er ist ein Speichellecker. Ein Böhme, ein Österreicher von altem Schnitt und Korn, der geht den geraden Weg, was links, was rechts liegt, läßt er liegen, mischt sich nicht in die Angelegenheiten Anderer, ist aber auch kein Sklave fremder Launen.«

„Freund Portier, Ihr thut mir Unrecht,« sagte der Getadelte.

„Laßt mich mit der französischen Titulatur aus,« versetzte der Andere, »ich bin Schloßwart bei meiner alten Herrschaft gewesen, und bleib' es auch bei der neuen, so Gott will. Was braucht Ihr den Bauern da zu erzählen, daß Eure, nein Unsere Guts-

frau Ihre Töchter in klöſterliche Stille vergraben wolle, um nur nicht Großmutter zu werden, was geht das und an? ſie iſt meine Frau, unter ihren Befehlen ſtehe ich, und werde Subordination zu beobachten wiſſen!“

„Mich geht es auch nichts an,“ verſetzte der Bediente, „aber warum ſollen die Töchter nicht heiraten, wenn ſie dazu ſich fähig fühlen? Ich ſage nur es iſt ein beſonderer Eigenſinn das, von der Baronin Flammberg.“

„Baronin Flammberg?“ fragte überraſcht der Jüngling.

„Baronin Flammberg?“ wiederholte ſein Gefährte und näherte ſich dem Tiſche.

„Die Flammberg iſt meine Frau,“ ſagte ganz dreiſt der Bediente. „Sie hat das Gut hier in Böhmen gekauft, weil ſie befürchtete ihre Töchter könnten leicht in dem mannsreichen Wien einen Anbeter finden, der ſie heiraten möchte, und dies iſt die Urſache, daß ſie ſich mit ihnen hieher geflüchtet hat, weil ſie glaubt, hier keine Gefahr zu laufen, von Schwiegerſöhnen umſchwärmt zu werden.“

„Seht, Johannes, da ſchwatzt Ihr wieder aus der Schule, ein braver Kerl darf das nie, merkt Euch das,“ ſagte der Soldat; „was kümmert es die Herren da, welche Schwächen unſere Herrſchaft hat? Ihr ſagt, die Frau iſt gut, damit baſta, ſie ſoll leben, und ihre Töchter daneben!“

„Sie ſollen leben!“ rief der erſte Reiſende, befahl dem Wirth eine Flaſche Elſer dem Krieger zu bringen, und ſetzte ſich, unbekümmert um die anderen Gäſte, an die Seite des Schloßwarts.

„Junger Herr, das iſt zu viel,“ meinte der Soldat.

„Trinkt nur auf meine Geſundheit,“ verſetzte der Spender.

„Laß' das jetzt, ſage mir, dient ihr Beide du und dieſer junge Menſch einer Herrſchaft?“

„Bis jetzt, ja!“ verſetzte der Soldat, „ich habe zwar die neue Gutsfrau noch nie geſehen, doch der Schwätzer hat mich mit der ganzen Familie, ja ſelbſt mit dem Hausperſonale der Frau Baronin, ſo bekannt gemacht, daß ich jedem Einzelnen aus und inwendig kenne. Ich bin nun 12 volle Jahre in dieſem Schloſſe, und dachte mein Leben da zu beenden, doch wenn die Hälfte wahr iſt, was mir der lockere Zeiſig von dem Sekretär der Frau Baronin erzählte, ſo war ich am längſten in ihrem Dienſte.“

„Was die Hälfte?“ eiferte der Bediente, „Alles Wort für Wort. Ihr werdet ihn kennen lernen, dieſen ſchlauen Fuchs den Herrn von Laune. Vor meiner Herrſchaft allen Reſpect, doch keinen vor Einem, der eben ſo ein Diener iſt, wie ich.“

„Vereat Laune! Oho! ein Lateiner?“ meinte der Schloßwart, „nur thut nicht gar ſo groß mit Euren Kenntniſſen, Sapperment! Das iſt ein Flug,“ rief er ſich unterbrechend und ſah nach der Ebene hin. „Seht, wirs dort wirbelt, das nenn ich reiten im geſtreckten Carriere, aber der Graben, bravo, das Roß ſetzt gut, nun iſt er hinüber, hopp! hopp! hopp! jetzt iſt er da.“

Wirklich kam wie im Fluge ein Reiter daher geſprengt; er hielt ſein ſchnaubendes Roß vor der Herberge an, zog ſeine Brieftaſche heraus, und fixirte die Gegend, ſelbe mit der Zeichnung die er in der Hand hielt, vergleichend. — „Wem gehört das Gut?“ fragte er den zwiſchen der Thüre ſtehenden Wirth.

„Sie ſind am Ziele Euer Gnaden,“ ſagte der Bediente und mit einem Sprunge war er aus der Laube, der Hut flog ihm von dem Kopfe und demüthig den Steigbügel haltend, fuhr er fort: „Belieben nur abzuſteigen gnädiger Herr, dort ſteht das Schloß, ich werde das Pferd ein wenig herumführen, bis es verſchnauft.“

„Thue das, Jean,“ verſetzte der Reiter und zu dem Wirthe ſich wendend, beſtellte er ein Glas Wein und trat in die Laube. Über das plötzlich geſchmeidige Weſen des Bedienten halb verblüfft, und halb deſſen Stellung gegen den Fremden ahnend, ſtand der alte Kriegsknecht von ſeinem Stuhle auf, und ſtellte ſich mit militäriſcher Haltung vor den Eingetretenen den Stock in der Rechten, den Hut in der linken Hand haltend.

(Fortſetzung folgt.)

Muſikaliſches Auskunftscomptoir.

Von Heinrich Aue.

28.

Was iſt bei einer Oper der Text und was die Muſik?

Der Text iſt das Gerippe, die Muſik das Fleiſch und Leben. Iſt das Gerippe ungeſchickt, plump oder verſtümmelt, ſo kann das Product durch die Hand eines tüchtigen Tonmeiſters wohl eine Zeit lang am Leben erhalten werden; allein die Welt wird über eine ſolche Mißgeburt immer lachen.

29.

Welches iſt das Haupterforderniß zur Volksthümlichkeit eines Tonſtückes?

Einfachheit und Kürze des melodiſchen Gedankens. Vieles wird bloß deshalb populär, weil es hundert- und wieder hundertmal gehört wird.

30.

In welchem Verhältniß ſtehen Ruf, Ruhm und Geld bei einem Componiſten?

Ruf und Geld ſtehen im geraden Verhältniß; je mehr Ruf, deſto mehr Geld. Dagegen ſieht man den Ruhm gewöhnlich von ſehr wenig Geld begleitet.

31.

Warum hat die neue Oper „Linda“ bei ihren erſten Vorſtellungen mehr Senſation erregt, als es bei Mozart's „Don Juan“ der Fall war?

Dafür dürfte die Kunſt ſchwerlich einen Grund aufzuweiſen haben.

32.

Über welche Componiſten wird heutzutage am meiſten geſchrieben?

Über jene, welche entweder im Steigen oder im Fallen ſind; denn iſt ein Componiſt im Steigen, ſo findet er Gegner, welche ſeine Verdienſte anfeinden und dadurch die unbefangene Kritik zur vielfältigen Theilnahme und Vertretung herausfordern. Iſt er im Fallen, ſo fordert er gewöhnlich ſelbſtthätig auf eigenen Wegen ſeine Freunde zur vielſeitigen Anpreiſung ſeiner Verdienſte heraus.

33.

Warum ſoll bei der feierlichen Enthüllung des Mozart-Denkmals zu Salzburg auch ein Pferderennen Statt finden?

Zum Andenken; weil bei Beurtheilung dieſes großen Mannes ſeiner Zeit ſo Viele aufgeſeſſen ſind.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Sonntag den 28. d. M. sahen wir das längstbekannte Schauspiel: Fridolin, oder der Gang zum Eisenhammer, von Franz v. Holbein und hatten neuerdings Gelegenheit, dem aufstrebenden Talente des Hrn. Kierschner, welcher in der Titelrolle beschäftigt war, unsere Aufmerksamkeit zu spenden und in den lauten Beifall des Publikums einzustimmen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß dieser junge Mann dem wohlwollenden Winke der unparteiischen Kritik aufmerksam lauscht, und sowohl Gang als Körperhaltung sorgsam überwacht. Mimik und Declamation waren lobenswerth. Möge die Direction dieser Bühne diesem wackern Kunstjünger recht oft die erwünschte Gelegenheit bieten, vor das Forum des Publikums hintreten, und in größeren Rollen Proben seiner Fortschritte auf der Bahn der Kunst ablegen zu können. — Dlle. Höfer, so wie die HH. Nolte und Posinger spielten genügend; Hr. Arbesser that wohl zuweilen des Guten zu viel.

Schreiben aus Baden.

Am 29. August 1842.

Ich schreibe, um der Redaction von dem Succeße zu berichten, welchen das von Hrn. Pokorny veranstaltete Fest erlebte. Wenn es nach meiner eigentlichen und ursprünglichen Intention ginge, so müßte ich gegen den Titel gleich anfangs ins Feld ziehen, — allein dieser Mühe hat mich die Redaction durch den im vorgestrigen Blatte erschienenen Artikel überhoben. Es bleibt mir also gar nichts zu berichten übrig, als wie und unter welchen Wetterauspicien das Fest begonnen wurde, und wie viel Gäste sich zu demselben nach einer kurzen Wahrscheinlichkeitsberechnung eingefunden haben; denn das Fest selbst zu beschreiben, ist eben so überflüssig, als die Mühe eines neueren ausländischen Literaten, Schiller's Räuber in einen Roman zu metamorphosiren. Was das Fest bot, stand am Anschlagezettel so schön, bündig und richtig detaillirt, daß wir die 32,000 Unschlittlämpchen, die transparenten Decorationen u. s. w., den Wasti und die schlimmen Frauen, — jene beiden Geschwister aus der Told'schen caffevermehrenden, aber durchwegs aller Poeße entbehrenden Trilogie — ganz nolens volens übergehen können. Das Wetter war sehr günstig, so sanft, mild, warm und wohlig, wie man nur in den novellistischen Introductionen zu finden im Stande ist. — Und dennoch war die Erwartung von einer unerhörten Frequenz, die das Illuminationsfest auf der Hauswiese zu Schanden machen würde, getäuscht. Man erwartete ein Völker-, wo nicht Nationenfest, man erwartete 15,000 Gäste, und siehe da, nur beinahe 3000 waren zugegen. Die Illumination im Parke war mit sehr vielem Geschicke arrangirt, die aber im Tanzsaale blieb ohne Effect. Die Musikcorps der Herren Nemetz, Mang und Redlich beobachteten eine gelungene Wahl und einen gerundeten Vortrag bei der Execution ihrer Piecen.

—igr—

Tagsergebnisse.

(Die feierliche Grundsteinlegung der Ofner-Pesther-Kettenbrücke) fand Nachmittags am 24. August auf folgende Weise statt. Der gigantische Brückenpfeiler, erzählt das Pesther Tagebatt war zu einem großartigen unterirdischen Saale umgeschaffen worden, welcher roth und grün ausgeschlagen, und so eingerichtet war, daß die Ceremonie des Grundsteinlegens von allen Punkten gesehen werden konnte. Nach 4 Uhr Nachmittags füllte sich dieser seltsame und prachtvolle Salon in allen seinen Räumen mit Zuschauern, die mit besondern Billets versehen waren; außerdem war das ganze Brückengebäude, die anstoßenden Straßen, die gegenüberstehenden Häuser, ja sogar deren Dächer mit Menschen vollgepfropft. Um fünf Uhr langten Se. k. k. Hoheit der Durchlauchtigste Erzherzog Karl, dessen Ankunft durch eine Salve von 101 Kanonenschüssen verkündet wurde, durch Spaliere von Militär und Bürgermiliz, die von Ofen bis zum Brückengebäude in Pesth gebildet waren, bei der Brücke an. Se. k. k. Hoheit der Durchlauchtigste Erzherzog Reichspalatin war mit Höchstseiner Durchlauchtigsten Frau Gemalin und mit dem jungen Erzherzog Joseph und der Erzherzogin Elisabeth schon früher daselbst angekommen, worauf sich die höchsten Herrschaften unter lautem Zuruf der Menge in den Brückenpfeiler verfügten, wo zu Deren Empfang ein mit den Nationalfarben glänzend decorirtes Balkachin bereitet war. Se. k. k. Hoheit der Durchlauchtigste Erzherzog Karl war in ungarischen Generalsuniform gekleidet, und hatte ein heiteres, gesundes und kriegerisches Aussehen. Außer den höchsten Herrschaften waren im Saale noch die Großwürdenträger des Reiches, Se. Eminenz der Fürst-Primas, die hohe Generalität, zwei Bischöfe, alle hohen Dignitarien, der Magistrat des Pesther Comitates und der beiden k. Freistädte, zwei hohe griechische Geistliche (protestantische Geistliche bemerkten wir nicht) und überhaupt Alles, was das Land Schönes und Glänzendes aufzuweisen hat, in einem Zirkel versammelt. Nachdem die herrlichen Musikcorps mehrere Bewillkommnungsmärsche gespielt hatten, nahm die Ceremonie ihren Anfang. Hr. Anton von Tasner, Secretär des Brückenbau-Bureaus, las zuerst eine Urkunde in ungarischer Sprache vor, worin die kurze Geschichte des Brückenbaues und der bevorstehenden Ceremonie enthalten war. Diese Urkunde wurde nun von dem Durchlauchtigsten Erzherzog Karl und den übrigen anwesenden höchsten Herrschaften, wie auch von den Reichsbaronen, den höheren Beamten und den Bürgermeistern der beiden Nachbarstädte und zuletzt von Baron Sina unterschrieben und in eine wohlverwahrte Kapsel verschlossen, welche letztere in eine bereitgehaltene Öffnung eingemauert wurde. Hierauf wurde der große und schön gemeißelte Grundstein von Oben durch die künstliche Maschine herabgelassen. Se. k. k. Hoheit der Durchlauchtigste Erzherzog Karl traten vor, ergriffen die mit der Ansicht der Kettenbrücke, aus getriebenem Silber prächtig gearbeitete und mit einem goldenen Stiele versehene Maurerkelle und fuhren damit einigemal auf dem Stein hin und her, darauf schlugen Höchstderselbe mit dem Hammer dreimal auf den Grundstein. Diese Ceremonie, welche mit dreifachen und tausendstimmigem Éljenruf begleitet ward, wurde von Sr. k. k. Hoheit dem Durchlauchtigsten Erzherzog-Reichspalatin und von den übrigen anwesenden höchsten Herrschaften, dann von Sr. Excellenz dem Judex Curiae, vom Gr. Stephan Szechenyi; vom Baron Sina und zuletzt vom Baumeister der Brücke, Hrn. Clarke, unter gleichem Zuruf wiederholt.

Kleine Denkwürdigkeiten.

Blücher in Magdeburg.

Von F. Nauwerk.

I.

Es war in der, für Deutschland unvergeßlichen frohen Zeitperiode, welche auf jene folgte, in welcher die Kriegsfackel furchtbar gewüthet und Deutsche gegen Deutsche in blutigen Kampf getrieben hatte, als der König von Preußen, der nach der Einnahme von Paris in Begleitung hoher Alliirter und mehrer seiner tapfern Generale, unter denen der alte Marschall Vorwärts mit Recht das meiste Aufsehen und den größten Enthusiasmus erregte, einen Besuch in London gemacht hatte, von da nach seinen Staaten zurückkehrend in der Festung Magdeburg erwartet wurde. Jung und Alt, Reich und Arm, war in der lebhaftesten Aufregung, und jeder wetteiferte nach seinen Kräften, den geliebten Landesvater so recht von Herzen zu empfangen, denn alle verehrten den gütigen und gerechten Fürsten, von dem sie durch vorhergegangene Fremdherrschaft jahrelang getrennt gewesen waren.

Leider sollte aber diese frohe Erwartung noch nicht in Erfüllung gehen, denn ein eben angekommener Kourier brachte die Meldung, daß der König nicht wie früher beschlossen über Magdeburg, sondern direcle nach Berlin retourniren, dafür jedoch in einigen Wochen expreß von seiner Hauptstadt nach Magdeburg kommen würde. Gleichzeitig berichteten die Depeschen jenes Couriers, daß der Fürst Blücher an einem bestimmten Tage eintreffen und sich einige Zeit daselbst aufhalten würde. Dadurch einigermaßen getröstet, wurde sofort beschlossen, den deutschen Helden, von dessen Siegen nicht allein seine Soldaten, sondern das gesammte Volk begeistert war, trotz aller verbotenen Feierlichkeit, auf das Würdigste zu empfangen. Als dieser sich daher am Abend seiner Ankunft der Stadt näherte, vermeinte er,

daß diese eine Feuersbrunst heimgesucht habe, so hellleuchtend strahlte ihm die von den Bewohnern Magdeburgs veranstaltete Illumination entgegen; denn wirklich war vom Kellerloche bis zum Dachfenster Licht an Licht, Lampe an Lampe, und unzählige Transparente hießen den Vater der Armee den Mann des Volkes willkommen, dessen offener Wagen von den niedlichen Händchen hübscher Damen dermaßen mit Blumen bombardirt wurde, daß ihm kaum Raum genug zum sitzen blieb.

Bis in die späteste Nacht dauerte der Jubel fort, und die Toaste auf das Wohl des Gefeierten folgten so häufig auf einander, daß ein großer Theil der männlichen Bewohner der Stadt, selbst illuminirt, ihre illuminirten Häuser suchen mußte, ja daß es Manchem, trotz solch' eminenter Doppel-Illumination, sehr schwer geworden sein soll, selbes endlich zu finden. So wie aber Allem ein Ziel gesetzt ist, so war es auch hier der Fall; die Zeit der Abreise des hohen Gastes, dem es vielleicht in mancher Schlacht nicht heißer geworden war, als während dieser ununterbrochenen Feste und des damit verbundenen Gelöses, nahte heran; — da kam der Commandant der berittenen Noble-Garde, die kurz vorher zum Empfange des Königs, reich uniformirt errichtet worden war, und zu der auch der Schreiber dieses gehörte, auf den Gedanken, den Fürsten, im Namen seines Corps, um die Erlaubniß zu ersuchen, ihn bei seiner Abreise begleiten zu dürfen. Blücher aber erwiederte, daß dieses eine Ehre sei, die nur dem Monarchen gebühre, und die er mit seinem besten Willen nicht annehmen dürfe. Auf diese Weise wurde unsere Hoffnung zu Wasser, endlich einmal in glänzender Uniform, à cavallo zu paradiren, und dennoch ging sie in Erfüllung.

Bei Gelegenheit des, dem Fürsten gegebenen Abschieds-Dejeuners, bei welchem unser Commandant dem Rheinwein tüchtig zugesetzt, und sich dadurch gehörig encouragirt hatte, drang sein patriotischer Ungestüm nochmals in den alten Herrn, so, daß ihn dieser in seiner bekannten gemüthlichen und gutgemeinten Derbheit zurief: „Herr! sollten Sie vielleicht trotz meines ausdrücklichen Verbotes, Ihr Vorhaben ausführen wollen, so lasse ich Ihnen die Barrieren vor der Nase sperren!“ — „Die scheuen lecke Reiter nicht, Durchlaucht,“ erwiederte schnell unser begeisterter Chef, „über die wegzusetzen ist uns nur ein Spaß!“ — Auf diese Antwort blieb Blücher einige Secunden völlig sprachlos, denn so was war ihm noch nie vorgekommen, endlich aber rief er aus: „Nun! so reiten Sie denn ins drei Tis. Namen, ich werde mich schon bei Sr. Majestät entschuldigen, und meine Beschreibung der treuen Anhänglichkeit an ihn und sein königliches Haus, die hier herrscht, bürgt mir dafür, daß er diesen Schritt Ihnen wie mir verzeihen wird.“

Wer war froher wie wir! wir hatten die Ehre, den Fürsten eine tüchtige Strecke zu begleiten, und lustig, unter Trompetenschall, kehrten wir, uns stattlich in die Brust werfend, von diesem friedlichen Feldzuge heim. Daß wir uns aber von der hübschen funkelnagelneuen Uniform vor spät Abends nicht trennen konnten, das werden wenigstens alle Diejenigen, welche sich, gleich uns, zum ersten Male damit schmückten, und deren Säbel mit Porteeré und hellpolirter Stahlscheide zum ersten Male, mit den netten Sporen wetteifernd klapperten und klirrten, gewiß als gar nicht anders thunlich, sondern ganz vollkommen in Ordnung finden.

Naturhistorisches Kabinet.

(Die größte Ebbe), welche die Geschichte kennt, war unstreitig jene, welche im Jahre 1069 im mittelländischen Meere an den Küsten Syriens und Egyptens eintrat. Das Wasser zog sich vom Gestade fast auf eine Tagreise weit zurück; die Tiefe des Meeresgrundes mit mancher längst verschlungenen Beute lag aufgedeckt, und die Habsucht trieb die Küstenbewohner zu Tausenden, auf dem, vom Sturmwinde bald getrockneten Boden nach verborgenen Schätzen zu suchen. Viele waren auch so glücklich zu reichem Besitze zu gelangen, und ihr günstiger Erfolg trieb noch manche Andere, des Schicksals Laune auf gleiche Weise zu versuchen. Allein ganz unerwartet trat die Flut mit solcher Schnelligkeit, und solcher Gewalt ein, daß Tausende ihr Verlangen nach Reichthum mit dem Tode büßten, und nur wenige, geschickt im Schwimmen, oder zufällig von einer Welle getragen, arm wie sie ausgezogen, die Küste wieder erreichten.

(Der Senfbaum), von welchem in der Schrift die Rede ist, und der von Einigen für ausgestorben gehalten wurde, während Andere dessen jemalige Existenz gänzlich bezweifelten, ist von den brittischen Reisenden Capitän Irby und Capitän Mangles wieder aufgefunden worden. Er trägt in Büscheln eine Frucht, die den Beeren der Weintraube gleicht, und die Farbe der Pflaume hat. Ihr Geschmack ist angenehm, aber scharf, ganz ähnlich dem des Senfes, und in einiger Quantität genossen bringt sie auch dieselbe Wirkung auf Nase und Augen hervor. Auch die Blätter haben denselben scharfen Geruch, obwohl in minderem Grade. Die Pflanze scheint ein Species von **Sinapis orientalis** zu sein, verwandt mit **Sinapis arvensis**, und unter der günstigen Einwirkung des Klima's zum Baume zu erwachsen, während die gewöhnlichen Arten Jahrespflanzen sind. Leider haben die beiden Reisenden den Namen nicht erwähnt, den der Baum bei den jetzigen Bewohnern des Landes führt. (**Travels in Egypt etc.**)

Anerkennung.

Der Magistrat der königl. Freistadt Modern hat den rühmlich bekannten Schriftsteller Herrn Anton Benkert (welcher das öster. Morgenblatt mit mancher gediegenen Spende seiner Muse bedachte und von dem wir erst in den letzten Nummern die Novelle „Eine Heirath in Wien lieferten), als Anerkennung für sein menschenfreundliches Werk: Bunte Bilder aus dem Leben, welches er zu Gunsten der durch Brand verunglückten Stadt herausgab, einstimmig zum Ehrenbürger ernannt.

Omnibus.

(Die erste Besteigung des Schreckhorns), einer Gruppe ringsumgletscherter Felsengebilde, welche wegen des furchtbaren Ansehens nicht umsonst ihren Namen haben, geschah am 8. August l. J. durch den Neuenburger Desor, in Begleitung der Herren Eicher von der Linth, Girard und fünf Führern.

Die höchste Spitze dieser schaudererregenden Felsenpyramiden wird auf **12,370** Fuß angegeben.

Die kühnen Besteiger sind gesonnen, im nächsten Sommer diesen gefahrvollen Ausflug zu wiederholen.

(Verneinungen) im Munde des gemeinen Mannes, unnöthig, eines vermeintlichen Nachdruckes wegen, gehäuft zu hören, ist nichts Seltenes, und man findet sogar Leute, welche glauben die Feder führen zu können, und dennoch vergessen, daß zwei Verneinungen eine Bejahung ausmachen. Diese Eigenthümlichkeit hat mit dem Deutschen vielleicht Niemand so gemein, als der Britte; nur findet sie sich bei ihm in noch höherem Grade. So fragte ein englischer Kutscher in einer Schenke, nachdem er lange vergeblich seinen Hut gesucht hatte, mit vom Unwillen erhöhter Stimme: „Hasn't then seen nobody nowhere nothing of no hat?“ (Hat denn Niemand nirgends nichts von keinem Hut nicht gesehen?)

(Seltsames Mißverständniß.) Ein Engländer verstand unter der goldenen Bulle Kaiser Carl IV. einen goldenen Ochsen und unternahm sogar eine Reise nach Frankfurt, um ihn in Augenschein zu nehmen.

(Amusanté.) „Ich hätte nicht gedacht, daß es in Wien so viele Uhrmacher gäbe und daß sie so viel zu thun hätten,“ sagte ein Fremder.

„Warum?“

„Alle zehn Schritte begegne ich ja Einen, der, noch mit der Lupe im Auge, an mir vorüberrennt.“

Ihr armen privilegirten Pflastertreter, was würdet ihr sagen, wenn ihr wüßtet, daß man euch für ehrliche Handwerksleute gehalten!

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 106.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 3. September 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

Der Fremde sah die komische Figur des Alten an, ein Lächeln schwebte über seinen Lippen, und ihm freundlich dankend, trat er zu dem Tische. „Laßt Euch nicht stören, Freund," sagte er zu dem Soldaten, der seine Stellung behauptend ihm mit den Augen folgte, »und setzt Euch an Eurem Platz."

„Wir Soldaten sind gewohnt, vor unsern Vorgesetzten zu stehen," versetzte dieser, „und nach dem Betragen meines leichtfertigen Kameraden zu schließen, sind Sie mein Officier."

„So?" lächelte der Andere, „nun wer seid Ihr denn eigentlich?"

»Schloßwart der Frau Baronin Flammberg, die ich noch nicht zu kennen die Ehre habe."

»Ihr seid ein schlechter Wächter," versetzte leichthingeworfen der Fremde, „oder ist hier im Wirthshaus Euer Posten?"

»O ich weiß wohl, was ich thue," meinte der Andere; „das Schloß selbst stiehlt Niemand, Alles ist wohl verschlossen und die Schlüsseln stecken in meiner Tasche, von hier aus sehe ich Jeden, der dem Hause naht, der Unberufene hat dort nichts zu thun, und kommt Jemand, dem der Einlaß verstattet, nun so eile ich im Duplirschritte ihm zu öffnen."

„Thut das jetzt, lieber Freund, und eilt so viel Ihr könnt, denn mir folgt die Herrschaft auf den Fersen nach. Die Leichtfüßigkeit meines Schimmels gestattet mir, daß ich eine Viertelstunde von dem schnellen Ritt ausruhen kann." Schnell setzte der Schloßwart seinen Hut auf, salutirte militärisch dem Befehlenden und ohne ein Wort zu erwiedern, eilte er mit großen Schritten dem Schlosse zu, in dessen Thüre er verschwand.

Ohne die übrige Tischgesellschaft näher zu betrachten lüftete der Angekommene seinen Frack und zog ihn halb über die Schultern. Der Wirth brachte den verlangten Wein. Der Gast that einen Schluck, hielt inne und fragte den Wirth, was das für eine Weinsorte wäre.

„Ein echter Czernosecker vom Jahre 1811," versetzte der Gefragte.

„Nun so trinke ich doch 'mal echten-Böhmer Wein, und gestehe es, daß ich nie geglaubt, dieses Land, das wir Fremde für ein Sibirien halten, könnte einen so feurigen Wein hervorbringen. Aber so geht es, jeder streicht sein Vaterland heraus, lobt die Erzeugnisse desselben, wenn es auch auf Unkosten der Nachbarstaaten geschieht. — Der Österreicher denkt, nur in seinem Lande könnte die Rebe gedeihen, so denkt auch der Süddeutsche, und Jeder glaubt sein Land sei ein Paradies. Doch Böhmen hält allen andern wohl die Stange, wenn es sie nicht übertrifft; ein herrlich romantisches Land ist es, und da der Wein hier so vortrefflich, erwacht mein gesunkener Muth, Freude durchglüht die Brust, und ich jauchze wieder:

Land! wo sich die Eichen thürmen
Land! in dem die Rebe blüht,
Du nur trotzest allen Stürmen,
Du hast mir das Herz durchglüht!"

Wieder kehrt des Lebens Lust
In die wunde, kranke Brust,

ergänzte der eine von den Reisenden, welcher früher mit dem alten Soldaten gesprochen und hielt dem Fremden sein Glas hin. — Überrascht durch diese letzten Verse sah dieser dem Jüngling in das Gesicht, — und Arm in Arm lagen die Beiden. Nicht Zeit war es zu Erörterungen, denn auch der zweite Reisende schloß sich dem Freundschaftsbunde an, und verwirrt, erstaunt über das sonderbare Zusammentreffen stand der Fremde. Ein Posthorn ertönte in ihrer Nähe, und ein vierspänniger Wagen kam im raschen Trabe dahergeflogen.

»Reist ihr weit?« fragte der Fremde.

»Nein," versetzte der Eine, „eine Stunde nur."

„Wo sehen wir uns wieder?«

„Morgen! hier!"

„Gut! — Morgens um Acht. — Lebt wohl!" — Mit diesen Worte sprang der Fremde aus der Laube auf die Straße, der Wagen näherte sich schnell, er trat in seine Nähe, bedeutete dem Postillon links zu fahren, und im Schritte ging es dem nahen Schlosse zu, dessen Thore sich schnell öffneten, und den wiedergefundenen Freund den Blicken der Nachschauenden bald darauf verbargen.

II.

Der Schloßwart saß am frühen Morgen vor dem Schloßthore und schmauchte sein Pfeifchen. — Nicht lange währte es, so trat sein gestriger Widersacher, der Bediente, aus dem Thore und nahm vertraulich Platz an seiner Seite.

»Guten Morgen!"

„Guten Morgen!"

»Schon so zeitig im Freien?"

„Bin's von Jugend auf gewöhnt, spät zu Bette, früh auf! Aber Ihr? — Ihr nehmt mich Wunder, es ist nicht die Gewohnheit der Stadtbedienten, so früh aus den Federn zu kriechen."

„Meine Gewohnheit war's auch sonst nicht. Erst in diesem

Dienste muß ich mich der Nothwendigkeit fügen, die Baronin schläft nie länger als die Hühner.“

„Die gnädige Frau scheint eine recht gute Dame zu sein.“

„Gefällt sie Euch!“

»Sehr gut, die Fräuleins scheinen auch sehr liebenswürdig, die Eine ist so still, so sanft —“

„Das ist Fräulein Auguste!“

„So? Und die muntere, die wie eine Wachtel springt?“

»Ist Fräulein Aurelie. Hört, Freund, die habe ich in einen Verdacht.“

»So?“

„Ja, ich sah sie einmal — Nun! das sag ich Euch bis wir vertrauter werden.“

„Da erfahre ich es lange nicht.“

»Seid Ihr so unzugänglich!“

„Für gewisse Leute! ja!“

„Ich will Euch schon zugänglich machen. Vertrauen erweckt Vertrauen. Nun, Ihr sahet schon den Laune — Herrn v. Laune wollt' ich sagen!“

„Ja, ein lieber Mann das! Ich fand nichts von dem, was Ihr mir Böses von ihm gesagt.“

»Ihr werdet es schon finden und an meine Worte denken.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag am 1. September, bei Aufstellung eines lebendigen Theaters zum ersten Male: „Ritter Heinrich von Greyerz und die Sennerin,“ romantisches Schauspiel in 5 Acten von A. W. Hesse. — — Ritter Heinrich von Greyerz (Hr. Kunst) ist in die schöne Sennerin Elsi (Dlle. Condorussi) verliebt, findet aber bei ihr nicht Gehör; da gibt ihm sein Knappe Kurt (Hr. Findeisen) den Rath, sich Haar und Bart scheeren zu lassen und sich bei dem reichen Älpler Werni (Hrn. Hesse), des Liebchens Vater, zu verdingen. Das thut er nun und seine Burg ist wehrlos und ihres Beschützers beraubt, und so droht ihr Gefahr von Seite der Berner, die dem Ritter, der nebenbei auch zuweilen Kaufleute plünderte, das Handwerk legen wollen. Die Sennerin gesteht ihm ihre Liebe, die Berner ziehen bewaffnet gen seine Burg, die Älpler wollen ihren Herrn vertheidigen und der Knecht Heinrich führt sie an, die Berner fliehen — und der wackere Heinrich wird mit Zustimmung des Vaters Elsi's Bräutigam. Zuletzt wird noch der Alte durch Kurt mystificirt und durch den Ritter, der sein Knecht war, feierlichst überrascht — und das Ganze endet mit Sang und Klang. Warum das Stück romantisches Schauspiel heißt, ist mir ein Räthsel, da es doch nur aus Lustspiel- oder vielmehr Possenelement geformt ist. Was liegt aber auch am Titel? — Ist es ein Lustspiel — ist es eine Posse? — Keineswegs; das Lustige darin hat zu viel ein Clauren und Van der Velde gelesen und so seine Eigenthümlichkeit eingebüßt, das ersah man am besten an der Apostrophe an den Mond, die den weiten Weg — von Clauren bis auf eine Alpenfirne gemacht, und dort matt und abgehungert und kaum der Worte mächtig ankam. — Das Derbe wird oft mit einer poetischen Tinte aufgeschminkt und verliert so seine natürliche Gesichtsfarbe. Hr. Hesse hat viele Stücke gesehen, tausend Eindrücke von der Bühne aus erhalten; all diese Eindrücke wollte er nun selbst in einem Werke bannen, und er konnte ihrer nicht Meister werden, sie bewältigte ihn, und er ließ somit gewähren und hielt die Zügel nicht straff, und sie gingen los auf all die Stücke, aus denen sie gekommen, — wie Rosse, die in die gewohnte Schenke verlangen. — Dann taufte er das Kind noch überdies mit einem schlechten Namen; warum muß denn Matz durchaus Emil heißen wollen? — Mit derlei Stücken wird das Schauspiel nicht um einen Ruck weiter gebracht — und leidet die deutsche Dramaturgie einmal Schiffbruch, — sie können nicht als Ballast für den untern Schiffsraum verbraucht werden, weil sie zu leicht sind. Hr. Hesse soll fremde Stücke für die Bühne einrichten, das versteht er meisterhaft, und sein Verdienst nicht durch Originalarbeiten schmälern. — Gespielt wurde gut, besonders von Seite des Hrn. Kunst, wenn er auch seinen Ritterpathos nicht auf die Alpe mitnehmen hätte sollen — und des Hrn. Findeisen, der den burlesken, treuen Knappen mit all der Derbheit und Fröhlichkeit ausstattete, die in der Rolle liegt. Auch Dlle. Condorussi spielte gut, nur machte die theilweise stark aufgetragene Berechnung des Effektes der Natürlichkeit Eintrag. Hr. Hesse ist als Darsteller von biederben Charakteren rühmlichst bekannt — einen solchen hatte er heute zu spielen. — Der Besuch war zahlreich.

Nordmann.

Der Volksdichter *) Stelzhammer als Vorleser.

Kritisches Phantasiestückchen von Franz Stelzhammer.

Poet sraurer.

Mir war dieser Tage, als lebte meine geliebte Mutter noch und ich wäre nach langer Abwesenheit endlich zu ihr nach Hause gekommen, und wie seien nach Gruß und Abspeisung, ingleichen nach mannigfacher Erzählung und Mittheilung zuletzt auch auf den Punkt meiner jüngst gehabten ersten öffentlichen Vorlesung im Sommertheater zu Meidling gekommen, und die Gute hätte mich in Betreff dieser mit besorgter Neugier gefragt:

„Nun, Franz, und wie bist du denn gewesen dabei, und wie hast du denn deine Sache gemacht?“

Ja wäre die Gute Schriftgelehrter gewesen, d. h. hätte sie mehr als ihr Gebetbuch (das sie schon auswendig wußte) lesen können; so wäre die Sache ein Leichtes gewesen: ich hätte ihr der Reihe nach die schönen, lobsüßen Journalartikel vorgelegt, und sie hätte genügende Antwort gehabt auf ihre Frage; so aber, wie auch, um mich selbst vom leisesten Verdachte des etwa Falschlesens zu verwahren, mußte ich, um das Mutterherz zu befriedigen, schon selbst das schwere Amt des Referirens übernehmen und sagen wie folgt:

„Mutter,“ sagte ich, „ich bin, Gottlob, recht brav gewesen und habe meine Sache ganz gut gemacht, bin manierlich und völlig ohne Angst herausgetreten — habe mich anständig gegen den freundlichen Empfang verneigt — bin sittsam auf den rothdamastenen Armstuhl hingesessen — habe, wie zufällig, den strahlenden Armleuchter auf meine schönere Seite gerückt — mit bedeutender Fertigkeit meine Bücher geöffnet und — dann schön und eindringlich daraus vorgelesen, zwar nicht ganz so eindringlich und schön, wie vorigen Herbst einer kleineren, abgeschlossenen Gesellschaft von lauter Künstlern und Kunstfreunden, und vor drei Jahren, wie Ihr Euch noch erinnert, unten im Dorfe einer Stube voll Bauern und Bäuerinnen; aber noch immer schön genug, daß ich gleich nach meinem ersten Abtreten durch viermaliges lebhaftes Hervorapplaudiren zur Ablesung noch eines Gedichtes — das von dir, Mutter — ermuntert und ermuthigt wurde, worauf ich mich wieder unter Plaus entfernte und zum Verwundern manierlich zurückzog. Die Bewegung der Hände hab' ich selbst gehört und gesehen, sichere Leute aber behaupten, daß ich auch die Herzen bewegt hätte, weil sich mehrere schöne Augen naß und schmerzselig sollten dabei erfunden haben!?“

„Mein Gott, mein Gott, Franz, das hast du vermocht, und deinen

*) Man erlaube gütigst mich selbst zu nennen, wie man mich gewöhnlich gütigst nennt. S.

ſchlechten Feld- und Waldgeſang zu hören kamen und verſammelten ſich die vornehmen, ſtolzen Stadt- und Herrenleute!“

„Kamen. Sie kommen aber oft noch zu ganz Anderem! O Mutter, was wir die „große Welt“ nennen, das iſt oft klein, ſehr klein; aber mein Herz iſt voll Freude, nicht über die Kleinheit, nein; ſondern weil ich erfahren, daß trotz ihr der Glaube an nackte Wahrheit noch feſt ſteht unter den Menſchen, und das Gefühl für ungeſchminkte Schönheit nicht erſtorben iſt in den Gemüthern, und weil ich endlich ſo leicht und beſtimmt gefunden habe, was ich geſucht auf langer weiter Irrfahrt und Pilgerſchaft: — meinen heiteren Lehr- und Predigtſtuhl. — Ihr wißt, vierzehn Jahre —“

„Schweige!“

„Ach Mutter und jetzt! jetzt darf ich mein Buch, das unter Laſt und Schmerz geborne Buch meines Herzens eröffnen, und eine edle, empfängliche Schaar Menſchen lauſcht meinem Lied mit Eifer und Theilnahme und — lobt und belohnt mich noch obendrein.“

„Danke Gott, das iſt pure Gnade, pur Geſchenk!“

„Aber Mutter, ich bin zur Stunde noch voller Mängel und voll Fehler, kaum des Lohnes, viel weniger des Lobes werth! Der Sinn meiner Lehre iſt häufig noch herbe und hart, wie unreifes Obſt am Baume, meine Luſt ſchäumt oft über wie gährender Moſt, und faſt nie bin ich fromm und erharrend genug, um den Geiſt der Dichtung recht innig in mich eingehen zu machen, darum iſt mein Herz nicht ſelten ſchülerhaft zag und dumpf und matt das Wort. Ach, und doch — das iſt mein gröbſter Fehler! — lechz' und hunger' ich komödiantiſch nach Erfolg und ein einziges ungläubiges Geſicht dort aus dem fernſten Winkel hervorblickend, eine knarrende Thüre, ein ſchreiender Stuhl, ein ſchaukelnder Tiſch ſtimmt mich zum Unmuth und bläſt mir auf ſeitelang völlig das Flämmchen aus, ach, Mutter, Mutter, das iſt gefehlt, weit gefehlt! Die Elemente ſchweigen ja gern und willig, wenn nur erſt ein Gott verlautet. Darum ſtellen wir mit Recht an jeden, der vor die ſchweigende Menge hintritt, mit unerbittlicher Strenge die höchſten Forderungen, wer mir und andern vorſagen will, der kreiſche nicht; wer uns will aufſpielen, der durchſeele ſein Inſtrument und mach' es Eins mit ſeiner Empfindung, und dem nicht der heilige Springquell des Herzens das Wort emportreibt, der ſchweige! Ach, Mutter, und ſo lang und ſo oft mir das nicht wird und geſchieht, bin ich heimlich traurig und voll Leid bei allem öffentlichen Lob der Hände und der Zungen, und würde mich, ſelbſt zum Cröſus bereichert, für weiter nichts halten, als für Euren erbärmlichen Gnadenbroteſſer.“

Lange wartete ich, was die Mutter erwiedern würde — ſie erwiederte nichts. Ach die Mutter iſt ja todt und ich hatte nur etwas lebhaft phantaſirt.

Kapellmeiſter Franz Gläſer in Koppenhagen.

Durch uns vorliegende Briefe ſind wir in der angenehmen Lage, dem verehrten Leſer über die dermalige Stellung des Hrn. Franz Gläſer in Koppenhagen, deſſen Überſiedlung dahin und Ernennung zum königl. Hofkapellmeiſter wir bereits in unſerem Journale angezeigt haben, Folgendes mitzutheilen.

Bald nach ſeiner Ankunft in Koppenhagen hatte Hr. Gläſer das Glück Sr. Majeſtät dem König durch den Herrn Hofmarſchall v. Levetzau vorgeſtellt zu werden. Er wurde mit Güte und Herablaſſung empfangen und hörte aus dem Munde des Monarchen manches ſchmeichelhafte und wohlwollende Wort. Als im Verlaufe der Audienz, die länger als eine Viertelſtunde währte, das Geſpräch auf das Muſikweſen überging, brachten Se. Majeſtät viele nur dem gediegenen Muſikkenner vorſchwebende Fragen zur Erörterung.

In wenigen Tagen darauf folgte Gläſer's feierliche Inſtallirung. Es waren dieſerwegen in dem großen Saale des königl. Schauſpielhauſes die Mitglieder und die Regie der königl. Oper verſammelt, und eine Stunde ſpäter fanden ſich aus gleicher Abſicht die Vorſteher, Concertmeiſter und Mitglieder der geſammten königl. Kapelle in einem Saale der Chriſtiansburg zuſammen.

In beiden dieſer Verſammlungen hielt nun der Herr Hofmarſchall eine paſſende Rede, in welcher er bemerkte, wie bei Beſetzung dieſer Stelle die Wahl Sr. Majeſtät auf den deutſchen Capellmeiſter Franz Gläſer, deſſen begründeter Ruf als Compoſiteur, Kapellmeiſter und Dirigent hinlänglich bekannt ſei, gefallen wäre, und wie es die Pflicht der Verſammelten ſei, den neuen Vorſtand in ſeiner ſchwierigen Stellung durch Willen und That beſtens zu unterſtützen.

Nachdem der Herr Hofmarſchall geendet hatte, nahm Gläſer das Wort, anführend: „Daß es ſein heißeſter Wunſch, den großen Hoffnungen, die auf ihm laſten, nach Möglichkeit zu entſprechen. Er müſſe aber, um dieſes Ziel zu erſtreben, auf die Theilnahme dieſer Geſellſchaft, deren Kapellmeiſter er nun zu ſein die Ehre habe, insbeſondere rechnen können, und bei den anerkannten Fähigkeiten jedes einzelnen Mitgliedes hoffe er auf ihre beſte Bereitwilligkeit.“

Wenn ich auch heute noch nicht in der Sprache Ihres Landes mich Ihnen verſtändlich machen kann,“ ſchloß er, „ſo bin ich bereits dem Gefühle nach ein Däne, ſomit Ihr Landsmann und bereit, gemeinſam mit Ihnen auf dem Wege der Kunſt vorzuſchreiten.“

Gläſer findet die Lage von Koppenhagen höchſt reizend, wenngleich das Leben daſelbſt ziemlich theuer. Vor allem beſchäftigt er ſich mit Erlernung der Landesſprache, wobei ihm die Sprachübung weit mehr als das wiſſenſchaftliche Studium der Sprache zu ſchaffen macht. Für ſeine Kinder wurde ihm der Beſuch der „katholiſchen Schule“ anempfohlen; man bekommt daſelbſt unter anderen auch Unterricht im Schwimmen.

Die erſte Oper, welche unter Hrn. Gläſer's Leitung zur Aufführung kommen ſoll, wird Roſſini's „Wilhelm Tell“ ſein, ſodann Halevy's „Guitarrenſpieler“ folgen.

Möge der brave Mann, deſſen Andenken bei uns aus einer früheren Zeit ſtets in froher Erinnerung bleiben wird, ſich in ſeiner neuen Heimat recht behaglich finden; dies wünſchen wir ihm als Landsmann, wenngleich dieſer Grund der geringfügigſte für ein Künſtlerleben iſt.

Satyriſche Briefe.

Von Friedrich Stumpf.

VII.

Brief eines Handlungs-Commis an ſeine Eltern.

Theure Eltern!

Sie beklagten ſich oft, daß ich Ihnen ſo ſelten ſchriebe, ohne zu erwägen, daß es leider nicht in meiner Macht ſtand, mich mit Ihnen, ſo oft mich mein Herz drängte, ſchriftlich zu beſprechen.

Nun da ich nach ſechs langen Lehrjahren endlich freigeſprochen, iſt das Erſte, was ich unternehme, ein Brief an Sie, liebe Eltern!

„Ich bin frei geſprochen!“ Ein großes Wort in dem Munde eines Lehrlings. — Ich glaube kaum, daß die Sklaven der Alten, wenn ſie frei gelaſſen wurden, freudiger geſtimmt ſein konnten, denn ich, als mir mein Handelschef geſtern verkündete, daß ich freigeſprochen ſey.

Nicht umſonſt heißt es freiſprechen; denn die Feſſel, die manch' armen Lehrling ſowohl moraliſch als phyſiſch drücken, fallen endlich, und er iſt frei wie jeder Andere!

Wahre Beinſchellen ſind das, die manchen Lehrling am Fortſchreiten hindern!

Ich habe in irgend einem Buche geleſen, daß die Hauptzeremonie der Freilaſſung eines Sklaven bei den alten Römern darin beſtand, daß ihm ſein Herr einen Backenſtreich gab.

Wenn das iſt, ſo müßte ich theils von meinem Herrn, theils von dem Commis (meinem nunmehrigen Collegen) wenigſtens ſchon tauſendmal freigeſprochen ſein!!!

Noch iſt es mir immer, als wäre dies nur ein ſchöner Traum, aus dem mich der Commis Morgens vier Uhr herausſchüttelt!

Wenn es Schläge des Schickſals gibt, ſo iſt es gewiß der Lehrling, der ſie am meiſten empfinden muß.

Bleibt dem Herrn eine Kunde lange ſchuldig, hat die Magd der Frau eine Schale zerbrochen, hat es dem Commis den Ausgangstag verregnet; o dann empfindet der Lehrling gewiß des Schickſals Schläge!

Man wirft den Lehrherren vor, daß ſie ihre Lehrlinge meiſt zu andern Verrichtungen verwenden, ſtatt ſelbe zu tüchtigen Geſchäftsleuten heranzubilden.

Hierin muß ich aber meinen Lehrherrn in Schutz nehmen. Wie vieler Kenntniſſe würde ich entbehren, wenn derſelbe nicht dieſe löbliche Gewohnheit gehabt. Ja ich darf nie fürchten Hungers zu ſterben, und ſollte ich auch mehrere Jahre (was leicht der Fall iſt) keine Bedienſtung finden, ſo kann ich unter dieſer Zeit mit jedem Kleiderreiniger in die Schranken treten!

Auch naturgeſchichtliche Kenntniſſe zu erwerben wurde mir Gelegenheit gegeben; denn mein Herr beſitzt eine recht artige Sammlung von Hunden, Katzen, Vögeln aller Art ꝛc., dieſe zu füttern war meine tägliche Beſchäftigung, und in den drei bis vier Stunden als dieſe währte, wurden wir ſo bekannt, daß mich die Hunde biſſen, die Katzen krallten und die Vögel freundſchaftlichſt pickten, daher ich auch ſo wunderſchön tätowirt bin, als wäre ich auf Neuſeeland geboren!

Eben ſo ausgebreitete Kenntniſſe erwarb ich mir in der Botanik; denn die Frau meines Lehrherrn ſorgte eifrigſt dafür, indem ſie mich immer auf den Gemüſemarkt mitnahm, wo ich alle Pflanzen, von der Peterſilie aufwärts bis zum Blumenkohl, von der Artiſchoke abwärts bis zum Endivien-Salate kennen lernte.

Eben ſo ausgebreitete Kenntniſſe beſitze ich im Waſchen, Kochen, Aufräumen, Einkaufen; beſonders aber Kinder zu pflegen verſtehe ich aus dem Fundamente, ja ich behaupte, man ſollte als Aufſeher in Kinderbewahranſtalten nur Lehrlinge nehmen, die gerade frei geſprochen!

Auch für die Ausbildung meiner äſthetiſchen Gefühle wurde Sorge getragen; denn nicht ſelten mußte ich, hatte meines Herrn Frau das Theater beſucht, vor demſelben in jedwedem Wetter ſtundenlang ſie erwarten.

Selbſt chevalereske Manieren wurden mir beigebracht; ſo oft ich die Frau meines Chef bei ſchlechtem Wetter nach Hauſe begleiten mußte, war es mein Geſchäft, ſie über jede Pfütze zu heben, und auch nur in ſolchen Fällen fand ich etwas Erhebliches an ihr. — Was jedoch die chevalereskes Manieren gegen die weiblichen Kunden betraf, ſo hatte der Commis die Ausübung derſelben ganz auf ſich genommen.

Daß ich nun durch alle dieſe Kenntniſſe vollkommen zum Handels-Commis geeignet bin, wird Niemand zu beſtreiten wagen, wenn ich noch hinzufüge, daß ich alle ehrlichen und erlaubten Kunſtgriffe beim Abwägen der Waaren, das Auf- und Abrollen großer Fäſſer und Kiſten (gewiß eine der ſchwerſten Rollen für einen Handlungsbefliſſenen), und eine Menge ſchöner Redensarten, womit man beſonders den weiblichen Theil der Kunden auf eine anſtändige und feine Art zu unterhalten weiß, ganz in meiner Macht habe.

In Rückſicht aller dieſer meiner Kenntniſſe ſprach mich auch mein Chef, gleich den Sklaven der alten Römer, mit derſelben Redeformel frei, nämlich: „Vade quo vis!“ (Geh', wohin du willſt!)

Ihr

dankbarer Sohn
Anſelm Pudel,
Handlungs-Commis.

Literariſches.

Wohlthun trägt Zinſen, benennt Herr Joh. Edler v. Mehoffer ein Album, welches er zum Beſten der durch Feuer Verunglückten in Rzeszow in deutſcher und polniſcher Sprache bei Millikowski in Lemberg herauszugeben geſonnen iſt.

Der Herausgeber erſucht ſomit alle Schriftſteller Galiziens und der übrigen Provinzen des gemeinſamen Vaterlandes, welche dieſes Album mit ihren literariſchen Arbeiten unterſtützen wollen, ihm ſelbe ſo ſchnell wie möglich und portofrei unter genauer Angabe des Namens und Wohnortes des Verfaſſers entweder unmittelbar an ihn (Lemberg, Erſefuitengaſſe Nr. 634) oder an die Millikowskiſche Buchhandlung in Lemberg ſenden zu wollen.

Der Pränumerationspreis des in Groß-Octav auf ſchönem Papier und in geſchmackvoller Ausſtattung erſcheinenden Albums beträgt 1 fl. 20 kr. C. M.

Omnibus.

(Feuer in Wien.) Am 29. Auguſt brach um 3 Uhr Nachmittags in der Vorſtadt Wieden, Leopoldigaſſe in dem Hauſe Nr. 843, auf dem Dachboden des Lebrermeiſters Feuer aus, wobei der Dachſtuhl ſammt Appertinenzien Opfer der Flammen wurde. Die Thätigkeit der Löſchanſtalten, welche wegen ihrer Umſicht und Gehäbigkeit in ihrer Art berühmt ſind, konnten aber erſt der Flamme nach 7 Uhr Einhalt thun.

(Amuſantes.) „Wie ſtehen die Früchte heuer?“ frug ein Herrſchaftsbeſitzer ſeinen Verwalter, der einen ungeheueren großen goldenen Siegelring trug.

„So ziemlich,“ erwiederte der Gefragte, „der letzte Regen war Goldeswerth.“

„Hm! Hm!“ antwortete der Baron, „da iſt Ihnen denn auch von dem Goldregen ein großer Tropfen auf dem Finger hängen geblieben.“

(Opiumraucher in China.) Die heutigen Chineſen vermengen das Opium am liebſten mit Tabak, deſſen Rauch ſie dann in eine gefährliche Trunkenheit verſetzt. Das Opium aus Bengalen iſt wegen ſeines Wohlgeruches zum Rauchen am meiſten geſucht.

(Das Haus), welches der Ahnherr des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes, Kaiſer Rudolph, in Baſel bewohnte, das Seidenhaus genannt, iſt vor Kurzem völlig umgebaut worden und über der Wohnſtätte des großen Kaiſers ſteht jetzt mit großer Lapidarſchrift das Wort: Comptoir.

(Amuſantes.) Von ein Paar Duellanten, deren einer in den Fuß geſtochen, der andere aber in die Hand gehauen wurde, bemerkte ein Witzling: Die beiden Herren haben ſich nicht wie die Stadtfama ausposaunt geſchlagen, Herr A... iſt von einen Ochſen geſtoßen, und Herr B... von einem Eſel geſchlagen worden.

(Die Kugel, welche den Admiral Nelſon tödtete), iſt, wie das Rheinland berichtet, das gegenwärtige Eigenthum eines engliſchen Geiſtlichen zu Bathwick bei Bath. Ein bedeutendes Stück Goldtreſſe von der Uniform dieſes Seehelden iſt ſo tief in die Kugel eingedrungen und hält ſo feſt an dem Blei, als ob es mit hineingeſchmolzen wäre. Die Kugel iſt in dem Zuſtande, wie ſie von dem Schiffsarzt aus dem Leichnam herausgezogen wurde, ſehr geſchmackvoll in Kryſtall und Silber gefaßt.

(Ein Hageſtolz) ſagte: Man ſchneide aus dem Lebensregiſter mancher Frauen die Kapitel Liebe und Mode, ſo iſt das übrige Maculatur.

Wiener Beluſtigungen.

Heute Sonnabend den 3. Sept. Großes Ballfeſt in dem großen Redoutenſaale im Lichtenthal zum Beſten des Kinderſpitals auf der Wieden. Muſikbande des öſterr. Infanterie-Regiments Hoch- und Deutſchmeiſter, unter der Leitung des Kapellmeiſters Phil. Fahrbach. — Rabels Soirée dansante am Währingerſpitz. Muſik von Lanner.

Morgen Sonntag, am 4. d. M., Ball bei Zögernitz (in Oberdöbling); die Muſikdirection führt Hr. Franz Ballin und Hr. Matiega, welcher ſeine neuen Walzerpartien, „die Ballroſen“ und „die Dioskuren“ executiren wird. — Sonntag und Montag Kirmeß beim Stadtgut. Muſik von Mayer. — Großes Ballfeſt in Baden unter dem Titel „Tag und Nacht,“ veranſtaltet vom Herrn Theaterdirector Pokorny. — Fahrt auf dem Wiener-Luſtrain nach Weidlingau, Sonntag Nachmittag. Abfahrtsort Schwendner's Kaffeehaus zu Fünfhaus. Stunde: 4 Uhr.

Täglich zu ſehen iſt in der belle Vue (am Beginne der Türkenſchanze im Landhauſe Nr. 39 zu Währing) ein Panopticon mit einer Camera transparens und obscura, welche das cataptriſche Cabinet bilden. Die zweite Abtheilung des Panopticons macht ein dioptriſcher Salon aus.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artiſtiſchen und Muſikbeilagen, koſtet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'ſchen Verlagshandlung, Dorotheergaſſe Nr. 1109, woſelbſt die Blätter, jedoch nur gegen Vorweiſung der mit der Firma dieſer Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugeſtellt, wenn ſie den Pränumerationsbetrag unter der Adreſſe obiger Verlagshandlung frankirt einſenden, oder denſelben bei dem ihnen nächſtgelegenen Poſtamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oeſterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 107.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 5. September 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

„Freundchen," sagte der Schloßwart, „es ist nicht so richtig mit Euren Worten, ja, ja! ich sah es gestern, kaum war Euer Pereat Laune! über die Lippen, als dieser Pereat herbeiflog, und Ihr ganz demüthig hinauseiltet, ihm den Bügel zu halten, und sein Pferd zu besorgen! — Mir war leid um das gemarterte Thier. So! so? — Nun das wäre Etwas! Aber dieser Herr Laune ist doch kein Pferd, oder hielt Ihr auch aus Mitleid den Bügel?"

„Ich sagte es Euch gestern, er ist so, so quasi Herr im Hause!"

„Desto mehr Respect vor ihm!"

„Doch das wird nicht lange dauern — ich denke die Anhänglichkeit der Frau Baronin — denn ich habe gestern etwas gesehen — Freund Portier! gesehen — worüber Einem die Haare zu Berge stehen."

„Das muß was Entsetzliches sin!"

„Wenn ich das der Frau Baronin erzählen wollte, stando pede wäre der Secretär abgedankt!"

„Dank!"

„So?"

„Aber ich bin kein Plauderer, doch Euch sag' ich es!"

„Bin nicht neugierig!

„Es ist gut für die Dienenden, Alles, was die Herrschaft treibt, zu wissen, manchmal schafft es großen Nutzen."

„Ihr seid ein Politiker!"

„O ich bin noch mehr. Also hört, gestern Abends gehe ich durch den finstern Gang, sehe durch den Erker hinaus und gewahre zwei dunkle Gestalten, die sich umarmt halten; als ich näher treten will, verschwinden sie beide, ich drücke mich in einen Winkel und gleich darauf hüpft trällernd Fräulein Aurelie an mir vorüber."

„So?"

„So? fragt Ihr. — Könnt Ihr Euch das Übrige nicht zusammenreimen?"

„Ich bin kein Poet!"

„Eine von diesen Gestalten war gewiß Fräulein Aurelie, und die andere, eben so gewiß, Niemand anderer als Laune!"

„Es ist ja sonst kein Mann im Hause! Umarmen sich nicht auch Damen?!"

„Selten, — und die zweite Gestalt war kein weibliches Wesen, so viel hab' ich weg — Nun was glaubt Ihr?"

„Nichts; denn was ich nicht mit Augen sehe, mit den Ohren höre, mit den Händen fühle, das glaub' ich nicht!"

„Die Frau Baronin ist nicht so ungläubig, denn wenn sie wüßte, was ich vermuthe —"

„Vermuthungen trügen — Hütet Euch vor Trug. — Bedenkt, Ihr lebt auf dem Lande, hier in der lieben, treuen, offenen Natur — hier ist alles Wahrheit — nichts ist Trug, es ist das Gegentheil der Residenz!"

„Vor der Hand will ich schweigen und mein Geheimniß begraben, um so mehr, da Ihr so viel Gefallen an allem was zum Hause gehört, findet!"

„Meinetwegen thut Euch keinen Zwang an — Ja, ich sage es Euch, mir scheint die Herrschaft gut und brav, vorzüglich aber gefällt mir das dritte Fräulein, die mit den blonden Haaren —"

„Die gefällt Euch? — die ist ja eine Böhmin!"

„Sprecht das Wort „Böhmin" mit Ehrfurcht aus — denn sonst habt Ihr es mit mir zu thun, mit dem Landsmanne dieser Böhmin. Nun ich sag' ja nichts Böses — denn ich kenne sie noch nicht!"

„Desto besser kenn ich sie. — Sie sprach gestern eine Stunde lang mit mir — und sie ist eine Patriotin. — Unsere, Böhmens Geschichte, von Libuscha an bis auf die entscheidende Schlacht bei Leipzig, die hat sie, ich sag es Euch, in dem kleinen Finger."

„Wenn Ihr ein Freund von Geschichten seid, so erzähle ich Euch eine Menge davon, unsere Residenz bietet Stoff genug dazu, und glaubt mir, meine Bekanntschaften sind von der Art, daß ich die Geschichten vieler Häuser kenne."

„Freund! Ihr seid ein abgefeimter Spitzbube! Ja das seid Ihr — denn für so dumm als Ihr Euch stellen wollt, halte ich Euch nicht — im Gegentheil. Wie gesagt Ihr seid mir zu fein — das heißt was die Spitzbüberei betrifft — und eben weil Ihr es seid, so mag ich keine Gemeinschaft mit Euch haben. Ich wiederhole es, ich gehe meinen geraden Weg, wie ein Soldat, kühn dem Feind mit dem Gesicht entgegen — und fürchte ihn nicht — aber den Feind im Rücken und die Spione überhaupt die haß ich wie den Tod und damit Holla! — Habt Ihr einen Auftrag zu einem Gange, dort ist die Straße — habt Ihr im Hause etwas zu thun, da ist das Thor, es steht offen — geht dahin, oder dorthin — nur fort! sonst befällt mich mein alter militärischer Geist." — Mit diesen Worten griff der Schloßwart nach

dem Säbel — doch mit einem Satze war der Andere im Schlosse. — Lächelnd sah ihm der Soldat nach, setzte sich gelassen auf die Bank und blies Wolken aus seiner Pfeife.

„Herr Schloßwart!“ klang es nach einer Pause hinter ihm.

„Noch da?“ fragte barsch der Soldat. — „Nein — ich nicht die Bar — die gnädige Frau haben befohlen Euch zu rufen.“

„Mich?“

„Ja! Ihr sollt alsogleich hinaufkommen.“

„Werde den Augenblick ausrücken.“ — Der Bediente ging — und der Schloßwart klopfte seine Pfeife aus, eilte in seine Kammer, bürstete nochmals Rock und Hut und eilte die Treppe hinauf. Die Baronin ließ ihn in ihr Zimmer einführen, in militärischer Stellung Hut und Stock in der Linken, erwartete er ihre Befehle.“

„Wie heißt er?“ fragte die Baronin.

„Wenzel Derber!“

„Richtig, er ist mir von seinem vorigen Herrn als ein besonders treuer, wachsamer Diener empfohlen worden.“

„Der alte Herr Graf war mit mir zufrieden, er kannte mich noch aus dem Feldzuge.“

„Eben deshalb nahm ich Ihn auch auf, ohne ihn zu kennen, und so wie ich ihn sehe — ist Er ein Mann, dem ich vertrauen kann.“

„Euer Gnaden sind sehr gütig!“

„Ich bin stolz darauf, wenn mich meine Dienerschaft so nennt. Damit Er meinem Willen nachleben kann, mache ich ihn mit der Ordnung in meinem Hause bekannt. Von ihm wird nichts anders gefordert, als genaue Aufsicht auf Jeden, der in das Schloß Einlaß begehrt. Meine allgemeinen Befehle sind: keinen Mann ohne Erlaubniß einzulassen — die besonderen Verhaltungsregeln wird Ihm mein Sekretär mittheilen, dessen Befehle Er wie die meinen zu befolgen hat.“

„Sehr wohl!“

Also wohlgemerkt — ich lebe hier incognito — und wenn ihn Jemand fragt, so sage er, das Schloß sei unbewohnt — Niemand erhält Einlaß, er sei wer er wolle und wessen Standes, ob Officier —“

„Euer Gnaden, Officiere haben überall das Recht einzutreten.“

„Nur nicht in mein Schloß, so lange ich es bewohne.“

„Aber bedenken, Frau Baronin, das wäre gegen meine Subordination abzuweisen.“

„Er ist jetzt in meinen Diensten — ich bin sein General und verbiete —“

„Ja so! Richtig!“ versetzte Derber, „nun wie Euer Gnaden befehlen —“

„Also keinen Officier und —“

Jetzt trat der Sekretär ein und überreichte der Baronin einen Brief.

„Wie, ein Brief von Teplitz? Unter meiner Addresse?“ fragte verwundert die Dame. „Woher weiß der Schreiber die Adresse?“

„Das ist mir selbst unbegreiflich.“

„Wie? vom Grafen Florwald!?“ rief sie erstaunt, nachdem sie den Brief erbrach.

„Vom Herrn Grafen Florwald?“ fragte der Sekretär.

„Kommen Sie in mein Kabinet, lieber Laune!“ versetzte die Baronin. — „Derber, es bleibt bei meinem Auftrage! Kommen Sie.“

Derber salutirte. Die Baronin verließ mit dem Sekretär das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Provinzial-Correspondenz aus Salzburg.

Es ist schon eine geraume Zeit, daß in diesen Blättern nichts mehr über Salzburg berichtet worden, daher mögen Freunde desselben einige Mittheilungen darüber nicht verschmähen, so sparsam sie auch ausfallen; denn der Strom unserer Schicksale fließt in der Regel gar ruhig und stille dahin. Doch was hat nicht seine Wechselfälle, seine Schicksalsäus- und Einnahmen, seinen Neu- und Vollmond und seine Mondesvierteln? Daher hervor damit.

Das Bedeutsamste in diesem Jahre bis jetzt, das zu berichten, dürfte nun wohl die Rückkehr Sr. Eminenz unsers Fürst-Erzbischofs, Fürst Friedrich von Schwarzenberg, als Kardinal sein. Seit lange schon hat kein salzburgischer Hirtenfürst die Auszeichnung des Kardinalats erhalten, obwohl ein Salzburger Erzbischof als solcher bereits 1062 legatus natus und Primas von Deutschland ist und obwohl ihm selbst ohne wirklich Kardinal zu sein, schon seit Jahrhunderten das Befugniß zu Theil ward, Kardinalskleider zu tragen. Es geschah diese Zurückkunft aus Italien am 28. Juli, an einem der heitersten Tage des Jahres unter dem Jubel und Zulauf einer unzähligen Menge, die sich um so zahlreicher aus allen Nachbarschaften hier eingefunden, als zum Schlusse dieses festlichen Tages die Stadt beleuchtet wurde und zwar an vielen Stellen auf eine sehr überraschende Weise; namentlich zeichneten sich die Klöster St. Peter, Nonnberg, das der Kapuziner und der Ursulinerinnen und mehrere Domherrenhäuser aus. Auch fand zuvor im Museumssaale eine musikalische Akademie statt, die mit einer neucomponirten Cantate von Alex. Taux eröffnet wurde.

Ein anderes Ereigniß dieses Sommers ist der theilweise Wechsel unserer Garnison. Das 5. Jägerbataillon, das schon seit 1836 hier stationirt gewesen, erhielt nämlich Befehl, nach Dalmatien abzugehen und dem letzter Hand in Görz befindlichen 7. Jägerbataillon Platz zu machen. Die letzte Abtheilung des obigen verließ uns am 24. Juli.

Im Übrigen blieb sonst Salzburg und dessen Umgebung heuer von jeglichem Elementarunglück verschont. Wir hatten weder vom Wasser, noch vom Hagel, noch von einer Dürre, noch vom Blitze und Feuer überhaupt zu leiden, ausgenommen zwei Fälle. Am 13. Juni brach eine Stunde von hier, zu Langfelden, in einer Schmiede Feuer aus, das einem Schmiedgesellen, der seine Habe retten wollte, den Tod brachte, und am folgenden Tage brannte ebenfalls bei hellem Tage in der Nähe des Untersberges ein Stadel ab, in welchem sich ein Jägerbursche befand, der ebenfalls im Feuer seinen Tod fand, oder sich vielmehr ihn selbst herbeiführte, da er sich mit brennender Pfeife, um auszurauchen, hineingelegt hatte.

Von diesen Vorfällen auf jenes, was sich in Betreff der Künste und Wissenschaften ereignete, übergehend, haben wir vor allen zu melden, daß dieses Jahr hier unter den erstern die Musik die vorherrschende war. Abgesehen von zwei Concerten, welche zum Besten der Stadt Steier gegeben wurden, hörten wir den kais. russischen Hornisten Hrn. Eisner, den Flötisten Briccialdi, den Acustiker Kaufmann aus Dresden, den königl. baier. Hofmusiker Carl Schönchen mit seinen Kindern, das bereits oben angezeigte Concert zur Ankunftsfeier unsers Kardinals, also zusammen zehn öffentliche Concerte, da Eisner, Kaufmann und Schönchen jeder zweimal auftraten. Nebstbei erfüllte in dieser Zeit der Musikverein mit dem Mozarteum seinen Beruf auf eine sehr befriedigende Weise, indem er den alten Schleudrian verdrängend auf den Chören der hiesigen Gotteshäuser nur gute, genießbare und zweckmäßige Compo-

sitionen ausführte, und auf der andern Seite als Unterrichtsanstalt gegen hundert Zöglinge in die Tonkunst einreihte, und zwar, wie aus der am 30. Juli abgehaltenen öffentlichen Prüfung hervorging, mit dem bestmöglichsten Erfolg. Was dann sonst noch die andern Künste anbelangt, so haben wir vor allen den Freunden des Alterthums zu melden, daß in Oberers lithographischer Anstalt dahier nun auch jener Mosaikboden erschienen, der voriges Jahr auf dem Michaelsplatze unter dem zuerst entdeckten aufgefunden wurde. Auch lieferte dieselbe Anstalt bereits eine lithographirte „Abbildung des Mozartsmonuments.“ Außerdem wurde von Hrn. J. Schmitt der ganze Alterthumsfund des Michaelsplatzes plastisch dargestellt und in diesen Tagen in einem Hause auf dem Residenzplatze zum Beschauen aufgestellt. Während aber dieses auf diesem gezeigt und Mozart's Standbild bald auf dem ersten geschaut werden wird, ist auf einem andern benachbarten Platze Sattler's Panorama zu sehen, so wie auf dem Hannibalsplatze ein so eben vollendetes öffentliches Monument in der Gestalt eines Felsenhügels, auf dessen Gipfel ein sich bäumender, schöner, ehrner Pegasus befindlich ist.

Was endlich unsere gegenwärtigen wissenschaftlichen und literarischen Zustände betrifft, so haben wir darin durch den Tod des weiland pensionirten Regimentsarztes Dr. Werneck einen namhaften Verlust erlitten. Schon seit Jahren hat sich dieser Mann mit der Naturgeschichte der Infusorien beschäftigt und bereits war er im Begriff seine Resultate in einer eigenen Schrift dem gelehrten Publikum zu übergeben, als sein Tod die Herausgabe wieder ins Stocken brachte. *) Dafür hat unser Landsmann Russegger die dritte Abtheilung seiner Reisen bereits vollendet, und in wenigen Tagen verläßt hier ein geschichtliches Werk, nämlich Salzburgs älteste Zeiten, die Presse. Herr Domcapitular Jg. v. Schumann hat darin alles zusammen zu fassen versucht, was in Bezug auf Salzburgs ältere Zeit sich in andern Werken zerstreut findet, um davon ein möglichst treues Abbild zu geben. Während aber Herr von Schumann auf diese Weise gesammelt hat, sammelte auch der Besitzer des Landgutes Birgelstein die römischen Überreste, die in seinem Garten aufgefunden worden, und stellte sie in einem eigenen Kabinete auf. Bereits enthält dieses 550 Nummern, namentlich 55 Menschen und Thierfiguren aus Stein und Thon, 29 Schalen und Krüge, 140 Münzen, 11 Glasuhren, 30 Thränengläser und andere Glasgefäße. P.

*) Auch haben uns Hr. Dr. Hock und Hr. Dr. Flögel verlassen, indem jener nun in Linz, dieser aber in Troppau eine neue Bestimmung fanden.

Künstlerischer Wegweiser.

(Sein oder nicht sein.) Ein Gemäldespeculant, der nach seltenen oder alten Bildern alle Trödelladen Berlins durchstöberte, hatte eines Tages das Glück, einen wohlerhaltenen Murillo in dem Laden eines Bildertrödlers zu entdecken.

Das Meisterbild war durch die Länge der Zeit fast unkenntlich geworden, aber das geübte Auge des Gemäldehändlers erkannte bald den trefflichen spanischen Meister.

Er erhandelte das Bild um den Preis von 3 Thalern. Nachdem das Kunstwerk in seine Wohnung gebracht worden, wollte es ihm das Museum von Berlin um 2000 Thaler abkaufen, der jüdische Gemäldehändler aber bestand hartnäckig auf den Preis von 600 Friedrichsdors.

Mittlerweile war es dem Trödler zu Ohren gekommen, daß er ein seltnes Kunstwerk um jenen Spottpreis aus den Händen gegeben.

Eiligst lief er zu dem Bilderhändler und bat ihn, ihm wenigstens noch eine Gratification von 100 Thaler zukommen zu lassen.

„Was fällt Ihnen ein,“ erwiederte aber der Gemäldehändler, „der Kauf ist zwischen uns abgeschlossen, Sie haben somit nichts mehr zu fordern.“

Die Freunde des verzweifelnden Trödlers riethen ihm hierauf sich an einen Rechtsfreund zu wenden, und ihn um seinen Beistand zur Wiedererlangung des Gemäldes anzusprechen.

Wie gerathen, so gethan. Schon am nächsten Tage wurde die Klage wider den Gemäldehändler bei der betreffenden Behörde eingereicht.

Er hatte das Gemälde von dem minderjährigen Töchterlein des Trödlers erhandelt und wurde verurtheilt, gegen Empfangnahme der erlegten 3 Thaler das Bild dem Trödler zurückzustellen.

Vergebens bot nun der wüthende Gemäldehändler dem Trödler das Doppelte der von ihm früher erbetenen Gratification, der Trödler wollte von keinem Vergleiche etwas hören.

Nach 14 Tagen kaufte ein reicher kunstliebender Lord denselben Murillo um 800 Friedrichsdor.

(Kopenhagen.) Eine ähnliche Erfindung wie die des Daguerre ist jetzt nach 3½jährigem Forschen von dem Obergerichtsadvokaten und Buchhändler Winther in Christiania gemacht, bei der indeß das Bild der camera obscura nicht auf einer Silberplatte, sondern auf Velinpapier festgehalten wird; diese Erfindung ist zum genauesten Copiren von Stahl- und Kupferstichen, Lithographien, Pflanzen, Blättern, Stickmustern, Facsimiles zu benutzen. Winther hat sehr gelungene Proben seiner Erfindung in hiesigen Buchläden ausgelegt; die Bilder haben einen röthlich-braunen, violett und rothgelben Farbenton, weshalb sie nicht todt erscheinen und die Porträts geben auch die Übergangsfarben des Gesichts und die Pupillen der Augen wieder; sie werden je nach ihrer Größe oder Stellung im Sonnenschein oder Schatten in ½ bis 4 Minuten hervorgebracht. Der Erfinder wird eine Beschreibung seiner Erfindung herausgeben, wenn sich zu derselben eine hinlängliche Anzahl Subscribenten findet. Der Subscriptionspreis ist 3 Species, auch erbietet Herr Winther sich, die zur Anwendung seiner Erfindung nöthigen Instrumente zu liefern, deren Preis nach der Größe der aufzunehmenden Gegenstände verschieden ist.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Die Soeurs grises in Paris), barmherzige Schwestern, sind ein schönes Ereigniß in der Geschichte der Hospitäler; es sind bejahrte und im Frühling des Lebens befindliche Frauenzimmer, die sich den Kranken ausschließlich weihen. Dieser Orden ist von der Humanität in Schutz genommen, als man Alles säcularisirte, und wahrlich! die Soeurs grises bilden das erhabenste Moment der gloire française. — Schlicht und einfach, beinahe unmerklich, setzen sie ihr Leben an das Elend, wer spricht von ihnen, wenn sie in ihrem Berufe fallen, auf jenem Schlachtfelde, wo der Tod so lautlos Ernte hält und wo die Aufopferung und der Heroismus so wenig beachtet werden. Man kann sehr leicht im Kanonendonner sterben, wenn man weiß, daß aus dem frischen, lebendigen Blute der Lorbeer erblüht, der zum Himmel reicht; aber still und heimlich den Tod für die Menschheit zu umarmen, wie die Soeurs grises, ist weit schwerer. Seltsam ist es, daß in dem unheiligen, lustigen Paris die einzelnen Säle der Hospitäler mit Heiligen-Namen geschmückt sind. An der Spitze jedes Saales steht eine barmherzige Schwester, die einzige Erscheinung in diesem Elende, die höhere Interessen repräsentirt, als die Wissenschaft und das Handwerk, sie repräsentirt Gott. — — Die Kranken hängen mit Liebe und Ehrfurcht an dieser barmherzigen Schwester, die Professoren behandeln sie mit Achtung, die Studenten aber mit jenem feinen Anstande, der von keinem Volke besser beachtet wird, als dem französischen, weiß es Etwas Edles und Großes in seiner Nähe.

Realis.

Naturhistorisches Kabinet.

(Lufterscheinungen in Grönland.) Die seltsamen Wirkungen einer ungleichen Lichtbrechung, hervorgebracht durch den Wechsel der Temperatur und der Dichtigkeit der verschiedenen Luftschichten, bilden in Grönland eine der eigenthümlichsten Erscheinungen. Gewöhnlich treten sie des Abends, oder in der Nacht nach einem heiteren Tage ein, und werden am häufigsten bei der Annäherung oder beim Beginnen der Ostwinde. Nicht nur scheinen bei diesem Zustande der Atmosphäre ganze Gegenden weit höher zu liegen, als ihre eigentliche Lage ist, und es werden Gegenstände sichtbar, welche unterhalb des Horizontes liegen, sondern ihr ganzes Ansehen ist verändert und entstellt. Am häufigsten nimmt die Gestalt der Objecte der Höhe nach zu; die emporgehobene Küste scheint steiler, kühner, schroffer in ihren Umrissen; die Eisfelder steigen auf, wie Klippen von prismatischer Form, während höhere und unregelmäßigere Massen das Ansehen von Schlössern, Obelisken, Thürmen, oder, wenn die Spitzen zahlreich sind, das Ansehen eines Waldes nackter Tannen erhalten. An andern Stellen gleicht die Erscheinung einer ausgebreiteten Stadt, voll öffent-

licher Gebäude, und über ihr scheinen ungeheure Felsenmassen frei in der Luft zu hängen. Zuweilen erblickt man Schiffe von sonderbar verschobenem Bau, manchmal ein Segel, das gar nicht da ist; oder ein umgekehrtes Bild des Schiffes, vielmal größer als das wirkliche, wird über demselben sichtbar. Dies sind einige, und zwar nur wenige der Gebilde, die wie von dem Schlage eines Zauberstabes hervorgebracht werden; es kommen aber zahllose andere Gestaltungen vor, die sich unmöglich beschreiben lassen, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit wechseln, und wobei ein Trugbild nur verschwindet, um durch ein anderes ersetzt zu werden. — Dies ist die Fata Morgana des Nordens, welche minder häufig und täuschend auch auf andern Meeren und Küsten, zuweilen selbst in den Heiden des wundervollen Magyaren-Landes vorkommt.

(Ein Erdfall), wahrscheinlich im vierten Jahrhunderte, verschüttete am Fuße der Apenninen, zwischen Parma und Piacenza, wo dermal, von steilen Hügeln beschattet, das Dorf Macinesso liegt, eine ausgedehnte Stadt, über deren Geschichte wie über deren Untergang, — sonderbar genug! — die Schriften der Alten ein gänzliches Schweigen beobachten. Mehrere Schichten von Gestein und Felsen bedecken die Stadt, und die Menge von Skeleten, die unter dem Schutte angehäuft sind, die Zertrümmerung aller Objecte, die man in den meisten andern Fällen wohlerhalten findet, zeugen von der Plötzlichkeit und Schrecklichkeit ihres Unterganges. Nach den hie und da entdeckten Inschriften war ihr Name Velleja. Ihre ehemalige Existenz wurde erst im Jahre 1760 wieder entdeckt, und auch Nachgrabungen in ihren Ruinen angestellt; da aber diese nur Fragmente zur Ausbeute gaben, und da ihre Lage von den Hauptstraßenzügen Ober-Italiens ziemlich entfernt ist, so wurde sie von den meisten Reisenden vernachlässigt, und gerieth auf diese Weise in eine abermalige Vergessenheit.

Kleine Merkwürdigkeiten.

(Der Hahnenschlag in Böhmen.) In Böhmen wird noch immer in mehren Gegenden das etwas grausame Volksspiel des Hahnschlagens begangen. — Ein muthiger Hahn wird mittels einer ziemlich langen Schnur, die um einen seiner Füße geknüpft ist, an einen in der Mitte eines freien Platzes stehenden Pflock befestigt, hierauf läßt sich ein junger Bursche in einen Sack, der hinreichend groß ist, um darin aufrecht stehen zu können, bis an den Hals so einschnüren, daß nur der Kopf und eine Hand frei ist. Die Aufgabe ist nun, mit einen Stocke den Hahn zu verfolgen und zu schlagen, wobei der Verfolger zu großer Belustigung des Volkes allerlei komische Bocksprünge machen muß und gewöhnlich, wenn er seinem Ziel am nächsten ist, zu Boden fällt, und sich die Nase zerschlägt, worin gerade die höchste komische Kraft zu liegen scheint, denn jeder solcher Fall wird mit einem unbändigen Gelächter begleitet.

(Der Riesen-Plum-Pudding.) Altherkömmliche Gebräuche werden in England sorgfältiger wie in andern Ländern beibehalten. So wird in der kleinen Stadt Paignton bei Exeter während der Kirmeß in der Festwoche noch jährlich ein großer Plum-Pudding gebacken, zur Schau in der Stadt herumgefahren und am Ende dem Volke zum Besten gegeben.

Gewöhnlich besteht dieses Volksgericht aus 400 Pfund Mehl, 170 Pfund Ochsenfett, 140 Pfund Rosinen und 240 Eiern. Er wird durch drei Tage in einem großen Braukessel gekocht, mit bunten Bändern und Immergrünkränzen geschmückt, auf einem von acht großen gleichen Ochsen gezogenen Prunkwagen in der Stadt umhergeführt, durch Schornsteinfegerjungen, die sonderbarerweise auf Eseln reiten, begleitet und endlich, wenn der aromatische Duft der Riesenspeise alle Nasen erquickt und eine allgemeine Eßlust erweckt hat, vom fröhlichen Volke unter Scherzen und mitunter auch unter Schlägereien verzehrt. Rz.

Glockenweihe in Wien.

Heute Nachmittags um 3 Uhr feiert die Gemeinde Josephstadt ein erhebendes Fest, es wird nämlich die, von der Frau Eva Kunigunde Buchholz, k. k. Hofbuchbinderswitwe und Hauseinhaberin in der Josephstadt-Nr. 9, der Kirche zu Maria Treu in der Josephstadt gewidmete, 84 Centner schwere Glocke im feierlichen Zuge, vom fürstlich Auersbergischen Palais am Glacis, durch die Kaiserstraße, Langegasse, Rosenaugasse, über den Strozengrund und durch die Neuschottengasse nach der Pfarrkirche bei den P. P. Piaristen geführt, und daselbst von der gesammten Geistlichkeit übernommen. Die feierliche Einweihung dieser Glocke aber, welche Se. fürstliche Gnaden der Herr Erzbischof der Wiener-Diöcöse Eduard Milde persönlich vornehmen werden, findet erst morgen den 6. d. M. um 9 Uhr Früh statt. Das löbl. erste Bürgerregiment wird sowohl heute als morgen den Ehrendienst bei diesen Feierlichkeiten übernehmen. Zum ersten Male aber wird der Klang dieser herrlichen, von der um die Kirche und Pfarre zu Maria Treu vielfach verdienten Frau Eva Kunigunde Buchholz gespendeten Glocke erst Samstag den 10. d. M. um 8 Uhr Abends, als dem Vorabende des Namensfestes der heiligen Jungfrau Maria ertönen, später oft noch im feierlichen Klange der andächtigen Gemeinde das Zeichen zum inbrünstigen Gebete geben, und als ewiges Denkmal an die geachtete Spenderin den Thurm der herrlichen Piaristenkirche zieren.

Omnibus.

(Dießjährige Tulpenschau in London.) Die Tulpenschau von Mr. Groom's, bot dieses Jahr Blumen von der außerordentlichsten Verschiedenheit, Schönheit und Vollkommenheit. Einzelne Zwiebeln wurden für 100 Guineen verkauft. Der Preis eines ganzen Beetes wiegt ein mäßiges Besitzthum auf.

(Dichterische Begeisterung.) Von dem italienischen Dichter Marino erzählt man, er sei einst so sehr in dichterische Begeisterung gerathen, daß ihm eine Kohle eine tiefe Wunde in den Fuß brannte, ohne daß der Schmerz ihn in seinem Nachdenken zu stören vermochte.

(Ein Doctor in der Wage.) Ein französischer Naturforscher in Paris sitzt bereits seit Dreiviertelsjahren in einem Stuhl, der auf einer Wagschale angebracht ist. Die Ursache, warum er dieses sonderbare Quartier gewählt, ist die Beantwortung nachstehender Fragen: 1. Wie viel Nahrung er täglich (genau nach dem Gewichte berechnet) zu sich nimmt. 2. Wie viel die Speisen durch das Verzehren an Gewicht verlieren. 3. Um wie viel stärker und hagerer er durch das Verdünnen der einen oder anderen Speise wird. 4. Welche Einwirkung der Schlaf und das Wachen auf das Gewicht des Menschen hervorbringe. Dieser Selbstmartyrer der Wissenschaft, welcher ein genaues Buch über seine Beobachtungen führt, hat sich vorgenommen, seine Forschungen bis zu Ende des fünften Jahres streng fortzusetzen.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag den 5. „Die Fesseln." — Dinstag den 6. Zum ersten Male: „Richard Savage." — Mittwoch den 7. Dasselbe wiederholt. — Donnerstag den 8. Geschlossen. — Freitag den 9. Nehmt euch ein Exempel." — Die beiden Ärzte." — Sonnabend den 10. „Der Jude." — Sonntag den 11. „Richard Savage."

Wiener Belustigungen.

Heute am 5. d. M. Fest am Wassergleis zum Besten der unter den Protektorate Sr. Hoheit des Erzherzog Franz Karl stehenden Institute für erwachsene Blinde. Kapelle des Herrn Strauß und Fahrbach. — Kirchweihfest am Stadt-Gut. Musik von Mayer. — Kirchweihfest auf der Wieden bei der goldenen Wage. Musik von Drahanek. — In Schwender's Traiteurie und Kaffehhaus am Braunhirschengrund Assemblee. Kapelle von Hessen-Homburg. — Kirchweihfest und Ball in den Salons bei der Stadt Bamberg. Musik von L. Morelly. — Eben dasselbe Fest in Pötzleindorf.

Dienstags am 6. d. M. in Schwender's Kaffehhaus Soiree. Kapelle der erwachsenen Blinden.

Diorama und Production betriebsamer Flöhe. Praterstraße neben der St. Johanneskirche Nr. 499.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlag 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 108.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 7. September 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

III.

Die beiden Reisenden, welche Tags zuvor so zufällig mit dem Fremden zusammenkamen, waren am andern Morgen noch vor acht Uhr bei dem Gasthause. Der Wirth wunderte sich nicht wenig die Herren Fußreisenden in einer höchst eleganten Equipage vorfahren zu sehen. Er ging ihnen demüthig entgegen und fragte nach ihrem Begehren. Nachdem sie ein gutes Frühstück bestellt hatten, nahmen sie Platz in der Laube, von welcher sie die Aussicht auf das Schloß hatten. — Fast wurde ihnen die Zeit zu lange; denn es war halb neun Uhr und der Erwartete kam noch immer nicht — doch endlich ging das Thor des Schlosses auf, und der Ersehnte eilte mit Riesenschritten nach dem Gasthause.

„Bravo! ihr seid die alten Bursche!“ rief er den Reisenden zu, „und haltet euer Wort; doch bevor wir zu Erörterungen schreiten, wisset, ich heiße für euch und für jeden andern Heinrich Laune und bin Sekretär der Frau Baronin Flammberg. Das warum? wird offenbar — wenn — Nun ja! wenn ich zuvor weiß, wie ihr hierher kommt?“

„Du bist in dem Hause der Baronin? o, laß dich umarmen!“ rief der Eine.

„Du kennst meine Bohumila?“ der Andere, und Beide umhalsten den Erstaunten. „Was macht Auguste? denkt sie noch an mich? Wie geht es mei —“

»Freunde! um Gotteswillen! laßt mich los, eure Zärtlichkeit entzückt mich, sie ist ein Beweis eurer Freundschaft, aber mein Hals leidet dabei.“

„O sprich! Rede!“ riefen Beide.

„Gerne, aber ich weiß noch nicht, was ich Euch eigentlich sagen soll; so viel habe ich erst aus eurem Betragen errathen, daß ihr complette Narren, auf deutsch, Verliebte seid!“

„Laß deine Bemerkungen, sie stehen dir nicht gut an; denn du warst von jeher der leichtsinnigste Bursche von der Welt.“

„Jetzt bin ich der solideste, d'rum redet hübsch in der Ordnung, kann ich Euch zum Ziele führen, so seid meiner Theilnahme gewiß.“

„Herzensbruder!“ — und wieder war sein Hals in Gefahr; als er sich losgewunden, sagte er im pathetischen Tone: »Herr Baron von Steinfeld, haben Sie die Gnade, mir mitzutheilen, wie Sie seit der Zeit unserer Trennung gelebt und wie es zugegangen, daß Sie im Joch der Liebe schmachten? — Doch halt, hier kommt das Frühstück, beim Glas Wein wird man vertrauter, das Herz sitzt einem auf der Zunge. Her mit dem Wein! — Auf's Wohl deiner schönen Auguste? Nicht wahr? Auguste hoch!“ Die Gläser klirrten. „Amico Siegborn, auf das Wohl der Deinen!“

„Wie heißt Sie?“

»Bohumila!“

„Ein lieblicher, aber langer Name! Bohumila lebe!“ — Abermals Gläserklirren.

„Jetzt trank ich auf das Wohl eurer Schönen, doch tres faciunt consilium, d'rum Aurelie vivat!“

„Wer ist die Aurelie?“

»Eins nach dem andern! Freund Steinfeld, erzähle, bis die Reihe an mich kommt, sollt ihr auch das Nöthige erfahren.“ — Die drei Toaste machten den genannten Baron beredter, als es sonst seine Gewohnheit war, er rückte seinen Stuhl zurechte und begann:

„Acht Jahre sind es schon, daß wir die Universität verließen, unterdessen bin ich Legationsrath geworden. — Ich kam in die Residenz, wurde in den ersten Häusern aufgeführt und lernte bei dem Präsidenten Schorn die junge Baronesse Flammberg kennen. — Nur selten gelang es mir, Auguste allein zu sprechen; doch hatte ich einst Gelegenheit gefunden, ihr meine Liebe zu erklären, den Zutritt in das Haus ihrer Mutter suchte ich vergebens. — Plötzlich aber verschwand meine Geliebte, es hieß, die Baronin wäre mit ihren Töchtern abgereist und Niemand wußte wohin. — Zu eben dieser Zeit schrieb mir mein Vater, er hätte sich auf sein Gut nach Böhmen begeben, und ich möchte ihn dort besuchen. — Ich nahm Urlaub, beredete meinen Freund Siegborn ein Gleiches zu thun und wir gingen in Gesellschaft nach Prag, von dort nach Karlsbad. Die Badegesellschaft zog uns an, ich sandte meinen Wagen auf das Gut meines Vaters voraus, und wir blieben einige Zeit in dem Badeorte, von welchen wir jetzt eine Fußreise über Teplitz hieher machten. Hier hörten wir wieder den Namen der Baronin Flammberg und erfuhren zufällig, daß sie hier das Gut gekauft hat; welche Wonne für mich, der Nachbar dieser Dame zu sein, du scheinst in ihrem Hause sehr bekannt, auf dich baue ich, du sollst uns in dem Schlosse einführen.“

»Davon später! erst muß mir Siegborn erzählen, wie er in Amors Netze gerathen?“

„Das ist im Kurzen abgethan: Dem Wunsche meines Onkels gemäß trat ich in Militärdienste. Ich kam auf einer Reise nach

Prag, lernte dort Bohumila kennen, ihre etwas phantastische Vaterlandsliebe gefiel mir, ihre Ansichten zogen mich an und kurz, ich verliebte mich. Auch mir war der Zutritt in ihr Haus verwehrt, warum? weil ihre Tante einmal von einem Offizier zum Besten gehalten wurde, und jetzt Alles haßt, was vom Militär ist. Trotz dem sahen wir uns oft, schwuren einander ewige Liebe, da rief mich die Pflicht und ich mußte fort nach Wien. Briefe wurden in Menge gewechselt, plötzlich blieben sie aus, länger als drei Monate. Da bot sich mir die Gelegenheit dar, mit Freund Steinfeld nach Prag zu reisen, wir kommen an, ich frage, Bohumila war fort, wohin wußte Niemand, denn eine andere Tante, die von Wien kam, nahm sie mit, diese Tante ist Baronin Flammberg, die uns der glücklichste Zufall von der Welt finden ließ. Heinrich! Heinrich! führe mich zu ihr!«

„Hahaha!“ lachte der Gebetene. „Also errathen, zwei complette Narren, vivat!“

„Führ' uns zu dem Besitze der Mädchen, aber bald, bald, theurer Bruder!“ riefen die Verliebten.

„Gleich zum Besitze? — Ei! das geht nicht so geschwind, erst müßt ihr suchen in das Schloß zu kommen, und das wird schwer, sehr schwer sich machen.“

„Warum?“

„Aus derselben Ursache, aus der es euch nicht in den Städten gelang. — Die Baronin lebt hier ganz incognito! Sie will gar keine Besuche annehmen.“

„Warum?“

„Euer Warum bringt mich um! Genug sie will nicht; sie haßt jede Gesellschaft.«

„Wie findest du den Zutritt?«

»Ich? Ich sagte es euch ja, daß ich ihr Sekretär bin.“

„Du scherzest.“

„Keineswegs, es ist mein bitterster Ernst.“

„Sprich', wie kamst du zu dieser Stelle?“

»Die Noth zwang mich, diesen Dienst anzunehmen.“

„Noth? O erzähle, wir wollen dir helfen.“

»Sehr verbunden! doch ihr braucht eher meine, als ich eure Hilfe.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.
Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere.

Von

Andreas Schumacher.

VI.

Richard Savage, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Karl Gutzkow.*)

Wenn es Pflicht der Kritik ist, das Schlechte, Gemeine und Geistlose zu bekriegen, das Alltägliche abzuweisen, das Platte zu perfisliren, wenn das Publikum mit Recht von ihr verlangt, daß sie als Stimmführerin der Gebildeten das stumme Verdammungsurtheil, welches diese schweigend über mangelhafte Geistesprodukte aussprechen, erkläre, ergänze und vollstrecke, so muß es ihr auch gestattet sein, auch die Sache der echten Poesie, der Genialität, des zur künstlerischen Idee gewordenen Auffassung des Zeitgeistes nachdrücklich und mit unentwichter Kunstliebe zu vertreten.

In diesem Falle scheint mir die Kritik besonders dann zeitgemäß zu sein, wenn das Publikum mit einer originellen Natur vertraut werden soll, wenn die Kunst mit Bestrebungen hervortritt, welche außer der Sphäre des Gewöhnlichen liegen und eine Reihenfolge neuer Ansichten über Kunst und Leben in dem großen Conversations-Saal der Öffentlichkeit enthüllt wird.

Die Kritik unserer Tage ist nicht immer geistreich genug, um durch Tiefe, Achtung vor der Wahrheit und strenges Beharren bei dem Gegenstande anzuziehen. Sie bedarf der Scharmützel und Schlachten, der Belagerungen und Entsatze, der Versöhnungs- und Ruhescenen, der Scandale und Fechterkünste, der Lärmracketen und Lustfeuerwerke! Massen treten gegen einander auf, Organe der Öffentlichkeit associren sich und große Handelskompagnien bemächtigen sich kritischer Monopole. Da kann man sich nicht am Werke halten! Da springen kühne Reiter vor und stürzen sich auf die feindlichen Quarres; und der aufgepflanzten und hochschwebenden Fahne nach stürzen Fusilire und Kürassire, Dragoner und Husaren und selbst die Marquetenderinnen.

Verübt der Gegner auch eine Bravour, werden es unsere Schlachtberichte melden? Wir haben von unseren Thaten weit nothwendiger zu sprechen. Karl Gutzkow selbst gehört unter die Tobenden, Kampf- und Streitsüchtigen, bevor er noch irgend etwas geleistet hatte, warf er sich auf Göthe und zerrte an seinem Staatskleide, dann ging es gegen, ja gegen wen denn eigentlich nicht? — Dann kamen seine Romane, diese geistreichen „Zwetschkenrummel“ gegen die gesellige Ordnung, zuletzt erst rücken die Dramen an, dazwischen rastet der alte Hinker nicht einen Augenblick, wir sehen den neuen Mercutio sich in jeder literarischen Schenke balgen; — so gerne man ihm aber für dieses tolle Treiben zürnen möchte, so bringt man's doch nie zu Stande, denn man zürnte einem — Genie! Seine Kraft und Wildheit würden blos den Eindruck wiederholen, den Grabbe in den Herzen seiner Landsleute zurückließ, seine Vielseitigkeit seine Schärfe und edle Form mahnen aber oft an Lessing.

Daß ein so stürmisches Leben sich auch in Gutzkow's Dramen zum Theile spiegeln müsse, daß die Zerrissenheit eines solchen Gemüthes sich in keinem Falle über den Naturlaut der Empfindung erheben könne, daß ein Schriftsteller, dessen höchster Gott nicht Humanität, nicht gesellige Entwicklung, nicht Vaterland Kunst noch Intelligenz, sondern eine angewandte Psychologie des Naturalismus ist, der in der Gesellschaft nichts als die Feindin des Naturmenschen erblickt, auch im Drama nur die Geschichte seines verlorenen Paradieses darstellen werde und könne, wer zweifelt daran? Wenn ihm aber die Absicht zugemuthet wird, eine bestimmte Kategorie gleichsam als nothwendig ausgeschlossen von den allgemeinen Regungen und Segnungen der Menschheit darzustellen, so beurkundet sich darin nur der Haß seiner Gegner oder ein Mangel an Einsicht in Gutzkow's tiefe und jedenfalls poetische Natur. Man hat sich bei der Schule der Reichen so ziemlich laut angefragt, warum denn der Dichter eben nur den Reichen den Fluch „ungezogene Kinder zu haben“ an den Kopf werfe, und hat vergessen, daß er um an die Nothwendigkeit, auch im Reichthume Mensch, Vater, Gatte, Sohn ꝛc. zu sein, zu erinnern, eben nur einen Reichthum zeigen mußte, der sich selber als höchstes Ziel setzt. — Die unterdrückte Natur sollte in Menschen, die ihr Inneres nie eines Blickes gewürdigt, laut werden unter den Keulenschlägen des Schicksals. Hat man denn nicht auch Gelehrte perfisliert in ihrer Zerstreutheit, und sind denn in der That alle Gelehrte zerstreut? Hat man die List der Frauen, den Übermuth des Bürgers, die Ungelenkheit und Derbheit des Soldaten nicht zur Satyre werden lassen und sind denn die Frauen wirklich alle so arglistig, die Bürger alle so übermüthig, die Soldaten alle so steif und nur aufs Commandowort in Bewegung zu bringen? — Irgend einen Abweg, irgend ein Gebrechen muß der Dichter beleuchten, und er hätte gar nicht die rechte Wirkung hervorgebracht, wenn der Zuschauer bei dem Anblicke nicht ausriefe: »Das ist ja gerade so, wie wirs unlängst gesehen!«

Jeder bedeutende Dichter hat noch den Streit des individuellen Lebens, das Recht des Einzelnen sein Gefühl zu verlautbaren, seine

*) S. Taschenbuch dramatischer Originalien, herausgegeben von Dr. Frank. Leipzig bei Brockhaus 1841.

Sehnsucht zu erfüllen, seine Idee zu realisiren, zum Gegenstande seiner Dichtungen gemacht. Nicht Alle haben dasselbe Bedürfniß des Herzens und des Geistes, ein weiser Gott hat jedem seine Seligkeit angewiesen! — Die Unterordnung dieses Einzelzweckes unter den menschlichen Gesammtzweck ist jene Tugend, für welche Dichter streiten. Diese Tugend setzt aber auch eine Perfectibilität der Gesellschaft, eine allgemeine Empfindung für das Recht individuellen Lebens voraus. Auch an diese Tugend wird jeder große, moderne Dichter erinnern, denn es ist nicht möglich irgend eine große That zu schildern, irgend einen Sieg der edleren Natur darzustellen, der die Gesellschaft nicht hinwider an ihre Pflicht gegen den Einzelnen mahnte. Der Gesetzgeber, der Gelehrte, der Staatsmann, der Philosoph, der Dichter, alle wirken bewußt und unbewußt, an diesem großen Werke mit.

Die Gewalt und Ursprünglichkeit, mit der aus Gutzkow's dramatischen Schriften dieser Gedanke hervorbricht, macht ihn zum bedeutenden Menschen, bedeutungsvoll besonders für die Bühne der Deutschen; denn in seiner Anwendung auf die neueren Elemente der Gesellschaft, in der Macht, welche die Vorrechte der Bildung den Vorrechten der Convenienz gegenüber behaupten, ist ein ganz neuer dramatischer Welttheil, eine kolonisirbare Erde außer dem Horizonte der bekannten Zustände entdeckt worden. Daß der Dichter zum Gegenstande seiner Dichtungen Empfindungen und Fragen wählt, die seiner Zeit vorbehalten blieben, die den Standpunkt der Gesammtbildung in dieser Zeit charakterisiren, dies macht ihn neu, dies macht ihn zeitgemäß.

Doch es muß dem Zuschauer überlassen bleiben zu beurtheilen, inwieferne Richard Savage ein zeitgemäßer dramatischer Vorwurf ist. Was weiß der Verfasser eines Journalartikels, ob die Schrecken der Convenienz, ob die Scham einer hochgestellten Frau sie zur Verläugnung eines Kindes bereden könnten, das sie unter ihrem Herzen trug? — Was weiß ein Belletrist von den Ereignissen, die das Dunkel einer wohlthätigen Nacht zudeckt, und von dem Entsetzen, welches ein weibliches Herz erfassen würde, wenn diese Nacht mit ihrer Gräuelwolke plötzlich über den Schimmer ihres Salons, über den Himmel ihres häuslichen Glückes, über die Glorie der Anbetung hereinbräche, die ihr von allen Seiten widerfährt! — O verhülle Nacht den traurigen Gedanken, daß es Dinge geben könne, die unseren aufgeklärten Begriffen, unseren zarten Empfindungen wie das Gespenst einer alten Mönchszelle entgegentreten könnten, wenn sie sich am Gastmal des Lebens berauschen! — Maßen wir uns nicht ein Urtheil über Dinge an, welche die Welt besser wissen muß als wir!

Noch grünt manch' anderes frische Blatt an diesem jungen Lorbeerstrauche! — Eines der herrlichsten ist wohl die Kunstidee, die sich mit jedem neuen dramatischen Werke Gutzkow's auf's neue regenerirend und verjüngend kundgibt, und die den Werth dieses Schriftstellers für die deutsche Bühne unwiderruflich feststellt.

Als Lessing und Gerstenberg unter ihren Landsleuten auftraten, galt es eine mißbrauchte eintönige Form, eine zur hohlen Formel gewordene Sprache, eine Verödung der Charakteristik, kurz die ganze Leerheit des französischen Alexandriners zu bekämpfen. Es galt die Rettung der deutschen Kunst aus der Sklaverei der Unnatur, die Emanzipation der Empfindung von dem bleiernen Drucke der Tiradenherrschaft, und welche Waffen wählten sie? — Sie griffen zur Person! — Jugendlich und frisch sprang der Gedanke von der Ruderbank empor, an der er gesessen, ergriff das Steuer und lenkte das Schiff durch alle Meere! Jugendlich und frisch erheben sich die Charaktere aus dem langen Zauberschlafe der Frankenherrschaft! Mit der deutschen Prosa erwachte die deutsche Kunst. Schiller und Goethe brachten ihre ersten Opfer der deutschen Prosa dar. — Sie fühlten den Drang ihrer Zeit, Selbstständigkeit, Freiheit der deutschen Kunst war die Empfindung, die sie mit allen Befähigten ihrer Zeit theilten.

Doch die Kraft übernahm sich und wollte wie ein dickhalsiger Fechter im eigenen Fell ersticken. Die Ritterromane und das Ritterschauspiel stürzten wie ein Wolkenbruch über das offene Land und Kraftsentenzen verschütteten die Fruchtebenen aufstrebender Nationalität mit dem groben Gerölle der Gebirge. — Da kamen „Don Carlos“ und „Nathan,“ zwei Werke, deren hohe Bedeutung wohl Jahrhunderte nicht erschöpfen, weil die Größe und Hoheit ihrer Grundidee auch noch nach Jahrhunderten dem Baue der Zeiten zum Grundsteine dienen wird. So sprang Venus Anadyomene aus den zerklüfteten Wellen des Meeres, mit dem Zauber ihrer göttlichen Schönheit die seelenlose Finsterniß einer Welt verklärend. — Die Sprache hatte edlen Rhythmus gewonnen, und glich in ihrem lebendig flutenden Kraft dem breiten Silberstrome, der alles Rohe, Unheilige und Todte aus seinem krystallklaren Heiligthume ausstößt. Eine Nationalform war für das Drama gefunden, in der sich die Ideale eines ganzen Volkes, die Poesie der gesammten deutschen Menschenfamilie mit der Stätigkeit des Epos vereinigten, mit brüderlicher Eintracht verbanden. Jetzt brauste er stolz dahin durch alles deutsche Land und von allen Bergen stürzten Bäche und Bächlein und schwellten seine Flut und stimmten ein in seinen heiligen Gesang. —

Doch so ist es mit Allem, was die Menschheit erwirbt, immer erreicht sie nur das Einzelne, das Ganze nie. So wandelt sie ihren Ahasverus-Fluch erfüllend von Idee zu Idee, immerdar von der dunklen Sehnsucht nach jenem Tage getrieben, an dem ihr Messias in seinem vollendeten All — Allen sichtbar erscheinen wird. — Und immerdar wird die Vollendung der Einen Idee ihr Herz nicht ausfüllen, liebesdürstend werden tausend andere ihren Arm aus der Finsterniß nach ihr ausstrecken und die reife Frucht vom Baume des Lebens rütteln, daß sie abfällt. — Und doch sind sie alle nur Usurpatoren, die mit den Schicksalen, welche sie emportragen, wie platzende Wogen verschwinden.

So kam auch die Zeit, wo die Kunstform des deutschen Dramas abermals einer Reform bedarf. — Alles süße Wasser strömt in's Meer und doch ist Meereswasser bitter. — So geht es mit unserem Jambus. Tausende frischer Empfindungen ergossen sich in seinen Ozean, im Ganzen enthält er aber nun schon so viel Traditionelles, Veraltetes, Abgeleiertes und Nicht-Ursprüngliches, daß es beinahe niemand versteht, einen eigenen individuellen, nicht mit Phrasen und Sentenzen salzisch verunreinigten, Jambus zu schreiben. Ich denke, wenn wir Grillparzer ausnehmen, der meiner Meinung nach ganz allein in ganz Deutschland einen dramatischen Vers schreibt („Sappho,“ „Medea,“ „Ottokar,“ „ein treuer Diener seines Herrn“) — so sind wir mit den Ausnahmen fertig. So ist der Jambus nach und nach zu einer poetischen Salonsprache geworden, in der sich Einer wie der Andere ausdrückt, in der gewisse Redensarten das Hofrecht erhalten haben und für courfähig erklärt sind, ohne diese Redensarten wird keine Liebe geliebt, kein Haß gehaßt, kein Verräther verwünscht, keine Zartheit empfunden, die Dame nießt und der Cavalier sagt: sanft! Angstvoll schüttelt die Declamation diesen poetischen Bettelsack und stellt sich auf die Zehen, um sich bemerkbar zu machen. Rechts und links, darüber und darunter liegt die Wahrheit, wo sie wandelt, ist sie nicht! — So kommt denn, Gothen und Vandalen, Herulen und Rugen, Markomanen und Hunnen, Scythen und Gepiden und zertrümmert diesen Goldgötzen mit den thönernen Füßen und redet aus der Brust, die sich in Thierfelle hüllt, den freien, kräftigen Naturlaut heraus, roh und formlos, aber wahr! — Und ihr dort, macht auf, die Thore dem Heeresstroß deutscher Prosa und ergebt euch auf Gnade und Ungnade!

Und in der That — da stürmt die jüngere Literatur schon heran, langhaarig, borstig, unbändig und ungeschlacht, aber will's Gott, so wird sie frisches Blut in die vertrockneten Adern der alten Literatur bringen! —

(Schluß folgt.)

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Freitag den 2. September d. M. zum ersten Male: Der Schiffbruch der Medusa, mimisches Ballet in 3 Abtheilungen, mit einem Vorspiel, erfunden (?) und in die Scene gesetzt von Hr. A. Hus, Musik von Hr. Mussi.

Die Erfindungskraft des Hrn. Hus hat sich bei diesem Ballete nicht besonders angestrengt und lieferte, was den mimischen Theil desselben anbelangt, fast durchgehens Dagewesenes, und ohne Beihilfe des Programms dürfte wohl schwerlich verstanden werden, was all die Herren und Damen mit ihren telegraphenartigen Bewegungen und allgewohnten Gesten uns zu sagen sich bemühen.

Den Tänzen und Gruppirungen dieses Balletes hingegen, welche von den Damen Belangy, Rozier, Danse, Mattis, Herold, Roth,

Rovaglio, und den Herren Carey, Sbodia und Alexander ausgeführt wurden, können wir nur unbedingtes Lob ertheilen.

In dem Mimiker Rossi und der Mad. Rosetti Manelini, welche wir heute zum ersten Male auf diesen Brettern sahen, lernten wir zwei tüchtige Kräfte für das Ballet kennen. Lebhafte Gesticulationen, schöne Plasticität in den Stellungen, ausdrucksvolle Mimik nach italienischer Schule, sind ihre, besonders Mad. Rosetti's Vorzüge, welche auch Hr. Righini in großem Maße mit ihnen theilt.

Die Ausstattung sowohl in Decorationen als Costümes ist verschwenderisch zu nennen und blendet zuweilen das Auge. Überraschend schön ist der Saal mit der Aussicht auf die See und das Deck der Fregatte. Das Stranden der Medusa, die Rettung der mit den Wellen Ringenden, so wie die Explosion des Schiffes, welchem sich wohl auch Hindernisse in dem beschränkten Raum der Bühne entgegenstellten, sahen wir bereits wirksamer.

Die Musik von Hrn. Musfi ist unbedeutend.

Den 5. d. M. trat Mad. Flies-Ehnes, vom großh. Hoftheater in Wiesbaden, als Mathilde in Rossini's „Wilhelm Tell" auf. Mad. Ehnes, eine Wienerin und aus ihrer ersten Gesangsentwicklungsperiode bekannt, besitzt keine große, keine besonders wohlthuende Stimme. Ihre Force besteht in einer ausgezeichneten Kehlenfertigkeit, in leidenschaftlichem, feurigen Vortrage, überhaupt in dem Verständniß aller Effecte der beliebten, modernen, wälschen Gesangsmanier. Diese Eigenschaften wußte sie auch als Mathilde mit vieler Sicherheit geltend zu machen, wodurch sie sich schon in ihrem ersten Debut einen recht günstigen Erfolg sicherte. Die übrige Besetzung ist hinlänglich bekannt.

Schreiben aus Baden.

Montag den 5. September 1842.

Gestern wiederholte Herr Polorny das vor acht Tagen mit Beifall aufgenommene große Parkfest abermals, und wählte dazu einen passenderen Titel als das erste Mal; er nannte es nämlich nach dem in der Arena gestern aufgeführten tragikomischen Gemälde von Eduard Gulden: Tag und Nacht; was um so passender war, da in dem Stücke bei hellichtem Tage stockfinstere Nacht herrschte und durch die splendide Beleuchtung des Parkes die dunkle Nacht in den glänzendsten Tag umgewandelt wurde. Vor allem also einige Worte über das oben citirte tragikomische Gemälde: Tag und Nacht, nach einer Spindler'schen Erzählung bearbeitet von E. Gulden. Uns Referenten ist's wohl nichts Neues mehr, eine gute Erzählung zu einer schlechten Komödie verarbeitet zu sehen, es wunderte uns also auch nicht, gestern neuerdings einen Beleg zu dieser ewig alten Geschichte erhalten zu haben.

Von den Schauspielern kann im Allgemeinen gesagt werden, daß sie weder besser noch schlechter spielten, als es die ganz zerstückelte Handlung dieses sentimentalen Stückes erforderte. Über die Musik des Herrn Kapellmeisters Karl Binder kann man eigentlich nur urtheilen, wenn man sie einmal von einem wohlbesetzten und geübten Orchester gehört hat, nur so viel trat aus dieser Production hervor, daß sie für dieses mittelmäßige Product viel zu gut ist, und daß die Ouverture, so wie der Zigeunerchor im ersten und das sentimentale Lied mit dem Refrain: „das war der Dank der alten Zeit" im zweiten Aufzuge recht fleißig gearbeitet seien, und von einem tüchtigen Fortschreiten des Herrn C. Binder zeigen. Die Parkbeleuchtung war dieselbe wie vor 8 Tagen, nur zeigte sich das Streben des Unternehmers, der in einen Tanzsaal verwandelten Arena mehr Licht zu verschaffen als das erste Mal und es nahm sich auch das reich beleuchtete Podium, so wie die Reihe von Lampenbogen, die den obersten Rand der Arena verzierten, sehr gut aus. Im Parke spielten die Kapellen von Erzherzog Karl Infanterie mit ihrem Kapellmeister Herrn Mang, und jene von Fürst Lichtenstein Chevauxlegers unter Leitung des Herrn Redlich abwechselnd die beliebtesten Pieçen. Da Herr Kapellmeister Nemetz nicht erscheinen konnte, so hatte Herr Mang auch die Leitung der Tanzmusik in der Arena übernommen. Se. kaiserl. Hoheit der Herr Erzherzog Karl mit seiner erlauchten Familie, so wie Se. königl. Hoheit der Prinz v. Salerno sammt Familie geruhten sowohl der Darstellung in der Arena beizuwohnen, als auch die Parkbeleuchtung huldvoll zu besehen. Der Besuch des Parkes kann nur spärlich genannt werden, was um so mehr zu verwundern ist, da einer der herrlichsten Abende dieses Fest so sehr begünstigte. —bs—

Tagesneuigkeiten.

(Neues Rechengenie.) In Preßburg macht ein Knabe, Namens Gelb, aus Polen, durch sein Rechengenie allgemeines Aufsehen.

(Neue Brandschäden.) Am 13. August wurde die Stadt Möckern (zum Regierungsbezirke Magdeburg gehörend) bis auf 15 Häuser ein Raub der Flammen.

Eben so ist die Stadt Eidlitz in Böhmen am 23. August beinahe gänzlich abgebrannt.

(Ein Blitzstrahl.) Wie die „Croatia" meldet, schlug am 26. August der Blitz in die Savebrücke und spaltete die Geländersäule, den Kappbaum und die schräge Pilote bis zum Wasserspiegel, ohne übrigens zu zünden. Bemerkenswerth ist es, daß alle in der Nähe befindlichen Fische getödtet auf der Oberfläche des Flusses schwammen. Es waren lauter Karpfe, darunter auch ein Schill von 50 bis 60 Pfund.

(Ein anderer Blitzstrahl) schlug vor Kurzem bei Bordeaux unter eine Heerde Kühe und tödtete hundert Stücke derselben.

(Eisenbahn zwischen Fiume und Pesth.) Die Fiumaner haben sich entschlossen, die zum spätern Bau der Eisenbahn nöthigen Vorarbeiten auf eigene Kosten unternehmen zu lassen. Die Kosten werden auf 15,000 fl. C. M. angeschlagen.

Omnibus.

(Grabschrift auf einen Hund.) Der Dichter Castelli schrieb folgende Zeilen auf den Tod seines Hundes.

Hier liegt ein Hund,
Den ich geliebt und werthgeschätzt.
Mensch! wenn es deinen Stolz verletzt,
Daß dies ein Denkmal dir thut kund,
So sag' ich dir ganz frei und rund:
Du bist ein Hund!

(Erziehungsanstalten für Austern.) Am Strande des Oceans hat die inländische Gentri für junge Austern förmliche Erziehungsanstalten angelegt. Erst nachdem sie dort jahrelang im feuchten Meersand gefüttert werden, hält man sie für würdig auf die Tafel zu kommen. Sollten sich nicht durch Actienvereine solche Erziehungsanstalten an den Nordküsten, der Ostsee ꝛc. ꝛc. bilden lassen?

(Amusantes.) Ein Handwerker auf dem Lande, der eben mit seinen Hausbau beschäftigt war und brennenden Durst fühlte, schickte seinen Lehrjungen um eine Halbe Wein. „Um das Geld könnten wir gleich wieder ein Paar Schindlaten kaufen," meinte sein haushälterisches Weib. „Laß geh'n Alte," erwiederte der Durstige, „ich nagle die Latten ein Bißl weitschichtiger, so ist die Halbe wieder einbracht."

(Unter den chinesischen Einsiedlern) gibt es noch einige, welche sich die Augen ausbohren, in dem festen Glauben, sie verschlössen zwei Pforten der Liebe und öffneten zugleich 1000 der Weisheit.

(Amusantes.) In einem Testamente hieß es wörtlich: „pcto. C. ersuche ich Titl Herrn Pfarer N. N. noch bei gesunder Vernunft die Verhandlung dieses meines wenigen Vermögens als Executor zu übernehmen."

Wiener Belustigungen.

Heute Soirée in der Localität des Hrn. Neuling (Landstraße, Untergasse), Musik von Ballin, wobei selber seine neuesten Walzer debütirt: Döblinger-Park-Eröffnungs-Walzer exekutiren wird. —

Soirée im Bahnhofe zu Kornenburg. Divertissements von Moser.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 109.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 10. September 1842.

K. K. Hofburgtheater.

Dramaturgische Skizzen und literarische Charaktere.

Von

Andreas Schumacher.

VI.

Richard Savage, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Karl Gutzkow.

(Schluß.)

Lassen Sie uns nun die Handlung dieses modernen Trauerspieles durchmustern, uns seinen tragischen Gehalt, die Strebepfeiler seines Bau's: die Charaktere, die Scenirung, die einzelnen Glanzpunkte und Schwächen, endlich die Sprache betrachten, und daraus die Summe seines poetischen Werthes oder Unwerthes ziehen!

Der Held des Drama's ist ein englischer Dichter, der längst über das Dunkel seiner Herkunft brütend, längst vom innerem Gram verzehrt: ein Heimatloser zu sein, nicht zu haben, was dem Ärmsten und Gefühlosesten verliehen, was dem jungen Tiger und Raben zu Theil wird: eine Mutter — eben durch das Geheimniß, das seine Geburt umgibt, auf den Gedanken gebracht worden, er müsse, wie seine Empfindungs- und Denkweise sich einer edleren Welt anschließt, auch seine Erzeuger in den höheren Ständen suchen, wo ja die feineren und edleren Regungen des Gemüthes heimisch sein sollen! — Dieser Kampf zwischen Hoffnung und Schmerz, dieses Verlangen und Verzagen, dieses Erwarten und Täuschen, hat seine Seele längst mit dem Schleier tiefer Trauer umdüstert, längst zerstörend, feindselig, gleich der Monomanie eines verirrten Strebens, einer geknickten Empfindung auf seinen Geist gewirkt, als der Tod seines Pflegevaters die Zeugnisse seiner Geburt in seine Hände bringt. — Wie ein Trunkener, wie ein Mann, der der Gewalt seines Glückes erliegt, stürzt er in das Zimmer seiner Freundin, der Schauspielerin Miß Ellen, wo uns der kältere, mehr von Verstand und Erfahrung geleitete Steele bereits mit Richards Seelenzustand vertraut gemacht, und verkündet sein Glück mit dem Ausrufe: Ich habe meine Mutter gefunden! — Mit welchem Entzücken, mit welcher Verklärung spricht der junge Dichter da von der Seligkeit: eine Mutter zu haben! — mit welcher Herrlichkeit umgibt er diese Mutter, wie schwärmt er von ihrem Geiste, ihrem Herzen, ihrer Schönheit. Eine Mutter haben, wiegt ihm alles Glück des Lebens auf, eine Mutter haben heißt ihm geliebt sein mit unaussprechlicher ewiger Liebe! — Vergebens warnen ihn seine Freunde, er bietet Erd' und Himmel auf, dieser hohen, vergötterten Mutter würdig zu erscheinen, seine Armuth, die er bereitwillig zur Schau getragen, die sein Stolz auch nicht einmal zu verhehlen dachte, wandelt er in Glanz und Vornehmheit, sein Talent, der Dichterruhm, den er erworben, hat jetzt erst den höchsten Werth für ihn, seine Mutter wird ja stolz sein auf diesen Sohn, der sich aus dem Staube der Niedrigkeit emporgerungen zu jenen, die seine Nation mit Achtung nennt!

Wir treten in die Gemächer der Lady Macclesfield, der in den Zirkeln der Londoner haute volée hochgestellten Dame, deren Herz noch für Schmeicheleien empfänglich und an jugendliche Empfindungen gewöhnt ist, und sehen sie die Huldigungen der Eitelkeit empfangen! — Ein Schwager, den ihr sterbender Gatte zum gleichen Erben seines Vermögens eingesetzt, fordert neue Summen für seine Verschwendung und fordert sie in einer Weise, welche das beleidigte Selbstgefühl der Dame zur Bitterkeit aufreizen, er wirft der Dame ihre Leidenschaften, ihre frühere geheime Verbindung und die Frucht dieser Verbindung vor, nun längst von den Finsternissen des Grabes verhüllt, von ihm aber noch im Grabe benützt auf den Charakter der Übermüthigen, die seine Neigungen beschränken will, die ein Erbe, das sonst sein allein gewesen wäre, mit ihm theilt, einen Schatten zu werfen! Da steigen wohl bittere Gefühle in dem Herzen der Beleidigten empor, in wilder Aufregung gedenkt sie des Mannes, der sie betrog, des Kindes, das seinen verhaßten Namen trug, und das nun glücklicherweise im Grabe modert, da meldet der Aufwärter: Richard Savage!

An welcher Wehre bricht sich hier der brausende Bergstrom der Kindesliebe, was stehst du so bang und zagend an der Thüre Richard Savage, mit deinem Dichternamen, deiner Unsterblichkeit? — Die stolze Dame kennt den Dichter Richard Savage nicht! — „Ah, sie wollen mich malen Sie sind Künstler, oder was sag' ich, Sie wollen ein Concert geben, auch das nicht, nun so werden Sie — — mein Herr, klären Sie mich auf," wie anders ist die Wirklichkeit, armer Savage, als dein Ideal! — Deine Mutter kennt den Richard Savage nicht, sie liebt auch deinen Shakespeare nicht, sie hat überhaupt eine Abneigung gegen das, was man Literatur nennt, du appellirst umsonst an die Stimme der Natur, sie liest keinen theuren Namen in deinen Zügen, umsonst redest du Sie mit heiligem Muttername an, sie verabscheut in dir einen Betrüger, und nur ihrer stolzen Großmuth verdankst du es, daß die herbeigerufene Dienerschaft dich nicht schmachvoll aus dem Hause der Vornehmen auf die Straße bringt, armer Savage! —

Doch nein, er ist nicht arm dieser Savage! er ist reich an Liebe, unerschöpflich ist seine Seligkeit in dem Glauben: eine Mutter zu haben! — Auch wenn sie ihn haßt, ist diese Mutter eine Unendlichkeit schwelgenden Entzückens für seine Brust! — O er gibt den Glauben so leicht nicht auf, daß die Fülle und Tiefe seines Gefühls, die Innigkeit seiner reinen Kindesliebe ihre Sprödigkeit überwinden werde. — Er steht vor ihrem Hause und bewacht ihre Fenster, er besticht ihre Dienerschaft um zu erfahren, welches Kleid sie trug, was sie heute sprach, welche Unterhaltung sie besuchte, wie ihr Kopfputz war, er springt auf ihren Wagen und wirft ihr Blumen hinein, er wirft sich in die Bahn ihrer Rosse, er will sterben aber erkannt, geliebt, bemitleidet, eines Blickes gewürdigt sein von ihr! — Ganz London lästert sie für ihr versteinertes Herz, ihn fesselt ein unaussprechlicher Zauber in den Umkreis ihres Daseins. Sie allein haßt ihn, sie allein erkennt ihn nicht an, sie allein durchbohrt ihn mit Blicken des Stolzes und der Verachtung, und doch will er lieber sterben, als ohne ihre Liebe leben!

Heute ist die Vorstellung seines Trauerspiels, seine dichterische Begeisterung hat an das Gefühl der Mutter appellirt, die Bühne soll Scenen vor ihre Augen bringen, die ihre Seele erschüttern, die den Namen „Kind" aus dem Sarge der kalten Erde hervorzaubern, wird sie Drury-Lane besuchen? Wird sie Zeugin sein des erschütternden Schauspiels? — Schon schwindet seine Hoffnung, da kommt Jemand aus dem Hause, ein Bedienter der Lady. Mit tausend Fragen bestürmt er den kalten Klotz, um tausend Einzelnheiten bekümmert sich seine zärtliche Theilnahme, entzückt stimmt er in das Lob der Großmuth seiner Mutter ein und findet in dem Geschenke,

das dieſes Lob dem Diener eingibt, die Bücher, welche den Dichterruhm des Richard Savage enthalten! Doch da öffnet ſich das Hausthor vom neuem, die Lady wird in ihrer Sänfte nach Drury-Lane getragen, und aufjauchzt die eben ſo tief gedemüthigte Seele des Dichters Savage, ſeine Mutter wird bei der Aufführung ſeines Trauerſpiels zugegen ſein!

Dort in ihrer Loge haben ſich zwei einſtige Verehrer der Lady eingefunden, mehr aus Neugier um zu ſehen, ob ſie es wagt, bei der Aufführung eines Stückes zugegen zu ſein, welches ihr Sohn verfaßte, ob ſie es wagt, der öffentlichen Meinung, die ſie mit einer Stimme verdammt, die Stirne zu bieten! Und ſiehe da, noch ein dritter Zeuge dieſes Abends iſt über das Meer herbeigeeilt, der von ihr gehaßte Schwager, den der Schreckensruf, ein Sohn der Lady Macclesfield lebe, aus ſeinem Wüſtlingstreiben aufgeſchreckt. Da tritt ſie ein, die nicht Erwartete, mit dem Scheine ſtolzer Gleichgiltigkeit die Begebniſſe dieſes Abends erwartend, ſie wagt es den Vorhang der Loge zurückzuziehen, ſich dem verſammelten Volke zu zeigen, ihre Verehrer fliehen und mögen nicht mehr in ihrer Loge geſehen werden. — Schon erhebt ſich ein leiſes Gemurre, ſchon zeigt man mit Fingern nach ihr, da ertönt die Stimme der Schauſpielerin Miß Ellen, im Verlaufe der Vorſtellung zu der Stelle gelangend:

Die Mutterlieb' iſt reich durch ſtetes Geben,
Sie iſt ſchon glücklich, wenn ſie weinen kann;
Dem Thaue gleicht ihr ſorgenvolles Leben,
Er ſetzt ſich nur in kühlen Nächten an.

Und ein Juwel iſt einer Mutter Liebe,
Doch nicht zu ſtolzem Schmucke ausgelegt;
Ein Talisman, den gegen böſe Triebe
Man auf dem Buſen ſtill verborgen trägt.

Doch ruhig! Laß das Herz Mariens zeugen,
Als an dem Kreuze all ihr Glück verdarb —
(laut und beziehungsreich)
Und jenen Marmorſtein, in deſſen Schweigen
Dem Griechen ſeine Niobe erſtarb!

Scham, Zorn, Verzweiflung erfaßt das Herz der Lady, ſie hört den Beifall des Volkes donnern, laut ſchreit es ihren Namen, und mit den Kränzen, die es dem Dichter ſtreut, ſchleudert es Flüche über ſeine Mutter. — Sie entflieht. —

Jetzt ſuchen ſie ihre Freunde, ängſtlich beſorgt, daß der Aufruhr des Pöbels ſie noch hier finde, doch auch Richard Savage ſucht ſie, in ſeinen Armen ſoll ſie ſicher ſein gegen eine Welt voll Haß und Empörung.

Da erkennt ihn der Viscomte, der Schwager der Lady — der Wüſtling, der in Savage einen Erben ihres Vermögens fürchtet; wüthend fällt er den Dichter mit Schmähung und Waffen an, draußen trägt der Beifall einer Nation den Namen Savage zu den Sternen — hier entehrt ihn ein Niedrigdenkender, — wenige Gänge genügen und der Viscomte ſtürzt im Blute gebadet hin. — Da eilt Savage den Degen in der Hand an die Logenbrüſtung und bittet um Verſöhnung mit ſeiner Mutter — — die Freunde der Lady aber führen die Wache herbei, die ihn den Gerichten überliefert.

Die Londoner Nobility hat Lady Macclesfield zur Zielſcheibe ihrer Pfeile, ihres Witzes, ihrer Läſterungen, ihres Abſcheues gemacht — die öffentliche Meinung gibt ſie als gefühlloſes Weib, als herzloſe Mutter preis, und dies um ſo mehr, da ſie den vielfachen ſchriftlichen und mündlichen Bitten, ſich für ihren Sohn, der zum Tode verurtheilt werden ſoll, bei der Königin zu verwenden, nicht nachgibt. Vergebens hat die zartfühlende und zartliebende Freundin unſers Dichters, die beifallgekrönte Darſtellerin ſeiner Rollen, die herrliche Schauſpielerin Miß Ellen ſich an ſie gewendet. Die Gerüchte ſind auf das Höchſte gegen ſie erbittert. — Deſto eifriger nehmen ſich hundert andere des unglücklichen Dichters an. Hat er auch den Aufſatz ſeines Freundes Steele zerriſſen, der die Lady öffentlich angreifen und ſeine Rechte vor der Nation vertreten ſoll — mit jener unerſchütterlichen Kindesliebe, welche die Seele ſeines neuen Daſein bildet, nicht blos abgelehnt, ſondern auch zerriſſen, — er bedarf dieſer Schutzrede nimmer — ſein urſprünglich ſchon zur Verbannung gemildertes Urtheil wird durch die Verwendung der treuen Miß Ellen bei der Königin und die tauſend Stimmen, die für ihn um Gnade flehen, gänzlich aufgehoben und in volle Verzeihung umgewandelt. Ja Lord Tyrconnel, ein Feind ſeiner Mutter — einer jener Verſchmähten, die ihr Übermuth beleidigt — einer jener Gereizten, die nur den Augenblick abwarten, welcher ihre Rache begünſtigt — führt ihn im Triumphe aus dem Gefängniſſe, hält ihn wie einen Verwandten, ſtellt ungeheure Summen zu ſeiner Diſpoſition, und begünſtigt ihn in jeder Verſchwendung, die einen Stachel in das Herz ſeiner Mutter drücken und den öffentlichen Haß gegen ſie aufreizen kann, und führt endlich durch eine wohlberechnete Intrigue Lady Macclesfield in ſein Haus, wo er ihr den Sohn, den Verabſcheuten, um deſſentwillen ſie überall gehaßt und verachtet iſt, mit der Bosheit eines rachſüchtigen, ſchadenfrohen Gentlemans zur öffentlichen Demüthigung, angeſichts des ganzen Adels gegenüberſtellt. — Der Fluch der gebrandmarkten Mutter fällt auf das Haupt des Sohnes, der, jetzt, die Rolle erkennend, zu der die ſcheinbare Großmuth Lord Tyrconnels ihn geſpart, den fluchwürdigen Flitter von ſich wirft und Einſamkeit und Elend aufſucht. — Einſamkeit und Elend — wer braucht ſie lang zu ſuchen? — Die findet Jeder leicht mit einem gebrochenen Herzen; — auch Richard Savage findet ſie. Wir treffen ihn nur noch als einen geiſteskranken, armen, hungernden und frierenden Lebendtodten wieder, der als ſeine von Gewiſſensangſt gefolterte Mutter das Haus ſeiner Amme aufſucht, welches ihn, ohne daß er erkannt wurde, aufgenommen, der in dem Augenblicke, wo Lady Macclesfield die Gewißheit erlangt, daß Richard Savage gegen das Zeugniß ihrer ſterbenden Mutter dennoch ihr Sohn ſei — ihr kaum noch mit dem letzten Lallen ſeiner brechenden Stimme ſeine Vergebung ſtammeln kann! — Sein Freund Steele legt die Anerkennung des Parlaments neben dem Sterbenden nieder.

Dies iſt der Inhalt des Trauerſpieles „Richard Savage," des dramatiſchen Erſtlingswerkes Karl Gutzkow's, ein Inhalt, der ſelbſt in der hier eingehaltenen Kürze hoffentlich die edlere Natur dieſes Dramas darlegen, die Kraft und Kühnheit ſeiner Charakteriſtik vertreten und diejenigen rechtfertigen wird, die in ſeinem Verfaſſer ein für unſere Bühne erfreuliches, durch Friſche und Tiefe der Empfindung ausgezeichnetes Talent begrüßten, welches durch ſeine ſcharfe Auffaſſung moderner Zuſtände und durch den fühlbaren Drang zur Einfachheit echt menſchlicher Empfindungen, zum Naturlaute edler Menſchlichkeit zurückzukehren — auf eine Bahn voll Schwierigkeiten und Dornen zwar, aber auch voll blühender Roſen ewig junger Poeſie hinweiſt!

Sicher mag die Kritik an dieſem Werke manches zu tadeln haben. — Sie wird hier keine Ausnahme machen. — Das aber wird ſie ihm laſſen müſſen, daß es ein Berufener nicht blos — ſondern einer der wenigen Auserwählten geſchrieben, deſſen Adern Leben und Poeſie durchfluet.

Vor Allem dürfte die tragiſche Idee ſelber und die Anſicht, welche der Dichter über die Theorie des modernen Trauerſpieles hier praktiſch aufſtellt, von Seite der Kritiker vielen Widerſpruch erfahren.

So anziehend nämlich auch das Individuelle in dem Charakter ſeines Helden erſcheinen mag, ſo offenbar und deutlich wird es auch dem Gemüthe des Zuſchauers, daß in ihm nicht irgend eine allgemeine menſchliche Beziehung, ſondern mehr eine beſondere Charakterſpecialität geboten iſt, deren Monomanie wie die Leiden eines jeden Individuums als ſolchen auf keine höhere Theilnahme Anſpruch machen kann, als die Ereigniſſe der Wirklichkeit und des Lebens. Die Geſchichte des Richard Savage iſt eine Kette von Ereigniſſen, welche der beſondere Zuſtand eines Gemüthskranken herbeiführte. — Es ſind nicht, wenn auch nur durch bloßes Dulden, ausgeſprochene Thaten des Geiſtes, es ſind die Zuckungen eines zerriſſenen Herzens. Dadurch nämlich, daß dieſer Richard Savage in ſeiner Kindesliebe mehr iſt als ein bloßer Sohn, dadurch daß ſein Gefühl ſich nicht blos zum Edlen und Echten, ſondern auch zum Leidenſchaftlichen und Krankhaften ſteigert, und alle Dämme und Berechnungen der Mannheit und des Verſtandes durchbricht, gewinnt er zwar ſehr am ſpeciellen, verliert aber eben ſo viel am allgemeinen menſchlichen Intereſſe. Die Handlung, und mit ihr die tragiſche Idee ſpringt ſichtbar von dem Helden des Dramas auf eine andere Perſon über, und die endlich erfolgende tragiſche Verſöhnung iſt zwar die Vollſtreckerin einer höheren ſittlichen oder wenn man will ſocialen Macht, mußte aber ihre Anregung und Anwendung außer dem ſittlichen Bereiche des Helden finden, und daher dem Zufall preisgegeben werden.

Wenn nun Lady Macclesfield die Mutter dieſes Sohnes nicht iſt? Wenn nun das Zeugniß ihrer ſterbenden Mutter wahr, ihr Kind wirklich begraben geweſen und dieſe furchtbare Kunde für die letzten Odemzüge dieſes unglücklichen Jünglings aufgeſpart geblieben wäre? — Entſpräche dieſe Wendung der Ironie der modernen Tragödie nicht viel beſſer, deren oberſter Grundſatz ja das iſt, mit dem Leibe zugleich die Idee zu vernichten, um auf den Grundſatz des mehr als individuell, des allgemein Menſchlichen mit Strenge hinzuweiſen, welche das individuelle Leben zerſtört, um ein allgemeines, ſittliches zu begründen, zu dem ſie das ſociale, veredelnd emporhebt?! — Indem es der Dichter ganz dem Zufall überläßt, ob der Zuſchauer mit dem Individuum Savage ſympathiſiren kann, zerſtört er das Erhabene in ſeiner Dichtung, denn er vernichtet die ſittliche Beziehung ſeiner Handlung zu der allgemeinen der Geſellſchaft großentheils wieder, er zieht die Handlung zum Ereigniſſe herab, weil er ihre Entſcheidung in eine fremde Bruſt legt, die Tragödie zum bloßen Rührſpiel.

Etwas ganz Anderes iſt es, wenn man den Charakter des Richard Savage als einzelne Conception, als eine iſolirte poetiſche Idee betrachtet. Ich geſtehe, daß er dann für mich ſo große Schönheiten in ſich vereinigt, daß ich ihm unter allen dramatiſchen Charakteren der deutſchen Bühne in Beziehung auf tiefe, ſehnſüchtige, innigſte Innerlichkeit nur noch Kleiſt's Käthchen entgegenzuſtellen weiß. Deſto inniger muß man bedauern, daß er ſo gleichſam ſeines Zuſammenhanges beraubt, außer Stande iſt, das Intereſſe der Handlung bis an's Ende zu leiten. Daher iſt auch der letzte Akt dieſes Trauerſpiels, trotz ſeiner heftigen Erſchütterungen, der mindeſt gelungene. Die Handlung wird nicht vollendet, ſie ſtirbt aus.

Überhaupt gehört wohl die theatraliſche Figuration dieſes Werkes zu ſeinen ſchönſten Vorzügen. Nicht blos wurden Licht und Schatten der Charaktere unter ſich auf das zweckmäßigſte und einſichtsvollſte vertheilt, wie die Gegenſätze zwiſchen Lady Macclesfield und Miß Ellen, Richard Savage und ſeinem Freunde Steele beſtätigen, dieſe Charaktere haben auch an und für ſich eine nicht gewöhnliche Friſche, Stärke und Vollendung vor ähnlichen Erſcheinungen voraus. Überall waltet die Kraft und Einſicht eines echten Dichters, wo es ſich um klare und ſichere Formgebung handelt. Nicht minder iſt die Schilderung ganzer Charaktergruppen und Stände als wohlgelungen und glücklich berechnet zu bezeichnen. Haben nicht ſelbſt die minder weſentlichen Geſtalten des Lord Tyrconnel und des Viscount neben den allgemeinen Beziehungen ihrer geſellſchaftlichen Stellung eine Sicherheit individueller Haltung, eine Beſtimmtheit der Abgrenzung für ſich, die für die ſeltene Gabe einer feſten Charakterzeichnung als giltige Zeugin auftritt?

Weit minder glücklich iſt das ſceniſche Ineinandergreifen dieſes Drama's zu nennen. Die Steigerung des Intereſſes, welches wir für die Handlung nehmen, reicht nur bis zum Schluſſe des dritten Aktes, von da an ſpinnen Nebenperſonen den Faden der Ereigniſſe fort, die Thatkraft der Hauptcharaktere erlahmt, und dieſe ſtehen, wenn auch die Idee des Dichters noch fortſchreitet, doch mehr als bewegte Figuren, denn als leitende Kräfte auf der Bühne. Vieles iſt epiſodiſch breit ausgeſponnen, iſt aber nicht nöthig zum Fortſchritte der Handlung, in vielen, vielen Scenen führt der Dichter nicht mehr den Conflict der beiden wichtigſten Geſtalten, nicht mehr den Kampf der Liebe und des Abſcheus zwiſchen Sohn und Mutter durch, er läßt ihre Empfindungen blos neben einander einherſchreiten und deren Steigerung von außen her betrieben werden. Manche Scene, wie die des jungen Dichters mit dem Bedienten der Lady, ſind wohl nicht mehr als ſinnige Arabesken?

Dies iſt wohl der Hauptgrund, warum die Wirkung des Richard Savage trotz ſo vieler anderer ſeltener Vorzüge von der Bühne herab eine minder günſtige war.

Doch zur Ehre des Dichters ſei es geſagt, nicht blos ſeine Mängel trugen zu dieſem minder günſtigen Erfolge bei, auch ſeine Vorzüge.

Richard Savage iſt ein Werk von großer Innerlichkeit, nicht Alles wird mit platten Worten erklärt, nicht Alles in Ausrufungen und Tiraden breitgedroſchen, was die in ihm handelnden Perſonen empfinden. Gar oft begnügt ſich der Dichter einen Wink zu geben und dann die Thaten ſprechen zu laſſen. Niemand, den einzigen Savage ausgenommen, trägt ſein Inneres zur Schau, niemand commentirt ſeine Empfindungen, die Charaktere dieſes Trauerſpiels gleichen wirklichen ſo ſehr, daß ſie häufig etwas Anderes ſcheinen als ſie ſind, zuweilen weil ſie ſich ſelbſt nicht genau kennen, zuweilen weil ſie den Empfindungen ihres Herzens trotzen wollen. Beſonders zeichnet die weiblichen Charaktere eine ſtolze Selbſtverläugnung aus. Wie zart läßt der Dichter Miß Ellens reine und edle Liebe zwiſchen den goldenen Flittern ihrer geiſtreichen und ſeelenvollen Unterhaltung durchſchimmern? welch ein ſüßer linder Hauch von Wehmuth begränzt den Horizont ihres wolkenloſen Seelenhimmels? Wie tief bezeichnend für den ganzen Charakter iſt oft das leicht hingeworfene, ihm ſelbſt nicht ganz verſtändliche Wort dieſes Steele. Richard Savage übergibt ihm die über ſeine Herkunft Zeugniß ablegenden Dokumente. „Es iſt kein Zweifel," entgegnet er, die Papiere zurückgebend, „dieſe Papiere ſprechen alle, wie aus Einem Munde für die Richtigkeit dieſer intereſſanten Entdeckung. Es läßt ſich daraus eben ſo ſehr ein Roman als ein Prozeß machen, der gewinnen muß!" — Ich denke, ſolche feine Züge und Wendungen, die der Dichter ſelbſt nie berechnet hat, die aber einen ſo tiefen Blick in die Zukunft eines Charakters werfen laſſen, müſſen den Schauſpieler dringend auffordern, ſeine Aufgabe mit vollem Bewußtſein und völlig klarer Einſicht in das Ganze zu ſtudieren. Die ganze Kerkerſcene iſt eine Verläugnung der tiefſten Rührung, die ſich erſt in den letzten Worten, da aber mit Feuer und losbrechender Innigkeit Luft macht. Der Schmerz über den von Savage zerriſſenen Aufſatz über Lady Macclesfield ſoll ſich als der Unwille eines Redlichen in einer an's komiſche grenzenden Verzweiflung ausſprechen, die nur dem ſo ſchwer geprüften Freunde gegenüber an ſich hält, während ſein männlicher Stolz nur halb dabei compromittirt iſt, wenn er Miß Ellen, über die Lebhaftigkeit ihrer Theilnahme für Richard etwas empfindlich, ſagt: „Die traurigſte Entdeckung, die er und Sie machen könnten, wäre wohl die, daß er Ihr Bruder wäre." — Welche rührende Selbſtverläugnung liegt nicht in beinahe allen Scenen des jungen Dichters, in welchen ſeine Künſtlereitelkeit durch die oft abſichtliche Geringſchätzung ſeines Talentes von Seite der Lady ſeiner Mutter verletzt wird?! — So z. B. eben in jener oben getadelten, als Charakterſchilderung des armen Richard aber ganz ausgezeichneten Scene. — Die Mutter, welche wohl weiß, daß Richard ihrer Dienerſchaft auf der Straße auflauert, hat einem Bedienten die Werke ihres Sohnes geſchenkt. — „Sie hat Recht, die verdammte Eitelkeit" ruft er aus, „will auch nun den ganzen Plunder abwerfen, nichts mehr ſein als nur noch ihr Sohn!" — Hr. Fichtner, Darſteller des Richard auf unſerem Hofburgtheater, hat dieſe Seite des Charakters vortrefflich aufgefaßt; ſo wie die Maske und die ganze Haltung meiſterhaft genannt werden muß, wenn wir einige wenige Stellen abrechnen, wo mir der Ton der Sentimentalität minder glücklich angebracht ſchien. Savage iſt Schwärmer, nie aber ſentimental; dazu fühlt er zu feurig, zu wahr und tief. Im Übrigen gab Hr. Fichtner dieſe Rolle mit einer leicht erkennbaren, in jedem Worte ſich ausſprechenden Vorliebe, ja mit wahrer Begeiſterung. Mad. Rettich gab die Lady Macclesfield ſo trefflich, daß ſie meinem Gefühle nach in jedem Worte einen Commentar des Dichters lieferte. Vollkommen eingedrungen in den Geiſt der Dichtung ſonderte ſie mit großer Klarheit Schein und Sein, die äußere Erſcheinung und das innere Beſtehen des Charakters, dem ſie jede kleine Liebenswürdigkeit ablauſchte, und jene ſtolze Unbefangenheit rettete, welche dieſe Frau bei dem feſten Glauben, daß ihr Sohn längſt begraben ſei, dem Geſchrei der Nobility gegenüber behaupten muß, ſoll der Charakter bei den lauten Läſterungen, die rings über ihn ertönen, nicht ſeine ganze künſtleriſche Bedeutung und ſomit allen Werth verlieren. Dlle. Anſchütz verlor mit glücklichem Takte das zarte Mädchenhafte in dem Charakter der Miß nicht aus dem Auge, ohne deßwegen die Haltung der Künſtlerin einzubüßen; mit beſonders zarter, ſchonender und doch lebendiger Haltung war die Scene mit der Lady ausgeführt, eine der ſchönſten Epiſoden des Dramas, nur ſchienen mir die Beziehungen des Herzens zwiſchen dieſer jungen Schauſpielerin und dem Dichter Savage etwas zu ſehr in den Hintergrund geſtellt. Hr. Korn hätte den Charakter des Tyrconnel nicht richtiger auffaſſen können. Hr. Weber hätte die Derbheit des Viscount mehr als eine künſtliche denn als eine natürliche darſtellen, und den Cavalier auch da, wo dieſer verletzen will, durchblicken laſſen ſollen. Das Arrangement, die äußere

Ausstattung, der Fleiß, mit dem die ganze Vorstellung ausgeführt wurde, muß dem Publikum gefallen haben, wie es auch uns erfreute.

Wenn ich nicht gänzlich irre, so mag die Ungebundenheit der Prosa und insbesondere die leidenschaftliche Schnelle mit welcher diese Prosa so häufig gesprochen sein will, an diesem Gebrechen wohl die meiste Schuld tragen. Möge daher die Prosa der neueren dramatischen Schule unseren ausgezeichneten und kunstliebenden Hofschauspielern recht häufig Gelegenheit geben, auf diesem Gebiete der Kunst die höchste Vollkommenheit zu erreichen, ja mögen die Bestrebungen der neueren Zeit wie sie eben jetzt begonnen haben, Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit für dieses Institut bleiben. — Immer werden diese freilich Gegenstand heftiger, zum Theile begründeter Angriffe bleiben, sie tragen aber den Keim einer Vervollkommnung in sich, welche ohne Zweifel auf das ganze Gebiet der Kunst, der Dichtenden, wie der recitirenden, verjüngend, belebend, regenerirend einwirken wird. Die dramatische Kunst ist nicht so reich an vorzüglichen Erscheinungen, daß man, ohne ungerecht zu sein, dem Wirken eines Gutzlow, Laube und Mosen die Thüre verschließen dürfte. Die alten Gedanken werden täglich älter, und die junge Welt mit jedem Tage jünger. Eine gute Bühne muß jedes echte und edle Bestreben ihrer Zeit repräsentiren, so wie es, Aufgabe aller Gebildeten ist, dieselben kennen zu lernen.

Es ist Zeit die Gebrechen eines Trauerspieles einzusehen, dessen Ideen sich nicht über einen psychologischen Mechanismus erheben und dessen Sprache nicht ein Ausdruck der Wahrheit und des Lebens, sondern das hohle Echo ist des Jauchzens und Weinens dahingegangener Geschlechter. Laßt uns von der Bühne herab die Sprache unserer Empfindungen re[illegible] hören, laßt jene Unnatürlichen nicht allein sich geltend machen, welche .. Zeit, die sie geboren, und die Schuld, die sie ihrem Volke schulden, verläugnen und ablängnen und über den selbstischen Zauberkreis ihrer Empfindungen hinaus keinen Rapport mit dem großen All empfinden. Können unserer Zeit noch Dichter genügen, die aufblähen, weil die Sonne scheint, und die Vegetation einer kräftigen Vorzeit den Boden düngte, und die vergehen, weil die Säfte stocken und die Faser sich zersetzt? Von der Welt vergessen, wenn ihr Tag dahin ist, — vereinsamt in der Gesellschaft, deren Sympathien sie fremd blieben? — Es gibt Dichter, deren Schaffen ich dem Walten der todten Natur vergleichen möchte, — wie Regenbogenglorie und Schimmer der Fata Morgana — herrlich und verheißungsvoll gehen ihre Zauberbilder der Welt auf — doch sie haben keine Sympathie für das Leben, — für das des Geistes sind sie todt! — Möge der Dichter bedenken, welch ein heiliger Beruf ihm zugefallen! Wenn seine Brust nicht Gedanken schwellen, die werth sind im Buche der Zeiten als Thaten zu stehen; wenn ein Volk vergeblich von ihm hofft, er werde seine Empfindungen aussprechen; dann gleicht er jener Säule des Memnon, die bei dem Aufgehen der Sonne erklang, von der aber niemals kund geworden, daß sie auch dachte.

Industrielles.

(Technische Benützung der wilden Kastanien.) P. M. Opiz macht in dem Beiblatte von Ost und West auf die neuere Benützung der wilden oder Roßkastanie aufmerksam. Er sagt: Sonst hatte man auf das Holz des wilden Kastanienbaumes geringen Werth gelegt, in neuester Zeit aber wird dasselbe in Paris zu Tischlerarbeiten benützt, welche früher nur aus Spanholze verfertigt wurden. Da nun dieses Holz das letzterwähnte bei weitem übertrifft, so ist der wilde Kastanienbaum zu dem werthvollsten aller französischen Hölzer geworden. Die Pariser Fabrikation von Schachteln aus weißem gefirnißten und bemalten Holze liefert nun mehr als 2,000,000.

(Häuser von Gußeisen.) Die Gebäude von Gußeisen vermehren sich täglich und bedeutend in England. Da die Mauern hohl sind, so ist es leicht, sie mittelst eines einzigen Ofens in der Küche zu heizen. Ein solches Haus von drei Geschoß mit 12 bis 16 Stuben, 1,600,000 bis 1,700,000 Pfund wiegend, kostet nur gegen 7000 Thaler, wobei freilich viel auf die Verzierungen ankommt; sein Fortschaffen von einem Orte zum andern würde kaum mehr als 170 Thaler kosten. In der kleinen Stadt Everton bei Liverpool wird eine solche Kirche nebst einem Thurme von gleichem Stoffe gegenwärtig gebaut. Sie ist im gothischen Style, und ein passender Olanstrich gibt ihr ganz das Ansehen eines steinernen Gebäudes.

Tagsergebnisse.

(Todesfall.) Am 31. v. M. starb zu Wittingau in Böhmen der geschätzte Ökonom Anton Ritter Witmann v. Denglaz, der in seinem Fache sowohl in praktischer [illegible]s schriftstellerischer Beziehung Ausgezeichnetes leistete.

(Fürchterliche Erfindung.) Aus New-York wird berichtet: Vor Kurzem sahen wir eine Probe von der fürchterlichen unterseeischen Batterie des Herrn Colt. Man erwählte zu diesem Entzwecke ein altes Schiff, dessen Flaggen mit Todtenköpfen und kreuzweisgelegten Beinknochen bemalt worden waren. Das Schiff wurde vor dem Castle-Garden aufgefahren und die untermeerische Batterie daran befestigt. Diese besteht aus einer Kiste mit explodirenden Materialien, deren Zusammensetzung noch ein Geheimniß des Erfinders ist. Ein Taucher stürzte sich mit diesem Apparate von dem Schiffe Nord-Carolina, auf welchem sich der Erfinder befand, in die See, schwamm zu dem andern Schiffe, welches ungefähr 300 Yards von dem ersteren entfernt war, befestigte an den Vordertheil desselben die Kiste, und an diese einen eisernen Draht, welcher von der Nord-Carolina ausging, und schwamm sodann wieder zurück. Hierauf brachte Herr Colt den Draht mit der voltaischen Säule in Verbindung und die Explosion des Schiffes erfolgte augenblicklich und zwar so furchtbar, daß von demselben nicht ein Stück zusammenhängend blieb, welches größer als einige Zolle gewesen wäre.

(Einsturz.) In Bologna stürzten in der Abbadia, einer Wohlthätigkeitsanstalt, zwei Fußböden ein und begruben bei 800 Arbeiter und Arbeiterinnen. Nach angestrengter Bemühung wurden 3 Todte und 70 Verwundete aus dem Schutte hervorgezogen.

(Eine Schlaguhr im Palais Royal.) In der Galerie d'Orleans im Palais Royal zu Paris wurde verige Woche eine schöne Schlaguhr angebracht. Bis jetzt wurde die Zeit blos zu Mittag (12 Uhr) durch Salven aus dem Geschütze angekündet.

Omnibus.

(Eine Verordnung Philipp des Schönen) bestimmte daß Grafen von 6000 Livres Einkommen ihren Frauen nicht mehr als 4 Kleider gewähren sollten; zugleich verbot er den Parlamentsräthen, den Advokaten und Geistlichen, Tuch zu tragen, davon die Elle mehr als 10 Sous kostet.

Wiener Belustigungen.

Sonntags am 11. d. M. Festball im Raaber-Eisenbahnhofe unter dem Titel: „Es lebe die Industrie! Kapelle des Herrn Fahrbach, und die des Pionniercorps unter der Leitung des Herrn Juder. Tanzmusik unter der Direction des Herrn Beierbock, welcher seine neuesten Walzerpiecen debütirt: Südbahn-Walzer erekutirt wird. Dabei ein großes Musikfest wobei 100 Musiker unter der Leitung des Herrn Fahrbach beschäftigt sind. — Nachmittagsunterhaltung mit Tanzbelustigung im Colloseum.

Im Panoramagebäude im Prater: Panorama von Paris.

Berichtigung.

In unserm letzten Mittwochblatte ersuchen wir zu lesen:

pag.	434	Sp.	l.	Z.	19	v. o.	st.	Ruheseenen lies Nacheseenen
„	„	„	r.	„	2	„ „	„	Hinter „ Hieher
„	435	„	l.	„	15	v. u.	st.	Person „ Prosa
„	„	„	„	„	6	„ „	„	Zell „ Zelt
„	„	„	„	„	3	„ o.	st.	seenlose „ formlose
„	„	„	„	„	4	„ „	„	ihrem „ ihrer
„	„	„	„	„	9	„ „	„	er „ der Gedanke.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 110.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 12. September 1842.

Wirklichkeit.

Sie, die Lust in Leid verkehret,
Sie, die uns'rem Hoffen nie
Die Erfüllung treu gewähret,
Bösem Weibe gleichet sie.

Rosenschleier hüllen heute
Ihre Brust voll Neid und Geiz;
Wird sie dir, du ihr zu Beute,
Schwindet im Genuß der Reiz.

Ach die holden, schönen Blüten,
Die ein freundlich Los mir lieh,
Die mir reich im Lenz erblühten,
Dieses Weib zerknickte sie!

Sorgsam meine Saat zu pflegen,
Wahrlich, ich versäumt' es nie,
Guten Keim dacht' ich zu hegen;
Doch das Unkraut säte sie.

Und als in der Ernte Tagen
Ich mein Wünschen wähnt' erhört,
Hat ihr Haß die Frucht zerschlagen,
Ihre Zornglut sie zerstört.

So verewigt wird das Wehe,
Und entzweit, was war vereint,
Daß dem Geiser nichts entgehe
Deren, die dir stets verneint.

Und in meiner letzten Stunde
Seh' ich, wie sie sich erhebt,
Hör' ich, wie mit Hohn im Munde
Sie mich frägt, wem ich gelebt?

„Deine Lieder sind verklungen,"
Kreischt sie, „deine Lust verglüht,
Undank hast du nur errungen,
Und nur Wunden dem Gemüth."

Dieses Weib, es ist die Scholle
Weiter Gruft, auf der wir geh'n,
Die Gewährung nie, die volle,
Uns'rem Wunsche läßt erseh'n.

Böses Weib mit glatter Zunge,
Weib mit deinem Schlangenzahn!
Wie hat Gifthauch deiner Lunge
Ach, so arg an mir gethan!

Weich' von mir, du falsche Schöne,
Trug-erfüllte Wirklichkeit!
Daß dein Mund nicht länger höhne,
Was im Stillen mich erfreut.

Daß ich nicht verzweifelnd schaue,
Wie ein rasend Weib zerstört,
Was im frommen Wunsch' ich baue, —
Was der Scholle nicht gehört.

M. D. G.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

„Du sprichst ja von Noth?"

»Descente pecu — difficit omne — nia — das war meine Noth! Ihr wißt es, welch' ein lockerer Bursche ich auf der Universität war. — Gute Freunde haben mit den schönsten Farben meine Lebensbahn meinem Onkel geschildert und von dieser Beschreibung gerührt, entzog er mir seine milde Hand, und mit ihr das, was er damit gab, das heißt, das Geld! — Ich schreibe Briefe über Briefe, von lauter Schreiben waren meine Finger wund, die Wunden offen, doch sein Herz und sein Beutel blieben verschlossen! Die Verzweiflung trieb mich zu ihm, auch seine Thüre ward mir nicht geöffnet, ich sah all' mein Bemühen wär' umsonst, ich ließ meinen Onkel Onkel sein, und machte mich auf die Füße, mein Glück in fremdem Lande zu suchen. Drei Jahre trieb ich mich herum, ich war Schauspieler, Maler, Dichter, wie es die Umstände gewollt, endlich führte mich ein Zufall mit der Frau Baronin Flammberg zusammen, sie nahm mich auf als Sekretär, hier leb' ich denn seit fünf Jahren, erfreue mich des Vertrauens der Frau und —«

„Der Töchter!"

„Einfache Zahl, bitte ich zu sagen, der Tochter."

„Erschrick nicht, Freund Steinfeld! sie heißt anders, als deine Geliebte! — Doch davon ein andermal. Auch mein Onkel ist mir sehr gewogen."

„Bist du mit ihm ausgesöhnt?" fragten Beide.

„Das nicht, aber ich hoff' es bald zu werden. Das wie? ist ein Geheimniß! Doch jetzt von euch: Den Zutritt in das Haus der Baronin erlangt ihr nie, wenn euch nicht meine List dazu verhilft."

»Ist die Dame so menschenfreundlich?"

„Im Gegentheil, sie ist die Liebenswürdigste ihres Geschlechtes, aber sie hat auch eine kleine Portion Eitelkeit, sie will nicht alt werden. In ihrem 15. Jahre mußte sie heiraten, und jetzt in ihrem 34. soll sie schon Hoffnung auf Großmutterschaft haben? das ist ihr zu arg, eine 34jährige Großmutter, den Gedanken kann sie nicht ertragen, deshalb kam sie auf die Idee, sich und ihre liebens-

würdigen Töchter in stiller Einsamkeit, fern von allen Bewerbern so lange zu begraben bis sie ein solches Alter erlangt, in welchen die Damen mit Ehren und gerne Großmütter werden. Unterdessen werden die Töchter vierzig Jahre! Natürlich! — und es käme so weit, wenn ich nicht wäre. Ein wohlthätiges über mir waltendes Fatum führte euch hieher, und so sind wir nah' dem Ziele. — Die Baronin kaufte fern von der Residenz hier in Böhmen dies Gut, hier hofft sie unbekannt und ungestört zu leben. — Zur Gesellschaft der Fräulein nahm sie deine Geliebte mit, deren Tante sich gerne willig fand, um, wie sie sagte, sie vor den wilden Martismännern zu retten. — Niemand sollte eine Ahnung haben, wohin plötzlich die Baronin verschwunden sei, im Geheimen wurden die Anstalten zur Abreise gemacht, und Nachts ging es im Fluge aus der Residenz. In Prag wurde Bohumila abgeholt und hopp, hopp, hopp, ging's fort im sausendem Galopp, — ich als Kourier voraus, unsere Ankunft saht ihr gestern, und heute soll das Klosterleben beginnen."

„Dann ist wenig Hoffnung für uns," seufzten die Verliebten.

»Ja wenn der Plan der Baronin gelingen würde, wäret ihr zu bedauern, ich aber hasse die Einsamkeit, um mich muß Leben sein, d'rum mache ich einen Strich durch ihre Rechnung, und ich kann es mit vollem Rechte; denn ich bin der Secretär!"

„So sprich, was hast du vor?" rief der Baron.

»Wie komme ich zu Bohumila?« rief der Officier.

„Das werdet ihr erfahren. — Aufgepaßt. Die Komödie beginnt!« —

„Wie so?«

„Seht die Wolke dort, die bringt uns Rettung."

„Das ist Staub, der sich vor einem Wagen erhebt," versetzte der Officier.

„Wir sind aus Staub, aus Staub gingen die höchsten Geister hervor, und alle Wunder, die ihr seht, haben aus Staub Erschaffene vollbracht, und dieser Staub wird die Grundlage eures Glückes sein!" —

Der Staub theilte sich nach und nach, und ein Wagen mit 4 schnellfüßigen Rennern flog heran.

„Der Retter ist's!" rief der Secretär. „Harret mein, bald komme ich wieder.« Mit diesen Worten sprang er dem Schlosse zu, sein weißes Schnupftuch flatterte wie eine Fahne in der emporgehaltenen Hand, und blieb wie zufällig auf einem Baume der zum Schlosse führenden Allee hängen. — Der Wagen fuhr langsamer, der Lenker der Pferde sah spähend um sich herum, und als er das flatternde Tuch erblickte, bog er gegen das Schloß ein.

IV.

Die Baronin saß in ihrem Arbeitszimmer und sah den Wagen die Allee heraufkommen; sie läutete, der Bediente trat ein.

»Wem gehört der Wagen vor dem Thore?" fragte die Baronin.

»Ich weiß es nicht Ew. Gnaden!"

„Kennst du nicht die Equipage?"

»Wie sollte ich?"

„Aus der Residenz her, meine ich?"

„Vergeben Ew. Gnaden, ich konnte sie noch nicht ansehen, der Portier ließ mich nicht zum Thore.«

„So tritt da ans Fenster. — Nun?«

„Ew. Gnaden, ich sehe nur die hintern Räder, der Wagen fährt zum Thor hinein.«

„Nicht möglich! Rufe mir schnell den Herrn Secretär."

»Der ist nicht zu Hause."

„Wo wär' er denn?"

»Ich sah ihn vor einer Stunde in der Allee.«

„So eile die Seitentreppe herab, und sende den Portier hinauf. — Die angekommene Herrschaft wird nicht vorgelassen, es ist Niemand im Schlosse, hörst du."

»Sehr wohl.«

Jean eilte hinaus. In der Thüre stieß er auf den Sekretär.

„Wo ist die Frau Baronin?«

„Nur herein!" rief die Dame. — »Jean, du bist deines Auftrages enthoben. Warte im Vorzimmer bis ich läute."

„Erst aber führe er den Herrn Grafen in den Saal," gebot der Secretär, „und bitt' er ihn, sich zu gedulden, bis die Frau Baronin ihre Toilette gemacht.«

Der Bediente sah die Baronin fragend an, sie zauderte, doch der Secretär wandte sich an sie und sagte: »Euer Gnaden, der Herr Graf von Florwall will seine Aufwartung machen, — er weiß Sie hier, und daher —«

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 10. erschien Dlle. Lutzer nach einer längeren Unpäßlichkeit, als Adina im „Liebestrank« auf dieser Hofbühne. Ihr Erscheinen war für die Opernfreunde um so erfreulicher, als eben in der letzteren Zeit durch die Abwesenheit zweier ersten Kräfte dieses Theaters, nämlich Mad. Hasselt und Hr. Staudigl das Repertoir weniger Interesse darbieten konnte. Dlle. Lutzer ward bei dem Antritt dieser ihrer zur allgemeinen Beliebtheit erhobenen Rolle mit dem freudigsten Beifall begrüßt. Sie zeigte auch dießmal in dieser heiteren, gemüthlichen Partie Grazie und Anmuth ihrer glockenähnlichen Stimme; doch schien es, als ob Merkmale der überstandenen Unpäßlichkeit das Verdienst der Sängerin nicht in ihrem vollsten Glanze ans Licht treten lassen wollten, was namentlich in der Kraftentwicklung bei den Tönen wahrnehmbar war. Nichts destoweniger war ihre Leistung immer noch in ihrer Umgebung eine sehr hervorragende, die sich nach dem gänzlichen Schwinden jedes nachhältigen Einflusses gewiß wider zu einer begeisternden erheben wird.

Die Partie des Ramorino sang, wie der Zettel meldete, ein Hr. Feddr zum ersten Male in der deutschen Sprache. In welcher Sprache er diese Partie früher gesungen ist uns unbekannt, daher konnte auch eine Übersetzung ins deutsche wenig Interesse erregen, da auch die Stimmität dieses Sängers zu schwach, und er selbst im Spiel und Gesange, einige wenige eingelernte Vortragsnuanzen abgerechnet, noch ganz Anfänger ist.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag am 9. September, bei Aufstellung eines lebendigen Theaters zum ersten Male: Die Hussiten vor Naumburg, Schauspiel in 5 Akten. — Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn auf der Bühne, in dem Vorhof des Thalientempels, Gras wächst, wenn grüne Bäume die Dürre und Unnatur des Schauspiels vertreten müssen. Es wird Herbst, die dürren Blätter fallen von den Bäumen des lebendigen Theaters, wie die dürren Worte von dem Baume: Kotzebue, der einst seine knorrigen Äste weit in's deutsche Land hineinstreckte, der sich lange genug in Wind und Wetter hielt, weil er sich zu schmiegen und biegen wußte, weil er keine Eiche war, die auch in ihrem Falle schön ist. Er steht nun ausgestorben, das deutsche Lied flicht keine zerstörte Krone, sein Stamm ist angefressen von dem Holzwurme: Kritik, und es kann daraus höchstens ein Sarg ge-

zimmert werden, in dem man die Schickſalstragödie zu Grabe legt. — Laßt die Kinder aus dem Spiel, ſie verderben mit ihrem Winſeln und Geheul die Kunſt; hier müſſen ſie die Naumburger retten, die ſich nicht zu rathen und zu helfen wiſſen, die zu ſterben nicht verſtehen. Dieſe Huſſiten vor Naumburg ſind ein Rührſtück, ſo recht für Kinder und Weiber geſchrieben, die den ganzen Tag hindurch bei Spielzeug und Strickſtrumpf gelacht, und Abends ſich einmal recht ausweinen möchten. — Naumburg muß romantiſch gelegen ſein, dicht am Rathhaus ſtanden grüne Bäume, ſelbſt in dem Saale der Verſammlung machten ſie Parade, wir ſahen es heute, doch die Topographie ſchweigt darüber. — Hr. Kunſt ſpielte den bärenhäutigen Prokopius gut, an ſeine eiſerne Bruſt pochte vergebens das Wort des ergrauten Rathes der Weisheit, er war wild und ungebändigt und wieder ſatteite er vom Heldenroſſe um auf ſein Steckenpferd, um mit Kindern zu ſpielen. Hrn. Gämmerler's Worte überſtürzen ſich wie wilde Roſſe auf der Rennbahn und kommen doch keines zum Ziele, zum — Herzen; mit weniger Haſt wäre ſeine Darſtellung des Viertelmeiſters Wolf, auf die er ſein Studium verwendet, gelungener geweſen. Dlle. Ammesberger überflog in ihrem Spiel die Schranken, die zwiſchen der Zartheit und dem Effect des Charakters gezogen waren, ſonſt erwarb ſie ſich verdienten Beifall. Mit Lob ſind Hr. Heſſe als Bürgermeiſter und Hr. Findeiſen zu erwähnen. — Die ſonſtige Ausſtattung des Stückes war ſchön; der Beſuch zahlreich. Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Kaiſers „Armband" fand vorgeſtern auf dieſer Bühne ſeine erſte Aufführung, die aber im Grunde doch nur eine Reprize iſt, wenn man in Erwägung zieht, daß dieſes Stück nicht vor gar zu langer Zeit im Theater an der Wien gegeben wurde. Die Piece erlebte in ihrer Verpflanzung jene Aufnahme, welche ganz der im Mutterlande glich — d. h. das Publikum zeigte ſich wohlwollend und plauſibel; während die Kritik mit dem ſhakespeariſchen Polonius vor ſich hinſprach: „Wir erſpähen den Grund von dem Effekt, nein, richtiger den Grund, von dem Defekt." Die gelungenen Einzelnheiten, welche das Stück beſitzt, und die chamäleontiſchen Kuhrſituationen, welche mit Bühnenkenntniß und techniſchem Geſchicke gut abgerundet ſind und bei aller Rührung doch die Fantaſie in Anſpruch nehmen, ſind ſehr leicht im Stande, manche Unwahrſcheinlichkeit und manches Grell in Grell zu decken, und das Totalenſemble bleibt alſo befriedigend für den harm- und kritikfreien Zuſchauer. Das Zuthun des beſchäftigten Bühnenperſonales blieb nicht ohne Anerkennung. Hr. Neſtroy, wie immer am meiſten mit Beifall bedacht, und Dlle. Condoruſſi ſind die vorzüglichſten, welche uns für dießmal zu erwähnen bleiben. Der Beſuch war ſommerlich.

Sehenswürdigkeiten in Wien.

I.

Schlußgerippe des Stephansthurmes.

Bald wird die Renovirung unſers gigantiſchen Stephansthurmes voll, endet ſeyn; das wunderbare Gerüſte, welches die rieſigen Maſſen desſelben umſchlingt und gleich einem koloſſalen Vogelneſte ſich an den Thurm anſchmiegt, wird verſchwinden und der große Adler mit Krone und Schwert wird in den Lüften thronen und mit mächtigem Flügelſchlage den altergrauen Thurm beſchützen, das Kreuz wird leuchten für ewige Zeiten, und kommende Geſchlechter werden ſtaunend leſen von all den rieſigen Baureparaturen, welche man im neunzehnten Jahrhunderte am alten Stephansthurme vorgenommen. — Im gegenwärtigen Augenblicke iſt bereits das Schlußgerippe, vom zweiten Schlußkranze angefangen, ſammt der großen Roſette, dem Knopf und der langen Helmſtange, an welcher der große Adler und das Kreuz befeſtigt werden, eine Höhe von 5° 4' meſſend, ganz vollendet im Hofe des Mechanikers und Maſchinenfabriks-Inhabers, in der Leopoldſtadt, Franzensbrückengaſſe Nr. 607, Hrn. Samuel Bollinger, ausgeſtellt, und der Anblick dieſes rieſigen Bauobjectes, dem gewiß niemand mehr ſo nahe kommt, ſobald es in den Lüften thront, iſt in der That höchſt intereſſant. Durch Hrn. Bollinger's beſondere Güte ſind wir in der angenehmen Lage, folgende nähere Details über dieſes Schlußgerippe den verehrlichen Leſern des Morgenblattes vorlegen zu können: Das geſammte Schlußgerippe iſt gleich jenem Thurmgerippe, welches bereits im Laufe des vorigen Jahres aufgeſtellt wurde, ganz von geſchmiedetem Eiſen aus dem k. k. Eiſenwerke zu Neuberg in Steiermark, und man ging bei der Wahl des Materiales mit möglichſter Fürſorge zu Werk, damit nicht aus Mangel an feſter Conſiſtenz und Gediegenheit des Eiſens vielleicht bald wieder Ausbeſſerungen nöthig werden. Blos die beiden Schlußkränze, welche das obere und untere Gerippe mit einander verbinden, ſind von Gußeiſen, damit ſie durch ihre Feſtigkeit und mindere Elaſticität die trotzende Stärke des Baues vermehren. An das letzte Gerippe ſchließt ſich die große Roſette, deren größte Breite 14' 3" beträgt, und die gleich dem Knopf, Adler und Kreuz vom bürgerl. Kupferſchmiedmeiſter Oberſt in Wien aus getriebenen Kupfer verfertigt iſt. Sie bildet eine herrliche Zierde dieſes rieſenhaften Baudenkmales verklungener Jahrhunderte, und zugleich wird die Laſt dadurch, daß ſie von getriebenem Kupfer und nicht wie es bisher der Fall war, ganz aus Stein gehauen iſt, bedeutend vermindert. Das Gerippe ſchwingt ſich oberhalb der Roſette noch mehre Schuh hoch aufwärts und endet zuletzt mit dem Thurmknopf, deſſen Durchmeſſer 4' beträgt, während ſich die Rippen bis zu 2' 6" Durchmeſſer verengen; und auf der Kugel ruht die 9' lange Helmſtange, an welcher der rieſige Doppeladler befeſtiget werden wird, den nur das Kreuz um 1' 11" überragt. Adler und Kreuz werden ſo eingerichtet, daß ſie ſich im Luftzuge um die Helmſtange drehen, und ſomit dem Sturme weniger Anhaltspunkt bieten, ſeine ungezügelte Luft an dem erhabenen Stephansthurme zu kühlen und ſeine Spitze etwa neuerdings zu beugen. Im Laufe dieſer Woche wird noch mit Aufſtellung gegenwärtigen Schlußgerippes begonnen werden, und wenn die Arbeit von ſchönem Wetter begünſtigt iſt, ſo dürften wir die Hoffnung hegen, unſern alten Stephansthurm, die Ägide Wiens, den rieſigen Telegraphen der Kaiſerſtadt, bald wieder im beſten Bauſtande zu ſehen und können uns im innerſten Herzen freuen, daß dieſer altergraue Rieſe von neuen jugendlich prangt und kühn ſeine Stirne den tobenden Orkanen entgegenſtellt.

J. N. Waldſchütz.

Motele's Kaffehhaus-Lokalitäten am Joſephſtädter-Glacis haben ſich in einen Porcellain-Salon verwandelt. Denn wahrlich, wenn man die marmorirten, funkernden Wände, die mit den ſinnigſten, in Öhl gemalten und mit Firniß übertünchten Blumenarabesken und etruriſchen Gemmenbilder betrachtet, ſo iſt man der Meinung, es wären all dieſe Wände, und all dieſe magniſiken Plafonds aus Fayance oder Porcellain. Herr Wilhelm Holle (wohnt St. Ulrich Nr. 123), aus deſſen Pinſel die Hallen-Malereien im Bazar ebenfalls gefloſſen ſind, erwarb ſich dadurch einen recht ehrenhaften Ruf im Gebiete der Zimmermalerei, zudem, da er faſt durchaus die Patrone verſchmäht und mit einem fantaſiereichen Farbenſinne noch eine gewandte Hand in der Blumen- und Gemmenzeichnung, ſo wie nicht minder ein reifliches Studium der römiſchen Antike und der Frescos in den franzöſiſchen Luſtſchlöſſern vereinigt. Holle iſt der Raphael unter den Wiener Zimmermalern. Die Marmorir- und Vergolder-Arbeiten ſind von den in dieſem Fache bekannten Kunſtmarmorirer und Vergolder Plach (Wieden Nr. 797), die Tapezerien von Hrn. Eckhardt (Stadt Goldſchmidgaſſe Nr. 605). Alſo möge ſich dieſe Kaffeterie in jeder Beziehung zum wonniglichen Luſtaufenthalte für Sieſta haltende Beſucher geſtalten, wozu den eifrigen Bemühungen des Herrn Motele Glück zu wünſchen wäre.

Künſtleriſcher Wegweiſer.

(Skizzen aus Gurk's Nachlaſſe.) Nach der Erzählung eines Reiſe-Compagnon des verſtorbenen Hofmalers Gurk ſoll derſelbe mehre ſehr intereſſante Skizzen theils aus dem Seeleben, theils aus dem Leben in Syrien entworfen, leider aber nicht ausgeführt haben. Wir theilen unſern Leſern zwei der intereſſanteſten mit.

Die erſte ſtellt ein türkiſches Begräbniß zu Bairuth in Syrien vor. — Im Vordergrunde gewahret man einen Kreis Mohamedaner, in deren Mitte ſich der Todte und der Prieſter befinden. Das Angeſicht der Betenden iſt geröthet, ihre Blicke voll fanatiſcher Begeiſterung; all' ihre Muskeln ſcheinen in Bewegung zu ſein, während der Prieſter die Todtengebete verrichtet.

Im Hintergrunde sieht man die Frauen des Verstorbenen, welche nach türkischer Sitte ganz in weiße Tücher eingehüllt sind, die über die ganze Gestalt geworfen, ihnen ein geisterartiges Ansehen geben. — Seitwärts jedoch findet sich das wahre Bild orientalischer Unreinlichkeit; denn nahe einem Grabe liegt ein Pferde-Aas, an dem die in der Türkei und in Syrien so in Unzahl vorkommenden herrenlosen Hunde gerade ein erquickliches Mal finden. Der eine der Hunde, schon vollkommen gesättigt, starrt in die Ferne, während ein anderer gegen einen aus einem fremden Stadttheile neidisch die Zähne blöckt. — Gewiß ein Bild, das nur zu wahr den Zustand Syriens schildert!!

Das zweite Bild sind Scenen der Ereignisse während des Sturmes auf der Kriegs-Fregatte Venere. Wir wollen den Lesern hier nur eine und zwar eine der komischen Situationen vorführen.

Es ist schon über einen Tag, daß vermöge der heftigen Erschütterungen, denen das Schiff fast ununterbrochen ausgesetzt war, die Passagiere nichts Warmes zu genießen bekommen. Endlich gelingt es dem Schiffskoch eine Art Minestra *) zuzubereiten. Alles fällt darüber her; doch wird es unmöglich, zufolge des heftigen Schwankens der Fregatte sich eines Löffels zu bedienen, man muß alle chevalereske Sitte bei Seite setzen und gar zierlich mit den Händen essen. — Einer der Marine-Offiziere hat mit vieler Mühe einen Theil des Reißes erlangt und setzt sich nun quer über eine Kanone, seinen Raub zu verschlingen; doch die Nemesis ereilt ihn; denn eine heftige Erschütterung des Schiffes wirft ihn platt auf den Boden der Kajüte, wo er als echter Seemann, nicht aus seinem Gleichmuthe gebracht, gleich in dieser Stellung seine Malzeit hält.

Solche Scenen, worunter aber auch ernste sich befinden, gerade so, wie sie der Augenblick brachte, skizzirte Gurk mit kundgeübter Hand, während er selbst von der Seekrankheit am heftigsten befallen war, die seine Gesundheit so mächtig erschüttert hatte.

Literarisches.

Die Subscription auf das Gedenkbuch an die Fahnenweihe des k. k. Corps der bildenden Künstler in Wien mit 1 fl. C. M. wird nur noch bis 19. d. M. in den Kunsthandlungen des J. Hermann und Sohn am Graben und des Herrn F. Müller am Kohlmarkt angenommen, das Buch selbst aber in der ersten Hälfte Octobers dem Publikum übergeben werden.

Wir behalten es uns vor, dieses Werkchen, dessen halber Reinertrag den durch Brand verunglückten Bewohnern der Stadt Korneuburg zufließen soll, bei seinem Erscheinen ausführlicher zu besprechen.

(Etwas Wunderliches.) Der Norddeutsche und der Engländer sind die beiden, welche sich einbilden, ihnen allein scheine der Mond viel schöner und größer, als allen übrigen Nationen. Nie hat ein Norddeutscher noch über sich selbst geschimpft, nie bis auf den 2. Juli als das 112 Blatt des Gubitzschen Gesellschafters. Bei Gelegenheit der Aufführung vom Sohn der Wildniß zu Leipzig berichtet der Norddeutsche in seinen Reisebildern seiner Heimath: Hätten wir nur mehr solche Naturdichter, denen der productive Quell aus dem Herzen kommt! — Der künstliche, gemacht poetische Strom unserer norddeutschen Dramatiker bringt es gewöhnlich nur zu der Wirkung, die in plastischen Landschaftsreliefen die Spiegel machen, welche das Wasser der Bäche und Seen repräsentiren. Der Durstende will aber nicht den Schein, sondern das lebende Element selbst!

Milde Gaben für die durch Brand verunglückten Bewohner von Rzeczow,

nimmt das Comptoir der österr. k. k. priv. Wiener-Zeitung an. Groß ist das Elend und die Noth, in welche Tausende von Bewohnern dieser Stadt durch die verheerende Wuth des Feuers versetzt sind. Der gerichtlich erhobene Schaden beläuft sich auf 300,000 fl. C. M. 170 Häuser sind ganz in Asche gelegt! Viele der Betrübten beweinen überdies noch das Leben theurer Angehörigen, das ein Opfer der Flamme wurde. Welcher Menschenfreund kann bei solch' einer jammervollen Lage, in welcher diese schwerheimgesuchten Rzeczower sich befinden, ungerührt bleiben, und der Stimme des Mitleids folgend, nicht gerne ein Körnchen aus seinem gefüllten Speicher auf den Altar der Wohlthätigkeit niederlegen?

*) Gedünsteter Reiß mit Fleisch ꝛc. vermischt.

Einige Anekdoten,

aus der in Paris erschienenen Encyklopediana.

Boileau hatte zu Bolsrobert, welcher am Zipperlein litt, gesandt, um zu hören, wie er sich befinde. Der Bediente kam zurück und meldete das Übel habe sich verstärkt. — „Flucht er recht?“ fragte Boileau. — „Freilich,“ antwortete der Diener, „er hat ja nur diese einzige Consolation.“

Gluck, als er in Paris war, ging durch die Straße Saint-Honoré und zerbrach eine Fensterscheibe im Werthe von 30 Sous bei einem Gewölbe. Er gab einen Thaler hin, und da ihm der Gewölbsinhaber hierauf nicht herausgeben konnte, wollte er gehen um kleine Münze zu holen, sagte Gluck, „behalten Sie den ganzen Thaler,“ und zerbrach die zweite Scheibe auch.

Jemand der auf der Straße ging, sagte zu einem Komiker der ihm begegnete: „Spitzbube! du hast mir ein Gesicht gemacht!“ — „Nein,“ antwortete dieser, „wahrhaftig nicht, wenn ich Ihnen ein Gesicht gemacht, hätten Sie ein besseres.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Bastille sah Linquet einen großen magern Mann in sein Zimmer treten der ihm Furcht einflößte. „Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte er ihn. — „Ich bin der Barbier der Bastille.“ — „Hm, da hätten Sie sie schon lange rasiren sollen.“

Man rieth der Madame de Longueville, einer Frau, durch ihre Geburt und Tugenden gleich ausgezeichnet, eine hohe Gesellschaft zu besuchen um dort ein gutes Beispiel zu geben. Ich müßte der Gesellschaft kein besseres Beispiel zu geben,“ antwortete sie, „als indem ich sie vermeide.“

Als die Königin Elisabeth den Kanzler Bacon in seinem Hause zu Herfort besuchte, sagte sie zu ihm: „Fürwahr, ein sehr kleines Haus für einen Mann wie Sie!“ — „Das ist die Schuld Ihrer Majestät,“ antwortete Bacon, Sie haben mich für mein Haus zu groß gemacht.“

Ein Dichter wollte einem andern Dichter zwei seiner Gedichte vorlesen, als er das erste gelesen hatte und das zweite nicht fand, sagte der Andere: „Wenn auch, mir ist das zweite auf jeden Fall lieber.“

Omnibus.

(Gedächtnißfest zu Naumburg.) Zu Naumburg an der Saale feiert man noch in jedem Sommer ein sogenanntes Kirschenfest.

An diesem Feste durchstreift eine Anzahl Kinder, einen grünen Zweig und Kirschen in der Hand tragend, die Straßen. Dieses Fest hat seinen Ursprung von der Zeit als die Hussiten (1432) unter Prokop die Stadt zu zerstören drohten.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute den 12.: „Alles aus Freundschaft.“ — „Nr. 777.“ — „Brandschatzung.“ — Dienstag den 13.: „Das Mädchen von Marienburg.“ — Mittwoch den 14.: „Richard Savage.“ — Donnerstag den 15.: „König und Bauer.“ — Freitag den 16.: „Der Besuch.“ — Sonnabend den 17.: „Gabriele.“ — „Der rechte Weg.“ — Sonntag den 18. „Mariane.“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Datum 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 111.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 14. September 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

Die Baronin winkte dem Bedienten zu gehen, und als er gehorchte rief sie ihm nach: die Befehle des Herrn Secretärs zu vollziehen. Mißmuthig warf sie sich auf das Sofa. Eine Pause erfolgte. Der Secretär trat näher, faßte demüthig ihre Hand und küßte sie. »Ew. Gnaden scheinen nicht besonders gelaunt, eine Visite anzunehmen?«

»An meiner üblen Laune sind Sie, Laune, Schuld. Ich gebot Ihnen doch, Niemanden einzulassen.“

„Ich war aber so kühn, Ihnen, gnädige Frau, gleich beim Empfang des Briefes vorzustellen, daß es nicht thunlich sei, den Schreiber desselben abzuweisen. Der Herr Graf von Florwall weiß einmal Ihren Aufenthalt, vor dem können Sie sich nie und nimmermehr verläugnen, ausgenommen, Sie wollen ihn beleidigen, ja da wäre es freilich eine andere Sache.“ —

»Beleidigen mag ich Niemanden.«

„Eben darum müssen ihn Ew. Gnaden vorlassen.«

»Wie erfuhr er aber, daß ich nach Böhmen gezogen?«

„Ohne Zweifel interessiren ihn Ew. Gnaden so sehr, daß er alles Erdenkliche aufgeboten hat, Sie aufzusuchen; und glauben Sie, es ist in unseren Zeiten einem Verliebten nichts unmöglich?«

„Verliebten sagen Sie? Wie so?“

„Vergeben Ew. Gnaden, der Ausdruck ist mir ohne meinen Willen entschlüpft, da ich aber den Grafen so genannt, so will ich es auch verantworten.«

»Das müssen Sie auch!«

„Sehr gerne. Ob der Herr Graf in Ew. Gnaden wirklich verliebt ist, wage ich für seine Person nicht ganz zu entscheiden, weil ich nicht die Ehre habe sein Vertrauter zu sein; so viel ist aber gewiß, daß Sie ihn sehr interessiren müssen, denn umsonst gibt sich kein Mann die Mühe eine solche Reise zu machen.“

»Es könnte Zufall sein,“ meinte die Dame.

»Möglich, aber nicht wahrscheinlich. Sei es was es sei, die Aufmerksamkeit verdient Anerkennung, und deshalb war ich den Befehlen Ew. Gnaden ungehorsam und habe befohlen den Herrn Grafen einzulassen. Er ist jetzt im Schlosse, er harrt im Saale, darf ich ihm sagen, daß er Sie sprechen kann?«

„Ich muß vorerst meine Toilette machen.«

„Nein, das ist gar nicht nöthig. Sie sind in Ihrem schönsten Schmucke, ein Anzug, wie man sich einen lieblicheren auf dem Lande gar nicht denken kann; ist meine Vermuthung nur zur Hälfte wahr, so erliegt bei diesem Anblick ganz das Herz des armen Grafen.«

„Wenn Sie es nicht dahin bringen wollen, mich ernstlich böse zu machen, so lassen Sie solche Schmeicheleien.“

„Fragen Sie den Spiegel und grollen Sie mir, wenn Sie können.« Er wandte sie galant gegen den großen Toilettespiegel, und mit den Worten: »Ich rufe den Grafen,« war er zur Thüre hinaus.

Die Baronin blieb lange vor dem Spiegel stehen, sie schien selbst zu merken, daß der Secretär nicht so ganz Unrecht habe, wenn er ihren Anzug geschmackvoll finde, und nachdem sie noch einige Kleinigkeiten änderte, warf sie sich auf das Sofa. Fast in selbem Augenblicke trat der Graf herein.

Die Baronin empfing ihn auf die galanteste Art.

„Sie sind sehr grausam, sich ihren Freunden mit Gewalt entziehen zu wollen,« begann nach der ersten Entschuldigung über sein Erscheinen der Graf. »Doch Alles umsonst, gnädigste Baronin, der Beharrlichkeit eines Mannes entgeht nichts, und ich preise mein Schicksal, daß es mir gelungen, Sie auch in ihrer Einsamkeit zu finden; gestehen sie, ist Ihnen die Welt, oder sind Ihnen Ihre wahren Freunde so zuwider, daß Sie ihre Gesellschaft mit Gewalt meiden?« |

Den wahren Grund ihrer Zurückgezogenheit wollte die Baronin nicht entdecken und verlegen antwortete sie: »Das ist ein Geheimniß, Herr Graf.«

„Geheimnisse, vorzüglich Damengeheimnisse, muß der Mann ehren, daher will ich nicht weiter fragen, nur um die einzige Gnade bitte ich, mir aufrichtig zu sagen, ob ich es wagen darf, gleich Ihnen das Landleben zu genießen, oder ob es Ihnen lieber ist, wenn ich sogleich in die Residenz zurückkehre?«

»Bleiben Sie, Herr Graf, bleiben Sie so lang Sie wollen, es ist mir ein Vergnügen Ihre Nähe,« versetzte zwar nicht mit minderer Verlegenheit, doch sehr rasch die Dame. Der Graf schien aber ihre Verlegenheit nicht zu merken und brachte bald das Gespräch auf die reizende Gegend, den nahen Badeort und die herrlichen Umgebungen. Auch die Baronin faßte sich bald, und verhehlte es nicht, daß es sie wirklich freue, den Grafen in dieser, ihr ungewohnten Einsamkeit als Gesellschafter zu haben. Und diese Gesellschaft schien ihr auch in vollem Ernste sehr angenehm, denn unbemerkt rückte die Mittagszeit herbei, und sie erstaunte, als der Bediente fragte, ob aufgetragen werden sollte. Die Fräulein denen der etwas betagte Graf zwar nicht lieber war, als vielleicht ein anderer, ihrem Herzen werther Mann, waren sehr froh, wenigstens eine männliche, und zwar eine nicht ganz unangenehme Gesell-

ſchaft zu haben; denn der biedere, noch lebensfrohe Cavalier brachte neues Leben in die ihnen verhaßte Einſamkeit. Die Baronin kam nach und nach in ſo gute Laune, daß ſie mit dem Grafen ſcherzte und ein ſo lebhaftes Geſpräch führte, welches ſie die Abweſenheit des Secretärs, der nie an ihrem Tiſche fehlen durfte, vergeſſen ließ. Sie merkte ſeine Abweſenheit ſo wenig, daß ſie nicht einmal fragte woher er komme, als er mit einem Briefe in der Hand ins Zimmer trat.

(Fortſetzung folgt.)

Der erſte Patient.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von
Dr. Woldemar Seyffarth.

Vor dreißig und einigen Jahren ſaß ein junger Mann, der kurz vorher als ausübender Arzt ſich in London niedergelaſſen, Namen und Beruf auf einer zierlich geſtochenen Metallplatte an die Hausthür geſchraubt und für Fälle nächtlichen Bedarfs durch das grüne und gelbe Glas in der Laterne vor ſeiner Wohnung ſich und dieſe kenntlich gemacht hatte, — ſothaner junge Mann ſaß an einem ſpäten Decemberabende in ſeiner kleinen Winterſtube vor dem hellen Kaminfeuer. Die Nacht war rauh, in ſchweren Tropfen plätſcherte der Regen und der Wind kam ſauſend den Schornſtein herab. Der junge Mann hatte von früh bis ſpät durch Dick und Dünn ſich umhergetrieben, fühlte ſich deshalb doppelt gemächlich in dem warmen Schlafrocke und den bequemen Pantoffeln und gab, halb wachend, halb ſchlummernd, ſeinen Gedanken Audienz. Erſt lauſchte er dem Regen und dem Winde und gefiel ſich in der Vorſtellung, wie unfreundlich die kalten, ſpitzigen Tropfen ihn in's Geſicht treffen würden, wenn er nicht daheim ſäße beim hellen, warmen Kaminfeuer. Dann trat er im Geiſte die jährliche Weihnachtsreiſe in die Heimat an. Er gedachte, wie ſeine liebſten Freunde ſich freuen würden, ihn wieder zu ſehen, und wie glücklich es ſeine Roſa machen werde, wenn er ihr ſagte, daß er endlich einen Patienten bekommen, daß er wohlbegründete Hoffnung habe, deren mehre zu bekommen, und daß er bald erſcheinen werde ſie heimzuholen, um dann nicht länger einſam am Kaminfeuer zu ſitzen, ſondern in ihrem Blicke Aufmunterung zu leſen, zu immer neuem Eifer. Dabei bemühte er ſich zu errathen, wer wohl ſein erſter Patient ſein, wann er bei ihm anklopfen und ob die Kur gelingen, oder ob es ihm von der unerforſchlichen Vorſehung beſchieden ſein werde, nie einen Patienten zu erhalten. Und dann dachte er wieder an Roſa und ſchlummerte ein und träumte von ihr, bis er den eigenthümlichen Wohllaut ihrer luſtigen Stimme vernahm und ihre kleine, weiche Hand auf ſeiner Schulter fühlte.

Es lag eine Hand auf ſeiner Schulter, nur war ſie weder klein, noch weich, ſondern das gewichtige Eigenthum eines dickköpfigen Waiſenhausknaben, welchen der Kirchſpielvorſteher gegen Koſt und wöchentlich einen Schilling dem Arzte vermiethet hatte, ihm ſeine Medicamente und Botſchaften auszutragen, der aber, weil jene nicht in Begehr und zu dieſen keine Veranlaſſung war, ſeine ganze freie, aus ungefähr 14 Stunden täglich beſtehende Zeit zum Eſſen, Trinken und Schlafen verwendete.

»Herr Doctor, eine Dame! — Eine Dame, Herr Doctor!« ſchrie der Burſche lauter als nöthig, und rüttelte ſeinen Herrn derber als ſchicklich.

„Eine Dame?“ fragte der junge Arzt, halb ungewiß, ob ſein Traum Täuſchung, und halb vermuthend, daß die Angemeldete ſeine Roſa ſei; »wo? wo?“

»Hier — da — dort!“ verſetzte der Burſche, auf eine Glasthür zeigend, welche nach dem chirurgiſchen Zimmer führte, und mit einem Ausdrucke von Angſt und Schrecken, wie beides wohl die Folge einer erſten Patientenerſcheinung ſein konnte. Aber auch der junge Mann ſchauderte, als er den unerwarteten Beſuch erblickte.

So nahe der Thüre, daß ihr Geſicht faſt die Glasſcheiben berührte, ſtand eine Frau von ungewöhnlicher Größe in tiefer Trauerkleidung. Der Obertheil des Körpers war in einen ſchwarzen Shawl gehüllt und ein dichter ſchwarzer Schleier bedeckte das Geſicht. Sie ſtand hoch aufrecht, offenbar in ihrer vollen Länge, und obgleich der Arzt fühlte, daß die Augen unter dem Schleier auf ihm haften, verrieth doch keine Bewegung, daß ſie ſeine Annäherung bemerkte.

»Sie wünſchen meinen Rath?« ſagte der junge Mann, als er die Thür nach Innen geöffnet. Die Geſtalt antwortete nicht und regte ſich nicht. Unheimlich fröſtelnd wiederholte der Arzt ſeine Frage. Die Geſtalt nickte.

»So bitte ich einzutreten,“ ſagte jener.

Die Geſtalt trat einen Schritt vor, wendete den Kopf nach dem dicken Laufburſchen, dem die kalten Schweißtropfen über die Stirn rieſelten, und ſtand wieder ſtill.

»Geh' hinaus, Tom,“ befahl der Arzt; »zieh' den Vorhang zu und ſchließ' die Thür.“

Der Laufburſche that, wie ihm geboten, zog einen grünſeidenen Vorhang über das Glasfenſter und die Thür ſich nach, ſchloß ſie ab, kniete nieder und legte das rechte Auge an das Schlüſſelloch. Der Arzt hingegen rückte einen Stuhl an's Kamin und bat pantomimiſch Platz zu nehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Gaſtſpiele des Hrn. Dobrowsky vom Breslauer Theater.

I.

Hr. Dobrowsky iſt den Wienern ſchon aus früheren Zeiten, insbeſondere aber aus ſeinem vorjährigen Gaſtſpiele im Joſephſtädter Theater bekannt. Seine ziemlich umfang- und klangreiche, wenngleich nicht beſonders ſtarke Tenorſtimme, deren Klang jedoch mehr aus der Kehlenvibration als dem Bruſtreſonanzboden entſpringt, wie nicht minder ſeine feſte muſikaliſche Bildung ließen ihn in der Theaterwelt eine nicht unbedeutende Laufbahn beginnen, auf der er wohl bis jetzt bei dem herrſchenden Mangel an großen Tenorſtimmen und gutgebildeten dramatiſchen Sängern ſo Manchem den Rang abgelaufen, im Ganzen aber für ſeine höhere und edlere künſtleriſche Ausbildung wenig gethan zu haben ſcheint.

Es iſt und bleibt ein Haupterforderniß eines jeden Künſtlers, daß er ſeine Mittel kenne, und dieſelben nach hinreichend gepflogener techniſcher Ausbildung mit Verſtand anwende, allfällige Schwächen mit Umſicht und Beſonnenheit bemäntle und ſo nur ſeine glänzenderen Seiten zum Schaffen eines ungetrübten Vergnügens enthülle.

Die Partie des Maſaniello in Auber's großartig gedachten und mit ſcharf markirter Charakteriſtik ausgeführten, an den üppigſten Melodien überreichen Stummen von Portici, welche Hr. Dobrowsky in plötzlicher Erkrankung des Hrn. Erl übernahm, fordert allerdings einen

kühnen, muthigen und feurigen Darsteller. Wir finden aber in diesem Charakter zugleich so viele Lichtpunkte eines heiteren, gefühlvollen, ich möchte sagen lyrisch-schwärmenden Gemüthes, daß ein Sänger, der auch nur eine dieser beiden Seiten seiner Rolle abzugewinnen versteht, sich seiner Aufgabe gewiß überall mit Glück entledigen wird.

Hr. Dobrowsky hatte den Masaniello als einen auffahrenden, jugendlich ungebundenen, ungestümen Helden dargestellt, wobei er nicht nur in dem Recitative, sondern selbst in den cantabilen Stellen seine Stimmmittel überbieten, und durch das Haschen nach einer schlagenden Kraftentwicklung, so wie durch das Forciren der höheren Töne seine wirklichen und beachtenswerthen Vorzüge so sehr in Schatten gestellt, daß außer dem Schlummerlied, welches er mit einer wohlthuenden weisen Mäßigung sang, kein Moment seiner Leistung das Publicum zu einer wärmeren Theilnahme stimmen konnte. Wir hoffen, daß uns Hr. Dobrowsky in einer andern Rolle Gelegenheit geben wird, seine vortheilhaften Eigenschaften zu besprechen, und schlagen hiezu den ihm sonst so zusagenden Part in den „Falschmünzern" u. dgl. vor.

In der übrigen Besetzung gewahrten wir durchgehends Repräsentanten zweiten und dritten Ranges, welche in Abwesenheit der Hauptstützen dieser Bühne in den Vordergrund getreten sind. Unter den übrigen Repräsentanten ist zuerst Hr. Draxler zu nennen, welcher mit fester Intonation und tüchtiger Schule den Pietro sang. Sein Organ hat Stärke und Biegsamkeit, wenn es gleich jenes edlen Klanges entbehrt, der den rein melodiösen Stellen die höchste Anmuth zu verleihen vermag. Seine Barcarolle im letzten Akte ward von Beifall begleitet.

Die Elvira wurde von Dlle. Rosetti gegeben. Die Fortschritte dieser jugendlichen, mit einer recht wohlklingenden, wenn auch etwas dünnen Stimme begabten Sopranistin sind unverkennbar; zur vollen Beherrschung dieses Partes dürfte ihr indessen noch die nöthige Kraft und dramatische Gewandtheit fehlen. Die Darsteller der übrigen obgleich kleineren, in dieser Oper jedoch bis zum letzten Takte wichtigen Parte genügten nur theilweise. Auch die Chöre ließen an Reinheit der Intonation, Festigkeit und Energie des Tonanschlages in der höheren Lage manches zu wünschen übrig. Das präcise Einfallen und freie Bewegen des Ensembles ist zum Gelingen eines so lebendigen musikalischen Dramas unumgänglich nothwendig.

Die Stumme wurde von Dlle. Basեg mit viel Lebendigkeit und Leichtigkeit dargestellt.

Heinrich Aue.

Ein Winzerfest in der Schweiz.

Während meiner Anwesenheit im Waadtlande, erzählt unser Berichterstatter, wurde gerade das berühmte Winzerfest zu Vevay, einer paradiesisch-schön am Genfersee liegenden Stadt, gefeiert, und da ich von jeher ein großer Freund von dergleichen Volksbelustigungen gewesen bin, so kannst du dir denken, wie sehr mir diese Feierlichkeit nach Wunsche kam, von der ich dir ein paar Worte sagen will.

Der große Zug nahm vor dem Rathhause seinen Anfang und wurde von den Trabanten der mit grünen Jacken und weißen Unterkleidern angethanen Winzergesellschaft eröffnet. Nach ihnen ging der Zug in folgender Ordnung: zwei weiß und rosenfarb gekleidete Kinder, einen mit Blumen bekränzten Bogen tragend. — Zwei gekrönte Winzer. — Ein Trupp Musikanten. — Der Abt, in violetter Kleidung, um seine Schultern eine weiße Schärpe, in der linken Hand einen Bischofsstab mit einer Traube verziert. — Die Rathsherren in grünen Röcken, weißen Unterkleidern und runden mit grünen Bändern gezierten Strohhüten, in den Händen grüne Stäbe und Rebenmesser, und um die Schultern weiße Bänder tragend, an denen unten hölzerne Wasserflaschen hingen. — Vier Faunen mit einem Altare des Bacchus, auf dem sich ein silbernes Rauchfaß befand. — Die Oberpriesterin des Bacchus nebst einem Gefolge von Knaben, die das Rauchwerk und die Opfergefäße trugen. — Bacchantinnen in weißen, mit grünen Bändern gezierten, auf der einen Seite aufgeschürzten Gewändern, Epheukränze in dem aufgelösten Haar und Tambourins in den Händen. — Bacchus, ein schöner Blondin von zehn Jahren, in Fleischfarbe gekleidet, einen silbernen Becher und einen Thyrsusstab in den Händen, auf einem Fäßchen von vier Mohren getragen. Zwei Mohren zur Seite, die ihm wechselsweise den Sonnenschirm über das Haupt hielten. — Ein Trupp Faunen, ebenfalls in fleischfarbiger Kleidung mit Hüten aus Epheublättern geflochten und ähnlichen Gürteln um die Hüften, auch Thyrsus in den Händen. — Der alte Silen, wie Bacchus in Fleischfarbe gekleidet; einen Epheukranz auf dem Kopfe und einen um die Lenden, in der Hand einen respektabeln Weinkrug, auf seinem Esel von zwei Männern fest gehalten. — Mehrere Satyre einen Bock an rosenfarbigen Bändern führend. — Dreißig Knaben, die Attribute des Bacchus, Kelter, kleine Fäßer, Rebenmesser, Schläuche, und spaßhaft genug auch das Bild des heiligen Urbans tragend. — Zwei Trommelschläger und ein Rathsherr, mit einem Gefolge von Winzern, die Karste auf den Schultern. — Ein langer weinumlaubter Wagen mit der Esse des Vulkans um die sich seine einäugigen Knechte auf ihren Ambos hämmernd befanden. — Die große Traube von Kanaan, durch zwei Männer an einer Stange getragen, und von einem Dudelsack, einer Hirtenflöte nebst andern mir unbekannten Instrumenten begleitet. — Ein Scheerenschleifer, ein herumziehender Landkrämer, der Brillen, Nadeln u. s. w. feilschrie, ein Quacksalber mit Arzneien, und zuletzt ein Hanswurst, der allerlei possierliche Späße machte. — Ein Rathsherr nebst Gefolge von Winzern und Winzerinnen mit Rebkörben, in denen Küchenkräuter, Stroh, zum Anbinden der Reben und andere zum Weinbau nöthige Sachen waren. — Ein großer Wagen mit Noah und seiner Frau in Winterkleidern. Auf der Vorderseite des Wagens in einer Art Laube die übrigen drei Jahrszeiten mit ihren Attributen. — Ein Wagen mit einem Fasse, worin die zerquetschten Trauben in die Kelter geführt werden. — Butterträger und Weinausrufer. — Ein Rathsherr mit Mähern und Mäherinnen, und ein großer Wagen Heu. — Zwei Trommelschläger, Schäfer und Schäferinnen mit Lämmern und ein Pflug von Ochsen gezogen. — Ein Wagen mit Getreide von vier Dreschern begleitet. — Ein Trupp Musikanten und viele Schnitter und Schnitterinnen, denen die Priesterin der Ceres nebst Opfermädchen und Knaben folgte. — Der Altar der Göttin von vier Canephoren getragen. — Zwei Mädchen mit silbernen Fruchtkörben. — Die Göttin Ceres auf einem blauen Throne von vier Nymphen emporgehalten. — (Sie wurde von einem eilf- oder zwölfjährigen, sehr hübschen Mädchen vorgestellt die in ein weißes Gewand gekleidet war, über sie ein himmelblauer Mantel mit goldenen Fransen geworfen.) — Schnitter und Schnitterinnen. — Endlich ein Lieutenant oder Stellvertreter des Abts, der eine Gabel in der Hand hielt.

Von zwei Fahnen, die neben dem Zuge her wehten, war die eine weiß, die andere grün. Erstere zeigte auf der einen Seite das Bild der Ceres, und auf der andern den Bacchus, auf einem Weinfasse sitzend. Über ihm war die Inschrift zu lesen: ORA ET LABORA. Auf der andern Fahne war eine Weinranke mit der nämlichen Aufschrift.

Der Zug ging zu wiederholten Malen durch alle Straßen der Stadt, und dauerte von Früh acht Uhr bis Nachmittags vier Uhr. Was zum Gefolge gehörte, als Winzer, Schnitter, Mäher u. s. w., waren im Fortgehen beständig mit Absingen von Hymnen und Liedern beschäftigt. An gewissen Orten der Stadt hielt der ganze Zug still, die Priesterinnen des Bacchus und der Ceres sangen die zu der Festlichkeit verfertigten Lobgesänge, und nahmen feierliche Opferhandlungen vor den Altären der beiden Gottheiten vor. Die Bacchantinnen, Satyre und Faunen tanzten in freudetrunkenem Taumel und schwangen ihre Thyrsusstäbe.

Auch die Winzer und Schnitter tanzten dabei auf ihre Weise, und selbst Vater Noah stieg einmal von seinem Wagen, um mit seinem Weibe ein Tänzchen zu versuchen. Nach geendigtem Zuge speiste der größte Theil der Gesellschaft an einer ungeheuren Tafel unter einer zwischen der Stadt und dem See liegenden Kastanienallee.

Hoffentlich wird der Leser von mir keine weitere Erklärung dieses Festes verlangen, auch wüßte ich ihm von seinem Ursprung nichts zu sagen, aber seine auffallende Aehnlichkeit mit den Bacchusfesten der Griechen und Römer läßt um so mehr auf ein sehr hohes Alter schließen, da man vor nicht langer Zeit in hiesiger Nachbarschaft zu Cülly einen Stein mit der Inschrift: Libero patri Coeliensi, ausgegraben hat. Bei der großen Anhänglichkeit des hiesigen Volks an dieses Fest scheint es nach der Verbreitung der christlichen Religion noch immer bei-

behalten worden zu sein, nur daß man dem heidnischen Gotte noch den heiligen Urban beigesellte. In dem Mittelalter suchte man einen nützlichen Zweck mit diesem Feste zu verbinden, und den Acker- und Weinbau dadurch aufzumuntern. Zu dem Ende wurde eine gewisse Gerichtsbarkeit über ihre Mitglieder der Gesellschaft übertragen. Diese hat daher ein Oberhaupt unter dem Namen des Abts gewählt, welcher sich an der Spitze eines aus zwölf vornehmen Personen der Stadt bestehenden Rathes befindet, dem noch gewisse „Officiere“ zur Vollstreckung seiner Beschließungen zu Gebote stehen. Wenn ein Winzer seinen Weinberg vernachlässigt, und die Gesellschaft durch ihre Aufseher Notiz davon bekommt, so verfügt sie sich in corpore unter Trommelschlag und fliegenden Fahnen auf den Weinberg und bearbeitet ihn. Dadurch erhält sie das Recht, sich den Ertrag der nächsten Weinernte zuzueignen, und zum Zeichen läßt sie eine aufgepflanzte Fahne im Weinberge zurück. Heutiges Tags setzt sich jedoch kein Winzer dieser Strafe mehr aus, und kaum erinnern sich Greise in ihrer Jugend Beispiele hiervon gesehen zu haben. Zwar wird noch jährlich eine Besichtigung der hiesigen Weinberge vorgenommen, allein ohne besondere Folge. Auch das Fest selbst wurde sonst alle Jahre gefeiert, späterhin nur alle drei Jahre, und jetzt soll der Regel nach alle sechs Jahre seine Feier Statt haben. Allein da es immer, wenn kein gutes Weinjahr ist, auf ein gesegneteres aufgeschoben wird, so verstreichen wohl acht bis zehn Jahre ehe diese Feierlichkeit einmal Statt findet.

Naturhistorisches Kabinet.

(Schildkrötenfang auf der Küste von Sinamari.) Auf der benannten Küste, 18 bis 20 Stunden von Cayenne, fängt man fast den ganzen Sommer Seeschildkröten. Die Bewohner dieser Gegenden postiren ihre Neger bei anbrechender Nacht auf den Sand, wo sie unbeweglich und in der größten Stille die Schildkröten erwarten. Manchmal sehen sie nichts, zuweilen wird aber diese Fischerei eben so belustigend als einträglich. Eine ungeheure Schildkröte nähert sich langsam dem Ufer, sie bleibt stehen, sobald sie das feste Land erreicht hat, und horcht eine Zeitlang, indem sie die Hälfte des Körpers außer den Wasser hält. Hört sie das mindeste Geräusch, so geht sie nicht vorwärts. Wenn ihr aber alles ruhig scheint, so geht sie auf den Sand, und legt ihre Eier darein. Kaum hat sie einige Schritte in dieser Richtung gemacht, so läuft der nächste Neger auf sie zu, er legt sie auf den Rücken, und während sie sich fruchtlos in dieser Stellung zerarbeitet, lauert er auf seinem Posten auf eine neue Beute.

Man bewahrt diese Schildkröten; wovon die größten 250 bis 300 Pfund wiegen, in großen verschlossenen Behältern, wo das Meerwasser zufließen kann. Sie werden lebendig an die Schiffer verkauft, welche um diese Zeit von den Antillen kommen. Diese bringen nach Cayenne solche Artikel, die sie mit Nutzen verkaufen, sie nehmen eine Ladung von Baumwolle und farbigem Holze, und steuern auf die Küste von Sinamari, wo sie so viele Schildkröten aufladen, als der Raum der Schiffe bequem fassen kann. Sie erfordern sehr wenig Sorgfalt; man legt sie auf dem Verdecke neben einander, begießt sie zwei- oder dreimal des Tages mit Meerwasser, und reibt ihnen alle Morgen die Augen mit einem Tuche ab. Die schönste Schildkröte wird auf der Küste von Guiana mit zwanzig Thalern bezahlt auf den Antillen verkauft man sie aber um sechs bis sieben Louisdor.

Tagsergebnisse.

(Ein Stierkampf in der Schule.) In der Gemeinde St. Antoine ereignete sich folgender seltsame Vorfall. Drei Stiere geriethen auf der Weide in Streit, der schwächere von ihnen entfloh und flüchtete sich in die offenstehende Thüre der Schulstube, in welcher sich eben der Lehrer mit einigen vierzig Kindern befand.

Kaum dort angelangt, hatten ihn auch schon die beiden andern Stiere erreicht und nun entspann sich, zum Entsetzen der armen Kinder, ein fürchterlicher Streit. Wehklagen, Geschrei, Jammer und das Gebrülle der Stiere erfüllte die Stube. Tische und Bänke wurden von den letztern über den Haufen geworfen und alles war in dem Zustande der schrecklichsten Verwüstung. Glücklicherweise hatte der Lehrer seine Besonnenheit nicht verloren, ergriff ein Kind nach dem andern, dieses beim Kragen, jenes beim Fuß und warf sie durchs Fenster in den Garten hinaus, und erst als es ihm gelungen war, das letzte Kind vor der Wuth der Kämpfenden zu retten, flüchtete er sich selbst durchs Fenster vor ihren Hörnern. Der vereinten Anstrengung mehrerer Hirter und Fleischer gelang es erst, die wüthenden Bestien zu bändigen. Keines der Kinder war gefährlich verwundet.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Schaudervolle Ruchlosigkeit.) Als durch das letzte Erdbeben Haiti gänzlich zerstört wurde, benützten die lange unterdrückten und mißhandelten Neger diese Gelegenheit, ihrer Rachgierde sowohl als ihrer Plünderungssucht freien Lauf zu lassen.

Kurz vor dem Ausbruche der Erderschütterung stand ein junges und reiches Mädchen im Begriffe mit ihrem Bräutigam den Gang zur Trauung anzutreten.

Eben wollte sie das Haus verlassen, als plötzlich jenes unheimliche Schrillen, Sausen und Schnurren entstand, welches alles Lebende erstarren macht und gleich darauf die Wände und das Dach über den Brautleuten und dem Hochzeitszuge zusammenbrach und alle Anwesenden begrub.

Das bejammenswerthe Mädchen wurde jedoch nicht von den Trümmern erschlagen, sondern nur so von ihnen verschüttet, daß bloß einer ihrer Arme aus dem Schutte hervorragte, sie selbst aber reglos von dem Gerölle eingezwängt sich befand.

Nicht lange nach diesem schreckenvollen Ereignisse streiften die freigewordenen wüthenden Neger auch an dieser Stelle vorüber. Ein dumpfes Wimmern machte Einen derselben aufmerksam, er trat dem Schutthaufen näher und erblickt den weißen Arm des Mädchens, welchen diesen bewegte um Hilfe herbeizuwinken.

Da erblickte aber der Neger an einem Finger der Hand einen kostbaren Brillantring, laut aufjubelnd riß er den Säbel aus der Scheide, trennte mit einem Hiebe die Hand der Unglücklichen von dem Rumpfe und folgte mit seiner Beute den voraneilenden Kameraden, sich nicht weiter um die Verschüttete kümmernd, deren Schmerzgebrülle ihm noch lange nachschallte.

Noch zwei Tage nach diesem schaudervollen Ereignisse hörten die vorübereilenden Rotten der Plünderer das Wimmern des unglücklichen Geschöpfes unter den Ruinen, ohne daß sich nur Einer von Mitleiden bewogen gefunden hätte, der Verschütteten beizuspringen.

Ueber und neben ihr plünderten die Unmenschen, aber keiner der Habsüchtigen rührte nur einen Stein an, um das Mädchen aus ihrem Grabe zu befreien.

Am dritten Tage erst verstummte die Stimme der unglücklichsten aller Bräute.

Omnibus.

(Räthselfrage.) Welches Volk muß jetzt das Fieber haben? — Die Engländer, weil sie China einnehmen wollen.

(Die Adeligen und Ritter bei den Inkas in Peru) sind jene, deren Ohren vom Könige selbst durchstochen sind, und um zu dieser Würde zu gelangen, mußte man sicher nachweisen können, daß man seine Bewaffnung und Beschuhung mit eigenen Händen angefertigt habe.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge versendet werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 112.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 17. September 1842.

Enthüllungs-Feier des Mozart-Denkmals in Salzburg.

So wäre denn die Welt wieder um ein Standbild bereichert, und der Kunst ein schon lange schuldiger Tribut gebracht. Guttenberg, Schiller und Mozart bilden das Trifolium, welches aus allen Denkmälern neuerer Zeit den ersten Rang behauptet; denn die Verdienste dieses Kleeblattes erstrecken sich vom höchsten Gipfel der Kunst bis in die niederste Hütte des Volkes.

Auf dem ganzen weiten Wege nach Salzburg wurde uns (meinen Reisegefährten und mir) wegen Logis-Mangel und Theuerung bange gemacht; jedoch ohne Grund; denn wir konnten uns auf dem Quartiers-Amte die Zimmer vom Preise pr. 10 bis 1 fl. C. M. des Tages aussuchen, und wer sich nicht an engen Gäßchen, finsteren und hohen Stiegen schreckte, konnte auch zu 30 kr. für den Tag logiren. Ich hörte, daß über 200 Zimmer oder Betten leer geblieben seien, was nur eine Folge übertriebener Meinungen von dem Zudrange der Fremden ist. Speisen konnte man an Tables d'hôtes oder nach der Karte, zu Preisen von 2 fl. bis 30 kr. C. M. Also in diesen Beziehungen ganz zufrieden, hob sich meine freudige Erwartung auf das Fest; denn, ohne deshalb ein Harpax zu sein, macht es denn doch einen üblen Eindruck, wenn man bei solchen Gelegenheiten Alles übermäßig bezahlen muß. Darum Ehre dem Ehre gebührt! man konnte sich in Salzburg hierüber nicht beklagen. Die Fahrtgelegenheiten waren wohl etwas theuer, aber für eine solchen Zusammenfluß von Menschen nicht zu überspannt.

Der Himmel, der am Tage meiner Ankunft ganz gewaltige Fluten herabschüttete, heiterte sich auf und begrüßte die Kommenden mit recht freundlicher Miene. Die Schau- und Musiktribunen waren noch nicht ganz ausgebaut, worüber ich um so mehr erstaunte, als das Denkmal schon voriges Jahr hätte errichtet werden sollen. Warum also dieses Zögern bis zum letzten Augenblicke? Nach dem Festprogramme konnte man an den arrangirten Lustpartien nur mit Karten Theil nehmen. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, solche zu bekommen; allein es waren nur käufliche Billeten zu den Concerten und Schautribunen zu haben. Doch die Sache war besser arrangirt als annoncirt, und darum will ich in diese mysteriöse Kartenfrage nicht weiter eindringen. Programme und Affichen überzogen ganze Häuser an den Erdgeschossen und ließen nicht recht klug werden, wie man denn die Sache anstellen müsse, um sie mitmachen zu können. Trotz allen Erkundigungen konnte ich nur Vermuthungen sammeln. Das war denn recht fatal. — Mit jeder Stunde mehrten sich die Gäste, und das bunte Durcheinanderdrängen der Beschäftigten und Beschauenden gab ein recht lebendiges, großstädtisches Bild. So nahte sich der Sonnabend. Von einer herrlichen Partie aus dem bezaubernden Bildergarten Salzburgs heimkehrend, spielte so eben die Musikbande des Inf. Rgmts. G. H. von Baden. Ich bin sonst kein Freund von türkischer Musik, aber mit Vergnügen verweilte ich bei dieser, und aus der rein harmonischen Zusammensetzung und Instrumentirung, aus dem Vortrage einzelner Solostücke, ließ sich entnehmen, daß diese Musik einen tüchtigen Kapellmeister an der Spitze haben müsse. *) Das Regiment liegt gegenwärtig in Innsbruck, und die Musik wurde, wie ich vernommen, eigens zu dem Feste nach Salzburg beordert, und von der Stadtgemeinde mit einer Tafel im Gasthause zum „Gansl" regalirt. Diese gegenseitige Aufmerksamkeit und Achtungsbezeugung gefiel mir recht sehr. Mit dieser braven Musik war denn das Fest eingeleitet. Sonntag Morgens verkündeten 25 Pöllerschüsse den Beginn des festlichen Tages. Die Schautribune war zierlich mit Weiß und Roth drapperirt, aber nur das südlich stehende kolossale Amtsgebäude allein mit Festons geschmückt. Zahlloses Volk im Sonntagsstaate drängte sich mit fremden Gästen gemischt hin und her, und gegen 9 Uhr strömte Alles dem majestätischen Dome zu, in welchem vom Herrn Grafen Daun, Dompropsten zu Salzburg, das feierliche sonntägliche Hochamt abgehalten wurde, bei welchem die von Mozart componirte Messe von Ritter von Neukomm aus Paris (der erste Organist Europas und ein geborner Salzburger) dirigirte, und wobei Mad. Hasselt-Barth, Dlle. Meßmer, die HH. Standigl, Menter, Müller und mehre andere ausgezeichnete Künstler mitwirkten. Nach dem Hochamte setzte sich der Festzug in Bewegung und nahm seinen Weg an der Universitätskirche und dem geschmückten Geburtshause Mozart's nach dem Michaelsplatze in folgender Ordnung: voran die Musikbande des Rgmts. G. H. v. Baden; die Bergknappen von Hallein mit ihren Attributen, was sich sehr gut bildete und mit Beziehung des reichen Salzbergwerkes auf den Namen und die Stadt Salzburg recht sinnvoll ist; diesen folgte die Bürgerschaft Salzburgs mit ihren zu diesem Feste neu verfertigten Fahnen, schwer von rothem, grünem, blauem und weißem Damast, reich mit Gold- und Silberstickereien und breiten fliegenden Bändern; diese Fahnen gaben einen pomphaften Anblick, und was reiche Ausstattung und Schönheit der Arbeit anbelangt, so würden mehre jeder Residenzstadt zur Zierde gereichen. Sonach kamen die bei der Denkmals-Errichtung beschäftigten Arbeitsleute; die deutschen Haupt- und Trivialschulen beiderlei Geschlechts, jede Klasse mit ihrer eigenen Fahne; hinter diesen die noch anwesenden Studierenden des Gymnasiums und Lyceums; der Stadt-Magistrat mit dem Paniere der Stadt; die Schüler des neugegründeten Musikinstitutes Mozarteum; Mozart's beide Söhne, Wolfgang Amadäus ist Componist und Clavierlehrer in Lemberg, Karl k. k. Rechnungsbeamter in Mailand; diesen folgte ein Knabe mit der Schenkungsurkunde des Mozart-Denkmals, und das Comité des Mozart-Denkmals; dem Zuge schlossen sich Einheimische und Gäste an, unter welch Letzteren mehre hohe Personen und ausgezeichnete Künstler bemerkt wurden. Den Beschluß machte das Trompetercorps des k. k. 7. Feldjäger-Bataillons. Der ganze Zug wurde von jungen, elegant costümirten Festordnern geführt und geleitet. Während der Zug die Straßen durchzog, langten in 5 Wägen mit königlicher Bespannung JJ. MM. die Kaiserin von Österreich, Mutter, mit König und Königin von Baiern, sammt Suite, von Berchtesgaden kommend an, und stiegen beim Herrn Kreishauptmann Grafen Chorinsky ab. Inzwischen nahmen die Musiker die für sie errichtete Tribune ein, und die Schaubühne hatte sich gefüllt, auf welcher übrigens eine unausstehliche Hitze herrschte, da die Sonne seit ihrem Aufgange sie beschien. Durch das lange Stehen und das Menschengedränge wurde sie nur unerträglicher, und Alles schmachtete nach dem Ende, das dann auch immer näher rückte. Die Parterräume waren vom Militär in Spalier geschlossen und mit Menschen gepfropft; und als der Zug sich ohne aller Störung mit Ruhe an

*) Sein Name ist Hibner; er ist ein Salzburger.

dem Platze gerichtet hatte, blieb nur ein ganz kleiner Mittelraum. Eine dreifache Intrada eröffnete den feierlichen Akt, und Ritter von Neukomm, als Mozart's Schüler, ausgezeichneter Künstler, Veteran der anwesenden Künstler, und als geborner Salzburger, — begann die Festrede. Ich konnte nicht hören, was er sprach, konnte auch die Rede nirgends bekommen, aber daß bei solchen Eigenschaften kein Würdigerer hiezu berufen sein konnte, als Neukomm, das ist klar; und daß er mit Gefühl, mit vollstem innigen Gefühl sprach, das konnte ihm Jeder ansehen. Am Schlusse der Rede sank die Hülle, und das schöne, gelungene Bild des verewigten Meisters, des unüberwindlichen Helden im Reiche der Tonkunst ward unter Intraden und Böllerschüssen sichtbar. Der Enthüllung folgte eine große Cantate von Wolfgang Mozart Sohn, nach Motiven seines Vaters, mit selbst gesetztem Texte, welche er selbst dirigirte. Nach der Cantate überreichte Herr Graf Chorinsky als Präses des Mozart-Comités dem Hrn. Bürgermeister die Schenkungs-Urkunde über dieses Denkmal, welche dieser mit kurzen passenden Worten, allen Beitragenden, Künstlern und Gästen dankend, in Empfang nahm. Den Schluß machte ein Festchor mit einem Marsch-Motive aus Mozart's: La clemenza di Tito; wornach die Regimentsbande beim Abmarsch noch eine Schwenkung machte, sich vor dem Standbilde aufstellte, und einen charmant instrumentirten Marsch aus Mozart'schen Motiven dem Meister zur Verehrung brachte.

Der Menschenknäuel löste sich mit buntem Farbengepränge auf, und besah sich die Statue mehr in der Nähe. Man macht dem Standbilde den Vorwurf der allzu großen Ähnlichkeit mit Schiller's Denkmal. Meiner Meinung nach dürften sich beide nicht nur theilweise, sondern ganz ähnlich sein; denn beide Meister wirkten in ihren Sphären für Seele und Geist gleich Großes. Mozart's Bild hat in seiner Haltung etwas Kräftiges, Freieres, das Haupt etwas gehoben nach dem Höheren schauend; den Mantel hält er im griechischen Wurfe über den linken Arm, in der Hand die Partitur seines Requiems, die Rechte den Griffel und zu seinen Füßen den Lorberkranz. Sein Costume ist das seiner Zeit. Schiller trägt den Lorberkranz auf dem Haupte, und dieses gesenkt; welche vorbeugende Haltung, mag sie im Leben auch seine natürliche gewesen sein, dem Bilde ein gewisses kränklichtes Ansehen gibt. Daher denn Mozart's Bild mehr imponirt, und noch mehr imponiren würde, stünde ihm der grandiöse, prachtvolle Brunnen auf dem Residenzplatze nicht so nahe. — Der Hauptakt war vorüber, und nun ging es zur Fortsetzung. — Der Nachmittag wurde mit Besichtigung des befestigten Schlosses Hohensalzburg hingebracht, und wenn gleich die Besichtigung einer Festung nicht zu einem Feste gehören dürfte, und die Beschauung der herrlichsten Aussicht von dieser Höhe jedem Fremden und zu jeder Zeit durch die Humanität des Festungscommando freisteht, so verflossen denn doch diese Nachmittagsstunden eben so schnell als angenehm, denn diese Rundsicht in die Fläche, Thäler und Berge in einer Ausdehnung von 10 Meilen, ist über alle Beschreibung erhaben und entzückend. Vom herrlichsten Wetter begünstigt, konnte das Auge in diesem Zaubergarten der Natur im höchsten Genusse schwelgen. Über den Mönchsberg, der sich wie eine Mauer um den linken Stadttheil biegt, nahmen wir den Heimweg unter den herrlichsten An- und Aussichten. Um 7 Uhr begann das 1. Fest-Concert unter der Leitung des k. baierischen Hofkapellmeisters Lachner. Entrée 1 fl. Sperrsitz 2 fl. C. M., ein Preis, der für diese Festzeit, bei der Mitwirkung so vieler ausgezeichneter Künstler, gewiß äußerst populär war. Schade, daß man ohne Sperrsitz stehen mußte, was denn bei der enormen Besetzung des Schauplatzes (man schätzte auf 2000 Menschen), dem Dunste von mehren hundert Lichtern, und bei dem Marmorpflaster sehr ermüdend wurde. Das Concert wurde in dem schönen, geräumigen Carabiner-Saale der k. k. Winter-Residenz abgehalten, dessen Beleuchtung wirklich brillant und festlich war. Hier folgt das Programm des 1. Concertes, welches, wie das zweite, viel zu lange war:

1. Abtheilung.

1. Ouverture zur Oper Titus. — 2. Prolog, gesprochen von Hrn. Anschütz, k. k. Hofschauspieler. — 3. Concert in D-moll für das Pianoforte, vorgetragen von W. A. Mozart Sohn. — 4. Aria der Donna Anna aus der Oper Don Juan, vorgetragen von Mad. van Hasselt-Barth, k. k. österr. und k. b. Kammer-Sängerin. — 5. Symphonie in G-moll.

2. Abtheilung.

6. Baß-Arie aus der Oper: Figaro, vorgetragen von Hrn. Staudigl, k. k. Hofopernsänger und Mitglied der k. k. Hofkapelle. — 7. Quintett aus der Oper: Così fan tutte, vorgetragen von Mad. van Hasselt-Barth, Dlle. Meßmer, Hrn. Dietz, k. baier. Hofsänger, Hrn. Staudigl und Hrn. Reifinger. — 8. Adagio für das Violoncello, vorgetragen von Hrn. Menter, k. b. Hofmusiker. — 9. Arie aus der Zauberflöte, vorgetragen von Hrn. Dietz. — 10. Terzett aus der Oper: Così fan tutte, vorgetragen von Mad. van Hasselt-Barth, Dlle. Meßmer und Hrn. Staudigl. — 11. Chor: Pignus futurae gloriae.

Obige Compositionen sind sämmtlich von weiland W. A. Mozart.

Der Prolog, dem Vernehmen nach von C. Anschütz verfaßt, mußte von Hrn. Heinrich Anschütz beim 2. Concerte wiederholt vorgetragen werden. Der Beifall war stürmisch, und viele Nummern wurden da capo gerufen. Herz und Ohr schwammen in Seligkeit, und hätten sich die ganze Nacht nicht satt hören können, wenn nicht meine menschliche Geh- und Sieh-Maschine den ganzen Tag in Bewegung, und ein 4 Stunden langes Stehen als Finale eine zu große Aufgabe gewesen wäre. Unsere wackeren Künstler Hasselt und Staudigl kannte ich von Wien aus; Hrn. Dietz hörte ich da zum ersten Male, und lernte in ihm einen eben so festen als gefühlvollen Sänger mit einer recht angenehmen Stimme kennen; sein Vortrag gefiel mir unendlich gut. Die nähere Beurtheilung der Leistungen in beiden Concerten lasse ich Sachkundigeren über; es wird an gegründeten und ungegründeten Bemänglungen nicht fehlen. Jedenfalls sind die Gesangs- und Instrumentkünstler, welche hier mitgewirkt haben, zu rühmlich bekannt, als daß die Seltenheit eines Kunstgenusses dieser Art im Geringsten bezweifelt werden könnte. Der Platz unter den Fenstern des Concertsaales hatte sich mit Menschen aus allen Ständen angefüllt, welche mit aller Ruhe und Spannung den Tönen von Oben lauschten. So gingen denn auch diese Armen, welche im Saale keinen Platz mehr fanden, oder das Geld hiezu nicht hatten, aber denn doch gekommen waren, um das Mozartfest mitzugenießen, nicht leer aus. Nach dem Concerte versammelte sich das Publikum auf dem Mozarts-Platze, wo vor dem Standbilde von ungefähr 200 Individuen ein Fackelzug ausgeführt, und zum Schlusse die Statue mit bengalischer Flamme beleuchtet wurde. Die hier abgesungene Volkshymne von J. L. Pyrker gedichtet und von Neukomm componirt, mit Begleitung der türkischen Musik, wurde enthusiastisch aufgenommen und dem verewigten Meister ein wiederholtes Vivat! gebracht. Hierauf ging der Zug durch die Stadt, an Mozart's Geburtshaus vorüber, welches festlich beleuchtet und mit den brillanten Namens-Chiffren W. A. M. geziert war, vor welchem obige Hymne wiederholt und von der Regimentsbande ein sehr gelungener Marsch mit Motiven aus Don Juan gespielt wurde.

Der 2. Tag war trübe. Es regnete Morgens gewaltig, gleichsam als wollte der Himmel bei Mozart's Requiem mitweinen. Um 9 Uhr wurde der Trauer-Gottesdienst für Mozart mit seinem alles Irdische überschreitenden Requiem abgehalten. Neukomm dirigirte; daß er den Meister verstand, war nicht zu läugnen; er wußte jede Note aufzufassen. Wem da nicht heiß und kalt wurde, wer da das jüngste Gericht und des Allmächtigen Donnerstimme nicht sprechen hörte, der empfindet Nichts! der hat keine Seele! — Jedes Instrument von einem Künstler besetzt! das Requiem allein verdiente meine Reise von 40 Meilen. — Nachmittags war ein Wettfahren mit Schiffchen auf dem Teiche des superbe situirten Schlosses Leopoldskron, und Schwimmproduction arrangirt, bei welcher, wie überall, die Militärmusiken mitwirkten. In der Schwimmkunst wurden von Seite des Militärs tüchtige Leistungen vorgeführt. Etwas mager nahm sich das Wettfahren aus. Ich sah und hörte weder etwas von Preisen noch Wetten. Besser und großartiger war das Arrangement der Heimkehr von der Alpe. Eine große Menge schönen und minderen Viehes mit allen Emblemen der Alpenhütte, wurde unter Schalmeien, Heerdengeläute, Jodeln, Jauchzen und Springen im langen Zuge, mit Blumen und bunten Sachen geschmückt, um den ausgedehnten Teich getrieben. Senner und Sennerinnen aus der Umgegend und sogar aus den entferntesten Gebirgsgegenden Salzburgs, führten den Zug von characteristischer Musik begleitet. Es war ein

echtes Alpenbild, voll Leben und Natur, und für den Fremden von so höherem Interesse, als Viehzucht den Hauptzweig des Landes bildet, und jährlich eine große Menge außer Lande geführt wird. Eine ungeheure Menge Zuschauer, ein Drängen von Equipagen und ländlichen Fuhrwerken, Reiter, Wachen, auf beiden Inseln die Militärbanden abwechselnd spielend; dies Alles zusammen bildete ein so buntes Gemisch von Land- und Stadtleben, wie man es sich kaum denken kann.

Abends 7 Uhr begann das 3. Concert, vom großherzoglich oldenburg'schen Hofkapellmeister Pott dirigirt. Staudigl war diesen und vorigen Abend unwohl, daher seinem ehrenvollen Rufe nicht zu nahe getreten werden darf, wenn man mit seinen Leistungen nicht so ganz zufrieden sein konnte. Dafür hatte er bei dem Hochamte am 8. September in der Benediktinerkirche vollkommen seine Kunst bewährt und seinen Ruf gerechtfertigt. Hier folgt das Programm des 3. Concertes:

1. Abtheilung.

1. Ouverture zur Oper: die Zauberflöte. — 2. Sopran-Arie aus der Oper: die Entführung aus dem Serail, vorgetragen von Madame van Hasselt-Barth. Die dabei vorkommenden Instrumenten-Soles vorgetragen von den Herren Hofkapellmeister Pott, den Professoren vom Prager Conservatorium Bühnert und Eisert und dem k. k. Hofmusikus Witzthum. — 3. Octett für 2 Oboen, 2 Clarinetten, 2 Waldhörner und 2 Fagotte, vorgetragen von den Herren Witzthum, k. k. Hofmusicus, Jelinek, Lehrer am Mozarteum zu Salzburg, Faubl, Bärmann jun., Brand, k. k. Hofmusikern, Braun, fürstlich fürstemb. Kammermusicus, Seubelbeck, k. k. Hofmusicus, und Janatka, Professor des Prager Conservatoriums. — 4. Baß-Arie mit obligatem Contra-Baß, vorgetragen von den Herren Staudigl, k. k. Hofopernsänger und Mitgliede der k. k. Hofkapelle, und August Müller, großherzogl. hessischen Kammermusicus. — 5. Duett für Sopran und Tenor aus der Oper: die Entführung aus dem Serail, vorgetragen von Mad. van Hasselt-Barth und Herrn Dietz, k. k. Hofopernsänger. — 6. Tenor-Arie aus derselben Oper, vorgetragen von Herrn Dietz. — 7. Chor aus derselben Oper. — 8. Baß-Arie mit Chor aus der Oper: die Zauberflöte, vorgetragen von Herrn Staudigl.

2. Abtheilung.

9. Romanze aus der Oper: Figaro, vorgetragen von Mad. van Hasselt-Barth. — 10. Terzett für Sopran, Tenor und Baß aus der Oper: die Zauberflöte, vorgetragen von Mad. van Hasselt-Barth, den Herren Dietz und Staudigl. — 11. Baß-Arie: In diesen heiligen Hallen, aus der Oper: die Zauberflöte, vorgetragen von Herrn Staudigl. — 12. Symphonie in C-Dur mit Fuge.

Obige Compositionen sämmtlich von dem gefeierten W. A. Mozart. — Der Beifall war natürlich wieder stürmisch, doch nicht so enorm wie am ersten Abend. Hasselt-Barth mußte die Sopran-Arie wiederholen. Dietz sang wieder mit Seeleninnigkeit, vortrefflich. Der Glanzpunkt des Concertes schien mir nach meinem Geschmacke und Erkennen das Octett der 8 Blasinstrumente. Nach dem Concerte sollte Mozart's Statue wieder mit bengalischer Flamme beleuchtet werden, aber es blieb finster.

Das sogenannte Horn auf der Festung Hohensalzburg, ein Orgelwerk aus alter Zeit, welches mehre Stücke von der Composition von Mozart's Vater spielt, sollte sich nach jedem Concerte hören lassen; aber das war bei dem lauten Treiben so vieler Menschen und Wagen unmöglich. Dafür maltraitirte zum Überflusse 3 Mal des Tages das distonirende Glockenspiel die Melodie aus Mozart's „Zauberflöte": „„das klinget so herrlich, das klinget so schön ꝛc."" Mozart's Melodien klingen herrlich und schön! In dieser Beziehung wurde diese Piece für das Carillon recht sinnig und wahr gewählt.

Der dritte Tag, Dinstag, war Vormittags zum Besuche des Halleiner Salzbergwerkes oder des Lustschlosses Hellbrunn, der Abend zum Festballe bestimmt. Die Bergfahrt hätte dem Publikum und den Gästen nicht annoncirt werden sollen; man hätte sich viel unnütze Gänge um die angekündigten Karten, welche nicht zu bekommen waren, erspart. Ich mußte meinen Namen, Stand, Wohnung ꝛc. anzeigen und einschreiben, aber ich weiß nicht, warum. Ich vernahm in der Folge, daß nur freilich 80 Billeten, und diese nur im Comité und an Musici vertheilt wurden. Das war denn auch ganz vollkommen recht; es mußte auch für das Vergnügen Derer gesorgt werden, die uns so herrliche Genüsse boten. Aber man hätte beisetzen können, „daß über die beschränkte Zahl der Karten schon vergeigt ist," so hätte man an der kostbaren Zeit gewinnen können. Nun, diese angenehme Grubenfahrt machte ich in der Folge. Sie ist wirklich amusant. Der angenehme Park in Hellbrunn, die schönen Aussichten von selben, die seltenen weißen Hirschen, das von der Natur wahrhaft grotesk gebildete Felsentheater, die ergötzenden Wasserkünste, verjagten die Stunden recht angenehm. Nachmittags zerstreuten sich die Partien in die mannigfachen Umgebungen Salzburgs. Ich hatte die meisten schon vor Beginn des Festes gemacht, und sparte mir für diesen Tag Aigen, das unübertreffliche Aigen.

Um 8 Uhr begann der Festball in dem Museums-Saale auf dem Stadthause. Die Räume waren bald überfüllt, zu Tanzen wenig, desto mehr zu conversiren. Durch die Gäste aus allen gebildeten Ständen und aus allen europäischen Nationen (den Orient ausgenommen), wurde dieser Conversations-Ball sehr interessant und unterhaltend. Mit diesem Balle endigten sich die vom Comité arrangirten Feste. Am 7. September wurde für Mozart's Witwe ein Trauergottesdienst in der Friedhofkirche zum heiligen Sebastian abgehalten, wobei ein von Mozarteums-Kapellmeister Taur componirtes sehr gediegenes Requiem für 4 Männerstimmen ausgeführt wurde, und sonach auch beim Grabe der Witwe ein von eben demselben gesetztes Quartett abgesungen ward.

Vom Wetter herrlich begünstigt, wurde Nachmittags das von der Bürgerschaft arrangirte Pferderennen abgehalten, nachdem schon einige Tage zuvor ein von den Schützen der k. k. priv. Hauptschießstätte veranstaltetes Festschießen unter festlichem Aufzuge, an der Spitze die Kapelle des k. k. 7. Jägerbataillons, begonnen hatte. — Ich hatte vor zwei Jahren ein Pferderennen beim Octoberfeste in München gesehen, welches aber diesem an Arrangement, Geschmack und Eleganz weit nachstand. Den Tag über waren auf einer eigens erbauten zierlichen Tribune auf dem Mozartsplatze die äußerst splendid und eben so geschmackvoll als sinnvoll ausgestatteten zwölf Preisefahnen zur Schau ausgestellt. Auch die bestesirten Reitknaben bekamen Preise. Der Rennplatz hatte eine charmante Situation auf einer großen ebenen Wiese bei der Ortschaft Gingel. Von den decorirten Tribunen genoß man einer ungemein schönen Aussicht auf die nahen und fernen Berge. Der Terrain war mit Seilen in die Runde gezogen, und rings mit gemalten Säulen und mit schwarz und gelben, weiß und rothen Fahnen geziert. Etwas später als angezeigt wurde, langte der Zug auf der Rennbahn an. Voraus eine ziemlich stark besetzte, gut einstudierte Musik, durchaus von Bürgern; nach dieser die Reitknaben, die österreichischen im Hochroth, jene aus Baiern blau. Sodann zwölf gleichgekleidete Knaben mit den schimmernden Preisefahnen; die Rennrichter zu Pferde und Wagen, zum Schlusse die Rennmeister mit den nummerirten Rennpferden, 17 an der Zahl. Berittene Bürger führten den Zug und überwachten die Ordnung. Alle waren mit den Landesfarben, mit weiß und rothseidenen Schärpen und Cocarden geziert, und in schwarzem Anzuge; was dem Ganzen ein ungemein festliches und freundliches Aussehen gab. Die verschiedenen Momente dieses Festes wurden mit Böllerschüssen signalisirt. Nun wurde abgesprengt und die Bahn, welche fünfmal umritten werden mußte, und dadurch eine Ausdehnung von 1¼ Poststunden bekam, in nicht vollen 10 Minuten fünfmal zurückgelegt. — Nun entwickelte sich die ungeheure Menschenmasse, welche sich bei diesem Feste am höchsten versammelt hatte, und bildete ein Zauberspiel, das sich nur sehen, aber nicht beschreiben läßt. Die nahe umliegenden Hügel waren bisher mit Menschen in bunter aber ruhiger Farbenpracht wie mit tausend und tausend Blumen übersäet. Das wurde nun Alles und Alles mit Einem Male lebendig und drängte sich geschäftig durcheinander, als hätte die Erde all ihre Gnomen losgelassen. Es ist unbeschreiblich. Wirklich das Fest hatte sich eben so schön geschlossen als es begonnen wurde, und so endete sich das in mancher Beziehung brillante Mozartfest auf eine würdige Weise.

Dem k. baierischen Professor Schwanthaler, dem k. k. Inspector der Erzgießerei Stiegelmaier, und dem großherzoglich oldenburgschen Hofkapellmeister Pott wurden von der Stadt Salzburg in

dankbarer Anerkennung der unentgeltlichen Kunstleistungen der erstern Beiden bei Bildung des Mozartdenkmals, und Letzterem als Gründer und ersten Beitragenden zu setzen, die Diplome über das Ehrenbürgerrecht der Stadt ertheilt.

Wäre das Wetter nicht so günstig gewesen, hätte es manche Klage beim Feste über Langeweile zur Ausfüllung des Tages gegeben. Sattler's europäisch bekanntes Panorama war aufgestellt; dieser Künstler domicilirt gegenwärtig in Salzburg. Zu meinem größten Erstaunen und Verwundern fanden keine theatralischen Vorstellungen statt. Ich und Viele schmeichelten uns, unter Mitwirkung ausgezeichneter Gäste eine Mozart'sche Oper zu hören. — Es ging die Rede, Stöckl-Heinefetter, Klara Wink, Ole Bull, Ernst, Liszt, Thalberg, Meyerbeer, Kreutzer u. A. sollten kommen und ihren Tribut der Verehrung durch ihre Mitwirkung an den Concerten bringen. Jedoch die ergangenen Einladungen wurden unter mancherlei Angaben und Gründen abgelehnt, und von Einigen erst so spät, daß das Comité in seinem Arrangement in nicht geringe Verlegenheit und Abänderungen gesetzt wurde.

Es haben einige Zeitungen Artikeln über dieses Mozartfest aufgenommen, welche sowohl dem Comité, als auch den Bürgern Salzburgs selbst dann nicht gleichgiltig hätte sein können, wenn sie minder verleumderisch gewesen wären, weil solche boshafte Kleckfereien nicht nur kränkend, sondern auch nachtheilig sind, und mancher Schau- oder Reiselustige dadurch von seinem Kommen sich abhalten ließ. Es ist für diese geisteskranken Leutchen sehr traurig, daß sie sich nicht belehren lassen, daß man — um richtig beurtheilen zu können, sich erst überzeugen müsse. Ich habe selbst Einiges gerügt, was vielleicht Andere für gut finden, und werde hin und wieder belobt haben, wo Andere tadeln. Dieses liegt in der Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten, und nie sind über öffentliche Gegenstände alle Stimmen einig. Aber ich spreche mit Überzeugung, und ist diese gleich nur eine einzelne, vielleicht sogar einseitige, so werde ich mich keinesfalls so weit verfehlt haben, als ein Urtheil im Vorhinein ungerecht ist. Man muß nur mit den Schwierigkeiten bekannt werden, sei es auch nachträglich, wie es bei mir der Fall ist, um zu erkennen, wie viel das Comité, die Stadt und Bürgerschaft geleistet hat, und meiner Zufriedenheit werden Viele, die Meisten beistimmen. Musterhaft war die Ordnung und Ruhe, die überall herrschte. Es genüge der Beweis, daß von Anbeginn bis zum Ende bei einem solchen Treiben und Drängen aber auch nicht der geringste Unfall, nicht die kleinste Störung geschehen ist. Ich fand gerade das Gegentheil von dem, was ein gewisses Blatt von der Stimmung der Salzburger für Mozart erzählte. Daß jener Referent gerade auf einige wenige finstere Geister gestoßen ist, mag an der Wirkung geistiger Sympathie liegen. Namentlich haben die Bürger durch die kostbare Anschaffung der pompösen Zunftfahnen, durch das glänzende Arrangement des Pferderennens bewiesen, daß sie zur Verherrlichung ihres verewigten Landsmannes, so wie zur Belustigung und zum Vergnügen der Gäste keine Kosten gescheut haben. Jene, welche die „Heimkehr von der Alpe," und das Pferderennen zu prosaisch für Mozart finden, wollen bedenken, daß es nicht galt, die Affen und andere Thiere aus und außer der Zauberflöte nach Mozart's Melodien tanzen zu machen; sondern den Gästen die Zeit zu verkürzen, und auch Ihnen ein Vergnügen zu bereiten, die dem Feste zu Liebe gekommen sind, ohne von der Natur mit Intellectualität für Musik beschenkt worden zu sein. Es hat die Enthüllung eines öffentlichen Monumentes gegolten, und da nun kein öffentlicher Akt ein individuelles Publikum bedingt, wohin Jeder daran Theil nehmen kann; so war es recht löblich, daß auf so schöne und reiche Weise für das Vergnügen Aller gesorgt wurde, welches gerechte Anerkennung verdient und finden muß.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Vorgestern erschien Schadezky's Zauberpantomime: „Harlekins Geburt," auf diesen Brettern in neuer Inscenesetzung. Sie ist demungeachtet doch die alte Pantomime geblieben und die paar neuen Attribute kamen allenfalls noch hinzu, um wieder in manche gedehnte Scenen einen Pantomimenschwank zu bringen, und also mancher schwerfällig sich entwickelnden Situation abzuhelfen.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Dienstag den 13. d. M. zum Vortheile mehrer durch den Brand in Parkersdorf am 23. August d. J. gänzlich verunglückten Familien: Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in fünf Aufzügen von Fr. Halm. Hr. und Mad. Rettich, k. k. Hofschauspieler, in der Rolle des Ingomar und der Parthenia.

Dieses romantische Schauspiel, wegen der Zartheit der Grundidee, wie wegen des duftigen poetischen Gewandes, in dem es vor uns hintritt, längst ein Lieblingsstück unsers Publikums, hat dem Ehepaare Rettich Gelegenheit geboten, auf seiner Kunstreise einen weiten Kreis der Bewohner Deutschlands zu erfreuen und ihnen viele vergnügte Abende zu bereiten. Heute wurde dieses jüngste Product der Halm'schen Muse eines edlen Zweckes wegen auf diese Bühne verpflanzt und hat auch hier außerordentlich angesprochen. Freilich kommt ein großer Theil des im Allgemeinen laut gewordenen Enthusiasmus auf Rechnung der trefflichen Darstellung der Parthenia von Seite unserer so sehr beliebten Mad. Rettich; welche übrigens in ihrem schönen Kunststreben durch das Talent ihres Gatten in der Rolle des Ingomar auf eine wirksame Weise unterstützt wurde. Gewiß bereitet es dem kunstsinnigen Beschauer ein eigenes Vergnügen, zwei so hervorragende Erscheinungen im Tempeldienste Thaliens im schönen Vereine wirken, und ihre Talente zur Unterstützung der Armuth, zum Trocknen der Schmerzenszähren anwenden zu sehen. Daß es weder an rauschendem Beifall, noch an wiederholten Hervorrufungen fehlte, versteht sich von selbst. Die übrigen Beschäftigten thaten ihr Möglichstes, um neben den Leistungen dieses Künstlerpaares nicht allzu sehr in den Hintergrund zu treten. Die HH. Wimmer, Nolte und Kierschner führten ihre Rollen zur Zufriedenheit des Publikums durch. Das Haus war nicht besonders gefüllt, was des menschenfreundlichen Zweckes willen sehr zu bedauern ist.

Tagesneuigkeiten.

Versammlung der italienischen Naturforscher in Padua.

Nach einer in Padua erschienenen Ankündigung wird daselbst während dieser Versammlung im September d. J. die Oper: „Robert der Teufel" zur Aufführung gebracht, in welcher Dlle. Taglioni durch drei Abende nacheinander im Pas der Helene tanzen wird.

Auch bereitet die Stadt, zur Feier dieser Zusammenkunft, ein glänzendes Diner auf 600 Gedecke vor.

Omnibus.

(Der Hahn mit dem hölzernen Beine.) Nach Hüttner's englischen Miscellen (Bd. 16) hatte der Schaffner einer Landkutsche, die zwischen London und Kent fährt, einen Streithahn, den er Trompeter nannte. Weit und breit war kein Hahn berühmter als dieser, weil er in allen Kämpfen den Sieg davontrug. Diesem tapfern Streiter begegnete indeß nach einiger Zeit das Unglück, daß er in eine Rattenfalle gerieth und das Bein brach. Sein Gebieter, der durch große Wetten bei Hahnengefechten viel durch ihn gewonnen hatte, war über diesen Unfall sehr betroffen, und beschloß, ihm wo möglich nicht nur das Leben, sondern auch das gebrochene Bein zu retten. Er nahm in dieser Absicht den beschädigten Theil des Beines mit großer Sorgfalt ab, verband die Wunde und gab dem operirten Thiere eine möglichst sichere Lage. Als die Wunde vollkommen zugeheilt war, verfertigte er ein künstliches Bein mit einem Sporn und befestigte es an dem Stumpfe des amputirten Beines. Der Hahn genas in der That und wußte sein hölzernes Bein auch recht gut zu gebrauchen, denn er stolzirte unter seinen Hühnern nicht nur noch wie vorher, sondern er wurde aufs neue der Schrecken aller benachbarten Hähne.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 113.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 19. September 1842.

Der Gang im Schnee.

Ballade von Joh. N. Vogl.

In dichten Flocken fällt der Schnee,
In Nebel hüllt sich Thal und Höh',
Ein Weib nur geht, von Angst erfüllt
Die Pfade, die der Schnee verhüllt.

Sie konnt' nicht weilen mehr im Haus,
Sie mußt' zu Sturm und Frost hinaus,
Dem Sohn entgegen, den so lang
Sie schon erwartet kummerbang.

So eilt sie hin, ein flücht'ges Reh,
In dichten Flocken fällt der Schnee,
Doch naht kein Sohn, der Pfad bleibt leer,
Wie wird's im Herzen ihr so schwer.

Und dicht und dichter fällt der Schnee,
Schwarznächtig liegt's um Berg und See,
Doch rastlos treibt's von Ort zu Ort
Die gramerfüllte Mutter fort.

Da schwindet ihre letzte Kraft,
O kummervolle Pilgerschaft!
Schon sinkt sie hin mit Ach und Weh,
Und immer wilder stockt der Schnee.

Da plötzlich schallt ein ferner Laut,
Sie horcht von tiefster Angst durchgraut,
Sie horcht in banger Zweifel Qual,
Da gellt der Ruf zum zweiten Mal.

„Mein Kind! Mein Kind!" So schreit darauf
Das Weib, und reißt sich hastig auf,
Denn von des Wahnsinns Glut entbrannt,
Hat sie im Schrei den Sohn erkannt.

„O Himmel, jetzt nur zeig' den Pfad,
Daß noch zur Zeit ihm Hilfe naht,
O reich den Faden mir, die blind
Durchirrt dies grause Labyrinth?"

Und haltlos eilt sie fort und dringt
Durch Schnee und Wildniß angstbeschwingt,
Den Leib zerpeitscht vom Sturmgeweh',
Doch dicht und dichter stockt der Schnee.

Da liegt's gehäuft vor ihrem Pfad,
Wie sich's gelöst vom Felsengrat,
„Hier muß es sein! Das ist sein Grab!"
Sie ruft's und sinkt zur Erd' hinab.

Die Brust durchwühlt vom tiefsten Weh
Durchwühlt sie rastlos d'rauf den Schnee
Von der Lawine, deren Fall
Noch fern verbraust im Widerhall.

Sie gräbt und wühlt, da ragt hervor,
Ein Zipfel Tuch, nun taucht empor
Ein Antlitz — Weib! Nur jetzt geschwind
Die Hülle fort, es ist dein Kind!

Und von der kalten eis'gen Last
Befreit den Sohn des Weibes Hast,
Er lebt, er langt zu ihr hinauf,
Der ganze Himmel thut sich auf!

Und bald, befreit von allem Harm,
Die Mutter hält ihr Kind im Arm;
Doch sagt, wer konnt' ihr Führer seyn? —
Ein Mutterherz nur konnt's allein.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

„Was ist das für ein Brief?" fragte die Baronin, und erbrach das Siegel.

„Ein Bedienter Ihres Nachbars, des Herrn Barons von Steinfeld, hält vor dem Thore."

„Steinfeld?" fragte die Baronin.

„Steinfeld!" rief Auguste, doch die Mutter überhörte den Ruf, und setzte hinzu: „der Herr Baron ist mir nicht bekannt."

„Nicht? das wundert mich," versetzte der Graf, „er ist sonst viel bei den Damen herumgekommen, man nannte ihn in der Jugend allgemein den Don Juan. Es ist ein braver, jovialer, noch mehr möcht' ich sagen, eigener Mann, er liebt sehr das Auffallende, das Außergewöhnliche. — Lesen Sie nur seinen Brief, und ich wette, aus diesen Zeilen werden Sie seinen Charakter kennen lernen."

„Da ich den Herrn Baron nicht kenne," erwiederte die Dame, „so haben wir auch keine geheime Correspondenz, darum hören Sie, was er schreibt," und sie las:

„Liebenswürdigste, schönste Nachbarin!

Ihr Vorfahrer, in dem Besitze des schönen Nachbargutes, sagte mir, eine Dame aus der Residenz hätte dies Besitzthum gekauft, ich zählte Wochen, Tage, Stunden, Minuten bis zu Ihrer Ankunft, heute erfahre ich, daß Sie bereits hier eingezogen, und eile mich zu einem Besuche hiermit anzumelden. Auf dem Lande macht man keine Complimente, und ich erscheine unvermuthet bei Ihnen, ich bin ein Freund von besonderen Überraschungen, und Sie sollen sich von diesen überzeugen. — Zwar hätte ich unangemeldet kommen sollen, aber das wäre gegen alle Lebensart. —

Also schöne Frau Baronesse, erschrecken Sie nicht, wenn plötzlich erscheint Ihr besonderer Verehrer

Baron Steinfeld, Vater.“

Wirklich, der Brief ist originell, aber ich bin nicht allzu begierig nach der Bekanntschaft mit meinen Nachbarn und deshalb schreiben Sie Launе dem Herrn Baron einen Entschuldigungsbrief in meinem Namen.«

Aber der Secretär gab sich alle Mühe, dies Geschäft abzulehnen, der Graf unterstützte ihn, und endlich blieb der Baronin nichts übrig, als dem Herrn Nachbar durch seinen Bedienten sagen zu lassen, es werde Sie freuen, ihn bei sich zu sehen. — Nachdem Launе dem Gesandten die Antwort ertheilte, kam er zurück, setzte sich zur Tafel und neues Leben brachten seine witzigen Einfälle in das einförmig gewordene Gespräch. Ein Spaziergang in den Park beschloß den Nachmittag. Der Abend rückte heran, und an dem grünen Tische saßen der Graf, die Baronin, Aurelie und Launе, und spielten der alten Gewohnheit getreu, eine Whistpartie.

V.

Das Zimmer, in welchem sich die Gesellschaft mit dem Spiele unterhielt, verdient um so mehr bemerkt zu werden, als es dem Schlosse nicht nur zur äußerlichen Zierde diente, sondern auch seiner eigenen Bauart wegen, eine Aussicht nach allen Himmelsgegenden gewährte und so dem Balkone eines Panorama glich. — Es befand sich in einem Thurme, der in der Mitte des Schlosses hervorragte, eine hohe runde Kuppel bildete die Decke, jedoch diese hatte keine Fenster, so daß der darunter befindliche viereckige Platz fast immer dunkel war. — In diesem Zimmer gab der vorige Besitzer oft kleine Gesellschaften, und machte sich gerne das Vergnügen, seine Gäste plötzlich zu überraschen.

Durch eine künstliche Vorrichtung konnte man nämlich auf ein gegebenes Zeichen die Kuppel schließen und öffnen. Da nun in der Mitte derselben ein Luster mit Lampen hing, so wurde plötzlich das finstere Zimmer durch einen Druck von außen erleuchtet, oder wieder verfinstert, je nachdem sich die künstliche Decke öffnete oder schloß. — Dieses gab oft zu manchem Scherze Anlaß; denn das Zimmer schlossen vier Wölbungen, große Nischen bildend, ein, und aus jeder Nische hatte man durch das in der Seite derselben angebrachte Fenster eine andere Aussicht. Wenn man sich in eine von diesen Wölbungen stellte, so konnte man Niemanden in der andern sehen, doch wer sich in dem Zimmer befand, der sah in jede Nische. Wenn nun sich die Gesellschaft unbelauscht meinte und sich in die verschiedenen Wölbungen theilte, ließ der Hausherr plötzlich das Ganze beleuchten und ergötzte sich an den oft recht lieblichen Gruppen.

Bei diesem Scherze war der Schloßwart Derber der einzige Vertraute seines Herrn, und Niemand Anderer wußte um diese Vorrichtung, auch die neue Besitzerin kannte sie nicht; denn die Kuppel war bei ihrer Ankunft geschlossen. Sie begab sich der interessanten Aussicht wegen in den Thurm, und da die Gesellschaft des Abends sich an dieser labte, so blieb die Hausfrau in dem Zimmer, und setzte sich zu der Spielparthie. — Der Tisch wurde wie gewöhnlich mit Kerzen beleuchtet. — Das Spiel begann gerade sehr anziehend zu werden; denn es galt die entscheidende Parthie des Robbers, als plötzlich ein Lärmen bei dem Schloßthore die Aufmerksamkeit der Spielenden störte. Da sich das Geschrei immer vergrößerte, so sprang Launе von seinem Sitze auf, und eilte herab. Eine sonderbare, doch höchst komische Scene sah er da. Zwei Reiter, brennende Fackeln in den Händen auf rabenschwarzen Rossen, sprengten im Kreise herum und wollten zu dem halb offenen Thore hinein, seinen Portierstock hocherhoben wehrte Derber den Eintritt.

Doch kaum scheuchte er den Einen ab, so sprengte der Andere auf ihn los, und es schien, als ob der Portier zwischen zwei reitenden Furien einen Kreistanz aufführen sollte. Die martialischen Flüche der kämpfenden Parteien erhöhten das Dämonische dieses Intermezzos. Launе wollte eben vortreten und dem Streit ein Ende machen, als ein anderes Nachtgemälde seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein heller Schein erleuchtete die Heerstraße, immer näher und näher sprang das Licht, und in die Allee flogen mehre Dämone zugleich. Qualm und Licht und Gerassel in ihrem Gefolge. Fast unheimlich wurde es dem Secretär bei diesem Anblick; endlich unterschied er deutlicher die Gegenstände, voraus flogen zwei Reiter, den Streitenden gleich, Fackeln schwingend, auf schwarzen Pferden daher, diesem folgte ein Wagen mit 4 Rappen, ein kleiner Knabe, roth gekleidet, schwang auf dem Handpferde statt der Peitsche ein Windlicht, ein eben so gekleideter Kutscher lenkte von dem Bocke die Deichselrosse. Zwei Bediente in Dämonentracht beleuchteten mit ihren Windlichtern die im Wagen sitzende Herrschaft.

Launе konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen, als er in dieser seinen Freund Steinfeld und dessen Vater, den alten Baron, erkannte. Unterdessen war Derber der Übermacht gewichen, und der Wagen rollte in den Schloßhof.

„Schreetarius!“ rief der alte Baron aussteigend, »Schreetarius, wir sind da! Ganz originell dämonenartig. Nun ich hoffe mich bemerkbar gemacht zu haben, denn Jeder wich uns, sich kreuzigend, von weiten auf der Straße aus. Ich habe mein Wort gelöst. Hat uns die Gnädige gesehen?“

»Ich glaube ja!“

„Thut nichts; erschrocken wird sie nicht sein, denn ich machte sie auf mein Erscheinen in meinem Briefe aufmerksam. Führen Sie mich schnell zu meiner schönen Nachbarin, ich brenne vor Begierde sie kennen zu lernen.“ Leise setzte er hinzu: „Wir wollen ihr die Einsamkeit verleiden! Gehen wir!« Mit diesen Worten nahm er seinen Sohn bei der Hand, und lispelte ihm zu: „Muth, Muth, Adolph!“ sorg' nicht, wir werden's schon machen,“ und als wäre er in dem Schlosse längst bekannt, trippelte er die Stiege hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Patient.

(Fortsetzung.)

Die Gestalt näherte sich langsam, und bei dem auf ihren Anzug fallenden Feuerscheine bemerkte jener, daß der untere Saum von Schmutz und Wasser tropfte.

„Sie sind sehr naß,“ sagte er.

„Das bin ich,« antwortete eine hohle Stimme.

„Und Sie sind krank?“ fragte der Arzt.

„Ich bin sehr krank,“ war die Antwort.

„Ich darf um nähere Angabe bitten?“ sagte der Arzt.

Die Fremde richtete sich empor und wie nach ernstem Überlegen sprach sie: „Nicht für mich komme ich zu Ihnen. Für einen Andern flehe ich um Ihren Beistand. Es mag Wahnsinn sein, was ich

verlange, — ich glaube, es ist Wahnsinn; aber in den langen, traurigen Stunden des Wachens und Weinens habe ich mir den Entschluß abgerungen, und sehe ich auch ein, daß Menschenhilfe für ihn wahrscheinlich eine leere Hoffnung ist, so macht doch schon der Gedanke, ohne einen Versuch der Rettung ihn in's Grab zu legen, mir das Blut erstarren."

Ein Schauder, wie keine Verstellung ihn zu erkünsteln vermag, zuckte bei diesen Worten über die Gestalt der Sprechenden, der dem jungen Manne das Herz krampfhaft zusammendrückte. „Wenn der Kranke," sagte er, hastig aufstehend, „wenn der Kranke, den Sie meinen, so ohne Hoffnung darniederliegt, ist jede Minute kostbar. Ich werde Sie unverweilt begleiten. Hatten Sie schon andern ärztlichen Rath?"

»Nein," antwortete die Fremde und faltete die Hände; „früher wäre er nutzlos gewesen; er ist auch jetzt noch nutzlos."

Der junge Mann starrte die Räthselhafte an, gleich als wolle er den Sinn ihrer Antwort in den schwarz verschleierten Zügen lesen; aber der Schleier war zu dicht. „Sie sind krank," sagte er bewegt; »glauben Sie mir, Sie sind die Kranke. Das Fieber, das in Ihren Adern brennt, ließ Sie die Anstrengungen nicht empfinden, denen Sie vermuthlich sich unterzogen haben. Trinken Sie dies," fuhr er fort, ihr ein Glas Wasser reichend; „und sagen Sie mir dann, so gefaßt wie möglich, woran der Kranke leidet und seit wie lange er gelitten hat.«

Die Fremde führte das Glas zum Munde, setzte es aber unberührt nieder und brach in Thränen aus. Dann sagte sie: „Was Sie jetzt von mir hören werden, ich weiß, es muß Sie Wahnsinn dünken. Man hat mir das bereits angedeutet, minderfreundlich als Sie. Er, von dem ich spreche, wird morgen früh außer dem Bereiche menschlicher Hilfe sein, und dennoch dürfen Sie ihn heute nicht sehen, könnten Sie ihn heute nicht retten.«

„Ich will Ihren Kummer keineswegs vermehren," erwiederte der Arzt, „und enthalte mich daher über das, was Sie so eben geäußert haben, jeder Bemerkung. Auch verlange ich nicht Mittheilung eines Geheimnisses, das, wie es scheint, Sie absichtlich zu bewahren wünschen. Doch liegt in ihren Worten ein Widerspruch, den ich, selbst mit Aufopferung jeder Wahrscheinlichkeit, nicht wegzuräumen vermag. Er, von dem Sie sprechen, kämpft diese Nacht mit dem Tode. Mein Beistand könnte ihm vielleicht nützen, aber ich darf ihn nicht sehen. Morgen, vermuthen Sie, wird menschliche Hilfe vergebens sein, und dann, scheint es, soll ich ihn sehen. Ist er Ihnen wirklich so theuer, wie Ihr ganzes Benehmen es andeutet, — warum ihn nicht retten, ehe Verzug es unmöglich macht?"

»Also wollen Sie ihn nicht sehen?" fragte die Fremde mit gebrochener Stimme und stand auf.

„Das hab' ich nicht gesagt," entgegnete der Arzt; »allein das muß ich Ihnen sagen, daß, wenn Sie bei dieser höchst seltsamen Säumniß verharren, und er, von dem Sie sprechen, inzwischen stirbt, eine furchtbare Verantwortung Ihnen zur Last fällt."

„Sie trifft einen Andern, nicht mich," erwiederte die Fremde.

»Daß ich Ihrem Verlangen nachgebe," sagte der Arzt, »bringt mir keine Verantwortung. Ich will den, von dem Sie sprechen, morgen besuchen. Geben Sie mir seine Adresse. Um welche Stunde soll ich kommen?«

»Kommen Sie um neun," antwortete die Fremde.

»Noch eine Frage," bemerkte jener; »ist der Kranke unter Ihrer Pflege?"

„Nein," versicherte die Fremde.

„Und wenn ich Ihnen Anweisung gebe," sagte der Arzt, „wie Sie ihn bis morgen früh behandeln sollen, — auch davon könnten Sie keinen Gebrauch machen?"

Ein abermaliges Nein war die Antwort. Dabei brach das, mit Gewalt niedergekämpfte Gefühl so unwiderstehlich hervor, daß der junge Mann, ohnedies von der Fruchtlosigkeit des Versuchs überzeugt, genügendere Auskunft zu erlangen, das Gespräch mit der Versicherung fallen ließ, am folgenden Morgen zur bestimmten Stunde sich einzustellen. Die Fremde gab die Adresse nach einem entlegenen Theile von Walworth und schied geheimnißvoll wie sie gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Den 15. d. M. »die Bestürmung von Corinth." Große Oper in 4 Acten, Text nach dem Französischen. Musik von Joachim Rossini. (Neu in die Scene gesetzt.)

Die Bestürmung ist eine von jenen Rossinischen Opern, in welchen der Componiste das dramatische Element zu einem großen Lehnstuhle verwendet, um in demselben nach einer rüstig gepflogenen Roulade[n]jagd von Zeit zu Zeit mit aller Bequemlichkeit auszuruhen; daher er sich auch in diesen Situationen, wie überall, recht breit macht, und nur in dem kräftigen Zusammenklang des Ensembels wirkt.

Der Rossinische Fioriturengesang ist veraltet, die Handlung dieser Oper tritt nicht klar und nicht hinlänglich motivirt vor die Augen des Zuhörers, so zwar, daß selbst die feierlichsten musikalischen Momente einen charakteristischen Hintergrund nur ahnen lassen. Die Musik hat dagegen, wie wir es in jeder Rossinischen Composition treffen werden, Natur, Frische, Leben, Theatereffect, ist aber in dieser Oper mehr um den Sänger zu ehren, als um ihrer selbstwillen da. Aus diesen Andeutungen geht hervor, daß das Neuinscenesetzen dieser Oper, d. i. das Einstudieren und Wiederabsingenlassen derselben nach Ablauf einer längeren Zeitperiode durch ganz neue, früher in dieser Oper nicht gehörte Sänger, sich nun dann der angewendeten Mühe lohnen kann, wenn diese schon an und für sich als besonders hörenswerthe Künstler den Erfolg verbürgen.

Die stattgehabte erste Vorstellung dieser Oper auf unserer Hofoperns[bühne] geschah mit allem Fleiße sowohl von Seite der Solosänger: Dlle. Lutzer, dann der HH. Draxler, Schober, Erl und Hübner, als auch des Chores, namentlich der Männer. Vortrefflich war auch das Orchester unter Hrn. Nicolai's verständiger und feuriger Leitung. Einige Musikstücke, als z. B. die Introduction, das Terzett im 3. und das Finale im 4. Act gestalteten sich durch die Aufführung äußerst effectvoll. Ob aber das Arrangement der Schlußscene geeignet war, den Effect der Oper zu heben, dürfte sehr zu bezweifeln sein, da eine solche Bestürmung durch einige jugendliche Individuen mit gesprenglisch zerrauften Haaren bei griechischer Feuerbeleuchtung weder neu noch täuschend genug war.

Ein vom Hrn. Alexander componirtes, von ihm und Dlle. Ravaglia mit vielen Virtuosität ausgeführtes Pas de deux hatte schöne Einzelnheiten, jedoch zu wenig Totaleffect. Beide erhielten ehrenvollen Beifall.

Heinrich Aue.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag, am 16. September, zum ersten Male: Capriciosa, Posse in drei Aufzügen, frei nach dem Italienischen.

Dies Stück trägt den Namen: Posse an der Stirne und gibt sich für geringer aus, als es ist, und ist doch in Wahrheit ein recht gutes Lustspiel mit Characteren, die freilich bisweilen auf die Spitze geschraubt werden, mit tüchtig ineinander greifender Scenirung und mit einem schönen, geistreichen Dialoge, der das Ganze belebt. Freilich sieht man dem Ganzen die vielen Jahre an, aber es trägt über den grauen Haaren eine schwarze Perrücke und ist modern aufgeschmückt, und seine Ansichten beruhen auf jetzigen Verhältnisse. — Eine gezähmte Widerspenstige und ein Er mengt sich in Alles, bringen die Handlung auf die Beine; ein herrliches Mädchen, Capriciosa, das aber zum Widerspruche geneigt und von Eitelkeit nicht frei ist, meint ihren Geliebten hassen zu müssen, weil er sie für 24 Jahre auszugeben wagte und sie doch nicht so alt sein will, sie behandelt ihn gleichgültig, mit Kälte, versucht alle möglichen Mittel, und facht nur immer ärger die Liebesflamme für ihn in ihrem Herzen an, er stellt sich hinwieder ihr mit den nämlichen Waffen entgegen, bis sie sich endlich selbst für schuldig erklärt und ihre Jahre eingesteht. — — Doch wozu erzähle ich dies Alles, es ist ja von früheren Jahren her zur Genüge bekannt durch die meisterhafte Darstellung der Capriciosa durch Mad. Holtei. Wie spielte Dlle. Condorussi diese Rolle? Meisterhaft. Sie erfaßte den Character in seiner ganzen Tiefe, ihren Haß umgab der Schimmer unterdrückter Liebe, sie sprach herzlich und wahr und keifte und zürnte so natürlich, kurz sie spielte schön und verdiente den stürmischen Beifall, der ihr zu Theil ward. Auch die übrigen Mitspielenden: Hr. Director Carl, die HH. Börger, Strampfer, Findeisen und Dlle. Rionde und Schadetzky verdienen alles Lob. Das rühmlich bekannte Musik-Corps des k. k. Infanterie-Regimentes Erzherzog Carl, führte unter der Leitung des Hrn. Kapellmeisters Mang die Ouverture aus Egmont von Beethoven, die Cavatine aus Corrado di Altamuro von Ricci, einen Marsch nach Motiven aus Linda di Chamounix und endlich oberösterreichische Tänze: Flinserln, von Huber, ausgezeichnet aus und erntete lebhaften Beifall. — Der Besuch war zahlreich.

Nordmann.

Eine Theatervorstellung in Döbling.

Während Hr. Director Pokorny den „Sohn der Wildniß" auf seiner Josephstädter Bühne zu einem wohlthätigen Zwecke aufführen ließ, verwendete er in seiner bewährten Menschenfreundlichkeit einen guten Theil seiner Gesellschaft zu einem ähnlichen Zwecke in unserm Theater zu Döbling. Es wurde hier eine Vorstellung unter dem Titel: Dramatische Herbstblumen, eine Reihe der interessantesten Scenen aus bekannten Wiener Localstücken, durch gefällige Mitwirkung der Dlles. Löffler und Grafenberg, dann der HH. Arbesser, Buel, Feichtinger und Weiß, in zwei Abtheilungen gegeben, deren jede mit einem Tanz, ausgeführt von vier der gewandtesten Balletmädchen des Josephstädter Theaters und Schülerinnen der Mad. Weiß, als: Charlotte Leinfitl, Hermine Eidlitz, Marie Weber und Louise Häusler schloß. Wäre ich ein Novellist, ich könnte so manche wundersame Schicksalswege und Schläge von Künstlern, Schauspielern, Theaterdirectoren u. dgl. erzählen, und man würde begreifen, warum ich diese Vorstellung eine der Wohlthätigkeit gewidmete nannte. — Die ganze, mit sehr vielem Beifall aufgenommene Production fand zum Benefice unsers Theaterunternehmers Hrn. Hoch Statt. Unsere Bühne ist zwar klein, sehr klein, so klein, daß ich bei dem Erscheinen des Hrn. Arbesser das Hinzukommen einer zweiten Person fast für unmöglich hielt; indessen, Raum ist in der kleinsten Hütte wenn auch nicht immer für ein glücklich liebend Paar, doch sicher zur Ausführung einer edlen Handlung, welche dem Herzen des Hrn. Pokorny Ehre macht.

Die komischen Scenen und recht witzigen Gesänge, so wie die Tänze waren höchst ergötzlich. Das Clavier-Orchester hielt sich unter der Leitung des Hrn. Kapellmeisters Binder, welcher die Begleitung aus besonderer Gefälligkeit übernommen hatte, recht wacker.

Ein Wiener-Kritiker als Sommerpartei in Döbling.

Literarisches.

Bunte Bilder aus dem Leben. Von Ant. Benkert. Album für die am 29. April 1842 durch Brand verunglückten Bewohner der k. ungar. Freistadt Modern, Preßburger Gespanschaft. Pesth 1842. Gedruckt bei Landerer und Heckenast.

Das heurige Jahr hat viele tausend Menschen ihrer Habe, ihres Obdaches beraubt und die gefräßigen Flammen haben in ihrer ungezügelten Wuth in wenigen Stunden die langjährige Mühe und das kümmerliche Streben Tausender von Menschen in Schutt und Asche verwandelt. Wie Mancher war reich und wohlhabend, und am nächsten Morgen stand er auf den rauchenden Trümmern seines Vermögens und Thränen der Noth und des Jammers perlten die kummergefurchten Wangen herab. Doch wo der Himmel zürnt, da sucht der Mensch zu versöhnen, und so kommt es, daß fast für jede in Schutt und Asche liegende Stadt ein Album der Wohlthätigkeit erscheint, von dessen Ertrage manchem geholfen, vielen eine bedeutende Unterstützung gereicht werden kann.

Auch Ant. Benkert, dessen Arbeiten man gerne in den meisten vielgelesenen Journalen begegnet, hat es unternommen, einige seiner Geistesblüten in ein Büchlein zusammenzutragen, um vom Erlöse derselben den unglücklichen Bewohnern der k. ungar. Freistadt Modern eine ergiebige Hilfe zuzuwenden, und wie das dem Bändchen vorgedruckte Abonnenten-Verzeichniß ausweiset, hat sein edles, menschenfreundliches Streben vielen Anklang in seinem Vaterlande gefunden, und es steht von der Beliebtheit des Verfassers und der Lebensfrische aller Erzählungen und Lebensbilder dieses Buches zu erwarten, daß dieses Album der Wohlthätigkeit bei dem geringen Preise von 1 fl. C. M., um welchen es in allen Buchhandlungen Wiens zu erhalten ist, auch hier einen bedeutenden Absatz finden werde. Unter den Beiträgen, nennen wir als besonders lobenswerth: Die Geschichte eines Strickstrumpfes. — Wie man eine Braut verliert, und doch zu einer Frau kommt, und endlich: Die Wehmutter und der Sargmacher.

Die Ausage von Landerer und Heckenast in Pesth ist hübsch, das Papier ziemlich weiß, der Druck groß und leserlich, und einige sinnstörende Druckfehler kann man durch die menschenfreundliche Eile, den Verunglückten schnell eine ergiebige Unterstützung zufließen zu lassen, entschuldigen.

Omnibus.

(Amusantes.) Nun geschwind, erzählen Sie den ganzen Hergang der Sache.

Soll ich gleich vom Anfang anfangen? fragte der Angeredete.

(Frühe Weinlese.) Zu Dijon wurde die heurige Weinlese mit dem 19. August begonnen, welches sich seit dem Jahre 1822 nicht ereignet.

(Industrielles.) In Paris besteht eine Gesellschaft für Ankündigungen in sämmtlichen Journalen. Das Journal National, die Presse, das Charivari, der Constitutionell, das Siècle, Alle unterstehen der merkantilischen Leitung dieser Gesellschaft, welche auch die Herausgabe von Werken auf gemeinschaftliche Kosten mit den Autoren besorgt.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 19.: „Der Oheim." — Dinstag 20.: „Die Fremde." — Mittwoch 21.: „Der Sohn der Wildniß." — Donnerstag 22.: „Richard Savage." — Freitag 23.: „Beruf und Liebe." — Sonnabend 24.: „Nathan der Weise." — Sonntag 25.: „Die Widerspänstige."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 114.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 21. September 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Plan der Baronin, sich und die Töchter in Einsamkeit zu begraben, und fern von männlicher Gesellschaft eine Art Klosterleben zu führen, war durch die Besuche dieses Tages, so zu sagen schon in seinem Entstehen vernichtet. Obschon Laune die Baronin seit Jahren kennen gelernt hatte, so fürchtete er doch, diese unerwartete Veränderung ihrer sich vorgesetzten Lebensweise würde sie verstimmen. Doch seine Furcht war ungegründet; denn der Besuch des Grafen war ihr wirklich gar nicht unangenehm, und der ungewöhnliche, sehr komische Einzug des Barons, dem sie von einem Fenster zusah, erheiterte sie so sehr, daß es ihr sogar lieb war, ihre Einsamkeit, vor der sie sich in Geheim fürchtete, ohne ihr Zuthun auf eine so angenehme Weise gestört zu sehen. Daher empfing sie auf das galanteste den jovialen Baron und dessen Sohn. Das ganze Haus wurde in Bewegung gesetzt, die Fräulein, und am meisten Auguste, waren in der heitersten Stimmung, und so kam es, daß noch um Mitternacht ein reges Leben im ganzen Schlosse herrschte; denn nicht nur die Herrschaft im obern Stockwerke ergötzte sich an den Residenz- und Badescenen, die der Graf und der junge Baron erzählten, sondern auch die Dienerschaft im unteren Geschosse ließ es nicht an Unterhaltung fehlen. Der Schloßwart hatte bereits alle Schlachten des merkwürdigen Feldzugs durchgefochten, als der Eine von den dämonenartig gekleideten Bedienten einem andern ein Zeichen gab, und dieser bald darauf einen wohlgefüllten Flaschenkeller aus dem Wagen seiner Herrschaft brachte.

„Stell' die Flaschen her, und schenke ein," gebot der erste, und der andere gehorchte willig diesem Befehle.

»Wo kommt der Wein her?" fragte Derber.

„Aus deinem Keller nicht, wie du siehst," versetzte der Gebietende, „denn die Flaschen sind mit dem Siegel des Barons gestempelt."

„So habt Ihr es Eurem Herrn —"

„Sag's nur heraus, gestohlen meinst du? nicht wahr? — Und wenn es wäre, so verantworte ich den Raub. Trink' nur ohne Furcht, Kamerad!"

„Höre Bursche," versetzte der Schloßwart, „zum Diebe hast du mir ein zu ehrliches Gesicht. Du bist, wie du erzählst, selbst Soldat gewesen, und ein braver Krieger befolgt getreu das siebente Gebot, vorzüglich in Freundes Land. — Ich will zu deiner Ehre glauben, daß du den Wein mit Erlaubniß deines Herrn spendirst, daher nehme ich das Glas und leere es auf das Wohl deines Herrn!" Er schwang das Glas und stieß mit dem Spender des Weines an.

»Nun, trinkt mit!« rief der letztere den andern Dienern zu. „Niklas, schenke ein."

»Wenn's erlaubt ist!" versetzte der Angesprochene.

„Macht keine Umstände!"

Und Niklas füllte die Gläser und ein Vivatruf erschallte.

„Kamerad," begann Derber, nachdem er abermals ein Glas geleert, »du kommst mir sehr bekannt vor; ich muß dich irgendwo gesehen haben."

»Vielleicht in dem Feldzuge?"

„Nein, nein, später — und — nein, du bist es doch nicht —"

„Wer nicht?"

„Ein Reisender, den ich gestern sah, und der eben so spendabel war wie du, ein edler junger Herr! — Na ihr Narren!« rief er den Andern zu, „warum lacht ihr?"

„Sie lachen, Freund," versetzte der erstere, „weil du mich für Jemand andern hältst, als ich wirklich bin. Zerbreche dir nicht den Kopf, wer heute den Wein spendirt und denke, das gute Getränk kommt von einem Soldaten!"

„Du sollst leben, Bruder! und die ganze Armee mit dir! Ein Schuft, der nicht trinkt!" Ein Gebrüll erfüllte die Stube.

„Ei, da geht es lustig zu!" rief eine Stimme in dem Tumulte.

„Der Herr Secretarius!" schrie Derber, sprang vom Stuhle auf, und versuchte schwankend eine militärische Stellung anzunehmen.

„Bleib' Er sitzen," sagte der Eingetretene und zu den andern sich wendend, fragte er: „wer von Euch heißt Gustav?"

Alle zeigten auf den Ersten.

»Es ist Zeit, folge mir!" sagte Laune und Gustav eilte mit ihm aus der Stube. Derber sah ihnen nach — dann rief er nach einer Pause: „Ein Kerl das, dieser Gustav, nun! sollt' er auch anders sein? er führt ja — einen Heldennamen — denn wißt, der große Schwedenkönig hieß auch Gustav — freilich Gustav Adolph — und wenn auch der gute Kamerad nicht ein König wird, so — so ist er doch ein lieber Bursche! Seht, der Name erinnert mich an die große Völkerschlacht bei Leipzig! Bringt der Erinnerung der denkwürdigen Tage ein volles Glas! Deutschlands Helden! Hoch! Ruhe den Gefall'nen! Heil den Siegern!«

„Welch' ein Lärm im untern Geschosse?" fragte die Baronin das Gespräch unterbrechend, und gleichsam als Antwort schallte von unten hinauf der Ruf: „Die Sieger von Leipzig hoch!"

„Meine Leute denken an vergangene Zeiten!“ rief der alte Baron, „in ihren Jubelruf stimme ich auch ein,“ setzte er sein Champagner Glas erhebend hinzu, und die Herrschaft stimmte ein Unisono mit der Dienerschaft an. — Dieses Intermezzo gab Stoff zu einer neuen Unterhaltung; der Graf, welcher in dieser verhängnißvollen Zeit in Leipzig lebte und die Schreckenstage unwillkürlich mitmachen mußte, erzählte alle Begebenheiten, die sich tief seinem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Alles lauschte seinen Worten, und Niemand von der Gesellschaft bemerkte den eingetretenen Laune, welcher sich hinter den Stuhl der aufmerksamen Bohumila stellte. Ein paar Worte, welche dieser ihr in das Ohr lispelte, rissen die Horcherin aus ihrer Extase, sie stand von ihrem Sitze auf und schlich sich unbemerkt aus dem Zimmer.

Das Unter- und Oberhaus hatte sich bereits zur Ruhe begeben, nur der wachsame Schloßwart machte die Runde durch alle Gänge des Gebäudes, und obschon ihm der viel genossene Wein manchen Possen spielte und er öfter gezwungen war, sich an den Wänden zu halten, so versäumte er doch nicht seine Pflicht, verschloß vorsichtig das Thor und taumelte nach dem Garten, um auch da seine Recognoscirung zu halten. Nebst ihm wachten nur noch zwei Wesen im Schlosse, und diese saßen in einem Pavillon des Gartens und vergaßen im zärtlichen Gekose die ganze Welt um sich. Stumm Hand in Hand saßen die Kosenden, und nach langem Stillschweigen begann eine zarte süßtönende Stimme: „Nun habe ich dich wieder hier in meinem theuren Vaterlande, gern verzeihe ich dir dein Ausbleiben, wenn du nur mit treuer Liebe in meine Arme zurückkehrst.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastspiele des Hrn. Dobrowsky.

II.

Hr. Dobrowsky, Tenorsänger vom Breslauer Theater, vermochte auch in seiner zweiten Debutrolle als Robert in Meyerbeer's gleichnamiger Oper das Publicum aus dem Indifferentismus, in welchen er dasselbe als Masaniello durch sein „Schlummerlied“ eingewiegt hatte, nicht zu wecken. Der Grund davon liegt vorzugsweise in der Unzulänglichkeit seiner Stimme gegenüber den Instrumentalmassen in Meyerbeer's buntgewürfelter, crasser Musik. Hrn. Dobrowsky's Stimme hat zu wenig männlich imponirende Stärke, um durch solche colossal gethürmte Bollwerke durchzudringen. Dieses darf ihn indessen nicht befremden; er hat darin unter den deutschen Tenoristen sehr viele Gefährten seines Schicksals. Ich habe alle Tenore gehört, welche auf dieser Hofoperbühne als Robert aufgetreten sind, und gefunden, daß mit Ausnahme eines Einzigen, Keiner genügen konnte. Dieser Einzige war Breiting, und auch er vermochte nur durch seine Kraftköhe mehr als gewöhnliche Wirkung zu erzielen; in der Mittellage war er stets gedeckt und daher unzulänglich. Da es aber bei einem Sänger in solchen schwer überwindlichen Parten hauptsächlich darauf ankömmt, sich gewisse Lichtmomente herauszusuchen, in welchen er seine Vorzüge geltend machen kann, und diese künstlerische Umsicht einigen, wenn auch nur wenigen Vorgängern des Hrn. Dobrowsky zu Gebote stand, so mußte die Leistung des Letzteren, der übrigens dießmal mit aller Mäßigung sang, nothwendiger Weise in den Schatten treten. Er hatte zwar auch seine besseren Momente; allein seine Raketen fingen an zu leuchten, konnten jedoch weder tiefer zünden noch knallen. Auch stellte die hohe Lage des Roberts Hrn. Dobrowsky's Stimmumfang zeitweilig auf die gefahrvollste Schwimmprobe, bei der man leicht entweder in der Intonation niedertauchen, oder, bei etwas schärferem und mehr als fistulirendem Anschlage, gänzlich untergehen kann.

Auch der Spielcharacter Roberts erheischt einen Repräsentanten, dem die Persönlichkeit unsers Gastes weniger zusagen dürfte. Daher ich nicht umhin kann, meinen früher ausgesprochenen Vorschlag zu wiederholen: Hr. Dobrowsky möge, ehe er es vielleicht ganz verscherzt, eine seiner minder anstrengenden, seiner Individualität mehr zusagenden Partieen wählen, und ich zweifle nicht an einem günstigeren Erfolge, besonders da man annehmen kann, daß seine bisherige Wahl außer seinem Verschulden liegen dürfte.

Die übrige Besetzung ist theils bekannt, theils nicht erwähnenswerth. Die Chöre wirkten dießmal nicht immer mit der nöthigen Präcision. Der Chor im 2. Akte hinter der Scene ließ ein gewaltiges Dissoniren vernehmen. Doch darin kam er ja nur der von Meyerbeer zur Characterisirung der diabolischen Zwietracht und Zerwürfniß erfundenen Tonmalerei, bestehend in den gräulichsten Dissonanzen, rühmenswerth nach. Der Besuch war, wie es sich bei einer solchen Spectakeloper erwarten läßt, bedeutend.

Gastspiel des Hrn. Oeser.

Vorgestern trat Hr. Oeser, vom herzogl. Hoftheater in Wiesbaden in Donizettis vielgehörter Oper „Liebestrank“ als Dulcamara auf. Nach diesem ersten Debut zu schließen, ist seine Stimme ein recht angenehmer, weicher Bariton, der jedoch in der Tiefe für den Part des Dulcamara nicht auszulangen vermag. Namentlich fiel dieser Defect in seiner Antrittsarie merklich auf, welche daher den Sänger nicht bestens introducirte. In der höheren Lage griff er übrigens besser durch; und würde er durch eine allzugroße spaßlose Agilität im Spiel sein Sängerverdienst nicht so sehr überboten haben, die Theilnahme hätte sich gewiß lebhafter gezeigt. Nach dem Duett mit Dlle. Lutzer im 2. Acte ward ihm die Ehre des Hervorrufes zu Theil. In der Finalstretta des 2. Aktes wäre mehr Vortragswärme zu wünschen gewesen, um eine günstige Schlußwirkung zu erzielen.

Hr. Fedór sang bereits zum zweiten Male den Nemorino, und konnte kaum mehr genügen, als bei seinem ersten Debut. Seine Stimme ist schwach und bei gewissen Vocalen sogar unangenehm. Er hat übrigens stellenweise gezeigt, daß ihm Manier eigen. Neben dieser Manier hört man indessen häufig auch so manche Unmanieren, welche ich in Berücksichtigung, daß Hr. Fedór noch Anfänger ist, und es ihm gewiß darum zu thun sein wird, sich einer wenn auch minderen Stellung bei diesem Operntheater würdig zu erweisen, in Kürze berühren will. Vor Allem möge Hr. Fedór seine Intonation sorgfältig überwachen, und beim Anschlage der höheren, vom f aufwärts gehenden Töne sein Gehör nicht übertäuben. Auch darf man beim Vortrage eines Motivs nie auf die Verzierungen mehr Gewicht, als auf den melodischen Gedanken legen, und sie gleichsam schulmäßig ausarbeiten. — Das Pressen des Tones und Ausbeuten der ganzen Hypersentimentalität auf jeder Achtelnote endlich hemmt den natürlichen Fluß des Vortrages und läßt den Sänger häufig in eine stete Weinerlichkeit verfallen, welche selbst in ähnlichen Partien, wie die des Nemorino, characterwidrig erscheint. Der Sänger von echt männlichem Gemüthe empfindet zwar tief, wird aber selten weinen. Das Spiel muß Hr. Fedór von A zu lernen beginnen.

Heinrich Aue.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Montag, am 19. September, zum ersten Male: „Er betrügt seine Frau, oder: Schleife und Liebesbrief“ *), Lustspiel in drei Akten, aus dem Französischen des Scribe und Duveyrier.

Scribe und Comp. Eine gute Handelsfirma, die Schriftstellercredit in der ganzen literarischen Welt hat und von der man hinwieder allerorts

*) Dies geistreiche Lustspiel ist in einer meisterhaften Übersetzung des Andreas Schumacher bei den HH. Tauer und Sohn in Druck zu bekommen.

borgt. Scribe iſt auf der Bühne zu Hauſe, er iſt da groß geworden; er kennt hier Alles, er weiß, wo jeder Schrank, wo eine geheime Tapetenthüre für die Intrigue, ein Spiegel für den Beobachter, eine ſpaniſche Wand für geheime Liebe anzubringen iſt, er kennt das ganze Theaterameublement und weiß es mit Geſchmack anzuordnen, ohne Luxus, aber auch ohne Armuth; denn Scribe hat Geiſt, viel Geiſt, er hat Witz, viel Witz, und belebt mit Geiſt und Witz ſeine Perſonen und weiß ihnen die Worte in den Mund zu legen, die auch dem Publicum geläufig ſind; er putzt ſie nicht erſt komödiantiſch auf, ſondern er holt ſie geradenwegs ſich aus dem Salon, aus dem Comptoir, aus dem Café, von der Toilette, von der Straße weg, und ſtellt ſie dem Zuſchauer vor das Auge, der nun lauter alte Bekannte ſieht, und ſagt zu ihnen: „Setzt nun eure Converſation fort, die ihr draußen begonnen, und nehmt kein Blatt vor den Mund, ſeid wahr!“ — Und ſie ſind natürlich und wahr, und werden zu Bühnencharacteren und athmen Leben. Der Deutſche, wenn er ein Luſtſpiel ſchreibt, ſchickt ſeine Perſonen früher auf eine Univerſität, ſie müſſen erſt einen Lehrcurs der Moralphiloſophie hören und die alten Claſſiker ſtudieren; darüber aber haben ſie, wenn ſie wieder in Geſellſchaft kommen, das Reden verlernt und müſſen, wenn ſie nicht zu Schanden werden wollen, früher in einem Complimentirbuch leſen, um gegen die Dame des Hauſes keine Unart zu begehen, um der Tochter gegenüber den Anſtand nicht zu verletzen und dem Papa anzubieten, ob ihm eine Partie Domino gefällig. Der Deutſche gleicht nun einmal dem Wagner im „Fauſt,“ er experimentirt ſich mühſam einen Homunkulus ohne Lebenskraft, anſtatt ſich den erſten beſten Menſchen von der Straße zu holen; — und darin iſt die Urſache des Mangels guter Luſtſpiele zu ſuchen. Wagner, geh aus der dumpfen Studierſtube ins friſche Leben, ſuche Leute auf, die geſunden Hausverſtand und Erfahrung, und nicht den Hegel im Kopfe haben, und du wirſt in guter Geſellſchaft ſeyn. — Und ſo trieb und treibt es Scribe; er weiß die Perſonen aller Stände ſchön zu gruppiren, Licht und Schatten nach Verhältniß zu vertheilen, das Grelle zu mildern, das Matte zu heben, er weiß ein leichthingeworfenes Wort zu benützen und hebt es ſorgfältig auf, und zur Zeit der Kataſtrophe wirft er es in die Wagſchaale und ſein Werk wird nicht zu leicht befunden, und oft gab vielleicht ein Gran, das ſcheinbar unanſehnlichſte Wort, das über den Unwerth ſchlug, den Ausſchlag. Macht es dem nach — ſetzt eure goldenen Denkmünzen in gangbare Münzen um und werft ſie unter das Volk; es wird gierig darnach greifen, aber ein Glas Wein müſſen ſie im Werthe haben, bei dem man über den Geber ſich exekutiren kann; führt den Zuſchauer in intereſſante Lebensverhältniſſe, daß er ſich in ähnlicher Lage zurechtfinde, und müßt ihr der Fabel durchaus eine Moral anhängen, die doch in der Fabel ſtecken ſollte, ſo laßt ſie am Schluſſe folgen, daß der Fall des Vorhangs dem Sprecher die Hälfte vom Munde ſchneide.

Man muß nur nicht ein Franzoſenfreſſer ſein, um denen über dem Rheine hierin Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſie verſtehen doch einen ſchönen Knoten zu ſchürzen und löſen ihn einfach und liebenswürdig auf, durch den einfachſten Vortheil, nicht durch Taſchenſpielerkünſte, ſie verknüpfen ihn nämlich nicht zu ſehr. So iſt es auch in dieſem Luſtſpiele; es iſt die einfachſte Handlung von der Welt, und doch folgt man ihr von Scene zu Scene gern, und iſt am Ende befriedigt. Ein junger Beamter, der zu leben, der eine ſchöne Frau hat und glücklich iſt, wird an ſeinem Glücke ſatt, er hat viel in Journalen und Romanen geleſen und möchte doch einmal in einem Romane mitſpielen, Held eines Abenteuers ſein; er ſtellt die Sache höchſt furchtſam an, ſchreibt an ſeine Angebetete, Athenais, ſieht, bittet ſie um ein Rendevous; ſeine Frau erfährt Alles, mengt nun die Karten ſelbſt, geſtattet ihm die Bitte und ſpinnt die Intrigue und foppt und narrt den Mann, der in tauſend Verlegenheiten kommt, und vernichtet auch die Pläne ſeines Onkels, der den Sündenbock ſeines Neffen macht, um Athenais ſelbſt zu bekommen, die 500,000 Franks hat, um das reiche Mädchen ihrem Notar, der ſie wahrhaft liebt, und der auch wiedergeliebt wird, zuzubringen, ein Landhaus und Equipage von ihrem Manne zu erhalten. Und das Alles geſchieht auch, der Mann liegt reuig zu ihren Füßen, der Notar erhält Athenais, die Frau erhält die Villa und Equipage, der Onkel zieht mit langer Naſe ab, und das Stubenmädchen, das auch in das Spiel gezogen ward, kann nun alles ſagen. Das Luſtſpiel iſt ſeiner Natur nach ſchlüpfrig, aber dieſer Fehler iſt verdeckt, und als Deckmantel wird die Aneide Virgils darüber geworfen, um den Prüden die Claſſicität des Fehlers vorzuhalten, aber ein Fehler bleibt es doch immer. Hat ihn Scribe, hat ihn Duveyrier begangen? — Ich weiß es nicht, aber eine Unnatürlichkeit haben ſie beide begangen, eine Unnatürlichkeit, die die ganze Intrigue aufheben muß, dieſe nämlich, daß der Mann die Schrift ſeiner Frau nicht kennen ſoll. Ob ſie Scribe allein, ob Duveyrier begangen, liegt im Dunkel; aber beide haben ſie geduldet, das iſt klar, und gereicht dem Luſtſpiel zum Nachtheil.

Doch ſie wußten den Fehler gut zu machen durch einen geiſtreichen Dialog, durch ſpannende Situationen, kurz durch Alles das, was zum Luſtſpiele gehört, und darum erfreut ſich dieſer Oskar auch des günſtigſten Erfolges. — Geſpielt wurde recht tüchtig; Dlle. Ammesberger ſcheint für das Converſationsſtück wie geſchaffen, Hr. Börger ſpielte mit Geiſt und Wahrheit, Hr. Heſſe luſtig und ergötzend, und auch Hr. Gämmerler und Dlle. Schadetzky ſpielten gut. — Das rühmlichſt bekannte Muſikkorps des k. k. Infanterieregimentes Erzherzog Carl ſpielte unter der perſönlichen Leitung des tüchtigen Kapellmeiſters Hrn. Mang beliebte Muſikpiecen. — Das Haus war voll.

Nordmann.

Provinzial-Correſpondenz aus Graz.

Das Gaſtſpiel des Hrn. v. Holtey iſt beendet. — Wir rechnen die Abende, an denen wir den geſchätzten Dichter und Künſtler als Gaſt begrüßten, zu den genußreichſten, die uns in der heurigen Theaterſaiſon gewährt wurden; und eine Aufzählung der Piecen, in denen Hr. v. Holtey unſ're Bühne betrat, verbunden mit der Vorſtellung ſeines ganz eigenen liebenswürdigen Vortrages und Spielens ſoll Sie von dem Geſagten überzeugen.

„Eines Schauſpielers Morgenſtunde,“ dramatiſches Quodlibet von Hrn. v. Holtey, von dem Verfaſſer ſelbſt vorgetragen, bietet dem Schauſpieler, und allen jenen, die in die Verhältniſſe der Bretterwelt näher eingeweiht ſind, ein ganz eigenes Intereſſe, während es den größern Theil des Publikums vielleicht kalt läßt.

„33 Minuten in Grüneberg“ oder „der halbe Weg von Berlin nach Breslau“ von Holtey, iſt ein Schwank, der in einer zweimaligen Production, vorzüglich durch das Spiel des Hrn. v. Holtey (Jeremias Klagefanft) und der Mad. Wahrhaftsky (Roſaura Klagefanft), ausgezeichneten Beifall erhielt. Beide Darſtellenden wurden mehrmals gerufen.

„Des Adlers Horſt“ ebenfalls von dem geehrten Gaſte, erfreute ſich einer dreimaligen Wiederholung, und obwohl Referent die Meinung eines hieſigen Kunſtkenners theilt, daß der Stoff zu dieſem Schauſpiele in der Gläſer'ſchen Oper gleichen Namens mit ungleich höherem Intereſſe bearbeitet ſei, ſo kann man demungeachtet weder der Bearbeitung, noch dem Spiele der in dieſem Schauſpiele Beſchäftigten nahe treten. Ausgezeichnet, und ganz in ſeiner Sphäre bewegte ſich Hr. v. Holtey als Vater Renned. — Nichts deſto weniger verdienen aber auch die Namen der Herrn Conradi (Richard), Liebold (Anton), Riener (Caſſian), Remark (Lazarus) und die der Schauſpielerinen Wildauer (Veronika), Eppert (Marie) und Gebhard (Roſe) die vollkommenſte Anerkennung. Die durchaus ganz neue Ausſtattung macht der Direction Ehre, und bewies neuerdings, daß dieſelbe in dem Tauſche des ehemaligen Decorateurs Martinelli mit Hrn. Jaſch nichts verloren habe.

„Die Perlenſchnur“ iſt ein in ganz Deutſchland zu bekanntes Schauſpiel, um über deſſen dramatiſchen Werth hier noch etwas ſagen zu wollen, und war in Ihrem geſchätzten Blatte bereits der Gegenſtand der Beſprechung. — Die Rolle des Georg in den Händen des Verfaſſers bot um ſo mehr Intereſſe, als wir ſie durch Hrn. Conradi ſchon ſehr oft und ſehr brav dargeſtellt ſahen, und tritt Referent gleichwohl der Auffaſſungsweiſe des Hrn. v. Holtey, vorzüglich in Hinſicht der 1. Abtheilung „der Knecht,“ bei, ſo iſt nichts deſto minder die eigene Manier des Hrn. Conradi nicht zu tadeln, der, ein tüchtiger Künſtler, ſelbſt zu ſchaffen weiß, wo der Dichter ſeinen Charakter nur zweifelhaft hingeſtellt, und die Tinten deſſelben nur oberflächlich aufgetragen hat. — Die Darſtellung im Ganzen war eine höchſt gelungene zu nennen, und nächſt Hrn.

Digitized by Google

v. Holtey sind Hr. Chauer (Born), Hr. Riener (Wiesenthal) so wie Dlle. Gebhard (Anna) Dlle. Fränzel (Lisette) ehrenvoll zu erwähnen.

Zu seiner Benefice gab Hr. v. Holtey nebst einer Wiederholung von „33 Minuten in Grüneberg“ eine neue Piece von seiner Feder „Ein Liederspiel oder der schottische Mantel.“ Abgesehen, daß wir Süddeutsche für diese Gattung von dramatischen Producten durchaus unempfänglich, daß selbst unsre Schauspieler und Schauspielerinen dazu nicht fähig sind, indem ihnen wohl größtentheils die Gabe des Gesanges nicht gegeben, und unsern Sängern dagegen meistens die Fähigkeit fehlt, im Schauspiel ernstlich mitzuwirken, so erfreute sich dieses Product der Holtey'schen Muse demungeachtet einer freundlichen Aufnahme. Die in dieser kleinen Piéce beschäftigten waren, nächst Hrn. v. Holtey (Feder, ein armer Magister), Dlle. Eypert (Rosalie), Hr. Liebold (Reinhard) und Hr. Eigenwahl (Gründlich).

Vor den beiden Stücken las der Benefiziant den 4. Act „Heinrich des V.“ von Shakespeare. — Der Ruf, den Hr. v. Holtey als dramatischer Vorleser genießt, ist entschieden, ich möchte sagen, ist europäisch bekannt. Durch und durch eingedrungen in den Geist des großen Britten, bietet er dem Zuhören einen Genuß ganz eigener Art und verwirklicht in ihm die Idee, das Urtheil Göthe's, der von Shakespeare's Stücken sagt: „Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu sein, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust und sie mit Gewalt rasch hin und wieder blättert. So viel über die Gastvorstellungen des Hrn. v. Holtey, der gewiß lange in unsrer Erinnerung bleiben wird.

Noch bleiben mir, bevor ich mich zu den Opernvorstellungen wende, zwei neue dramatische Producte zu berühren, welche im Laufe des verflossenen Monates ihre ersten Darstellungen auf der hiesigen Bühne erlebten. Beide sind aus Holtey's Feder.

„Sie schreibt an sich selbst,“ nach einer französischen Idee in 1 Act. Eine dramatische Bagatelle, die ihre Wirkung nie verfehlen wird. Dlle. Eypert war als Julie überaus liebenswürdig. Auch Hr. Chauer (Wiedermann) und Dlle. Wildauer (Virginia) spielte ganz charmant.

„Der Brunnenarzt.“ Schauspiel in 5 Acten, eine nach Moder und Leichenluft schmeckende Comödie, ein gänzlich mißgriffenes Product des geschätzten Verfassers, erfreute sich nur einer Darstellung, und nur die Achtung des Publikums für den letzteren schützte es vor dem gänzlichen Fiasco. Dlle. Eypert spielte ihre mehr todte als lebende Renata sehr brav. Nicht minder lobenswerth waren Hr. Conradi, Dlle. Waldmann und Hr. Chauer (Freiherr von Birra), obgleich sie und die übrigen Mitwirkenden das leck Schiff vom Untergange zu retten nicht im Stande waren.

Die Oper betreffend, bugsirte endlich ein kreuzender Tenorist: Hr. Steiner vom Stadttheater zu Mainz, glücklich in unsern Theaterhafen, aber lichtete zum Bedauern der Opernliebhaber bereits nach viermaligem Auftreten wieder die Anker.

Hr. Steiner, wenn gleich mit keiner besonders schönen Stimme begabt, verbindet mit einem vorzüglichen Vortrage jene bei unsern Sängern so seltene Eigenschaft des Spieles, jene Eigenschaft, die gerade jenen, die sich ein Urtheil über Hrn. Steiner anmaßen, das ist, was die Lehre vom unsichtbaren Gotte den Peruanern ist.

Hr. Steiner debütirte als Alamir im Belisar, als Ottavio im Don Juan, als Max im Freischützen und als Arthur in den Puritanern, und wurden seine Leistungen auch nicht mit entschiedenem Beifalle aufgenommen, so folgt ihm jedenfalls von Seite der Kunstkenner das schmeichelhafte Lob nach, daß er sich in den vorstehenden Parthieen, als routinirten, ausgebildeten Sänger bewiesen habe, der seinen vorausgegangenen günstigen Ruf vollkommen rechtfertigte.

In der letzten Oper (Puritaner) sahen und hörten wir nach längerer Zeit wieder einmal Hrn. Heyger als Sir Georg, Hr. Heyger, von dem wir schon bei Gelegenheit seines ersten Auftretens, in diesen Blättern sehr günstig urtheilten, erwahrt die gute Meinung, die wir schon damals von ihm gehegt und sang die obige Parthie vorzüglich Dlle. Stievaneck (Elvire), Hr. Pichler (Sir Richard) und Dlle. Lengvary (Henriette), spielten und sangen, wie man es von ihnen nicht anders erwarten konnte.

Diese Woche noch werden Hr. Erl und Mad. Fließ-Ehnes als neuengagirte Mitglieder hier erwartet.

Auch Hr. Gaedemann beginnt einen Cyclus von Gastrollen.

Sonstiges Neues gibt es wenig; allenthalben werden Vorbereitungen für die Ankunft Sr. k. k. Hoheit des Erzherzogs Franz Carl getroffen, Höchstwelcher unsere Hauptstadt mit einer mehrtägigen Anwesenheit beglücken soll.

Der hiesige Pyrotechniker Kölbl produzirte am 31. v. M. sein diesjähriges erstes Feuerwerk unter dem Titel „Anna von Gösling.“ — Die heldenmüthige Jungfrau, noch einmal aus dem Grabe gerufen, zog einige hundert Menschen in die Gartenlocalitäten des Colosseums, um sie ziemlich unbefriedigt wieder zu entlassen. Ausgezeichnet war vor allem Andern eine neue Erfindung Kölbl's: „das schwarze Feuer. Der Erfinder sucht hierauf ein Privilegium an. Schade! sonst hätte vielleicht Hr. Stuwer eine Copie seines Satzes nehmen, und auch Ihnen in der Residenz einen solchen Kunstgenuß verführen können.

Besser als in pyrotechnischer Rücksicht geht es jetzt in artistischer bei uns, und in dem Verhältnisse, als die lithographischen Anstalten der HH. Kaiser und Leykam's Erben sinken, in demselben erhebt sich die des Hrn. Lampl, in der so eben ein vaterländisches Werk erschienen, welches alle Würdigung verdient. Es ist dieß ein Album des Grazer Schloßbergs, eine Reihe von Ansichten von der Hand des Herrn Gubernialconcipisten August Mandl, meisterhaft aufgenommen und gezeichnet, und von Kuwasseck trefflich auf Stein übertragen, ein Werk, welches sich allenthalben selbst anempfehlen wird, und um so mehr bemerkenswerth ist, als aus allen hiesigen Offizinen, ein paar kleine Piecen ausgenommen, noch kein lithographisches Werk hervorgegangen, welches auf wahren Kunstwerth Anspruch machen könnte, als dieses.

Schlüßlich mache ich noch auf eine neue Entdeckung im Fache der Galvanoplastik aufmerksam, die ebenfalls ihre Quelle in Graz sucht, und die von dem Erfinder in einer eigens erscheinenden Broschüre „Franlenstein's hydroelectrische Contactvergoldung und Versilberung ohne Apparat“ ausführlich behandelt wird. k.

Omnibus.

(Ein todter Zecher.) In einem russischen Gouvernement Kusan wird jeder Verstorbene mit Geld zu kleinen Ausgaben versehen. Diese Sitte gibt manchmal zu komischen Vorfällen Anlaß, wie der folgende einer war. Ein reicher Familienvater starb, und man legte 100 Rubel zu ihm in den Sarg. Ein paar Gauner, die davon Kunde erhielten, gruben das Grab wieder auf, erbrachen den Sarg, nahmen das Geld heraus, setzten den Todten aufrecht, und steckten ihm ein Fläschchen Wein in die Hand. Darauf gingen sie und sagten seinen Angehörigen, ihr respectiver Gatte und Vater führe eine liederliche Existenz unter der Erde. Die ganze Gemeinde eilte auf den Kirchhof, sah den Verblichenen mit jenem Attribut eines Zechbruders, und fand keine Kopeke bei ihm — er mußte also das ganze Capital schon verpraßt haben! Man ermahnte nun den Leichnam ernstlich, einem so scandalösen Lebenswandel zu entsagen und sich ehrsam aufzuführen; dann erhielt er eine neue Summe Geldes und das Grab wurde wieder zugeschüttet. — Die Gaudiebe gruben ein zweites Mal nach, nahmen das Geld und zeigten der Familie an, ihr entarteter seliger Papa fahre fort zu zechen; aber diesmal ging eine Anzahl respectiver Leute, mit Peitschen versehen, auf den Gottesacker, ertheilte dem verstockten todten Sünder eine tüchtige Tracht Hiebe und versenkte ihn dann, ohne einen Heller beizulegen. Seitdem hat der todte Zecher sich musterhaft aufgeführt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 115.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 24. September 1842.

Pränumerations-Anzeige.

Die hochachtungsvoll unterzeichnete Redaction erlaubt sich, die Freunde und Gönner des österreichischen Morgenblattes bei dem Herannahen eines neuen Quartals zur ferneren Pränumeration auf ihr Journal hiemit höflichst einzuladen.

Wie sehr das österreichische Morgenblatt in seinem Streben vorgeschritten sei, welche hohe Meinung sich der Ausspruch seines kunstrichterlichen Forums bei allen Kennern und Freunden der Wahrheit im In- und Auslande gewonnen habe, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, denn hierüber hat die allgemeine Stimmung längst und ehrenvoll entschieden. Nicht minder half eine große Zahl talentvoller vaterländischer Schriftsteller das Feld der Poesie und Prosa bestellen und der sich täglich mehrende Kreis der Leser dieses nationellen Journals dürfte den wohlklingenden Satz bestärken: »wie so gerne in unserm schönen Vaterlande dem Geistigen das Sinnverwandte die Hand reiche.“

Solche errungene, wenn gleich nicht leicht zu gewinnende Sympathien für das Gedeihen eines literarischen Institutes haben daher der Redaction den längst gehegten Wunsch ausführbar gemacht, diesmal, und zwar noch im Laufe des nächsten Monats, statt der gewöhnlichen artistischen Beilage und für die erste des folgenden Quartals, ihre Leser mit einem Bändchen von dem Redacteur verfaßter lyrischer Dichtungen zu überraschen.

Diese Beigabe, höchst elegant ausgestattet, und 60 Dichtungen enthaltend, führt den Titel:

„Blätter und Trauben.“

Eine Herbstgabe für fröhliche gesellige Zirkel von Joh. Nep. Vogl.

Es bildet somit dieser Band nebst der Fortsetzung zu den übrigen poetischen Erscheinungen des Verfassers, die im deutschen Vaterlande stets freundlich aufgenommen wurden, eine für sich bestehende Sammlung heiterer Wein-, Trink-, Keller- und Tafellieder, wie auch sonstiger Rundgesänge, wie sie unseres Wissens noch nirgends bestehen.

Von vielen der beliebtesten Componisteuren in Musik gesetzt, dürfte daher dieser Lieder-Cyclus sowohl für jeden Einzelnen wie ganze Gesellschaften, denen ein frohes Herz im Busen schlägt, eine sicher nicht unwillkommene Spende sein!

Wir erlauben uns, die Herren Tonsetzer, welche diesem Unternehmen wohlmeinend und sachverständig förderlich gewesen, in dankbarer Anerkennung hier aufzuführen. Es sind die Herren:

A. Bibl, Domorganist zu St. Stephan, Karl Binder, Kapellmeister am k. k. priv. Theater in der Josephstadt, Georg Bruckschlögl, Dommusikus zu Salzburg, Jakob Dont, Mitglied der k. k. Hofkapelle, M. Durst, Mitglied der k. k. Hofkapelle, J. Eitzenberger, Lehrer der Tonkunst, Stephan Franz, Orchesterdirector des k. k. Hofburgtheaters, Joh. Geiger, Franz Gläser, k. Hofopernkapellmeister zu Koppenhagen, Anton Hackl, J. Hoven, F. Seraph. Hölzl, Mitglied des Musikvereins zu Innspruck, Gust. A. Hölzl, k. k. Hofopernsänger, E. Keßler, J. F. Kloß (Heinr. Aue), Musik-Referent des österreichischen Morgenblattes, Fr. Krenn, Franz Mayr, Dr. Victor Mekarsky, Edlen von Menk, Adolph Müller, Kapellmeister am k. k. priv. Theater an der Wien, Jos. Netzer, Gottfried Preyer, Professor der Harmonielehre am Wiener Conservatorium, Heinrich Proch, k. k. Hofopernkapellmeister, B. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofkapelle, Karl G. Reisiger, Kapellmeister am Stadttheater in Dresden, Ludwig Rotter, Organist an der Pfarrkirche am Hof, Karl Reißner, Mitglied des k. k. Hofburgtheater-Orchesters, Wilhelm Reuling, Jos. Stadler, Mitglied der k. k. Hofkapelle, Michael Schoch, Organist an der Pfarrkirche zu St. Johann, Ant. M. Storch, Orchestermitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien, Franz v. Suppé, Kapellmeister am k. Theater in Preßburg, Emil Titl, Kapellmeister am k. k. priv. Theater in der Josephstadt, Rudolph Wieser, Edmund Winterle.

Schlüßlich fügen wir die gewöhnlichen Pränumerationspreise bei, nämlich für ein wöchentlich dreimaliges Erscheinen unsers Journals auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, der Druck in der rühmlichst bekannten Strauß'schen Officin besorgt, und mit artistischen und Kunstbeilagen, — den beispiellos billigen Betrag von 10 fl. für das ganze Jahr und halbjährig 5 fl. C. M. Die P. T. auswärtigen Herren Abonnenten entrichten ganzjährig 12 fl. 36 kr. C. M.

Neu eintretende Herren Abonnenten

in das nächste Quartal erhalten gleichfalls als besondere Begünstigung unsere „Blätter und Trauben,“ obgleich dieses Bändchen eine außerordentliche Prämie für den ganzen Jahrgang ist.

Joh. Nep. Vogl,
Redacteur des österreichischen Morgenblattes.

Das Gut in Böhmen.

Humoriſtiſche Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortſetzung.)

»Die Zeit der Trennung war mir eine Ewigkeit,« verſicherte der ſonore Ton einer männlichen Stimme, „ſtets dachte ich nur an dich, und keine von den weiblichen Schönheiten der Reſidenz war im Stande mich nur einen Augenblick zu feſſeln! Als aber plötzlich meine Briefe unbeantwortet geblieben, dachte ich dich in den Armen eines Andern, und gab alle Hoffnung auf deinen Beſitz auf; erſt in Prag, wo ich hörte, daß du mit der Baronin abgereiſt ſeiſt, erwachte dieſe ſüße Tröſterin wieder in meiner Bruſt. Deine Briefe hat meine Tante aufgefangen, du kennſt ihren Haß gegen deinen Stand.“

„Ich war troſtlos, ſo lange nichts von dir zu hören, und freute mich als die Baronin mir ankündigte, mit ihr zu reiſen. Ich wußte von ihren Plan hier einſam leben zu wollen, doch die Nähe des Badeortes, ließ mich hoffen, daß ihr Plan vereitelt wird, um ſo mehr, da ſie von Jugend auf ein geräuſchvolles Leben gewöhnt iſt. Auch verſprach der Secretär ihr das Landleben zu verleiden.«

„Er hat ſein Wort gehalten! denn ihn verdanke ich das Glück meine Bohumila zu umarmen.“

„Dank ihm! Doch es wird Zeit, Guſtav, wir müſſen uns trennen.“

»Wann ſehen wir uns wieder? — Nein, wann und wo kann ich dich ungeſtört ſprechen? denn ſehen werde ich dich am früheſten Morgen, aber allein ſprechen, das dürfte in der großen Geſellſchaft ſchwer halten.«

»Gegen Abend gehe ich in den Thurm, aus dem Fenſter linker Hand, das dir eine Niſche verbirgt, genieße ich die Ausſicht über das poetiſche Land, gegen Weſten, dort findeſt du mich. Merke dir's, die Niſche links.«

„Ich komme, nur noch den Abſchiedskuß.“

„Donnerwetter! Wer da?« rief eine barſche Stimme und Derber ſtand am Eingange. Wie ein aufgeſchrecktes Reh ſprang das Mädchen auf, und flog wie ein Pfeil an dem Schloßwart vorüber in das Schloß. Dieſer wollte ihr nach, doch eine kräftige Hand riß den Taumelnden ſo ſtark zurück, daß er zu Boden fiel.

„Diebe! Mörder!“ brüllte der Gefallene.

„Still,“ verſetzte der Andere, „oder du biſt des Todes. Stille!“

Die ſchwarze Geſtalt, welcher die erhitzte Phantaſie des Portiers Rieſengröße verlieh, machte durch ihre Donnerſtimme den Erſchrockenen verſtummen, und er wagte es nicht mehr ſein Auge zu erheben. Der Schwarze verſchwand, und als Derber aus ſeiner Betäubung erwachte, war die Sonne aufgegangen.

(Fortſetzung folgt.)

Der erſte Patient.

(Fortſetzung.)

»Sie werden mir glauben,« ſchaltete der Arzt, dem ich nacherzähle, bei dieſem Abſchnitte ſeines Lebensereigniſſes ein, — »Sie werden mir glauben, daß der räthſelhafte Beſuch einen tiefen Eindruck in meinem Gemüthe hinterließ und ich lange und ebenſo lange vergebens auf eine Erklärung, auf eine Möglichkeit verketteter Umſtände ſann, unfähig, Licht in dieſe Dunkelheit zu bringen. Es war nicht anzunehmen, daß ein bloßer Traum, eine bloße Verirrung der Phantaſie ihr Veranlaſſung geweſen ſein ſollte, von ſeiner nahen Auflöſung mit ſo fürchterlicher Gewißheit zu ſprechen. Oder ſollte es im Plane liegen, ſagte ich zu mir, morgen Früh jemand zu morden, die Frau darum wiſſen, vielleicht unter Eidſchwur Schweigen gelobt haben, jetzt Reue fühlen und außer Stand, die That zu hindern, durch ſchnelle ärztliche Hilfe den Tod verhüten wollen? Die Unmöglichkeit, das anſcheinende Räthſel nur einigermaßen genügend zu löſen, ſteigerte meine Vermuthung zur Überzeugung, wobei ich indeſſen nicht läugnen kann, daß während der langen, ſchlafloſen Nacht, wo ich vergebens mich abmühte, den ſchwarzen Schleier zu zerreißen, immer neue, widerſprechende Zweifel in mir aufſtiegen.«

Früh am folgenden Morgen begab der junge Mann ſich auf den Weg nach Walworth. Noch heute hat der von London entlegenſte Theil dieſes Ortes nur elende vereinzelte Häuſer; vor dreißig und einigen Jahren war das Ganze eine traurige Wüſte, wo blos Menſchen von zweideutigem Charakter wohnten, die entweder aus Armuth in einer beſſeren Nachbarſchaft ſich nicht anſiedeln konnten, oder deren Lebensweiſe und Lebenserwerb dieſe Abgeſchiedenheit ihnen beſonders wünſchenswerth machten. Von den Häuſern, die jetzt nach allen Richtungen ſich erſtrecken, ſind die meiſten erſt im letzten Jahrzehent entſtanden, und die früher in unregelmäßigen Zwiſchenräumen zerſtreut lagen, waren von der roheſten Bauart und auf das Erbärmlichſte eingerichtet.

Eine ſolche Gegend eignete ſich nicht, den jungen Mann bei ſeiner Wanderung aufzuheitern oder auch nur das bange, trübe Gefühl zu bewältigen, welches der ſeltſame Beſuch ihm erregt hatte. Der Weg, den er nach Angabe der Adreſſe verfolgte, führte ihn von der Hauptſtraße auf krummen, oft abgebrochenen Querpfaden über eine ſumpfige Gemeindetriſt: hier und da eine durchlöcherte, in Trümmer fallende Hütte, ein verkrüppelter Baum oder ein Waſſertümpel, der in Folge des letzten Nachtregens ſich langſam weiter ſchob, bisweilen ein armes Stück Gartenland mit ein Paar morſchen, zu einer Wohnung zuſammengeſchlagenen Bretern, oder ein altes Pfahlwerk, mühſelig ausgebeſſert mit einigen, aus den benachbarten Zäunen geſtohlenen Stöcken. Alles vollgiltiges Zeugniß für die Armuth der Bewohner und für die Leichtigkeit ihres Gewiſſens bei Behandlung fremden Eigenthums.

Nachdem der junge Mann knöcheltief durch Schlamm und Moor ſich matt und müde gewatet, ſtand er vor dem Hauſe, wohin er beſchieden worden. Es war ein kleines, niedriges Gebäude mit einem Stockwerk, ſeinem Äußern nach öder und verdächtiger als irgend eines, an dem er vorübergekommen. Hinter dem einzigen Fenſter des obern Stocks hing ein gelber, dicht zugezogener Vorhang, und die Fenſterladen des Erdgeſchoſſes waren nur angelehnt. Übrigens lag das Haus ganz abgeſchieden und ſo, daß von ihm aus kein anderes zu ſehen war.

»Ich blieb erſt einige Minuten vor dem Hauſe ſtehen,“ erzählte der Arzt, »und ging dann rings herum, ehe ich den Muth faſſen konnte, anzuklopfen.“

Allerdings hatten Burke und Biſhop ihre fürchterliche Berühmtheit damals noch nicht erlangt. Gleichwohl war von den Gräueln, denen Erſterer ſeitdem ſeinen Namen gegeben, mir in den öffentlichen Heilanſtalten genug vorgekommen, um bei meiner Wanderung durch Walworth mich auf ein-

mal von der ungeahnten Möglichkeit zu überzeugen, mit welcher sie begangen werden könnten, und begangen worden sind. Ich gestehe unverholen, ich mußte mich einige Augenblicke sammeln, ehe ich an die Thüre trat und klopfte. Sogleich vernahm ich ein ungewisses Flüstern. Es klang, als spreche Jemand von der Flur mit Jemand die Treppe hinauf. Dann hörte ich ein Paar schwere Stiefel über die steinerne Hausflur schleifen. Jetzt wurde die Kette von der Thüre gehoben, die Thür geöffnet, und ein hoher, fatal aussehender Mann sichtbar, dem dickes schwarzes Haar über die Schultern hing und dessen blasses Gesicht mich weniger das eines Lebenden als eines Todten däuchte. »Treten Sie ein,« sagte er mit dumpfer Stimme. Ich that es; jener hing die Kette wieder ein, und wies mich in eine enge Stube am Ende der Hausflur.

»Komme ich zeitig genug?« fragte ich.

„Zu zeitig," antwortete der Mann.

Das stark betonte »Zu" machte mich schaudern. Der Mann bemerkte es, wie schnell ich auch den unwillkürlichen Verrath meiner Überraschung zu verbergen suchte. Er sah mich mit grinsendem Lächeln an und sagte: „Wenn Sie sich gedulden wollen, so verlassen Sie sich auf mich, Sie sollen keine fünf Minuten verzögert werden."

Ohne zu antworten, trat ich in die Stube. Der Mann schloß die Thür von außen ab und ich hörte ihn fortgehen. Das Behältniß, in welchem ich mich jetzt befand, war klein und kalt, zwei Stühle und ein Tisch das einzige Geräth. In dem völlig offenen und unverwahrten Kamine brannte ein Handvoll Feuer, das weniger wärmte als alles Feuchte flüssig machte; in langen Streifen rieselte das Wasser von den Wänden. Aus dem einzigen, halb zerbrochenen, halb verklebten Fenster sah ich auf einen kleinen, mit Wasser überschwemmten Hof. Weder in, noch vor dem Hause vernahm ich Geräusch. Mit meiner Lage daher nicht sonderlich zufrieden setzte ich mich neben den Kamin, das Weitere meines ersten ärztlichen Besuchs erwartend.

Ich hatte nicht lange gesessen, als ich das Rumpeln eines ungeschickten Fuhrwerks hörte. Gleich darauf stand es still, die Kette an der Hausthür klirrte, mehre Stimmen sprachen durch einander, Fußtritte schlürften längs der Flur und klapperten die Treppe hinauf, — ich glaubte mich nicht zu irren, daß etwas Schweres in's obere Stockwerk getragen werde. Dann knarrte die Treppe wieder, wahrscheinlich kamen die Träger zurück und verließen das Haus; ich hörte das Klirren der Kette und nun war Alles so still wie vorher.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

L. Spohr's neues Oratorium: Babylon's Fall, soll beim diesjährigen Musikfest in Norwich zum ersten Male, unter Mitwirkung der italienischen Operngesellschaft von Paris zur Aufführung kommen; jedoch nicht, wie man hoffte, unter Leitung des Componisten selbst, weil demselben von seinem Herrn, dem Kurfürsten von Hessen-Cassel, der Urlaub dazu verweigert worden sein soll. Englische Blätter geben als Grund davon den Umstand an, daß der Kurfürst das neue Werk seines Hofkapellmeisters im eigenen Lande zuerst aufgeführt wissen wolle.

Die „Burg and Norwich Post" enthält einen Brief von Spohr an den Vorsteher des Musik-Comités in Norwich, Hrn. Edm. Wodehouse; dieser Brief gibt uns zwar keinen Aufschluß über den wahren Grund der trotz dem Einschreiten des Herzogs von Cambridge erfolgten Verweigerung, aber seine edle Mäßigung und bescheidene, rührende Offenheit verdienen, daß wir dieses interessante Document den Freunden unseres genialen deutschen Tondichters mittheilen:

Cassel 8. August 1842.

Geehrter Herr!

Obschon mich auch die zweite Verweigerung unseres Kurfürsten nicht unvorbereitet traf, so war sie dennoch, als sie kam, und die langgenährte Hoffnung, Norwich wiederzusehen, endlich ganz erlosch, ein harter Schlag für mich.

Seiner königl. Hoheit dem Herzog von Cambridge werde ich ewig verbunden bleiben für seine schleunige Vermittelung und bitte Sie, ihm für diese Güte und Herablassung meine wärmste Danksagung zu melden.

Ich tröste mich mit dem Gedanken, daß mein Oratorium von Ihnen dirigirt wird, und bin für die Aufführung nicht bange, die instrumentalen Schwierigkeiten sind geringer, als jene im „Calvario," und Ihren Leuten sind sie gar keine.

Die meiste Aufmerksamkeit erfordern Belsazar's Recitative mit Begleitung ꝛc. (folgen noch einige Winke in Bezug auf die Erequirung gewisser Stellen im Oratorio).

Sie werden mir gewiß, das weiß ich, die vorgezeichneten »piano« und „forte« genau beobachten.

Die zwei letzten Chöre hätte ich besonders gern in Norwich aufführen gehört; denn mein Orchester hier konnte mich damit nicht zufriedenstellen. Aber wozu mir das Herz schwer machen mit solchen fruchtlosen Wünschen?

Ich bitte, melden Sie dem Comité mein innigstes Bedauern, daß ich ihrem Verlangen nicht nachgeben kann. Eigens für das Norwichfest schrieb ich meinen „Fall Babylon's« und hoffte dort die erste Aufführung selbst zu leiten!! Drücken Sie dem Mayor mein Leidwesen aus darüber, daß mir die Freude versagt ist, seine gastfreundliche Schwelle nochmals zu betreten.

Weil ich also auf die Genugthuung verzichten muß, Sie in England zu sehen, so eröffnen Sie mir doch die angenehme Aussicht, Sie bald hier in Cassel zu begrüßen.

Erfreuen Sie mich mit einem ausführlichen Berichte über das Musikfest und genehmigen Sie nochmals meine besten Wünsche für einen glänzenden Erfolg! Vom ganzen Herzen

Ihr
Louis Spohr.

Literarisches.

Liederkränze von Herrmann Rollett. Wien. C. Gerold 1842.

Morgen-, Frühlings-, Trauer-, Jubel-, Nacht- und Todtenlieder — — junger Dichter, sonst bietest du dem Publikum nichts, keine gepanzerten, geharnischten, eisernen Lieder, keine Orientalen; nimm dein Buch zurück und singe deinen individuellen Schmerz für dich, den du nicht wie ein Schwert in die Wagschale gegen fremden Weltschmerz werfen kannst. Die Lerchen haben in den Fängen des Aars verblutet, die Frühlingsblumen sind von den Hufen der Schlachtrosse zerstampft, der Schalkenarr Ironie hat einen Flor um die Schellenkappe gewunden und nennt sich: Humor, die Verzweiflung jubelt gottlästernde Gesänge, die Silberscheibe des Mondes haben die Poeten längst zu Geld gemacht und die Sterne an Schauspieler und Tänzerinnen verschenkt, Friedhöfe sind zu Lustgärten und Promenaden geworden, über deren Mauern Walzeraccorde schmettern — und Heinrich Heine ist mit der Lorlei über den Rhein nach Paris gezogen, wo ist dann nun die deutsche Poesie? — Noch immer in Deutschland. Von den Burgen der Hohenstaufen rauschten mächtige Harfentöne nieder aus Ludwig Uhland's Harfe; auf Weineberg legt ein Traumdeuter die Träume des Lebens wunderbar aus, Justinus Kerner und Lenau hat den Schmerz, den die Welt auf die Straßen hinausgestoßen, liebgewonnen und gekleidet und herzbezwingende Lieder gelehrt, und Rückert, Grün, Grillparzer, Mosen, Beck, wie

das singt und klingt, in Deutschland ist noch immer die lyrische Poesie zu finden. Aber sie ist ernst und stolz geworden, sie hat das feige Klagen verlernt, sie ist gefeit von dem Blick der Romantik, sie kriecht nicht mehr zum Kreuz und zwingt den Fuß nicht mehr in antike Formen, die die schmerzhafte Leichdorne der vernichtenden Selbstkritik erzeugen, der Geist hebt das Gefühl aus der Taufe und nennt das Kind beim rechten Namen; — das ist der Unterschied von Einst und Jetzt. — Diese ganze Apostrophe gilt unsrem Dichter, der sich mit seinen Liederkränzen verspätet, sie einer Zeit bietet, die nach ihnen nicht mehr verlangt und ihn bitter kränkt, der doch seine Gabe so herzlich bot und besseren Dank verdient hätte. Diese Lieder sind für die Stillen im Lande geschrieben, und die Kritik soll, gleich Hamlet, nicht den König, der ihr überdies nicht einmal ihre Lorbeerkrone gestohlen, nicht in seinem Gebete tödten wollen. Wer Lieder wie: Frühjubel, Gebet, heiliges Feuer, Vorgefühl, Genesung, leichte Last, Himmelsblumen, Drang, im Verborg'nen, Thränenlust, Geheimniß schreibt, verdient gerechte Schonung.

Nordmann.

Die Arbeiter in den englischen Kohlengruben.

In Folge einer Untersuchung des Whigministeriums stellt sich der Zustand der englischen Kohlengruben also dar, wie uns die erschienene: The Condition of the young children and females employed in coal and other mines berichtet. Die Lüftung in den Kohlengruben wird mittelst Fallthüren bewirkt, die sorgfältig geschlossen werden, sobald die aus den Gruben zu fördernden Kohlen durch diese Öffnung gegangen sind. Kinder von 6 bis 10 Jahren werden zu diesen Geschäfte verwendet. Sie sitzen in einem hinter jeder Thüre in der Grube angebrachten Loche, halten in der Hand eine an die Fallthüre befestigte Leine, öffnen die Thüre, sobald sie die Kohlenkarren kommen hören, worauf die Thür durch ihr eigenes Gewicht wieder herabfällt, die Arbeit ist nicht schwer, aber die Lage der Kinder dennoch traurig, da sie stets einsam in einem feuchten Loche und in der Finsterniß sitzen. Licht wird ihnen nicht gegeben, wenn nicht zuweilen ein mitleidiger Kohlenarbeiter sie mit einem Lichtstümpfchen erfreut. Die Weiber und erwachsenen Kinder müssen die Kohlenkarren ziehen, zu welchem Zwecke sie um den Leib einen Gürtel tragen, an welchem vorne eine Kette befestigt ist. Dieselbe geht zwischen den Beinen durch und ist an den Karren gehängt, den sie auf Händen und Füßen gehend ziehen müssen. Diese Arbeit ist sehr schwer, besonders wenn die Karren aufwärts gezogen werden. Weiber und Kinder müssen von 6 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends ziehen. Ungefähr eine Stunde wird ihnen Mittags zum Essen gewährt, das aber nur in Butter und Brot besteht, wozu sie Wasser trinken. Mehrere Gruben sind so feucht, daß das Wasser den Arbeiterinnen oft bis über die Knie steigt und ihre dürftige Bekleidung den ganzen Tag naß ist. Nie waschen die Weiber ihren Leib, nur Gesicht und Hals. Unter ihnen herrscht große Unsittlichkeit und viele sind dem Trunke ergeben.

Diesen Auszug aus den obenerwähnten höchst interessanten Werke haben wir der Abendzeitung zu verdanken.

Naturhistorisches Kabinet.

(Eine ungeheure Wasserschlange) wurde vor Kurzem am Ufer des Mississippi von einer Truppe Einwohner unter Anführung eines Marinelieutenants erlegt. — Sie maß 58 Schuh in der Länge, und hatte mehrmals Vieh verschlungen und in den umliegenden Gegenden allgemeinen Schrecken verbreitet.

(Die Anzahl der Augen) bei manchen antidiluvianischen Thieren soll nach den neuesten Untersuchungen staunenswerth sein. Die Entdeckung dieser Augen in so vollkommenem Zustande, nachdem dieselben während unberechenbar langer Zeit in den Schichten der Übergangsgebilde vergraben lagen, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in den Forschungen über die Gebilde, welche sich in unserm Erdinnern vorfinden, und die Bildung dieser Sehwerkzeuge liefert einen überaus wichtigen Vergleichungspunkt zwischen der Einrichtung der Thiere der Vorwelt und Jetztwelt. In den Augen vorweltlicher Schmetterlinge finden sich 35,000, und in denen der Fliegen 14,000, während bei den vollkommenen Säugethieren ein Auge nur eine Linse besitzt.

Wiener Belustigungen.

(Sonntags am 15. September.)

Die Amusements, welche der diesswöchentliche Sonntag bietet, sind von solch' chamäleontischem Wechselspiel, daß jedes derselben in seinem Genre seine Freunde finden muß. Da es uns in dem vorliegenden Artikel vorzüglich darum zu thun ist, dem Fremden sowohl, als auch dem Einheimischen ein Cicerone in das Gebiet der Wiener Belustigungen zu sein, so wollen wir vorzugsweise nachstehende sonntägliche Festins herausheben und insbesondere anempfehlen und zwar als: Nachmittagsconversation, die in Dommayer's Casino in Hitzing (Lanner), — in Jägerritz's Casino in Döbling (Ballin), — in Lieberbauer's Casino in Simmering (Morelly), — im Casino am Landgut (Fr. Fahrbach), — zur Bierquelle in Hernals (Dont), — im Lichtenthaler Biersalen (Bendl), — als Festins: das letzte Fest im Colosseum in der Brigittenau, — ferner das im Volksgarten von Hrn. J. Strauß veranstaltete große Promenadefest, — und das in den Localitäten am Wien Raaber-Bahnhof stattfindende großartige, mit Illumination verbundene Fest; — als öffentliche Bälle, die welche in den Sälen: zum Sperl (Strauß), — im Lichtenthaler Biersalen (Fahrbach), — zum Stadtgut in Sechshaus (Mayer), — zur Stadt Bamberg in Fünfhaus, — im Casino zu Gaudenzdorf, — zum weißen Schwan in der Brigittenau, — und am Währingerspitz arrangirt werden.

Außer diesen gibt es noch mehre für diesen Sonntag bestimmte Belustigungen. Die vorzüglichsten und elegantesten aber bleiben immer die eben bezeichneten.

Theater Anzeige.

Am 28. d. M. findet im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore eine außerordentliche Vorstellung in den gewöhnlichen Abendstunden, zum Besten der, unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter stehenden Kleinkinder-Bewahranstalten zu Magarethen und im Neulerchenfeld, Statt, worin die gefeierte Künstlerin Dlle. Fanny Elßler in besonderer Berücksichtigung des wohlthätigen Zweckes, und zwar das einzige Mal während ihrer dermaligen Anwesenheit in Wien, mitwirken wird. Die Administration des gedachten k. k. Hoftheaters hat hierzu ihre Bühne den beiden obenerwähnten Anstalten überlassen. Logen und Sperrsitze sind täglich bei Hrn. Wache, Ballplatz Nr. 33. im 1 Stock, von 8 bis 12 Uhr Vormittags zu den, hinsichtlich der humanen Bestimmung, erhöhten Preisen zu haben.

Omnibus.

(Als Erinnerungen an das Mozartfest in Salzburg) erblickt man in der Glaswaarenhandlung des Herrn V. Mehle, auf dem Residenzplatze alldort schöngeschliffene Pokale von feinem Krystalle und elegauter Form, welche mit einem farbigen Embleme des Mozart-Denkmales geschmückt sind, welche sich vollkommen zu Erinnerungszeichen an die Apotheose des gefeierten Tondichters eignen und häufig von den anwesenden Fremden mit in die Ferne genommen werden.

(Amusantes.) „Wer hat den Preis bei dem Pferderennen gewonnen?“ fragte eine Dame ihre Freundin, „mein Mann oder der Deine Keiner von Beiden,“ war die Antwort, „sondern ein fremdes Pferd.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Ockerlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 116.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 26. September 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

VII.

Im Schloßhofe herrschte bereits ein reges Leben, als der Erwachte aus dem Garten trat, vier Reitknechte im höchst eleganten, rothen, mit Silber bordirten Livreen waren mit ihren Pferden beschäftigt, der Eine schnallte den Sattel fester, der andere verkürzte die Bügel, der Dritte richtete am Zaume, während der Letzte etwas überlaut nach dem Portier rief. Der Krieger stand stumm und verwirrt in ihrer Mitte, er griff nach der Tasche, und zog den Thorschlüssel heraus.

„Öffne das Thor!“ schrie der Ungestüme!

„Wer seid Ihr? wie kommt ihr her? was wollt Ihr? Donner Wetter! Redet!“

„Frage nicht so viel, und öffne!“ befahl eine bekannte Stimme, und der Sekretär wies nach dem Thore.

»Herr Sekretär,« versetzte zögernd der Soldat, „bedenken Sie, was Sie thun, diese Leute haben sich hier in der Nacht ohne meinen Wissen eingeschlichen, wir müssen die Sache untersuchen, es könnte sein —“

„Daß du ein Narr bist,« ergänzte der Gewarnte, »gehorche mir!“

„Nun! ich muß ja wohl,“ seufzte der Andere und schlich zum Thore, kaum waren die Flügeln offen, als die vier Reitknechte in vollen Galopp hinausſprengten, und sich auf der Ebene theilten und nach allen vier Himmelsgegenden flogen. Kopfschüttelnd sah Derber nach, endlich warf er zornig das Thor zu und nachdem er es sorgfältig geschlossen ging er zurück in der Hoffnung von dem abgefeimten Jean die Auflösung des Räthsels zu erfahren. Er stieg die Seitentreppe zu der Bedientenstube hinauf, doch wie groß war sein Schrecken, als er am Eingang zu derselben einen Offizier in voller Uniform begegnete. Fast hätte er vergessen, seine Honneurs zu machen, doch noch zur rechten Zeit ermannte er sich so, daß er eine militärische Stellung zu behaupten vermochte.

„Guten Morgen! Camerad;“ sagte sehr freundlich der Offizier. „Schon ausgeschlafen?“ Derber stand, die Hand am Hute, regungslos, und keine Antwort vermochte er über seine Lippen zu bringen.

„Nun, was ists? sind die Reitknechte schon fort?“

»Diesen Augenblick flogen die Teufeln davon,“ stotterte endlich der Gefragte.

„Du scheinst heute übel gelaunt Alter!“ versetzte der Offizier und klopfte ihm auf die Achsel.

„Straf mich Gott! — wenn ich weiß, was um mich geschieht!“ versicherte der Andere, „ich gehe herum, wie ein Träumender.“

»So!? Nun so träume fort,“ rief der Offizier, lachte laut auf, und sprang die Haupttreppe hinauf.

Im Vorzimmer der Baronin lehnte müßig der Bediente. Bei dem geräuschvollen Eintritt des Offiziers sprang er auf, und ging ihm devot entgegen.

„Wo ist der Herr Baron Steinberg.“

„Hochdieselben frühstücken bei der gnädigen Frau!«

»Desto besser, so kann er mich melden.«

„Muß unterthänigst bitten, die Frau Baronin leben hier incognito;“ versetzte verschmitzt der Diener.

»Das Recht, das ihr Nachbar hat, habe ich auch, melde er den Obersten von Siegborn!“ der Bediente ging.

»Nur herein, Freund!« rief nach einer kurzen Pause der alte Baron zur Thüre hinaus! „Nur herein!“ und den Oberst der erstaunten Baronin, vorstellend, sagte er: „Ew. Gnaden! Dies ist der Freiherr von Siegborn ein wackerer Soldat, Freund meines Sohnes, ich erwartete gestern seine Ankunft, und da sich diese verzögerte, beschied ich ihn mittelst eines Billets hieher! Je mehr Gesellschaft, desto angenehmer die Einsamkeit! Sie können mir vorwerfen, daß es etwas zu kühn ist, meine Freunde hierher zu laden, aber das ist so meine Manier, ich liebe das Ungewöhnliche! Als Ihr Nachbar habe ich, o ich nehme mir viel; mehr das Recht in Ihrem Hause zu schalten und zu walten. Damen müssen Jemanden haben, der Ihre Cercles arrangirt, und dieses Vorrecht lasse ich mir von Keinen nehmen. Ich will hier für Ihre Unterhaltung auf das Angenehmste sorgen. Wenn mich Ew. Gnaden in meinem Schlosse beehren wollen; stelle ich Ihnen alles zur freien Disposition, jeder Wink ward befolgt, Freiheit und Gleichheit herrscht auf dem Lande, Ihr Schloß betrachte ich als mein, betrachten Sie das Meine als Ihr Eigenthum.“

Die Worte des Herrn Baron setzen mich in die größte Verlegenheit,“ versetzte der Obrist, „Ew. Gnaden müssen mich damit entschuldigen, daß ich nur dem Wunsche meines Freundes folgend, als ein unerwarteter Gast hier erscheine. Dieser Zufall, den die Frau Baronin leicht als Zudringlichkeit erklären konnten, ist der glücklichste meines Lebens, denn er verschafft mir die Bekanntschaft einer höchst interessanten Dame, nach welchen ich schon in der Residenz längst getrachtet habe. — Gewähren Sie mir nur eine Einzige Stunde dieses Glück, und der heutige Tag wird der angenehmste meines Lebens!“

Die Baronin hatte zu viel Welt, als daß sie sich nicht dem vermeinten Zufalle hätte fügen sollen, deshalb empfing sie den Obristen mit der herzlichsten Versicherung der Annehmlichkeiten, welche ihr seine Anwesenheit verschaffte; — und wirklich lag in ihren Äußerungen viel Wahrheit, denn stündlich fand sie es angenehmer sich in einem größeren Cirkel zu bewegen, und von Minute zu Minute schwand ihr Vorsatz.

Was Wunder, daß es dem Baron in kurzer Zeit gelang, sein Nachbarin zu einer Lustfahrt in die Umgegend zu bewegen? Er machte den Plan zu einer Landpartie für den heutigen Tag. Die Damen machten ihre Toilette, drei Wägen fuhren vor. — Der Baron als Zeremonienmeister nahm seinen Platz neben der Baronin im ersten Wagen, der Graf ergänzte das Kleeblatt, während er seine Equipage dem Obersten überließ, dem Bohumila als Gesellschafterin bestimmt wurde, in den Wagen des Barons fuhr dessen Sohn, die beiden Schwestern Augusta und Aurelie ihm gegenüber, und um die Fräulein zu unterhalten, leistete ihn der Secretär Gesellschaft.

VIII.

Die Kirche, das Kloster in Maria-Schein wurde besucht; der Wallfahrtsort stimmte zur wahren Andacht die Herzen der Gesellschaft; denn je freudiger das Gefühl im Menschen, desto dankbarer schwingt sich sein Geist zu dem Spender der Freuden. Diese Morgenandacht erweckte in der Brust Aller eine besondere Empfänglichkeit für die wunderbaren Naturscenen, die sich den Fahrenden auf dem Wege von Mariaschein nach Grauppen darboten. Die Baronin war entzückt von der romantischen Gegend, der junge Baron drückte inniger seine Geliebte an sich, in deren schwarzen Auge sich manche Ritterburg als das zarteste Miniaturgemälde spiegelte. Der lebhafte Oberst jauchzte laut auf und begierig horchte er auf die Erklärung der geschichtlichen Daten dieses Schauplatzes, welche seine Gesellschafterin ihm in Kurzen besser feizzirte, als es bänderreiche Chroniken im Stande gewesen wären. So gelangte man nach Grauppen.

Während die Wägen über den etwas holperigen Weg leer hinauf fuhren, durchwanderten ihre Herrschaften das alterthümliche Städtchen. Die vielen, mit Reben bedeckten Häuser deren alte Bauart, und die hohen hölzernen Balkone uns unwillkürlich in die Vorzeit versetzten, machten einen besondern Eindruck auf die, an eine Residenzstadt Gewohnten. Elende Dörfer, prächtige Städte, Marktflecken und Residenzen hatte die Baronin oft gesehen, aber nirgends fand sie Armuth mit alterthümlicher Wohlhabenheit so gepaart wie in dieser Bergstadt. Die Damen vergaßen das holperige Pflaster, sie sahen nun an den Häusern hinauf, und erblickten selbst unter den Giebeln des Daches, die blühende Rebe. Der Graf weidete sich an der unverholten Freude der Baronin, und ließ es nicht fehlen, die Angebetete in dieser Stimmung zu erhalten, wozu er um desto mehr Muse hätte, als der alte Baron sich an die jungen Leute angeschlossen hatte, und in einem eifrigen Gespräche mit Laune begriffen, seine Stellung als Cicerone versäumte. Die Inschrift „Weg nach der Wilhelmshöhe“ machte seine Dienste entbehrlich, denn der Weisungstafel folgend, stiegen die Andern die Stufen hinauf. (Fortsetzung folgt.)

Der erste Patient.

(Schluß.)

Nach Verlauf weiterer fünf oder sechs Minuten stand ich im Begriff, meine Kraft an der Thüre zu versuchen, um die Thür zu sprengen, mit der eigentlichen Beschaffenheit des Hauses mich bekannt zu machen, als die Thür plötzlich aufging und mein Besuch von gestern eintrat, in derselben Kleidung, mit schwarzem, tief über's Gesicht fallenden Schleier. Sie winkte mir, ihr zu folgen. Ich zauderte; das Schweigen und die ungewöhnliche Höhe der Gestalt erregten mir plötzlich den Gedanken, sie könne ein verkleideter Mann sein. Aber ihr, unter dem Schleier hervorbrechendes Schluchzen bewies mir das Thörichte meines Argwohns, und ich folgte.

Meine Führerin ging die Treppe hinauf nach dem Vorderzimmer, blieb an der Thüre stehen und winkte mir einzutreten. Was ich hier erblickte, waren eine große Kiste, zwei Stühle und eine Bettstelle ohne Vorhänge. Der schon früher bemerkte gelbe Vorhang machte das Zimmer so düster, daß erst im nächsten Momente, wo die Fremde mit dem Ausbruche des wildesten Schmerzes an mir vorüberstürzte und neben dem Bette in die Knie sank, ich den Hauptgegenstand gewahrte. Voll ausgestreckt, in leinenen Umschlag gehüllt und mit wollenen Tüchern bedeckt, lag hier eine menschliche Gestalt, steif und ohne Regung. Kopf und Gesicht, offenbar eines Mannes, waren unbedeckt; nur eine schwarze Binde schlang sich über den Kopf um das Kinn. Die Augen waren geschlossen, der linke Arm ruhte schwer auf der Decke, die herabhängende Hand lag in der Hand der Fremden. Ich nahm sie in die meinige. Malen Sie sich mein Schreck, als ich die Hand einer Leiche fühlte. „Hier ist keine Rettung,“ sagte ich; „der Mann ist todt.“

Wie vom Blitz getroffen sprang die Fremde auf, schlug ihre Hände wild zusammen und schrie: „Nicht so, sagen Sie das nicht! Todt geglaubte Menschen sind in's Leben zurückgebracht worden, und Menschen wurden begraben, die noch lebten. Lassen Sie ihn nicht hier liegen, nicht verscheiden, ohne einen einzigen Versuch, ihn zu retten. Gott ist ja allmächtig. Ich beschwöre Sie, zögern Sie nicht. In dieser Sekunde vielleicht reißt das Leben sich los. Um Gottes, um der Barmherzigkeit Willen, nur Einen Versuch.“

Unter solchem Ausrufe warf sie sich über den Leichnam, rieb mit zitternder Hast Stirn und Brust und drückte die kalten Hände zwischen die ihrigen. Aber wie sie die Hände los ließ, fielen sie schlaff und schwer auf die Decke nieder.

Ich hatte inzwischen die Brust des Mannes und an ihr kein Lebenszeichen gefühlt. Ich beugte mich über ihn, erblickte — aber ich konnte irren; öffnen Sie den Vorhang, schnell!“ rief ich. Die Fremde blieb unbeweglich. „Den Vorhang auf!“ wiederholte ich. Sie wich nicht von der Stelle. So stand ich selbst auf. Da stürzte sie zu Boden, umklammerte meine Kniee und rief: „seien Sie barmherzig! Lassen Sie den Vorhang! Wenn es nutzlos, wenn er unrettbar todt ist, warum die Leiche entblößen?“

„Ich muß den Körper sehen,“ sagte ich, und ehe die Frau es hindern konnte, riß ich den Vorhang weg.

Das volle Tageslicht fiel in's Zimmer, ich trat an's Bett und besichtigte die Leiche. „Hier ist Gewalt geübt worden,“ sagte ich, auf den Körper weisend und die Fremde scharf ansehend, die jetzt zum ersten Male ohne Schleier vor mir stand. Hut und Schleier waren ihr entfallen; es schien, sie wußte es nicht. Sie mochte fünfzig Jahre zählen und war wohl schön gewesen. Kummer und Thränen hatten Furchen gezogen, wie die Zeit es nicht thut. Das Gesicht war todtenbleich, die Lippen bebten und ein unnatürliches

Feuer brannte in den Augen. Körper und Geiſt erlagen ſichtbar einer ungeheuern Laſt von Elend.

„Hier iſt Gewalt geübt worden!“ wiederholte ich.

„So iſt es,“ ſagte die Frau.

»Ich meine, der Mann hier iſt ermordet worden.“

„Ja, bei Gott! das iſt er; mitleidslos, unmenſchlich iſt er gemordet worden!“ ſchrie die Frau in durchbrechender Heftigkeit.

„Und von wem?« verſetzte ich, die Frau beim Arme faſſend.

»Von wem?“ entgegnete ſie mit dumpfer Stimme; »ſchaue hin auf das Merkzeichen des Schlächters und dann frage!«

Ich beugte mich über den Leichnam und zog die Kopfbinde ab. Der Hals war geſchwollen, ein blau und ſchwarzgelber Streif umlief ihn. Jetzt war kein Zweifel mehr, und mit Schauder mich abwendend, ſagte ich: „Das iſt einer von denen, die heute gehenkt worden ſind.“

„So iſt es,“ verſetzte die Frau.

„Und wer iſt er?“

„Mein — Sohn,“ hauchte die Frau und ſank zu Boden.

Den Schluß ſeiner Erzählung gab der Arzt in wenigen Worten. Früh ihres Gatten beraubt und im Beſitze eines geringen Vermögens hatte die Mutter des Unglücklichen oft die Nothwendigkeiten des Lebens gemißt, um ihn, ihr einziges Kind, den Liebling ihres Herzens, zu einem tüchtigen Menſchen zu bilden. Heißes Blut und ſchlechte Geſellſchaft hatten ihn zur Theilnahme an Verbrechen geführt. Er ſtarb von der Hand des Henkers, ſeine Mutter im Irrenhauſe.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samſtag, am 14. September, zum erſten Male: Das Haus der Tratſchereien, oder: die zwei Putzgreteln. Locales Familiengemälde mit Geſang in 2 Aufzügen vom Verfaſſer des Zauberſpiels: der Sieg des guten Humors. Muſik von Hrn. Andreas Scutta.

Eine Familie wird faſt brodlos, die Frau wird vor Gericht belangt, ſie hat eine geſtohlene Halskette gekauft, und weiß den Verkäufer nicht genau zu bezeichnen, — dieſe Familie hat eine brave Tochter; eine andere Familie wird vom Hausherrn gepfändet, weil ſie den Zins nicht erlegen kann, denn die Mutter für eine falſche Uhr hintangegeben, dieſe eitle, leichtſinnige Mutter hat einen braven Sohn; und der brave Sohn bekommt die brave Tochter der andern Familie, und das Alles durch Tratſchereien. — O Erfindung, o Verwicklung! Die Poſſenſchreiber meinen, wenn ſie die alltäglichſte Miſere, über die Jedermann, wenn er ſie durch Zufall hört, in Ärger ausbricht, weil man ihm mit der Erzählung eine Viertelſtunde raubt, die er zu jedem and'ren beſſer verwendet hätte, auf die Bretter bringen, daß mit einem Male die Natur des Publikums eine and're werden ſollte, daß es über einen Spaß, bei den man in der Geſellſchaft die Achſeln zuckt, hier vollends in Jubel ausbrechen ſolle. Ein Stoff, ein Stoff, der mit ſeinen hervorſtehenden, dürren Knochen die Couliſſen einſtürzt, wird in's Theaterkoſtüm geſteckt, und von Scene zu Scene wieder herausgeſchält, daß man zu Ende wieder das nackte Gerippe ſieht, dem vor Gedankenfroſt die Gelenke klappern, und dies Ankleiden und Ausziehen nennt man Familiengemälde, Charakterſtücke, Volksſchauſpiele. Perſonen treten ab und zu, und geben ihre Witze zum Beſten, die ſie vor einige Jahren geleſen, und in einem Käſtchen geſammelt, das das Shakeſpear'ſche Motto trägt: Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Eine ſtereotipe Figur muß überdies im Ganzen ſein, der man den bunten Komödienflitter, und die Schellenkappe, an der aber die Schellen mangeln, aufſtulpt, und dieſe Figur muß der beliebteſte Komiker der Bühne darſtellen, der Geiſt von ſeinen Geiſt ins Machwerk bringt. — Hr. Neſtroy gab heute eine Art: Mengles mit Humor und Geiſt, er allein war es, der das Publikum den Abend nicht ganz verlieren ließ, er behandelte ſeine Rolle wie eine Figur, und ſie war gerettet. Nach ihm ſpielte Dlle. Wagner am beſten, und nach ihr Mad. Rohrbeck und Fehringer und die HH. Grois und Neumann. Aber die Chöre, ach, die Chöre ſangen, daß ſich das Herz im Leib umkehrte, weil es ſo furchtbar aus ſeiner Ruhe gebracht wurde, ſie verdarben ganz und gar die günſtige Stimmung, die im erſten Acte laut wurde, — und trugen zu dem Mißbehagen weſentlich bei, wovon aber auch die Muſik viel ſich zueignen darf. Nicht Alles, was auf einer Violine geſtrichen, aus einer Flöte geblaſen und auf der Pauke gewirbelt wird, iſt Muſik, es gehört dazu noch ſo Manches, über das man ſich, was Localmuſik betrifft, bei Titl, Müller und Proch Rathes erholen kann. — Der Beſuch war ſehr zahlreich.

Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Freitags am 23. d. M. zum Vortheile des Herrn Brabée: »Der Bub' vom Lande, oder: Wie ſchauts in der Stadt aus?« Muſik von Krottenthaler.

Es iſt eine alte Referentenmaxime, bei den von Schauſpielern zu ihren Benefices verfaßten Stücken, nachſichtiger zu ſein, denn gewöhnlich ſpricht, wie auch das in Rede ſtehende Stück kein Appartes hatte, das Publikum ſelbſt ſeine Meinung ſehr deutlich aus oder es waltet die Entſchuldigung vor, das Stück hätte gewiß nicht das Licht der Welt erblickt, wenn es keine Benefices gebe. — Wir wollen hier mit in nuce das Sujet, das Geſchichtchen erzählen, das vom „Jakoberl“ (dem Buben vom Lande) handelt, welcher im Grunde nichts anderes, als ein ſchlechtcopirtes Porträt von Neſtroy's Eulenſpiegel-Nazi iſt; — das Geſchichtchen vom Adoptivſohne des ruſtikalen Simon, deſſen Abkunft mit lauter Schleiern verhängt iſt, und der die Leidenſchaft entwickelt, ſeinen ländlichen Aufenthalt zu verlaſſen, um mit ſeinem Begleiter Zeno in die Stadt zu ziehen. Nach der Expoſition dieſer Prämiſſen findet ſich denn der Traum, ein recht ehrenbraver und ſeelenguter Herr, ein, und läßt ihm in den Bildern des Schlafes Aventure erleben, die ihm ſeinen Begleiter und das Stadtleben entlarven und die Rückkehr zu ſeinem heimatlichen Heerde erwünſcht machen. Die Aventures im Traume ſind dabei beiläufig nach denen gehalten, welche Paul de Kock in ſeinem Romane betitelt: das Kind meiner Frau entwickelt. — Am Schluſſe der Prüfungen, die unſern Jakoberl belehrt, das Publikum aber ennuyirt hatten, findet ſich wieder der Traum ein, und die Wirklichkeit entſteht, welche den Zeno als einen Deſerteur arretiren und in dieſer Klemme nachdem er einige Reflexionen auf Jakoberls Abkunft gemacht, geſtehen läßt, es wäre nur ſeine Abſicht geweſen, Jakoberl in die Stadt zu locken, um dort an ihn durch Verführung zu rächen, was ſein Vater, einer ſeiner alten Kriegskameraden, an ihn begangen hatte. Jakoberls Vater übte nämlich ſtrenge Disciplin und ließ nachdem er avancirte, ſeinen vormaligen Genoſſen, und nun derweiligen Intriguanten eine Baſtonade beſtehen. Dieß der Inhalt, in welchem das Läppiſche und Täppiſche, das ſich nur in karrikirten Formen auf der Bühne tolleriren läßt, zum Popanze wird. Die Mitwirkenden thaten ihr Möglichſtes, vorzüglich aber Dlle. Condoruſſi und Hr. Scholz.

Warum wohl Hr. Scholz, wenn ſchon ungünſtiges Wetter im Anzuge iſt, gewiſſe ominöſe Stellen ganz beſonders markirt? Hr. Scholz gewinnt freilich, aber nicht ſo der Verfaſſer, welcher vom Publikum dann einige nicht ſehr angenehme und unzärtlichklingende Anſpielungen zu erndten hat. Das Haus ſtand dem Beſuche nach in Floribus. F. V. Schindler.

K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.

Ehevorgeſtern zum erſten Male: Die Tochter der Wildniß, oder: Zwei Herzen und Ein Schlag. Scherzſpiel mit Geſang und Tanz in zwei Abtheilungen, vom Verfaſſer der ſchlimmen Frauen. Muſik von Hrn. Kapellmeiſter A. E. Titl. Tänze und Gruppirungen

von der Balletmeisterin Mad. Jos. Weiß. Das Costum neu von dem Garderobier Hrn. Scholze. Das Arrangement des Theaters vom Hrn. Decorateur Jachimovits.

Hr. v. Told, der unermüdliche Possenfabrikant, und Parodienbrechsler klammerte sich seit einigen Jahren mit wahren Bienenfleiße an jedes nur halbwegs renommirte Ballet, an jede Oper an und bot wenige Wochen nach der Aufführung des Originals eine mit pomphaften Glanze ausgestattete Parodie derselben. Oft ist ihm der Wurf gelungen, obwohl meistens die Kunst des Schneiders, Klempners, der Balletmeisterin, des Malers, Compositeurs ꝛc. ꝛc. mehr zur Neuheit der Told'schen Stücke beitrugen, als der denselben innewohnende Witz oder Spaß. Allein dießmal, wo sich unser Autor bis zu dem duftigen, poesiebelebten neuesten Werke unsers genialen Halm verstieg, das, seiner Anlage und Natur gemäß, dem Talente Tolds nicht die erwünschte Gelegenheit bot, in Massen zu wirken, wo es sich vielmehr darum handelte, die beiden Hauptcharactere vom Sohn der Wildniß, als gelungene Freskobilder auf die Volksbühne zu übertragen; wo es darauf ankam, Situationen zu erfinden und durch würzhaften Spaß die zu große Hingebung des kräftigen Ingomar an die schwache Parthenia, lächerlich zu machen, dießmal erlitt Tolds gewandte Feder eine Niederlage, denn der Schmetterlingsstaub jener süßen duftigen Poesie war zu fein und ätherglatt; er mußte unter dem Fingerdruck der Alltäglichkeit verschwinden. Hr. v. Told folgte dem Original Schritt für Schritt, und wurde daher langweilig; er behielt alle Einzelnheiten bei, z. B. die bezähmte Waldbewohnerin trägt hier ihrem fortziehenden Bezwinger die Laterne nach, oder: zum Andenken an die Wanderung durch Nacht und Nebel, durch Moor und Wald verabreicht der Held dieser Parodie seinem Waldfräulein eine große Schneiderscheere, endlich als am Schlusse die bezähmte Tochter der Wildniß wieder in ihre Wälder zurückkehren will, folgt ihr der treue Schneider und überreicht ihr zum Abschiede ihren vergessenen Sonnenschirm!!? — Durch eine solche Profanation der zartesten Schönheiten des Originals wurde Hr. v. Told gemein, und durch manche auffallende und absichtlich angebrachte Unsittlichkeiten wurde er anstößig. Was will man mehr? Dieß ist durchaus nicht der Weg, um unsere tief genug gesunkene Posse auf grüne Zweige zu bringen, wenngleich das ganze Theater mit frischen Bäumen und Blumen ausgeschmückt war, was übrigens (beiläufig gesagt) durchaus nicht mehr originell ist und auch nichts beitragen wird, um das enttäuschte Publikum anzuziehen; und wenn Hr. v. Told mit unbeugsamer Standhaftigkeit auf diesem Wege vorschreitet, so wird er das arme mißhandelte Kind der Lokalmuse noch ganz zu Grabe tragen helfen. Witz und Spaß sind Fremdlinge in dieser Tochter der Wildniß, unter den Couplets ist das letzte mit dem Refrain vom Schopfbeuteln das beste, alle andern laboriren an bedeutender Schwäche. Nun kommen wir zur Ausstattung und müssen, trotz des seit längerer Zeit an dieser Bühne gang und gäbe gewordenen Sprichwortes: Kleider machen Stücke, dennoch gestehen, daß dießmal die Pracht derselben weit hinter allen Erwartungen blieb; was wohl darin seinen Grund haben mag, daß man Außerordentliches vermuthete, wozu uns Hr. Pokorny durch den Glanz seiner übrigen Ausstattungen nur selbst verleitete. Man geht in sein Theater, um das Auge an Pracht der Dekorationen, Costumes, Tänze ꝛc. zu weiden, und fordert von jedem neuen Stücke neuen und größeren Aufwand, daß dadurch für die Lokalposse nichts gethan sei, und daß, wenn Stücke wie diese Tochter der Wildniß, öfter folgen, das Publikum übersättigt werde, ist Hrn. Director Pokorny schon bei mehren Gelegenheiten gesagt worden, und die eigene Erfahrung wird ihn gewiß davon noch überzeugen. Unter den Tänzen hat der Spiegeltanz am meisten gefallen und hätte noch mehr Sensation gemacht, wenn er etwas abgekürzt worden wäre. Mad. Weiß ward gerufen. Die Oberleiter zum Schlusse der Vorstellung sind ebenfalls zu lang gedehnt und konnten, obgleich das immer beschäftigte weibliche corp de ballet es nicht an Fleiß und Lust fehlen ließ, nicht besonders ansprechen. Unter den Darstellenden mühten sich die Beiden Träger des Stückes Hr. Weiß und Mad. Thome nach Leibeskräften, diesem Kinde der Lokalmuse so viel Leben einzuhauchen, als nur möglich war; und wenn ja in dieser Tochter der Wildniß zuweilen gelacht wurde, so verdankt es Hrn. Told nur dem Streben der genannten beiden und des Hrn. Feichtinger, der, wiewohl in der stereotypen Käferle Manier, seine ganz unnöthiger Weise eingeschobene Rolle ebenfalls lebendig durchführte. Im Liedervortrage traten besonders Hr. Weiß und Mad. Thome lobenswerth hervor. — Und nun zuletzt einige Worte über die Musik, die das Beste ist, was mir an jenem Abende zu Ohr gedrungen, obgleich ich unsern wackern Kapellmeister Till herzlich bedauere, daß er gezwungen ist, sein schönes Talent solchen mißglückten Geisteskindlein zu leihen, denn da wo kein Funke Poesie ist, kann der größte Compositeur nicht durchdringen. Ich will hier nur die sehr schöne Introduction, so wie das Duett: Zwei Seelen Ein Gedanke, und das Schlußcouplet vom Schopfbeuteln anführen, von denen jedes Musikstück in eigener Manier gehalten und durchgeführt ist und auch allgemein ansprach. Besonders hervorzuheben ist das Potpourri am Schlusse der ersten Abtheilung. Der Besuch war außerordentlich zahlreich und obwohl die Hitze drückend war, so kam man die Aufnahme dieser Tochter der Wildniß doch nur eine kühle nennen.

J. N. Waldschütz.

Omnibus.

(Amusantes.) Ankündigung: Ein Mädchen von 25 Jahren sucht ein Unterkommen als Köchin in einem Hause, in welchem ein Bedienter ist.

(Englische Schriftstellerinen.) In England sollen gegenwärtig mehr als 130 weibliche Namen im Meßkataloge figuriren. Was geht die Weiber die Literatur an? Sie sollen die poetischen Phänomene in sich aufnehmen, aber solche selbst zu produziren sind sie nicht berufen. Das ist der Fluch eben aller Literaturen Europas, daß die Weiber Männer und diese Weiber werden. Jedenfalls kommen als Resultat dieser Mischung auf der einen und der andern Seite nur Strümpfe heraus.

(Annonce.) Bei einem Klempner las man unlängst: Hier bekommt man Maulkörbe für wüthende Hundebesitzer.

(Toilette der Chinesen.) Einige Tage vor der Capitulation Cantons, erzählt Stuart Mackenzie, nahm Kapitän Herbert dem berühmten tartarischen General Shang-Hang ein sehr elegant eingerichtetes Schiff ab. Der General war so schnell auf seine Rettung bedacht, daß selbst sein Toilettentisch nebst allem Zubehör in die Hände des Capitäns fiel. Wer alle die in seinem Necessaire vorgefunden Uthensilien gesehen, muß gestehen, daß die chinesische Toilette mit der eines occidentalischen Dandys dreist in die Schranken treten kann.

Wiener Belustigungen.

Die Amusements der Woche werden dieses Mal so wie immer auf die rekorablste Weise begonnen, und zwar am Montage mit Soirées bei Meuling, Landstraße (Musik von Ballin), — beim weißen Lamm in Neulerchenfeld (Fahrbach), in der Bierquelle in Hernals (Bendl), und bei den 3 Lerchen unter den Weißgärbern (Volkssänger Moser), welche wir allen, die unserem Cicerone folgen, aufs beste aus der Ursache anempfehlen, weil sie von Entrepreneurs verunstaltet sind, welche sich den Credit und die Gunst des Publicums zu erhalten wußten. Fahrbach, Moser, Ballin und Bendl, sind überdies Namen, denen Jeder gerne folgt. Diesen Namen gesellen sich noch am Dienstage den 27. September die beiden Walzervereen Strauß und Lanner bei, und zwar Strauß im k. k. Volksgarten, Lanner in Lindenbauers Casino in Simmering — Überdies wird noch an diesem Tage Fahrbach in der Bierquelle zu Hernals, und Moser bei der goldenen Wage auf der Wieden das Publicum amusiren. Diese kurze Übersicht mag allenfalls den Beweis liefern, daß von Seite der Belustigungs Entrepreneurs genug gethan wurde, um diese Woche mit den Lieblingsgenres des Wiener Frohsinns einzuleiten.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pränumeration 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei M. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 117.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 28. September 1842.

Pränumerations-Anzeige.

Die hochachtungsvoll unterzeichnete Redaction erlaubt sich, die Freunde und Gönner des österreichischen Morgenblattes bei dem Herannahen eines neuen Quartals zur ferneren Pränumeration auf ihr Journal hiemit höflichst einzuladen.

Wie sehr das österreichische Morgenblatt in seinem Streben vorgeschritten sei, welche hohe Meinung sich der Ausspruch seines kunstrichterlichen Forums bei allen Kennern und Freunden der Wahrheit im In- und Auslande gewonnen habe, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, denn hierüber hat die allgemeine Stimmung längst und ehrenvoll entschieden. Nicht minder half eine große Zahl talentvoller vaterländischer Schriftsteller das Feld der Poesie und Prosa bestellen und der sich täglich mehrende Kreis der Leser dieses nationellen Journals dürfte den wohlklingenden Satz bestärken: »wie so gerne in unserm schönen Vaterlande dem Geistigen das Sinnverwandte die Hand reiche.«

Solche errungene, wenn gleich nicht leicht zu gewinnende Sympathien für das Gedeihen eines literarischen Institutes haben daher der Redaction den längst gehegten Wunsch ausführbar gemacht, diesmal, und zwar noch im Laufe des nächsten Monats, statt der gewöhnlichen artistischen Beilage und für die erste des folgenden Quartals, ihre Leser mit einem Bändchen von dem Redacteur verfaßter lyrischer Dichtungen zu überraschen.

Diese Beigabe, höchst elegant ausgestattet, und 60 neue Dichtungen enthaltend, führt den Titel:

„Blätter und Trauben.“

Eine Herbstgabe für fröhliche gesellige Zirkel von Joh. Nep. Vogl.

Es bildet somit dieser Band nebst der Fortsetzung zu den übrigen poetischen Erscheinungen des Verfassers, die im deutschen Vaterlande stets freundlich aufgenommen wurden, eine für sich bestehende Sammlung heiterer Wein-, Trink-, Keller- und Tafellieder, wie auch sonstiger Rundgesänge, wie sie unseres Wissens noch nirgends bestehen.

Von vielen der beliebtesten Componisteure in Musik gesetzt, dürfte daher dieser Lieder-Cyclus sowohl für jeden Einzelnen wie ganze Gesellschaften, denen ein frohes Herz im Busen schlägt, eine sicher nicht unwillkommene Spende sein!

Wir erlauben uns, die Herren Tonsetzer, welche diesem Unternehmen wohlmeinend und sachverständig förderlich gewesen, in dankbarer Anerkennung hier aufzuführen. Es sind die Herren:

A. Bibl, Domorganist zu St. Stephan, Karl Binder, Kapellmeister am k. k. priv. Theater in der Josephstadt, Georg Bruckschlögl, Dommusikus zu Salzburg, Jos. Drechsler, Professor und Kapellmeister an der Pfarrkirche am Hof, Jakob Dont, Mitglied der k. k. Hofkapelle, M. Durst, Mitglied der k. k. Hofkapelle, J. Eitzenberger, Lehrer der Tonkunst, Stephan Franz, Orchesterdirector des k. k. Hofburgtheaters, Ferd. C. Fuchs, Jos. Geiger, Franz Gläser, k. Hofopernkapellmeister zu Koppenhagen, Anton Hackl, J. Hoven, F. Seraph. Hölzl, Kapellmeister des Musikvereins zu Innsbruck, Gust. A. Hölzl, k. k. Hofopernsänger, C. Keßler, J. F. Kloß (Heinr. Aue), Musik-Referent des österreichischen Morgenblattes, Fr. Krenn, Franz Mayr, Dr. Victor Mekarsky, Edlen von Menk, Adolph Müller, Kapellmeister am k. k. priv. Theater an der Wien, Jos. Netzer, Gottfried Preyer, Professor der Harmonielehre am Wiener Conservatorium, Heinrich Proch, k. k. Hofopernkapellmeister, B. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofkapelle, Karl G. Reisiger, Kapellmeister am Stadttheater in Dresden, Ludwig Rotter, Organist an der Pfarrkirche am Hof, Karl Reissert, Mitglied des k. k. Hofburgtheater-Orchesters, Wilhelm Reuling, Michael Schoch, Organist an der Pfarrkirche zu St. Johann, Jos. Stadler, Mitglied der k. k. Hofkapelle, Math. Strebinger, Orchester-Director des k. k. Hofoperntheaters, Ant. M. Storch, Orchestermitglied des k. k. priv. Theaters an der Wien, Franz von Suppé, Kapellmeister am k. Theater in Preßburg, Emil Titl, Kapellmeister am k. k. priv. Theater in der Josephstadt, Rudolph Wieser, Edmund Winterle.

Schlüßlich fügen wir die gewöhnlichen Pränumerationspreise bei, nämlich für ein wöchentlich dreimaliges Erscheinen unsers Journals auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, der Druck in der rühmlichst bekannten Strauß'schen Officin besorgt, und mit artistischen und Kunstbeilagen, — den beispiellos billigen Betrag von 10 fl. für das ganze Jahr und halbjährig 5 fl. C. M. Die P. T. auswärtigen Herren Abonnenten entrichten ganzjährig 12 fl. 36 kr. C. M.

Neu eintretende Herren Abonnenten

in das nächste Quartal erhalten gleichfalls als besondere Begünstigung unsere „Blätter und Trauben,“ obgleich dieses Bändchen eine außerordentliche Prämie für den ganzen Jahrgang ist.

Joh. Nep. Vogl,
Redacteur des österreichischen Morgenblattes.

Lamentationen.

1.

Auch zur Parodie bedarf es einigen Geiſtes, einigen Witzes. Es iſt nicht hinreichend, daß man dem Julius Cäſar Kappenſtiefel anzieht, oder einen Eſel mit dem Lorberzweige Petrarca's ſchmückt, um Julius Cäſar oder Petrarca zu parodiren. — Es iſt nicht genug Fiaker und Höckerinnen in Harniſche zu ſtecken, um die Übertreibungen des Ritterſchauſpiels anſchaulich zu machen; nicht hinreichend ſcheußliche Thiergeſtalten in menſchliche Garderobe zu werfen, um die menſchliche Eitelkeit zu perſifliren. — Alle Erfindung ſetzt einen Zweck voraus; — Planloſigkeit iſt daher jederzeit als ein Zeichen betrachtet worden, daß es dem Dichter, ja ſelbſt dem bloßen Komödienſchreiber oder Bänkelſänger, je nachdem es ſich um einen oder den andern von dieſen handelt, an Erfindungsgabe oder am Verſtande fehle.

2.

Es iſt doch ſonderbar, welche Gewohnheiten die Productionskraft des Geiſtes entwickeln oder hemmen! — Die Geſchichte von Kant und dem Thurmknopfe iſt bekannt, daß es aber Dichter gibt, deren Productionskraft nur dann in Fluß kommt, wenn ſie einen Plan abſchreiben oder Couplets anfertigen laſſen können, iſt weit wunderbarer. Und doch gibt es Genie's, die durchaus ſolcher Nebendinge bedürfen, um dann gleichſam in der Zerſtreuung eine Komödie zu ſchreiben. Ein Anderer muß Opium trinken, ein Dritter Champagner, Dieſer raucht Tabak und Jener geht ſpazieren, Derjenige aber, der die Abſchreibekunſt zu ſeinem Genienittel macht, ſorgt am beſten für ſeine Geſundheit.

3.

In Frankreich gibt es Schriftſteller, welche die Gehirne ihrer Zeitgenoſſen ausbeuten. Sie haben die Bühne in Beſitz genommen, und wer ſein Werk aufgeführt haben will, muß es ihnen zu Füßen legen, muß ihnen ſeinen Geiſt abtreten. In Deutſchland gibt es auch Dichter, welche die Bühne in Beſchlag nehmen; man merkt aber doch nichts vom Geiſte, weder von einem eigenen noch von einem fremden!

4.

Wer wird dem Volke ſeine Vergnügungen nicht gönnen? — Die Muskel, die ſich am Ambos abhärtet, die Faſer, die vom ſchwarzen Brote geſtärkt wird, läßt ſich mit den feinen Genüſſen der Pariſer Salons nicht reizen. Wer aber geſehen und beobachtet hat, mit welcher Freude auch der Ungebildetſte das Edle und Tüchtige in einer faßlichen Form aufnimmt, der wünſcht auch dem Ärmſten und Verwahrloſeſten eine beſſere Geſellſchaft, als die Blößen und Plattheiten unſerer Localkomödie, welche Dichter und Schreiber zu bedecken vergeſſen.

5.

Oft ſieht man die vernünftigſten Leute über die größten Plattheiten lachen. Ihr elenden Dutzendſpaßmacher, wißt ihr denn nicht, über wen ſie lachen? — Über euch, die ihr albern genug ſeid, dieſen Ausſpühlicht der Bier- und Branntweinkannen für Geiſt zu halten!

6.

Ja geht nur in die Kneipen um Volkswitz zu ſtudieren! — Wißt aber: jenen, die keinen eigenen Witz haben, nützt auch der vertrauteſte Umgang mit Fiakern und Höckerweibern nicht!

7.

Wenn ich euch ſo anſehe, wie ihr das einmal und oberflächlich gehörte Wort der Empfindung im Kothe herumſchleift, um uns ein Lachen abzuringen; wie ihr in euren Geberden die Verrückten überbietet; — wie ihr eure Stimme mit dem Stempel der Entmannung brandmarkt; wie ihr das Geſicht verzerrt und die Beine verdreht: dann preis ich jene Zeiten glücklich, wo Drahtpuppen und lederne Hanswurſte dieſe Entwürdigung von dem Ebenbilde Gottes ferne hielten.

8.

Seht womit die Kinder ſich ſpielen! Welche Bewegungen macht dort die Puppe auf dem Leierkaſten? So oft das Muſikſtück endet, dreht ſie ſich. Man ſieht wohl, auf welcher Höhe eure Anſicht von der Kunſt ſteht, und wem ſie entſpricht.

9.

Jodelt man denn in Öſterreich wirklich gar ſo leidenſchaftlich und allgemein? — Wenn man unſere Localpoſſen ſieht, ſo glaubt man, der ganze Mittelſtand habe Tag und Nacht kein anderes Geſchäft.

10.

Überlaßt doch dieſe Überſchwenglichkeit von Trivialität jener Klaſſe von Künſtlern, die nach der Vorſtellung abſammeln geht; entwürdigt die Bühne nicht zu einer Wirthshausbude; — und denkt, daß wir Menſchen mit geraden Gliedern unmöglich zugeben können, die in ihrem Erwerbe zu verkürzen, welche als bettelnde Krüppel in den Häuſern herumzieh'n!

11.

In allen Zweigen menſchlicher Thätigkeit hat man Verbeſſerungen anzubringen geſucht. Einige Localdichter aber rächen die Welt für dieſe Gewaltthat und haben einen Bund geſchloſſen mit der Deviſe: „Gemeinheit für immer!“

12.

Unſ're Voreltern haben uns drei große Erfindungen hinterlaſſen, deren Anwendung mit Recht die Geiſter anſtrengt: Die Parapluimacherei für die transcendentale Philoſophie, die Frage- und Antwortkarten für Repräſentativverfaſſungen und das Quodlibet für die Muſik.

Das Gut in Böhmen.

Humoriſtiſche Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortſetzung.)

Welch' Lohn für die kleine Mühe des Steigens. Dieſe Anſicht läßt ſich nicht beſchreiben. Hier erkennt man die Allmacht des Schöpfers, der alle Reize, die die Natur bietet, an dieſem Platze unſeren Augen vorzuführen ſcheint! Fruchtbare Wälder, Heilquellen, dicht bewachſene Felſen, duftende Wieſen, weinbekränzte Hügeln, Obſt- und Hopfengärten entzückten das Auge, und die Ausſicht ſchloſſen in weiter, weiter Ferne die blauen Berge. Die Baronin und der Graf lehnten an dem Geländer des aus Baumrinden gebauten Balkons; und die Dame konnte ihr Entzücken über den ſich ihr darbietenden Anblick nicht unterdrücken.

„Graf,“ ſagte ſie, „das erſte Mal in meinem Leben fühle ich es, daß ich auch glücklich ſein kann! Was iſt doch das Reſidenzleben gegen Gottes herrliche Natur! ich ſegne den Zufall, durch welchen ich in den Beſitz des Gutes in Böhmen kam, in ſchönere Umgegend kann ſich die höchſte Phantaſie nicht träumen!“

„Daß Sie, Gnädigste, sich dem Residenzleben entzogen, tadle ich nicht," versetzte der Graf; „aber daß Sie fern von jeder Gesellschaft, ganz verlassen in ihrem Schlosse leben wollten, das ist ein Vergehen, an Ihnen und der Menschheit. Sie, eine Dame, mit den höchsten Ansprüchen an das Leben ausgestattet, Sie wollen sich in Einsamkeit vergraben? nein! die Sünde laß ich Sie nicht begehen, Sie müssen Leben dem Leben geben, Sie müssen beglückend glücklich sein!"

„Sie trauen mir das Unmögliche zu. Seit ich fühlen gelernt, kannte ich nur die Schattenseite des Lebens, wahre, innige, tiefgefühlte Freuden waren mir nie zu Theil, selbst die Wonneträume meiner Mutter habe ich nur halb gekannt. Was nützet äußerer Prunk und schimmerndes Glück, wenn das Herz nicht froh bewegt die Brust durchstürmt? — Die höchste Qual für ein weibliches Gemüth ist wohl die, das Leben an der Seite eines Gemals zu verträumen, den die Convenienz uns aufgedrungen hat. — Sich wahr und treu geliebt zu seh'n, das Glück ist mir ein unbekanntes Etwas!"

„Was hindert Sie, dieses Glück ganz kennen zu lernen?" rief feurig der Graf. »Dies Glück, zu dem Sie die Natur geboren, mit allen ihren Reizen ausgestattet, ein Wink von Ihnen, und Hunderte sinken huldigend zu Ihren Füßen!"

„Herr Graf! Sie überschätzen mich. Ich glaube nicht, daß es mir je gelänge, nur Einem unbefangenen Manne ein Gefühl einzuflößen, das fern von allen Nebenabsichten nur einzig und allein meinem besseren Selbst gelten sollte!"

„Das ist nicht Ihr Ernst, Frau Baronin, und wenn er es wäre, so würde ich —"

Ein unbändiges Gelächter des Secretärs unterbrach den Grafen, die Baronin sah zurück, Laune hatte das auf dem Tische liegende Fremdenbuch, in welches die Badebesucher gewöhnlich nebst ihren Namen einen kleinen Denkspruch zu schreiben pflegen, vor sich, und sowohl er, als auch Aurelie konnten das laute Lachen nicht unterdrücken.

„Was haben Sie, Laune?" fragte die Baronin, „daß so Ihr Zwerchfell erschüttert?"

»Da sehen Sie, Mama, die komische Correspondenz in Knittelversen."

„Was ist's?" fragte der Baron.

„Meine und Fräulein Aureliens Neugierde war durch dieses Buch gereizt. Höchst poetische Stellen, wie sie nur die, dem Auge sich darbietenden Gegenstände hervorrufen können, lasen wir mit Entzücken, bis wir an diese Exaltation einer poetisch sein wollenden Dame kamen, die zwar etwas unsanft, aber doch treffend ein Anderer beantwortete. Hören Sie die Ursache unseres Lachens," und Laune las folgende Verse:

O Wonne! von diesen Höhen
In das Thal herabzuseh'n,
Das Thal, das schönste von Allen,
Das mich entzückt mit Gefallen,
Und stimmt mich zum Sange,
So, daß im jubelnden Klange
Er tönet der Wunsch: Es wäre mein
Dies Paradies um selig zu sein!

unterschrieben: Wilhelmshöhe im Juni 1830. Babette G.

Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, doch Laune bat um Geduld die Antwort zu hören, und er las:

Gehst du in's Paradies hinein,
Schau Barbara! dann laß' ich's sein!

Heinr. L.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastspiele des Hrn. Dobrowsky.

III.

Den 25. d. M. trat Hr. Dobrowsky als Tamino in Mozart's »Zauberflöte" auf. Diese Partie erheischt eine zarte, wohlklingende, weiche und seelenvolle Stimme, und einen durchgebildeten Vortrag des einfachschönen Gesanges. Wer von diesem Allem das Gegentheil und nur den matten Abglanz eines Brusttenors besitzt, mit diesem ein rauhes Gemüth und eine in Bezug auf Reinheit der Intonation ganz vom Zufalle abhängende Vortragsmanie vereint, muß in solcher Partie nur störend sein.

Hr. Dobrowsky, dieser Bayard der deutschen Tenore, dem keine Partie zu tief, und keine zu hoch liegt, wenn er auch in der Tiefe nicht gehört wird, und in der Höhe zum Falsett gefährliche Brücken bauen muß; der im Heroischen tragikomisch, und im Erhabenen höchstens spaßig wird; dieser muthige, Alles wagende „Ritter ohne Furcht und Tadel," gab den Tamino so, daß er bei jedem Kunstgebildeten gerechtes Mißbehagen zurückließ, vom Publikum aber mit allen Zeichen einer completen Gleichgiltigkeit behandelt wurde. Seine Darstellung ging spurlos vorüber.

Statt des erkrankten Hrn. Staudigl sang Hr. Draxler den Sarastro und genügte eben so vollkommen wie sein Vorgänger. Dasselbe läßt sich aber von der Pamina, Dlle. Rosetti, nicht sagen, da sie solchen Partien noch nicht gewachsen ist.

Heinrich Aue.

Humoristisch-satirischer Auslagekasten.

Erinnerung an eine Aufführung der Hussiten vor Naumburg, von Fried. Rauwerk.

Zur Fahne Merkurs bestimmt, traf ich aus meinem winzigen Vaterstädtchen gerade zu einer Zeit in der Provinzialhauptstadt ein, wo der mir noch unbekannte Handlungschef, in dessen Geschäft ich treten sollte, auf einer Reise begriffen war.

Während diesem Interregnum hatte er dem früheren Eigenthümer der Handlung, einem zwar etwas curiosen, aber gemüthlichen alten Kauz, der den Titel Comerzienrath führte, und von seinem gehörig ins Trockene gebrachten Schäfchen sorgenfrei lebte, die Zügel des Regiments übergeben.

Diesem wurde ich nun von dem Buchhalter, sehr steifen und pedantischen Andenkens, als so eben angelangter, jüngster Praktikant, und nunmehriger Dirigent des Copierbuches vorgestellt, worauf ich dann auch mit einigen freundlichen Worten von ihm bewillkommend, sofort meinen neuen Beruf antrat. Den folgenden Tag als ich die Briefe von der Post holen mußte, erhielt ich den Auftrag, falls mir etwa der Zettelträger des Theaters in den Wurf kommen sollte, auch gleich den Theaterzettel mitzubringen, denn vom Theater war besagter Papa ein großer Verehrer. Die Zeit bis zu meiner Zurückkunft mußte ihm etwas zu lange gewährt haben, denn er kam mir schon unterwegs hastig entgegen, und rief, obwol noch einige Schritte entfernt, mir zu: „Gut, Lieber, daß wir kommen, wo ist der Komödienzettel? geschwind, Lieber, her damit, wir haben heute wenig Zeit, also heraus damit, Lieber!"

Als ich ihm darauf mit schuldiger Praktikanten-Devotion das Verlangte überreichte, fuhr er fort: „Bravo, Lieber, bravo! „Die Hussiten vor Naumburg!" Das ist ein Prachtstück, die Hussiten, Lieber, die müssen wir uns ansehen, da gehen wir hinein, ja, ja Lieber, ohne weiters, da gehen wir hinein!" damit trippelte er ohne meinen Dank abzuwarten davon und ließ sich auch den ganzen Tag über nicht wieder sehen. Zu Hause angekommen, verkündete ich sogleich, mit vor Freude strahlenden Augen, die mir gewordene Auszeichnung, aber Niemand wollte mir glauben, denn solche Gunst wäre für einen kaum erst eingetretenen

Praktikanten ganz unerhört und ohne Beispiel, und nur durch meine erneuerten Betheuerungen, daß sich die Sache wirklich so verhalte, brachte ich endlich die ausgetrocknete alte Rechenmaschine von Buchhalter dahin, mir sein Placet zu ertheilen, worüber mein Herz vor Wonne hüpfte, was jedem leicht erklärlich sein wird, da ich bis damals noch nie einer ordentlichen theatralischen Vorstellung beizuwohnen Gelegenheit hatte.

Kaum zeigte der Weiser auf halb Sieben, so rannte ich schon nach dem Schauspielhause, wo ich, in Schweiß gebadet, bei der Theatercasse anlangte. Wen ich da fand, das war mein alter Herr Interims-Chef, welcher mich Athemlosen kaum erblickte, sogleich mit ängstlicher Miene auf mich zukam und sagte: „Nun Lieber, warum sind wir denn so gelaufen? was ist denn geschehen? Geschwind heraus damit, Lieber! Was ist's denn? was denn?“

„Gar nichts, Herr Comerzienrath,“ erwiederte ich ihm mit fröhlichem Gesichte, „ich bin nur, Ihrer gütigen Erlaubniß gemäß, gekommen, um die Hussiten zu sehen.“

„Erlaubniß, Lieber? — Theater, Hussiten? Wie so, Lieber, wie so? kann ja gar nicht sein, wissen nichts von Erlaubniß, wirklich nichts, rein gar nichts.“

Wie aus den Wolken gefallen durch diese so unerwartete als niederschlagende Versicherung, glaubte ich anfangs nicht anders, als daß der alte Herr vermuthlich an sehr schwachem Gedächtniß leide, dann aber erwiederte ich ganz kleinmüthig: „Der Herr Comerzienrath waren ja heute Vormittag so gütig, mir nicht allein zu versichern, daß die Hussiten ein Prachtstück seien, sondern auch, daß wir sie uns ohneweiters ansehen müßten.“

„Halt, Lieber! halt! fällt uns schon ein! Richtig, Lieber, ganz richtig, haben davon gesprochen, wir haben aber nicht gemeint daß wir zwei gehen wollten, Lieber, nein, bewahre, ganz und gar nicht; sondern wir gehen allein, Lieber, wir gehen allein, so ist's, Lieber, anders nicht, verstanden!“

Jetzt ging mir plötzlich ein Licht auf, indem ich nun erst begriff, daß der Herr Comerzienrath sich des Wörtchens wir statt des Wörtchens ich zu bedienen die Gewohnheit hatte. Ganz niedergeschlagen über diese Entdeckung schickte ich mich daher wieder an, mich aus dem Staube zu machen, als das Zureden des Theaterkassiere, der ein Freund des alten Herrn war, der Sache unverhofft eine günstigere Wendung gab.

„He Lieber! he, nur wieder herkommen!“ rief der Comerzienrath, „und nicht gleich so traurig sein, mögen so was nicht leiden, Lieber! — Also, weil wir schon einmal hier sind, so gehen wir nun in des Himmels Namen hinein, Lieber, und schauen uns die Hussiten an. Ist's so recht, Lieber, he?“

Wer war froher als ich, damit die Sache jedoch nicht noch einmal eine schiefe Wendung nehmen könne, stürzte ich einige mir im Wege stehende Personen über den Haufen und rannte wie ein Besessener in das Parterre hinein. Wie ich mich dort unterhielt brauche ich wohl nicht zu sagen. Als das Stück zu Ende war, begab ich mich vergnügt zur Ruhe und träumte die ganze Nacht nur von Comerzienräthen, Hussiten und kleinen Kindern. Des andern Tages aber wurde es mir von dem Buchhalter strenge eingeschärft in Zukunft das „wir“ des alten Herrn nie wieder auf eine ähnliche Weise auszulegen.

Künstlerischer Wegweiser.

(Wunder im Kleinen.) Im Großen will es mit der Kunst nicht mehr recht vorwärts, darum versucht sich jetzt Alles groß im Kleinen zu sein. Einen solchen Versuch hat auch ein Hr. Debeersli gemacht, den er in Köln zur Ausstellung brachte. Es sind acht Gegenstände, aus Gold, Silber, Stahl und Messing verfertigt, welche gegenwärtig die Schaulust der Kölner in Anspruch nehmen.

1. Eine Damen-Necessaire, auf dessen Deckel das Porträt des Königs der Niederlande sich befindet; es besteht aus 36 verschiedenen Gegenständen, unter denen ganz besonders eine Scheere, so wie ein Federmesser mit doppelten Klingen, die sich öffnen und schließen lassen, zu bemerken ist.

2. Eine Haselnuß, in welcher sich ein Vogelbauer befindet, der einen Kanarienvogel einschließt, welcher den Schnabel öffnet, mit den Flügeln flattert und ganz genau den Gesang eines natürlichen Kanarienvogels nachahmt.

3. Eine Mandelschale. In dieser befindet sich eine holländische Sägemühle, welche in jeder Vorstellung ein Stückchen Holz zersägt.

4. Eine Eierschale. Diese stellt ein prachtvoll tapezirtes Gemach vor, in welcher eine Dame ein Forte-Piano öffnet und darauf zwei Arien spielt. Im Fond des Zimmers ein Kamin aus Marmor mit einer bronzenen Pendeluhr, Napoleon zu Pferde vorstellend.

5. Eine Nuß. Ein Kaffeehaus mit einem Schenktisch enthaltend. Eine Kassierin steht am Büffet und schenkt Liquer ein. Zwei Herren spielen auf einem in der Mitte des Salons stehenden Billard die große Partie. Ringsherum Spiegel, Fenstervorhänge, Armleuchter und Gemälde, so wie Flaschen, Gläser und andere in einer Kaffeeterie nöthige Gegenstände.

6. Eine Muschel. In dieser sitzt ein Gourmand vor einem reich besetzten Tische und läßt sich seine Malzeit schmecken. Man sieht deutlich, wie er bei jedem Bissen den Mund öffnet und denselben hinabschluckt.

7. Eine Apfelsine. In dieser schwimmt ein zierliches Dampfboot herum und macht alle Wendungen eines wirklichen Schiffes.

8. Ein Ei. In demselben befindet sich ein Automat, der Alles um was man ihn befragt, schriftlich beantwortet und aus freien Stücken verschiedene Zeichnungen entwirft. Diese Figur rechnet jede beliebige Nummernreihe zusammen und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß, bevor die Zahlen kaum noch ausgesprochen sind, sie auch schon das Resultat niedergeschrieben hat.

All' diese Gegenstände, mit vollkommener Wahrheit und Treue von Hrn. Debeersli ausgeführt, sollen, trotz ihrer außerordentlichen Kleinheit, bis zu den zartesten Theilen, mit unbewaffnetem Auge auf's Deutlichste unterschieden werden können.

(Neue Art der Malerei.) Die „allgemeine Augsburger-Zeitung“ meldet, J. Schlotthauer, Prof. der Akademie der Künste zu München, habe in Verbindung mit dem Oberberg- und Salinenrath, Dr. Fuchs, eine neue Art zu malen erfunden, die in Bezug auf äußerste Leichtigkeit, Glut der Farbenunveränderlichkeit und Unzerstörbarkeit der Malerei selbst Alles übertreffen soll, was bisher in Öhl al fresco und in Enkaustik nach der gewöhnlichen Weise geleistet werden konnte.

(Der Kölner Dom en miniature.) Der Verfertiger des berühmten Kronleuchters im Dome zu Erfurt, Buchbinder Schropp daselbst, beschäftigt sich seit 2 Jahren mit dem Kölner Dom-Modelle, das in 5 mal größerem Maßstabe, als die bekannte neue Lithographie, aus Holz, Pappe und Papier gefertigt wird, wofür die Stadt Köln, welche es bestellte, 1200 Thaler zahlt. Die Liebe, mit welcher Schropp daran arbeitet, beweist der Umstand, daß er täglich beinahe 16 Stunden dieser Entrepriſe widmet. Schropp denkt mit dem Modelle eine Reise durch Deutschland zu machen.

(Goldarbeiter und Universitäten.) Die berühmten Goldarbeiter, Rundell, Bridge und Comp. in London, die ihr Geschäft aufgegeben, haben jeder der beiden Landes-Universitäten, Oxford und Cambridge, eine gelungene Bronze-Nachbildung des trefflichen Achilles-Schildes von Flarmann geschenkt.

Omnibus.

(Amusantes.) In einem preußischen Städtchen wurde von einer wandernden Truppe Nestroy's „drei Nachtwandler“ gegeben. Der hon ton, welchen der Director der Truppe gegen das dortige stationirte Officierscorps beobachten wollte, gab Veranlassung, daß das Stück unter dem Titel: „Die beiden Sonnambulisten, oder: das Nothwendige und das Pleonastische“ zur Aufführung kam.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 118.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 1. October 1842.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

Diese Poesie der Babette G. mit Herrn Heinr. L. gab viel Stoff der Gesellschaft zu witzigen Bemerkungen, das G. ließ aus dem Concepte einen vielleicht etwas unpoetischen Namen vermuthen, und besonders Aurelie wollte in dem Heinr. L. den Secretär erkannt haben, welcher aber seine Intendität dadurch zu rechtfertigen suchte, daß er thatsächlich bewies, im Junimonat des Jahres 30 in Wien gewesen zu sein. — Dem scherzhaften Streite machte die galante Wirthin mit der Bemerkung, die Mittagstafel sei bereitet, ein Ende. — An der Tafel sah man nur lauter heitere Mienen. Die Baronin befand sich sehr wohl in der Gesellschaft des Grafen, dessen von Laune unterbrochene Äußerung ihr Stoff zum angenehmen Nachdenken gab, welches aber durch die jovialen Bemerkungen des alten Barons oft unterbrochen wurde. Dieser war in dem Gedanken, Alles zum Besten seines Sohnes und dessen Freundes gethan zu haben, in der heitersten Stimmung, die sein, der Gesellschaft noch unbekannter Plan erhöhte. Der Oberst, welcher ungestört mit seiner Geliebten die Lustfahrt gemacht hatte, schwelgte in den Erinnerungen an ihr Liebesgeständniß, Laune konnte seine Laune an Aurelien kühlen, die unbefangen seine Witze zertrümmerte, während der junge Baron in zärtliches Schmachten mit Augusten versank. Wie eine kurze Stunde schien der ganzen Gesellschaft der Vor- und Nachmittag verschwunden zu sein, und Niemand wagte es zu widersprechen, als der alte Steinfeld vorschlug, den Abend auf dem Schloßberge zu beschließen.

Aus Galanterie gegen seinen Freund wechselte der Oberst bei der Fahrt nach dem Schloßberge den Platz mit dem jungen Baron, der mit Augusten den Wagen des Grafen bestieg; denn der Officier wollte mit Bohumila sich an den heitern Scherzen Aureliens und des Secretärs ergötzen.

IX.

Lauter Jubel tönte den Angekommenen entgegen, als sie zwischen die Ruinen traten. Eine Menge Teplitzer Badegäste waren hier versammelt, nur ein Tisch war noch unbesetzt und man schien noch mehre ansehnliche Gäste zu erwarten; denn die Tafel war auf das eleganteste gedeckt, und drei Bediente harrten ihrer Herrschaft. Die ganze anwesende Gesellschaft gehörte zu den höhern Zirkeln, das zeigte ihr Benehmen und die viele, reich gallonirte Dienerschaft, welche den Kaffee, Rheinwein und Champagner servirte.

Als der Graf mit der Baronin im Arm näher kamen, erhoben sich die Anwesenden von ihren Plätzen und eilten dem Paare entgegen; der alte Baron trat hinzu. »Schön, schön, daß wir uns finden,« sagte er, »wir wollen einen angenehmen Abend verleben; hier meine Herren und Damen habe ich die Ehre, Ihnen meine schöne Nachbarin die Frau Baroneße von Flammberg aufzuführen, doch nur sie allein, als die Krone des heutigen Tages, das war meine Pflicht als maitre de plaisir, die näheren Bekanntschaften von beiden Seiten zu machen, überlasse ich dem Genie jedes Einzelnen mit der Versicherung, daß gewiß ein Jeder mit seiner Gesellschaft zufrieden sein wird. — Nun sehen Sie zu, hochverehrte Freunde, gegenseitig sich zu vergnügen.“ Natürlich drängte sich Alles zu der Baronin, und obschon jeder wetteiferte ihr etwas Verbindliches zu sagen, wurden ihre Begleiter nicht übersehen, und besonders waren es die jüngern Männer, welche sich in die Gunst der Fräulein zu setzen suchten.

Die drei Freunde besaßen Lebensart genug, ihre Geliebten auf kurze Zeit von den fremden Herren unterhalten zu lassen und benützten diese Zeit zur Bekanntschaft mit den anderen anwesenden und höchst reizenden Damen. Die Tische waren verlassen, denn Alles bemühte sich, die Angekommenen mit der schönen Lage dieser Burgruinen bekannt zu machen, und Jeder wußte einen bessern Platz, von dem man eine reizende Aussicht genoß. Bohumila nahm den meisten Antheil an der herrlichen Lage der Burg, und weil sie ihre Kenntnisse der Geschichte Böhmens nicht verhehlte, so versammelte sich ein großer Theil Neugieriger um sie, denen die alten Sagen und historischen Daten sehr interessant zu sein schienen, um so mehr, als der Docent dieselben in dem lieblichsten Tone vortrug. Sie sprach eben von der Entdeckung der Heilquellen von Teplitz und rief in ihrer Extase aus: »Sehen Sie, hier auf dem Fuße des Berges denke ich mir des Wladiken Kolostug's Wohnung, und würde mir das Recht zukommen, so ließ ich hier ein alterthümliches Haus, so wie es die Urzeit Böhmens besaß, von Holz und Lehm ganz einfach aufgeführt, als Andenken an den ersten Besitzer dieser Gegend erbauen; die Villa, die sich dort zur Rechten zeigt, im neuesten italienischen Geschmacke, diese Burg des Ritters Bleyleben, und Sage, Vorzeit und Gegenwart erscheint dann auf einem kleinen Raume vereinigt.«

„Bohumila! Weiß Gott, diese Idee ist einzig. Der Gedanke an die Helden des Czechenlandes durchglüht jede Ader eines Soldaten!“ rief feurig der Oberst. „Ja, ich will mein Hiersein wohl benützen. Ich will alle benachbarten Burgen besuchen, ihre schlummernden Besitzer aufwecken, sie sollen in ihrer Riesenstärke vor mich treten, damit mein Muth an ihrem Anblicke erstahle!“

„O lassen Sie ruhen diese Herren,“ versetzte ein junger preußischer Cavalier, »sie würden eine komische Rolle in unseren Zeiten spielen, die Erde möchte den festen Fußtritt nicht ertragen, und unser Pygmäen-Gesicht würde sich vor den Mächtigen verkriechen.“

„Sie irren, mein Herr,“ erwiederte der Oberst. „Gott sei Dank, so weit ist es mit uns noch nicht gekommen, das Beispiel fremder Sitten hat uns weichlich gemacht, das ist wahr, dennoch aber wohnt die Kraft, der Muth in unserm Körper! und wahrlich! nicht das Land, die Zeit, die Umstände gebären den Helden. Blättern Sie in der Geschichte 20—25 Jahre zurück, Sie finden dieselben Menschen, mit ihren verfeinerten, verdorbenen Sitten, wie jetzt, aber lesen Sie von dem Bedrängniß des Vaterlandes, die mit Gram, mit gerechtem Zorne erfüllten, und Sie werden staunen, über das Wunder, die diese Schreckenszeit hervorbrachte. Der Bauer, der Bürger, der Student, jeder war ein Held! Wir stehen hier in der Nähe eines denkwürdigen Schauplatzes. Meine, Ihre Brüder! haben ewig grünenden Lorber um ihre Schläfe gewunden, o könnt' ich in das Auge der gefallenen Helden blicken, damit sein Feuerstrahl auch mich entflamme!“

»Das sind deutsche Worte, deutsche Kraft,“ rief der Preuße. „Wir müssen Freunde werden! Schlagen Sie ein, lieber Oberst!“

„Von Herzen gern biete ich Jedem die Hand, der treu sein Vaterland liebt, der Muth besitzt es zu schützen!“ versetzte der Aufgeforderte und die neuen Freunde drückten sich treuherzig die Hände.

„Wo Österreichs, Preußens Söhne sich vereinen, darf der Russe nicht fehlen!“ rief ein junger Mann, der früher einer der aufmerksamsten Zuhörer Bohumila's war, „dieser Russe bin ich, der sich dem Freundschaftsbunde anschließt; Vaterland ist unser Aller Losungswort.“

„Wer diesen Denkspruch im Herzen trägt, ist gewiß jedes schönen Gefühles fähig, d'rum reiche ich ihm ohne Bedenken meine Rechte,“ versetzte der Oberst, und seinem Beispiele folgte der Preuße.

„Mein Vaterland! mein theures Vaterland!“ sagte in höchster Begeisterung Bohumila, »deine Erde ist ein fruchtbarer Boden, dem Liebe, Einigkeit und Freundschaft entsprießen; was deine Helden vollbracht, es hat reichliche Früchte getragen, des Himmels Segen ruht auf dir, und sein Friedensengel hält die schützende Hand ob deinem Haupte. O seht, Freunde! wie schön ist Böhmen, dort strahlen Ossegs Kuppeln im Glanz der untergehenden Sonne, hier dampft die Heilquelle und jede blaue Wolke, die gegen Himmel schwebt, trägt ein Dankgebet eines Genesenen zu dem Allmächtigen empor, und dort die Burg im dunklen Horst, wie traurig einsam steht sie da, einem reuigen Sünder gleich, der gebeugt sein Haupt nicht zu erheben traut, weil er des Verbrechens sich bewußt. Ausgetobt haben die wilden Gesellen, die einst d'rin gehaust, und Friede, Grabesstille herrscht in diesen Mauern, die sonst sich in Wolken stolz gebadet. Und da die Veste Graupen, und dort wieder eine Burg, da wieder eine, und wohin ihr schaut, die Wälder decken hundert Alterthümer, die alle von der Größe, der Macht meines theuren Heimatlandes zeugen.“ Die Sonne sank immer tiefer hinter die Berge, länger wurden die Schatten der Thürme der niedlichen Stadt Teplitz, und hinauf schallte der Ruf der Abendglocke. »Mein! mein Böhmen!“ lispelte Bohumila und sank zur Erde nieder und faltete still betend die Hände.

Dieser Anblick der herrlichen Landschaft, dessen Reiz die untergehende Sonne wunderbar erhöhte, und die Schwärmerei des exaltirten, lieblichen Mädchens machten einen solchen Eindruck auf ihre Umgebung, daß, als Bohumila betend niedersank, unwillkürlich Alle zur Andacht hingerissen wurden. Schöner war kein Sonnenuntergang gefeiert worden!

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Endlich ist der Tag gekommen, wo wir unsere gefeierte Fanny Elßler wieder öffentlich begrüßen konnten. Es war der achtundzwanzigste September und unsere Landsmännin, welche erst jüngst von ihren Kunstsiegen aus Amerika zurückgekehrt ist, und uns nur mit einem einmaligen Auftreten erfreute, tanzte an diesem Tage und widmete den Ertrag ihres einmaligen Auftretens zum Besten der Kleinkinder-Bewahranstalten zu Margarethen und im Neulerchenfeld.

Nach dieser Prämisse mag es mir darum auch der Leser für dieses Mal verzeihen, wenn ich die Staffage dieses Abends gänzlich übersehe, wenn ich an dem Succeß der Herold'schen Zampa-Ouverture, an dem violoncellistischen Vortrag des Hrn. Bagge (Variationen über ein steierisches Nationallied von Huttner), und an der von Dlle. Rosetti gesungenen Arie aus Paccini's L'ultimo giorno di Pompei, in der ersten Abtheilung gar keinen Antheil nehme, wenn ich bei der zweiten Abtheilung die Execution der Ouverture von Heinrich Proch, und die von Joh. Mayer vorgetragenen, und von Molique über ein Thema aus Norma für die Violine componirten Variationen gänzlich bei Seite setze, indem ich weder ihr Schicksal erwähne noch auch über die gebotenen Genüsse spreche. Nein, ich will nur ganz aufgelöst sein in dem Grand pas de deux, in den Jaleo de Jeres (welchen ich im Namen aller Castilianer als Chalen de Cheres um Cervantes Willen auszusprechen bitte), und in der Cracovienne und Cachucha. Darum also nur von Fanni Elßler:

Aufwärts flog jetzt die Courtine,
Und wie Elfen hin sich schwingen,
Schwebte sie nun auf die Bühne
Die Terpsichore erkoren
Aus den Töchtern dieser Erde,
Daß die Anmuth nicht verloren
Geh' in Regung und Geberde.
Ach, und Aller Augen hingen
An den Füßchen, an den kleinen,
An den zauberkund'gen Beinen,
Die wie in den Lüften schwebten,
Die da jedes Herz umstrickten,
Und in mag'sche Bande webten
Die ihr neckend Spiel erblickten.

Und sie tanzte unter Scherzen,
Und es tanzten alle Herzen
Wider Willen nach dem Takte,
So, daß Bank und Sperrsitz lachte,
Und sie tanzte lustig heiter,
Lächelnd, spielend, scherzend weiter,
Und die weichsten Busen hoben
Sich, von neuem Lenz durchwoben,

Und die tiefgeleg'nen Augen
Traten aus den Höhlengruben,
Um die Bilder einzusaugen
Die sich da vor uns erhuben,
Und von Brillen, Perspectiven,
Die in manchem Winkel schliefen,
Sah man vollgestopft die Räume,
Nahzuzaubern sich die Träume,
Die in märchenhaften Bogen
Gaukelnd uns vorüberflogen.
Dieses Neigen und Verschlingen,
Dieses grazienhafte Schwingen,
Dieses taubenzarte Schmiegen,
Dieses schlangenwell'ge Wiegen,
Dieses blumengleiche Schwanken,
Dieses rohrbewegte Wanken,
Dieses pappelgleiche Zittern,
Dieses Flittern, dieses Glittern,
Dieses silphenhafte Regen,
Plastisch-klassische Bewegen,
Dieses — dieses — ach, was weiß ich!
Fühlt' ich doch dabei zu heiß mich,
Um noch mehr zu explicíren
Was uns macht' die Sinn verwirren.
Doch wozu sich noch verschanzen
Hinter Reimen oder Stanzen,
Um in schwachgemalten Bildern
Erst noch Cßler's Tanz zu schildern,
Gar, wenn ihre zaubervollen
Füßchen, die aus allen Schollen
Gold herauszustampfen wissen,
(Eine Kunst, die schwer wir missen!)
Dieses Kunststück exequiren
Um, wie heute ist geschehen
Durch ihr wunderbares Drehen
Für die Pflege zarter Kleinen,
Daß sie nicht verlassen weinen,
Gold'ne Quellen zuzuführen.

So auch brauch' ich's nicht zu sagen,
Wie voll innigstem Behagen
All' die Massen d'rein geschlagen,
Wie des Beifall's Stürme brausen,
Daß uns All' die Köpfe sausen,
Ist's genug doch für die Städter
Auf dem Graben und am Peter,
Für, wie heißen ihre Namen?
Die da aus der Ferne kamen,
Die Landstraßer und Roßauer,
Die Weißgärber und Neubauer,
Für die Wiedner und Hernälsler,
Sage ich: „Wir sah'n die Cßler!"

K. K. priv. Theater an der Wien.

Mittwoch, am 29. September, zum ersten Male: Die Wünschelruthe, Originalposse mit Gesang in 2 Aufzügen, von Friedrich Kaiser. Musik von Hrn. Franz Krenn.

Ein greiser Bergmann, den man in seinem Schacht begraben glaubt, ist noch am Leben, sieht sich das unehrliche Treiben derer an, denen er auf Kosten seines Sohnes, den sie von seinem Vaterherzen durch Lügengerüchte gerissen, sein Vermögen geschenkt, mengt sich ins Spiel, intrigirt und bringt seinen Sohn wieder das Erdhell, und obendrein seine Geliebte zu, das ist im Kurzen der Inhalt dieser Originalposse, die insofern originalneu zu nennen ist, als ein Onkel aus Amerika, wenn er auf seine eigene Faust auf dem Dampfboote anlangt und unter seine Angehörigen mit goldbespickter Börse tritt, ein origineller Charakter zu nennen wäre. Originalität ist eine Seltenheit, und nur geistreiche Gebilde ernster Dichter tragen dieß Gepräge an der Stirne, ohne damit prunken zu wollen. Neu und originell sind mir hier nur einige Späße vorgekommen, die den gebildeten Geschmack verletzen müssen, und die ein Dichter, in der wahren Bedeutung des Wortes, zu gebrauchen vermeiden muß, wenn man ihm nicht sein prosaisches Behagen an derlei Schenkenspäßen zum gerechten Vorwurf machen soll. Solcher schaalen Wortspiele wegen wird ein Lokalstück, das alles Possenelementes bar ist, eine Posse getauft, und sentimentaler Mondschein und Burgunder mit obligatem Entengekrächze und „ein Alter vom Berge," so eine Art Rübezahl muß als Staffage dienen, das Ganze wird in romantischen Nebel gehüllt, in dem die Gestalten nicht scharf hervortreten, gleichwie in der Schenke die lärmenden Gäste im Tabakqualm verschwimmen, und unsaubere Lieder und Gespräche von sich geben. — Der echte Witz springt bekleidet, im vollständigen Carnevalgewande, aus der Stirne des Humoristen. Aber dieser Witz hat Pseudonyme in Menge, die sich für ihn ausgeben, um sich die Herrschaft über fröhliche und betrübte Herzen anzumaßen. — In dem heutigen Stücke spielten eine Haselruthe ein Hund, der Mond und eine Ruine die Hauptpartien; da wird es wohl Prügel, und Parallelstellen zwischen Vieh und Mensch, und sentimentalen Jammer und grauenhaften Spuk absetzen, so weissagte mein Gedanke, und er war auf der rechten Bahn; und richtig faßte man sich an der Brust und der arme geduldige Hund gab zu Gemeinplätzen Anlaß, und die ganze Lafontaine'sche Romanendraperie ward herniedergelassen und der sagenhafte Rübezahl mußte eine lebendige Rolle spielen, mußte sich siebzig Klafter tief verschütten lassen, und doch wieder zum Vorschein kommen. Das war ein tüchtiges Probestück und überstieg die Menschenkräfte. Doch man braucht Effect und da läßt man alle Minen springen, wenn sie gleich nicht goldhältig sind. Mit solchen Localstücken wird die fliehende Muse nicht um einen Schritt in die Nähe gelockt, sie verschwindet im Gegentheil aus der Gesichtsweite, und wirft dem Talente, dem sie früher einiges Vertrauen geschenkt, einen schmerzhaften Blick zurück, der ihm ihre Enttäuschung errathen lassen könnte. Gespielt wurde von Seite der HH. Carl, Nestroy und Scholz ausgezeichnet, wenn gleich die Rollen ihrer Individualität entweder nicht genügten, wie die Rolle des Hrn. Directors Carl, der nur durch sein erprobtes Spiel Einiges effectuiren konnte, oder vollends nicht zusagten, wie die Partie des Hrn. Nestroy, der hier mit einem Male einen Intriguant zu spielen hat, dem man überdies noch nicht genug komische Mittel an die Hand gibt, um mit ihnen nach seiner Weise mit freier Auswahl schalten und walten zu können. Noch verdienen die HH. Strampfer und Gämmerler lobende Erwähnung, so wie auch Dlle. Rionde, die ihren Part nach ihrer gewohnten lieblichen Weise durchführte. Der Musik ist gleichfalls nicht die Originalität vorzuwerfen. — Das Haus war gedrängt voll.

Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Als Vorspiel zu der Pantomime: „Harlekins Geburt" wurde am Mittwoch dieser Woche das einaktige, aus dem Französischen übersetzte Lustspiel betitelt: „Glücklind und Unglücksvogel" gegeben. Die Piece zählt eine einzige dankbare Parthie und diese ist die des Lebrecht Lachs (Hr. Findeisen), aus welcher ein Schauspieler sich eine Parforcerolle schaffen könnte, wenn er einige Momente anekdotenhaft und spaßig zu pointiren und einige Effektwitze und Münchhausiaden hinzuzudichten im Stande ist. Sonst aber ist das ganze Lustspielchen ein flaues, mit vielem Geschicke leicht hingeworfenes Machwerk, das nie ein Ende nehmen würde, wenn nicht Lebrecht Lachs da wäre, der nolens volens, ohne daß man ein wichtiges Motiv erfährt, eine Heirat als Finale veranstaltet. Das ganze Lustspiel ist eine Reihe von Scenen, die man durch ein ganzes Säculum hindurch unbeschadet fortführen könnte. Hr. Findeisen war in der erwähnten Parthie mit vielem Beifall beehrt, der ihm von Seite des Publikums ganz gerechter Weise zuerkannt wurde. Die freundliche Aufnahme, welche die Piece in diesem Theater fand, ist einzig und allein diesem Darsteller zuzuschreiben.

F. V. Schindler.

Digitized by Google

Künstlerischer Wegweiser.

(Fanny Elßler's Medaille) lieferte der Griffel des rühmlich bekannten Medailleur Gaul. Die Schnelligkeit, mit welcher diese Medaille gearbeitet werden mußte, um mit dem Zeitpunkte übereinzutreffen, wo ein solches Souvenir in den Wünschen der Elßlerverehrer liegt, hat dem Künstler einen trefflichen Denkstein in der Gunst des Publikums gesetzt. Er lieferte bei dieser Schnelligkeit demungeachtet ein Produkt, welches wir mit gutem Gewissen jedem Verehrer unserer Landsmännin bestens anempfehlen können. Die Vorderseite der Medaille zeigt uns das wohlgetroffene Porträt der celebrirten Koreographin mit der Umschrift: Fanny Elßler, und die Rückseite Terpsichoren mit der Umschrift: Terpsichorens Liebling.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Der Levenczer Gänsemarkt.) Nirgends in ganz Ungarn, vielleicht nirgends in Europa, nach dem Verhältniß der Bevölkerung genommen, dürfte ein für die armen Gänse schrecklicheres Exil sein als in Levencz, einem Marktflecken mit beiläufig 6000 Einwohnern im Barser Comitate. Es scheint, als ob seit Jahrhunderten die Feinschmecker der unteren Klasse sich in und um Levencz versammelt, und diesen von Blumauer besungenen Martinsvögeln, diesen Rettern des Capitols, den Förderern der Wissenschaften und der Faulheit, den Vernichtungskrieg bis an das Ende der Welt zugeschworen hätten; nirgends werden, so viele Gänse gegessen wie in Levencz. Die Zahl der Geschlachteten beläuft sich alljährlich auf 20,000 Stücke und darüber.

So wie im Marchfeld sich ganze Dörfer mit der Gänsezucht befassen und sie im gemästeten und im magern Zustande in die Hauptstadt bringen, so kaufen die Frauen der Handwerker und Wirthschaftsleute in Levencz ganze Heerden dieser Thiere, hier von besonders großer Race, die meilenweit aus der Umgebung zugetrieben werden, mästen und schlachten sie zu Hause, und braten und verkaufen sie auf offener Straße. Jeden Wochenmarkt, Mittwoch und Samstag, ist eine doppelte Reihe solcher mobilen dachlosen Garküchen mit ihren helllodernden Feuern, über dem in irdenen runden casserolförmigen Tepse der Braten duftet, zu sehen. Leber und Magen und die Extremitäten werden separat roh verkauft; und ein Viertel einer solchen gebratenen Gans kostet 7 bis 8 kr. W. W.!! *)

Der Culminationspunkt dieser Barbarei wird aber am 3tägigen Michaelismarkt erreicht; der Vorabend ist die wahre Blutvesper, die eigentliche Bartholomäusnacht für die Unschuldigen. Brodelnde Kessel und Messerschleifen in jedem Hause verkünden schon das Außerordentliche,

Und eh' die nächsten Stunden tagen
Hat manches Herz schon ausgeschlagen!

Da liegen sie die schönen marmorkalten alabasterweißen Leichen der in der Blütenzeit ihres Lebens schonungslos dahin Gewürgten! Mit Sonnenaufgang geht's dann los mit der Braterei. Da wimmelt's in der Straße zwischen den Buden in stetem Wogen, anständig gekleidete Personen können nichts Besseres thun als diesem Bratenmarkt ausweichen, um den Gänsekanibalen nicht allzunahe zu kommen; denn Mann und Weib, Kind und Greis trägt sein Viertel Gansl oder Gans in der Hand und schmaust und nagt, daß es von Fett träuft, und aus den wonnestrahlenden fettbeschmierten Gesichtern liest der aufmerksame Beobachter des Consumenten innerste Zufriedenheit mit der Bratkunst der Verläuferin, und sieht die Lazzaroni in Neapel in ihrer Maccaroniluft schwimmen; den Hintergrund des Gemäldes bilden eine Unzahl hungeriger Hunde sich um die Knochen balgend.

Nach solchen Märkten haben denn erst die Juden ihr Hauptnegoz um die Schreib- und Bettfedern.

Die gewöhnlichen Gänsemärkte beginnen so gegen Ende Juni und dauern bis zu Weihnachten, also vom Gänschen bis zur alten Gans.

Gourmands höherer Stände schwelgen im Genusse der Gänseleber; wer also Liebhaber von Gänsen ist, beherzige diesen Wink, und wähle, allenfalls auf einer Lustreise durch Ungarn, etwa nach Schemnitz, die Periode zwischen Juni und Michaelis und er wird das utile mit dem dulci vereinen, wenn er durch Levencz, schon interessant wegen seiner schönen Bergruine, reist. Fl.

*) Ach, wenn das Morgenblatt nach Berlin kommen sollte, juter Jott, es entsteht eine Volkswanderung in dieses slowakische Kanaan, denn: ene jut jebratene Jans, ene janze Jans um 32 kr. W. W. ne das wäre doch ener Reise werth! und man bekommt auch jute Jurken in unjeheurer Jröße und Abundanze.

Omnibus.

(Amusantes.) „Wie könnt ich denn so dumm sein," polterte ein Wirthschaftsbeamter eine neu aufgenommene Viehmagd aus, die aus einem umzäunten Erdäpfel-Acker das abgeschnittene Kraut auf den Gartenweg herauswarf, auf dem der Beamte voll Ärger stehen blieb; „wie könnte ich denn gar so dumm sein, und das Erdäpfelkraut da auf den Weg werfen? Warum denn nicht auf den nahen Viehstand!"

„Ich hab' geglaubt, das ist der Viehstand, wo ihr steht, lieber Herr," antwortete die Magd.

Der Rathschreiber in Krähwinkel bekam vom Bürgermeister den Auftrag, alle Edikte und Anschlagzettel so deutlich groß, und dem Druck ähnlich zu schreiben, daß auch des Lesens Unkundige sie lesen können.

(Amusantes.) Ein Mann, den eine zehnjährige Zuneigung für eine Dame fesselte, begab sich alle Tage um fünf Uhr in ihre Gesellschaft. Alles Übrige, das Theater, Kartenspiel, der Umgang mit trauten Freunden war ihm gleichgiltig, seine Herzensfreundin machte sein ganzes Glück aus. Die Umstände gewährten endlich den beiden Liebenden sich unter Hymens Schutz zu begeben. Am Tage der Verbindung erschallte Freude im Hause; aber als man gegen 5 Uhr des Abends vom Tische aufstand, wurde der neue Ehegemal verlegen und nachdenkend. — „Was blickst du sinnend vor dich hin," fragte ihn sein Freund, „ist nicht dein einziger, dein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen?" — „Ohne Zweifel," erwiederte der philosophirende Mann, „ich werde glücklich sein, und ich werde mit meiner geliebten Frau unzertrennlich bleiben. Aber eine Sorge beunruhigt mich." — „Welche?" erwiederte der Freund. — „Wo werde ich künftighin meine Abende zubringen?"

Wiener Belustigungen.

Das rege und lebensfrohe Treiben unserer Wiener scheint mit jedem Tage immer mehr an Frische zu gewinnen. Mit jedem Tage neue Feste, mit jedem Tage neue Phänomene des Frohsinns. Eine reiche Auswahl für Freunde an öffentlichen Vergnügungen bietet auch der morgige Sonntag (2. October). Als die vorzüglichsten Vergnügungen dieser Art bezeichnen wir: die Nachmittagsconversation in Dommayer's Casino in Hitzing, (Musik dirigirt von Lanner), — in Jägerzeiß Casino in Döbling, (M. v. Ballin), — in Lindenbauer's Casino in Simmering, (M. v. Morelly), — zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont. — Im k. k. Volksgarten findet das letzte dießjährige große Fest mit Beleuchtung und Feuerwerk statt, wobei die Kapellmeister Strauß und Nemetz mitwirken werden.

Ballfeste finden statt: in den Sälen zum Sperl, — zum goldenen Strauß in der Josephstadt, — zur Elster in der Alservorstadt, — zum Lichtenberg am Scholtenfeld, — im Casino zu Gaudenzdorf, — zur Stadt Bamberg in Fünfhaus, — zum Stadtgut in Sechshaus, — und im Lichtenthaler Biersalon.

Heute (1. October) findet Soirée statt: zum großen Zeiß am Burgglacis (Volkssänger Moser), — zum Neuling Landstraße (M. v. Ballin), in Lindenbauer's Casino in Simmering, veranstaltet von den Gebrüdern Fahrbach.

Einen noch zu erwähnenden Belustigungsort der Wiener, dessen Frequenz durch die Eisenbahn noch vermehrt wird, macht gegenwärtig auch Gumpoldskirchen, wo der Pflanzer der Rheinreben in Österreich; Herrn Baumgartner vorigjähriger Wein (sogenannten Heurigen) ausschenkt, der durch seine Güte alles Ähnliche übertreffen soll.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 119.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 3. October 1842.

Ein Morgen am Fenster.

Ich wohne wie alle Dichter so hoch als das Haus ist, das ich bewohne; ich sage Haus, nicht etwa Dach, das Dach befindet sich in der That ober meiner Wohnung. — Das Haus ist drei complete Stockwerke hoch, mein Fenster geht durch die Gefälligkeit des Hausherrn und die Bereitwilligkeit meiner Börse auf einen recht hübschen und geräumigen Platz, und damit du auf einmal alles erfährst, so wisse, daß die Stadt, die ich bewohne, und die wirklich sehr hübsch ist, Pesth heißt, und der Platz unter dem Namen Servitenplatz bekannt ist.

Es war an einem Montag, den 20. Juni 1842, als ich durch das fürchterliche Gerassel eines schweren Wagens aufgemuntert wurde, ich sprang an's Fenster, öffnete dieses und erblickte einen schwer beladenen großen Wagen mit allerlei Gemüsewaaren, der seitwärts dem Verkaufsplatze zu, einer Schnecke gleich sich bewegte, ihm folgten bald ein halb Dutzend solcher Wägen; ach, dachte ich, diese immense Quantität soll vielleicht heute noch in den Mägen der hiesigen Bewohner ihr Grab finden! — Der Morgen war so einladend, die Luft so lau und erquickend, daß ich in meinen Schlafrock kroch und mich ans Fenster setzte.

Es schlug gerade drei Uhr, und da besonders ein Städter, der allenfalls um diese Stunde von einem Balle oder von einer Soirée zu Hause geht, wenn er so wie ich plötzlich nicht recht weiß, ob die zweideutige Beleuchtung vom Abend oder vom einbrechenden Morgen herrührt, so war ich auch ein paar Minuten über den Anblick wie betäubt, doch nicht lange, denn die Vorrichtungen der Menschen, die da zu meinen Füßen vorbeigingen, ließen keinem Zweifel mehr Raum, es war Morgen, und noch dazu der schönste Morgen, der mir schon lange nicht mehr vorgekommen ist.

Die ersten Sterblichen, die gleich einer Karavane von allen Seiten vorbeikamen, waren Frauengestalten mit allen Gattungen Hand- und Tragkörben beladen, mitunter sah man auch einen Mann mit einem Schiebekarren, worauf viele Körbe lagen, da sämmtliche Körbe leer waren, so unterlag es keinem Zweifel, daß diese Menschen einen Gegenstand zu holen auszogen, und da sie sämmtlich Einer Richtung, dem weißen Schisse zueilten, so war es wieder einleuchtend, daß sie ein und denselben Gegenstand zu acquiriren strebten. Der Zug dauerte gewiß eine halbe Stunde, sämmtliche Personen waren zwar einfach und da es gerade Montag war, in blendend weiße Wäsche gekleidet. Ich hatte es denn doch herausgekriegt, daß dieser unglaublich lange Zug Obstverkäuferinnen waren, denn schon sah man Einzelne reich mit Kirschen beladen den Weg zurückkommen, also raisonirte ich. Der Zug ging an die Donau, wo unzählige Schiffe mit dieser köstlichen Frucht beladen des Nachts ankommen; sehen Sie, meine schönen Pestherinnen, wie besorgt diese Obstverkäuferinnen sind, während sie noch im süßen Schlafe auf ihren weichen Pfühlen vielleicht vom Paradiese träumen, sind diese rüstigen Damen des Halles bemüht für Sie das schönste Obst bereit zu halten, Sie dürfen nur den doppelten Preis dafür geben. — Das Hin- und Zurückwandern dieser Damen dauert höchstens bis vier Uhr, dann ist der Platz von dieser Staffage frei. Die zweiten Erscheinungen sind die Kaminfeger, Laternanzünder und Gewölbwächter, diese rücken in ihr Standquartier ein, während jene an ihr Geschäft gehen, die höchsten Dächer der Häuser und Thürme erscheinen jetzt schon von der Sonne vergoldet. Es ist vier Uhr, die Straßen werden belebter, die Wägen der Fleischsetcher, die Karren der Kleinkrämer, frischgebackenes Brot und Frühstückgebäcke werden in großen Rückenkörben nach allen Richtungen ausgeschickt, die ersten Frühstückladen werden geöffnet, es sind dies die — — — Branntweinläden. Im Nu sind sie bevölkert; um halb fünf Uhr sieht man schon ganze Gruppen der fleißigen Arbeiter vorbeiziehen, mitunter wohl auch Vagabunden, die ohne Nachtquartier geschlafen haben und nun froh sind, daß Gottes schöne Sonne den Weg zum Branntweinhaus beleuchtet, jetzt kommen die Milchverkäuferinnen und fassen Posto, da wird gesprudelt und gequirlt bis sich der Schaum über die Milchgefäße erhebt, jetzt erscheinen die ersten schläfrigen Mägde in einem Costume, wie Mackbets Hexen anzuschaun. Die guten Seelen hätten noch zwei vollwichtige Stunden nöthig, um auszuschlafen; denn gestern war Sonntag, es mußte wenigstens bis Mitternacht beim Schwan oder beim Gardisten getanzt werden, dem allerliebsten Schuster- oder Schneidergesellen kömmt es freilich leichter an, denn der macht heute blau! — Es ist fünf Uhr, manch fleißige Magd, reinlich gekleidet, kommt jetzt mit dem Einkaufkorb, wohl sieht man auch hier den Herzallerliebsten sie begleiten, aber es ist ein fleißiger Geselle, der sich das Stündchen vom Schlafe abgedarbt, um sein liebes Mädchen ein halbes Stündchen zu begleiten, denn Punct sechs ist er an der Arbeit. — Wer sind denn die schnellfüßigen Gestalten, die nach allen Richtungen den Platz durchlaufen, lange habe ich es nicht herausgebracht, da fiel mir der Barbier von Sevilla ein, richtig, errathen: Figaro qua, Figaro la! Der Platz ist gefegt, nun wird er mit Wasser besprengt. Die Gewölbthüren der Verkäufer öffnen sich in allen Richtungen, es ist sechs Uhr und der freundlichste Morgen, die

erſten Fiaker erſcheinen, laßt uns ins Kaiſerbad fahren. — Doch halt, jetzt fällt mir gerade ein, daß unſere alte Magd, die mich als Kind gepflegt, meiner Gattin geſtern einen Veilchenſtock verehrt hat, die ſoll die drei Zwanziger haben. — Allen geehrten Leſern aber wünſche ich einen ſo vergnügten Morgen, als ich heute einen hatte. A. Benkert.

Das Gut in Böhmen.

Humoriſtiſche Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortſetzung.)

X.

Zehn Wagen rollten auf der ſächſiſchen Straße, vor dem erſten ritten zwei Reitknechte, die mit ihren Fackeln den Weg beleuchteten, etwa eine Viertelſtunde von dem Gute der Baronin bogen ſie rechts ab, und durch eine dunkle Kaſtanienallee ging es im ſchnellen Fluge fort, bis der erſte Wagen in einem hell erleuchteten Hofe hielt. Mehre Bediente eilten an den Schlag, die Baronin ſtaunte, als ihr der Ort, wo ſie ausſtig, unbekannt war, doch der alte Baron küßte ihre Hand und ſprach: »Gnädigſte! wie geſagt, ich bin ein Freund von beſonderen Überraſchungen — deshalb war ich ſo unbeſcheiden, geſtern ſo ſpät meine Aufwartung zu machen, bei mir fängt aber das Leben erſt Abends recht an, — wie man es in der Reſidenz leicht gewährt — und da ich auch heute leben will, froh leben, ſo bereitete ich mir ſelbſt die Überraſchung, Sie in meinem Schloſſe ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Ich bitte," er bot ihr die Hand und führte ſie über die mit Blumen beſtreute Treppe hinauf. „Die Gnädige werden von der Landpartie noch etwas ermüdet ſein, ich bin daher ſo frei, Ihnen hier ein Ruhezimmer anzubieten und es wird nur von Ihnen abhängen zu befehlen, wenn das kleine Feſt beginnen ſoll?"

„Ein Feſt? — Sie überraſchen mich ſo ſehr."

„Das will ich ja, Gnädigſte, das iſt mein Ziel. Entziehen Sie ſich nur nicht lange unſerer Geſellſchaft, dero Fräulein werden ſogleich hieher beſchieden," bei dieſen Worten öffnete er die Thüre des ſogenannten Ruhezimmers, die Baronin trat ein, ihre Kammerjungfer kam ihr entgegen; dieſe löſte das Räthſel ihres Hierſeins damit, indem ſie ſagte, daß Sie von dem Herrn Secretär im Namen der Baronin den Auftrag erhalten hätte, die Ballanzüge ihrer Dame ſowohl als der Fräulein nach dem Gute des Barons zu bringen, und ſetzte hinzu, daß Sie gleich Nachmittags ein Wagen abgeholt hätte, und ihr bedeutet wurde, alles zur Toilette Nothwendige in dieſem Zimmer bereit zu halten. — Die Fräulein kamen in dieſem Augenblick herein, und als die Mama ſah, daß hier keine Entſchuldigung möglich ſei, fügte ſie ſich in ihr Schickſal. Den vereinten Kräften der Damen und der Geſchicklichkeit des Kammermädchens gelang es, ſo ſchnell als möglich die Ballmetamorphoſe zu Stande zu bringen.

»Nun? wie weit ſind Sie, Herr Graf?" fragte der Secretär, als er ſich in einem Nebenzimmer des Saales mit dem Angeſprochenen allein ſah.

»Freund! wozu dieſe Frage! — Ich bat Sie, mir zu melden, wohin die Baronin reiſe, Sie hielten Wort, wofür ich verpflichtet bleibe; ich bin in der angenehmſten Geſellſchaft von der Welt, daher ſo weit als ich nur wünſchen kann."

„Dann ſind der Herr Graf in dero Wünſchen ſehr beſcheiden."

„Warum?"

»Nun ich denke, die Gnädige iſt im Stande, einen Mann länger als einige Tage zu feſſeln."

„Ja bei Gott! das iſt ſie!"

„Und wünſchen der Herr Graf nicht länger in Ihrer Nähe zu verweilen?"

»Mein ganzes Leben möcht' ich an ihrer Seite durchſchwelgen."

„Ich danke für das Vertrauen."

»Welches Vertrauen?"

»Ihr jetziges Geſtändniß beſtätigt meine längſt gehabte Vermuthung."

„Ich verſtehe Sie nicht."

»Deſto beſſer verſtehe ich Sie, und würde mich glücklich ſchätzen, wenn Sie meinen Rath beachtend zum erſehnten Ziele gelangen möchten."

„Ihre Worte werden immer dunkler."

„Mein Kopf hingegen immer heller! — Benützen der Herr Graf die Leuchte, welche ich Ihnen bieten will, den Lebenspfad zu erhellen."

„Sie ſind ein Narr!"

„Narren ſprechen die Wahrheit. Sie werden an mich denken, Herr Graf! — Ich kenne die Frau Baronin. Sie befindet ſich heute in der beſten Laune von der Welt. Ihre geheimſten Wünſche ſind erfüllt, ſie wurde ſcheinbar ohne ihren Willen in den Strudel der Vergnügungen geriſſen, das entſchuldigt ſie vor dem eigenen Richterſtuhle, die wunderherrlichen Naturſcenen haben ihr Gemüth zum Mitgefühl geſtimmt, die Freuden des Balles vermehren den Eindruck, heut' iſt es Zeit! — Heuſe oder nie, Herr Graf, heute benützen Sie die erſte Gelegenheit und geben Sie Worte Ihren Gefühlen. Denken Sie was ich ſage: Heute oder nie! Wenn es Zeit iſt, werde ich Sie aufmerkſam machen." Laune verbeugte ſich und überließ den Grafen ſeinen Gedanken.

„Lieben Euch die Mädchen noch?" rief der Secretär, als er in das Zimmer ſeiner Freunde trat, die bereits ihre Toilette gemacht hatten.

»Plagt dich ſo die Neugierde?" verſetzte Guſtav.

„Zum Teufel! ich muß es wiſſen, wenn ich Euch rathen ſoll, von dieſer Frage hängt mein, hängt Euer Glück ab. Nun, werdet ihr geliebt?"

„Wenn man auf Mädchenſchwüre bauen kann, ja!" verſicherte Adolph.

„Und du, Guſtavus?"

„Meine Bohumila iſt die Liebe ſelbſt."

„Victoria!" rief Laune. »In einigen Tagen ſind wir am Ziele."

„Theurer Bruder! einziger Freund! wenn du wahr redeſt, wenn —" riefen die Freunde.

»Es iſt Zeit, ſchnell in den Saal!" unterbrach des Barons Stimme die Exaltirten. Der Baron winkte dem Orcheſter, Trompeten und Pauken ertönten und ein Jubelruf begrüßte die eingetretene Baronin, begrüßte die Töchter. Mehr einem Garten als einem Saale glich der Tanzſaal, nicht blendend war der Schimmer der Kerzen und Lampen, des Lichtes Strahlen wurden durch die vorgeſtellten Blumen und Guirlanden gebrochen. Man ließ der Baronin nicht Zeit zu langen Betrachtungen, und trotz ihrem Sträuben eröffnete ſie doch bald an dem Arme des alten Barons den Ball. Als die Polonaiſe beendet war, ſchallte ein rauſchen-

des Bravo nach, und der Baron führte seine Tänzerin in den mit Lampen erleuchteten Garten. Seinem Sohne gelang es, die Geliebte dem Gewühle insofern zu entziehen, daß er mit ihr ein Wiedersehen verabreden konnte. Der rechte Erker des Thurmzimmers in ihrer Mutter Schlosse war dazu bestimmt, und die Abenddämmerung des andern Tages sollte sie zusammenführen. Der Obriste war theils von seinen neuen Freunden, dem Preußen und Russen, zu sehr in Beschlag genommen, theils war Bohumila so von den andern Gästen umlagert, daß er kaum Gelegenheit hatte, der Geliebten zuzuflüstern, sie solle das für heute im linken Erker bestimmte Rendezvous auf morgen verschieben. Ein leiser Händedruck galt als Zusage.

Immer heiterer, immer lustiger wurde die Gesellschaft, in dem Lustschlosse herrschte das bachantische Leben der Residenz, nur in dem düstern Pavillon des Gartens, der an die erleuchtete Allee stieß, hörte man ein leises Geflüster.

Etwas lauter aber fragte endlich eine männliche Stimme: „Darf ich hoffen?“

„Sobald meine Töchter versorgt sind, will ich Ihren Bitten mich fügen,“ lispelte es in lieblichen Tönen.

„O! jetzt erst bin ich vollkommen glücklich!“ rief laut die starke Stimme, und wieder war es Stille, nur selten von leiser Rede unterbrochen.

Im Saale aber betäubten Labitzky's Walzer so sehr die Tanzenden, daß Niemand die Baronin bemerkte, welche am Arme des Grafen aus dem Garten zurückkam.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastspiele des Hrn. Schmetzer vom herz. Hoftheater in Braunschweig.

I.

Es war, wenn ich nicht irre, vor etwa vier Jahren, als ich Hrn. Schmetzer auf dieser Hofbühne zum ersten Mal hörte. Seine männlich-kräftige, schöne, in allen Registern gleiche und gefühlvolle Tenorstimme sprach zu meinem Herzen; sein Vortrag war, besonders im einfach getragenen lyrischen und auch heroischen Gesange, wohlgebildet, sein Spiel besonnen ruhig und höchst anständig. Ich erklärte damals in meinem Innern Hrn. Schmetzer für einen der ausgezeichnetsten deutschen Tenorsänger. Spätere Gelegenheiten, Sänger seines Faches zu hören, bekräftigten diese meine Ansicht, die nach und nach, besonders bei dem in letzter Zeit stattgehabten Wechsel von größtentheils ganz ungenügenden Tenoristen den lebhaftesten Wunsch in mir rege machte, ihn wieder einmal zu hören, und sieh da, er erschien, wie ein deus ex machina, und sang den 30. v. M. zu seiner ersten Debutrolle den Nemorino im „Liebestrank.“ Alle früher genannten Eigenschaften bewährten sich auch heute, und man kann sagen, daß Hr. Schmetzer an declamatorischem Ausdruck, an verständiger Modulation, an Gewandtheit des Spiels noch gewonnen; allein Eines, was vorher jeder seiner Leistung einen unwiderstehlichen Reiz verlieh, das alle übrigen Eigenschaften mit einen schimmernden Glanze umgab, und erst zu Gesangstugenden adelte, dieses Eine fanden wir in seiner früheren Prachtauflage nicht mehr. Es ist die volle Üppigkeit und der schöne bezaubernde Klang der Stimme. Sein Ton ist allerdings auch jetzt noch kräftig, seine Wirkung tritt jedoch mehr bei heroischen Aufwallungen, und imponirenden Situationen hervor. Das zarte, innige, ich möchte sagen unschuldvolle Gemüthleben vermag Hr. Schmetzer weniger zu charakterisiren, und daher in der Rolle als Nemorino von dieser Seite den Zuhörer aus voller Brust zu packen. Vortrag und Spiel, (wenn auch letzteres mehr einen gutmüthigen deutschen als einen übertrieben eifersüchtigen italienischen Liebhaberjungen hervorleuchten ließ,) und der noch immer sehr achtbare Stimmsond des Hrn. Schmetzer gestalteten diese Oper dießmal zu einer höchst genußreichen, so daß mehre Nummern, wenn auch hie und da mit einiger Opposition, zur Wiederholung verlangt wurden. Der Gast empfing alle Zeichen einer höchst ehrenden Aufnahme, was uns die angenehme Aussicht gewähret, ihn in mehren und verschiedenartigen Partien zu hören. H. Aue.

Musikalisches Perspectiv.

(Italienische und deutsche Oper.) Herr Ritter Braun von Braunthal schreibt, wie ein hiesiges Journal mittheilt, in seinen dramaturgischen Briefen über die italienische und deutsche Opernmusik Nachstehendes: „Warum die italienischen Opern tadeln, und als leichtfertig wegwerfen wollen? Ja leicht fertig werden die welschen Meister mit ihrem Gegenstande, und wir werden es schwer mit dem unserigen. Es fehlt ihnen an Tiefe, sagen Sie. Soll denn aber die Musik tief sein, und nicht vielmehr schwebend, leicht getragen? Sie instrumentiren oberflächlich und kultiviren den Gesang, die Melodie auf Kosten der Harmonie. Zugegeben; dagegen richten sie aber auch nicht die Stimme zu Grunde durch unsingbare und wahnsinnige Arien, die meist nicht melodischer klingen, als die Liebeserklärungen der Katzen im Märze. Es fehlt ihnen an Charakteristik. Erstens ist das nicht wahr; (also sie haben eine Charakteristik,) und zweitens ersetzen sie diesen Mangel (also, sie haben wieder keine Charakteristik) durch Feuer, Leidenschaft und Geist. Die deutschen Componisten sind reich an musikalischen Gedanken, die sie mit Gründlichkeit bearbeiten, und mit rhetorischer Gewandtheit vortragen; es sind solide, wohlüberlegte Gedanken, aber es sind keine herz- und himmelstürmende, wie die Ideenblitze der Italiener und Franzosen. Wir wissen mehr als diese, wenn von solider Kenntniß und Technik die Rede ist; aber es fehlt uns an Geist, mit dem sie ihre Gedanken und Empfindungen ausdrücken, der heitere, schwungvolle, ätherische Genius, der alle ihre Tongebilde durchdringt. Ließe sich der Geist erlernen, wir besäßen ihn längst, denn was lernte der Deutsche nicht? u. s. w.“

Ihr Operncomponisten der deutschen Nation: Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, und (weil schon einmal von der Musik überhaupt die Rede ist), ihr übrigen Tonmeister und Repräsentanten deutscher Kunst vom erhabensten Oratorium eines Händel und Haydn bis zum kleinsten Genre der Tonkunst, dem deutschen Liede eines Franz Schubert; ihr alle, die ihr von der ganzen gebildeten Welt als unsterblich gepriesen werdet, was waret ihr, und was seid ihr? Nichts, als morose, schwung-, gemüth-, leben-, herz- und geistlose Techniker! Eure Werke, konnten und können nur deshalb bis jetzt die Welt ergötzen, weil sie aller Tiefe bar, nur flache, charakterlose, schwebende und leichtgetragene, auf der höchsten Oberfläche des Gefühls schwimmende Tongebilde waren und bis zur Stunde nichts anderes sind, als wahnsinnige, und'rerseits doch wieder wohlüberlegte Gedanken und Arien, welche, die menschliche Stimme zu Grunde richtend, nicht melodisch katzenjammern; während italienische Kouladen-Kolonien, die Menschenstimme in allen ihren Lagen wohlbegünstigend, herz- und himmelerstürmenden Syrenengesang enthalten. Nur ewig Schade, daß ihm kein Sterblicher mehr ein Ohr borgen will! — O steigt herab ihr gelehrigen deutschen Tonsetzer, um dem großen Braun von Braunthal eure Verehrung darzubringen, dessen strahlendem Verstande es endlich gelungen, der Welt das wahre Licht über euch aufzustecken! — Beugt eure Knie vor ihm, und fleht, er möge euch ein Millionteil seines hohen Geistes, oder doch wenigstens einige Funken zu Ideenblitzen verleihen, damit ihr für die ferneren Jahrhunderte von solch' einer Schmach gesichert bleibt, welche euch die Riesengeister anderer Nationen mit ihrem ätherischen Genius auf das Haupt geschleudert haben! Braun v.

Braunthal kann euch Geist verleihn, er besitzt ihn auch ganz sicher; denn er ist — kein Deutscher!

Heinrich Aue.

Literarisches.

Zweites Bändchen der dramatischen Bibliothek des Auslandes. La calomnie de Scribe, bearbeitet von C. W. Koch. Wien 1842 bei Tauer.

Es ist durchaus nicht zu bestreiten, daß die vorliegende dramatische Bibliothek ob seiner Wohlfeilheit bedeutende Vorzüge sowol für den hat, der mit den Werken der Franzosen in einer umsichtsvollen Auswahl bekannt werden will, so wie auch für die Directoren der Provinzbühnen, welche theils um unbillige Honorare derlei Übersetzungen sich von größeren Theatern verschaffen, oder gerade das wählen müssen, was die Provinzler bei einer Fahrt in die Residenz schon hunderte Male gesehen haben. Scribe wurde von dem Verleger zuerst zur Herausgabe gewählt und man muß zu dieser Wahl unbedingt gratuliren.

Wer Scribe's Lustspiele im Originale liest, wird nicht begreifen können, warum dieses oder jenes Stück auf unserer deutschen Bühne nicht gefallen konnte. Bekommt man aber eine Übersetzung von diesem oder jenem Stücke oder endlich gar eine Bearbeitung derselben zu lesen, so wird es im Momente ersichtlich, wer die Schuld des Nichtgefallens mehr oder weniger an sich trägt. Scribe's Lustspiele sind bei allem dem, daß sie grobe auf Effect berechnete Arbeit stellenweise aufzeigen, demungeachtet Filigranwerk, ein Stift herausgezogen und die schöngeschlungene Arabeske mit ihrem kühngeschwungenem Ringel- und Laubwerk, mit den Mignondinnen und krystallenen Leuchtsternchen fällt zusammen zu Nichts. Wie sich ein Nichts noch obendrein in deutscher Übersetzung, oder was noch schlechter ist, in deutscher Bearbeitung ausnimmt, weiß ein jeder, der der Aufführung einer Scribe'schen Piece beigewohnt hat, die nicht die freundlichste Aufnahme erlebte.

Da gerade die Unternehmung zur Herausgabe von Scribe's eminentesten Werken im Beginnen ist, so könnten vielleicht folgende freundschaftlich gemeinte Rathschläge dem Verleger einen Anhaltspunct gewähren; der Realisirung dieser Convitia critica sehen wir um so eher entgegen, da wir überzeugt sind, Hr. Tauer verwende in seiner Verlagsthätigkeit alle Mühe und Sorgfalt, um seinen Artikeln einen gehaltvollen und permanirenden Werth als Folio zu geben.

Wir sind nun erstens der Meinung, in Hinkunft durchaus keine Bearbeitungen mehr, sondern pure und mit poetischem Geiste ausgeführte Übersetzungen erwarten zu dürfen, die überdies noch in einer Prosa geschrieben sind, welche dem Character jeder einzelnen Person der Handlung anpassend ist und nicht den Zeiten Gottsched's, sondern unserem Jahrhunderte angehört.

Zweitens, wäre es sehr wohl gethan, wenn die Verlagshandlung als einleitendes Pronium die Kritik eines der besten deutschen Recensenten geben würde, welche zu verschaffen um so leichter ist, da über alle Stücke Scribe's gleich nach ihrem Erscheinen im Originaltexte bei uns in Deutschland hundert kritische Federn sich in Thätigkeit setzen und eine solche gebrachte, mit allem kritischen Genüe ausgeführte Recension auf dem Wege des Nachdrucks sehr leicht verschafft werden kann.

Drittens, da es Thatsache ist, daß Scribe, so wie der größte Theil der modernen französischen Lustspieldichter ihre Ideen nicht so sehr aus dem universellen Welt- und Zeitzuständen, als vielmehr aus den socialen Verhältnissen der Seinestadt und dem französischen Provinzleben schöpfen, wir Deutsche mit den feinen Nuancen der französischen Salons- und Provinzangelegenheiten nicht so sehr vertraut sind, so dünkt es uns nicht als überflüssig, die Kritik eines französischen Journalisten in guter deutscher Übersetzung der deutschen Kritik zur besseren Verständlichkeit des vorliegenden Stückes beizufügen.

Was Scribe's Calomnie betrifft, so haben sich beinahe alle deutschen Kritiker dahin ausgesprochen, daß es ein für unsere Bühne gänzlich unverständliches Stück wäre und daß es den Leser allerdings mehr als dem Beschauer anspreche.

Die Ausstattung des Werkchens ist bei dem billigen Preise von 20 kr. C. M. außerordentlich elegant. (v.)

(Als die bedeutendste Erscheinung in der russischen Humoristik), rühmt man die der Dame Helena Andrejewna Hahn, die unter dem Namen Zeneida R. bekannt ist. Sie ist die russische G. Sand und ahmt die französischen Physiologien nach. Besonders rühmt man ihre „Skizzen russischer Sitten," und „die Unserigen, nach der Natur gezeichnet von Russen."

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Orthographie des Namens Shakspere.) So, nämlich Shakspeare schrieben sowohl der Vater John (mit der Buchstabenversetzung Jhon), als sein großer Sohn William diesen Namen, der seiner Bedeutung nach einen Speerschüttler, Lanzenbrecher bezeichnet, übrigens im XVI. Jahrhunderte in der Grafschaft Warwick nicht selten war, und selbst von denen, die ihn trugen, auf die verschiedenste Weise geschrieben wurde; z. B. Chakspyr, Shakespeyre, Schakespere, Schakespeire, Schakspere, Shakespere, Shakyspere, Shakspere; in Deutschland schrieb und schreibt man ziemlich allgemein, und zwar noch anders variirt: Shakespeare.

(Schilderung eines mongolischen Behadirs oder Helden.) Behadir Kubilai's Stentor-Stimme drang über sieben Hügel durch die Wüste, und hallte von den Bergen wieder; seine Nägel glichen Bärenklauen, und mit seinen bloßen Händen vermochte er den stärksten Mann entzwei zu reißen; glühende Kohlen, die ihm des Nachts auf den Leib fielen, weckten ihn nicht aus dem Schlafe, so daß er, als er erwachte, die Brandmale für Mückenstiche hielt, sich kratzte und wieder einschlief; außerdem aß er täglich ein Schaf, und trank einen Schlauch Kumis, ohne berauscht zu werden.

Omnibus.

(Heine über den Rhein.) H. Heine singt in seinem neuesten Gedichte (an J. Dingelstedt) über den Rhein:

Der freie Rhein, der Brutus der Flüße,
Er wird uns nimmermehr geraubt,
Die Schweizer binden ihm die Füße,
Die Holländer halten fest sein Haupt.

(Amusantes.) Was haben Verleger und ältliche Damen gemein? Beide legen auf, Erstere, wenn das Alte abgesetzt ist, Letztere, um das Alte abzusetzen.

Wiener Belustigungen.

Der Tag Michaeli, (Montag am 3. October), wird wie jeder der gewöhnlicheren Namenstage auch im heurigen Jahre durch besondere Feste verherrlicht. Aus den vielen und vielen Michaelifesten jedoch treten ganz besonders hervor: das im Casino zu Gaudenzdorf, (Musik von Ballin), in den Lichtenberg'schen Sälen am Schottenfeld (Musikdirector Beyerböck und Musikkapelle von Hoch- und Deutschmeister Inf. Rgmt.), — zum goldenen Strauß in der Josephstadt und zur Elster in der Alservorstadt. — Auch eminente Soiréen sind für diesen Tag veranstaltet, worunter wir die: Soiré zum weißen Lamm in Neulerchenfeld (M. v. Fried. Fahrbach), — zur Bierquelle in Hernals (M. v. Bendl), und zum blauen Strauß (Sänger Moser) besonders herausheben.

Der darauf folgende Dienstag bringt außer mehren nicht gar bedeutenden Festivitäten ein großer Ball beim grünen Thor in der Rotenmühlgasse (Musik von Lanner), welchen wir ganz besonders dem Publikum anempfehlen können.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 120.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 5. October 1842.

Beiträge zur Geschichte der modernen Luftschifffahrten,

von Dr. Victor Mekarski, Edlen von Menk.

II.

Leinberger's projectirte Luftreise.

Großes gewollt zu haben, genügt schon.
Altes Sprichwort.

Unter der Rubrik der technologischen Nachrichten bringt die „k. k. priv. Wienerzeitung," sub Nr. 270, d. d. 30. September 1842, einige Details über das Project Leinberger's. Das flugkustige Publikum erwartete schon zum Oktoberfeste die Eröffnung eines regelmäßigen Luftpost-Curses zwischen Nürnberg und München, wenn aber auch nicht zum diesjährigen, so geschieht es vielleicht zu einem künftigjährigen Oktoberfeste. Nach den oben gegebenen Einzelnheiten scheint der eifrige Aërostiker gar sehr von ursprünglich im Programme geschriebenen Verheißungen abzugehen, und sich jenen Ansichten zu nähern, die wir im österr. Morgenblatte sub Nr. 100 und 102 d. d. 22. bis 24. August d. J. unserm Leserkreise zur Beurtheilung vorlegten. Jetzt spricht der Standhafte Architekt des Luftschiffgerüstes nicht mehr von Wunderwirkungen der archimedischen Schraube, sondern er will nur mittelst eines Ruderrades gegen einen ruhigen Wind (!) seine Luftschiff-Schwenkungen in Ausführung bringen, denn dann, (auch bei vermehrter Schnelligkeit?), sei der Widerstand der Luft = 0 zu schätzen! Auch wird erwähnt, daß von dem eigenartigen Gasentwicklungsapparate in der Nähe der Dampfmaschinerie durchaus kein Losknallen zu befürchten stehe, weil kein inflammables Gas in Anwendung kommt.

Jedes menschliche Werk gestaltet sich in seiner Vollendung anders, als es sich im ursprünglichen Entwurfe zeigte; jede Erfindung zieht nothwendigerweise Verbesserungen nach sich, die um so ersprießlicher werden, je mehr der Erfahrung Gehör gegeben, je mehr Umsicht in der Ausführung der einzelnen Theile statt findet. Wenn, salvo calculo, Alles in Richtigkeit ist, so finden sich doch, wenn's zur Ausführung kommt, schon bei der langwierigen Procedur der Gasfüllung bedeutende Hemmnisse. Robertson, Garnerin, Blanchard, kurz alle Aëronauten stiegen um ein paar Stunden später auf als sie annoncirt hatten, welche Verzögerung nicht wenig die Geduld der „populace," wie diese Herrn sagten, auf die Folter spannte. Wenn nun auch kein Sturm losbrach, oder heftige Luftzüge während der Füllung Risse in das freibewegliche luftige Kunstgerüste brachten, so währte die Füllung doch stundenlange. Die Füllung bei aërostatischen Maschinen mit elastischen compressiblen Hüllen ist aber noch immer leicht zu nennen, gegen eine Füllung der Aërostaten mit steifen messingblechenen Hüllen. Jene werden vor der Füllung leicht zusammengefaltet und allmälig von dem einströmenden Gase ausgedehnt, bei diesen ist eine ähnliche Procedur unmöglich. Es gibt also nur zwei Wege, ein solches blechernes Luftfahrzeug zu füllen; entweder muß der Hohlkörper mit Wasser gefüllt werden, das allmälig durch das aufsteigende Gas verdrängt wird; oder es wird ein elastischer zusammengefalteter Ballon in den Hohlkörper eingeführt, dessen allmälige Ausdehnung die atmosphärische Luft, welche durch Seitenöffnungen entweichen kann, gänzlich verdrängt. Dann müßten die Seitenöffnungen des metallenen Hohlkörpers wieder zugelöthet werden. Die erstere Procedur erscheint deshalb weniger ausführbar, weil die schwachen aërostatischen Hüllen durch den Druck der Wassermasse bersten müßten, und welche Maschinerien könnten die Last von $83{,}809\frac{11}{21}$ K. F. Wasser bis zu jener Höhe emporheben, um das durch das Gas verdrängte Wasser ausströmen zu lassen! Auf jede andere Weise müßte sich das einströmende Gas mit dem im Hohlkörper des Aërostaten befindlichen atmosphärischen Gehalt vermengen, verunreinigen und zur Ascension untauglich werden.

Doch lassen wir die Füllung glücklich vor sich gehen. Das aus einer hinlänglich weiten Öffnung entströmende Gas, welches, wie der Erfinder sagt, augenblicklich in beliebiger Menge erzeugt wird, muß im erhöhteren Hitzgrade in den metallenen Hohlkörper gelangen und die Löthung der dünnen Metallbleche schmelzen, was wir bei Badewannen und dichtern metallblechenen Gefäßen tagtäglich beobachten, wenn unvorsichtigerweise eine heiße Flüssigkeit eingegossen wird. Oft war der Hitzgrad der Leitungsröhren zur Gasfüllung für Aërostaten so groß, daß sie, obschon stets mit nassen Tüchern belegt, doch glühend wurden und an Verbindungsstellen schmolzen. Eine ähnliche theilweise, oder weiter verbreitete Schmelzung der Löthung müßte ein Öffnen der Fugen und dadurch verursachtes Ausströmen des Gases bedingen, die mit der Erzeugung aus dem Gas-Entwicklungsapparate in einem ungünstigen Verhältnisse stünde, und die Ascension oder die Fortbewegung des Aërostaten wider Willen hemmen würde.

Da die Leichtigkeit des von Leinberger erfundenen Gases mit jener der erwärmten Luft gleichkommt, warum wendet der Erfinder nicht die erwärmte Luft zur Füllung an, welche bei weitem nicht zu jener Hitze gesteigert zu werden braucht, wobei die Löthung schmilzt? —

Der künftige Meister der Luftschwebekunst vertraut weiters nicht mehr der Gewalt der Archimedischen Schraube, er will, wie

der erfahrene Green, die günstigen Luftströmungen in den verschiedenen atmosphärischen Schichtungen aufsuchen. — Wir haben also bei diesem kostspieligen Experimente, das alle Federn der europäischen Journalisten in Bewegung versetzte, nichts Neues zu erwarten, als daß der Aërostat cylinder- oder fischförmig und von Messingblech ist. — Welche Sicherheit gewährt nun dem Lenker eines Luftkahnes das Aufsuchen einer günstigen Luftströmung? — Wir wollen sehen:

Selbst die Auffindung einer günstigen Strömung in freieren Seen und Wassermeeren ist bei dem bedächtigen Zaudern und behutsamen Hin- und Wiederfahren mit Zeitverlust verbunden, und doch bestehen schon seit einigen Jahrhunderten hydrographische Karten. Welche topographische Kenntniß haben wir über das beweglichste Meer, über das Luftmeer? — „Die Meteorologie verleiht den Schlüssel zur Erschließung dieses Geheimnisses," heißt es. — Es ist wahr, der Seefahrer, der Astronom, der Ökonom warten auf Aufklärungen und Sicherheit, die der Meteorolog für fernhin Reisende, für Beobachtung der Atmosphären, für den Anbau der Feldgewächse geben soll. Aber wie lautet die Kalendermacherei? Wann hat der Meteorolog bestimmt: wo? welche Luftströmungen? in welcher Zeit? Richtung? mit welcher Geschwindigkeit sie vor sich gehen? — Den constantesten Luftstrom können klimatische Verhältnisse, bestimmte Stellungen hoher irdischer Objecte, verschiedene Beleuchtung, anderartiger Elektricitätszustand, ungleiche Erwärmung, verschiedene Dichtigkeit der Wolkenmassen, locale Gewitter und tausend derlei Umstände augenblicklich umschlagen. Was nun zu thun? Hier heißt es zum bösen Spiele gute Miene machen und in Gottes Namen sich 10 Meilen weit mit der Windsbraut irgendwohin verschlagen lassen, nachdem man vorher eine Meile Weges gewonnen. Die sichere Basis für die Aëronautik ist die vervollkommnete Meteorologie, welche in einer weitern Ausbildung, wenigstens von den erdnähern Luftschichtungen, aërographische Karten dem eifrigen Luftsegler darbieten wird. Bis dahin geht es den kühnen Wagehälsen wie Green, der nach Paris wollte und in das Nassau'sche kam, also anstatt von Nürnberg nach München, von Nürnberg in den Thüringerwald zum Beispiel, um die Annalen dieses weltgeschichtlichen Urgehölzes dadurch zu vermehren, daß der Ballon-Coloß zwischen den Gipfeln der Bäume schwebt und die Aëronauten zwischen den Zweigen jämmerlich zerrissen zappeln, denn, wie ich in meinem frühern Aufsatze erwähnte, das Anlanden ist nicht minder gefährlich als die Auffahrt.

Eine Luftreise mit dem Winde ist nichts Neues, eine solche wurde erst vor ein paar Wochen im Preußischen beendigt, nur mit dem Unterschiede, daß davon kein so weitläufiges Präambulum, nicht so viel Gerede und Geschreibsel war; als von dem erst zu erwartenden Nürnberger Versuche.

Doch lesen wir nach in der Geschichte der Künste, so war Nürnberg stets eine der ersteren deutschen Städte, wo die frappantesten Erfindungen auftauchten, in letzterer Zeit haben sich Weinholz, Matthies, Rebenstein um die erwünschte Verbesserung des aërostatischen Maschinenwesens Lorbern errungen, Leinberger möge den Sieg davontragen, und die willkürliche Lenkung seines Luft-Triebwerkes allgemeine Anerkennung finden!! Nur dieses Wunder fehlte noch unserer wunderreichen, mit der steigenden und fallenden Sucht behafteten Zeit, daß wir uns wie Schmetterlinge entpuppen und in den reineren überirdischen Ätherſphären schwelgen! Schließlich bemerke ich noch, daß eine Subscription auf diese Unternehmung, 5 fl. C. M. pr. Actie, gegen Barzahlung eröffnet ist. Mancher setzt in die Lotterie 5 fl. C. M.; gewinnt nichts und wird noch obendrein von schadenfrohen Leuten ausgelacht. Hier sind nur zwei Fälle denkbar: „Geht's nicht, das wäre der schlimmste Fall, so hat man ein großartiges Unternehmen unterstützt, und ist unterstützendes Mitglied des gelehrten aëronautischen Vereins geworden; geht's, und das ist der höchst wahrscheinliche Fall, geht's, wie immer, so muß sich das eingelegte Kapital herrlich verprocentiren!! Es schreit also der Aëronaut den Tauben, die nicht hören wollen, durch den Nürnberger Trichter in die Ohren: „Kauft Leute! Kauft! Hier ist ein Sortiment von Loosen, davon jedes gewinnen muß!!"

Indem ich den Aufsatz absenden will, lese ich so eben in der k. k. p. Wiener-Zeitung sub. Nr. 272 d. d. 2. October 1842, daß der Mechaniker und Physiker Leinberger nach Beendigung des Baues seines Luftschiffes, wegen abgeschlossener Übereinkunft mit einem auswärtigen Staate sich verpflichtet habe, gleich dahin abzureisen. Bei ruhigem Wetter können 100 deutsche Meilen täglich, bei günstigem Winde 200 Meilen gemacht werden. Andere mögen es versuchen, der Erfinder macht sich aus dem Staube. Die Herren Actionäre können das Materiale, wenn's nicht geht, hindangeben. Kauft, Leute, Kauft Leute, Kauft: Eisen, Messing, Blei Glasscherben! —

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

XI.

„Was sagt Ihr, Freund, zu dieser plötzlichen Veränderung in unserm Schlosse?" fragte gähnend des andern Morgens der Bediente den alten Soldaten.

„Was die Herrschaft thut, darüber hat der Bediente nichts zu philosophiren;" versetzte der Andere, „mir ist alles recht, ich erfülle jeden Auftrag und bewache wie der Höllenhund das Thor, oder öffne es angelweit, wie mir's befohlen wird."

„Hört, Freund! von Eurer Wachsamkeit habt Ihr keine besondere Probe abgelegt."

„Wie so?" fragte barsch der Schloßwart.

„Nun ich meine," versetzte sich retirirend der Bediente, „ich meine der Herr Obrist ist doch ohne Eurem Vorwissen hereingekommen."

„Ja der," sagte gedehnt der Andere, „der — nun ja der ist — hereingekommen. Wie? das weiß ich nicht!"

„Desto besser weiß ich es," prahlte Jean. „Ihr Freund Portier merkt Euch die Physionomien sehr schlecht, wenn Ihr nicht bemerktet, daß der schwarze Spender des Weins ein und dasselbe Gesicht mit dem Obersten hat."

„Ihr habt Recht, Schlaukopf! meine Augen sind schwächer geworden," setzte er entschuldigend hinzu, „und mein Verbrechen entschuldigt. Aber sagt mir, hochweiser Herr, warum der Oberst vermummt hieher kam?"

„Ohne Zweifel, weil er fürchtete in seiner wahren Gestalt nicht eingelassen zu werden, und weil er vor Sehnsucht brannte, je eher, je Lieber seine Ge—"

„Jean! Jean! die Frau Baronin hat schon zweimal geläutet, eile zu ihr,“ gebot der Secretär, und mißmuthig entfernte sich der Bediente.

„Schließt das Thor, Derber, und folgt mir!“ befahl Laune, und der Schloßwart gehorchte.

Der alte Baron lag auf dem Sofa als der Schloßwart mit Laune in das Gastzimmer trat. Nachdem der Baron dem Secretär leise einen Auftrag gegeben hatte, entfernte sich dieser und Derber blieb erwartend an der Thüre stehen. „Kommt näher, Freund,“ sagte der Baron, »nur näher; setzt Euch nieder,“ der Soldat zögerte. „nun! nehmt Platz.“

„Ich bin gewohnt zu stehen,“ versetzte Derber und behielt seine militärische Haltung.

»Niedergesetzt!“ rief im Commandotone der Baron, und unwillkürlich folgte der Soldat.

„Kennt Ihr mich noch?“ fragte der Baron.

„Weiß mich nicht zu erinnern.“

»Ich will Eurem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Wißt Ihr noch, als Ihr mir voriges Jahr von der Leipziger Schlacht erzähltet, und so unangenehm von Eurem alten Herrn gestört wurdet, der Euch rufen ließ, die bewußten Lampen vorzubereiten?“

„Jetzt kenne ich Euer Gnaden. Ja Sie sind der Einzige, der mir das Lampengeheimniß entlockte.“

„Nun seht, wir sind alte Bekannte. Wollt Ihr mir für Geld und gute Worte eine Gefälligkeit erweisen?“

„Umsonst! umsonst! Ew. Gnaden, Alles was Sie befehlen.“

„Kennt die Frau Baronin genau Ihr Haus? oder vielmehr, kennt Sie die ominöse Kuppel!“

„Ich glaube nicht.“

„Dann, freue ich mich auf eine Überraschung.“

„Hängt der Luster noch?“

„Ja! Und geschlossen ist die Kuppel.“

»Nun gut! So bereitet Alles vor, zündet die Lampen an, heute ist große Gesellschaft hier im Schlosse, wir wollen den alten Scherz widerholen.“

„Wird aber die gnädige Frau es nicht ungütig nehmen? daß —“

»Die Sorge überlaßt mir! Und verlaßt Euch auf mich, so wie ich mich auf Euch verlasse. Zur Vorsicht aber zündet die Lampen gleich Nachmittags an, so lange die Tafel dauert, und seht zu, daß Euch Niemand im Thurme bemerkt. Die Zeit der plötzlichen Beleuchtung werde ich Euch selbst anzeigen. Kann ich mich auf Euch verlassen?“

»Ganz gewiß.“

„Nun so geht und haltet unser Gespräch geheim. Eure Mühe wird Euch belohnt.“

„Bitte! bitte!“ Derber salutirte und ging fort, auf dem Gange begegnete er dem Bedienten, machte ein pfiffiges Gesicht und wollte sich entfernen, doch der Andere trat auf ihn zu und klagte über die heutige Laune der Baronin.

„Nach einer durchwachten Nacht, ist man immer verstimmt,“ versetzte Derber, »ich habe auch die ganze Nacht nichts geschlafen, weil ich von Minute zur Minute die Ankunft meiner Herrschaft erwartete, und bin jetzt so verstimmt, daß mir jedes Wort, was ich hören muß, zuwider ist. — Adieu!“ Er stieg die Treppe hinab, der Bediente sah ihm verblüfft nach.

Mit von Freude glühendem Gesichte kam Laune aus des Grafen Zimmer, er eilte in das Departement der Damen, und als er Aurelien erblickte, zog er sie bei Seite und lispelte ihr zu: »Alles geht herrlich, bald sind wir am ersehnten Ziele, komme heute Abends in den Thurm, im mittlern Erker erwarte ich dich, komm gewiß, dort das Nähere.“ Aurelie sagte zu und Laune flog seine beiden Freunde aufzusuchen.

„Alle Hindernisse sind besiegt, es fehlt nur eure Erklärung gegen die Mama, und ihr seid am Ziele.“

„Führe uns zu der Baronin!“ riefen die ungestümen Liebhaber, und Laune hatte Noth sie zurückzuhalten, nur mit Mühe entlockte er Ihnen das Versprechen sich so lange zu gedulden, bis er Ihnen sagen würde, daß es Zeit sei. Vor dem Bestürmen der Liebenden rettete ihn der Bediente, welcher ihm die Ankunft mehrer Herrschaften meldete. Laune eilte seiner Pflicht gemäß diese zu empfangen. Die Baronin hatte nämlich am gestrigen Balle Einige Gäste des Barons zu sich geladen, zwar nur Wenige, aber gewiß die Auserwähltesten, unter ihnen den Preußen und den Russen.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches Auskunftscomptoir.

Von Heinrich Aue.

34.

Welche Tonsetzer verfallen in den Fehler der Vielschreiberei?

Diejenigen, welche mehr Kaufleute als Künstler sind, nach dem Grundsatze: Je mehr Ellen, desto mehr Profit.

35.

Worin besteht die Vielseitigkeit vieler moderner musikalischer Kritiker?

Darin, daß sie ein und dasselbe Tonstück heute sehr schön, morgen mittelmäßig und übermorgen sehr schlecht finden können; je nachdem das Werk von dem Publikum, oder der Kritiker von dem Componisten aufgenommen wurde.

36.

Warum soll eine Sängerin mit einer guten Stimme nie heiraten?

Weil es die wenigsten Ehemänner vertragen können, daß die Frau im Hause zu viel Stimme hat.

37.

Was heißt der Satz, mit welchem die Kritiker heutzutage oft sogar größere Musikstücke abzuthun pflegen: »Die Musik ist melodiös« im eigentlichen Sinne des Wortes?

Gerade so viel, als wenn man sagen würde: das Gedicht hat einen Sinn; oder: das Gemälde hat eine Zeichnung.

38.

Warum sagen viele musikalische Kritiker (man erlaube mir in der Entweihung dieses Wortes fortzufahren) so häufig: Die Musik ist angenehm für das Ohr?

Weil, wenn die Musik auf irgend einen andern Theil des menschlichen Körpers wirken könnte, solche Kritiker gewiß schon oft ausgerufen hätten: die Musik ist für den Rücken u. s. w. verdammt unangenehm.

Feuilleton.

Musikalisches Perspectiv.

„Der Pensionist“ und „Antwort,“ neue Lieder-Compositionen von A. Emil Titl. Die Gedichte zu diesen beiden Novitäten im Liederfache sind von dem gemüthvollen anspruchslosen Vincenz Zusner, die echt poetische Wärme, welche aus diesen Dichtungen an unser Gemüth schlägt, regte das anerkannte episch-lyrische Talent Titl's zu einer, wo möglich noch innigeren Wiedergabe in Tönen auf.

Der epische Character im „Pensionisten“ wurde vom Componisten durch den militärischen Geist und das glückliche Festhalten der Rhythmen wahr und sehr verständlich gezeichnet, das schöngerundete Ganze ist in seinen melodischen wie in den dramatischen Theilen gleich ansprechend.

Die „Antwort“ auf die von einem sehnsuchtsvoll Liebenden an „sein geliebtes Wesen“ geistig gestellte Frage: „Ob ich deiner noch gedenke?“ enthält in den Schlußworten des Gedichtes:

„Wo ich bin, ist nur die Hülle,
Meine Seele ist bei dir!“

die deutlichste und vollkommenste Inhaltsbezeichnung, das Gepräge ihres rein-lyrischen Charakters, welchen der Tonsetzer in eine äußerst gemüthvolle Melodie gekleidet, und mit besonderer Rücksicht auf den Effect beim öffentlichen Vortrage durchgeführt hat.

Die Pianofortebegleitung bildet bei keinem, also auch nicht bei diesen zwei Liedern Titl's eine den Gesang blos unterstützende Basis, sondern sie macht stets einen integrirenden Theil der Tondichtung selbst aus, und hängt dem melodischen Gedanken fast unzertrennlich an; weßhalb sie sich auch von der bei ähnlichen Compositionen so häufig vorkommenden monotonen Walzerbegleitung wesentlich und vortheilhaft unterscheidet.

Die Verlagshandlung des Hrn. Haslinger ließ diese Gesänge in einem höchst einfachen und geschmackvollen Gewande erscheinen. Der „Pensionist“ ist für einen Bariton geschrieben, und dem Hrn. Dr. Eduard Ulrich, mähr. schles. Landesadvocaten, einem warmen Verehrer der Tonkunst, gewidmet. Die „Antwort,“ ein Lied für Tenor, ist dem bei den Wienern noch im guten Andenken stehenden königl. hannover'schen Hofopernsänger, Hr. William Granfeld, von dem Componisten freundschaftlichst zugeeignet.

Heinrich Ane.

Tagsergebnisse.

(Das Nagelfest in Dornbach.) Verflossenen Sonnabend, als am 1. d. M., wurde zu Dornbach ein Fest begangen, welches trotz der Seltsamkeit seiner Entstehung und des komischen Anstriches, den dasselbe hatte, dennoch einen rührenden, wahrhaft gemüthlichen Eindruck in allen Anwesenden zurückließ.

Herr Pfriemer, Schullehrer zu Dornbach, ein gründlicher Musiker und enthusiastischer Verehrer Haydn's, hatte nämlich auf einem Besuche in Salzburg einen Nagel zum Geschenk erhalten, welcher sich in der Klosterschenke zu St. Peter befand, und der derjenige gewesen sein soll, auf welchen Haydn in jener Schenke jedesmal seine Perrücke aufzuhängen pflegte. Diese seltene Reliquie nun beschloß unser Haydenverehrer auf das Feierlichste in die Wand seiner Wohnung zu befestigen und an der Statt von Haydn's Perrücke, dessen Bildniß zu plaziren.

Am benannten Tage verkündeten schon um 7 Uhr Morgens weithinschallende Böllerschüsse der Umgegend Dornbachs den Beginn dieser Feierlichkeit. Um 10 Uhr wurde in der dortigen Pfarrkirche Haydn's sogenannte spanische Messe, auf eine dem Gegenstande und der Composition würdige Weise von kunstsinnigen Dilettanten, unter welchen sich vorzüglich eine Dlle. Klezinsky auf eine lobenswerthe Weise hervorthat, executirt, deren feierlichste Momente ebenfalls mit Böllerschüssen begleitet wurden, welche Production der Festgeber mit wahrem Feuereifer dirigirte. Um 12 Uhr begaben sich sämmtliche Executanten und Gäste zur Tafel im Hause des Herrn Schullehrers, wobei derselbe nicht säumte, seinen Ischenwein zur Feier des Tages aufzutischen und viele Toaste, mit Böllerschüssen und Intraden begleitet, auf Haydn, den Festgeber ꝛc. ꝛc. gebracht wurden.

Nach beendeter Tafel wurde ein von Hrn. Professer Schubert eigens zu diesem Feste componirter Festchor abgesungen, auf welchen der Sohn des Festgebers ein, ebenfalls auf das Fest Bezug habendes Gedicht vortrug. Hierauf wurde Haydn's Bildniß aus dem Schulzimmer, in welchem es bisher mit Kränzen geschmückt figurirte, in die Wohnung des Festgebers gebracht, von diesem der Nagel in die Wand geschlagen und das Bild darauf befestigt.

Um halb 3 Uhr wurde in der Pfarrkirche noch Haydn's berühmte Litanei exequirt, worauf sich Alles wieder zu dem Festgeber verfügte und das Fest mit der Production mehrer komischer Pieces von Hayd'n auf das fröhlichste beschlossen.

(Die Einwölbung des Alserbaches) wurde gleich beim Beginnen dieser so vortheilhaften Stadtverschönerung in vier Sectionen abgetheilt, wovon schon zwei beinahe der Vollendung zugeführt wurden. Im Jahre 1843 soll die dritte Section vollendet werden und der Kostenbetrag, der für diese Section entfällt, soll beinahe 170,000 fl. C. M. betragen. Die vierte Section bleibt dem Jahre 1844 vorbehalten.

Frauenblätter.

(Der Name Eva.) Die Rabbiner leiten den Namen Eva, jüdisch: „Er kommt her,“ von chivah, welches so viel als plaudern bedeutet, ab, und behaupten, zwar eben nicht allzu galant, daß von zehn Theilen der vom Himmel geströmten Plauderhaftigkeit die Damen neun Theile an sich genommen und dem Manne nur einen Theil übrig gelassen haben. — Ob die guten Rabbiner mit dieser Derivation so ganz recht haben mögen, ist heutzutage, wo sich die Männer fast mehr mit dem schwatzen befassen, als die Frauen, und wo das genus masculinum so gut zu tratschen und beim Kaffee Leute auszurichten versteht, wie das femininum, eben nicht ganz gut zu beurtheilen.

(Die Frauen der Hindus.) Die Frauen der Hindus sind weit mehr zur Eifersucht geneigt, und finden sich weit schwerer in die Nothwendigkeit, die Zuneigung des Mannes mit Nebenbuhlerinnen zu theilen, als bei andern Völkern, wo die Polygamie herrscht. Die niedrigsten Leidenschaften werden dort durch die Eifersucht erregt, welche die Frauen der Hindus mit dem unbesiegbarsten Hasse gegen ihre Rivalinnen erfüllt, und sie gegen Letztere oft mit einer Wildheit verfahren läßt, wie sie sonst der weiblichen Natur nicht eigen ist. Gleichwol scheinen die Hindus, trotz dem Einflusse europäischer Sitten, sich noch immer nicht überzeugen zu können, daß zwei Frauen unter einem Dache nicht in Friede und Eintracht leben können. Es ist unmöglich, daß sie beiden gleiche Liebe und Aufmerksamkeit widmen können, und selbst wenn sie ihre Zuneigung zwischen zwei Frauen theilen könnten, so würde sich keine der letzteren mit der Hälfte begnügen. Dies würde freilich das Übel der Polygamie bedeutend mildern; aber gewöhnlich verschwendet der Hindu seine ganze Zärtlichkeit an die eine seiner Frauen, während er die andere völlig vernachlässigt, und so wird der zwischen beiden bestehende Haß oft zu einer schrecklichen Höhe gesteigert. Wenn der Mann schwach und weibisch ist, so lassen die Frauen alle Furien der wüthendsten Eifersucht und Bosheit gegen einander los; besitzt er dagegen einen männlichen festen Charakter, so trägt die von ihm Begünstigte immer den Sieg davon. Die Zuneigung des Gatten ist für sie Alles, was sie besitzt; das Leben verliert daher allen Werth für sie, wenn sie ein Gegenstand des Hasses oder der Gleichgiltigkeit für ihn wird. — Daß die Weiber in manchen Gegenden Indiens und Arabiens die schwersten Arbeiten verrichten, während die Männer im Müßiggange leben, ist bekannt. Erzählt doch der Engländer Sir Thomas Munro, daß ein Indier um Nachlaß der Steuern nachgesucht habe, weil seine Frau, welche immer den Pflug gezogen, plötzlich gestorben sei!

(Die Damen der Pariser Börse.) Die Priesterinnen der Dreiprocentigen haben ihren Platz auf den Gallerien und bilden hier einen Kreis „en chapeau et en robe.“ Während die Männerschaar sich unten gleich einem ruhelosen Strome bewegt, folgen die Damen oben ihrem Gange mit Ängstlichkeit und sind der Spielball der Gemüthsbewegungen und Gefahren derselben. Stühle sind rings umher aufgestellt, und die schönen Spielerinnen, die des Hauswesens Einsamkeit und Ruhe tauschten gegen alle diese Unruhe und Wechselfälle des Speculanten, ertheilen voll Feuer und Eifer dem aufhorchenden Mäkler ihre Aufträge, sie kaufen, verkaufen, raisonniren, beißen auf ihre Lippen und Nägel, trotz dem besten

Effecten-Juden. Könntet ihr sehen, wie sie einem Manne dort unten Zeichen geben, wie sie feurige, durchdringende Winke unter die Menge werfen, hier einen flinken Boten abfertigen, dort eine geheime Antwort empfangen; wahrlich, Ihr würdet denken, daß alles dies der Liebe gelte, die ängstlich die Schritte eines angebeteten Geliebten bewache, um zu vernehmen, ob er sich ruinire oder mit Gold gleichsam überlade; die für sein Los zittere, an seinem Glücke Theil nehme, die seinetwegen vor den Folgen dieses verführerischen und heillosen Spieles bebe. Aber nichts von allem dem. — Diese Damen, welche die Börse umgeben und gleichsam mit einem Kranze von Rosen sie umkränen, wie die Balcone und Logen im Theater das Parterre, sie haben ausschließlich für ihre eigenen, persönlichen, pecuniären Interessen sich hier eingefunden. Die Käufe, Verkäufe, Überträge u. s. w. geschehen in und auf ihre Namen. „Wie stehen die Dreiprocentigen?“ — „Fallen die Fünfprocentigen?“ — „Wie viel auf Zeit?“ — „Die spanischen Angelegenheiten haben weder Einfluß auf den Cours der Dreiprocentigen, noch der Cortes, noch der Perpetuellen, noch der königlichen Anleihe.“ — „Wo haben Sie den Hut gekauft?“ — „Man rechnet auf den General S... und seine Armee. Kaufen Sie daher!“ — „Die Farbe dieser Robe ist allerliebst!“ — „In der belgischen Anleihe keine Veränderung?“ — „Die Dukaten sind zwanzig Procent gestiegen.“ — „Ich nehme sie!“ — „Gehen Sie auf den Ball der Frau P.?“ — „Sagen Sie meinem Mäller, daß er meine Fünfprocentigen verkaufe. Es ist zu wenig Bewegung in diesen Fonds.“ — „Heute habe ich tausend Kronen gewonnen; gestern verlor ich zweitausend; morgen wird's noch besser gehen.“ — „Geben Sie mir doch die Preis-Courant.“ — Das sind die sanften, zärtlichen Worte, die diesen schönen Lippen entströmen! Seit etwa achtzehn Jahren geht das täglich so. Täglich begibt sich dieser förmliche Zug von Schönheiten und Reizen, Nachmittags von 2 bis 4 Uhr, viele in einem Cabriolet, gleich den Effectenhändlern, auf die Börse, um in den verschiedenen Fonds, welche die Börse in beständiger Bewegung halten, zu speculiren. In der That, es ist eine Art von Saint-Simonismus, wenigstens eine Annäherung zur „Emancipation der Frau!“

Naturhistorisches Kabinet.

(Der Hirscheber, Babyrussa), welchen man in den sumpfigen Wäldern der indischen Inseln, auf Java, Celebes und auf der Insel Bocro findet, gehört unter die größten Sonderbarkeiten der Natur, denn er hat hinsichtlich der Größe und des Wuchses Ähnlichkeit mit dem Hirsch, hinsichtlich des Kopfes und Rüssels aber mit dem Schwein, und dazu gleichen seine Vorderfüße denen des Bockes. Am meisten zeichnet sich der Hirscheber durch seine ungeheuren vier Fangzähne aus, von denen zwei aus der oberen Kinnlade durch den Nasenknochen durchgewachsen sind, und sich fast zirkelförmig, rückwärts gegen die Augen zu krümmen. Die andern beiden sind kleiner, und wachsen an der untern Kinnlade heraus. Aus diesen vier Fangzähnen gewinnt man das kostbarste Elfenbein, welches jenes der Elephantenzähne bei weitem übertreffen würde, wenn es eben so hart wäre, wie dieses. Im rohen Zustande ist der Hirscheber wild, doch läßt er sich ziemlich gut zähmen. Das Fleisch und Fell desselben schätzt man sehr.

(Eine zahme Gans) — erzählt man sich in einem Schreiben aus Möttling — erhub sich, da sie das Geschrei ihrer wilden Schwestern vernahm, in die Luft und zog mit der Gesellschaft in fremde Gegenden fort. Nach einem Zwischenraume von einem Jahre trug es sich zu, daß die verwilderte Gans mit ihren Jungen in die Gegend ihrer ehemaligen Wohnung herangeflogen kam und da eben das Hausthor offen stand, ihre Richtung dahin nahm und sich mit ihrer Brut in der Laube des Hauses niederließ. — Die Hausfrau, die eben in der Küche war, schloß schnell das Thor zu, und gewann mit der schon verloren geglaubten Gans noch 12 andere.

(Pilger.)

Omnibus.

(Das Römerbad zu Tüffer in Steiermark) ist in gichtischen und rheumatischen Leiden, so wie in chronischen Nervenkrankheiten, Krämpfen, Lähmungen, Hautausschlägen, von vorzüglicher Wirkung, und dennoch kennt vielleicht der zwanzigste Theil von Badereisenden diese heilbringenden Thermen kaum dem Namen nach, obwohl Tüffer auf einer kleinen Anhöhe des Cillier-Kreises in Untersteiermark liegt und mit allen Naturschönheiten verschwenderisch ausgestattet ist. Nebstbei wandelt der Besucher jener Bäder auf klassischem Boden, denn noch immer werden merkwürdige Überreste römischer Baukunst dort zu Tage gefördert.

(Amusantes.) Ein junger Mann ritt einem großen Herrn bei irgend einer Gelegenheit vor. „Recht so,“ sprach ein Freund von ihm, der ihn absitzen sah, „so etwas recommandirt bei großen Herren, auf diese Art kannst du einmal dein Glück machen und angestellt werden, als — Reitknecht.“ — „Und wenn er dich kennen lernt, du als Portier,“ erwiederte der Vorreiter.

(Neugriechisch-dramatische Poesien). Die interessantesten Erscheinungen in der neuerwachenden Poesie der Hellenen bleiben unstreitig Panajotis Sutzos (Bruder des nachfolgenden Dichters) Drama, „der Wanderer“, und Alexanders Sutzos „ὁ Περιπλανώμενος“ (der Pilger). Auch eine Messiade hat P. Sutzos gedichtet, worin er, erfüllt von der Gegenwart und deren Bedürfnissen, von der Höhe des Ölbergs zu seiner Zeit, zu seinen Zeitgenossen und zu seinem Vaterlande spricht. — Auch das Lustspiel fängt sich an geltend zu machen. Jakobaki Rhizos Nerulus schreibt in der Weise Goldoni's und schildert in seiner „fragsüchtigen Familie“ (Komödie in 3 Akten) die bekannte Eßlust zweier feindlicher Redacteure. Auch einen Don Juan haben die Neugriechen unter dem Titel „ὁ Ἄσωτος“ (der Zügellose). Im „Glücksritter“ von M. Chursmuzi wird die Sucht der Ausländer, sich beim Staatsbau Griechenlands zu bereichern, gegeißelt und im „Fall von Messalongi“ (Tragödie von der Schwester des Kairis) haben die Griechen ein Nationalstück erhalten.

(Mozart) äußerte sich einen Musiker, der ihn bat, einige Regeln für die Composition anzugeben, also: „Regeln sind da weiter nicht nöthig; wenn's bei Ihnen in Kopf und Herzen richtig ausschaut, so componiren Sie nur immer frisch darauf los, es wird schon was werden. Fehlt's aber da, ist doch bei allem Andern keine Hilfe!“ —

(Rungenhagen, der Director der Sing-Akademie zu Berlin,) veranstaltete am 4. September, als dem Tage der Mozarts, Erinnerungsfeier zu Salzburg, eine Festlichkeit, wobei Mozart's Büste bekränzt wurde.

(Amusantes). Als neulich die Berliner Sing-Akademie Schneider's Weltgericht aufführte, fragte ein Eckensteher seinen Collegen: „Na Lude, jehst du man heut in das Weltgericht von Schneider?“ — „Wie kommst du man mich vor!“ entgegnete Lude, „ich habe mit det Stadtgericht von wegen meines Schneiders so viel zu schaffen, daß ich für een Weltgericht von einem fremden Schneider jar keenen Appetit verspüre.“

(Adolf Bube ist nicht allein derjenige), welcher eine Weltgeschichte in Balladen herausgibt. Auch in England gab ein Herr Steevens eine Geschichte seines Landes in Versen heraus, wobei in zwei Versen die merkwürdigsten Ereignisse jeder königl. Regierung angezeigt sind; z. B.

Sechs Weiber nahm Heinrich den Acht' und war damit zufrieden;
Zwei starben, 2 wurden enthauptet und zwei geschieden.

Weiter:

Von Napoleons Fesseln befreite der vierte Georg die Welt;
Gas, Eisenbahnen, Dampfschiffe verdienten viel Geld.

Das geschah freilich unter Georg III., wenn überhaupt die Welt durch England befreit wurde, doch war der vierte, als Prinz-Regent, die Seele der damaligen Regierung.

Pränumerations-Anzeige.

Die hochachtungsvoll unterzeichnete Redaction erlaubt sich, die Freunde und Gönner des österreichischen Morgenblattes bei dem Herannahen eines neuen Quartals zur ferneren Pränumeration auf ihr Journal hiemit höflichst einzuladen.

Wie sehr das österreichische Morgenblatt in seinem Streben vorgeschritten sei, welche hohe Meinung sich der Ausspruch seines kunstrichterlichen Forums bei allen Kennern und Freunden der Wahrheit im In- und Auslande gewonnen habe, bedarf

wohl keiner besonderen Erwähnung, denn hierüber hat die allgemeine Stimmung längst und ehrenvoll entschieden. Nicht minder half eine große Zahl talentvoller vaterländischer Schriftsteller das Feld der Poesie und Prosa bestellen und der sich täglich mehrende Kreis der Leser dieses nationellen Journals dürfte den wohlklingenden Satz bestärken: »wie so gerne in unserm schönen Vaterlande dem Geistigen das Sinnverwandte die Hand reiche.“

Solche errungene, wenn gleich nicht leicht zu gewinnende Sympathien für das Gedeihen eines literarischen Institutes haben daher der Redaction den längst gehegten Wunsch ausführbar gemacht, diesmal, und zwar noch im Laufe des nächsten Monats, statt der gewöhnlichen artistischen Beilage und für die erste des folgenden Quartals, ihre Leser mit einem Bändchen von dem Redacteur verfaßter lyrischer Dichtungen zu überraschen.

Diese Beigabe, höchst elegant ausgestattet, und 60 neue Dichtungen enthaltend, führt den Titel:

„Blätter und Trauben.“

Eine Herbstgabe für fröhliche gesellige Zirkel von Joh. Nep. Vogl.

Es bildet somit dieser Band nebst der Fortsetzung zu den übrigen poetischen Erscheinungen des Verfassers, die im deutschen Vaterlande stets freundlich aufgenommen wurden, eine für sich bestehende Sammlung heiterer Wein-, Trink-, Keller- und Tafellieder, wie auch sonstiger Rundgesänge, wie sie unseres Wissens noch nirgends bestehen.

Von vielen der beliebtesten Componisteure in Musik gesetzt, dürfte daher dieser Lieder-Cyclus sowohl für jeden Einzelnen wie ganze Gesellschaften, denen ein frohes Herz im Busen schlägt, eine sicher nicht unwillkommene Spende sein!

Wir erlauben uns, die Herren Tonsetzer, welche diesem Unternehmen wohlmeinend und sachverständig förderlich gewesen, in dankbarer Anerkennung hier aufzuführen. Es sind die Herren:

A. Bibl, Domorganist zu St. Stephan, Karl Binder, Kapellmeister am k. k. priv. Theater in der Josephstadt, Georg Bruckschlögl, Dommusikus zu Salzburg, Jos. Drechsler, Professor und Kapellmeister an der Pfarrkirche am Hof, Jakob Dont, Mitglied der k. k. Hofkapelle, M. Durst, Mitglied der k. k. Hofkapelle, J. Eitzenberger, Lehrer der Tonkunst, Stephan Franz, Orchesterdirector des k. k. Hofburgtheaters, Ferd. C. Fuchs, Jos. Geiger, Franz Gläser, k. Hofopernkapellmeister zu Koppenhagen, Adalbert Girowetz, Kapellmeister, Anton Hackl, C. Haslinger, J. Hoven, F. Seraph. Hölzl, Kapellmeister des Musikvereins zu Innsbruck, Gust. A. Hölzl, k. k. Hofopernsänger, C. Keßler, J. F. Kloß (Heinr. Aue), Musik-Referent des österreichischen Morgenblattes, Fr. Krenn, Franz Mayr, Dr. Victor Mekarsky Edler von Menk, Adolph Müller, Kapellmeister am k. k. priv. Theater an der Wien, W. A. Mozart, Jos. Netzer, Gottfried Preyer, Professor der Harmonielehre am Wiener Conservatorium, Heinrich Proch, k. k. Hofopernkapellmeister, B. Randhartinger, Mitglied der k. k. Hofkapelle, Karl G. Reisiger, Kapellmeister am Stadttheater in Dresden, Ludwig Rotter, Organist an der Pfarrkirche am Hof, Karl Reissert, Mitglied des k. k. Hofburgtheater-Orchesters, Wilhelm Renling, Michael Schoch, Organist an der Pfarrkirche zu St. Johann, Jos. Stadler, Mitglied der k. k. Hofkapelle, Math. Strebinger, Orchester-Director des k. k. Hofoperntheaters, Ant. M. Storch, Orchester-Director des k. k. priv. Theaters an der Wien, Franz von Suppé, Kapellmeister am k. Theater in Preßburg, Emil Titl, Kapellmeister am k. k. priv. Theater in der Josephstadt, Rudolph Wiesser, Edmund Winterle, Ludwig Wolf.

Schlüßlich fügen wir die gewöhnlichen Pränumerationspreise bei, nämlich für ein wöchentlich dreimaliges Erscheinen unsers Journals auf dem schönsten Maschinen-Velinpapier, der Druck in der Strauß'schen Officin besorgt, und mit artistischen und Kunstbeilagen, — den beispiellos billigen Betrag von 10 fl. für das ganze Jahr und halbjährig 5 fl. C. M. Die P. T. auswärtigen Herren Abonnenten entrichten ganzjährig 12 fl. 36 kr. C. M.

Neu eintretende Herren Abonnenten

in das nächste Quartal erhalten gleichfalls als besondere Begünstigung unsere „Blätter und Trauben,“ obgleich dieses Bändchen eine außerordentliche Prämie für den ganzen Jahrgang ist.

Joh. Nep. Vogl,
Redacteur des österreichischen Morgenblattes.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 121.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 8. October 1842.

Fallende Blätter.

Von Andreas Schumacher.

1.

Hätten wir uns nie geliebt,
Nie begegnet und gefunden, —
Hätten wir die bitt'ren Stunden
Ringend bebend nie empfunden,
Wie der Trennung Qual betrübt.

Sei mir dann der Schmerz gegrüßt,
Den die Liebe mir gesendet;
Wie sich Glück und Unglück wendet,
Schmerz bleibt treu, bis Alles endet,
Weil der Schmerz auch Liebe ist.

2.

Wo ihr Lied die Lerche hat,
Über dieser Erde Streben,
Mußt du dich zum Lied erheben,
Doch wie Lerchen auch im Leben
Wohnen in der grünen Saat.

Oben ist Gesang und Luft
Unten Erdenmüh' und Frieden;
Himmel sind dem Lied beschieden,
Doch hier unten sind des Müden
Wiege, Brautgemach und Gruft.

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Fortsetzung.)

Diese zwei jungen Cavaliers waren es vorzüglich, die sowohl während der Tafel, als auch beim Kaffee, der im Garten servirt wurde, so angenehm die Gesellschaft unterhielten, und ausschließend die Baronin in Anspruch nahmen, daß Niemand und am wenigsten die Letztere, die sich nach und nach wegschleichenden jungen Leute bemerkte; denn sobald die Sonne sich zum Untergang neigte, flog Auguste aus dem Garten zum Thurme hinauf, wo sie in dem rechten Erker ihren Geliebten fand. Beide machten ihre Bemerkungen über die auffallende Fröhlichkeit Laune's und als Adolph ihr die Tröstungsworte seines Freundes mittheilte, und die sichere Hoffnung auf ihren Besitz so gewiß machte, sank sie selig in seine Arme. Die Welt, das All' war für die Liebenden verschwunden, sie hatten nur sich, und dachten und hörten nicht was um sie geschah. Fast dieselbe Scene wurde im linken Erker gespielt, der Oberst und Bohumila standen dort Arm in Arm im Anblick der Abendlandschaft versunken. — Auf den Zehen hüpfte Aurelie in das dunkle Zimmer und verbarg sich in der mittlern Nische. Sie mußte lange warten, bevor Laune sein Wort halten konnte. Endlich stand er vor ihr. »Bald hätte ich mich nicht orientirt,« sagte er leise, »und ein Liebespaar gestört, das dort im rechten Erker schmachtet, gewiß hatte einer meiner Freunde dieselbe Idee.«

„Ich will seinem Beispiele folgen, und dich in meine Arme schließen. Meine, meine Aurelie!“

„Je näher du das Ziel unserer Wünsche dir träumest, desto entfernter scheint es mir.«

„Nein! Geliebte! es ist nahe —“

»Worauf gründest du deine Hoffnung?“

„Worauf? Auf den Verstand deiner Mama; die mit Eurer Vermälung um so eher eilen wird, als sie glaubt, dadurch ihren eigenen Leichtsinn, wie sie es nennt, zu bemänteln.

»Welcher Leichtsinn?“

„Nun ihre Verbindung mit dem Grafen Florwall. Nicht wahr? du staunest über diese Nachricht, und doch ist es so, dem Grafen hat sie bereits ihre Hand zugesagt, doch erst dann, wenn ihre Kinder und die Nichte versorgt sind. — Diese Zeit ist nahe, drei Bewerber sind da. Alle drei lieben und werden geliebt, es fehlt nur der Mutter Jawort, und mit dem wird sie nicht zögern, weil sie so ihr eigenes Glück befördert.“

»Du kannst Recht haben, was meine Schwester, was die Cousine betrifft, aber zu meiner Verbindung mit dir habe ich keine Hoffnung, heute erst dringen sich mir alle Schwierigkeiten auf. Dein Stand —“

„Sei ruhig! Aurelie! Gegen meinen Stand wird deine Mutter nichts einzuwenden haben.“

»Du bist sehr leichtsinnig, wenn du das denkst.“

»Leichtsinnig bin ich wohl, doch nicht so unbesonnen, daß ich um die Gunst einer Baronesse werben könnte, ohne gewiß zu sein, Sie standesmäßig zu versorgen!“

„Heinrich! heute zum ersten Mal werde ich aus deinen Worten nicht klug. Beantworte meine Fragen.“

„Frage wie du willst, ich antworte so,“ hiermit drückte er einen Kuß auf ihre Lippen. Ein Geräusch, wie der Eintritt mehrer Personen, störte sie, Laune sah in den Saal, es war Alles finster; um nicht gesehen zu werden, trat er von dem Fenster zurück und drückte Aurelie fest an sich. Auch die andern Liebespaare hörten die Tritte, die beiden Freunde fürchteten den Angstruf ihrer Mädchen und bedeckten küssend den Mund der Geliebten.

»Schlagt an!“ donnerte das Commandowort des alten Ba-

rons, die Kuppel öffnete ſich wie durch einen Zauberſchlag, Tageshelle erleuchtete das Zimmer ſammt den Niſchen, und der Anblick der Liebespaare lähmte faſt die Sinne der Baronin, welche am Arm des Grafen in der Mitte des Zimmers ſtand, während ihre Gäſte und der alte Baron an der Thüre, Zeugen dieſer Scene waren.

XII.

Launе war des andern Morgens zu der Baronin beſchieden, ſie ſaß an des Grafen Seite, als der Secretär eintrat, Beide empfingen ihn mit ernſter Miene. Doch dies brachte den auf Alles gefaßten Mann in keine Verlegenheit, er ging mit heiterem Geſichte auf die Dame zu, und rief Ihr die Hand küſſend aus: »Wie glücklich bin ich, Sie, Frau Baronin, als meine Tante begrüßen zu können; ich empfehle mich beſtens Ihrer Gnade, mit der Bitte, die Güte, mit welcher Sie Ihren Secretär behandeln, auf Ihren leichtſinnigen Neffen zu übertragen.“ Die Baronin verſtand kein Wort von dem Geſagten, und fragte was ſeine Reden bedeuten ſollten.

»Ich weiß, theuerſte Tante, daß Ihr Wort, welches Sie meinem Onkel gegeben, ein Geheimniß bleiben ſoll; und gewiß, ich verwahre es auch als ein Heiligthum tief verborgen in meiner Bruſt. Auch er ahnt Ihr Verboth, aber ſein erſtes Entzücken über das ihm zu Theil gewordene Glück konnte er ſeinem einzigen Vertrauten nicht verſchweigen.“

„Sie reden wie im Traume,“ verſetzte die Baronin, „ich begreife Sie nicht.“

„Ja wohl iſt es ein Wonnetraum für mich; die treue Liebe, mit welcher mein Onkel jahrelang, ohne ſein Geſtändniß zu wagen, Ihnen ergeben war, ſo belohnt zu ſehen.“

»Ihm wird der höchſte Preis zu Theil, Ihre ſchöne Hand!“

„Wie? Frau Baronin!“ rief der Graf von ſeinem Sitze aufſpringend, „was muß ich hören?“

„Launе,“ ſagte die Baronin, „ich denke nicht, daß Sie mein Wohlwollen, welches ich Ihnen ſo lange bewies, mit Undank lohnen werden, der zu Mißverſtändniſſen Anlaß geben könnte.“

»O keineswegs, meine Gnädige! Ich ſpreche die Wahrheit, wenn ich ſage, daß geſtern erſt mich mein Onkel verſicherte, Sie hätten ihm auf dem Balle des Barons Ihr Jawort gegeben.“

„Sie lügen, mein Herr!“ rief der Graf entrüſtet.

„Vergeben, Herr Graf, es iſt die reinſte Wahrheit, und wenn ich auch geſtehen will, daß ich das Vertrauen meines Onkels erſchlichen habe, ſo würde ich es doch nie wagen, als Lügner in ſeinen Augen zu erſcheinen.“

»Reden Sie, wer iſt Ihr Onkel?“ fragte die Baronin.

„Ihr Bräutigam, meine Gnädige! der Graf von Florwall!“ Und mit dieſen Worten ſank er zu den Füßen des Grafen und rief: „Vergebung, theurer Onkel, für meine Jugendſünden. Sie haben mich einſt ungehört verſtoßen, die Frau Baronin nahm den Verlaſſenen gütig auf und wird mir das Zeugniß geben, daß ich Ihre Gnade verdient habe!“

„Wie? du wäreſt?“ —

„Heinrich v. Launfeld, ja der bin ich. Sie haben mich nicht erkannt, doch die Züge meines ehemaligen Wohlthäters grub die Dankbarkeit ſo tief in meine Seele, daß ſie lange Jahre nicht verwiſchen konnten.“

„Laß' dich umarmen, theurer, guter Burſche! — jetzt iſt mir erſt wohl, weil ich dich habe! weil du es biſt, dem ich all' mein Glück verdanke! Edel biſt du, das geſtehe ich beſchämt, denn ſchön iſt die Rache, die du an deinem Onkel genommen.“ — Und der Graf herzte und küßte den jungen Mann. — „Sehen Sie Frau Baronin,“ rief der frohe Onkel, „ſehen Sie, dieſer Burſche hat mich zu Ihrem Beſitz geführt. Erröthen Sie nicht, er iſt werth unſeres Vertrauens. Meine Liebe zu Ihnen hat der Practicus errathen, er war es, der mir Ihren Wohnort verrieth, er der den alten Baron mit ſeinen Überraſchungen in Ihr Schloß gebracht, der Oberſt und der junge Baron ſind ſeine Mitſchüler, ſeine Freunde.“

„So iſt das Räthſel gelöſt, meine gnädige Frau Baronin, und nochmals bitte ich um die Erlaubniß, Sie Tante nennen zu dürfen.“

„Warum nicht lieber Mutter?“ fragte lächelnd die Dame.

„Mutter! — Vater!“ rief Launfeld, und ſank zu ihren Füßen. — Der Segen des Paares vollendete ſein Glück.

(Schluß folgt.)

Lamentationen.

13.

Theaterdirectionen, welche die Kunſt einzig als Gewerbe treiben, ſollten von der Kritik ganz ſo behandelt werden, wie Seiltänzer, Taſchenſpieler, Kunſtreiter, Affenführer und Maulthiertreiber. Ich finde ſie noch weit ſchädlicher als jene; da ſie mit weit größeren Mitteln einen viel beklagenswertheren Eindruck machen.

14.

Ein Profeſſor der Weltweisheit war während der Vorleſung eingeſchlummert. Gerade wo er eingeſchlafen war, ſtand in ſeinen Heften die Bemerkung: Hier pfleg' ich einen Spaß zu machen. Das Geräuſch der Verſammlung weckte ihn, und haſtig im Conterte fortfahrend las er: »Hier pfleg' ich einen Spaß zu machen.“ Er machte aber den Spaß nicht und ſchlummerte wieder ein. — Das war gewiß eine verſteckte Satyre auf unſere Localkomödien.

15.

Von allen Künſten hat noch keine ſo viel Schande zudecken müſſen als die Muſik. Daß ich damit gar nicht übertreibe, das werdet ihr gleich erfahren, wenn ihr manche unſerer Localkomödien ohne Muſik gebt! —

16.

Das nennt ihr Volksſtücke?! — Wer mag zu dem Volk gehören, das ihr uns vorführt? — — — —

17.

Ein gutes Localſtück müßte eben ſo gut ernſter wie komiſcher Natur ſein können, wie Raimund angedeutet hat. Wehe über ein Genre, in welchem die allgemeinen menſchlichen Beziehungen längſt verlorengegangen, und welches von den Dichtern blos dazu aufrecht erhalten wird, um Thorheit und Sittenloſigkeit, nicht eben mit tüchtiger Satyre zu geißeln, ſondern zum öffentlichen Vergnügen zu machen.

18.

Glaubt nur, die niederen Stände empfinden eben ſo gut wie die höheren, und Wunden des Herzens kommen hier neben dem düſteren Verbrechen vor. — Weder das Laſter noch die Tugend iſt an einen Stand gebunden, warum iſt denn Wahrheit und Tiefe der Empfindung auf unſ'rer Volksbühne ausgeſtorben? —

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gaſtſpiele des Herrn Schmetzer, vom herzogl. Hoftheater in Braunſchweig.

II.

Am 2. d. M. ſang Hr. Schmetzer den Tamino in der „Zauberflöte." Wir ſagten in unſerem erſten Referate über dieſen Sänger, daß es ihm weniger gelinge die zarten, gemüthreichen Stellen einer Geſangpartie vollkommen genügend wiederzugeben; ſeine heutige Leiſtung hat dieſe Meinung neuerdings vollkommen beſtätigt, da der Part des Tamino faſt ganz auf dieſe Anforderung baſirt iſt, jedoch zeigte Hr. Schmetzer im declamatoriſchen Geſange, wie in der Auffaſſung des Meiſters, auch heute den gründlich gebildeten Sänger.

Die vollendete Meiſterſchaft, mit welcher Mad. Haſſelt-Barth die Partie der Königin der Nacht ſingt, iſt ſchon öfter beſprochen; herrlich ſang ſie die erſte Arie, im Staccato der großen Arie des zweiten Actes war aber die Intonation nicht ſo völlig rein, als wir es von dieſer vortrefflichen Künſtlerin ſonſt gewohnt ſind.

Dlle. Roſetti als Pamina hätte nach unſerer Meinung, beſonders im zweiten Acte, mehr Aufmunterung verdient. Hingegen erfreute ſich Hr. Draxler als Saraſtro der einſtimmigen, ehrenvollen Anerkennung ſeiner Leiſtung. Mit verdientem Lobe dürfte noch Hr. Hölzel als Sprecher zu erwähnen ſein, deſſen angenehme, metallreiche Stimme und richtiger Vortrag ſehr wirkſam war. Ausgezeichnet brachte das Chorperſonale den herrlichen Chor des zweiten Actes; allein das ſonſt ſo vorzügliche Orcheſter ſchien an dieſem Abende „nicht ſehr disponirt" und mußte vom Director häufig ins Schlepptau genommen werden. F.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerſtag, am 6. October, zum erſten Male: Nacht und Morgen, oder: der Trauſchein. Schauſpiel in 4 Abtheilungen und 5 Akten, mit freier Benützung des Bulwer'ſchen Romans von Charlotte Birch-Pfeiffer. — — England iſt der Fabrikant dieſes Stoffes, da muß er wohl ſtark und zugleich fein ſein, und ſo iſt es auch; aber es iſt aus dem Stoffe ſchon ein großer Mantel gearbeitet, mit dem weiten Faltenwurf der Intrigue nach Bravomode, mit dem man die Leiche der Mutter und Geliebten bedecken und die Seinen vor Froſt und Kälte ſchützen kann. Was hat Madame Birch-Pfeiffer aus dem weiten Mantel gemacht? — ein enges Kleid, das die Handlung erſtickt, das ſie nur mit halbem Worte enden läßt; ſie möge den Reſt als Bahrtuch über die Leiche werfen, denn dieſe Handlung hat ſich ausgelebt, und iſt langſam ausgeſtorben, die Thränen haben ſich tiefe Strombette, Furchen in's Geſicht geſchnitten, und zu Ende wird ſie wieder mit dem ganzen bunten Komödientrödel aufgeſchmückt, die Wangen werden aufgeſchminkt, und die vollends ausgeſtorbene Handlung muß wieder als lebendig gelten. Frauen ſind weich, ſie geben einer Perſon, die ſchon in den letzten Zügen liegt, noch einen Zug von ihrem Herzen, um ſie für das Leben zu retten, um ſie aufzuſparen für den originellen Akt, der ſo alt iſt als das Drama, wo die Tugend belohnt und das Laſter beſtraft wird. Bulwer hat anders gehandelt, Bulwer iſt ein Mann, er läßt der Natur ihr Recht, daß ſie ſich nicht gegen ihn als Feind kehre, es geht durch ſeinen Roman wie ein rother Faden das Geſetz der Natur. — Madame Birch-Pfeiffer hat dies Geſetz verläugnet, darum wurde ſie unnatürlich, ihre Charaktere unwahr. Es glückt nie das Nacharbeiten nach fremden Muſtern, die Deutſchen haben es erlebt und dies Erlebniß durch viele Fiascos theuer genug bezahlt, aber ſie laſſen von der Bühne nicht, ſie wollen da ſchmählich ſterben, wenn ſie fremdes Gut ſich zugeeignet, und noch obendrein nicht gut verwaltet haben. Sie ſtreben nach einer großen ſicht- und hörbaren Wirkung auf das Publikum, und darum erſchüttern ſie daſſelbe durch Knalleffecte; — die Frauen beſonders verſtehen dies am beſten, ihre Helden müſſen weinen wie Klageweiber, ſie müſſen toben und die Hände ringen, daß der Himmel einzuſtürzen droht, ſie ſchlagen den Zuhörern mit Worten, auf die Bruſt, um ſie zu bewegen, und man kennte doch das ausgeſpielte Stück zu Ende „Viel Lärmen um Nichts" taufen. — Einen Erbſchleicher, einen Spieler und Roué, einen edlen Sohn, eine unglückliche Mutter, eine ſich aufopfernde Geliebte, das haben wir alles ſelbſt in Deutſchland, und wir brauchen darum nicht über den Kanal zu ſchiffen in ein Land, aus dem Byron geflohen, und ich glaube weil er kein Schiff zeitlich genug erſah, weggeſchwommen. — Hr. Fröhlich ward bei ſeinem erſten Auftreten nach ſeiner Krankheit ſtürmiſch empfangen, und rechtfertigte die Liebe des Publikums durch ſein gefühlvolles, ausgezeichnetes Spiel; doch möge er ſeine Bruſt für die Zukunft ſchonen, das Feuer treibt ihn oft zu weit; Hr. Fröhlich iſt eine Zierde dieſer Bühne. Hr. Director Carl ſpielte den ſeinen, ränkevollen Lebemann ganz nach dem Leben, und auch die HH. Maier und Börger verdienen Lob; nicht ſo die HH. Heſſe und Gämmerler, die durch die Unnatürlichkeit ihres Spieles die Charaktere, die ſie darzuſtellen hatten, alles poetiſchen Schmuckes entkleideten. Mad. Leinſitt ſpielte und ſtarb wahr und Dlle. Ammesberger und Dlle. Lechner erwarben ſich gerechten lebhaften Beifall. Der Beſuch war ſehr zahlreich. Nordmann.

Provinzial-Correſpondenz aus Salzburg.

Geſtern hatten wir in dem rechten Stadttheile abermals eine kleine Feier, deren Veranlaſſung das Mozart-Denkmal iſt. Zur Verſchönerung des Platzes, auf welchem das Standbild ſteht, wurde ein ſeitwärts geſtandener, öffentlicher Stadtbrunnen caſſirt, auf welchem die Bildſäule des Erzengels Michael ſich erhob. Theils zur Zierde des in der Linzergaſſe im rechten Stadttheile gelegenen großen Stadtbrunnens, theils im frommen Sinne wurde nun geſtern das Steinbild dieſes Heiligen der Mittelſäule dieſes letztern Brunnens aufgeſetzt, und zur Weihe ſeines neuen Standpunktes und zur Feier des Feſtvorabends dieſes Heiligen, wurde der ganze Brunnen von den um- und nahewohnenden Bürgern mit Blumen und Guirlanden geſchmückt, Abends nicht nur der Brunnen brillant, ſondern auch die umliegenden Gebäude des Platzes beleuchtet, und dieſe eben ſo einfache und niedliche, als biedere Feier mit Harmoniemuſik belebt.

Zugleich erlaube ich mir zu bemerken, daß in Ihrem Berichte über die Enthüllungsfeier des Mozartdenkmals ein Irrthum ſich eingeſchlichen habe: „Neukomm war nicht Mozart's, ſondern theilweiſe Joſeph und Michael Haydn's Schüler.

Es verlautet, daß beabſichtigt werde, zur Erinnerung an Mozart und ſeine dieſjährige Feier, ein jährliches großes Muſikfeſt zu veranſtalten was eben ſo löblich als ſchön wäre.

Auch haben wir Hoffnung ein zweites, vielleicht ſogar noch ein drittes Denkmal im Verlaufe langer Zeiten zu bekommen; das eine für den berühmten Chemiker und Alchymiſten Johannes Theophratus Paracelsus ab Hohenheim, den Wunderdoctor des 16. Jahrhunderts, der im Jahre 1541 zu Salzburg ſtarb und im Friedhofe zu St. Sebaſtian begraben liegt, wo in ſeinem Grabmale nicht nur ſein Porträt,*) ſondern hinter dieſem ſogar ſein Schädel ſich befindet; — das andere dem Freunde und Collegen Mozart's, Michael Haydn.

Tagsergebniſſe.

(Aus Eiſenſtadt.) Am 25. September ¼6 Uhr Abends brach in dem nächſt Eiſenſtadt gelegenen Dorfe Kleinhöflein Feuer aus, und verzehrte trotz gänzlicher Windſtille, Überfluß an Waſſer und menſchlicher Hilfeleiſtung 10 gefüllte Scheuern und 9 Wohnhäuſer. Am 28. ¼3 Uhr Nachmittags brannten abermals 8 Scheuern und 6 Häuſer nieder deren Beſitzer das Unglück hatten, bei dem am 1. April 1842 Abends ſtattgehabten Brande ebenfalls Haus und Hof zu verlieren. Die Noth iſt um ſo größer, als die Futtervorräthe dahin ſind, die bei dem heurigen großen Mangel und enormen Stroh- und Heupreiſen für den Armen unmöglich anzukaufen ſind; Erdäpfel, Kraut und Rüben haben mißrathen, das herrliche Obſt, welches in Menge auf dem Boden lag, iſt ein Raub der Flamme geworden, und die Trauben in ungewöhnlicher Menge fangen an, durch den 14tägigen Regen geweicht, aufzuſpringen und zu faulen. — Eine traurige Ausſicht für den Winter!

*) Ein zweites wohlgetroffenes Porträt des Paracelſus befindet ſich auf Kupfer gemalt an der Fronte des Hauſes des Chirurgen Bauer junior nächſt der Brücke am rechten Ufer; in welchem Hauſe er wohnte und ſtarb.

Überhaupt ist die Herrschaft Eisenstadt, d. h. die Unterthanen, heuer arg mit Feuer verunglückt: am 4. und 13. März brannten in Donnerskirchen 33 Häuser und 46 Scheuern nieder, und am 8. Juli im Markte Purbach 133 Häuser und 71 Scheuern, und in Kleinhöflein in drei Bränden 38 Häuser und 35 Scheuern.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Der Dominik in Danzig.) Jetzt, da Alles auf den Dominik (Jahrmarkt daselbst) eilt, sagt ein Danziger Zeitblatt, und Alles nur von ihm spricht, dürfte folgende Mittheilung unseren verehrten Lesern nicht uninteressant sein: Winrich von Knieprode gelangte 1351 zur Hochmeisterwürde des damals Preußen beherrschenden deutschen Ordens und setzte den von seinem Vorgänger Dusener von Arfberg begonnenen Krieg gegen die litthauischen Fürsten Kynstut und Olgard muthig fort. Kynstut wurde von dem Ritter Heckendorf gefangengenommen und nach Marienburg gebracht, wo der edle Hochmeister ihm ein behagliches Asyl gewährte. Doch der stolze Fürst vergalt diesen Edelmuth mit einer Schändlichkeit. Er wußte nämlich den ihm vom Hochmeister zugetheilten Diener, einen getauften Litthauer, zur Herbeischaffung zweier Ordensmäntel zu verleiten. In dieser Verkleidung entflohen Beide glücklich, weil man sie für Ritter hielt. Wieder in Freiheit, suchte Kynstut dem Orden die Stadt Danzig zu entreißen. Der Orden hatte nämlich allen Ausländern ohne Ausnahme gestattet, auf dem Danziger Jahrmarkt ihre Waaren feilzubieten, ohne irgend eine Abgabe zu entrichten. Jetzt fanden sich, auf besondere Veranlassung des rache- und ränkesüchtigen Fürsten mehr Verkäufer als gewöhnlich ein, zündeten mehre Häuser an und suchten sich der Stadt zu bemächtigen. Da griffen die muthigen Weiber zu den Löscheimern, und die Männer trieben die Verräther zur Stadt hinaus. Von dieser Zeit an wurde den Ausländern verboten, länger als fünf Tage auf dem Jahrmarkte — Dominik zu handeln, welche Einrichtung noch bis heute besteht.

(Die Entstehung des Vergißmeinnicht) erzählt das Rheinland in einen seiner neuesten Blätter auf eine neue Weise. — Ein Grab in Mainz trägt einen verwischten Namen auf seinem Kreuze und steht daher dem ersten Besten unter den Todten zur freien Verfügung; aber da das Grab ganz einfach ist, und keine Familie sich damit brüsten könnte, hier einen der Ihrigen ruhen zu lassen, so hat die öffentliche Meinung diese Stätte für das letzte Asyl eines deutschen Minstrels, Musikers und Poeten erklärt, dessen Familiennamen man sogar vergessen. Er hieß Heinrich, und da seine Verse, von denen wol ebenfalls mehr wenige im Volke leben, sämmtlich die Verherrlichung der Frauen, besonders „Mariens," zum Zwecke hatten, — nannte man ihn Heinrich Frauenlob. Als er arm fortgegangen, um in Deutschland sein Glück zu suchen mit seinen Romanzen und seinem Talent, da hatte Heinrich in Mainz ein Mädchen zurückgelassen, das seine Rückkehr erwartete, bleich aufwachte in Gewitternächten und für ihn betete. — Nach drei Jahren kam er, mit Gold und Lorbeeren bedeckt, wieder. Lange vor seiner Rückkunft hatte Marie seinen Namen mit Lob und Bewunderung nennen hören und mit edlem Vertrauen wußte sie, daß jenes Lob und jene Bewunderung dem Geliebten nicht so viel Stolz und Glück verschafft, als der erste Blick des Mädchens, das ihn so lange erwartet. Am Tage nach der Rückkehr Heinrichs erklangen die Glocken nach Sonnenuntergang, um Heinrichs und Mariens nahe Verbindung zu verkünden. In diesem Augenblicke spazierten beide in einem Baumgange längs den Ufern des Rheins. Sie setzten sich nebeneinander auf den Moosteppich und schwelgten im gegenseitigen Anschauen und schwiegen und drückten sich sprachlos die Hände, denn nicht Worte konnten die Gefühle dieses Augenblicks wiedergeben. Die Purpurröthe der Sonne war vergilbt und die Schatten des Abends senkten sich nieder. Beide begriffen, daß sie jetzt nach der Stadt eilen müßten, aber Marie wollte nicht ohne Andenken an diese schöne Stunde scheiden, und sie zeigte Heinrichen blaue Blumen am Abhange des Strandes. Heinrich verstand sie, pflückte die Blumen, glitt aus, ein Schrei, er ist verschwunden! Zweimal bewegten sich die Wogen, er tauchte auf, sich wehrend, schäumend, kämpfend, zweimal ergriffen sie wieder ihre Beute. Er wollte rufen, aber das Wasser erstickte ihn. Als er das zweite Mal erschien, wendete er einen Blick nach dem Ufer, wo Marie ohnmächtig lag, und warf ihr mit übermenschlicher Anstrengung die Blumen zu, die seine Hand noch immer krampfhaft umschließt, dann verschwand er. Das Wasser glättete sich und immer heiterer spiegelte sich die Flut! Es war hier nichts Trauriges geschehen. — So starb Heinrich Frauenlob, aber sein stummes Lebewohl an Marien hat man in Worte übersetzt, und die blaue Blume bis heute „Vergißmeinnicht" genannt.

(Die wilden Männer im Gasteiner-Thale.) Im wildromantischen Gasteiner-Thale sollen, der Sage nach, in der Vorzeit riesenhafte Männer gehaust haben. Einer derselben hat versichert, er habe den Stallesenwald neunmal mair werden, d. i. aussterben und wieder aufgrünen gesehen; und er denke es noch, wie der Bockstein-Kogel im Kötschachthale wie ein „Kranawetvogel," und das mächtige Scharreck wie ein Semmelwecken gewesen sei. Jene Männer besaßen eine ihrer außerordentlichen Größe entsprechende Leibesstärke. Eine Pflugschar über das ganze Thal werfen, ist ihnen ein leichter Wurf gewesen. Einst lehnte ein solcher Herkules seinen Stock an das Reiterbauernhaus am Badberg, und das ganze Haus erbebte. Ihre Wohnung hatten diese Bewohner der Wildniß in einer unzugänglichen Höhle am linken Achenufer, am Eingange der Klamm. Vor derselben standen Äpfelbäume, mit deren Früchte sie scherzweise auf die vorüberziehenden Wanderer herabzuwerfen pflegten. Man sieht jetzt noch daselbst Überreste von ihrem Hausrathe. Gegen die Thalbewohner zeigten sie sich stets liebreich, und stellten ihnen oft Butter und Milch vor die Hausthüren hin.

(Der erste Wein) wurde heuer am 18. August bei einem Gastwirthe in Monzingen mit vielem Beifall getrunken. Ein Fall, der bis jetzt noch nicht vorgekommen ist.

Omnibus.

(Amusantes.) Der Hund eines Phlegmatikers hatte einen in der Beize liegenden Hasen gefressen. Voll Wuth kam die Köchin mit dem leeren Gasserol zum Rapport.

„Und hat er ihn ganz aufgefressen?"

„Ja."

„Hm, so muß er ihm geschmeckt haben! Schaden wird er ihm doch nicht."

Wiener Belustigungen.

Der Schluß dieser Woche, welche an Amusements reich genug war, bietet abermals eine Masse von Festen, als: die am 8. October 1843 statt findenden Soiréen zum großen Zeisig am Burg glacis (Volkssänger Moser), — zum grünen Thor, Rossauergasse (Musik von Lanner), — zum Neuling Landstraße (M. v. Ballin), — und am Sonntag den 9. October die Nachmittags-Conversationen. In Dommeyers Casino in Hitzing (M. v. Lanner), — in Zögernitz's Casino in Döbling (M. v. Ballin), — in Lindenbauers Casino in Simmring (M. v. Morelly), — in Wagners Kaffeehaus im Prater (M. v. Ph. Fahrbach), — in Ungers Kaffeehaus in Hernals (M. v. L. Morelly), — im Lichtenthaler Biersalon (M. v. Bendl), — zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont), — und die Soirées. Zum großen Zeisig am Burgglacis (M. v. Gebrüdern Furch), zum blauen Strauß, Rothgasse (Moser), — und die Öffentliche Tanzmusik. — In den Sälen: zum Sperl (M. v. Strauß), — im Casino zu Gaudenzdorf (M. v. Ballin), — zur Stadt Bamberg in Fünfhaus (M. v. Morelly), — zum Stadtgut in Sechshaus (M. v. Gebhard Mayer). — Als besonderes Hautgoût möge das letzte im k. k. Volksgarten statt findende große Fest gelten, wobei die Illuminationskunst und Pyrotechnik all' den Zauber entfalten wird, welcher nothwendig ist, um die Reihe der so celebrirten Volksgartenfeste auf eine gleich imposante Weise zu beschließen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 122.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 10. October 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

V.

Der Gugelhupf.

Lustig schmetternde Töne eines Posthorns weckten die Bewohner des neuigkeitsarmen Gebirgsmarktes R... im Salzburgischen aus ihrer stillen Einsamkeit auf. Ein Postzug, welcher sich in diesen abseitgelegenen Gebirgswinkel verirrte, das mußte wohl etwas Unerhörtes zu bedeuten haben. Jung und alt lief zu Fenstern und Thüren, um das Wunderfuhrwerk zu schauen. Auch der Gewürzkrämer Herr Jakob Kugler, angethan mit grüntuchener Schürze, trat mit seiner Ehefrau Katharina vor sein Gewölbe hinaus, um seine Wißbegierde zu befriedigen. „Ei, da schau, da schau!“ rief erstaunt die Gewürzkrämerin aus, „vier schöne Pferde, ein prächtiger Postillon, ein herrlicher Wagen mit goldenen Wappen; er hält beim Haus des Herrn Verwalters, das ist gewiß der Kaiser selbst! — O mein, der Kaiser! der Kaiser!“ schrie Frau Katharina mit erhöhter Stimme, und schon versammelte sich ein Schwarm fragender Nachbarinnen um sie, da sprach Herr Kugler: »Still, Kathi, mach' keinen Spektakel; gelb und schwarz ist ja kaiserlich; und der Bediente hat grüne Livree mit Silber; ich werd' es doch kennen, ich bin drei Jahre während meiner Lehrlingszeit in Wien gewesen.“ Niemand getraute sich dem Gewürzhändler zu widersprechen, denn im Markte verschaffte ihm der Umstand, daß er in Wien gewesen, eben so viel Achtung und Ansehen, als bei den Wienern minderer Volksclasse derjenige genießt, welcher wie Raimund's Habakuk zwei Jahre in Paris zugebracht hat.

Während noch hoher Rath geflogen wurde, welcher Graf, Fürst, Herzog oder König der vornehme Herr sein könne, erreichte die Verwunderung der Umstehenden durch ein neues Ereigniß einen noch höheren Grad. Der Diener des hohen Reisenden kam schnurgerade auf den Krämerladen zugegangen, grüßte den Inhaber und fragte ihn ob er der Gewürzhändler sei. Dieser bejahte es und der Diener fuhr fort: „Mein gnädiger Herr, der durchlauchtigste Fürst, hat gehört, daß hier auf den Bergen eine so reiche Ausbeute für Botaniker zu machen sei, und da er selbst ein hochgelehrter Blumist und Pflanzenkundiger ist, so will er auf dem Gebirge botanisiren. Der Fürst fragte den Verwalter, ob es in diesem Markte gar keinen Mann gäbe, der etwas von Botanik verstünde. Der Herr Verwalter hat Sie genannt als einen tüchtigen Botaniker; mein gnädiger Herr läßt Sie daher freundlich einladen, ob Sie nicht mit ihm eine kleine Excursion machen wollten?“

Die ganze Nachbarschaft sah den Gewürzkrämer in stillem Staunen an; er selbst zog ehrerbietig seine Mütze von seinem Kopfe und sprach, verwirrt von der Auszeichnung, die seiner harrte: „Ah, auf das Botanisiren versteh' ich mich ganz ordentlich, und der Fürst kann schon mit mir gehen; auf den Bergen da oben kenne ich jedes Blümlein, Sträuchlein und Kräutlein, und —“

„Wir lassen uns schönstens bedanken für die hohe Ehre, die uns Seine allerunterthänigste Fürstlichkeit erzeigen will, und mein Mann wird gewiß seinen ganzen Kopf zusammennehmen, um dem gnädigsten Herrn fürstlichen König alles gehörig zu erklären,“ fiel Frau Katharina ihrem Eheherrn in die Rede, indem sie unzählige Knixe dabei machte und den Gewürzkrämer mit bedeutungsvollen Blicken aufforderte, ebenfalls tiefe Complimente zu schneiden.

Der Diener aber fuhr fort: „So werde ich es meinem Herrn sagen, und in einer Stunde können Sie vielleicht kommen, um ihn abzuholen?“

„O ja, ja, wenn ich es nur gewußt hätte, ich wäre vor einer Stunde schon bereit gewesen,“ sagte der Krämer und beugte sich ehrerbietig vor dem weggehenden Domestiken. Dann sprang er in den Kaufladen hinein, sprang einige Male wie ein junger Bursche in die Höhe und rieb sich lustig die Hände, während er dazwischen einzelne kräftige Lachtöne hören ließ.

„Siehst du, Katharina,“ sprach er endlich, »weil du immer sagst, es wäre unnütz, daß ich mich noch um andere Pflanzen bekümmere als um die Zucker- und Kaffeepflanze, da hast du's jetzt. Kommt auf einmal ein großer Fürst daher und läßt mich bitten, mit ihm botanisiren zu gehen. Siehst du, siehst du! Der Herr Verwalter wird sich baß ärgern, daß er es nicht kann!«

„Du hast für heute ganz Recht, lieber Jakob,« versetzte die Ehehälfte, „doch jetzt kleide dich an, damit du den gnädigen Herrn Fürsten nicht zu lange warten lässest.“ Herr Kugler schnallte seine Schürze ab und legte seine Hausmütze ab; er zog eine dunkelgraue Jacke an, setzte einen grünen, breitkrämpigen Hut auf, hing eine blecherne Pflanzenbüchse um und ergriff einen Alpenstock.

Schon setzte der freudetrunkene Gewürzkrämer seinen Fuß über die Schwelle seines Hauses, da rief sein Weib plötzlich aus: „Halt, halt, Jakob, da ist mir ein kostbarer Gedanke in den Sinn gekommen. Man muß den hohen Herrschaften doch auch zeigen, daß man Rücksichten für sie hat, und daß wir es mit jedem Hofkuchenbäcker aufnehmen können. Ihr werdet ohnehin 4 oder 5 Stunden ausbleiben und da ist es gut, wenn ihr etwas zu beißen habt, wenn ihr irgendwo Rast haltet. Ich gebe dir den großen

Gugelhupf mit, der vor einigen Stunden aus dem Ofen gekommen ist.«

„Der Gedanke ist herrlich," entgegnete der Eheherr, „aber der Gugelhupf allein wäre zu trocken, und wer weiß ob der Fürst gern Quellwasser trinkt; es wird daher gut sein, wenn ich ein Paar Flaschen Radetsburger mitnehme."

„Ja, das wird sich gut machen," sagte die Frau, „aber du kannst Alles nicht tragen, und es wird daher gut sein, wenn der Hausknecht als Träger mit euch geht."

»Hast recht, liebe Katharina,« erwiederte Herr Kugler, „ich gehe jetzt in den Keller, um Wein zu holen und den Jörge von seinem Geschäfte zu unterrichten."

Während der Krämer sich entfernte, holte Frau Katharina mit großer Eilfertigkeit den Kuchen aus der Küche und betrachtete ihn mit ungemeinem Wohlgefallen: „Und sollte der fremde Herr ein König sein, weil es schon nicht möglich ist, daß er ein Kaiser ist, so kann er über diesen Gugelhupf nicht den leisesten Tadel aussprechen, und sein vornehmer Gaumen darf sich nicht schämen, solch' ein Wunderwerk wohlschmeckend zu finden." Behutsam legte sie den Stolz ihrer Kochkunst auf die Bude des Gewölbes und dachte darauf, ihn wohl zu verpacken. Sie musterte lange die vielen Schachteln, welche zur Versendung von Waaren im Laden vorräthig waren, bis sie endlich eine schöne, große Schachtel, die noch ganz neu war, für würdig fand, den kostbaren Schatz zu umschließen. Als sie mit dem Einpacken fertig war, eilte sie in die Hausflur, um ihren Mann zur Eile anzutreiben. Dieser steckte dem Jörge eben die Weinflaschen in den Rock, indem er ihm Vorsicht anempfahl, daß er keine zerbreche. Jörge holte auf das Geheiß Frau Katharinens die große Schachtel aus dem Laden, und Herr und Diener begaben sich nach dem Hause des Verwalters.

Der vornehme Herr lag im Fenster und winkte freundlich Herrn Kugler zurufend, daß er sogleich herabkommen werde. Bald erschien er auch an dem Hausthore mit einem schöngeschnitzten Alpenstocke bewaffnet. Da er sah, daß der Krämer einen Diener bei sich habe, so ließ er den Seinigen im Hause zurück, der ohnehin schon ein saures Gesicht gezogen hatte bei dem Gedanken an eine Bergbesteigung, und es überhaupt nicht begreifen konnte, warum sich die Menschen abmühten, steile Berge zu erklimmen, so lange es noch ebene Wege in den Thälern gebe.

(Schluß folgt.)

Das Gut in Böhmen.

Humoristische Erzählung von Joh. Heinr. Mirani.

(Schluß.)

XIII.

Acht Tage nach dieser Scene hatte der alte Baron eine zweite Landpartie nach Arbessau arrangirt. Da dieser Ort der Schauplatz war, auf welchem Derber in der merkwürdigen Schlacht mitgefochten, so wurde der alte Krieger von einem Diener des Barons abgelöst und auf das Schlachtfeld beordert. Dies war ein Wonnetag für den Soldaten, um so mehr, als er Gelegenheit hatte, alle seine Kenntnisse auszukramen; denn die Gäste des Barons hatten sich schon früher bei dem, dem preußischen Helden von ihrem edlen Könige gesetzten Monumente versammelt, und Derber diente ihnen als Cicerone auf dem Felde der Ehre. Vorzüglich waren es der junge Russe und Preuße, welche ihn in Anspruch nahmen und er konnte nicht schnell genug ihre Wißbegierde befriedigen. Die Baronin kam mit ihren Angehörigen. Das Denkmal Colloredo's wurde besehen, und manchem schönen Auge entquoll eine Thräne und fiel auf die Erde, welche die Retter des Vaterlandes deckte!

Kulm und die Höhen von Nollendorf wurden besucht und der Abend versammelte die Gesellschaft im Posthause zu Arbessau. So heiter wie der Augusttag waren Aller Mienen, kein Wölkchen des Unmuths trübte sie, mannigfaltiges Gespräch würzte das Mal; der alte Baron dachte an den ersten Abend, den er im Schlosse seiner Nachbarin verlebte, es wurde der Krieger gedacht und der alte Herr schwenkte sein Champagnerglas, erhob es und rief: „Oberst! auf das Wohl Ihres Kaisers und seines ganzen Hauses — Hoch Österreich!" schallte es durch den Saal und: „Hoch Kaiser Franz!" stotterte als Echo die von Thränen unterbrochene Stimme des alten Schloßwarts. „Der Heldenkönig Friedrich Wilhelm!« rief der Oberst und stieß mit dem Preußen an. Der Toast erklang in Freudenrufen. »Dem Kaiser mit in dem schönen Bunde!" setzte der Officier hinzu, indem er ein zweites Glas dem Russen bot, und auch diesen Jubel theilten die Anderen. Die Musikbande, welche zur Erheiterung der Anwesenden spielte, begleitete mit schmetternden Tönen die Toaste. Nach dieser Scene, in der jeder Gast seine Vaterlandsliebe beurkundete, herrschte eine fast allgemeine Stille, Niemand wagte, den tiefen Eindruck zu unterbrechen. Diese Stille löste sich in leises Geflüster auf und als der alte Baron sah, daß die Gemüther aufgeregt seien, rief er: „Das Brautpaar hoch!" Niemand erwiederte seinen Toast.

Die Gäste sahen einander fragend an, der Nachbar seine Nachbarin, sie ihren Freund und Niemand wußte, wem es gälte, während die wahre Braut das Auge auf den Teller senkte.

„Das Brautpaar hoch!" wiederholte nochmals der alte Baron, seinen Sohn scharf fixirend; dieser nahm Augusten bei der Hand. Beide standen auf und griffen nach ihren Gläsern. Der Papa wollte mit dem Fräulein Schwiegertochter anstoßen, doch in diesem Augenblicke stand der Oberst mit Bohumila, eben so Aurelie und Laune auf. Dieser rief: „Herr Baron: die Brautpaare hoch! müssen Sie sagen, dann wird Ihnen Bescheid gethan."

»Ja, welche?"

Jetzt erhob sich auch der Graf mit der Baronin, Laune deutete auf die Stehenden und rief: „Diese!" Es fehlte nicht viel, und der Baron hätte vor Erstaunen sein Glas fallen lassen, aber der allgemeine Jubel riß ihn mit, und er gesteht es heute noch, daß er nie so unvermuthet und so angenehm überrascht wurde.

Lamentationen.

19.

Der Bauer wäre blos belachenswerth? Der Bauer trüge nicht eben so tiefe und ergreifende Eindrücke in seiner Seele umher, als solch' ein Modehanns und sittenloser Dandy? Welche erschütternde Erscheinung hat ein Fried. Ludw. Zach. Werner aus einem Bauer gemacht! Freilich war der ein Dichter, und was seid ihr!! —

20.

Die deutsche Kunst ist zur Medusa geworden; denn um das Götterantlitz voll heiliger Gedanken ringelt sich die schwarze Brut schlüpferiger kalter Nattern.

21.

Wenn es wahr iſt, daß gute Darſteller ſtets auf den Fortſchritt der ſchaffenden Kunſt eingewirkt haben, ſo ſchreiben eure Dichter die ſchmachvollſten Recenſionen über euch.

22.

Wenn ihr wieder einmal Scenen ſpielt, die eine Handlung, und Situationen, die einen Charakter ausmachen, ſo gebt es ja fleißig durch die Zeitungen bekannt, damit wir's nicht verſäumen, dieſer Großmuth zu huldigen! —

23.

In Steiermark und Tirol jodelt man ungleich beſſer als in unſeren Theatern, obwohl die Zuhörer keineswegs zu den Gebildeten der Nation gehören. — Möchtet ihr doch euren Geſang auch ſo einrichten, wie er dem ſittlichen und intellectuellen Zuſtande eures Auditoriums angemeſſen iſt! —

24.

Ihr ſchnalzt mit den Fingern, zappelt mit den Beinen, ſtrampft mit den Füßen, ſchwingt euch mit den Armen! — O Grazie! o Weiblichkeit! wollt ihr uns denn durchaus erinnern, daß man die Eintrittskarte zu euch nicht für Geld bekommt! —

Andreas Schumacher.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 8. d. M. erſchien Dlle. Wildauer nach langer Krankheit als Friederike in Bauernfeld's „Leichtſinn aus Liebe" wieder auf der Bühne. Das Wohlwollen des Publikums ſprach ſich ſchon durch den ungemein zahlreichen Zuſpruch, noch mehr aber im Verlaufe der Vorſtellung unzweideutig aus. Dlle. Wildauer hat dieſes Wohlwollen durch die einfache, natürliche Lieblichkeit ihrer Leiſtungen, durch die beſcheidene Anſpruchloſigkeit, mit der ſie ſich ihrem Berufe ſtets hingab, verdient, ſo zwar, daß auch dieſe Blätter nicht unterlaſſen dürfen, es zu theilen. — Freudig unterſtützten die Geneſene alle übrigen Kräfte bei dieſer Feier ihrer künſtleriſchen Wiedergeburt, durch welche dem k. k. Hofburgtheater eines ſeiner beliebten und gern geſehenen Mitglieder wieder geſchenkt wurde. S.

Humoriſtiſch-ſatiriſcher Auslagekaſten.

Die vier unentbehrlichſten Röcke eines faſhionablen Mannes.

Daß auf die Garderobe in unſeren in der Bildung ſo ſehr vorgeſchrittenen Zeitalter ſehr viel ankommt, iſt unläugbar; denn der Rock macht den Mann, ein Sprichwort ein Wahrwort, das jeder Geſtaltgeber uns einzuräumen weiß, und das beiläufig geſagt eine ſo ſchlagende Wahrheit im Gefolge führt, daß, wer faſhionable ſein will, ſich alle Jahr mehr Röcke machen laſſen und ſchuldig bleiben muß, als es früher vom Bräutigamsrock bis zum Sterbhabit nothwendig war. Unter den vielen Röcken, die in die Garderobe eines Mannes gehören, ſind denn doch 4 die unentbehrlichſten, ich rede aus Erfahrung, ich will ſie auch in der Ordnung nennen: 1. der Schlafrock.

Das iſt das erſte Kleid, das ſich des Morgens an uns anſchmiegt, das uns zurückführt in den Morgen der Jugend, in die Träume der Phantaſie, in die Ideenwelt des goldenen Zeitalters, ja ſogar in den Rang der höheren überbürgerlichen Stellung. Schliefe ich von der warmen Bettdecke in den ſchmiegſamen weichen warmen Schlafrock, welche Ideen begeiſtern, welche Gedanken erheben mich?! So denke ich mir das Glück der Ehe! Man kriecht aus dem Traum der Liebe heraus, wie eine Schnecke in das grüne Leben, wo es mitunter Moos und Neſſeln gibt, in die Wirklichkeit der Ehe, in den alltäglichen durch Gewohnheit werth gewordenen Schlafrock, wer ihn anhat, lächelt über ſich ſelbſt, er paßt nicht für jeden, er iſt da zu lang, und da zu kurz, dort zu knapp und da zu weit, aber das thut nichts, der ſich aber daran gewöhnt, wie ein Ehemann an ſeinen Stand, fühlt die Binde nicht, man weiß, daß einem faſhionablen Junggeſellen der Schlafrock ſo wenig als die Ehe ziemt, aber man bildet ſich am Ende ein, man ſei noch in Beiden, wenn nicht liebenswürdig doch erträglich. Man iſt im Stande aus dem Fenſter ſeiner Wohnung im Schlafrock eine Pfeife zu ſchmauchen, und freut ſich trotz ſeiner burlesken Geſtalt der blauen Nebelſtreife, ſo wie man ſich im Eheſtand des blauen Dunſtes freut, den wir machen und machen ſehen. Man hat ein gewiſſes Anſehen im Schlafrock, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß man die Complimente, Glückwünſche, Mahnbriefe, Schneiderconto, Liebesſeufzer und Journale am ſicherſten in den Taſchen eines Schlafrockes birgt; denn in ſolchen ſucht Niemand etwas Erhebliches, und dann iſt es ein eigner Triumph eines orientaliſirten zweifärbigen Schlafrockes, daß man die ſchmutzige Seite nach Innen und ſein Beſſeres nach Außen kehren kann; daher junger Mann, der du des Lebens rauhe Pfade beſteigeſt, mache dich mit einem Schlafrock bekannt, er iſt der Deckmantel deiner Gebrechen, er hüllt, was dir die Welt Schiefes zumuthet in ſeine Falten, er begeiſtert dich, biſt du ein Dichter, denn **aurora musis amica**, er gibt dir ein Anſehen; denn wenigſtens ſagt dein Stiefelputzer: Sr. Gnaden ſind noch im Schlafrock. An dich wagt ſich kein Gläubiger; denn er kommt dir gleich auf den bloßen Leib, ein kitzlicher Punkt, und kurz der Schlafrock iſt der Superlativ aller Röcke, er iſt der Erſte und der Letzte, mit dem man gewöhnlich des Tags zu thun hat, nach ihm kommt der Reitrock.

Ein nothwendiges Stück Kleid, und ein Kontraſt gegen das Reitkleid der Damen, die uns wie in Allem, auch hier widerſprechen. Bei ihnen haben die Reitröcke eine furchtbare Länge, bei uns müſſen ſie kurz ſein; bei ihnen des Anſtandes halber, bei uns der Commodität und auch des Anſtandes wegen, denn in welche Verlegenheit könnte ein faſhionabler Geiſt gerathen, der einen langen Reitrock trägt; Alles würde ſchreien: O pfui, der arme Teufel reitet mit einem Kaput, dagegen trage man einen ganz kurzen Rock, ſo einen Zwitter von Gehrock und Spencer, gehe dabei zu Fuß, trage Sporn und Reitgerte und Alles ruft: der Mann iſt ganz ſicher ein Reiter, welche Schlüſſe ergeben ſich aus einem anſtändigen Reitrock!

Braucht man Geld und kommt beſperrt, begertel und bereitröcket an Freund Nathans, des Freundes in der Noth, Thüre, ſo wird er ſich denken: „durchgaihn kaon der Mon nicht ſo leicht, er haot a Roß, und wer a Roß hat, muß mehr Perzentn zahlen."

Sehen uns Eltern heiratsfähiger Töchter, ſo werden ſie ſprechen: „Der Mann gefällt uns, er muß einen vortrefflichen Dienſt, oder ein artiges Kapital haben, denn er iſt beritten."

Sieht uns eine heiratsluſtige Schöne, ſo wird ſie ſagen: „Gott, auch beritten iſt der Mann, wie gut muß er ſich zu Pferde ausnehmen, und wenn der Himmel unſere Wünſche krönt (wir werden verſteht ſich auch zu den uns gerechnet) und ich durch meine Liebe (mit dem Apendix dem Schmollen) etwas über ihn vermag, muß er das Reitpferd abſchaffen, ich könnte nicht ruhen, wüßte ich meinen Gemal auf ſtützigem Roſſe, und dann wozu der Luxus, ein Reitpferd, nein, er ſoll dafür ein Paar Wagenpferde halten ſo hat doch die Frau auch einen Genuß! Ich glaube, ihr ſeht die Wichtigkeit eines Reitrockes ein und will nur noch berühren, daß er grauer Farbe ſein ſoll, denn in ſeinem Beruf wird er oft beſtaubt, und mit einem ſtaubigen Reitrock hat man nichts zu thun als ſich vor den drei letztgenannten Gattungen der ſpekulirenden Menſchheit etwas bürſten zu laſſen, es wird ihnen etwas Sand in die Augen zugeſtaubt; der nächſte Platz gebühret dem Jagdrock.

Er muß grüner Farbe und etwas länger als ein Reitrock ſein, und ſoll wenigſtens 8 bis 10 Taſchen haben. Die grüne Farbe verlangt der grüne Wald, wenn man auf dem Anſtand ſteht, ſoll uns das Wild von den Geſträuchen kaum unterſcheiden, Viele haben dunkelgraue und braune Röcke, auch nicht ſchlecht, denn da kann uns das Wild für einen Eichenſtamm halten, und es gibt auch wirklich Jagddilettanten, die viel ſtockmäßiges haben. Die vielen Taſchen ſind für einen jetzt modiſchen Schützen höchſt

nothwendig. In einem steckt die Brieftasche, wenn auch leer, thut nichts, wenn sie nur groß ist, im zweiten ein Stammbuch, im dritten das Sacktuch, im vierten der Tabaksbeutel, im fünften die Pfeife, im sechsten ein Opernglucker, besonders auf Treibjagden nothwendig, ja ich habe Schützen gesehen, die ein ganzes Labyrinth von Taschen hatten, und eine besondere Gabe, in jede etwas zu placiren, so daß die letzten leer gebliebenen mit breitgeschlagenen Wachtein und Rephühnern gefüllt wurden; zur näheren Erklärung dieses Ausdruckes muß ich bemerken, daß dies ein gutes in Österreich ganz und gäbes Wort ist, und daß es Jagdliebhaber gibt, die oft auf einer Jagd mehr breit schlagen (mausen) als schießen. Um auf die Nothwendigkeit eines solchen Rockes zurückzukommen, was zur noblen Welt gehören will, gibt sich dem Wahn hin, ein Schütze zu sein. „Ein Schütze bin ich“ singt so Mancher, der kaum eine Büchse zu laden versteht, und beim Abdrücken die Augen schließt, aber das thut nichts zur Sache, hat er nur einen grünen Rock an, und einen Träger, der ihm den Jagdsessel nachträgt, so stellt er sich in die Reihe der Jäger.

Ob er ein gutes oder schlechtes Gewehr hat, eine Geis für einen Bock schießt, unter hundert Schüssen eine Wachtel oder den Hut eines Treibers trifft, statt dem Hasen den Hund niederprellt, Schwalben mit Kugeln, und Wildschweine mit Vogeldunst schießen will, das geht Alles dahin, der Rock macht das Meiste; hat Einer einen schönen Jagdrock, er kommt auf die erste Fronte bei Treib- und auf den besten Wechsel bei Waldjagden, denn es heißt: der Herr dort mit dem schönen grünen Rock muß ein guter Schütze sein, und daher kommt es, daß man den in einen solchen Waidmannsrock steckenden Fliegenschützen sogar für einen noblen Mann hält; denn Jagen ist eine noble Passion, wer nobel sein will, trägt auf der Jagd einen noblen Rock, wer oft einen solchen Rock trägt, geht oft jagen, wer oft jagen geht, hat wenig zu thun, und der wenig zu thun hat und doch noble Röcke tragen kann, muß ein nobler oder ein reicher Mann sein, und wer das ist, wird in der Regel geachtet und geehrt. Nun kommen wir zu dem vierten nothwendigen Rock eines Schöngeistes, das ist der Gehrock.

Dank sei es dem Witz eines Wiener Fiakers, das ist der Rock der wenn wir geldentblößt sind und im schmutzigen Wetter gehen, uns vor dem häufigen „Fahr'n mer er Gnaden?“ der Fiaker rettet; denn welcher Halbgebildete wird uns mit seiner zudringlichen Frage plagen, wenn er sieht, daß wir zum Gehen gekleidet sind? Der Gehrock ist ferners ein Conversationsrock, man geht damit in alle Zirkel, er ist auch so zu sagen ein Jagdrock, weil wir damit auf die Glücksjagd ausrücken, er ist eine Art Pelz in dem wir als ein verlappter Wild stecken, auf das Jagd gemacht wird, er ist der Entschuldigungsrock auf Bällen, und sagt von weitem, obgleich lautlos, doch vernehmlich: Laßt den Träger meines Ichs in Ruh', ihr lungenvergessenen Tänzerinnen, mein Herr hat keinen Tanz- sondern einen Gehrock. Ein Gehrock ist ein Mittelding, in dem man in allen Jahreszeiten mit Anstand gehen kann, er ersetzt denen, die dem Luxus in der Garderobe feind sind, Kaput und Frack, Attila und Pelz. Ein Gehrock schickt sich in jede Lage des Lebens, wie ein genügsamer Mensch und ein Philosoph, ja er ist im Stande Jagd-, Reit- und Schlafrock zu machen, und hätte ich nicht den Schlafrock bereits den Superlativ der Röcke genannt, ich wäre im Stande, dem Gehrock den ersten Preis zuzuerkennen. Undank ist der Welt Lohn, das müssen die armen Gehröcke empfinden; welche Metamorphosen muß ein so Armer dulden, er wird degradirt zum Halbfrack, zum Spencer ja selbst zur Jagd- und Wintermütze, auch ich schließe mich den Undankbaren an und muß gerade bei dem interessantesten Rock von der Welt aufhören, weil mir (per parenthesim) bereits der Faden der Wortspinnerei ausgeht, und meinen Lesern vielleicht schon lange eh' es noch zum Gehrock kam, der Faden der Geduld ausging, daher nehme ich Abschied von euch lieblichen Röcken unsers Jahrhunderts. Ich könnte noch vom Staubrock, Kanzleirock und Staatsrock etwas erwähnen, doch das wäre, wider das Vorhaben meines Aufsatzes, ich wollte nur von den wichtigsten Röcken eines fashionablen Mannes reden, und die drei letzten sind bei weitem nicht so wichtig; ich aber schließe mit der Erinnerung an euch ihr jungen Herren, meine Worte zu beherzigen, ziehe mich in die nächtliche Seligkeit meines Schlafrockes hinein, und entschlummere mit dem doppelt süßen Bewußtsein, eine Wette gewonnen zu haben, weil ich über 4 Röcke 4 Seiten geschrieben, und weil ich einen Aufsatz in ein Journal lieferte, der vielleicht in Kurzem die Morgenpfeife eines Dandy anbrennt.

F. B.

Tagesneuigkeiten.

(Ein Kunstfigurentheater), welches die Geschwister Peatte in Brünn aufgestellt, und das wir ohne Zweifel in Kurzem auch zu sehen bekommen werden, erregt daselbst bedeutendes Aufsehen. Die höchst niedliche Bühne ist in der ständ. Reitschule aufgestellt, und mit schönen Dekorationen, Verwandlungen und Flugmaschinen versehen, und die Stücke, welche mit lebensgroßen Figuren zur Aufführung gebracht worden sind, natürlich vor Allem: „Doctor Faust,“ — „Otto der schwarze Ritter, — „König der Darier oder der Höllenstürmer,“ u. a. m. Besonders gefallen aber die Metamorphosen, welche nach Beendigung eines jeden Stückes das zahlreich versammelte Publikum durch ihre Mannigfaltigkeit unterhalten und überraschen.

(Dampfwagen Carousseel im Prater.) Jede wichtige Erfindung der Zeit hat ihre Ableger, ihre populäre Anwendung, ich möchte fast sagen, ihre Metamorphose vom Erhabenen zum Kindischen. Wir dürfen nur die Auslagkasten der Spielwaarenhändler betrachten, und wir werden die oben ausgesprochene Ansicht gewiß bestätigt finden. Eine ähnliche populäre Anwendung der Idee und des Wesens der Eisenbahnen ist das im Prater aufgestellte Dampf Carousseel, welches einen Wagenzug mit einem Locomotiv (Bohemia genannt), bespannt vorstellt, und sich immer, gleich einem Ringelspiele im Kreise dreht.

Omnibus.

(Amusantes.) „Rechts geh', du kleiner Esel,“ sprach ein Vater zu seinen Söhnlein auf einen Spaziergang, der statt über den nahen Steg durch den Bach gehen wollte. „Bist du den wasserscheu Vater?“ rief verwundert der Knabe.

(Gedanke eines Kunstfreundes.) Vor fünfzig Jahren waren die Dichter vielleicht nicht so poetisch, als die jetzigen; aber die Nation war poetischer, und fühlte bei mittelmäßigen Liedern mehr, als wir bei guten.

(Leckerbissen.) In mehrern Ländern der heißen Zone werden Käfer als Leckerbissen verspeist: in Siam bratet man sie; in Mexico siedet man sie wie die Krebsen. — Ist blos Geschmacksache.

(Verlegenheit.) Auf dem Graben hörte ich von ungefähr folgendes Zweigespräch zwischen einem Herrn, der eben in den Wagen einzusteigen im Begriffe war und einer schlicht gekleideten Frau: der Herr: „was will Sie von mir, wo bleibt Johann?“ das Weib schluchzend: „Er läßt die Hand küssen; er ist gestorben!“

(Amusantes.) „Feuer! Feuer!“ rief ein Tischlergeselle seinem Schlafkameraden in's Ohr, der in der Schlafkammer sehr sanft schlief.

„Was gibt's denn?“

„Das Haus brennt schon hintenher hellauf, mach' dich aus dem Bett' wenn du nicht verbrennen willst.“

„Ach Herr Gott ist das wohl ein Lärm, ist doch nicht einmal noch da die Mauer warm.“

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 10. October: „Bürgerlich und romantisch.“ — Dienstag 11.: „O'Oscar,“ zum ersten Male. — „Der Gemahl an der Wand.“ — Mittwoch 12.: „Die Einladungskarte.“ — „O'Oscar.“ — Donnerstag 13.: „Der arme Poet.“ — „Testament des Onkels.“ — Freitag 14.: „Die Erbschaft.“ — „O'Oscar.“ — Sonnabend 15.: „Der Sohn der Wildniß.“ — Sonntag 16.: „König und Bauer.“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 123.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 12. October 1842.

Eine Blume auf das Grab eines Dichters *).

»Ach, sie haben einen guten Mann begraben!« sang einst der wackere Claudius seinem Vater nach, und diese Worte passen wol nicht minder, als damals, auf den am 25 v. M. hingeschiedenen Leopold Schleifer.

Schleifer war ein einfacher, offener, biederer Mann, ein strengrechtlicher Beamter, ein gemüthvoller anspruchsloser Dichter.

Er war einer der wenigen, die, damit zufrieden ein Gefühl welches ihre Brust bewegte festgehalten zu haben, auf keine lautere Anerkennung, auf keinen rauschenden Beifall rechnen, er sang, wie Göthe in einem Liede sagt, dem Vogel gleich, der in den Wäldern wohnt, weil er singen mußte, weil ihn sein Herz dazu drängte.

So manche literarische Tagscelebrität, welche beim Lichte betrachtet nichts weniger als celeber ist, weiß sich vielleicht in einem einzigen Monate so viel Honorar zu erobern, als Schleifer für Alles, was er in seinem ganzen Leben hindurch dichtete, erhalten haben mochte, und dennoch war er ein wirklicher Dichter.

Wie mancher Homunkulus von einem Talente wußte sich durch Kunstgriffe eine sogenannte papierene Berühmtheit zu verschaffen, zu welcher Schleifer nie gelangte, weil er es verschmähte diese Wege einzuschlagen, und eben deshalb war Schleifer ein wirklicher Dichter.

Es erregt traurige Gedanken in mir, wenn ich das nichtige zwecklose Treiben der meisten unserer jetzigen Literaten, vorzüglich der jüngeren, betrachte. Wie wenigen von ihnen ist es wahrhaft um die Sache selbst zu thun, wie viele entwürdigen sie und sich selbst dadurch, daß sie die Kunst zu dem Mittel irgend eines erbärmlichen Nebenzweckes machen. Wie viele stachelt blos der Sporn einer ungezähmten Eigenliebe, einer kindischen Eitelkeit, und so verschwenden sie Zeit und Kraft, größtentheils wohl nur die erste, auf Lappalien, befeinden sich, lästern und schmähen einander aus Neid und Mißgunst in Ausdrücken, welche nur, um mich nicht des deutschen Wortes zu bedienen, Gamins gebrauchen würden, und dieß Alles um einer Seifenblase nachzulaufen, um sich einen sogenannten literarischen Namen zu machen. Erbärmliche Berühmtheit!

Schleifer hatte in dieser Beziehung ein Besseres erwählt, er lebte dem Stande, dem er sich gewidmet, seinen Berufsgeschäften als Beamter, und der Natur, für die sein Herz so freudig pochte, für die er so sehr empfänglich war.

Es war ihm das neidenswerthe Los vergönnt, sein Greisenalter in harmloser Zurückgezogenheit, in heiterer Sorglosigkeit und auf einem reizenden Fleckchen Erde, in Oberösterreich, zuzubringen, und er konnte daher leicht auf den flüchtigen Ruhm des Tages verzichten, um so mehr, da er die Achtung und Liebe weniger, aber warmer Herzen genoß.

Schleifer's Poesie war und ist eine häuslich-stille, die sich nicht auf den lauten Markt drängen mochte, und gleich der Alpenrose nur das Auge desjenigen erquickt, der zufällig zu ihr gelangt, den sie aber nicht aufsucht.

Er gab sich in seinen Gedichten wie er war, er nahm keine schönere Maske vor das Gesicht, um bei dem Publikum zu gewinnen; dieß vielleicht der einzige Vorwurf, der ihm als Dichter zu machen ist. Wohl geschah es dadurch, daß auch der Geschäftsmann nicht ganz aus dem Spiele blieb und manches Gedicht den Stempel seiner Privatverhältnisse oder individuellen Ansicht an der Stirne trägt, die einer, der beim Schreiben das Publikum im Auge gehabt, vorsichtig beseitigt hätte; wer aber möchte ihm dieses nicht vergeben, da so viele andere seiner Dichtungen wahr und warm aus seinem Herzen gequollen und daher wieder zum Herzen sprechen müssen?

Nach meiner Meinung wird Schleifer seinen Dichternamen behaupten, so lange von deutscher Poesie und seiner Zeit die Rede sein wird, und möge Jeden seiner dichterischen Genossen ein gleich ehrenvoller Nachruf hinübergeleiten in jenes unbekannte Land, wie ihn, der den Ausspruch Schiller's:

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat genug gelebt für alle Zeiten

mit vollem Rechte auf sich beziehen darf. J. N. Vogl.

*) Leopold Schleifer, k. k. Oberamtsrath bei dem Salinenamte zu Gmunden. Geb. zu Wild-Dürnbach in N. Österr. am 9. März 1771, gest. in Gmunden am 25. Sept. 1842.

Bilder aus der Gebirgs- und Alpenwelt.

V.

Der Gugelhupf.

(Schluß.)

Herr Kugler war so verwirrt vor Freude und Entzücken, da er nun wirklich der Begleiter eines Fürsten war, daß er es kaum wagte an die Seite desselben zu treten, sondern während des Gehens stets in geringer Entfernung und einen Schritt hinter dem hohen Herrn sich zu halten suchte. Endlich gelang es dem Fürsten durch viele gute und aufmunternde Worte, die Scheu des Gebirgsbewohners zu bannen; Herr Kugler gewann Vertrauen und Muth und beantwortete die Fragen seines vornehmen Gesellschaf-

ters nach und nach ohne verlegenes Stottern, bis endlich das Gespräch sich gänzlich auf Botanik wendete und der unbeholfene Gewürzhändler so beredt wurde, daß der Fürst ihn oft ansah, um sich zu überzeugen, ob es noch ein und derselbe Mann sei.

Es war in der That bewunderungswürdig, wie ein Mensch, der seit 30 Jahren nicht aus diesen Gebirgen hinausgekommen war, an einer Wissenschaft mit Leidenschaft hing und auf welchen Umwegen er sich selbst die oberflächlichsten und nothdürftigsten Hilfsbücher verschaffen mußte. Merkwürdig war es, wie ein Mensch, der in allen anderen Beziehungen als ein Spießbürger im strengsten Sinne des Wortes erschien, dennoch in seinem Lieblingsstudium einen Geist und ein Gedächtniß verrieth, worum ihn mancher Brotgelehrte beneidet hätte. Freilich war er auf viele Abwege gerathen, doch hatte sich zuweilen ein wissenschaftlich gebildeter Botaniker in diese abgelegene Gegend verirrt und ihn hie und da wieder zurechtgewiesen. Der Gewürzkrämer wurde immer kühner, je weiter sie im Gebirge fortschritten und je reicher die Bergwände an Phanerogamen und Kryptogamen wurden. Er wagte es mit dem Fürsten über die Eintheilung dieser oder jener Pflanze in irgend eine Klasse zu disputiren. Freilich besann er sich dann wieder und erschrak über seine Kühnheit und bat Seine fürstliche Durchlaucht um Vergebung, daß er so keck gewesen sei, zu widersprechen und der gnädige Fürst dürfe nur befehlen, so wolle er die Pflanze in die gewünschte Klasse einreihen. Herzlich lachte dann der vornehme Herr über diese Nachgiebigkeit und sagte ihm, er möchte immerhin als ein echter Ritter der Wissenschaft, seine Dame, d. i. seine Meinung standhaft vertreten, wenn er sie für gut und wahr halte.

Nach einigen Stunden Herumkletterns äußerte der Fürst den Wunsch ausruhen zu wollen. Auf diesen Moment hatte Herr Kugler schon lange gepaßt. Er trat zu dem Fürsten, welcher sich auf den weichen Rasen gelagert hatte, und sprach mit einiger Verlegenheit: „Gnädigste Durchlauchtigkeit, — ich wüßte noch ein prächtiges Exemplar von einem Kryptogamum, — wenn Ihr es in Augenschein nehmen wolltet, dort in jener Schachtel, ein herrlicher Gugelhupf, gebacken unter der Aufsicht meines Weibes, wenn Ihr einen Gusto darauf hättet —“

„Schön, schön,“ versetzte der hohe Botaniker, „wir wollen ihn versuchen.“

Freudeleuchtend nahm der Gewürzkrämer die umfangsreiche Schachtel aus der Hand des Hausknechtes, um sie eigenhändig vor den Augen seines vornehmen Gastes zu öffnen. Jörge kramte unterdessen die beiden Flaschen Radkersburger sammt Gläsern aus.

Herr Kugler hob behutsam den Deckel ab, um den kostbaren Inhalt nicht zu verletzen: doch fand sich statt des gehofften Kuchens eine zweite verschlossene Schachtel vor. Er hob sie heraus und lobte sein Weib wegen einer Vorsichtsmaßregel, auf die er nie gefallen wäre, und öffnete sie. Doch nun gerieth er auf eine dritte ebenfalls verschlossene Schachtel und eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner. Zitternd öffnete er die dritte Schachtel, in welcher sich wieder eine kleinere zugemachte zeigte. Es wurde ihm grün und blau vor den Augen; ein Schwindel befiel ihn und es war ihm, als müsse er ohnmächtig auf die Erde sinken. Immer hastiger riß er eine Schachtel nach der andern auf; Schachteln in Unzahl, eine kleiner als die andere kamen zum Vorschein, aber das köstliche Kryptogamum war nicht zu finden. Herr Kugler hatte sie in seiner Höllenpein alle geöffnet, selbst die kleinste, welche nicht einmal eine Semmel umschließen konnte, dann warf er sich mit einem Gesichte voll Verzweiflung vor dem Fürsten auf die Kniee und rief mit aufgehobenen Händen: „Durchlaucht! Hoheit! Majestät! Gnade! Gnade! ich bin unschuldig an diesem Verbrechen!“ —

Schon lange hatte der fremde Herr mit steigendem Erstaunen der seltsamen Darthuung der Einschachtelungstheorie von Seite des Herrn Kugler zugesehen; als nun der bestürzte Krämer mit dem Ausdrucke des höchsten Jammers vor ihm niederfiel, so konnte er seine innere Bewegung nicht zurückhalten, sondern brach in ein schallendes Gelächter aus, welches sich zu einem krampfhaften Zucken steigerte, als auch der Hausknecht auf den Knieen daherrutschte und betheuerte, er sei ebenfalls an dieser gräßlichen Entwicklung unschuldig.

„Es standen mehre Schachteln von dieser Größe auf der Bude,“ heulte er mit kläglicher Stimme, „ich nahm die zunächst stehende und hatte keine Ahnung, daß mir der Geist des verstorbenen Schachtellieferanten einen solchen Possen spielen würde. O Gott, ich bin unglücklich auf mein Lebetag!“ Während dieses Lamento sammelte er die zerstreuten Schachteltheile und fügte sie wieder in einander.

Lange konnte der Fürst vor dem öfter gewaltsam hervorbrechenden Lachreiz nicht zur Sprache kommen, endlich aber gelang es ihm, durch Trostworte die kläglichen Mienen seiner Begleiter aufzuheitern.

Köstliche Erdbeeren, welche in Unzahl auf den Alpenabhängen wachsen, entschädigten sie für die Entbehrung des Gugelhupfes, und der Radkersburger beschwichtigte gänzlich den aufflammenden Groll des Gewürzkrämers, da dieser sah, daß sein hoher Gast durch den Verlust des köstlichen Backwerkes nicht so sehr beunruhigt wurde, als er gefürchtet hatte.

So wie sie aber die Höhen verließen und in das Thal herabstiegen, erhob sich sein Unmuth von Neuem und die erlittene Schmach stand in Riesengröße vor ihm. Huldvoll nahm der Fürst Abschied von Herrn Kugler, aber die Stirne des Letzteren zog sich in finstere Falten, als der Reisewagen fortrollte, und mit unheildrohendem Antlitze näherte er sich seinem Wohnhause. Das Gelächter des vornehmen Herrn gellte noch in seinen Ohren, er ballte die Hände und stampfte mit den Füßen, daß seine Ehegattin gar sehr erschrak, als sie ihn in so aufgeregtem Zustande sah. Nachdem Herr Kugler ihr einen scharfen Straffermon gehalten hatte, daß sie Ursache sei, wenn nun die ganze Welt sich über ihn lustig machte, schlug er mit seinem Alpenstocke wüthend auf die Schachtel, welche den Gugelhupf enthielt, und warf sie sammt ihrem Inhalt in das Feuer.

Zu seiner Ehegesponsin aber, welche zerknirscht in einer Ecke saß, sprach er die Worte: »So lange ich lebe, darf kein Gugelhupf mehr in unserem Hause gebacken werden!“

Frau Katharina antwortete schluchzend: »Gewiß will ich es nicht thun.«

Ludwig Scheyrer.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Hamlet! Wir haben Hamlet wieder gesehen! Es wäre lächerlich, das Publikum überzeugen zu wollen, es habe einen Genuß gehabt; denn wer Hamlet geschaut, hat ihn mitgelebt, der hat seine Augen an keinem Schauspiele geweidet, wie es abgerissen von der Welt auf die Bühne schreitet, um uns da zu — unterhalten, einen langweiligen Abend zu verkürzen! nein, es waren die Verhältnisse der ganzen großen Welt, ihre Lust und ihr Schmerz, das Jauchzen und Wehgeschrei von Jahrhunderten, die höchste Höhe, die tiefste Tiefe des Menschen, die ihm hier großartig, schön und grauenvoll entgegentraten! Ehrfürchtig tritt hier die Kritik zurück, und nur der Mensch, der begeisterte Verehrer der Kunst, den eine Schöpfung wie diese zum Himmel erhebt, darf jubelnd oder weinend gestehen, was sein Herz bewegt. Und kann man ihm da Stillschweigen gebieten, wo der Geist freudig ausschreit: Schön! und er ein heiliges Entzücken, einen Beruf darin findet, vom Schönen ewig zu reden! Mögen wir damit entschuldigt sein, über ein Werk gesprochen zu haben, das keines Wortes mehr bedarf.

Wir erlauben uns daher nur die Bemerkung, daß ein kunstsinniges Publikum nie nöthig haben wird, nach anderen Genüssen der Art zu verlangen, und nie Gefahr laufen wird, abgespannt, ja mit der Zeit stumpf zu werden, so lange Shakespeare über die deutsche Bühne gehen wird. Noch ist er nicht so durchdrungen und gewürdigt, als er verdient. Noch schreien schwachnervige, kleingeisterische Pedanten über Derbheit und verhalten sich die Ohren, wenn es donnert. Höchstens, um den guten Mann, der nun einmal schon groß sein muß, nicht zu kränken, sprechen sie vom Diamanten in der rauhen, glanzlosen Schale, die uns nicht zusage. Aber die denken nicht, daß Größe keinem Maßstabe unterliegen kann, und einem Felsen, der aus Meeren emporragt, gegen Himmel aufsteigt und Wüsten überragt, zarte Blumen als Bekleidung schlecht anstehen würden. Man sollte nie vergessen, daß die Natur auch in ihren Gewittern schön ist. Nehme man Shakespeare aus seiner Zeit heraus, die sich mit ihm an Größe maß, und wir werden dem Riesen zu Füßen liegen! Möchten wir doch sehr, recht sehr oft mit solchen kolossalen Productionen überrascht werden, ja überrascht; denn wer noch einige Funken echten körnigen Gefühles in sich hat, muß das Erscheinen des wahrhaft Schönen mit Enthusiasmus begrüßen. Und das heißt darum noch nicht geschwärmt! Man greife nicht mit dem albernen Kapitel „vom Geschmacke" an, wo nur Eine Regel herrscht, nur Eine Harmonie, da hat der alles tyrannisirende Geschäftsführer der Conversation, der Geschmack, keine Zunge mehr.

Sei daher der billige, herzliche Wunsch ausgesprochen, man möchte sich mehr zur Wahrheit der Natur, zur Classicität des Alterthums halten, das eben durch enthusiastische Verehrung der Natur zur höchsten Vollendung der Kunst gelangte, das zwar dem an französische Gerichte gewöhnten Gaumen nicht zusagt und manches schwer Verdauliche in sich hat, aber auch keine Gewürze enthält, die den Magen wie den Geist betäuben, und in immer größeren Dosen genommen werden müssen, wenn sie am Ende noch anregen sollen. Man lasse sich lieber mit Steinen bewerfen, als mit Blumen zu Tode kitzeln!

Die Darstellung trug das Ihrige bei, den Genuß zu erhöhen, und vorhin ein bemerkt, wird sie hoffentlich bald wieder einen großen Triumph durch das Erscheinen Othello's auf der Bühne feiern, in dem uns Herr Löwe, der die Titelrolle übernehmen wird, der Shakespeare'schen Muse wieder um vieles näher bringen soll. G.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore sahen wir am 5. Oktober Dlle. Albertine Albrier, eine Tänzerin aus der Seinestadt, im hinkenden Teufel. Sie tanzte ein Pas de deux mit Hrn. Carey, in welchem uns Letzterer besonders ansprach. Ein steierischer Pas, ausgeführt von Hrn. Alexander, Angiolette Mayer und Baseg, mußte wiederholt werden. Dem Vernehmen nach soll Dlle. Albrier für diese Hofbühne engagirt worden sein.

Gastspiele des Hrn. Schmetzer.

Die Nachtigallen wachsen nicht wie die Kartoffeln in jedem Lande, in jedem Boden. In der Kunst soll sie der Tenor ersetzen, die Nachtigallen nämlich. Die meisten unserer Recensenten halten sich aber an die — Kartoffeln, und darum berücksichtigen sie die Jahreszeit, und fordern statt im Lenze, im Herbste Nachtigallen. Hr. Schmetzer ist eine Nachtigall im Herbst; was erinnert ihr stets an den Jubel, als gedachte Nachtigall im Lenze sang? Sapienti sat! Es war im Herbste dieses Jahres, als Hr. Schmetzer den Belmonte in „der Entführung aus dem Serail" sang, und die Recensenten hegten — Herbstgedanken. Das Publikum richtete milder, und befand sich stellenweise im — Lenze. Ehre dem Ehre gebührt. Schmetzer ist noch immer eine deutsche Nachtigall! Ohne Unterschied der Jahreszeit tötet Mad. Hasselt, und es bleibt bei jeder ihrer Leistungen kein anderes Referat der Wahrheit, als: Nachtigall for ever! Hr. Draxler leistete in seiner Rolle Befriedigendes wie immer, die Übrigen betrifft blos die Phrase — „wie immer!"

Technisches.

(Eine neue Stempelmaschine) hat der berühmte Mechaniker Wurm in Wien erfunden. Diese Maschine zeigt mittelst einer Uhr genau, wie viele Bögen gestempelt wurden, und Niemand kann ohne die Maschine aufzusperren einen der drei Zeiger, welche sich an dieser Uhr befinden, vor- oder rückwärts bewegen, noch den Prägestock auswechseln. Einer der erwähnten Zeiger zeigt von 1 bis 100, der zweite die Einheiten der Hunderte, der dritte die Hunderte von Hunderten, wodurch eine Million Bogen genau zu zählen ist. Der Verschluß dieser Maschine ist so eingerichtet, daß bei dem Auf- und Zusperren beide Schlüssel zugleich umgedreht werden müssen und keiner abgezogen werden kann, ohne daß das Schloß gesperrt wird.

(Eine Uhr ohne Räderwerk) hat ein Pariser Uhrmacher erfunden, welche in einem Glas-Zifferblatte besteht, das auf einer gläsernen Röhre ruht. Dieses Zifferblatt, worauf sich nicht einmal die Zeiger bewegen, zeigt ohne ein Räderwerk zu besitzen und ohne daß man eine Bewegung wahrnimmt, die Stunden an, und doch liegt das Mystische dieser Uhr nirgends anders als im Piedestale, welches wie alle anderen Uhren aufgezogen wird. Eine Röhre, die innerhalb der hinter dem Zifferblatte befindlichen Glasröhre ist, wird dadurch in eine Drehung versetzt und also wird die Glasscheibe, auf welcher die Stundenzahlen angebracht sind, in Bewegung gebracht.

Naturhistorisches Kabinet.

(Schöner Menschenschlag in Steiermark.) Von Grätz aus führt durch die sogenannte Einöde ein Weg in das Hitzendorf, das berühmt ist, weil dessen Bewohner wie die der umliegenden Gegend, eine so ausnehmende Schönheit und körperliche Wohlgestalt haben, daß sie in der That eine besondere Menschengattung ausmachen. Man schreibt diese auffallende Erscheinung der Einwirkung der mineralischen Wässer, worunter sich das bekannte ständische Doppelbad befindet, zu.

(Der Caoutschouc). Die verehrten Leser des österr. Morgenblattes kennen wol alle diese sonderbare Substanz, die den Namen Caoutchouc, Gummielasticum oder Federharz führt. Sie ist gegenwärtig so allgemein im Gebrauche und wird zu so verschiedenen Gegenständen verwendet, daß die nähere Kenntniß des Baumes, der sie uns liefert, gewiß nicht ohne Interesse ist. Es war der berühmte de la Condamine, der diesen Baum zuerst auf seinen Reisen in Südamerika fand und darüber im Jahre 1736 der Akademie der Wissenschaften zu Paris Bericht erstattete.

Lange Zeit kannte man in Europa den Baum nicht weiter, und selbst der große Linné wußte nicht, weil er dessen Blüthen nicht zu sehen bekommen konnte, welcher Klasse seines Systems er ihn einreihen sollte. Endlich aber fand Richard, Botaniker des Königs von Frankreich, Gelegenheit, den Baum in Blüthe zu sehen und näher zu bestimmen. Es zeigte sich, daß der Caoutchouc ein eigenes Geschlecht ausmacht, welchem man nach seiner inländischen Benennung den Namen Hevea beilegt. Man kennt weiter keine Gattung, als diese. Der Stamm wird über 60 Fuß hoch und ungefähr 2½ Fuß dick. Seine Rinde ist graulich und dünn,

das Holz weich und weiß. Oben breitet sich der Stamm in mehrere Äste aus, die mit vielen Zweigen besetzt sind. Die kleinen gelblichen Blüthen erscheinen in Trauben zwischen den Blattstielen, die Frucht besteht in einer großen Samenkapsel mit drei Fächern.

Der Caoutchouc wächst in mehreren Ländern des südlichen Amerika, in Brasilien, Peru, Guiana, am Amazonenstrom, oft in großer Menge. In manchen Gegenden essen die Eingebornen den Samen, der wie Haselkern schmecken soll. Wenn man die Rinde des Stammes aufritzt, so fließt alsbald ein weißer milchähnlicher Saft heraus, welcher sehr scharf ist. Diesen fangen die Eingebornen auf und verdunsten die Feuchtigkeit an der Luft, so daß er einem Harze gleicht, welches die Form der Gefäße annimmt, worin es sich befindet. Sie streichen ihn sodann auf flaschenförmige ungebrannte Gefäße von Ton, durch die sie ein Stück Holz als Handhaben stecken, setzen ihn der Hitze der Sonne oder dem Rauche aus und lassen die Masse fest werden. Dann zerbrechen sie die Form in kleine Stücke und erhalten auf diese Weise eine Flasche aus Caoutchouc, die sehr elastisch ist. Diese Flaschen haben meistens eine birnförmige Gestalt und scheinen bei flüchtigem Blicke von einem weichen Leder verfertigt zu sein. Keine bekannte ähnliche Substanz besitzt einen so hohen Grad der Elasticität, wie diese.

Das Caoutchouc ist weder ein Gummi noch ein Harz. Denn es löst sich weder in Weingeist noch im Wasser, sondern nur in Vitriolather oder in rectificirtem Steinöl auf. Da aber diese Auflösungsmittel zu kostbar sind, so hat man eine Methode erfunden, nach welcher man das Caoutchouc in jede beliebige Form bringen kann, ohne es aufzulösen. Diese Methode besteht darin, daß man es in Riemen schneidet, und diese in siedendem Wasser so lange erweicht, bis sie an den Rändern klebrig wird. Nun wickelt man sie so dicht als möglich um das Modell herum, dessen Form das Instrument haben soll, das man aus dieser Masse verfertigen will, drückt die Ränder dicht an einander und windet ein Band darüber. Wenn es völlig trocken ist, löst man das Band ab, und so hat man die Form, die man haben will, mit völliger Beibehaltung der Elasticität. Man formt auf diese Art Wasserflaschen, Stiefel, Spritzen und eine Menge chirurgische Instrumente. Der Hauptgebrauch aber ist bei uns zum Auslöschen des Bleistiftes und zum Verfertigen wasserdichter Kleider. Man hat nämlich die Kunst erfunden, aus dieser Substanz einen Firniß zu bereiten, der, wenn man ihn auf leinene, wollene oder seidene Zeuge streicht, diese gegen Luft und Näße undurchdringlich macht. Man verfertigt daraus vielerlei lustige Gegenstände, wie z. B. Kissen, ja sogar Matratzen, die nach Belieben mit Luft gefüllt werden können; auch eine Art breiter Gürtel, die, wenn mit Luft gefüllt, den schwersten Mann über dem Wasser halten, und als Rettungsapparat schon in unzähligen Fällen die besten Dienste geleistet haben. Mit einem von solchem Zeuge gemachten Mantel oder Oberrock — nach dem Erfinder „Macintosh“ genannt — kann man Tage lang im Regen gehen, ohne daß nur ein Tropfen Wasser hindurch auf die Haut dringt. Sie sind wegen des großen Nutzens, den sie besonders auf Reisen gewähren, und zugleich wegen ihrer Leichtigkeit und Bequemlichkeit allgemein beliebt und deßwegen fast in jedem Kaufladen zu haben. Die Amerikaner verfertigen die besten Zeuge dieser Art, da sie sie mit dem frischen, flüssigen Safte bestreichen können. Sie bereiten auch eine Art Fackeln ohne Docht davon, welche sehr hell brennen, nicht übel riechen, noch dampfen und überdieß beim Hin- und Hertragen nicht ablaufen. Die von Caoutchouc gefertigten Stiefel sichern die Füße besser gegen Näße, als das vollkommenste Leder. Überhaupt wird in neuester Zeit Caoutchouc zu allen erdenklichen Gegenständen verwendet, seitdem man es vollends dahin gebracht hat, dasselbe in Fäden zu spinnen; — so wurden unter anderem schon feine Handschuhe daraus verfertigt.

Kirchenmusik.

Sonntag am 9. Oktober wurde in der Minoritenkirche der Alservorstadt bei Gelegenheit des Konventfestes eine große Messe von Emil Titl exequirt. Titl, der so viele und mannigfaltige Beweise seines musikalischen Wirkens geliefert, hat sich nun auch im Fache der Kirchenmusik als echter Componisteur gezeigt, dem es um den Ernst, um die Wahrheit und Tiefe der Musik zu thun ist, der nicht nach den Beifallbezeigungen der Menge, sondern nach der Anerkennung der Edlen geizt. Diese Messe liegt bei Schott's Söhnen unter der Presse, und wird erst dann allgemein gewürdigt werden können. Hier wurde sie so ausgeführt, wie es nur immer mit beschränkten Kräften, aber mit dem kräftigen Willen eines tüchtigen Chorregenten geschehen konnte, der in einer Zeit, wo für Kirchenmusik so wenig gethan wird, immer noch viel thut. Als die Glanzpunkte der Messe möchte ich das „Credo“ und „Agnus Dei“ bezeichnen; viele Schönheiten gingen in der unvollkommenen Instrumentirung unter. —rdm.—

Omnibus.

(Folgerung.) Ein Mathematiker äußerte: „Als Pythagoras seinen berühmten Lehrsatz erfunden hatte, war er darüber so sehr erfreut, daß er den Göttern eine Hekatombe (hundert Ochsen gelobte). Daraus läßt sich erklären, wie noch immer alle Ochsen bei der Entdeckung einer neuen Wahrheit zittern.

(Der Baum der Seufzer) wird ein Baum auf dem Atmeidan in Constantinopel genannt, auf welchen bei Aufhebung der Janitscharen, auf Befehl des Sultans mehre Janitscharenanführer, welche, nachdem schon alle ihre Kameraden gefallen waren, noch immer tollkühnen Widerstand leisteten, aufgehängt wurden.

(Eine neue Künstlerin) sehen wir in einer Madame Maton, welche in Ems aus Paris angekommen, sich auf der Fremdenliste als: M. M. artiste en corsets (Mieder-Künstlerin) annoncirte.

(Vorrede und Dedication.) Lichtenberg sagt, eine Vorrede könnte Fliegenwedel und eine Dedication Klingelbeutel betitelt werden.

(Das Hören mittelst des Tastsinnes.) In den Tagebüchern großer Ärzte finden sich mehrere Fälle von Hören mittelst des Tastsinnes aufgezeichnet. Taubstumme Knaben aus dem Institute zu Bruggen vernahmen alle Vocale durch den Scheitel und die drei oder vier obersten Halswirbel. Andere hörten durch den Ellbogen, so wie nach Pfingsten eine Frau durch die Hand, welche sie ihrer Magd auf die Brust legte. Bedenkt man, daß Hören und Tasten durch einen mechanischen Eindruck geschieht, mithin dem Grunde und der Art nach dasselbe ist, und der Unterschied nur in der verschiedenen Art der Geschwindigkeit, mit welcher die Eindrücke sich fortpflanzen, liegt, so, daß diejenigen, welche sich mit mehr als 32 Schwingungen in der Sekunde fortpflanzen, als Töne, die von geringerer Geschwindigkeit aber blos als Erschütterungen vernommen werden, so vermindert sich die Wunderbarkeit der Erscheinung.

(Alterthümer.) Auch in der Walachei finden sich Schätze von Antiquitäten; so hat man vor etlichen Monaten bei Karakal, einem Marktflecken an der Alata wieder zwei Grabeshügel geöffnet. Der eine enthielt einen großen, starken, steinernen Sarkophag aus einem Stücke mit einem vollständig erhaltenen Gerippe; Überbleibsel von Waffen und Zierrathen lagen daneben. In dem andern befanden sich Überreste einer Frau nebst zwei Grab-Urnen, goldenen Ohringen ꝛc.

(Magnetisches Pflaster.) Ein moderner Schatzgräber will aus Fuchsfett, Jungfernwachs, dürrem Laub der Haselstaude (der alten Wünschelruthe) und pulverisirtem Spießglanz ein Pflaster erfunden haben, das in die Magengegend gelegt, das Nervensystem auf eine wunderbare Weise umstimmt, und man wo Metalle sich befinden Krämpfe bekommt; wo also Geld begraben liegt, brächte dieser Zustand durch das magnetische Pflaster erzeugt Glück. Johann Agricola, (1548) hat aber hinsichtlich dieser abergläubischen Erfindung die Priorität.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge versendet werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei B. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 124.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 15. October 1842.

Wir bringen heute zur Abwechslung eine Episode aus einem (ohne Zweifel unseren meisten Lesern unbekannten) Lustspiele (der glückliche Schiffbruch, von Holberg), welches sie gewiß ergötzlich finden werden. Denn, ist auch das Kleid veraltet, so befindet sich doch so viel der Natur und dem Leben Abgelauschtes, so viel Wahres in diesen nur skizzenhaft entworfenen Bildern, daß sie auch jetzt noch ihre Wirkung nicht verfehlen können.

Möchten doch manche unserer Herren Possenschreiber und Lebensbildler, die ihre Witze und Späße aus dem Sumpfe der Lazivität und Gemeinheit schöpfen, daraus die Quelle erkennen lernen, aus der sie das Fehlende zu holen haben. D. R.

Komische Verhörscene aus einem alten Lustspiele *).

(Ein Bürgermeister bei einem Tisch, ein Schreiber, und Magister Rosiflengius.)

Rosiflengius. Geehrter Herr Bürgermeister! Ich komme hieher, um das Recht gegen einen gewissen Scribenten, Namens Philemon, in Allerunterthänigkeit zu begehren. Dieser Philemon hat schon geraume Zeit her viel ehrliche honnette Leute mit seinen Stachelschriften verleumdet, und ihren ehrlichen Namen und Ruf einen Schandflecken anzuhängen gesucht. Gleichwie man aber in einer christlichen Stadt dergleichen Calomnien am meisten unterdrücken soll, so hoffe ich, daß er andern Verleumdern und Lästermäulern zum Exempel, deßwegen wird gebührend abgestraft werden.

Der Bürgermeister. Getraut ihr euch, alles dieses zu beweisen?

Rosiflengius. Ja. Er läugnet selbst seine Schriften nicht, und ich habe unterschiedliche brave Leute beiderlei Geschlechts hier an der Hand, die sich dadurch sehr angetastet finden, und mich, um einen Proceß gegen ihn zu führen, gebeten haben.

Der Bürgermeister. Wir müssen jeden insbesondere verhören. Laßt nur den Verklagten zuerst hereinkommen.

Der andere Auftritt.

(Die Vorigen und Philemon unter Wache.)

Der Bürgermeister. Gesteht ihr, daß ihr Schmähschriften gemacht, und ehrliche Leute darinnen gelästert habt?

Philemon. Herr Bürgermeister! Ich gestehe, daß ich verschiedene moralische Schriften so wohl in gebundenen als ungebundenen Zeilen gemacht habe, in welchen ich die Laster und Unarten der Menschen mit gehöriger Farbe abmalte. Daß ich aber über Jemand insbesondere soll geschrieben haben, wird mir Niemand beweisen können. Daß boshafte oder thörichte Leute sich dergleichen annehmen, und meine Schriften auf diese oder andere ihre Weise ausdeuten, hab' ich keine Schuld.

Rosiflengius. Hochedler Herr Bürgermeister! hier außen sind unterschiedliche brave Leute, welche beweisen können, daß meine Anklage gegründet ist, und sie verlangen mit thränenden Augen Satisfaction.

Der Bürgermeister. So laßt denn einen nach dem andern hereinkommen.

Der dritte Auftritt.

(Die Vorigen und ein junger Herr.)

Der Bürgermeister. Haben Sie sich, mein Herr! über gegenwärtig hier stehende gefangene Person zu beklagen?

Der junge Herr. **Oui, par di si fait, c'est un Fripon. Je suis un honnett homme, Monsieur Bourguemaitre!**

Der Bürgermeister. Können Sie nicht deutsch sprechen?

Der junge Herr. **Non par di non fait. Ich gewesen bin dans Paris zwei Jahre.**

Der Bürgermeister. Bleiben Sie doch wenigstens bei einer Sprache, und mischen Sie nicht alles unter einander. Denn so Sie etwas für Gericht zu sprechen haben, so müssen Sie reden, daß man Sie verstehen kann.

Mittelst der Bürgermeister so spricht, nimmt der junge Herr einen Spiegel aus der Tasche, und tändelt an seiner Perrücke.

Der Bürgermeister. Worin bestehen ihre Klagen?

Der junge Herr. **Plait-il?**

Der Bürgermeister (zu Philemon). Kann er nicht deutsch sprechen?

Philemon. Ich weiß es in Wahrheit nicht, hier sehe ich ihn das erste Mal, seitdem ich lebe.

Rosiflengius. Ja, geehrter Herr Bürgermeister! er spricht recht gut deutsch. Er ist eines hiesigen Bürgers Sohn.

Der Bürgermeister. Ist er eines hiesigen Bürgers Sohn, so muß er ja deutsch sprechen können.

Der junge Herr. **Je ne suis pas un Bürgers Sohn. Je suis un fort honnette homme.**

Der Bürgermeister. Was ist ihr Name? Monsieur!

Der junge Herr. **François Marteau, à votre tres-humble Serviçe.**

Der Bürgermeister. Ich dachte wohl, daß dieser der

*) Die dänische Schaubühne geschrieben von Freih. Ludwig v. Holberg Kopenhagen u. Leipzig 1752.

Franz Hammer wäre. Herr Magiſter! ſagt mir, was hat er zu klagen?

Roſiflengius. Der Verklagte machte neulich einen lateiniſchen Vers, oder Carmen, mit dem Titel: Er ging als ein Narr nach Rom, und kam als ein Narr wieder zurück. Worinnen er dieſen jungen Herrn ſehr ſchändlich proſtituirte.

Der junge Herr. Je craserai par di son Tête.

Der Bürgermeiſter. Nannte er ihn mit Namen?

Roſiflengius. Nein, dieſes that er nicht. Er ſchilderte ihn aber ſo genau daß alle Menſchen ſehen und faſt fühlen konnten, es wäre dieſer junge Herr.

Der junge Herr. Co Bougre là.

Roſiflengius. Was der junge Herr deßwegen ſchon in Compagnien erdulden müſſen, iſt nicht auszuſprechen. Er wurde dieſes Verſes halber ſo ſtark verirt, daß er wirklich gar duelliren mußte.

Der junge Herr. Qui par di si fait.

Der Bürgermeiſter (zu Philemon). Das iſt eine ſchändliche That, die ihr hier an dieſem Menſchen verübt habt, und wofür man euch billig exemplariſch ſtrafen ſoll. Monsieur Marteau! treten Sie indeſſen ein wenig ab. Sie ſollen Satisfaction haben.

Der junge Herr. A l' honeur de vous revoir, Monsieur Bourguemaitre!

(Er geht ſingend fort.)

Der vierte Auftritt.

(Die Vorigen und ein Barbierer.)

Der Bürgermeiſter. Hat er auch etwas wider dieſen Mann zu klagen?

Der Barbierer. Ja, gnädiger Herr. Er proſtituirte mich im höchſten Grad. Ich bin nur ein Barbierer, ich ſollte aber billig etwas anders ſein, denn ich verſtehe meine Politicas und meine Iuram, trotz einem Miniſter im ganzen Land. Meine Cameraden können mir Zeugniß geben, daß faſt niemals einige Streiche in Europa paſſiren, die ich ihnen nicht vorhin ſage, und da ſoll ſich ein ſolcher Menſch unterſtehen —

Der Bürgermeiſter. Weil er aber ſo gute Fundamente in Politicis hat, ſo möchte ich doch gerne ſeine Meinung wiſſen, ob er glaubt, daß ſich der türkiſche Kaiſer mit Perſien in einen Krieg einlaſſen werde?

Der Barbierer. Nein, mein Seel, das thut der Sultan nicht, und ſo er es auch thun würde, ſo iſt es ein Zeichen, daß er ſein Intereſſen nicht verſteht.

Der Bürgermeiſter. Gut, ich danke für den gegebenen Unterricht. Worin beſtehen aber die Beſchuldigungen, die er gegen dieſen Mann anbringen will?

Der Barbierer. Er hat neulich ein Buch verfertigt und betitelt: Der Politicus nach eigner Meinung, worin er mich auf ſpöttiſche Weiſe durchgezogen. Und ungeachtet er meinen Namen nicht ausdrücklich zugeſetzt, ſo kann doch ein jeder merken, daß er auf niemand anders, als auf mich gezielet habe.

Der Bürgermeiſter. Wohl, mein Freund! gehe er nur indeſſen zur Seite. Er ſoll geſtraft werden.

Der Barbierer. Ich danke Ihnen, gnädiger Herr! Kann ich Ihnen mit gutem Rath irgendwo zu Handen gehen, ſo haben Sie frei zu befehlen.

Der Bürgermeiſter. Wohl, wohl.

(Der Barbierer geht ab.)

Der fünfte Auftritt.

(Die Vorigen und ein Mädchen.)

Der Bürgermeiſter. Nun was habt ihr zu klagen.

Das Mädchen (weinend.) Gnädiger Herr Bürgermeiſter! Ich kann an den Schimpf, den mir dieſer Herr gethan hat, nicht ohne großes Herzeleid denken.

Der Bürgermeiſter. So weint nur nicht ſo. Iſt euch Unrecht geſchehen, ſo ſollt ihr Recht bekommen.

Das Mädchen. Ach! Ach! Ich bin darüber ſo niedergeſchlagen, daß — doch aber, wenn ich recht nachdenke, ſo ſollte man faſt ehe darüber lachen. Der Menſch dachte andere zu narren, und er narrte ſich ſelbſt. (Sie lacht.) Um Verzeihung, gnädiger Herr! daß ich vor Gericht lache. Ich kann wahrhaftig faſt nicht bleiben vor lauter Lachen, wenn ich daran gedenke. Strafen Sie ihn aber jedoch nicht um meinetwillen, denn ich nehme es nicht ſo genau; nur damit er es andern nicht auch ſo mache. Es iſt doch boshaft, mit braven Leuten alſo zu verfahren, und ſo Jedermanns Gelächter Preis zu geben. Eines Menſchen guter und ehrlicher Name iſt das koſtbare Kleinod, das man in der Welt haben kann, denn wenn das fort iſt, (ſie weint wieder,) ſo iſt das Beſte, wenn man das Leben mit verliert.

Der Bürgermeiſter. Was hat er euch denn Böſes erzeigt?

Das Mädchen. Er machte einen Vers, und titulirte ihn: Die fünfzehn Sinne in einer Stunde.

Der Bürgermeiſter. Iſt das eure Art?

Das Mädchen. Nein. Er hat gelogen, aber die Leute verſichern mich, daß der Vers auf mich allein gemacht ſei. Ach, gnädiger Herr! ich bitte um Recht.

Der Bürgermeiſter. Nun weiß ich ſchon Beſcheid, geht inzwiſchen nur ein wenig hinaus, ihr ſollt Recht kriegen.

(Sie geht fort, kommt aber wieder zurück.)

Das Mädchen. Ach, gnädiger Herr! ich bedachte mich, ich will meine Prätenſion fahren laſſen, es bringt mir doch keinen Nutzen, wenn er geſtraft wird.

Der Bürgermeiſter. Ja, ja. Wenn ihr von eurer Anklage abſteht, ſo hebt ſich die Sache von ſelbſt auf.

(Sie geht, und kommt wieder.)

Das Mädchen. Jedoch nein, gnädiger Herr! ich bitte mit naſſen Augen, daß er mag exemplariter geſtraft werden.

Der Bürgermeiſter. Gut, gut. Wie ihr wollt. Sind mehrere da! (Das Mädchen geht ab.)

Der ſechste Auftritt.

(Die Vorigen und ein Schulmeiſter.)

Der Bürgermeiſter. Was hat er zu klagen? Monsieur!

Der Schulmeiſter. Ich bin kein Monsieur, ich bin der hieſigen Jugend ihr unwürdiger geiſtlicher Pflegvater. Ja, alter Pater, oder der andere Vater.

Der Bürgermeiſter. Das verſtehe ich nicht.

Der Schulmeiſter. Das iſt: Significantius zu reden, ich bin ein unwürdiger Ludimagiſter, oder dieſer Stadt Schulmeiſter.

Der Bürgermeiſter. Wie iſt ſein Name?

Der Schulmeiſter. Man nennt mich: Johannem Petri Michelidem Crucisoranum.

Der Bürgermeiſter. Das iſt ein ſehr gelehrter Name. Weßwegen aber will er dieſen Mann verklagen?

Der Schulmeister. Er hat eine häßliche Schandschrift über mich gemacht, id quod lippis et tonsoribus notum est, und das sub titulo: Der gelehrte Narr.

Der Bürgermeister. Ist denn er dieser gelehrte Narr? Monsieur!

Der Schulmeister. Ich bitte Ihro Prudenz und Wohlweisheit unterthänig, mich nicht Monsieur zu nennen. Sie können mich aber Dominatio vestra tituliren. Dann dieser Titel ist in Republica literaria adoptirt.

Der Bürgermeister. Herzlich gerne.

Der Schulmeister. Wann mir eure Prudenz nicht übel nehmen, so will ich eins erinnern, das Sie vielleicht noch nicht wissen, und Ihnen doch zu großem Praejudiz einmal gereichen möchte.

Der Bürgermeister. Was wäre das?

Der Schulmeister. Anstatt daß Sie sagen: Herzlich gerne, sollten Sie sagen, herzlichen gerne. Denn herzlich ist ein Adjectivum, und herzlichen ein Adverbium. Ich bitte demüthigst, Ihro Prudenz wollen mir's nicht übel deuten, daß ich Grammaticae wegen diese Erinnerung mache.

Der Bürgermeister. Sei er so gut und vermelde er an die Grammaticam meinen ergebensten Respect, und sage er ihr, sie solle die Leute klüger machen. Was seine Anklage betrifft, so ist sie mir jetzt schon bewußt.

Der Schulmeister. Ich habe nur noch dabei zu erwähnen, daß mich der Autor in der Schrift mit meinem Namen, nämlich Johannes, genannt.

Der Bürgermeister. Hat der Autor den Zunamen auch ausgedruckt?

Der Schulmeister. Nein.

Der Bürgermeister. Ja. Ja. Ich werde thun was Rechtens ist. (Der Schulmeister geht ab.)

(Schluß folgt.)

An den Compositeur A. E. Titl.

Es quält Dich, daß sie unverdient Dich schmäh'n? —
Ein blödes Urtheil kann Dich nicht erreichen;
Man wird den Werth, so wie am Golde, seh'n,
Durch angewandte Säure und durch Streichen! —

Fr. v. Fes.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 11. Oktober 1842 zum ersten Male: „O Oscar!" Lustspiel in 3 Aufzügen aus dem Französischen der HH. Scribe und Duveyrier von Theodor Hell.

Das Angenehme und Gefällige behauptet in der dramatischen Literatur seinen Rang und wird ihn behaupten trotz aller Einsprüche der Kritiker. Abwechselung vor Allem muß die Bühne beleben und Heiterkeit neben ernsteren Eindrücken ihr Banner entfalten. Zu diesem Endzwecke hat die französische Bühne und insbesondere die große dramatische Handelsfirma: Scribe & Comp. von jeher redlich mitgewirkt, vielleicht ist es letzterer sogar nicht selten gelungen, den Geschmack vor gröberen Verirrungen zu bewahren.

Heiterkeit ist der Eindruck, den auch dieser Oscar hervorbringt, Heiterkeit ist die Devise dieser dramatischen Bagatelle — — nirgends erhebt sich die Conception über das Niveau des flachen Landes, nirgends aber sinkt sie auch unter dieses hinab. Es hieße eine Libelle mit einem Wiesbaum erschlagen wollen, ginge man dieser gefälligen Novität mit dem breiten Richtschwerte deutscher Kritik an den Hals.

Der oft dagewesene Grundgedanke der Handlung, daß eine Frau ihren auf Irrwegen begriffenen Mann täuscht und sich selber zu dem begehrten Rendez-vous einfindet, ist hier geistreich zur Veranschaulichung der Lage benützt, in welcher sich der vermeintlich treulose Gemal der ihm treu ergebenen Gefährtin seines Lebens gegenüber befindet, zur Veranschaulichung jener Abhängigkeit, in die er trotz aller sonstigen Befähigung und Tüchtigkeit seiner Frau gegenüber herabsinkt, zur Veranschaulichung der üblen Rolle, die er selbst seinen Domestiken gegenüber zu spielen genöthigt werden kann. — So gibt sich der Eindruck des Scribe'schen Lustspiel's Oscar, ou le mari, qui trompe sa femme. — Der Eindruck des dargestellten „O Oscar" bot freilich diese ernstere Seite nicht dar, da der Schwerpunct des Stückes in die Worte „o Oskar, ich erwarte dich," und die Lächerlichkeit des Gatten fiel, der sich ein kleines Abenteuer so schwerfällig zu Herzen nimmt. — Wer wird die Sache auch so haarscharf ansehen! — — Das k. k. Hofburgtheater hat für zweckmäßig befunden, auch den Schluß dieses Lustspiels abzukürzen und ist dadurch beinahe noch effectvoller als Hr. Scribe geworden.

Um von dieser Piece recht viel Gutes zu sagen, muß man sie ganz von jener Seite betrachten, von der man einen neuen Rock ansieht, nämlich von jener der „Mache." — Gemacht hat Hr. Scribe dieses Lustspiel wieder vortrefflich. Ein feiner Hauch gesellschaftlicher Ironie durchweht das ganze Geäder und Gefüge, ja im Einzelnen treten uns wahrhaft reizende Züge von Delicatesse entgegen. So zum Beispiele sucht die herrschsüchtige Frau ihren Gemal dadurch ihrem Willen zu unterwerfen, daß sie ihn glauben macht, ihr Stubenmädchen Nanette sei, statt der so leidenschaftlich bestürmten Dame, zu dem erbotenen Rendez-vous gekommen! — Kraft dieser Vorstellung muß der Mann den Wünschen Nanettens in allen Dingen nachgeben, will er nicht, daß sie „Alles verrathe!" — Dieß ist allerdings eine alltägliche Geschichte. Allein daß Nanette selber nie erfährt, woher der Zauber ihrer Worte rührt, daß sie nie dahinterkommt, was sie denn eigentlich verrathen könnte, daß sie am Schlusse, nachdem Gatte und Gattin ihre Bekenntnisse ausgetauscht, wieder befehlen will, und nun plötzlich sieht, daß ihre Worte auf eine ihr ganz unbegreifliche Weise alle Commandokraft verloren haben, dieß macht diesen Charakter wahrhaft komisch und die Situation delicat. — Diesem Zuge ganz zur Seite steht die Feinheit, mit welcher zwei Charaktere, welche während des Verlaufes der ganzen Handlung gleichsam vor der Thüre stehen und jeden Augenblick eintreten wollen, nie hereinkommen. Dabei wirken sie Schritt für Schritt in der Entwicklung der Handlung mit. Diese zwei Personen sind Adele und der Soldat, der schrecklich drohende Grenadier vom 14. Regiment, der von den 4000 Fr. gehört hat, welche der bedrängte Eheherr dem Stubenmädchen versprochen, wenn es schweigt!

„Horch, schon stürmt der Wilde an den Mauern."

Solcher Züge französischer Weltbildung dringen sich dem gewandten Blicke im französischen Lustspiele eine Menge auf; sie zu entdecken bedarf es wol nicht erst des Ästhetikers, sondern blos des Weltmannes von etwas Takt und Umsicht. Wir sind freilich Alle Zeugen einer Periode gewesen, in welcher der bloßerne Mechanismus des Drama's seine Entwicklungen und Katastrophen, seine Pointen und Interessen gänzlich aus dem materiellen Bedürfnisse, aus der großen Weltfrage „Geld oder Nicht — Geld" herleitete. — Diese Schule hat einige Ästhetiker zurückgelassen, für welche jetzt noch weder ein französischer, noch ein deutscher Geschmack existirt! — Unser Publikum aber hat seine theatralische Routine in einer hinlänglich guten Schule gemacht, um auf den Witz französischer Erfindung leicht aufmerksam zu werden, besonders bei einer Piece wie vorliegende, welche wahrscheinlich noch sehr oft ein zahlreiches Auditorium versammeln und erst in der Folge noch in ihren eleganten Feinheiten ganz genossen werden wird.

Solche Züge sind ja vielleicht eben das Einzige, was das französische Lustspiel anziehend macht. Herz und Seele geh'n in dieser Gattung des Drama's ohnedieß leer aus. Sie entbehren selbst, was der Deutsche Geist

nennt, besitzen aber das im überreichen Maße, was der Franzose mit esprit bezeichnet. Die Dichtungen, welche das französische Lustspiel auf deutschen Boden herüberschickt, um sich da acclimatisiren und einbürgern zu lassen, gleichen in mancher Beziehung schönen Schachpartien, die ein gewandter listiger Kopf einstudiert und mit eigenen Wendungen anziehend gemacht hat. Wenigstens ist die Genugthuung, welches der Verstand bei dieser Art Drama findet, die lauterste, und vielleicht die einzige, die sich vor dem Richterstuhle einer deutschen Kritik rechtfertigen läßt.

Von der Aufführung ist im Wesentlichen nur zu berichten, daß Hr. Fichtner ganz den unterjochten Ehemann gab, auf welchen das oft wiederholte „O Oscar!“ Anwendung findet, daß Mad. Fichtner seine Gemalin mit aller weiblichen Schlauheit nuancirte und Dlle. Neumann das Stubenmädchen mit köstlicher Naivetät gab. Ebenso verdient Hr. Wilhelmi als Oncle Gideon als vorzüglich und Hr. Weber als Therigny erwähnt zu werden. S.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Gastrollen des Herrn Schmetzer.

Die beiden letzten Partien, in welchen wir Hrn. Schmetzer hörten, waren der Raoul in den „Ghibellinen“ und der Nemorino im „Liebestrank,“ von welchen wir ihm unbedingt in der letztern den Vorzug einräumen müssen. Seinen Standpunkt als Raoul, welchen Hr. Schmetzer im Ganzen genügend, theilweise ausgezeichnet sang, erschwerte zu sehr der Umstand, daß wir bisher gewohnt waren diesen Part von Hrn. Erl singen zu hören, zu dessen besten Leistungen derselbe zu zählen ist.

Hr. Erl bewies uns in der genannten Partie, daß selbe nicht unbedingt einen Tenoristen verlangt, welcher starkes Falset besitzt, da er die höchsten Töne a b h selbst noch mit einer schönen Bruststimme nimmt.

Im „Liebestrank“ machte jedoch Hr. Schmetzer wieder den ungemein schönen Schmelz, welchen seine Stimme im Pianissimo besitzt, auf eine eclatante Weise geltend.

Noch ist zu erwähnen, daß in den „Ghibellinen“ Dlle. Rosetti die Partie des Pagen übernahm.

Stelzhamer's Vorlesung in ob der ennsischer Mundart in Linz.

Am 5. d. M. fand im hiesigen Theater bei aufgehobenem Abonnement die Vorlesung des vaterländischen Volksdichters Franz Stelzhamer statt, die, wie sich vermuthen ließ, vom glänzendsten Erfolge begleitet war. Das in ungewöhnlicher Menge versammelte Publikum, das eben dadurch ein besonderes Interesse an dieser neuen künstlerischen Erscheinung beurkundete, schickte dem durch seine echten Volksdichtungen im Heimatlande so beliebt gewordenen Sänger schon bei seinem Heraustreten auf die Bühne die schallendsten Grüße entgegen. Stelzhamer las, nach einem kurzen Vorworte an das Publikum, in zwei Abtheilungen mehrere seiner schönsten Lieder, und wußte seine Zuhörerschaft in so hohem Grade zu erwärmen und zu enthusiasmiren, daß jeder einzelnen Piece der rauschendste Beifall folgte, der am Schlusse der ersten Abtheilung zum Sturme anwuchs, und ein dreimaliges Hervorrufen des Dichters zur Folge hatte, worauf allgemein das eben so schöne als rührende Gedicht: „'s Mueterl,“ zur Lesung verlangt wurde, welchem Wunsche Stelzhamer mit Bereitwilligkeit entgegenkam. Die übrigen Piecen, die unser Volksdichter par excellence vortrug und von einer sehr klugen Wahl zeugten, indem das scherzhafte Element mit dem ernsten abwechselte, waren in der ersten Abtheilung: „Ein Lied an's Innviertla Volk,“ „dö Dauda,“ „'s Heumahdag'sang,“ „dö Spielsump,“ und „dör ainschichtö Mensch“ (Manuscript). In der zweiten Abtheilung las Stelzhamer „'n Vadern seinö Wünsch und wie's iehm ausgangä sänd“ (Manuscript), „Resolut,“ „'n Vogl seine Früehlingsgsangl,“ „Hadara,“ und als der Dichter zum Schlusse wiederholt gerufen wurde, noch das Lied „Freud und Laid.“

Herr Stelzhamer wird, dem allgemeinen Wunsche entsprechend, am 12. d. M. eine zweite und letzte Vorlesung veranstalten, worin er gleichzeitig in einer neuen Sphäre, als Erzähler auftreten wird.

(W. a. d. D.)

Kleine Denkwürdigkeit.

(Die Kröte aus dem Mittelalter. Sage aus der Normandie.) Thomas von Cantimpré erzählt in seinem Werke von den Bienen, von einem jungen, wohlhabenden Manne, der gegen seine verarmten Eltern sehr undankbar gewesen sei, und ihnen sogar Speise und Trank versagt habe, als sie Hilfe suchend zu ihm kamen.

Eines Tages aß der junge Herr eine herrliche Pastete, als eben der Vater hereintrat; geschwind deckte der Ungerathene das Essen zu und antwortete dem Vater auf die Frage, was er in der Schüssel habe; „Kröten.“

Der arme Alte ging weinend fort, und wie nun unser Mann wieder nach der Pastete langen wollte, siehe, da kam eine Kröte zum Vorschein, die ihm in das Gesicht sprang und sich daran so fest klammerte, daß sie nicht wegzubringen war, und eine häßliche Maske vorstellte.

Jetzt bezeigte der Undankbare große Reue, und der Bischof that den Ausspruch, der junge Mann könne nicht anders geheilt werden, als durch eine Wallfahrt zum heiligen Vater in Rom, und zwar zu Fuße und mit dem offenen Kröten-Gesicht.

Nachdem ihm der heilige Vater Absolution ertheilt hatte, verschwand die Kröte, und unser Mann kehrte in die Normandie zurück, nahm seine Eltern liebreich auf und hegte und pflegte sie bis an den Tod.

Es fehlt auch heutzutage nicht an solch' ungerathenen Kindern, wol aber an ähnlichen strafenden Kröten aus dem Mittelalter.

Omnibus.

(Grundsteinlegung.) Am 4. Oktober wurde durch Se. k. k. Hoheit den Erzherzog Palatin der Grundstein zu dem neuerbauten Pesth-Ofner Blindeninstitutsgebäude gelegt.

(Deutschthum.) Kapellmeister, so wie Musikdirector klingen doch gar zu fremdartig, zur Sprachreinigung wäre zweckdienlicher zu sagen: Oberlenmeister, und Tonwerkordner.

(Ansicht eines Dilettanten in der Malerkunst.) Künstler und Kunstfreude sollen nicht nur schauen, wie alles Volk, das nur sieht, was ins Auge schlägt, oder worauf man ihm die Nase stößt. Sie müssen selbstdenkend in die Natur hineinschauen, aus tausend verschwommenen Anschauungen die künstlerischen Momente herausfinden.

Wiener Belustigungen.

Der kommende Sonntag gibt in der Menge seiner Festivitäten dem Fremden, der in unsern Mauern weilt, wieder ein treues Bild, wie sehr der Frohsinn in Wien seinen Thron aufgeschlagen habe. Da sind Nachmittagsconversationen in Dommayer's Casino in Hitzing (Musik von Lanner), in Jägernig's Casino in Döbling (M. v. Ballin), in Lindenbauer's Casino in Simmering (Musikbande von C. H. Carl), in Wagner's Kaffeehaus im Prater (M. v. Hoch- und Deutschmeister); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega), Bierquelle in Hernals (M. v. Doni), Biersalon im Lichtenthal (M. v. Bendl), und Unger's Kaffeehaus in Hernals (M. v. L. Morelly). — Soirée beim großen Zeisig am Burgglacis (Flügelhornisten) und beim blauen Strauß (Volkssänger Moser). Auch an öffentlichen Bällen wird es nicht mangeln, worunter wir bloß die in den Sälen zum Sperl (M. v. Strauß), beim Lichtenberg am Schottenfeld (M. v. Beyerbök) und dann bei der Stadt Bamberg in Fünfhaus (M. v. Morelly) erwähnen.

Berichtigung.

In dem Berichte unsers letzten Blattes über Titl's Messe ist, letzte Zeile: anstatt „unvollkommene Instrumentirung“ — „unvollkommene Aufführung“ zu lesen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verln 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 125.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 17. October 1842.

Komische Verhörsscene aus einem alten Lustspiele.

(Schluß.)

Der siebente Auftritt.

(Die Vorigen und zwei Mädchen.)

Der Bürgermeister. Nun, ihr Jungfern! habt ihr auch etwas anzubringen?

Die zwei Mädchen (auf einmal). Ja, gnädiger Herr! Er hat uns großes Unrecht gethan, da wir ihm doch niemals etwas Böses erwiesen haben. Wir bitten demüthigst, daß er nach Gebühr möchte dafür gestraft werden.

Der Bürgermeister. Es muß eine von euch zuerst allein reden, sonst kann ich nichts hören.

(Beide repetiren das obige.)

Der Bürgermeister. Ei, ei. Was soll das sein? Redet ihr zuerst. Was hat er euch gethan?

Die zwei Mädchen (wieder auf einmal). Er machte vergangenen Monat eine Komödie über uns, wodurch wir in der ganzen Stadt beschimpft worden. Die Komödie hieß: Das Glockengeläute, oder die geschwätzigen Schwestern, und —

Das erste Mädchen. Schwester laß mich reden.

Das andere Mädchen. Ich kann es eben sowol als du.

Der Bürgermeister. Ich befehle, daß nur eine sprechen soll. Welche ist die Älteste?

Das erste Mädchen. Ich bin die älteste.

Der Bürgermeister. So könnt ihr sprechen.

Das erste Mädchen. Er machte vergangenen Monat eine Komödie über uns, und nannte sie: Das Glockengeläut, oder die geschwätzigen Schwestern, wodurch wir jetzt in aller Leute Mund kamen.

Der Bürgermeister. Woher wollt ihr beweisen, daß diese Komödie auf euch verfertigt worden sei?

Beide Mädchen. Wir können aus allen Umständen schließen, daß die Komödie auf uns gemacht worden. Wir wollen deswegen auch gerne einen Eid ablegen. Es sind viele Freunde zu uns gekommen, welche uns versicherten, die Komödie wäre allein auf mich und meine Schwester gemünzt, da wir ihm doch niemals die mindeste Ursache gaben, dergleichen Schmähschrift wider uns ausgehen zu lassen. Wir bitten deßwegen, gnädiger Herr! daß wir Recht erlangen, denn wo dieses Menschen seine Schelmstücke nicht abgeschafft werden, so ist kein ehrlicher Mensch mehr vor ihm sicher.

Der Bürgermeister, (welcher inzwischen die Ohren zugehalten, sagt:) Genug, ihr guten Schwestern! Ich weiß den Verlauf. Ihr sollt Recht haben. Geht indessen nur hinaus.

(Die Mädchen gehen ab.)

Der Bürgermeister. Sind noch mehre Kläger hier?

Der Schreiber. Ja, es sind noch zwei oder drei da.

Der Bürgermeister. Laßt sie hereinkommen.

Der achte Auftritt.

(Eine Dame mit einem schlechtgekleideten Pagen, welcher ihr die Schleppe ihres alten Kleides trägt, und die Vorigen.)

Der Bürgermeister. Was haben Sie zu klagen, Madam?

Die Dame. Der Herr Bürgermeister hat nicht nöthig, mich Madam zu nennen. Ich bin von höherer Extraction. Christoph!

Der Page. Gnädige Frau! Was befehlen Ihro Excellenz?

Die Dame. Nichts. Ich wollte nur wissen, ob du hier bist.

Der Bürgermeister. Was haben denn Ihro Excellenz zu klagen?

Die Dame. Mein werthester Herr Bürgermeister! Ich will diesen Menschen bestraft wissen.

Der Bürgermeister. Ich muß zuerst wissen, worin sein Verbrechen bestehe.

Die Dame. Mein Herr Bürgermeister! Ich will nicht hoffen, daß Sie von einer Dame meines Standes und meiner Qualitäten verlangen werden, mit einem solchen Menschen nach Gerichtsordnung zu verfahren? Das ist, ma foi, für mich zu schlecht. Ich komme nicht hieher, einen Proceß zu führen, oder viel Federlesens zu machen, denn das Gesetz ist nur für gemeine Leute; ich thue hiemit nur zu wissen, daß er soll gestraft werden.

Der Bürgermeister. Das geht nicht an; souveraine Könige und Fürsten selbst scheuen sich nicht, ihre Sache vor Gericht entscheiden zu lassen.

Die Dame. Mir steht es nicht an. Herr Magister, erzähle er die Umstände.

Rosiflengius. Geehrter Herr Bürgermeister! Diese wohlgeborne Dame, ohngeachtet sie alle die Tugenden die eine wohlgeborne Seele von Jove ter opt. max. (poëtice zu reden) verlangen kann, besitzt, ohngeachtet sie so demüthig ist, daß sie sehr oft mit eigenen wohlgebornen Händen meine Ingenii factus angenommen, und mit einem wohlgebornen Neigen zu erkennen gegeben, daß sie einen geringen Parnassi Sohn nicht verschmäht; so hat doch dieser schlimme Mensch sich unterstanden, einen schändlichen Vers über sie zu machen, mit dem Titel: Die Armuth und Hoffart. Worinnen er auf eine kecke und freche Art der wohlgebor-

nen Dame vielerlei Untugenden aufbürdet. Er wird zu seiner Entschuldigung wohl einwenden, daß er ihren Namen nicht öffentlich angeführt. Der erdichtete Name, Rosimunda aber, der ebenfalls den Initialbuchstaben von ihrem eigenen Namen hat, erweist deutlich, daß der Vers auf sie allein gerichtet ist.

Der Bürgermeister. Ich werde demnach thun, was Billigkeit und Recht erfordert. Ihr Diener, gnädige Frau!

Die Dame. Adieu, Herr Bürgermeister!

(Sie geht ab.)

Der Bürgermeister. Sind noch mehre hier?

Der Schreiber. Nur ein Officier noch.

Der Bürgermeister. Er soll hereinkommen.

Der neunte Auftritt.

Die Vorigen und ein Officier.

Der Officier. Beim Teufel! man soll hier eine halbe Stunde stehen, ehe man Audienz kriegen kann. (Zum Schreiber.) Ist er der Bürgermeister?

Der Schreiber (zitternd). Nein, gnädiger Herr! hier sitzt er.

Der Officier (zum Bürgermeister). Gut, Herr Bürgermeister, ich will den Menschen aufgehengt haben. (Zu Philemon.) Du elementischer Mensch! kennst du mich nicht? Weißt du nicht, was ich für ein Mann bin? Ist dir unbewußt, daß ich 32 Bataillons geschlagen habe? (Zum Bürgermeister.) Ich will ihn aufgehengt haben. Den Augenblick.

Der Bürgermeister. Dieses kann ohne vorhergegangene Klage und dessen Beweis nicht angehen.

Der Officier. Was Klagen? Was Beweis? Was habe ich mit diesen Albernheiten zu thun? tête bleu! ich bin ein Mensch vor meinen Hut. Wenn der Bürgermeister nicht will, soll mein Degen Recht schaffen. (Er greift an seinen Degen.)

Der Schreiber (versteckt sich unter den Tisch).

Der Bürgermeister. Gemach, mein Herr! Fangen Sie Ihre Sache mit Gelassenheit an. Ist der Mensch schuldig, so soll er nach Gebühr gestraft werden. Worin hat er sich vergangen?

Der Officier. Er soll einen Vers über mich gemacht haben, worinnen er mich als einen Großsprecher abgemalt hätte, ich habe ihn selbst nicht gelesen oder nur gesehen, es haben mir's aber Andere gesagt.

Rosiflengius. Ja, geehrter Herr Bürgermeister! Philemon machte einen Vers über einen Prahlhansen, und jedermann sagt, derselbe wäre dieser Herr, wiewohl unter dem erdichteten Namen Theodorus.

Der Bürgermeister. Wohl, will mein Herr nur ein wenig Geduld tragen bis ich das recht überlege.

Der Officier. Gut, gut. Eine Viertelstunde will ich warten, aber länger nicht.

Der Bürgermeister. Wo ist der Schreiber?

Der Schreiber (kommt unterm Tisch hervor und sagt). Meine Feder fiel mir unter den Tisch, und ich suchte sie.

Der Bürgermeister. Nun denn, Monsieur Philemon, der ihr so scharf seid angeklaget worden, was habt ihr dagegen einzuwenden?

Philemon. Nicht das Geringste. Ich gestehe alles, dessen ich beschuldigt worden, und stelle es des Herrn Bürgermeisters Gutdünken anheim. Der gute Magister, welcher mein Hauptankläger ist, und ich, wir schreiben täglich Verse. Ich tadle Alles und er lobt Alles. Sie haben jetzo die Façon meiner Verse gehört. Hier übergebe ich Ihnen zwei von seiner Arbeit, der eine ist ein Hochzeitvers über eine überall bekannte Weibsperson, und der andere ein Grabvers über einen Hund.

Der Bürgermeister (liest die Verse und sagt: In diesen Versen finde ich nichts Böses. Denn, eine solche Person zu rühmen, heißt nur ihre Fehler mit der Liebe Mantel zudecken, und ist dies Alles also ein Zeichen eines mitleidigen Gemüths.

Der zehnte Auftritt.

(Die Vorigen und Jeronimus.)

Jeronimus. Ach Herr Bürgermeister! Lassen Sie sich von diesem Böswicht, dem Magister, nicht einnehmen. Er hat eine extra große Bosheit, die fast nicht zu beschreiben ist, gegen mich begangen.

Der Bürgermeister. Mein lieber Herr Jeronimus! Dieses ist etwas Anderes, welches gegenwärtiger Sache nicht beikommt. Ich sage nur, daß diese zwei Verse dem Autori nichts Übles nachziehen können. Es sind ja eure Verse? Herr Magister!

Rosiflengius. Ja, geehrter Herr Richter.

Der Bürgermeister. Wohlan denn, laßt nun alle Kläger hereinkommen, um das Urtheil anzuhören.

Rosiflengius (zu Jeronimo). Nun sollt ihr sehen, wie euer schöner Herr Tochtermann, noch ehe die Sonne untergeht, so artig am hellen lichten Galgen moralisiren wird.

Jeronimus. Ach! Ach!

Der eilfte Auftritt.

(Der Bürgermeister, der Schreiber, Rosiflengius, Philemon, Jeronimus und alle vorigen Kläger.)

Der Bürgermeister (steht vom Stuhle auf, und spricht Folgendes): Diejenigen, welche die Welt noch im Gleichgewicht halten, sind solche Leute, wie gegenwärtig streitende Parteien. Eine macht, daß die Welt nicht besser, eine andere, daß sie nicht schlimmer wird. Wären keine Satyren, die die Fehler und Laster durchhechelten, so wären wenig Menschen auf der Tugendbahn. Wären hingegen auch keine Heuchler, die die Unarten stärkten und autorisirten, so verließen nur Wenige die Tugendbahn. Ich habe des Herrn Philemons Schriften gelesen, und gefunden, daß er die Laster und Schwächen der Leute unter erdichteten Namen abmalte. Er läugnet selbst aber, wider jemand insbesondere etwas geschrieben zu haben, und die Kläger können ihn deßhalb nicht überzeugen. Derowegen spreche ich den Herrn Philemon von seinen Beschuldigungen frei und los. Ihr Herren Ankläger, die ihr vor diesem Bürgermeisteramt durch eure Aufführung sattsam zu erkennen gegeben habt, daß, wenn auch keine satyrischen Schriften wider euch wären gemacht worden, man es noch thun sollte, geht nach Haus, und anstatt daß ihr wider wackere Leute Prozeß führen wollt, so sucht vielmehr eure so sichtbarlichen Unarten abzulegen. Ihr aber, Magister Rosiflengius! der ihr eure Feder um Geld gebraucht habt, die Laster und Bosheiten zu rühmen, mit übertünchten Wesen, und gleichwie in unsern Gesetzen für die Heuchler und Schmeichler, welche doch die schädlichsten Leute in einer Republique sind, keine Strafe andictiret ist, so wollen wir euch für den, der ihr seid, passiren lassen. Damit ihr euch aber jedoch nicht gänzlich über euren guten Ausschlag freuen und euch damit kitzeln sollt, so befehlen wir, daß man euch durch die Hauptstraßen im spanischen Mantel nach Haus führen solle. Das wollen wir Rechtes wegen.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Freitag den 15. October: „Der Besuch, oder: die Sucht zu glänzen, von Kotzebue. (Neu in die Scene gesetzt.)

Dieses Stück, welches den Weg zum Herzen nicht verfehlt, ist eines von den wenigen in diesem Genre, die mit einem freigebigen Wechsel von komischen und rührenden Scenen strenge Ökonomie verbinden, und wo der Zuschauer mit der gemeinen Verkörperung eines Schlusses verschont bleibt, den er aus den theilweise gebrachten Momenten schon längst geahnt und dessen Gruppen er gerne vermißt. Kotzebue ist nicht zu verkennen, anspruchsloses Glück, selbst verschuldetes Elend, wüste und ruinirte Spekulationen und Raffinements des menschlichen Geistes und Einfalt, Phantasterei und praktische Principe, Schelsucht und Biederherzigkeit, die Taktik des Spitzbuben und Ehrlichkeit, beide gemein, der bon ton und ein Waldteufel. Bald das eine, bald das andere dieser Momente mit Geschick benützt, oder alle in einen Blitz zusammengefaßt, gäbe den vollendeten Localdichter, und Kotzebue ist es für unsere Zeit.

Vorliegende Piece hat den besonderen Vorzug, daß durch den grell hervorgehobenen Contrast zweier solcher Momente, nämlich der Prunksucht und stillen Häuslichkeit, die sich immer so spitzig begegnen, und vor Allem durch das Bild des im gleichen Wahne schon Gestürzten, der dem unsinnig Nacheilenden wie ein Spiegel gegenüber steht, ein poetischer Gehalt erzielt wurde, den wir vielleicht nicht gesucht! Der Besuche geschehen eigentlich drei: Die grellen Farbentöne des einen stehen anfänglich dem düsteren Colorit des andern feindlich gegenüber, und unser eigenes Empfinden ist entzweit. Der dritte Besuch vereinigt die störenden Formen zu einem befriedigenden Ganzen, und die harmonische Einheit des Gedankens zieht belebend in uns ein. IG.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Freitag, am 14. Oktober, zum ersten Male: Die falschen Engländer oder: die unterbrochene Verlobung, Lokalposse mit Gesang in 2 Abtheilungen von Eduard Breier. Zum Vortheil des Hrn. Kapellmeisters Adolph Müller.

Der Verfasser dieser Posse hat in seinem ersten Lokalstücke schon viel zu wünschen übrig gelassen, doch nicht so viel, daß man auf eine bessere Zukunft resignuren mußte; das Publikum übte einen Akt der Nachsicht gegen den Autor, von dem es im Fach der Novelle Gutes erfahren, und er muß sich die Schuld selbst zuschreiben, wenn er diese Nachsicht gänzlich in die Schanze schlug durch ein Machwerk, dem sich nur die Talentlosigkeit unterzeichnen könnte. Ich will über die ungewöhnliche Mißbilligung von Seite der Zuschauer nicht ausführlich berichten, Schadenfreude ist nie meine Sache, aber der Verfasser möge sie als Warnung hinnehmen, nie mehr einen solchen Versuch zu wagen, hier grünt ihm kein Lorbeer. Über die Handlung zu referiren wäre wahrlich eine Kunst, wer wird auch über Nichts nur ein Wort verlieren. Die Kritik mußte das Amt des Diogen üben, um nach einem Witz, nach einem Spaß, oder auch nur nach einem halbwegs guten Gedanken in dieser geistesdürren Wüste mit der Laterne zu suchen. — Kein Wort weiter, jedes Wort ist zu viel, nun nur noch ein Lob über das meisterhafte Spiel des Hrn. Direktors Carl. Über das Spiel der übrigen Mitwirkenden muß ich schweigen, weil es nie zu Ende geführt werden konnte. Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Ehevorgestern zum Vortheile der Armen des Polizei-Bezirkes Josephstadt zum ersten Male: Die Hammerschmiedin aus Steiermark. Lokalposse mit Gesang in 2 Aufzügen, vom Verfasser der Drolerie: „Noch ein Kobold ꝛc.“ Musik vom Hrn. Kapellmeister Fr. v. Suppé.

Jedes Produkt menschlichen Strebens erhält erst seine wahre Stellung durch Vergleich mit andern ähnlichen Produkten, und so müssen wir gestehen, daß die hier zu besprechende Posse im Vergleiche mit den seichten, vagen und mißglückten Kindlein unserer neuesten Volkspoesie allerdings einen ehrenvollen Platz behauptet, während sie im Entgegenhalte mit den gelungenen Freskobildern unserer Lokalmuse weniger Beachtung verdient. Es ist eine jener Possen, die keinen neuen Stoff behandeln und auch eben nicht überreich an schlagendem Witz und zeitgemäßen Ausfällen sind, dabei aber doch dem leicht befriedigten Gaumen des possenliebenden Publikums behagen und sich durch ein paar gute Couplets über Wasser erhalten. Daß eine seelengute, reiche Hammerschmiedin aus Steiermark von einem Windbeutel aus der Stadt geprellt wird, ist nicht neu, doch der Schluß des Ganzen, wo die geprellte Dame den Vermittler der schlechten Streiche ihres würdigen Galans, und wenn er zehnmal ihr Lebensretter wäre, mit ihrer Hand beglückt, ist originell, und dürfte dem Stücke fast den Titel vindiziren: der Sieg des guten Herzens. Die beste Figur in dieser Posse ist jene des baierischen Holzhändlers, denn in ihr pulsirt echtes Leben und wahre Natur; alles Übrige ist gemacht und verbraucht. Zwei Couplets, so wie ein Potpourri sind sehr lobenswerth. — Die Aufführung betreffend, müssen wir zuerst der Mad. Jäger erwähnen, jener letzten Mohikanerin der schönen verklungenen Tage unserer Posse, die nach längerer Zeit wieder diese Bühne als engagirtes Mitglied betrat, und vom Publikum mit all' jenen, einem einstigen Lieblinge zukommenden Zeichen des Beifalls begrüßt und auch im Verlaufe der Vorstellung oft gerufen wurde. Sie gab die Hammerschmiedin mit aller ihr eigenen jocosen Laune und ließ zuweilen durch das Feuer ihrer Darstellung vergessen, daß die Zeit vorüber sei, wo die schillernden Schmetterlinge der ersten Jugendlichkeit und Naivetät um sie gaukelten. Nächst Mad. Jäger trat Hr. Wimmer durch die derbe, körnige Auffassung der Rolle des schlichten und ehrlichen Holzhändlers aus Baiern lobenswerth hervor, während sich Hr. Feichtinger, trotzdem daß seine Rolle als allgemeiner Geschäftsbesorger und Allerwelts-Negotiant von dem gewöhnlichen Kreise seiner Charaktere abwich, dennoch der ihm zur zweiten Natur gewordenen Manier nicht ganz entschlagen konnte. Alle übrigen Personen sind Nebenfiguren. Die Musik des Hrn. Kapellmeisters Suppé ist dort, wo sie neu ist, gut, und die Couplets sind wohlgefällig. Schlüßlich wollen wir bemerken, daß die Scenirung dieser Posse sehr viel zu wünschen übrig ließ und daß namentlich das Arrangement der Feuerscene nichts weniger als entsprechend war. Die Einnahme dieser ersten Vorstellung war für die Armen des Josephstädter Bezirks bestimmt und da der Hr. Verfasser durch unentgeltliche Überlassung seines Stückes viele Thränen des Unglücks getrocknet hat, so ist er schon dafür gebührend zu loben.

J. R. Waldschütz.

Correspondenz aus Mölk.

Auch wir hatten ein Theater! Hr. Hofmann kam mit einer kleinen Gesellschaft von Wieselburg nach Mölk und gab vor Antritt seiner Contractsverbindlichkeit in St. Pölten, wo er für diesen Winter das Theater gepachtet, eine Reihe von Vorstellungen. Ein nicht besonders geräumiges, vielwinkliches Locale ward zum Schauplatze hergerichtet. Ein in der Mitte stehender Pfeiler machte die natürliche Scheidewand zwischen der Bühne und den Zuschauern. Der einfärbige Vorhang ging nicht nach oben, sondern nach beiden Seiten rechts und links auf. Die Coulissen bestanden aus drei spanischen Wänden, eine rechts eine links stehend, und eine den Hintergrund bildend; sie und zwei Stühle und zwei Kable Tischchen bildeten den ganzen äußeren Apparat, der Alles: Zimmer, Küche, Wald, freien Platz, Kirchhof ꝛc. ꝛc. vorstellen mußte. Die einzige Abwechslung bestand darin, daß die drei spanischen Wände zuweilen umgedreht wurden, was aber von wenig Belang war, da sie auf beiden Seiten gleich waren. Der freie Raum zwischen den Wänden rechts und links und jener im Hintergrunde diente zum Auf- und Abtreten in Ermanglung von Thüren, und die Fenster mußten, wo welche sein sollten, gedacht werden. Doch solche Kleinigkeiten haben wenig zu bedeuten, wo das Publikum von dem äußeren Flitter zu abstrahiren und sich an die Sache selbst zu halten versteht. Es sollen große Schauspieler auf ähnlichen Bühnen begonnen und geglänzt haben. Nun weiß ich zwar nicht, welche Genie's, Schröder's, Iffland's, Fleck's u. s. w. unter der Gesellschaft des Hrn. Hofmann stecken, allein so viel ist gewiß, daß diese Genies derzeit noch stark unentwickelt sind. Hr. Hofmann begann mit seinen geringen Kräften (anfangs aus sechs Personen bestehend), bescheidentlich mit kleineren Stücken, als: „die beiden

Helden," „der geprellte Alte," „der Vetter aus Bremen," „Braut und Bräutigam in Einer Person," „Gabriele," „Maler und Farbenreiber;" — allein die Gesellschaft wuchs und Hr. Hofmann wagte sich nun auch an größere Stücke und so kommen neben „Rataplan," „Verräther," auch: „Pariser Taugenichts," „Treff-König," „Lumpaci-Vagabundus," „Postillon von Stadl Enzersdorf," „Müller und sein Kind," und — (Halm, freue sich über diese Ehre!) „Griseldis" zur Aufführung. Man muß übrigens gestehen, daß in einigen Stücken nicht gerade ganz schlecht gespielt wurde. Besonders gefielen Mad. Hofmann und Mad. Honesta und zuletzt mitunter die beiden Deloge, die jedoch zu gerne in ihrer Komik übertrieben. Hr. Fink gab sich als erster Liebhaber und Held alle Mühe. Die übrigen Mitglieder standen meist auf und unter dem Nullpuncte. Mehre der respectablen Mitglieder haben incognito von der Direction Abschied genommen, und Hr. Hofmann dürfte außer seiner Frau wenige Mitglieder von hier nach St. Pölten bringen. Auch ein Gast, oder eigentlich eine Gastin beehrte uns, nämlich eine gewisse Dlle. Helene Lund aus Rom, die auf ihrer Durchreise eine Gesang- und Instrumental-Unterhaltung gab, dabei einige Stücke auf der französischen Guitarre zupfte und auch ihre Stimme in einer Aria buffa vernehmen ließ. Dlle. Lund kann vielleicht einmal nicht so schlecht gesungen haben, doch sind die Zeiten gewiß schon lange vorbei.

Das vom hiesigen Thurnermeister dirigirte Orchester paßte vollkommen zum Ganzen.

Der Besuch war meist zahlreich. Krr.

Correspondenz aus Laibach.

Anfangs Oktober.

Wie Derjenige, welcher in ein Kaleidoskop schaut, er mag dasselbe wenden wie er will, immer und immer etwas Neues zu sehen bekommt, so bietet das Leben und Treiben einer großen Stadt dem Berichterstatter jederzeit Stoff in Fülle. Aber wie mißlich sieht es damit in einer kleinen Provinzialstadt aus! Gleich den Ameisen, welche für den Winter besorgt, den mächtigen Haufen des Spaltes gierig zerraffen, muß man lange Zeit hindurch Vorräthe sammeln und glaubt man endlich seinen Vorrathskasten mit Novitäten hinlänglich angefüllt, um einen leidlichen Bericht schreiben zu können, so findet man sich bei genauerer Musterung nicht selten getäuscht. Es ist in der That ein wahres Werkeltagsleben das Leben in einer kleinen Provinzialstadt. Kaum haben die Winterstürme ausgetoset, so sind auch die Freuden (?) des buntgefiederten Tanzgottes verrauscht. Während die Natur noch zu arm ist, um ihren Freunden einiges Vergnügen zu verschaffen, schwindet auch schon die letzte Ressource gegen die Langweile, Thaliens Pforten werden geschlossen. Zum Glücke hat uns dies Jahr, so wie im verflossenen durch ein paar Monde eine Gesellschaft mit dem Gellingel italienischer Opern ergötzt.

Mit dem Herbste beginnt für uns ein neues Leben, die Theatersaison nimmt ihren Anfang. Bisher sahen wir immer abwechselnd Opern und Schauspiele. Da man aber in unseren verfeinerten Zeiten auch an Sänger und Schauspieler größere Anforderungen machte, die bei beschränkten Mitteln und Mangel an Umsicht, Geschmack und Energie der Theaterdirectoren selten befriedigt wurden, so kam es endlich dahin, daß man sich mit dem Schauspiele und der Posse allein begnügte, oder vielmehr begnügen mußte. In dieser neuen Gestalt erfolgte die Eröffnung des diesjährigen Theaterkurses unter der Direction des Hrn. Ebell, am 10. v. M. Nachdem vom Regisseur Hrn. Thomé ein Prolog gesprochen, und eine vom Director Ebell componirte und dirigirte Fest-Ouverture aufgeführt worden, sahen wir das Lustspiel „Bürgerlich und romantisch" von Bauernfeld. Das Repertoir enthielt bisher folgende Novitäten, und zwar Original-Lustspiele: „Maria von Medicis" von Berger, „Ernst und Humor," und „der Vater" von Bauernfeld und „die freie Wahl" von Feldmann; Übersetzungen: „zwei Jahre nach der Hochzeit" von Castelli, „nach Mitternacht," „der Mentor" und „der Reisecommis," die letztern zwei Lustspiele von Lembert bearbeitet. Die Posse brachte uns als Neuigkeiten: „die reiche Bäckersamilie" von Kaiser und „die Wiener Stubenmädchen" von Haffner. Überdies haben wir die Hoffnung, daß Halm's „Sohn der Wildniß," Scribe's „Une Chaine" und Nestroy's „einen Jux will er sich machen," in Bälde über die Bretter gehen werden. Auch den „Zauberschleier" denkt der Director uns vorzuführen, sobald er die Gewißheit erlangt haben wird, daß seine Auslagen auf Decorationen, Tänze und das übrige bei diesem Schaustücke Erforderliche durch einen zahlreichen Besuch gedeckt werden.

Unter dem Theaterpersonale befinden sich einige verwendbare Individuen. Ob sie sich aber auch den Beifall der Theaterfreunde dauernd erhalten werden und ob sie hinlängliche Fähigkeiten besitzen, um in den verschiedenartigsten Rollen Rühmliches zu leisten, will ich dahingestellt sein lassen. — Am 24. September wurde unsere Stadt durch die Gegenwart Sr. kaiserl. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Karl beglückt. Nebst mehren andern Festlichkeiten, welche zur Feier dieses freudigen Ereignisses während des dreitägigen Verweilens des Durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs in unserer Stadt veranstaltet wurden, fand am 26. die Eröffnung der über den Laibachfluß neuerbauten steinernen Brücke statt, welche sich durch einen soliden und geschmackvollen Styl auszeichnet. Se. kaiserl. Hoheit geruhten huldvollst zu gestatten, daß Dieselbe Hochdero Namen führen dürfe. Am 26. Morgens verließen Se. kaiserl. Hoheit, begleitet von den Segenswünschen des Landes, unsere Stadt, nachdem die huldvolle Herablassung Aller Herzen das Gefühl der tiefsten Verehrung einflößte. Von den krainerischen Ansichten, gezeichnet und lithographirt von Joseph Wagner, der sich durch seine kärnthnerischen Ansichten einen vortheilhaften Ruf erworben hat, ist das erste Heft erschienen, die in demselben befindlichen drei Ansichten lassen sowol hinsichtlich der Conception als auch Ausführung nichts zu wünschen übrig. F. T.

Tagesneuigkeit.

(Der Bau des Klostergebäudes zu Troppau), welches Se. kön. Hoheit der Herr Erzherzog Marmilian auf eigene Kosten aufführen läßt, naht seinem Ende. Es ist zur Krankenpflege, welcher sich 40 deutsche Ordensschwestern unterziehen werden, bestimmt.

Omnibus.

(Amüsantes.) Man begehrte von Fontenelle die Definition einer schönen Frau. Eine schöne Frau, sagte er, ist das Paradies der Augen, die Hölle der Seele und das Fegefeuer der Börse.

(Ansicht.) Mir thut es weh, wenn ein Mann von Talent stirbt, sagte ein deutscher Gelehrter, denn die Welt hat dergleichen nöthiger als der Himmel.

(Doji.) Wenn in Cochinchina Jemand sagt: Doji (mich hungert), so läuft Alles wie besessen zusammen, um ihm Etwas zum Essen zu bringen. An manchen Orten Deutschlands könnte ein Dürftiger rufen: Mich hungert, und es würde gerade so viel helfen, als ob er sagte: Doji.

(Amüsantes.) „Wollten Sie mir wohl den Namen Ihrer Frau Mama sagen?" fragte ein Herr ein kleines Mädchen, welches neben seiner Mutter stand. „Mademoiselle Susanne," versetzte das Kind.

(Geschichtliches zur Männerperücke.) Xenophon erwähnt, daß schon die Perser fremde Haare trugen; er erzählt, daß Astyages, Großvater des Cyrus, eine Perrücke getragen habe, die sehr dick und voll Haare, auch ziemlich herabhängend war. Sonach wäre die Erfindung der Perrücken über 2000 Jahre alt. Hannibal, der bekannte Römerfeind, trug beinahe täglich eine andere Perrücke, um seinen Gegnern unkenntlich zu sein, und die Perrücke des Commodus war statt mit Haarpuder mit feinem Goldstaub bestreut.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Samstag, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 126.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 19. October 1842.

Sanct Stephansthurm 1842.

Wo ist dein alter Gipfel, Berg aus Quadern,
Du Thurm der Thürme Wiens? Die hohe Spitze,
Die, schief geneigt, fernhin die Silberadern
Des Isters schaute, die vom Himmelsblitze,
Vom Blitz der Schlachten oft erschüttert worden,
Die sah den Kampf der Christen mit den Horden
Des Islams, welche sah, wie Frankreich schleifte
Der Hauptstadt Mauern, um nach wenig Jahren
Sie wieder aufzubau'n, wie Leid auf Leid sich häufte,
Wie Stadt und Land umrungen von Gefahren
Durch Hungersnoth und Brand; die drei der Seuchen:
Die Fluren sah des Vaterland's erreichen,
Doch manchen Tag des Segens, auch der Wonnen
Im Leben der Regenten und Regierten,
(Die jederzeit dies Land der Treue zierten),
Beschienen von des Glückes hellsten Sonnen.
Wo ist sie nun die alte Pyramide?
Sie ist nicht mehr! denn dauernd lacht der Friede
Auf uns herab, und manches Schiere hat
(Die Weltgeschichte schrieb es in ihr Blatt),
Zurechtgesetzt die neue Zeit, die fliegend
Mit Sturmesteile hin den Wand'rer führt,
Mit neuer Kraft den Strom, das Meer besiegend,
Die kühn dem Licht gebot zu konterfeien,
Dem Element die Schwingen ihm zu leihen,
Die nach des Wissens tiefsten Quellen spürt,
Die nicht den Geist nur, auch das Herz bewegt,
Daß wärmer es für arme Brüder schlägt,
Für Alt und Blind und Siech und was in Noth,
Mit ihnen theilend Obdach, Kleid und Brot! —
Die neue Zeit hat auch dem Riesenmünster
Sanct Stephan nun sein neues Haupt verlieh'n;
Noch starrt es im Gerüste, plump und finster,
Doch bald wird's frei im Sonnengolde glüh'n,
Dem alten völlig gleich an Farb' und Formen,
Und neu nur durch des neuen Geistes Normen. —
Symbol des Volkes wird es künftig schauen
Herab auf Wien, auf Öst'reichs blüh'nde Auen,
Bewohnt von bieder'n Menschen, treu und echt;
Auf solch' ein Volk darf kühn der Herrscher bauen,
Das alte Volk ist's, nur ein neu' Geschlecht,
Das freudig glüht, mit heil'gem Gottvertrauen,
Für's Vaterland, den Kaiser und das Recht!

Franz Fitzinger.

Der Improvisator.

Eine Skizze aus der Alltagswelt.

Von

Alexander Gigl.

1.

Es war im Mai des Jahres 18.. Ein herrlicher Morgen war über die ganze Schöpfung aufgegangen und die Fluren des reizend gelegenen Marktfleckens B... lagen von der Frühsonne beleuchtet freundlich dahin. Die Luft war rein, völlig durchsichtig und ruhig; nur manchmal wehte ein frischer Hauch über die Wiesen und Gesträuche und schüttelte einen Strom von Thauperlen nieder. Es war einer von jenen erquickenden Morgen, die den Menschen seine Sorgen vergessen, die ihn zum Kinde machen, und in deren Schönheit ihm die Majestät eines göttlichen Wesens klar wird. Auch war über diese Gegend ein besonderer Zauber ausgegossen, der den Strahl der Sonne, den Schimmer des Mondes, den Duft der Blumen, das Rieseln der Bäche schöner und anziehender, als in irgend einem andern Arkadien der Erde machte, so daß der Beschauer dieser Landschaft beim ersten Anblicke mit Begeisterung und Wahrheit ausrufen konnte, daß ein glücklicher Himmel über sie gespannt sei.

Der Marktflecken war nicht ganz eine Meile von der Residenz entfernt, und seine gepriesene, allerorts berühmte romantische Lage am Fuße eines malerischen Gebirges machte ihn gewissermaßen zu einem modernen Sammelplatze der Städter. Hier fanden der Gelehrte, der Dichter, der wahrhafte Naturfreund, wie der in den Fesseln der Convenienz schmachtende Fant ihre Freuden, und konnten sich die ersteren mit Lust in den dichten Wäldern ergehen, und gewiß sein, daselbst auf keine ungebetene Gesellschaft zu stoßen, so fand der letztere seine Gartensalons und in denselben jene Zirkel wieder, die er in der Stadt ungern und nur darum verließ, um ihnen seine enthusiastische Bewunderung der schönen Natur in eingelernten Redensarten zum Besten zu geben.

Der erste Theil des Morgens mochte bereits verflossen sein, als vor dem Portale eines herrschaftlichen Schlosses, das zwischen den Gebäuden des Marktfleckens hervorragte, ein Mann schweigsam und nachdenkend auf- und abschritt. Er war nachlässig und ärmlich gekleidet, der veraltete Schnitt eines ihm weit über die Knie reichenden Rockes, so wie die herabhängenden Enden seines leicht geschürzten Halstuches zeigten an, daß er für eine bessere Ausstattung seines Leibes weder sorgen könne noch wolle und daß ihm so ziemlich gleichgiltig sei, was die Vorübergehenden etwa von ihm hielten. Seine Miene war blaß und hager — Lebensüberdruß sprach aus seinen erloschenen Blicken und die Stirne, so weit sie unter dem tiefliegenden Hute ersichtlich war, zeigte die deutlichsten Spuren von Mißmuth und Groll gegen die ganze Menschheit. Übrigens fehlte es ihm nicht an Würde, die hinsichtlich seines hohen Körperbaues, seiner edlen Züge ein angeborner Theil seines Wesens zu sein schienen, und obschon man beim ersten Anblicke zu errathen meinte, dieser Mann habe ein halbes Jahrhundert zurückgelegt, so wurde man bei genauerer Betrachtung seiner Gestalt eben so schnell wieder verfucht zu glauben, er befinde sich noch im blühendsten Mannesalter. Am Ende wurde man zu

dem Geständnisse gebracht, er müsse vor der Zeit alt geworden sein.

Lange schritt er so auf und nieder. Er schien über etwas Gewichtiges nachzusinnen und einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen; denn zeitweilig blieb er stehen, bedeckte sein Gesicht mit den Händen, schritt dann wieder fort und heftete seine Blicke bald seufzend gegen Himmel, bald ruhten sie finster auf dem Eingangsthore des Schlosses. Er schien unschlüssig zu sein, ob er in den Raum des stolz sich erhebenden Gebäudes eintreten, oder für immer hinweg von den Menschen in die Einsamkeit der Wälder fliehen sollte. Dieß beiläufig mochte man aus seinen durch Zweifel entstellten Zügen lesen.

Da lief von der Wiese her ein kleines, munter aussehendes Bauernmädchen mit einem ansehnlichen Stücke schwarzen Brotes vor ihm vorbei über die Straße und jubelte, sein Frühmal hoch erhebend einer Heerde Schafe entgegen. Wehmüthig sah ihr der Fremdling nach, in seinem Gesichte wogte es wie Schmerz und Schamgefühl, seine Lippen zitterten und eine Thräne blitzte auf den Boden hin, der sie gierig aufsog.

»Überall Wohlstand und Segen,« murmelte er vor sich hin, „Glück und Zufriedenheit, nur in mir, — nein so darf, so kann es nicht bleiben, auch ich muß Brot haben!« — Er hauchte die letzten Worte nachdrücklich, aber kaum hörbar aus seinem Munde; ihm fiel das glückliche, reiche Bauernkind, die gesegnete Schafherde ein, die Natur überwältigte ihn, und sich wendend schritt er rasch auf das Thor des Schlosses zu, faßte an der Glocke, und der im Innern erschallende Ton überzeugte ihn, daß an keine Änderung des Entschlusses mehr zu denken sei.

Der Arme, wer mochte es ahnen, litt — Hunger!

2.

Unweit des mit verschwenderischer Pracht gebauten Schlosses stand ein unansehnliches, vom eigentlichen Orte durch mehrere Wiesengründe isolirtes Bauernhäuschen. Es lag zwischen Kastanien- und Maulbeerbäumen versteckt, so daß es schwer war, die Umrisse desselben genauer ins Auge zu fassen und man konnte oft nur aus einer aufsteigenden Rauchsäule vermuthen, daß auch dort ein lebendes Wesen seinen Wohnplatz aufgeschlagen habe. Dieser Ort mochte von der Natur zu einem glücklichen Asyl für Philosophen, Weltmüde und zufriedene Schwärmer geschaffen sein, denn der Charakter der Ruhe und Einsamkeit war ihm ganz besonders eigen; dennoch stand es seinem Bewohner frei, das auf der Rückseite sich anschließende Weidengehege, durch welches ein Bach ziemlich lebhaft hinrauschte, auf Augenblicke zu verlassen, um im Vordergrunde sein Auge an den Linien des über die Äcker herschimmernden Schlosses zu ergötzen.

In einem Stübchen dieses Bauernhauses saß an demselben Morgen eine jugendliche weibliche Gestalt mit Handarbeiten beschäftigt. Sie war einfach, aber zierlich gekleidet, von ausnehmend schöner Bildung und gefälliger Haltung; jedoch vermißte man in ihrem ganzen Wesen jene Munterkeit der Jugend, jenen Lebensstrom, der sonst, so zu sagen, alle Adern schwellt und begünstigt vom ungestörten Landleben in seinem ganzen Ungestüme, durch Zerreißung der Schranken und Fesseln, in Wort und Gesang, ja selbst in muthwilliger Selbstvergessenheit sich beurkundet. Ihre Miene, die eine glänzende Schönheit ausstrahlte, war gebleicht, das Auge sprach von kummervollen Stunden und durchweinten Nächten, und selbst die Tracht ihrer goldfarbenen Haare, die ohne künstliche Verzerrung schlicht und bescheiden, gleichsam ängstlich an die Schläfe sich anschmiegten, wies darauf hin, daß über ihrem Haupte eine schwere, sie niederbeugende Hand walte.

So eben legte sie den vollendeten Theil einer Arbeit bei Seite und schritt gegen das geöffnete Fenster, als die Thüre hastig aufging und Madame Weißenbach, ihre Mutter, hereintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Vorgestern ging: »Leichter Sinn,« Lustspiel von Iffland, neu in die Scene gesetzt über die k. k. Hofbühne und wurde, besucht von mehren Mitgliedern des höchsten Kaiserhauses und einem sehr zahlreichen Publikum, nicht ohne Beifall aufgenommen. Auch die Kritik ist damit einverstanden, insofern sie darin nicht ein vollgiltiges Kunsturtheil erkennt, sondern nur ein moralisches Element, von dem durchdrungen die Menge ihre Gefühle äußerte. Und Iffland ist bei dieser Menge nicht im Verfall, wenn anders die unglaubliche Zahl von 4000, sage viertausend Pränumeranten auf dessen sämmtliche Werke in Klang's Verlag dafür spricht. Fragen wir nun um die Ursache dieser Erscheinung, so müssen wir bekennen, daß, trotz der von der Kritik bereits zur Genüge erwähnten Mängel, mehr Wahrheit in der Handlung und in den Personen, mehr Witz und geistige Ingredienzien in dem Dialoge seiner Lust- und Schauspiele uns entgegentreten, als in vielen neueren Produkten, mit denen wir bis zur Übersättigung bedient werden.

Daß die Künstler der Hofbühne an dem Erfolge sich ein Theilverdienst erworben, versteht sich von selbst, wenn man Kräfte, wie Dlle. Enghaus und Mad. Brede, dann die HH. Herzfeld, Korn, Marr und Wilhelmi vereinigt wirken sieht. S.

Privat-Conzert,

des Hrn. Heinrich Ritter, vor seiner Abreise nach Berlin, Sonntag den 16. Oktober im Musikvereinssaale.

Hr. Ritter scheint sich den Wahlspruch genommen zu haben: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst! und in der That, er brachte oft das Publikum durch seine „Kunst die Flöte zu blasen,« in die heiterste Stimmung; in solchen Fällen begibt sich natürlich die Kritik ihres Rechtes, eine Leistung zu zergliedern und auch wir wollen heute dasselbe thun, um so mehr, als das Spiel des Hrn. Ritter von seinen frühern Conzerten (er gab sein Abschieds-Conzert schon den 25. April d. J.), bekannt genug ist. Er spielte diesmal: ein Gran Divertissement von Kalliwoda, Variationen über ein Schweizerthema von Böhm, auf Verlangen (wessen?) und l'Illusion von Fürstenau. Die Nebennummern waren: Eine Baßarie aus Haydn's Schöpfung, von Hrn. Windwart ohne allen Ausdruck gesungen und ein Thalberg'sches Lied: die einsame Thräne, eine sehr gemüth- und gefühlvolle Composition, welche an Hrn. Schmetzer den entsprechendsten Interpreten fand, der sie auch wiederholen mußte. Hr. Ritter wurde gerufen, und erschien.

Siamchipamo.

Sehenswürdigkeiten in Wien.

Adler und Kreuz der St. Stephanskirche.

Die in den Annalen der Geschichte merkwürdiger Bauten gewiß einen der ersten Plätze behauptende Wiederherstellung des durch Jahrhunderte langes Wüthen aller Stürme und Ungewitter schadhaft gewordenen

Stephansthurmes naht sich mit raschen Schritten ihrem Ende, und bald wird es uns gegönnt sein, den entzückten Blick zum neu vollendeten Thurm emporzuheben. Bereits im Laufe dieses Sommers ging das Schlußgetriebe aus der Werkstätte des rühmlichst bekannten Mechanikers Hrn. Samuel Bollinger hervor, und eben jetzt ist der große neue Adler und das den ganzen Thurm krönende Kreuz der allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Bei dem Umstande, daß morgen Donnerstag den 20. d. M. die feierliche Consecration dieser Schlußzierden unsers herrlichen Stephansdomes von Seite des Hochwürdigsten Fürst Erzbischofes der Wienerdiöcese Eduard Milde vorgenommen, und wenn es die Witterung erlaubt, gleich nach beendeter Kirchenfeierlichkeit das Aufziehen des Adlers und Kreuzes stattfinden wird, halten wir es für unsere Pflicht, einige nähere Details über die räumlichen Verhältnisse und das Gewicht dieser beiden Embleme, unserm Lesekreise mitzutheilen. Der alte Adler hatte eine Höhe von 3' 7" und eine Breite von 5' 6", der neue hingegen ist 6' 9" hoch und 4' 9" breit, welches Verhältniß darum viel richtiger und angemessener ist, weil Adler und Kreuz allen Orkanen blosgestellt sind und eine geringere Breite sehr geeignet ist, die Wucht des Sturmes zu brechen und den Widerstand zu verringern. Das Höhenverhältniß des ehemaligen Adlers und Kreuzes zu dem neuen ist folgendermaßen: früher betrug die Höhe dieser beiden Embleme 7' 1" und jetzt beträgt sie 10' 9", mithin um 3' 8" mehr als ehedem. Der achteckige Thurmknopf, durch welchen die massive Helmstange geht, an der sich Adler und Kreuz nach jedem Luftzuge bewegen, ist 4' 9" hoch und 3' 10" weit; dabei hat er ein Gewicht von 137 Pfunden. Das neue Kreuz wiegt 57½ Pfund und der Adler 146 Pfund; während das Gewicht des alten Kreuzes 40 und jenes des alten Adlers 88 Pfund betragen hatte. Sowol Adler als Kreuz sind aus getriebenem Kupfer von dem k. k. Hofkupferschmied Herrn Carl Oberst verfertiget und vom bürgerl. Bronzearbeiter Hrn. Michael Lorenz in Feuer vergoldet. Gewiß muß es für Jedermann vom größten Interesse sein, Adler und Kreuz des höchsten Thurms von Deutschland, die bald in den Lüften thronen und dem Blick in weiter Ferne erscheinen werden, so nah' zu sehen und sich von der Zierlichkeit, verbunden mit der größtmöglichen Haltbarkeit dieser beiden wichtigen Schlußzierden unsers Doms überzeugen zu können. Gewiß aber wird für die kommenden Geschlechter der 20. Oktober 1842 eben so in den Annalen der Geschichte aufbewahrt werden, wie uns das Andenken an den 3. Oktober 1433 treulich überliefert wurde, an welchem Tage es dem Baumeister Hanns Buchsbaum gegönnt war, den vollendeten Thurmbau mit dem Adler und Kreuze zu schmücken. Der neue Adler wird schirmend seine Fittige breiten über den Dom, den er krönt und über die ganze Stadt, die freudig bewegt den frohen Blick in die reinen Lüfte erhebt, um nach dem schönen Symbole seines hochverehrten Kaiserhauses zu schauen, das Kreuz aber wird seine goldenen Strahlen senden nach allen Richtungen der Erde und, ein heiliges Symbol der christlichen Liebe und Milde, die Herzen aller Sterblichen entflammen zur Verehrung des ewigen Vaters über den Sternen; es werden schöne Tage der Einigkeit und Bruderliebe kommen und keine freche Hand wird es mehr wagen, im tollen Übermuthe dies Zeichen der Versöhnung anzutasten.

J. N. Waldschütz.

Tagesneuigkeit.

(Einsturz.) Am 12. l. M. um die zweite Nachmittagsstunde stürzten bei einem heftig wehenden Nordwind von dem zur Abtragung und Wiederherstellung des St. Jakobsthurmes in Brünn bestimmten und mit vieler Mühe und großen Kosten aufgebauten Gerüste etwa 12 Etagen mit furchtbarem Gekrache, das man selbst in den Vorstädten vernahm, in die Todtengasse nieder. Außer einem Maurer, der an dem in dieser Gasse neu erbauten Hause beschäftigt war, und dem, wie verlautet, ein Arm verletzt wurde, ist Niemand, und von Gegenständen nur das Eck des Dach- und Mauerwerkes an dem neugebauten und dem daran stoßenden Gebäude, jedoch nicht bedeutend, beschädigt worden. Ein wiewol geringer Theil des Holzwerkes fiel in den Garten des Liechtenstein'schen Hauses. Das Gerüst war bis zur Höhe des bereits abgetragenen Thurmknopfes erbaut. (Die Höhe des Jakobsthurmes, des höchsten in Mähren, beträgt bekanntlich 46 Klafter 4 Fuß.)

Künstlerischer Wegweiser.

(Ein Wiener (?) Daguerreotypist), Namens Reisser, machte diese Badesaison in Wiesbaden glänzende Geschäfte.

(Lieymann), der Erfinder des Ölbilderdruckes, hat sein Verfahren beim Ölbilderdruck in einer Schrift veröffentlicht, welche bereits bei Sachse & Comp. in Berlin erschienen ist.

(Kopernikus Denkmal in Thorn.) Für das Denkmal dieses großen Reformators am Sternenhimmel sind nun im Ganzen etwa 4700 Thaler zusammengekommen, davon aus Rußland 1445 Thaler. Die Menge, sagt der „Berliner Gesellschafter," interessirt sich allerdings mehr für Thorner Lebkuchen, als für das Kopernikus Denkmal in Thorn.

(Preußen in Stahl gestochen.) Von Rößmäsler's landschaftlichen Darstellungen Preußens erschien so eben eine zweite verbesserte Auflage. Diese Sammlung, sagt ein Berliner Blatt, erfüllt vollkommen ihren Zweck, was das Interesse der Schaulust oder Wißbegierde angeht, indem sie die aufzunehmenden Punkte, durch Texte angenehm erläutert, in richtiger Wahl bringt.

Taschenbücherschau.

I.

Österreichischer Novellen-Almanach. Herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien 1843. Verlag von Tauer und Sohn.

Die Novelle hat seit ihrem Entstehen in dem schönen Lande,

Che 'l mar circonda, e 'l Apennin divide,

mannigfache Veränderungen in Form, Tendenz und Behandlung erlitten. Von der Einfachheit, welche sie unter ihrem großen Schöpfer Boccaccio, unter seinem unerreichten Rivalen auf diesem Gebiete, dem Castillaner Cervantes hatte, und die sie noch ziemlich unter ihrem Nachahmer, dem Franzosen Scarron beibehielt, ist ein bedeutender Abstand zu der Novelle des neunzehnten Jahrhunderts; und wenn Walter Scott seine historischen Romane Novels nennt, wenn Tiek in seinen Novellen philosophisch-sociale Tendenzen verfolgt, und denselben entsprechende Ideen veranschaulicht, indem er dabei den Übergang zum Märchen bildet, so erhält nothwendig die Definition des Wortbegriffes Novelle eine beträchtliche Erweiterung; wenn aber diese einerseits in ihrer strengen Abgrenzung hierdurch verloren hat, so hat andererseits die Literatur in ihren Mittheilungsweisen reichlich dadurch gewonnen. Auch mußte es also kommen, sobald verschiedene Individualitäten die Sache nicht mehr als Zweck sondern als Mittel betrachteten und behandelten.

Als besonders löblich aber erscheint es, wenn ein Schriftsteller, welcher Willen, Geschick und Kraft dazu besitzt, wie solches von dem Herausgeber der vorliegenden Sammlung füglich angenommen werden kann, diese, bei der Lesewelt mit Recht beliebte Form benützt, um durch Darstellung denkwürdiger Momente, seltsamer Ereignisse, tugendhafter Handlungen den vaterländischen Boden werther, heiliger zu machen, und neue Nahrung der Liebe zu bieten, die mit festen Banden den Österreicher an seinen Landsmann kettet; durch Schilderung heimatlicher Zustände hinzuweisen auf die Zeichen der Zeit, auf die Gebrechen ihres Geistes, und auf das, was Noth thut für die Gegenwart und die nächste Zukunft.

Nicht minder löblich aber ist es, daß der Herausgeber österreichische Novellen im weitern Sinne bietet, deren Schauplatz bald am Po, bald an der Elbe, bald am Innflusse, bald in den Pusten des Magyarenlandes liegt; umfängt ja doch nur Ein gemeinsames Band die Völker dieses Bodens.

Das Buch enthält neun Novellen von eben so vielen Verfassern, und der Herausgeber mag eine bedeutende Auswahl gehabt haben, da er im Ganzen so Vorzügliches, so Gelungenes zu geben vermochte. Darunter sind: Der Thron-Erbe, von Kalisch, dann Jaroslaw Bogkowitz, von Pfundheller, auf historischem Grunde in der eigentlichen ursprünglichen alten Novellenform gehalten, und gleich anziehend durch ihren Gegenstand, wie durch ihre Behandlung. Walter Wenzel Wid, von Mathilde Felder-Rolf, aus der Zeit des Erlöschens der Babenberger, so wie: der Schacht auf der Erzwiese, von F. W. Arming, beide ebenfalls mit historischer Folie, doch dem Märchen sich nähernd, oder der Sage durch Einflechtung des Übernatürlichen in den

Gang der Handlung, das zwar im Walter Wenzel Wid sich theilweise zu enträthseln scheint, interessiren durch kenntnißreiche Schilderung der Zeit und des Schauplatzes, die uns vorgeführt werden.

Der Herausgeber selbst, der in so manchen seiner Leistungen eine gewisse Geistesverwandtschaft mit Tieck beurkundete, scheint diese Ansicht auch in seiner rhapsodischen Novelle: Die Leiden eines Modernen, bestätigt zu haben, die uns einen tiefen Blick in die Wehen des socialen Lebens der Gegenwart thun läßt, und aus der Untröstlichkeit der Kampfesnoth auf ein tröstliches Ziel hinweiset, das jeder ernste Wille zu erringen vermag.

Im Abdias schildert uns Adalbert Stifter mit seltener Originalität den festen, eigenthümlichen Charakter eines Sohnes Israels, der die wunderbaren Wechselfälle eines neunzigjährigen Erdenwallens in einem nicht näher bezeichneten Gaue Österreichs erduldet. Abgesehen von dieser Individualität gehört die Novelle zu den besten des Buches.

Auch in den „Heimkehrenden," von A. J. Schindler, deren Sujet der neuesten Zeit entnommen ist, nennen wir Abrahamiden willkommen; seine glückliche Darstellungsgabe hat auch hier sich neuerdings bewährt.

Daß die anmuthige kleine Volkssage: „Die übergossene Alpe von A. Baumann gerade den Schluß macht, glauben wir mehr im Arrangement des Typographen begründet zu finden.

Die Verlagshandlung Tauer und Sohn hat durch elegante Ausstattung, durch Beigabe des besonders schönen Bildnisses der Agnes v. Ebersdorf, durch die Sorge für ganz correcten Druck sich vollgiltige Ansprüche auf Anerkennung gesichert.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Zur Ehrenrettung des A-B-C.) Man sagt von dem Alphabete oder dem A-B-C, es sei die Quelle und der Inbegriff alles menschlichen Wissens und von diesem Gesichtspunkte betrachtet wäre das Wort A-B-C-Schütz ein, vorzüglich im 14. Jahrhunderte ganz und gäbe gewordener Spottname der jungen Burschen, welche mit den verrufenen fahrenden Schülern oder sogenannten Bachanten herumzogen und für sie betteln und mitunter auch stehlen mußten, — für jeden Schriftbeflissenen ein passender Ehrenname.

Eine zweite daran sich knüpfende Bemerkung ist die eben so beliebte als bequeme Lexikonform, womit heutzutage alle Wissenschaften, freilich auf Kosten der systematischen Ordnung behandelt, und auch dem Ungebildeten zugänglich gemacht werden, und auch in dieser Beziehung könnte man unsere Zeit vorzugsweise das Jahrhundert des A-B-C, oder der A-B-C-Schützen nennen.

Das A-B-C als ein Gedächtnißmittel besonders in Gedichten zu gebrauchen, ist übrigens eine uralte Erfindung, welche man in den Psalmen Davids findet, dessen 22 Abschnitte nach der Ordnung der hebräischen Buchstaben anfangen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn wir schon in früheren Zeiten zahllose Werke in alphabetischer Eintheilung finden. Ein A-B-C der Gelehrsamkeit ist zu Delitsch 1702, ein A-B-C cum notis variorum zu Leipzig 1743, und zu Dresden 1695, ein A-B-C-buch in hundert Sprachen zu Leipzig 1783 herausgekommen. Guido von Arezzo hat ein musikalisches A-B-C-Buch geschrieben. Es enthält die ersten Gründe der musikalischen Grammatik nach dem im XI. Jahrhundert möglichen Umfang.

Schon Karl der Große erkannte die hohe Wichtigkeit des A-B-C, als den Repräsentanten der Wissenschaften. Er ließ so viel Kirchen und Klöster erbauen, als das Alphabet Buchstaben enthält; jede an einem Orte, dessen Namen mit einem gleichen Buchstaben anfing. Vor der Kirche setzte er den Anfangsbuchstaben in großer Form von gutem Golde. Diese Klöster erhielten davon den Namen der Alphabetsklöster.

Nicht weniger Achtung verschaffte Prinz Moritz von Oranien dem A-B-C in der Kriegsgeschichte. Dieser Fürst hatte von den Spaniern seiner großen Jugend wegen den Spottnamen des A-B-C-Schützen in der Kriegskunst erhalten. Er ließ deshalb neue Kanonen gießen, und sie mit den einzelnen Buchstaben des Alphabets bezeichnen und beschoß damit im Jahre 1591 die Stadt Nymwegen so stark, daß sie sehr viel litt und sich ergeben mußte. Der Prinz fragte dann die gefangenen spanischen Officiere, wie ihnen sein A-B-C-Buch gefallen habe.

(Gräuel einer nicht fernen Vorzeit.) Die Hexen-Epoche Mährens war noch im Jahre 1720 in vollem Flore. Nach einer Römerstädter Chronik herrschte von 1682 bis 1720 in der Gegend von Römerstadt, Schönberg und Ullersdorf der Aberglaube und die Finsterniß noch auf eine furchtbare Weise. Hier folgen einige Auszüge davon:

„Den 25. Oktober 1682 ist in Römerstadt auf öffentlicher Kanzel vermeldet worden, daß ein Jeder, welcher Vieh hätte, sich mit geistlichen Mitteln versehe, wegen der fast unerhörten Hexereien, welche in herumliegenden Ländern an vielen Orten über das Rind- und Pferdevieh ergangen, also, daß viel in Böhmen durch die Zauberei ist umgekommen.

Am 20. Juli 1684 hat man in Schönberg fünf Hexen verbrannt, vier Weiber und einen Mann, zuvor die Hand abgehauen, hernach sind alle durchs Schwert hingerichtet worden und endlich verbrannt.

Am 9. November 1684 ist in Ullersdorf eine Hexe verbrannt worden.

Im Monat Jänner 1685 ist ein altes Weib in Friedland gestorben, welche bald nach dem Tode wie der lebendige Teufel herumgelaufen, geschrien, getrommelt, getanzet, und Leute Tag und Nacht gequälet, welche hernach den 12. März ist verbrannt worden.

Den 22. März 1685 sind in Schönberg abermals zwei Hexen enthauptet und verbrannt worden. Abends an diesem Tag ist ein grausames Wetter gewesen von Blitzen und Donnerschlägen.

Den 18. September 1685 ist der Schönberger Dechant zu Müglitz als ein Hexer öffentlich verbrannt worden.

Am 15. October 1685 sind wiederum in Ullersdorf drei Hexen lebendig verbrannt worden; und andere eingezogen.

Den 20. December 1685 sind in Schönberg sechs Hexen verbrannt worden.

Am 9. Mai 1686 sind abermal vier Hexen in Ullersdorf verbrannt worden, ein Mann und drei Weiber.

Am 15. November 1686 sind abermal in Ullersdorf vier Hexen verbrannt worden; zwei Mütter mit ihren Töchtern.

Den 4. Juli 1687 sind in Ullersdorf vier Hexen verbrannt worden.

Den 28. Februar 1689 sind in Ullersdorf drei Hexen verbrannt worden. (Armes Ullersdorf! armes Schönberg!)

Im Juni 1690 ist ein Weib von Zechan in Grund verbrannt worden, welche 4 Wochen auf der Bahr gestanden und nicht verstarret, und ist auch als Gespenst bemerkt worden.

Den 9. Jänner 1720, zu Nachts ist allhier (in Römerstadt) ein Weib gestorben; als dieses Weib den 11. dieses zur Erde hätte sollen bestattet werden, so war sie noch nicht verstarrt, dieses hatte der Herr Dechant ins Consistorio berichtet; dann der Bericht von dorten kommen, daß man den Körper mit Ritzen und Schneiden visitirt und solches ist geschehen den 16. dieses und waren dabei zugegen die Herrn — — — (dann folgt eine ekelerregende Beschreibung der Obduktion). — — Nachdem sich dieses befunden, ist solcher Körper in das Weltrecht (dem weltlichen Gericht) gegeben worden, auf dem Scheiterhaufen ist ihr durch den Scharfrichter der Kopf, sammt den Händen und Füßen abgehauen worden, hernach ist der Scheiterhaufen angezündet und zu Asche verbrannt, die Asche aber hintern Hüttenwald an der Grenze gegen Mohrau ins Flußwasser geschüttet worden. (Welche Fortschritte hat seit einem Jahrhundert der menschliche Geist nicht gemacht!)

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Wein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 127.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 22. October 1842.

Der Improvisator.

(Eine Skizze aus der Alltagswelt.

Von

Alexander Gigl.

(Fortsetzung.)

„Eben recht, Marianne, daß ich dich hier treffe," polterte das riesenmäßige Weib mit rauher Stimme, „ich habe dir eine Mittheilung zu machen, bei der ich ganz auf eine verständige Marianne und die gehorsame Tochter rechnen werde." —

Marianne erröthete und erblaßte in einem Augenblicke.

„So viel ich sehe, bist du schon seit dem frühesten Morgen beschäftigt; Marianne, wie oft mahnte ich dich, auf deine Gesundheit bedacht zu sein, ich werde Gewalt brauchen müssen."

„Aber, Mutter —"

„Ja, ja, ich weiß, was du sagen willst, du meinst es gut, du legtest die Nadel Tage lang nicht aus der Hand, wenn ich dich nicht vom Arbeitstische wegschelte, und du glaubst uns dadurch für immer zu helfen mit dem armseligen Verdienste; — aber ich gab dir schon oft zu erkennen, daß, du eben nicht ſo sehr fleißig zu sein brauchtest, daß ein anderes Mittel, unser Leben zu erhalten, — ach weine mir nicht, närrisches Mädchen, verstehe deine wohlmeinende Mutter; du bist jung, mit allen körperlichen Vorzügen reich ausgestattet, du sollst nicht im dumpfen Kerker eines Bauernzimmers vergehen, du sollst keine Magd sein, Marianne, nein! dich hat die Natur zu Besserem bestimmt."

„Lassen Sie mich in dieser Dunkelheit bleiben und sterben."

„Wieder derselbe Ton," fuhr Madame Weißenbach gereizt auf, „in dem du mir ewig widersprichst; was soll deine Schwärmerei, dein Seufzen um die Vergangenheit? was dahin ist kommt nimmer; und rede, was hast du verloren?"

„Was Mutter? Sie fragen, soll ich es wieder und wieder bekennen und mein Herz zerreißen, o, mahnen Sie mich nicht immer an jene Stunde, in der ich den edelsten Menschen, den treuesten Freund, meinen geliebten Richard, durch Ihre Einflüsterungen bewogen, von mir gestoßen; — jetzt sehe ich freilich klar, was ich gethan, aber die Reue kommt zu spät!"

Sie verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen und überließ sich weinend dem bittersten Schmerze.

„Marianne, keine Schwäche," fuhr Madame gemäßigter fort; „du bist ein kindisches Mädchen und deine Phantasie malt dir Alles in so gräßlichem Lichte. Dein Verhältniß zu Richard, was war es anders als das erste Spiel, die erste unreife Regung deines weichen Herzens, das jedem Eindrucke nachgab; was war es anders, als Tändelei, die früher oder später unter dem Gewichte ernsterer Verhältnisse schwinden mußte? Wohin sollte diese Leidenschaft führen? doch nicht zum Altare? — Nein, der Gedanke konnte in deinem Geiste nicht aufkeimen, oder ich müßte glauben, meine Tochter hätte es darauf angelegt, ihrer Mutter, die das Jawort zu dieser Verbindung gegeben, einstens fluchen zu müssen! Danken sollst du mir, daß ich dich aus deinen Träumereien gerissen und der Wirklichkeit wiedergegeben habe, und die mütterliche Hand segnen, die dein sanftes Herz zwar verwundet, aber das kranke eben dadurch geheilt."

„Es ist wahr, Mutter, Richard hatte nichts als sich selbst zu geben, aber konnten wir in seine Zukunft schauen? sein Geist war kein erschlaffter und sein Herz, o er liebte mich, so kann, so werde ich nie wieder geliebt werden!"

„Vorurtheile, die du bald, wie ich hoffe, ablegen wirst. Höre mich und widerstrebe nicht länger den Worten deiner Mutter und deinem Glücke. So eben erhielt ich einen Brief vom Baron von Wolke, unserm jungen Gutsbesitzer, sieh dort sein palastähnliches Gebäude herüberblicken, er will uns in sein Haus ziehen, will dir und mir eine Stellung verschaffen die es uns wieder möglich macht, mit Ehren in der Welt aufzutreten, deren Glanz wir durch unglückliches Schicksal gezwungen verlassen mußten. Der Baron kommt meinen heißesten Wünschen zuvor, überraschend zuvor, und auch du Marianne wirst alle Ursache haben, mit dieser neuen Wendung des Geschickes zufrieden zu sein."

Marianne verstand ihre Mutter und schwieg, aber in ihrem Inneren loderte der Brand der Verzweiflung, den sie nur mit ruhiger Resignation auf alle Rechte der Menschheit, auf alle Freuden des Erdenlebens ihrer Mutter gegenüber unterdrückte. Sie schien in diesem Momente gegen jede Empfindung stumpf geworden zu sein.

Madame Weißenbach, dadurch keineswegs beirrt, fuhr mit geschwätziger Zunge fort, ihr alle Annehmlichkeiten einer glänzenden Zukunft vorzumalen. Das eitle Weib bedachte nicht, daß sie vielleicht mit jedem Laute ihre unglückliche Tochter dem Entschlusse näher bringe, zur Selbstmörderin zu werden!

„Welch' ein Leben winkt dir," rief sie aus, „nicht mehr ein dunkles, nur von Wenigen beachtetes, du sollst von nun an in Fülle und Überfluß schwelgen; getragen wirst du werden, wo du dich jetzt nur mühsam im Staube windest, und Alles das verdankst du deiner Sittsamkeit und Eingezogenheit, die der Baron mit Wohlgefallen an dir bemerkte. Mir soll die Sorge seines Hauses, dir aber die Pflege seines Gartens übertragen werden. Merkst du nun, liebes Mädchen, wie zartfühlend der Baron sei, der dich als eine

Blumenfreundin kennen gelernt; — aber ſo freue dich doch mit mir, du biſt ja ſo kalt, als wäreſt du todt, hörſt du Marianne?“ —

Das Mädchen fuhr aus tiefen Gedanken empor, lächelte ihre Mutter krankhaft an und — ſagte gar nichts.

Jeden würde dieſer Anblick des Mädchens entſetzt haben, aber ihre Mutter, die daran gewohnt zu ſein ſchien, hieß ganz kaltblütig Mariannen ſich umkleiden, weil ſie geſonnen ſei, bei dem ſo gnädigen Baron eheſtens ihre Aufwartung zu machen. Schweigend entfernte ſich die Tochter in ein kleines Nebengemach und die zurückbleibende Madame Weißenbach ſah ihr mit einem Blicke nach, in dem man, hätte ſie den Mutternamen nicht geführt, Hohn und teufliſche Luſt über ein unglückliches Opfer zu finden geneigt geweſen wäre.

3.

Der Name Weißenbach gehörte früher in der Reſidenz nicht zu den unbekannteſten. Herr Weißenbach ſtand im Rufe eines vielſeitig beſchäftigten Handelsmannes, der durch Verbindungen mit großen Häuſern und durch glücklich geführte Spekulationen ſich ein anſehnliches Vermögen erworben hatte. Aber man rühmte ihn auch als Mann von Welt, dem es Bedürfniß war, in den wenigen Stunden ſeiner Muſe der Geſelligkeit zu leben, Große Mittel verleiten zu großen Plänen und Unternehmungen, und der Ruhm ſeines Hausweſens, das hundert geſellige Freunde nicht genug lobpreiſen konnten, war bald zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß ſeine Erhaltung zum Opfer wurde. Dazu kam noch eine ehrgeizige Frau, eine Frau, die ſo zu ſagen, Aufſehen machte, deren billige Wünſche ein Mann wie Weißenbach nie unbefriedigt laſſen durfte, endlich eine mißlungene Spekulation, und nach wenigen Jahren erzählte man ſich in der Stadt als Tagesneuigkeit: »Die Weißenbach ſeien herabgekommen.“ Sie mußten ſich nun mit einer ärmlichen Wohnung in der Vorſtadt begnügen, wo ſie zurückgezogen und ſtille lebten, daß ſie bald vergeſſen und nimmer genannt wurden. Sie ſchienen jetzt einzig und allein auf die Erziehung ihrer Tochter bedacht zu ſein, die man ſeit der letzten Umſtaltung ihres Verhältniſſes eigentlich erſt in die Welt treten und mit älterlicher Sorgfalt, beſonders von Seite der Madame Weißenbach, gepflegt ſah; und als nach einiger Zeit Herr Weißenbach den Weg alles Fleiſches ging, verſchwanden Mutter und Tochter für immer aus der Reſidenz. Man vermuthete, ſie hätten den Aufenthalt auf dem Lande gewählt, um ungekannt und ohne Scheu ihrem gerade nicht glänzenden Stande gemäß leben zu können. Und ſo trafen wir ſie in der romantiſchen Bauernhütte des Marktfleckens B. Was Madame Weißenbach's wahre Abſichten mit ihrer Tochter geweſen, wie ſie jene zu erreichen ſuchte, kurz das nähere Verhältniß zwiſchen Mutter und Tochter mag vielleicht aus ihrem erſten Auftritte zu entnehmen ſein.

4.

An einem grünüberhangenen Tiſche in dem prächtigſten Zimmer ſeines Schloſſes ſaß Baron Wolke. Vor ihm lagen Schriften und Papiere aller Arten und Formen aufgeſchichtet und zerſtreut; er ſelbſt ſpielte, den Kopf auf die eine Hand geſtützt, in genialer Stellung mit einer Feder, die er von Zeit zu Zeit in ein prächtiges aus Kryſtall verfertigtes Tintengefäß tauchte und auf einem großen Papierſtecken nachläſſig herumführte. Er ſchien zu arbeiten, zu denken; wenigſtens ſollten die auf das Papier hingeworfenen, unleſerlichen Hieroglyphen zu dieſer Meinung verſuchen, aber der Baron hätte herzlich über den Dummkopf gelacht, der ſeine Herrlichkeit in ſo wichtigen Geſchäften nicht zu ſtören gewagt haben würde. Übrigens machte man auch keine großen Anforderungen an ihn; höchſtens, daß er ſeine Reichthümer durchbringe, oder wie ſich die Welt glimpflich auszudrücken pflegt, unter die Leute bringe, denn er war ein echter Sohn des Glückes und hatte kein anderes Verdienſt, als daß er ohne ſein Wiſſen und Zuthun zur Baronie und einem ſolchen Maße zeitlicher Güter gelangt war.

Da trat ein Diener herein und meldete, daß im Vorzimmer ein Menſch ſtehe, der durchaus mit den Gnaden des Herrn Barons ſprechen wolle. Er ließ durch Ton und Miene deutlich genug errathen, was er von ihm halte. In einem Falle, wie dem gegenwärtigen, wo zwiſchen dem Herrn und Diener ein geiſtiges Verſtändniß herrſcht, hat der Letztere eigene Privilegien, die er bei jeder Gelegenheit bald für, bald wider ſeinen Herrn handhabt, durch ſie aber immer eine gewiſſe Superiorität über denſelben behauptet. Der Baron, durch dieſen ſtillſchweigenden Wink ſeines vertraulichen Dieners gehörig unterrichtet, ging gleich in deſſen Denkungsweiſe ein und warf etwas von Schmutz und Bettelei hin, befahl aber doch Spaßes halber den Menſchen hereinzuführen.

Eben hatte der Übermüthige einen Witz auf der Zunge, mit dem er den Eintretenden zu empfangen gedachte, als der Angemeldete ſchon in ſeiner ganzen Größe vor ihm ſtand. Es war der Eingangs erwähnte Fremdling. Der Eindruck, den ſeine Perſönlichkeit auf den Baron machte, war ſo erſchütternd, daß er ganz entgegen ſeinem Vorhaben und ſeiner gewöhnlichen Manier ſich langſam erhob und mit einer Schafsmiene fragte, was man begehre.

„Ich habe das Vergnügen, mit dem Eigenthümer dieſes Hauſes...“ begann der Fremde kurz.

„Ja,“ fiel der Baron, den dieſe Worte wieder zu ſich ſelbſt brachten, ein, „Arnold, Freiherr von Wolke, Beſitzer der Herrſchaften —“

»Herr Baron wohnen ſehr angenehm, in einem wahren Tusculanum, wo ſich ſo recht der Kunſt und Wiſſenſchaft und ſeinen Lieblingsneigungen leben läßt. Sie ſind gewiß auch ein Freund und Gönner der ſchönen Kunſt, hier dieſer Bücherſchrank, die mediciäiſche Venus dort, ein Cyclus von hiſtoriſchen Gemälden, ach gnädigſter Herr, ich bin überraſcht, erfreut, ich bin nicht irre gegangen, Sie lieben das Alterthum, wir werden uns verſtehen!«

Seine Freude war echt und innig, die eines Kindes; ſie war vielleicht ſeit Monden die erſte, die er genoß, was ihm die Wirklichkeit verſagte, fand er in der Kunſt. Er blickte begeiſtert und glänzenden Auges um ſich, als wollte er den Geiſt jener Heiligthümer, die ihn umgaben, geiſtig in ſich ſaugen.

Der Baron bemühte ſich eine Protectors-Miene zu machen. Er hatte nie gedacht, daß dieſe Ausſchmückung ſeiner Zimmer, die er nur der Mode wegen vorgenommen, etwas anderes und mehr als eben ein Beitrag zur Mode ſein könnte, und daß ſich ein Narr finden würde, der, unhöflich genug, bei dem Anblicke der Bilder und Statuen, die bemalten Wände, den grünen Tiſch und ihn ſelbſt überſehe.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Dienstag den 18. Oktober: „Die Nachtwandlerin“ von Bellini. Hr. Schmetzer den Elvin als Gaſt.

In ſechs Gaſtvorſtellungen hat ſich nun Hr. Schmetzer ſo vortheilhaft und zugleich wieder ſo unvortheilhaft gezeigt, daß wir jetzt ſchon glauben, ein Endurtheil über dieſen Sänger feſtſtellen zu dürfen, indem es höchſt unwahrſcheinlich iſt, daß er in einer der ſpäter zu ſingenden Gaſtrollen noch eine neue dramatiſche Seite oder etwa gar unerwartete Geſangsvirtuoſenkünſte entwickeln dürfte. Wenn wir daher ſeinen Elwin zum Gegenſtande einer ausgeführteren Beſprechung machen, ſo geſchieht dies ſchon darum, weil wir Willens ſind, uns in unſern ferneren Berichten über dieſen Künſtler kürzen zu faſſen und blos den günſtigen oder ungünſtigen Erfolg ſeiner noch zu ſingenden Partien unſern Leſern anzuzeigen. — Man pflegt gewöhnlich nur eine Mutirungsepoche anzunehmen, es iſt nämlich die Zeit, wo ſich mit Eintritt der Mannbarkeit die Stimme zu bilden anfängt; man ſollte noch eine zweite ſolche Periode dazunehmen, die nämlich, in welcher die Stimme ſich zu verbilden beginnt, und ſich entweder in die Tiefe zieht, oder auch, ohne ſich gerade an Umfang zu verringern, an Metall oder Schönheit verliert und den Sänger zwingt, zu gewiſſen Hilfsmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Und in dieſem Falle befindet ſich, wir ſagen es ohne lange Umſchweife zu machen, Hr. Schmetzer. Daher iſt Hr. Schmetzer gezwungen, in Partien von ſo hoher Lage, wie z. B. dieſer Elwin, zu transponiren und viele Stellen herabzupunktiren, wodurch, wenn ſchon nicht der Geiſt, ſo doch das Weſen der Partie ein anderes wird. Bei ſo bewandten Umſtänden hat der Zuhörer das Recht, an den äſthetiſchen Theil einer Darſtellung einen viel ſtrengeren Maßſtab zu legen, weil er doch in einem Punkte befriedigt ſein will. Und in dieſem Punkte läßt ſich von unſerem Gaſte Lobenswertheres berichten, erfüllt er auch bei weitem nicht alle an ihn geſtellten Forderungen. In Charakteren, die keinen hohen äſthetiſchen Aufſchwung nehmen, bewegt ſich unſer Gaſt am glücklichſten, daher der Nemorino und nächſt ihm der einfach und ſolid verliebte Belmonte, der zum Beſitze ſeiner Conſtanze nicht durch eigene Kraft, ſondern durch Pedrillo zu gelangen ſucht, die ſeiner Individualität am zuſagendſten waren; minder reuſſirt er in leidenſchaftlichen Darſtellungen. Aus oben angeführten Gründen leuchtet ein, daß ſich Cantabileſtellen, in welchen unſer Gaſt ſeine Stimmmittel gebrauchen und die etwaigen Hinderniſſe überwachen kann, am beſten von ihm hören laſſen, wie z. B. die Cavatine im 2. Akte, wenn auch der leidenſchaftloſe Vortrag derſelben; dem Effekte hindernd in den Weg trat, dagegen vermag dieſer Sänger im ſchnellen Tempo nicht die Blößen ſeiner Stimme zu decken, wovon das Finale im erſten Akte den ſchlagendſten Beweis liefert. Hiezu kommt noch, daß mancher Verſuch, eine Stelle mit Coloratur zu verbrämen, mißglückt, und man wird mit allem den ein ziemlich vollſtändiges Bild ſeiner Geſammtleiſtung haben. — Die übrigen Beſetzung iſt die oft beſprochene, und das Haus war ziemlich gefüllt.

Siam' chi siamo.

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Auslagekaſten von Eigenem und Fremdem.

Morgen-Momente eines Barbiere.

Unter dieſem Titel bringt das Converſationsblatt für die Taunusbäder folgendes Memoiren-Fragment, welches mehre norddeutſche Zeitſchriften unter anderen Titeln (als die Gaſthofszeitung unter dem Titel: Schelle's Morgen) mit Zuthaten und Änderungen ihren Leſern vorführten, wofür ihnen der Verfaſſer, welcher ſich den Pſeudonym Achat beilegte, wenig Dank wiſſen dürfte. Wir geben ihn, mit Hinweglaſſung der Einleitung, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt und glauben damit den Leſern des öſterr. Morgenblattes eine heitere Morgenſpende zu bringen.

Mein erſter Gang, erzählt Jean George Meunier (zu Deutſch Hans Jörg Müller), der Figaro eines weltberühmten Badeortes, iſt immer zu Herrn Geldſack aus Frankfurt am Main. Zu welcher Stunde ich komme, und wie oft ich komme, der Mann hat immer das Frankfurter Journal in der Hand, und lieſt dies, wie mir ſcheint, von hinten nach vorn, wenigſtens murmelt er immer das Geldkursverzeichniß während des Barbiertwerdens in den Bart hinein. Bei dieſer Lektüre darf Herr Geldſack nicht geſtört werden, denn dieſer letzte Artikel im Frankfurter Journal ſcheint ihm der Erſte zu ſein. Schweigend raſire ich ihn! Einmal nur ſagte ich beim Eintreten „Morgen,“ Herr Geldſack verſtand „Borgen,“ und wollte mich zur Thüre hinauswerfen; ſeit dieſer Zeit habe ich das Schweigſyſtem bei dieſer Kundſchaft eingeführt.

Nummer zwei iſt ein Herr Reviſor Süßlich. Dieſer Mann ſchrieb früher Badeberichte in einige deutſche Localblätter, ſeitdem aber die Redaktionen von Herrn Süßlich nichts mehr zum Abdrucken aufnehmen, iſt Herr Süßlich ſehr bitter auf alles, was da eine Feder führt, zu ſprechen. Zudem iſt Herr Süßlich der geſchwätzigſte „Malcontent“ und die vorlauteſte chronique scandaleuse des ganzen Badeortes. Ihm iſt nichts recht, über alles kritelt, ironiſirt, raiſonnirt er, und meiſt in einem Franzöſiſch, das ſelbſt dem duldſamſten Barbier die Morgenſtunden verbittern könnte. Von jeder Dame weiß er etwas Scandaleuſes zu erzählen, er, den faſt jede Dienſtmagd im Badeorte kaum mehr über die Achſel anſieht. Ich faſſe meinen Mann ſogleich in ſeiner Weiſe.

Geſtern auf dem Balle im Kurſaale geweſen, Herr Reviſor?

Fi donc, wer kann da hingehen!

Ich dächte doch, die ganze Nobleſſe.

Was verſtehen Sie davon? In Italien müſſen Sie Bälle ſehen! Aprepos, haben Sie geſtern den Theaterbericht in der „Verkäuflichen“ geleſen — das dumme Zeug?

Ja wol, man ſieht gleich, daß die geiſtreichen Korreſpondenten von früher fehlen.

Trés bien! Wer kann hier über Kunſtſachen ſchreiben — außer — (räuſpert ſich). Mais mon cher, was ſagen Sie zur neuen Hundeverordnung? Jeder Hund einen Maulkorb! Lächerlich!

Ja wohl, wenn jeder laffende Hund bei uns einen Maulkorb bekommen ſollte —

Oui, oui, vous avez raison! Es wäre höchſt intolerant! Es wäre ſogar ſehr läſtig! Aprepos, legen Sie mir, mon cher Jean, ein Schönheitspflaſterchen auf die kleine Schmarre am linken Backen. Ich bin geſtern Abend am Röhrbrunnen über einen Waſſerkübel geſtolpert und gefallen.

Schon geſchehen! Hat die Perrücke nicht auch gelitten?

Non, mon cher Jean. Ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl. Nächſtens will ich Sie dafür mit einer Taſſe Kaffee regaliren.

O zu viel Güte, Herr Reviſor, ich empfehle mich.

Nummer drei, die ich beſuche, iſt ein ſogenannter „Löwe,“ hier gibt es nichts zu raſiren, hier werden tiefe Einblicke in die Wiſſenſchaft der Chirurgie erfordert. Ich verbinde den Arm des jungen Helden ſchon drei Wochen hindurch. Es hat ihn nur zufällig eine Mücke geſtochen, aber er trägt den Arm in einer Binde, denn er hat eine unglückliche Liebesaffaire in einem Duelle ausgekämpft. Er findet die Binde ſehr intereſſant, ich auch, denn jedes Stückchen Heftpflaſter rechne ich ihm zu einem Gulden an. Ich hoffe, daß dieſe fingirten Duelle en vogue kommen, und die Mücken ihr Geſchäft in unſerm Bade en gros betreiben mögen.

Nummer vier, ein verheirateter myn her! Wenn ich klingle, öffnet myn her eigenhändig die Thüre, die Dame und ihr Schooßhündchen liegen im Nebenzimmer auf dem Sofa. Das holländiſche Pantoffel-Regiment ſcheint dem deutſchen an Energie der Thatkraft nichts nachzugeben, denn myn her ſcheint wenigſtens ſchon ganz rückengekrümmt unter dieſem Regiment geworden. Ich ſchlage Seife — myn her zerdrückt eine große Thräne im rechten Auge. Ich beginne alsdann mit gedämpfter Stimme:

Schlecht geſchlafen, myn her?

(Myn her — ſeufzt.)

Die böſe Gicht!

Die böſe Sieben, heute Nacht — o!

Ja, die Gicht iſt ein weibliches Weſen, myn her, keine Ruh' bei Tag und Nacht! Man muß ſie mit Gewalt fortjagen.

O Jean, nur keine Scheidung, nur keine Trennung von ihr! Ich wäre noch unglücklicher. (Myn her trocknet ſich an meinem Ärmel die Augen.)

Zufällig entgleitet jetzt der Raſirnapf meinen Händen, ein weißer

Strom von Seife breitet sich über den Fußboden aus. Jetzt stürzt die watschliche holländische Ehehälfte sammt dem Schooßhunde aus der Stube heraus, und auf mich los.

„O Gott, meine Stube zum Stall gemacht! Zur elfichen Barbierbube! Und du Pavian sitzest da so ruhig! Pack er sich fort, Bartkratzer!“

Bei dieser zarten Apostrophe kratze ich selber aus und sehe nur noch den erfreulichen Moment, wie die zärtliche Gattin dem Gatten meine Serviette um die Ohren schlägt. Das ist das vielgerühmte holländische Phlegma.

Meine Nummer fünf ist ein Herr Bürger, ein sehr rühmlich bekannter Wucherer aus einer Nachbarstadt, der hier, nach einigen verunglückten Geldspekulationen, zur Stärkung das Bad gebraucht. Ich habe schon mit verschiedenen Charakter-Racen von Badegästen zu thun gehabt, manchen „Löwen,“ manches Kamehl, sogar manches Rhinoceros für die anständige Welt zurecht gemacht und veredelt, aber in der Nähe dieser Hyäne wird mir immer unheimlich! Einmal fragte ich ihn, ob er nicht den Bart à la parisienne ausrasirt wünsche; bei dem Worte „parisienne“ sträubten sich aber seine Haare wie die Borsten der Hyäne, dabei brüllte er: „Nur nichts von Paris! nur nichts von Paris, sonst zerreiße ich Sie!“ Bisweilen nimmt aber dieser edle Mann die schuldlosesten Lamms-Physiognomie an, und dann ist unser Dialog während des Bartabnehmens gewöhnlich folgender:

Sie üben doch eine recht hübsche Kunst, mein lieber Jean!

O ich bitte.

Jeden Tag so vielen Leuten ungenirt das Messer an die Kehle setzen zu können! Prächtig!

O, das ist es eben nicht, was — —

O doch! Und haben Sie noch keinen so recht tief hineingesetzt? Wie?

Das wäre nicht übel, da käme man schön — —

Ah Pah! Ein Bischen Zuchthaus, das schadet nichts. Hören Sie, Jean, Sie müssen mir nächstens einige Lektionen im Rasiren geben, noch einige kleine Kunstgriffe mittheilen. Nicht? Ha! ha! ha!

Ich danke immer meinem Schöpfer, wenn ich diesen unheimlichen Gast aus den Augen verloren habe.

Nummer sechs meiner Kunden ist eine heitere, psychologisch-interessante Erscheinung! Seit drei Saisons besucht Monsieur Patschuli, Reisender in Parfümeriewaaren, unsern Badeort, und jeden Tag muß ich sein Antlitz mit allen Gattungen Mikroskopen, Lupen und Teleskopen durchforschen, ob sich noch immer nicht eine Bartflamme am Horizonte seiner Wangen und seiner Oberlippen zeigt! Der junge Mann ist der Verbesserer des haarwuchsbefördernden Macassaröls, Erfinder der Löwenpomade, die über Nacht einen stattlichen Bartwuchs hervorzaubert, Verbreiter des geprüften Schweizer Haar-Kräuter-Öls, und trotz all dem kann dieser Jüngling für sich selber keine Bartanpflanzung in der Steppe seines Antlitzes zu wege bringen.

„Jean,“ seufzt er bisweilen, „theurer Jean, sehen Sie genau, noch immer kein Anflug von Bart?“

Nicht eine Spur, verehrter Herr Patschuli!

Nehmen Sie dort das Vergrößerungsglas Nr. 4; sehen Sie nichts? es juckte mich gestern an der linken Wange, ich glaube, der Bart fängt an durchzustechen!

Nein, Monsieur Patschuli! Dieser Stich scheint mir von einem vaterländischen, vielfüßigen Insekte herzurühren.

Gott, ich bin unglücklich! Ein Königreich für ein Barthaar! Mein Geschäft geht zu Grunde; wer glaubt an die Wunderkraft meiner Löwenpomade, wenn ich mich so kahl wie eine Kirchenmaus präsentire.

Bisweilen muß ich Herrn Patschuli einseifen, und dann stellt er sich an das Fenster, um die vorüberwandelnde Welt weiß zu machen, daß er täglich barbiert wird.

Ich könnte der Leserwelt noch mit zehn Schock solcher Morgenmomente aufwarten, aber es wäre grausam von mir, den geschätzten Lesern vollends alle Morgenmomente durch diese Auftischung verderben zu wollen. Sie mögen aus einigen hier mitgetheilten Skizzen nur ersehen, daß ein Badebarbier „der Residenz Geschichten erzählen könnte,“ wie es mit mancher Menschen-Physiognomie en negligé aussieht!

Omnibus.

(Übertriebene Artigkeit.) In Loango scheint man nicht sehr auf die Emancipation der Frauen zu denken. Einem neueren Reisenden zu Folge, dürfen dort die Damen nicht anders als kniend mit ihren Eheherren conversiren.

(Amusantes.) Der Herzog von Rohan ward einst auf einer Reise durch die Schweiz von einer Unpäßlichkeit befallen. Er fragte nach einem Arzt. Man nannte ihn den Doctor X. als den berühmtesten in seiner Kunst. Es wurde sogleich nach ihm geschickt. Er kam, als er in das Zimmer trat, fand der Herzog, daß er ihn schon irgendwo gesehen haben müsse und sagte daher: „Herr Doctor, Sie kommen mir sehr bekannt vor, doch weiß ich mich nicht zu erinnern, wo ich Sie gesehen haben könnte. Wollten Sie mir nicht aus dem Traume helfen?“ — „Sehr gerne,“ versetzte der Arzt, „ich hatte einst die Ehre bei Euer Durchlaucht in Diensten zu stehen.“ — „Bei mir?“ fragte der Herzog verwundert. „Ja,“ versetzte Jener, „als Hufschmied.“ — „Alle Geier, was hat Sie denn aber zum Doctor gemacht?“ — „Die Noth, die Gewinnsucht und meine Dreistigkeit,“ sagte X. — „Und wodurch haben Sie sich in solch' einen Ruf setzen können?“ — „Ich gebe meinen Patienten was ich den Pferden von Euer Durchlaucht gegeben habe. Nur bitte ich Höchstdieselben, mich nicht verrathen zu wollen.“ Der Herzog versprach es, bedankte sich aber für seine Arzeneien und überließ sich dem besten Arzte: der Natur.

(Ein Rock als Fischteich.) In London hat ein Mackintosh-Verkäufer eine sinnreiche Auslage als Lockspeise für Käufer hingestellt, mit welcher er sie von der Wasserdichtheit seiner Stoffe vollkommen zu überführen dachte.

Er hatte nämlich in einen Rahmen den Schooß eines Mackintosh-Rockes so aufgespannt, daß dadurch eine Höhlung gebildet wurde. Diese hatte er mit Wasser gefüllt, in welchem ein Dutzend Goldfische munter herumschwammen und plätscherten.

(Erzieher-Honorar im Jahre 1541.) Als in dem benannten Jahre Peter zum jungen Orlen Sohn nach Erfurt zoge, und alldorten studierte, hatte er zum Hofmeister Claßen Greffenrode von Lindenfels, diese verzehrten in einem Jahr miteinander 23 fl. und 4 Groschen und hatte der Hofmeister drei Gulden zu Lohn, wie die darüber geführte Rechnung noch bei der Familie vorhanden. Lersners Chronik v. Frankfurt a. M. 1706. S. 549.

Wiener Belustigungen.

Der dieswöchentliche Sonntag stellt sich in die Reihe jener Sonntage, welche sich durch die Quantität ihrer Feste besonders bemerkbar machen. Wir wollen nun die Ingredienzien dieses Sonntags nach ihren Einzelnheiten erwähnen und zwar: Die Nachmittagsconversationen im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß), — in Dommeyer's Casino in Hitzing (M. v. Lanner), — in Wagner's Kaffehaus im Prater (M. v. Hochmd Deutschmeister-Bande), — in Lindenbauer's Casino in Simmering (M. v. C. H. Carl Bande), — in Jögernitz's Casino in Döbling (M. v. Ballin), — in Unger's Kaffehause in Hernals (M. v. L. Morelly), — am Wien-Raaber Bahnhof (M. v. Beyerböck), — in der Bierquelle in Hernals (M. v. Dont) — und in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Mattega vom Jägerbataillon); — die Soiréen beim großen Zeißig am Burgglacis (M. v. Flügelhornisten), — im Lichtenthaler Bierſalon (M. v. Wendl) — und beim blauen Strauß Kothgasse (Volkssänger Moser). In dem Wintersaale zum Sperl findet eine Production der akrobatischen Künstlerfamilie Knie statt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 128.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 24. October 1842.

Johann Ladislaus Pyrker's Jubelfeier zu Lilienfeld.

Am 18. October 1792 stand zu Lilienfeld im Kapitelsaale, umgeben von ernsten, in weite weiße Chorgewänder gehüllten Priestern ein junger blonder Candidat, dem hohen Berufe folgend, welcher aus dem edlen geistigen Auge leuchtete und wie Segen über der Andacht seiner Züge und über der Ruhe seines stillen sanften Wesens lag: dem Berufe, Lehrer und Leiter, Tröster und Versöhner der Menschen zu werden. Der Candidat, wenn auch noch jung an Jahren, hatte doch vom Unglücke bereits die erste Weihe erhalten; eine verglommene Glut, eine verhauchte Sehnsucht, das Dagewesensein irgend eines lieben Traumes, war wie eine Legende von seiner Stirne zu lesen. Eine Bahn mußte bereits zertrümmert hinter ihm liegen, irgend ein herrliches Hoffen mußte schiffbrüchig geworden sein, es floh zu diesem Hafen! Die Einkleidung war vorüber, der Choral geendet, der Novize hieß Johann Ladislaus Pyrker.

Am 18. October 1842 verkünden Glockengeläute und Böllersalven den Beginn einer besonderen kirchlichen Feier. Im langen Zuge, umgeben von den Prälaten des ganzen Landes, gefolgt von hohen Staatsbeamten, an der Seite eines Erzherzogs schreitet ein Greis im erzbischöflichen Ornate, mit Orden geschmückt, ein Patriarch unter Tausenden, die auf den Knien seinen Segen empfangen, der Kirche desselben Stiftes zu, einem rührenden Jubelfeste entgegen, der Patriarch heißt Johann Ladislaus Pyrker!

Welche Erlebnisse unter fünfzig Jahren! Ist es gleich nur der Zweck dieser Zeilen, die Festlichkeiten zu schildern, die ein dankbarer Convent seinem früheren Vorstande bei Anlaß eines Jubiläums bereitete, so dürfte ein kurzer Überblick des Lebens und Wirkens dieses außerordentlichen Mannes seit fünfzig Jahren und von früher und von seiner Kindheit her doch von vielem Interesse sein. Joh. Ladisl. Pyrker, im Jahre 1772 zu Langh in Ungarn, Stuhlweißenburger Gespannschaft, geboren, gab die glühende Liebe zum Soldatenstande, die er nach (zu Fünfkirchen) vollendeten philosophischen Studien so lebhaft geäußert, nur dem Gegenwillen seiner Eltern zum Opfer, und trat auf ihre Anregung ins praktische Geschäftsleben. Mit der Aussicht auf die Secretärsstelle bei einem Grafen in Palermo verließ er Ofen im Mai 1792, und trat jene Tour nach Triest, Venedig, Manfredonia, Neapel, Genua an, die in spätern Jahren, als Pyrker berühmt wurde, Veranlassung des Märchens war, daß er gekappert und auf dem Sklavenmarkt zu Algier verkauft worden, durch Hilfe eines Kapuziners aber wie durch ein Wunder entkommen sei, und damals das Gelübde gethan habe, zum Dank für seine Rettung in ein Kloster zu gehen. Seine Anstellung als Secretär unterblieb, unbekannt, aus welcher Ursache, und Pyrker reiste über Chur und Ulm zurück nach Wien, wo er den damaligen Abt Ignaz von Lilienfeld kennen lernte und von ihm die Zusicherung der Aufnahme in das Stift erhielt, welche denn auch im Spätherbste noch erfolgte. Nach diesen Vorgängen scheint es, daß Pyrker's Liebe zum Soldatenstande, da ihm derselbe versagt war, wenigstens dieser Weg versucht habe, die glühende Sehnsucht für ein kühnes Leben zu stillen, auch scheint es, daß ihm irgend ein großes Unglück das wilde soldatische Feuer aus der Brust genommen, und mit einer sanfteren Begeisterung zu ersetzen versucht habe. Pyrker, mit Ende 1796 zum Priester geweiht, wurde in der ersten Zeit im Kloster verwendet, und trat 1807 die Pfarre Türnitz an. Noch verehrt jene Gemeinde in ihm ihren einzigen Erhalter. Es war die Zeit der furchtbaren Invasion der französischen Colonnen, welche Pyrker mit all ihren Schrecknissen zu Türnitz erlebte. La Bruyere, der 1809 im dortigen Gebirge lag, über einen aus übelverstandenem Patriotismus von Bürgern verübten Franzosenmord ergrimmt, hatte eine wilde Rache über Türnitz beschlossen, und schon flammen die ersten Häuser des Marktes im blutigen Brande. Da in der edelsten Besorgung für die Habe, für das Leben so vieler Unschuldigen, im Bewußtsein der gerechten Sache, die er vertheidigte, mit der unwiderstehlichen Gewalt und Rührung eines flehenden Priesters eilt Pyrker zu dem stolzen General, zum Feinde, zum Rächer, und das flammende Wort des muthvollen Redners wußte die Flamme der Rache zu besprechen, daß sie verlöschte. Im Jahre 1811 zum Prior des Stiftes ernannt, folgt er endlich seinem Vorgänger Joseph im Jahre 1812 zu Imfel und Stab! War es einerseits seine hohe Intelligenz, die ihm die Verehrung aller Mitglieder des Stiftes sicherte, das von furchtbaren Unglücksfällen unter ihm wieder aufzublühen begann, so war es anderseits ein reiner edler Sinn für alles Hohe und Schöne, seine echt geistliche Milde, die ihm auch die Herzen seiner Mitbrüder zuzog! Am 1. August 1818 zum Bischof von Zips ernannt, nahm Pyrker darin nur eine neue Gelegenheit wahr, neue Sympathien zu erregen. 1821 erhob ihn der Kaiser auf den Venediger Patriarchenstuhl und verlieh ihm die hohe Würde eines geheimen Rathes. Im Februar 1827 wegen Krankheitsumständen nach Erlau versetzt, hat der geistvolle menschenfreundliche Prälat doch in Venedig die Commission di publica Beneficenza, und so manches philantropisches Andenken zurückgelassen, was ihm den rührendsten Nachhall sichert. Die Erlauer

Domkirche, die Hochherzigkeit ſeines Benehmens während der Cholera alldort, und tauſend Züge von Edelſinn und wundervoller Güte haben ihm endlich auch in den Herzen der Magyaren einen Enthuſiasmus erweckt, der an Anbetung grenzt. Was Pyrker als Dichter bedeutet, iſt zu anerkannt, als daß wir uns hier darüber verbreiten wollten; was Pyrker für Carlsbad und Gaſtein gethan, kann gleichermaßen durch keinen Panegyricus höher geſtellt werden! Und dieſer Mann kommt nun nach Lilienfeld zu ſeinem Jubelfeſte! — Es war ein Jubelfeſt im ſtrengſten Sinne des Wortes! — Am 17. October vor fünf Uhr Nachmittag traf der hohe Kirchenfürſt ein, und wurde unter dem Hauptthore des Stiftes von dem Stiftsvorſtande, dem ganzen Convente, den ſämmtlichen n. ö. HH. Prälaten, mit Ausnahme des verhinderten Propſtes von Kloſterneuburg, dem Prälaten von Zirz in Ungarn, drei ihm vorangeeilten Domherren von Erlau, dem Kreishauptmann und Regierungsrath Wimmer von St. Pölten, dem Oberſt und Regimentscommandanten Schön v. Treuenwerth, Herrn von Kareis, dem Herrn Hoftheater-Director und k. k. Rath von Hollbein, der ebenfalls ſeine Knabenjahre hier in Lilienfeld verlebt, dem Dichter Caſtelli, der ein Einheimiſcher geworden und ſich zu Lilienfeld ein heiteres Tusculum errichtet Weidmann, und endlich von einer Menge herbeigeeilten Gebirgsbewohner und Fremder aus der entfernteſten Umgebung unter Glockengeläute und Böllerſalven ehrfurchtsvollſt empfangen und in die Kirche begleitet, wo von dem Herr Stiftsprior der Segen mit dem Allerheiligſten abgehalten wurde, und wobei der zur Jubelfeier gleichfalls geladene Ritter von Neukomm auf der prächtigen Stiftsorgel präludirte!

Nachdem die hohen Gäſte Sr. Excellenz von dem Hr. Prälaten des Stiftes, Ambros, vorgeſtellt waren, begann auf dem ſogenannten Rechenplatze das von Stuwer abgebrannte Feuerwerk, worin die zweite Decoration mit dem Namen des Gefeierten und den in Brillanten vom tauſendfarbigen Glanze ſtrahlenden Emblemen der erzbiſchöflichen Würde, wohl den Preis errungen hat. Von beſonders großartigem Eindrucke war hier das Echo, das aus allen Bergen und Wäldern ſo majeſtätiſch nachrollte und nachdonnerte, als wollte das Thal ſelbſt ſeinen herrlichen Dichter mit Salven begrüßen. Der Abend, ſo tiefblau und rein, begünſtigte die Feier ſehr, und Niemand hätte verſäumen ſollen, nachdem das künſtliche Feuerwerk abgebrannt war, einen Blick auf die Gebirge hinter dem Kloſter zu werfen, um die natürliche Beleuchtung zu gewahren; denn da flammte die Kloſteralpe und der Schwarzkogel mit ihren Winterdecorationen ſo zauberhaft ſchön, leuchtete der kaum vollgewordene Mond ſo wunderbar auf die tieferliegenden herbſtlichen Wälder, daß es freudig auffiel, wie Alles und Alles mitwirkte, das Feſt recht ſchön auszuſtatten. Den Vorabend des von ſo Vielen gewiß innig und herzlich herbeigewünſchten Tages ſchloß eine Cantate von Romberg mit angepaßtem Texte von Caſtelli von dem Stifts-Muſik-Perſonale, unterſtützt durch einen Theil der von Schön'ſchen Regimentscapelle, nicht ohne Geſchmack executirt, und von den hohen Gäſten, zu denen Abends noch der Herr Weihbiſchof Hofrath Buchmayer von Wien und zwei Herren Domherren von St. Pölten kamen, mit vielen Beifall aufgenommen.

Am 18. Früh 9 Uhr fuhren Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Johann, von Vordernberg kommend, unter Böllern und Glocken im Stifte ein, und wurde feſtlichſt am Hauptportale empfangen. Um 9 Uhr begann die kirchliche Function. Behufs derſelben hatten ſich die Herren Weihbiſchof und Domherren, ſo wie die Herren Prälaten von Mölk, Schotten, Göttweih, Seitenſtetten, Altenburg, Zirz, Neuſtadt, Heiligenkreuz, Herzogenburg, ſo wie der Herr Prälat von Lilienfeld, der Convent und viele auswärtige Geiſtliche, endlich das Beamtenperſonale im Vorſaale der Prälaten aufgeſtellt, und dort Se. Excellenz abgeholt, von wo der Zug ſich in das Appartement Sr. k. k. Hoheit begab, und von dort in folgender Ordnung ſich in die Kirche bewegte: die Schuljugend mit ihren Lehrern und ihrer Fahne, die Dienerſchaft, die Beamten, der ſubalterne Clerus, die Hochwürdigen Herrn Prälaten, jeder mit ſeinem Infulträger, die Hochwürdigen Herren Capitelabgeſandten von Erlau und St. Pölten, der hochwürdigſte Herr Weihbiſchof von Wien; Se. Excellenz an der linken Seite des durchlauchtigſten Prinzen, Stab- und Infulträger des Patriarchen; der Hr. Regierungsrath und Kreishauptmann, der Hr. Oberſt von Schön, die Herren von Holbein, Caſtelli, Weidmann, Ritter von Neukomm ꝛc. Zu beiden Seiten des kurzen Weges waren Tauſende von Menſchen aufgeſtellt. Nachdem Se. k. k. Hoheit und Se. Excellenz, ſo wie die übrigen hohen Gäſte die feſtlich geſchmückten Sitze eingenommen, beſtieg der hochwürdige Herr Abt Ambros von Lilienfeld die Kanzel, ſich in einer gehaltvollen Rede über die Verdienſte des Jubilanten verbreitend, und durch den herzlichen Sinn, der jedem Worte inne lag und die edle Art, womit jedes Wort gegeben ward, zur gefühlteſten Rührung hinreißend. Se. Excellenz pontificirten hierauf unter Aſſiſtenz der HH. Prälaten, für Se. k. k. Hoheit und den Herrn Weihbiſchof ſo wie für die übrigen hohen Gäſte waren im Presbyterio feſtliche Sitze bereitet. Während dem Ofertorium wurde nachfolgende von dem Jubilanten ſelbſt verfaßte, und von Herrn Ritter v. Neukomm in Muſik geſetzte Dichtung geſungen:

Gebet.

Ich preiſ' im Staube dich, o Herr!
Denn groß ſind deine Werke
Du ſpendeſt Segen all' umher
Mit ew'ger Macht und Stärke.
Du gibſt uns ſtets was wahrhaft nützt;
Und haſt auch gnädig mich beſchützt
Im Lauf von ſiebzig Jahren
Vor dräuenden Gefahren.

So ließeſt du mich dieſen Tag
Im Jubelfeſt erleben.
Ach! daß ich Armer nichts vermag,
Zum würdigen Dank zu geben.
Und ſchau' ich nun mit feuchtem Blick
Auf jene lange Zeit zurück,
Da hallt's: Wer kann es zählen,
Wie oft wir Menſchen fehlen.

Doch ſchafft uns Reue dein Verzeih'n
Und wird uns mild verſöhnen;
Auf unſ're Pfade Blumen ſtreu'n
Uns an dem Ziele krönen!
So führe uns denn ſanft und mild
Zu dieſem heiß erſehnten Ziel!
Und mit des Athems Schwinden
Laß uns dort Gnade finden.

Nur wer die Lilienfelder Kirche kennt, und ſchon Zeuge einer ſolchen Solennität war, kann ſich einen Begriff von dieſer Jubiläumsfeier machen.

Nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie verfügte ſich der Zug wieder in der früheren Ordnung zurück, worauf ſich die hohen Gäſte auf Spaziergängen in die reizende Umgegend Lilienfelds zerſtreuten.

Noch bleibt einer ergreifenden Scene, welche ſich zu Ende dieſer Feſtlichkeit ergab und alle Anweſenden zur höchſten Erbauung ſtimmte, zu erwähnen. Se. Excellenz der Herr Erzbiſchof war bereits mit dem Herrn Prälaten und den anderen hohen Gäſten in das Sanctuarium getreten, als er von einem nicht zu bewältigenden Gefühle der Rührung ergriffen, noch einmal die Schritte zurück wendete und ſich an die Stufen des Altares, an welchem die Feierlichkeit vor ſich ging, auf die Kniee niederließ. Der beredteſte Zeuge ſeiner inneren Erſchütterung waren die Thränen, die während eines ſtillen Gebetes über ſeine Wangen rollten.

Alles war um ihm auf die Knie geſunken und feierte mit der tiefſten Rührung den unbeſchreiblichen Moment, der nie aus dem Gedächtniſſe der Anweſenden verſchwinden wird.

Um 2 Uhr begann die Tafel, bei welcher Toaſte auf das allerhöchſte Kaiſerhaus, den anweſenden Herrn Erzherzog Johann, und den Herrn Erzbiſchof, bei Abſpielen des Volksliedes und Löſung der Pöller ausgebracht wurden.

Zum gänzlichen Beſchluſſe dieſer außerordentlichen Feſtlichkeit wurde hierauf im ſogenannten Kaiſerſaale in Gegenwart der Herren Gäſte und der geladenen Frauen des Ortes und der Nachbarſchaft, das Oratorium von Romberg: „die Glocke," zur Aufführung gebracht, und ſomit endete eine Feſtlichkeit, welche zu Ehren eines als Kirchenfürſt, Dichter und Menſch gleich hochgeachteten Greiſes abgehalten wurde, und deſſen Gedächtniß in Lilienfeld ein bleibendes ſein, und von dem die Kunde noch den ſpäteſten Enkeln aufbewahrt bleiben wird.

Um halb 6 Uhr erfolgte die Abfahrt des Herrn Erzherzogs nach Türnitz und bald darauf die des Herrn Weihbiſchofs und der Domherren von St. Pölten.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Vorgeſtern Samſtag den 12. Oktober zum erſten Male: Czar und Zimmermann. Komiſche Oper in 3 Acten, Muſik von Albert Lorzing.

Eine neu erſcheinende, deutſche komiſche Oper iſt ein ſo ſeltenes Meteor an unſerm Kunſthimmel, daß ſie ſchon deshalb vollen Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit, und wäre es nöthig, auch auf unſere Nachſicht hätte. Glücklicher Weiſe ſind wir in der angehmen Lage, die Letztere nicht zu bedürfen, indem ſich von der Muſik Lorzing's beinahe nur Lobenswerthes ſagen läßt. Ohne mich daher mit Erzählung der ſchon bekannten Handlung aufzuhalten, will ich blos die Muſik und die diesmalige Aufführung zum Gegenſtande meiner Beſprechung machen. Die Muſik iſt characteriſtiſch und — wahr, und „wo Wahrheit iſt, iſt auch Klarheit" und in der That iſt Klarheit nicht das letzte Verdienſt dieſes ſchätzbaren Componiſten. Man wirft ihm nicht mit Unrecht ein Schwanken zwiſchen deutſchem und franzöſiſchen Styl vor, man ſollte bedenken, daß ſeit Mozart kein beachtenswerthes Talent mit der Cultivirung der Opera buffa ſich in Deutſchland befaßte, während Italiener und vorzüglich unſere überrheiniſchen Nachbarn reich an jährlich auftauchenden Novitäten dieſes Genres ſind, daher auch Lorzing das Gute nahm, wo er es vorfand, ſo z. B. iſt v. Bell im rein deutſchen Style gehalten und manche ſeiner Formen ſind dem Ösmin entlehnt; während nun die Parlandoſtellen beinahe der ganzen Oper den Italienern entnommen ſind, iſt die Anlage der Duette und Enſembleſtücke faſt ganz im franzöſiſchen Style gehalten. Doch abgeſehen von Allem dem, iſt jede einzelne Nummer dieſer Oper, ſie gehöre welcher Schule ſie wolle, eine an und für ſich intereſſante Piece. Die vorzüglichſten Stücke daraus dürften folgende ſein! Der Introductionschor, das von Granfeld eingelegte Lied, die köſtliche Intrata des Bürgermeiſters, das Liedchen: „Lebe wohl du flandriſch' Mädchen," nebſt dem darauffolgenden Sextett, die Krone des Ganzen, und das ruſſiſche Liedchen. Im 3. Acte aber iſt Alles vorzüglich und effectreich, wir erinnern nur an die Chorprobe und die Couplets des Czars. — Was nun die Aufführung betrifft, ſo war ſelbe nichts weniger als tadellos und dürfte eher als Generalprobe des Ganzen gelten. Während der Chor meiſtens zu langſam ſang, war das Orcheſter gewöhnlich ſchneller und auch die Sänger waren nicht alle ganz feſt in ihren Partieen. Der Preis des Abends gebührt Dlle. Lutzer, welche ſich mit ſo viel Anmuth und Schalkhaftigkeit bewegte, daß es ſcheinen ſollte, als wäre die Partie für ſie geſchrieben, dabei war ſie natürlich im Geſange ungleich vollkommener als Mad. Brünning. Hr. Erl, wiewohl anfangs etwas gezwungen ſpielend, ließ ſich ſpäter gehen, und traf ſomit den Ton, in welchem der Iwanow gehalten werden ſoll. Hr. Schober wußte für ſeinen Czar nicht viel Theilnahme zu erringen, im Vortrage der Couplets jedoch erhielt er den ehrendſten Applaus. Noch erübrigt es, Hrn. Pfiſter's zu erwähnen, der das Seinige zum Gelingen des Ganzen beitrug. Die Decorationen waren ſämmtlich neu, und was noch mehr, ſchön, nicht ſo das Damencoſtüme. Dirigent des Ganzen war Hr. Kapellmeiſter Proch. Das Haus war übervoll.

Ehevorgeſtern Freitag ſang Hr. Schmetzer den Eleazar in Halevys Jüdin. Er wußte dem Publikum keine andere, als mißbilligende Theilname zu entlocken, da er den Charakter ganz unrichtig auffaßte und im Geſange ſich mangelhafter als gewöhnlich zeigte.

Siam' chi siamo.

Feierlichkeiten in Wien.

Conſekration des Kreutzes, und Befeſtigung von Adler und Kreutz auf dem Stephansthurme.

Tauſende von Menſchen wogten auf dem weiten Stephansplatze, Fremde und Einheimiſche waren in Schaaren herbeigeeilt um die Schlußceremonie der großen Thurmreperatur anzuſtaunen, um zu ſehen, wie dieſem großen Bauunternehmen der neueſten Zeit die endliche Vollendung winkt, um zu hören, wie unſer würdiger Seelenhirt, der Herr Fürſt Erzbiſchof im feierlichen Gebete dem Himmel dankt, für die gnädige Beſchirmung dieſes rieſenhaften Baues. Mit klingendem Spiele marſchirten ſämmtliche Bürgerchöre Wiens heran und bezogen die Ehrenwache, und in ernſtgemeſſenen Tönen klangen die majeſtätiſchen Glocken vom Dome hernieder und riefen die ſtillharrende Gemeinde in den Tempel des Herrn. Tauſend Kerzen flammten, tauſend Herzen waren freudig bewegt, und tauſende von Augen wandten ſich zum Hochaltare, als die feierliche Conſecration des Kreutzes, welches auf der Epiſtelſeite aufgeſtellt war, erfolgte; und obwohl in den weiten Räumen des altergrauen Doms die Dankesworte des greiſen Erzbiſchofes verhallten, ſo ſah man es doch an ſeinem tiefergriffenen Angeſichte, daß er Worte der Freude, Worte des Dankes, Worte des Jubels ſprach. Hierauf ward jene Urkunde verleſen, die zum Gedächtniß an den 20. October 1842 aufbewahrt wird, und nachdem dieſe Rolle verſchloſſen worden war, ſtimmte der hochwürdigſte Erzbiſchof mit erhobener Stimme das Te Deum laudamus an, die verſammelte Menge fiel frohbewegt ein in dieſe Segensworte und unter dem Wirbeln der Pauken, unter dem Schmettern der Trompeten ward dieſer tief ergreifende Kirchengeſang abgeſungen.

Nun ſetzte ſich die geſammte Geiſtlichkeit, ſo wie alle geladenen Honoratioren jedes Standes, endlich die Herren Bürgeroffiziere in Bewegung, und den Schluß des Zuges machte das Kreutz, von drei Männern getragen. Vor der Kirchenthüre wurde Halt gemacht und während der Herr Erzbiſchof hier abermals Worte der heiligen Weihe ſprach und nochmal im Namen des Vaters, Sohnes und heil. Geiſtes das vollendete Werk

segnete, wurde das Kreuz an dem Adler befestigt, um sogleich mit ihm aufgezogen zu werden. Tiefe, feierliche Stille lag über der Versammlung gebreitet, und erst als von der Gallerie des altergrauen Thurms herab, oberhalb der Uhr, wo die Bande eines Bürgerregiments aufgestellt war, freudige Fanfaren erklangen und sich mit den schmetternden Intraden der auf dem Stephansplatze vertheilten Musikcorps vermischten, erst da kam einige Regung in die staunende Menge, und alle Blicke waren unverwandt nach der Stelle gerichtet, wo man das Aufziehen der beiden neuen Schlußzierden unsers Riesendoms erwartete. Da blitzte etwas über den Köpfen der Versammlung, es war ein Strol des Kreuzes, und immer höher und höher hob sich das Ganze, und bald schwebte der Adler still und majestätisch in den Lüften. Obwohl es den ganzen Morgen stark geregnet hatte, so ließ doch der Regen plötzlich nach, und bis Adler und Kreuz unter heiteren Musikstücken und dem freudig staunenden Ausrufe der versammelten Tausende die höchste Spitze des Thurms erreicht hatten, zertheilten sich die Wolken und selbst der Himmel lächelte mild zu dieser erhabenen Feier. Oben wurden Adler und Kreuz unter dem Jubelrufe der beschäftigten Arbeitsleute in Empfang genommen und während der k. k. Hofzimmermeister Herr Fellner im Entzücken über die glückliche Vollendung dieses Unternehmens auf den äußersten Querbalken trat und weit oben im Reiche der Lüfte schwebend, eine Fahne schwenkte, wurde von allen Musikcorps die Volkshymne angestimmt und während dieser Zeit unter fortdauerndem Jubelrufe Adler und Kreuz über dem Thurmknopfe befestiget. Kaum war dieß vollendet, so verschwanden wie durch einen Zauberschlag die Balken und Geländer an der obersten Spitze des Thurmes und die Krönung dieses Riesen unter den Thürmen war vollendet. Es war ein eignes Gefühl, das die Brust jedes Staunenden überkam, Freude, Entzücken und zugleich das Bewußtsein, wie winzig der Mensch ist im Vergleiche mit solchen gigantischen Bauten, und doch wie groß die menschliche Kraft, die all diese Wunderwerke geschaffen! Diese ganze Feierlichkeit ward durch die erhabene Gegenwart der allverehrten Kaiserin Mutter und mehrer Glieder unsers allerhöchsten Kaiserhauses verherrlicht, gewiß aber wird dieses Fest Jedem dabei Betheiligten unvergeßlich bleiben. J. N. Waldschütz.

Musikalisches Perspectiv.

Wir freuen uns, den Musikfreunden in Wien berichten zu können, daß das Orchester-Personal des k. k. Hoftheaters, auch diesen Winter zwei große philharmonische Concerte unter der Leitung des Hr. Kapellmeisters Othon Nicolai geben wird.

Das erste dieser Concerte, die sich im verflossenen Jahre der günstigsten Aufnahme zu erfreuen hatten, wird am 27. November um die Mittagsstunde im k. k. großen Redoutensaale Statt finden.

Künstlerischer Wegweiser.

(Gedächtnißmedaille) auf die Jubelfeier Sr. Excellenz des Erzbischofs von Erlau, Hr. Joh. Ladisl. Pyrker.

Der rühmlichstbekannte Münzgraveur Joh. Schön hatte sich die Aufgabe gestellt eine Erinnerungsmedaille auf die obenerwähnte Feierlichkeit zu verfertigen, und diese zur Zufriedenheit aller Kunstverständigen gelöst. Die Medaille enthält auf der Vorderseite das wohlgetroffene Porträt des Gefeierten und auf der Kehrseite eine Abbildung des Stiftes Lilienfeld, und dürfte sowohl für die Theilnehmer an dieser Jubelfeier so wie für die zahlreichen Verehrer des Herrn Erzbischofs von Erlau eine angenehme Erinnerungsspende sein.

Kleine Merkwürdigkeiten.

(Die Freimannsgrube) wird ein verlassener Bergschacht genannt, welcher sich an der Grenze von Oberkärnten gegen Salzburg und Obersteier an der Mittelhöhe der Stangalpe befindet.

Dieser schauerliche Schacht scheint aus uralter Zeit herzustammen und geht tief in den Berg hinein. Als der Schacht in Verfall gekommen war, erzeugte sich Stickluft und ehmals fand man Leute, welche das Gerücht von dem Goldreichthum des Schachtes in denselben hineingelockt hatte, unfern von dem Eingange desselben todt hingestreckt, ohne daß eine Spur irgend einer Verletzung an ihnen ersichtlich gewesen.

Es verbreitete sich daher die Sage, daß ein tückischer Berggeist in diesen Höhlen hause, welcher die Kühnen, die sein unterirdisches Reich zu betreten wagten, mit schweren Prüfungen belege und diejenigen, welche dieselben nicht bestünden, in Gestalt eines Freimanns erwürge.

Noch jetzt leben eine Menge Sagen in dem Munde der Bergbewohner der Umgegend, welche den Spuk jenes Berggeistes als Freimann zum Stoffe haben.

(Die tolle Bande in Frankreich.) Im sechzehnten Jahrhunderte bildete sich in Frankreich eine Gesellschaft junger Leute, die man die tolle Bande nannte.

Sie bestand aus jungen Edelleuten im Dienste des Herzogs von Orleans, eines Sohnes Franz I. Diese Herren suchten darin eine Auszeichnung und einen Ruhm, die leichtsinnigsten und unbesonnensten Handlungen und Streiche auszuüben.

In dieser Gesellschaft befand sich auch Herr von Taranes, der in der Folge unter der Regierung Heinrichs II. und Karls IX. Marschall von Frankreich wurde.

Diese jungen Tollköpfe stürzten sich in die tiefsten Brunnen oder ritten zu wiederholten Malen durch die lodernden Flammen eines Scheiterhaufens. Andere kletterten wie Katzen auf den Dächern der Häuser herum, sprangen von einer Gassenseite und von einer Gassenecke zur andern, um durch die Stadt einen lustigen Spaziergang zu machen. Sie fuhren wie Rauchfangkehrer durch die höchsten Schornsteine herab, und alterirten auf diese Art friedliche Familien.

Ganze Nächte herumzuschwärmen und auf Abenteuer auszugehen war ihre gewöhnliche Tages- oder vielmehr Nachtordnung. Fanden sie bewaffnete Leute oder Stadtwächter, so fingen sie Händel mit ihnen an und zwangen sie, den Degen zu ziehen und sich mit ihnen herumzubalgen.

Taranes war aber der Verwegensten einer. Eines Tages machte er sich anheischig, zu Pferde einen Satz von einem Felsen auf einen andern, der von jenem ungefähr achtundzwanzig Fuß entfernt war, zu thun, und es sind Nachrichten vorhanden, die behaupten, er habe im Beisein des ganzen französischen Hofes sein Wort gehalten.

Omnibus.

(Amusantes.) Ein Offizier pflegte täglich mit einem Privatier in einem Gasthofe zu Mittag zu speisen. Nach längerer Zeit bemerkte der Offizier, daß sich sein Tischgenosse jedesmal eine Wasserflasche bringen ließ, ohne jedoch von ihr Gebrauch zu machen. Eines Tages fragte er ihn daher: „Wie kommt es, mein Herr, daß Sie sich täglich Wasser bringen lassen, und doch nur Wein trinken?“

„Das will ich gerne sagen,“ erwiederte der Gefragte, „nur erlauben Sie mir zuvor eine Gegenfrage. Warum tragen Sie immer einen Degen an Ihrer Seite?“

„Ich trage ihn,“ erwiederte der Offizier, „um mich gegen Angriffe zu vertheidigen.“

„Ganz so wie ich,“ sagte der Privatier. „Ich lasse mir Wasser bringen, um mich gegen den Wein zu vertheidigen, wenn er mir zu stark würde. So lange ich aber sehe, daß er mir nichts zu leide thut, so lange will ich ihm auch nichts zu leide thun.“

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 24.: „Leichter Sinn.“ — Dinstag 25.: „Othello.“ — Mittwoch 26.: „O Oskar.“ — „Ein Haus zu verkaufen.“ — Donnerstag 27.: „Der Sohn der Wildniß.“ — Freitag 28.: „Der beste Ton.“ — Sonnabend 29.: „Richard Savage.“ — Sonntag 30.: „Egmont.“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei B. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 129.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 26. October 1842.

Der Improvisator.

(Eine Skizze aus der Alltagswelt.

Von

Alexander Gigl.

(Fortsetzung.)

„Mit wem habe ich das Vergnügen?“ fragte der Baron.

»Ich bin Improvisator Rose. Wenn Herr Baron einige Stunden der Erholung mir zu gönnen gedächten, ich improvisire über komische und tragische Stoffe.«

„Dazu kann Rath werden. Eben heute erwarte ich eine Gesellschaft guter Freunde bei mir, wenn Sie Abends Lust haben, so werden wir Sie allerdings in Anspruch nehmen. Freut mich recht sehr, daß Sie sich gefunden; Leute unserer Gattung, wie Sie wissen, leiden oft an langer Weile.“

»Wünschen Herr Baron vielleicht eine Probe zu hören?“

„Gut, versuchen Sie, es sind noch 70 Minuten auf Mittag.“

„Worüber befehlen Sie mir zu improvisiren?“

„Nehmen Sie sich eines von den Gemälden da zum Gegenstande, z. B. diese weibliche Gestalt, die auf einem Felsen kniend gegen das Meer ihre Arme ausstreckt, wie heißt sie doch —“

„Ariadne!“ fiel der Improvisator rasch ein, den der Anblick des Bildes entflammt zu haben schien. „Ariadne, von Theseus verlassen, dem Undankbaren, dem Mörder. Fluch seinem Angedenken, sie liebte ihn so zärtlich, sie verließ Alles, Alles seinetwillen, und der Unmensch gab sie dem sicheren Tode preis!“ — Er zitterte mit der Stimme vor innerer Aufregung und sein Auge brannte.

„Ja ganz recht; Ariadne, mir entfiel der barbarische Name.«

Der Improvisator, den Blick noch immer starr auf das Bild gewendet, begann:

„Morgen war es.
Vom ersten Sonnenstrahl erglänzte Naxos,
Und kühle Winde strichen über's Meer,
Als Ariadne aufgeschreckt vom Schlaf
Durch unruhvolle Träume sich erhob,
Und trunknen Auges ihren Theseus suchte.“

„Die Madame, welche gestern schon mit Euer Gnaden gesprochen, wünscht vorzukommen,“ rief ein Diener zur Thüre herein.

„Sie ist willkommen!“ schrie der Baron freudig, „sie soll alsogleich —“

Der Improvisator verbeugte sich, um abzutreten.

»Also auf Wiedersehen, Herr Improvisator! Seien Sie übrigens hier wie zu Hause, mein Diener wird Sie führen.“

Während der Improvisator sich nun entfernte, trat von der entgegengesetzten Seite Madame Weißenbach ins Zimmer.

5.

Man läutete zur Vesper. Schaaren von andächtigen Landleuten wallten zur Kirche, um die Hoffnungen, Befürchtungen und Wünsche dieses Tages ihrem Schöpfer im Gebete zu vertrauen. Es war gewiß der einstimmige Ausspruch der alten und größten Philosophen, daß der Moment vollkommener Harmonie im Leben dann eintrete, wenn der innerste, vollendete Mensch mit der Natur im Einklange steht, wenn die geheimnißvolle Thätigkeit derselben mit seinen Bestrebungen, so zu sagen, Hand in Hand geht. Daß ein solches Verhältniß zwischen uns und der Natur walte, ist klar und kann durch Beweiseskraft nicht anschaulicher gemacht werden, aber eben so gewiß ist es, daß dem Menschen nur wenige solche Momente gegönnt sind, in denen sich ihm dieses Verhältniß leuchtend vor die Seele stellt. Kann er nun je zu einer so deutlichen Anschauung gelangen, so muß der Augenblick der Ruhe die einzige wahre Schärfe seiner Sehkraft, seiner Auffassung sein; denn hierin fällt sein Charakter mit dem Wesen der Natur zusammen. Ruhe war von jeher Kennzeichen der Erhabenheit und Größe, Ruhe ohne Stillstand, und nicht umsonst strebten die alten Meister der Kunst, die edle Ruhe der Natur in ihre Schöpfungen zu übertragen. Wann aber feiert diese ihre schönste Ruhe, als am Schlusse des Tages, jener Grenze aller sichtbaren Thätigkeit, wo die Natur, ohne den Ruf der Vesperglocke zu vernehmen, betet? In diesem Momente kann der Mensch seine Harmonie mit überirdischen Kräften erschauen und ihrer bewußt werden, wenn auch er betend seiner erhabenen Mutter zum Gotteshause folgt, und ihm die mahnenden Glockenschläge nur als ihre Stimme, seine schweigende Andacht als ihre Ruhe und seine Begeisterung als ihr ewig lebender Funke erscheinen!

Der Strom des Volkes hatte sich verloren, die Glocken waren verhallt; auf den Fluren ruhte ein weißes Schleiergewebe, das Zeichen der abendlichen Stille, und der kunstvolle Gesang der Luftbewohner war in das eintönige, melancholische Gezirp der Grillen übergegangen.

Im Hause des Barons war es indeß lebhaft geworden. Eine muntere Gesellschaft hatte sich daselbst niedergelassen, und einem Insektenschwarme gleich, der schwirrend an der Sonne sich ausbreitet, ließ sie ihre vielstimmige Weise ertönen. Alle Fenster waren geöffnet, an ihnen vorüber zog ein freudiges Gewühle von männlichen und weiblichen Gestalten und aus dem Gemurmel, das

einen fleißigen Gebrauch der Sprachwerkzeuge verkündigte, ſchlug von Zeit zu Zeit eine erſchütternde Lache empor. Der Baron war jetzt, wie gewöhnlich, Alles in Allem. Er brachte Höflichkeiten und Witze, beklaſchte die Einfälle der Übrigen und konnte nicht aufhören zu lachen, wenn Einer, ſo zu ſagen, recht ſchlagend witzig war. Nichts war in dieſem Zirkel Thorheit, der geſellige Ton entſchuldigte die eigene, ſo wie die Herabſetzung des Nächſten.

Schade, daß der Menſch jenes heilige Vorrecht der Geſelligkeit, das ihn von der Thierwelt ſo auffallend ſcheidet, häufig nur als Mittel gebraucht, ſeine Laune, ſeinen Übermuth oder gar ſeine Lüſte ſpielen zu laſſen, daß Spott, Hohn und Verachtung alles Guten und Schönen gerade in jenen Zirkeln am meiſten angetroffen werden, die durch Feſtſtellung einer reineren höheren Tendenz den Genuß der feinſten geſellſchaftlichen Freude ſich bereiten könnten. Denn das Gefühl der Freude ward jedem, auch dem Bettler gegeben, jeder drängt ſich zu dieſer Sonne, um ſein nacktes Leben daran zu wärmen, aber ihr Übermaß führt zu den größten Thorheiten und Ausſchweifungen, die der Menſch nur im Zuſtande der höchſten Trunkenheit verüben kann. Und wehe, wenn in einer Geſellſchaft das Streben nach Witz die Oberhand hat, wenn es für adelig und genial gilt, die fromm-ſittlichen Gebräuche unſerer Ahnen zu verachten, mit freigeiſteriſcher Beredſamkeit das Beſtehende lächerlich zu machen, und wo Albernheit ein Verbrechen, Dreiſtigkeit eine Tugend iſt.

Während dem man im Hauſe des Barons ganz der Luſt einer ſo eben geſchilderten Geſelligkeitsmanier ſich hingab, war der Mond in voller Pracht aufgegangen, und ſchaute melancholiſchen Blickes dem verwirrten Treiben der Erdbewohner zu. Er hatte Paradieſe mit ſeinem Schimmer übergoſſen, die Gebeine von tauſend Altern gebleicht, — ſeit Ewigkeiten wandelte er, ohne von ſeinem heiligen Glanze zu verlieren, und nun mußte er denſelben Strahl auf das Grab des geſunden Verſtandes und, was noch mehr, alles edleren heiligen Gefühles werfen; denn während in den Gemächern der Eitelkeit und Luſt Dummheit und Spott miteinander um das Principat rangen, ſtanden auf dem Fußwege zum Schloſſe zwei weibliche Geſtalten, von denen die eine mehrmals wie bittend die Hände emporhob, die andere aber befehlend den Arm gegen das Gebäude ausſtreckte, als wollte ſie andeuten, daß jeder Widerſpruch vergebens ſei.

„Armuth oder Wohlleben?“ flüſterte es durch die Nacht hin, „wähle!“

„Tod oder Schande!“ hauchte es entgegen, und die Geſtalten kamen an dem Thore des Schloſſes an. Ein Zug an der Glocke und nach wenigen Sekunden verſchwanden ſie in den inneren Raum des Hauſes. Es war eine Mutter und eine Tochter!

Der Mond blickte wie zürnend herab; — ein rother Dunſt entquoll ſeiner Scheibe, er ſog mit der ganzen Kraft ſeiner Anziehung eine Wolke aus der Atmoſphäre zuſammen, und als dieſe gebildet war, ſchwebte ſie düſter vor ſein keuſches Angeſicht. — Es dunkelte!

6.

Der Baron wurde abgerufen. Die Geſellſchaft begab ſich in den Mittelſaal des Schloſſes, wo der Improviſator ſie erwartete. Nach wenigen Minuten nahm die Produktion ihren Anfang. Ein Thema nach dem andern wurde aufgebracht und über jedes zur vollkommenen Zufriedenheit bald ernſt, bald mit feinem Humor improviſirt und man wußte nicht, ob man mehr die Fruchtbarkeit der Zuhörer oder die des Improviſators bewundern ſollte. Endlich ſchien ein Ruhepunkt für den Armen zu kommen, denn die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft wurde durch den Eintritt des Barons von ihm abgewendet. Jener kam nicht allein. An ſeinem Arme zog er ein weibliches Weſen nach ſich, welches zwar durch ſeine Schönheit allgemeine Bewunderung erregte, aber auch ſogleich errathen ließ, daß es überall hin, nur nicht an den Ort des rauſchenden Vergnügens tauge. Denn das erloſchene, zu Boden geſchlagene Auge wies die Spuren friſchen Kummers, und zwar jenes glühenden, der ohne die Wohlthat der Thränen allverzehrend im Inneren wüthet. Es war Marianne. Nur widerſtrebend folgte ſie dem Baron, und es bedurfte von Zeit zu Zeit einer fühlbaren Ermunterung von der nachſchreitenden Madame Weißenbach, um ſie zu vermögen, ſich wenigſtens nicht den verhaßten Armen zu entwinden und zum Ärgerniß der ganzen Verſammlung und ihrer eigenen Schande die Thüre zu ſuchen. Mechaniſch ließ ſie ſich von dem eitlen Baron durch die ganze Geſellſchaft führen, faſt leblos hörte ſie nicht die von allen Seiten auf ſie eindringenden tauſend Schmeicheleien, ſah nichts von den trunkenen, lüſternen Blicken der Beifallſpender und ihrem gegenſeitigen ſtummen Zunicken, denn ſie war in dem dumpfen Zuſtande der Verzweiflung, nur ein Dolchſtich wäre ihrem Herzen ſo fühlbar und wohlthätig geweſen, daß ſie vielleicht dem Geber dieſes den erſten Blick, einen dankbaren, zugeworfen haben würde. Jeder hatte an ihr zu bewundern; der ihr gold'nes Haar, ein Anderer ihr Auge, der Dritte ihren zartgeformten Fuß, — aber keiner war ſo zartfühlend, ihre Lage bemerken zu wollen und da ſchweigend zurückzutreten, wo Gram und Elend ſo ſprechend, ſo grell ihm begegneten.

(Fortſetzung folgt.)

Öſtliche Roſen.

Dſchemſchid, König der Perſer, bekannt als Gründer von Perſepolis, das bis heute noch Tacht-i-Dſchemſchid (Thron Dſchemſchids) oder Iſtachr heißt, entdeckte zuerſt den Wein. Er liebte nämlich die Trauben außerordentlich, wünſchte einige aufzubewahren und legte ſie in ein großes Gefäß, das er zu künftigem Gebrauche in ein Gewölbe ſtellte. Bei Eröffnung desſelben fanden ſich die Trauben gegohren und ihr Saft ſo herb, daß der König ſie für giftig hielt. Er füllte daher mehre Flaſchen damit, ſchrieb „Gift“ darauf und ließ ſie in ſein Zimmer ſtellen. Eines Tages iſt eine ſeiner Favoritinnen mit nervöſem Kopfweh ſehr geplagt; der Schmerz peinigt ſie ſo, daß ſie ſich den Tod wünſcht, und als ſie die Flaſchen, worauf Gift geſchrieben ſteht, ſieht, nimmt ſie eine und verſchlingt den Inhalt. Der Wein, denn dieß war es geworden, überwältigt die Dame; ſie fällt in tiefen Schlaf und erwacht ſehr geſtärkt. Voller Freude über dieſe Mittel, wiederholt ſie dasſelbe ſo oft, bis des Königs Gift ganz ausgetrunken iſt. Dieſer entdeckt es und zwingt die Dame das Geſchehene zu bekennen. Nun macht man eine Menge Wein und Dſchemſchid trank mit ſeinem ganzen Hofe von dem neuen Getränke, das von der Art ſeiner Entdeckung bis heute in Perſien unter dem Namen Sehir-i-chuſch oder „das ergötzliche Gift“ bekannt iſt.

Die Muſelmänner, die ein asceticſches, den Betrachtungen gewidmetes Leben führten, nahmen vier Hauptfeinde der Seele an: Iblis, den Dunia, den Nefs und den Hewa; d. h. den Teufel,

die Welt, den Appetit und die Liebe, welche sie durch folgende Verse geben:

Vier sehr gewandte Schützen schießen
Nach mir, wohin ich auch entwich,
Es sind: Welt, Teufel, Magen, Liebe —
Vor diesen, Herr! bewahre mich.

Der Kalife Abu Becre hielt an seine nach Syrien und Persien befehligte Truppen folgende Rede: »Handelt, wie es echten, guten Muslemen ziemt, würdig von Ismael abzustammen, wenn ihr im Kampfe mit euren Feinden zusammentreffet; eben so betragt euch in Beobachtung der Mannszucht und der Kriegsgesetze, verlaßt in den Schlachten eure Fahne nicht und gehorcht euren Obern; vor dem Feinde dürft ihr nicht weichen, noch ihm den Rücken wenden; denn ihr streitet den heil. Kampf für Gott, darum haltet ferne von euch alle niedern Wünsche, zaget nicht wenn die Schlacht beginnt, und laßt euch von der Anzahl der Feinde nicht schrecken. Habt ihr mit Gottes Beistand den Sieg errungen, so macht keinen Mißbrauch davon und befleckt eure Schwerter nicht mit dem Blute derer, die sich ergeben, noch mit dem Blute von unschuldigen Kindern, Weibern und gebrechlichen Greisen. Bei Eurem Vorrücken im feindlichen Lande schonet die Wälder, zerstört nicht des Feindes Palmen und Obstbäume, verheeret keine Saatfelder, verbrennet seine Häuser nicht und nehmet von seinen Vorräthen und von seinen Heerden nur so viel, als ihr selbst bedürft. Richtet ohne Grund nichts zu Grunde, besetzt die ruhigen Städte und Festungen und zerstört nur jene, die euren Feinden zur Zuflucht dienen können. Behandelt Gefangene und die, so sich ergeben, mit Barmherzigkeit, daß auch euch einst Gott lasse Barmherzigkeit widerfahren. Dagegen unterdrückt die Aufwiegler und Rebellen und wer die geschlossenen Verträge bricht. Wenn ihr solche Verträge und Übereinkünfte mit dem Feinde schließet, so enthaltet euch aller Falschheit, aller Zweideutigkeit, zeigt euch immer getreu, gerecht und edel, haltet fest euer Wort und die Versprechungen die ihr gegeben. Stört die Ruhe der Mönche und Einsiedler nicht, und schont ihre Wohnungen; aber behandelt mit unerbittlicher Strenge die Feinde, die mit gewaffneter Hand eurem Vordringen sich entgegensetzen.“

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Lorzing's Oper „Czaar und Zimmermann“ wurde Sonntag den 23. Oktober mit gesteigertem Beifalle gegeben. Es war dieß die natürliche Folge des präciseren Zusammenwirkens der Gesammtkräfte, wie auch, daß das Publikum sich an die Darstellungsweise Herrn Langenhann's, in dessen Händen der Part des Bürgermeisters van Bett ruhte, schon mehr gewöhnt hatte. Eine der mißlichsten Sachen ist das Debut eines Komikers, während darstellende Künstler anderer Kategorien die Aufgabe haben, das Auditorium zu rühren, zu erheben, oder wohl auch dasselbe durch Virtuosenkünste verblüffen und zur Verwunderung hinreißen, ist die erste Bedingung eines Komikers natürlich: z. B. Lachen erregen zu können; das Publikum lacht aber am liebsten da, wo man sich's am wenigsten vermuthet (z. B. wenn irgend ein Versehen passirt) und nicht immer dort, wo man es, vorherberechnend, darauf abgesehen hat. Herr Langenhann, der die Scheu des ersten Abends überwunden hatte, bewegte sich dießmal viel sicherer und freier und brachte daher den gewünschten Effect hervor. Es läßt sich also auch über ihn jetzt leichter ein Urtheil fällen, wo er bei dieser Vorstellung durch keine Opposition beengt, seine Kunstmittel ungenirter entfalten konnte. Diese bestehen in einer, wenn auch nicht mehr frischen, doch noch immer ganz guten Baßstimme; die ihm wohl noch andere als Buffopartien zu singen erlaubte, und aus einem natürlichen, von aller Übertreibung freien Spiel, welches ihn zur Darstellung solcher chargirter Charaktere vorzüglich befähigt. Auch die Übrigen hatten sich aller Anerkennung von Seite des Publikums zu erfreuen, und es fanden Hervorrufe und Wiederhohlungen in nicht geringem Maße statt.

Montag den 24. debutirte Dem. Hagedorn als Norma nicht ohne Erfolg. Eine hübsche gut geschulte Mezzosopranstimme scheint jedoch Alles zu sein, was diese Sängerin zu ihrem Vortheile aufweisen könnte, sie hat sowohl mit einigen Sprachfehlern, als auch mit einem noch eckigen Spiele zu kämpfen, welche Hindernisse erst überwunden sein müssen, bis sie ein günstiges Resultat ihrer Kunstleistungen erzielen wird. Nächstens vielleicht ein Mehreres über diese Sängerin. Siam' chi siamo.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Samstag zum ersten Male: König und Bauer. — Trotz der trefflichen Bearbeitung, oder wie andere wollen, trotz der eminenten Überdichtung, welche der villano en su rincon durch Halm's Feder erhielt, sind die handelnden Personen des Stückes, ungeachtet der Theaterzettel die eine derselben für einen König von Frankreich, die andere für Jean Gomard, den Bauern zu Bellefeur u. s. w. ausgibt, doch immer und ewig in ihrer Romantik: Lope de vegasche Spanier geblieben. Wir finden weder in dem Charakter des Königs, noch in dem Jean Gomard's eine einzige Nuance, welche ihrer Romantik nach z. B. den König Frankreichs von dem prachtliebenden Alexander in dem Landhause zu Florenz unterscheiden könnte, der eben so wenig welsches Blut besitzt, als hier der König französisches. — Kurz, die Personen sind aus jener Romantik gegriffen, welche Lope de Vega nach seiner Individualität formte, sonst aber dem Grundtypus nach der aller Spanier treu blieb. Dies war ja das Merkmal der glücklichen Bühnenperiode Spaniens, daß ihre Dichter trotz der Objectivität, welche das Drama erfordert, ihre Nationalität in allem und jedem beibehielten. — Denn mit dieser ging auch die Sonne des spanischen Dramas verloren und wir haben bei aller französischen Objectivität, die in das moderne spanische Drama gedrungen, kein einziges modernes Stück aufzuweisen, was man zur Ehre der Nation den Deutschen anempfehlen könnte, wenn man selbst die Obras de Martinez de la Rosa in Kauf nimmt. Diese spanische Romantik, welche wir in den Produkten der dramatischen Glanzperiode Spaniens finden, mag wohl, wie es sich von selbst versteht, am besten nur von den spanischen Acteurs jener Periode aufgefaßt worden sein. — Was Deutschland betrifft, so werden alle unsere Schauspieler (wenige nur in Ehren ausgenommen) nie es zu Stande bringen, uns ein klassisches Werk, sei es von Calderon oder Lope, von Moreto oder Rojas mit all jenem Zauber zu geben im Stande sein, welcher in diesen Blumen- und Degenstücken herrscht. Was man dort so subtil, so filigrän- und sommerfädenartig findet, bringen unsere Schauspieler unter dem Vorwande, die spanische Grandezza (wovon ebenfalls keiner nur einen erklecklichen Begriff hat) zu repräsentiren, alles so großmaulig, so gespreizt und urgeschlachtet, so ganz und gar tournurebar auf die Bühne, daß man getrost den Vergleich anstellen kann, es käme einem solch eine Vorstellung vor, wie ein Blumenpflücken von Schiffknechten. Es wird gewöhnlich so stark aufgetragen ohne gerade die Schürzung der Intrigue zu markiren. Die Lope'sche Romantik besitzt obendrein noch jenes idyllische Element, das der gute Dichter aus der Schäferzeit, die noch zu seiner Zeit an einem Boscan, Garcilaso de la Vega, Ponce de Leon, Ercilla u. s. w. ihre Repräsentanten fand, mit in die Reformen der von ihm begründeten poetischen Epoche hinübergenommen hat. Diese Schäferromantik aufzufassen, erfordert mehr poetische Subtilität als die Vorlesung einer Geßner'schen Idylle oder die Schäferspiele der Deutschen zu und vor Gellert's Zeiten. Ich habe absichtlich hier einige Worte im Allgemeinen über die Aufführung spanischer Dichtungen angesprochen, wie sie sich auf unsern Bühnen ergeben, ich hätte noch über die Anordnung der Staffage,

selbst über die Deklamirung mehreres zu sprechen, was vielleicht manchem Theaterverstand erklären könnte, warum diese oder jene Bearbeitung von Tieck u. s. w. nicht gefallen konnte — allein es sei genug davon gesprochen, denn das Publikum will auch wissen, wie es mit dem obenerwähnten König und Bauer in diesem Theater aussah. Wenn man die Kräfte mit dem gegebenen Stücke vergleicht, wenn man in Erwägung zieht, daß derlei Kräfte bei einer Vorstadtbühne in der Woche hindurch besonders vielseitig sein müssen, so kann man ganz ungehindert sagen, die Vorstellung war gerundet, und mit aller möglichen Vorliebe einstudiert, kurz es war eine Vorstellung, die sich recht ehrbar behauptete, und das sei genug. Hr. Hesse (Jean Gomard) wurde besonders mit Beifall ausgezeichnet, und mit ihm wirkten mit gleicher Bestrebung die HH. Börger, Fröhlich, Neumann und Findeisen, so wie auch die Dlles. Jaritz, Leinfitt und Ammesberger. B. Schindler.

Concert

des Hrn. Fr. Schröder, Sonntag den 23. October Mittags um halb 1 Uhr, im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde.

Kaum hat noch die Concertsaison begonnen, und schon stellen sich uns das „Tremolo" die Don Juan- und die Moseephantasie in den Weg. Unter den 150 noch zu hoffenden Concerten werden wir wohl hundertmal das Tremolo und zweihundertmal die Moseephantasie hören müssen. Wir erwarten schon mit Sehnsucht das „Ständchen" von Liszt, den „Wanderer" von Schubert und wie die Hausmittelchen alle heißen, mit welchen unsere Concertisten das Publikum gewiß noch von dem Wahne heilen werden, in den Concerten etwas anziehendes Neues zu finden, und sie überhaupt zu besuchen. Gibt es denn in dieser schreibseligen Zeit keine Novitäten? oder darf man zu nichts Älterem Classischen greifen, oder sind Thalberg und Liszt die einzigen Claviercompositeure? Warum toujour perdrix? Dies ist der erste Vorwurf, der den Concertgeber trifft, welcher diesmal die Don Juan-, die Moseephantasie (v. Thalberg) und die Luciaphantasie (v. Liszt), also lauter bis zum Überdruß gehörte Piecen zu seinen Vorträgen wählte, der zweite gewichtigere Vorwurf ist der des seelenlosesten Spieles, was man Hrn. Schröder um so mehr anrechnen muß, da er über alle technischen Schwierigkeiten erhaben ist und sein ganzes Augenmerk darauf zu legen hätte, Gefühl und Geist in sein Spiel zu bringen, ohne welchem die Kunst degenerirt und zur Künstelei herabsinkt. Auf dem Zettel waren wieder die bekannten humoristischen *** zu sehen, die einen mitwirkenden Sänger bedeuteten. „Ich kenne dich schöne Maske," sagte ich zu den *** und nachdem der bekannte Tremolospieler Hr. J. Mayer diese Piece geendet hatte, trat Hr. Hölzl hervor und sang zwei Schubert'sche Compositionen mit vielem Ausdrucke. Noch bleibt uns Dlle. Jetti Müller zu erwähnen übrig, welche, nach dieser Probe zu urtheilen, eine der besten Declamatricen werden wird, wiewol ihr Organ nicht das klangvollste ist. Sie beabsichtigt sich, wie wir hören, ganz der Kunst zu weihen. — Das Instrument, welches der Concertgeber spielte, war ein Bösendorfer'sches. Der Saal war ziemlich voll und Alles wurde gerufen.

Die dreizehnte Prüfungsakademie der Vereinsmusikzöglinge des Hrn. M. Leitermayer fand Sonntag den 23. Oktober in dem vollgefüllten Saale: zum goldenen Strauß im Josephstädter-Theatergebäude statt. Die aufgeführten Piecen, als: Ouverture aus Don Juan, Sopran-Arie mit concertanter Clarinette, Hymne, sämmtlich v. Mozart, sodann: Gloria, Baßarie aus der Schöpfung, Weinleser-Chor aus den Jahreszeiten, alles von Haydn, und Prometheus-Ouverture, Duett für Sopran und Tenor und Schlußchor aus „Christus am Ölberg" von Beethoven, wurden alle mit größtmöglichster Präcision und unter vielem Beifalle executirt.

Siam' chi siamo.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Das Fahnenschwingen auf dem Stephansthurme.) Als vor einigen Tagen Adler und Kreuz auf die Spitze des Stephansthurmes gezogen wurden, bewunderten die Zuschauer die Kühnheit des Hofzimmermeisters Fellner, welcher sich auf den höchsten Querbalken des Gerüstes schwang und dort unter allgemeinem Jubel eine Fahne schwenkte. In früheren Zeiten war es gebräuchlich, bei besonders feierlichen Gelegenheiten auf der Thurmspitze von einem Wagbalse Fahnen schwingen zu lassen. Nach Schlager, dem ich diese Notizen entnehme, erscheint dieß urkundlich zuerst im Jahre 1608, bei dem Einzuge des Erzherzogs Mathias. Es wurde in diesem Jahre von dem Kirchenbaumeister Behringer ausgeführt; das zweite Mal, im Jahre 1635, unternahm es der Kirchenbaumeister Humpeller, während des Einzuges des Kurfürsten Maximilian von Baiern. Zwei Jahre darauf zeigen sich zum Einzuge Ferdinand III., nach seiner Erwählung zum römischen König, in der Stadtrechnung 1637 schon wieder Vorbereitungen zum Fahnenschwingen auf der Stephansthurmspitze durch den Barbiergesellen Stephan Mihl; allein der plötzliche Tod Ferdinand's II. am 15. Februar 1637 wandelte diese so wie alle andern vorbereiteten Einzugsfeierlichkeiten in ein Leichengepränge um. Im Jahre 1658 am 1. Oktober sah Wien zum letzten Male die Fahnenbegrüßung, ausgeführt durch den Gärtner Gabriel Salzberger, welcher, da sich der Einzug des neu erwählten Kaisers Leopold I. verzögert hatte, und man ihm bei der am Abend eingetretenen Finsterniß nicht mehr zum Herabkommen behilflich sein konnte, in größter Lebensgefahr die ganze Nacht hindurch auf der Thurmspitze schwebte, wohin blos der Schall der begrüßenden Kanonen und der Lichtreflex der 3 Ehrenpforten am Stockimeisen-Platz, Graben und Kohlmarkt (siehe Denkmale der Wiener Bürgertreue, 1806, S. 77; und Mitterndorfer Conspectus), dringen mochte. Zwölf Reichsthaler waren sein Lohn. Das Schicksal dieses Verlassenen in der Luft mochte das gefährliche Fahnenschwingen, welches bald so unglücklich geendet hätte, und wozu sich schon zweimal kein Kirchenbaumeister mehr herbeiließ, für immer eingestellt haben, da es nicht wieder in den Stadtrechnungen zum Vorschein kommt. W.

Omnibus.

(Eine Legende vom Wein.) Lacrymae Christi heißt bekanntlich jener ausgezeichnete Wein, der am Fuße des Vesuvs wächst und durch sein Feuer und die Würze des Geschmackes alle anderen Weingattungen übertrifft. Über die Entstehung jenes obenangeführten Namens hat sich eine höchst poetische Sage bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt. Als Luzifer abgefallen war und zur Erde niederstürzte, riß er in seinem Fall ein Stück des Paradieses mit sich hernieder. Es fiel zur Erde und heute noch weidet sich der trunkene Blick an dieser Herrlichkeit des Paradieses. Der Heiland, der, bevor er sein hohes Lehramt begann, weithin durch die Welt pilgerte, gelangte einst an jene Stelle, und weinte aus Schmerz, daß des Paradieses schönster Theil durch des Satans Tücke den Himmlischen entrissen worden sei, bittere Thränen, und aus jeder Thräne keimte eine Rebe und bot den besten Traubensaft auf Erden. Und noch heute nennt man den Wein, der in jenen paradiesischen Gegenden gekeltert wird: „Thränen des Herrn."

(Fackeltanz.) Diese noch in der neuesten Zeit bei manchen Feierlichkeiten in Norddeutschland übliche Ehrenbezeugung ist uralt. Griechen und Römer hielten die Fackeln als erhabenes Symbol als der Götter würdig. Sie hielten es für unerläßlich, alle größeren Feste durch Tanz, Musik und feierliche Fackelbeleuchtung zu verherrlichen. Bei manchen Tournieren waren die Siegesfestlichkeiten mit Fackeltanz begleitet.

(Amusantes.) Als im vorigen Jahre in Berlin freier Eintritt in das Theater war, und die Vorstellung mit einem Chore endigte, schrie ein Höckerweib im Olymp: „Oh die Schlingel! jetzt singen sie uns zum „Possen jar alle uf einmal, det see eher fertich werden!"

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. K. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 130.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 29. October 1842.

Der Improvisator.

Eine Skizze aus der Alltagswelt.

Von

Alexander Gigl.

(Fortsetzung.)

Unbekümmert um Alles, was vorging, hatte sich der Improvisator in eine unbeleuchtete Ecke des geräumigen Saales geworfen, um sich da zu erholen, und seinen düsteren Gedanken nachzuhängen. Es bleibt eine traurige Wahrheit, daß der Unglückliche, wenn er allein, fern von den Menschen und an sich selbst gewiesen über sein Schicksal nachdenkt, erst wahrhaft sein Elend erkennt und fühlt, das er im Geräusche der Welt selbst nicht für so groß gehalten, und er muß dann erfahren, daß jede Selbsttäuschung, jedes Berauschen und Vergessen sein Unglück nähre und er dadurch die Ruhe eines Vulkans sich erringe, der nur aufhört zu toben, um neue Kraft zu einem neuen verheerenderen Ausbruche zu sammeln. — Auch er, der von der Gesellschaft mit Beifall überschüttete Improvisator, fühlte sich sehr unglücklich; um ein Stück Brot mußte er sich so erniedrigen und den Launen tausend kleiner Despoten zur Zielscheibe stehen, ja, er gestand es sich, er war nichts als — ein Bettler! Und welchen Anspruch mochte er vielleicht auf den ehrenvollsten Platz in der menschlichen Gesellschaft haben! Er drückte sich krampfhaft in die Ecke und sah nicht auf. Die Stimme des Barons weckte ihn endlich aus seiner Betäubung. Man wünschte Neues zu hören, und dem Rufe der Gesellschaft folgend zog er sich aus der Ecke hervor und trat nun wieder Allen sichtbar auf. Bis jetzt hatte er von Mariannens Anwesenheit nichts bemerkt; aber als der Baron mit ihr in der vordersten Reihe der Sitze Platz nahm, als sie durch die beständigen Winke der Madame, wie durch den Zauber eines Basiliskenblickes, an der Seite desselben festgebannt wurde, als er ihren inneren Schmerz, ihr brennendes Auge sah, da sah er auch sie, und gleich einem Blitze durchfuhr ihn die Ahnung: hier habe er ein unglückliches, also ein ihm verwandtes Wesen vor sich. Er schaute sie lange und starr an, ihm war, als sähe er diese Gestalt nicht zum ersten Male, er blickte wieder und wieder auf sie, immer dasselbe Bild, er bemerkte, wie sie zitterte, wie der Baron mit scheußlich-freundlichem Grinsen sich zu ihr niederbückte, und ihre Wange fieberisch sich röthete; — er glaubte Alles errathen zu haben, und schoß auf den Baron einen wüthenden Blick. Sie zu retten aus den Klauen des Wüstlings war sein erster Gedanke, sein zweiter, hinzustürzen und sie um ihre Schicksale, ihren Namen, nur um Eine Stunde aus ihrem Leben zu fragen, und wenn sie davon wüßte, wenn sie getroffen aufschreien würde wenn sie's wäre!!

Er vermochte kaum aufrecht zu stehen, ein Schwindel packte ihn, schon war er nahe daran, vor sie hinzustürzen und mit Einem Worte Alles aufzuhellen, da rief es von mehreren Seiten: »Improvisiren!« — »Ja,« seufzte er, „ich vergaß, daß ich ein Bettler sei; — also improvisiren.“

Die Stoffe wurden gegeben und er begann mit einer Begeisterung, die man früher nicht an ihm bemerkte. Er bot seine ganze Kunstfertigkeit auf, um ihr nur ein Zeichen des Lebens, wär's auch eine Thräne, zu entlocken; bald erhob er sich zum höchsten tragischen Pathos, bald trieb er mit der Heiterkeit des ungetrübtesten Gemüthes ein feines humoristisches Spiel und ein Beifallsrauschen durchflog die Reihen, aber ihr Herz schien versteinert, ihr Mund keines Lächelns fähig zu sein, Niobes Schicksal und das schelmische Geschrei eines Satyrs hatten für sie gleiche Bedeutung, denn ihrer Seele fehlte jene Saite, welche den Schauder und Muthwillen des äußeren Lebens mit poetischer Stärke innen wiederklingt!

Jetzt erhob sich der Baron und verlangte vom Improvisator die Phantasien eines durch Liebe Unglücklichen. Bravorufen von allen Seiten über diesen guten Einfall.

Der Angeforderte holte einen Athem, es hätte sein letzter sein können! Alles horchte gespannt auf diese neue Produktion des so vielseitigen Künstlers. Die Erwartungen sollten aber auch übertroffen werden. Denn er verflocht in diesem Stücke das Sanfte so schön mit dem Bitteren, Sonnenschein und Stürme, Paradiese und Wüsten, Gärten und Felsenkolosse, Tag und Nacht wechselten so rauschend mit einander ab, daß man ergriffen gestehen mußte, mit solcher Wahrheit und Kraft könne nur der erzählen, der dies Alles selbst erlebt. War er vorher begeistert, so raste er jetzt, schlug er früher eine Saite an, daß sie kräftig tönend von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herzen drang, so zerriß er jetzt das ganze Saitenspiel, daß die wirren losgelassenen Harmonien das bebende Gemüth im Sturme mit sich fortschleuderten. Er war nicht mehr der arme unglückliche, der von Hunger gepeinigte Mensch, er war ein Gott in diesem Augenblicke, der Alles weiß, der zürnende Schatten eines längst Verstorbenen, der aus seinem Grabe wiederkehrt und Weh' über die entartete Menschheit schreiend, einer schuldbeladenen Seele ihre Freveltaten in's Gewissen ruft!

Da wurde auch ihre Seele hingezogen zu dem sonderbaren Wesen, das zum ersten Male ihr kaltes Herz erwärmte, und sie so zu rühren wußte, daß der Fels, der auf ihrer Thränenquelle

ruhte, ſprang, und dieſe freudig, hell und ſprudelnd über das offene Geſtade rieſelte. Sie konnte weinen, es that ihrem Herzen wohl, und ſie ſchlug den feuchten Blick dankend zu ihrem Wohlthäter empor. In dieſem Momente begegneten ſich ihre Blicke. Nicht ſchneller kann dem Blitze die Wirkung folgen, als dieſem Begegnen das wechſelſeitige Innewerden ihrer gleichen Gefühle. Jetzt hatte auch ſie das ihr verwandte Weſen gefunden, ſo wie er, grub auch ſie jetzt ihren Blick in ſeine Züge, es war, als wollte ſie ein längſt verlornes Bild in ihnen wiederfinden und durch den Strahl ihres Auges beleben, ſie athmete laut, ein neues inneres Leben regte ſich in ihr, und als der Improviſator, der jetzt langſam und nachdrücklich declamirend, ſeinen Blick ebenfalls ſtarr in der Linie des ihrigen hielt, mit Wehmuth die letzten in ſeiner Phantaſie vorkommenden Worte ſprach: »So iſt nun jede Freude todt für mich — allein, vergeſſen von der Welt — von Allem, was ich liebte, irr' ich körperlos, ein Schattenbild umher, denn ſie hat mich verlaſſen, um derentwillen ich Eltern, — Vaterland — die ſchönſten Hoffnungen dahingegeben!“ — als er dieſe Worte geſprochen und zuletzt ſelbſt ergriffen thränend hauchte: „Doch ich vergebe dir, Marianne,“ — da wurde ihr Alles klar, und überwältigt vom Sturm ihrer Empfindung ſank ſie unter dem lauten Ausrufe: „Richard!“ wie leblos zu Boden. Er war es! Lange ſchon rauſchte ſtürmiſcher, endloſer Applaus dem Künſtler zu, aber er hörte ihn nicht mehr; denn auch ſeine Kräfte waren zu Ende und er wankte einer Leiche ähnlich nieder. Er hatte zum letzten Male improviſirt! Jetzt erſt, nachdem man den ſchuldigen Tribut des Beifalls entrichtet zu haben glaubte, bekümmerte man ſich um die beiden Ohnmächtigen.

(Fortſetzung folgt.)

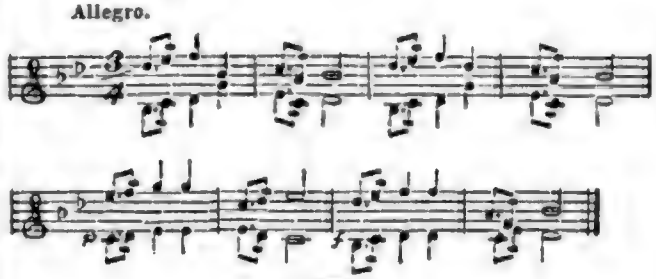
Hannakiſche Geſänge und Tänze.

Von Dr. Victor Melarski Edlen von Menk.

Sie ſind in Beziehung des Rhythmus und Schlußweiſe der Melodie den Polonaiſen gewiſſermaßen ähnlich, und waren früher mehr als jetzt üblich; doch beſtehen ſie noch bei jenen Bewohnern Mährens, die an dem Fluſſe Hanna ihren Sitz haben. Es iſt, wenn man die Trägheit und Gedehntheit der Sprache dieſes Volkes in Betracht zieht, kaum einzuſehen, wie zu dieſem Tanze ein Tempo erfordert werde, das dem der Mazurka nahe kommt. Ein Original hannakiſches Tonſtück theile ich hier den Leſern des Morgenblattes mit.

Hannakiſch.

Allegro.



Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 25. October neu in die Scene geſetzt: »Othello.“ Trauerſpiel in 5 Aufzügen von W. Shakeſpeare in deutſcher Übertragung von F. Schlegel.

Die Wiederaufführung älterer claſſiſcher Werke, welche uns an den Ernſt und die vollſte Würde der Kunſt erinnern, gehört jedenfalls zu den Lebensbedingungen einer Schaubühne, welche Kraft ihrer Stellung und ihres alterworbenen Rufes als Repräſentantin des Geſchmackes der Deutſchen in dieſem glorreichſten aller Kunſtfächer daſteht. Weil aber die Zeiten ſich ändern, und mit den Zeiten die Menſchen, weil die Art die Dinge anzuſchauen eine neue wird, und ſomit die Dinge ſelbſt eine andere Schätzung und Einreihung in das Bereich unſerer geiſtigen Beziehungen erfahren, ſo ſind die Mittel, mit denen Werke der alten Zeit zur Anſchauung gebracht werden können, verſchiedene für zwei verſchiedene Geſchlechter. Die Natur dieſer Mittel genau zu kennen und voraus zu beſtimmen, inwieferne ſie dem vorgeſteckten Kunſtzwecke entſprechen werden, iſt die ſchwierige Aufgabe derjenigen, welche den Geſchmack ihrer Zeitgenoſſen zugleich zu leiten und zu befriedigen haben. Den Meiſten von uns ſtehen lieſgewurzelte, ſchöne Erinnerungen in Beziehung auf unſer Trauerſpiel zu Gebote; nicht blos den Vergleich mit Trefflichem muß daher die Reprise eines klaſſiſchen Werkes auf unſerer Bühne aushalten, ſondern auch mit dem Beſten, was Deutſchland geſehen, oft mit der innigſten Seelenverſchwiſterung zwiſchen Dichtung und ſceniſcher Geſtaltung.

So wie es Individualitäten der Perſon gibt, eben ſo gibt es Individualitäten der Zeit. Jede Kunſt trägt über ihren allgemein menſchlichen, plaſtiſch, dynamiſch oder ſprachlich entwickelten Ideen, wie ſie für die Ewigkeit (1,000 — 10,000 Jahre) gelten, eine Fülle von blühender Sterblichkeit, die Schnörkel einer vitalen Geſchmacksbauer, jenen Aufputz, welcher der kurzen Periode zwiſchen Wiege und Sarg angehört! — Dies erzählen uns die Werke der Baukunſt, von den Pyramiden bis zu den jüngſten Wohnhäuſern belebter Hauptſtädte, dies ſagt uns ein Ocean von Klaggeſängen, von Paläſtrina's „Stabat mater“ bis auf den „Fall von Babylon“ herab, dieſes Leichentuch der Mode umhüllt die weichen Glieder junger Hiſtrionen und lagert über der Produkten der papierreichen Leipziger Meſſe. Kaum ein halbes Jahrhundert verrauſcht, und uns wandelt bei dem Hinblicke auf die Thaten eines verſunkenen Geſchlechtes ein Gefühl an, als wandelten wir in den Katakomben eines alten Ordenshauſes, wo die Leiber noch unverſehrt in ihren ſeidenen und brokatenen Hüllen liegen; eine kurze Inſchrift auf dem Sarge ſagt, wer er war, der da ſchläft. Künſtler, Dichter, eine kurze Inſchrift wird ſagen wer du warſt, wenn du ſchläfſt, ſorge, daß ſie dahin laute: „Natur und Wahrheit ging ihm über Alles!“

Dieſe Flittern des Tages, dieſes Leichentuch der Mode entſpricht in der Darſtellung des Modernen vollkommen. Moderne Stücke bleiben für moderne Schauſpieler geſchrieben, wenn ſie es auch nicht ſind, der Geſchmack der Conception und der Ausführung kommen ſich in ihnen auf halbem Wege entgegen. Werke, welche entweder die aufgeworfene Crême der Geſellſchaft oder die zum Gemeingute gewordenen Reſultate der Literatur auf die Bühne bringt, finden immer wohl eingeübte, ſinnverwandte Darſteller und gefallen daher mit dieſen, ſelbſt bei mäßigem inneren Werthe.

Eine ganz andere Stellung hat der Schauſpieler und die Bühne in dem Augenblicke, wo ſie es unternehmen, irgend ein anerkannt claſſiſches Werk älterer Zeit zur Anſchauung zu bringen, da vermag der Darſteller nur mit dem zu wirken, was zu allen Zeiten gut geweſen wäre.

Als modernes Element der heutigen Schauſpielkunſt möcht' ich — ſo weit es ſich in einem Worte zuſammenfaſſen läßt, bezeichnen, das Oberflächliche, Äußerliche, jene Augendienerei im Tempel der Grazien und der Muſen, welche ſich ſtill zur Thüre hinausſchleicht, wenn es darauf ankommt der Göttin weſentlicher, als durch die Anlegung der Feierkleider, zu dienen. Ich meine damit jenen äußerlichen Aufputz der Geberde und der Rede, welcher jedes Einzelne ausbeutend, den Effekt des Augenblickes der Geſammtwirkung vorzieht, im Luſtſpiele modiſche Kleider und

elegante Manieren, im Trauerſpiele Volubilität der Stimme und Mannigfaltigkeit der Betonung.

Der Schauſpieler dieſer Schule ſagt uns mit jeder Geberde, mit jedem Wort: „ich ſpiele ſo gut, daß ich dir gefallen muß!“ Bei jeder Wendung erinnert er, „ich bin trefflich gewachſen!“ jedes Vorſtrecken ſeines Beines, jedes nachläſſige Fallenlaſſen ſeines Arms ſagt: „ich kann nicht anders als liebenswürdig ſein.“ — Die Schauſpieler alter Schule ſagten uns mit jeder Bewegung, mit jedem Wort: „Auch damit will ich zum Geſammtbilde meiner Rolle etwas beitragen.“ — Oft hab' ich ſchon die Maske der Griechen zurückgewünſcht, um nur einiger Täuſchung fähig zu werden; bei den Leiſtungen einer Schule, welche das Individuum vergöttert, in der That aber wäre keine Maske im Stande den Gedanken zu verdrängen, daß der Moderne uns nur *als er* ſelbſt und durch ſich ſelbſt gefallen wolle. — Moderne Künſtler bauen Thürme von Empfindung; ſie bauen aber für den Beifall, für die Selbſtbeſpiegelung, für die Selbſtvergötterung, nicht weil dort ihres Wohnens oder Waltens.

Freilich wär' es ein großer Irrthum, wenn Jemand die hier gerügten Gebrechen, welche die Geſammtheit der neueren Schule, als ein Abſtraktes gedacht, charakteriſiren ſollen, ſich in jedem Einzelnen im höchſten Grade vereinigt dächte, der ihr in dieſer oder jener Beziehung angehört. Viel Gutes iſt den Künſtlern neuerer Zeit traditionell überliefert, vieles durch Beiſpiel und Anſchauung als heiliges Vermächtniß übergeben worden, vieles hat ſie aus eigener Erfahrung und richtiges Studium der Natur ſich angeeignet. Die Fehler der Schule, nicht die Fehler *eines* Individuums, und Schlimmes wie Gutes, Falſches und Wahres, tritt uns in ſeltſamen Gemenge, wie Urgebirge und angeſchwemmtes Land in den Gebirgsarten der zweiten Formation, entgegen.

Nebelflor in der Tragödie und Schalheit im Luſtſpiele, mit echten Vorzügen und edelſtem Streben in gleicher Fronte, bilden die Quadres der modernen Bühne.

Man hat uns in Beziehung auf die Beſtrebungen der neueren Literatur mit den Titel „Epigonen“ beehrt, unſere jungen Dichter heißen: „Weltſchmerzler,“ und „Zerriſſene,“ wir wollen uns damit begnügen, unſere Bühne *modern* zu finden.

Bei dieſem Mangel an Einheit in der Geſchmacksrichtung und Entwicklung moderner Schauſpielkunſt iſt die Inſceneſetzung eines der älteren claſſiſchen Werke eine künſtliche pſychologiſch-phyſiologiſche Moſaik, bei welcher es ganz auf die Kunſt des Meiſters ankommt, welcher die einzelnen Steinchen zum lebendigen Bildwerke zuſammenſtellt, Individualitäten zu benützen.

Allein die heutige Vorſtellung des Othello hat eine rühmliche Ausnahme von dieſer Regel gemacht.

Die Schwankungen zwiſchen bürgerlicher und romantiſcher Haltung, zwiſchen realen und idealen Richtungen ſchienen einen Augenblick in's Gleichgewicht zu kommen und wir wurden Zeugen einer Vorſtellung, welche nicht blos zu den beſten der neueren Kunſtepoche gehört, ſondern die uns plötzlich und wie mit einem Zauberſchlage in die beſten Tage der deutſchen Schauſpielkunſt zurückverſetzte. War nicht Alles ganz vortrefflich, ſo ſtörte doch kein unbeſcheidenes Vordrängen des Einzelnen den Gang und die Haltung des Ganzen, dem einen Zwecke diente jede Kraft und die Geſammtwirkung trat klar, beſtimmt und mit ihrer ganzen tragiſchen Gewalt und Tiefe hervor.

Die Wahl des Werkes, die Beſetzung aller wichtigen Rollen, insbeſondere aber das plangemäße tüchtige Zuſammengreifen der Hauptrollen: Othello, Jago, Brabantio, Desdemona, ließ uns einer würdigen Anſchauung eines glorreichſten Bühnenwerks aller Zeiten theilhaft werden.

Als die Leiſtung, welche als die wichtigſte, ihrer Natur nach bedeutendſte hervortreten mußte, war die Durchführung des, einſt von *Lange* mit ſo großer Meiſterſchaft dargeſtellten Hauptcharakters. Der Mohr Othello gehört in der Geſtaltung, wie ihn Hr. *Löwe* gab, zu den ruhmwürdigſten Erſcheinungen unſerer Bühne, und wird in der Erinnerung aller Kunſtfreunde als ein Werk außerordentlicher Kraft und gewaltiger Bedeutung feſtleben.

In der That waren nicht alle Theile dieſes Charakters gleich vollkommen aufgefaßt. Den erſten Scenen ſchien es an jener bedeutungsvollen Repräſentation ſowohl, welche dem Flottenkommandeur und erſten Helden des ſtolzen Venedigs zukommt, als jener abgeſchloſſenen, bei aller gerühmten Gutmüthigkeit, durch kriegeriſche Abhärtung, Gefahr und blutige Schlachten bedingten eiſernen Kraft zu fehlen. Der Dichter, der uns den Charakter ſeines tragiſchen Helden nicht ohne Abſicht in ſeiner ruhigen Feſtigkeit hinſtellt, weil ſie den darauffolgenden Scenen wildraſender Leidenſchaft zum Gegenbilde dienend, die menſchliche und geſellſchaftliche Würde des Mannes feſtſtellt, den Eiferſucht entmenſcht und tödtet, will das Anſichhalten des Mohren bei den Beleidigungen Brabantio's als *Kraft*, nicht als Verſöhnlichkeit, als ein Erhabenſein über das leichter erſchütterte Gemüth eines Greiſes, als ſtolzes Bewußtſein eigenen Werthes, nicht als Billigkeit gegen eine rückſichtswürdige Einſprache gehalten wiſſen.

Hingegen waren alle darauffolgenden Scenen, von dem Augenblicke an, wo ein hingehauchtes zweifelhaftes Wort, ein Schatten, ein ſchwankender Schimmer die Schreckniſſe der Eiferſucht in dem glühenden Blute des Mohren aufſchreckt, in Beziehung auf pſychologiſche und plaſtiſche Auffaſſung nicht blos von ergreifender, tief erſchütternder Wahrheit, ſondern von genialer echt künſtleriſcher Kraft und erregten bewunderungsvollen Schrecken. Es müßte jeder dieſer einzelne Moment völlig erſchöpfend geſchildert, es müßten Geberde und Wort in ihre leiſeſten Wendungen verfolgt werden, ſollte hier ein Bild des Othello gegeben werden, der heute über die Bretter dahinſchritt. Nur auf *einen* dieſer zahlreichen Momente will ich die Beſucher künftiger Vorſtellungen aufmerkſam machen, es iſt die Scene, wo Othello Emilien das Gold hinwirft, wo er ſie Kupplerin ſchilt und ſeiner lavakochenden Bruſt in Raſerei und Hohn Luft macht. Er gehört zu den glanzvollſten, welche die Schauſpielkunſt aufweiſt. All die Scenen voll Abſcheu und Begierde mit Jago, die Augenblicke wilder Raſerei mit Desdemona, die Scenen des Mords und der grauenvollen Selbſtentleibung mit all ihren tauſend Nebenzügen von erwachendem Selbſtgefühl und nie gebeugter Hoheit, waren im Ganzen von hoher Trefflichkeit, im Einzelnen voll dichteriſcher Kraft und Kühnheit.

Von *dem* Jago, der neben *dieſem* Othello ſtand, iſt es nicht nöthig mehr zu ſagen, als daß ihm Othello glauben muß. Der Mann gleicht dem Lügner, der in dem Augenblicke, wo er lügt, Alles ſelber glaubt. Er fühlt ſich ſo zu Hauſe in der teufliſchen Gabe der Berückung, daß er ſich im vollen Rechte glaubt und mit dem Vergnügen eines Syſtematikers an ſeinem Werke baut. Scenen, denen auch der geübte Leſer *Shakeſpeare's* kaum ihre ähnliche Bedeutung abfühlt, traten hier mit rieſiger Stärke hervor.

Am geiſtreichſten, wenn auch nach freier Schaltung, war unter allen Charakteren jener der Desdemona aufgefaßt. Ich weiß wohl, daß jenes magdliche, dem Mädchenthume verwandte Weſen in *Shakeſpeare's* Desdemona in der geiſtigen Tiefe und Genieskraft unſerer Darſtellerin überging. Allein eben ſo überzeugt bin ich, daß die Durchführung einer ſeelenvollen Conception, wie Mad. *Rettich* in *ihrer* Desdemona gab, ſelbſt dem Scheu und Achtung abdringen muß, der ihre Anſicht nicht im geringſten theilt.

Wer den Umfang einer Frauenſeele zu ermeſſen, und dieſes All, voll Liebe und Hoffnung, von einem Blitz der Vernichtung zertrümmert, über mächtig lichtloſe Meere als hoffnungsloſes Werk hintreibend ſich zu denken vermag, der verfolge dieſes Bild in ſeine einzelnen Züge! Aus dem gebrochenen Herzen blüht gleich der geheimnißvollen Blume viſionärer Wunderkraft eine nie gehörte Sprache der Empfindung empor. Ein geheimnißvoller Schauer umweht uns, gleichwie ihn *Shakeſpeare's* wundervolles Lied athmet, die ſchreckliche Ahnung des hereinbrechenden Todes iſt Desdemona nicht durch eine Sprache mitgetheilt, die *alle* Menſchen verſtehen, das geheimnißvolle Reich des Magnetismus, die Sprache, in welcher Geiſter verkehren, weht uns an.

Die Scene der Ermordung, die Bitte „nur heute noch laß' mich leben,“ und das unmittelbar darauf erfolgende Pochen an der Thüre, läßt keinen Zweifel übrig, daß Mad. *Rettich* bei *ihrer* Auffaſſung der Desdemona von einer nicht ganz unrichtigen Anſicht von *Shakeſpeare's* Tiefblick in die Myſterien des Lebens geleitet wurde.

A. S.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Dienstag den 25.: „die Welfen und Ghibellinen," von Meyerbeer. Benefice des Hrn. Draxler.

Daß sowol die Administration des Hofoperntheaters, als auch das Publikum die thätigen und ehrenvollen Bestrebungen Hrn. Draxler's wol zu würdigen und zu belohnen wissen, bewies die erstere, indem sie diesem talentreichen Bassisten eine Benefice bewilligte, und das letztere, indem es die Vorstellung trotz des Abonnements suspendus zahlreich besuchte. Auch die Kritik würde gerne ihr Schärflein beitragen durch einige wolverdiente Worte des Lobes, allein die Vortrefflichkeit, mit welcher Hr. Draxler den Marcel darzustellen pflegt, ist schon so oft und so ausführlich gewürdigt worden, daß diesmal nichts zu erwähnen übrig bleibt, als daß der Beneficiant heute bei besonderer Disposition war und im Vereine mit Dlle. Lutzer, Mad. van Hasselt-Barth und Hrn. Erl ein vierblätteriges Künstlerkleeblatt bildete, wie es so bald keine andere Bühne aufzuweisen hat. Der Glanzpunkt der Oper war diesmal das Duett im 4. Acte.

Siam' chi siamo.

Industrielles.

(Neue Buchdruckerpresse.) Der Mechaniker Christoph Huppert zu Marienberg hat das Modell einer Buchdruckerpresse ausgeführt, mittelst welcher, auf eine leichtere und geringere Kraft in Anspruch nehmende Weise, als dies bei den gewöhnlichen Pressen der Fall ist, eine bedeutend größere Anzahl Abdrücke in einer gegebenen Frist geliefert werden können.

(Eine Lehrkanzel für Fabrikindustrie.) Dem Vernehmen nach hat der Pesther Gewerbsverein beschlossen, eine Lehrkanzel zu creiren, von welcher Vorlesungen über Fabriksindustrie und zwar in ungarischer Sprache gehalten werden sollen.

(Pfeifenröhre aus Bosnien.) In den letzten zwei Monaten sind auf der Stella in Brood über 65,400 Pfund ungebohrte Tabakspfeifenröhre aus Bosnien eingeführt worden; diese Röhre, von dem Spindelbaume oder sogenannten Pfaffenkäppchen, der häufig in der Gegend von Banjaluka in Bosnien wächst, bilden einen vorzüglichen Handelsartikel und werden über Triest und Alexandrien nach Egypten verführt, wo sie ihrer besondern Elastizität wegen sehr beliebt und gesucht sind.

(Paris mit Holz gepflastert.) Der neuesten Anordnung des Municipalrathes in Paris zufolge, soll die Holzpflasterung in allen Straßen der Seinestadt eingeführt werden.

(Steinkohlenproduktion in Mähren.) Nach C. v. Frankenstein's: Historisch-topographisch-statistischem Fabriks-Bilder-Atlas beläuft sich die jährliche Gesammtausbeute von Steinkohlen in Mähren auf 700,000 Centner.

(Zur Besanconer Uhrenstatistik.) Zu Besancon wurden im Jahre 1841 — 3000 goldene und 45,000 silberne, in der ersten Hälfte des l. J. nahe an 3000 goldene, und mehr als 23,000 silberne Uhren verfertigt.

(Kettenbrücken in Böhmen.) Böhmen zählt 5 Kettenbrücken, die bei Prag über die Moldau, die bei Saaz und die bei Elbogen über die Eger, die bei Jaromirz und die bei Podiebrad über die Elbe. Eine sechste wird jetzt bei Strakonitz über die Wolawa gebaut.

Kleine Merkwürdigkeit.

(Alte Klage über das Vorlautsein der Jugend.) Die Klage, daß die Jugend vorlaut sei, und sogar alte, erfahrene Leute belehren wolle, ist uralt, und zu jeder Zeit vorgebracht worden. Auch in dem, im Jahre 1705 von dem würzburgischen Kanzlei-Registrator Kirchgeßner herausgegebenen „Tribunali Nemesis juste judicantis" findet sich folgende Stelle, die sich auf diese Bemerkung bezieht:

Fides ist geschlagen todt;
Justitia liegt in großer Noth;
Pietas, die liegt in Stroh;
Humilitas schreit Mordio;
Superbia ist auserkohren;
Patientia hat den Streit verloren;
Veritas ist zum Himmel geflogen;
Treu' und Ehr' über Meer gezogen;
Frommbkeit läßt man betteln schon;
Ehrlichkeit hat Spott zum Lohn;
Invidia ist wieder los;
Charitas erkalt und bloß;
Tugend ist des Lands vertrieben;
Bosheit und Untreu' drinnen blieben.
Kinder wollen die Alten lehren,
Heißt das nicht: die Welt verkehren?! —

Realis.

Omnibus.

(Amusantes.) Eine Braut fragte ihren Bräutigam am Trauungstage in Anbetracht der Verbindung auf Leben und Tod, die sie einzugehen im Begriffe standen, ob er, im Falle sie eher sterbe, mit ihrer Leiche gehen würde?

„Ich werde das Vergnügen haben!" antwortete er schwermuthvoll.

(Neue Prädicate.) Gutzkow nennt die Schauspielerin Rachel in seinen Briefen: „eine gemalte Kälte."

(Lißtiana.) Warum kann mit Lißt kein Concertgeber, der für wohlthätige Zwecke spielt, gleichen Schritt halten?

Weil Lißt sie alle — überflügelt.

(Lichtenberg) sagt in seinen Beobachtungen über den Menschen: Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen.

(Ein theures Gebiß.) Cuelus Opronius, ein früherer Reisebeschreiber, erzählt, in London einen Mann getroffen zu haben, der Zähne von — Diamanten besessen habe.

(Amusantes.) Ein Spottvogel hatte seinen Hund Hahnrei genannt, und da dieser sein steter Begleiter war, so rief er ihn des Tages unzählige Male.

„Ach!" sagte zimperlich seine Hausfrau, als sie solches hörte, „das ist doch schändlich, einem solchen Beest einen ehrlichen Namen zu geben."

(Neuentdeckter Völkerstamm.) Ein Reisender, welcher den Juba in Afrika stromaufwärts befahren, entdeckte einen bedeutenden Landstrich, welcher von einer Art Pigmäen bewohnt wird, Leutchens, die nicht über 4 Fuß Höhe reichen, und ganz seltsame Begriffe von Religion und Staatsform haben sollen.

Wiener Belustigungen.

(Für Sonntag am 30. October.)

Die Intrade der nächsten Woche liefert eine so herrliche Introduction für die darauffolgenden Frohsinnsphänomene, daß mit der Citation derselben Alles gesagt wird. — Nachmittagsconversationen. Im k. k. Volksgarten (Musik v. Strauß); in Dommeyers Casino in Hitzing (M. v. Lanner); in Zögernitz's Casino in Döbling (M. v. Wallin); in Lindenbauer's Casino in Simmering (M. v. Maug); in Wagner's Kaffehhause im Prater (M. v. Phil. Fahrbach); in Unger's Kaffehhauses in Hernals (M. v. L. Morelly); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega v. Jägerbataillons); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont). — Soireen. Zum großen Zeisig am Burgglacis (M. v. Flügelhornisten Furch); zum blauen Strauß (Volkssänger Moser). — Tanzmusiken. In den Sälen: zum Sperl, im Biersalon in Lichtenthal; zum Stadtgut in Sechshaus; zur Stadt Bamberg in Fünfhaus. — Im Wintersaale zum Sperl producirt sich Nachmittags die Künstlerfamilie Knie.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlangen 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge gerade folgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von F. Ostkerlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 131.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 31. October 1842.

Den häufigen und vielseitig an mich ergehenden Anfragen hinsichtlich der von mir herauszugebenden:

Blätter und Trauben

zu begegnen, sehe ich mich veranlaßt, die Freunde des österreichischen Morgenblattes hiermit zu verständigen, daß bereits der 5. Druckbogen dieses Liederbuches die Presse verlassen hat und nur die Sorgfalt, mit welcher die Notencorrectur nothwendigerweise besorgt werden muß, das Erscheinen desselben um ein Geringes verzögern dürfte, dasselbe aber zuverlässig und spätestens in der zweiten Hälfte Novembers ausgegeben werden wird.

Zugleich habe ich nochmals wiederholt zu bemerken, daß die Blätter und Trauben um keinen Betrag und weder durch Kunst- oder Buchhandlungen bezogen werden können, sondern einzig und allein als

unentgeltliche außerordentliche Prämienbeigabe

den P. T. Herren Abnehmern des österreichischen Morgenblattes zur obenerwähnten Zeit verabfolgt werden.

Joh. N. Vogl.

Der Improvisator.

Eine Skizze aus der Alltagswelt.

Von

Alexander Gigl.

(Fortsetzung.)

7.

Es war eine Stunde vor Mitternacht. Den früher so heiteren Himmel hatte jetzt schwarzes Gewölk verdüstert, von den Bergen herab heulte es wie Sturm, unheimlich und klagend über die Felder, einzelne schwere Tropfen fielen und Staubsäulen wirbelten empor. Von der Schönheit des vergangenen Abends war jede Spur verschwunden, kein Strahl des Mondes leuchtete mehr, kein Stern war zu sehen. Fest verschlossen waren die Thüren und Fenster der ländlichen Gebäude und nicht Einer ihrer Bewohner schien es für räthlich zu halten, seinen schützenden Herd zu verlassen und mit der sausenden Windsbraut einen Gang im Freien zu versuchen.

Da erscholl durch das nächtliche Schweigen plötzlich das Rauschen von Gewändern, eilige Schritte, ein leises Seufzen, und über die Fluren hin schwebte von der Rückseite des freiherrlichen Schlosses, in dem es nach dem Verschwinden der lärmenden Gäste ebenfalls ziemlich stille geworden war, ein Schatten weg. Die Finsterniß war zu dicht und er selbst eilte zu schnell dahin, um ihn ins Auge fassen zu können; — aber als die flüchtige Gestalt dem schon erwähnten einsam liegenden Bauernhäuschen zuschritt und unter dem Schatten der Kastanien- und Maulbeerbäume verschwand, konnte man muthmaßen, sie sei Marianne, die, aus dem verhängnißvollen Hause fliehend, an den Ort der Niedrigkeit und Ruhe wiederkehrte. Und so war es auch. Sie hatte sich, während man um den Improvisator beschäftigt war, von ihrer Ohnmacht erholt, und als sie sich in einem der Schlafgemächer des Barons fand und der schreckliche Gedanke in ihr zur Gewißheit wurde, daß sie nun allein, ohne Schutz, in diesem Zustande ganz in die Macht ihrer Verderber geliefert sei, als sie jetzt erst recht begriff, worauf es abgesehen und was kommen müsse; da raffte sie ihre letzte Kraft zusammen, und ehe ihre anwesende Mutter es verhindern konnte, war sie durch die offen stehende Thüre in den Garten und von da ins Freie entflohen. Die tödtliche Angst lieh ihr Flügel; als daher Madame zähneknirschend folgte und nachsann, welchen Ausweg sie eigentlich gewählt haben mochte, stand Marianne schon an der Schwelle des Hüttchens, jetzt ihres einzigen Asyls. Athemlos stürzte sie in ihre Kammer, ein Strom von Thränen war ihr ganzes Vermögen, und der Gedanke ihr mächtigster: den Schöpfer um Auflösung dieses jammervollen Seins zu bitten. Sie sank in die Knie und betete, Finsterniß umgab sie, heilige Ruhe; nur im Marktflecken rief ein Nachtwächter die Stunde. Da drang Lichtschimmer in ihr Auge, ein Fluch erfüllte ihr Ohr, sie blickte auf, und ihre Mutter stand da, riesengroß, drohend, wie ein Gespenst der Nacht. Laut schrie die Geängstigte auf und klammerte sich an eine Mauerkante, als fürchtete sie, gewaltsam vor ihren Henker geschleppt zu werden. Madame Weißenbach sah mit wilden Blicken auf sie herab.

„Ungerathene," zürnte sie, „du hast meine Güte zum längsten mißbraucht. Alle meine mütterlichen Ermahnungen, Bitten und Befehle trittst du mit Füßen, ich sehe, daß du elend sein willst."

„Mutter," schluchzte Marianne, noch immmer fest an der Mauer haftend, „ich sah ihn — sein Elend! für mich ist das Entsetzlichste nur mehr ein Scherz!"

„Thörichte! Ich kann dich mit einem einzigen Worte zur unglücklichsten, verachtetsten Kreatur auf der ganzen weiten Erde machen, ich ziehe die Hand der Mutter von dir ab, und du bist — ein Wurm — Staub — Nichts!"

Das furchtbare Weib ſchwoll bei dieſen Worten wie eine giftige Schlange.

Mariannen ſchüttelte ein Fieberfroſt. „Zum letzten Male rufe ich dich auf, mir zu folgen!“ —

„Wohin?“ ſchrie das Mädchen im Tone des Wahnſinnes.

„Zu unſerm, zu deinem Freunde und Wohlthäter; er erwartet dich, er iſt um deine Geſundheit ſo zärtlich beſorgt und er will dir eine beſſere Pflege zukommen laſſen, als du hier in der dumpfigen Luft der Armuth finden kannſt; noch in dieſer Stunde wird er ſelbſt kommen und dich in ſein Haus geleiten. Marianne, zum letzten Male fleht dich deine Mutter an, ringe deinem Glücke nicht ſo thöricht entgegen, ſei meine Stütze, auf dich ſetzt' ich meine Hoffnung ſchon ſeit Jahren, in wenig Wochen ſind wir Bettlerinnen, wenn du nicht hilfſt, hörſt du, meine Marianne!“

Das Mädchen ſtürzte ihrer Mutter zu Füßen.

„Alles, Alles will ich für Sie thun, der Himmel weiß es, Mutter, aber gibt es kein anderes Mittel als dieſes entſetzliche? — Laſſen Sie mich arbeiten wie die geringſte Magd, die Erde umgraben mit meinen Fingern, nehmen Sie mir jede Freude, nur meine Unſchuld laſſen Sie mir und den Troſt, durch Elend das Vergangene abbüßen zu können; o wenn Richard meine Reue ſähe, er würde mir gewiß nicht mehr fluchen!“ —

„Schweig von dieſem Bettler!“

„Er iſt ein Bettler, Sie haben Recht, aber nur durch uns, er war es nicht! Mutter, ich beſchwöre Sie, hier auf den Knien, vor Gott, laſſen Sie mich ihn aufſuchen, er iſt krank, er bedarf der Pflege, ich bin es ihm ſchuldig, nur einmal noch laſſen Sie mich in ſeiner Miene leſen, daß er mir verziehen, dann fliehen wir dieſe Gegend und ich will wieder ganz Ihre Tochter ſein!“

Madama ſchlug ein höhniſches Gelächter auf.

„Freilich! du kluge Närrin, meine Tochter möchteſt du ſein, aber kindlicher Gehorſam wäre dir nichts als ein ſchöner Name; ſchweig, ich bin deiner Komödianten-Künſte ſatt, ſo kann, ſo will ich dich nicht haben, ſo verfluch' ich dich!“ —

„Erbarmen!“ ſtöhnte die Unglückliche.

„Wie du mir gethan, ſo geſchehe dir jetzt, ich kenne nur blinden Gehorſam, du aber biſt eine Undankbare; doch genug, willſt du dich entſchließen, dem Baron —“

Ein feſtes „Nein“ war die Antwort.

„So geh' und ſuche dir eine Mutter!“ brüllte die Megäre, „ich bin es nicht, nackt hab' ich dich als das Kind fremder Eltern in mein Haus genommen, du trägſt den Namen Weißenbach nicht, geh' hin und verzweifle, Baſtard! Glaube mir, daß ich deine Mutter nicht bin, ich ſchwöre dir's, die deinige war eine —“

Hier überräubte ihre Rede ein gräßlicher Schrei Mariannens, die mit ſteigender Aufregung jedem Laute gefolgt war und zuletzt niedergeſchmettert durch die ſchonungsloſen Blitze dieſes teufliſchen Weſens mit der ganzen Schwere ihres Körpers auf den Boden hinſchlug. Es war zu viel, zu ungeheuer!

Da ſcholl vom Marktflecken her ein wüſtes hundertſtimmiges Gebrauſe, ein wildes Geraſſel, verworrne Rufe drangen durch die Luft, Glockenſchläge erdröhnten, das Horn des Stadtwächters heulte und der Schreckensruf: Feuer! durchbebte die Nacht; und ſchneller als dies Alles gedacht und gehört werden konnte, loderte aus dem etwas erhaben liegenden Pächterhauſe eine Flammenſäule gegen den Himmel und beleuchtete weithin mit ſchauerlicher Helle die Gegend.

Es war eine Nacht, in welcher der Landmann ſich bekreuzte und von deren Schrecken er noch ſeinen Enkeln erzählte. Aber des Frevels war zu viel geſchehen, der Himmel mußte zürnen!

8.

Im Gaſthauſe „zum goldenen Hirſchen“ in B. lag am folgenden Morgen in einer kleinen Kammer des obern Stockwerkes ein Kranker. Er war auf einem niederen Geſtelle, das ein Bett ſein ſollte, hingeſtreckt, und ſo viel man erſehen konnte, von den Genoſſen des Gaſthofes nicht ſehr beachtet. Neben ihm ſtand ein ſchmutziges Glas Waſſer, eine große Arzeneiflaſche und ein Schämel. Die Kammer hatte eben nicht das Anſehen, einem Kranken Erheiterung bieten zu können, denn von den Wänden, die vielleicht durch mehrere Decennien nicht übertüncht worden waren, rieſelte eine moderige Feuchtigkeit herab, und ſie hauchten, den Sonnenſtrahlen ewig ferne, eine eiſige Kälte aus. Überdies hingen geräuchertes Fleiſch, Halbtheile jüngſt geſchlachteter Schweine, Wildgeflügel von den Balken der Decke herab, auf dem Boden lag gedörrtes und verfaultes Obſt durcheinander aufgeſchichtet, Körbe mit Grünſpeiſen und Brot gefüllt ſtanden auf einem antiken Tiſchgeſtelle, und unter jener Maſchine, die einer Folterbank ähnlich dem Kranken zum Ruhelager diente, ſah eine lockende Mausfalle hervor. Im ganzen Raume dieſes elenden Verſteckes war ein Aroma verbreitet, das den ſtarknervigſten „Holl mich der —“ zum Weichen gebracht hätte. Zum Überfluſſe fehlte noch die Wohlthat eines Fenſters, und dem Lichte war es nur geſtattet durch eine kleine oberhalb dem Bette angebrachte Öffnung einzudringen. Es war aber noch das Schönſte in dieſem traurigen Kerker; denn gelangte auch kein Blick der Sonne ſelbſt in ſein Inneres, ſo ſchauten doch die von ihr beleuchteten Blätter eines heraufreichenden Lindenbaumes freundlich durch dieſe Lucke.

Der Kranke, es war Richard Roſe, der Improviſator von geſtern Abends, wendete ſich mehrmals ächzend auf dem ſchlechten Lager um, und von Zeit zu Zeit ausgeſtoßene, unzuſammenhängende Worte ließen erkennen, daß er in Fieberfantaſien liege. Nach einigen Minuten erhob er wie aus tiefer Betäubung erwachend ſein Haupt und blickte ſtaunend um ſich; er rieb ſich die Augen und durchflog den ganzen Raum der Kammer, er konnte ſich nicht entſinnen, auf welche Art er hieher gekommen ſei. Endlich erſah er das Glas Waſſer, dies ſchien ihm willkommen, denn er faßte es begierig an und leerte den Trank auf einen Zug. In ſeinen Adern mochte glühende Lava fließen. Dann ſank er ermattet auf das Lager wieder zurück, unfähig ſeinem Körper irgend eine andere Richtung, als die eines Hinſchmachtenden zu geben. Die eine Hand ließ er über das Bettgeſtelle welk herabhängen, die andere lag eben ſo machtlos auf ſeiner Bruſt und ſo, ohne ſich weiter um ſeinen Zuſtand zu bekümmern, begann er zu ſchlummern.

Da öffnete ſich ganz leiſe die Thüre und hereintrat — Marianne. Aber in welch veränderter Geſtalt! Nicht mehr angethan mit jener zierlichen Kleidung, die noch vor wenigen Stunden ihre Abkunft, ihren Stand und ihre Zukunft ſo deutlich bezeichneten, ſie war eine Bürgerin des Marktfleckens, mit dem Kleide hatte ſie auch für immer das Schwanken zwiſchen einem vornehmen und Mittelſtande abgelegt, und ſie konnte nun ſagen, daß ſie für das Feld geboren ſei. Denn das Ungeheuer von einem

Weibe, das so lange den heiligen Muttternamen mißbraucht und entweiht hatte, entriß der Scheidenden sogar die nöthigsten Bedeckungsmittel für ihren Körper und Marianne mußte bei einer nachbarlichen Bauerndirne um ein abgetragenes Kleidungsstück betteln! — So trat sie arm, eine büßende Sünderin, vor das Lager des unglücklichen Richard. Unbeweglich stand sie da, den Athem an sich haltend und schaute lange und unverwandt in die gramentstellte Miene des Schlummernden, sie dachte sich ihn in seiner Jugendblüte, in vergangenen besseren Tagen, dachte, wie glücklich er und sie selbst mit ihm sein könnte, wie ein einziges Wort aus ihrem Munde ihn so elend gemacht, und aus ihrem krampfhaft gepreßten Busen brach ein immer lauter werdendes Schluchzen. Er regte sich. Marianne faßte seine glühende Hand, er fühlte diese sanfte Berührung — blickte auf und sah — seinen Traum verwirklicht.

(Fortsetzung folgt.)

Östliche Rosen.

Der Kalife Suleiman war sehr schönen Körperbaues und that sich darauf Vieles zu gut. Eines Tages soll er vor dem Spiegel gestanden, sich mit Wohlgefallen betrachtet und zu seinen Sclavinnen gesagt haben: »Bin ich nicht der König unserer schönen Jugend?« Darauf hat eine derselben geantwortet: „Schön bist du, Herr! und dies zu läugnen, — Wäre Thorheit, Lästerung: — doch einen Fehler hat das Schöne, — So die Erdensöhne schmückt, daß schnell es schwindet wie der Schatten, — Welket wie der Blume Pracht.“ — Diese Worten sollen ihn so niedergeschlagen haben, daß er mehre Tage tiefsinnig gewesen und endlich gestorben sei.

Yahye ben Hudhel, ein gelehrter und wohlunterrichteter Poet erzählt, daß der Tod des ausgezeichneten Cordovaners Ahmed ben Muhamed ben Abdrabihi, eines gelehrten und sehr gewandten Dichters (der im J. d. H. 823 starb) die Veranlassung gewesen sei, daß er sich der Dichtkunst gewidmet habe. Nach den Ableben Ahmeds ben Abdrabihi sei er nämlich durch eine Straße in Cordova gegangen und habe dort eine unzählige Menge Menschen zur Begleitung eines Leichenzuges aus einem Hause kommen sehen. Da habe er gefragt, wer der Verstorbene gewesen sei, und die Antwort erhalten: »Wie, du weißt nicht, daß der Dichter Cordovas gestorben ist?“ Er habe sich nunmehr gleichfalls an den Zug angeschlossen, der Beerdigung beigewohnt und den allgemeinen Zusammenlauf und Schmerz bemerkt, der dabei stattgefunden. Darauf sei für ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht, ebenfalls ein Dichter zu werden, entstanden. Er erwarb sich auch wirklich großen Ruf durch seine Gedichte.

Yahye ben Yahye el Laiti kam von Spanien, wo, als im J. 210 der Hedschira (815) Abdarahman, dessen Lehrer er nach seiner Rückkehr wurde, in Cordova herrschte, nach dem Oriente, wo er emsig den Vorlesungen eines Weisen, genannt Malec, beiwohnte. Als einmal zufällig während des Vortrages ein Elephant über die Straße lief, den zu sehen die andern junge Leute alle hinausgegangen waren, blieb er allein bei Malec zurück, weshalb ihn dieser gefragt habe: »Wie, du gehst nicht auch hinaus? In Spanien gibt es doch keine Elephanten zu sehen!« Darauf hat Laiti geantwortet: Ich bin nicht nach dem Oriente gekommen, um Elephanten zu sehen, sondern um dich zu hören.“ Man sagt, Laiti habe mit solcher Leidenschaft an diesem Lehrer gehangen, daß er noch zweimal nach dem Oriente gereist sei, um denselben zu besuchen.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Samstag am 24. October, zum ersten Male: Hütte, Haus, Pallast, Lokalposse mit Gesang in 3 Abtheilungen. — Ein humoristischer Maler lebt in einer verfallenen Hütte mit Weib und Kindern, Armuth lastet schwer auf ihnen, und diese Last wird noch erschwert durch die Intriguen des Amtschreibers, der die Tochter des Malers und dessen Hütte, in der ein Schatz verborgen sein soll, besitzen will. Dieser Schatz wird auch wirklich entdeckt durch den Sohn des Malers, der sich aus Furcht in der Hundshölle verkriecht. Nun könnte das Stück zu Ende sein, denn seine Handlung ist abgeschlossen, doch sie schreitet noch fort, die Töchter des weiland Malers müssen ausgeheirathet werden, und es finden sich für sie ein Maler und ein Militär, die den besten Willen, aber wenig Geld besitzen. Krebs, der ehemalige Amtschreiber und gegenwärtig Geldmäckler hätte Beides, sein Geld und seine Bewerbung aber wird abgewiesen, und der Maler und der Offizier, dem sein Diener überdies noch 20,000 Gulden aus der Lotterie gewinnt, bekommen die Mädchen. — Nun ist aber doch die Handlung zu Ende? — Ei, Gott bewahre, wo bliebe der Pallast? Den sehen wir in der dritten Abtheilung, sein Besitzer ist Krebs, doch nicht auf lange Zeit, man ist seinen Schurkereien auf die Spur gekommen, er hat falsche Wechsel gemacht, hat das Erbe des Malers unterschlagen, in der Angst verkriecht er sich in die verhängnißvolle Hundehütte und, die Tugend wird belohnt und das Laster bestraft. — Das ist das Skelett der Handlung. Von einem Fortschreiten ist nicht die Rede, sie wird alt und älter, sie wird grau und endlich weiß, feiert ihre silberne und goldene Hochzeit, und endlich stirbt sie an Entkräftung. Sie trägt ein altes fadenscheiniges Kleid voll bunter Flecken, und spricht mit hundert Worten, daß sie heiter und fröhlich ist, ohne es wirklich zu sein, weint und tobt und ereifert sich, aber alles abgemessen und im Menuettschritt. Zweimal will sie aufhören, und schläft am Wege ein, macht dann wieder einige Schritte, schläft wieder und geht schlaftrunken anstatt vorwärts wieder zurück, und freut sich, daß es sich so gefügt, daß sie wieder bei den alten Bekannten bleiben kann, die ihre Langmuth mit Geduld ertragen. — Kurz gesagt, im ganzen Stück ist nicht eine neue Idee; alte Gedanken und Späße werden von neuem ausgebürstet, und nach und nach wie bei einer Licitation ausgerufen und angepriesen. Als Verfasser dieser Posse zeigte sich Hr. Blum; — möge ihn der Beifall, der ihm zu Theil ward, zu einer besseren Arbeit ermuntern, daß er sich des heutigen Beifalls ganz würdig mache. Gespielt wurde nach Erwartung; — Hr. Director Carl spielte einen gemüthlichen Alten, und als solcher ist er hinlänglich und rühmlich bekannt. — Als Intriguant ist Hr. Nestroy nie in seinem Elemente, er spielt vortrefflich, aber es fehlt ihm der parodirende Stoff, der sich in seinen Possen bietet. Auch Mad. Rohrbeck spielte gut; so wie auch Dlle. Condorussi, Wagner und Riondo und die HH. Grois, Brabbée und Bürger. Der Besuch war zahlreich. Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am 29. d. M.: „Ein Stündchen zu Pyrmont,“ Lustspiel in einem Acte nach Scribe von Dr. Carl Töpfer.

Mit den Krankheiten der Damen in den Badeörtern haben sich schon so viele Dichter in so verschiedenartigen Variationen beschäftigt, daß man fast eine Geschichte dieser Idee zu schreiben im Stand wäre. — Es entstanden daraus große und kleine Lustspiele, große und kleine Novellen, große und kleine Reflexionsartikel u. s. w. — und bei Scribe, dieses sonst recht artige „Stündchen zu Pyrmont.“ Neben dieser Idee findet man

hier noch eine Persiflage der Badeärzte und medicinischen Marodeurs und eine recht possirliche Figur, von einem Einbildungspinsel, die in dieser Gestalt jedoch nur auf der Bühne zu Hause sein mag. Was das theatralisch richtige Ineinandergreifen der Scenen, den Witz des Dialoges, die Frische und Lebendigkeit der Behandlung betrifft, so sind dieses schon so accreditirte Eigenschaften Scribe's, daß es bei einer solchen Bagatelle unnöthig wäre, ein Wort darüber zu verlieren. Gespielt wurde recht lobenswerth; worunter wir nämlich die HH. Hesse, Fröhlich und Zindeisen, so wie die Mad. Schmidt und Leinfitt meinen.

Darauf folgte Schabelykys: goldene Maultrommel.

—Schlr—

Neues aus Pesth.

Den 24. Oktober Abends 6 Uhr war die Luft sehr schwül, wie wenn ein Gewitterregen im Anzug wäre. Auf einmal war der Horizont von Blitzen durchkreuzt, heftiger Donner und Gußregen folgte hierauf, während die Glockenschläge Feuer verkündeten. Ein Blitzstrahl hatte nämlich eines Meiers Haus in der Franzstadt entzündet, zum Glück griff das Feuer nicht weiter. — Eine Stunde darauf war der Himmel sternhell; die Luft, durch die Elektrizität gereinigt, glich das Wetter einer schönen Frühlingsnacht. — Eine gewiß merkwürdige Erscheinung!

Im Ofner Theater wurde der Zauberschleier, der eine wahre Zwanziger Erndte für die dortige Direktion war, mit ganz neuer Schlußdekoration neu in die Scene gesetzt, nämlich statt den schönen Donauansichten, die Rheinansichten von Köln bis Mainz. Horn heißt der ausgezeichnete Maler derselben.

Francilla Pixis gefällt außergewöhnlich in Pesth. „Il Prigione d'Edinburgo" Musik von Ricci hat entschieden gefallen.

„Nacht und Morgen" wird nächstens auch auf der Pesther Bühne zur Aufführung kommen.

Dlle. Henriette Carl, die erste Zierde des Nationaltheaters, verläßt dasselbe, wer wird die Gefeierte remplaciren?

Mad. Mink verläßt gleichfalls das deutsche Theater in Pesth, welch' ein Ersatz wird uns werden?

Gustav Ritter v. Frank, Mitdirektor des Pesther Theaters, befindet sich gegenwärtig in Wien.

Provinzial-Correspondenz aus Salzburg.

(Salzburg den 23. Oktober 1842.) Von den vielen ausgezeichneten Künstlern, welche zum Mozartefeste gekommen sind, um durch ihre Mitwirkung dem unsterblichen Tonfürsten den Tribut ihrer Verehrung zu zollen, befinden sich noch Hr. Karl Eißner, k. russischer Kammermusicus, und Hr. Joseph Braun, fürstlich fürstenb. Kammermusicus, in unserer Stadt; welch' Letzter gestern im hiesigen Museums-Saale ein Instrumental-Konzert veranstaltete, bei welchem das Orchester des Mozarteums mitwirkte. Das Konzert wurde mit einer Ouverture von Dr. Gaßner eingeleitet, die Zusammenwirkung des Orchesters war unter der trefflichen Leitung des Hrn. Kapellmeisters Alois Taux brav zu nennen, die Komposition aber will ich schweigend übergeh'n. Nun kam eine Konzert-Piece mit Fagott, komponiert und vorgetragen vom Concertgeber. Herr Braun beweiset sich als Meister seines Instrumentes, so wie im Ausdruck des Gefühles, und der Technik; in der sehr schönen Höhe und Tiefe verdient er unstreitig alles Lob, deshalb war auch die Acclamation stürmisch, und Hr. Braun wurde dreimal gerufen. Diesem folgten Variationen für die Violine von Mayseder, vorgetragen von Hrn. Seis; sie wurden beifällig aufgenommen, und der Künstler zweimal gerufen. Hr. Seis hat sich seit einem Jahre durch Fleiß und Eifer wirklich um vieles gebessert.

Das Schlummerlied aus der Stummen von Portici, von Herrn Braun auf dem Fagott vorgetragen, wurde eben so mit ungetheiltem Beifall gelohnt.

Die zweite Abtheilung eröffnete Hr. Eißner mit einer Cavatina aus Lucia von Donizetti für das chromatische Waldhorn, seinem Konzert-Instrumente, von ihm selbst arrangirt und mit konzertirenden Verzierungen sehr passend ausgeschmückt. Mit einem schönen, vollen, sanften, der Menschenstimme ähnlichen Tone, und mit wahrem Seelengefühle vorgetragen, ergriff diese Piece aufs innigste, daher auch der Beifallssturm kein Ende nehmen wollte, und der gediegene Künstler zum wiederholten Male gerufen wurde.

Hierauf folgte noch ein Konzert-Adagio für Fagott von Hrn. Braun, welches ebenfalls beifällig aufgenommen wurde. Den Schluß machten die ersten vier Sätze von dem ohnehin rühmlichst bekannten, ewig schön bleibenden Septett von Ludwig van Beethoven und mit folgender Besetzung: Hr. Stummer, Violine; Zeller, Viola; Dietz, Cello, Deisbock, Contrabaß; Knapp, Clarinette; Eißner, Horn; Braun, Fagott. Die präcise und reine Aufführung dieses klassischen Tonwerkes lohnte einstimmiger Beifall. Der Besuch war mittelmäßig, weil in kurzer Zeit auch die Mozarteums-Konzerte beginnen, und sich die neu angestellten Mitglieder zum ersten Male im Solo produziren werden. Hr. Pleiner Orchester-Direktor und erster Lehrer der Violine aus dem Prager-Conservatorium, Hr. Dietz, Cello, aus Dresden; Hr. Heinrich, Fagottist aus Töplitz.

Da das Mozarteums-Orchester an den HH. Pleiner, Stummer, Seis und Zeller 4 tüchtige Violinspieler besitzt, so wäre es bei diesen Mitteln wol erfreulich, so wie ehrenvoll für die letztern, das berühmte Violin-Quartett-Konzert von Maurer, welches beim Krönungsfeste in Prag im Jahre 1836 so viel Aufsehen machte, auch bei uns in Salzburg hören zu können. Übrigens geht bei diesem löbl. Institute Alles im regen Gange, und Hr. Sekretär Dr. Edler von Hillebrandt, welcher sich als Gründer desselben selbst ein lebendes Denkmal gesetzt hat, wird an seiner gewohnten Thätigkeit nicht müde, Alles zum Guten und Edlen aufs beste zu leiten; so wie auch Hr. Kapellmeister Taux in seinem unermüdeten Fleiße in der Direction und Leitung des Ganzen thätig ausharrt.

Herr Taux ist eben jetzt mit der Komposition einer großen Litanei beschäftigt, deren alle Jahre an den ersten 3 Tagen der Charwoche beim 40stündigen Gebete in der Domkirche zur Aufführung kommen. Da noch alle von ihm erschienenen Kirchenkompositionen tief gedacht und im religiösen Style schön gearbeitet sind, wo nur Wahrheit im Wahren liegt, so läßt sich auch von dieser Komposition Freudiges und Großartiges erwarten.

G—l—s.

Omnibus.

(Gedörrte Todte.) Auf Tayavon setzen die Einwohner ihre Verstorbenen auf ein erhabenes Gerüste, machen darunter Feuer und dörren sie wie die Zwetschken. Nach dem neunten Tage wickeln sie dieselben in Matten, legen sie auf ein noch höheres Gerüste und nachdem sie drei Jahre auf demselben gelegen haben, werden sie endlich begraben.

(Namenstausch.) Auf den gesellschaftlichen Inseln des stillen Meeres herrscht ein Gebrauch, der von der sanften Empfindung ihrer Bewohner zeugt. Personen die sich lieben, vertauschen dort ihre Namen: Ich nenne mich wie du, und du nennst dich wie ich.

(Ein Schütz bin ich!) Das Lied „Ein Schütz bin ich!" hat bereits drei Auflagen erlebt, von welchen 30,000 Exemplare verkauft wurden. Es hat sich ausgewiesen, daß der Verleger (Hr. Kunsthändler Mollo) durch dasselbe allein so viel gewonnen hat, als ihm das Honorar für die ganze Oper und die Auflage derselben gekostet hat. Das heiß ich ins Schwarze getroffen!

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 31.: „Die Kranken Doctoren." — Dienstag 1. November: „König und Bauer." — Mittwoch 2.: „Der Müller und sein Kind." — Donnerstag 3.: „Des Künstlers Erdenwallen." — Freitag 4.: Dieselbe Vorstellung wiederholt. — Sonnabend 5.: „Die Unvermählte." — Sonntag 6.: „Fiesko."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 132.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 1. November 1842.

Mein Allerseelenlicht.

Ist Allerseelen heute,
Und jedes, das nur kann
Es zündet einem Theuren
Ein kleines Lichtlein an.

Möcht' auch ein Lichtlein setzen
Dem Theuren auf das Grab,
Doch weiß ich nicht den Todten,
Weil ich so viele hab'.

So mög' das Licht denn brennen,
Als wie ein stumm Gebeth,
Den Seelen meiner Lieben
Die ungeahnt verweht.

Joh. N. Vogl.

Der Improvisator.

Eine Skizze aus der Alltagswelt.

Von

Alexander Gigl.

(Fortsetzung.)

„Marianne," lispelte er nach einer Pause, während welcher er sie staunend und aufmerksam betrachtete, „bist du meinetwillen gekommen? Wo ist deine Mutter, wo ist der — Baron?" —

„Richard, nichts mehr von ihnen, ich kenne sie, dem Himmel Dank, nicht mehr." —

„Wie? deine Mutter?" —

„Sie war es nie, sie gestand es mir selbst; — so hätte auch eine Mutter nie gehandelt!"

Richard erhob sich mit Zeichen des höchsten Erstaunens.

„Wie sagst du, deine Mutter wäre sie nicht — und du?" —

„Ich bin älternlos, jetzt von ihr verstoßen."

„Verstoßen!" Richard sank zurück und verhüllte sein Gesicht.

„Armes, armes Geschöpf," weinte er leise.

„Nein, beklage mich nicht, ich verdiene mein Schicksal, ich bin eine große Sünderin; aber, sagtest du nicht, daß du mir vergeben? — O sprich es noch einmal aus jenes tröstliche Wort, das einzige Licht in meinem Elend —"

Richard drückte, so kräftig er konnte, ihre Hand.

„Ich habe dir nie gezürnt," sagte er mild, „aber die Madame hat meinen Fluch, sie hat mit dir ein schändliches Spiel getrieben, sie trägt die Schuld, daß mich meine Liebe zu dir, dich die Reue so elend macht, aber weine nicht, Mädchen, deine Schuld liegt zerrissen vor mir da, wir sind ausgeglichen, du bist, wie ich —"

Das Wort „unglücklich" wollte nicht über seine Lippen, er schwieg und wendete sein Gesicht.

Marianne war nicht im Stande, nur einen Laut von sich zu geben, so heftig weinte sie. Jetzt erst ward es ihr klar, was sie verloren, was sie zerstört, sie fühlte in ihrem Inneren, daß selbst die Wiedergeburt seines Lebens, seiner Jugend ihn für die ausgestandenen Leiden nicht mehr entschädigen könnte, ihr Gewissen nannte sie Mörderin, vergab ihr Gott und ihr unglücklicher Richard, sie selbst mochte sich nie verzeihen.

Richard erhob sich.

„Wohin willst du ziehen, Marianne?" fragte er schwach.

„Ich bin am Ziele, für mich gibt es keine Straße mehr."

„Höre ich recht, du willst deine Lebenstage mit meinem Elende verflechten, mit einem Sterbenden? Und sollte ich auch das Krankenlager je wieder verlassen, bedenke Mädchen, ich bin, bin ein Bettler, du selber hast's gesehen!"

„Ich kenne keine heiligere Pflicht," rief sie stark, „als meine ganze Kraft dir zu weihen, dir als Magd zu dienen, da ich verblendet nicht von dir geliebt sein wollte!"

„Nein, gute Marianne, so sollst du nicht erniedrigt werden, wie — ich! Ein Theil der Schuld fällt auf mich, hätte ich, anstatt zu fliehen, dich aus den Händen jenes schändlichen Weibes zu retten versucht, es wäre Alles besser gegangen, aber nun, es ist zu spät, darum tröste dich, sei muthig, lebe dir selbst und meinem Angedenken; denn ich fühle es, bald sehen wir uns nimmer —"

Marianne überströmte seine Hand mit leidenschaftlichen Küssen.

„Auf meinem Haupte," fuhr Richard fort, „ruht der Fluch meiner Ältern, ich konnte nicht glücklich werden. Wie oft warnten sie mich vor dem Abgrunde der Leidenschaft, ich war schon verblendet, ich bildete mir ein, man sei meinem Glücke entgegen; und da mir endlich die immerwährenden Vorwürfe lästig wurden, verließ ich meine Ältern und leichten Herzens, als hätte ich nichts verbrochen; eilte ich zu dir! — Sie fluchten mir. Bald sah ich dich; was geschehen, weißt du, dein kalter Empfang, deine zweifelhaften Blicke, die Worte deiner angeblichen Mutter, in diesem Momente kam mir erst der Gedanke an einen gerechten Gott. Wahnsinnig stürzte ich hinweg aus jenem Hause, wo ich der Seligste, aber auch der Unglücklichste war, nicht kam es mir in den Sinn, zurück zu meinen Ältern, vor ihre Füße hin zu eilen, die Schwerbeleidigten um Verzeihung anzuflehen, noch wären sie bereit gewe-

sen, aber der Fluch meiner That begann zu wirken, ich wählte das Schlimmste und floh aus dem Lande, weit, weit hinweg von der Stätte meines Grams, aber auch von dem Herde meiner theuern Ältern! — Ich sah sie nie wieder —"

Er hielt inne und holte einen schweren Athem.

»Ich kam in eine fremde Stadt. Ein glücklicher Zufall führte mich zu einem Verwandten unsers Hauses, der mir durch seinen Einfluß eine Stelle zu verschaffen versprach, ich schlug sein Anerbieten aus und — zog weiter. Mir war Alles gleichgiltig, ich wollte nichts sein, es schien, als ob meine ganze Kraft gelähmt wäre, krankhafte Schwäche, Empfindelei führte mich auf allen Wegen, ich machte mir die Welt zu einer Wüste, weil sie mir kein Paradies war. Hunger und Krankheit zwangen mich endlich, von meinen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, ich schloß mich einer Schauspielergesellschaft an, aber bald bewog mich mein besseres Selbst, ihr wieder zu entsagen, und da ich von der frühesten Jugend an durch die sorgsame Hand meiner Ältern eine solche Bildung erhielt, die es mir möglich machen sollte, einst einen Namen in der Welt zu erwerben, so fing ich an, zu improvisiren. So hast du mich gefunden, Marianne, als den traurigen Beweis, wie eine thörichte Leidenschaft, der Mangel an Selbstbeherrschung und gesunder innerer Kraft, ein mißleitetes Gefühl den Menschen zum verachteten Sclaven des Zufalls machen können."

Eine lange Pause folgte, während welcher sich Richard ermattet zurücklehnte, und, überwältigt von der Macht der Erinnerung mit gefalteten Händen dahinlag. Der Moment seines Todes schien gekommen. Marianne lag auf den Knien vor ihm, sie betete. Endlich streckte ihr Richard seine Hand entgegen, die sie hastig ergriff.

»Leb wohl, Marianne," hauchte er kaum vernehmbar, „ich sterbe, aber mit leichtem Herzen, da ich dich und deine Reue gesehen —"

Marianne schluchzte nicht mehr, sie heulte in ihrem furchtbaren Schmerze.

„O nicht, Marianne, fasse Muth und bedenke, daß du nichts verlierst, was dein gewesen wäre, und daß ich, an Geist und Körper ein Krüppel, dich nie glücklich gemacht hätte. — Versprich mir, Mädchen, daß du für dein Leben sorgen, daß du mit ruhiger Ergebung und stillerem Schmerze an mich denken willst, für dich blühen noch viele Blumen —"

Er athmete rascher, kaum mehr hörbar waren seine Worte und oft unterbrochen, sein Lebenslicht flackerte nur noch.

„Marianne, küsse mich zum letzten Male, wenn dich der Hauch des Todes nicht schreckt —"

Sie sprang auf und hing an seinen Lippen.

„Rede nicht so, Richard," grollte sie weinend, „wüßte ich, daß dein Athem tödtlich sei, ich würde ihn freudig in mein innerstes Leben saugen."

Der Kranke lächelte verklärt, drückte mit beiden Händen Mariannens Haupt an seine Brust und schaute ruhig und gefaßt nach Oben. In diesem Augenblicke ließ sich der schmelzende Gesang eines Rothkehlchens, das auf dem Lindenbaume saß, durch die Lucke vernehmen, ein leises Lüftchen wehte durch die Blätter, diese nickten von der Sonne vergoldet weithinein in die traurige Kammer, und als Richard die letzten Zeichen des fern von ihm verrauschenden Lebens, die letzte Mahnung des für ihn verlornen Frühlings vernahm, seufzte er, und war nicht mehr!

Das Rothkehlchen sang noch immer, die wiedererwachte Natur entzückte dieses vernunftlose Geschöpf des Waldes, und glücklicher als der Mensch, der sich jeden Genuß grübelnd verbittert, schmetterte es unbewußt der traurigen Nachbarschaft seine melodische Weise durch die Luft fort. Es war ein schöner Todtengesang für den Entschlummerten, der keinen Frühling mehr genießen sollte.

Marianne, als sie bemerkte, was vorgegangen, ließ, überspannt vom heftigen Schmerze, ihr kummerschweres Haupt auf das kalte Antlitz ihres jetzt reichen und glücklichen Richard sinken!

9.

»Dummer Einfall das von einem Menschen, läßt sich in meinen Gasthof bringen und stirbt!« — brummte der Wirth vom »goldenen Hirschen," indem er so eben die verhängnißvolle Kammer verließ und über die Stiege hinabschlenderte, „wird wieder ein Gerede unter den Leuten geben und Aufsehen machen, als wenn man da einen abgethan hätte! Aber soll mir wieder so ein Schmarotzer kommen und bei mir sterben wollen, ins Spital mit ihm, werde ich schreien, mein Gasthaus ist kein Beinhaus! Und die Jungfer da bei ihm, weiß Gott, wo die hergelaufen sein mag, unterhält sich mit dem Todten, als wär's ihr frisch angekommener Liebster," so raisonnirte er fort und war eben im Begriffe, über den Hofraum dem Gastzimmer zuzuschreiten; da fühlte er an seinem Arme eine leise Berührung, er dreht sich um, und die Jungfer, die er bei dem Todten gesehen, stand vor ihm.

„Herr Wirth," sprach sie stille, „darf ich also hoffen? ich bin arm, aber wenn ich ihnen durch meine Dienste —"

„Schon gut," sagte der Angeredete, »der Todte muß seine Ruhe haben, ganz richtig, und in meinem Hause kann er auch nicht bleiben, also muß ich ihn schon begraben lassen, sei die Jungfer nur ruhig, so unbarmherzig sind wir nicht, daß wir einem Todten die letzte Handvoll Erde versagten."

„Sie sind ein guter, edler Mann," stammelte Marianne, »ich will diese Menschenfreundlichkeit nie vergessen, aber geben Sie mir auch Gelegenheit, meine Dankbarkeit zu zeigen, in ihrer Hauswirthschaft, werden Sie wohl eine dienstwillige Magd nicht für überflüssig halten, o lassen Sie mir die Freude, für Sie arbeiten zu dürfen, Sie haben vielleicht Kinder, edler Mann, doch nein, Sie kennen mich nicht, sein Liebstes vertraut man nicht gleich Jedem an, der sich dazu erbietet, aber vielleicht bin ich auf dem Felde zu gebrauchen?"

Der Wirth wußte nicht, wie ihm geschah, sein Unmuth war wie weggehaucht, er sah das Mädchen staunend an, sah in das aufrichtige Auge, in die abgehärmte Miene desselben und sein immer biederes Herz wendete sich schnell diesem sonderbaren Wesen zu. So hatte noch kein Mädchen zu ihm gesprochen, die schöne Gesinnung der Dankbarkeit war ihm noch nie in so adeliger Art vorgekommen, er dachte, es müsse traurige Erfahrungen gemacht haben, sei vielleicht allein, ohne Freunde, ohne Ältern, und das war ihm genug; wohlwollend reichte er der Jungfer seine Hand, denn er war wirklich Vater!

»Wir werden bekannter werden, meine Liebe," sprach er freundlich lächelnd, »sie gefällt mir, bleibe sie nur bei mir im Hause, es ist ausgemacht! Kann die Jungfer kochen, he? Und dann meine beiden Kleinen, sie hats errathen, sie kann wohl recht sanft mit der unschuldigen Brut thun?"

„Führen Sie mich zu ihnen," drängte Marianne.

Der ehrliche Wirth war ganz eingenommen.

„Aber die Jungfer muß aufrichtig sein und mir Alles erzählen, was sie erlebt. Sie versteht mich schon, Niemand kauft gern die Katze im Sack, mit ihrem redlichen Geschichten bin ich schonzufrieden, und es wird auch, glaub' ich, inwendig nicht schlimm aussehen."

Marianne küßte ihrem Wohlthäter die Hand. Solche Behandlung that ihrem wunden Herzen wohl, diese Art von Güte war ihr nie zu Theil geworden, sie mußte vater-, mutterlos gewesen sein!

Der Wirth sah wohlgefällig auf das niedliche Wesen herab, fuhr mit der Hand besänftigend über ihren blonden Scheitel, preßte im vollen Maße seiner Freundlichkeit mehrmals ihre Finger zusammen, kneipte sie ins Kinn, sah wieder in ihr Auge, lächelte und wollte gar nicht begreifen, wie er Anfangs so ungehalten werden konnte.

„Und noch Eins," flüsterte er sanft verweisend, „geh' sie mir nicht mehr da hinauf zu dem Todten, er sieht wie der Knochenmann selber aus, todt ist todt und verträgt sich niemals mit Lebendig."

Marianne sah schmerzlich nach der Lucke, die Trennung von diesem theuren Leichname fiel ihr schwer.

„Nur noch einmal, das letzte Mal noch," flehte sie, um Abschied von ihm zu nehmen, bei ihm zu bethen, und dann mögen Sie ihn der Erde geben. Ich will Ihnen Alles, Alles erzählen, mein gütiger Wohlthäter, und Sie selbst werden diesem Todten eine Thräne nachweinen."

Gerührt, und ohne ein Wort dagegen zu erwiedern, entließ der Menschenfreund das flehende Mädchen, das rasch und freudig hinauf schwebte in die Kammer des Todes, als gings zu einem Hochzeitsschmause. Der Wirth blickte der Enteilten sinnend nach, rückte dann sein Käppchen auf dem Kopfe hin und her und verzog den Mund zu einem Lächeln, das aber nur eine andere Bewegung seiner Gesichtszüge unterdrücken sollte. Dann schritt er, offenbar mit sich zufrieden und im erhebenden Bewußtsein einer guten That, langsam dem lärmenden Gastzimmer zu.

(Schluß folgt.)

Ein merkwürdiger ungarischer Krieger.

Gegen Ende des Jahres 1837 starb zu Kaschau in Oberungarn ein pensionirter Major, der wohl wenig Kameraden zurückgelassen haben wird.

Nosdrovitzky ist der Name dieses Ehrenmannes. Geboren bei Kaschau im Jahre 1740, wurde er in seinem siebenzehnten Jahre gemeiner Füsilier, diente 40 Jahre, und brachte es bis zum Hauptmanne; mehrere Blessuren hinderten ihn, weiter zu dienen; er trat daher 1797 in Pension mit Majorstitel, und bezog selbe netto 40 Jahre. Er starb 1837 im 97. Jahre seines Lebens. — Merkwürdig ist das Verhältniß der Dienstjahre zu den Zeitjahren, 40 geboren, 40 gedient, und 40 pensionirt. Mit 17 Jahren Soldat, 97 pensionirt, 97 Jahre alt geworden, und anno 37 gestorben. Hier lauter 7 — dort lauter 4. — Ferner erlebte er fünf Souveraine, unter welchen Maria Theresia und Franz, Erstere netto, und Letzterer über 40 Jahre regierte!

Sit tibi terra levis! A. B.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

In der 4. Vorstellung, der nun schen beliebten komischen Oper: „Czaar und Zimmermann," welche Samstag den 29. October Statt fand, legte Dlle. Lutzer eine vom Hrn. Kapellmeister Proch componirte Arie ein. Gegen diese Einlage wäre nicht mehr und nicht weniger zu sagen, als gegen die meisten Einlagen überhaupt: d. h. sie paßt nicht zur übrigen Musik, allein der eben ausgesprochene Vorwurf gewinnt eine etwas größere Bedeutung der von Hrn. Erl gesungenen Einlagsariette Gransfeld's gegenüber, welcher letztere seine eigene Individualität verläugnend, eine der übrigen Musik im Style und Charakter ganz homogene Piece schuf, während die neue Arie nur ein ganz getreuer Abdruck Proch'scher Compositionsweise zu nennen ist. Übrigens ist sie melodiös, brillant und effectvoll geschrieben, und wurde von unserer Gesangsvirtuosin mit solch' einer Vollendung vorgetragen, daß sie dem entzückten Auditorium die Wiederhelung leisten mußte. Siam' chi siamo.

Concert-Revue.

Concert des Fräulein Anna v. Ottenburg, Sängerin aus Prag, vorgestern den 3. October Mittags um ½ 1 Uhr im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde.

Wir sind keineswegs gesonnen, über diese noch so jugendliche Sängerin absprechend urtheilen zu wollen, weil wir in den Beifall des Publikums nicht völlig mit einstimmen können, jedenfalls ist es aber Pflicht der Kritik, sie aufmerksam zu machen, daß sie noch nicht jene künstlerische Reife erlangt habe, die sie berechtigt, Kunstreisen zu machen. Eine hübsche Mezzosopranstimme, der nur etwas mehr Stärke und Weichheit zu wünschen wäre, ziemliche Coloratur, aber Kälte im Vortrage, dieß sind die Vorzüge und Nachtheile dieser Concertdebütantin, welche eine Arie aus Titus, eine aus Bianca und Falliero von Rossini und zum Schlusse die Ballata aus Tasso von Donizetti, wie gesagt, mit Beifall vortrug. Die Nebennummern waren, eine Reissiger'sche Ouverture, die von dem Orchester des Josephstädter Theaters unter der Leitung des Hrn. Groidl musterhaft executirt wurde, der Schmetterling v. G. Seidl, von Mad. Rettich vortrefflich vorgetragen, ferner das Hummel'sche A-dur Rondo mit Orchesterbegleitung (auf dem Zettel war fälschlich as-dur angegeben), gespielt von Dlle. Henriette Heibereich, einer sehr talentvollen Schülerin der Concertistin Dlle. Nina Sedlaf, und einer Phantasie von Kummer von dem Cellisten Herrn Selmar Bagge mit viel Ausdruck gespielt. — Daß sämmtliche Vortragende gerufen wurden, ist sehr natürlich, da man weis, wie schnell man in unsern Concertsälen zu einem Ruf gelangt. Der Besuch war ein zahlreicher zu nennen. S.

Noah.

Großes Oratorium, Text von Hrn. Adami, Musik von Hrn. Professor Preyer, gegeben Sonntag den 30. October zum Besten des unter dem Schutze ihrer Majestät der Kaiserin Maria Anna, stehenden ersten Kinderspitals am Schottenfeld.

Im Styl und Form verschieden von allen andern Arbeiten dieser Gattung, hat dieses Oratorium nun bei zwei Aufführungen dem Publikum sehr gefallen. Man weis, wie oft, und mit Recht, eine strenge und gründliche Kritik in Opposition mit der Meinung des Publikums steht, man weis aber auch, daß es nicht immer Zeit und Stunde ist, stolz das Haupt zu erheben und Richtersprüche zu verkünden, die nicht immer motivirt sein können, daher ein für alle Mal: Das Werk hat wieder gefallen, und hat viel von diesem Succesie der äußerst gelungenen Exekutirung zu danken, die in den Händen der HH. Lutz, Draxler, und der Dlle. Lutzer und Schwarz ruhte, Namen, die Bürge für die obige Behauptung sind. Der große Saal war überfüllt und beehrt von der Gegenwart unsers allerhöchsten Kaiserhofes. S.

Provinzial-Correspondenz aus Graz.

Im verflossenen Monate betrat Herr Gädemann vom Hamburger

Stadttheater als Heymann Levi, in „Paris in Eipeldau“ unsere Bühne und setzte sein Gastspiel bis 7. d. M. fort. Ein Chock von den herrlichen Produkten der Angelis'schen Muse, dieses Abgottes der nordischen Komiker ging spurlos über die Bretter, um nur das echte komische Talent des Gastes, der von unsern braven Komikern HH. Riener und Remark auf das beste unterstützt wurde, konnte einiges Interesse für diese schaalenwitz- und kraftlosen Geisteskindlein erregen. Ist gleich Hr. Gädemanns vorzüglichste Partie die obgenannte des Heymann Levi, so verdient er in den übrigen hier dargestellten Rollen, als Pfifferling (Schauspieler wider Willen, Ludig, Falsche Catalani ꝛc. ꝛc.) volle Anerkennung.

Hr. Erl, dessen ich schon in meinen frühern Referaten erwähnt habe, sang den Robert zum ersten Male als engagirtes Mitglied. Da diese Darstellung ohnehin schon besprochen wurde, so kann ich nur noch beifügen, daß das Publikum als die billige Kritik mit dem Engagement dieses Sängers vollkommen einverstanden ist, um so mehr, als Hr. Erl unter den manchen hier gastirenden Tenoristen der einzige war, der den meisten an ihn gestellten Forderungen entsprach.

In der zum Besten des Hrn. Henkel gegebenen Oper: „die Pariserinnen“ trat Mad. Fließ Ehnes als engagirtes Mitglied in der Partie der Elvire auf. Abgesehen von der so oft gerügten wiederwärtigen Manier der am Felde der Kunst erworbenen guten Namen, mit dem Kometenschweife eines am bürgerlichen Leben erhaschten zu verlängern, heißen wir Mad. Fließ jedenfalls willkommen, und spricht sich gleich Kritik und Publikum über die ersten Leistungen dieser Sängerin etwas zu lobenserhebend aus, so dürfte sie uns vielleicht demungeachtet, wenigstens theilweise für Dlle. Rettich Ersatz leisten. Unter den von ihr bis jetzt gesungenen Partien darf die der Romine (in der Nachtwandlerin) als vorzüglich erwähnt werden.

Von neuen dramatischen Produkten (Angelis abgerechnet) sahen wir Halm's „König und Bauer,“ die „Verlobung und ihre Folgen“ von W. Vogel, Scribe's „Fesseln“ und „ein Handbillet Friedrich II. oder Incognitos Verlegenheiten,“ Preislustspiel von W. Vogel.

Das letztere in Anlage und Durchführung gleich ausgezeichnet, wurde mit dem lebhaftesten Beifalle aufgenommen, und Hr. Chauer (Marktolitz) unserm ausgezeichneten liebenswürdigen Künstler, gebührt unstreitig die Palme des Abends; obwohl alle Mitwirkenden, so wie auch Hr. Ulram (Wirkfeld), der sich jetzt mehr und mehr zum Schauspiele hinneigt, vortheilhaft zur Rundung des Ganzen beitrugen. Nächstens mehr.

Neues aus Salzburg.

Wohl prangst du schon im Winterkleide, Juvavia, aber dafür hat die Kunst ihren Tempel geöffnet und lockt die vergnügungssüchtige Menschheit zu sich. Um in Prosa zu reden, seit dem 18. September haben die Vorstellungen im hiesigen Theater mit Holtei's „Perlenschnur“ begonnen, welches Stück am 3. October unter allgemeinem Beifalle wiederholt wurde. „Die Krone von Cypern,“ „Pauline,“ „Pfefferröschen,“ „Peter Graf von Szapary,“ „Griseldis.“ Als größere Stücke, so wie „Einen Jux will er sich machen.“ „Till Eulenspiegel,“ „Lumpacivagabundus,“ gingen bereits über die Bretter, ob die Hälfte glücklich, muß ich verneinen. Hr. Feistmantel ist wohl ein Komiker, aber ein komischer Komiker, der im Stücke: „Einen Jux will er sich machen“ total durchfiel. Überhaupt ist das hiesige Publikum an höhere Genüsse gewöhnt, als uns leider dieses Jahr geboten werden und wenn wir auch die HH. Rostock, Gündler, Wiebe, Voll und Vanini ausnehmen, so wie den Damen Rostock, Voll und Dorville die gebührende Ehre geben, so bleibt doch in Veredlung, im Ausdruck und mimischer Darstellung noch sehr viel zu wünschen übrig. — Nur mit leisem Schauder gehe ich zur Oper über; die classische „Norma“ wurde so schlecht gesungen, daß sie der Ruhm des Meisters vor dem Falle nicht schützen konnte; eine Schicksalsschwester steht ihr „der Liebestrank,“ am 21. d. M. gegeben, zur Seite. Als erste Sängerin gastirt hier Dlle. Schreiner und sang im „Freischütz“ die Agathe, besonders im ersten Acte, mit lobenswürdiger Fertigkeit; als Tenorsänger rivalisiren zwei Herren, Hr. Schmitt und Hr. Klapp; ersterem hat die Natur keine Stimme gegeben, aber er besitzt Repertoir; letzterer hat eine schöne Stimme und kein Repertoir; wer wird singen? Im „Nachtlager von Granada“ wurde Hr. Klapp stürmisch gerufen und er hat es wohl verdient; Hr. Schmitt als Max im „Freischütz“ gefiel weniger. In der „Preciosa“ muß ich noch des durchdachten Spiels der Dlle. Voll als Preciosa selbst erwähnen; sie sprach allgemein an. Hr. Hain, als Unternehmer, thut sein Möglichstes, das Publikum zufrieden zu stellen und fährt er in seinem Eifer so fort, so wird es auch noch geschehen, daß Jedermann das Schauspielhaus befriedigt verläßt. — An sonstigen Neuigkeiten gibt es jetzt wenig; Mozart und die Feierlichkeiten bei seiner Enthüllung bilden noch gern das Tagesgespräch; Sattler's herrliche Cosmoramen entzücken, wie überall das Auge. Kungaldier's Panorama wird fleißig besucht. Der Jahrmarkt ist vorbei, der Winter naht mit schnellen Schritten und die Gebirge rings liegen in ihren Todtenkleidern. Aber dessenungeachtet befand sich eine große Menge Menschen in der Hellbrunner-Allee, als ein Schnellläufer am 23. d. M. in 24 Minuten von Salzburg nach Hellbrunn und wieder zurück lief; derselbe erbietet sich, in zwei Tagen von hier nach München und wieder retour zu laufen; meinen Segen auf die Reise! — So lebe denn wohl, liebes Morgenblatt! sobald als möglich ein Mehreres von deinem Lira.

Tagsergebnisse.

(Ein Strafgericht unter den Zigeunern.) Der Wald Newforrest in der Grafschaft Hampshire in England war vor wenigen Wochen Zeuge eines seltsamen Schauspieles.

Unter einer uralten Eiche dieses Waldes versammelten sich an einem bestimmten Tage bei 400 Zigeuner, aus verschiedenen Orten, ja selbst aus ferngelegenen Provinzen, um hier ein Gericht über einen Verbrecher aus ihrer Mitte zu halten.

Sie bildeten vor der Eiche drei Kreise, in deren Mitte der Angeklagte, ein Mann von 30 Jahren, gestellt wurde; der äußerste dieser Kreise bestand aus den Weibern und Kindern.

Der Zigeunerhäuptling, ein Greis von 90 Jahren, mit schneeweißem Haupte und langem hängendem Barte, hielt dem Schuldigen in der Sprache seiner Genossen eine Strafrede, welche über eine volle Stunde währte.

Nach dieser wandte sich der Alte zu den übrigen Zigeunern und sagte ihnen auf gut englisch, daß der Zigeuner Lee, (so war der Name des Sträflings) nicht mehr ein Mitglied ihrer Genossenschaft sei, worauf er ihm in das Gesicht spuckte und den Rücken zuwendete.

Auf dieses öffneten sich die Kreise der Zigeuner, um den Ausgestoßenen durchzulassen, welcher aber nicht so leichten Kaufes davon kam, da jedes aus der Versammlung eine Birkenruthe schwang und dem Davoneilenden ein nachdrückliches Lebewohl mittheilte.

Nach Beendigung dieses Strafgerichtes löste sich die Versammlung wieder auf und die Zigeuner zerstreuten sich nach ihren nahen oder fernen Wohnungen.

Das Verbrechen, wegen welchem der Zigeuner von seinen Genossen verstoßen wurde, konnte nicht ermittelt werden.

Omnibus.

(Neuere Anwendung.) Als Lessing den Stein erblickte, den man an der Stelle errichtet hatte, wo der Dichter Kleist in der Schlacht gefallen war, sagte er:

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein?
Du wirst des Steines Denkmal sein!

Ließe sich nicht dasselbe von den Gutenberg-, Mozart-, Beethoven- und Kopernikus-Denkmälern auch sagen?

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Ochsenheim's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 133.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 5. November 1842.

Anna von Bretagne.

Historische Novelle von J. Kupelwieser.

Im Jänner des Jahres 1489 kniete in einem der Prunkgemächer des Schlosses Redon ein junges Mädchen von 13 Jahren, in ein dunkles Gewand gehüllt, auf einem Betschämmel. Ein unendlicher Schmerz, der sich in einem Strome von Thränen ergoß, trübte zum Theile den Glanz ihrer auffallenden Schönheit.

Von Zeit zu Zeit sendete sie ihre Blicke durch das hohe gothische, mit bunter Glasmalerei und zierlichem Schnitzwerke versehene Bogenfenster hinaus auf die weiten schneebedeckten Flächen der Bretagne, welche wie ein großer weißer Mantel ausgebreitet vor ihren Augen lagen. Es schien, als ob sie in der Entfernung einen Gegenstand wahrnähme, der ihr Schreck einflößte, denn sie bedeckte zu wiederholten Malen in rascher Bewegung mit beiden Händen ihr reizendes Antlitz. Dieses holdselige Kind, das durch Ungemach und Leiden geprüft, gar bald zur vollendeten geistesstarken Frau heranwuchs, es war Anna von Bretagne, die Tochter des im J. 1488 verstorbenen Herzogs Franz II. Von ihr berichtet die Chronik, daß sie die weiseste, die schönste, die reichste und vollkommenste Prinzessin ihrer Zeit war, auf deren Angesicht die Herrschaft und die königliche Würde ausgedrückt waren. Ihre Mutter Margaretha von Foix ward ihr frühzeitig durch den Tod entrissen, seitdem war sie jeder Stütze beraubt, und mußte noch überdies die Mitglieder ihres Rathes in Parteien zerfallen sehen. Selbst das Heer, deren Führer namhafte Forderungen an Anna's Vorfahren zu haben vorgaben, war in einen Zustand der Gährung gerathen, und belagerte die Fürstin in Redon.

Was Anna so sehr in Schrecken versetzte, war der Anblick des Heeres, dessen Reiterei schwimmend über den Strom setzte, und sich allmälig den Bollwerken näherte.

Jetzt ertönte die Sturmglocke in der Stadt Redon, die Einwohner drängten sich nach den Wällen, und Anna's Frauen flohen erschrocken in das Gemach, wo sich ihre Gebieterin befand, um mit ihr zu klagen und zu weinen. — Da ward es mit einemmale hell in Anna's Geiste, der Augenblick trat ein, der ihren Herrscherberuf beurkundete, und das erst noch furchtsame, erschrockene Kind ward plötzlich zum heldenmüthigen, entschlossenen Weibe, das mit edlem Stolze und zuversichtlicher Beharrlichkeit den Stürmen des Geschickes entgegentritt. Sie fing an zu begreifen, daß es an ihr sei, den Übrigen als Beispiel des Muthes vorzuleuchten, und indem sie sich an eine der erschrockenen Frauen wendete, fragte sie diese mit scheinbarem Gleichmuthe um die Ursache ihrer Bestürzung.

Kaum hatte diese ihre Antwort beendigt, als Anna mit völlig kaltem Ernste zu sprechen fortfuhr: „Was würdest du erst dazu sagen, wenn du so wie ich wüßtest, daß mein Vormund der Marschall Riena, darüber entrüstet, daß ich meine Hand dem 40jährigen Aloin d'Albert, seinem Schützlinge, abschlug, unsere Partei verlassen, und sich in die Reihen unserer Feinde gestellt hat? Der gute Marschall glaubt sich noch in jener Zeit, wo er gegen seinen Herrn den König von Frankreich zu Felde zog — er irrt, wir werden ihm beweisen, daß wir trotz unserer weiblichen Kleidung und Schwäche dennoch weder den Klang der Waffen, noch den Rauch des Lagers scheuen. — Ists nicht so, Dunois?“ — Diese letzten Worte rief sie einem eben eintretenden Manne in voller kriegerischer Rüstung zu, dessen festes männliches Äußere einen Helden des Tages verkündete. In seinem Gefolge befand sich ein Mann im Magistratskleide, Namens Philippe de Montaubau, welcher die Stelle eines Kanzlers bekleidete.

„Wie sehr erfreut es mich, Euch so gefaßt zu finden, edle Herrin,“ erwiederte der Krieger. „Muth ist es, was wir jetzt vor allem bedürfen, und wie ich sehe, gebricht er Euch nicht. Guinecamp, Brest, Concomeau und noch mehrere feste Plätze sind gefallen, und selbst das Schicksal dieser Stadt, in welcher wir uns befinden, beginnt zu schwanken — gewinnt der Vicomte Zeit, sein Heer zu sammeln, so ist jeder Ausweg abgeschnitten. Es bleibt uns daher kein anderes Mittel mehr als schnelle Flucht!“

„Wie!“ rief Anna überrascht aus, „es gäbe kein anderes Mittel mehr?“ — „So ist es leider, Hoheit,“ entgegnete der Kanzler; „das Häuflein Eurer Getreuen ist geschmolzen, aber selbst diese geringe Anzahl fängt an zu murren, und wird wohl kaum einen neuen Angriff aushalten, denn es gebricht ihnen an allem Nöthigen. Ihr rückständiger Sold ward ihnen zwar in jener neuen Münze die auf Befehl Eures Vormundes aus Leder geprägt und mit Zinn überzogen wurde, ausgezahlt, allein die Krämer weigern sich dieses Geld anzunehmen, ohnerachtet man Euer Bildniß darauf geschlagen hat, und somit ist jeder fernere Verkehr eingestellt, und die Noth hat ihren höchsten Gipfel erreicht, daher es auch meine unmaßgebliche Meinung wäre, den Rath des Grafen Dunois zu befolgen.“ — „Aber wohin werden wir uns wenden!“ fragte Anna in sichtbarer Bestürzung. — „Wüßte ich, daß Euer Vormund uns in Nantes aufnähme, so wäre dieses Mittel wol das sicherste, allein wir haben keine Zeit mehr zum überlegen, laßt uns die Stadt verlassen, so lange die Ausgänge noch frei sind. Die Noth ist die beste Rathgeberin, und haben wir nur erst im gestreckten Galopp die Ebene erreicht, dann bürge ich für Eure Rei-

tung und Eure Sicherheit, hohe Frau, oder ich wäre unwürdig Eurer Gnade," sprach Dunois.

(Fortsetzung folgt.)

Der Improvisator.

Eine Skizze aus der Alltagswelt.

Von

Alexander Sigl.

(Schluß.)

Zwölf Jahre nach diesen Begebnissen waren auf dem Kirchhofe des Marktfleckens B. mehrere Personen um ein offenes Grab herum versammelt, in das man so eben einen Sarg zu versenken bemüht war. Die Vordersten in der Reihe zeigten die unverkennbarsten Spuren tiefer Trauer; es war ein starkgewachsener schon ergrauter Mann, in dem man sogleich den Wirth vom „goldenen Hirsch" erkannte, dann seine Frau und zwei Knaben, die nicht mehr ferne vom Jünglingsalter zu sein schienen. Sie weinten beide, denn man begrub ihre Erzieherin, ihre treue Marianne!

Kurz vor dem Leichenbegängnisse hatte ein Ungewitter zu toben angefangen, der Regen fiel in Strömen auf die Leidtragenden herab und ein Orkan durchwüthete den ganzen Ort. Jetzt, als die letzte Erdscholle auf das Grab geworfen, und bald hernach ein hölzernes Kreuz auf demselben sichtbar ward, klärte sich der Himmel mit einem Male, die Sonne drang durch das zerrissene Gewölke und ein Regenbogen spannte sich hell und farbig über den ganzen sichtbaren Raum der Erde. Der Himmel war versöhnt, Marianne hatte ihre Schuld gebüßt!

Der aufmerksame Beobachter konnte überdies neben dem neu errichteten Kreuze ein älteres ersehen, auf dem nichts als die Namen „Richard Rose" zu lesen waren. Sie ruh'ten neben einander!

Auch in der Residenz war zur selben Stunde ein Kranz von Menschen vor einem Hause gebildet. Inmitten des Kreises lag eine weibliche Figur, deren schmutzige, verarmte Kleidung die Spuren der tiefsten Bettelhaftigkeit trug. Die Unglückliche hatte so eben durch einen Sprung aus dem vierten Stockwerke ihrem Leben ein Ende gemacht, und lag mit zerschmettertem Haupte, schon völlig todt auf dem Steinpflaster. Die Ursache dieses schrecklichen Entschlusses war bald bekannt. Sie sollte mehrerer Schändlichkeiten wegen zur gerichtlichen Verantwortung gezogen werden, und um der öffentlichen Schande zu entgehen, wählte die Gottvergessene diesen Weg. Es war Madame Weißenbach!

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Donnerstag den 3. November zum ersten Male: Künstlers Erdenwallen, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Julius v. Voß.

Der Verfasser dieses Lustspiels, den der flüchtig Lesende nicht mit dem berühmten Joh. Heinrich Voß verwechseln wolle, ist seit zehn Jahren todt. Das de mortuis nil nisi bene ist wohl ein schönes Wort, wenn wir vom Menschen sprechen, aber ein literarischer Verrath, wollten wir es bei dem Dichter in Anwendung bringen. Wir wollen hier nicht auf dessen poetisch dramatisches Wirken einen allgemeinen Maßstab anlegen und halten uns für heute nur an das zu besprechende Lustspiel.

Was hat der Dichter sich zur Aufgabe gestellt und wie hat er sie gelöst? Künstlers Erdenwallen ist eine passende Firma für den schweren Kampf der erhabenen Kunst mit dem gemeinen Materialismus, wie ihn Göthe mit ein Paar Linien skizzirt; allein hier galt es nicht, die eine Partei würdig zu vertreten und die andere zu profanisiren, sondern die entarteten Kinder der Poesie und ausübenden Musik, den Materialismus in der Kunst, in seiner entehrenden Blöße darzustellen.

Der Dichter hat uns also einen Begriff auf der Bühne vorgeführt und die Träger desselben sind „Magister Lämmermeier, genannt Strahlenduft, poetischer Künstler" und „Cäcilia Tempioni, Virtuosin auf dem Pianoforte." Alle übrigen Personen haben keine Selbstständigkeit und sind nur die willenlosen Fröhner einer ziemlich verworrenen Handlung. Wir wollen hier nicht strenge zu Gericht gehen; denn daß die dramatische Thätigkeit eines allgemeinen Begriffe die nothwendige Folge einer consequenten Handlung sein soll, ist, wenn auch keine unvernünftige, doch eine harte Forderung. Allein wenn wir diesen Mangel nachsichtig hinnehmen, so müssen wir auf der andern Seite unsere vollen Ansprüche geltend machen.

Magister Lämmermeier ist ein buntscheckiges Wesen, welches eine wirksame Färbung hat und mit seinem Reiz als Bühnengestalt sich brüstet; aber ist er auch der treue Repräsentant des frevelnden Schänders der gerechten Muse, des handwerktreibenden Literators; was er doch der Anlage nach sein soll? Er ist zwar mit allen Schändlichkeiten dieser Kaste gebrandmarkt, hat aber, wie doch Alles in der Welt, keine Lichtseite, um lebenswahr zu contrastiren, er hat einen engen Rock an, und kann doch nicht alle Falten ausglätten. Er hat Momente, welche die Vermuthung entstehen lassen, als sollte er der Kunst, der ernsten heiligen Schöpferin des Großen, Schönen und Wahren, den Spiegel ihres inneren Treibens vorhalten. Und welcher echte Künstler und Kunstfreund müßte sich nicht vor der bloßen Ahnung dieses Gedankens indignirt abwenden? Wir sagen es unverhohlen: dem Charakter des „Lämmermeier" fehlen die nothwendigen Grenzlinien der Wahrheit, die Tiefe der Lebensanschauung und Flachheit ist sein rechter Name.

Eine ähnliche Gestalt ist Cäcilia Tempioni, nur minder bühnenwirksam, und der Grundstein ihres Charakters ist Künstlerneid.

Hr. Carl La Roche und Mad. Fichtner gaben diesen beiden Rollen eine lebendige Seele und sind vorzugsweise zu nennen; die übrigen Mitwirkenden hatten wenig Gelegenheit, ihre reichen Talente zu zeigen. Das Stück sprach wenig an. Mlg.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am 2. d. M. wurden wir in diesem Theater mit einer einaktigen, von B. A. Herrmann aus dem Französischen bearbeiteten Farce, betitelt: Die Schrecken-Gewebe, bekannt. Bei dergleichen Pieçen, wo es sich gewöhnlich um recht viele Verlegenheiten handelt, ist man sonst gewohnt eine Herrenfelgeschichte zu erhalten, was aber hier nicht der Fall ist, und darum sei schon dem Lustspielchen vieles Lob nachgesagt. Ja es handelt sich hier um eine Lassargiade, welche freilich nur in Herrn Roses Kopfe spukt, der, nebenbei gesagt, als Privatleidenschaft die Verdachtjägerei treibt. Es ist nur schade, daß man bei diesem oder jenem Coups nicht recht einsehen kann, wie diese oder jene Person gerade so zu reden im Stande sei, daß sie gerade das, worauf die Verdachtsmotive des Hrn. Rose basiren, immer mehr und mehr bestätigt, wenn man nicht allenfalls in Erwägung zieht, daß in Frankreich der Zufall ein guter Mann ist, der auch den Lustspieldichtern dieses Landes gar Manches zu Gute kommen läßt, und, wenn es gerade der Moment will, Blinde sehen, Lahme gehen und einen Czaslauer Bürger in zwei Sekunden chinesisch reden machen kann. — O der Zufall ist in Frankreich gut, aber er kostet ja dort auch nichts, und darum kann schon ein Lustspieldichter mit ihm splendid sein. — Demungeachtet amusirt man sich und wahrlich, wenn jemand sich ein Stündchen lustspielmäßig unterhalten lassen will, möge er diese Schreckens-Gewebe jedenfalls berücksichtigen. Man muß lachen mit jeder Scene, weil man mit jeder neuen Situation für die vorausgegangene kritisch-besinnungslos gemacht wird, vielleicht könnte man sich sonst ärgern.

Nur der Schluß ist mangelhaft, wie bei allen französischen Produkten zu sehr mit der Scheere abgeschnitten; so wie es auch immer noch unbegreiflich bleibt, wie ein Verdachtsjäger auf solche Weise bekehrt werden könne. Das Eintreten des Eduard und die Erzählung seines Geschichtchens in der Schlußscene hätte eben so gut durch das Hereinspringen eines weißgewaschenen Pudels mit einer versiegelten Depesche in der Schnauze erspart werden können. Die Mitwirkenden trugen zur Zwerchfellerschütterung nicht wenig bei. Am meisten aber Hr. Findeisen und Hr. Lang; diesen zunächst Hr. Fröhlich und Mad. Frieb-Blumauer. Schdr.

Der Violinvirtuose Theodor Haumann in Wien.

Wie oft wird das Loos eines Musikreferenten beklagenswerth gefunden, und wahrhaftig, es hat seine Odiosa. Clavier-Concertistinnen ohne Tact und Vortrag, aber mit großer Salonberühmtheit, treten vor das Forum der Kritik; frühtreibende Musik-Tulpenzwiebel strecken uns ihre Keimchen entgegen; oder einst reiche Äste streuen noch ihre vergilbten Blätter in den Concertsaal und doch soll man Gott geben, was Gottes und — dem Menschen, was des Menschen ist. Qual- und geistreich windet sich zuweilen ein Referent durch eine Summe erlaubter und nothwendiger Rücksichten, und während er oft durch eine zweckberechnete Milde der Kunst und ihren Jüngern zu nützen glaubt, kann der Leser seines Referats nicht begreifen, wie dem Kritiker doch so Vieles entging, und er hält ihn ohne Bedenken dem Schicksale des Marsyas werth. — Indessen „komme denn, was kommen mag," die Sache hat auch ihre Sonnenseite; wer nicht vor Tische das Concert besucht, um den Appetit angenehm reizen zu lassen, und nach Tische eine Recension schreibt, um dabei eine Geistes-Siesta zu halten, der freut sich hoch, wann eine echte Künstlernatur vor uns hintritt; denn während Sie alle, meine schönen Damen, höchstens still entzückt sein oder einen kleinhändigen Beifall klatschen können, darf der Rezensent mit dem Künstler über seine heiligen Geheimnisse sprechen, darf ihm sagen: Du bist ein Künstler und „Freund, ich liebe Dich!" — In diesem Falle sind wir mit Hrn. Haumann. Wahrhaftig, die Natur hat Hrn. Haumann (wie ein großer Theil des Publikums fand) nicht blos eine gemilderte, äußere Ähnlichkeit mit Paganini gegeben, er ist auch, wie dieser, ein wahrer Künstler, obwohl die Weise, sich in seinem Fache zu geben, eine geänderte ist. Wir waren auch nicht so glücklich, bei dem Anhören von Haumann's Production unsere Phantasie in das fadenscheinige Gewebe der Nacherzählung biographischer Skizzen zu stecken, wie der geistreiche, witzige Dichter Heine beim Spiele Paganini's thut, um mit seiner Beschreibung einer sterbenskranken Dame galant einen infernalischen Vorgeschmack zu geben („Salon" 3. B.), wir hörten blos aufmerksam und bewundernd den Meister und dazu braucht es keiner frösusreichen Phantasie eines Heine. — Hr. Haumann läßt sich nicht mit stereotypen Rezensenten-Floskeln abthun, da über technische Vorzüge seines Spieles nichts zu sagen ist; denn dergleichen setzt sich voraus, obwohl nicht immer in so hohem Grade. Wir machen auch aub rosa unser honnettes Staccato und suchen unsere Doppelgriffe ziemlich gehäbig zusammen und befinden uns recht wohl dabei; aber bei Hrn. Haumann gibt es um ein Merkliches mehr. Ein großer, runder Ton, prächtige Bogenführung mit allen daraus erfließenden Vorzügen, scharf markirtes Staccato im zartesten Piano, besonders schön bei Herabführung des Bogens; Spiccato in allen Formen, wundervolles Schwellen des Tones, der höchste Grad von Geläufigkeit und Sicherheit der linken Hand in Doppelgriffen, Sprüngen, in Octav- und Decimen-Gängen, Flageolett ꝛc. ꝛc. und dies Alles mit einer Leichtigkeit, die ein seit Jahren gefundenes Zuhausesein in dieser Klippenwelt verräth! — Und doch macht dies Alles noch nicht den Künstler und ist auch nicht Hrn. Haumann's größter Vorzug; dieser thront in Hrn. Haumann dort, wo Anerkennung ihm die Brust mit Orden schmückte; sein ungewöhnlich schöner Vortrag ohne kokettirende Affectation mit obligaten, elegischen Mienen und zarten Gesten, in welchen Behelfen so häufig Clavier- und Violinspieler und besonders Sänger ihr Herz wie in einem geschnörkelten Rococo-Rahmen gefaßt tragen; — das innigsterfaßte, charakteristische, geistreiche Wiedergeben der Composition, verbunden mit dem gemüthreichen Vortrage, ist, glauben wir, das, was Hrn. Haumann's Spiel als ein hervorragendes bezeichnet.

In seinem ersten Concerte spielte der Künstler: 1. Grandes Variationes sur la Tirolienne de la Fiancée. 6. Grande, Scena aus der Oper „Lucia di Lammermoor" ꝛc. 7. Fantaisie brillante, alle drei Nummern von seiner Composition. Die Composition dieser Concertstücke, mit Ausnahme der 1. Nummer, bewegt sich in dem modernen, zuweilen wohl ein wenig zu pikant werdenden Genre; indessen liegt die Ursache theils in dem Bestreben der Auffindung neuer Schwierigkeiten, theils in der nothwendigen Aufgabe, derlei Pracht-Exemplare, nach so viel, in diesem eigentlich am wenigsten unerschöpflichen Style Gehörten, möglichst neu und interessant zu machen. Übrigens fehlt es in demselben an sehr schönen Gesangstellen nicht. Die Variationen hingegen nähern sich, nach unserer Meinung, dem, nie seinen schönen Zweck verfehlenden Style Mayseder's und wurden vom Concertgeber auch ganz demgemäß vorgetragen. Sehr schön ist die 1. und besonders brillant die 4. Staccatovariation, welche auch vom Publikum besonders ausgezeichnet wurden. Wenn wir übrigens noch Einzelnes erwähnen dürfen, so war die Phantasie rücksichtlich der sehr interessanten Veränderung des ersten, zur Variation nicht sehr dankbaren Themas, und der herrliche Vortrag des „Schlummerliedes" als zweites Thema dieser Phantasie vorzüglich zu bezeichnen. Ungeachtet allgemeiner Beifall jede Nummer lohnte, so sprach sich derselbe aber am lautesten nach dem Beriot'schen Rondo russe aus, welches der Concertgeber als 4. Nummer gab; ein nicht unbedeutender Theil des Applauses dürfte aber dieser wunderschönen Composition beizumessen sein. Wir hörten dieselbe vom Compositeur selbst spielen, und wer wird diesen Humoristen der Violinspieler, im edelsten Sinne des Wortes, je vergessen? — wer kann Beriot's Compositionen so spielen, wie Beriot selbst? — Es dürfte viel für Hrn. Haumann's Virtuosität zeugen, daß er von dem nicht vergeßlichen Wiener Publikum mit diesem Tonstücke den meisten Beifall erhielt.

Hr. Haumann wurde nach jeder Nummer und am Schlusse einstimmig gerufen.

Die übrigen Stücke dieses Concertes waren: Die Arie der Rosine aus dem „Barbier von Sevilla," gesungen von Fräulein von Ottenburg, welche einigen Beifall erhielt. Über die Wahl dieses Concertstückes glauben wir, ohne dem gefeierten Maestro nahe zu treten, die Bemerkung nicht umgehen zu können, daß wir es seit mehr als zwei Decennien oft genug gehört haben.

Hr. Hölzel sang Schubert's Lied: „Der blinde Knabe," mit richtigem Gefühle und wurde beifällig gerufen.

Vom Orchester wurde Weber's herrliche Oberon-Ouverture unter der Direction des Hrn. Helmesberger, mit besonderer Würdigung von Seite des Publikums, vorgetragen, so wie die vorzügliche Begleitung der Concertstücke lobende Erwähnung verdient.

Wir hoffen, den Künstler in seinen folgenden Concerten wohl vor einem größeren, wenngleich vor keinem minder empfänglichen Publikum zu hören. Thalhof.

Concert

der Dlle. Bertha Lewig, Donnerstag den 3. November Mittags um ½ 1 Uhr im Musikvereinssaale.

Im Heere der Pianisten wird gegenwärtig auf eine für das Publikum bedrohliche Weise exerzirt, und bereits haben einige solche Exerzitia öffentlich Statt gefunden. Unter den, von Dlle. Lewig zu Hause exerzirten, und im Musikvereinssaale vorgetragenen Etuden, gefiel die in A-moll von Thalberg am meisten, dagegen war der Vortrag der Tell-Phantasie gänzlich mißlungen zu nennen, und Dlle. Lewig hätte besser gethan, diese schwierige Piece, an deren Vortrag schon zwei Concertisten gescheitert sind, nicht zu spielen. Unterstützt wurde die Concertgeberin von Dlle. Jetti Müller, die ein langes Gedicht declamirte: „Sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens, von dem Gedichte sprecht mir nicht." Hr. Selmar Bagge trug eine Phantasie über ein Thema aus Montecchi mit viel Fertigkeit vor und ein Tenorist stellte sich mit einer Mozart'schen Arie den Angriffen der Kritik blos, die ihn aber schonend behandeln will, falls er es bei diesem verunglückten Versuche bewendet lassen will. Der Besuch hätte zahlreicher sein können und der Saal wäre noch leer zu nennen gewesen. B. ch. s.

Theatralisches.

Der Tenorsänger Herr F. Bigl und dessen Gattin, welche beide, verflossenen Sommer bei Herrn Direktor Pokorny engagirt, durch ihre Leistungen auf der Badner Bühne gewiß noch in freundlicher Erinnerung des Publikums stehen, haben auf dem königlich-städtischen Theater in Brünn mit ausgezeichnetem Erfolge gastirt. Herr Bigl sang am 20. v. M. den Alamir in der Oper „Belisar," am 25. den Olaf in der „Ballnacht," am 28. zu seinem Benefice die Arie mit Chor im 1. Akte der „Norma" und den Part des Robert im 4. Akte der Oper „Robert der Teufel," in welcher Mad. Bigl die Partie der Prinzessin sang. Die Wiederholung mehrer Nummern wurde unter vielem Beifalle verlangt und den beiden Gästen ward die Ehre eines mehrmaligen, einstimmigen Hervorrufens zu Theil. Der eben in Brünn anwesende Herr Direktor Stöger hat das junge Künstlerpaar auf mehrere Jahre für die Prager Bühne engagirt.

Wie man vernimmt, soll Meyerbeer wirklich die unvollendet hinterlassene Oper Weber's zur Beendigung übernommen haben.

In Linz ging Nestroy's Posse: „Einen Jux will er sich machen," mit dem größten Beifalle über die Bretter, wie dies noch überall stattfand, wo sie gegeben wurde. Selten haben die gemachten Jure in unserer furreichen Zeit so allgemein angenehme und vortheilhafte Folgen.

Die einst längere Zeit in St. Petersburg engagirte Sängerin Gabrielli ward durch die ihr gewordene Bewunderung ermuthigt, einen Jahresgehalt von 6000 Silberrubeln anzusprechen. Katharina II. wies diese Bitte mit den Worten ab: „Wie soll ich eine Sängerin mit meinen verdientesten Staats- und Kriegsmännern gleichstellen, von denen kaum Einer einen solchen Gehalt bezieht." In unseren Tagen ziehen wir nicht mehr so verständige Parallelen zwischen Pirouets und Wunden, und gerade der Sprache entgegen hat „der Verdienst" einen Plural wo ihn „das Verdienst" keinen — entbehrt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Madame Ohlin, eine Frau, durch ihre Schönheit eben so berühmt, als durch die Lebhaftigkeit ihres Charakters und durch ihre Abenteuer, — Directrice einer Schauspielergesellschaft in Königsberg und besonders ausgezeichnet in der Rolle der Lucretia, auf deren Darstellung jedoch ein Mitglied ihrer eigenen Truppe, der Schauspieler Siegmund, eine Satyre geschrieben hatte. Eines Abends sprach die Ohlin mit all ihrem erhabensten Pathos einen Prolog aus Anlaß der Vermälung einer Prinzessin von Preußen, als hinter der Scene ein heftiger Wortstreit sich vernehmen ließ, und plötzlich der Schauspieler Quartal, damals erklärter Liebling der Directrice, den Siegmund, in welchem er den Autor der Satyre entdeckt hatte, scheltend vor sich her auf die Bühne trieb und im Angesichte eines zahlreichen Publikums ohrfeigte. Auch die Directrice fiel über den Pamphletisten her, zu dessen Schutz jedoch von der andern Seite der Scene sein Freund und College Radimin herbeieilte, und mit einer Hetzpeitsche in das Gewühl des Handgemengs sich stürzte. Weil jedoch dem in einer Loge anwesenden Markgrafen Friedrich von Schwedt der Auftritt zu lange währte, schickte er seine Bedienten auf die Bühne, welche mittels einer allgemeinen Durchprügelung Frieden und Ruhe wieder herstellten. Der Vorhang fiel, und nach einer kurzen Symphonie wurde Prolog und Stück voll Anstand und ohne weitere Störung recht gerundet durchgeführt, ohne daß das Publikum von dem unerwarteten Intermezzo eine besondere Notiz zu nehmen schien.

Literarisches.

(Naturdichter.) Von einem Strumpfwirker in Apolda, Namens Kühn, von welchem bereits die Thüringia einige Proben seines poetischen Talentes brachte, erscheint mit Beginn des nächsten Jahres eine Gedichtsammlung unter dem Titel: Blumen.

In England macht jetzt ebenfalls ein neuer Naturdichter großes Aufsehen. Derselbe sitzt jedoch bei Abfassung seiner Gedichte nicht auf dem Pegasus, sondern auf dem — Bocke — denn er ist ein Kutscher.

(Karoline Leonhardi-Lyser.) Die letzte Production, welche diese begabte Improvisatorin in dem städtischen Redoutensaale in Brünn gab, wurde von dem ziemlich zahlreich versammelten Publikum sehr beifällig aufgenommen. Besonders gefiel die Improvisirung des Lustspiels: Schriftsteller und Kritiker, nach einem gegebenen Plane.

Am 27. Oktober gab Karoline Leonhardi-Lyser eine Improvisation im Casino zu Olmütz, und wurde nach jeder Piece ebenfalls mit lebhaftem Beifalle ausgezeichnet.

(Das allgemeine Theater-Lexikon von Blum, Herloßsohn und Marggraff) nähert sich seiner Vollendung. Es sind die ersten Lieferungen des sechsten Bandes erschienen, die bis in den Buchstaben S reichen. Es ist ein erschöpfendes, gediegenes Werk über dramatische Kunst und Literatur, die Tonkunst mit inbegriffen, wie Deutschland bisher keines besaß, unentbehrlich jedem denkenden Künstler, dem sein Fach am Herzen liegt, belehrend und anziehend für den Kunstfreund. Die Artikel über Architektur, Costume, Garderobe, die biographischen Artikel, dann die Geschichte sämmtlicher deutschen, so wie der vorzüglichsten Theater des Auslandes, sind mit einer Sorgfalt und Genauigkeit behandelt, welche die vollste Anerkennung verdient.

(Ein moderner Dichter.) Ein Herr Leopold Moltke, welcher aus seinen neueren Gedichten: Ufermuscheln benannt, Proben in der Warte an der Donau bringt, reimt dort unter andern:

Ich kehrte ja so gern' nicht
In jenen Bau zurück,
Und weidete, bis sternlicht
Das Firmament sich schmück'
An meines Berges Fernsicht
Den nimmersatten Blick.

Wir gönnen Herrn Moltke herzlich gern seine Bergschau, nur verschone er uns, um Apollo und der Musen Willen mit solchem Reimgeklingel.

Omnibus.

(Das Faß riecht nach dem Häring.) Ein französischer Marschall zur Zeit des Kaiserreiches hatte eine junge, schöne Frau, die sich mit vielem Geschmacke zu kleiden wußte, die voll Anmuth in ihren Bewegungen und ihrer Haltung, mit Einem Worte bezaubernd war; allein ihre Bewunderer waren entzaubert, so bald sie den Mund öffnete.

Eines Tages, da sie in einem der ersten Cercles an einem Spieltische saß, und im Verluste war, rief sie, nachdem sie lange an sich gehalten hatte, mit einem Fluche, der glimpflich übersetzt, etwa heißen mochte: „Ich schier' mich den Henker darum, va tout!" — und stieß dabei den letzten Haufen Goldes vor sich hin.

Plötzlich waren Aller Augen auf sie gerichtet, und hie und da vernahm man ein leises Gemurmel.

Sie merkte ihr Versehen, und corrigirte sich mit den sanfteren Worten: „Va tout! ich schier' mich nicht den Henker darum.

Die Frau Marschallin war einst Marketenderin gewesen.

(Amusantes.) „Die Ehen werden im Himmel geschlossen," sagte Jemand.

„Ja wohl," erwiederte ein junger Ehemann, „ich war kaum zwei Tage mit meiner Frau verheiratet, so war ich über sie wie aus den Wolken gefallen."

(Ein durchgegangenes Locomotiv.) Am 1. Oktober setzte sich in dem Bahnhofe zu Buckau bei Magdeburg eine Locomotive, deren Lebenskraft man erloschen glaubte, plötzlich in Bewegung und eilte mit Blitzesschnelle, ohne Jemand zum Führer zu haben, passirte im Fluge die Station Schönbek und machte erst zu Gnadau Halt, wo sie ihren letzten Dampfathem aushauchte. Dem Vernehmen nach ist kein sonstiges Unglück mit diesem seltsamen Ereignisse verbunden.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Vein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Gerlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 134.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 7. November 1842.

Poesie und Politik.

Ihr mögt kein Lied mehr lieben,
Das nicht zur Schau gebracht,
Was heut' die Welt getrieben,
Und wie sie schläft und wacht.

Ein pfiffig-rechnend Gleißen
Und viel polit'schen Schein,
Und wie die Künste heißen, —
Bringt nur in's Lied hinein!

Die Staatskunst, wohlberitten
Im Verse, viergefüßt,
Du siegst, eh' du getritten,
Als Jamben-Cavallerist.

Er treibt zu Federthaten,
Und zwickt die Reime wach,
Und was der Gans gerathen,
Das thut die Feder nach.

In's Paradies zu dringen,
Der Dichtung aufgethan,
Schiebt sich in Schlangenringen
Die Politik heran.

Der Altar ward zum Herde,
D'rauf kocht es nun und brät,
Das schwanke Küglein Erde
Habt ihr am Spieß' gedreht. —

Nicht darf Gefühl sich heben,
Die Rose ist verdorrt:
Ihr habt poetisches Leben
Politisch abgeschwort.

Ihr spannt der Dichtkunst Schleier
Als Netz dem Fliegenschwarm,
Und mit Apollo's Leier
Heizt ihr den Winter warm.

Kämpft mit dem Schwert', dem Worte,
Für Wahrheit und für Recht;
Doch um der Dichtung Porte
Schlingt Blumen zum Geflecht!

Fr. v. Kralovics.

Anna von Bretagne.

Historische Novelle von J. Kupelwieser.

(Fortsetzung.)

Anna schien erst einige Zeit zu überlegen, dann aber von dem Musketenfeuer, welches allmälig auf den Wällen hörbar wurde, und durch den schauerlichen Klang der von neuem ertönenden Sturmglocke aus ihren Träumen erweckt, rief sie, wie von einem plötzlichen Entschlusse begeistert dem Grafen zu: „Ich will Euerm Rathe folgen, Dunois, und vertraue Eurer Tapferkeit, aber erwägt wohl, wie ihr Euer Wort vollführt, das Schicksal und die Wohlfahrt eines Landes liegt in Euren Händen.

„Ich rett' Euch, Herrin, Ihr habt mein Ritterwort!" — Diese letzten Worte rief der Graf indem er aus dem Saal stürzte, um die nöthigen Anstalten zur Abreise zu treffen. In weniger denn einer Viertelstunde war er mit den Zurüstungen fertig. Ein Geleite von hundert Edelleuten zu Pferde, sämmtlich Vasallen des verstorbenen Herzogs und auserlesene Männer von seltenem Muthe und erprobter Tapferkeit erwarteten die Prinzessin im Hofe des Schlosses. Sie waren in völliger Kriegsrüstung, und aus ihren Blicken strahlte eine Zuversicht, welche jeder Gefahr Trotz bot.

Endlich öffnete sich die Pforte und Anna trat hinaus auf den Söller — niemals war sie schöner, niemals reizender, als in diesem Augenblicke. Sie war in ein langes, um die Mitte des Körpers eng anschließendes Gewand mit einer langen Schleppe gekleidet. Ihr Haupt schmückte eine Kopfbedeckung von besonderer Art, aus rothem Sammt verfertigt, ungefähr in der Gestalt, wie die Künstler des fünfzehnten Jahrhunderts die Mutter des Heilandes auf der Flucht nach Egypten darstellen. — doch blieb ihre Stirne, der Wohnsitz eines geläuterten, über ihre Zeit hinausführenden Verstandes, frei und unbedeckt. In der That hatte Anna eine für die Zeit, in welcher sie lebte, außerordentliche Bildung genossen, denn sie war nicht nur allein des Lesens und Schreibens vollkommen kundig, sondern, was sogar bei Frauen aus unserem Jahrhunderte höchst selten zu treffen ist, sie war auch der lateinischen und griechischen Sprache mächtig.

Ein allgemeiner lauter Jubelruf, der jedoch schon in seinem Entstehen von dem Gefühle der Hochachtung wieder unterdrückt ward, empfing die junge Herzogin, als sie sich ihren muthigen Begleitern in dieser fantastischen Gestalt zuerst auf dem Söller gezeigt, und dann die Stufen der breiten Treppe langsam hinabstieg. Ihre linke Hand war auf den Arm des an ihrer Seite gehenden Grafen Dunois gestützt, welcher, als sie in den Hof angelangt waren, sich auf ein Knie niederließ, und während Anna sich auf ihren Zelter schwang den Bügel ihres Sattels in seiner Hand hielt, worauf der allgemeine Aufbruch erfolgte.

Auf der Straße, welche von dem Stadtthore aus gegen Nantes führt, bewegte sich der kleine, aber muthvolle Zug mitten durch die zu beiden Seiten der Straße in geringer Entfernung gelager-

ten feindlichen Heereshaufen. Es währte nicht lange, so wurde Anna von den Franzoſen erkannt, und ein Trupp geübter Reiter, die Flüchtige zu verfolgen, nachgeſandt. Hier entſpann ſich zwiſchen den Franzoſen und Anna's Begleitern ein Kampf von ganz eigener Art. Der Wettſtreit der Eile — und der Augenblick, in welchem Anna's Pferd ſich überſchlagen hätte, würde den kühnen Wunſch Ludwig des Eilften, die Bretagne der Krone von Frankreich einzuverleiben, in Erfüllung gebracht haben.

Zum Glücke für die junge Herzogin blieb dieſe Verfolgung ohne Gefahr für ſie, denn nach einem angeſtrengten Ritte von mehreren Stunden, und nachdem die fränkiſchen Söldner immer dicht in ihrem Rücken geblieben, öffneten ſich plötzlich vor ihnen die Thore von Nantes wie von ſich ſelbſt, ſcheinbar zur Aufnahme der Flüchtigen verfolgten, allein eigentlich nur darum, um einen Haufen Soldaten und Einwohner, welche von dem Marſchalle Rienne beſehligt waren und ſich dem Eindringen Anna's auf offenem Felde entgegenſtellen ſollten, herauszulaſſen.

Jetzt war die Lage der Herzogin mit einem Male bedenklich geworden. Die Begleitung war genöthigt Halt zu machen; denn ihnen entgegen rückte der von Nantes ausgefallene Haufe, und in ihrem Rücken hörten ſie deutlich das Getrappe der ſie unabläſſig verfolgenden fränkiſchen Reiter. Anna befand ſich demnach mit den Ihrigen mitten zwiſchen zwei feindlichen Treffen, und plötzlich von ſo gefährlichen Gegnern eingeſchloſſen und gegen Erwarten umringt, gebrach es ſelbſt dem ſonſt tapfern und muthvollen Grafen Dunois einige Augenblicke an Entſchloſſenheit und Rath. Da ward Anna plötzlich von einem kühnen Gedanken begeiſtert. »Einen Degen!« rief ſie, „Herr Graf, und dann den Rebellen entgegen, wir wollen ſehen, ob ſie den Muth haben, gegen ihre rechtmäßige Fürſtin zu kämpfen.“ Bei dieſen Worten hatte ihr Dunois ſeinen Degen gereicht, und ihren Zelter ſpornend und von ihren Getreuen ſchützend umgeben, drang das erſt noch ſchüchterne Mädchen, die blinkende Waffe hoch in der Hand ſchwingend, gegen jenen aus Nantes ihr entgegen kommenden Haufen vor, der vor Überraſchung und Staunen ergriffen allmälig den Rückweg nach der Stadt einſchlug. Anna folgte mit ihrem Geleite über die herabgelaſſenen Zugbrücken, und ſchlug vorläufig in einer der Vorſtädte ihren Wohnſitz auf. So entging die künftige Königin von Frankreich in einem Alter von 13 Jahren durch ihren eigenen Muth und ihre beiſpielloſe Entſchloſſenheit dem Verderben, das ſie bedrohte, und höchſt wahrſcheinlich auch einer langen ſchmählichen Gefangenſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Colibrileben.

Bild von Jg. Zwanziger.

Wenn das Geſtirn des Tages erwacht und im Amazonſtrome neu erglühend funkelt, wenn die Blüten hochſtrebender Fackeldiſteln ſich vor der Herrlichen ſchließen, weil ſie ſelbſt eine Sonne der Nacht nicht gern der Himmelsſchweſter ſich entſchleiern wollen, da hat auch der Colibri ſein Blumenlager verlaſſen und wetteifernd mit der Schmetterlinge bunter Horde, läßt er ſeines Gefieders Edelſteine ſchimmern. Am Buſen einer langröhrigen Bignonie war er entſchlummert, voll von den Zauberwonnen ſeiner Jugend, und wieder flattert er hin zur fernen Blüte einer blauen Liane, denn er kennt nur Kranz und Liebe, Sonnenglut und Blumenſchmuck. Aus des Urwaldes düſteren Baumgruppen flog er zum heiteren Thale, wo Millionen von Pflanzen die Goldkronen zum Himmel heben, als Opfer der Sehnſucht. Was ſucht er in den Tagen der Liebe? Was anders als ein treues Herz, das ſchwärmend für ihn ſchlägt! Und da er es gefunden, wie feiert er ſein göttliches Brautfeſt mit einzelnen Tönen der Freude, aber ſo innig, ſo heiß, daß die Wipfel der Palmen ſich koſender umſchlingen. Wer ſo lieben dürfte, ſo blumengleich ſein Herz der einzig Theuren geben dürfte, o für den wäre dieſe Erde wohl ein Paradies!

Allein, auch das Leben des Colibri hat ſeine Schattenſeite; auch ihn bedrohen Feinde, auch ihn umlagern Gefahren. Seht ihr dort die häßliche Vogelſpinne ihr Gewebe zwiſchen zwei Melaſtomen ziehen? Wie ein Geiſt des Abgrundes, funkelnd vor Begierde, ſich auf einen Raub zu ſtürzen, lauert ſie unter dem Laubwerke verborgen; fröhlich ſurrt der Blütenvogel über den tückiſchen Fäden hin, gaukelnd umkreiſt er ſie immer und immer, bis ſich der Leichtſinnige fing und ſeiner Schwingen Gewalt ihn nicht mehr rettet vor den Klauen der Feindin! Kann es ein Schauſpiel geben, vernichtender als dieſes, wenn das Schöne dem Egoismus zum Raube wird?

Lieblich, wie ein Stern am blauen Abendhimmel, tritt die Tochter Braſiliens aus ihrer Hütte. Sie ſchmückt kein Gold und keine Perle, ſie wird von koſtbaren Stoffen nicht umhüllt, doch in der Lockenfülle, die zum Buſen niederwallt, prangen Juwelen der Natur, ſaphirkehlige Colibris und glühende Diamantenkäfer. Die zarteſten Namen hat die ſchöne Wilde für ihn erfunden, ſie nennt ihn „Strahl der Sonne,“ »Haar des Taggeſtirns,“ „murmelnden Vogel;“ ſie haſcht ihn in künſtlichen Netzen und jubelt, wenn der kleine Gefangene ſie ſo flehend um Freiheit bittet; ſchäkernd droht ſie ihm mit dem Finger und läßt den lieben Gaukler weiter flattern.

Mittag iſt's, ſengend brennt die Sonne nieder auf die lechzende Flur; die Thiere der Wälder fliehen zu den dichteſten Schatten; der Chor der befiederten Barden ſchweigt; ängſtlich und feſter ſchwingen ſich breitlaubige Aroideen und Orchideen in den bizarreſten Formen an gigantesk Mimoſen; ein Schleier von weißen Nebeln wogt über den Gewäſſern, und ſeufzend wankt der arme Neger hin zur bitteren Arbeit; nur des Lenzes ſchimmerndes Bild drückt nicht die Glut der Sonne; der kleine Vogel iſt ja ſelbſt ein Theil derſelben, warum ſoll er die Mutter ſcheuen? Er kämpft in ihren Strahlen luſtig mit ſeinen Nebenbuhlern, flüſtert mit den üppigen Bignonien leiſe Worte des Scherzes, und ſummt dann zur harrenden Gattin, zum Neſte der Jungen, mit Honig im Schnabel zurück; du treuer Sorger für deine Brut, du König der Vögel an Glanz, du Juwel der dichteſten Haine, wer ſollte dich nicht lieben?

Und Abend wird es und die Sonne ſcheidet mit ihren Roſenküſſen; von den nahen Spaniern herüber ſchallt das leiſe Klingen eines Glöckchens; fromm faltet die chriſtliche Braſilianerin die zarten Händchen und betet zu dem voll gläubiger Sehnſucht, den ſie jüngſt erſt als den einzig wahren Gott erkannte. Die Bellofien beben, die Palmen rauſchen, Quellen murmeln, und Düfte wogen, da ſchlummert, an des Liebchens Seite, am bergenden Aſte der heitere Blumenſpecht. Im Traum lebt er ganz ſein ſchönes Leben wieder, zuweilen zwitſchert er vor Luſt oder er fährt auf, erſchreckt vom Raſchen eines fallenden Blattes oder vom Schim-

mer eines Leuchtträgers, der nächtlich die Luft durchsegelt. Staunend blickt er zum Lichte der drehenden Gestirne, aber vom Schlafe überwältigt, schließt er bald die Äuglein, um den alten Traum zu träumen.

Träume fort die seligen Tage der Freiheit und der Liebe, schimmernder Bote der Flora; und naht sich die Stunde einst, wo die Fackel des Lebens verglimmt, so sei es glühender Mittag und dein Sarg sei eine Blumenkrone, wie sie nur die heiße Zone zauberartig schuf. Dein Grabgesang sei das ferne Wogen des Maranhon, deine Wiege dir Gruft, dein Himmel sei Glut!

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Samstag den 5. November zum ersten Male: „Pflicht und Liebe.“ Romantisches Ballet in sechs Tableaux, erfunden und in die Scene gesetzt von Hrn. Hus. Musik von verschiedenen Meistern. Sämmtliche Decorationen neu.

Die Idee zu diesem Ballete ist folgende: Hubert, der Sohn des Grafen Roger v. Provence, liebt ein Mädchen, das eigentlich die Fee Belise ist, und wird von ihr verlockt, ihr auf das Feenschloß zu folgen, wo ihm die Mama, nachdem sie von einem Sterndeuter den Aufenthalt ihres Sohnes erfuhr, mir nichts dir nichts nachläuft, um den verliebten Herrn Sohn an seine Pflicht zu erinnern, die in einem Zweikampf besteht, nach dessen Beendigung ihm dieselbe Fee, die ihn durch allerlei Tanzkünste eine gar grausame Liebe einzuflößen gewußt hatte, erklärt, daß sie eine Fee sei, daß sie sich trennen müsse, daß sie ihn zwar liebe und daß sie ihn aber immer umschweben wolle, worauf sie entschwebt und dem Ballete ein Ende macht.

Man sieht, der Name romantisches Ballet, paßt zu dieser magern Handlung gerade wie die Bezeichnung: Lebens- und Charakterbild, zu unsern jetzt modernen Possen. Übrigens entschädigen die brillante Judiscenesetzung für den Mangel einer interessanten Handlung, nur ist hier des Guten fast zu viel gethan. Alle unsere bedeutenden Tanzkräfte sind in diesem Ballete verwendet, allein sie kommen nicht weg von der Bühne und haben ungemein lange Tänze auszuführen, wie ein: Pas de sept, ein Bachanal und einen Nymphentanz. Auch die Decorationen sind hübsch zu nennen, vorzüglich ein Garten in einem Feenschlosse, welcher der Phantasie seines Erfinders alle Ehre macht. Die Musik ist dagegen gänzlich werthlos und stört eher, als daß sie eine Wirkung machte. Ausnehmen müssen wir davon ein von Hrn. Carey componirtes Pas de deux wozu Hr. Strebinger eine recht nette Musik lieferte. Mit Auszeichnung dürfen die HH. Alexander, Carey und Campilli und die Damen Blangi, Mattis, Albrier, Rozier, Ravaglia und Baseg genannt werden. Das Haus war voll.

Ehevorgestern betrat der aus Concerten hinlänglich bekannte Hr. Schmidtbauer in der Rolle des Tebaldo zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter. Eine ziemlich klanglose Stimme von wenig Umfang, eine zwar deutliche, aber oft unrichtige Aussprache, und eine im Grunde gute, aber durch mehrfache Angewohnheiten entstellte Methode, sind die Mitgaben zu diesem neuen Berufe, auf welchem, trügen nicht alle Anzeichen, ihm die Lorbern nicht zu häufig grünen dürften. Für minder bedeutende Anstalten als unsere Hofbühne oder minder wichtige Rollen als dieser Tebaldo jedoch dürfte Hr. Schmidtbauer keine üble Acquisition zu nennen sein. S. ch. s.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Vorgestern zum Vortheile der Schauspielerin Anna Klein zum ersten Male: die Memoiren des Teufels. Drama in drei Aufzügen, nach Ch. Nrago und P. Dermont, für diese Bühne bearbeitet von J. Kupelwieser.

Wenn auch der Theaterzettel nicht die Namen der beiden französischen Autoren angeführt hätte, so müßte es dennoch jedes geübte Auge diesem Drama auf den ersten Blick ansehen, daß es jenseits des Rheins, in dem Lande, wo ein gar leichtes, rosiges Blut durch die Adern der Menschen rollt und wo der schäumende Kreidewein wächst, zur Welt gekommen sei. Hat man diesem Drama die gebührenden Concessionen gemacht, ist man von den strengen Anforderungen deutscher Kritik abgegangen und kann man sich überreden, daß Alles, was sich da vor unsern Augen begibt, auch wahrscheinlich und nicht gegen die Regeln des Lebens oder der Bühne sei, dann muß man gestehen, daß dieses Product französischen Geistes eine angenehme und gewiß bei dem gänzlichen Mangel deutscher Originallustspiele, der in neuester Zeit immer fühlbarer wird, eine um so willkommenere Bühnenspende sei, als die Bearbeitung von Hrn. J. Kupelwieser in sprachlicher Beziehung tadellos ist, und von vielem Fleiße zeigt. Zwei Vorzüge sind es insbesondere, welche diese Memoiren des Teufels vor vielen andern überrheinischen Geistesprodukten vortheilhaft auszeichnen, nämlich die gänzliche Freiheit von allen Anstößigkeiten oder Bezüglichkeiten und dann die stets gesteigerte und durch keine Zwischenhandlung gehemmte Spannung des Interesses bis zur letzten Scene. Wie die meisten derartigen Bühnenerzeugnisse ist auch das vorliegende Drama auf ein gerundetes Zusammenspiel berechnet, und in dieser Hinsicht wurde Anerkennenswerthes geleistet. Namentlich müssen wir Hrn. Nolte, dessen Händen die Rolle des Robert anvertraut war, lobend erwähnen. Nächst ihm traten die Damen Plauer und Arbesser, so wie die HH. Wimmer, Buel und Berstl hervor. Die beliebte Benefiziantin war nur mit einer kleinen Rolle betheilt, konnte aber an dem warmen Antheil und der allgemein ausgesprochenen Zufriedenheit des ziemlich zahlreichen Auditoriums ihre Freude haben. Wlz.

Kalender.

Austria, oder österreichischer Universal-Kalender für das Jahr 1843. Vierter Jahrgang. Herausgegeben von Joseph Salomon, Professor der höheren Mathematik am k. k. polytechnischen Institute in Wien, mit Beiträgen von J. P. Kaltenbäck u. m. A. CXIV. und 316 Seiten stark, im größten Octavformat, mit einer Kupfertafel und 14 Holzschnittfiguren. Bei Ignaz Klang, Dorotheergasse.

Für die Verbesserung des Kalenderwesens, für den Zweck, dieses in jedem Hause unentbehrliche Buch seiner Bestimmung immer entsprechender zu machen, und es mit jenen Beigaben zu bereichern, welche den am nächsten liegenden Bedürfnissen des Geschäft- und Familienlebens am füglichsten abhelfen, für diesen Zweck ist seit einigen Jahrzehenden sehr Wesentliches, aber nach der Verschiedenheit der Individualitäten, welche die Arbeit unternahmen, auch sehr Mannigfaches geschehen. So entstanden Geschäftskalender, Wirthschaftskalender, Geschichtkalender, Provinzkalender, u. dgl. Wie sehr sich die Austria vor diesen Jahrbüchern auszeichnet, wie vollkommen sie die Aufgabe, ein österreichischer Universalkalender im strengsten Sinne des Wortes, gelöset hat, beweiset die ehrenvolle Aufnahme, welche die drei ersten Jahrgänge derselben gefunden haben, und welche die Unternehmer in den Stand setzte, den vorliegenden Jahrgang in den bestehenden Rubriken noch mehr zu vervollständigen, und den Wünschen des Publikums entgegen kommend, noch mit vielen neuen Rubriken in der Art zu bereichern, daß derselbe ein wahres Conversationslexicon in nicht-alphabetischer Ordnung für den Hauswirth, den Familienvater, den Bürger und Geschäftsmann wurde, gleich geeignet für jede Provinz des Kaiserstaates, gleich brauchbar für den Laien in den Wissenschaften, wie für den Gelehrten von Fach, befriedigend als Nachschlagebuch in den vielfältigsten Rücksichten, anziehend für Jene, die in arbeitsfreien Stunden eine belehrende und unterhaltende Lectüre suchen.

Die Kunst der Zeitberechnung, oder das Kalenderwesen, die Elemente der physischen Astronomie, die Wetterpropheten, nebst vielen andern hieher einschlägigen Gegenständen, sind vom Herausgeber, dem Professor Salomon selbst mit einer Klarheit und Zweckmäßigkeit behandelt, welche diese sonst so abstracten Forschungsresultate des menschlichen Geistes für Jedermann zugänglich macht.

J. P. Kaltenbäcks „vaterländische Denkwürdigkeiten,“ seine historische Übersicht von den „Erbämtern und Landeserzämtern in Österreich,“

so wie seine erklärenden Notizen über die „österreichischen Orden und Ehrenzeichen," sind Beigaben, welche dem Buche zur wahren Zierde gereichen.

Außerdem finden sich in der Austria nebst den poetischen Proben aller, in der österreichischen Monarchie verbreiteten, slavischen Sprachen, der Legenden der Landespatrone, und einer industriellen Abhandlung, auch die neuesten, für das tägliche Leben wissenswürdigsten Verordnungen, und die sämmtlichen Zweige eines vollständigen Adressen- und Auskunftbuches sind mit größter Reichhaltigkeit bedacht.

Mit allen diesen Vorzügen verbindet dieses großartige Kalenderwerk Correctheit und Deutlichkeit des Druckes, und empfiehlt sich für den allgemeinen Bedarf auch noch dadurch, daß, ungeachtet der bedeutenden Vermehrung des Inhaltes und der Druckbogen, der Preis (1 fl. 12 kr. C. M.) unverändert derselbe blieb.

Naturhistorisches Kabinet.

(Ein wahnsinniger Fuchs.) Einem Gutsbesitzer in der Umgegend Wiens wurde ein Fuchs gebracht, den man auf einem seiner Güter lebendig eingefangen hatte.

Der Gutsherr war neugierig zu wissen, wie weit und wohin ein fortwährender Schreck dieses furchtsamste aller Thiere bringen würde. Dieses zu erfahren, befahl er, dem Fuchs ein Glöckchen unter dem Halse zu befestigen und ihn dann wieder freizulassen.

Sein Befehl wurde sogleich ins Werk gesetzt und der Fuchs entfloh zur Belustigung aller Anwesenden von einem namenlosen Schrecken erfaßt. Der Gutsherr hatte auf Meilenweite verkünden lassen, daß, wenn man eines Fuchses mit einem Glöckchen habhaft würde, man ihm dessen Habhaftwerdung anzeigen und das Thier gegen eine gute Belohnung überbringen möchte.

Sieben Tage waren vorüber, ohne daß Jemand eine Nachricht von dem Flüchtling gebracht hätte. Am achten Tage endlich erschien ein Knecht aus einem 6 Stunden entlegenen Bräuhause, welcher den Fuchs an einer Kette brachte.

Schon mehre Tage, erzählte der Bräuknecht, hörten wir ein seltsames Läuten und Schellen in dem Braukeller, wenn wir in denselben hinabstiegen und konnten uns nicht enträthseln, woher die Töne kommen mochten. Endlich faßten wir uns ein Herz und durchsuchten den ganzen Keller, als wir in einer Mauernische, über welche sich an dem Kellergewölbe ein Luftloch befand, dieses Thier erblickten, das wahrscheinlich durch die Öffnung mußte hinabgefallen sein. — Es saß regios, und machte keine Miene zu entfliehen noch sich zur Wehre zu setzen, als wir auf dasselbe zuschritten, ließ sich ganz geduldig fangen und widerstrebte nicht im geringsten, als wir es mit uns fortnahmen. So der Bericht des Bräuknechtes. Der Gutsherr belohnte ihn reichlich und ließ den Fuchs in einen Behälter bringen und mit Speise und Trank versehen.

Der Fuchs nahm aber nur sehr wenig Nahrung zu sich und saß fortwährend regios, und blöde vor sich hinschauend. Er war, nach dem Ausspruche mehrer Thierärzte (denen der Gutsherr den Fuchs zur Behandlung übergab), im vollsten Begriffe des Wortes, aus Schreck wahnsinnig geworden.

(Eine merkwürdige Erscheinung) ist, daß das Rennthier, das wunderbarste Geschenk, welches der Lappe von der Natur erhalten hat, weiter gegen Norden immer größer wird, da alle anderen Thiere gegen den Pol zu an Größe abnehmen.

(Kabeljaufang.) In Booten zu 3—4 Mann rudern im Frühjahre die Strandbewohner von Island zu ansehnlichen Entfernungen in die See hinaus und fangen hier den Kabeljau in ungeheuren Massen. Jeden Tag, wenn sie vom Fischfang zurückkehren und am Ufer landen, wird das Boot auf's Land gezogen, die Fische ausgeschüttet und in so viel einzelne Haufen gelegt, als Männer im Boote sind, hierzu kommen noch zwei besondere Antheile, welche dem Boote angehören und dessen Eigenthümer für Benützung desselben, so wie die Angelschnüre und Haken, der er liefern muß; die Fische werden auf den Felsen am Ufer zum Trocknen drei Wochen lang aufgeschichtet, wodurch sie den Namen Klippfische erhalten haben, und dann zum Verkauf gebracht.

(Seltsame Rettung.) Eine Dame besaß einen sehr zahmen Vogel, welchen sie täglich aus seinem Käfige herauszulassen pflegte. Eines Morgens hüpfte das Thierchen wie gewöhnlich wieder in dem Gemache herum, als es die Katze, die ihm sonst nie etwas zu Leide gethan hatte, plötzlich packte und mit ihm auf einen Tisch sprang. Die Dame erschrak darüber, erkannte aber sogleich den Beweggrund dieser Handlung. Die Zimmerthüre war nämlich offen geblieben und eine fremde Katze in das Gemach gekommen.

Als diese hinausgejagt war, kam die Katze der Dame wieder vom Tische herab und ließ den geängstigten Vogel los, ohne ihn im Geringsten verletzt zu haben.

Kleine Merkwürdigkeit.

(Bursch, Philister und Schulfuchs.) Der überall verbreitete Name Bursch, statt Student, stammt aus dem Lateinischen her; im Mittelalter hießen nämlich Bursarii jene Studenten, welche auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten wurden. — Kaiser Maximilian II. erlaubte der Universität zu Helmstädt im J. 1575, den Simson, wie er mit gewaltiger Hand den Löwen zerreißt, im Wappen zu führen; daher kam es, daß die Studenten jene Bürger, welche ihnen zuwider waren, mit dem Spottnamen Philister belegten. — Der Rektor zu Naumburg: Justus Ludwig Bursmann, wurde im Jahre 1573 zum Professor der griechischen Sprache in Jena ernannt, und da er einen mit Fuchspelz gefütterten Mantel trug, so gab das sogleich den Studenten die Veranlassung zu dem Spottnamen Schulfuchs.

(Muth eines Oguliners.) Den 17. Juli 1834 kam eine von Wuth befallene Wölfin, nachdem sie früher 8 Menschen mehr oder weniger beschädigt hatte, in den Hof des Militärgrenzer Wasil Musulin aus dem Dorfe Musulinsky-Potok im Oguliner Regimentsbezirke und warf sich auf ein daselbst spielendes Kind. Auf das vom selben erhobene Geschrei faßte der gerade in der Küche beschäftigt gewesene obenerwähnte Grenzer den Muth, und ohne sich erst zu besinnen, sprang er hinaus und erfaßte mit gänzlicher Selbstvergessenheit und im Bewußtsein seiner physischen Kraft die wüthende Bestie bei beiden Ohren. So ringend mit ihr, gelang es ihm, sie also kräftig zu überwältigen, daß sie ihm keinen Biß beibringen konnte, bis auf seinen Ruf dessen Bruder herbeieilte, der mit einem hölzernen Handgefäß (Bukara) das Thier durch einige gut angebrachte Kopfhiebe tödtete. — Wasil Musulin wurde für diese Entschlossenheit in Berücksichtigung, daß durch selbe noch manches Menschenleben gerettet worden sein dürfte, mit einer Geldprämie von 35 fl. C. M. belohnt.

Omnibus.

(Zur Geschichte des Stockes.) Die Römer prügelten mit dem Weinstock. Das Recht, einen Rebenstock zu führen, hieß Hauptmann werden.

(Seltsame Todtenfeier.) Die Othaheiter traktiren mit den Leichen ihrer Verstorbenen eine Meute Hunde, werfen die Knochen in das Wasser und geben den Kopf den Anverwandten zurück, die ihn ehrfurchtsvoll nach Hause tragen.

(Der Gestrenge und der Gnädige.) Sehr bezeichnend ist es, daß das deutsche Landvolk fast allerwärts den Verwalter den gestrengen Herrn, den Herrschaftsbesitzer aber den gnädigen Herrn nennt.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag: „Fesseln." — Dienstag 8.: „Kranken Doctoren." — Mittwoch 9.: „Donna Diana." — Donnerstag 10.: „Der rechte Weg." — „Bekenntnisse." — Freitag 11.: „Künstlers Erdenwallen." — Sonnabend 12.: „Pauline." — Sonntag 13.: „Die Schule der Reichen."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 135.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 9. November 1842.

Anna von Bretagne.

Historische Novelle von J. Kupelwieser.

(Fortsetzung.)

II.

Gegen das Ende des Monates November im Jahre 1491 war das Schloß Langeais auf das glänzendste beleuchtet. Auf der Zinne der hohen Warte brannte ein großes Freudenfeuer, dessen Flammen ihr röthliches Licht in die Höfe der geräumigen Burg warfen, und die schottischen Ehrenwachen beleuchteten, welche in ihren Prunkgewändern, die Partisane auf der Schulter und den Hut mit grünen Zweigen geschmückt, auf den Wällen in gemessenen Schritten ab- und zugingen. Aus der Ferne her ertönte der Schall der Instrumente, und in den Sälen der Burg bereitete man sich zu einem großen Feste.

Alle diese Vorbereitungen galten der Ankunft der Herzogin Anna von Bretagne, welche, obschon mit dem römischen Könige Maximilian durch Procuration verlobt, dennoch freiwillig dieses Band zerrissen und sich entschlossen hatte, dem Könige von Frankreich Carl VIII. ihre Hand zu reichen. Dieser Fürst, an Jahren weit vorgerückt und von der Herzogin durchaus nicht geliebt, ward dennoch von Anna zum Gemale erwählt, um die Bretagne, ihr angestammtes väterliches Erbe, zu retten und zu erhalten. — Dieses Ereigniß bedarf einer ausführlicheren Auseinandersetzung: Seit dem Tage, an welchem zwischen Anna und dem römischen Könige Maximilian die Punkte eines Ehetraktates entworfen wurden, war Carl VIII. auf das Höchste gegen die Herzogin erbittert, sein Kriegsvolk überschwemmte ihre Staaten, und er war schon so ganz Herr der Bretagne geworden, daß alle von der Regierung dieses Landes ausgehenden Edikte und Anordnungen von ihm ausgefertigt, und sogar die Stände des Reiches im Namen des Königes von Frankreich zu den gewöhnlichen Versammlungen berufen wurden. Der jungen schutzlosen Fürstin blieb unter solchen Umständen kein anderes Mittel, als sich dem Gesetze der Nothwendigkeit zu fügen, und ihren eigenen Willen dem Wohle ihres Staates zu opfern. Sie zauderte auch keineswegs mit der Ausführung dieses Vorhabens, obschon ihr Inneres sich dagegen sträubte, und nahm die Anerbietungen, die ihr im Namen des Königs gemacht wurden, mit scheinbarem Wohlgefallen auf. — Anna hatte hierauf eine kurze Zusammenkunft mit Carl VIII. zu Rennes, eben als derselbe in dieser Stadt der Tochter seines Bundesgenossen, des Königs Maximilian, mit welcher er sich ursprünglich zu vermälen dachte, glänzende Feste gab. — Unter dem Vorwande, eine Reise nach den Niederlanden, dem damaligen Aufenthalte Maximilians, zu unternehmen, begab sich Anna sodann plötzlich und gegen Aller Erwartung nach dem Schlosse Langeais, wo Carl VIII. sie erwartete, um sich mit ihr zu vermälen.

Die Nacht war noch nicht völlig eingebrochen, als man von der hohen Zinne jener Warte, auf welcher die schottische Leibwache den Dienst verrichtete, die Wellen der Loire von dem Widerscheine vieler Fackeln erglänzen und auf ihren ruhigen Wogen eine Anzahl bunt bewimpelter und mit den Farben Frankreichs und der Bretagne reich verzierter Fahrzeuge einhergleiten sah, auf welchen sich der Hofstaat Annas befand. Bei dieser Nachricht erhob sich König Carl, der bisher jetzt zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, und daher immer ernsten Sinnes war, plötzlich von seinem mit Elfenbein und Silber ausgelegten Armstuhle, den er seit mehren Stunden nicht verlassen hatte, indem er voll Bitterkeit und mit dem Ausdrucke der übelsten Laune, zum nicht geringen Entsetzen der ihn umgebenden Ritter und Hofleute ausrief: „Nun, mein Herr König von England, Ihr habt Euch meiner Vermälung mit der Herzogin Anna widersetzt, indem Ihr vorgabt, diese Heirat könne nicht durch die Gewalt der Waffen erzwungen, wohl aber nur allein durch den Segen der Kirche bewerkstelligt werden; Ihr habt nebenbei wohl auch etwas zu voreilig auf die Launen und Neigungen der Herzogin, als eines jungen Frauenzimmers, gerechnet. Ihr habt Euch getäuscht, Herr König, denn wahrhaftig, ich bin es nicht, der mir die Braut geholt, sie kommt selbst mich aufzusuchen.“

Hierauf ward der König ruhig und setzte sich, doch erhob er sich in demselben Augenblicke wieder, und fuhr mit der gewohnten Lebhaftigkeit fort: „Wohlan, Ritter Dunois, und Ihr Vetter Orleans, was sagt Ihr von meiner Braut, hat sie etwa nicht Wort gehalten?“ — „Sire,“ erwiederte Dunois, „sie ist Euer Gemal, und nun selbst bald Königin!“ — „Das wohl,“ antwortete der König, „doch es konnten gegen Annas Willen Hindernisse eintreten, welche diese Verbindung vereitelt hätten. Ich will es euch nunmehr offen gestehen, daß ich mir die Vollziehung dieser Verbindung eben so unwahrscheinlich dachte, als unser Vetter Orleans die Lösung der seinigen.“ Der Herzog verneigte sich höchst betroffen, indem er unwillkürlich und laut seufzte. „Ei Vetter, Ihr seid heute in übler Laune,“ sagte der König lächelnd, indem er sich dem Herzoge näherte, „oder sehnt Ihr Euch vielleicht nach dem Schlosse von Loches zurück, wo Ihr durch drei Jahre in einem eisernen Käfichte eingesperrt saßet?“ — „Das wohl nicht, Sire,“ entgegnete Herzog Ludwig, „bin ich doch seit kurzem erst von meiner Haft befreit, und wäre es auch schon länger her.“ „So würdet Ihr Euch dennoch immer mit Entsetzen daran

erinnern,« fiel der König ein. — „Ganz recht! es gehörte mit unter die Eigenthümlichkeiten Unseres seligen Vaters, einen Menschen durch seine ganze Lebenszeit in einen Käfich einzuschließen, wie einen Singvogel. Aber Wir haben uns eines Besseren besonnen und Euch nach drei Jahren, auf die dringende Fürbitte der Herzogin Anna Unserer künftigen Gemalin, die Freiheit geschenkt, unter der Bedingung, daß Ihr nie mehr mit Unseren Feinden Partei gegen Uns machen werdet. Die Zeit wird Uns lehren, ob Wir unsere Großmuth nicht zu bereuen Ursache haben.« »Seid deßhalb unbesorgt mein königlicher Ohm,« erwiederte Herzog Ludwig, „wär's auch nicht die Pflicht der Liebe und der Dankbarkeit, die mich fortan Euch an bindet, so wäre, dächt' ich, für jeden andern auch die Wahl nicht schwer zwischen Eurem herrlichen Königsschlosse und den finsteren Kerkermauern von Loches.« — „Wohl Euch, Vetter, wenn Ihr eines Bessern Euch besonnen, d'rum wollen Wir auch von nun an nur eine frohe heitere Miene an Euch wahrnehmen,« antwortete hierauf der König fröhlich; „seid guten Muths, und haltet Euch bereit, der Königin Eurer Frau den Dank in aller Ehrfurcht darzubringen, den Ihr derselben als der Urheberin Eurer Befreiung schuldig seid.« Hierauf verließ der König das Gemach, und begab sich an der Spitze seines glänzenden und zahlreichen Gefolges in den von mehr als tausend Fackeln erleuchteten Burghof, wo sich bereits eine zahllose Menge Neugieriger eingefunden hatte.

Bald darauf traf Anna an der reich geschmückten Ehrenpforte des Schlosses ein. Ihr Geleite bestand vorzugsweise aus einer Anzahl von Edelfräulein, welche von dem Könige selbst aus den angesehensten Familien des Königreiches gewählt, und im glänzendsten Hochzeitsschmucke, ihrer künftigen Gebieterin eine bedeutende Strecke entgegengeschickt worden waren, um sie zu empfangen. — Anna trat bleich, sichtbar erschüttert, und zitternd durch die erleuchteten Pforten ein, die Blässe ihres Gesichtes gab ihr das Aussehen einer Kranken, und ihre Tritte wankten, indem sie sich dem sie freundlich begrüßenden Könige näherte. Jetzt wagte sie es zum ersten Male ihr Haupt zu erheben, doch ihr Blick begegnete unwillkürlich jenem des Herzoges Ludwig von Orleans, der sie unablässig betrachtete, und dessen Miene ihm den stillen Vorwurf eines an ihm begangenen Verrathes zu verkünden schien. Anna war nahe daran ohnmächtig umzusinken, denn sie glaubte den Herzog verstanden zu haben, und da auch sie eine gleiche Neigung für ihn in ihrer Brust verborgen fühlte, so war ihr in diesem Augenblicke das Opfer, welches sie durch ihre Verbindung mit dem Könige der Nothwendigkeit zu bringen gezwungen ward, nur um so schmerzlicher; doch mit jener edlen Resignation, welcher nur das zarte Geschlecht der Frauen fähig ist, legte sie ihre Hand an das Herz, als wollte sie eine Empfindung unterdrücken, die sich ihrer eben zu bemeistern im Begriffe war, und indem sie ihrem vergebens bekämpften Gefühle durch einen Strom von Thränen freien Lauf ließ, sank sie erschöpft und von Schmerz und Ahnung überwältigt, vor dem König auf die Kniee.

König Carl erhob sie in demselben Augenblicke, indem er sie rasch in seine Arme schloß, und die ängstlich Zagende durch einige Minuten fest umschlungen hielt, dann sich zu seinem Gefolge wendend, rief er mit fester, allen Anwesenden vernehmlicher Stimme: »Auf jetzt, Ihr Herren, zur Kirche!« — Unter solchen Umständen ward die Herzogin Anna von Bretagne noch an demselben Abende mit Carl VIII. König von Frankreich vermält. — Man erzählte, daß Lorenz von Medicis, einer der berühmtesten Politiker jener Zeit, nachdem er die Nachricht von dieser Verbindung erhalten, ausgerufen habe: »Nun ist Frankreich der wichtigste Staat der Welt!«

(Fortsetzung folgt.)

Das Urtheil der Nachkommenschaft.

(Aus dem Holländischen.)

Das Menschengeschlecht ist nur Ein Geschlecht von seinem ersten Werden bis zum Letzten, der erst geboren werden soll. Der lebte, lebt und der leben wird, sie Alle sind wie ein unzerreißbares Band aneinander gekettet. Die Unzerstörbarkeit unserer Denkkraft, die Unsterblichkeit des himmlischen Geistes, der in uns wohnt, schmilzt das Vergangene, die Gegenwart und das Kommende für uns in Eins; als lebten wir Alle: Voreltern, Zeitgenossen und Nachkommen, in derselben Gesellschaft mit einander, gleich wie wir mit unseren Eltern, mit unseren Mitgesellen, mit unseren Kindern und Kindeskindern auf dieser Welt als Ein Geschlecht zusammenleben! Der Fleiß und die Vernunft der Vorfahren kamen uns zu Statten, wir müssen nun dasselbe für die Nachkommen thun. Wie kurz ist der Augenblick unseres Daseins hienieden? Die Arbeit, die nur den Zeitgenossen Nutzen bringt, von der alle Früchte mit uns zu Grabe gelegt werden, was ist sie in Vergleich dieser edlen Bemühungen, an denen sich Jahrhunderte durch Jahrhunderte verdrängt erfreuen! Wenn sich festigt das Glück der Staaten, wenn eng verschlungen das Band der Nationen, wenn allgemein die Gewissensruhe! Wenn herrliche Entdeckungen das Gebiet der menschlichen Kenntnisse mit Schätzen bereichern und ihre Grenzen ausdehnen, weiter als ihnen das Auge zu folgen vermag! Wenn Betriebsamkeit und Klugheit dem Wohlstande neue Brunnen öffnen, Seen und Länder zu enge sind, um ihre kühne Fahrt zu begrenzen! Wenn Künste und Wissenschaften ihre schönsten Gaben entfalten, um Herz und Geist mit unwiderstehbarer Gewalt zu fesseln, um den edelsten Lebensgenuß in vollen Strömen auszugießen, um durch den Odem der Lieblichkeit die rauhe Tugend zu beseelen, und die unwandelbaren Früchte der Kultur von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen!

Und wenn nun die Namen derer, die das Menschengeschlecht als seine Wohlthäter ehrt, auf den Lippen der dankbaren Nachwelt schweben; wenn Jedermann bei den Früchten ihres Geistes, ihres Muthes und Eifers, ihres Geschmackes und Gefühls mit freudigem Erstaunen stille steht und ihrem Andenken den ungeforderten Tribut seines Lobes oder eine Thräne der Erkenntlichkeit an ihrem Grabmonumente zollt, haben sie dann keinen Theil an der Huldigung? ist die Schätzung ihrer Verdienste für sie verloren, weil ihr Gebein vermorscht, ihr Staub verweht ist, weil ihr Geist in freieren Sphären schweift? Nein! das Lob der Nachkommen ist nicht allein das einzig wahre, es ist auch das süßeste Lob, das eingeerntet werden kann; ihr Urtheil hat höheren Werth als das der Zeitgenossen, ihr Urtheil ist das kostbarste. Der Dichter, der Redner, der Maler, der nur seinem Jahrhunderte genügen will, geht mit seinem Kunstwerk unter! Er gleicht dem Krieger, der zwar gesonnen ist, mit seinem Vaterlande ein sanftes Wohl- und Freudenleben zu führen, nicht aber für dasselbe zu sterben! Er gleicht dem unwürdigen Regenten, der, von Hochmuth aufgeblasen, sich ein stolzes Gebäude errichtet, das mit seinem Tode in Schutt zerfallen muß! Doch was nenn' ich ihn Dichter, Redner, Maler? er war dies nie. Wenn nur ein einziger Funke göttlichen Kunst-

feuers in seinem Busen glüht, so nimmt er wohl die Huldigungen seiner Zeitgenossen an, sie sind ihm aber nicht Alles! Er schaut über Jahrhunderte und über Geschlechter hinaus; er setzt sich selbst auf den strengen Richterstuhl der Zukunft; und dann erst pocht vor Freude sein Herz, wenn ihm in der Einsamkeit, durch Niemanden belauscht, ein edles Selbstbewußtsein zulispelt: Du wirst leben! Als Sostratus von Caidos auf Befehl des egyptischen Fürsten den berühmten Pharos, der unter die Weltwunder gezählt werden sollte, auf der Insel Pharos erbaut hatte, damals grub er seinen Namen auf einen Stein und weihte seine Arbeit den die Seefahrer beschützenden Göttern; aber er überzog diesen Stein mit Gyps, worauf des Königs Name mit prachtvollen Lettern prangte. Ihm gönnte er das Lob der Zeitgenossen, vielleicht der Geschlechter und Jahrhunderte darnach! Doch endlich sollte der zerbrechliche Kalk den festen Marmor verlassen und statt des Namens des, Königs das Werk des vergessenen Künstlers zum Vorschein kommen, der das Lob der Nachkommen sich selbst vorbehalten!

Durch diese Voraussicht allein, nicht durch das Händeklatschen der Menge, empfängt die Kunst ihren Adel und das Kunstwerk seine höchste Vollkommenheit. Trachte du nur zu behagen, zu schimmern, zu jauchzen, zu erwerben, auch ohne es zu verdienen; wohlan! richte dich nach dem Geschmacke der Zeit, frage nicht was schön ist, aber was für schön gehalten wird; forsche sorgfältig aus, welche es sind, deren Urtheil den allgemeinen Ton bestimmt; was ihnen gefällt, gefalle auch dir! Schände dein eigenes Kunstgewissen, sprich, schreib', male, was du selbst verurtheilst und trage zur Entschuldigung des Unverantwortlichen bei, man will es so! Werde Verräther der Kunst, sei gleichen Sinnes mit ihren Feinden oder gehe einen schändlichen Vertrag mit ihnen ein. Vielleicht wirst du als der Abgott deines Jahrhundertes geehrt, vielleicht wird dein Bild unter lautem Jubel im Pantheon beigesetzt! Aber aus dem Tempel der Unsterblichkeit bist du ausgeschlossen, wo jene allein ihre Plätze bereit finden, die der Unvergänglichkeit schon eine unbefleckte Huldigung dargebracht, dem falschen Geschmacke ihrer Zeit muthig die Stirn geboten und das Lob eines Geschlechtes verachteten, um das aller folgenden zu erwerben!

Van der Palm.

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Es war an einem Sonntage, als Alexander Cosmar's einaktiger Schwank: „Der todte Bräutigam" auf den Bretern dieses Theaters erschien. Wir haben es hier mit zwei Todten zu thun, mit einem todten Bräutigam und einem todten Dichter; bei einem Todten heißt es schon: de mortuis nil nisi bene, und darum sei bei zweien aus Nächstenliebe dieser Grundsatz verdoppelt; d. i. geschwiegen. Übrigens ist von Hr. Findeisen zu sagen, daß er die abgewaschene und farblose Figur des Nikodemus Wedemann mit Witz und Laune aufputzte.

Vaterländische Literatur.

Buch der Reisen, Bilder und Studien aus Italien, der Schweiz und Deutschland von A. N. v. Tschabuschnigg. 1842. Wien, bei Pfautsch & Compagnie.

So oft ich ein Reisebuch angekündigt sehe, lese oder besprechen höre, mahnt es mich an die sehnsuchtschweren Worte, womit ich in jungen Tagen schon Jean Pauls Ausspruch:

„Reisen nur ist Leben!" unterschrieb:

Regst du dich wieder, alte Wanderlust?
Das schweigt doch nie, will nie und nimmer rasten,
Das stürzt sich wieder kühn und unbewußt
In's Freudenmeer, — ins Meer der Leidenslasten!

und weiter:

Genügt dir's nicht? warum willst du hinaus
Zur Wand'rung mit den Wellen, mit den Winden?
Wo willst du's schöner? wo ein Vaterhaus?
Wo solchen Freund — und solche Liebe finden?

und wahrlich, nächst den alten, ewig neuen Mysterien der Geschichte des menschlichen Herzens und Geistes erfüllt uns nichts mit so mächtigem Drange, als der unabweisliche, selbst in Frauenseelen sehr oft heimische Wunsch: zu reisen. Freilich sind Zweck und Anschauung, Begriff und Art hierbei sehr unterschieden, jedoch das Begehren, die Schönheiten eines reizenden Landes, ihre fremdartigen interessanten Sitten, die Schauplätze welthistorischer Momente zu besuchen und Erinnerungen an große, edle Menschen und erhabene Scenen gleichsam reproducirend mitzuerleben, das ist die eigentliche Triebfeder dieser rastlosen Sehnsucht.

„Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen."

Ich glaube nicht, daß man, um Dichter zu sein, reisen muß *), wohl aber, daß man, um eine Reise wahrhaft zu genießen und zu erzählen, ein gut Stück Dichter sein müsse. Von diesem Begriffe ausgehend, gestehe ich, nahm ich vorliegendes Buch unseres geachteten geistvollen Landesmannes mit einer eigenen Pietät zur Hand und freue mich recht herzlich, daß ich davon mit immer steigendem Interesse angezogen und befriedigt ward. Neben den höchst schätzenswerthen Kenntnissen, die sich darin entfalten und deren sich eben nicht sehr viele Touristen rühmen können, erquickt uns eine jugendliche Frische poetischer Gedanken und Übergänge, namentlich in jenen Abschnitten, welche dem Poeten-Eldorado: Italien gewidmet sind; ein reicher Schatz künstlerischer Anschauungen und treffender Bemerkungen beurkundet in der edelsten Sprachform die bewegliche Empfänglichkeit und den klaren Blick unseres vaterländischen Novellisten.

Mehr subjectiv und im Geiste der geleiteten Forschung concentrirt scheint mir der zweite Theil des Buches, der sich blos mit „Studien" beschäftigt, obwohl seine Gegenstände in künstlerischer Hinsicht interessant sind. Sie helfen jedoch auch mit, ein Resultat der Geistesthätigkeit zu gründen, wie es der Verfasser auf pag. 168 ausspricht:

„Durch Reisen erhöht sich der Standpunkt, aus dem wir die Dinge betrachten, der Gesichtskreis, die Weltansicht wird erweitert. Die Kunst eröffnet einen neuen Weg zur veredelnden Einsicht und überall und insbesondere in Italien sind Natur, Kunst und Geschichte auf das innigste miteinander verwebt."

Von Jedem, den Gegenstände und Eindrücke des Reisens anziehen, wird das Buch sicher gelesen und gerne wiedergelesen werden.

Die Ausstattung ist die geschmackvollste. L. Fr.

Jägerzeitung.

(Die Fuchsjagd zu Leicestershire.) Auf dem Heidelande von Leicestershire steht ein unbedeutendes, aber als Eldorado der englischen Jäger berühmtes Städtlein. Melton-Mowbray, wo zur Jagdzeit sich die vornehmsten Waidleute, wenn man anders mit dieser Benennung Leute bezeichnen darf, deren Treiben nur einen leichten Beischmack vom edlen Waidwerk hat, so daß es eigentlich mehr in das Fach der Reitkunst gehört, und sich durch nichts so sehr an die noble Jägerei anschließt, als durch die großen Kosten; denn es ist gewiß für einen Privatmann aller Ehren werth, wenn er allein an die Meute und die Rosse jährlich ungefähr 50 000 fl. wendet.

Die Jagd selbst wird dort in Leicestershire auf gut Glück hin

*) Denn wie schön hat uns Schiller im Tell die Schweiz beschrieben, und ist doch kaum 10 Meilen über „Neu-Athen" hinausgekommen.

begonnen, ohne daß der Fuchs vorher wäre bestätigt worden. Die Reiter sind ungefähr zur Mittagsstunde auf dem Platze, wo die Meute, um zu suchen, in die Gebüsche von Stachelginster gelassen wird. Unter den Jägern herrscht gewöhnlich keine Ordnung, und es ist alles Mögliche, wenn man sie dahin bringt, nicht vor dem Fuchs herzureiten; jedenfalls aber stürzt ein ganzer Haufen nach, sobald die erste Koppel einen Fuchs hinausjagt, ohne nur den übrigen Hunden Zeit zu lassen, ebenfalls die Fährte anzunehmen, durch welche Übereilung nur allzuoft die Jagd verdorben wird, und jedenfalls die zurückgebliebene Meute, wenn sie nicht gar in Gefahr kommt zusammengeritten zu werden, indem sie, zwischen den Pferden durch, den vordersten Hunden nachzukommen trachtet, doch wenigstens die Witterung des Fuchses verlieren muß.

Im guten Fall kommt endlich wohl die ganze Meute zusammen, dafür werden aber die Jäger, die gewöhnlich an zweihundert stark sind, immer weniger, was bei dem von Gräben, Hecken und Gehegen durchschnittenen Boden kein Wunder ist.

Bis die Hunde den Fuchs haben, etwa nach Verlauf von anderthalb Stunden, in denen wenigstens 10 englische Meilen zurückgelegt und allenfalls die Pferde einmal gewechselt wurden, finden sich von hundert Jägern kaum sechs auf dem Platze, die übrigen kommen theils bald, theils später nach, oder auch gar nicht, und dann noch glücklich genug, wenn sie, was nicht selten ist, Hals und Bein gebrochen, oder gar ihre edlen Rosse zu Schanden geritten haben.

Wenn Lord Chesterfield nach seiner ersten Fuchsjagd ganz treuherzig seine Genossen fragte, ob denn je ein Mensch zum zweitenmale eine solche Jagd mitmache? so darf man hinzufügen, daß ein echter Waidmann ihm von ganzem Herzen beistimmen müsse.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Der tapferste Krieger.) Diesen Ehrennamen führt der Römer Sicilius Dentatus mit Grund. Er diente dem Staate 40 Jahre im Kriege, war Centurio, Tribun und Legat. Er focht in 120 Schlachten und rettete durch die Stärke seines Armes vielen edlen Römern das Leben. Er erhielt 14 Bürger-, 3 Mauer- und 8 goldene Kronen; außerdem noch 83 Ketten, 60 Armbänder, 18 goldene Speere und 23 Roßgeschmeide, die er zum Theil in offenen Zweikämpfen dem Feinde abnahm.

Er trug die Narben von 45 Wunden, alle vorne am Leib; deren empfing er 12 an einem Tage, als das Capitol eingenommen wurde.

Demungeachtet war er so uneigennützig und edel, daß er sein thatenreiches Leben in Armuth und Dunkelheit dahinschleppte. Freimüthig sprach er gegen die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Decemvire. In dem Kriege gegen die Äquier und Volsciер waren hundert Mann von ihnen bestellt worden, die ihn morden sollten.

Den Rücken an einen Felsen gelehnt, tödtete er 15 und verwundete andere 30 von ihnen. Sie schossen einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab, aber er fing sie alle mit seinem Schilde auf. Endlich kletterten sie auf den Felsen, warfen Steine auf ihn herab und tödteten auf diese schlechte, unkriegerische Art den altersgrauen Helden. Realis.

Omnibus.

(Ein schwimmendes Spital für Seeleute.) Die Engländer haben eine große mehrdeckige Fregatte zu einem allgemeinen Krankenhause eingerichtet, in welches erkrankte Seemänner aller Zonen und Nationen aufgenommen und unentgeltlich verpflegt werden. Dieses Institut, das Brittanien zur höchsten Ehre gereicht, ist durch freiwillige Beiträge entstanden und wird durch freiwillige Beiträge unterhalten.

(Verbotene Waare.) Auf einem seiner Feldzüge nach Einführung des Continental-Systems nahm Kaiser Napoleon sein Nachtlager im Hause eines armen Dorfpfarrers, den er beim Kaffeebrennen überraschte. „Wie! Sie gebrauchen verbotene Waare?“ rief er ihm zu.

„Sie sehen ja, Herr General,“ antwortete Jener erschrocken, „daß ich sie verbrenne.“

(Richtige Bemerkung.) Ein deutscher Schriftsteller machte über die moderne Monumentenwuth folgende treffliche Bemerkung: Früher, und es ist noch gar nicht lange her, ließen die Deutschen ihre Genies verhungern und irgendwo einscharren, ohne daß sie sich viel um die Asche ihrer großen Männer kümmerten. Jetzt aber ist es ganz anders. Hungern mögen die Genies immer, das ist nun einmal ihre Bestimmung und das soll den Geist frisch und elastisch erhalten, aber wenn sie todt sind, dann zeigt sich der große aufrichtige Jammer der Nation.

Wenn irgendwo ein armer Dichter am zurückgetretenen Appetite stirbt, so wird ein großer Unsterblichkeitspikuik von irgend einem Kunstcomité angeordnet und ganz Deutschland aufgefordert beizusteuern zu einem Denkmal für einen Unsterblichen.

(Ein Fliegenprozeß.) Die Einwohner der Provinz Burgund reichten einst eine Supplik gegen die großen Fliegen ein, welche Weintrauben aussogen. Hierauf wurde ein Richter erwählt, vor dem sich zwei Advokaten stellten, davon einer im Namen des Volkes klagte, der andere aber das Ungeziefer vertheidigte, da denn endlich der Ausspruch des Richters erfolgte, daß, wenn das Geschmeis sich nicht in einer gewissen Zeit fortbegeben würde, dasselbe in den Bann verfallen sollte.

(Amusantes.) An der Tafel eines deutschen Fürsten erwähnte ein Gelehrter, als die Rede auf das Zechen kam, wie schon Tacitus berichte, daß die Deutschen dem Becher sehr gewogen seien; da fragte ein grauer Edelmann: „Wie lange ist es wohl, daß dieser Tacitus lebte?“ — „Ei, das mag bereits an die fünfzehnhundert Jahre her sein.“ — „Nun denn,“ sprach der Ritter, „so wollen nicht wir es sein, die ein so altes Herkommen in Verfall gerathen lassen.“

(Frauentitel.) Daß die Titel der Männer in ihrem ganzen Umfange auf die Frauen übergehen, selbst wenn sonst die Gütergemeinschaft im Ehecontracte ausgeschlossen ist, kann als eine zarte sinnige Huldigung der Frauen angesehen werden, die dem ritterlichen Character der Deutschen Ehre macht.

Ein Doctor der Weltweisheit legt seiner Gattin ehrfurchtsvoll den Doctorhut zu Füßen und läßt sie die lateinischen Früchte seiner gelehrten Dissertation pflücken, und mehr als ihrem Manne sieht man jeder Frau Professorin das stolze Katheder bewußtsein an. Am auffallendsten machen sich freilich die richterlichen und militärischen Titel, welche vom Mann auf die Frau übergehen. Sollte man nicht glauben, daß eine Kriminalräthin die 222 Artikel der Halsgerichtsordnung Carl V. am Schnürchen herzusagen wüßte und daß sie statt Taschenbücher für „Liebe und Freundschaft,“ nur Hitzig's Annalen oder Feuerbach's merkwürdige Kriminalfälle liest? — Und was soll man nun gar zu einer Frau Generalquartiermeisterin sagen?

(Der Fußtritt.) Ein junger Mann, der sich um die Gunst eines Mädchens bewarb, jedoch immer mit vieler Kälte sich von ihr behandelt sah, erhielt einst bei einer reich besetzten Tafel den Platz an ihrer Seite. Im Laufe der Malzeit geschah es ihr, daß sie ihm einmal ziemlich heftig auf den Fuß trat.

„O verzeihen Sie!“ rief sie sogleich aus, „es ist nicht gerne geschehen.“

„Nicht gern?“ flüsterte er ihr seufzend zu, „das ist eben mein Unglück, daß Sie mich nur ungern treten.“

(Tod durch Diamanten.) In Pesth hat sich vor einigen Tagen ein Goldarbeiter, einer vorenthaltenen Erbschaft wegen, die ihm das Meisterrecht verschaffen sollte, mittelst zweier Diamanten erschossen. Die Edelsteine, mit welchen er die Pistole geladen hatte, fuhren ihm mitten durch das Herz.

(3000 Mädchen) sind in der Tabakfabrik zu Sevilla, welche die größte sein soll, allein beim Cigarrenmachen angestellt, außer diesen sind noch 700 männliche Arbeiter in den andern Sälen beschäftigt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1109, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 136.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 12. November 1842.

Täuschung.

Dort auf dem grünen Hügel,
Von Gärten reich umkränzt,
Seh' einen Dunst ich blinken,
Der hell und silbern glänzt.

Er zittert in der Sonne,
Die golden ihn bescheint,
Gleich einer stillen Thräne,
Von Wehmuth hingeweint.

Doch näher schreitend, seh' ich
Ein freundlich Gartenhaus,
Das streckt in blaue Lüfte
Sein blankes Dach hinaus.

Dies Bild will ich versenken
In meine tiefste Brust,
Oft nimmt sich aus wie Thränen
Von fern des Lebens Lust.

Carlopago.

Anna von Bretagne.

Historische Novelle von J. Kudelwieser.

(Fortsetzung.)

III.

Als Gemalin des Königs ergab sich Anna ruhig in ihr Geschick. Ihre vorzüglichste Sorgfalt war darauf gerichtet, Herzog Ludwig, dessen Gegenwart sie nur zu gefahrvoll für ihre Ruhe fühlte, vom Hofe zu entfernen; sie beschränkte ihr Wirken blos auf die strengste Erfüllung aller ihr obliegenden Pflichten, und nach den Äußerungen eines Geschichtsschreibers aus jener Zeit führte sie ihren Hof in der Art, daß Annas ganze Sorgfalt blos ihrem Hauswesen gewidmet war, ohne auf die Regierung ihres Gemals den geringsten Einfluß zu nehmen, zu welchem Geschäfte es ihr überhaupt sowohl an Neigung als an Kenntnissen zu gebrechen schien. — Diese absichtliche Verleugnung ihrer Geisteskräfte und Fähigkeiten möge als Beweis dienen, wie sehr Anna sich selbst zu beherrschen im Stande war. König Carl, gleich eifersüchtig auf seinen Ruhm, so wie auf seine Macht, konnte selbst dem Gedanken nicht Raum geben, daß außer ihm noch irgend jemand an der unmittelbaren Leitung des Regierungsgeschäftes Antheil nehme, und die junge Königin, welche in ihrem väterlichen Hause gewohnt war, jeden, selbst den leisesten ihrer Wünsche gleich einem Befehle vollzogen zu sehen, erlag jetzt einem unerträglichen, nie gefühlten Zwange. Sie verstand es jedoch vollkommen, ihre wahren Gesinnungen zu verbergen und mit staunenswerther Beharrlichkeit den Zeitpunkt abzuwarten, wo ihr überwiegender Verstand über kurz oder lang die Herrschaft über ihren Gemal einräumen würde, oder wo der Tod des Königs sie in den Besitz einer unumschränkten Macht setzen würde.

Dieser letztere Fall trat gar bald ein, denn König Carl starb am 17. April 1498 an den Folgen einer während eines Spieles erhaltenen Verletzung plötzlich zu Amboise. — Anna war nun frei und Witwe jenes Fürsten, welchen sie mit den Waffen in der Hand zur Unterzeichnung eines Vertrages zwang, der sie ihres väterlichen Erbes verlustig machte. Doch auch hierin ging sie mit der größten Vorsicht zu Werke; unmittelbar nach dem Tode des Königs hüllte sich Anna in tiefe Trauer, verschloß sich in ihre Gemächer, ohne Nahrung zu sich zu nehmen; und wiederholte ihrer Umgebung die Versicherung, daß sie entschlossen sei, denselben Weg zu gehen wie ihr Gemal. — Während man die junge Königin jedoch vom Schmerze überwältigt glaubte, unternahm sie in der größten Eile eine Reise nach der Bretagne, wo sie die ihr entrissenen Rechte und Ansprüche wieder geltend machte, und sich den Besitz dieses Landes für immer sicherte. Vor ihrer Abreise nach der Bretagne war Anna sorgfältig bemüht, die noch nicht verglommene Glut im Herzen des Herzogs Ludwig von Orleans, der bald darauf ihr Gemal ward, und in der Geschichte unter dem Namen Ludwig XII. bekannt ist, wieder anzufachen, und ihn an den Hof zu ziehen.

Befreit über den scheinbar allzu heftigen Schmerz der Königin, und beunruhigt über ihre plötzliche, unerwartete Abreise, ward sie während ihres kurzen Aufenthaltes in der Bretagne von Herzog Ludwig unablässig durch Boten bestürmt, welche sie zur Rückreise mahnten. Willig folgte Anna dieser Mahnung, und unterzeichnete gleich darauf ein Eheverlobniß mit dem Herzoge, indem sie ihn gleichzeitig des Versprechens förmlich entband, der Prinzessin Johanna, einer Schwester Carls VIII., welche von höchst widerlicher Leibesgestalt, und überdies viel älter als Herzog Ludwig war, und die ihm durch den grausamen Befehl ihres Vaters Ludwig XI. zur Gattin bestimmt war, seine Hand zu reichen. Die Punkte des zwischen Anna und dem Herzoge Ludwig errichteten Heirathsvertrages waren übrigens ausschließend zum Vortheile gegen ihren Gemal, außer jener, welcher das Werk ihrer Anmuth und Reize war, und wodurch sie sich die Liebe und Bewunderung ihres Gemales, so wie aller ihrer Zeitgenossen in so hohem Grade erwarb.

Nachdem sich Anna nun auf diese Art der Herrschaft über ihren zweiten Gemal versichert sah, legte sie die bisher unter Carl

VIII. getragene Maske plötzlich ab, und handelte vielleicht in angemaßter Selbstständigkeit, in mancher Beziehung zu unbedachtsam und zu rasch. Auch sie war eifersüchtig auf die königliche Macht und Würde, und fügte daher ihrem Gemale manche unverdiente Kränkung bei, doch entschuldigte er in dem Übermaße seiner Liebe jede gegen ihn begangene Übereilung damit, daß er behauptete, einer Frau, welche ihrem Manne treu ist, müsse man jeden andern Fehler verzeihen. Ja er trieb seine Verehrung für Annen so weit, daß er über den Thoren der sich unterwerfenden Städte, außer dem französischen Wappen noch den Namenszug der Königin setzen ließ. Ludwig zählt bereits fünfzig, und Anna einige dreißig Jahre, als der Krieg die beiden Gatten durch mehrere Monate trennte, während dieser Zeit schrieben sie sich gegenseitig in lateinischen Versen, den Gedichten des Ovid nachgeahmt, und alle diese Briefe trugen das Gepräge der innigsten und zärtlichsten Liebe.

Ohnerachtet der vielen Tugenden und lobenswerthen Eigenschaften, welche man an dem Charakter dieser Fürstin rühmt, wird Anna dennoch von ihren Zeitgenossen beschuldigt, an der damaligen Verfolgung der Juden mit allzu großer Erbitterung Theil genommen zu haben. Auch war eine unersättliche Rachbegierde bei verschiedenen Gelegenheiten in Annas Gemüthe vorleuchtend. Die Wahrheit dieser Behauptung erhellt aus folgendem Beispiele. Als König Ludwig XII. durch längere Zeit gefährlich krank war, ließ Anna alle ihre Schätze und Kostbarkeiten insgeheim auf der Loire einschiffen, um sie nach der Bretagne zu senden, da sie wohl wußte, daß die Regentschaft während der Minderjährigkeit des Thronerben, falls der König mit Tod abgehen sollte, in die Hände der Herzogin Louise von Savoyen, ihrer erklärten Gegnerin fallen würde. — Der Marschall Dié, welchem das Commando über die an den Ufern des Flusses stationirten Truppen anvertraut war, ließ die beladenen Fahrzeuge anhalten, und nahm ihren Inhalt in Beschlag. Anna war über dieses vermessene Verfahren so sehr erbittert, daß sie, nachdem ihr Gemal wieder hergestellt war, den Marschall des Verbrechens der beleidigten Majestät anklagte, und ihre Verfolgungen so weit trieb, daß der Marschall nach zwei Jahren seiner Würden entsetzt wurde, und sich auf eines seiner entfernten Güter ins Exil begeben mußte. Selbst bis dahin verfolgte ihn der Haß der erzürnten Königin, sie ließ Gedichte satyrischen Inhaltes gegen den Marschall verfassen und verbreiten, ja sie ließ sogar ein Schauspiel an ihrem Hofe aufführen, dessen Inhalt das gewaltsame Verfahren des Marschalls wegen des Eigenthums der Königin und die ihm dafür zuerkannte Strafe zum Zwecke hatte. Dié ertrug alle diese Unbilden mit unerschütterlicher Gelassenheit, und wählte als Embleme in seiner Verbannung das Bild eines runden Hutes mit herabgeschlagener Krämpe mit der Aufschrift: »Zur rechten Zeit entgingen wir dem Ungewitter.«

(Schluß folgt.)

Fitticke.

Aufzählung denkwürdiger Ereignisse im Gebiete der Fliegekunst von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

Experto credo Roberto.
Anathas.

(Vögel als Urmenschen und Symbole der Freiheit.) Die ältesten Naturforscher räumten den Vögeln den ersten Rang unter den Thieren ein und nannten die Vögel: „Menschen der Urwelt.“ Daher Lucretius lehrt:

„Erstlich schlüpften hervor im Lenze, der Vögel Geschlechter
Aus den verlassenen Eiern.“

Daß von jeher den Vögeln eine hohe Bedeutung zuerkannt war, erhellt daraus, indem man aus dem Vogelfluge bei vorzunehmenden wichtigen Angelegenheiten die Zukunft prophezeite. Als bei der Berathung der Feldzeichen die Einen den Löwen, den König der Thiere, die Andern die goldenen Bienen der Merowinger, wieder Andere den gallischen Hahn in Vorschlag brachten, nahm Napoleon das Wort und sagte: „Ein Hahn ist ein Thier, das auf dem Miste lebt, und sich von dem Fuchse fressen läßt. Ich mag ihn nicht. Nehmen wir den Adler, er ist der Vogel, welcher den Donner trägt und hellen Blickes in die Sonne schaut.“

Im Mystizismus der egyptischen Priesterkasten finden wir in der Zahl 3 die Taube. — Die Frömmigkeit der Christen malte die Gottes-Gesandten, die Gedanken Gottes, mit Flügel als Engel.

(Fabeln von einer Fliegekunst.) Die wandelnden Bildsäulen in dem Tempel von Hierapolis, die singenden und herumflatternden Vögel, die man in dem Tempel des Serapis, und nicht weit von der tongebenden Statue Memnons sah, lassen den wohlbegründeten Vermuthungen Raum, daß die Egyptier schon über den natürlichen und künstlichen Flug schätzbare Kenntnisse mögen besessen haben. Luzian erzählt als Augenzeuge von dem Orakel zu Hierapolis: Die Priester trugen das Orakel auf hoch erhobenen Händen. Das Orakel riß sich aus ihren Händen los und erhielt sich frei schwebend in der Luft.“ — Physiker wollen darüber bemerken, daß die starken Räucherungen, mit betäubenden harzigen Substanzen, die Sehnerven affiziren und die Muskel in eine zuckende Bewegung versetzen konnten, während der Lichtträger in der dichtern umhüllenden Rauchwolkenmasse scheinbar das Orakel freischwebend zeigte.

(Die Luftreisen des Abaris.) Abaris ward mittelst eines in den Lüften frei schwebenden Cylinders oder Riesenpfeiles durch die atmosphärischen Wogen, über Flüsse, über die unübersteiglichsten Berge geführt. Abaris scheint der Stammvater der Hexenfahrten auf dem Besen, und des Luzifers auf dem Bocke zu sein, der die Luftzauberinnen zu ihrem sabbathischen Versammlungsorte auf den Blocksberg trug. — „In diesem Pfeile,“ meint aber ein, die Freude des flugluftigen Publikums mäßigender Gelehrter, „in diesem Pfeile des Abaris könnte man die Magnetnadel der neuern Zeit erkennen, die ihm die Stelle eines Wegweisers vertrat, indem ausdrücklich bemerkt wird, daß Abaris ohne seinen Pfeil, den ihm angewiesenen Weg nicht unterscheiden konnte.“

(Fliegende Völkerschaften.) Ein eben so zweifelhaftes Denkmal ehemaliger Fliegekunst finden wir in der Geschichte der Hyperboräer, wozu die Scythen, Mysier und Thrazier gezählt wurden. Diese Menschen sollen sich mit dem Rauche erhoben haben und hießen deshalb Kapuobates, d. i. „Rauchflügler.“ Es ist wieder Nichts mit der Fliegerei. Die Geschichte fällt in's Alltägliche zurück, wenn wir nach mehrern Commentatoren statt: »Kapuobates,“ Kapniol lesen, d. i. Menschen, die vom Rauche, vom geräucherten Fleische leben, welche Erläuterungsweise sich mit der gepriesenen Mäßigkeit und übrigen Lebensart dieser Völkerschaften sehr gut verträgt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Donna Diana. Dlle. Löwe vom Breslauer Theater die Titelrolle.

Die Kunst verdient ewig Achtung, sie mag den Griffel eines Homer oder das Werkzeug des geringsten Taglöhners beseelen, sie mag selber schaffen oder Schöpfungen wiedergeben. Im ersten Falle, als Gottgeborne, schwebt sie ein lichter Funke, mit dem Erdenstaube nichts gemein habend, aufwärts, und heftet sich als Stern am Himmelsgewölbe an; im zweiten Falle zieht sie dieses göttliche Licht mit anderem, aber nicht minder kräftigem Zauber sanft zu uns hernieder und zeigt den wißbegierigen Erdensöhnen, was da oben geschaffen ward.

Dichtung und ein für Schönheit empfängliches Herz, das Himmelslicht und der staunende Erdensohn! Wir ahnen eine Größe, einen Genuß, wir strecken die Arme sehnsüchtig nach einem einzigen warmen Strahle des gepriesenen Sternes aus, wir fühlen es klar, dem schöngeformten Bilde fehle nur noch Sprache und wir sind eins mit ihm, begeistert, und sieh, die Schauspielkunst bringt unserm heißesten Wunsche Gewährung, sie kommt uns vom Schöpfer des Schönen gesandt freundlich entgegen, — die Vermittlerin zwischen dem Dichter und der Erde!

Zwar sagt man, die Nachwelt flechte für den Mimen keine Kränze. Mag aber dafür die Zeitgenossenschaft ihnen die verdiente Anerkennung zu Theil werden lassen und sich nicht schämen, jenen Gestalten zu huldigen, welche uns den Dichter so nahe bringen und die uns dieser selbst werth gemacht.

Wer es weiß, welch' große Aufgabe es sei, den Geist des Dichters wiederzugeben, selbst zum Dichter zu werden mit dessen Sprache, wer einmal nur eine vollkommene Lösung dieser Aufgabe, eine Verwirklichung der kühnsten, geistigsten Idee vor sich gesehen, der kann unmöglich mit der Stimme des Vorurtheils sprechen und das am Dollmetsch verachten, was wir im Schöpfer und in uns selbst achten!

Und ist nicht die Sprache an und für sich schon ein gewaltiges Zaubermittel, wenn ihre Laute bittend, flehend, liebedringend ausgehaucht oder wie Donner geschleudert werden? Die Kraft der Rede hat der Gemeinste schon empfunden. Was also muß das empfängliche Herz erst fühlen, wenn eine von der Größe der Dichtung begeisterte Gestalt zu uns spricht und vergessen macht, daß sie auf Thespis schwanken Bretern, wir selbst im Schauspielhause sind, — wird nicht jetzt erst das Lied unsterblich, wenn es tausend Kehlen bewegt wiedersingen? Weht uns nicht Grillparzer's Geist an, wenn Mad. Rettich als seine Medea über die Bühne schreitet, sehen wir nicht immer und immer Shakespeare in Hrn. Löwe als Hamlet? u. s. w.

Noch einmal, Dank sei es Allen, die auf solche Weise zum Menschen reden, und Dank der Kunst der Dlle. Löwe, die uns als Donna Diana einen der schönsten Abende bereitete. Sie war Donna Diana! Der kalte Stolz, der in ihrer Miene lag, mußte das Herz des Zuschauers eisig berühren, ihre gekränkte Eitelkeit leuchtete wahr und unverkennbar von den zitternden Lippen, die nach einem Worte der Etikette haschten, Liebe endlich und ihre ganze Raserei brach so unverholen aus, daß, man begriff Don Cäsar müsse erweicht zu ihren Füßen stürzen, ihre Qual zu enden!

Ja, Dlle. Löwe ist eine Künstlerin, und wir sagen es frei, wenn jemals ein Talent dem klassischen Spiele unserer Mad. Rettich sich nachzubilden vermöchte, so wäre es das ihre.

Das für derlei liebliche Erscheinungen nicht kaltsinnige Publikum gab ihr seine Zufriedenheit durch mehrmaliges stürmisches Hervorrufen schon während des Stückes und am Schlusse besonders zu erkennen, wonach die Gefeierte rührende Worte des Dankes sprach.

Noch ist Hrn. Löwe's meisterhaftes Spiel zu besprechen, der in Verbindung mit Hrn. Lucas als Don Cäsar die Leistungen dieses Abends zu den vollkommensten machte. l.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Am Dinstage dieser Woche wurden wir mit einer aus der Zeit der glücklichen Lokalpossenperiode herrührenden Antike in Ad. Bäuerle's: »Leopoldstag oder: kein Menschenhaß und keine Reue« (lokales Lustspiel in 3 Aufzügen) bei Gelegenheit der Benefice des Hrn. Scholz bekannt gemacht.

Das Maal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt.
(Freiligrath.)

Das österr. Morgenblatt ist seit seiner jetzigen Redaction in allen seinen noch so verhängnißvollen Labyrinthen dem Paniere treu geblieben, dem es zugeschworen, und es hat sich zur fixen Tendenz gemacht, mit edlem und heiligem Eifer nach seinen Kräften das Gute und Schöne in der vaterländischen Kunst mit männlichem Sinne seinen Lesern bekannt zu geben und zu bewahren, aber ebenso jedwede Versündigung an den Aufgaben und Interessen der Kunst überhaupt und der vaterländischen im Besonderen um so mehr zu tadeln und zu desavouiren, je edler, feiler, knechtischer und niedriger eine solche Versündigung erscheint. Mag vielleicht manche Rüge über Kunstversündigungen zu nachdrücklich ausgesprochen, oder manches Lob nicht mit so vielen Bücklingen und Complimenten von sich gegeben worden sein, so mag seine Art und Weise zu reden aber demungeachtet durch ihren überzeugenden Wahrheitston um desto mehr wirken. Wenn wir also dem Leopoldstage von Ad. Bäuerle unsere vollste Anerkennung zollen, ja wenn wir uns sogar bewogen finden, ihn als ein Prototyp für wienerische Lokalpossen zu bezeichnen, so glaube man ja nicht, dieses Lob wäre aus engherzigen Rücksichten gesprochen worden. Dieses lokale Lustspiel hat in seiner Zeit, ja sogar in der Geschichte der Wiener Bühne, Furore gemacht und verdient es auch, daß man es jetzt noch als eine Perle aus jener Zeit, als eine schöne Reliquie aus den lieben Tagen des echten, von aller Niedrigkeit, und unnatürlichen, und allem zotenhaften Frohsinne freiem Wiener-Volksleben verehre. — Man erwartet gewiß nach diesen Präludien eine Jeremiade über den Verfall unserer Lokalposse; die Erfüllung dieser Erwartung aber liegt von unserem Referate eben so weit entfernt, als die Gesinnung, Hrn. Bäuerle vielleicht aus engherzigen Rücksichten sein Lob zu sprechen. Aber einige separate Fragen möchte es noch geben, die man an das Publikum richten könnte, und zwar an jenen Theil des Wiener Publikums, der so ganz und gar kopfhängerisch ist, und zum Schlusse nicht umhinkann zu sagen: „Ich weiß nicht, was ich will" oder mit Göthe: „Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen. — Ein Werdender wird immer dankbar sein." Man könnte z. B. fragen, wer an jenem oft abgedroschenem Verfalle der Lokalbühne mehr die Schuld trage, das Publikum oder die Dichter, das Publikum oder die Kritik? Man könnte z. B. fragen, ob denn damal dergleichen Stücke vor einem unbefangenen Publikum oder auch wie jetzt vor einer Masse aufgeführt wurde, wovon jeder schon ein ausgewachsener aus der französischen Raisonnirschule gebildeter Journalist war? Oder war man damals auch schon an die französischen Formen und an die jetzigen Possenerpositionen und effekthaschenden, aus langweiligen Schnörkeleien gewaltsam heraugezauberten Katastrophen gewohnt? — Galt damals mehr die Natur oder die Zwangsjacke hemmender Formen? — u. s. w. Und doch waren damals derlei lokale Lustspiele so witzig und amusant. Freilich sproßte in jener Zeit der Witz nicht unter den Nesseln einer sich selbst geschaffenen Volksfrivolität, sondern unter den Veilchen einer artigen naiven Volksunschuld. Man könnte die damaligen Volksdichter mit den gegenwärtigen zu ihrem Lobe noch weiter paralellisiren, allein wir wollen unser Gabre mit einer nochmaligen Erinnerung an Bäuerle's „Leopoldstag" beschließen, den wir als treffliche Localpossenantike, aus Überzeugung, herzlich willkommen heißen. Die Witze wurden wie auch bei dieser Vorstellung, wo sich das Publikum in jene glückliche Periode versetzte, der Fall war, mit einer innigen Lache gekrönt, während man bei den Witzen der neuesten Epoche höchstens ein Bravo ertönen läßt, was vielleicht eben so viel sagen will als: „das wäre eine Stelle, wo man als Publikum lachen könnte, allein wir lachen nicht, oder: dieser Fuchs hat eine hübsche Figur, wirft die Hufe gut und trägt den Kopf recht passabel." Besonders gefiel mir, wie das Publikum die Erbschaft mit 800 fl. aufnahm. 800 Gulden waren damals sehr viel, die jetzt wie eine Null erscheinen. In einer jetzigen Posse das Finale mit 800 fl. erkaufen wollen, hieße eben so viel als eine Münchhauseniade für eine Wahrheit erzählen. Wir müssen 30 und 40,000 Gulden vernehmen, dann wird das Finale geglaubt, anders aber

nicht. Um ebenso vielmal, als jene finaleherbeiführenden Entschaften größer geworden sind, um eben sovielmal hat auch die Effekthascherei und der Verfall der Posse zugenommen. Wenn einmal die Millionen an der Tour sein werden, dann glaube ich, wird der Untergang der Posse sein, und es wird bei diesem Untergange zugehen wie bei dem Weltuntergange. Wenn dann Hr. Bäuerle zurückblicken wird, auf die schöne Basis, die er den Anfängen der Posse unterlegt hatte, wird er mit Schiller sprechen: „Ich rechnete auf einen weisen Sohn.“ Was die Darstellenden betrifft, so kann man ihnen nur volle Ehre zugestehen, trotzdem die Allerseelen-Oktave noch nicht ganz vorüber war, wo man sich so gerne an die lieben Todten erinnert. Scholz und Nestroy waren die Matadoren. Das Haus war sehr besucht. Schlr.

Großes Musikfest,

abgehalten in der k. k. Winterreitschule, Sonntag den 6. November um die Mittagsstunde.

Die Freunde wahrhaft gediegener, klassischer Musik, die Kenner des echten, noch durch keine Opernzuthaten zur Zwittergattung entweihten Oratorienstyles, die Verehrer des in diesem Fache noch unerreichten größten Componisten des 8. Jahrhunderts, G. F. Händel, hatten diesmal den Hochgenuß, das Oratorium: Judas Maccabäus, eines der gelungensten dieses gefeierten Tondichters, durch wahrhaft ausgezeichnete Solisten und mehr als 1000 Mitwirkende auf eine, sowohl den Tonmeister, wie unsere Zeit gleich ehrende Weise executirt zu hören. Mit welcher Wirksamkeit die ohnehin kräftig und lebensfrisch componirten Chöre hier ins Leben traten, läßt sich leicht ermessen, doch schienen sie uns manchmal in Fortissimostellen unter der Wucht der Blasinstrumente zu erliegen. Auch unter den übrigen Nummern gab es viele, die zu den werthvollsten gehören und auch auf die durch das Übermaß von profaner Musik verdorbten Ohren noch immer wohlthuend wirken, und könnte man es über sich gewinnen, sich über nun einmal veraltete Formen hinwegzusetzen, und sich an den Kern der Sache zu halten, so würde auch der oberflächlich zuhörende Theil des Publikums, der nur seine Unterhaltung sucht, diese dabei gefunden haben. Wiederholt wurden eine Arie der Mad. van Hasselt und ein, sich durch eine reizende, beinahe an unsere Zeit reichende Melodieform auszeichnender Wechselchor, in welchem besonders die Steigerung auf die Zuhörer electrisch wirkte. Den Sopranpart repräsentirte Mad. van Hasselt, es ist also unnöthig, in Lobeserhebung über ihre ausgezeichnete Leistung auszubrechen, der Alt ruhte in den Händen der Dlle. Schwarz, welche hauptsächlich in ihrer Arie wirksam hervortrat und auch sonst sich vortheilhaft bemerkbar machte, Tenor war Hr. Erl, der namentlich im Recitative manche Wünsche übrig ließ, und auch öfters die Tempi unrichtigerweise beschleunigte, jedoch erst einen Tag zuvor seinen Part übernommen hatte, was Manches entschuldigt, den Baß endlich sang Hr. Hölzl mit dem ihm eigenen Ausdruck, der uns für manche Untiefen des Partes entschädigte, in welche die Baritonstimme dieses Sängers nicht gelangen konnte. Die Leitung des Ganzen war den Herren Schmiedel (Oberleiter), Klemm (Director), Fischhof (Chordirector), Helmesberger (1. Violine) und Gauster (2. Violine) anvertraut, und somit in den würdigsten Händen. Seine Majestät der Kaiser nebst mehren Gliedern des Kaiserhauses beehrten die Production mit allerhöchst ihrer Gegenwart. — Das ungeheuere Locale war überfüllt.

Am 10. November fand die Wiederholung dieses Musikfestes unter gleicher Besetzung des Oratoriums Statt. Wie das erste Mal wurde die Repetition des schönen Chores: „Seht, er kommt mit Preis gekrönt,“ verlangt; der gespendete Beifall war gewiß ein wohlverdienter! Der Besuch zahlreich. S. ch. s.

Concert

des Hrn. Francois Wartel, Tenorist der großen Oper in Paris, und der Mad. Therese Wartel, Pianistin aus Paris Dienstag den 8. November im Musikvereinssaale um die Mittagsstunde.

Noch ist die Originalität nicht aus der Kunst verschwunden, oder ist es nicht originell, wenn ein Franzose zu uns nach Wien kommt, um uns unsern Schubert, unsern durch und durch deutschen Schubert, französisch vorzusingen? Oder wenn es einem Deutschen einfiele, nach Paris zu gehen, und dort Romanzen von Labarre und Panseron deutsch vorzutragen, würde nicht ganz Paris ausrufen: c'est sublime! c'est originell der einzige kleine Unterschied wäre nur, daß man den Deutschen dort wahrscheinlich auslachte, während man den Franzosen hier bewundert. Und mit Recht muß man gestehen, sollen uns schon Beethoven und Schubert (diese beiden Tondioskuren, wie sich ein gewisser Jemand ausdrücken würde) in einer fremden Sprache vorgeführt werden, so ist Hr. Francois Wartel ganz der Mann dazu. Denn nicht leicht wird man eine weichere, ausdrucksfähigere Stimme finden, als die seinige, und nicht leicht dürfte jemand diese Compositionen richtiger und mit wärmerer Empfindung vortragen, als Hr. Wartel, der ganz Recht hat, sich auf dieses Genre zu werfen, da seine Stimme ein etwas tiefer Tenor, nicht mehr für die sich immer in schwindelnder unnatürlicher Höhe bewegenden Opernpartien eignen dürfte. Seine Vorträge, die Pénitence (Bußlied) von Beethoven, le message d'amour (Liebesbotschaft), dis-le-moi (die 4 Weltalter), le depart (Abschied) von Schubert und ein chanson sicilienne von Monpou: Addio Teresa betitelt, erwarben ihm den lebhaftesten Beifall. Mad. Therese Wartel ist eine der fertigsten Pianistinnen, deren solides, zartes, von aller Übertreibung freies Spiel nicht genug gelobt werden kann. Eine Phantasie über Motive aus den Hugenotten und eine Caprice, beide Stücke von ihrer Composition, gaben ihr vielfältig Gelegenheit, ihre Fähigkeiten von der glänzendsten Seite zu zeigen. Außerdem spielte sie mit Hrn. Mayer das Andante der Sonate von Beethoven, die genannter Violinspieler zwar rein und richtig, aber nicht immer mit der gehörigen Delicatesse vortrug. Der Saal war voll. S. ch. s.

Tagsergebnisse.

(Ein Unglücksfall in Hannover.) In Hannover wurden kürzlich an dem Hause eines Bäckers mehre Säcke Korn aufgewunden. In dem Augenblicke, als zwei Offiziere die Straße passirten, lößten sich die beiden Säcke aus der Schlinge und stürzten von der ganzen Höhe des Hauses herab, zwischen den beiden Offiziers durch, welche auseinandergeschleudert und so stark beschädigt wurden, daß man an dem Aufkommen des Einen zweifelt.

Omnibus.

(Der größte Kanal), der jetzt auf der Erde existirt, befindet sich in China. Er verbindet den Norden mit dem Süden, durchschneidet im rechten Winkel beinahe alle Flüsse des Reiches und 10,000 Schiffe des Kaisers mit 100,000 Mann besetzt fahren allein auf demselben, um den Tribut, den Reiß von den Provinzen einzusammeln, welche er in seinem Laufe berührt.

Wiener Belustigungen.

Der Anfang der nächsten Woche liefert eine so herrliche Einleitung für die darauffolgenden Frohsinnsphänomene, daß mit der Citation derselben Alles gesagt wird. — Nachmittagsconversationen: Im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß); in Dommayer's Casino in Hitzing (M. v. Lanner); in Jägernitz's Casino in Döbling (M. v. Ballin); in Lindenbauer's Casino in Simmering (M. v. Mang); in Wagner's Kaffehhause im Prater (M. v. Phil. Fahrbach); in Unger's Kaffehhause in Hernals (M. v. L. Morelly); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega v. Jägerbataillons); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont.) — Soiréen: Zum großen Zeisig am Burggacis (M. v. Flügelhornisten Furch); zum blauen Strauß (Volkssänger Moser). — Tanzmusiken. In den Sälen: zum Sperl; im Biersalon im Lichtenthal; zum Stadtgut in Sechshaus; zur Stadt Bamberg in Fünfhaus. — Im Wintersaale zum Sperl producirt sich Nachmittags die Künstlerfamilie Kule.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 137.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 14. November 1842.

Ein Abenteuer auf der Eisenbahn.

Novelle von Gr. Welzl.

Ich habe viele Bücher und leider, auch viele Romane gelesen. Daher mag sich wohl mein Hang zum Neuen und Abenteuerlichen schreiben, was ich nicht selten auch dort aufsuche, wo es am wenigsten zu finden ist. Was hätte ich darum gegeben, wenn es mir nur einmal vergönnt gewesen wäre, der Held einer venetianischen Schauernovelle zu sein! Venedig, mit seinen unheimlichen, winkeligen Gäßchen, mit seinen schwarzen, traumähnlich durch die Kanäle gleitenden Gondeln, regte meine Phantasie seit jeher am gewaltigsten auf. Oft bedauerte ich, im bedächtigen Norden geboren zu sein, wo eine maskirte Redoute unsere ganze Romantik ist, eine Romantik, welche, wenn's hoch kommt, in eine zahme Eifersuchtsszene oder in ein höchst gewöhnliches Liebesabenteuer — ausläuft. Da kam die Eisenbahn und mit ihr das, was ich so heiß ersehnt hatte, ein Abenteuer und zwar ein Abenteuer à la Venice. „Ein venetianisches Abenteuer auf der Eisenbahn!“ werden Sie lächelnd rufen, doch hören Sie.

An einem Nachmittage im August, ich hatte an diesem Tage wenig gegessen und viel gelesen, ließ ich mich auf einem Omnibus, wo man gegen 6 kr. und Trinkgeld für 2 kr. Platz bekommt, zur Eisenbahn schnecken. Ich fand hier, außer einer Dame von 3 Ellen Umfang, die aber nur für Eine Person gerechnet ward, nichts Abenteuerliches. Schweißtriefend und mit verrenkten Gliedern gelangte ich in den Bahnhof und löste mir ein Billet für die erste Klasse. Da es mir jedoch da zu wenig »abenteuerlich“ aussah, so suchte ich mir, vielleicht von einem dunklen Verhängniß dazu getrieben, einen Platz in der zigarrenduftdurchhauchten 2. Klasse und fand ihn endlich neben einem ältlichen Herrn oder besser gesagt neben einer hochbebrillten Nase und 2 ungeheuren Vatermördern, denn das schienen die Hauptbestandtheile dieser Menschenmaschine zu sein. Ich musterte die Gesellschaft. Mir gegenüber saß eine „Mutter mit ihrem Kind,“ einem Knäblein von ungefähr 12 Jahren, das mir positiv meine Hühneraugen operiren wollte und ohne Unterlaß Wuchteln aß. Hinter mir saß ein junger Mann mit Jacquemar'schen Glacéehandschuhen und stinkender Cigarre, der seinem Nachbar, einem dito Jaquemar mit Cigarre, lauter Dinge auseinandersetzte, welcher dieser längst wußte, denn auf jedes Wort des Andern hatte er den geistreichen Refrain „weiß schon“ oder „habe bereits gehört.“ Vor mir saßen ein Paar Mädchen mit hochgethürmten Schachteln und wisperten einander unaufhörlich, ohne Zweifel die geistreichsten Bemerkungen — in die Ohren, denn sie kicherten beständig.

Ich wollte die Gesellschaft noch weiter mustern, da stieß mich meine nachbarliche »Nase“ an, und präsentirte mir eine dieser Nase würdige Dose. Eben als ich meine Finger durch den dicht gestampften Tabak zwängen wollte, gellte der markerschütternde Pfiff, ein allgemeines Ah! machte sich Luft und keuchend begann die Maschine ihren Flug.

Wir mochten eine kurze Strecke unter fortwährendem Bearbeiten meiner Hühneraugen, begleitet von dem Kichern und Wispern der Mädchen und den höchst lebendigen und abwechselnden Auseinandersetzungen der Jacquemar'schen Glacéehandschuhe, gefahren sein, da blendet mich plötzlich etwas, gleich einem elektrischen Funken, ich folge dem Strahle und treffe auf zwei Augen, was sage ich, zwei Augen, zwei Blitze, zwei Kometen waren es. Stellen Sie sich große, dunkle, feurig-ernste Augen vor, überwölbt von kühngeschwungenen, prächtigen Brauen, eine Nase, die Alabasterbrücke bildend von der Minervastirne zu zwei üppigen, stolz aufgeworfenen Lippen, das Oval des Antlitzes in ein sanftgerundetes Kinn auslaufend, die reichen Ebenlocken hervorquellend hinter einem, den echt junonischen Nacken herabfließenden Schleier, den jugendlichen Busen, ungeduldig die Fesseln des enganliegenden schwarzen Kleides ertragend, jede Bewegung von Anmuth und Kraft durchleuchtet, und denken Sie sich in meine Lage. Ich sah und hörte nicht mehr, ich fühlte nicht mehr und nie sind Hühneraugen mit mehr Muße und Erfolg bearbeitet worden, als die meinigen damals.

Hatte mich das bloße Ansehen solcher Reize schon in Flammen gesetzt, wie ward mir erst, als ich bemerkte, daß diese unaussprechlich herrlichen Augen wehmüthig, ja flehend auf mich blickten, daß diese Lippen schmerzlich zu mir herüber lächelten. — War das Ganze ein Traum, eine Vorspiegelung meiner erhitzten Sinne? Doch nein! dort, kaum fünf Schritte vor mir, saß sie ja, umwogt von dem ganzen Reize Süden.

Ich halte mich nicht länger, ich muß in ihre Nähe, zu ihr; — ich muß der Bedeutung ihrer, auf mir ruhenden Blicke auf den Grund kommen. Ich erhebe mich, glühend vor Verlangen, doch ein angstvoller Blick von ihr schreckt mich auf meinen Sitz zurück. Derselbe Blick schweift jetzt rückwärts gegen die letzten Sitze zu, und kehrt flehend zu mir zurück. Ich war ihm in die Tiefe des Wagens gefolgt und, ja, es kann nicht anders sein, das Räthsel ist gelöst. Ein Verfolger, vielleicht ein abgewiesener Liebhaber

oder ein gedungener Spion ihres eifersüchtigen Gemals oder ein bezahlter Mörder, der sie der Rache irgend eines beleidigten Nobile opfern soll, sitzt mit ihr in demselben Wagen. Die struppigen, mähnengleichen Haare, die tiefliegenden, häßlich zwinkernden Augen, der höhnisch verzogene Mund verkündigen ihn. Jetzt verstand ich die flehenden Blicke meiner Venetianerin, denn das mußte sie sein.

„Mutter, Mutter, der Dunel!“ erscholl es jetzt von den Lippen meines unermüdlichen Operateurs, diesmal trotz des begleitenden Fußtrittes, eine Engelsbothschaft für mich. Baden war ja bald erreicht und gewiß steigt auch sie in Baden aus.

Die Frauenzimmer in der Gesellschaft stießen den gebührenden Angstschrei aus, die Nase neben mir schnarchte, die Jacquemar-Patenthandschuhe zollten und krrrrpschfff — ging es brausend durch den Tunnel.

(Fortsetzung folgt.)

Anna von Bretagne.

Historische Novelle von J. Kupelwieser.

(Schluß.)

Annas Leben so wie ihr Schicksal trägt den unverkennbaren Stempel des Ungewöhnlichen. Im 14. Lebensjahre mit einem Fürsten vermält, der ihr wohl weit an Jahren, doch keineswegs an Geist und Charakter überlegen war, fügte sie sich duldend und ohne Murren in ein vielfach drückendes Joch; als die Gattin des Mannes hingegen, der ihr selbst theuer war, und von dem sie über alle Grenzen geliebt wurde, der überdies in seinem Herrscheramte der hohen Achtung vollkommen würdig war, die ihm von seinen Zeitgenossen gezollt wurde, überschritt sie nur allzu oft aus Ruhmsucht und Eitelkeit ihren gewohnten beschränkten Wirkungskreis gegen ihn sowohl, als gegen den Rath und die allgemeine öffentliche Gerechtsame.

Ohnerachtet dieser Schwächen war Annas Einfluß dennoch von dem wohlthätigsten Erfolge für Frankreich. Mit Künsten und Wissenschaft im engsten Bunde verbannte sie die Rohheit des vorigen Jahrhunderts vom Hofe sowohl als aus ihrem ganzen Reiche; der Küraß, die Pickelhaube, die eisernen Handschuhe verschwanden, und an ihrer statt sah man zum ersten Male das stolz gefiederte Barett, das leichte Wamms mit bunten Spitzen und Bändern, und den zierlichen Handschuh aus feinem und wohlriechendem florentinischen Leder.

Würde, Entschlossenheit und Festigkeit in der Ausführung der gefaßten Beschlüsse bildeten die Grundzüge von Annas Charakter; ein einziges Beispiel mag hinreichen, um die Wahrheit dieser Behauptung zu erweisen: Die Engländer landeten zu wiederholten Malen an den Küsten von Frankreich und der Bretagne, und verletzten auf allerlei Art das Gebiet ihres Reiches. — Anna rüstete im Hafen von Brest eine Flotte auf ihre eigenen Kosten aus, auf dessen Admiralschiffe sich hundert Kanonen und zwölfhundert streitbare Krieger befanden, sie übergab das Commando dem Capitän Frimanquet mit dem Befehle zu siegen oder zu sterben, und dieser erfüllte genau, was ihm befohlen ward. — Die Cordeliére, so hieß das Admiralschiff (nach einem von Anna gestifteten Orden so genannt), drang mitten zwischen die englischen Fahrzeuge, bohrte mehre derselben in den Grund, enterte das feindliche Admiralschiff und sprengte sich mit demselben in die Luft.

Anna von Bretagne starb in der größten Zurückgezogenheit von der Welt, und im Gefühle tiefer Demuth, im Jahre 1514 in einem Alter von 37 Jahren, nachdem sie als Frau so wie als Fürstin gleich berühmt geworden.

Die Geschichte würde ihrem Namen ein unbedingtes Lob beifügen, wenn sie es über sich selbst vermocht hätte, jene Bitterkeit, welche gewöhnlich in ihren Äußerungen lag, und die sich nur gar zu oft als unbeugsame Strenge in ihren Handlungen aussprach, zu mildern, und wenn sie überhaupt den segenreichen Kreis des weiblichen Wirkens niemals überschritten, und sich jenen Tugenden und Beschäftigungen nicht entzogen hätte, die zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen das ausschließende Eigenthum ihres Geschlechtes blieb.

Fittiche.

Von Dr. Victor Melarski Edlen von Menf.

(Fortsetzung.)

(Des Dädalus Flugweise.) Virgil und noch ausführlicher beschreibt Ovid die Luftreise des Dädalus; eine schlimme Vorbedeutung auf dem geschichtlichen Horizonte der Luftschifffkunst.

(Anmerkung.) Um mich gegen mögliche Mißverständnisse zu bewahren vor Leuten, die uns heute oder morgen über die Köpfe fliegen werden, bemerke ich nochmals, daß diese Meister der Luftschwebekunst nicht etwa voriges Jahr bei der „blauen Glocke in Nürnberg“ Table d'hôte gespeiset, sondern mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt existirt haben sollen.

Später sind schon

(Der fliegende Adler.) Davon spricht Pausanias, jener große Lügner: Graeculorum omnium mendacissimus, wie Scaliger sagte. — Der Adler soll aus Messingblech gewesen sein und durch mechanische Kraft sich in die Luft emporgeschwungen haben.

(Die fliegende hölzerne Taube.) Auf das Zeugniß des Tavorinus gestützt, erzählt Anton Gellius, daß Archytas von Tarent eine fliegende hölzerne Taube verfertigt habe. Hatte sie sich aber einmal gesenkt, so konnte sie nicht wieder ihren Flug beginnen. Meine Leser können sich denken, daß die Affaire mit dieser Taube sowohl alle Griffel der Gelehrten, der Philologen, Comentatoren, Mathematiker, Physiker, Mechaniker, des Alterthums, wie die leichtern Federn der langweiligen Perrückenzeit des Mittelalters und der modernen Schreibewelt in Bewegung gesetzt hat. Einige glauben, ein innerliches Räderwerk habe den Mechanismus bewirkt; Andere, wie Plinius, Himmelsluft habe die Taube emporgetragen; die Neider des Montgolfier glaubten, durch erhitzte Luft sei das Wunder bewirkt worden, endlich fand sich ein boshafter Wortverdreher, der sagt: die Taube sei auf Papier gemalt und dasselbe über Holzspangen so ausgespannt gewesen. Daß also unsere muntere Jugend auf der Glacis noch kolossaler Adler u. a. Vögel, sogenannte Drachen, alljährlich zur Herbstzeit steigen ließen, sei ein größeres Kunststück, als so eine winzige Papiertaube aufsliegen zu lassen! — Jeder mag glauben was ihm beliebt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Samstag den 12. November: Pauline, Schauspiel in fünf Aufzügen, von Johanna v. Weißenthurn. Zweite Gastrolle der Dlle. Löwe.

Dieses Schauspiel ist, kurz gesagt, nichts anders als eine dialogisirte Erzählung. Die Handlung pulsirt in beständigem Gleichschlag ihrer Auflösung entgegen und nur der vierte Act hat einen echt dramatischen Gehalt. Und was ist Pauline in diesem Stücke? Ist sie die Heldin, die active Kraft, die Alles um sich in subordinirter Bewegung erhält? Nein! Sie ist nur eine Lampe, die ihre Strahlen an den sie umgebenden Gestalten bricht und in ewig gleicher Passivität mitfortgerissen wird. Mit halblauten Seufzern sucht das älternlose Mädchen nach einem warmen Herzen; sie liebt ohne Wollen, sie will ohne Streben, sie strebt ohne That. Aber eben diese Halbheit des Characters erschwert die Consequenz der Durchführung. Da ist nur ein leises Schwellen und Senken der Empfindung, jedes Zuwenig verfließt in Flachheit, jedes Zuviel wird Unnatur und diese gefährliche Eintönigkeit ist eine lähmende Fessel, mit erschütternder Gewalt in die Brust des Zuschauers zu greifen.

Dlle. Löwe hat uns diesen Character nicht als Einheit vorgeführt, sie hat ihre mimische Kraft auf Momente conzentrirt. Ihr Talent verweist sie freilich, mehr auf das Herz als auf den Verstand zu wirken, und es mag verlocken sein, einen augenblicklichen Beifall zu erzwingen; allein dann treten uns die Übergänge in kunstwidriger Schroffheit entgegen und der Eindruck des Ganzen erlischt. Dies war der Fall mit der „Pauline" der Dlle. Löwe. Übrigens wollen wir gerne unsere Erwartungen an ihre ferneren Darstellungen knüpfen. Mlg.

Zweites, großes Concert

des Violin-Virtuosen Theodor Haumann am 11. November.

Bei einem öffentlichen Concerte ist unbestreitbar ein Concertist und ein Publikum nothwendig, und gerade wechselweise das Eine wegen des Anderen. Letzteres war in diesem großen Concerte in nicht großer Anzahl versammelt und wenn wahre Virtuosität und ein ausgezeichneter, in Paris begründeter Ruf, (ein Umstand, der bei Violin-Spielern, wie die Erfahrung lehrte, von besonderer Bedeutung ist) nicht mehr ihre Anziehungskraft bewähren; so wird es klar, daß das Publikum auch nicht mehr der Stimme des referirenden Schirmvogtes wegen der gründlichen Klagen über viele Concerte und deren hohe Preise bedarf, es hilft sich selbst und kommt nicht, und die Künstler werden dann schon so klug werden, uns ihre Concerte nicht zu geben. — Hr. Haumann spielte den 1. Satz eines großen Concertes von Vieuxtemps, dessen Wahl eine lobenswerthe genannt werden muß; denn die Composition verbindet mit einem großen, edlen Style und sehr interessanter Stimmführung im Accompagnement ungewöhnlich große Schwierigkeiten für die Prinzipalstimme und besonders in dem als 4. Nummer von Hrn. Haumann gespielten Andante und Rondo dieses Concertes schöne Melodien und sehr zierliche Vortragsstellen. — Wir haben in dem ersten Referate unser Urtheil über diesen Künstler so auszeichnend ausgesprochen, daß wir mit Vergnügen dessen erneuerte Bestätigung in dem einstimmigen, rauschenden Beifalle der Zuhörerschaft und aller Kenner fanden. Hr. Haumann überwindet mit ungemeiner Leichtigkeit die größten Schwierigkeiten und die Elegonz und Schönheit seines Vortrages wurde häufig von lauter Bewunderung unterbrochen. — „Künstlerherz, was willst du mehr?" — Blos mehr Publikumherzen? — Zum Schlusse trug der Concertgeber Variationen von seiner Composition über ein sehr hübsches, wie wir glauben, Original-Thema, vor. Besonders schön ist die einfache, 1. Variation, dann die blos auf der G- und E-Saite sich bewegende vierte, und die letzte, in welcher der Künstler sein prachtvolles Staffato, so wie in der Cadenz und der Schlußpassage Schwierigkeiten aller Art, Staffatoläufe in Doppeltönen, Dreiklänge im schnellsten Tempo ꝛc. mit völliger Reinheit, und ohne daß das Mindeste versagte, anbrachte. Der Concertgeber wurde nach jeder Nummer mit großem Applause gerufen.

Die übrigen Piecen dieses Concertes waren: Eine Sopranarie aus „Belisario" gesungen in italienischer Sprache. Die Sängerin entwickelte einen großen Fond italienischen guten Gesangswillen und wurde gerufen. Ferner:

Lied (das Mühlrad) für Tenor und Waldhornbegleitung von Kreuzer, die letztere vorgetragen von Hrn. Rott, der mit Recht Beifall erhielt. Dem Sänger wäre große Sparsamkeit mit seiner Stimme anzurathen, und wenn er Liedervortrag recht studierte, so wäre dieß auch keine Verschwendung. Überhaupt dürfte es gute Folgen haben, wenn die Gefälligkeit der Mitwirkenden bei einem Concerte nicht oft so viele Gefälligkeit von Seite des Publikums bedingte.

Das Orchester des Josephstädter Theaters, unter der Leitung des Hrn. Orchesterdirectors Groidel brachte die Ouverture aus „Melusine" von Kreuzer (warum auf dem Zettel nicht genannt?) mit beifälligem Erfolge, so wie es das schwierige Accompagnement des Vieuxtemps'schen Concertes präcise und mit lobenswerthem Eifer ausführte. Thalhof.

Literarisches.

(Ein Hundetaschenbuch) ist in Amsterdam für Hundefreunde erschienen. Es enthält Hundenovellen, Hundeanekdoten, Hundegedichte, Hundeporträts, unterscheidet sich übrigens von andern Taschenbüchern nicht besonders.

(Das Unglücksjahr 1842), nennt sich ein Büchelchen, das in Hanau erschienen ist, und worin nach meteorologischen Gesetzen und Berechnungen trostreich prophezeit wird, daß der Dezember und Jänner im Ganzen sehr gelind, der Februar allein etwas kalt sein werde, worauf aber schon der März den Frühling bringe, und zwar — nicht blos im Kalender.

(Literatur der Lappen.) Der um Lappland verdiente Pastor Stockfleth hat eine Grammatik der lappländischen Sprache geschrieben, und Luther's kleinen Katechismus und die Bibel in diese Sprache übersetzt.

In Umea existiren bereits Buchhandlungen, in welchen sich die vorzüglicheren Erzeugnisse der europäischen Literatur vorfinden.

(Gräfin Hahn-Hahn.) Diese schreibelustige Dame hat ihre Tour durch Schweden und Norwegen beendet und zwei Bände ihrer Reisefrüchte bereits dem Drucke übergeben.

Industrielles.

(Neue Wiener-Uhren.) Der bürgl. Uhrmacher Alois Läffler hat eine neue Erfindung in der Construction der Uhren gemacht, wodurch dieselbe bedeutend vereinfacht wird, da diese Uhren im Vergleiche mit den gewöhnlichen Uhren nur ein Fünftel der Uhrbestandtheile haben und eben dieser Einfachheit wegen einer geringeren Reibung unterliegen, dauerhafter sind und sich wohlfeiler herstellen lassen.

In Beziehung auf das richtige Schlagen und das genaue Zeitmessen sollen diese Uhren auch verläßlicher sein als die gewöhnlichen, und nicht an drei Werken, dem Viertel-, Stunden- und Gehwerke, sondern an einem einzigen Werke aufgezogen werden, wenn sie auch Viertel und Stunden schlagen.

(Uhrenproduction in England.) Ein Uhrmacher in London hat eine Maschine erfunden, die in einer gegebenen Zeit 300 Stück Uhren verfertigen kann. Die erfahrensten Uhrmacher haben diese angefertigten Uhren für das Beste anerkannt, was je in diesem Fache geleistet worden ist, dabei sind die Uhren weit wohlfeiler. Die englische Regierung hofft durch diese Maschine die Uhrenkonkurrenz auf der ganzen Erde zu unterdrücken.

(Die Industrie-Ausstellung in Mainz) wird vom Publikum aus Nah und Fern in Masse besucht. Mehrere gekrönte Häupter und viele hohe Personen haben die Räume durchwandelt und mußten den Segen des Bürgerfleißes bewundernd preisen.

(Der eigentliche Erfinder der Dampfmaschinen.) Nach den neuesten spanischen Blättern hat man in den königlichen Archiven zu Salamanka authentische Beweise entdeckt, daß der Seecapitän Blasco de Garrey dem Kaiser Carl V. eine von ihm erfundene Maschine zeigte, welche durch den Dampf bewegt wurde, und er somit als eigentlicher Erfinder der Dampfmaschinen betrachtet werden kann.

(Wagner's elektro-magnetische Maschine.) Herr Wagner in Frankfurt hat nunmehr an den Frankfurter Senat die Bitte ge-

stellt: eine Prüfungscommission für seine Erfindung zu bilden, indem er vor dieser eine Probefahrt mit seiner Maschine auf der Taunus-Eisenbahn unternehmen wolle.

Künstlerischer Wegweiser.

(Daguerreotyps en gros.) Ein Privatier in Rötz (Österreich) verfertigt Daguerreotyp-Bilder von 4 bis 5 Schuh Höhe, so daß man nun im Stande ist, ganze Gegenden, Landschaften, Straßen, Häuser mit allem Detaille aufzunehmen und naturgetreu wiederzugeben. Auch vermag er Porträte in Lebensgröße zu liefern.

(Kunstkabinet.) Ein Herr Slavik zeigt in Carlstadt ein Kunstkabinet, Gemälde von Gegenden und historischen Scenen, welche die Carlstädter Zeitschrift „der Pilger" als vorzüglich anpreist.

(Neue Lithographien.) An neuen Lithographien erschien so eben in Pesth das Porträt des Dichters Carl Beck und des Freiherrn Alois v. Medinyanszky.

(Eine Statue Rembrandt's.) Der Bildhauer Royer in Haag, welcher die Bildsäule de Ruyters verfertigte, hat den Auftrag erhalten, eine Statue Rembrandt's in die Arbeit zu nehmen.

(Ein muthmaßliches Bild Anton van Dyk's.) Der Maler J. E. Reinhard in Olmütz, der sich vorzugsweise mit Restaurirung alter Bilder beschäftigt, hat so eben die durchgreifende Restauration eines Gemäldes beendet, welches von außergewöhnlichem Kunstwerthe und seiner Meinung nach eine Arbeit Anton van Dyk's ist.

Das Gemälde, auf Leinwand, 2 Fuß 4 Zoll breit und 3 Fuß hoch, stellt eine Grablegung Christi vor und zählt 8 Figuren, von denen jene des todten Heilandes die Mitte einnimmt. Hinter dieser Figur, gegenüber dem Beschauer, steht Johannes, rechts Joseph von Arimathäa und noch ein Greis, beide weißbehaart aber kräftig, alle drei sind beschäftigt, den Leichnam auf das Grabtuch zu legen. Links im tiefen Schatten weinende Frauen. Die Beleuchtung dringt durch den Eingang der Felsenhöhle, an welchem ebenfalls weinende Weiber, und concentrirt sich mit schönem Effekte auf der Gestalt des Heilandes.

Die Gruppirungen der Figuren um die Leiche sind vortrefflich, herrlich der Kopf des Johannes, die nackten Theile, besonders der Rumpf an der Figur des Heilandes, sind mit großer Zartheit und Wahrheit behandelt, auch die Draperie bietet viele kunstreiche Partien, von vorzüglicher Schönheit ist jedoch das Helldunkel.

(Der Landhaussaal in Ofen) wird restaurirt. Die Malerei in demselben wird durch den Maler Stüymann von Pesth besorgt, und ist daher in guten Händen.

Jägerzeitung.

(Eine Hirschjagd zur Nacht.) Im Munde der älteren französischen Jäger war Chantilly mit seinen Ställen und den Rossen, mit seinen Zwingern und den Rüden, mit seinen Fasanen und den Hirschen darin, hochberühmt. In diesem Schlosse war's, wo Condé dem reisenden Czar Paul ein prächtiges Gastmal gab. Und als der Kaiser aller Russen den weiten, gewölbten, so eigenthümlich gebauten Saal mehr noch lobte, als selbst die fürstliche Einrichtung desselben, da lächelte der Wirth und meinte, die Ausstattung sei freilich nur für den Augenblick da zu Ehren des gekrönten Gastes, die Säulenhalle aber, von dauernder Bestimmung, nichts mehr und nichts weniger als ein Stall. Paul war entzückt über diesen Scherz, und in der Freude seines Herzens deutete er von fern den Wunsch an, noch in derselben Nacht einen Hirsch zu hetzen, wobei er jedoch nicht verhehlte, daß er die Ausführung für unmöglich halte. In diesen Äußerungen mochte sich wohl auch eine kleine Bosheit eine Art Rache für den Scherz bergen; diese jedoch verfehlten ihren Zweck, den Condé kam nicht aus der Fassung, flüsterte nach einer Weile mit dem unbefangensten Gesicht einem Pagen einen Befehl zu, und gab sich dann wieder ganz den Pflichten eines aufmerksamen Wirthes hin. Draußen aber ward es laut und rege. Durch das Schloßthor flogen reitende Boten, um des Prinzen Vasallen aufzubieten, und nicht so lange, so ertönte auf den umliegenden Dörfern die Lärmglocke, bei deren Schall die Landleute sich vor den Kirchen sammelten, um des Herrn Befehle zu vernehmen. Unterdessen war im Schloßhof die Jägerei in voller Thätigkeit; ein Theil zog schleunig zu Holz, um Alles zu ordnen, was ihr erhaltener Befehl erheischte, die Meute folgte bald zum Rendezvous, die Beschlknechte ließen sich angelegen sein, nochmals den Hirsch zu bestätigen, den der Jagdmeister unter denen, deren Stand ihm angesagt worden, ausgesucht hatte, und trafen Sorge, seine Wechsel zu verlassen, damit er nicht in der Dämmerung zu Felde ziehe. — Als nun die zehnte Stunde schlug, meldete der Prinz dem Czar, daß Alles zur nächtlichen Jagd bereit sei, und die Gesellschaft flog zu Pferde. Paul hatte das kaum ausgesprochene Gelüste gleich wieder vergessen, und war höchlichst verwundert, den scherzhaften Wunsch so schnell, wie durch den Zauberstab einer Fee, sich erfüllen zu sehen. Zum Stelldichein ritten die Jäger durch eine Doppelreihe aufgestellter Fackelträger, und der alte Forst, von vielen tausend Lichtern erhellt, bot einen mährchenhaften Anblick dar, der Hirsch in seinem Dickicht mochte wohl glauben, draußen glänze noch der Tag, und hatte sich bisher nicht gerührt, als endlich die Lancirhunde ihn aufsprengten, und er plötzlich von einem Feuermeer umgeben, vor den Fackeln zurückprallte und, seiner Sinne nicht mehr mächtig, geradaus durch die beleuchteten Alleen stob, da auf seiner Fährte die Meute lautete; rechts wie links hinderte ihn der Lichtglanz ins Dickicht zu fliehen, und so ging sein Pfad nur grad aus, bis irgend ein helllohendes Feuer mitten im Weg oder ein prasselndes Bouquet von Schwärmern, ihn wieder in einen Seitengang schreckte. Diese Jagd glich dem Treiben des wilden Jägers, wenn er, unter Hörnerruf und Peitschengeknall, von grellen Blitzen beleuchtet, unter den Hufen seiner Rosse den rollenden Donner, mit der gespenstigen Schaar durch die düstern Wolken im Sturme reitet, zuweilen die Wipfel der alten Eichen streifend und knickend, daß der Raubvogel und der Schuhu krächzend aufflattern, das geschreckte Wild sinnlos an Stämme und Steine prallt, und der Landmann, unter dem wankenden Strohdach sich vielfach bekreuzend, alle Heiligen zu seinem Schutze ruft. — Endlich stellte sich der Hirsch, mehr noch aus Verwirrung und Schreck, als aus jener Ermüdung, welche einer langen und anstrengenden Flucht zu folgen pflegt, und eine Jagd nahm ihr Ende, die in der Geschichte des Waidwerks kaum ihres Gleichen finden mag.

Anzeige.

Zum Besten des Institutes der barmherzigen Schwestern findet am 15. d. M. eine musikalisch-deklamatorische Akademie im k. k. Hoftheater zu den gewöhnlichen Theaterstunden Statt, in welcher die vorzüglichsten Kunstnotabilitäten Wiens, nämlich die Künstlerinnen Rettich, Fichtner, Neumann, Luther, Hasselt-Barth, Wartel, Diehl und die Künstler Anschütz, Fichtner, Krl. Staudigl und Wartel mitwirken werden, die Herren J. G. Seidl und Saphir haben für diese Akademie neue Gedichte zur Declamation verfaßt. Sowohl die Wirksamkeit dieser interessanten Kräfte als der so löbliche Zweck, durch den Ertrag ein Institut zu unterstützen, dessen edle Thätigkeit sich auf Dank und Segnung die gerechtesten Ansprüche erwarb, läßt gewiß einen zahlreichen Besuch erwarten. Logen und Sperrsitze sind bei Hrn. Jos. Wache, Agent des Institutes, zu haben.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 14.: „Das Glas Wasser." — Dinstag 15.: Norma. — Mittwoch 16.: „Treue Liebe." — Donnerstag 17: „Das System." — „Die Einladungskarte." — „Sie schreibt an sich selbst." — Freitag 18.: „Das System." — „Ein Haus zu verkaufen." — „Sie schreibt an sich selbst." — Sonnabend 19.: „Der Sohn der Wildniß." — Sonntag 20.: „Die Widerspenstige."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 138.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 16. November 1842.

Stille Wunder.

Nicht jenes stille Wunder, welches der keimende Grashalm wirkt, nicht die stillen Wunder, welche den Orion umglänzen; nicht jenes stille und blaue Wunder, das aus blauen Damen-Augen zaubert, deren Pupillen uns Herren zu Pupillen machen; nicht die wunderlichen Schönen selbst, die keine stillen Wunder sind, sollen hier gemeint sein: sondern eigentlich nur natürliche stille Wunder, deren Zusammenhang wir nicht leicht fassen, z. B. ungeheure Ideen, bis zu den „verrückten Ideen" hinab, (nicht herab)! oder einzelne, wunderbare Verhältnisse und Handlungen ꝛc., und solche Wunder sind leicht zu schreiben. Unsere Zeit liebt zwar in ihrem lobenswerthen Streben so viel als möglich zu erfassen, diese Wunder nicht sehr, und jeder vernünftige Mensch hat längst den übrigens verbannten Idealismus mit dem Realismus oder Materialismus vereint, indem er Reichsein zu seinem Ideale macht und im Greifen nach dem Materiale dazu, nicht die mindeste Begriffstützigkeit verräth.

Wir nennen lieber etwas sehr selten Erscheinendes, Außerordentliches ein Wunder, gehen aber offenbar mit zu großem Leichtsinne darüber hinaus, gerade, als ob uns gar nicht darum zu thun wäre, klüger zu werden. — »Wir leben in einer wundervollen Zeit," ist schon zum Gemeinplatze geworden, und warum willst du, o Mensch, sie nicht studieren? — Halte Augen, Ohren und Hände offen, wie bei jedem Erlernen, und Du lernst eine Menge Wunder kennen und erweiterst deinen Verstand, wie deinen Magen, und legst dich geistesfetter nieder.

Aber nicht die lärmenden Wunder tragen die wahre Größe, nicht an der Löwen-Stimme in den Salons bestaune das Wunder der Schöpfung, nicht vor dem schäumenden Katarakt poetischer Wasserkünste rufe dein: Ah! — — stille Wunder sind schön und groß, und es ist gar lieb, wenn wir über ihre Wirkungen verdutzt stehen und die Augen reiben.

Wie unschuldig die Satyre ist, wenn sie die unschuldigsten, zartesten Wesen, nämlich Frauen und Poeten, verfolgt, ist einleuchtend, da Jedermann recht gut weiß, daß es damit ihr Ernst nicht ist, denn es waren die Satyre ja selbst Kunstpfeifer, und ihre große Veneration für das schöne Geschlecht kennen wir Alle. — Aber es dennoch an der Zeit, daß manches, besonders den Poeten zugefügte Unrecht kritisch beleuchtet oder eigentlich kritisch verdunkelt werden soll, welches Letztere die Kritik auch versteht, wie man sagt; — die guten Poeten werden mir die vorlaute, aber für sie unmögliche Beweisführung verzeihen, da man nothwendig ein schlechter sein muß, um derlei so genau zu wissen, und die Frauen bleiben doch immer die lieblichsten Wunder, wenn sie auch zuweilen zu eben so viel Verwunderungen als Bewunderungen Anlaß geben!

Man sagt: „Ein bescheidener Poet ist ein so stilles Wunder, daß man es gar nicht findet!" — Was wird man aber sagen, wenn ich beweise, daß dieses Wunder in seinem angewiesenen Element häufig lebt und plätschert?

Kennst du, o nichtpoetische Welt, die zarten Geheimnisse, die eines Poeten Busen Jahr aus, Jahr ein, bewohnen? — Nein, du kennst sie nicht! und von den Afterparteien seines Kopfes will ich gar nicht reden! — Der Poet nimmt sich in einer einsamen Stunde des Lichts den Band seiner Poesien her, und richtet sein kleingestirntes Haupt zu dem großgestirnten Himmel und ruft: »Herr! ich bin ein schwacher Mensch!" welches geheime Bekenntniß freilich von Niemanden gehört wird, weil er eben zu bescheiden ist, mit seiner Bescheidenheit zu prahlen vor Andern; aber Jedermann glaubt irrig, er halte sich so recht in seinem Innern für ein Johannesfeuer, das mit verbrannten Stoppeln leuchtet. — Er geht aber noch weiter und macht ein stilles Wunder und recensirt, sich selbst verläugnend, sich selbst! — Wie unverdient ist es, dieß zu tadeln, und wie zweckgemäß sogar, ist sein Entschluß, da er meistens allein weiß, was er mit seinen Schriften wollte und sich mit dem Urtheile mehr Verdienst und Ruhm verschafft, als mit dem Werke selbst, so wie auf Schießstätten der bunte Bajazzo Zieler heißt, der den Schuß anzeigt, nicht der zielende Schütze, und unser Selbstrecensent macht dann alle die Purzelbäumchen ohne Anstand, die er als Schütze im Anstande nicht machen kann!

Wie bescheiden ist es wieder von ihm, ein fremdes Urtheil mit seinen Hervorbringungen nicht behelligen zu wollen und wie uneigennützig gibt er sich in seinem Selbstlobe, indem er ganz richtig annimmt, daß ein gegründeter Tadel mehr nützt, als selbst ein gegründetes Lob, und er tadelt sich daher gar nicht, sondern lobt sich blos unmäßig aus purer Uneigennützigkeit! — Bläst' er nicht, wie Postillone in Hohlwegen, in's Horn, daß man ihm ausweiche, und braucht er nicht bei seiner Winterfahrt Schellen- und Klatschlärm zur eigenen Freude und um Andere nicht durch Überfahren ins Malheur zu bringen?? — Oder, nehmen wir an, er gehe einen anderen Weg, und ziehe es vor, seinen poetischen Rekruten unter das Maaß eines sehr guten Freundes zu stellen; — so geschieht dieses doch ganz gewiß nur, weil er weiß, daß es die erste Pflicht eines Freundes ist, uns auf unsere Fehler

aufmerksam zu machen. Ja, wenn aber dann selbst der Freund sagt: »Junge, an dir ist Etwas!“ dann muß es auch wahr sein!! — Und doch wird dieses edle Bestreben nach einem strengen, aber wahren Urtheile mißkannt, während doch der brave Poet das stille, stille Wunder der Bescheidenheit, der Selbstverläugnung, der Uneigennützigkeit und des Drängens nach Wahrheit über sich selbst, bis zum Überlaufen wirkte!

Unser Leben ist nicht, wie es häufig heißt, ein Geschenk, sondern blos ein Vorschuß gegen Thatverrechnung und Bezahlung durch Wirken. — Wenn nun irgend ein Poet wirklich gar nichts thut, und durch sein Schreiben auch keine That zu wecken vermag, sondern blos emsig die Schreibfinger bewegt: so bezahlt er dennoch offenbar seine Zeitschuld mit den männlichen drei Fingern, die überhaupt bei Jedermann zum Bezahlen gebraucht werden, und gibt seine cursolosen Gedanken in laufenden Buchstabenhellern aus. — Wenn der Zeit aber seine Gaben nicht recht wären, so würden diese von ihr nicht so schnelle und ordentlich gierig verschlungen werden!

Ist ein junger Dichter, in dessen Schriften die guten Gedanken aus älteren Werken geholt, seine eigenen aber nichtig sind, nicht ganz der Mann für den Grafen Oerindur, der mit so großen Sehnsucht ruft:

»Ja, wer das verstände!—
Wie man Ehmals macht zu Heute
Sonst zu Jetzt, und Jetzt zu Nichts!?—

Müllner hätte daher schon vor seinem Tode einsehen können, daß seine, eben von dieser Stelle gehoffte Unsterblichkeit von dem nächstbesten Versjäger verschossen wird.

Wir waren vielleicht nie ferner, als eben jetzt, die Poesie in ihrer „hohen Ruine“ zu erfassen; — ach, und wenn wir nicht einmal die Speise kennen, wie wollen wir das Casserol, den Poeten, beurtheilen, worin sie gekocht ward?!

Wenn ich nun spießbürgerlich und unpassend vom Kochen auf die Frauen übergehe, so mögen es alle Köchinnen schön, alle Frauen aber verzeihlich finden, da ja eigentlich von Poesie die Rede war, und Poesie und Frauen stehen einander so nahe, daß nicht ein Sonnenstäubchen zwischendurch kann: denn Liebe ist Poesie, und Poesie ist — halt auch Etwas, und beide sind die Gränzhücher eines unbegränzten Glücks!

O, könnte ich Euch preisen mit der herrlichen Kraft der Rede, die Ihr selbst so stark besitzt, oder womit mancher Liebende seine Wunderschöne, im Ganzen und stückweise, von der äußersten Spitze des schönen Haares bis zum kleinen Schuh des nichtkleinen Fußes hinab, so glanzvoll gepriesen hat! — Aber eine gewisse zarte Blödigkeit und Befremdung, vor einem so großen und schönen Auditorium zum Worte zu kommen, lähmt Herz und Zunge, diese beiden Räder am Korn der Galanterie.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer auf der Eisenbahn.

Novelle von Ed. Welzl.

(Fortsetzung.)

Endlich waren wir in Baden. Unsere Blicke begegneten sich noch einmal, dann flieg ich, schwer athmend vor Angst und Neugierde, aus. Auch sie stieg aus. Ich war selig, aber noch seliger fühlte ich mich als sie, neben mir vorüberschwebend, im reinsten Castilianisch mir zulispelte: »à las siete, acà.“ Also gar eine Castilianerin! Ich war auf dem Gipfel des Entzückens.

Ein eleganter Wagen wartete ihrer. Ein Jäger in schwarzer Livree mit rother Kokarde öffnete den Kutschenschlag. Sie stieg hinein und hinter ihr, ich war stumm vor Entsetzen, ihr Verfolger der struppige Bandit. Starr und sprachlos stand ich da und glotzte dem rasch dahin fliegenden Wagen nach. Als ich mich ermannte, war er meinen Blicken längst entschwunden.

Was sollte ich jetzt beginnen? — Sie aufsuchen, um jeden Preis sie den Händen des Ungeheuers entreißen. Ich fragte Fiaker, Omnibus, Träger, kurz jeden, von dem ich nur vermuthete, daß er sie gesehen haben konnte, frug ich umsonst. Unbegreiflicherweise hatte Niemand sie gesehen, sie, dieses Wunder von Reiz und Schönheit, hatte Niemand gesehen. O Prosa des Lebens, dachte ich, und lachte verzweifelnd in mich hinein.

Aber ich gab die Hoffnung, sie zu finden und zu retten, noch nicht auf. Unermüdlich war ich auf den Füßen. Ich durchstreifte alle Plätze, Gässen und Gäßchen wieder und wieder, durchforschte den Park, die Arena, das Helenenthal, bestieg Rauhenek, Rauhenstein, betrachtete mit Luchsaugen jede vorübertrottende Kutsche, ging alle stinkenden Bäder ab, fragte in allen leeren Hotels, umsonst, sie war wie von der Erde verschwunden. Ich fuhr nach Vöslau, durchstrich den bizarren Garten nach allen Richtungen, kehrte nach Baden zurück, und begann meine Wanderung von vorne. — Alles vergebens. Gänzlich erschöpft kam ich endlich im Bahnhofe an und löste mein Billet.

Sorgfältig durchforsche ich alle Wägen, sie ist auch hier nicht und doch ist 7 Uhr nicht ferne und doch versprach sie zu kommen. Auf die Gefahr hin, zurückbleiben zu müssen, steige ich ab und warte im Bahnhofe. Schon gibt man das zweite Zeichen und noch ist nichts von ihr zu sehen. Ich athme kaum mehr. Endlich, gerade noch zu rechter Zeit, mit dem Schlage 7 Uhr donnert der bekannte Wagen die Straße daher, er hält und — sie allein, ohne den fatalen Begleiter, steigt aus. Kaum kann ich mein Entzücken zurückhalten.

Fremd und ernst besteigt sie den Waggon, und meine Augen folgen begierig der herrlichen Gestalt; sie setzt sich in ehrerbietiger Entfernung, von ihrem Blicke gebunden, bleibe ich stehen. Der Pfiff gellt, wir schnellen ab.

Ich konnte sie jetzt genauer betrachten. In der That, man konnte nichts Reizenderes sehen, als ihre edlen Formen, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne überflutet. Ein verklärtes Lächeln spielte um ihren Mund, als sie mich ansah, und die dunklen Augen, welche früher so flehend auf mir geruht hatten, leuchteten jetzt in einem ganz andern Glanz. Täuschte ich mich nicht ganz, so strahlten sie die Anfänge eines Gefühles wider, das in mir bereits zu hellen Flammen aufgelodert war, die mich zu verzehren drohten. — Doch woher diese Veränderung? Wo hatte sie sich die ganze Zeit hindurch aufgehalten? In welchem Verhältnisse steht sie zu jenem unheimlichen Menschen? Was ist aus ihm geworden? — Diese und hundert ähnliche Fragen fingen endlich an, mich so zu beschäftigen, daß ich wie aus einem Traume emporfuhr, als mich der Conducteur auf die Schulter klopfte und spitz fragte: Ob ich denn im Wagen zu übernachten gedächte? Als ich um mich blickte, war ich allein, und sie, die mir alle diese Fragen beantworten sollte, sie, welche die Antwort auf so manche, von mir an

das Geſchick gerichtete Fragen ſein ſollte, war fort — vielleicht auf ewig! — Ich ſtürzte wie ein Trunkener ihr nach und erreichte ſie glücklich noch, als ſie eben in den Wagen ſtieg, geholfen von einem Jäger in ſchwarzer Livrée mit rother Kokarde. Ein Blick auf ſie und „Fiaker, ein Königreich für einen Fiaker!“ rufend, werfe ich mich in den nächſten beſten und ihr nach.

Auf dem Stephansplatze ſteigt ſie aus und geht allein weiter, ich ihr nach, durch Gaſſen und Gäßchen ihr nach. Vor einem großen, düſtern Gebäude endlich bleibt ſie ſtehen und ſieht ſich nach mir um. Mit der Schnelligkeit eines Gedankens ſtehe ich neben ihr. Da ſpricht ſie in der volltönenden, ernſten Sprache Caſtiliens, mild lächelnd alſo zu mir: „Manches, was heute zwiſchen uns vorging, wird Ihnen räthſelhaft ſein, und ich bedauere nichts mehr, als daß ich Ihre ſehr erklärliche Neugierde nicht auf der Stelle befriedigen kann. Finden Sie ſich jedoch morgen um dieſelbe Zeit hier ein, hören Sie wohl, um dieſelbe Zeit, aber unter keiner Bedingung früher. Beim Portier werden Sie einen Domino ſammt Maske finden. Damit bekleiden Sie ſich. Steigen Sie leiſe in den 1. Stock hinauf, treten Sie zur Thüre rechts, die Sie offen finden werden. Ein junger Neger wird Sie empfangen und auf ein leiſe geſprochenes „otsi es, sino“ zu mir führen. Für jetzt leben Sie recht wohl und erfahren Sie nur noch, daß —“ Hier ließ ſich ein dumpfes Stöhnen vernehmen, dem eines Sterbenden vergleichbar; ſie ſchrak ſichtbar zuſammen und entfernte ſich in athemloſer Eile.

Lange ſtarrte ich ihr nach, von dieſem neuen Räthſel aufs äußerſte aufgeregt. — Was hatte Sie mir noch ſagen wollen? — Kannte ſie mich vielleicht gar? — Was bedeutete das Stöhnen, woher kam es? — Warum entfernte ſie ſich ſo eilig? — Ich kam zu keiner Klarheit, ſo ſehr ich mich auch abmühte, und als ich mich endlich, ich wußte ſelbſt nicht wie, auf meinem Zimmer wieder fand, ſchien mir nur das Eine gewiß zu ſein, nämlich: daß hinter all' dieſen Räthſeln ein furchtbares, lichtſcheues Geheimniß, irgend ein verbotenes, geſetzloſes Verhältniß oder eine abſcheuliche Unthat, entweder ſchon ausgeführt oder erſt im Werden begriffen, ſich verbergen müſſe.

Ich konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge ſchließen. Schreckliche Geſtalten mit häßlichen Larven und blitzenden Dolchen umgaukelten mich. Bald ſah ich mich auf der Flucht mit ihr, von Banditen angefallen, einen Kampf um Leben und Tod kämpfend; bald ſah ich ſie, auf hohem, alterthümlichem Bette mit einer ſtrömenden Todeswunde, bleich wie eine geknickte Lilie, vor mir liegen, während ihr Mörder mit blutendem Dolche wie ein hölliſches Phantom an mir vorüberhuſchte und entfloh; bald hörte ich neben mir ächzen und ſtöhnen und Ketten klirren, dann ſah ich mich mit einer Leuchte in ein dumpfes, grabähnliches Gefängniß hinabſteigen und da lag ſie, auf feuchtes Stroh hingeſtreckt, mit erlöſchenden Augen und fahlen, eingeſunkenen Wangen, ein Bild des entſetzlichſten Jammers. — Schaudernd wälzte ich mich von einer Seite zur andern, aber ihr Bild verfolgte mich unaufhörlich. — Endlich, endlich kam der erſehnte Tag und mit ihm kehrte auch meine erhitzte Phantaſie, die, gleich einem Strome, aus ihrem gewohnten Bette getreten war, in dasſelbe zurück. Ich wurde ruhiger und lieblichere Geſtalten und Bilder begannen in meiner Seele aufzudämmern.

(Schluß folgt.)

Fittiche.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

(Fortſetzung.)

(Künſtliche Vögel.) Theoderich, König der Oſtgothen, ſpricht in einem Briefe von Boethius, welcher unter andern Kunſtwerken auch fliegende Vögel verfertigt hat.

(Die luftſchwebende eiſerne Fliege.) Regiomontanus oder eigentlich Müller von Königsberg (1436) verfertigte zur eigenen Beluſtigung eine eiſerne Fliege, die einige Mal unter den Gäſten herumflog und wenigſtens in den wunderbaren Kräften des Magnets eine genügende Erklärung zuläßt.

(Künſtlich fliegender Adler in Wien.) In dem Stadtarchiv des Magiſtrats zu Wien geſchieht die Meldung: Als Rudolph II. im Jahre 1577 als römiſcher Kaiſer zuerſt in die St. Stephanskirche einzog, kam ihm durch eine beſondere Vorrichtung ein Adler entgegengeflogen und zwar: »von der Spitze des Thurmes herab, bis an den Freythof.« Einige Beſchreibungen geben dieſen Adler als ein künſtliches Uhrwerk an. — Einen ähnlichen künſtlichen entgegenfliegenden Adler ſoll Mechanicus Pfautſch in Nürnberg zur Verherrlichung des Einzuges des Kaiſers Maximilian verfertigt haben. Nachdem der Adler hoch in die Lüfte emporgeſchwebt, ſoll er den Kaiſer in einiger Entfernung von der Stadt Nürnberg erreicht haben, hierauf zurückgekehrt ſein, und ſich auf das Stadtthor niederlaſſend die Ankunft des Kaiſers erwartet haben. Als der Kaiſer das Thor erreicht hatte, breitete der Adler ſeine Flügel aus und begrüßte ihn durch Verneigung des Körpers.

(Kleinere fliegende Selbſtriebwerke) haben noch verfertigt: Leo der Weiſe, Athanaſius Kircher, zum eigenen Vergnügen Kaiſer Carl V.

(Flugmaſchine.) Eine Flugmaſchine oder eigentlich: einen ſchnell dahin eilenden Segelwagen, produzirte Simon Stevinus (1598). Er übertraf jeden Vogel in der Schnelligkeit des Fluges. Der Prinz von Oranien beſtieg mit ſeinem Gefangenen Mendoza nach dem Sieg bei Nieupoort dieſen Wagen und legte in 2 Stunden 14 deutſche Meilen zurück.

(Künſtlicher Pfau.) General Degennes (1760) verfertigte zu ſeinem Vergnügen einen künſtlichen Pfau, welcher hingeſtreutes Futter vom Boden auflas, dieſes verdaute u. ſ. w. Auch ſoll ſich derſelbe durch Flügelbewegung in die Luft haben erheben können.

(Vaucanſon's fliegende Ente) erregte in ganz Europa (1740) Bewunderung. Sie ahmte genau alle Bewegungen und Geberden einer Ente nach, fraß und trank mit Begierde, verrichtete mit dem Kopfe und Halſe alle die ſchnellen Bewegungen, welche dieſem Schweine unter den Vögeln eigen ſind, trübte das Waſſer und trank mit dem Schnabel. Sie ſchnatterte ganz natürlich und flog zeitweiſe. — Du Moulin, ein Goldſchmied, ahmte dieſen fliegenden Automaten nach, produzirte ihn in den vorzüglichſten Städten Europa's und ſtarb im Jahre 1752 zu Moskau. Beckmann gibt von dem innern Mechanismus eine ausführliche Beſchreibung, die ich auch in meinem Manuſcripte: „über das aëroſtatiſche Maſchinenweſen“ aufgenommen, ſo wie alle die erwähnten Kunſtwerke daſelbſt detaillirter behandelt ſind.

(Künſtliche fliegende Canarienvögel) verfertigte (1780) J. Droz.

(Fliegender Automat.) Ein in die Luft senkrecht emporschwebendes und sich wieder senkendes Selbstgetriebe verfertigte J. Degen im Jahre 1815 zu Wien.

Die Herren Bienvenu und Launoy in Paris (1830) haben gleichfalls eine kleine ganz einfache Maschine erfunden, die sich blos durch mechanische Kräfte in die Luft erhebt. Die Verfasser des Journals von Paris haben das Modell davon in Augenschein genommen und erstaunten sehr, als es ihnen mehrmals unvermerkt aus den Händen entschlüpfte und sich an die Decke des Zimmers ansetzte.

Solche äußerst scharfsinnige Leistungen aus dem Gebiete der Mechanik mögen auch die hauptsächlichsten Veranlassungen gewesen sein, daß mehrere waghalsende flugluftige Menschen wirkliche Versuche nach Art der Vögel zu fliegen anstellten, Versuche, die für die Erfinder sowohl, als für die Kunst selbst verderblich ausfallen mußten, da sie mehr zur Befriedigung der Schauluft und als tollkühnes Gaukelwerk, denn als nützliches Streben und als Resultat der genauern Einsicht in den Flugmechanismus betrachtet wurden: experto crede Roberto.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Frauenblätter.

(Emancipirt oder nicht emancipirt, das ist die Frage?) Mit der ersten Cigarre, welche Mad. Dudevant angebrannt, ist auch die leuchtende Fackel der Erkenntniß für das weibliche Geschlecht entzündet worden. Es geht wahrlich eigenthümlich in der Weltgeschichte her. Jahrtausende mußten darüber hingehen, bevor das Weib daran dachte, daß es eben so gut als der Mann den Rauch des glimmenden Virginienblattes einziehen und wieder von sich dampfen könnte, bis in Frankreich eine geniale kühne Frau dem Manne das Monopol des modernen Prometheus-Funkens entriß und somit die Emancipation des Weibes entdeckte.

Indeß hat die Sache auch ihren heiligen Ernst. Wir können das Weib nicht emancipiren, weil die Frauenwürde höher steht, als die bürgerliche Emancipation mit ihren Pflichten und Vorrechten. Die Frauen sind zu edel für das rohe Werk des emancipirten öffentlichen Lebens; sie sollen dem Manne die Weihe für die Kämpfe seiner Zeit ertheilen, aber nicht selbst mit zarter Hand eingreifen in das Rad der Geschichte. Wir müssen der heroischen That einer Judith unsere Bewunderung zollen; doch mit Abscheu wenden wir uns ab von den blutdampfenden Händen des frohlockenden Weibes, welches eben das grausame Henkerhandwerk vollzog. Aber der edle Stolz einer Cornelia wird noch den spätesten Generationen den Tribut der Ehrfurcht für eine Mutter abfordern, und noch in kommenden Jahrtausenden werden Liebende den heißen Herzschlag Juliens vernehmen, wie Shakespeare's schöpferischer Genius sie gebildet, und mit Bewunderung und Rührung ausrufen: So liebt ein Weib!

(Weibliche Benennungen.) Das erste Wort unter den weiblichen Benennungen, dessen Ursprung allgemein interessiren dürfte, ist das Wort Frauenzimmer. Ohne Zweifel bedeutete es ursprünglich so viel, als bei den Morgenländern der Harem, einen abgesonderten Theil des Hauses zur Wohnung für das weibliche Geschlecht. Auch in verschiedenen Gegenden Europa's hatten in älterer Zeit die weiblichen Glieder einer Familie, besonders der höhern Stände, in dem gemeinsamen Hause ihre eigenen Appartements, worin sie abgesondert von dem männlichen Geschlechte wohnten. Diesen Theil des Hauses nannte man das Frauenzimmer! Der älteste deutsche Name des verheiratheten Frauenzimmers ist unstreitig das Wort „Weib," oder in der plattdeutschen Sprache „Wif." Dieses Wort heißt ursprünglich so viel als Weberin. In den Zeiten unserer Ur-Ur-Ur-Großmütter war die Hauptbeschäftigung des verheiratheten Frauenzimmers, auch in den vornehmeren Ständen, nichts anders — als die Spindel und der Webstuhl. Von ihrer vorzüglichsten häuslichen Beschäftigung, von dem Weben, bekam also das verheiratete Frauenzimmer den Ehrennamen Weib. Nachher, da die verheiratheten Frauenzimmer der höhern Stände aufhörten, sich vornehmlich mit Spinnen und Weben zu beschäftigen, verlor sich auch die alte Benennung und die Frau trat an ihre Stelle.

Das Wort Frau wurde schon im Mittelalter, vorzüglich in den vornehmen Ständen, der geltende Name der verheiratheten Frauenzimmer. Daß die Namen „Dame," „Madame," „Demoiselle" und „Mademoiselle" dem Franzosen gehören, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Ursprünglich rühren sie aber aus der lateinischen Sprache her. Die Römer nannten einen freien Mann, den Herrn des Hauses „dominus," und dessen Frau „domina." Der Spanier formte aus der „domina" — „donna," der Italiener „dama." Das Wort „Dame" ist also seinem ursprünglichen Sinne nach mit „Frau" gleichbedeutend, und heißt so viel als „Herrscherin" oder „Gebieterin." Anfangs war jedoch der letztere Name in Frankreich ausschließlich Titel der Mutter Gottes, die daselbst auch jetzt noch „Notre Dame" genannt wird. Nachher gab man auch der Königin dies Prädikat, später kam es auf die adeligen Frauen, dann auf die Bürgersfrauen, und endlich sogar auf die Damen der Halle herab. Übrigens war und ist die beziehende Anrede „Madame," worin die Galanterie des Franzosen das Wort „ma" hinzugefügt hat, in Frankreich eine allgemein weibliche Benennung, die der Holländer durch sein „Mevrouwe" nachzuahmen sucht, ein Titel, der in Holland nur Damen vom Stande zukommt, dagegen sich die niedriger rangirten Frauen mit „Juffrouw" (Jungefrau) begnügen müssen. Durch den dreißigjährigen Krieg kam die Benennung „Madame" durch die französischen Kriegsvölker nach Deutschland und fand bei den Deutschen bald eine sehr günstige Aufnahme. Die Benennung Fräulein (Fräwelein), Jungfrau und das aus dem letztern zusammengezogene Jungfer, in unsern Zeiten, bedeuten ursprünglich eins und dasselbe, eine kleine oder junge Gebieterin, Fräulein, die verkleinerte Form des Wortes Frau. Beides war anfangs die Benennung für junge Frauenzimmer, die über die eigentlichen Mädchenjahre hinaus sind. Das erste Fräulein kommt in Luther's Bibelübersetzung vor, der die Eva als Fräulein aus der schaffenden Hand Gottes hervorgehen ließ. Vielleicht bildet sich deswegen auch jetzt schon jede Küchenmagd ein, daß sie ein geborenes Fräulein ist.

Omnibus.

(Eine Schlange als Passagier.) Ein Schiff, welches aus Rio Janeiro kommend in Marseille landete, sollte dort seine Waaren ausladen. Als man damit beschäftigt war, einen Haufen Campecheholz vom Bord wegzuschaffen, entdeckte man mit einem Male eine der giftigsten Schlangen Brasiliens, welche mit den andern Passagieren, die unbewußt dem schrecklichsten Tode so nahe waren, die Reise von Brasilien bis Frankreich gemacht hatte. Alles floh bei dem Anblicke des Scheusals von dem Schiffe und Niemand wagte es das Schiff wieder zu betreten. Man hofft jedoch, daß die eintretende Kälte das Thier in den Zustand der Erstarrung versetzen wird, in welchem es sodann ohne Gefahr getödtet werden kann.

(Amusantes.) „Brotsuppe mit Ei," befahl ein Gast im Wirthshause, „aber ganzes Ei."

„Ganzes Ei?" fragt der Kellner verwundert.

„Ja Dummkopf!" polterte der Gast, und der gehorsame Kellner brachte Brotsuppe, in der ein ganzes Ei sammt der Schale lag.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Verlin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1105, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 139.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 19. November 1842.

K. K. Hofburgtheater.

Donnerstag, den 17. November zum ersten Male: Das System, Lustspiel in einem Aufzuge, von Johanna F. v. Weißenthurn, und: Sie schreibt an sich selbst, Lustspiel in einem Aufzuge, frei nach dem Französischen von C. v. Holtey.

Unsere schöne Literatur sieht in den gegenwärtigen Zeitläuften mit besorgten Blicken auf ihr unglückliches Kind, das deutsche Lustspiel hin. Sie sieht, wie es mit Mühe um ihr karges Dasein ringt, wie der Boden, der es nähren soll, nur fremde Wucherpflanzen sättigt, und hat den Muth nicht, als schützende, nährende Mutter aufzutreten, vielmehr streckt sie hundert Arme aus, um tausend neue Fremdlinge dem geduldigen Vaterlande einzupfropfen. Es liegt wohl in diesen Verhältnissen, daß wir Deutsche kein eigenes Lustspiel haben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet verdient jedes echt deutsche Streben, und wären auch Kraft und Wirkung nicht nachhaltig eine spornende Würdigung.

Aber was ist mit diesem „System" zu machen? Dieses „System" ist nicht von Paris gekommen, aber darum ist es noch nicht deutsch. Der Franzose ist Meister in der Komik der Situationen, der Deutsche muß uns, seiner geistigen Anlage nach, einen Charakter zu belachen geben. Hier ist weder das Eine, noch das Andere. Der Oberst Zitten bringt zwei Gäste in sein Haus, welche sich um die Hand seiner Nichte Hermine bewerben. Der Eine von diesen, Graf Wildau, ist ein Pferdenthusiast, den Hermine zuerst abweist, weil sie fürchtet, die Frau des Grafen würde der „Kleopatra" — dessen Reitpferd — zurücktreten müssen. Den Baron Sondern will sie anfänglich auch nicht, weil sie „das System" hat, keinen Witwer zu ehelichen. Endlich aber läßt sie ihr System fahren, weil sie sonst den Baron nicht hätte heiraten können und also das Lustspiel nicht zu Ende gekommen wäre.

Das Stück ging still über die Bretter. Die Darstellung der Herren Wilhelmi, Herzfeld, Lucas und der Dlle. Neumann war ausgezeichnet.

Glücklicher an Erfolg war: „Sie schreibt an sich selbst." Schon der Titel kündet seine ursprüngliche Heimat an. Wenn ich die Exposition dieses Stückes etwas unklar und lückenhaft gebe, so bin nicht ich, sondern nur der französische Autor daran Schuld. Gustav Ziegenpeter, Advokat, wird von seinem Vater, einem Kaufmann in Leipzig, abgesendet, um bei Julie, Tochter des Materialhändlers Mumm aus Breslau, der sich eben in einem Badeorte aufhält, als Brautwerber aufzutreten. Allein Gustav findet nicht Gnade vor Juliens Augen, da kommt er auf den Einfall, sie glauben zu lassen, als hätte er bereits schon eine Braut, welcher er schreiben müsse. Da aber seine rechte Hand durch einen Zufall verwundet worden sei, so möchte sie die Gefälligkeit haben, für ihn zu schreiben. Seine Geliebte heiße zufällig auch Julie. Nun diktirt er einen liebeswarmen Brief und sie schreibt an sich selbst, da keine Andere als Julie Mumm die Geliebte des Gustav Ziegenpeter ist. Juliens Abneigung gegen Gustav wird durch dieses Briefschreiben in Liebe verwandelt und es gibt wieder einmal eine Heirat. Es sind zwar noch ein Paar Personen vorhanden, die ihrer Wirksamkeit nach nothwendig scheinen, aber nur nothwendig sind, um wirksam zu sein. Denn bei einem französischen Lustspiel handelt es sich ja nicht um Grund und Folge, Ursache und Wirkung, Charakter und That, weil — es eben ein französisches Lustspiel ist. Die ganze Tendenz ist das Auditorium zu amüsiren und Beifall zu erringen, mit welchen Mitteln auch immer der Zweck erreicht werden möge. Was Hr. v. Holtey bei der Bearbeitung dieses Stückes für ein Verdienst haben mag, wissen wir nicht; wir kennen das Original nicht.

Gespielt wurde dieses Stückchen vortrefflich und an Beifall fehlte es auch nicht. Mllgr.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Am 15. d. M. fand das in unserem Blatte angezeigte, vom Hrn. Wache zum Vortheile des Instituts der barmherzigen Schwestern veranstaltete Concert im k. k. Hofoperntheater bei sehr besuchtem Hause Statt. Die getroffene Wahl der Stücke sowohl, als der berühmte Name der Producenten verbürgte im vorhinein das Vorzügliche der Leistungen, obgleich Zwischenfälle mehre Abänderungen rücksichtlich der ersteren herbeiführte. Statt des angekündigten Duo aus „Tankred" sang Dlle. Diehl Schubert's „Ave Maria," und fand Beifall. Hr. Anschütz sprach ein von unserem gemüthreichen Dichter Seidl verfaßtes Gedicht: „die Entstehung des österreichischen Volksliedes," mit jenem tiefen Gefühle, das dem großen Mimen so vorzüglich eigen. Über Hrn. und Mad. Wartel, welche Piecen aus ihrem Concerte wiederholten, haben wir bereits damals die verdiente Würdigung ausgesprochen. Im Andante aus der Sonate von Beethoven (Kreutzer dedicirt) spielte Hr. Mayer die Violinstimme charaktergemäß und besonders im Cantabile ausgezeichnet; sein Ton hat in neuerer Zeit noch sehr gewonnen. Die Lieblinge des Opern-Publikums, oder vielmehr der Musen selbst, Mad. van Hasselt-Barth und Dlle. Lutzer, sangen, Erstere ein Lied von ihrem Gemale componirt, Letztere eine Arie aus „Odoardo e Gildippe" von Nicolai, und Beide mit enormen Beifall und vielen Hervorrufungen. Das „Herbstlied" von Barth ist eine gefällige Composition, die flatternde Begleitung des singenden Vögleins sinnig und der Mittelsatz schön, obgleich minder originell. Doch wie singt Mad. Hasselt! Stimme und Gesangsweise sind bei dieser nie genug zu preisenden Sängerin unübertrefflich; doch Wien weiß auch den großen künstlerischen Besitz an Mad. Hasselt und Dlle. Lutzer gewiß zu schätzen. Am meisten Freude erregte die Überraschung, welche Hr. Vieuxtemps mit dem Vortrage eines Potpourri von seiner Composition dem Publikum machte; da wir die angenehme Hoffnung haben, diesen Künstler in seinen Concerten zu hören, so möge ihm vorläufig der Dank für seine edle Bereitwilligkeit in Unterstützung dieses wohlthätigen Unternehmens genügen. Der Applaus wollte nicht enden. Mad. Rettich sprach Saphir's „Sage vom Helenenthale," die poetischen Schönheiten des Gedichtes sind bekannt; die Declamation der Mad. Rettich ist der herrliche Accord, den sie auf den Grundton der Dichtung setzt; ergreifende Wahrheit und Innigkeit des Gefühls im Vortrage werden ihr noch viele Kränze winden.

Zum Schlusse sprach das liebenswürdige Künstlerpaar Fichtner, natürlich mit sehr beifälligem Erfolge, ein Gedicht von Saphir: „Das ist schon da gewesen, und das ist noch nicht da gewesen!" In Saphir wird der Witz nicht erst kommandirt, er hat ihn als beständige Ordonnanz und schickt ihn, wohlverrichteter Dinge, mit Sack und Pack, wohin er

will; doch derlei Lob ist bei noch gründlicheren Anlassen auch „schon oft dagewesen!“

Vom Orchester wurde Spontini's: Olympia-Ouverture, und die sehr schöne Ouverture zu Weber's: „Beherrscher der Geister“ lobenswerth aufgeführt. Thalhof.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerstag am 17. November zum ersten Male und zum Vortheile des Hrn. Nestroy: Die Papiere des Teufels, oder: der Zufall. Posse mit Gesang in 3 Akten, nebst einem Vorspiel von dem Benefizianten. Mit Benützung der Grundidee des Dramas: Les Mémoires du Diable. Musik von Adolph Müller.

Für das Wiener Publikum ist eine Nestroy'sche Posse zum Feste geworden, auf das es sich lange Zeit freut, seine Erwartung war auch meist nicht fruchtlos, diesmal wurde sie nicht durch einen günstigen Erfolg gekrönt. Worin ist die Schuld zu suchen? — Hrn. Nestroy's Talent ist parodirend; man sollte meinen, her eben wäre wieder das Feld gewesen, wo sein Witz sich in seiner ganzen athletischen Kraft hätte zeigen können? — Die Parodie aber hat sich übernommin, das Schicksal, das durch das französische Drama ernst, wenn auch komödienhaft schreitet, wurde hier zufällig, der Zufall ließ sich gleich zu Anfang wie ein schlechter Spieler in die Karten blicken, und so erscheint er zu Ende wie ein alter guter Freund, von dessen Gutmüthigkeit man schon im vorhinein den Dienst erwartet, den er als Wohlthat schenken wollte, den man höchstens aus Erkenntlichkeit zur Hochzeit ladet; denn geheiratet muß sein, — ohne Heirat keine Posse. — Aber auch der Witz, der sich sonst in seinen Lokalstücken vor die Lücken gestellt, um das Mangelhafte der Erfindung, der Katastrophe u. s. w. zu decken, war diesmal ein armer Schalksnarr, der ein fadenscheiniges, ausgewaschenes Kleid und eine Schellenkappe ohne Schellen und eine zerbrochene Peitsche trug, ein Pauvre diable, der mit seinen Papieren eine recht verzweifelte Rolle spielte. Hr. Nestroy hat mit diesem Stück einen Fehltritt gemacht, den zu verbessern ihm nicht schwer fallen wird. Mögen die andern Lokaldichter auf diesen Fehltritt nicht pochen, — denn jener ist in seinen Fehlern noch immer größer als sie in ihren Vorzügen. — „Bei einer Posse von Nestroy muß einem Referenten, der oft monatelang durch ein unabsehbar trostlos-ödes Meer, auf dem überdies eine dichte Nebelschichte ruht, die das Sonnenlicht nicht durchdringt, steuert, wie Kolon zu Muthe sein, als er endlich grünes Land und Menschen, wenngleich sogenannte wilde erblickt — — so weit schrieb ich vor dem heutigen Stücke, und ich nehme sammt meinem Tadel auch dies vorgefaßte Lob nicht zurück, weil man einem Talente, selbst in seiner Verirrung, nicht den Stab brechen darf. — Möge Hr. Nestroy durch ein neues Lokalstück, durch das der Witz nicht wie ein Bettler schleicht, der sonst wie ein Verschwender Goldstücke ausgestreut, das Publikum erfreuen, und es wird vergessen und seinen Liebling wieder auszeichnen. Gespielt wurde von seiner und von Hrn. Scholz's Seite meisterhaft, die Rollen waren ihrer Individualität angefaßt, und so bewegten sich beide leicht und ungezwungen in ihrer Sphäre. Noch dürfen die HH. Grois, Neumann und Dlle. Weiler, Mad. Schmidt, Scutta, Rohrbeck und Dlle. Wagner lobend erwähnt werden. Das Haus war gedrängt voll. Nordmann.

Großes Musikfest.

Sonntags am 13. November wurde das dritte große Musikfest abgehalten und von den nämlichen Herren Direkteren, wie bei den früheren beiden Festen geleitet; demselben ward die Auszeichnung des Besuches von Sr. Majestät dem Kaiser und mehreren Mitgliedern der Allerhöchsten Familie zu Theil, bei Allerhöchst-Deren Erscheinen sich die Liebe für den hochgütigen Landesfürsten durch wiederholten, allgemeinen Vivatruf aussprach. — Dieses Mal waren für das Fest einzelne, classische Musikstücke gewählt, deren hoher Werth längst anerkannt ist, und obwohl wir sonst gerne „aus ganzem Holze schneiden;“ so konnten wir diese herrlichen Musikstücke, einstimmig mit dem Publikum, nur sehr willkommen heißen. Besonderen Dank wissen wir der Unternehmung für die Aufführung der seiner gehörten Arie mit Chor aus „Orfeo“ von Ritter v. Gluck, und der Ouverture zur Oper: „Samori“ von Abt Vogler. Erstere wurde von Dlle. Therese Schwarz ausgezeichnet gesungen, und wir freuen uns doppelt, daß so schöne Stimmmittel für klassische Musik mit gleich großer Befähigung verwendet werden. Das Publikum sprach auch seine ehrende Anerkennung durch Hervorruf, und Empfang der talentreichen Sängerin bei der folgenden Arie aus. — Die Harfenstimme wurde von Dlle. Louise Diem entsprechend gespielt; nur schadete ein Wenig die Verstimmtheit des Instruments in den höheren Octaven. — Die Aufnahme der erwähnten Ouverture aus „Samori“ war hingegen, ungeachtet der präcisen, vortrefflichen Production derselben, zweifelhafter; indessen soll uns dies nicht abhalten, zu erklären, es finde nicht in allen Fällen „Vox populi, vox Dei“ Anwendung, und es gibt vielleicht wenig Tonwerke, die ein so einfaches, aus einigen Noten bestehendes Thema so sehr interessant und mit so hoher, contrapunktistischer Meisterschaft durchführen. Vielleicht schadeten einige lärmende Zuthaten (wie wir glauben) in der Instrumentirung, und der zum Theile etwas bizarre Charakter derselben; allein, mein Himmel, was bringen neuere Compositionen oft für eine reiche Ausbeute an Bizarrerie, und — sie gefallen! — Der vielleicht schönste aller Chöre: „O Isis und Osiris“ aus Mozart's Zauberflöte, dann Beethoven's Marsch und Chor aus dem Festspiele: „Die Ruinen von Athen“ und dessen Egmont-Ouverture mußten wiederholt werden, wie es von diesen drei Tonstücken bei uns schon zur Regel geworden. — Die Aufführung war so vorzüglich, als es von den dazu vereinigten, vortrefflichen Kräften zu erwarten gewesen; nur die, der Zahl nach hinlänglich besetzten Chöre schienen uns durch das Instrumentale öfter gedeckt, was hierin seinen Grund haben mag, daß mitunter auch mehr figurirt, als gesungen wird.

Das Publikum war zahlreich und sehr befriedigt. Thalhof.

Sehenswürdigkeiten in Wien.

Großes mechanisches Museum, bestehend in einer Sammlung nach der Natur gearbeiteter und durch sinnreichen Mechanismus in Bewegung gesetzter Automate und plastischer Meisterstücke von Wachs.

Längst schon wurden wir durch den einstimmigen Beifall, welchen sowohl die öffentlichen Blätter Böhmens als Ungarns diesem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Cabinete plastischer Figuren zollten, auf das Erscheinen desselben in unserer Haupt- und Residenzstadt vorbereitet, und heißen dasselbe nun bei seiner Eröffnung herzlich willkommen. Jedermann, der ein Paar Nachmittagsstunden seinem Vergnügen und einer angenehmen Augenweide widmen will, lasse ja dieses mechanische Museum nicht unbesichtigt, denn sowohl die Anzahl der verschiedenen Gegenstände, als auch die Art ihrer Construction und der sinnige Mechanismus, mittelst dessen sich fast alle Figuren, sämmtlich in Lebensgröße, bewegen, wird Jedem, der die Kunst zu schätzen weiß, gewiß viel Vergnügen und genug Stoff zu reiflichem Nachdenken verschaffen.

Im Ganzen sind sechzehn verschiedenartige Gruppen von Personen, nach der Natur, oder nach höchst treuen Gemälden aufgenommen, zur Besichtigung aufgestellt, und da eine nähere Beschreibung derselben den Raum dieser Blätter weit überschreiten dürfte, so müssen wir uns darauf beschränken, hier nur das Beste unter dem Guten anzudeuten und das spezielle Eindringen in die Einzelnheiten des Gebotenen der eigenen Anschauung jedes Besuchers überlassen. Durch Porträtähnlichkeit zeichnet sich die Gruppe: Friedrich der Zweite und Voltaire besonders aus, so wie dagegen die zwei Frauen, welche im Sonnentempel knieend ihr Opfer bringen sich durch scenische Anordnung und Farbenpracht bemerkbar machen. Ein gutes physiognomisches Studium gibt sich an den fünf Herren kund, die an einem Tische sitzend, Karten spielen, während der Mechanismus des sich nach dem Takte der Musik im Tanze bewegenden Mädchens unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ein artiges Produkt ist der kleine mechanische Taschenspieler, der Augen, Mund, Kopf und Hände bewegt, und alle Augenblick ein anderes Changement produzirt; so wie die Scene zwischen Maria Stuart und Elisabeth wirklich mit historischer Treue aufgefaßt und wiedergegeben ist. Die schönste und ausdrucksvollste Gruppe ist aber jene, aus eilf Personen bestehende, welche den Tod des Marschall Lannes zum Vorwurfe hat, und bei der wir nächst der schönen Gruppirung und dem

tiefen hiſtoriſchen Intereſſe, das über dieſer Scene ruht, beſonders die genaue Beſichtigung eines tödtlich verwundeten Kriegers zur Linken des Zuſehers, der wie im Todeskampfe ſchwer erſeufzt und dabei die Bruſt langſam hebt, anempfehlen. Wenn übrigens alle dieſe mechaniſchen Gruppen ſowohl durch Conception als Ausführung, ſehr geeignet ſind das Intereſſe jedes Beſuchers in hohem Grade zu erregen, ſo wird das höhere Kunſtgefühl des Sachverſtändigen ſowohl als des Laien, durch nähere Betrachtung und genauere Würdigung des großartigen Elephanten, der einen Thurm mit Mannſchaft beſetzt, auf dem Rücken trägt, und von allen Attributen der Macht eines oſtindiſchen Großmoguls umgeben iſt, höchſt angenehm affizirt. Dieſer ganze Elephant ſammt Piedeſtal mehr als 3 Fuß hoch iſt aus Bronce und vergoldetem Silber gearbeitet, und wurde vor mehr als einem Jahrhunderte von dem berühmteſten Londoner Mechaniker O'Martinet auf Befehl der oſtindiſchen Handelscompagnie verfertiget. Der Künſtler verwendete zehn Jahre ſeines Lebens auf Vollendung dieſes Kunſtwerkes, und wenn man all die daran befindlichen Figuren, ſammt Nebenattributen, die vielen ſich bewegenden Kleinigkeiten und die Ausgedehntheit des Räderwerkes, welches als belebende Seele des Ganzen thätig iſt, in Erwägung zieht, ſo findet man dieſen Umſtand höchſt begreiflich. Unter dem vielen Gelungenen dieſes Meiſterſtückes der Mechanik machen wir hier nur auf die ſchönen und naturgemäßen Bewegungen ſeines Rüſſels, den er bald hebt, bald ſenkt, bald verlängert, bald verkürzt, ſo wie auf die Windungen der am Piedeſtale angebrachten Schlangen, an denen ſich jede einzelne Schuppe bewegt, vorzüglich aufmerkſam, ſo wie auch das Öffnen und Schließen einer Lilie höchſt naturgetreu und impoſant iſt. Mit Recht laſſen die Beſitzer dieſes großen mechaniſchen-Muſeums, die HH. Tiets und Frèchon die Beſichtigung dieſes Kunſtſtückes bis zum Schluſſe, damit den Beſuchern dieſes Kabinets Zeit und Muſe verbleibe, den Mechanismus dieſes Elephanten der genaueſten Würdigung zu unterziehen. Obgleich uns die Erinnerung an das Kunſtfigurenkabinet des Freiherrn Dubsky noch lebhaft im Gedächtniſſe ſchwebt, ſo müſſen wir doch dem eben beſprochenen Kunſtmuſeum deshalb ſchon den Vorrang einräumen, weil hier faſt ſämmtliche Figuren nicht nur wegen der Kunſtfertigkeit des Modellirens, ſondern auch wegen des künſtlichen, und überall geräuſchloſen Mechanismus den ſie bergen, höchſt bemerkenswerth ſind. Bei dem Umſtande, daß das Publikum Wiens in den trüben Winternachmittagsſtunden eine ſolche, Augen und Verſtand gleich befriedigende Zerſtreuung liebt, und daß auch ſeit einer längeren Reihe von Jahren nichts Ähnliches hier geſehen wurde, ſo wie bei der wirklich lobenswerthen Eleganz der Ausſtattung und dem klar ausgeſprochenen Streben, etwas Gutes und Anerkennenswerthes zu bieten, dürfte es den Unternehmern dieſes mechaniſchen Muſeums, welches ſich am Peter Nr. 375, im Daum'ſchen Hauſe im erſten Stock aufgeſtellt befindet, um ſo weniger an reichlichem Zuſpruche fehlen, als der Preis von 30 kr. C. M. für das hier Gebothene, wahrhaft gering genannt werden muß.

J. N. Waldſchütz.

Lebensbilder aus Oeſterreich.

Ein Denkbuch vaterländiſcher Erinnerungen unter Mitwirkung ſinnverwandter Schriftſteller und Künſtler zum Beſten der bei dem verheerenden Brande am 3. Mai 1843 verunglückten Familien von Steyr, herausgegeben von A. Schumacher. S. 360, gr. 8. Wien bei Tauer und Sohn, 1843.

Mit der lebhafteſten Theilnahme hat die Monarchie von dem Verhängniſſe vernommen, welches am 3. Mai 1843 über das gewerbthätige Steyr erging; mit der lebhafteſten Theilnahme hat Alles zuſammengewirkt die Härte dieſes Verhängniſſes zu mindern.

Der Herausgeber der Lebensbilder hat nach ſeinen Kräften zu dieſem ſchönen Zwecke mitzuwirken gewünſcht und jetzt iſt das Werk vollendet durch welches er ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen hofft.

Er erlaubt ſich zu dieſem Zwecke auf den Inhalt des Buches hinzuweiſen, welcher 30 verſchiedene Aufſätze, Erzählungen, Genrebilder, Sagen, Biographien, Scenen aus dem Volksleben, Schilderungen der Gebirgswelt und des Salons, und darunter Beiträge enthält, die er für ganz würdig achtet den Inhalt eines Volksbuches im edleren Sinne des Wortes zu bilden.

Mit beſonderer Liebe hat ſich der durch ſeine kraft- und charaktervollen Schilderungen aus dem Kriegsleben bereits ſo hochverdiente Fürſt Friedrich v. Schwarzenberg um dieſes Buch angenommen. Arming, Braunau, Cuſtos Bergmann, J. N. Vogl, J. G. Seidl, Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben, M. Feldern-Rolf, K. A. Kaltenbrunner, Hammer-Purgſtall und viele andere Verdienſtvolle haben es mit vorzüglichen Beiträgen ausgeſtattet.

An muſikaliſchen Spenden fehlt es nicht; — die Namen Hoven, Müller, Proch, Preyer, Titl, Hackel, Fiſchhof und weil. Franz Schubert, werden dem Leſer nicht unangenehm auffallen.

Mit Holzſchnitten haben Ant. R. v. Berger, der die Zeichnungen und Alparth, der die xilographiſchen Arbeiten lieferte, dieſes Album geſchmückt.

Da es dem Herausgeber überdies am Herzen lag, den Eindruck des Ganzen zu einem heiteren zu machen, wobei ihm die vielen kräftigen und volksthümlichen Schilderungen öſterreichiſchen Lebens ſehr zu Statten kamen, mit denen die Freunde des Albums ihn unterſtützten, der Preis per 2 fl. C.M. nicht hoch und die Ausſtattung aus der trefflichen Strauß'ſchen Offizin hervorgegangen iſt, ſo hofft er, daß ſeine für Mildthätigkeit und Frohſinn ſo ſehr empfänglichen Landsleute ſeine Mühe durch reichlichen Zuſpruch und die Verwirklichung ſeiner Abſicht lohnen werden.

Andr. Schumacher.

Taſchenbücherſchau.

II.

Cyanen 1843. Wien und Leipzig. Verlag der Buchhandlung Pfautſch et Compagnie.

Wenn die Beiträge von der Hand eines umſichtigen Redakteurs geordnet, und die minder brauchbaren von den guten ausgeſchieden würden, ſo könnten die Cyanen einen der erſten Plätze behaupten, und dürften den Vergleich mit in- und ausländiſchen Taſchenbüchern durchaus nicht ſcheuen. Den Inhalt des vorliegenden Jahrgangs betreffend, müſſen wir der hiſtoriſchen Erzählung von Told von Dolbenburg: Philippine Welſer, den Preis zugeſtehen, denn außer dem, daß der Gegenſtand an und für ſich höchſt intereſſant genannt werden muß, iſt auch die Behandlung deſſelben äußerſt gewandt, und die hiſtoriſchen Perſonen ſind eben ſo treu als konſequent gezeichnet. — Nicht ſo lobend können wir uns über die Erzählung: Der Verlobungsring der Verſtorbenen, von A. v. Schaden ausſprechen, denn obgleich es dem Dichter geſtattet iſt, zuweilen den ewigen Schleier des Jenſeits zu lüften, und ſelbſt Verſtorbene aus ihren Gräbern hervorzuzaubern, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß die Art, wie hier die todte Braut mit allerlei Leuten konverſirt, und jedem den Verlobungsring durch Schreck entreißt, ſo daß ein Schurke aus ihrem Erſcheinen Nutzen zieht und ein förmliches Geſchäft aus dem bewußten Ringhandel macht, deſto unnatürlicher iſt, da die Zeit dieſer Erzählung in das Jahr 1815 fällt. Nur hübſch natürlich, ihr Herren Erzähler! — — Drei Tage, oder Leiden und Freuden, Novelle von J. P. Lyſer, iſt eine humoriſtiſche Spende die manche Schaalheiten der neueſten Zeit mit tüchtigen Geißelhieben bedient, übrigens aber von ſelbſt auf keinen höheren Werth Anſpruch machen will, als ein halbes Stündchen zu unterhalten. — Die vierte Novelle iſt: Der Führer, von J. N. Vogl. — Unter den poetiſchen Blumen, die in dieſem Cyanenkranze duften, finden wir äußerſt zarte Gedanken und herrliche Bilder, beſonders haben uns die Gedichte von J. G. Seidl, C. G. Langer, Adolph Bube und Theodor von Hankenberg angeſprochen. — Die ſechs artiſtiſchen Beigaben ſind größtentheils ſowohl hinſichtlich der Konzeption als Ausführung gelungen, und erheben den Werth der Cyanen bedeutend, namentlich ſind ſehr ſchön: Philippine Welſer, nach Joh. Ender, in Stahl geſtochen von David Weiß, dann Mädchen und Roſe, ebenfalls nach Ender von C. Preiſſel, endlich Warnung, nach einem Gemälde des Egley geſtochen von C. Kotterba. — Auf der Decke dieſes Taſchenbuches prangt in erhabener Arbeit das wohlgetroffene Porträt des deutſchen Dichterfürſten Friedrich von Schiller.

III.

Gedenke Mein.

Als Erinnerungsmal der Freundschaft und Liebe, als Zeichen der Ergebenheit und herzlichen Neigung, als Memnonssäule der Erinnerung, die bei jedem goldigen Sonnenblitze erklingt, ist dieses Gedenke Mein zu empfehlen, denn sowohl das Äußere als der Inhalt dieses Buches eignet dasselbe zu einem Liebling der zarten Damenwelt, zu einer der schönsten Zierden des Toilettetisches. Unter den Novellen und Erzählungen tritt vor allen jene von Adolph Ritter v. Tschabuschnigg: Der gefesselte Prometheus hervor, und zeichnet sich eben so sehr durch Schärfe der Auffassung, als durch ihre gediegenen Situationen und den Zauber echter Poesie, die diese Novelle umgibt, auf lobenswerthe Weise aus. Tschabuschnigg ist der größte Novellendichter Österreichs in neuester Zeit, und wenn sein Gemüth ausgegohren haben wird, so dürfen wir herrlichen Früchten seines reifen Geistes entgegensehen. — Den zweiten Rang nimmt die Novelle: Frauenhandel, von Walter Tesche ein, denn hier werden die Verhältnisse der sogenannten Eleganten mit kräftigen Pinselstrichen gemalt, und all das wirre Treiben und all das Unhaltbare der überfeinen Welt wird uns klar und bestimmt geschildert. Durch alle diese Verhältnisse zieht sich der zarte Faden einer reinen, hingebenden Liebe, und gemahnt uns, daß des Lebens süßeste Wonne im Strahl der Liebe blinke.

Ladislaus Tarnowski tritt uns mit einer guten Novelle, die Trauringe betitelt, entgegen, so wie auch Herr Ritter von Levitschnigg eine Erzählung unter dem Namen Marie spendete. Endlich lieferte nur noch Karoline Leonhardt-Lyser eine Novelle: Das Freskobild, und Herr A. von Schaden eine Art von Intermezzo, wofür schon der Titel spricht: Des Wirthschaftsschreibers Baldrian Abenteuer in Breslau. — Aus dieser gedrängten Inhaltsanzeige ist zu entnehmen, wie reich gepflegt das Feld der Novelle in diesem Taschenbuche sei. Minder bunt und abwechselnd sieht es im poetischen Garten aus, doch die einzige steiermärkische Sage: Das vertauschte Kind, von J. G. Seidl, entschädigt für gar Vieles, und es ist dem schönen Alpenlande mit seinen ragenden Bergen und verfallenen Schlössern Glück zu wünschen, daß es eben dieser Sänger unternommen, seine gemüthlichen Sagen zu sammeln, und im poetischen Kleide der Welt zu übergeben. — Unter den sechs artistischen Beigaben zeichnen sich die drei, nach Gemälden von Joh. Ender in Stahl gestochenen Bilder: Roßwitha, — Helene, und Liebestrauer besonders aus, während die übrigen drei: Ernestine, die Namenlose und das Porträt des Dichters Herrn von Levitschnigg so manches zu wünschen übrig lassen. — Die Decke ist mit einer getriebenen Ansicht der unter den Trümmern von Tivoli aufgefundenen und als eine der schönsten Reliquien verklungener Jahrtausende geltenden Warwick-Vase geschmückt. — Druck und Papier dieses Taschenbuches sind vortrefflich und außerdem zeichnet sich dasselbe durch besondere Korrektheit aus.

Tagsergebnisse.

(Drei Opfer eines Scherzes.) Das „Industrie- und Gewerbeblatt" theilt uns folgendes unglückliches Ereigniß mit. Es ist in Spitzenbach in Obersteiermark obwohl strenge verboten, dennoch üblich, daß an Feierabenden nach vollendeter Schicht die Zerren- und Stahlhammerschmiede häufig für fremde Parteien Nägel machen, und sich Nägelzaine aneignen, ohne daß der Gewerk eben seine Erlaubniß gibt; woher oft bedeutende Eisenabgänge kommen. — Am letzten Samstage nun richtete sich der Zerrenmeister wieder Alles zum Nägelmachen her, gab die Nägelzaine in das Feuer, und entfernte sich einen Augenblick um noch Etwas zu holen. Da fiel es einem Schmiede ein, den Zain im Feuer heimlich umzukehren, so daß das rothheiße Eisen herausstand. Der zurückkehrende Meister will nun zu arbeiten anfangen, und nimmt das heiße Eisen mit bloßer Hand, verbrennt sich sehr stark, und schleudert das Eisen auf die Erde hin. Ein dritter Schmied sitzt auf einer Bank, beobachtet den ganzen Hergang der Sache und lacht, als der Verbrannte das Eisen wegwirft; darüber ergrimmt, ergreift er den glühenden Zain nochmals in voller Wuth, um es dem unglücklichen Lacher mit aller Kraft in den Hals zu stecken, wobei er demselben eine Puls- und eine Schlagader verbrannte. Das Blut strömte sogleich bei Mund und Nase heraus, und der Unglückliche gab in einigen Minuten seinen Geist auf und büßte für sein Lachen auf eine furchtbare Weise. — Durch diesen unglücklichen Scherz verliert der Eine sein Leben, der Andere vielleicht seine Hand, und der Dritte eine Zeit lang seine Freiheit; der ganz unschuldige Gewerk aber mindestens 1000—2000 fl. C.M., da es um diese Zeit sehr schwer ist, drei tüchtige Zerrenhammerschmiede sogleich wieder zu bekommen.

Künstlerischer Wegweiser.

(Ernst Deguer) in Düsseldorf ist eben damit beschäftigt, ein großes Altarbild für die Maximilians-Pfarrkirche daselbst zu malen.

(Ein Verkauf von flamändischer Gemälden) fand am 20. October d. J. zu London statt. Sie gehörten dem verstorbenen Sir Th. Acraman und bestanden aus 132 Pieces aus der flamändischen Schule. Der Ertrag war 42,000 Guineen.

(Clement Boulanger) der französische Maler ist tod. Die Pariserblätter beklagen einstimmig den Verlust dieses jungen genialen Künstlers.

(Die Cartons) zu der Friesausschmückung al fresco des Rathhaussaales in Elberfeld, welche den Düsseldorfer Malern Fal. Mücke und Hübner übertragen wird, sind von diesen so eben vollendet worden und werden als ausgezeichnet geschildert. Der Kostenanschlag dieser Ausschmückung soll sich auf 8000 Thaler belaufen.

(Die diesjährige Berliner Kunstausstellung) bietet dem Vernehmen nach fast gar nichts, was die allgemeine Aufmerksamkeit fesselt und erhält daher von Seite des Publikums nur geringe Theilnahme. Unter fast 1500 Gemälden sind kaum 20, welche sich über das gewöhnliche Niveau erheben sollen.

(Eine Gemäldeausstellung in London.) In London wird, sichern Nachrichten zu Folge, mit nächstem Frühjahre eine Ausstellung neuerer vorzüglicher Gemälde von deutschen Malern veranstaltet.

(Die berühmte Gemäldesammlung des verstorbenen Thomas Aermann) in Bristol ist vereinzelt für 1,140,000 Franken verkauft worden.

Wiener Belustigungen.

Rastlos und ohne Ende wälzt sich das Rad der Wiener Lustbarkeiten mit seinen chamäleontischen Erscheinungen. Ein Exempel möge wieder Nachfolgendes sein. Sonntag den 20. November: Nachmittagsconversationen im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß); in Jägerniz's Casino in Döbling (M. v. Ballin); in Lindenbauer's Casino in Simmering (M. v. Mang); in Wagner's Kaffeehause im Prater (M. v. Lanner); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont); am Wien-Raaber Bahnhof (M. v. Morelly). — Soirée zum blauen Strauß (Moser). — Nicht minder Erwähnung, ja sogar eine spezielle Aufmerksammachung verdienen die Soireen, welche jeden Montag, Mittwoch und Samstag in den Bräuhaus-Lokalitäten des Hrn. Neuling Statt finden. (M. v. Ballin.) Bälle. In den Sälen zum Sperl; zum Lichtenberg am Schottenfeld. Auch Daum's Elysium ist wieder eröffnet, mit all jenem Zauber und luxuriösem Kunterbunter, der alle Jahre sein Publikum zu ergötzen wußte; — ja Hr. Daum hat für die heurige Elysiumssaison noch mehr gethan, als bescheidene Wünsche noch erwarten konnte, und hat mit der heurigen Dekorirung und dem heurigen Arrangement seines unterirdischen Feenschlosses noch alle vorausgegangenen Jahre übertroffen. — Katharinenballfeste am Montag, zum Lichtenberg; zur Bierquelle in Hernals; — am Dinstage, zum grünen Thor in der Rossauergasse; — am Mittwoch; in den Sälen zum Sperl; zum grünen Thor in der Rossauergasse.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Velin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung bezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 140.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 21. November 1842.

Stille Wunder.

(Fortsetzung.)

Was ist nicht schon Alles verbraucht worden zu Lob und Preis der Schönen! Die ganze Natur ist bereits geplündert, um sie unnatürlich zu erheben; Blumen, Gewächse überhaupt, sogar alle honnetten Thierchen, mußten her zum Vergleichen, und wollte es ein alberner Tadler mit den verpönten, nicht schönen Disteln, Stech- und Galläpfeln, Amphibien ꝛc. versuchen, er käme mir doch nicht auf: denn sie haben alle wieder ihren größeren Nutzen als Nahrung — — für Heilung in Krankheiten u. s. w.

Die holden Damen lassen ruhig zusehend die tolle Satyre mit ihrem Widderköpfchen gegen ihre sichere, natürliche Felsenmauer anrennen, und brauchen nur zu kommen, zu sehen und zu siegen; ja man kann sagen, sie siegen, wie Loudon, im Retiriren mehr als im Treffen, und der flammendste Grimm erlischt durch — das stille Wunder in unserer Brust! — Wären nicht

„Gute Leute auf dem Schiff gewesen,
„In Grund gesunken wär's mit Frau und Maus,
„Den Engeln kann weder Wasser bei, noch Feuer."

Erklärt sich nicht Jeder schon im vorhinein für unklug, für tollkühn, wenn er gegen eine Macht streitet, von deren Alliance er allein die gezackte Krone erhält, gegen eine Macht, „die Soldaten aus der Erde stampft," wenn welche drunter stecken; und „wächst Euch nicht ein Kornfeld auf der flachen Hand," wenn Ihr am Altar sie ausstreckt, und oft Felder, Viehstand und das ganze Dominium zu Eurem Eigenthume macht?

Und was wird Euch, Ihr Schönen — ich meine hier Alle, auch die Nichtschönen — mit Grund denn vorgeworfen? Ich will nur ernst meinen Gegenstand verfolgen, und wir werden gleich sehen, daß das Meiste verleumderisch aufgemutzt ist. — Unbeständigkeit, Eitelkeit! Wie leicht! Ist nicht Alles eitel und vergänglich? Spricht hier nicht selbst die Schrift und alle Philosophen für Euch? Brauche ich mehr? — Untreue! Falsch, ganz falsch! Vielleicht einzelne Fälle, wohl; aber alle Schwalben machen keinen Sommer! und ist's Eure Schuld, daß es so schwer wird, einen Gimpel allein zu fangen, und wenn die andern alle unvernünftig nachtappen? Und setzt Ihr sie nicht alle als Hausmittel in Euren Liebeskäfig, um allenfalls einen, aus Verkühlung entstandenen, rheumatischen Kopfschmerz herzustellen? — Gefallsucht? Gut, nur das Schöne kann und soll gefallen. Ich frage aber hier Jedermann, ob wir in einer Zeit leben, da das Schöne gesucht wird? Setzt eine große Geistin einmal hin, und wenn sie blos in ihrem Kreise still wirkt und nicht alle Hebel der Koketterie in Bewegung bringt, so kennt und sucht sie kein Mensch, und so viel Schönes verpufft am eigenen Herde! — Die Schönheit ist nicht Eigenthum eines Einzelnen, d. h. es ist wahrhaftig nicht genug, daß sich Damen blos selbst schön finden sollen, und sie befolgen höhere Winke in dem Trachten, daß dies auch von Andern geschieht.

Nichtbeachtung geistiger, dagegen zu großes Interesse für körperliche und pecuniäre Vorzüge bei Männern, wird den Schönen von Heute auch zur Last gelegt! — Wer kann diesen Fehler, wenn es einer wäre! den Damen allein zumuthen? — Sollen sie die Lämmchen sein, für die Sünden aller Welt?! Ist es nicht bekannt, daß man in der bürgerlichen Gesellschaft nicht wie Pflanzen durch künstliche Organe wächst, sondern ohne diese, wie Mineralien, durch bloße Anhäufung von außen? — — Die holden Damen sind durch die kecke, nicht gegründete Voraussetzung geringerer geistigen Befähigung zu dem Beweise aufgefordert, durch Entwicklung der schönen Seelenkraft des Begehrungsvermögens und der Lebensklugheit bei der Wahl eines Gefährten Vermögen zu begehren, um sich klug ein glänzendes Leben zu sichern, wonach sie dann natürlich den Geist des Mannes und oft den ganzen Mann leicht entbehren!

Daß sie alle schmucken Ritter in ihre Farben kleiden, nur nicht die Ritter von der traurigen Gestalt, ist, wie ich denke, doch in der Ordnung. Wenn aber die Spiritusflamme einer geistigen Gestaltung in die so oft tages- und sonnenverglichenen Augen mancher Damen nicht leuchtet; so hat dies einen physischen, und keinen psychischen Grund; denn anderes Spiritusfeuer ist bei Tage auch kaum sichtbar, und manche Damen machen daher die Augen zu, indem sie den Geist als Nachtlicht brennen, bei dem sie schlafen!

Man kann weder kalt noch warm genug bleiben, um fortzufahren, die Menge der den Damen angedichteten Fehler auf solche Weise zu rechtfertigen; aber ich habe wenigstens bisher „einem allgemein gefühlten Bedürfnisse" ihres Lobes zum Theile abgeholfen, wenn ich mein liebeerweichtes Herz zu Lehmziegeln für ihre Triumphbogen zusammen knete, oder doch mit mehrerwähntem Herzen, obgleich es von zarten Damenhänden ganz mit Hinterstichen eingesäumt ist, dennoch freudig schnalze!

Sonderbar, woher dies kommen mag? In Prosa getraut man sich von seinem Herzen gar nicht zu reden; man glaubt gleich,

daß Jeder sagt: „Was geht mich dein Herz an!“ während man doch in Versen darauf umher reiten kann nach Vergnügen! — Auch ein stilles Wunder!

Ich erlaube mir nun ohne Gefahr, mich zum größeren Theil des Lesepublikums, zu den Nichtlesern dieser Zeilen zu wenden, und kann das stillste, angenehmste Wunder nicht übergehen, welches sie wirken: denn eigentlich wäre das Nichtlesen nur vom Leser zu erwarten, welches aber wieder nicht möglich ist, und sie wählen daher zwischen zwei Wundern das kommodere, stillste. Freundliche Nichtleser, die Ihr das Morgenblatt immer als ein Blatt für morgen betrachtet, und zwischen den beiden galvanischen Säulen des Anziehens und Abstoßens desselben das schöne natürliche Wunder eines Perpetuum mobile erschaft, ich grüße Euch, und liebe Euch ungekannt herzlich, und wenn auch Gruß und Liebe verthan sind, weil Ihr nichts davon erfahrt. — Ihr werft unser Blatt, wie Deukalion die Steine, über Eure Köpfe, und laßt unsere steinhart gebornen Geschöpfe hinter Eurem Rücken abzappeln, wie's beliebt! — Ich verstehe Euch wohl, Vielgeschätzte; Ihr hebt mit der ewigen Schraube eines steten Nichtlesens eine Leselast für die Zukunft auf, weil Ihr wißt, daß einmal eine Zeit der Nachlese kommt, wann Ihr ungestört und stille im kleinen ruhigen Stübchen seid, und die Zeitschrift des ewigen Morgens in Stein vor Euch habt. — Nehmt jetzt schon, geliebte Nichtleser, unseren Dank; denn Ihr seid es ja, die unser Blatt unsterblich machen, weil es eine Ewigkeit auf Euch warten muß!

Der Nichtleser setzt vom Morgenblatte, wie der Morgen sich selbst, Röthe und Thau, — blos Reflexlichte und Wasser, voraus; aber er erwartet kein Aufgehen einer Sonne, sondern geht ihr lieber selbst ab.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer auf der Eisenbahn.

Novelle von Ed. Welzl.

(Schluß.)

Um mich bis zu der angesetzten Stunde zu zerstreuen, und vielleicht doch etwas von der Unbekannten oder von ihrem Verfolger zu erfahren, fuhr ich nach Baden. Der Zufall führte mich dem Conducteur von gestern zu, und ich konnte, wie natürlich, dem Drange, ihn über meine Castilianerin auszuforschen, nicht widerstehen. Aber zu meinem größten Erstaunen konnte auch er sich durchaus nicht auf sie besinnen. Ich beschrieb sie ihm mit der Gewissenhaftigkeit eines Liebenden bis in's kleinste Detail, beschrieb ihm den Platz wo sie gesessen, er behauptete sie nie gesehen zu haben. Nicht besser erging es mir in Baden. Auch dort wußte Niemand von ihr und ihrem Verfolger, hatte von Beiden kein Mensch etwas gesehen.

Mehr als je von Zweifeln gepeinigt und von den widerstreitendsten Empfindungen hin und hergetrieben, fuhr ich in einem traumhaften Zustande nach Wien zurück. Meine Hoffnung beruhte jetzt einzig und allein auf der versprochenen Zusammenkunft. Der Fiaker von gestern brachte mich nach dem Stephansplatze, wo ich ausstieg.

Es war eine stürmische, finstere Nacht, drohend und geisterhaft wie der verzauberte Schatten des Mittelalters, sah der massenhafte Bau des Stephansdomes auf mich hernieder; der Wind heulte darüber hin und brach sich donnernd an den gegenüber stehenden Häusern. Mir war, als wäre ich mutterseelenallein auf dem düstern Platze. Überwältigt von einer peinlichen Ahnung, trat ich meinen Gang an. Durch Gassen und Gäßchen kam ich in die wohlbekannte, wie mir jetzt schien, ganz einsame Straße. Wer beschreibt aber meine Verwunderung, als ich das bewußte Haus durchaus nicht wieder finden konnte. Wieder und wieder durchstrich ich die Straße, aber das Haus war nicht mehr zu schauen. Und ich hatte mir's doch so gut gemerkt: die hohen Fenster, das italienische Dach mit den prachtvollen Figuren, die kolossalen Karyatiden zu beiden Seiten des Thores, die Thorhalle, getragen von schlanken Säulen aus glänzendem, schwarzem Marmor, die ganze, düstere Majestät des alterthümlichen Gebäudes, Alles das stand so frisch vor meinem Gedächtnisse, und dennoch konnte ich es nicht wiederfinden. Ich durchforschte den ganzen Stadttheil, ging in jedes einzelne Haus, fragte bei jedem Portier, beschrieb meine Dame auf's Genaueste, Alles fruchtlos; — eine ähnliche Dame war im ganzen Stadtviertel nie gesehen worden, eben so wenig fand ich eine Spur von Domino und Maske, kein Mensch in der ganzen Gegend hatte einen Neger, kurz mein Abenteuer fand hier sein Ende.

Nie seit jener Zeit sah oder hörte ich irgend Etwas, das mich an jene räthselhafte Begebenheit erinnert hätte, aber in meinem innersten Herzen bewahre ich noch das schmerzlich-süße Andenken an meine schöne Spanierin.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Samstag den 19. d. M.: Der Sohn der Wildniß, romantisches Drama in fünf Aufzügen von Friedrich Halm. — Dlle. Löwe als Gast die Parthenia.

Dieses Drama hat nach seinem Eintritt in die Welt Deutschland im Sturmschritt durchzogen und überall, selbst über die Grenzen seiner Sprache hinaus, erschallt das Echo seiner Siege. Warum? Weil es ein meisterhaftes Kunstwerk ist? Es leben dramatische Producte von derselben ästhetischen Höhe und die Welt kennt sie nicht. Der Maßstab der Kunst ist sehr verschieden von dem Maßmesser der Menge und während jener nach ewigen Regeln zusammensetzt und zergliedert, schreit diese überlaut, wenn ihm die Glut der Empfindung an die Kehle sprudelt. Also der künstlerische Nimbus ist es nicht allein, der dem Dichter so viele Kränze wand, sondern vielmehr die befriedigten Forderungen der Gegenwart. „Der Sohn der Wildniß“ ist ein modernes Bühnenstück. Jedem Pinselstrich hat der Zeitgeschmack Modell gesessen, jeder Farbenton ist ein Argument für die Kunstgeschichte. Wie, wenn Friedrich Halm sich von nun an die hohe Aufgabe stellte, statt vom Zeitgeschmack sich lenken zu lassen, auf denselben veredelnd einzuwirken? Mit dem Meisterstabe seines Talentes, gestählt durch das Vertrauen der Menge, sollte er nicht Wasser aus dem Felsen schlagen? Oder wer ist denn berufen, als Vertreter der unbefleckten Kunst aufzutreten, wenn es solche Köpfe nicht sind?

Dieser „Sohn der Wildniß“ ist überdies eine wunderbare Apotheose der Liebe. Ingemar und Parthenia sind die festen Säulen dieser Götterhalle. Die Darstellung beider Charactere fordert die Kunst der Meister. Parthenia ist, wie der Dichter sie durch den Mund ihres Vaters schildert, ein Weib an Liebe, und an Muth ein Mann. Nun diese widerstrebenden Elemente nicht im Streite, sondern im harmonischen Zusammenklang den Augen der Zuschauer vorzuführen, ist ein gewöhnliches Talent nicht stark genug. Und was hat Dlle. Löwe in dieser Rolle geleistet? Sie hat nicht

enthusiasmirt, aber allgemein befriedigt. Zur Vollkommenheit hat sie noch einen großen Schritt zu thun. In vielen Momenten griff sie allgewaltig in die Tiefen der Empfindung, jedoch die Übergänge vom Sturm zur Ruhe, von der Thräne zum Lächeln, entbehren zuweilen der vermittelnden Schatten. Jedoch dies ist eine Lücke, die nicht im Wesen des angebornen Talentes gründen, sondern in der Technik der Kunst in kurzer Frist ihre Lösung finden können.

Sie wurde öfters mit lautem Beifall belohnt und ein Mal gerufen.

Allgr.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Samstag den 19. November zum ersten Male: „Katharina Cornaro Königin von Cypern.“ Große tragische Oper mit Ballet in 4 Aufzügen, nach dem Französischen des Saint Georges, übersetzt von A. Büssel. Musik von Hrn. Franz Lachner, königl. baierischem Hofkapellmeister. Die neuen Decorationen von dem Hrn. Hoftheatermalern.

Lachner's, des preisgekrönten Symphoniden, neuestes, verdienstvolles Werk: Katharina Cornaro, ist nun bei uns mit demselben ehrenvollen Succeß über die Bretter gegangen, den es auch auswärts errang. Den bekannten Streit, ob der Componist Recht hatte, ein französisches, oder ob er hätte ein rein deutsches Textbuch wählen sollen, wollen wir ganz fallen lassen, indem wir nur andeuten, daß das Buch, trotz vieler harten und größtentheils prosaischer Verse, dennoch nicht unter die mißlungenen Libretti zu rechnen sei. — Die Handlung dieser Oper ist folgende: Katharina die Tochter des venetianischen Edlen: Andrea Cornaro ist mit Marco Venero, gleichfalls einem edlen Venetianer, verlobt; der hohe Rath von Venedig beschließt aber Katharina, an Jakob von Lusignan, dem Könige von Cypern zu vermälen. Die Hochzeitfeier mit Marco wird also unterbrochen, und während Katharina von dem hohen Rathe und ihrem Vater gedrängt und von Banditen bedroht, ihrer ersten Liebe entsagt, beschließt Marco den Tod des Königs; als er aber während des Brautzuges mit emporgehobenem Dolche auf ihn losstürzt, erkennt er in ihm jenen Mann, der ihm bei einem nächtlichen Überfalle durch Banditen das Leben rettete, Marco wirft nun den Dolch weg und entflieht ungestraft während der allgemeinen Bestürzung. Der vierte Act, um zwei Jahre später spielend, findet Katharina schon als Cyperns Königin, ihren Gemal aber, der, wie überhaupt alle Personen dieser Oper, nur ein willenloses Werkzeug der venetianischen Republik ist, von Letzterer, mittelst eines ihm beigegebenen Arztes, durch ein langsam wirkendes Gift entkräftet. Die Republik will sich nun der Insel bemächtigen, da rettet Marco, der als Gesandter nach Nicosia gekommen war, dem Könige sein Reich, welcher dann sterbend Katharina seinem Schutze empfiehlt. Die Musik zu dieser Oper ist gelungen zu nennen, ihr Hauptreiz liegt aber in der Instrumentirung, weshalb, der vielen alternirenden Stellen, die Aufmerksamkeit des Zuhörers immer getheilt ist. Einen Gedanken aufzunehmen und kunstgemäß durch die Länge eines ganzen Tonstückes fortzuführen, verschmähte Lachner, jede Periode, ja oft jedes Wort dient zur Folie einer neuen musikalischen Idee. Dennoch wäre dieser mehr Frische und Lebendigkeit zu wünschen, vor Allen gehen aber dem Zuhörer einige einfache und kunstlos gesetzte Melodien ab, die das Ohr, wie das Herz gleich ergötzten und erwärmten. Marco's Barcarole: „wie schimmert das Meer“ im 2. Acte, war in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Wenn auch gerade nicht als die schönsten, so doch gewiß als die am ersten Abende wirksamsten Musikstücke wären zu bezeichnen: Obengenannte Barcarole, ein Terzett zwischen Marco und zwei Banditen, die Entreatie des Königs, der Hochzeitsmarsch und die schöne und gut gesanzte Manserine (scheint eine italienische Originalmelodie zu sein). Unter den Mitwirkenden gebührt der Mad. van Hasselt-Barth in der Titelpartie die Trägerin des Ganzen, das größte Lob. Sie veredelt Alles, auch die geringste Note und die Plastik ihrer Darstellung, wie die virtuose Kraft ihrer Gesangesleistung stehen auf gleicher Höhe. Nächst ihr ist wohl Hr. Kraus zu nennen, der aus einer 2. Tenorpartie mehr zu machen wußte, als manche Darsteller einer ersten. Sein Recitativ verdient besonders hervorgehoben zu werden. Auch Hr. Erl bewegte sich mit Glück in seiner Partie. Die HH. Draxler und Schober haben keine besonders wirksamen Parten, aber wußten doch, wie Hr. Hölzl, ihre ausgezeichneten Stimmittel geltend zu machen. Die Ausstattung ist über alle Massen prächtig und besonders dürfte die historische Treue des Trauungszuges lobend erwähnt werden. Auch die Decorationen, vorzüglich jene der Piazetta in Venedig, verdienen alle Anerkennung. Der Hr. Componist dirigirte sein Werk selbst, und wurde, so wie alle Mitwirkenden im Verlaufe des Abends wiederholt gerufen. Das Haus war in allen Räumen überfüllt.

S. ch. s.

Humoristisch-satyrischer Auslagekasten.

Der Ausfall.

Unser Korps hatte sich äußerst tapfer gehalten.

Wir waren 1000 Mann stark gewesen, jetzt aber nur noch 11 Mann schwach. So heldenmüthig hatten wir gefochten. Die Affaire war sehr ernsthaft. 89 Mann blieben auf dem Platze, verwundet oder todt. 900 Mann blieben auf dem Platze, jedoch beneidenswerth, nicht verwundet und nicht todt, sondern gefangen. Wir 11 Mann aber blieben nicht auf dem Platze, sondern entkamen der Verwundung, dem Tode oder der Gefangenschaft durch eine rationelle Entfernung, aber blos in der Absicht, uns fürchterlich zu rächen.

Wir beschlossen, uns in das nächstbeste wohl verproviantirte Gebäude zu begeben, daselbst ein paar Tage auszuruhen, und auf das unangenehme Schicksal unserer 989 Kameraden ein Glas Wein zu trinken.

Auf einem hohen Berge sehen wir ein einzelnes stattliches Haus. Es zeigen sich da einige Kühe; man bemerkt einen Weinzeiger. Es ist gewiß ein kleines Hotel garni. Wir nehmen keinen Anstand und steigen hinauf, sogar in einiger Geschwindigkeit; denn wir hörten schon wieder das verdammte Schießen.

In dem Hotel garni trafen wir nur eine alte Magd. Die Wirthsleute hatten sich in die Stadt begeben, auch sie konnten das widerwärtige Schießen nicht vertragen, auch sie waren Menschenfreunde. Wir fanden 3 charmante Zimmer, und bestellten sogleich: Mehlspeisesuppe, Rindfleisch mit zweierlei Saucen, Sauerkraut mit Bratwürsten, Kalbsbraten mit Salat, etwas Torte, zuletzt schwarzen Kaffeh, doch recht stark, und zweierlei Wein, versteht sich. Drei von uns tranken nur rothen.

Alles wurde uns auf das Pünktlichste besorgt; Alles war trefflich zubereitet. Die Betten waren gut, Alles war gut.

Wir lagerten da sehr bequem durch mehre Monate. Alle unsere Wunden und Beschädigungen waren geheilt. Geheilt war dem Einen die gerizte Oberlippe, ein Schaden, der ihn am Tabakrauchen hinderte; geheilt war dem Andern der etwas aufgeschundene rechte Daumen, ein Schaden der ihn am Tabaksschnupfen hinderte; geheilt war dem Dritten der etwas verdorbene Magen, geheilt war dem Vierten das fatale Hühnerauge, so genannt im Marschiren, geheilt war ich vom Schnupfen, kurz Alle waren wir geheilt.

So dachten wir den lieben Frieden abzuwarten.

Aber was geschieht eines Morgens?! Wir hatten uns eine niedliche Kegelbahn angelegt, um doch ein wenig Zerstreuung zu haben und Bewegung zu machen, an der es uns ganz fehlte, was der Verdauung und Gesundheit sehr nachtheilig werden mußte. Also eines Morgens, wie wir so im besten Scheiben sind, bemerkt Einer von uns am Fuß unseres Berges ein feindliches Piquet, wohl 3—4 Mann stark. Die Kugel entfiel seiner Hand, er hielt sie für eine Kanonenkugel.

Wir hatten die Geistesgegenwart, sogleich aufzuhören zu kegeln. Wir beobachteten die Klugheit, uns ohne Geräusch in unser Hotel zurückzuziehen, und bedienten uns der Kriegslist, durch ein kleines Fenster das feindliche Korps in Augenschein zu nehmen. Es waren wirklich 4 Mann, und sie sahen fast wie Grenadiere aus.

Wir schwiegen und hielten Kriegsrath. Allein es schlug 12 und wir mußten zu Tische. Die Magd war sehr pünktlich. Wir erwähnten in ihrer Gegenwart kein Wort von der feindlichen Heeresabtheilung. Sie aber fragte uns mehre Male, warum wir so blaß aussähen und mit dem Löffel so zitterten.

Den ganzen Nachmittag blieben wir mit großer Vorsicht zu Hause. Als es Abend wurde, nach dem Souper, warteten wir mit bedeutender Umsicht, bis es förmlich finster war. Dann ging der Größte und Stärkste von uns in voller Armatur mit Bedächtigkeit hinaus, und schaute herzhaft hinunter. Als wir den Thürriegel zurückgeschoben und den Rekognoszirenden

wieder hereingelassen, auch den Riegel bereits vorgeschoben hatten, vernahmen wir, daß der übermüthige Feind noch immer unten wimmle. Er hatte ein Wachtfeuer angezündet, alle 4 Mann waren deutlich wahrzunehmen. Einer davon hatte sogar auf unser Hotel heraufgeblickt, worauf unser Späher sich natürlich sogleich zurückzog.

Unsere Lage war nun sehr ernst geworden. Aber das Fürchterlichste war der Bericht der Magd. Diese gute ältliche Person, welche immer auf und an unserer Seite war, meldete uns, daß der Vorrath der Lebensmittel längstens noch 3 Wochen dauern könne. Von Unten also der Tod durch die feindliche Heeresabtheilung, von Oben der gräßliche Hungertod. Wer malt unseren Zustand, unsern Hunger, unseren Durst, unsere friedliche Sehnsucht? Niemand malt sie! So dummes Zeug malt kein Mensch.

In dieser schrecklichen Spannung ersann ich einen Heldenplan. Durch die wachsame Magd hatten wir in Erfahrung gebracht, daß das feindliche Korps sich jeden Abend regelmäßig Punct 8 Uhr zur Ruhe begebe. Ich entwarf die Operation, in einer geeigneten Nacht dieses ganze Korps durch einen Ausfall aufzuheben; die Magd sollte dem schlafenden Feinde vorerst die Waffen weggenommen haben.

Ich theilte diesen heroischen Anschlag meinen 10 Freunden mit. Sie wurden zwar blaß, sagten aber nicht Nein; denn das Allerärgste war ihnen doch immer die Angst vor der uns umzingelnden Feindesschaar, wobei selbst der frischeste Schweinsbraten nicht recht munden wollte.

Der Ausfall ward also beschlossen, und die kommende Nacht dazu bestimmt. Die Stunde ½ 10, wo gewöhnlich das Theater aus ist.

Von Heldengefühlen durchströmt, sprach Keiner von uns den ganzen Nachmittag und Abends auch nur eine Sylbe. Es war ein erhabenes, ehrwürdiges Schweigen.

Nun schlägt es 9 Uhr, und die Magd steigt den Berg hinunter. Sie kommt mit der Nachricht zurück, daß kein Feind mehr zu sehen sei. Nun galt es, uns zu überzeugen und für immer unsere schätzbare Ruhe wieder zu gewinnen.

Ich voraus. Wir langen unten an. Wir umschreiten den Berg, keine Spur mehr eines feindlichen Korps. Schon triumphiren wir, schon schicken wir uns zur Rückreise an, sehnsüchtig hinaufblickend auf unser Hotel garni. Aber welches erschreckliche Schauspiel zeigt sich unseren Blicken! Das feindliche Korps steht da oben vor unserem Hotel! Vier helle Fackeln beleuchten die 4 Mann, welche unsere Weingläser schwenkend, Victoria brüllen.

Ist Jemand auf dieser feindlichen Erde, der unser Entsetzen, unsere Entrüstung zu schildern vermag? Wir waren fast so zornig, daß wir beinahe den Entschluß faßten, diese ungezogene Heeresmacht anzutasten und zu verjagen. Aber so in der Nacht und bergauf!

Welch' bitterer Zufall, daß gerade in derselben Nacht und Stunde der Feind es unternehmen mußte, uns anzugreifen, in der wir dieselbe Absicht hatten. Da kann man lernen, wie tückisch das Schicksal zu sein vermag; diese Bosheit! Nein!

In dieser grauenhaften Lage hielten wir wieder Kriegsrath. Da begann ein schreckliches, ganz eigenes Schießen in der Stadt. Es dauerte wohl eine Stunde. Reiter sprengten an uns vorbei mit der Nachricht, der Friede sei geschlossen. Wir trauten nicht recht. Aber als es Morgen ward, bestätigte sich Alles.

So zogen wir mit frischem Muth in unsere gute Stadt zurück, das Hotel garni mit seinem lumpigen Viktualienvorrath der feindlichen Armee überlassend.

Franz Gräffer.

Tagsergebnisse.

(Zwei Deserteure für Einen.) Vor den königl. Kriegsgerichten zu Paris ereignete sich kürzlich folgender sonderbarer Fall. Im vorigen Jahre wurde zu Lyon ein Soldat des zwölften Regiments Namens Pierre Didier wegen Desertion zu fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Nun geschah es vor Kurzem, daß auch ein Anderer nach dem Signalement verhaftet auch wirklich in Paris, wo das Regiment steht, als der echte Pierre Didier von seinen Kameraden erkannt und zu dreijähriger Zwangsarbeit verurtheilt wurde.

Nun befinden sich für ein und dasselbe Vergehen zwei Verurtheilte auf dem Strafplatze, von denen der Unschuldige noch um zwei Jahre mehr erhalten hat als der Schuldige, weil er als erschwerenden Umstand einbekannt, er habe Militäreffecten mitgenommen.

Die Beweggründe, welche der Pseudo-Didier hatte, sich selbst zum Verbrecher zu stempeln, sind noch nicht ausgemittelt. Er war dem ganzen Regimente fremd.

Literarisches.

Über Bildung und Selbstbildung, von M. Enk. Wien, Druck und Verlag von Carl Gerold 1848.

Enk steht fern dem literarischen Markt, auf dem die Waaren feilgeboten werden, auf dem man auch das Schlechteste anpreist, wo alle Buden ihren sämmtlichen Kram bunt aushängen, er ist im Denken erstarkt, und speichert die Resultate seines Denkens systematisch auf, und sendet sie wie Friedenstauben von seinem Asyle weit ins Land. Enk versteht nicht die Kunst, in kahlen Bildern und überraschenden Antithesen die Gedanken auftreten zu lassen, vielleicht verschmäht er diese Kunst; ruhig und klar schlingt sich seine Wahrheitsquelle wie ein silbernes Band befeuchtend durch grünen Wiesengrund, und es ist Jedem gestattet, aus der Quelle selbst mit hohler Hand zu schöpfen und sich zur Lebensreise zu stärken. Seine Originalität springt nicht wie ein Schalksnarr mit der Schellenkappe des Spasses klingelnd und links und rechts mit der Peitsche Schläge austheilend auf die Bühne, sie erscheint im schlichten, bescheidenen Kleide, belehrend und belehrend. Seine Bescheidenheit hat ihm Anerkennung in der gebildeten, gelehrten Welt verschafft, die Anerkennung Weniger, die mehr gilt als der lärmende Troß; und diesen Freunden wird dies Buch willkommen sein. Es zerfällt in mehre Abschnitte: in eine Einleitung, Bildung zur Religiösität, Bildung zur Sittlichkeit, zur Humanität, zur Geselligkeit, zur Wissenschaft, zur Empfindung und Beurtheilung des Schönen, Bildung für einen bestimmten Beruf, Ausbildung bestimmter Anlagen aus Neigung, Bildung in Beziehung zu den Forderungen der Zeit.

Alles, was in die Aufgabe des Buches paßt, wird hell beleuchtet durch die Lampe der Philosophie, die wohl im Sturme flackert, der durch das arme zerrissene Gebäude wehen kann, die Objekte aber erscheinen doch deutlich im Schattenbilde, das die Lampe auf die weiße Wand der Gegenwart wirft. Möge das Buch viele Leser finden, die äußere Ausstattung ist schön.

Nordmann.

Omnibus.

(Versammlung der Gasthofsbesitzer.) Am 19. November fand in Köln eine Versammlung der Gasthofsbesitzer der Rheinlande, Belgiens ꝛc. Statt. Die Ursache dieser Zusammenkunft ist die Aufhebung der Trinkgelder, statt welchen eine mäßige Taxe auf die Rechnung gebracht werden soll.

(Wie unartig!) Bei den Persern sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Sie sagen: „Wenn die Henne krähen will, so muß man ihr die Kehle abschneiden."

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 21.: „Das System." — „Ein Haus zu verkaufen" — „Sie schreibt an sich selbst." — Dinstag 22.: „Die Fesseln." — Mittwoch 23.: „Der Sohn der Wildniß." — Donnerstag 24.: „Gabriele." — „Das System." — Freitag 25.: „Die Liebe nach der Hochzeit." — Sonnabend 26.: „Belisar." — Sonntag 27.: „Viola."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Dein 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nachgewiesenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Jos. A. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 141.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 23. November 1842.

Eine orthographische Unterhaltung. *)

Von Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

Die deutsche Rechtschreibung ist ein Chaos, beginnt einer der ersten Lehrer der deutschen Orthographie seine Vorlesungen darüber. Dieser Satz hat viel Wahres in sich, ist jedoch für die Schüler entmuthigend und unfruchtbar. Wo aber Ordnung und Regel eintritt, da endet das Chaos; man finde beide auch für die Orthographie, und obiger Professor wird sich bemühen müssen, seine Vorträge anders zu eröffnen.

Das Wort ist die hörbare Form eines Begriffes, die Sprache (in objektiver und engerer Bedeutung) der Inbegriff, das System dieser hörbaren Formen für innerlich bereits ausgebildete Begriffe. Die beste Sprache wird jene sein, die die Gedanken am genauesten, kürzesten und mit der größten Schönheit wiedergibt. Schrift ist die scheinbare Form der Worte. Ihre Vollkommenheit besteht einerseits darin, daß sie die Worte genau und kurz gibt, andererseits, daß die Schriftzeichen leicht und sinnlich schön sind. Dieses lehrt die Schönschreibekunst, jenes die Rechtschreibung.

Alle Regeln der Rechtschreibung in einem obersten Grundsatze zusammenzufassen scheint schwer zu halten, er müßte denn dem bekannten unerspießlichen der Moralphilosophie gleichen und beiläufig lauten: Schreibe so, daß deine Orthographie Norm für alle deine Sprachgenossen werden könne.

Die Elementarform der Rechtschreibung dürfte jedoch in folgenden zwei parallel laufenden Grundsätzen liegen:

1. Schreibe so, daß durch den Zusammenklang der angewendeten Buchstaben der Laut des Wortes am kürzesten und genauesten entstehe; 2. schreibe so, daß man die Abstammung, Verwandtschaft und Zusammensetzung der Worte in deiner Schreibung zu erkennen vermöge.

Diese zwei Urregeln ergeben sich aus der Wesenheit der Sprache und der Schreibung, so wie aus dem Rechte, das der ersten Wurzelbenennung der Gegenstände, so wie der verständigen Ableitung gebührt. Man findet beide auch von den meisten Rechtschreiblehrern in mehr oder weniger modifizirter Form anerkannt.

Gegen das dritte Grundgesetz, das gewöhnlich aufgestellt wird: zunächst dem allgemeinen Schreibgebrauche zu folgen, sind ohne Zweifel die triftigsten Gründe vorhanden. Nicht Gewohnheit heiligt das Recht, sondern das Recht die Gewohnheit. Die deutsche Sprache insbesonders wurde bis zur neuen Zeit so sehr vernachlässigt, daß in ihr die Gewohnheit durchaus keine Regel geben kann. Die schöne, reiche germanische Sprache, die noch in den ältesten deutschen Sprachdenkmalen zu finden ist, wurde Jahrhunderte lang durch lateinische und andere Barbarismen so sehr verunstaltet und mit Fehlern angefüllt, daß die Gewohnheit, der Gebrauch eben das zu Verbesserende war und noch ist. Zu jenen verklungenen Urformen können wir aber auch nicht mehr zurückkehren; unsere Aufgabe ist daher wie überall auch insbesonders in der Sprache, vorwärts zu schreiten. Dieses Vorwärtsschreiten besteht darin, uns dem Wahren, Guten und Schönen immer mehr und zwar auf dem Wege bewußten Strebens zu nähern. Jene schöne ursprüngliche Periode, in der sich das Menschengeschlecht durch unbewußtes Erfinden, durch plötzliche Eingebung oder Anschauung diesem Dreiklange seiner Bestimmung näherte, ist beinahe vorüber, und der Verstand scheint der Handlanger seiner Gegenwart zu sein.

Die Pflicht des orthographischen Forschers (und jeder Schriftsteller muß mehr oder minder ein solcher sein) ist es daher, den Regeln für die Schreibung aller Worte nachzusinnen, und den aufgefundenen gemäß entweder die bisher gewohnte beizubehalten oder eine neue zu befolgen. Der rechtlose status quo wäre also nur dort und so lange zu schätzen, wo und so lange es nicht gelingt die wahre Regel zu finden. Daß aus diesem Streben einige Verwirrung, Unbequemlichkeit und unsicheres Schwanken für die Gegenwart entstehen muß, ist wahr und läßt sich nicht verhindern; aber wie selten ist es dem menschlichen Geiste gegönnt, zuverlässig und sicher einen Schritt vorwärts zu machen. Es scheint an der Zeit zu sein, daß jeder Sprachforscher seine orthographischen Gedanken und Entdeckungen vorlege, daß sie der gelehrten Debatte unterzogen werden, und daß so in öffentlichem Einverständnisse vorgeschritten werden möge.

Aus den zwei oben aufgestellten Grundgesetzen entwickeln sich nebst andern nachstehende Folgesätze:

1. Wo der einzelne Sprachlaut (der hörbare Buchstabe) durch ein einziges Schriftzeichen (sichtbaren Buchstaben) genau angezeigt wird, setze man immer nur dies eine und selbe Zeichen. Das y stellt sich daher in der deutschen Sprache als ein überflüssiger Buchstabe dar. In fremden Wörtern mag man es beibehalten, insofern sie der deutschen Sprache noch nicht angeeignet wurden, sollte sie dann aber eigentlich auch mit fremden Schriftzeichen schreiben. Diese Regel gilt im Allgemeinen von der Schreibart fremder Wörter. Das y, das man im Altdeutschen trifft, war häufig nur das alte Zeichen des ü. C ist ebenfalls ein überflüssiges Schriftzeichen der deutschen Sprache. Sein Laut ist der des k oder der des z, welche also abwechselnd dafür zu setzen sind. Deutsche Wörter,

*) Um Inkonsequenzen zu beheben, erlauben wir uns anzuzeigen, daß der vorstehende Aufsatz in diesem Blatte nicht nach der Ortographie des geschätzten Hrn. Verfassers abgedruckt erscheint. D. R.

deren Wurzel einer fremden Sprache entlehnt iſt, und die dort mit c geſchrieben werden, ſchreibe man, wenn ſie bereits einigermaßen germaniſirt ſind, im Deutſchen nach ihrem Laute mit k oder z. Allgemein ſchreibt man bereits Zirkel und Punkt, ſehr häufig Zitrone, Kolonie, man ſchreibe aber auch Köln, Kommiſſär und Zeremonie, Zitadelle, Akzent. Die Lateiner nahmen ſich dieſelbe Freiheit, ſie ſetzten ihr c ſtatt des griechiſchen k, und veränderten darnach ſogar die Ausſprache des entlehnten Wortes. Ich ſehe ſchon die ſchöne Zeit kommen, wo man deutſche Kinder nicht mehr das Abc, ſondern das Abd lehren wird. Vom ch und ck wird ſpäter geſprochen werden. Wo im Lateiniſchen das t den Laut unſeres z hat, ſchreibe man im Deutſchen letzteres, z. B. Konvenzion, Horaz. Das q dürfte bleiben, da ſich ſein mit dem folgenden u verſchmelzender Ton weder durch ku noch durch kw genau anzeigen läßt.

(Schluß folgt.)

Stille Wunder.

(Schluß.)

Wenn Jeder, der da ſchreibt, erſt einen Leſer erwarten und doch wünſchen muß, ſo leiſtet hingegen der Nichtleſer Alles zuvorkommend und überraſchend, ohne unſer Erwarten und Wünſchen.

Bei der Verſchiedenheit der Anforderungen, bei dem diverſen Geſchmacks-Sortiment der Leſer, bei der Schwierigkeit der Sache ſelbſt iſt es unmöglich, es allen Leſern recht zu machen und dies gelingt uns nur beim genügſamen Nichtleſer, der, wenn er doch manchmal Etwas nachzuſehen hat in unſerem Blatte, — nur die Fehler überſieht oder nachſieht. — Mit der liebenswürdigſten Toleranz geht er überhaupt gegen uns vor. Wenn der Schriftſteller ſeine Gedanken in ſchönſter Poſition hinſtellt, ſo läßt der Nichtleſer ſie dahingeſtellt ſein, und iſt der Schriftſetzer ſo artig, und ſetzt ſie, ſo läßt der Nichtleſer ſie ſitzen! —

Das Urtheil des Nichtleſers iſt immer ein konſequentes, unerſchütterliches, und es wirkt offenbar auf unſere Beſſerung! —

Wenn der witzigſte deutſche Dichter unſerer Zeit einmal, wie er ſagt, ein ſo großes Vergnügen empfand am Nichtbeantworten eines Briefes, — welches „Meer von Wonne durchſchauert“ wohl die Bruſt deſſen, der nach einem ganzen Journale gar nicht fragt?! — Und haben wir nicht aus allen Wiſſenſchaften obſchwebende, politiſche Fragen — — wozu eine Morgenblattfrage? —

Der Nichtleſer hat zwar auch einen großen Fehler: — er iſt kein Pränumerant! — Allein er macht dieſes Gebrechen doppelt dadurch gut, daß er nie einem unſerer vielen begierdeheißen Leſer das Blatt wegſchnapyt, ſondern wie Fiſche, durch Vorbeiſtreichen, Pränumerations-Laich fördert, indem die große Erleichterung des Zutrittes zu unſeren Geiſtesſchätzen Verlangen darnach, und wirkliche, lieblich geformte Pränumeranten erzeugt!! —

Übrigens ſchadet unſer eigener Irrthum viel: einer Zeitſchrift blos eine einzelne Tageszeit durch den Namen Morgenblatt anzuweiſen; eine Tageszeit, die in Städten noch dazu meiſtens verſchlafen wird, und der ſpätwache Nichtleſer will, anders beſchäftigt, den ſüßeinlullenden Wirkungen des Morgens entgehen, die z. B. eben jetzt, im Morgenblatte ihr Schlummerlied ſingen. —

Nachſchrift und Entſchuldigung. Der Setzer hat durch das ſtille Wunder ſeines eigenen Einſchlafens bei dieſer, und bei ſeiner geiſtreichen Arbeit zwar die Gründlichkeit des obenſtehenden Satzes gut bethätigt; hat aber, ſchlimm genug, den ſchönen Schluß des Aufſatzes weggelaſſen! Wir verwahren unſere Perſon gegen eine diesfällige Rüge.

Fr. v. Fialovics.

Fittiche.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

(Fortſetzung.)

(Ein römiſcher Flugmenſch.) Unter der Regierung des berüchtigten Nero (beiläufig 60 J. n. Ch. G.) erhob ſich während eines großen Volksfeſtes ein zweiter Icarus ſehr hoch in die Luft, ſchwankte eine Weile, fiel aber unglücklicherweiſe vor dem Kaiſer nieder. — Antonius Beierlik führt ohne ſeine Quellen ein ähnliches Beiſpiel von der Zeit der Cäſaren an; der Flugmenſch kletterte vorerſt eine ziemlich hohe Mauer hinan, wie ein Vampyr, entfaltete ſeine künſtlichen Flügel und ſchwebte gleich einem Vogel ſtreckweiſe hin und wider, ohne daß dieſes Experiment durch einen unglücklichen Zwiſchenfall bezeichnet worden wäre.

(Ein ſpaniſcher Flugmenſch.) Einer der ältern Schriftſteller, Alvares Guthieres de Torres von Toledo, führt, wie Fleyder erzählt, das Beiſpiel eines jungen Gelehrten an, der ſich von einem ſehr hohen Thurme herabließ, 195 Schritte weit mit dem Winde fortſchwebte, dann aber aus dem Gleichgewichte kam und durch den Sturz ſich die Hüfte brach. Er ſchrieb ſeinen Fall allein dem Übelſtande zu, daß er vergeſſen hatte, auch ſeine Füße mit Flügeln zu verſehen und einen Schweif an ſeinem Rücken zu befeſtigen.

(Flugverſuch zu Nürnberg.) Fleyder erzählt aus Erneſt Burggravii vulkaniſcher Rüſtkammer von einem Greiſe in Nürnberg, der ſich bereits zu einer bedeutenden Höhe mittelſt zweier Flügel erhoben hatte, als ihm eines der Räder, welche die Flügel in Bewegung ſetzten, brach, wobei er jedoch noch glücklich davon kam.

(J. B. Dante von Perugia, der Dädalus genannt), wagte ſich mit ſeinem Flugapparate über den traſimeniſchen See. Die Flügeln wurden durch ein Räderwerk getrieben. Wahrſcheinlich war die Struktur der Flugmaſchine fallſchirmartig mit beweglichen Widerſtands- oder Flügelflächen. Ein andermal flog er mit ſauſendem Geräuſche über den Markusplatz, da er 300 Schritte weit fortgeſchwebt war, brach das Lenkeiſen des linken Flügels und fiel auf das Dach der Kirche zur heil. Jungfrau, wo er durch den gähen Anſtoß Schaden nahm. Nach einer Reihe von Jahren erkrankte dieſer kühne Luftkünſtler und wahrſcheinlich Verwandter des unſterblichen Dichters Dante Alighieri, deſſen Rieſengeiſt die Mittagshöhe erreicht hatte, während kaum die Morgenröthe der Wiſſenſchaften in Europa angebrochen war. Oldain aber berichtet von unſerem Flugkünſtler: „dira febri correptus evolavit in cölum, vom wüthenden Fieber ergriffen flog er in den Himmel.“

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

Drittes Concert

des Violin-Virtuosen Theodor Haumann am 20. November.

Der Concertgeber spielte diesmal den ersten Satz eines von ihm componirten Concertes, dann das Tremolo von Beriot, und zum Schlusse den Carneval von Venedig von Paganini. 1. Die Composition des Concertes ist rücksichtlich der Instrumentirung korrekt, und zeigt auch in dieser Hinsicht den tüchtigen Meister; der Character des Ganzen ist einfach-groß und verschmäht es, alle Moll-Tonarten als Stufen zum Erhabenen hinan zu klettern; besonders schön componirt ist das Ritornell zwischen dem ersten und zweiten Solo. Wie Hr. Haumann seine Composition spielt, wie er die Summe seiner eminenten Vorzüge zweckgemäß vertheilt und überraschend folgen läßt, bedarf keiner Erörterung, und wir beziehen uns auf das, über diesen großen Meister schon früher Gesagte. — 2. Das Tremolo von Beriot war — ein Tremolo von Haumann. — Es ist nicht zu läugnen, daß sich die differirenden Eigenthümlichkeiten dieser beiden Virtuosen eben in diesem Tonstücke am Klarsten herausstellten; wir hörten es seit Beriot von mehreren anderen Künstlern, aber immer fehlte der zarte Ausspruch einer süßen Wehmuth, den Beriot hineinlegte, und das tiefe Gemüth dieses Kunstheroen wählte gewiß aus Übereinstimmung das schöne Thema Beethoven's, und war weit entfernt, blos eine Bogenetude zu componiren, wofür diese Piece häufig gebracht wurde. Hr. Haumann gab in diesem Tonstücke mehr den siegenden als den klagenden Schmerz; staunenswerth war die Deutlichkeit und Gleichheit, mit welcher jede Note des, durch das ganze Tonstück währenden Spiccato gebracht wurde, so wie die Ausdauer bei dieser markirten Spielweise enorme Kraft bewies. 3. Der Carneval von Venedig, von Paganini. Die Composition dieses characteristischen Scherzo wird häufig Ernst zugeschrieben; allein wie Haumann es spielte, muß es von Paganini sein; — es ist dieselbe lächelnde Unerreichtheit, dasselbe phantastische Spiel mit beinahe fabelhaften Schwierigkeiten, derselbe grandiöse Humor, der seine Visitenkarten gleichzeitig in zwei Polen abgibt, und dieß mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, wie wir sie nur einmal früher hörten. In der Größe des Tons wird Hr. Haumann wenig Rivalen haben, in sicherer, ungezwungener Überwindung so großer Schwierigkeiten dürfte er einzig sein. Er wurde nach jeder Nummer mehrmal stürmisch gerufen.

Mit vielem Vergnügen erwähnen wir eines sehr tüchtigen Clavierspielers, des Hrn. Kullak. Er trug in diesem Concerte die von ihm componirten und schon früher besprochenen Transcriptions aus Robert und Norma mit sehr glänzendem Erfolge vor. Schönheit des Anschlages, Deutlichkeit, ungewöhnliche Zartheit im Piano, wunderschöne Triller, richtiges Gefühl, sind Vorzüge, die wir von Clavierspielern, ungeachtet ihrer contagiösen Verbreitung, nur sehr selten zu beobachten Gelegenheit haben, und wir wünschen Hrn. Kullak aufrichtig Glück zu dem erhaltenen, großen und allgemeinen Beifalle. Er ward gerufen und spielte noch eine Etude (mit Ausnahme einer kurzen Introduction, von Henselt componirt), wornach er neuerdings gerufen wurde. Das Böhendorfer'sche Instrument ist aber auch so vorzüglich, daß wir dessen Erwähnung nicht umgehen dürfen.

Dlle. Kuhn sang ein Lied von Baroni-Cavalcabo, „Abschied vom Liebchen." — Das Lied selbst ist eine moderne Trennung, ein resignirtes Alleinsein, ein componirter Liebesschmerz, und geht seine Wege trostreich fort. — So sind wir. — Dlle. Kuhn besitzt eine angenehme Stimme und verräth auch für den Liedervortrag Talent; eine übergroße Befangenheit hinderte sie jedoch, diese Vorzüge geltend zu machen, dessen ungeachtet wurde sie verdientermaßen beifällig aufgemuntert.

Als 6. Nummer war eine Bajazie aus der Oper „der Irrwisch" annoncirt; allein wir hörten eine andere — die aber auch eine andere war.

Das Orchester brachte eine Ouverture (zur Vervollständigung des Zettels zeigen wir an, daß sie von Heinrich Proch ist), welche uns für die Einführung eines Concertes nicht sehr passend schien. Das Accompagnement der Concertstücke war vorzüglich, und wurde von Hrn. Greidl mit großer Präcision geleitet.

Der Saal war sehr gefüllt.

Thalhof.

Musikalisches Perspektiv.

Abermals eine Sängerin, die noch nicht die Kinderschuhe ausgezogen hat; nämlich die neunjährige Maria Holland, Tochter des bekannten russischen Hofsängers, Holland in Petersburg und der einst hochgefeierten Sängerin Kainz. Dieses neunjährige Kind gab im verflossenen Winter 32 Concerte in Moskau, worin sie in russischer, französischer, italienischer und deutscher Sprache sang und die anwesenden Großen des Reichs entzückte. Sie singt unter Anderm auch die große Arie der Königin der Nacht und besitzt eine Koloratur und Kehlenfertigkeit, die an die Sterne erster Größe am Kunsthimmel mahnen.

(Noch ein Klaviervirtuos), aber Keiner von denen, die den Eintagsfliegen gleich, nachdem sie den Leuten einen Tag hindurch den Kopf vollgebrummt haben, ins Meer der Vergessenheit zurücksinken. — Nein, Julius Schulhoff, von ihm ist hier die Rede, darf mit Zuversicht darauf rechnen, in die Reihe der ersten Klavierheroen aufgenommen zu werden. Er gab am 17. October zu Prag (seiner Vaterstadt) ein Concert, in welchem er von seinen Landsleuten Abschied nahm, um more consulto die kleine Reise durch die Welt zu machen. Der Debutant spielte Beethoven's Adagio und Allegro, Thalberg's Phantasie über die Sonnambula, dann ein von ihm selbst componirtes Rondo capricioso e romantico, und gefiel so sehr, daß er einigemal gerufen und auf allgemeines Verlangen den „Carneval von Venedig." (sehr brillant nach Ernst's Thema von Schulhoff componirte Bravourvariationen) spielte mußte, worauf wieder einigemal gerufen wurde. Handelte es sich um ein Concert, das in einer andern Stadt gegeben werden, so hätte ich genug gesagt, aber es ist hier die Rede von Prag, wo man wie in Eldorado statt der Kiesel, Goldsteine, Pianovirtuosen findet. Man kann mit Gewißheit behaupten, daß jeder Dritte Zuhörer selbst Pianist und vielleicht noch obendrein Rezensent sei! Es ist also weislich keine Kleinigkeit, diesem Heere mit heiler Haut zu entschlüpfen, und nun vollends noch einigemal gerufen werden!! Da muß man sich mit vollendeter Künstlerschaft ausgewiesen haben. Noch kann ich nicht umhin Schulhoff's beispiellose Ruhe zu erwähnen, er kennt das Hin- und Herwiegen wie bei Schaukelpferden, des Orlando-Furioso Manieren beim Spiele nicht; eine Tugend, die er der unermüdlichen Ausdauer seiner liebenswürdigen Mutter zu verdanken hat, denn wie leicht die Virtuosen sich alle Unarten angewöhnen, ist nur zu bekannt, exempla sunt odiosa. Schulhoff's Mutter war fast stets bei ihm, wenn er spielte, um ihn auf eine schöne Haltung aufmerksam zu machen, und es gelang ihrer mütterlichen Ausdauer ihn von jedem Makel der Art frei zu erhalten, cuique suum.

F. S—y.

Industrielles.

(Wiener Fabrikate im Ausland.) So oft auch Berichte über die Absatzartikel mehrer Staaten auf den Leipziger Messen gesprochen haben, so sind doch dabei einzelne Wiener Fabrikate meist gar nicht oder nur flüchtig genannt worden, und mehre derselben verdienten wohl der Aufmerksamkeit der Einkäufer mehr vorgeführt zu werden, als bisher geschah. Unter diesen stehen besonders die Wiener Shawls und Tücher oben an. Man sah Wiener Erzeugnisse dieser Gattung in den letzteren Leipziger Messen von ganz vorzüglicher Schönheit und Vollendung, in fast allen Farben, zu den Preisen von circa 10 bis 20 Thaler und darüber. Wenn diese Fabrikate auch hinsichtlich der Muster die Imitation der französischen Nouveautés nicht verkennen lassen, so stehen sie bei einem fast nur halb so hohen Preise denselben nicht im mindesten in der Arbeit nach, und übertreffen sie noch an Solidität des Stoffes.

Ein sehr tüchtiger Kenner beider Fabrikate gehört dazu, sie von einander zu unterscheiden, und wie viele Wienertücher den Damen als französische verkauft werden, dies wissen die Detailleurs am besten.

(Kautschuk-Auflösung.) Dem Magister der Pharmacie, Herrn A. Müller in Prag, soll es gelungen sein, ein ganz geruchloses Auflösungsmittel des Kautschuks aufzufinden.

In London will ein Herr Richardson in neuester Zeit den Kautschuk als Straßenpflastermaterial verwenden.

(Industrie in Frankreich.) Ein Medicinä Doctor bietet seine Kranken, die ihm 6—7000 Franks jährlich eintragen, zum Verkaufe.

(Un million kaits etc.) nennt sich ein gewerbliches Ex-

buch, welches bei Dubochet in Paris erschien und die vorzüglichsten Gelehrten und Techniker Frankreichs zu Verfassern hat.

(Maschine zum augenblicklichen Niederschreiben der Gedanken.) Wie uns mehre auswärtige Zeitschriften versichern, hat ein gewisser Herr Siebeking in Baltimore eine solche Maschine erfunden. Sie besteht aus einem messingenen Blasrohre, das innen mit einer höchst empfindlichen Masse überzogen ist, auf welche vibrirende Fäden und Drähte, so dünn wie Spinnwebefäden, befestigt sind. Das Mundstück ist so geformt, daß es völlig den Mund und die um denselben zunächst liegenden Gesichtstheile, namentlich das Kinn, deckt. Inwendig ist das Mundstück mit einem sehr feinen, weichen, sich fest an das Fleisch anschmiegenden Sammtstoffe überkleidet. Die aus dem Blasrohre laufenden Drähte gehen nach einem Kästchen, dessen innerem Mechanismus der Erfinder mit Ängstlichkeit geheim hält, so daß nur vermuthet werden kann, es befinde sich darin eine Buchstaben-Klaviatur. Auch glaubt man, irgend eine elektrische oder galvanische Einrichtung voraussetzen zu müssen. In einer Schublade, die aus dem Kästchen hervorgezogen wird, legt man einen Bogen Papier, das der Erfinder der Maschine jedoch selbst präparirt. Ruhig kann man nun, in eine Sophaecke gelehnt, seinen Gedanken und Träumen nachhängen; man legt nur das Gedankenfernrohr an die Lippen und die Gedanken werden in Folge der Vibrationen, welche das Denken in den Muskeln um den Mund erzeugt, die dann wieder die Federn und Drähte der Maschine in Bewegung setzen, zu Papier gebracht. Das Anlegen des Mundstückes bedrückt weder das Athmen, noch ist es beschwerlicher, als das Tragen einer Florlarve. Ist eine Seite zu Ende geschrieben, so erklingt ein feines Silberglöckchen aus der Maschine, und man hat nur mit einem Stäbchen an eine Feder zu drücken, so springt der Bogen heraus und die Gedanken pflanzen sich sogleich weiter auf dem darunter liegenden fort. Eine solche Maschiene kostet in Baltimore 400 Stück Dukaten. — So weit die ausländischen Blätter, und nun wird man uns schon gestatten, das Ganze unglaublich zu finden, und selbst wenn es wahr wäre, vor den Wirkungen einer solchen Maschine zu zittern. Denn wie willkommen wäre solch ein Gedankenmundstück für eifersüchtige Liebhaber ꝛc. Nur im Schlafe solch ein Fernrohr applizirt und am nächsten Morgen würde manches zarte Verhältniß getrennt sein. — Sehr zu Statten käme diese Erfindung unsern schnellfabrizirenden Lokaldichtern, denn wenn heute ein Stück von ihnen durchfiele, hätten sie mit Hilfe dieser Maschine bis morgen wieder ein neues fabrizirt, und das Gedankenhörrohr dürfte sich mit neuen Gedanken nicht besonders anstrengen.

Taschenbücherschau.

IV.

Thalia, Taschenbuch für das Jahr 1843. Dreißigster Jahrgang. Herausgegeben von Joh. Nep. Vogl. Wien in Commission bei Bauer et Dirnböck.

Dieser Nestor unter den Wiener Taschenbüchern vereinigte auch diesmal wieder ein ziemliches Häufchen junger und älterer Literaten, bekannten und unbekannten Namens, die alle gern ihr Schärflein beitrugen, um das Schicksal der Witwe des Schauspielers Ziegelhauser, zu deren Besten bekanntlich seit einer langen Reihe von Jahren dieses Taschenbuch herausgegeben wird, zu erleichtern. Unter den vielen Beiträgen im prosaischen und poetischen Gewande befinden sich so manche, denen man wahre Kunstweihe und reges Streben, das Beste zu leisten, nicht absprechen kann, während sich in allen übrigen Gaben der edelste Sinn und das zum Wohlthun stets empfängliche Herz der Spender ausspricht. Ein Taschenbuch, welches so klangvolle Namen wie Bauernfeld, Castelli, Kuffner, Levitschnigg, Seidl u. s. w. in den Reihen seiner Mitarbeiter zählt, muß wohl viel des Guten enthalten und all die übrigen jüngeren Talente, die ebenfalls ihre Geistesblüten hier niederlegten, müssen in so guter Gesellschaft zu stets rüstigerem Streben sich ermuntert fühlen. In poetischer Hinsicht tritt uns das wahrhaft tief gedachte und schön gehaltene Gedichtchen: die fliegenden Glocken am Gründonnerstage von August Fischer besonders freundlich und wohlthuend entgegen, so wie auch die frischen Blüten unserer gemüthlichen Betti Paoli äußerst sinnig zum Kranze gewunden sind; und unter den prosaischen Beiträgen müssen wir den beiden historischen Novellen: Maria Hoorn und Hanns Waldmann, der Bürgermeister von Zürich, beide von J. Pfundheller die ersten Plätze einräumen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß in der letztgenannten Erzählung mehr der Historiker, als Romantiker hervortritt, und dadurch diesem schönen Stoffe nicht jener poetische Reiz abgewonnen wurde, wie er uns in der gleichnamigen Erzählung von Tromlitz entgegenweht. Der Gesammtinhalt dieses Taschenbuchs ist ein reichhaltiger, und wenn wir nicht in ein näheres Detail der Besprechung eingehen, so liegt der Grund darin, daß die meisten Beiträge von Mitarbeitern dieses Blattes sind, und eine genauere Würdigung leicht den Schein von Lobhudelei gewinnen könnte. Das Äußere der Thalia ist lobenswerth und unter den vier artistischen Beigaben sind die Scene aus Maria Hoorn, so wie die Willis die gelungensten. Auch ein Lied: Vergiß mein nicht, in Musik gesetzt von J. Geiger, ist als Musikbeilage beigegeben. Und so hoffen wir denn, daß auch der dreißigste Jahrgang dieses Taschenbuches gleich seinen Vorgängern den lebhaftesten Anklang finden und der Witwe Ziegelhauser reichliche Zinsen tragen möge. Der Preis eines elegant gebundenen Exemplars in Schuber mit Goldschnitt ist 2 fl. C. M.

Omnibus.

(Amusantes.) Ein Schriftsteller hatte ein kleines Werk verfaßt, das trotz der Rekommendation keinen Absatz fand; als in seiner Vaterstadt eine Bibliothek errichtet und Jedermann zu Beiträgen aufgefordert wurde, übergab er dem Bibliothekar zehn Exemplare seines neuesten Werkes mit der Bitte: sie anzunehmen, zu verkaufen und in seinem Namen etwas Gescheideres anzuschaffen.

(Gräffenbergiana.) Einem Schreiben aus Gräffenberg zu Folge, hat sich in der heurigen Badesaison daselbst ein französischer Stabsarzt aufgehalten, um sich auf Befehl Sr. Majestät des Königs Ludwig Philipp mit den daselbst befolgten Grundsätzen der Wasserheilkunde auf das genaueste bekannt zu machen. Auch ein Lord Gray und seine Gemalin ließen sich von Herrn Priesnitz Unterricht darin ertheilen, um diese Heilmethode auf ihren Gütern in England einzuführen.

(Ehrenschuhe.) Die Chinesen tragen ihre Auszeichnung, welche jährlich unter die Verdienstvollen vertheilt wird, an den Füßen. Als Strafe für die bewiesene Feigheit hat der Kaiser befohlen, die Zahl dieser Ehrenschuhe für die höheren Offiziere der Mantschu-Armee auf die Hälfte herabzusetzen.

(Ein neuer Verein) In Calcutta haben die Engländer und Indianer einen Verein gestiftet, der verhüten will, daß sich die indischen Witwen wie bisher mit den Leichen ihrer Männer verbrennen lassen. Er führt den etwas länglichten Titel der: Hindus-Witwen-Wiederverheirathungs-Verein.

(Amusantes.) A. Warum so niedergeschlagen, Freund?

B. Ach meine Alte ist krank geworden, und ich schwebe daher zwischen Furcht und Hoffnung.

A. Wer behandelt sie?

B. Doctor N.

A. Dann hoffen Sie immer, der hat meine Selige auch behandelt.

(Die größte Theaterbibliothek) besaß ein Herr von Seleinne, welcher vor Kurzem in Paris starb. Sie bestand aus 40,000 Theaterstücken und umfaßte das ganze Repertoire Frankreichs. Dem Vernehmen nach wird diese Bibliothek, an welcher Herr v. Seleinne 40 Jahre lang sammelte, der königl. Bibliothek von Paris einverleibt.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen. Kostet für Wien auf Post 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge versendet werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Comm.

№ 142.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 26. November 1842.

Der Phrenolog *).

Novelle von Ludwig Foglár.

„In vitium ducit culpae fuga,
si caret arte.“ Horaz.

Clara saß am Piano und ließ eben die letzten Accorde von Weber's „dernière pensée“ verhallen, als Leyden mit frohlockender Miene ohne anzuklopfen eintrat, (und dieses Recht besaß nur er), und in sprachloser Freude dem lieblichen Mädchen zu Füßen sank, indem er ihr vor den Augen ein beschriebenes Blatt Papier mit gehörig unleserlichen Zügen und obligatem Amts-Groß-Insiegel entfaltete.

„Wie,“ rief Clara freudig überrascht, »das Diplom? darf man gratuliren, Herr Doctor? lieber Leyden, darf ich hoffen?“

»Ja, Clärchen,“ entgegnete Leyden aufspringend, »ich habe dies Ziel erreicht, und nun bleibst du mir noch zu erringen. Aber nenne mich nicht Doctor, du könntest dir dabei einen alten, lebensmüden Grübler vorstellen, der theilnahmslos und unempfänglich für alles Schöne und also auch für dich keine Leidenschaft und keinen Wunsch hat, als die Befriedigung seiner Selbstsucht. Und ich will ein junger Priester Äskulaps vor dir erscheinen. Nenne mich also mit dem Namen, den mir deine Liebe gibt. Doch höre: Wie steht ihr mit dem Fremden? Es wäre schrecklich, wenn dein Vater dich wirklich zwänge, jenem Menschen anzugehören; denn wie sehr seine glatten Manieren und seine bescheidenen Prahlereien auch Alle bestechen und blenden mögen, ich sage dir doch aufrichtig, daß ich dich lieber in den Armen des Todes, als in seinen wünschen möchte. Mir ist er so geheimnißvoll nicht, als er gerne scheinen möchte. Weiß ich auch nichts von seiner Herkunft, seinem Stande und seinen Verhältnissen, aber ich kann nichts Gutes von ihm denken, und ich habe ihn oft und genau beobachtet, seitdem ihn dein Vater in seiner Gunst so hoch gestellt hat, daß er ihn nächstens für seinen Schwiegersohn öffentlich erklären würde, wenn nicht deine Einwilligung noch fehlte.“

„Nimmermehr geb' ich sie,“ versetzte Clara mit Entschlossenheit, „und wenn auch dem Vater dein jetziger Stand und deine Stellung noch zu ungenügend wären, um ihm die sanguinischen Erwartungen für den Eindringling zu ersetzen, so wird er mich doch nie überreden können, daß mein Herz ein Opfer der Kindespflicht, oder vielmehr seiner unbegreiflichen Verblendung werden müsse.“ —

„Beruhige dich, meine Theure,“ sagte Leyden, „ich hoffe, dein Vater wird nicht so unvorsichtig in Ausübung ernstlicher Schritte sein, als er es in der Vertheilung seiner Gunst ist. Vielleicht ist es mir als Arzt vorbehalten, ihm irgend einen erheblichen Dienst zu erweisen und ihn mir zu Dank zu verpflichten; wäre es auch — als Seelenarzt und — auf Kosten seines Favoriten.“

„Wir haben heute Gesellschaft zu Abend, du wirst doch nicht fehlen?“ erwiederte Clara ihn sanft umschlingend; „sprich mit ihm und laß mich das Beste vernehmen.“

„Und mit wehmüthigem Lächeln entwand sich das Mädchen seinen Armen und schwebte wie auf geflügelter Ferse an das Piano, wo sie sich oft so gerne den kindischen Träumereien einsamer Stunden hingab.

Leyden ging an den Notenschrank und holte das Schubert'sche Lied: „Frühlingsglaube“ in der Transponirung für das Piano von Liszt hervor. Clara spielte es entzückend schön, und lange nachdem sie geendet, stand noch Leyden in sprachloser Aufhorchsamkeit an ihrem Stuhle, und schien den verhallenden Chorden im Geiste nachzuflüchten.

Wer möchte auch nicht gerne, wenn auch noch so schwach und entfernt, an Liszt erinnert werden?

Wer möchte nicht mit unaussprechlicher Liebe und Hingebung sich den Begeisterungssturm seiner genialen Seele wiederholen lassen? Wer, der ihn nur einmal hörte, möchte nicht in den unergründeten Schatz seines einzigen Geistes niedertauchen und sich eines der Perlenkleinode hervorzaubern, die er mit verschwenderischer Kraft in die Herzen schleuderte, und noch einmal sich jene süßen Triumphe vergegenwärtigen, um die er die Forschung eines edlen Menschenlebens hindangegeben hat?

Es ist ein schöner Vorzug berühmt zu sein, aber ein schöner Beruf des Auserwählten ist es, seinen Namen zu verdienen. Und wie macht man sich jetzt berühmt?

Man läßt einen „guten Freund“ in die Posaune eines Journalorgans schmettern; (ich N. N. ist todt!) dann läßt man sich eine Woche lang betrauern und liest mit selbstzufriedenem Lächeln, zu welchen „Hoffnungen man berechtigt habe,“ dann lasse man den Todesfall freudig widerrufen, man lebt wieder doppelt gefeiert auf und — erfüllt diese schönen Hoffnungen nicht, aber man hat doch von sich reden gemacht!

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Vorstehende Novelle wurde durch ein, in Addison's „Diary of a Judge“ mitgetheiltes Erlebniß angeregt, und ist insofern nicht Original.

Eine orthographiſche Unterhaltung.

Von Adolph Ritter von Tſchabuſchnigg.

(Schluß.)

2. Wo der Laut eines einzigen Schriftzeichens hinreicht, den einzelnen Sprachton ganz auszudrücken, ſetze man nicht zwei. Das c iſt daher auch im ck vollkommen überflüſſig. Iſt das c darin eine Verdoppelung des k, ſo ſehe man zwei k; es bedeutet aber faſt nie eine ſolche, da ſie dieſer Buchſtabe ſeiner Härte wegen nicht leicht verträgt, man ſpricht nicht druk-ken, blik-ken und Drukk, Blikk. — Ch bezeichnet oft das griechiſche X, es iſt nur dem Zeichen nicht dem Laut nach zuſammengeſetzt, und ſollte vielleicht ein eigenes Schriftzeichen haben, vielleicht ließe es ſich aber auch durch h oder k jederzeit und vollkommen erſetzen. — Tz iſt eine noch unglücklichere Zuſammenſetzung. Der Laut des z iſt eigentlich tſ, enthält alſo ſchon den Anklang des t. Wer wollte für ſezten — ſet-z-ten — ſet-tſ-ten ausſprechen? Man glaubte einſt auch Ambt ſchreiben zu müſſen, und langt jetzt dabei ſehr wohl ohne das b aus. — Ph iſt in deutſchen Wörtern ganz überflüſſig, aber auch bei fremden ließe es ſich durch das f völlig erſetzen. Die Italiener ſtießen es gänzlich aus, und ſchreiben ohne Bedenken Filoſofo. — Das ſtumme h, ſo wie die Verdoppelung der Selbſtlaute und die Dehnung des i mit dem e könnten durch Akzente füglicher gegeben werden, wie es in den meiſten andern Sprachen wirklich geſchieht.

3. Man ſchreibe nie einen Buchſtaben um den Laut eines andern oder überhaupt einen ihm fremden zu bezeichnen. Es iſt daher nicht ß (ſz), ſondern ſſ oder ſs zu ſchreiben, da einerſeits kein z dabei gehört wird, und das ß andererſeits die Stelle zweier ſ am Ende der Wörter oder Silben vertritt. Wird in lateiniſchen Lettern Deutſches gedruckt oder geſchrieben, ſo ſetzt man ſeltſamerweiſe wirklich nicht ſz ſondern ſs. — Sch iſt ein eigenthümlicher Laut und ſollte ſein beſonderes Zeichen haben.

Das Ideal der Sprache iſt Kongruenz der Worte mit den Gedanken, das der Schreibung Kongruenz zwiſchen dem Geſchriebenen und ſeiner Ausſprache. Der Menſch hängt jedoch ſo ſehr an der Gewohnheit, daß er ſie ſelbſt in der Erkenntniß ihrer Unrichtigkeit nur ungern aufgibt; wer für ſich ſelbſt die Anhänglichkeit an das Geübte in minderem Grade beſitzt, muß ſie theilweiſe wegen Anderer haben. Die ſo eben angedeuteten Regeln werden aber dennoch allgemein befolgt und noch weiter geführt werden, obwohl ein gütiger Beurtheiler meiner jüngſten Schriften ſchon die theilweiſe Ausübung derſelben bizarr und willkürlich nannte.

Fittiche.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

(Fortſetzung.)

(Leonardo da Vinci als Flugdilettant.) Cuperus, ein Schriftſteller des 18. Jahrh., führt dieſen Heroen der Malerkunſt, welcher auch in der Plaſtik, Anatomie, Architektur, Geometrie, Mechanik, Poeſie und Muſik tiefere Kenntniſſe beſaß, mehrmalen als jenen an, der in der Fliegekunſt zur Hälfte des 15. Jahrh. wiederholte glückliche Verſuche machte, und bereits zu einem hohen Grad von Fertigkeit und Sicherheit gebracht habe.

(Gründe warum die Flugverſuche ſtets über dem Waſſerelemente gemacht werden ſollten.) A. W. Zachariä äußert: „Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Einer, der dem Vogel ſeinen Schwebeflug abgelernt zu haben meint, ſich vor weiter nichts fürchtet, als vor dem harten Niederlaſſen auf dem allzu harten Boden und ſich daher bei ſeinen Exercitien einen weichern Boden erwählt, z. B. die Oberfläche eines See's, eines breiten Fluſſes, auf der er wenigſtens nicht Hals und Bein bricht, ſondern weich fällt und ſich durch Schwimmen retten oder von hiezu beſtellten Leuten bald herausfiſchen laſſen kann.“

(Flug-Lehrkurs.) Veinier, Schloſſer zu Sable in der Landſchaft Maine, verfertigte nach dem „Journal des Savants,“ (1678), eine Flugvorrichtung, die aus mit Taffet überzogenen 4 flügelähnlichen Rahmen beſtand, doch mußte er ſtets von einem erhabenen Gegenſtande herabſchweben. Nach den eigenen Worten des Pariſer Journals hatte dieſer Mann angefangen, zuerſt von einem Schämel, dann von einem Tiſche, bald darauf von einem mittelmäßig hohen Fenſter, dann vom zweiten Stockwerke und ſucceſſive endlich auch von einem ſehr hohen Thurme herabzuſpringen, von wo aus er über die benachbarten Häuſer hinüberflog. Daſſelbe Blatt meldet von einem gewiſſen Bernoin, der in Frankfurt ähnliche Verſuche angeſtellt haben ſoll, aber — verunglückte.

(Ein leibhaftiger Pegaſus.) Happelius berichtet von dem Künſtler Saladino, daß er im Jahre 1783 zu Venedig auf den Markusthurme ſogar zu Pferde ſitzend bis an die Glocken ſoll hinaufgeflogen ſein. Dann ſei dieſer wahrhafte Bezähmer des Pegaſus vom Pferde geſtiegen und allein bis zu dem Engel auf den Thurm emporgeſchwebt. Hierauf habe er ſich ein wenig abgekühlt, auf die Geſundheit des Dogen getrunken, und ſei endlich von der Höhe herab bis an die Hälfte des Canals Gindera geflogen, Alles dies ohne dem geringſten Unfall.

(Neuere Flugverſuche.) Im Jahr 1772 erhob ſich Abbée Desforges mit einem aus verſchiedenartigen und geſtellten leichten Flächen beſtehenden Apparte. — De Bacquille erhob ſich im Jahre 1773 über den Seinefluß. — Vor der Benützung der Aërostaten arbeitete (1781) Blanchard an einer Flugmaſchine nach Art der von Desforges conſtruirten.

(Fortſetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Um in dem chroniſtaliſchen Tone wieder anzufangen, ſo erzählen wir, daß am Dienſtage dieſer Woche die von Holtei verfaßten, und bei Gelegenheit des Beckmann'ſchen Abſchiedsbenefiz im Theater an der Wien aufgeführten: „Dreiundbreißig Minuten in Grüneberg“ über dieſe Bretter ſchritten, wobei Hr. Findeiſen die Partie des Klagefanſt mit jener Vorliebe gab, mit welcher er die Beckmann'ſchen Partien ſtets zu behandeln gewohnt iſt. Drollig, unterhaltend, amuſant, zwerchfellerſchütternd, berlineriſch witzig u. ſ. w. könnte man ſein Spiel in dieſer Partie nennen, wenn man das ſchon oben ausgeſprochene Lob allenfalls noch weiter fortſetzen wollte.

Um in dem Chroniſtentone gleichfalls wieder fortzufahren, ſo erzählen wir, daß am Mittwoche derſelben Zeitrechnung die Benefize des Hrn. Scutta ſtatt fand, wobei uns ein in zwei Abtheilungen verfaßter „Fiaker“ in das Reich des echten Poſſenwitzes und der roſafarbigen Laune hätte fahren ſollen.

Die Erfüllung dieser Postulate war jedoch sehr relativ; denn ein Theil des Publikums fand Possenwitz, komische Situationen, spannende Handlung, pikante Coups und wie alle jene Attribute noch heißen mögen, in Hülle und Fülle, und jener Theil applaudirte mit Esprit, während der andere das, was auf den Brettern geschah, als Nothbehelf eines Benefizianten mit den Produkten anderer Benefizianten parallelisirte und darum gutmüthig aufnahm. Der Totaleffekt zeigte sich in Betreff der Aufnahme günstig, und die Kritik gibt sich leicht zufrieden, obwohl sie die glänzenden Vorzüge und brillanten Attribute an diesem Produkte nicht entdeckte.

Gespielt wurde recht launig. Der Benefiziant und Mad. Rohrbeck hielten die Hauptpartien in befriedigendem Effekte. Das Haus war in dem Maße besucht, wie es sich ein Benefiziant unter bescheidenen Anforderungen wünschen mag, oder um auch dem Hause keine Unbilde anzuthun, es war wie selten voll. Schslr.

Concert

des Hrn. Carl Romberg, Violoncellist aus Petersburg.

Am 24. d. M. gab Hr. Carl Romberg sein erstes Concert im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde. Hr. Romberg ist ein Sohn des als Componist mit Recht geachteten und als Virtuose berühmten Bernhard Romberg (nicht des, auch als Compositeur ausgezeichneten Andreas Romberg); der Vater steht gewiß noch in freudiger Erinnerung des Wiener Publikums und jedes Musikers. Wir sahen Hrn. Carl Romberg, als er noch Knabe war, vor beiläufig fünfzehn Jahren, ein Talent beurkunden, das gewiß zu großen Erwartungen berechtigte; — wie diese sich erfüllten, behalten wir uns vor, nach einem zweiten Concerte bestimmter zu besprechen. So viel indessen ist gewiß, daß Hr. Romberg des ihm gewordenen Beifalls unzweifelhaft würdig, und durch Name und Talent aufgefordert ist, in fleißiger Benützung seiner Zeit nach dem höchsten Preise zu streben. Wiens Kunstausspruch hat nicht nur durch Gefühl und Verständniß, sondern auch durch Vergleiche mit den größten Kunst-Notabilitäten, die es zu bewundern immer Gelegenheit hat, längst eine kräftige Geltung erlangt; es wird dem jungen Manne, dessen frühere Jugend es hold war, seine Zustimmung um so freudiger geben! — Hr. Romberg spielte ein Concertino von seiner, dann eine große Phantasie und ein sogenanntes „Concertantes Solostück" von der Composition seines Vaters, von welchen drei Tonstücken wir unbedingt der Phantasie, sowohl in Vortrag als Composition, den Vorzug geben müssen; letztere ist besonders schön und verbindet wahrhaft edle, schön durchgeführte Gedanken mit allen Gelegenheiten für die Kunst des Producenten. Hr. Romberg wurde, wie er es vollkommen verdiente, wiederholt gerufen, und wird gewiß noch mehr Beifall finden, wenn er das zu oft, fast beständige Wechseln der Tempi unterläßt; — so weit kann die Willkür des Vortrages nicht gehen. — Wir freuen uns indeß, ein Mehreres über sein Spiel nach seinem nächsten Concerte sagen zu können.

Dll. Goldberg sang in diesem Concerte Schubert's „Sehnsucht" mit Beifall, so wie der uns schon bei mehren Anlässen vortheilhaft bekannt gewordene Pianist Theodor Dirzka sowohl für die sehr lobenswerthe Wahl der schönen Composition Hummel's (Rondo brillant B-dur) als für sein richtiges, nettes Spiel, des Publikums wirksam ausgesprochene Anerkennung erwarb; besonders beachtenswerth ist die große, wohlthuende Ruhe im Spiele dieses Pianisten.

Das Concert wurde mit einer effektvollen und sehr schön componirten Ouverture von Bernhard Romberg eröffnet, welche von dem Orchester der Josephstädter Bühne beifällig exekutirt ward. Thalhof.

Literarisches.

(Hamburger Journalwesen.) Das Panorama der Gegenwart von Mendelssohn und die sogenannte Theaterzeitung: Thalia, von Töpfer redigirt, haben nunmehr das Zeitliche gesegnet. Es ist zu bedauern, sagt ein Referent der Abendzeitung, daß der Redakteur des „Panoramas" nicht muthiger verharrt hat, denn wir glauben, sein Genie würde das Schiff noch glücklich aus Sturm und Wellen gesteuert haben, während die Thalia wenig Aussicht gab, wieder emporzublühen.

(Neuer literarischer Verein.) In Weßprim in Ungarn hat sich ein Verein gebildet, dessen Aufgabe, die Herausgabe eines — religiösen Taschenbuches ist, welches den Titel: Orangi (der Genius) führt.

(Neue ungarische Zeitschrift.) Baron J. von Eötvös erhielt die allerhöchste Bewilligung, eine periodische Zeitschrift herausgeben zu dürfen.

(W. Hone), ein bekannter Volksschriftsteller, Satyriker und Antiquar wie auch Mitredakteur der Zeitschrift „the Patriot" geboren zu Bath im Jahre 1780, starb zu London am 10. November.

(Tiecks Novelle:) „Victoria Accorombona" erscheint zu Florenz in einer italienischen Übersetzung.

(Johann Garay) der Redacteur des „Regélo." veranstaltet eine Herausgabe seiner sämmtlichen Gedichte.

Industrielles.

(Eisenbahn-Modell.) Graf Jos. von Westphalen, k. preußischer Obrist-Lieutenant außer Dienst und Gutsbesitzer in Böhmen, hat ein neues von ihm erfundenes Modell einer Eisenbahn in der k. k. Polytechnik den Freunden und Verehrern der Mechanik zur Schau gestellt, durch welches er zu erweisen sucht, daß mit Anwendung von stehenden Dampfmaschinen und selbstwirkenden Bahnen die höchsten Spitzen der Berge zu erreichen seien.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, in ein erschöpfendes Detail der Art und Weise der Construktion dieser Eisenbahnen einzugehen; nur so viel möge hier angeführt werden, daß die Grundtheorie der Anlegung dieses projectirten Bahnflügels nach dem Muster mehrer bereits in England und Amerika bestehender Bahntheile, jene von den schiefen Ebenen sei, indem die ganze zu befahrende Strecke Wegs in zwanzig schiefe Ebene eingetheilt ist, auf denen mittelst Last und Gegenlast durch Einwirkung von zehn stationären Dampfmaschinen die Last gehoben und mittelst der sich durch die Kraft des Hebens entwickelnder Trägheit auf der horizontalen Ebene weiter geschafft wird, bis sie wieder an jenem Orte anlangt, wo durch fernere Einwirkung einer folgenden Dampfmaschine abermals der Weitertransport stattfinden kann. Die Waggons sind mittelst einer sogenannten Kette ohne Ende mit der wirkenden Kraft der Dampfmaschine verbunden, und die Art, wie sich der Wagenzug, nachdem er die bestimmte Bahnlinie durchlaufen, von jener Kette ablöst, erscheint uns höchst sinnreich. Besonders bemerkenswerth ist eine eigene Vorrichtung der Waggons, womit in einem Augenblicke, und ohne Stoß, der ganze Wagenzug zum Stehen gebracht werden kann; indem sich sogenannte Hemmschlitten, deren sich unter jedem Waggon einer schwebend befindet, niedersenken und selbst auf der schiefsten Ebene einen plötzlichen Stillstand bewirken. Hätte der Herr Graf v. Westphalen nichts anders erdacht, als den höchst einfachen Mechanismus dieser Hemmschlitten, so würde er dadurch allein schon dem Betriebe aller Eisenbahnen einen wichtigen Dienst geleistet haben. Übrigens wollen wir uns jedes weitern Raisonnements enthalten, und hiemit nur die Besichtigung jenes obengenannten Modells Jedem, der an Technik und Mechanik Vergnügen findet, anempfohlen haben.

(Bronzirte Leichen.) Nach dem von Dr. Cornay entdeckten Verfahren, einem zuvor einbalsamirten Leichname mittelst der Galvanoplastik eine Art von Kupferüberzug geben, und so die Leichen berühmter Personen aufbewahren zu können, steht jetzt Jedermann, der ein geliebtes Wesen von der Erde scheiden sieht, der Weg offen, sich den Leichnam des Verstorbenen bronziren und als das treueste Ebenbild desselben (da selbst die feinsten Züge und physiognomischen Kleinigkeiten unverändert bleiben) unter Glas aufstellen zu lassen. Freilich dürfte sich wohl nicht Jedermann leicht über den Gedanken hinwegsetzen, daß es denn doch eigentlich das Bild des Todes sei, was dort im bronzirten Überzuge vom Leben den Schein borgt.

Tagsergebnisse.

(Ein wüthender Hund) verursachte in Agram, wie uns die

Croatia meldet, ein grauſenerregendes Unglück, durch welches in 16 Stunden 23 Menſchenleben gefährdet wurden. Dieſer Hund riß ſich am 10. d. M. Abends von ſeiner Kette los, durchrannte in vollem Laufe die meiſten Gaſſen der oberen Stadt, verwundete zuerſt vor dem Caſinogebäude ein junges Mädchen, die Tochter des dortigen Traiteurs, ſpäter eine Magd, fiel ſodann zwei Soldaten an, einen Ladenburſchen, und wieder mehrere Frauensperſonen, unter welchen auch eine junge Italienerin, die ſich ſeit einiger Zeit in den Kaffeterien von Agram auf der Guitarre produzirte. Vergebens war es, ihn in der Dunkelheit der Nacht zu verfolgen. — Doch auch am nächſten Morgen konnte man des wüthenden Thieres nicht ſogleich habhaft werden. Von zwei Streifſchüſſen nur leicht verwundet, fiel es noch mehrere Menſchen in der Ilica an, zerfleiſchte einem Weibe auf eine jämmerliche Art die Brüſte, und flüchtete ſich durch die Savestraße in die umliegende Gegend. In Horvati verwundete es ein Bäuerin, eine Kuh und ein Kalb, zerriß das Geflügel auf dem Hofe, rauſte ſich mit dem Hunde des Müllers, rannte hierauf auf derſelben Straße nach Agram zurück und ſtürzte ſich auf die Hunde des allbort hauſenden Waſenmeiſters. Glücklicherweiſe kam dieſer, zur Verhütung eines noch größeren Unglücks, in demſelben Momente nach Hauſe und erlegte das wüthende Thier mit einem Flintenſchuſſe.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Ein Bekenntniß.) Die Herzogin von St. Albans war früher eine beliebte Schauſpielerin, ein Millionär, Coutts, heiratete ſie, ſtarb nach einigen Jahren, und die Witwe ward zur Herzogin, an welcher Standeserhöhung freilich ihre ererbten Millionen bedeutenden Antheil hatten. Die Herzogin war geſtorben und hinterließ Memoiren folgenden Inhalts: Nur wenige Menſchen lernten das Leben von ſo verſchiedenen Seiten, in ſeinen offenbarſten Gegenſätzen in ſolcher Genauigkeit kennen wie ich, und wenige möchten daher gleich mir Kenntniß und Fähigkeit haben, über den Unterſchied zwiſchen großer Armuth und großem Reichthum klar zu urtheilen. Hierin aber liegt nicht das wichtigſte und hervorſpringendſte Unterſcheidungszeichen zwiſchen hohem und niederm Stande; der grellſte Gegenſatz liegt nicht in Äußerlichkeiten, vielmehr in der gänzlich abweichenden Art, wie beide Stände ſich ihres Daſeins freuen. Der Kreis, in dem ich mich ehedem bewegte, beſtand aus einem Verein fröhlicher aufgeregter Menſchen; da herrſchte Trieb und heitere Lebendigkeit, da hatte man keine andern Sorgen, keinen andern Gedanken, als den Genuß der Stunde und mit voller Seele gab man ſich ihm hin. Wie iſt's dagegen in den „faſhionablen" Zirkeln, denen ich jetzt angehöre? Kann es etwas Langweiligeres, Schaleres, Flacheres, Nutzloſeres geben als ſolch' ein Treiben? Man möchte eben ſo gern auf der Tretmühle beſchäftigt ſein, als jene einförmige Runde machen, welche Standesperſonen Vergnügen nennen, während es in der Wahrheit eine ſchwere freudenloſe Arbeit iſt. Vergnügen? Wo ſoll es gedeihen, wenn alle Luſt, alle Heiterkeit, alle Hingebung an unſere natürlichen, frei aufwallenden Gefühle, Gemeinheit genannt wird! Mit Entſetzen denke ich dieſes lähmenden, im Mißverſtändniſſe gebrauchten Wortes: es iſt die ärgſte Vogelſcheuche in der faſhionablen Welt. Ich aber laſſe mich von ihr nicht äffen, und will lieber manchmal für unſtandesmäßig gelten, als mich in ſteter Langeweile herumplagen. Es kann keine Gemüthlichkeit entſtehen, wo alles abgegrenzt iſt in Ziererei. Ja, alles iſt Kälte, klügelnde Zurückhaltung, allgemeiner Bankerott der Freude, ſelbſt wo die Gemeſſenheit der Manieren nicht als Begleiterin der Sittlichkeit erſcheint. Wo ich heitere Menſchen zu finden weiß, ſuche ich ſie, und thue Alles was in meinen Kräften ſteht, ſie in ihrem Glücke zu erhalten. Hätte ich z. B. nicht den guten alten General Phipps mit ſeinem herzlichen Lachen, man müßte meine Diners für Leichenſchmäuſe halten. Er lacht, verwickelt ſich im Lachen, kann kaum weiter erzählen in dem worüber er lacht und wobei ich mitlache, überzeugt, daß er es bei uns beiden und ein paar andern geſunden Naturen noch zu ſtärkerem Gelächter bringt. Dort im andern Zimmer tanzen ſie Quadrillen. Sie haben herrlich ſoupirt, den beſten Champagner getrunken, ſo viel ſie wollten; die Muſik iſt vortrefflich, die Herren ſind jung und die Mädchen ſehr hübſch; und dennoch, wie das ſchleicht und kriecht mit bedächtigem Ernſt, als ſchleppten ſie ſich durch die mühſeligſte Arbeit! Wie ganz anders war ein Kontretanz in den Tagen meiner Jugend, und welch' ein volles Maß von Freude bei geringem Anlaſſe und ſpärlichem Feſt! — In der Ronchalance iſt Freude, im Zwange, und wär' er noch ſo üppig vergoldet, iſt Jammer und Elend! O meine ſchönen Tage, da ich eben nicht mehr bedurfte als ich hatte und doch ſo wohlhabend war an Luſt und Zufriedenheit, wie bei dem Reichthum niemals! — O meine reiche Armuth und — mein armer Reichthum!"

(Geſellſchafter.)

Caroline Leonhardt Lyſer,

befindet ſich, auf einer Reiſe nach Peſth begriffen, gegenwärtig wieder in Wien, wo ſie der Aufforderung ihrer zahlreichen Verehrer zufolge, Dinſtag den 29. im Muſikvereinsſaale eine Improviſation geben wird.

Dem Vernehmen nach werden wir bei dieſer Gelegenheit von der beliebten Reimkünſtlerin manches Neue zu hören bekommen, nämlich: Die Stegreifdichtung eines kleinen Luſtſpieles nach gegebener Tendenz, nach Sprüchwort oder gegebenem Plane und die Doppelimproviſation eines Sonettes nach zugerufenen Endreimen. Wir wünſchen der verdienſtvollen Improviſatrice, welche ſich ſelbſt ihre Aufgaben immer höher ſtellt, einen ihren Leiſtungen angemeſſenen Beſuch.

Concert-Anzeige.

Sonntags den 27. November Mittags um halb 1 Uhr wird das Orcheſterperſonal des k. k. Hofoperntheaters unter Leitung des Hrn. Kapellmeiſters Otto Nicolai das zweite Philharmoniſche Concert im k. k. großen Redoutenſaale zur Aufführung bringen, auf welches wir glauben die Muſikfreunde Wiens aufmerkſam machen zu müſſen. Die in dieſem Concerte vorkommenden Piecen ſind: 1. Symphonie in C-moll von Mozart. Arie: „du ſchöner Stern," von L. Spohr, geſungen von J. Staudigl. Concert-Arie: „Tu m'abbandoni ingrato!" von Ebendemſelben, geſungen von Mad. van Haſſelt-Barth. Concert-Arie: „Non temer, amato bene" von Mozart, geſungen von Dlle. Lutzer, auf dem Claviere begleitet von Hrn. Bocklet, und ſchlüßlich die große Symphonie (C-moll) von L. v. Beethoven.

Subſkription.

Zum Beſten einer zu gründenden Klein-Kinder-Bewahranſtalt zu Stadt Steyr erſcheinen im Laufe kommenden Monats bei Joſ. Stöckholzer von Hirſchfeld in Wien, zwei Bände Novellen und Erzählungen von F. W. Arming (William Fitz-Berth). Jeder Band 15 bis 16 Bogen ſtark in Oktav, eng gedruckt, auf ſchönem Velinpapier. Subſkriptionspreis beider Bände nur 2 fl. C. M. Der ganze Reinertrag iſt zum obengenannten Zwecke beſtimmt.

Wiener Beluſtigungen.

Keine Ruh' bei Tag und Nacht! Beluſtigungen auf Beluſtigungen, und jede Beluſtigung wieder mit einem Gefolge von außerordentlichen Staffagen. Dieſes iſt der Charakter des dieswöchentlichen Sonntages. Als Belege mögen dienen die Nachmittagsconverſationen: Im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß); in Jögernitz's Caſino in Döbling (M. v. Deutſchmeiſter Bande); in Lindenbauer's Caſino in Simmering (M. v. Mang); in Wagner's Kaffeehauſe im Prater (M. v. Lanner); am Wien-Raaber Bahnhofe (M. v. L. Morelly); in Unger's Kaffeehauſe in Hernals (M. v. Drahanek); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega); — und die Soirées: zum blauen Strauß in der Kothgaſſe (Volksſänger Moſer); im Lichtenthaler Bierſalon (M. v. Wendl). — Daum's Elyſium iſt zur Converſation geöffnet. — Im Wintерſaale zum Sperl producirt ſich die Künſtlerfamilie Knie. — Das mechaniſche Muſeum und Wachsfiguren-Cabinet am Peter im Daum'ſchen Hauſe iſt täglich zur Beſichtigung geöffnet. — Montag, Mittwoch und Sonnabend Converſation bei Neuling.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artiſtiſchen und Muſikbeilagen, koſtet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'ſchen Verlagshandlung, Dorotheergaſſe Nr. 1108, woſelbſt die Blätter, jedoch nur gegen Vorweiſung der mit der Firma dieſer Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugeſtellt, wenn ſie den Pränumerationsbetrag unter der Adreſſe obiger Verlagshandlung frankirt einſenden, oder denſelben bei dem ihnen nächſtgelegenen Poſtamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oeſterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 143.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 28. November 1842.

Dichterglück.

Ein Ruf auf unbesuchter Fährte,
Verklung'ner Ton im wirren Braus,
Ein Sonnenleuchten ohne Erde,
So bluten Dichterherzen aus.

Er setzt sein Leben für die Segnung,
Die Traum ihr nennt, die er gewann,
Er sucht vergebens nach Begegnung,
Er darbt, weil er nicht geben kann.

Das ist des Dichters schwere Landung,
Kein Freund harrt sein, empfangbereit,
Und Flachheit droht als volle Brandung,
Und nutzlos ist seine Zeit.

Ihr Frohen, sterben macht euch bange,
Wohl ist vom Glücke scheiden Qual;
Die Thrän' ist heim auf Dichters Wange,
Ein Dichterherz stirbt tausendmal! —

Fr. v. Fialovics.

Der Phrenolog.

Novelle von Ludwig Foglár.

(Fortsetzung.)

Es ist so schön, wenn ein Mensch das ganz und durchaus ist, was er vorzustellen sich zum Ziel gesetzt hat. Nur solche Naturen können es in Kunst und Wissenschaft bis zum Unglaublichen bringen und in beiden Wirkungen realisiren, die außer dem Kreise des Gewöhnlichen liegen.

Es kann nicht leicht ein leidenschaftlicheres und doch edles Gemüth geben, als Leyden's. Immer durchdrungen von dem Gegenstande, den er besprach, ließ er seine Aufmerksamkeit durch keine Nebendinge zerstreuen, oder sie von dem einmal begonnenen ablenken.

Als Arzt war er ein treuer Anhänger des Gall- und Spurzheim'schen Symstems und wenn von seiner Lieblingswissenschaft, der Schädellehre, die Rede war, und es hierin nun gar auf Untersuchungen ankam, die er, obwohl ein Mann von 30 Jahren und lebhaft, nie zu ungeduldig oder unbesonnen war, zu vollführen, dann leuchtete sein Auge, seine Stimme wurde leidenschaftlich, seine Pulse schlugen sichtlich höher und jeder andere Gegenstand war in dem Momente für ihn todt. Seine Anschauungsweise hiebei war Seelenstudium!

Baron Hartmann, Clara's Vater, nannte ihn gerne den Phrenologen, und auch in der heutigen Societé fiel die Conversation auf diese interessante Wissenschaft. Es war ein heiterer Sommerabend, der seine wohlthätigen Einflüsse auch auf den behaglich versammelten Zirkel zu verbreiten schien. An einer reichbesetzten Tafel ließen die Freunde des Barons zu Preis und auf Kosten seines Kellers köstlichen Johannisberger und Lafitte ꝛc. kreisen, und auch der Phrenolog und sein Lieblingsthema wurden von den fröhlichen Zungen munter gehandhabt.

Leyden, hingerissen vom Enthusiasmus für seine Sache, fing an, ohne viel Complimente sein argumentum ad hominem an den Köpfen der anwesenden Gäste zu versuchen. Mit salbungsvoller Aufmerksamkeit befühlte er die Kopferhöhungen und Bäulen, indem er versicherte, dies seien untrügliche Anzeichen für den Charakter und die Gemüthsart eines Menschen.

Jeder ließ sich zum Scherze gerne beurtheilen, Manchen ärgerte insgeheim die Wahrheit, die zuweilen ausgesprochen, mit seinem Bewußtsein zusammentraf.

Als Leyden zu seinem Rivalen, Carl W..., des Barons Liebling, kam, der ihn kurz vorher durch seichte und zweideutige Äußerungen, worin sich eben keine empfehlenden Neigungen und Lebensansichten aussprachen, sichtlich aufgebracht hatte, da weigerte er sich, nachdem er seinen Kopf untersucht hatte, über ihn zu urtheilen, indem er sich entschuldigte, er könne bei ihrem bekannten Verhältnisse parteiisch scheinen, etwa Unrecht haben und so Anlaß zu Beleidigung geben, kurz, nach mehren solchen Ausflüchten setzte sich der Doctor im nachdenklichen Schweigen an seinen Platz und wurde nur dann beredter, wenn das Gespräch auf sein beliebtes Thema zurückfiel und dann unterließ er nicht, dem Lobe der Verdienste seiner wichtigen Lehre mit Wohlgefallen beizustimmen und sich mit ernster Überzeugung auf die Zuverlässigkeit ihrer Resultate einzulassen.

Je eifriger er dann wurde, desto mehr war die Gesellschaft geneigt, auf Kosten der Phrenologie zu lachen und ihre Unfehlbarkeit ins Komische zu wenden. Dies verdroß den Doctor und er ward nicht müde, seine Theorie mit Beispielen und Thatsachen zu bekräftigen. Nach und nach, als Alles umsonst, wandte sich das Gespräch.

Es war vor Kurzem in der Nähe des Schwarzwaldes ein schrecklicher Mord vorgefallen. Wenige Wochen früher war ein junges Bauernmädchen aus dem älterlichen Hause verschwunden. Man vermuthete, der Begleiter ihrer Flucht sei ein junger Mann gewesen, der unweit der Gegend sich aufhielt und zur selben Zeit vermißt wurde. Man hatte eben ihren grausam verstümmelten Leichnam aufgefunden, als auch der vermuthete Theilnehmer ihrer Flucht wieder zum Vorschein kam und aussagte, er wäre mit äußerster

Gefahr den Händen einer Räuberhorde entkommen, die sich seiner bemächtigt und ihn gefangen gehalten habe. Zum Beweise zeigte er einige schwere Wunden, die er im verzweifelten Kampfe mit Zweien von der Bande davongetragen, als er zu entkommen versucht hatte. Diese Erzählung aber war so voller Unwahrscheinlichkeiten, daß Niemand ihr Glauben beimaß und der junge Mann dem Gefängniß übergeben wurde, um da indessen seine Untersuchung abzuwarten.

Carl W..., der unlängst von P... angekommen war, erzählte den ganzen Vorgang dieser Geschichte mit ängstlicher Genauigkeit und in allen Details mit scheinbarer Unbefangenheit, ohne jedoch des Doctors forschende Blicke außer Acht zu lassen. War Carl schon durch seine einnehmenden Manieren, durch eine gewisse superficielle Politur in allen Kenntnissen und eine nonchalante Vertrautheit im Umgange, Allen angenehm und Manchem erträglich geworden, und hatte er dadurch den Baron bis zur Verblendung bestochen, so war er als Erzähler wirklich eminent. Die lebhaftesten Farben, womit er seine Beschreibungen ausschmückte, liehen einer noch so einfachen Erzählung Reiz und Interesse, und wenn er wollte, wie dies gegenwärtig der Fall war, so konnte er den gleichgiltigsten und abgespanntesten Zuhörer durch das Feuer seiner Sprache und die Wahrheit seiner Darstellung in Aufregung bringen.

Ein Ausruf des Abscheues und der Entrüstung entfuhr zugleich jedem der Zuhörer, als er die vorerwähnte Begebenheit zu Ende erzählt hatte. Tausend Verwünschungen wurden auf das Haupt des unglücklichen Jünglings gehäuft, der, nach den von Carl angeführten Umständen, klar und unwidersprechlich als Vollführer des gräßlichen Mordes einstimmig erklärt wurde. Des Doctors Theilnahme war zwischen dem Erzähler und seiner Mittheilung schwankend, doch er vermied jede Äußerung.

»Dieser Execution möchte ich selbst beiwohnen; die Todesqualen eines solchen Unmenschen könnten mich zu keinem Mitleid bewegen,« sprach der Fürst von Olfebach, ein junger russischer Edelmann, nahm eine Prise Tabak und überreichte artig dem Nachbar seine kostbare Dose, ein Juwel, das durch die Pracht seiner Steinfassung die Augen blendete. »Hätte ich den Unglücklichen auf meinen Besitzungen, ich würde ihn rädern lassen.«

»Das verdiente er auch, der herzlose Kannibale,« beistimmte ein Anderer der Gäste.

„Möge ihm sein Lohn im andern Leben werden!« rief Carl heftig aus.

»Nicht doch,« entgegnete der alte Baron darauf gelassen, „das wäre zu weit gegangen; aber gestehen Sie nur, mein Lieber! Ihr Eifer für das Gute erhitzt Sie,« und hiebei klopfte er Carl gutmüthig auf die Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Fittiche.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

(Fortsetzung.)

(Eine Flug-Luftreise von Warschau nach Constantinopel.) Becher, der heftigste Gegner der Fliegekunst (1680), erzählt von einem gewissen Baratini, der ein sinnreiches Kunstwerk von Stroh und Bast zusammengesetzt haben soll, mittelst welchem er sich nebst zwei Personen in die Luft erhob. Dieser Luftkünstler versprach auch, daß er binnen 12 Stunden von Warschau nach Constantinopel fliegen wolle, er kam damit nicht zu Stande, weil die Maschine jene hohe Vollkommenheit noch nicht erreicht hatte, um eine ganze Gesellschaft zu tragen! Ist nachahmungswürdig.

(Der Menschenvogel.) Grosley in der Histoire de Troyes erzählt, daß Balony ein gewandter Mechaniker, nach mehrjährigen Studien der Struktur der Vögel und ihrer Flugorgane, sich Flügel aus Stahlfedern gemacht habe. Er stürzte von einem gothischen Thurme herab, und flog dreimal über die verschiedenen Arme der Seine. Er benützte längere Zeit seine bereits abgenützte Maschine und büßte seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben.

(Künstlicher Adler als Flugmaschine.) Einen solchen verfertigte im Jahre 1733 Fr. Guzmann in Lissabon. Er schwebte über den großen freien Plätzen hin und her, er ruhte auf einem künstlichen Adler, dessen Flügel er in Bewegung setzte.

(Jac. Degens Flugmaschine.) Die Länge eines Flügels betrugt 10 Fuß, die größte Breite 8 Fuß. Jeder Flügel enthielt 3500 Klappen, die beim Niederschlage eine beträchtliche Widerstandsfläche, beim Aufschlage aber sich öffneten und den Widerstand bedeutend verringerte. Um bei den öffentlichen Versuchen mit vervollkommener Sicherheit zu Werke zu gehen, fanden die Produktionen mittelst eines Luftballes statt, der einen geringen Auftrieb hatte. Nicht alle Versuche fielen glücklich aus, es hieß im Jahre 1810: „Es scheint das Glück dem Dädalus Degen, den der Himmel vor demselben Schicksale bewahren möchte, nicht immer günstig zuzulächeln. Er brach den 23. August die Beine seiner Flügel, der Ballon flog allein in den Lüften.“

(Der leichte Schneiderflug.) Auch Andere, die sich das Erfindungstalent zutrauten, wollten, wahrscheinlich durch Degens Beispiel ermuntert, den Ruhm der Meisterschaft im Fluge erringen. Ein Ulmer Schneider nähte sich sogar ein Paar enorme Flügel zusammen, kündigte mit Pomp den öffentlichen Flug an, den er am Ufer der Donau unternehmen wollte, bestieg wirklich ein hohes Gerüste, und flog von demselben in die Donau hinab, aus welcher er bald von seiner Flugeslust abgekühlt herausgefischt ward.

(Künstliche Raubvögel.) Ein französischer Gelehrter im Departement Marenet, welcher sich Flügel nach Art der Geier und Falken konstruirt hatte, machte im Jahre 1830 verschiedene Versuche über die Seudre zu fliegen, er konnte sich eine halbe Stunde lang in den Lüften schwebend erhalten.

(Große und gut abgerichtete Raubvögel als Zugthiere in dem Luftmeer.) »Es ist unmöglich,« sagen die Gegner der Fluglustigen, »sich alle jene innern und äußern Bedingnisse des Fluges zu verschaffen, die wir an den Vögeln und geflügelten Insekten wahrnehmen. Man muß also daran denken, unsern Körper auf einem leichten Kahne sitzend, gut abgerichteten Raubvögeln, z. B. den Condors, Adlern, Geiern u. s. w., anzuvertrauen. Und wirklich hat Kaiserer in Wien, von dieser Idee ganz überwältigt, eine unfehlbare Methode (J. 1792) vorgeschlagen, diese starken Flieger zu zähmen, abzurichten, und als Flugzugthiere oder zur Lenkung der Luftballons zu gebrauchen. In Neapel soll auch wirklich ein Aëronaut mittelst eines Adlers, der den Luftballon zog, bei ruhigem Wetter über den Golf geschwommen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Samstag den 26. d. M., neu in die Scene gesetzt: Belisar, romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Schenk.

Alles in dieser Welt ist dem Wechsel unterworfen. Die Schönheit ist für die Menge nur in Relationen vorhanden, und wenn einst der französische Haarzopf eine Zierde war, so kann wieder ein Tag kommen, wo der Tituskopf zur Lächerlichkeit wird. Die Kunst hat zwar einen immergleichen unsterblichen Geist, das Schöne; da sie aber zu ihrer Versinnlichung einer Hülle bedarf, sei sie Wort oder Farbe, so sind ihre Erscheinungsformen verschieden und diese Verschiedenheit, die Wahl der Mittel zum Zwecke, ist der Thermometerstand des Künstlerthums und seiner Beziehung zur Zeit.

Dieser „Belisar" ist aus den Tagen der vierfüßigen Trochäen, die wir für unsere Tragödie aus Spanien geholt, und geht in schwerfälliger Grandezza einher. Dieses steife Metrum fügt sich unwillig den Schlangenwindungen des Dialogs und mag wohl eine Ursache sein, daß diese Stücke so gern in schwülstige Declamationen sich verirren. Und das sollte nie sein. Es geschieht nur zur Verkürzung der Wahrheit. Ein Pinselstrich kann einen Mörder zeichnen, der große Gedanke braucht nur das rechte Wort. In der Einfachheit zeigt sich der Genius. Der Königsmörder Macbeth sagt bei Shakespeare: „Ich konnte nicht Amen sprechen, als sie sagten: Gott beschütz uns! Warum konnt' ich denn nicht Amen sagen? Ich brauchte doch den Segen sehr, und Amen wollte nicht aus meiner Kehle." Hätte vielleicht eine prunkende Rede mit Reimgeklingel den inneren Zustand Macbeth's besser geschildert?

Wenn es uns erlaubt ist, diesen „Belisar" als Repräsentanten des dramatischen Lebens seiner Zeit zu betrachten, so dürfen wir den Schluß machen, daß wir seither in diesem Kunstzweig keinen Rückschritt gethan, vielmehr sind wir, wenn auch nicht dem Bühnenerfolg, doch der Natur um einen großen Schritt näher gekommen. Wenn nun unser Schauspiel an einer Krisis laborirt, wie doch alle Welt nicht anders weis, was hindert uns denn, die frohesten Hoffnungen an eine nahe Zukunft zu knüpfen und die kräftige Regeneration desselben für mehr als einen schönen Traum zu halten? Wenn die Dichter nicht mehr darnach streben, Alle zu unterhalten, sondern Wenigen zu gefallen, so wird das prophetische Wort der jetzigen dramaturgischen Stimmführer bald in Erfüllung gehen.

Wie diese Tragödie überhaupt, so wird auch die großartige Darstellung des Belisar durch Hrn. Anschütz als bekannt vorausgesetzt. Belisars Gattin ward durch Mad. Rettich vorgestellt. Wozu hier einen Vergleich mit der gepriesenen Schröder? Die Kunst der Mad. Rettich ist selbstständig und hat uns hier ein Bild mit ergreifender Wahrheit vorgeführt. Auch die Irene der Dlle. Anschütz muß eine ehrende Würdigung finden.

Mllgr.

K. K. priv. Theater an der Wien.

I.

Mad. Brünning-Wohlbrück vom königl. Hoftheater zu Hannover.

Freitag, am 25. November zum ersten Male: Chonchon, die Savoyardin, oder: die neue Fanchon. Vaudeville in 3 Abtheilungen nebst Vorspiel nach dem Französischen: „La grace de dieu" von Dr. Linchner. Musik vom Kapellmeister Hrn. Adolph Müller.

Dies Vaudeville ist dem Publikum schon von einer andern Bühne bekannt, und ist demnach nichts als eine kritische Nachlese zu halten, die immer noch reichlich genug ausfällt, da die Darstellerin der Chonchon, Mad. Brünning-Wohlbrück, mit jedem neuen Auftreten auch neue Reize entwickelt. Ihr Spiel ist bis in die feinsten Nuancen durch und durch meisterhaft, — sie gibt diese leichtsinnige, aber herzlich gute Savoyardin ganz natürlich, eine jede Bewegung ist gelungen, kurz sie scheint für diese Rolle wie geschaffen.

Mein Tadel, der sich kurz vorher in einem Artikel: Moral der Bühne, satt gelesen, hinkt hinten her, und findet mein Lob zu enthusiastisch; er hat vielleicht auch Recht, sich etwas zu ereifern, aber mit einem Male hat die Erinnerung dem finstern Griesgram die Falte aus der Stirn gelüßt, und er stürzt nun dem Enthusiasmus ausgesöhnt in die Arme.

Das Spiel Aller sollte in diesem Stücke dem des Einzelnen die Wage halten, und das ist nicht der Fall, das Vaudeville kommt sich auf der deutschen Bühne noch zu fremd vor, es stolpert noch auf den ungewohnten Bretern.

Dem Spiele der Dlle. Lechner und des Hrn. Fröhlich und Carl muß der verdienteste Beifall gezollt werden, besonders der Ersteren, die eine schöne Zukunft verspricht, wenn sie über den Beifall den leisen wohlgemeinten Rath, etwas weniger gekünstelt zu sein, nicht überhört. Letztere beeinträchtigten oft ihr Spiel durch zu starkes Outriren. Der Besuch war zahlreich.

Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Zum Vortheile der Balletmeisterin Josephine Weiß wurde am 26. d. M. Bäuerle's: Aline, mit Tänzen und Gruppirungen von der Benefiziantin, gegeben. — Nestroy's eminentes Talent machte den witzigen Dialog zu einer Hauptbedingung der guten Posse, und wir sind, da es eben diesem Bühnendichter gelingt, mit der Einen Bedingung noch manche, fast jede andere gründlich zu erfüllen, dadurch für kleine Inconsequenzen gegen Charaktere und Wahrheit überhaupt gerne entschädiget. — Aber Charaktere in der Posse, im Zauberspiele, in der Heimat der Karrikatur, klingt es nicht lächerlich, wenn gleich selbst die Karrikatur immer nur die Transparente einer Wahrheit ist? Und doch haben wir eine Theorie des Komischen, welche der Unwahrscheinlichkeit ihre Grenzen setzt, und deren wuchernden Boden nicht mit den Waisenkindern oft nur einzelner Einfälle oder erzwungener, spassiger Situationen bevölkern lassen will. Allein die Theorie aller jetzigen Theoretiker ist das Verstehen des geltenden Geschmacks; wie sehr Bäuerle seine Zeit verstand und wie wenig er von der großen Licenz mancher heutiger Possenschreiber Gebrauch machte, zeigten eines Theils die glänzenden Erfolge seiner Stücke, andern Theils die Vergleiche mit den Anforderungen unserer Zeit. Mehre wirklich komische Situationen, Witze und glückliche Berechnungen für die damaligen Darsteller waren es, welche uns einst an dieser „Aline" erfreuten und ein natürliches rasches Fortschreiten der Handlung und besonders Sittlichkeit zeichnet selbst jetzt noch dieses Stück vor manchen neueren aus. — Einige Gesangspiecen sind, eben ihrer früheren Beliebtheit wegen, zu allgemein geworden, um jetzt noch sonderlich anzusprechen; eine Änderung oder wenigstens Kürzung derselben schiene uns zweckmäßig. Übrigens wählte die Balletmeisterin Mad. Weiß schon in dieser Beziehung glücklich, als ihr in der „Aline" Gelegenheit für das passende Anbringen ihrer Erfindungen ward, von welchen alle mit Recht sehr gefielen; wir nennen hier besonders den Ensembletanz im ersten Acte und von dem überhaupt sehr beifällig aufgenommenen Tanzpotpourri den Tanz der Böhmen, der Tyroler, und hauptsächlich das spanische Pas de deux, getanzt von Louise Campi und Franz Weiß. Die Benefiziantin wurde öfter und mit großem Applause gerufen. Auch die schönen neuen Costüms für das Corps de Ballet gefielen sehr.

Unter den Darstellern ist besonders Hr. Weiß (Bims) mit gerechtem Lobe zu nennen; — er ist überhaupt ein gewandter, mehrfach verwendbarer Schauspieler und, wenn er es sein will, ein sehr guter Komiker; Hr. Weiß erfreut sich mit Grund der Liebe des Publikums, möge er immer auch gleichen Eifer für diesen Lohn bethätigen.

Dlle. Löffler ist stets eine angenehme und gerne gesehene Erscheinung; die Decenz ihres Spieles ist sehr erfreulich und versöhnend für einige kleine, heute merkbare Mängel der Stimme.

Mad. Waas gab die Aline vollkommen befriedigend, sowohl in den Scenen als Königin, wie in jener als Landmädchen, und wurde am Schlusse des Stückes mit Hrn. und Mad. Weiß gerufen.

Von den übrigen Beschäftigten verdienen noch genannt zu werden, Mad. Glosseg, und die HH. Hölzel, Arbesser, Buel und Wimmer.

Das Haus war sehr besucht.

Künstlerischer Wegweiser.

(Wieder ein neues Monument.) Die Stadt Bastide, Murat's Geburtsort, läßt eine colossale Bildsäule zum Gedächtnisse dieses unglücklichen Helden aus weißem Marmor verfertigen.

(Ludwig Schnorr von Karlsfeld) vollendete so eben ein großes Ölgemälde für das Stift Klosterneuburg, welches die Gründung desselben zum Vorwurfe hat, und dessen großartige Dimensionen dem Meister Gelegenheit gaben, seine Kunst in voller Kraft und Schönheit zu entwickeln. Ein nicht unbedeutendes Verdienst an diesem Gemälde ist die archäologische Richtigkeit des Costümes.

(Auszeichnung.) Se. Majestät der Kaiser von Österreich hat dem Maler Jakob Lippmann in Berlin, für Übersendung seiner Schrift: Über den Ölbilderdruck, die große goldene Verdienstmedaille verliehen.

(Eine Statue des Marschalls Fabert) wurde am 28. October zu Metz auf dem Napoleonsplatze aufgestellt. Sie ging aus dem Meißel des Bildhauers Cter hervor, ist geschmackvoll aus Bronze gearbeitet und stellt Fabert in der Rüstung eines Gouverneurs von Sedan dar.

(Eine ungarische Malerin), Namens Henriette Kärgling, macht sich durch ihre Gemälde und Copien in neuester Zeit in ihrer Vaterstadt Pesth bemerkbar.

(Neue Lithographie.) Das in dem lithographischen Institute des M. R. Toma unlängst erschienene Kunstblatt, unter dem Titel: Die Philosopheme des Lebens, erfunden und ausgeführt von Hrn. Siegländer, zeichnet sich sowohl durch geistvolle Conception als correcte und richtige Darstellung, so wie durch Schärfe und Kraft des Druckes vortheilhaft aus, und darf mit vollem Rechte der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen werden.

Naturhistorisches Kabinet.

(Das Kamehl als Reitpferd.) Die eigentlichen zweihöckerigen Dromedare finden sich nicht in Egypten, sie verlassen selten ihr Vaterland Persien und ich, so meldet der Schreiber dieser Zeilen, habe deren nur in Kleinasien bei den Karawanenzügen getroffen.

Um das Kamehl zu beladen oder zu besteigen, muß es sich niederlegen, welches ihm stets schwer fällt, und wozu manche nur mit Schlägen gebracht werden können. Ihr Geschrei beim Auf- und Abladen, beim Niederknieen und Aufstehen, oder wenn sie nach Gesellschaft verlangen, ist ein durchdringend brüllendes Grunzen, das höchst unangenehm klingt. Der Reiter muß bei beiden Operationen behend sein, beim Aufsitzen rasch in den Sattel voltigiren, weil die Thiere aufspringen, sobald sie den Reiter spüren, und beim Niederknien seinen Bewegungen folgen, besonders beim ersten Tempo, wo der Stoß, wann sie auf die vordern Knie fallen, ihn leicht über den Kopf hinauswirft. An Beides gewöhnt man sich bald, wie überhaupt an das ganze Leben und Reisen auf Kamehlen, das anfangs befremdet, einschläfert und sehr müde macht. Der Schritt des Kamehls besteht aus einer schiebenden Bewegung, da die Beine einer Seite sich stets zugleich heben. Die großen langen Beine schreiten langsam fort, und das Pathetische dieses Ganges macht anfangs ungeduldig, bis man gewahrt, daß ungeachtet der scheinbaren Langsamkeit viel Raum gewonnen wird.

Der Trab ist die angenehmste Bewegung und mein guter flüchtiger Nachwan konnte ohne Anstrengung zwölf Stunden in dreien zurücklegen. Der Galopp ist aber stoßend, erschütternd und dem Bau des Thieres zuwider. Der Zaum des Kamehls besteht aus einem Stricke, der als Halfter um den Kopf geschlungen ist, und den der Reiter führt. Die Hippopotamuspeitsche, ein Stock, die Absätze in die Schulterblätter gestoßen, dies sind die Antreib- und Strafmittel des Reiters. Die Thiere sind oft sehr halsstarrig und böse, besonders wenn man sie abhält, nach ihrer Gewohnheit unterwegs von den Sträuchern der Wüste zu fressen.

Straft man sie, so wenden sie den langen Hals wie eine Schlange herauf, und kommen mit dem Kopf bis zur Brust des Reiters oder zu seinen Beinen. Verständen sie ihren Vortheil, so würden sie beißen, und ein Kamehlbiß ist keine Kleinigkeit. Dies kommt, so lange man auf ihnen sitzt, selten vor, öfter aber beißen sie ihren Führern die Handwurzel ab; Fälle, die man mir im Spital zu Cairo gezeigt. Vertraulich kann man sie durch Liebkosungen nicht machen, sie bleiben stets störrige brummige Thiere, die man geh'n lassen und zur Zeit mit Schlägen traktiren muß.

Die Kamehle leben im Winter zwei, auch drei Monate ohne zu trinken, und können selbst in der wärmeren Jahreszeit einige Tage ohne Wasser aushalten, da die Blätter der Gesträuche, mit denen die Wüste bedeckt ist, starke salzige Feuchtigkeit enthalten.

Sie werden oft über zwanzig Jahre alt und ihr Alter ist an den Zähnen kenntlich, wie bei den Pferden. Doch sind sie weich für Strapazen, und in der Wüste darf man ihnen kaum über zwei Zentner auflegen, wenn sie nicht bald zu Grunde gehen sollen. Ihre Vermehrung ist außerordentlich, allein im Zeugungsakte beobachten sie die strengste Schüchternheit und suchen sich immer entlegene und unbeachtete Orte dazu aus.

Die Sättel sind aus starken Latten gefügt und über den Höcker gelegt, der aus ihnen heraussieht und Halt gibt. Wie das Kamehl sich nie auf die Seite legt, um zu ruhen, so kann der Sattel auch nie auf die Seite fallen; sondern höchstens vor- oder zurückrutschen, wie es uns denn manchmal geschah, daß einer auf den Hals vor-, oder auf den Schweif zurückgekommen war.

Diese sonderbaren Thiere schlafen auf den Knieen, während sie Hals und Kopf gerade vor sich auf den Boden legen; die Beduinen lieben ihre Kamehle über Alles, und ein alter Kadi versicherte mir oft, sie seien ihm lieber als Frau und Kind.

(Schnupftabak aus Erdäpfeln.) In London ist durch einen H. S. Jon der Versuch gemacht worden, aus Erdäpfeln Schnupftabak zu bereiten. Die Haut der Erdäpfel wird gedörrt und zu feinem Staub gerieben, welcher eine so bedeutende Ähnlichkeit mit dem Schnupftabak haben soll, daß sich die erfahrensten Schnupfer hierin täuschen lassen.

(Der Mondstich) ist eine Krankheit, welche gleich unserm Sonnenstiche in tropischen Klimaten sehr gefürchtet ist, und sorgfältig vermieden wird. Im persischen Meerbusen fällt in wolkenlosen Nächten das Licht des Mondes so schmerzlich, ja man könnte fast sagen, brennend nieder, daß man sich vor demselben sorgfältig verbirgt. Die Thatsache, daß in beiden Indien animalische Stoffe, welche dem Einwirken der Mondstrahlen preisgegeben sind, schnell in Fäulniß übergehen, ist bekannt, doch kann man keinen genügenden Erklärungsgrund auffinden.

Omnibus.

(Luftschiffahrt.) Es ist jetzt sehr viel von der Leinberger'schen Verbesserung der Luftschiffahrt die Rede! die Gutachten der jüngst in Mainz versammelt gewesenen Naturforscher soll indeß die Unzulänglichkeit der für die Ballons konstruirten neuen Vorrichtungen ausgesprochen haben (was vor ihnen bereits Dr. Mekarski im österr. Morgenblatt gethan) und es scheint demnach mit den Luftschiffen nicht besser zu ergehen, als mit jedem andern Luftgebäude.

(Moderne Parzen.) In mehren Dörfern Belgiens herrscht die sonderbare Sitte, daß die jungen Mädchen einem Burschen, der sich seine Geliebte von einem Andern abtrünnig machen läßt, die Haare glatt vom Haupte wegscheeren. Keiner der Bursche darf sich diesem Gebrauche widersetzen und die Parzen sind unerbittlich mit ihren Scheeren zur Hand, sobald der Fall sich bestätigt.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 28.: „Die Fürstenbraut." — Dinstag 29.: „Leichter Sinn." — Mittwoch 30.: „Das Liebesprotokoll." — „Sie schreibt an sich selbst. — Donnerstag 1. December: „Romeo und Julie." — Freitag 2.: „Der Ring." — Sonnabend 3.: „Der Doppelgänger." — Sonntag 4.: „Othello."

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1106, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von A. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 144.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 30. November 1842.

Der Phrenolog.

Novelle von Ludwig Foglár.

(Fortsetzung.)

So hatte man sich über manche Gegenstände friedsam und heiter verbreitet; nur Doctor Leyden verharrte in seinem nachdenklichen Schweigen. Die Trennungsstunde war endlich gekommen und dem Vorrange nach brach der Fürst zuerst auf. Ehe er wegging, erbat er sich seine Tabaksdose zurück. Der Nächstsitzende, dem er sie zuerst präsentirt hatte, erklärte, selbe seinem Nachbar übergeben zu haben und so nach der Reihe, aber Niemand aus der Gesellschaft konnte darüber Rede stehen; Jeder hatte die Dose gesehen, jeder in Händen gehabt, und doch konnte keiner sie vorweisen. Das Zimmer war geschlossen, von der Dienerschaft war Niemand hereingekommen, die Thüren waren nicht geöffnet worden, und Niemand war vom Tische aufgestanden; die Sache fing an ernsthaft und bedenklich zu werden, der alte Baron fühlte seine Ehre verletzt, hoffte jedoch im Stillen, es möchte nur ein übelangebrachter Scherz sein, und mit unterdrückter Aufwallung sagte er: „Meine Herren, jemand aus Ihnen hat ohne weiters die Dose versteckt, wahrscheinlich, um unserm erlauchten Freunde hier einen Schreck einzujagen, den er beinahe als Züchtigung verdient für die Sorglosigkeit, nicht genug ein Juwel zu beachten, das an seine 50,000 Gulden werth sein mag. Da aber Seine Herrlichkeit mit Recht darüber ungehalten scheint, so bitte ich dringend, wer immer die Dose haben mag, den Scherz einzugestehen und sie augenblicklich zu retourniren.“

Er zwang sich hierbei zu einem Lächeln, als aber Niemand antwortete, sah er mit wachsender Peinlichkeit ein, daß er entscheidender zu Werke gehen müsse und somit fuhr er fort: „Meine Freunde! Es kann Sie nicht beleidigen, wenn ich auf eine Probe antrage, der wir uns Alle unterziehen müssen. Meines Hauses Ehre; wie die eines jeden von Ihnen, steht auf dem Spiele, ich darf das verlangen: wir müssen uns untersuchen lassen! Niemand als der Schuldige kann sich dem Vorschlag widersetzen!“

Leyden sprang hastig auf. „Beim Himmel nein! Eher wollt' ich sterben!“

Ein Anderer war derselben Meinung und verwarf das Vorhaben, das wenigstens Zweifel und Mißtrauen folgern ließ.

Der Baron erbleichte vor Angst und Verlegenheit und warf einen vorwurfsvollen Blick auf Leyden, der zu sprechen begann: „Lassen Sie gefälligst die Thüren schließen,“ sagte er mit dumpfer Stimme, „und bewachen Sie selbe wohl.“ Man gehorchte. „Nun, meine Herren,“ fuhr er fort, „müssen Sie entweder die Unfehlbarkeit der von mir anzuwendenden Mittel als richtig bestätigen, oder ich muß mich zum Jünger einer trügerischen Wissenschaft bekennen. Hierauf sei's beschworen!“ — und somit zog er ein Taschenpistol hervor, „o erschrecken Sie nicht, meine Freunde! Diese Waffe will ich ganz allein nur gegen mich selbst gebrauchen, und zwar in dem Falle, daß ich der Person unrecht thun sollte, die ich jetzt als schuldig angeben werde. Es wird Ihnen allen erinnerlich sein, daß ich mir vor Tisch die Freiheit nahm, an Ihren Köpfen phrenologische Untersuchungen anzustellen. Ich hatte dabei im Allgemeinen wenig besonderes zu bemerken, und ich darf mit gutem Gewissen jedes meiner Urtheile unterschreiben. Und nur über Einen aus Ihnen schwieg ich, in ihm konnte ich mich nicht irren, ich wünschte ihn nie genannt zu haben, seine Gegenwart machte mich immer schaudern, so oft ich ihn ansah. Jener Herr, auf den ich anspiele, verräth sich auch schon durch sein plötzlich entfärbtes Angesicht. O versuchen Sie nicht zu lächeln. — Ich entweder bin ein Schurke, daß ich mich von einer falschen Theorie irreführen lasse, oder Sie, Carl W... — sind ein — Dieb und Mörder; ich wiederhole, ja — ein Dieb und Mörder!“

Wie von einem Donnerschlag gerührt fuhren alle bestürzt zusammen. Der Baron blieb von sprachloser Wuth gelähmt. Der Fürst starrte den Doctor wie einen plötzlich verrückt Gewordenen an; während die Andern bald Leyden bald Carl mit forschender Erwartung ansahen. Der letztere saß da, blaß und unbeweglich wie ein versteintes Skelett, der Erstere stand kalt und ruhig und ernst, ohne ihn einen Moment aus den Augen zu lassen.

Der alte Baron war eben im Begriffe, den Beleidiger seines Günstlings und Schwiegersohns in spe mit derben Reden abzufertigen, als der Doctor gelassen seine Hand erhob und mit entschiedenem Tone und Blicke sagte: „Untersuchen Sie ihn!“

Der Baron, welcher die moralische Überzeugung zu haben glaubte, die Probe könne für Carl nicht anders als günstig ausfallen und seinen Ankläger mit Einem Streiche vernichten, indem sie seinen Verdacht widerlegte, willigte ein.

Mit muthiger Entrüstung sprang er vom Stuhle auf, und wollte auf Carl zueilen, als dieser, bebend vor Angst und Bewußtlosigkeit, die Dose auf den Tisch hinschleuderte!

Der alte Baron sank erstarrt in den Stuhl zurück, und Carl blieb in zitternder Stellung wie festgebannt.

(Schluß folgt.)

Fittiche.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

(Fortsetzung.)

(Theorien des Fluges.) Um alle Weitläufigkeit zu meiden, glauben wir die Gelehrten, welche sich in der Erklärung des Fluges versuchten und eine Nachahmung desselben in Vorschlag brachten, nur namentlich und insofern sie von der Nachahmung des Vogelfluges abweichen, die besondere Tendenz nur anzudeuten: Roger Baco (im 13. Jahrh.); v. Hecmont (1577); F. H. Fleyder (1617); Reyher, Burghesius, J. Wilkins, J. B. Porta, Joh. Alph. Borelli (1608); J. E. Silberschlag (1784); Barthez (1785); — der Schweizer Falkner Huber (1790); Bourgois (1792); Blanchard (1781); C. F. Meerwein (Lehre nach Art der Fledermäuse zu fliegen); N. Fuß in Petersburg (1788); Jos. v. Prechtl (1807); Horner (1827); Aug. W. Zachariä (1807); G. Rebenstein (Nürnberg 1832); Matthies (nach Art der schief in den Lüften schwebenden Drachen.)

Von den vorzüglichsten Versuchen mittelst Aërostaten sich in die Lüfte zu erheben und ihre Lenkung der Willkür zu unterwerfen soll unser fliegendes Blatt zum Schlusse in dem nächsten Nr. Meldung machen. Für wen es ein näheres Interesse hat, könnte diese mitgetheilten Materialien benützen, besonders ein moderner Luftschifferfinder: — „experto credo Roberto!"

(Die Luftballons keine französische Erfindung.) Mehre Physiker des Mittelalters haben schon das in der Luft schwebende Orakel von Hieropolis, die fliegende Taube des Archytas, durch das Emporsteigen eingeschlossener, erhitzter, mithin spezifisch leichteren Luft erklärt. — Lana's (1670), Entwürfe stützen sich ursprünglich auf den Grundsatz, einen Hohlkörper mit einer spezifisch leichtern Luft, als die der äußern Atmosphäre ist, zu füllen, welche zusammt den leichten Hüllen eine negative Schwere, d. h. im Ganzen noch immer leichter sind, als ein gleiches Volumen der umgebenden Luftmassen. — Kratzenstein in Koppenhagen (1776) kannte nicht nur die spezifische Leichtigkeit des Wasserstoffgases, sondern machte auch mit kleineren aufsteigenden aërostatischen Kugeln vielfältige Versuche. — Pickel, Lichtenberg kannten schon die Versuche, Cavallo's Seifenblasen mit Hydrogengas zu füllen und in die Höhe steigen zu lassen. Thatsachen, welche die Priorität dieser Erfindung den Franzosen streitig machen dürften.

(In die Luft aufsteigende Seifenblasen.) Man füllt eine gereinigte Ochsenblase mit ein durch Kalkwasser durchgewaschenes reineres Hydrogengas und versieht die Blase mit einem passenden, nicht zu langen hinlänglich weiten Ausmündungsrohre. Um die Seifenmasse recht zähe zu machen, benützt man mit Vortheil eine starke Abkochung von Seifenwurzel, eine Auflösung von Gummi und mischt dazu noch die schmierige Debreczinerseife bei. Mit gehöriger Umsicht beim Einblasen können diese Seifenbälle auf einen Durchmesser von 3—9 Zoll gebracht werden. Sie halten sich sehr lange.

(Aërostat mit Rauch gefüllt.) Im November 1782 versuchten Jos. und Stephan Montgolfier Rauch von brennendem Papiere in eine undurchdringliche Hülle einzuschließen, und brachten wirklich zu Avignon einen hohlen Langwürfel von Taffet, 140 Kubikfuß haltend, auf diese Weise zum Aufsteigen an die Decke des Zimmers; schnell ergriffen und in den Garten getragen, stieg er 30—36 Fuß hoch. Später stieg die nämliche Maschine 70 Schuh hoch.

(Erste Ascension mit einer Montgolfière.) Diese fand von Rozier und d'Arlandes bei dem Schlosse la Muette in der Nähe von Paris vor einer unzähligen Volksmenge statt (1783).

(Die erste Charlière), ein mit Wasserstoff gefüllter Aërostat, stieg am 27. August 1783 gegen 5 Uhr Abends empor. Trotz des heftigen Regens war der Menschenzudrang außerordentlich. Den 1. Dezember 1783 stieg Charles selbst mit seinem Aërostaten auf.

(Die erste Luftfahrt über den Canal von Dover nach Calais) bewerkstelligte Blanchard mit dem Amerikaner Jefferies den 7. Jänner 1785. Als sie bereits das dritte Viertel ihrer Reise vollendet hatten, sanken sie in das Meer, und die Luftschiffer wußten gleich dem Tantalus nicht, ob sie das schöne Land, das sie sahen, erreichen würden. Allen Mundvorrath, die Flügel des Bootes und andere Sachen hatten sie bereits in das Meer geworfen um flott zu werden. Ja sie entkleideten sich, und banden sich selbst an die Stricke an, die von dem Reife, woran das Boot befestigt war, herabhingen. Sie stiegen aber wieder und wurden schnell an die französische Küste getrieben. Sie kennten 20 verschiedene Städte unterscheiden. Am Platze der Landung wurde den kühnen Aëronauten ein marmornes Denkmal errichtet.

(Titelsucht der Luftschiffer.) Blanchard war: Citoyen de Calais par adoption; Pensionaire de S. M. — P. C. membre et correspondant des plusieurs académics; Aëronaut der beiden Hemisphären, Mitglied fremder Akademien, Mitglied des Departements-Institutes zu Nantes, Mitglied des Athenäums zu Vaucluse und der Akademie von Montpellier, Pensionär des französischen Kaiserthums u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Philharmonisches Concert

gegeben von dem Orchester-Personale des k. k. Hof-Operntheaters im k. k. großen Redouten-Saale am 27. November.

Das Concert fand in Allerhöchster Gegenwart Sr. Majestät des Kaisers, Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Franz Carl, und bei Versammlung eines zahlreichen und sehr gewählten Publikums statt.

Schon bei der Ankündigung dieses Concertes hatte sich die freudige Theilnahme dafür allgemein und wahr ausgesprochen, da wir die dazu vereinigten Kräfte kennen und achten lernten und die gebotenen Symphonien aus dem Classischen das Geliebteste sind. Wie oft werden (ohne dem verdienstvollen Neuen nahe zu treten, welches wohl mit Recht seine Zeit begehren kann) Klagen der Freunde gediegener Musik gehört, daß sie zwei, drei zur langactigen Oper verdünnte Gedanken mit bonne mine au mauvais jeu verschlucken müssen, und in den Symphonien Mozart's, Beethoven's besitzen wir Schätze, die in ihrer ganzen Pracht, wie eben die heutige Aufführung bewies, noch nicht genug gekannt und gewiß nicht oft genug gehört sind. Wenn nicht Strauß sich einige Male erbarmte, uns die Pille der Classicität in der Oblate einer Volksgarten- oder Tanz-Soirée durch Aufführung Beethoven'scher Werke zu geben; wahrhaftig, unsere nie alternde Musikheroen müßten uns schon ih-

rer seltenen Begrüßung wegen neu vorkommen. — Und wir sind doch nicht Schuld daran; — das Publikum war nicht nur zahlreich, sondern auch enthusiastisch gestimmt, versammelt — auch „in unserer Seele blühte ein reicher Frühling“ — unsere Augen sahen fast in frohen Thränen, und gewiß, eine blühende Rezensentenseele und ein blos freudentrübes Referentenauge findet man auch nicht alle Tage; Freudenzähren bei einem Concertreferate sind ein schönes Mittel gegen die Trockenheit!

„Auch der Rezensent hat Stunden,
Wo sein Schicksal ganz empfunden“ ꝛc.

Über die Composition von Mozart's und Beethoven's Symphonien referiren — ja wer da, die Partitur vor sich, „mit weiblich-emsiger Geschäftigkeit“ referiren dürfte! — Aber es ist längst nicht mehr nöthig, und uns entschuldigt nicht nur der Raum, sondern auch die Zeit. — — Wie genial jeder Satz von Mozart's G-moll-Symphonie! der erste Satz, das prachtvolle Andante, die herrliche Menuette, das Trio, das Allegro, sie einen die edelste, einfachste Erhabenheit und die klarste Tiefe, und ein frommes Herz spricht in unschuldseliger Einfalt seinen Himmel aus! — Beethoven's Symphonie fragt wohl nicht viel nach der Erde, oder höchstens satyrisch scherzend; — im Adagio erschließt sich ein Eden mit neuen reineren Geschöpfen — heilige Scheu beugt unser Knie — — doch wir schwärmen, wir hatten früher feuchte Augen, es ist heraus, wir sind verliebt, das erste Mal vernünftig verliebt, und zwar in die große C-moll-Symphonie von Beethoven — ach, und wieder hoffnungslos: denn der Vater und ich werden leider nie verwandt werden!

Die Aufführung der gedachten Tonwerke war, wir vermögen des Publikums Anerkennung nicht treffender auszusprechen, der Composition vollkommen würdig, und Referent glaubt behaupten zu können, daß sie in dieser Vollendung nie gehört wurde. Hier war nicht nur die größte Präcision, die genaueste Beachtung aller Vortragsvorzeichnungen; die bewunderungswürdigste Gleichheit, mit welcher von so vielen Violinen, Violen, Bässen ꝛc., die in dieser Hinsicht schwierigsten Stellen gebracht wurden, als ob sie aus Einem Instrumente ertönten; nicht nur ein, genauer nicht denkbares Übernehmen der gleichen, nachahmenden Figuren von den einzelnen Instrumenten der Harmonie und vice versa der Streichinstrumente; hier war nicht nur das vollkommene Ausschließen des so verführerischen, dominirenden Hervortretens einzelner Rhythmen, wozu oft unwillkürlich eben der Eifer, das Gefühl der Producenten verleitet, — hier war ganz der Geist, die Eigenthümlichkeit, die ausgesprochene Idee des Meisters! — Es konnte wohl nicht anders kommen, wenn so tüchtige, virtuose Musiker sich zum Wiedergeben einer Composition vereinigen, von welcher alle mit Liebe und Begeisterung durchdrungen sind; wenn solche Künstler viele und aufmerksame Proben für eine in jeder Hinsicht eminente Gesammtwirkung halten! Wir können nicht Einzelnes als besonders gelungen anführen, wer aber die große Schwierigkeit bedenkt, welche für das Ensemble das Allegro in Mozart's, und noch mehr das mit dem Schluß-Allegro verbundene Scherzo in Beethoven's Symphonie in jeder Beziehung bietet, und dann diese Production hörte, der wird uns gewiß unser dithyrambisches, durch Aufführung und Composition angeregtes Lob vergeben. — er wird, er hat mit eingestimmt! Der allgemeine Beifall sprach sich so laut aus, daß wir mit Freude einem bald erfolgenden zweiten philharmonischen Concerte entgegensehen, und Hr. Kapellmeister Nicolai verdient nicht nur für die sachverständige, energische Leitung, sondern noch mehr für seine Idee dieser Unternehmung den wärmsten Dank!

Mad. van Hasselt-Barth sang statt der angekündigten früher Arie von Spohr, die große Arie aus Mozart's „Coal fan tutti.“ — Daß wir verlegen wären, einen gründlichen Wunsch aufzufinden, welchen der großen Sängerin Stimme und Gesang übrig ließe, ist gewiß; — den schönsten Lohn ihres großen Talents wird ihr das Selbstgefühl des Verdienstes ihrer Auszeichnung geben! —

Durch eine neuerdings eingetretene Unpäßlichkeit des Hrn. Standigl unterblieb, wir glauben indeß nur für dieses Mal, — die schöne Arie aus der Cantate Spohr's, deren Wahl uns so sehr erfreute. — Louis Spohr's Tondichtungen sollen kein Asyl in England zu suchen brauchen, wir verstehen und würdigen sie gewiß auch! —

Die „deutsche Nachtigall,“ Jenny Lutzer, sang Mozart's Concert-Arie: „Non temer amato bene“ mit richtiger Auffassung und Nuancirung dieser sehr schönen Composition. Die volle Zufriedenheit des Publikums sprach sich durch sehr lauten Beifall und Hervorruf, wie bei Mad. Hasselt, aus. Statt Hrn. Carl Maria von Bocklet spielte Hr. Kullak, über dessen Vorzüge wir im Referate des Violinvirtuosen Haumann über das dritte Concert uns aussprachen, die obligate Clavierstimme nach Maßgabe der, in dieselbe gelegte Bedeutung.

Wir wiederholen im Interesse des Publikums und der Unternehmung den Wunsch für die baldige Wiederaufführung eines philharmonischen Concertes. Thalhof.

Humoristisch-satyrischer Auslagekasten.

Aphoristisch-Epigrammatisches
Von Franz Fitzinger.

1.

Alte Gewohnheit.

O Wasser, der Stock will begossen sein,
Was fließest du in den gekelterten Wein? —

2.

Zu welcher Religion könnte man den Anbeter einer Häßlichen zählen?
Zu den Teetisch-Anbetern.

3.

Arenosa.

Kunstreiter gibt's, die, prahlend, wenig taugen,
Sie streuen meist nur Sand uns in die Augen;
Doch Die nicht nur auf solchem Pferdefuß,
Wohl auch die Reiter auf dem Pegasus!

4.

Was belächelt man diejenigen, welche sich am Tage des Herrn besser kleiden als in der Woche, während man es nicht für gemein hält, bei weltlichen Festen sich möglichst reich zu putzen?!

5.

Sänger und Tänzer, die sechs oder acht Partien lebenslang, d. h. so lange sie noch einen Faden Stimme und ein Atom Beweglichkeit besitzen, auf allen Bühnen vorreiten, erhalten meist das Sechs- oder Achtfache von Dem, was Componisteure, Schriftsteller, bildende Künstler bekommen, die doch immer Neues liefern müssen!

6.

Doctor und Dichter.

Er räth' euch an die Wasserkur?
Dann leset seine Verse nur!

7.

Welche Leute müssen oft wider Willen Krebse verspeisen?
Die Buchhändler.

8.

Als unlängst in der Schweiz ein Gridator zu einer Geldbuße verurtheilt wurde, machte Jemand die Bemerkung, wie ungereimt das sei, da Bankerottmacher bekanntlich kein Geld haben (?).

Mancher dieser Unglücklichen ist vielleicht so glücklich, vom Gegentheile überzeugt zu sein.

9.

Der Witzling und die Doctoren.

Er hat so lange Witz auf sie gemacht,
Bis Einer ihn um (allen Witz) gebracht.

10.

Wenig Worte werden so mißbraucht, als das Wort „Ewigkeit.“ „Endlich kommen Sie! ich warte schon eine Ewigkeit!“ klagt Jemand. — „Dein auf ewig!!“ heißt es bei Verliebten. — „Unsterblich geht er durch die Ewigkeiten!“ sagt ein Poet; der hat nicht einmal mit Einer genug. Und wir fragen billig: Wie viele Ewigkeiten gibt es denn? und wie lange dauert eine?!! — — —

11.

Zu welchen Werken gehört ein Journal, welches die Neuigkeiten immer post festum bringt?
Zu den Postbüchern.

12.

„Er hat Geld von Ihnen zu leihen genommen?“

„„Ja, doch wird er erst morgen darum kommen.““
„Sie auch.“

13.

Relative Größe.

Bald wird kein Berg mehr auf der Erde sein,
Den Menschenfüße nicht erstiegen;
Ist groß der Ruhm, dieß Große zu besiegen?
Die Berge sind nur groß, weil wir so klein!

Taschenbücherschau.

IV.

Aurora, Taschenbuch für das Jahr 1843. Herausgegeben von Joh. Gabr. Seidl. Wien, bei Franz Riedl's sel. Witwe und Sohn.

Aurora, die rosenwangige Göttin entsteigt dem Wellengrabe und sendet ihre Strahlen mit wonnigem Entzücken über Millionen beglückter Wesen! So sei uns denn auch du willkommen, du flatternder Schmetterling, der jährlich seine Flügel schüttelt und der holden Damenwelt gar manchen lieben Gruß aus dem duftigen Lande der Poesie, gar manche würzige Blume bringt aus dem Hesperidengarten der Grazien. Wenn es draußen stürmt und tobt, wenn die silbernen Flocken des Schnees an die beeisten Fenster schlagen, liest sich gar schön eine romantische Erzählung voll Liebe und Triumph der zärtlichen Gefühle, wie sie uns Ludovika Wallenheim in der Novelle: Auguste vorgelegt, und wenn die Gebirgsgipfel in den weißen Mantel des Nebels gehüllt uns entgegenstarren, und die Sehnsucht nach einer Wanderung in die rauschenden Wälder in unserm eingeengten Busen zu ersterben droht, da wird uns das schöne Bild aus der Alpenwelt: Alm-Nazel, von Dr. Adolph Bacherer, auf Geistesschwingen hinübertragen nach jenen weiten Fernen, und wird in unserer Brust die Liebe zur Natur vom Neuen beleben. Wenn aber die Lampe knisternd brennt und die düstere Mitternachtsstunde fröstelnd über unsere Häupter zieht, da dürfte uns bei Emanuel Straube's Volkssage: die Schlangenjungfrau, denn doch etwas unheimlich zu Muthe werden, und eben die Wahrheit der Schilderung, die Gediegenheit der Darstellung dürfte uns so gewaltig ergreifen, daß uns Gespensterfurcht erlassen könnte. Und wenn das Eis zu bersten beginnt, wenn die Decke schmilzt, die der Winter über Strom und Fluß geworfen, wenn die Sonne mit heißem Strahle an den gewaltigen Bändern nagt, welche Neptuns Gewalt in Fesseln schlagen, da bewahre uns der Himmel vor solchem Geschick, wie es uns Gustav Steinaler in seiner Novelle: Victor, mit großer Kunstfertigkeit geschildert hat, da soll uns lieber ein lachenderes Bild umschweben, wir lesen den Urlaub, von H. W. Adelin, und kehren aus der Welt der Ideale zur ewig wahren Wirklichkeit zurück.

Unter den poetischen Spenden dieses Taschenbuches finden wir gar viel Liebliches und Schönes, was nicht anders sein kann, wenn Dichter, wie Castelli, Zusner, Frankl, Hammer-Purgstall, Enk und Seidl die Ergebnisse ihrer Muse uns vorlegen, und sich um diese noch ein Kranz anderer, wenn auch minder bekannter, doch gleichfalls ehrenvoll nach dem Preise der Anerkennung ringender Geister schlingt. In artistischer Hinsicht sind die Stahlstiche nach den beiden Bildern von J. Ender: Mädchen aus Albano, und Mädchen von Sora, der eine durch Armann's, der andere durch Kreyp's Meisterhand verfertiget, so wie der ebenfalls gelungene Stahlstich: Die kleine Schläferin, nach Ranftl von Dworzak, als besonders gelungen hervorzuheben, obwohl auch das Mädchen von Sora, — die Odaliske und der Gemsenjäger, gut genannt werden müssen. Druck und Papier sind tadellos.

Omnibus.

(Verpestung des Hafens von Marseille.) Der Hafen von Marseille verbreitet solch' eine mephitische Ausdünstung, daß, nach einem Augenzeugen, die goldenen Epauletts der Officiere dadurch in wenigen Wochen schwarz werden.

(Ein Verein zur Aufhebung der Straßenbettelei) wurde vor Kurzem zu Szegedin in Ungarn gegründet. Möchte dieser Verein viele Nachahmer finden!

(Tabakproduction.) Ungarn erzeugt, nach den besten statistischen Quellen, jährlich im Durchschnitte 300,000 Centner Tabak, dessen bedeutendster Abnehmer die k. k. österreichische Tabak-Regie ist.

(Mensen Ernst), der bekannte Schnellläufer, wurde auf einer Fußwanderung nach Konstantinopel in der Gegend von Hermannstadt, während er von seinen Strapatzen ausruhte, von Zigeunern seiner ganzen Barschaft erbaubt.

(Vagabundenschule.) In London hat man eine Schule errichtet, in welchen Kinder herumziehender Vagabunden, Drehorgelmänner, Affenkomödianten und allerhand älternlose Kinder unentgeltlichen Unterricht erhalten.

(Amusantes.) Bei einem Restaurateur in Berlin verlangte ein Gast nach seinem Diner bei der Dame an der Kasse eine schöne, reife Birne. Er verweilte einige Augenblicke, aß die Frucht, und zahlte sie dann mit der Bemerkung:

„Madam, ich hatte wohl eene reife Birne gewünscht, aber nich eene faule.“

„Ja meen Herr, det is nich meene Schuld, ich stack nich drinnen.“

„Ha, verdammt! det wär' noch weit ärjer gewesen.“

(Ein berühmter Name), sagte Leisewitz, kommt mir vor wie ein Thierchen im Spiritus, eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung.

(Eine Anekdote aus Franz Clement's Leben.) Zur Zeit des Wiener Congresses in den Jahren 1814, 1815 ꝛc. war am Hofe zu Wien Alles vereinigt, was nur irgend Anspruch auf eine ausgezeichnete Stellung im Leben machen konnte, und der gütige Kaiser Franz ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, seinen erhabenen Gästen den Aufenthalt in seiner Haupt- und Residenzstadt so angenehm als möglich zu machen. Eines Tages kam auch die Rede auf den Violinspieler Clement und seine außerordentliche Bravour auf diesem seelenvollen Instrumente. Kaiser Alexander von Rußland, der hohe Mäcen aller Künste, äußerte den Wunsch, dieses Phänomen unter den Violinspielern zu hören, und Clement ward an einem der nächsten Tage in die Hofburg beschieden. Das Concert hatte längst begonnen, und ungeduldig fragte Kaiser Franz, wo denn Clement bleibe, da meldete ein dienstthuender Kammerherr, daß der berufene Violinspieler im Vorsaale stehe, aber nicht einzutreten wage, weil er keine Violine habe, um darauf zu spielen. (Seine eigenthümliche Violine, ein ganz gewöhnliches Marktprodukt, war eben ein paar Tage früher zum Trödler gewandelt, wie dies im Leben unsers Künstlers eben nicht selten vorkam.) Auf des Kaisers Befehl wurde dem Harrenden eine herrliche Geige voll Klang und Kraft, eine Amati gereicht, er trat in den Concertsaal und entzückte die erhabene Versammlung durch sein meisterhaftes Spiel derart, daß Kaiser Alexander, dem der Vorfall mit dem Geigenmangel des Künstlers mitgetheilt worden war, am Schlusse des Concertes unserm Clement die wunderbar schöne Violine, auf der er gespielt hatte, zum Geschenke gab.

Acht Tage drauf ward der Virtuose abermals nach Hof beschieden, er erschien und hatte zwar eine Geige bei sich, aber nimmer jene herrliche Amati, denn diese hatte sich längst wieder in ein gewöhnliches Marktinstrument verwandelt, allein er riß dennoch durch die Kraft und Fülle seines Tons, durch das Gemüth und die Seele, die aus seinem Spiele sprachen, durch die Sicherheit und Leichtigkeit in Überwindung der größten Schwierigkeiten eben so sehr zur Bewunderung hin, als das erste Mal; so zwar, daß fast niemand die treffliche Amati vermißte, als eben Kaiser Alexander, welcher nach Beendigung des Concertes zu Clement trat und ihm leise ins Ohr sagte: „Lieber Clement, heute werde ich Ihnen ein Präsent in Geld reichen lassen, denn wollte ich Ihnen nach jedem Concerte eine Amati zum Geschenk geben, so würde bald keine mehr aufzutreiben sein!“

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend, mit vielen artistischen und Musikbeilagen, kostet für Wien auf Pelin 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung, Dorotheergasse Nr. 1108, woselbst die Blätter, jedoch nur gegen Vorweisung der mit der Firma dieser Verlagshandlung gezeichneten Scheine und nach erfolgtem Einlangen der Pränumerationsbeträge verabfolgt werden. Auch den P. T. Herren Pränumeranten in den Provinzen wird das Blatt nur dann zugestellt, wenn sie den Pränumerationsbetrag unter der Adresse obiger Verlagshandlung frankirt einsenden, oder denselben bei dem ihnen nächstgelegenen Postamte erlegen.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 145.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 3. December 1842.

Pränumerations-Fanfare!

Wir haben nun wieder ein Zeitsegment erreicht, wo die Redakteure zahm und lammfrom werden, wo sie so servil und ausgesöhnt sich dem Publikum nähern, als wie nie, — jene Zeit ist da, und das österreichische Morgenblatt hätte als Journal dieselben Ansprüche als jedes andere, worunter man kein spezielles verstehen möge. Es hat sich nun ihm auch die Gelegenheit ergeben, eine Pränumerations-Fanfare in die liebe weite Gottes- und Abonnirwelt hineinzuschmettern, auf daß sie aufwachen mögen die 500,000 Abonnenten zum Segen und Heile des Morgenblattes. Ohne überdies ins Detail eingehen zu wollen, warum es durchaus nothwendig sei auf unser Journal zu pränumeriren, — so versichern wir demungeachtet, — daß es objective und subjective Gründe genug gibt, welche zu einer so schönen Pränumerationsthat bestimmen können.

Wir wollen uns in kein weites Präambulum einlassen, wir wollen nicht darauf lostrompeten und unter Wortarabesken und chinesischen Laubgittern erzählen, daß das neue Jahr vor der Thüre stehe und daß das neue Jahr die Epoche sei, wo sich die Völker der Welt vereinen und nach den Gesetzen des Naturrechtes pränumeriren; wir wollen keine Tiraden über unsere Verdienste laut werden lassen, obwohl wir so manches von der Wahrheit Bestätigtes anführen könnten, wenn es gleich in dem besteht, den Weg der Rücksichten und der Parteilichkeit nicht betreten zu haben. — Diese schöne Negative könnte uns an und für sich schon erheben, trösten und beruhigen, wir könnten uns freuen über die liebe journalistische Unschuld des Morgenblattes, wir könnten laut aufjubeln über die Unverdorbenheit unserer Kritik, und über die Kräfte, welche uns in dem Kampfe für alles Gute und Schöne beigestanden, wir könnten eine Transparentillumination anstellen zur Ehre aller Jener aus dem Publikum, welche die Redlichkeit unserer Gesinnung erkannten und auf eine so nachdrückliche, aufmunternde und ersprießliche Weise unterstützt hatten, wir könnten einen Toast ausbringen auf das Wohl des Morgenblattes, welches sich nun eine so herrliche und magnifike Pränumerationserrungenschaft, sammt einer brillanten Perspective in die Zukunft bereitet hat. Daß es die volle Überzeugung hegt, die Grundbasis seiner Tendenz und die nach Kräften möglich gewordene Erfüllung seiner bescheidenen Versprechungen wären die Motive gewesen, welche ihm den dornigen Pfad des materiellen Journalinteresses zu einem weichen und sammten wohligen Blumenpfade verwandelt hätte. Wir wollen aber für das nächste Jahr keine Versprechungen geben, welche ihren Grund in dem Umstande haben, daß das Neujahr mit Riesenschritten herannaht, — sondern erneuern für das nächste Jahr unseren Mäcenen blos die redliche Tendenz, die wir gleich im Anfange unserer Entreprise ausgesprochen haben, und diese ist: Das Gute und Schöne der Kunst und des Wissens in dem Lichte der Wahrheit und Unparteilichkeit unseren Pränumeranten vorzuführen, das Gute und Schöne zu befördern, dem Talente eine ehrbare Gladiatorenarena zu eröffnen, dem Niedrigen, Gemeinen und Feilen in der Kunst aber ein strenges Urtheil zu fällen.

Unsere Referenten werden im nächsten Jahrgange für das k. k. Hofburgtheater G. Millinger, für das k. k. Hofoperntheater Siamo chi Siamo, und für die Musikerscheinungen überhaupt Thalhof, für das Theater an der Wien Nordmann, für das in der Leopoldstadt F. V. Schindler und für jenes in der Josephstadt J. N. Waldschütz verbleiben, und mit eben dem Eifer ihre Bestrebungen zur Ehre unserer Tendenz fortsetzen, wie es in diesem Jahre der Fall war.

Inwieferne das Fach der Novelle, des Wissenschaftlichen und des Gedichtes bestellt sein wird, möge dem Leser nachstehendes Verzeichniß von ehrenwerthen und größtentheils celebrirten Namen dienen, welche uns bereits schon ihre Beiträge für das nächste Jahr im Vorhinein zugesendet haben, als: Friedrich Bach, Dr. Carl Beidtl, Anton Benkert, Berthold, Ferd. Botgorscheck, Ad. Bube, Carl Buchner, Carlopago, J. F. Castelli, M. D. Cavilha, Ed. Duller, Michael Enk, F. v. Fialovics, August Fischer, Fitz-Berth, (F. W. Arming), F. Fitzinger, Ludw. Foglar, J. Gilge, Alex. Gigl, Franz Gräffer, J. J. Hannusch, Moritz Hartmann, Irsa, Siegfried Kapper, Christoph Kuffner, J. Kuppelwieser, Carl Ed. Langer, Carl Gottf. Leitner, Ritter v. Levitschnigg, Dr. Mekarski Edlen v. Menk, Mehoff, Milko, G. Millinger, Joh. Heinr. Mirani, Joh. Nordmann (Rumpelmeyer), J. E. Oblack, Louise von Plönies, Carlo Pittore, Dr. Rudolph Puff, Joseph Rank, Realis, Joh. Reautz, Josephine v. Remekházy, Herrmann Rollet, Ferdinand Sauter, Hermine Schaffer, F. R. J. Schaffer, Ludwig Scheyrer, August Schilling, F. V. Schindler, Dr. Leopold Schlecht, Joh. Gab. Seidl, J. V. Sonntag, Franz Stelzhammer, Carl Stegmayer, Therau, Ad. Ritter von Tschabuschnigg, Friedrich Freiherr von Wend, J. N. Waldschütz, J. Weibl, Eduard Welzl, J. W. Wolf, Pius Zingerle, Zusner u. s. w.

Diese angeführten Namen mögen nicht als blos versprochene erscheinen, und nicht als vorgespiegelte Lockspeise gelten. Die Erfüllung des diesjährigen Namensverzeichnisses mag nun auch dieses für 1843 bewahrheiten.

Den **neu eintretenden Herren P. T. Abonnenten** dürfte es vielleicht zur angenehm Nachricht dienen, daß sie die als besondere Beigabe des letzten diesjährigen Quartales in weniger als 14 Tagen erscheinenden und von Joh. Nep. Vogl gedichteten

Blätter und Trauben

als besondere Prämie erhalten.

Den Werth dieser Prämie, Groß Octav 124 Seiten im netten Umschlag, möge der Umstand verbürgen, daß sie mehr als 60 Original-Lieder-Compositionen in sich begreifen, den Werth jener Compositionen aber nachstehendes Verzeichniß der Herren Componisteure, die in demselben debutiren: A. Bibl, Carl Binder, G. Bruckschlögl, Jac. Dont, Jos. Drechsler, M. Durst, J. Eitzenberger, Stephan Franz, Ferd. C. Fuchs, Joh. Gänsbacher, Jos. Geiger, Adalbert Gyrowetz, Anton Hackl, Carl Haslinger, J. Hoven, Franz Seraph Hölzl, Gust. Hölzl, C. Keßler, Fr. Krenn, Franz Lachner, F. Mayr, Dr. Victor Mekarski Edler von Menk, W. A. Mozart, Adolph Müller, J. Netzer, Otto Nikolai, Gottfried Preyer, Heinrich Proch, B. Randhartinger, Carl Gottlieb Reissiger, Carl Reißert, Wilhelm Reuling, Ludwig Rotter, Mich. Schoch, Simon Sechter, Jos. Stadler, A. M. Storch, Jos. Staudigl, Franz von Suppé, Emil Titl, Laurenz Weiß, Rud. Wieser, Edmund Winterle, Louis Wolf.

Diese Sammlung bildet somit eine Fortsetzung zu den übrigen poetischen Erscheinungen des Verfassers, die im deutschen Vaterlande stets freundlich aufgenommen wurden, so wie ingleichen einen für sich bestehenden Kranz von heiteren Wein-, Trink-, Keller- und Tafelliedern, wie auch sonstiger Rundgesänge, wie sie unseres Wissens noch nicht bestehen. Von vielen der beliebtesten Componisteure in Musik gesetzt, dürfte daher dieser Lieder-Cyclus sowohl für jeden Einzelnen, als auch bei dem Umstande, daß viele dieser Gesänge ja meistens in Quartetten gesetzt wurden, für ganze Gesellschaften, denen ein frohes Herz im Busen schlägt, eine sicher nicht unwillkommene Spende sein. Auch dürfte aus dieser Prämie den P. T. Herren Abonnenten leicht ersichtlich werden, wie sehr das österreichische Morgenblatt, wenn man die Unterstützung von Seite der Kunstkräfte mit einschließt, bereits in jedweder Beziehung im Stande ist, mit Prämien, welche bedeutende Aufopferungen erfordern, seine Aufmerksamkeit zu bezeugen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend mit verschiedenen artistischen und Musikbeilagen und kostet für Wien auf Velinpapier ganzjährig 10 fl. C. M., halbjährig 5 fl., vierteljährig 2 fl. 30 kr.; für Auswärtige ganzjährig 12 fl. 36 kr., halbjährig 6 fl. 18 kr., vierteljährig 3 fl. 9 kr. C. M. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108). — Die P. T. Herren Abonnenten, die dieses Journal der Bequemlichkeit halber in ihre Wohnung befördert wünschen, haben als vierteljährige Zustellungsgebühr 10 kr. C. M. zu entrichten.

Und somit wäre unsere Pränumerations-Fanfare geschlossen.

Joh. Nep. Vogl,
Redakteur des „österreichischen Morgenblattes."

Der Phrenolog.

Novelle von Ludwig Foglár.

(Schluß.)

Eine lange schreckliche Pause trat ein, Todesstille herrschte und jeder der Gäste schien vor Erstaunen den Athem an sich zu halten, während sich auf Carls Angesicht in bleichen fürchterlichen Verzerrungen der Kampf seines Innern abspiegelte. Endlich fiel sein umherirrender Blick auf den Doctor, der ihn ruhig und fest ansah, und indem er seine letzten Kräfte aufzubieten schien, begann er mit gebrochener Stimme zu sprechen, indem sie eine Flut von Thränen fast erstickte:

„Gottes Strafgericht bricht über mein Haupt herein? — Ich kann nicht, — ich kann ihm nimmer entgehen! Leyden! Sie haben schrecklich wahr gesprochen: Ich bin ein Räuber und Mörder! Meine Herren, ich übergebe mich durch Ihre Hände der Justiz! Unter fremdem Namen und Charakter warb ich um die Hand jenes Bauernmädchens, und erhielt sie zur Frau. Allein nach wenig Tagen, als der erste Taumel verflogen war, bereute ich es, mich für Lebenszeit an ein Weib von geringer Herkunft und Erziehung gefesselt zu haben, ja! sie wurde mir um so lästiger, als ich hörte, Clara Hartmann sei die Erbin eines großen Vermögens, und ich vor der Zeit mein Weib als das einzige Hinderniß ansah, das meinen Bewerbungen in dem Hause des Barons im Wege stand. So kam es, daß ich ihr Mörder ward! Durch manche Intriguen brachte ich es dahin, daß mein früherer Nebenbuhler, den Sie um mich verschmäht hatte, vor Verhör gezogen wurde, und so lenkte ich den Verdacht von mir auf jenen. Wäre ich nicht entflohen und hätte dadurch nicht seine Unschuld deutlich bewiesen, morgen hätten sie ihn gerichtet. Was meine Räubereien betrifft, so stehe ich seit lange einer kühnen Bande vor, mir in Allem ergeben und die ich auch jetzt noch nicht verrathe, obwohl sie mich verlachen und ausstoßen werden, wenn sie hören, wie thöricht ich in Satans Netze ging und nicht Macht genug hatte, der heutigen Versuchung zu widerstehen, da mir doch ein schönerer Preis zu Kaufe gestanden wäre. Jedoch ich konnte nicht anders, es war mir bestimmt, mit der Dose mein Verderben zu erbeuten! — Doch wozu die Klagen? für mich ist's zu spät! — Gemeine Verbrecher enden auf dem Pfahle, der Tod ist mir zu schändlich! Und so lache ich des Verhängnisses, ich bin nicht unvorbereitet!"

Und ehe sich noch eine Hand regen konnte ihm zu wehren, hatte er eine kleine Phiole geleert, und kurz nachher zeigten sich die scheußlichen Folgen des Trankes an seinem Leichnam.

Als ihn die Agenten der Behörde, die sogleich berufen wurden, entkleideten, erkannte man an den bekanntgegebenen geheimen Zeichen den Schreckensbewohner des Schwarzwaldes, den berüchtigten Sand.

* * *

Als Baron Hartmann sich von der ersten Aufregung der verwichenen Katastrophe erholt hatte, schauderte er erst vor dem Gedanken zurück, an die Gefahren, in die ihn seine Verblendung fast schon gestürzt hätte, wäre nicht Leyden's schützender Genius um ihn gewesen in dem Augenblicke der entscheidenden Nothwen-

digkeit. — Es war ein Sonntag Morgens, als ihn Clara in solcher Stimmung überraschte und mit lieblicher Besorgniß um sein Befinden fragte. Der Vater fühlte sich fast beschämt, mit der Tochter über das Vorgefallene reden zu müssen und er bat: „Sende mir doch nach den Doctor, mein Kind, ich meine nach Leyden.“

Freudig überrascht erwiederte Clara: „Eben wollte ich seine Ankunft melden und dich auf ihn vorbereiten. Er scheute sich bis jetzt vor dich zu treten, weil seine Bescheidenheit es nicht zuläßt, deinen Dank anzunehmen.“

Und heiter lächelnd führte sie Leyden herein, dem der Baron freundlich entgegenkam.

„Willkommen, Herr Doctor,“ nahm er das Wort, „scheuen Sie nicht meinen Dank, denn ich kann Ihnen doch nie vergelten; aber ich kenne einen Ihrer leisen Wünsche und somit bitte ich Sie noch einmal, Herr Phrenolog, untersuchen Sie die Organe meines Kopfes, sehen Sie zu, ob Sie den Charakter der Nachgiebigkeit und Erkenntlichkeit darin entdecken? Sie haben Ihr Diplom und — eines solchen Schwiegersohnes darf sich kein Fürst schämen!“ und gerührt legte er Clara in seine Arme.

Den folgenden Tag sandte von Olfebach dem Doctor die verhängnißvolle Dose zum Andenken an jene merkwürdige Begebenheit und mit der Devise:

Price of Phrenology!

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Dinstag den 29. v. M. neu in die Scene gesetzt: Leichter Sinn, Lustspiel in fünf Aufzügen, von Iffland.

Warum dieses Bühnenstück Lustspiel heißt, weiß ich nicht. Der Vorwurf für die dramatische Dichtung ist der Mensch als geistiger Riese, der Mensch als geistiger Zwerg. Dies sind die beiden Pole, zwischen welchen die Welt ruht. Wir lernen in der Tragödie den Maßstab unserer sittlichen Kraft würdigen, in der Komödie den Flitter unserer Schwächen belächeln und verachten. Darum kann ich mir das Lustspiel nie anders denken als mit der Geißel in der Hand. Seien es nun die Urgebrechen der menschlichen Natur, oder die Verirrungen des Zeitgeistes, oder ein individuelles Laster, kurz, irgend eine Verkehrtheit muß es sein, die im Lustspiele unserem bessern Bewußtsein gegenübertritt und die angenehme Empfindung des Lachens hervorruft. Und gesetzt auch, wir räumten dem Situationslustspiel ein volles Eigenthumsrecht auf dem dramatischen Boden ein, so weiß ich noch immer nicht, warum Iffland's „leichter Sinn“ ein Lustspiel genannt wird. Nun, welchen passenderen Namen soll man denn diesem Geisteskinde geben? Ich weiß es auch nicht. Aber halt! Da hat sich ja in der neueren Zeit ein Afterkunstzweig eingepfropft, zu kurz, um zum erhabenen Wipfel der Tragödie emporzuragen, und zu stumpf, um bis in die Wurzeln des Lebens hinabzudringen, das moderne Schauspiel. Das historische und romantische ist mit diesem nicht zu vermengen und knüpft sich schon an die Ferse der Tragödie, ja viele gehören vollends in ihren Bereich, wenn auch die Form zu widersprechen scheint. Aber das moderne Schauspiel ist die Weiberstube, wo ein alltäglicher Familienjammer abgehaspelt wird, wo man zeigt, daß es im Leben wirklich schwarze Flecken gibt, und Alles herzutritt, um mit Ach und O und einem Bad von Thränen den Mohren weiß zu waschen, und da dieses nicht angeht, so kömmt denn endlich ein Fürst oder ein großer Herr mit einem Allmachtswort und sagt: Der Mohr ist nun weiß! Und in diesen Luftkreis, glaube ich, ist Iffland's „Leichter Sinn“ zu setzen. Und warum nicht gleich es sagen? Wenn einige komische Elemente in diesem Stücke herumschwimmen, so sind sie nicht durch die Anlage bedingt und nur episodisch, und ist denn Iffland etwas anders als eine einzige, aber große Thränendrüse?

Die Darstellung dieses Stückes war musterhaft; jedoch unübertrefflich stand Hr. Korn als Sekretär Siward da. Es ist, als ob dieser Künstler den Charakter nicht darstellte, sondern ihn auf der Bühne durchlebte. Da ist kein Stehenbleiben und Sichvergessen, die Illusion gewinnt Naturwahrheit und der Geist der Dichtung verkörpert sich zu einem vollen Gusse. Das ist Schauspielkunst!

Donnerstag den 1. d. M.: Romeo und Julie, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Shakespeare.

Der Dlle. Löwe, vom Stadttheater in Breslau, letzte Gastrolle: die Julie.

Shakespeare ist der Studienkopf für den jungen Dramatiker, Shakespeare der Probierstein für die Echtheit der Schauspielkunst. In einfacher Größe sind die Züge des Charakters, die Fluthen der Leidenschaft hingezeichnet. Hier wird die widersinnige Phrase: „Der und Die haben aus der Rolle So und So etwas gemacht“ zur kindischen Lächerlichkeit und wenn der Schauspieler bei manchem pygmäenhaften Bühnenstück durch seine Darstellung zum Dichter wird, so zeigt sich im Gegensatze der schon als Schauspieler, durch dessen Darstellung Shakespeare noch ein großer Dichter bleibt. Gibt es doch viele Tausende, die den Shakespeare lesen, ohne ihn zu verstehen, um wie viel schwerer ist die Aufgabe, seine kolossalen Gestalten im wahren Geiste auf der Bühne wiederzugeben. Shakespeare's Tragödien sind wie ein Gewittersturm. Schauerlich treiben die Wolken durcheinander, wie gezückte Dolche kreuzen die Blitze hindurch, und dumpfe Donner grollen. Lang sieht die Erde dem kommenden Schrecknis entgegen, die Wipfel der Eichen beben und das Meer seufzt laut auf aus der bewegten Brust, bis ein gewaltiger Donnerschlag in einen fruchtbaren Regen sich auflöst. Das Meer wogt noch lange fort im Traume der Erinnerung, aber die Erde athmet wieder frischer und freier der Sonne entgegen, an den Augen der Blumen perlen Thränen und eine herrlich duftende Rose hat sich im Sturme erschlossen.

So erscheinen mir Shakespeares Tragödien und ihre Wirkung auf das Gemüth. Treten sie nun auf im majestätischen Gange der Geschichte oder im Wirbelwinde der Leidenschaft, immer greifen sie mit Riesenfingern in den Abgrund der menschlichen Natur.

Romeo und Julie — diese schwesterlichen Säulen am Throne der Liebesgötter, dieses Morgen- und Abendroth, der glühende Widerschein der Sonne — diese Julie, die ein Athemzug der Liebe entflammt, ein Hauch der Liebe vernichtet, dieses Nachtigallgirren mit dem welthinschallenden Schlag, diese Lämmerfrommheit mit dem Muthe des Löwen — wie trat dieser Heroismus der Liebe in der Darstellung der Dlle. Löwe in unsere Augen? Ich hätte wahrlich viel zu thun, wollte ich die einzelnen Schönheiten dem Leser vorführen; denn reichlich fielen die Strahlen nieder, die unsere Brust durchglühten. Aber nicht immer waren es Strahlen der Sonne, die erleuchtet und erwärmt, es trat manchmal ein Wetterleuchten dazwischen mit einem blendenden Lichte ohne Nachhalt. Wenn wir eine strenge Wage halten, so zeugt dies von der Werthschätzung des Gegenstandes. Die Athener sagten von Demosthenes, als er noch auf den untern Stufen der Rostra stand, seine Reden röchen zu sehr nach Lampenöl, d. h. sie seien zu studiert; und nicht lange, so war Demosthenes der erste Redner seiner Zeit. Wenn ich nun den Vorwurf der Athener auf die Leistung der Dlle. Löwe als Julie übertrage, wie sehr würde ich wol Unrecht thun? Unrecht thun, wenn ich sage, sie habe ihre Studien dieser Julie geliehen und nicht die Empfindung der Julie wiedergegeben? Indessen Menschenurtheil liegt an den Grenzmarken des Irrthums; gewiß ist jedoch, daß viele Momente meisterhaft und shakespearisch waren. Sie wurden oft applaudiert, nach dem vierten Akte und zweimal nach der Vorstellung gerufen, was ohne Zweifel mehr war als ein bloßer Abschiedsgruß.

Wollte ich nun den Standpunkt ihrer Kunsthöhe angeben, so wäre dies mein Maßstab:

Ein Kunstjünger schickte sich an, ein Standbild des Jupiter zu verfertigen. Da nahm er Antiken zu Modellen. Von dort einen Kopf voll

Majestät, von hier einen Arm voll Kraft, von da eine Brust voll Gottgefühl und eine zermalmende Ferse. Da trat ein Kenner vor das Marmorbild und sprach: „Junger Freund! Sie sind berufen. Ich bewundere Ihr Bild in seinen Theilen; aber es fesselt mich nicht, es fehlt die Harmonie des Ganzen. Gehen Sie noch ein Paar Jahre durch das Leben, studieren Sie die Kunst in der Natur und Sie können ein großer Meister werden.“ Mllgr.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Dienstag den 29. November: Mara, romantische Oper in drei Aufzügen von Otto Prechtler. Musik von F. Netzer. Erstes Wiederauftreten des Hrn. Staudigl nach dessen Krankheit.

Es liegt sicher im Interesse der deutschen Operamusik, wenn man das Publikum auf Erscheinungen in ihrem Gebiete aufmerksam macht, welche geeignet sind, die gewöhnlichen Raisonnements der Gegner deutscher Kunst schlagend zu widerlegen, welche Antagonisten nicht selten Floskeln, wie folgende, im Munde führen: daß der deutsche Compositeur sich mehr an das Wort wie an die Situation halte, daß er bemüht sei, Äußerlichkeiten auszumalen, während er darüber die eigentlich ästhetische Seite vergesse, daß er zu viel Harmoniker und dagegen zu wenig Melodiker sei ꝛc. ꝛc. Ohne uns in weitläufige historische Erörterungen einzulassen, die uns zu weit führen würden, wollen wir unsere Gegenbeweise aus der Jetztzeit schöpfen, und es genügt wohl auf Lortzing's pikanten „Czar und Zimmermann,“ wie auf Netzer's melodiöse „Mara“ hinzuweisen, beide Erstlingsopern junger, strebsamer Componisten, um damit darzuthun, daß der deutsche Musiker den aus früherer Zeit zu uns herüberragenden Kunst-Pedantismus abzustreifen bemüht sei. Daß damit nicht der Oberflächlichkeit das Wort geredet sein soll, wird man uns hoffentlich zutrauen, da wir gerne die, eine ernstere Richtung nehmenden Musikstücke beider Opern als gelungen anerkennen, besonders wenn sie am rechten Platze stehen. Wir erinnern, da wir schon einmal Lortzing's Oper citirt haben, an dessen gediegenes Sextett und an die herrliche Ouverture nebst mehren Ensemblestücken der gegenwärtig in Rede stehenden Oper, über welche wir keine eigentliche Recensiön mehr schreiben wollen, da dies bei Gelegenheit ihrer ersten Aufführung schon geschehen ist. Wir halten nur für nöthig, hinzuzufügen, daß der Erfolg, welchen die Oper im vergangenen Dienstage hatte, keineswegs ein geringerer war, als bei ihrer ersten Darstellung im verwichenen März. Ja das Publikum war, wo möglich noch enthusiastischer gestimmt, als damals, wozu freilich Staudigl's erstes Auftreten den Hauptimpuls gab. Das Publikum empfing diesen seinen langentbehrten Liebling mit einigen Beifallssalven und rief ihn im Verlaufe der Darstellung oft heraus, indem es sich an dem meisterhaften Vortrag seiner Gesangspartie erwärmte und begeisterte. Trotzdem erschien Hrn. Staudigl's Stimme, besonders in der Tiefe, noch etwas angegriffen und er wirkte nicht mit der an ihm gewohnten Kraft. (Am folgenden Abende sang Hr. Staudigl schon viel kräftiger und sicherer.) Mad. Hasselt war eine ganz ausgezeichnete Mara. Da wo es sich nicht blos handelt Opernarien abzusingen, sondern wo Seelenzustände ein musikalisch-plastisches Leben erhalten sollen, würde es schwer sein, eine vorzüglichere Charakter-Darstellerin zu finden, als Mad. van Hasselt. Hrn. Kraus, der neu in der Rolle des Manuel war, trat eine Indisposition, welche am zweiten Abende in eine förmliche Heiserkeit ausartete, hindernd in den Weg, dennoch leistete er Genügendes. Hr. Draxler und Dlle. Kern füllten ihre Plätze ehrenvoll aus. Der Compositeur, welcher sein Werk selbst dirigirte, wurde nach jedem Akte und zum Schlusse wiederholt gerufen.

S. c. s.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Ehevorgestern bezeugte das Publikum wieder, wie es unumstößlich in seinem schon einmal ausgesprochenem Urtheile sei, denn trotz dem, daß Scholz und Nestroy mit aller komischen Kraft wirkten, ließ es doch durch sein theilnahmloses Verhalten bei dem alten Urtheile bewenden. Nur stellenweise war ein Applaudissement vernehmbar, und Freudenberg's „Tod und Wunderdoctor“ ist hiermit jedenfalls mit ehrenhafterem Succesfe auf dieser Bühne aufgenommen worden, als es vor beinahe zwei Jahren bei Gelegenheit der Preisstücke in dem Mutterlande dieses Theaters der Fall war. Nestroy's Couplet war im dritten Akte die einzige Piece, welches mit Energie durchgriff. Das übervolle Haus galt wohl mehr der Benefice des Hrn. Lang als dem Freudenberg'schem Stücke. Schdlr.

Improvisatorisch-musikalische Akademie

der Frau Caroline Leonhardt-Lyser am 29. November.

Die Akademie wurde durch die Allerhöchste Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter ausgezeichnet und war überhaupt ziemlich besucht.

Improvisiren — ein Wettlaufen mit dem Pegasus — taschenspielerische Geschwindigkeit — „ich klingle, und man weiß schon, was dieß zu bedeuten hat.“ — Langenschwarz hat einst als deutscher Improvisator und poetischer Wassermann Aufsehen gemacht; er hat nun sein Haupt entschilft und ist, wie wir hören, Hydropath in Paris, der Mann kennt sein Element. — Frau Leonhardt-Lyser beschränkt sich in ihrer künstlerischen Befähigung auf Besserreichbares und ihre Sprachgewandtheit, die Zartheit und nicht selten poetische Schönheit ihrer Gedanken mögen die Anerkennung verdienen, welche das Publikum mit freundlichem Wohlwollen der Improvisatrice zollt. Die erste Leistung war die „Improvisation eines Sonetts nach zugerufenen Endreimen mit Nachhall; durch die Wiederholung der Worte,“ das heißt: das Wiederbringen der gegebenen Reime in umgekehrten Folge, in einem neuen Gedichte. Die Wahl eines Sonettes zur Improvisation — eine Gedichtform, welche durch den so häufig unpassend gewählten Gegenstand für dieselbe viel von ihrer Geltung einbüßte — scheint uns aus dem Grunde nicht sehr glücklich, als eben dies Gedicht, mehr wie jedes andere, einen harmonirenden Gegenstand bedingt, welcher aber bei der Improvisation, ohne gewaltsames Hineinzwängen des Gedankens, mehr oder weniger durch die gegebenen Reime bestimmt wird. Das Publikum benimmt sich bei solchen Gelegenheiten in hohem Grade unschuldig und wahrhaftig, die Vase, welche die Themata für die folgenden Aufgaben enthielt, war mehr ein Aschenkrug verbrannter Ideen. — Übrigens gewinnt das deutsche Sonett, dem Charakter unbeschadet, bedeutend durch Abwechselung weiblicher mit männlichen Reimen; weil es eben Vorzug der deutschen Sprache ist, an jambisch und trochäisch endenden Wörtern Reichthum zu besitzen, da hingegen die italienische und spanische beinahe nur weibliche Reime, die englische fast nur männliche besitzt. Beide improvisirte Sonette hatten, ich möchte meinen, fast erschwerend für die Lösung, nur weibliche Reime, welche, wie es schien, von der Improvisatrice ausschließend verlangt wurden. Mit welcher Gewandtheit hingegen Frau Leonhardt-Lyser ihre Aufgaben löst, haben wir schon öfter zu besprechen Gelegenheit gehabt, und ihre improvisirten Verse zeigen mehr Sprachgewalt; prosodische Richtigkeit; logische Gedankenfolge; mehr richtiges Gefühl: als in manchen, durch Brutwärme ausgezeitigten, gedruckten Gedichten Anderer zu finden. Für das improvisirte Lied wurde das Thema: „Was im Gesang soll leben, muß im Leben untergehen,“ (?? —) gewählt. Wir sind nicht so glücklich, den vielleicht gar tiefen Sinn dieser Worte herauszukriegen; Mad. Lyser erläuterte durch ihr Gedicht (ein Lied ist es, aufrichtig gestanden, wohl nicht) einigermaßen die Aufgabe, und Herr Capellmeister Adolf Müller erfand dafür eine sehr ansprechende, tiefgefühlte, den Hauptgedanken des Gedichts charakterisirende Melodie, deren Übergänge und Accompagnement natürlich und nicht mit Effekten kokettirend, den sehr gewandten Meister beurkundeten. Er sang zum Schlusse seine Composition selbst und entschädigte uns dadurch für den Schreck, womit uns der, in einer früheren Nummer werktödtende Sänger von Marschner's Arie, Hr. Becker, überstürzte, deren Clavieraccompagnement auch furchterregend war. — Hr. Müller zeigte, wie viel dem Sänger bleibt, wenn auch die Stimme litt, während Hr. Becker geschickt darauf hinwies, wie viel der Sänger zu lernen hat.

Als fernere Musikbeigabe hörten wir zwei sehr junge Talente: „Dlle. Thereie und Marie Sedlazek (ob nun aus London und zum ersten Male in Wien,“ war wohl nicht zu wissen nöthig) in Weber's bekannter Piece: „Aufforderung zum Tanze,“ vierhändig für Clavier; die beiden Producentinnen bewiesen ziemliche Geläufigkeit und gute Schule, und wurden ermunternd aufgenommen.

Die Improvisation des Lustspiels nach dem eben nicht galant gegebenen Thema: „Die Brautschau, oder dichten und kochen“ war weniger gelungen; allein das letzte Sonett fand mit Recht sehr viel Beifall und die Dichterin gab, einstimmig gerufen, noch ein Gedicht nach den nämlichen Reimen, mit dem letzten des vorhergehenden Sonettes beginnend, zum Besten. Thalhof.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 146.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 5. December 1842.

Das Rockenweiblein.

Deutsche Sage von Ludwig Gottfried Neumann.

Vor Alters hauste in einem Berg in der Gestalt eines uralten Mütterleins eine gute Fee, die vor vielen, vielen Jahren als ein schönes junges Mädchen erschienen war; aber als sie einst ein Ritter auf rohe Weise beschimpfte, schrumpfte plötzlich ihr Leib ein, und seither erschien sie als ein von Alter gebeugtes Weiblein. Auch nach dieser Veränderung wurde sie von Alt und Jung in der ganzen Gegend geliebt. Jedermann sah gern in ihre treuherzigen blauen Augen, ihr faltiges Gesicht konnte nicht für reizend gelten, aber man mußte ihr gut sein. Die alte Mutter, wie sie genannt wurde, brachte nur die Nacht in ihrer Höhle zu, den Tag über besuchte sie die Leute in der Nachbarschaft, setzte sich in die Stuben zu den Mädchen und lehrte sie einen recht gleichen, feinen Faden spinnen. Wenn es dann Abend wurde, erzählte sie alte Geschichten und Märleins, da drängten sich die Kinder zu ihr und die Spinnerinnen bildeten einen größeren Kreis. Schnell und angenehm verging Allen der Abend, und wenn sie sich wieder auf den Weg machte, war es Allen, besonders den Kindern, leid, daß die Geschichte schon zu Ende sei.

Zur selben Zeit stand in der nämlichen Gegend ein Schloß, in welchem ein alter böser Vogt sein Wesen trieb. Er hatte wenig Schlaf und gönnte ihn auch Andern nicht. Dieser polternde alte Junggeselle weckte die Mägde lärmend schon in aller Früh auf und jagte sie zum Spinnrocken, und erst spät Abends durften sie aufhören. Wer nicht seine bestimmte Menge fertig hatte, wurde in den Schloßhof gejagt, und unter freiem Himmel mußte so ein armes Mädchen die Nacht zubringen, mochte es auch kalt und stürmisch draußen sein. Man sagte, seine Härte wäre daher gekommen, daß er in seinen jungen Jahren überall Körbe erhalten habe. Bei keinem Herzen, an welchem er anklopfte, wurde ihm aufgethan, überall wies man ihn wie einen Bettler ab. Für diese schnöde Behandlung suchte er sich nun an der Gattung zu rächen. Diese Sage mag wohl ihre Richtigkeit haben, denn mit der Weiberfeindschaft hat es immer eine ähnliche Bewandtniß. Wenn alte Junggesellen ein recht böses Herz haben, so sind meistens Körbe daran Schuld.

Unter den spinnenden Mägden war eine mit Namen Clara. Diese hatte den Schloßgärtner Wilhelm zum Geliebten. Die Beiden liebten einander treu und innig, und es war ihr höchster Wunsch, als Mann und Weib und unter Einem Dache zu wohnen. Die ganze Woche sahen sie einander nicht und nur an einem Sonntag, nach der Messe, konnten sie eine Viertelstunde mit einander verplaudern. Wilhelm bat oft den Herrn Schloßvogt, seine Clara ehelichen zu dürfen. Der alte griesgrammige Neidhart konnte gegen diese Bitte nichts einwenden, und gab seine Einwilligung hiezu; doch verdroß ihn das Glück der Beiden, und er suchte die Hochzeit auf alle Weise aufzuschieben. Er wußte jedesmal eigene Ausreden. Wiederholte Wilhelm seine Bitte, sagte er: in der Spinnstube sei eben so viel zu thun, daß Clara sobald nicht entbehrt werden könne. Brachte Clara von Neuem ihr Anliegen vor, stand ihm gleich ein anderes Hinderniß zu Gebote; er meinte, jetzt müsse die Hochzeit aufgeschoben werden, denn Wilhelm habe im Garten so viel zu arbeiten, daß an Liebeständeleien gar nicht zu denken sei. So wußte er immer eine Ausrede, sein Wort war meistens Lug und Trug, ein glückliches Ehepaar schien ihm ein Gräuel. Ein Monat verging um das andere, ein Jahr nach dem andern, schon kehrte zum dritten Male der Frühling in das Land, noch waren die Liebenden nicht durch den Segen des Priesters vereint. Jung sein, geliebt zu werden, und 3 Jahre ohne Grund hinwarten müssen, schrecklicher Gedanke! Man weiß nicht gewiß, ob beim Schloßvogt an seiner Handlungsweise die Dummheit oder die Bosheit Schuld war, so ähnlich sind sich diese beiden Genies in ihren Handlungen.

Es war einmal eben ein heiterer, milder Frühlingstag, da kam der Burgvogt wieder in die Spinnstube, um nachzusehen, ob die Mägde fleißig spinnen. Auch auf seinem welken, trockenen Antlitz schien heute ein besseres Wetter zu sein, er sah nicht gar so grauenhaft in die Welt hinein, und ließ seine krächzende Stimme nicht so laut erschallen. Clara glaubte, er sei gerade besser bei Laune, faßte sich ein Herz und bat ihn recht innig um die Erlaubniß zur Hochzeit. Da machte aber der Schloßvogt plötzlich ein finsteres Gesicht, die Stirne furchte sich, die pelzartigen Augenbrauen vereinten sich und die Anzahl der Falten wurde auf einmal verdoppelt. Nach einer Pause hieß er die Dirne zum Fenster treten und fragte sie: „Kennst du dort drüben das Grab?“ Clara konnte nicht antworten, Thränen rannen ihr über die Wangen; es war das Grab ihrer Eltern.

„Auf jenem Grabe dort,“ fuhr der Vogt weiter fort, „wachsen eine Menge Nesseln, und aus den Nesseln läßt sich ein überaus feiner Faden spinnen. Bringst du mir ein Stück Leinwand, aus jenen Nesseln gesponnen, eben für zwei Hemden genug, dann magst du deinen Gärtner heirathen, eher aber nicht. Aus dem Stück Leinwand möge für dich das Brauthemd und für mich das Todtenhemd gemacht werden.“

Damit ging er höhnisch lachend zur Thüre hinaus, welche er heftig hinter sich zuschlug.

Clara konnte heute mit dem Spinnen nicht recht vorwärts. Ihre Hand zitterte und das Auge war unsicher. Die andern Mägde wollten ihr Trost zusprechen, aber sie verstand kaum ein Wort davon; traurig und in sich verloren saß sie da mit bleichen Wangen, die sonst ein so blühendes frisches Angesicht hatte.

Als es Feierabend wurde, ging sie hinaus zu dem Grabe ihrer seligen Eltern und kniete sich an demselben nieder. Nach einer Weile kam das Bergweiblein oder die alte Mutter, wie sie gewöhnlich genannt wurde, den Friedhof vorbei und sah die knieende Clara, trat näher und erkannte sie.

„Was ist dir, warum heute so blaß, meine liebe Clara?“ fragte das alte Mütterlein; da erzählte ihr denn mit verweinten Augen und zitternder Stimme das arme Mädchen ihre heutige Geschichte. Das Bergweiblein hörte mit vieler Theilnahme zu und sprach dann: „Sei nur nicht gleich so verzagt. Ich will dir beistehen und helfen. Bald soll der Linnen für die zwei Hemden fertig sein. Geh' nur nach Haus und sei guten Muthes. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Mutter, ich dank' Euch für Euren Trost,“ sagte Clara und ging nach dem Schlosse. Sie schlief bald ein und im Schlummer kam es ihr vor, als sähe sie die Leinwand schon fertig vor sich auf dem Tische liegen. Es kam der Gärtner Wilhelm zur Thüre und rief: Clara, Clara, komm in die Kirche! — Wilhelm, du mußt schon noch etwas warten. Ich will zum Altare mit meiner schönsten Haube gehen. Eine Braut muß ja geputzt sein. — Das Mädchen umgaukelten lauter solche Träume, wie sie junge Bräute zu haben pflegen. Als sie im Schlafe eben mit dem Brautanzug fertig war, und mit dem Geliebten zur Kirche gehen wollte, wurde sie durch ein heftiges Pochen aufgeweckt. Es war nämlich der Burgvogt, der mit den Fäusten an der Thüre ein vernehmliches Zeichen gab, daß es Zeit zum Spinnen sei. Schnell zog sich Clara an, und erschien bald in der Spinnstube. Heute ging das Spinnen flink von der Hand. Der Faden gelang ihr diesmal sehr fein, zart und gleich. Sie war guter Dinge und sang mit heller Stimme ihre Lieblingslieder. Die andern Mägde konnten ihre Fröhlichkeit nicht begreifen, bis Clara ihnen die Sache erzählte. Da freuten sich Alle und gratulirten ihr schon in vorhinein zum baldigen Ehrentag.

(Schluß folgt.)

Fittiche.

Von Dr. Victor Melarski Edlen von Menk.

(Fortsetzung.)

(Der Luftballon zu militärischen Zwecken verwendet.) In der Schlacht bei Fleurus ward schon ein Aërostat zur Auskundschaft des kais. österr. Lagers am 3. Jänner 1795 benützt, worüber Foureroy ausführlicheren Bericht abstattet. Dieser Ballon war von ellyptischer Form, hatte 57 Fuß im Umfange, wurde bei widrigem Winde von 40 der stärksten Artillerie-Pferden gehalten, während die Aëronauten ihre gemachten Beobachtungen auf Zetteln mit Blei beschwert an einer Schnur herabließen. Überhaupt wurden zu jener Zeit die Luftballons zu ähnlichen Zwecken oft angewandt und der Berichterstatter erwähnt 34 zum Dienste verwendeter Aërostaten, z. B. ein Aërostat für die Maas- und Sambre-Armee, ein anderer der Intrepide- und der Hercull-, für die Rhein- und Mosel-Armee, ein anderer für die italienische Armee u. s. w. Die Hüllen waren durch Bugge und Meier mittelst eines eigenen Firniß-Überzuges so luftdicht fabrizirt, daß sie das Gas 3 Monate lang hielten, und daß nach 2 Monaten Ruhe oft nicht zehn Mann hinreichten, den in das Freie geführten Aërostaten zu halten, der nach der Nachfüllung 20 Mann zu seiner Manövrirung erheischte. Für den Ruhezustand wurde der Aërostat an den Boden gefesselt und bekam eine Kappe aus Leinwand überworfen, um ihn gegen Nässe zu schützen. Da diese Kappe nicht auch zugleich gegen den vom Winde herrührenden äußern Druck schützte, so muß die Luftmaschine vortrefflich gearbeitet gewesen sein, um dennoch seinen Gasschatz so lange Zeit zusammenzuhalten, und es ist anzunehmen, daß er, in den Strom der Passatwinde versetzt, mit einer einzigen Füllung die Reise um die ganze Erdsphäre ausgehalten hätte. Er hätte zu dieser Reise, wenn wir die Geschwindigkeit annehmen, welche der Ballon des Garnerin von Rom nach Paris brauchte (nämlich nur 6 Stunden), nur einen Monat zur Erdumseglung gebraucht. Statt des Ballastes hätten die Reisenden Speise und Trank geladen, und dieser Ballast hätte sich in geradem Verhältnisse mit dem verflüchtigenden Gase verloren. — Nicht nur bei der Schlacht von Fleurus, sondern auch bei der Belagerung von Charleroi wurden die Aërostaten zum Kriegsgebrauche verwendet. Allein schon im Jahre 1799 kam man davon ab, wahrscheinlich wegen der Langsamkeit der Füllung, und Unmöglichkeit der Horizontallenkung. Dieser Übelstand brachte die Gefahr mit sich, mitten in das feindliche Centrum getrieben zu werden, obschon bei der Schlacht unweit Maubeuge eine feindliche Batterie von 17 Kanonen ohne Erfolg gegen einen solchen manövrirenden Aërostaten gerichtet war.

(Die erste wissenschaftliche Luftreise) unternahmen Biot und Gay-Lussac im Jahre 1804 den 24. August. Sie kamen 12,000 Fuß hoch. Am 16. September desselben Jahres unternahm Gay-Lussac allein einen aërostatischen Aufflug, wobei er eine Höhe von 3600 Toisen, also 333 Toisen höher als die Spitze des Chimbarasso erreichte.

(Flammende Schriftzüge) erscheinen in den Lüften, wenn der schwarz angestrichene Aërostat ein hinlänglich großes Transparent mit der Inschrift zur Nachtszeit in die Lüfte trägt, und an einer Schnur gehalten wird.

(Fliegende Wanderer.) Wird ein Ballon mit einer Tragkraft von 1½ Zentner über die Arme des Wanderers befestigt, so müßte er mit dem Winde und mittelst Stelzen ungleich schneller und in gerader Linie fortkommen, zumal, wenn er auch gleich mit dem Gasentwicklungs-Apparate versehen wäre.

(Ein aërostatischer Versuch in China.) Langsdorf verfertigte sich aus dem japanesischen Papiere eine Montgolfiere von 15 Fuß Höhe und 10 Fuß im Durchmesser. Der Luftball stieg recht schön und fiel in der Stadt Nankfaki nieder. Durch den brennenden angehängten Spiritus fing der Ballon aber zu brennen an. Die Feuerspritzen eilten herbei, und der gelöschte Ballon wurde zum Gouverneur gebracht; die Dolmetsche erklärten ihm den Vorfall, der leicht, wenn man mit einem minder vernünftigen Manne zu thun gehabt hätte, große Unannehmlichkeiten hätte verursachen können. Die jetzige Folge war, daß man Herrn Langsdorf sagen ließ: wenn er in Zukunft nochmals einen Ballon wollte steigen lassen, so möchte er eine Zeit wählen, wenn der Wind nach der See und nicht nach dem Lande wehte.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Erste Vorstellung der französischen Künstler unter der Leitung des Hrn. Trouillet. Samstag den 3. Dezember.

Über die Vorzüge oder Mängel dieser französischen Vaudevillistentruppe, besonders im Vergleiche zu Anderen und nach einer ersten Vorstellung, ein umfassendes und erschöpfendes Kunsturtheil abzugeben, wird uns hoffentlich Niemand zumuthen, unsere Leser müssen sich deshalb für diesmal mit der ungefähren Charakteristik der in beiden vorgestern gegebenen Piecen beschäftigten Mitglieder, so wie mit der Erzählung des Succesfes dieser Stücke begnügen. Dieser kann nun jedenfalls ein günstiger genannt werden, da am Schlusse Alles gerufen ward und es auch während der Darstellung nicht an mannigfachen Beifallsbezeigungen fehlte, auch die Stücke selbst, besonders das zweite, die Lachmuskeln mehrfach in Bewegung setzten. — Das 1. dieser beiden Vaudevilles ist: Bayard's „Les Fées des Paris" in 2 Acten. Wir sind in eine von einen armen Maler bewohnte Mansarde versetzt, welcher an die Einwirkungen einer wohlthätigen Fee zu glauben scheint, da er in seinem oft verschlossenen Zimmer, Briefchen, auch wohl Geld und Speisen, auf eine ihm unerklärliche Art findet. Drei Damen aus dem Nachbarhause, wovon die eine in den Maler verliebt ist, wußten jedoch den Eingang in sein Dachstübchen mittelst einer geheimen Thüre zu finden, welche Thüre nun aus der Poesie in die Prosa und aus dem Junggesellenleben gerade in den Ehestand führt, indem der Maler seine Fee frischweg heirathet, ein Vorzug den die Feen des 19. Jahrhunderts vor denen der vergangenen besitzen. Gespielt wurde die Piece genügend, und theilweise ausgezeichnet. In dieser Beziehung gebühret der Mad. Lefebvre als Hortense (Gemalin des Lepinet, von Hrn. Emil Duyuis ziemlich gewöhnlich dargestellt), unbedingt der Vorrang. Sie besitzt jene Ungezwungenheit und Feinheit der Conversation, welche man mit Recht als ein Attribut eines französischen Schauspielers zu schätzen pflegt. Auch die beiden andern Damen Alexandrine und Philippe befriedigten alle Wünsche. Unter dem uns diesmal vorgeführten männlichen Personale dürfte Hr. Villars (Avocat Roger) wohl der ausgezeichnetste sein, welches er auch im nachfolgenden Stücke, wo wir noch von ihm reden werden, bethätigte. Weniger sagte uns Hr. Varangot als Lucien zu. Es scheint ihm die für einen Liebhaber unumgänglich nöthige Wärme zu fehlen, doch gab er manche Scenen zur Zufriedenheit der Versammlung. Die in kleineren Partien Beschäftigten, als Mme. Monet und Georges und Hr. Bigni (Mr. Chambry) wirkten entsprechend mit. — Die 2. Piece: **Mad. et Monsieur Pinchon** betitelt (v. Bayard et Dumanoir) ist eine höchst ergötzliche Farce, in der ein Pantoffelheld die Hauptrolle spielt. Sein herrschsüchtiges Weib will ihn zum Maire des Dorfes machen, wogegen die Gemeinde nichts einwenden würde, zeigte Hr. Pinchon nur mehr Regierungsfähigkeit. Mad. Pinchon begibt sich jetzt der Superiorität und es erfolgt nun eine sehr komische Scene, in welcher Hr. Pinchen, der zum ungewohnten Gebrauche, eines früher nie gehabten eigenen Willens gelangt, allerlei verkehrte Befehle ertheilt, und durch ein ungeschicktes Dramarbisiren die Aufmerksamkeit rege zu machen sucht. Er wird nun wirklich Maire, da sein Ansehen wieder hergestellt wird. Hr. Villars gab den M. Pinchon mit viel komischer Wirksamkeit und ohne, was bei diesem Charakter so nahe lag, im Mindesten zu outriren. Er wurde durch oftmaliges Lachen und Beifallsspenden unterbrochen. Nächst ihm ist Mad. Lefebvre als Mad. Pinchon zu nennen, welche als Haustirannin ein drastisch wirkendes Bild lieferte. Auch Hr. Souffler als Wagner Christophe, wußte seiner kleineren Rolle Leben einzuhauchen. Hr. Segny (Dorofel) scheint eine unrichtige Auffassung seiner Partie zu haben. Hr. Monet und Dlle. Alexandrine waren nur untergeordnet beschäftigt. — Über den Gesang ist es wohl nicht nöthig zu berichten, er wird von den Mitgliedern mit der größten Nonchalance behandelt und wir wollen diesem vernünftigen Beispiele folgen. Das Haus war sehr voll und die Theilnahme des Publikums wie gesagt keine geringe. S. c. s.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Vorgestern bekamen wir als amusante Neuvise aus den schönen Blüthentagen der Lokalposse zur Benefice des Hrn. Joh. Nestroy: „den Kirchtag in Petersdorf," von Carl Meisl zu sehen. Das Glück, welches heuer die Possenantiken auf unserer Lokalbühne machen, beweist in wie ferne die Demonstrationen der Kritik immer wahr gewesen sind und welch ein unfehlbares Divinationsvermögen sie immer in sich schließen. In der heurigen Wintersaison beherrschen unsere Bühnen zwei Planeten: Die Possenantike und das französische Vaudeville, und es scheint, als ob jeder von Beiden mit gleich günstigem Lichte die Theatercasse umstrahle. Nur zuweilen will am Theaterhorizont ein dritter Planet auftauchen — aber Planet — aber Planet, nur mühselig erreicht du den halben Weg zum Zenithe, — und der Gott der Theatercasse schüttelt unwillig sein Haupt, als wie Jupiter im Zorne, und bald ist es aus mit dem Planeten, wie nie, er sinkt hinab, und wahrlich bei manchem hätte man solchem Planetensturz sich nie erträumen lassen! Die HH. Scholz, Nestroy, Lang, Grois, Neumann, so wie auch die Mad. Rohrbeck, Schmidt und Dlle. Wagner, wirkten mit günstigem Erfolg. — Das Haus war wohlbesucht.

Neues aus Salzburg.

Nun da liebes Morgenblatt! Da bin ich wieder und bringe die Schürze voll von Neuigkeiten aus unserem schönen, lieben Salzburg. Den größten Genuß bot uns Hr. Hain in der Aufführung der „Fesseln" nach Schumacher, dar. Wirklich, dieses Stück verdient den wohlbekannten Ruf; in der Mitte des gewöhnlichen Lebens lehrt es uns eine Poesie, wie es das Leben selten gibt; Fesseln sind es, die uns überall umschlingen wie mit Polypenarmen und nur der Tod kann uns aus den Banden befreyen. Und wenn das Ganze sich so herrlich rundet, wie bei dieser Darstellung, so muß man wohl entzückt das Schauspielhaus verlassen; Hr. Rostock als Dalbert war ausgezeichnet, nicht minder Hr. Wiebe als Ballandard, welche Rolle er glänzend aufgefaßt hatte und wieder zu geben verstand. Ich kann nicht begreifen, wie nach solchem Erfolge das Publicum so kalt bleiben konnte; ein Einziges Mal mußte es sich Luft machen und Hrn. Rostock hervorrufen; aber zu Ende blieb Alles mäuschenstill; können die Schauspieler da ein Vergnügen haben, wenn sie vor Marmorrichtern spielen? — Fernerer rühmlicher Erwähnung verdient „des Strauders Tochter;" Hr. Wiebe wußte den schurkischen Norris meisterhaft zu geben; dieses rachedürstende Gemüth, dem Nichts zu unheilig ist, um nur zu seinem Endzwecke zu gelangen, verlangt einen routinirten Spieler und solcher ist Hr. Wiebe. Mad Rostock als Marie sprach weniger an, doch auch sie that ihr Möglichstes. Auf Lob folgt Tadel, wenn auch die Herren Acteure sich nicht enthalten konnten, in das Stück „Perlen und Pelzpalatin" die Verse einzurücken: „Als wär' kein gutes Haarl d'ran, (am Schauspiel), so hab'n sie's recensirt." Nur Wahrheit, mehr darf man vom Recensenten nicht verlangen und die Wahrheit schmeckt oft bitter. Also zur Sache, muß denn der Soufleur gar so laut schreien, die Lunge des armen Mannes dauert mich! wenn er so fort schreit, ist er in einem halben Jahre todt, aus seiner Höhle klafft er die Schauspieler an, daß sie manchmal förmlich erschrecken und ich bin überzeugt, daß unsere Thaliensprieder dieses himmelschreienden Soufleurs nicht bedürfen. — Seit meinem ersten Berichte wurden gegeben außer den berührten: „Waise aus Genf," „Vetter Heinrich," „Herz und Welt," „Talismann," „Marianne," „Jolantha," „des Lebens Licht- und Schattenseite," „Käthchen von Heilbronn," „Capriciosa," „Fürstenbraut," „Waise und Mörder," „Leopoldstag," „Lügner und sein Sohn." Als neuer Komiker gastirt Hr. Freywahl, als neuer Tenorist Hr. Wüstenfeld in „Montecchi und Capuletti," welche Oper mit dem wiederholten „Freyschütz" in diesem Monate uns allein geboten wurde.

Hr. Fenzl mit Familie aus Wien beglückte uns drei Mal mit wundervollen Tänzen, prächtigen Entrees, Rococos, Mazurs und Quadrillen; er wird Salzburg nicht unzufrieden verlassen, da der Besuch sehr zahlreich war. — Noch zahlreicher war jedoch der Besuch bei dem sogenannten Remonte-Fangen; die sämmtliche Salzburger Jugend war in pleno versammelt und ein unbändiges Gelächter durchbebte die Luft, wenn ein wildes Pferd im tollen Muth die ganze anklammernde Menge mit sich riß; o! das sind Genüsse für ein zartes Herz! — Im nahen Hallein hat Hr. Zeller, ein äußerst geschickter Violinspieler, ein Concert gegeben; sein

prachtvolles Spiel läßt ein zweites hoffen. Die Bälle haben begonnen; die Mitglieder des Mozarteums geben Concerte, der Advent ist da. — Sonst weiß ich nichts mehr, als daß der November bei uns sehr gelinde ist und reichlichen Stoff zu Husten und Schnupfen darbietet. Adieu indessen!

Lira.

Musikalisches Perspektiv.

Wie alljährig, so hat der Professor der Tonkunst am Wiener Conservatorium der Musik, Herr Carl Gottfried Salzmann, auch für gegenwärtigen Winterkurs, seine öffentliche Musikschule, worin gründlicher Unterricht im Violinspiele, Gesange, Clavierspielen, der Generalbaß- und Compositionslehre, wie im Partiturspielen ertheilt wird, eröffnet. Anfragen werden auf der Landstraße Nr. 53 im 3. Stock links, täglich von 5 bis 7 Uhr Abends, entgegengenommen, und daselbst kann man auch das Nähere über die festgesetzten Preise und Stundeneintheilung erfahren.

Künstlerischer Wegweiser.

(Professor Jul. Schnorr in München) hat daselbst seine Wandgemälde im neuen Festsaale, welche die Geschichten Carl des Großen, Friederichs Barbarossa und Rudolphs von Habsburg darstellen, und an denen er sieben volle Jahre arbeitete, vollendet.

(Der Mechaniker Tschuggmal), welchen uns das mechanische Wachsfigurencabinet lebhaft in das Gedächtniß zurückruft, befindet sich gegenwärtig in Nürnberg, wo er seine Automaten im Saale des Bambergerhofes zur Schau stellt.

(Bavaria.) Schwanthaler hat nun seine riesengroße Statue zusammengesetzt und man wallfahrtet in Massen nach der Gießerei, um dieses Jungfrauen-Ungeheuer zu sehen. Das Haupt dieser Bavaria hat, dem Vernehmen nach, einen Umfang, daß neun Personen in demselben bequem Platz finden.

(Daguerrotyppbilder auf Papier.) Professor Winther in Christiania hat die Erfindung gemacht, durch achromatische Gläser in einer Camera obscura auch auf Papier Daguerrotyppbilder darzustellen. Man sagt, er habe die Erfindung noch dadurch vervollkommnet, daß er Mittel gefunden, vermöge welcher schon eine gewöhnliche Camera obscura hinreicht, mithin die kostspieligen achromatischen Gläser nicht nöthig sind. Der Erfinder hat eine Subscription auf eine Summe eröffnet, gegen welche er die Erfindung veröffentlichen will.

(Emaille-Malerei.) Cerdant in Paris will in Limoges ein Manuscript aus dem XVI. Jahrhundert entdeckt haben, worin das richtige, jetzt im Unklaren befindliche Verfahren bei der Emaille-Malerei enthüllt ist.

Literarisches.

(Ein Dichter mit mehreren Gesichtern.) Bis jetzt sind uns blos Dichter mit einem Gesichte vorgekommen, ein anderes ist es mit einem Herrn Heinrich v. Mühler, welcher bei Voß in Berlin ein Bändchen (mitunter gelungener) Gedichte erscheinen ließ. Denn dieser sagt in einem derselben S. 171:

Dem Volk gefiel sein Trachten und sein Dichten,
(Sollte wohl Dichten heißen)
Es hat ihm hohe Ämter anempfohlen,
„Alt ist die Fabel, doch sie wiederholen
Seh' ich sie jetzt vor meinen Angesichten."

Herr Mühler hätte dieses Naturwunder füglich als Titelkupfer dem Bande vorsetzen können.

(Ein Schwabenstreich.) Justinus Kerner, welcher früher, bevor er ein Gespensternarr geworden, das Verdienst hatte, manches gute Gedicht zu schreiben, trägt nun seinen individuellen Wahnsinn auch auf seine poetischen Productionen über. So schreibt er auf unsern guten alten (zum Glück auch festen) Stephansthurm:

Was soll Scheinleben Dir und Zwang?
Mein (?) Thurm, zersprenge die Eisenringe!
Einstürzend (hoho!) unterm Glockenklang
Ein Schwanenlied den Sternen singe!
Denn aus dem Schutte, Thurmes Geist!
Flieg' eine Wolk' in Himmelsfernen,
Vom Felsenaare noch umkreist
Mit ihm verschwindend unter Sternen.

Wäre es nicht zweckmäßiger, wenn Herr Justinus Kerner sammt seinen poetischen Rathschlägen in die Fernen verschwinden möchte?

(Gedicht eines abgebrannten Hamburgers.) Der Dresdener Anzeiger enthält ein Gedicht von einem A. G. Eberhardt, unter dem Titel: Beginn erneuter Selbstständigkeit, von welchem wir unsern Lesern den Schluß mittheilen wollen:

Vergessen will ich nun, was Hamburgs wilde Flammen
Im Mai, am siebenten, mir schonungslos geraubt,
Hinab zur Hölle soll der Himmel mich verdammen,
Heb' ich nicht wieder frei zu ihm empor mein Haupt! —
Wie mein Geschick sich ferner auch verflechte,
Seit abgebrannt das mir so liebe Haus;
So steht doch dieses fest: mit eignem Stiefelknechte
Zieh ich von heut' an mir die Stiefel aus.

Man kann nicht sagen, daß Herr A. G. Eberhardt an der modernen Überschwenglichkeit leide.

Industrielles.

(Die größte Parketenfabrik in Österreich) errichtete der Tischlermeister Hr. Leistler in Wien. Er machte eine Reise nach England, von wo er sämmtliche Arbeitsmaschinen bezog. Dieses großartige Etablissement befindet sich in einem pallastähnlichem Hause, welches der tüchtige und umsichtsvolle Geschäftsmann eigens zu diesem Zwecke in der Vorstadt Mariahilf erbaute.

(Eine neue Maschinenfabrik in Wien.) Die bekannte Maschinenbauanstalt in St. Gallen, welche vor einiger Zeit durch ungünstige Verhältnisse ihrer in Rußland gegründeten Etablissements zu Grunde ging, durch Übergang in andere Hände, aber neues Leben erhielt, wird sich mit ihren vorzüglichsten Werkleuten gänzlich nach Wien übersiedeln und hat deshalb bereits einen Baugrund an dem Donauufer angekauft, worauf die Werkstätte gebaut und mittelst Aufstellung einer Dampfmaschine von 10 Pferdekraft betrieben wird.

(Seidenkultur.) Bei der letzten Generalcongregation in Georgrader Comitate, ist beschlossen worden, in jeder Gemeinde Bücher über die Pflege der Maulbeerbäume und Seide auszutheilen, wie auch jenen, welche sich am eifrigsten in der Zucht von Maulbeerbäumen und in der Cultur der Seide erweisen, eine Belohnung zuzusichern.

Omnibus.

(Ein neuer Wasserdoctor) ist kürzlich in Paris aufgetreten, nachdem ihm dieses Element in Deutschland keine genug ergiebige Lebensquelle werden wollte. Ob Sie, meine schönen Leserinnen, wol den Namen dieses Wasserdoctors errathen? — Es ist der durch seine wasserreichen Stegreifdichtungen hinlänglich bekannte Improvisator: Langenschwarz.

(Goldene und silberne Zähne.) Auf einer nicht fern von den Philippinen gelegenen Insel lassen sich die Einwohner die Zähne ausnehmen, und an deren Stelle goldene oder silberne einsetzen.

(Neuer Verein.) In Marienberg bei Boppart am Rhein hat sich ein Verein: zur wissenschaftlichen Ausbildung der Wasserheilmethode gegründet.

(Ländlich sittlich!) Die Beduinen haben viel Originales in ihrer Begrüßungsweise. Sie gehen nach längerem Wiedersehen wie ein Paar Böcke auf einander los und stoßen die Stirnen mit einer Heftigkeit an einander, die für die Dauerhaftigkeit und den festen Bau ihrer Hirnkasten Bürgschaft gibt.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 5.: „Dir wie mir!" — „O Oskar!" — Dinstag 6.: „Der Bevollmächtigte." — „Die Luftschlösser." — Mittwoch 7.: „Der Doppelgänger." — Donnerstag 8.: „Das Glas Wasser." — Freitag 9.: „Das Epigram." — Sonnabend 10.: „Der Sohn der Wildniß." — Sonntag 11.: „König Lear."

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 147.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 7. December 1842.

Das Rockenweiblein.

Deutsche Sage von Ludwig Gottfried Neumann.

(Schluß.)

Einige Wochen nach diesem Tage ging einst der Vogt im frühen Morgen auf die Jagd. Er kam an den Eingang der Höhle vorbei, in welcher die alte Mutter wohnte. Diese saß vor ihrer Behausung und drehte unablässig die Spindel. „Was spinnst du da, alte Nachteule?“ sagte der Vogt.

„Nun,“ erwiederte die Mutter, „was werd' ich spinnen, einen Faden, Herr Vogt. Da seht nur, wie ich fleißig war. Diese zwei Spuhlen sind schon voll. Und wißt Ihr, wozu mein Gespinnst gehört?“

„Nein,“ sagte der Vogt.

„Wenn ich mit meinem Spinnen fertig, trag' ich meine Arbeit zum Weber, der muß mir zwei Hemden draus machen.“

„Willst du mich höhnen, alte Schlange?“ schrie der Weiberfeind, „ich will dir's schon vertreiben.“ Mit diesen Worten ging er schnellen Schrittes weiter.

„Ein Brauthemd und ein Todtenhemd soll draus werden!“ rief ihm die Mutter nach und spannte dann fleißig fort.

Nach einiger Zeit saß an einem Sonntage der Vogt bei seinem Humpen Wein und suchte durch Trinken die Grillen des Gewissens zu verscheuchen, welche ihm seit Kurzem häufig in dem Kopf umhersummten. Seit jenem Tage, als er mit der Mutter sprach, hatte er eigene üble Launen; dabei war er nicht heftig und aufbrausend; ja er bemühte sich, sanfter mit den Mägden und Knechten zu reden. Tief in seiner Seele fing es ihm an zu gereuen, daß er den beiden Liebenden Clara und Wilhelm drei Jahre ihrer Jugend durch Eigensinn und Neid gestohlen hatte. Als er eben durch einen großen Schluck Wein seine finstern Gedanken hinabzuschwemmen suchte, trat Clara mit einem Packet zur Thüre herein und übergab ihm die beiden Hemden. Das Ihrige gab er ihr zurück und sagte: „Nächsten Sonntag mögt ihr Hochzeit halten; das Gastmahl halte ich euch aus. Mit dem Schloßkaplan werde ich schon reden; von morgen an brauchst du in der Spinnstube nicht mehr zu erscheinen. Jetzt geh' zu Wilhelm und sag' es ihm. Lade in meinem Namen die alte Frau vom Berge zur Hochzeit. Sie möge Brautmutter sein. Jetzt geh'.“

Clara war höchst erstaunt. Bewunderung und Dankbarkeit lähmte ihr die Zunge. Ihr Angesicht, ihr Blick und ihr ganzes Wesen sprach deutlich aus, was ihre Seele empfand. Sie eilte was sie konnte in den Garten; da fand sie bald ihren Wilhelm, theilte ihm ihr Glück mit, und keines von Beiden fand Worte für die unaussprechliche Freude. Sie umarmten sich, küßten einander, und dieser Kuß sagte den Glücklichen mehr als alle Sprachen der Welt.

Nachdem sie ein wenig aus dem Schlummer der Wonne zum Leben erwachten, gingen sie zur Bergfrau und dankten ihr aus voller Seele. Das alte Mütterlein wurde aus Freude über das Glück der Beiden so gerührt, daß ihr heiße Thränen über die welken Wangen herunterrannen. Darauf sprachen die zwei über den Anzug, den sie bei der Hochzeit haben wollen. Hier mußte die Bergfrau allerlei Einwendungen zu machen; da wollte sie statt der blauen Farbe die grüne für das Mieder; dort wählte sie für Wilhelm eine andere Farbe des Spenfers; alles was sie sagte wurde angenommen, und nach ihren Vorschlägen wurde der Plan ausgeführt. Den kommenden Sonntag war in der Früh der Himmel umzogen und trübe, aber gegen Mittag zu verschwand das Gewölke vom Firmament, als wollte sich die Sonne an dem Anblick der zwei Glücklichen erfreuen. Nach 11 Uhr betrat das Brautpaar, unter Begleitung der Hochzeitgäste, den Weg vom Schlosse nach der Kirche im Dorfe. Kaum waren alle vom Schlosse mehrere Schritte entfernt, so zeigte sich der erste Strahl der Sonne, deren Bild den ganzen Tag über keine Wolke mehr verhüllte. In der Kirche freuten sich alle Anwesenden über den Anblick der beiden jungen Leute. Der Bräutigam ging festen Trittes durch die Kirche. Das Bewußtsein seines reichen Glückes verlieh seinem ganzen Wesen Kraft und Sicherheit. Seine kräftige große Gestalt erhielt dadurch einen eigenthümlichen Reiz und manche Brautjungfer sah ihn mit vielem Wohlgefallen an. An seiner Seite ging Clara. Ihre Gestalt war klein und niedlich, ihr Angesicht lieblich und zart, und das Auge braun. Freude leuchtete aus ihren Blicken. Ihr weißes Gesicht hatte auf den Wangen einen leisen Anflug von Röthe. Jeder anwesende Jüngling würde ohne die geringste Widerrede die Stelle des Bräutigams vertreten haben. Je näher das Brautpaar dem Altare kam, desto glühender wurden Clara's Wangen. Nachdem die Vermälung vorüber war, kehrte man zurück in das Schloß. Der Burgvogt hatte ein prächtiges Essen bereiten lassen; auch an gutem alten Wein ließ er's nicht fehlen. Sein Keller hatte tüchtig herhalten müssen. Er und die alte Mutter umgaben die jungen Leute. Alle Gäste waren lustig und gesprächig; wer sonst den stummen Sauertopf spielte, den zwang der Wein zum Reden. Clara und Wilhelm sprachen wenig, dachten sich aber mehr. Der alte Vogt bekam heute den sonderbaren Einfall, Späße zu machen, aber das war nicht seine Sache, über seine Scherze lachte wohl er selber am meisten; höchstens dort und da

ließ Einer aus Artigkeit eine Pflichtlache ertönen. Über solche Ausbrüche der Höflichkeit hatte der alte Mann eine so herzinnigliche Freude, daß er gleich darauf einen neuen albernen Spaß zu Tage förderte. So verging das Essen. Den Nachmittag und Abend über tanzte man; und erst vor Mitternacht gingen die Gäste nach Hause und die Eheleute in ihre neue Wohnung, von den Segenswünschen Aller begleitet. Den andern Tag in der Früh besuchten sie die alte Mutter. Als sie zurückkehrten und durch das Dorf kamen, hörten sie das Zügenglöcklein läuten und als sie fragten, wem es gälte, erfuhren sie, der Vogt sei vor einer Viertelstunde verschieden. Es war ihnen leid und nie in ihrem ferneren Leben vergaßen sie des Mannes, der ihnen die Hochzeit hielt und sie mit reichlicher Aussteuer beschenkte; daß er einstens ihr Quäler war, hatten sie längst vergessen.

Clara und Wilhelm hörten nach dem ersten Jahre in ihrer Wohnung das Geschrei von einem kleinen Kinde. Diese Erscheinung wiederholte sich zehnmal, die Beiden blieben ihr Lebtag glückliche Leute und erreichten ein hohes Alter.

Das alte Mütterlein erhielt in der Gegend seit Claras Verheiratung den Namen: das Rockenweiblein. Von dieser Zeit an kamen öfter Mädchen zu ihr, und baten sie inständigst um ein Nesselhemd; siehe da, innerhalb wenig Monaten fand sich ein Bräutigam für jede Besitzerin eines solchen Hemdes. Wenn nur heutzutage derlei Weißwäsche auch zu bekommen wäre!

Fittiche.

Von Dr. Victor Mekarski Edlen von Menk.

(Fortsetzung.)

(Aëronauten-Corps.) Zu Meudon ward im Jahre 1794 das erste französische Luftschiffer-Institut errichtet. Es bestand aus einem Director, einem Unterdirector, einem Secretär, Magazinverwalter und 60 Zöglingen.

(Aërostatische Telegraphen.) Diese bestehen aus acht Cylindern von schwarzem Wachstaffet, welche in Zwischenräumen von 4 Fuß übereinander hängen; sie sind durch Stricke unter sich verbunden an der Gondel des Luftballs befestigt. Der in der Gondel sitzende Signalist führt aus hoher Luftregion die Correspondenz, indem er mittelst des durch den Boden der Gondel geleiteten Strickes die Taffetcylinder zusammenzieht, wieder auseinander läßt, und auf diese Weise 265 Veränderungen hervorbringen kann. Ein solcher Telegraph soll vorzüglich den Zweck haben, im Kriege namentlich für belagerte Festungen zum Signalisiren verwendet zu werden. Diese Erfindung ist gleichfalls das Ergebniß des ersten französischen aëronautischen Instituts zu Meudon.

(Ein aërostatisches Wettrennen) fand im Jahre 1835 zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs von England in Vaurhall statt. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich versammelt, um diesem Nationalvergnügen zuzusehen, welches zum ersten Male in der Luft versucht werden sollte, nachdem es schon auf der Erdfläche seit Jahrhunderten mit Thieren und Schiffen jeder Art ausgeführt war. In jedem Luftschiffe befand sich eine Person; das Gewicht, die Gestalt und Größe beider Ballone waren gleich; beide stiegen zugleich auf, und hielten sich dicht neben einander, bis der wolkige Himmel Englands sie den Blicken der Zuschauer entzog, und so die Erwartung der zahlreichen Spieler, welche Wetten boten, vereitelten.

(Der zweite französische aëronautische Verein) bildete sich in Paris im Jahre 1835 und bezweckte nichts mehr und nichts weniger, als eine Luftcommunication zwischen Paris und London herzustellen. Der zu diesem Behufe ausgerüstete „Adler Lenox's“ barst wegen Überfüllung mit Gas plötzlich und mit lautem Knalle in demselben Augenblicke, wo er das feste Land verlassen sollte. Dieser Aërostat hatte die Cylinderform und war mit Flügeln u. dgl. versehen.

(Zweite Luftreise von Dower aus) nach dem Continente. Diese unternahmen Esq. K. Green, Robert, Holland und Thom. Monk-Mason. Sie verließen London den 7. November und kamen den 8. November 1836 in dem birnförmigen Aërostaten „Vaurhall“ bei Weilburg im Nassauischen an.

(Die Literatur über das aërostatische Maschinenwesen faßt gegen 300 kleinere oder größere Abhandlungen in sich. Ich schmeichle mir diesen Gegenstand erschöpfend behandelt zu haben, nicht sowohl, weil ich alle darüber erschienenen Schriften sammelte, durchlas und das Beste benützte, oder weil ich das „nonum prematur in annum“ gewissenhaft befolgte, sondern, weil ich künftigen Versuchen dieser Art eine festere Grundlage zu geben beabsichtigte, wodurch das Überflüssige, Gefährliche vermieden, das Nothwendige, Ersprießliche benützt werden kann. Das Werk zerfällt in 4. Bände. Der 1. Band enthält die Atmosphärologie; der 2. die Geschichte der Fliegekunst; 3. das aërostatische Maschinenwesen; 4. über willkürliche Ortsbewegung in den freien Weltenräumen.

(Der dritte aëronautische Verein in Frankreich) constituirte sich im Jahre 1841 zu Paris. Der erste Versuch führte zu keinem Resultate, ohne daß dabei ein wirkliches Unglück sich ereignete.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Erstes Gesellschaftsconcert

am 4. December im k. k. großen Redoutensaale.

Wir haben in den Gesellschaftsconcerten sowohl durch die sorgsame Wahl der gebrachten Compositionen überhaupt, als auch durch deren vortreffliche Aufführungen während einer Folgenreihe von Jahren so viel Ausgezeichnetes gehört; daß wir in Erinnerung dessen billigerweise nur kurz über dieses, glanzlos vorübergegangene Concert referiren zu dürfen glauben. Lachner's Symphonie (F-dur) konnte ungeachtet ihrer vielen längst anerkannten Vorzüge, ungeachtet einer, größeren Theils würdigen Production wenig ansprechen; das öfter Schwankende des Styles, die Wahl einiger, für die Symphonie gewiß zu wenig edler Themata, vielleicht auch einige Monotonie in den angewandten Figuren dürften die Ursachen der, bei der heutigen Production gezeigten, kalten Aufnahme dieses Werkes eines sehr geschätzten Meisters sein. Hr. Hofkapellmeister Lachner hat in allen Zweigen der Composition so sehr Gelungenes geleistet, daß er selbst, auf eine für ihn ehrende Art, zu größeren Anforderungen von Seite des Urtheiles berechtiget. — Dlle. Miller, welche wir bereits früher in einem Concerte hörten, sang eine Arie

mit Chor aus der Oper „Amazilia“ von Pacini; derlei Compositionen fordern offenbar mehr Geläufigkeit und Biegsamkeit in der Coloratur, mehr Sicherheit in den Scalen, als die Sängerin bis jetzt besitzt, und sie bieten noch die große Schwierigkeit, daß ein Outriren im Vortrage leicht peinlich wird. Dlle. Miller wurde vom Publikum mit gegründeter Nachsicht beurtheilt und es ward ihr die Ehre des Hervorrufens zu Theil. — Allein auch Hr. Carl Hering, Mitglied der k. Hofkapelle zu Berlin, wurde gerufen; — er spielte Variationen für die Violine von seiner Composition. Eben jetzt erfreuen wir uns der Anwesenheit zweier der ausgezeichnetsten Violin-Virtuosen: Haumann und Vieuxtemps, und es mag offenbar nur das Bestreben des Hrn. Carl Hering gewesen sein, durch eine zur Anschauung gebrachte künstelnde Individualität sich von diesen beiden Künstlern auf die möglichst crasseste Weise zu unterscheiden, — es gelang in einem kläglich hohen Grade. Von burlesker, gänzlich gehaltloser Effekthascherei, die durch unsichere Intonation noch unangenehmer wird, wendet sich die Kunst erröthend ab; das Talent des Hrn. Hering scheint das Opfer eines unglücklich gewählten Musters geworden zu sein. Die Composition seiner Variationen ist aber auch ganz so, daß damit unmöglich im Ernste eine Frage an unseren Geschmack gerichtet werden konnte. — Die 4. Nummer dieses Conceries war ein Chor aus dem Oratorium: „Die Grablegung Christi“ von Hrn. Ritter von Neukom, welche Composition uns, ungeachtet ihrer edlen Gediegenheit, minder geeignet schien, daß sie aus ihrem inneren Zusammenhange gehoben, einzeln gebracht werde. — Den Schluß machte Weber's Ouverture zu Präciosa.

Thalhof.

Provinzial-Correspondenz aus Graz.

Seit meinem letzten Berichte über das Leben und Treiben unserer Hauptstadt ist wieder ein Monat verstrichen, und treu meinem Vornehmen beeile ich mich, Ihnen Dasjenige mitzutheilen, was mir im Interesse Ihres geschätzten Blattes und Ihrer freundlichen Leser zu liegen scheint, und gleich einem echten Krystallographen das dreiseitig geistige Prisma des Theaters, der Kunst und der Literatur künstlich zu zerlegen.

Da das Theater der Vehikel unseres ganzen Seins und Treibens ist, so gebührt auch ihm wie gewöhnlich der Vorzug, und ich beginne mit der Aufzählung jener Pieces, die im verflossenen Monate als Neulinge über unsere Bühne gingen.

Zum Vortheile des mit Recht geschätzten und beliebten Regisseurs Hrn. Chauer „Bob, oder die Pulververschwörung“ Drama von Th. Hell, und „Industrie und Herz“ Lustspiel von Bauernfeld, von welchen beiden das erstere mit Beifall aufgenommen wurde. Zwischen den beiden Stücken sangen Hr. Pichler und Mad. Fließ zwei Lieder. Hr. Pichler manifestirte sich wie jederzeit als einen Sänger, der die herrlichen Mittel, mit denen ihn die Natur so reichlich beschenkte, wohl zu verwenden weiß, und erhielt verdienten Beifall. Über Mad. Fließ werde ich später zu sprechen Gelegenheit haben. Wie es Hr. Chauer aber über's Herz bringen konnte, dem Publikum ein Schluß-Tableaux wie „Sieben Schwaben auf einer Hasenjagd“ vorzuführen, ist mir von ihm als einem so vielseitig gebildeten Manne gänzlich unbegreiflich.

„Der Generalhofschneider“ von Aldini konnte nur durch das launige Spiel des Hrn. Remark auf den schwachen Beinchen erhalten werden. „Helene oder die Körbe,“ ein Lustspiel von Berger, erlebte hoffentlich nur eine einzige Vorstellung.

Vor allen andern neuen Stücken jedoch wurde die Schickh'sche Posse „die Hammermeisterin aus Steiermark“ auf das beste aufgenommen. Leidet sie gleichwohl an dem allgemeinen Gebrechen aller unserer neuen deutschen dramatischen Producte, an Mangel an Originalität, so wird der letztere durch den witzigen Dialog, durch die netten Couplets und Quodlibets ꝛc. ersetzt und der Zweck, dem Zuschauer einen angenehmen Abend zu gewähren, hinreichend erzielt. Daß unsere beiden Komiker Remark (Mar. Hartmann) und Riener (Hr. v. Worrel), so wie die in der Gunst des Publikums mit vollem Rechte immer höher steigende Dlle. Fränzel (Susanna Eisenblüh) Ausgezeichnetes leisteten; daß in Einem schmetterndes Gelächter erscholl, und Hr. Riener und Dlle. Fränzel sehr oft gerufen wurden, füge ich nur schlüßlich hinzu.

Von ältern Pieces kam der beinahe über 80 Jahre alte „Bettelstudent“ zur Production, der in Hrn. Riener den vortrefflichsten Darsteller fand, und uns nur von neuem bedauern ließ, diesen ausgezeichneten Komiker verlieren zu müssen.

An Opern sahen wir „Montechi et Capuleti,“ „Robert,“ „Lucrezia Borgia,“ „Puritaner,“ „Norma,“ „Freischütz,“ „Nachtwandlerin,“ und ganz neu inscenirt „die Jüdin.“

Letztere wurde zum Vortheile der Dlle. Hoffmann gegeben, welche die Titelpartie sang. Stimme, Vortrag, Spiel, diese Hauptingredienzien einer Sängerin, die auf Rai Anspruch machen will, finden sich mit einer hübschen Theatergestalt in Dlle. Hoffmann auf eine überraschende Weise vereinigt, so, daß wir ihr unter den hiesigen Sängerinnen nicht nur allein kühn die Palme des Verdienstes reichen; sondern sie auch mit Fug und Recht unter die besseren Sängerinnen unseres deutschen Vaterlandes rechnen können. Die Durchführung des schwierigen Partes der Sara gab einen neuen Beweis für die Richtigkeit dieses allgemeinen Urtheils über Dlle. Hoffmann.

In dieser Oper sang Mad. Fließ die Isabella. — Ich habe in meinem letzten Referate die Idee ausgesprochen, Mad. Fließ dürfe uns mit der Zeit vielleicht Dlle. Rettich ersetzen; damals schon urtheilte ich nur unbestimmt; ihre Leistungen jedoch bisher lassen jetzt mit Überzeugung festsetzen, daß dieses nie der Fall werden wird. Mögen gleich einige ihrer Freunde sie vielleicht noch über Dlle. Rettich erheben, so kann ich nicht umhin, der, gelegenheitlich ihres Gastspieles am Kärntnerthortheater, in Ihrem geschätzten Blatte ausgesprochenen Meinung beizupflichten, daß es Mad. Fließ zwar nicht an Lebendigkeit des Vortrages und der Darstellung, aber an der Hauptsache, einer klangvollen Stimme, gebreche. Ist Mad. Fließ gleich in früherer Zeit eine vorzügliche Sängerin gewesen und jetzt für eine Provinzialbühne immer noch eine schätzenswerthe Acquisition, so sollen doch manche so ausgezeichnete Kunstrichter das „Gewesen“ nicht mit dem „Sein“ verwechseln; und eine wohlstudierte Effekthascherei nicht für natürliches, angemessenes Spiel halten. Weit entfernt, diese meine Meinung über Mad. Fließ als Norm geltend machen zu wollen, so bin ich überzeugt, daß ich sie im Geiste eines großen Theiles des Publikums ausgesprochen habe.

In der obenerwähnten Oper „die Jüdin“ verdient übrigens auch Hr. Ulram (Comthur) vorzügliche Erwähnung. Die übrigen Partien waren durch Hrn. Erl (Eleazar), Henkel (Arnauld) und Leibl (Theobald) besetzt.

Da ich heute dem künstlerischen Wirken unserer Heimat einen eigenen Abschnitt in meinem Referate einzuräumen mir vornahm, so will ich von den Bühnenneuigkeiten abbrechen, und in Kürze das Neueste im Gebiete der Kunst berichten.

Hr. Schmutzer und Hr. Skerle gaben ein großes Concert im ständischen Landhaussaale, in welchem der erste auf dem Violoncello, der Letztere auf dem Contrabasse Vorzügliches leisteten, obgleich das Instrument des Letzteren meines Erachtens wohl nicht geeignet, seinen ihm angewiesenen secundären Platz im Orchester mit einem selbstständigen zu verwechseln.

Ein Violinconcert des hiesigen Orchestermitgliedes Hrn. Eller war weniger besucht, wenngleich der noch junge Künstler, ein Schüler des verstorbenen hiesigen Orchesterdirectors Hysel, geehrten Andenkens, auf seinem Instrumente von der Kunst die wahre Weihe erhalten zu haben scheint.

Das neulich von mir angezeigte lithographische Werk: „Malerisches Album des Grazer Schloßberg's,“ von Hrn. Kreiscommissär August von Mandl ins Leben gerufen, ist nun vollendet, und enthält unter andern einige vorzügliche Zeichnungen der Frau Baronin von Welden, Gattin des Herrn Feldmarschallieutenants Baron von Welden, des Restaurateurs unseres Schloßberges, und der Comtesse von Rothkirch.

Die hiesigen hohen Herren Stände, in Anerkennung des großen Verdienstes, das sich der verstorbene k. k. Bergrath von Mohs, einst Professor am hiesigen Joaneo, durch die Begründung eines wissenschaftlichen Systems der Mineralogie um die ganze gebildete Welt erwarb, und beseelt von dem Wunsche, den Namen und das Bild eines so großen Mannes auch den Bewohnern unseres Vaterlandes, für das er als Naturforscher und Lehrer zuerst gewirkt, nicht so leicht vergessen zu machen, haben einen eigenen Platz im botanischen Garten des hiesigen Joaneums bestimmen lassen, wo

die Büste des Gefeierten aus Gußeisen aufgestellt werden wird. Der Piedestal, mit den denselben verzierenden Emblemes (kolossalen prismatischen, rhomboedrischen und pyramidalen Krystallgestalten), ist bereits aufgestellt, und wir sehen dem Augenblicke entgegen, wo wir in Mohs Büste, einen neuen Kunstschatz unserer Hauptstadt, aufweisen werden können.

Auch in literarischer Beziehung fängt ein thätigeres Leben in unserem freundlichen Graz an, und es wird in Kurzem einem dringenden Bedürfnisse für den Heimischen und Fremden durch die Erscheinung eines neuen Werkes über unsere Hauptstadt abgeholfen werden, welches unter der Ägide Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann unter dem Titel: „Graz, ein naturhistorisch-, statistisch-, topographisches Gemälde dieser Stadt und ihrer Umgebungen," in Druck gelegt werden wird. Die Namen der Herausgeber, wohl jedem wissenschaftlich Gebildeten längst bekannt, sind: Dr. Schreiner, Professor der Staatenkunde, Dr. Albert von Muchar, Professor der Philologie an der hiesigen Universität, Dr. Unger, Professor der Zoologie und Botanik am Joaneo, und Dr. Christian Weigelein, practischer Arzt. Die Zeichnungen werden von Conrad Kreutzer besorgt und im Kunstverlage zu Carlsruhe in Stahl gestochen.

Von dem obgenannten Professer Dr. Unger steht übrigens in wenigen Tagen noch ein neues, höchst interessantes Werkchen zu erwarten: „Die Pflanze im Momente der Thierwerdung beobachtet," welches unter den Naturhistorikern durch die Scharfsinnigkeit der, über die angestellten Beobachtungen einer Pflanze (Wocheria clavata), entwickelten Theorie ziemliche Sensation erregen dürfte.

Schlüßlich nun noch die Nachricht, daß der gute ehrliche „Aufmerksame," der redliche Begleiter unserer politischen Zeitung, der dem Kunstgourmand freilich nicht viel, einem gesunden wohlgezogenen Magen jedoch immer Genügendes brachte, nach einer dreißigjährigen Wanderung sein Geschlecht ändern, und vom neuen Jahre an in Weiberkleider gehüllt, als „Styria" seinen Kreislauf antreten muß.

Möge der vaterländische Genius eine größere Macht auf unsere Literaten ausüben, das heimatliche Journal mit ihren besseren Geistesfindern zu unterstützen, um wenigstens seinem Namen Ehre zu machen.

—l—.

Naturhistorisches Kabinet.

(Zwei schöne und seltene Schlangengattungen Brasiliens) sind die marmorirte Sepedon und die Korallen-Prunkadder.) Die eine ist brennend roth mit weißen Flecken gemischt, der Bauch ist gelb und in der schief nach unten stehenden Schnauze befinden sich Giftzähne. Sie erlangt eine Größe von 4 Schuh. Die andere ist von zinnoberrother Farbe mit schwarzen, grünlich weißgesäumten Gürteln. An jeder Kieferseite ist ein Giftzahn; diese Korallen-Prunkadder wird nur 2 bis 3 Fuß lang. Die Eingebornen von Brasilien scheuen sich nicht vor dieser letzteren, sondern fangen sie lebendig und tragen sie als schöne Zierde um den Hals. Der Jäger, welcher jenen mit Pflanzen dicht überzogegen Waldboden betritt, staunt überrascht und erfreut, wenn er auf dem grünen Teppich die brennendrothen Ringe dieser zierlichen Schlange glänzen sieht. Die Korallen Prunkadder gehört übrigens nicht zu den schnellen Schlangen und kann leicht eingeholt werden.

(Schwimmende Inseln.) Auf dem See Derwentwater in der Grafschaft Cumberland befindet sich eine Insel, die in den letzten 40 Jahren zwölfmal über dem Wasser erschienen ist. Am 8. September d. J. soll sie nach dem Carlisle Patriot wieder an zwei Stellen, etwa 40 Yards von einander, aufgetaucht sein, auch scheint sie sich täglich zu vergrößern. Die Neugierde, was da noch daraus werden wird, ist natürlich nicht gering, und eine Menge Personen ergreifen die Gelegenheit, diese merkwürdige Erscheinung mit eigenen Augen zu sehen.

Eben so treiben auf den Seen bei Kaschemir viele Inseln umher und gewähren dem Fremden einen ganz eigenthümlichen Anblick. Es sind dieß aber nichts anderes als künstlich angelegte Gurken- und Melonenbeete. Die Bewohner des Thales von Kaschemir wissen nämlich auch der Oberfläche des Sees ihren Ertrag abzugewinnen. Sie breiten eine dicke Matte auf die Wellen, und bestreuen dieselbe mit einiger Erde. In kurzer Zeit wächst aus derselben schon das Gras hervor und das Ganze wird dicht und fest. Im nächsten Jahre werden Gurken und Melonen darauf gesäet, die man dann mittelst eines Bootes erntet.

(Eine weißgefiederte Schnepfe). Das erste bekannte Exemplar dieser Gattung hat sich bei Terrington in Devonshire angesiedelt, und 5 Jahre hindurch dasselbe Nest bezogen. Aus Besorgniß, diese naturhistorische Seltenheit möchte nach der nächsten Wanderung nicht wiederkehren, wurde sie geschossen und dem Naturalienkabinet daselbst einverleibt.

Taschenbücherschau.

V.

Iduna. — Das Veilchen. — Der Freund des schönen Geschlechts, für 1843. Wien bei Franz Riedl's sel. Witwe und Sohn.

Wenn im weiten Garten der Poesie die großen, mit vielem Aufwande ins Leben tretenden, und mit kostbaren Kupfer- und Stahlstichen prangenden Taschenbücher als Tulpen und Sonnenblumen betrachtet werden können, so erscheinen uns diese drei kleinen, unzertrennlichen Gefährten als niedliche Geraniums und Reseden, die sich ganz bescheiden vor jenen Prachtblumen des Gartens zurückziehen, dabei aber doch lieblich duften und eben durch ihre Bescheidenheit das größere Publikum anziehen. Auch diesmal erschienen sie wieder diese kleinen, niedlichen Almanache, und brachten nebst einigen sehr netten Stahlstichen, dann Modebildern, ferner einem Kalender für 1843 und mehren wichtigen tabellarischen Übersichten, mehre gute Erzählungen und Gedichte von J. G. Seidl, Franz Hitzinger, Gustav Fels, J. P. Weiner, J. V. Sonntag, Anton Uyß, T. L. Halfred, Aug. Schilling, Myller, Anna Siegerist, Freih. v. Wend, Carl Edm. Langer, und mehren andern Autoren, so daß eben durch diese kleinen Taschenbücher sowohl für den Nutzen, als auch die Erhelung und angenehme Zerstreuung der Leser bestens gesorgt ist.

Concert-Anzeige.

Der Violinvirtuose Hr. Theodor Haumann gibt am 11. d. M. um die Mittagsstunde ein Concert im k. k. Redoutensaale, dessen reinen Ertrag er „zur sogleichen Vertheilung für Winterbedürfnisse der Armen" bestimmte. Die Redaction dieser Blätter erlaubt sich auf dieses Concert besonders aufmerksam zu machen, und der Ruf wahrer Virtuosität und zugleich der Wohlthätigkeit kann gewiß von den kunstsinnigen und edlen Bewohnern Wiens nicht ungehört bleiben. Die zur Aufführung kommenden Musikstücke sind: 1. Ouverture. 2. Grand Concerte erster Satz, componirt und vorgetragen von Haumann. 3. Rondo nell opera: Il nuove Figaro, del Maestro F. Ricci, gesungen von Helene Fischer, großherzoglich hessischen Hofopernsängerin. 4. Orchestertonstück. 5. Andante et Rondo russe für die Violine, von Beriot, (auf Verlangen) vorgetragen von Haumann. 6. Arie. 7. Air varié über ein Original-Thema für die Violine, componirt und vorgetragen von Th. Haumann. Eintritts- und Sperrsitzkarten sind vorläufig in der k. k. Hof-Musikalienhandlung des Hrn. Haslinger, des Hrn. Mechetti und in der Musikhandlung des Hrn. Diabelli und Comp. zu haben.

Omnibus.

(Rindenbrot.) Das finnische Landvolk lebt in der Regel von Rindenbrot. Die innere Rinde der Fichten wird getrocknet, mit Mehl zusammengeknetet und sodann gebacken — das ist das Brot der Finnländer.

(Eine der sehenswerthesten und seltensten Sammlungen) verschiedener Steinmassen, welche sich als Abnormitäten im menschlichen Körper gebildet haben, besitzt der zum Wohle der Menschheit fortwährend thätige Professor Wattmann an der Wiener Universität.

(Clement's Geige) (die Geige des kürzlich verstorbenen Violonisten Clement), ein gewöhnliches Instrument, soll von einem in Wien anwesenden Engländer um die Summe von 500 fl. angekauft worden sein.

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 148.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 10. December 1842.

Kardanus.

Novelle von Fridelin Freiherrn von Wend.

I.

„Er treibt es zu arg," sagte der joviale Medicinalrath Olius zu Gattin und Tochter. „Ich habe ihn auf mein Gütchen eingeladen, in der Hoffnung, seinen wirklich naturwidrigen Fleiß durch verschiedene Künste der Verführung zu brechen, umsonst! — Da hockt er Tag und Nacht über seiner Preisschrift, und läßt Landgut Landgut sein. Als ich ihm gestern die schöne alte Eiche in der Fasanerie zeigte, sagte er blos: kein Offizinalkraut! Der Mensch schwindet vor eitel Ehrsucht ganz zusammen; er nimmt langsam ab wie die Homöopathie."

„Hast du ihm schon gesagt, daß wir nach Heimberg fahren wollen?" fragte die Räthin.

„Jetzt eben komme ich von ihm," erwiederte Olius. „Er hat mich um Entschuldigung, und bemerkte, er sei eben recht im Zuge mit der Preisschrift. Heimberg möge eine ganz vortreffliche Gegend haben, aber er könne sich dies Alles, da er einst viel botanische Ausflüge gemacht, sehr gut im Zimmer vorstellen, und eine Gegend sei überhaupt nichts Seltenes, Gegenden gebe es überall."

„Er ist ein Narr," meinte die Räthin.

„Zugegeben!" sagte der Medicinalrath; „ich hätte ihm auch bald erwiedert, ein Narr ist auch nichts Seltenes, Narren sieht man überall, aber er hätte mit einem bedeutungsvollen Blicke auf mich antworten können: Das ist wahr! darum schwieg ich."

Clara hatte sich von ihrem Sitze am Fenster erhoben und sah hinaus. Als sie sich wieder umwendete, konnte man auf ihrem blassen, durchsichtig zarten Gesichtchen den Ausdruck einer tiefen Trauer bemerken.

Die Räthin schlug vor, unbekümmert um den verrückten Preisbewerber, auszufahren.

Clara setzte mit allen Anzeichen der trostlosesten Apathie, nämlich ohne sich im Spiegel zu besehen, ihr blaßrothes Hütchen auf. Das schneeweiße Kleid, das sich an den jugendlich schlanken, weichen Leib traut und holdselig anschmiegte, die Rose an der inneren Seite des einfach zierlichen Hütchens, unter welchem grünblondes Haar an den weißen Schläfen fromm herabgescheitelt war, und der ergebungsvolle Schmerz in ihrem lilienzarten Antlitz, gaben ein sinniges, rührendes Bild.

Jener, welcher einem unschuldvollen Herzen so großen Schmerz gebracht, saß indessen gänzlich in seine Arbeit vertieft, einsam am Schreibtische. Er hatte eben geendet, und lehnte sich mit einem tiefen Athemzuge im Sessel zurück. „Vollbracht!" flüsterte er. „Wer hat wohl solche Worte über Physiologie der Pflanzen gesprochen! so streng begründet, und doch so frei und frisch dem Geheimnisse des Naturlebens abgelauscht!"

Der junge Doctor, wir nennen ihn Moltis, stand auf, und schritt zur Erholung im Zimmer auf und nieder. Im Vorbeigehen fiel sein Blick auf den Bücherkasten. Eine Aufschrift am Rücken eines Buches erregte seine Aufmerksamkeit. Es war das Werk: „Leben und Lehrmeinungen berühmter Physiker am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, herausgegeben von Aixner und Siber." Moltis blätterte darin und wurde von der höchst merkwürdigen Biographie des Hieronymus Kardanus, eines italienischen Gelehrten, sehr angezogen. Dieser gibt selbst Nachricht über seine Schriften. Er verfaßte 27 Bücher über Medicin, 38 Bücher über die freien Künste, 7 über das Geheimniß der Ewigkeit, 6 über Gotteskunde, 4 über das Schicksal, 1 über das Schachspiel, dann eine Masse anderer Schriften über Arithmetik, Geometrie, Musik u. s. w. Kardanus besaß seinem eigenen Geständnisse zufolge eine glühende maßlose Ruhmsucht, und folgender von ihm selbst gedichteter Wahlspruch zeigt für die begeisterungsvolle Kraft dieses Gefühles:

„Non me terra tegat, sed coelo raptus in alto,
Illustris vivam docta per ora virum
Quidquid venturis spectabit Phoebus in annis
Kardanos noscet, nomen et usque meum."

zu deutsch:

„Nicht der Erde verfall' ich, sondern zum Himmel entfliegend,
Waltet ewig im Mund' wissender Männer mein Ruhm.
Was in kommender Zeit der göttliche Phöbus beleuchtet
Kennt, und ehret zugleich, Kardanus Namen gewiß."

Moltis warf das Buch zur Erde und rief, indem er mit einem Blicke, in welchem kalte Verzweiflung und feindseliger Spott kämpften, zum Himmel sah: „Ein sauberes Geschenk dieser Unsterblichkeitshunger! Sei verwünscht du schwindsüchtiger Harlekin im Sternenmantel! Dir du qualvoller Hunger nach Unsterblichkeit habe ich jeden sterblichen Hunger, den ich auf die angenehmste Art befriedigen konnte, aufgeopfert, habe die Hesperidenäpfel des Lebensgenusses, nach welchen schon das rothwangige Kind seine Händchen ausstreckt, von mir gewiesen, weil du trauriger Harlekin im Sternenkleide eine sehr wichtige Miene zogst, und dergleichen thatst, als hättest du unter deinem gleißenden Opernmantel ganz andere herrlichere Dinge verborgen. Dieser Kardanus, der das Universum durchforschte, — wer weiß von ihm? ich selbst spreche seinen

Namen zum ersten Male aus. Wäre es nicht besser für ihn, er hätte eine Universalerdbeeren-Pomade wie Einer in Graz erfunden? Jeder Erfinder hält sich für ein Genie. Er hätte also das Gefühl der Genialität, und zugleich den Vortheil genossen, daß er sein Genie tiegelweise verkaufen konnte, während er als Mann der Wissenschaft ein karges ruheloses Leben führte."

„Nicht der Erde verfall' ich, armer Karbanus!"

Moltis wurde in seinen düsteren Betrachtungen durch das Dienstmädchen unterbrochen, welches ihm Erfrischungen brachte; darunter befanden sich auch Ananaserdbeeren, deren er am heutigen Morgen gegen Clara als seiner Lieblingsfrucht erwähnt hatte.

Hastig trug Moltis dem Mädchen auf, die Früchte zu seiner Herrschaft hinüberzutragen, er wolle sie in Gesellschaft verzehren.

„Sie sind Alle fort," erwiederte das Mädchen.

„Das Fräulein Clara auch?" frug Moltis, als ob sich das nicht von selbst verstände.

„Freilich," antwortete die Plauderin. „Die Ärmste, Sie muß Verdruß gehabt haben, denn sie sah sehr traurig aus, und ich bemerkte ganz deutlich Thränen in ihren Augen.

II.

Schloß Lindheim lehnt sich sehr malerisch an einen Park dessen mächtige Bäume stolz über das Dach des Schlosses emporrauschen. Da die Besitzer dort nur sehr selten einsprechen, so hat die Frau des Schloßaufsehers um so freieres Spiel für ihren Unternehmungsgeist, der sich auf die Errichtung eines kleinen Milch- und Kaffeeschankes, großentheils auf den Zuspruch der Einwohner des nahen Städtchens berechnet, geworfen hat. Dort hatte die Familie des Medicinalrathes Platz genommen; ohne jedoch die gehoffte Erheiterung zu finden, da Claras trübe Stimmung jedes leichtgeschürzte Gespräch sinken machte.

Ein Reiter, der über die große Wiese heransprengte, zog Aller Blicke auf sich. In Claras Angesicht folgte auf ein Erbleichen schnell eine hohe Röthe. „Das ist Moltis," flüsterte sie. Die Eltern trauten ihren Augen kaum, sie sahen Moltis noch nie zu Pferde.

Mit der wärmsten Herzlichkeit empfangen, zeigte sich Moltis heute so begeistert fröhlich, wie sonst verstimmt und gedankenvoll. Claras Wangen brannten in rosiger Lache. Man beschloß einen Gang durch den Park. Moltis schritt mit Clara voran. Sie äußerte ihre Verwunderung, daß er seine Studien verlassen. „Das geschah Ihretwegen," erwiederte er, und sein Blick traf mit dem Ausdrucke sehnsüchtiger, aber ehrerbietiger Zärtlichkeit den ihrigen. — Wenn es je ein Gefühl gibt, welches die Brust des vulkanischen Gebildes „Mann" genannt ganz ausfüllt, ohne einen Mißklang irgend einer nahe liegenden Leidenschaft anzuregen, so ist dies das Erkennen des Liebesglückes, welches er einem liebenswürdigen und unschuldsvollen Wesen bereitet. Moltis genoß diese selige Empfindung, als er Clara betrachtete. „Ich wäre durch die Wüste Sahara geritten," sagte er, „um Ihnen für Ihre Güte zu danken." Er erwähnte der Ananaserdbeeren. „Ich habe mich dieser zarten Aufmerksamkeit nie verdient gemacht, und war noch vor kaum zwei Stunden nicht fähig zu begreifen, daß Milde ein Himmel ist, der sich über alle Wesen voll Sonnensegen und Lerchenjubel hinüberspannen will, während irgend ein unglücklicher Einzelner, solch einer wie ich es war, diesen Himmel absichtlich und frevelnd verläugnet, indem er unter dem goldstarrenden kleinen Traghimmel der Ehrsucht und der Eitelkeit kalt und sonnenlos dahin wandelt, die große reiche Schöpfung verhöhnend, weil sie ihm nicht das Vorrecht gegeben hat, den blauen Himmel und des Lebens Milde und Seligkeit als besondere Auszeichnung für sich allein zu schauen und zu genießen."

(Schluß folgt.)

Fittiche.

Von Dr. Victor Melarski Edlen von Menk.

(Schluß.)

(Der erste aëronautische Verein) in Deutschland constituirte sich unter dem Präsidium des Fürsten Thurn und Taxis in Nürnberg zu Anfang des Jahres 1842.

(Der erste metallne Aërostat.) Leinberger, Physiker und Mechaniker zu Nürnberg, baut einen Aërostaten von Messingblech in Cylinderform. Ein Luftgetriebe, durch eine Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, soll nach dem Princip der archimedischen Schraube in den luftstillen Regionen wirken. Beinebst wird die Luftmaschine mit einer Selbstgasbereitungs-Vorrichtung versehen sein. Hiedurch soll die Verticallenkung vollkommen erreicht werden, und bei minder günstigem Winde 100, bei günstigem 200 deutsche Meilen in einem Tage zurückgelegt werden können. Er gibt ferner die Verheißungen von einer Stadt zur andern zu fliegen, und um dieses großartige deutsche Nationalwerk zu vollenden, ladet er allenthalben ein, Actien à 5 fl. pr. Stück zu kaufen. — Der Inhalt des Aërostaten soll 83,000$^{9}/_{10}$ Kubikfuß fassen!

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Zweite Vorstellung der französischen Künstler unter der Direction des Hrn. Trouillet. Dinstag, den 8. December.

„Ich weiß," sagt Sterne im „Tristram"; „es gibt in der Welt Leser, so wie auch andere gute Leute, die gar keine Leser sind, die sich höchst unbehaglich fühlen, so lange man sie nicht von Anfang bis zu Ende in alle irgend etwas betreffende Geheimnisse eingeweiht hat." Trotz dieses schönen Satzes bin ich nicht im Stande, die Leser darüber aufzuklären, warum Hr. Ancelot (de l'académie française), der Verfasser des Dinstag gegebenen Stückes: l'ami Grandet, dieses Lustspiel, welches in Salons von Herzoginnen und Generälen spielt, ein Vaudeville nannte? etwa der zwei bis drei höchst dürftigen Chansons wegen? Warum er diese Donna Diana-Geschichte, die doch Calderon schon viel besser auf die Scene brachte, nicht lieber ganz unbearbeitet ließ? Warum er zur Verarbeitung einer höchst einfachen Handlung drei langweilige Akte brauchte, da er es mit zwei kurzweiligen hätte besser richten können? Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen ist in den Pariser Theaterverhältnissen zu suchen, welche aber höchstens dort Geltung haben können, daher all diese Localrücksichten billig wegfallen sollten, wenn solch ein Stück das Weichbild der französischen Hauptstadt überschreitet. Für unsere Leser nur so viel: Das in Rede stehende Stück mißfiel zwar nicht, machte aber keinen sonderlichen Eindruck auf die Zuhörer, wiewohl es im Ganzen gut gespielt wurde. In dieser Hinsicht ist Mad. Benzeville zuerst zu nennen, welche in der Rolle der koketten Herzoginn von Langeais eine glück-

liche Repräsentationsgabe, die von einem klangvollen Organe unterstützt wird, zeigte; doch sagten ihr die sentimentalen Stellen ihrer Rolle mehr zu als die Fröhlichkeit athmenden, in welchen die Darstellerin eher affectirt, als naiv-kokett erschien. Hr. Segny, der den Grandet gab, ist ein verdienstvoller Schauspieler, der vielleicht keine Partie verdirbt, aber auch keine zu einer höhern Bedeutung erhebt, oder spätere Leistungen müssen unser Urtheil über diesen Darsteller, den wir bis jetzt in zwei Rollen sahen, modificiren, was wir mit Vergnügen bekannt machen würden. Noch ist Hr. Beuzeville zu nennen, der in der Rolle des Generals etwas mehr Feuer hätte entwickeln können (mindestens in jenen Scenen, wo die Kälte nicht vorgeschrieben ist). Liebhaber bleibt Liebhaber, ob er zwanzig oder vierzig Jahre alt ist, ja je älter, desto feuriger muß er seyn, da das Ziel seiner Wünsche auch schwerer erreichbar ist. Aber ein vierzigjähriger „Don Cäsar" kann nur ein Unding, oder eine Ancelot'sche Phantasiefigur sein. Die übrigen in untergeordneten Partien Beschäftigten wirkten entsprechend mit. Es waren die MM. Philippe und Gouffier, und die Mdme. George (cabette), E. Sen und Alexandrine. Vorher wurde ebenfalls zum 1. Male gegeben: „Le vieux Garçon et la petite fille," von Scribe. Dieser alte Bursche hatte einen wegen einer Heirath enterbten Neffen, der ihn, unter dem Vorgeben, er habe 10 Kinder, wieder zu versöhnen sucht. Er hat aber nur ein kleines allerliebstes 10jähriges Mädchen, welches es über sich nimmt, dem alten Onkel die übrigen 9 nur in der Phantasie existirenden Geschwister vorzuspielen. Das Ganze ist also nichts anderes, als ein für ein Kind geschriebenes „Lustspiel im Zimmer" u. dgl., und die Rolle der Mathilde wurde von der 10jährigen Nanine Monet mit einer Vollendung gegeben, die bei einem erwachsenen Schauspieler wohlgethan hätte. Die kleine Künstlerin wurde mit vielem Beifalle beehrt. Die übrigen Figuren in diesem Vaudeville sind nur Staffagen und die einzige Rolle des Mr. Dubocage tritt etwas mehr in den Vordergrund. Hr. Monet, der Darsteller derselben, verlieh ihr so viel Wirksamkeit als nur immer möglich, auch ist die äußerst deutliche Aussprache dieses Schauspielers, besonders vis-à-vis eines deutschen, Publikums, sehr zu loben, da ein solches, oder wohl ein großer Theil desselben nicht mit der Schnelligkeit einheimischer Zuhörer allen Nuancen des Dialoges zu folgen im Stande ist. — Das Theater war eben so voll wie das erste Mal. Scs.

Zweites Concert

des Hrn. und der Mad. Wartel am 6. December.

Wir haben uns bereits in einem früheren Referate über die Vorzüglichkeit dieses Künstlerpaares ausgesprochen und sind überzeugt, daß in jedem folgenden Concerte des Hrn. Wartel die ellatante Anerkennung von Seite des Publikums es darthun wird, wie der Geschmack des letzteren wirklich auf die edlen Anforderungen an die Kunst und nicht auf schillernde Künstelei basirt ist. Das deutsche Lied, in dessen reichem Gebiete so viel Schönes ersproß; welches erhabenen Blickes seine Wege zieht und für die Palme der Empfindung gerne den Lorbeer des Ruhmes tauscht: es muß so gesungen werden, wie Hr. Wartel Lieder singt. — Er brachte in diesem Concerte: **Prière de la Niobe** von Pacini, das Schifferlied, das Sterbeglöckchen von Schubert, Beethoven's erhabenen Gesang mit Worten von Belanger: „Puissance de Dieu" und das liebliche Liedchen: „Si j'étais Ange," gedichtet von Kermainguy, Musik von Monyon, welches wegen seines recht hübschen Textes und seiner ansprechenden, ganz im französischen Geiste der Wort- und Tondichtung gesungenen Melodie so sehr gefiel, daß es einstimmig zur Wiederholung verlangt wurde. Für uns war Schubert's „Sterbeglöckchen" die liebste Gabe des gemüthreichen Sängers.

Übrigens hörten wir in diesem Concerte Beethoven's Grand Trio von Mad. Wartel, Hrn. Mayer und Hrn. Bagge. Die Produktion dieses berühmten Trio's konnte uns nicht ganz befriedigen; sie war, was ein gescheider Mann von der Architektur sagte, „gefror'ne Musik." — Mad. Wartel trug ferner auf einem vorzüglichen Bösendorfer'schen Claviere die von ihr arrangirten **Souvenirs du Freyschütz** vor, und erhielt für ihr geläufiges und nettes Spiel viel Beifall.

Dlle. Betti Müller declamirte ein sehr effectreiches Gedicht von Hrn. Saphir. Sie hat ein schönes, sonores Organ und trug das Gedicht übrigens gut vor, nur sprach sie anfangs so leise, daß auf der Gallerie des Saales kein Wort verstanden werden konnte, da doch die Dame später zu sehr zeigte, welcher Kraft sie fähig ist.

Das Concert war sehr besucht, und hatte sich der Gegenwart Allerhöchst Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter zu erfreuen. Thalhof.

Erstes Concert

des Hrn. H. Vieuxtemps, am 8. December im k. k. großen Redoutensaale.

Oft haben wir es schon erlebt, daß sich sehr frühe entwickelnde Talente in späteren Jahren tiefer stellen oder sogar am Horizonte der Kunst verschwinden. Vieuxtemps hat wie Ernst, oder wie der Wunderknabe Liszt, tüchtig Wort gehalten mit Erfüllung jener großen Erwartungen, die wir von ihm zu hegen berechtiget waren, und welche ein glänzender Ruf im vorhinein bestätigte. Wiens Publikum hängt mit begünstigender Vorliebe an vollendeten Künstlern, deren Entwicklungs-Periode oder deren erste Aussprüche von hoher Berufenheit es fördernd und bestätigend aufnahm und Hr. Vieuxtemps hat auch aus dem ihm gewordenen Empfange von einer großen und gewählten Versammlung erfahren, daß sein Andenken in Wien nicht erlosch. Seine Vorzüge hier alle aufzählen wollen, hieße unnöthig Druckzeilen machen, man muß ihn hören, nicht von ihm lesen. Hr. Vieuxtemps spielte sein neuestes Violin-Concert in E-dur, Allegro, Andante und Rondo; dasselbe, welches Hr. Theodor Hauptmann in seinem zweiten Concerte mit großem Beifalle vortrug und über dessen schöne Composition wir uns in dem betreffenden Referate bereits hinlänglich aussprachen. Wenn Hr. Vieuxtemps so componirt, wenn er so zu instrumentiren versteht, so ist ihm auch zu seinem Talente als Compositeur Glück zu wünschen; denn obwohl mehre Gedanken der Prinzipalstimme uns minder originell vorkamen, so vergißt man dies gewiß durch die schöne Behandlung des Ganzen. Daß Hr. Vieuxtemps die Schwierigkeiten seiner Composition löst, versteht sich wohl von selbst und wir haben diesen Theil seiner Conception, die Billigkeit heischt diese Erwähnung, wenigstens eben so vorzüglich jüngst gehört. Doch am meisten enthusiasmirte die Schönheit seines Tones und sein ausgezeichneter, zarter, in allen Nuancirungen vollkommen ausgebildeter Vortrag, rücksichtlich welcher letzteren Beziehung die zum Schlusse gespielte Phantasie: **La Sentimentale** die meiste Gelegenheit bot, und die vom Publikum, so wie das sehr dankbare, schöne Rondo des Concertes besonders ausgezeichnet wurde. Der Künstler erhielt stürmischen Beifall, wurde öfter gerufen und ich möchte sagen, mit liebevoller Anerkennung überhäuft. Ein wenig störend erschienen uns die zu langen Pausen nach den Orchester-Ritornells und vor dem Eintreten der Soli; wozu dies, da jene doch offenbar nur Vorbereitungen für diese sind und durch eine solche, die Erwartung auffordernde Pause der Zusammenhang leidet? —

Mad. Brünning-Wohlbrück sang ein recht vorzügliches Lied von Hrn. Marschner, und obwohl uns dessen Vortrag nicht so ganz der eines Liedes schien, so überraschte die mit allem Grunde so sehr beliebte Künstlerin durch den sonoren Klang und die Stärke ihrer Stimme, welche, wenn auch ein klein wenig forcirt, sich ihre volle Geltung gegen das Orchester in diesem großen Locale zu sichern wußte. Mad. Brünning wurde sehr beifällig gerufen. Eben so Hr. Hölzel, welcher in einer recht deutlich italienisch componirten Arie aus der Oper „Rosmonda d'Inghilterra" von Otto Nicolai durch seine schöne Stimme sowohl wie durch das vollkommen richtige Verstehen auch solcher Gesangsweisen, seine Mitwirkung über die gewöhnlichen Ausfüllungsnummern in Concerten wesentlich erhob.

Das Orchester des k. k. Hofoperntheaters führte unter der Direction des Hrn. Hellmesberger Cherubini's „Anacreon" Ouverture mit gewohnter Präcision auf.

Dem Concerte ward die hohe Ehre des Besuches von der allerhöchsten kaiserlichen Familie zu Theil. Thlf.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Das seltsame Schiff.) Gegen Mitternacht, erzählte ein alter

Seefahrer, erreichten wir die Leuchten von Algier, und mit ihnen öffnete sich eine Decoration des Firmaments vor unsern Augen, die nur der Süden in solcher magischer Pracht, am klaren durchsichtigen östlichen Horizonte. Im Westen war rabenfinstere Nacht, schwarze schwere Wolken hingen in dichten Massen herab, und bildeten eine gräuliche Wand, in welcher bald ein tobendes Gewitter losbrach, und Blitz auf Blitz sie durchzuckten.

Im Vordergrunde des dunkeln Gewölks, das so sonderbar und scharf mit der freundlichen Mondscene abstach, spannte sich in hohem majestätischem Bogen ein hellschimmernder Mondregenbogen über das ganze Himmelsgewölbe und schien dem stets näher rückenden Gewitter als Riesenthor zu dienen, indem er einen Fuß auf Sardinien, den andern auf das Cap Gallo in der Barbarei setzte.

Wir folgten diesem seltenen Schauspiele in stets wachsendem Erstaunen, als ein Nothruf des auf der Schiffsspitze wachehaltenden Matrosen uns aufschreckte, und eine unglaubliche Verwirrung auf dem Verdeck entstand.

Alle Augen waren auf das himmlische Schauspiel gerichtet gewesen, und Niemand hatte bemerkt, daß ein großes Schiff schon so nahe an uns gerathen war, daß an ein Ausweichen nicht mehr gedacht werden konnte.

Die Matrosen liefen nach den Stangen und stemmten sie gegen den höhern Bord des uns bedrohenden Schiffes, das seinerseits keine Anstalt machte, unsern Bemühungen entgegenzukommen, sondern sich mit aller Gewalt über uns legte. Der Zuruf unseres Capitäns und des Mitshipmann blieb ohne Erwiederung, wir hörten kein Commando, keine Stimme, und mir fiel unwillkürlich der fliegende Holländer ein. Schwarze Wolken hatten sich vor den Mond gelegt, die Nacht war ganz dunkel, und das fremde Schiff hatte kein einziges Licht an Bord. Es blieb daher kein Zweifel, daß es ein Corsar sei. Man griff zum Gewehr; und nachdem zwei Kanonenkugeln abgefeuert waren, die in das immer heftiger hereindringende Schiff einschlugen, eröffnete man ein Kleingewehrfeuer, da man sich Bord an Bord befand, und die Matrosen nur mit äußerster Anstrengung das Anprellen abhalten konnten.

Von dem fremden Schiffe fiel kein Schuß, wie wir noch immer keine Stimme von dort vernahmen, allein das Gewitter mit seinem Begleiter, dem Sturme, brach nun über uns los, und ein Windstoß riß beide Schiffe auseinander.

Dem Leuchtthurmlichte folgend, warf uns der Steuermann in die Bay von Algier und verschwunden war der nächtliche Aufdringling, ohne Zweifel ein menschen- und steuerloses Wrack, das sich hier herumgetrieben hatte. Wäre es ein Seeräuber gewesen, so konnten wir an kein Entkommen denken, da er größer und stärker war als unser Schiff, und alle Umstände sein Entern begünstigten.

Künstlerischer Wegweiser.

(Neue Daguerrotype.) Herrn C. Reißer aus Wien ist es in Frankfurt geglückt, mittelst des elektrischen Lichtes, welches bei Schließung einer galvanischen Batterie, mit Kohlenspitzen, hervorgebracht wird, gelungene Lichtbilder zu erzeugen.

(Die drei Grazien von Thorwaldsen.) Bei dem Ausschiffen der Kunstschätze Thorwaldsens entglitt ein Kasten, als er in den Prahm hinabgelassen werden sollte, den Stricken, und zertrümmerte durch den Sturz mit seinem Inhalte, dem Modell der drei Grazien, welches von ihm während seines letzten Aufenthaltes in Rom umgearbeitet wurde.

Frauenblätter.

(Ein ganz besonderer Kopfschmuck,) der besser läßt, als Perlen und Diamanten, wohl aber auch für unsere Damen gar nicht zu erlangen ist, besteht aus einer gewissen Art von Insecten, die auf der Insel Cuba einheimisch sind und so herrliche Flügeldecken entfalten, daß sie dem erstaunten Auge gleich den kostbarsten Steinen entgegenschimmern. Bei festlichen Anlässen schmücken die amerikanischen Damen ihre Haare mit solchen Insecten und, hätten unsere vaterländischen Huldinnen nur einmal den Farbenglanz und die wunderbare Pracht dieser Thierchen erblickt, so würden sie auch nicht länger zaudern, ihre schwarzen oder blonden Haare mit solchen schillernden Thierchen zu zieren.

(Tscherkessische Frauen.) Wie bei allen minder cultivirten Völkern, findet man auch bei den Tscherkessen, daß sie ihre Frauen nicht als Wesen ihres gleichen, sondern mehr als Gehilfinnen bei ihren Arbeiten, oder als eine bessere Art von Sclaven behandeln. Dabei aber sind sie nicht, wie im Orient gewöhnlich, darauf beschränkt, ihr Dasein in einem Harem zu vertrauern und innerhalb ihrer Mauern ein einsames Leben zu führen. Im Gegentheile beschäftigen sie sich mit allerlei Arbeiten, z. B. im Garten, auf dem Felde ꝛc. Nur wenn es hoch kommt, nehmen sie ein Strickzeug zur Hand, und verfertigen recht hübsche Strickereien. — In Tscherkessien werden die Frauen ebenfalls, wie bei vielen fremden Völkern, dem Meistbiethenden hindangegeben, und wenn ihnen ein Fremder erzählt, daß dieß im Occidente nicht der Fall ist, sondern daß dort im Gegentheile der Mann, anstatt sich eine Frau zu kaufen, noch mit ihr etwas zu erheirathen sucht, so können sie sich des Lachens nicht erwähnen, und meinen: „Das sei ein sonderbares Volk, wo der Mann nicht willig Alles hingibt, um sich eine Frau zu kaufen.“ — Ländlich, sittlich.

Omnibus.

(Prozeß um einen Stein.) Am 6. September 1841 fiel nach einem doppelten Knall ein Meteorstein, der 11 Pfund wog, in einem Weinberge der Gemeinde Mocherservière nieder, welches einen großen Schrecken verursachte; die Einen behaupteten, die schwarze Masse sei ein verderbliches Geschenk der Hölle und bedeute großes Unheil; Andere meinten, es sei eine Warnung, die verfallene Kapelle des Ortes wieder herzustellen.

Am ersten Tage wagte Niemand sich dem furchtbaren Gegenstande zu nahen, am zweiten aber wagte es ein junger Mensch, hob den Aërolith auf und trat ihn dem Arzte einer benachbarten Stadt ab.

Kurz darauf scheint den Eigenthümern des Feldes ein anderer Kopf gewachsen zu sein, sie verlangten den Stein von dem Arzt zurück, und als dieser sich dessen weigerte, verklagten sie ihn und den Mann, der den Stein aufgehoben hatte, vor dem Tribunal von Bourbon-Vendée. Dies verwarf wie natürlich die Klage und erklärte den Arzt als rechtmäßigen Besitzer.

(Russischer Aberglaube.) Die Bewohner des Dorfes Kusaranda sind der Meinung, daß in der Johannisnacht die Hexen aus Kiew in Gestalt von Elstern auf die benachbarte Iwansinsel fliegen, um gewisse Kräuter daselbst zu sammeln. Ein Mann aus dem benannten Dorfe erhaschte einmal auf der Iwansinsel eine solche Elster am Schwanze und in seinen Händen blieb eine Haube zurück, in der er zu seinem Entsetzen die Haube seines Weibes erkannte.

(Amusantes.) „Was ist Er?“ fragte ein grober Zollbeamter einen Fremden.

„Ein verfönliches Fürwort,“ gab ihm dieser zur Antwort.

Wiener Belustigungen.

Was werden wir erst im Carnevale sagen müssen, wenn jetzt schon der Wiener Frohsinn auf eine so gehäbige Weise zu brilliren anfängt? Für jetzt wollen wir unsere Erscheinungen der Reihe nach aufzählen. Nachmittagsconversationen: Im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß); in Jägerniz's Casino in Döbling (M. v. Deutschmeister Bande); in Lindenbauer's Casino in Simmering (M. v. Mang); in Wagner's Kaffeehause im Prater (M. v. Lanner); am Wien-Raaber Bahnhofe (M. a. L. Morelly); in Unger's Kaffeehause in Hernals (M. v. Drabanek); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega); — und die Soirée: zum blauen Strauß in der Kothgasse (Volkssänger Moser); im Lichtenthaler Bierfalen (M. v. Wendi). — Daum's Elysium ist zur Conversation geöffnet. — Im Wintersaale zum Sperl producirt sich die Künstlerfamilie Knie. — Das mechanische Museum und Wachsfiguren-Cabinet am Peter im Daum'schen Hause ist täglich zur Besichtigung geöffnet. — Montag, Mittwoch und Sonnabend Conversation bei Neuling.

Herausgegeben von A. Doskozil's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 149.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 12. December 1842.

An die Herren Pränumeranten des österreichischen Morgenblattes.

Den P. T. Herren Abnehmern und Freunden des österreichischen Morgenblattes beehren wir uns hiermit anzuzeigen, daß die von uns versprochene außerordentliche Prämienbeigabe: Blätter und Trauben, so eben die Presse verlassen, und zuverlässig am nächsten Sonnabend, den 17. December, an dieselben ausgegeben werden wird.

Die Redaktion des österreichischen Morgenblattes.

Eine unglückliche Ehe.

Humoreske von Ant. Benkert.

Meine Studierstube gewährt die schönste Aussicht auf die Dächer der Häuser und den lieben blauen, oft auch ganz grauen Himmel, und doch fühle ich mich manchmal nicht immer sehr glücklich in meinem stillen Observatorium. Mein Sommernachtstraum ist bescheiden genug, den Sternenhimmel die Einsicht in meine stille Klause zu gönnen. Dagegen ist Frau Sonne so gütig, meine Beobachtungen mit ihren Strahlen zu unterstützen, und da sehe ich oft Dinge zwischen Himmel und Erde, die mich eben so angenehm oder traurig stimmen, als wenn ich die Belletage eines Pallastes bewohnte, und das gewöhnliche Treiben der ebenfalls gewöhnlichen Menschen zu beobachten Gelegenheit hätte. Die „unglückliche Ehe“ ist ein wirkliches Ereigniß, oder besser gesagt, ein höchst tragisches Leben eines sehr unglücklichen Gattenpaares. Leider bestätigte sich hier wieder die oft gemachte traurige Erfahrung, daß der Mann durch das schonungsloseste Betragen gegen seine sanfte Ehehälfte allein an all' dem Unglücke Schuld war, die diese zur glücklichsten Ehe bestimmte Gattin in so namenloses Elend stürzte. Der ruchlose Gatte lebt freilich noch, aber was für ein Leben! Doch ich will dem Gang der Geschichte nicht vorgreifen, sondern ganz klar und deutlich den traurigen Hergang der Sache, wie ich sie erlebt habe, erzählen. Schenken Sie, gefühlvolle Leserinnen, dem Andenken meiner früh verblichenen Freundin, einer trefflichen Gattin und Mutter, eine stille Thräne. Sie ist ihres Mitleidens nicht unwerth.

Unter dem Dache eines stattlichen Hauses, mir gegenüber, war ein zärtliches Schwalbenpaar bemüht, ein kleines niedliches Häuschen zu bauen, in welchem für sie und ihre Nachkommenschaft Raum genug vorhanden war, den mäßigen Wünschen einer liebenden Familie zu genügen.

Während nun die fleißigen Gatten im Schweiße ihres Angesichtes den ganzen Tag bei der Arbeit waren, war einer von jenen geckenhaften, jungen Herren aus dem Geschlechte der Spatzen, nach seiner aufgeblasenen Weise, abwechselnd bemüht, bald den Mann bald die Gattin dieses stillen Schwalbenpaares in ihren Bemühungen zu stören, doch diese setzten den Gecken unverdrossene Beharrlichkeit im Fleiße entgegen, und kümmerten sich wenig um den übermüthigen Störefried, um desto angelegentlicher war dieser bemüht, den stillen Frieden dieses Gattenpaares durch fortgesetzte Neckereien zu trüben. Mittlerweile geschah es, daß unser Spatzen-Dandi eine der Schönsten ihres Geschlechtes aus einem der ältesten Häuser entführt hatte, und ihr wahrscheinlich nach Art dieser Chevalier d'industrie vorgespiegelt haben mochte, er führe sie in ein schönes von ihm ererbtes Haus; denn eines Morgens war ich durch die Klagetöne meiner Nachbarn erwacht, und sehe zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der kecke Schurke von einem Spatz sich den Besitz des Hauses meiner friedliebenden Nachbarn angeeignet habe. — Das beraubte Gattenpaar gab sich wohl alle erdenkliche Mühe, den kecken Räuber zu vertreiben, aber Alles war vergebens, der Spatzen-Dandi war einer der verwegensten Porter im ganzen Lande, und da die Frauen die Kühnheit beim Manne lieben, so blieb auch die geraubte Schöne, trotz dem Zureden ihrer großen Familie, im Besitze des eroberten Hauses mit ihrem nunmehrigen Gemahle. Das vertriebene Schwalbenpaar aber war genöthigt, seine schöne Pflanzung zu verlassen, und gleich den Auswanderern in Amerika, wenn sie vertrieben werden, ein anderes Land, eigentlich Dach, aufzusuchen und von Neuem zu beginnen.

Der verwegene Spatz blieb in ungestörtem Besitze seiner geraubten Burg; denn unter diesen Völkern herrscht noch das Faustrecht (wie im vierzehnten Jahrhundert im heiligen römischen Reiche), und verlebte die Flitterwochen wie ein Gentilemen. Seine liebenswürdige Gattin war sehr häuslich und liebte ihren Mann mit all' der Zärtlichkeit einer braven Frau, unbekümmert um sein sonstiges Treiben, während der flatterhafte Mann eine Menge Liebeshändel auf den Rittergütern seiner Nachbarn unterhielt, wobei es, wie natürlich, oft zu Schlägereien kam, bei welchen der starke Taugenichts immer den Sieg davontrug. — Unser Spatz war, wie es bei vielen Menschen oft der Fall ist, ein wunderschöner Mann, sein stattlicher schwarzer Bart, auf den er sich viel einzubilden schien, verlieh seiner schlanken Gestalt ein imposantes Ansehen, wenn er so des Morgens auf der nahen Promenade im

Akazienhein erschien, da war wohl manches Auge der dort versammelten Schönen nach ihm gerichtet, doch die Herren flogen aus seiner Nähe, denn kein ordentlicher Spatz wollte mit dem Raufbold in Berührung kommen. — Seine tugendhafte Gattin, die im Kreise ihrer lieben drei Kinder das höchste Glück fand, ließ ihren Gemal sein liederliches Leben forttreiben, ohne im Geringsten zu murren, ja sie verdoppelte noch ihre Zärtlichkeit, wenn er oft sehr übel aufgelegt nach Hause kam, seine Kinder machten ihm auch keine Freude, er liebte sie nicht, kurz er war ein Egoist und Haustyran im buchstäblichen Sinne des Wortes. — Ich dachte mir immer als stiller Betrachter bei dieser Ehe, das kann nimmer gut enden, solch' ein lasterhaftes Leben kann der Strafe nicht entgehen. — Eines Morgens, es war ein herrliches Wetter, saß mein Nachbar in meinem kleinen Boskett von Pelargonien mit seiner schönen Gemalin, er war so zärtlich und liebevoll, wie ich ihn lange nicht gesehen hatte. — Was gilt's, der Bösewicht schmiedet an einem ruchlosen Bubenstück, dacht' ich bei mir, und so war es auch; beide Gatten waren im Begriffe eine Morgenpromenade zu machen, die Kinder schliefen noch sanft. — Nach einer Viertelstunde kam der Gatte allein, und, wie es schien, sehr aufgeregt nach Hause, ich trat ans Fenster, und o Himmel! welch eine Scene zeigte sich meinen Augen, der ruchlose Räuber war eben bemüht, seine drei unschuldigen Kinder eines nach dem andern aus seinem geraubten Schlosse in den Abgrund zu stürzen; kaum war die verruchte That vollbracht, so entfernte sich der gräßliche Mörder seiner eigenen Kinder. So viele Verbrechen in einem einzigen Spatzenherzen! — Wie soll ich Ihnen, gefühlvolle Leserinnen, die Verzweiflung der armen Mutter schildern, als sie nach Hause kam, und die holden Kinder nicht mehr fand. Der Instinct leitete die Trostlose auf die Spur, da lagen die holden Kinder zerschmettert im Abgrunde, mir wollte die Brust zerspringen, als ich die Klagelaute des unglücklichen Weibes vernahm, noch einmal kehrte die Trostlose in's leere Haus zurück, gleichsam als wäre das Ganze nur ein böser Traum gewesen, doch als sich die Arme neuerdings von der Gewißheit überzeugt hatte, überließ sie sich ganz der Verzweiflung einer zärtlichen Mutter, und ließ sich in meinem Pelargonien-Walde nieder, um von diesem Standpuncte ihr verödetes Haus immer vor Augen zu haben. — Da kam der Schurke von Gemahl so munter und guter Laune, als ob gar nichts vorgefallen wäre, stellte sich entsetzt und verwundert über das große Unglück, das sein Haus traf, und schien den Schmerz seiner Gattin zu theilen, doch diese, die ihren verbrecherischen Mann durch und durch blickte, faßte gegen den heuchlerischen Mörder einen unversöhnlichen Haß, und blieb gegen alle Zärtlichkeitsbezeigungen stumm und unempfindlich, hat er ihr doch ihr Liebstes, ihre Kinder, geraubt. — Welche Künste der Überredung er auch anwandte, umsonst, sie betrat nicht wieder die Wohnung ihrer stillen Freuden.

Eines Morgens fand ich den entseelten Leichnam dieser unglücklichen Mutter zwischen den Lauben meiner Pelargonien. — „Armes Weib, so hast du nun ausgerungen, ausgelitten," sprach ich, „hier unter dem Gesträuche, das deine Thräne sah', ruhe sanft.« Ein kleiner Hügel auf meinen Blumentöpfen birgt ihre Asche. — Viele aus der ersten Spatzenfamilie, welche die brave aber unglückliche Frau kannten, weihten dieser sanften Dulderin eine Thräne des Mitleids. — Während der ruchlose Gatte mit seinem marternden Gewissen einsam und verlassen in seiner geraubten verödeten Burg sein Leben in unnützen Klagen verjammert. Die soliden Häuser der Spatzenfamilien ziehen sich zurück, wenn dieser von Allen verachtete Spatz in ihrer Mitte erscheint, nur bei dem gemeinen Haufen der Spatzenfamilien hat derselbe noch einige Freunde, blos darum, weil er ein tüchtiger Borer ist, und jeden Kampf für Andere übernimmt. — Seit dem Tode seiner unschuldigen Frau ist auch mit dem Äußeren des sonst so eleganten Spatzen eine große Veränderung vorgegangen. Die Gewissensbissen nagen an seinem Dasein, der Tyran kann nicht schlafen, oft sitzt er stundenlang auf dem Grabe seiner Gattin, nirgends findet er Ruhe, die ermorderten Schatten seiner Kinder scheinen ihm allüberall wie Furien zu folgen. Um sich nur in etwas zu zerstreuen, verwickelt er sich in Liebeshändel und Raufereien, aber die Zeit seiner Siege ist vorüber, wo ist der schöne schwarze Bart? Alles vernachlässigt. — Mit dem Boren will es auch nicht recht mehr gehen, die vielen Wunden, die er bei seinen Siegen erhielt, haben den Körper zu sehr fatigirt, die Gicht scheint ihm auch zuzusetzen, und so führt er ein einsames verabscheuungswürdiges Dasein. — Vor wenigen Wochen gelang es ihm noch einmal, ein Landfräulein in seine Burg zu verlocken, aber der Junker, ihr Bräutigam, ein kräftiger junger Spatz, hat den Aufenthalt des Räubers entdeckt und ist mit seinen Freunden erschienen, um diese Schmach zu bestrafen. — Die rächende Nemesis erschien in Gestalt von fünf kräftigen Spatzen, um Gericht zu halten. — Ein Schlachten war es, keine Schlacht zu nennen. Die Buhlerin ward zuerst getödtet, dann kam die Reihe an den Brauträuber, da half kein Bitten, unter den kräftigen Hieben der braven Landjunker hauchte unser Spatz seine schwarze Seele aus. Beide Verbrecher wurden in den Abgrund geschleudert, und das Raubnest für immer zerstört. — So endete ein ruchloser Gatte, während auf dem Grabe seines braven Weibes ein Vergißmeinnicht blüht.

Kardanus.

Novelle von Fridolin Freiherrn von Wend.

(Schluß.)

Moltis blieb vor einem üppig belaubten Baume stehen, aus dessen grüner Capelle frommer Vogelgesang hervorschallte. „Hören Sie," sagte er, indem seine Wangen röther und seine Augen heller glühten, und ein mildes Lächeln seinen Mund verschönte, „das sind die altbekannten, aber längst vergessenen Melodien meiner Kindertage. Es ist doch gar etwas Herrliches um alte Lieder. Noch vor zwei Stunden schrieb ich eine mühsame Preisschrift, und nun bin ich wieder so einfältig, wie ich es vor achtzehn Jahren rastlosen Studierens war. Selig, ja selig sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Himmelreich. Warum muß mich eben jetzt dieser Rosenstrauch da, an den arabischen Sinnspruch erinnern: Ein Leben ohne Liebe ist ein Rosenstrauch ohne Rosen. Sind Sie mit dieser arabischen Ansicht einverstanden, Fräulein Clara?« Clara lächelte wie der sanft glühende Morgenhimmel, und schritt mit ihrer leichten Gestalt in herzüberfließender Wonne so schwebend neben ihm einher, als ob der Engel der Liebe seinen Arm um sie geschlagen, und bloß ihren zarten Füßchen erlaubt hätte, die Erde zu streifen, wie die Schwalbe mit ihren Flügeln das Wasser streift, als wollte sie sagen: du rauschendes Wasser, ich berühre dich nur, aber dir gehöre ich nicht an.

»Also,« fuhr Moltis fort, „sind Sie in Ihren Ansichten

eben so gut arabisch wie ich? Ist nicht ein Rosenstrauch ohne Rosen das, was ein Leben ohne — nun ohne was?"

Clara lächelte.

»Ohne Lie — Lie — Liedertafel," setzte er hinzu. »Gut! schweigen Sie nur immer, das gilt mir gleich, aber antworten müssen Sie mir nun einmal, wenn auch ohne Worte, und zwar orientalisch auf eine orientalische Anfrage. Wenn Sie meiner Meinung sind, so schenken Sie mir eine Rose."

Clara pflückte eine Rose und gab sie ihm.

Er faßte ihr Händchen sammt der Rose und zog es an seine Lippen.

Ein Jahr nach dieser Gartenscene zog Clara ihren Gatten den Herrn Doctor Moltis, Verfasser einer gekrönten Preisschrift an den Fingerspitzen in ihr Gemach. »Da schau hinauf," sagte sie, indem sie seinem Kopfe die gewünschte Richtung gab. Er sah das Bildniß des Kardanus, welches er aus jenem Buche geschnitten, und an die Wand geheftet hatte, von einem Rosenkranze umgeben.

„Düsterer Unsterblichkeitsträumer!" sagte Moltis, »so verhöhnen dich die frischen Rosen der Gegenwart! Königin Rose meines Lebens," setzte er mit liebevollem Lächeln hinzu, indem er Clara sanft umfing, „wenn unsterblich sein nicht sterben heißt, so möchte ich wohl unsterblich sein, denn ich bin namenlos glücklich und bliebe so recht gern immer lebendig."

Lassen wir die Glücklichen allein, es gibt Tauben, die anderswo schnäbeln, als am Dache.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Samstag den 10. December, zum 1. Male: „Les Memoires du Diable," Vaudeville in 3 Acten von Arago. — Dritte Vorstellung der französischen Künstler unter der Direction des Hrn. Trouillet.

Wir können uns zu unser und unserer Leser Freude diesmal kürzer fassen; denn die schöne Handlung dieser Memoiren ist ohnehin in Jedermanns Gedächtniß, und wir begehen also die noch schönere, sie nicht wieder zu erzählen, und blos einige Worte von der Darstellung zu sprechen. Diese konnte im Ganzen eine abgerundete genannt werden und ihr ist der brillante Erfolg des Stückes zu danken. Hr. Barangot als Robin brachte dem Publikum eine viel günstigere Meinung von seinen Talenten bei, als dies nach der Darstellung des Malers Lucien in den „Fees des Paris" der Fall gewesen war, und wirklich scheint dieser sentimentale Kunstjünger weniger seiner Individualität zuzusagen, als der lebhafte, ironisirende, thatkräftige Robin. Nächst ihm darf wohl Hr. Villars als Maurer genannt werden, der zwar einige etwas zu grelle Lichter anwendete, aber doch die verstockte Ehrlichkeit seines Gautier in gelungener Färbung im Ganzen wiedergab. Die HH. Segni und Philippe füllten ihre Plätze vollkommen aus. Hr. Vigni war sehr ergötzlich als Chevalier de la Rapimere. Die Rolle der Baronin gab Mad. Georges, welche so wie Mad. Beuzeville als Comtesse Cerny, aus dieser unbedeutenden Partie machten, was nur zu machen war. Das Gleiche muß den D. Sen nachgerühmt werden. Am Schlusse des 2. Actes wurde Hr. Barangot, nach seiner Scene Hr. Villars und am Ende des Ganzen, Alles gerufen. Scs.

Theatralisches.

(Gutzkow's neuestes Drama: „Ein weißes Blatt,") das auch hier baldigst zur Aufführung kommt, hatte in Frankfurt den günstigsten Erfolg. Verfasser und Darsteller würden indessen noch mehr gewinnen, wenn sich die Darsteller der komischen Partien, besonders im zweiten und dritten Act, etwas mehr mäßigten und den Trägern des tragischen Pathos gestatteten sich in Ausübung ihrer Motive vollständiger zu entwickeln.

(Figaro als Prologus.) Das Theater Beaumarchais, ehedem Porte St. Antoine in Paris, ist jetzt wieder eröffnet. Bei der Eröffnungsfeierlichkeit machte natürlich Beaumarchais Barbier die Honneurs, und man sah den nun schon vielbelachten Figaro diesmal als Prolog, das schaulustige Publikum zum fleißigen Besuch der Bühne einladen.

(Neue Oper.) Im königlichen Theater zu Berlin wurde eine neue Oper von Auber gegeben. Sie heißt: „der Herzog von Olonna," Text von Scribe und Saintine, übersetzt von Börnstein. Ungeachtet einiger Längen im Dialog gefiel sie durchgehends, besonders der dritte Act, in welchem der Compositeur zwei Ständchen in einander greifen läßt, und zum Quartett benützt.

Dlle. Tuczek und Grünnbaum, Hr. Mantius, Böttcher und Zschiesche wurden gerufen.

(Das gespenstige Schiff) nennt sich eine neue Oper von Louis Dietsch, welche in der Academie royale zu Paris gegeben wurde und ziemlich gefiel. Der Text behandelt die bekannte Sage von dem fliegenden Holländer.

(Im Königstädtischen Theater) wurde von den italienischen Sängern Donizettis Belisario gegeben, in welchem Sign. Zucconi in der Titelrolle stürmischen Beifall erhielt.

(Meyerbeers Hugenotten) wurden auf dem Hoftheater zu Stuttgart mit großem Prachtaufwande gegeben.

(Öhlenschlägers neuestes dramatisches Gedicht:) »Diana," wurde am 27. October zu Kopenhagen mit stürmischem Beifalle gegeben.

Neuestes aus Pesth.

Die berühmte Kunstreiter-Gesellschaft des J. Wolf, von Serbien kommend, wird über den Winter in Pesth verweilen, und in einem geräumigen Circus Vorstellungen geben. Hr. Wolf ist im Besitze ausgezeichnet schöner und gut dressirter Pferde, so wie tüchtiger Reitkünstler, und wird hier in Pesth bei der Vorliebe für die edle Reitkunst gute Geschäfte machen.

Das deutsche Theater in Pesth hat den 2. d. M. ein Scandal erlebt, wie kein zweites in den hiesigen Kunsthallen je gesehen noch gehört wurde. Die Sängerin Dlle. Mink, die als Norma auftreten sollte, wurde dermaßen ausgepfiffen, daß sie abtreten, und um dem Publikum zu genügen, der erste Act von „einen Jux will er sich machen," aufgeführt werden mußte; welchen Carlistenstreit sie immer veranlaßt haben mochte, eine solche Strafe erscheint zu ungerecht und unzart gegen eine Frau, die bittend erscheint. Besser Unterrichtete bezeichnen die Sängerin Pixis und ihren Führer als Urheber all' dieser Differenzen, die sich in letzter Zeit zwischen den beiden Directoren entsponnen haben sollen. Hier ist das Sprichwort am Platze: bewahrt mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werde ich schon zurecht kommen. Dlle. Henriette Carl wird einstweilen Gastrollen auf dieser Bühne geben.

„Nacht und Morgen," so wie „Stephan Langer von Glogau," beide von Mad. Birch-Pfeiffer, haben in Ofen sehr gefallen. Ersteres ist für Pesth ein Cassestück.

Dlle. Henriette Carl hat auf der Diner Bühne einen kleinen Cyclus von Gastrollen gegeben, und außerordentlich gefallen.

In den höheren Gesellschaftskreisen wird die anständige Menuette wieder hervorgesucht, so wie die ungarische Quadrille, beide sind Lieblingstänze in Pesth und Ofen, die Tanzlehrer sind deßhalb sehr gesucht, namentlich Hr. Wolf, der Tanzlehrer bei Hofe, dessen Lehrmethode, besonders als die des feinen Anstandes, längst anerkannt ist.

Der Indienfahrer Morelly, der beliebte Walzer-Componiſtenr, wird dieſen Carneval in Peſth erwartet, er kömmt direct aus Madras.

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Auslagekaſten.

Der arme angeſtrickte Junge.

Einſt wohnte ich auf einer Baſtei, welche nicht die Hundebaſtei hieß, obwohl ſie es war und noch iſt. Es läßt ſich nicht ſchildern, welch eine unendliche Maſſe von Hunden ſich da den ganzen lieben Tag zuſammenfand; doch waren es meiſt kleiner Racen, woraus ich ſchloß, daß in der Gegend ſehr viele weibliche Weſen wohnen. Die Frequenz dieſer Thiere begann ſo um 8 Uhr herum, und währte den ganzen lieben Tag.

Allein ſchon vor 8 Uhr paſſirte vor meinem Fenſter tagtäglich ein großer ſtattlicher Pudel. Er ging ſtets ziemlich weit hinter ſeinem Herrn, der ein ordinärer, etwas zerlumpter Kauz war. Der Pudel hatte einen guten Grund, ziemlich weit hinter ſeinem Herrn zu gehen, denn er wollte ſein Frühſtück ungeſehen von dieſem empfangen, vermuthlich aus Beſorgniß vor deſſen Rivalität.

Mit dem Frühſtück verhielt es ſich ſo: Geraume Zeit vor der Ankunft des Kauzes und Pudels hatte ſich auf einer beſtimmten Stelle ein kleiner Junge gelagert. Er hatte blaue, von unten auf friſch angeſtrickte Wollſtrümpfe an, ein verſchoſſenes Tuchjäckchen und ein grünlich Käppchen auf dem Kopf, in der Taſche aber ein Stück ſchwarzes Brot; und das war das Frühſtück des Pudels. Wie dieſer heran kam, zog der Junge es aus der Taſche; der Pudel machte ſeine Reverenz, empfing das Brot, verzehrte es in aller Eile, und jagte ſeinem Herrn nach.

Dieſes kleine Schauſpiel intereſſirte mich. Zwiſchen dem angeſtrickten Jungen und dem Philar muß jedenfalls eine Übereinkunft ſtattgefunden haben; oder machte ſich das Alles ſo auf dem Wege der Humanität und Beſtialität?

Einige Monate hindurch fand dies Tractament regelmäßig ſtatt. Indeß gewahrte ich, daß dem Frühſtückſpender die angeſtrickten Strümpfe fehlten; bald auch daß er keine Jacke mehr trage, endlich auch, daß das grüne Käpplein nicht mehr da. Andrerſeits aber bemerkte ich, daß des Pudels Kauz oder Herr von ſeiner Nacktheit Einiges verloren, ſo zwar, daß er jetzt in einem ſuperben engliſchen Frack, in dem allermodernſten Beinkleid und Gilet einherging, und ſogar eine prächtige goldene Uhr zum Oſtern aus der Taſche zog, um nach der Zeit zu ſehen. Der Gang dieſes Kauzes war auch ganz anders, ſehr aufrecht und ſelbſtgefällig. Er theilte Almoſen aus, und dies Almoſen beſtand aus Silberſtücken.

Ferner mußte mir auffallen, daß Philar mit ſeinem Frühſtück viel ſchneller zu Ende kam, woraus ich natürlich ſchloß, daß die Portion viel kleiner geworden.

Alsbald aber blieb dieſes Portiönchen auch aus, und der arme Pudel zog ohne Frühſtück vorüber, machte aber doch immer ſeine gewohnte Reverenz.

Nach wenigen Tagen aber änderte ſich die Scene. Der Kauz, jetzt ein eleganter Herr, kam vorüber; der unangeſtrickte Junge hockte da, jetzt ein Bettelbube; der Pudel kam heran, jetzt mit einem blitzenden bronzenen Halsband, und das Frühſtück fand ſtatt, aber auf umgekehrte Manier. Der angeſtrickte Junge war nun der Gaſt, der Gaſt des — Pudels. Dieſer discrete dankbare Herr Wirth brachte jeden Morgen ein großes Stück Brot ſeinem vermeinten Wohlthäter; und bald ſah ich den Angeſtrickten in ſaubern Kappenſtiefelchen als Page hinter dem Kauz einherwandeln, vermuthlich durch die Fürſprache ſeines vierfüßigen Freundes.

Iſt das nicht ein rührendes Geſchichtchen?

Wie wäre es, wenn es wahr?

Welch' pudelfreundlicher Menſch? Welch' menſchenfreundlicher Pudel!

Sei hundefreundlich, o Menſch, ſo bekommſt du auch einmal ein Paar ſchöne Kappenſtiefelchen! Franz Gräffer.

Wohlthätigkeits-Lotterie.

Alle Völker, die unter Öſterreichs mildem Scepter leben, ſind eng verbrüdert, und wenn auch Gebirge und Meere zwiſchen ihnen liegen, ſo bringt der beſeligende Hauch der Liebe ſelbſt in die entfernteſten Länder und bringt die Herzen der Bewohner einander nahe. Wir machen daher ein hochverehrtes Publikum hiemit auf die am 30. December d. J. zu Venedig ſtatt findende Ausſpielung eines großen hiſtoriſchen Gemäldes von Paul Veroneſe, vorſtellend: die Übergabe der Krone von Cypern durch Katharina Cornaro an den Dogen von Venedig-aufmerkſam, welche zu Gunſten der Kleinkinderbewahranſtalten Venedigs abgehalten werden wird, und wozu die Loſe im Preis von 3 fl. C. M. im Comptoir des Großhandlungshauſes G. M. Periſſutti, in der Kärnthnerſtraße Nr. 1049, zu bekommen ſind. Für den Gewinner beſteht eine Ablöſungsſumme von 2000 fl. C. M., an der Stelle des Gemäldes; doch auch dem Nichtgewinner blüht eine ſchöne Summe, nämlich all die Thränen des Dankes, all die Blicke des Entzückens aus unſchuldigen Kinderaugen, die zum Vater über den Sternen gerichtet ſind und von dort Heil und Segen herniederflehen auf jene entfernten Wohlthäter, die voll brüderlicher Liebe ihre Gaben auf dem Weihaltare der Menſchlichkeit zum Opfer brachten.

Seid umſchlungen Millionen,
Dieſen Kuß der ganzen Welt!

Muſik-Nachricht.

Verläufig haben nachbenannte Künſtler ihre Concerte für die beigeſetzten Tage angezeigt:

Am 20. und 26. December der Pianiſt Hr. Carl Evers. Am 15. December der Pianiſt Hr. Tullak. Am 18. Dec. das zweite Geſellſchafts-Concert. Am 5. Jänner 1843 Concert der Harfen-Virtuoſin Louiſe Diem. Am 6. Jänner Concert des Componiſten Joach. Hofmann. Am 8. Jänner Violinſpieler Simon. Am 15. Jänner Concert des Monſ. François Wartel, Tenoriſt der großen Oper in Paris und der Pianiſtin Thereſe Wartel.

Omnibus.

(Zwei Brandlegerinen) wurden in Amſterdam von der Nachtwache ergriffen. Die Urſache ihres Verbrechens war das Verlangen nach einer größeren Verſicherungsſumme ihrer Habſeligkeiten.

(Amuſantes.) Ein junger Menſch heirathete ein reiches Mädchen von unverträglichem Charakter. „Der iſt nun doch glücklich!“ ſagte ein Freund, der mit einem andern vom Hochzeitsſchmauſe heimkehrte. „Ganz ſicher,“ antwortete dieſer, „wenn eine Reiche mit Gift (reiche Mitgift) glücklich macht.“

(Einſturz eines Felſens.) In Siebenbürgen wurden acht Arbeiter an einem Dambaue bei Galgo von einem Felſen zerſchmettert. Ein ſtarker Wolkenbruch bewog ſie, trotz der Warnung des Baucommiſſärs, unter dem hervorragenden Theil eines Hügels Schutz zu ſuchen, als ſich plötzlich ein Felſenſtück von dem Hügel losriß und ſo ſchnell herunterſtürzte, daß ſich auch nicht Einer von ihnen retten konnte.

Räthſel.

Das Thier hat es zumeiſt, auch manche Pflanze;
Am Himmel glänzet es im Sternenkranze
Mit einem altberühmten Frauennamen;
Und wenn des Schülers Eifer will erlahmen,
Wird es das Ziel der Hand des rohen Lehrers;
Es lohnt damit die Treue des Verehrers
Das Mädchen, ſanft bewegt von ſeinem Sehnen;
Auch denkſt du dir's oft bildlich auf den Zähnen. M. B.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Heute Montag 12.: „Das Glas Waſſer.“ — Dinstag 13.: „Ich bleibe ledig.“ — Mittwoch 14.: „Werner.“ — Donnerstag 15.: „Der Fabrikant.“ — „Seltne Liebſchaft.“ — Freitag 16. zum erſten Male: „Die Kinder Cymbelin.“ — Sonnabend 17: Dieſelbe Vorſtellung wiederholt. — Sonntag 18.: „Minna von Barnhelm.“

Herausgegeben von A. Doſterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 150.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 14. December 1842.

Ein Spaziergang.

Von F. v. Fialovics.

„Wo hinaus?“ ist doch die erste Frage; irgend wo hinaus will Jeder, sagt man oft nach einem vergeblichen Forschen durch vier Bände um Antwort; aber der Ort meines Spazierganges ist bekannt genug und wird sich wohl verrathen. Auch habe ich nicht, um den Leser auf meine Zeilen-Ruthen zu locken, den Lockvogel „humoristisch“ auf die Titelstange gesetzt; wie es oft in der Voraussetzung geschieht, daß sich dann ein oder der andere doch nicht loszappele. Ich will vor Allem das Interesse weniger für den Spaziergang, als, wie nothwendig und auch en vogue, für den Spaziergänger erwecken; welches um so leichter ist, da ich jenen hinter, diesen aber wirklich vor mir habe. Er ist kein Poet, der sonst in der Regel seine Muse als Vollhäring mitnimmt, um sie dann zu Hause bis zu einem Hohlhäring laichen zu lassen, der in die Tasche steckt „Papier, Bleistift und Lorgnett“ und mit Überschwänglichkeit bewundert, „wie die Bäume fleißig wachsen;“ — die Jugend hat wohl auch einst mit ihm, wie mit so Manchem, die Quadrille: „Hoffnung, Überschwänglichkeit, süßes Schwärmen und ewige Liebestreue“ getanzt; aber jetzt ist er zum altmodischen Dreischritt-Walzer: „Entsagung, Genügsamkeit und Frieden“ engagirt, und er humpelt in Gottes Namen mit fort, bis zur letzten Rast. Daher möge es sich erklären, wenn er mehr Figurenstaffage, als Landschaft malt und sich hier, vor dem Ausgehen, breit und kommode macht und zum An- und Einkleiden länger braucht, als ein Frauenzimmer. Aber ich bin jetzt schon durch die Vorstadt und an der Linie, wo ein Taubenmarkt und ein Taubenkäufer bemerkenswerth wird. Letzterem sind seine Tauben ausgeflogen, ohne wieder zu kommen, und er kauft jetzt verläßlichere; seine Auslage vor dem Gewölbe wurde immer kleiner, weil die im Hause immer größer wurde; mit inländischen Waaren ist, nach seiner Meinung, nichts zu machen, und das Einführen fremder fast so theuer, als das Ausführen seiner Frau, welche überhaupt, wie seine Artikel, zu viel ausging, und so verging die Handlung ganz; er sperrte sein Gewölbe zu, die Borger aber Mund und Augen auf und ihn ein. Jetzt, steht er hier, ein lebendes Anführungszeichen, und kämpft mit allen vier Elementen auf dem Lande, im Wasser, bei ununterbrochenem Cigarrenfeuer, im Kause zärtlicher Bewohner der Luft; seine Gattin hingegen hält sich an das Wasser, und schwappelt in Carlsbad das Bischen unangenehme Erinnerung an ihn glücklich hinunter.

Ein Wagen, der fünfzig Personen und ein, ich glaube „optisches Cabinet“ aufnehmen kann, führt mich vom geraden Wege ab;

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen“

und es müssen fünfzig solche Personen sein, die zu drei so geeint sind, wie das vor mir schreitende Ehepaar und der an der Seite schwänzelnde Freund. Dem Gatten mangelt das linke Auge, daher trägt er Brillen und gleicht um so mehr der Pleuronectes Platessa, welche beide Augen auf der rechten Seite hat, als seine Gattin und ihr Freund behaupten können, daß ihm die, diesen Fisch charakterisirenden Erhabenheiten auf dem Kopfe auch nicht fehlen. Er erzählt jetzt seiner Gattin Caroline, die er sehr oft beim Taufnamen nennt (weil sie ohne sein Hinzuthun mehrere Zunamen erlebte), die historischen Data des Bodens, den sie beschreiten und die er sich aus Tolds „Pfeilschützen“ glücklich gemerkt hat; der Freund aber, ohnehin bloß der würzende, die Verdauung fördernde Pfeffer des faden Ehestandsgerichtes, hat in der Regel nur für Spaß und Witz zu sorgen, und läßt jetzt ehrfurchtsvoll der Wissenschaft das Wort.

In eine jubelnde Gasse drängt nun Alles, und Durst und Hunger müssen hier gassenlaufen; denn aus jedem Hause droht eine geschwungene Gasthausruthe auf sie herab und in allen Gärten ist Lust und bunte Freude. Die heitere Sonne schien zu wirksam in die Werkstatteingeweide und führte sämmtliche Faden- und Spulwürmer hier heraus und ein Schreiber, den ich kenne, windet sich als Riesen-Kratzer hoch über sie hervor und lorgnettirt die Harfnerin. — Im Hintergrunde sieht man das Feld wogen und in mäßiger Entfernung treibt auch der Tod seinen Feldbau und zeigt seine Grenzsteine und Warnungskreuze ziemlich ernst herein. Ich kann dich nie begegnen, du fleißiger Landwirth, ohne dir eine kleine Prise zu bieten; dünge deinen Acker nur rüstig mit Menschenasche und jäte Unkraut; die Menschen hier stören dich nicht, sie halten den Kirchhof höchstens für den letzten Stationsplatz des Irdischen, und nicht für den Bahnhof nach der Ewigkeit.

Ehe ich den kurzen Weg über das Feld zurücklege, wo sich zwei Ortschaften durch ihren neuen Zubau, wie zwei Liebende vor der Erklärung, auf halbem Wege entgegen gehen, muß ich eines sogenannten Carroussels für Kinder erwähnen, weil es mir vorkam, wie unsere modern-mütterliche Liebe selbst, die sich oft nur um die Spindel der Eitelkeit dreht und den Kleinen gewöhnlich bloß auf die Steckenpferde der Mutter hilft, während der Papa,

als harmloser Hanswurst im Hintergrunde, seine Lazzi auf eigene Faust macht. Ein trauriges Ehe-Ring-Spiel für Kinder!

Am ährenlosen Felde sitzen krüppelhafte Bettler, die gerne etwas Brot oder Kornbranntwein hätten; der aber jetzt steif an ihnen vorüber geht, ist auch arm und auch ein Krüppel und noch erbärmlicher: er ist ein wuchernder Filz. Ich machte seine Bekanntschaft in der glücklichen Zeit, als mich Geld noch etwas nützen konnte und habe genug dieses nichtsnutzigen Zeugs an ihn verloren, welches mich mehr als ihn verdroß. — Der Mann mag schlagen an seinen Leib, wohin er will, so ist alles leer, nur nicht seine Taschen; er ist der Gläubiger unzähliger Menschen und selbst der Himmel schuldet ihm Herz und Verstand. Sein Gesicht ist ein Parlament, in welchem Augen, Nase und Mund noch immer um die Reform-Bill zanken, sein Leib aber kein Wollsack, auf dem sie sitzen, denn er ist schrecklich dürr und vielmehr bloß eine fixe Idee — der Traum von einem Wunsche — das Echo eines Seufzers! — Die Ohren sind das Ausgebildetste an ihm; er kann an dem Klange eines Zwanzigers das Jahr seiner Prägе erkennen, und das Wort „Bank-Note“ kratzt an seinem Trommelfell, wie Daniel im „Erbvertrag“ an der Mauer. Weil er einst den Gedanken hatte, sich eine Mitgenossin zu wählen, züchtiget er sein Gehirn durch beständiges Gedankenfassen, er besitzt vier Häuser und also genug häusliches Glück. Jetzt besucht er einen Geschäftsfreund und erquickt sich unentgeltlich; — gehe hin, du — doch „es muß auch solche Käuze geben.“

Dieser Pleonasmus von Mensch hat mich fast ein wenig in Ärger gebracht, und ich bin froh, das Ziel meines Ganges, einen recht hübschen öffentlichen Garten, erreicht zu haben, der aber ein kriegerisches Ansehen hat. Schmetternder Trompetenruf und Trommellärmen, Eisengeklirr und lautes Commando schallen wirr durcheinander und der Rauch aus vielen Röhren trägt in eiligen Wirbeltänzen die Schlachtkunde in die blauen Wolken. Feuer sprüht aus den Augen der niedergepanzerten Amazonen, die mit weiser Vorsicht die Verbündeten leiten, daß sie nicht tollkühn den Feind in sich stürzen. Fliegende Adjutanten, die überdieß noch die Sorge haben, daß mancher Tapferscheinende nicht feldflüchtig werde, durchkreuzen den heißen Boden und schießen achtlos an hier und dort lehnenden Marodeurs vorbei, — Einzelne Schwerverwundete, mit gerötheten Gesichte, wanken aus dem Treffen.

Ich habe endlich auch Platz gefunden; zwei junge Herren (zarter Schnurbart, Cigarren, Stecher, Quäcker), noch reconvaleszent vom letzten Examenfieber, düngen den Garten mit den todten Hunden ihres Witzes und sind unterhaltlich; ein alter dicker Herr mit seiner Familie, bestehend aus einer schön gerauchten Meerschaumpfeife mit einem Bernsteinmundstück, einer etwas hinkenden Frau mit einem elastischen Mundstück, welche bei dem Dampfwagenflug ihrer Rede auf kein Signalpfeifen der geängstigten Schallwellen hört, und einem etwa vierzehnjährigen überzarten, auf Baslerpelinpapier in's Leben gedruckten Töchterchen, welches bloß brennt, nicht raucht, — sie sind meine Gesellschaft. Der Papa sieht nach jedem Zuge seine, von ihm selbst angerauchte Pfeife an; er will einmal auf Etwas weisen können, und nicht sagen: »Sechzig Jahre alt, und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!“ — Die jungen Herren sind, wie ich aus dem Gespräche merkte, Mitarbeiter eines geschriebenen Journals, welches sie unter sich herausgaben — und haben das kritische Referat; sie sprechen über die italienische Oper; — der Eine versteht italienisch, der Andere etwas Musik und sie bilden also zusammen einen ganzen Recensirspargel, jener für den holzigen Theil des Textes, dieser für den weichen der Musik. — Stummes Staunen von Seite der weiblichen Zuhörerschaft; — das Fräulein spielt mit den Fingern auf dem Tischtuche den Walzer mit, der eben vom Orchester ertönt, um ihre Berufenheit für das Gespräch über Musik zu beurkunden; die Mutter aber hat die Lucia di „Laammermohr“ gehört und diese Oper ist die einzige Darmsaite auf der Tromba marina, welche sie immer anstreicht.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Viertes Concert

des Violinvirtuosen Theodor Haumann im k. k. großen Redoutensaale, am 11. December

(Der reine Ertrag war zur Vertheilung an Arme bestimmt.)

Die Veranlassung dieses Concertes war also nicht die kluge Vorsicht, den eigenen Speicher zu füllen, nicht der geliebte Pathe: eigener Vortheil, welcher jeder Wirksamkeit eines Rechen-Genie's seine Thaler einbinden muß; — Hr. Haumann prägte das Gold seines Talentes für die Armen und wahrlich, das ist das schönste Gemüth eines virtuosen Spieles, der erhabenste Geist, der die Kunst lehrt, ihren göttlichen Ursprung zu behaupten. — Wir glauben dem Concertgeber dafür doppelt danken zu müssen, weil er dort wohlthätig wirkte, wo ihm bisher jene volle Anerkennung nicht geworden, die er doch einem parteilosen und sachverständigen Publikum gegenüber, anzusprechen berechtiget ist. — Wir brauchen zuweilen etwas lange, bis wir uns befreunden, denn wir sind für unser zu bereitwilliges Entgegenkommen häufig gewarnt, indessen „Du kommst spät, Graf Ipsolan, jedoch du kommst,“ und wir behelfen uns hier, in Ermanglung eines anderen uns entschuldigenden Geistes, mit einem prophetischen. — Hr. Haumann spielte heute den 1. Satz eines von ihm componirten Concertes, Andante et Rondo russe von Berlot, und Air varié über ein Original-Thema, ebenfalls von seiner Composition, Tonstücke, welche wir von ihm schon in seinen Concerten hörten, und die wir rücksichtlich der Compositon und des Vortrages bereits besprochen haben. Am meisten gefiel bei dem übrigens nicht sehr beifallslustigen Auditorium das Berlot'sche Rondo russe, welches Hr. Haumann mit sehr viel Humor und Grazie vorträgt, und der erste Satz seines Concertes, nach welchem er zwei Mal gerufen wurde. Die Haupt-Vorzüge dieses Virtuosen, jeden Vergleich ausschließend sei es gesagt, sind: eine wohlthuende, immer sichere Leichtigkeit im energischen Lösen der schwierigsten Passagen, in deren raschesten, nicht etwa vorsichtig gemäßigten Tempo, und ein natürlicher, schöner, ich möchte sagen dialectfreier Vortrag, welcher nicht einer gewissen stereotypen Manier angehört. — Wir sprechen mit Vergnügen die Hoffnung aus, diesen Künstler noch öfter zu hören.

Dlle. Helene Fischer, großherzoglich hessische Hof-Opernsängerin, sang eine bei uns sehr beliebte Arie von Kreutzer (eingelegt in der Oper „Marie“) und erregte dadurch eine frohe Erinnerung an die liebenswürdige Sängerin, für welche sie componirt wurde. Die Stimme der Dlle. Fischer ist kräftig und angenehm, im Vortrage will uns aber das maxirende Hervorheben einzelner Noten gegen das schroffe Sinkenlassen der folgenden nicht ansprechen. Übrigens erhielt die Sängerin Beifall und wurde gerufen.

Hr. Hölzel sang das von ihm componirte, bekannte Lied: „das Waldkirchlein.“ Der mindere Beifall, welchen dieser sonst beliebte Sänger erhielt, dürfte darin begründet sein, daß uns dieses Liedchen doch eine zu einfache Gabe für den Concertsaal scheint.

Das Orchester führte unter Hrn. Helmesberger's Leitung die schönen Ouverturen zum „Vampyr“ und zu „Ferdinand Cortez“ auf. Der Saal war ziemlich besucht. Se. Majestät der Kaiser zeichneten das Concert mit Allerhöchst Seinem Besuche aus. Thalhof.

Concert

des Pianisten Hrn. Carl Evers. Sonntag den 11. December um die Mittagsstunde im Musikvereinssaale.

Nicht nur die Baukunst ist „gefrorene Musik“ zu nennen, sondern mit viel größerem Rechte gebührt dieses Prädikat der Concertmusik, besonders wie sie jetzt en vogue ist, wo es meistens nur darauf abgesehen ist, eine Musterkarte von Passagen in gewissen symetrischen Formen gebracht, dem hörlustigen Auditorium vorzuführen, welches dann die Ohren spitzen und den Mund vor Erstaunen aufsperren soll über Dinge, die ihm längst schon nicht mehr fremd sind, und welches vor Wonne und Seligkeit zerfließen soll über zwei oder drei Cantabilestellen, die wie einzelne Eilande sich in einem Meere von Schwierigkeitsfiguren aller Gattungen befinden; was ist dann natürlicher, als daß solch' eine „gefrorne Musik“ auch nur die kältesten Zuhörer erzeugen könne, und dahin haben es unsere Concertisten schon gebracht, daß man mit mehr Leere von solch' einer Production, der man ganz theilnamslos zuhörte, weggeht, als man kam, ja daß kaum mehr der Besitz einer Freikarte zum Concertbesuche reizt, und daß man aus lauter Apathie zu vergessen anfängt, auch den mittelmäßigsten Sänger oder Instrumentalisten zwei bis dreimal zu rufen, wohl das einzige Gute, was das Resultat dieser Concertübersättigung sein dürfte. Hr. Evers, der vielleicht diese Gebrechen unserer Concerte eben so genau kennt, versuchte es daher auf einem anderen Wege, ohne jedoch ganz glücklich mit seiner, an sich lobenswerthen Idee zu sein. Er schob den Concertisten etwas in den Hintergrund und lenkte dagegen alle Aufmerksamkeit auf den Componisten, denn er spielte lauter eigene Compositionen und zwar Stücke, die von mehr als oberflächlichem Studium zeigen; nämlich: eine Sonate und eine Originalphantasie. Beide Stücke wurden von vielem Beifalle begleitet; zwei Chanson d'amour aber (Compositionen kleineren Genre's) erregten Enthusiasmus, sowohl ihrer glücklichen melodischen Erfindung, als ihrer gelungenen Ausführung halber. Überhaupt scheint uns Hr. Evers als Spieler höher, denn als Componist zu stehen, wollen wir auch damit nicht sagen, daß er nicht auch in ersterer Beziehung überflügelt ist. Ein reiner, gesund-kräftiger Anschlag, der nie in Auswüchse ausartet und dem die nöthige Zartheit nicht fehlt, sind Vorzüge dieses Künstlers. Die beiden Nebennummern wären eine Arie aus Mendelssohn's „Paulus“ von Dlle. Bury sehr schön vorgetragen, und eine Phantasie für das Violoncell componirt und gespielt von Hrn. Stransky, Mitglied des Hofburgtheater-Orchesters. Auch Hr. Stransky erfreute sich vielen Beifalles. Der Saal war ziemlich voll. Scs.

Kapellmeister Gläser in Kopenhagen.

Mit innigem Vergnügen ergreifen wir die Gelegenheit, den Gönnern des österr. Morgenblattes abermals eine interessante Nachricht über unsern verehrten Landsmann, den Kapellmeister Fr. Gläser und über dessen neueste Leistungen in Kopenhagen mitzutheilen. Der Fädrenhavensposten vom 11. November 1842 meldet ungefähr Folgendes: „Das hiesige Publikum hat vollen Grund, dem Kapellmeister Gläser dafür verpflichtet zu sein, daß er die Sitte einführte, anstatt mancher Opererette in einem oder zwei Acten, irgend ein großes Meisterwerk symphonistischer Composition zur Aufführung zu bringen, eine Sitte welche dem dänischen Volke die schöne Gelegenheit darbietet, nach und nach mit den großartigsten Leistungen fremder Nationen bekannt zu werden. In der That aber gereicht die Ausführung dieser Symphonien unter Gläsers Direction noch mehr zum Verdienste unsers wackern Kapellmeisters und wir konnten bei Gelegenheit der Execution der Pastoral, so wie der C-moll-Symphonie von L. v. Beethoven die Überzeugung gewinnen, daß unserm Orchester nicht die Kräfte mangeln, solche Riesenwerke zur Anschauung zu bringen, sondern daß es nur eines Feldherrn bedurfte, der diese Kräfte zu leiten und zu ordnen versteht. So wie die eine als die andere der genannten beiden Symphonien wurden mit der größten Präcision und der genauesten Nüancirung der einzelnen Schönheiten dieser Meisterschöpfungen zur Aufführung gebracht, und die bedeutende Fertigkeit unserer Orchestermitglieder auf den verschiedensten Instrumenten, namentlich in der C-moll-Symphonie auf den Contrabässen trat mit siegender Gewalt hervor. Der Beifall und die Theilname an diesem Genre der Musik waren allgemein und es freut uns, daß das Publikum die seltene Frucht, die ihm geboten wurde, nach Verdienst würdigte, was ohne Zweifel für unsern wackern Kapellmeister Gläser eine Aufforderung zur unermüdeten Thätigkeit nach dieser eingeschlagenen Richtung hin sein wird.“

Tagsergebnisse.

(Ein Weib durch Hunde zerrissen). Wie uns der „Hirnöl“ berichtet, ergab sich im Eisenburger-Comitate in Ungarn vor Kurzem nachfolgendes schaudervolle Ereigniß. Ein Weib war im Begriffe von dem Dorfe Högyez eine Fußreise nach ihrem Wohnorte Ricit zu machen, als es auf einer Haide von drei Bulldoggs (eine der stärksten Hunderacen), wie sie die Schafhirten zu halten pflegen, angefallen und nach kurzem Widerstande zu Boden gerissen wurde. Anfangs zerrten die Thiere die Unglückliche nur an den Röcken, bald aber ergriffen sie dieselbe am Pelzkragen und schleiften sie unablässig hin und her. Endlich gelang es ihr sich zwar mit dem Angesichte auf den Boden zu legen, dadurch aber war sie gezwungen den Rücktheil ihres Körpers der ganzen Wuth der Thiere zu überlassen, die ihr sogleich auf den Rücken sprangen, ihre Kleider zu Fetzen zerrissen und sie dermassen zerfleischten, daß an allen Theilen ihres Leibes die nicht dem Boden zugekehrt waren, nicht einmal ein Fleck von Handbreite ohne Wunden blieb. Vorzüglich hatten Arme und Beine gelitten, an welchen die abgebissenen Sehnen und Adern aus dem Fleische heraushingen.

Die Unglückliche erzälte später, daß sie das Schwuppern hörte, wie die Hunde ihr das Blut aus den zerrissenen Stellen saugten.

In diesem bejammernswerthen Zustande lag sie über eine Stunde ohne sich regen zu dürfen, denn bei der geringsten Bewegung fielen die grimmigen Thiere, welche sie unablässig bewachten, neuerdings über sie her und fuhren fort sie zu zerfleischen.

Endlich hörte sie das Gerolle eines Wagens und wagte es um Hilfe zu rufen. Der Wagen hielt unferne der Blutscene, der Kutscher eilte herbei, verjagte die Bulldoggs, und half die Zerfleischte sich aufrichten, welche noch Kraft genug hatte, bis zum Wagen hinzuschwanken, aber nicht im Stande war in denselben hineinzusteigen, sondern hineingehoben werden mußte. Auf ihr Verlangen wurde sie zu ihrer Stieftochter nach Kecskek gebracht, wo sie jedoch, trotz der ärztlichen Bemühung und der sorgfältigsten Pflege nach dreitägigem Leiden ihren Geist aufgeben mußte.

Literarisches.

Kuffner's erzählende Schriften I. Band. Wien bei J. Klang.

Der Name des hochgeachteten Hrn. Verfassers darf nun nirgend mehr fehlen, wo von deutscher Literatur die Rede ist, um so weniger, als, abgesehen von der ernsteren Wissenschaft, jede einzelne Gattung der Dichtkunst ihm eine schöne, edle, echte Gabe verdankt. Ein Mann wie Hr. Kuffner, rühmlichst bekannt im Drama wie im Epos, in der Novelle wie im lyrischen Gedicht, gleich groß als Philosoph, Dichter und Gelehrter, bedarf keines einleitenden Proemiums. Wir schreiten sonmit gleich zur Besprechung vorliegenden Buches. Wenn wir auch einige dieser Erzählungen aus Taschenbüchern bereits kennen, so haben wir sie in dieser schönen Sammlung doch gerne wiedergelesen, ja ihnen um so ungestörtere Aufmerksamkeit widmen können.

Malfea's Schreckensbild ist ein schauderhaftes Nachtstück, dabei voll Wahrheit und Prägnanz und schließt die schöne Lehre vom Künstlerberuf, der als menschlicher sich nicht verläugnen soll, auf erhabene Weise in sich. „Odomam und Liebe.“ Das schöne ewig neue Idyll der Liebe, die wie die Blume im Blühen stirbt. Welch' süßes Loos! am Herzen der Geliebten zugleich mit ihr zu verschweben. Ein Poet soll nach Süden mit dem Antlitz gewendet, mit dem Geiste bestrebt seyn; darum erzählen uns die Dichter ihre liebsten Märchen aus dem träumerischen Sonnenlande:

Heureux celui qui ne surirt pas à sa jeunesse, à ses illusions et qui emporte dans la tombe tout son trésor!

Alfred de Vigny.

Eben so düster gehalten ist „Versöhnung im Tode“ ein Gedicht voll

schöner, tiefer Gedanken; in welchem die Scene der schottischen Hochlande eine romantische Staffage bildet. Einen freundlich angenehmen Contrast geben die trefflich erzählten modernen Salonstücke: „Ernestinens Blumenroman," „die drei Tyrannen," „Braut und Bräutigam," „der Ehering," welche sämmtlich der Gegenwart mehr oder minder angehören und, entweder sarkastisch geißelnd oder humoristisch belächelnd mit unseren Tendenzschwächen anbinden.

Der II. Band enthält eine größere Novelle: „die Gestalten der Liebe" in Form und Ausführung an die Sätze Hippel's und Jean Paul's erinnernd. Um nicht verlaut den Inhalt auszuschwatzen, möchte ich dieses Buch vorerst allen jenen empfehlen, welche sich geistreich und lange nachgenießend unterhalten wollen, dann jenen, welche von moderner Don Quixotterie geheilt sein möchten; jenen, welche ihr literarisches Pfund auf Mistbeeten versumpfen lassen; jenen, welche ein Monopol mit Declamations- und Acclamationsstücken und Couplets-Gedichten treiben; ferner den empfindelnden Weibern, die oft am Gefühlsdusel leiden; ferner unseren Aftervirtuosen und Akademiegebern — vor Allen aber jedem unbärtigen Schulknaben, der sich zum Mitbesudler illiterarische Piss-Winkeln herleiht, deren es in einer großen Hauptstadt mindestens zwei gibt. Dieser letztere insonderheit möge aufmerksam lesen und Juvenal's Spruch begreifen lernen:

Aequum est, juvenes saepius in speculo se contemplari etc.

L. Fr.

Philologie.

Noffek's Lehrbuch der englischen Aussprache. Znaim bei Fournier.

Die vernehme, oft gegen uns zu parteivolle Kritik des deutschen Auslandes hat des Hrn. Noffek Verdienste um englische und deutsche Sprachforschung auf eine höchst ehrenvolle Weise anerkannt, und wenn wir dieses Umstandes bei gegenwärtiger Veranlassung erwähnen, so geschieht es zunächst darum, weil man sich leider gewöhnt hat, darnach zu fragen, weil oft dieser Paß erst dem Einheimischen freien Weg in seine Heimat verschafft. Ob mit Recht? — Ich fürchte: Ja. Uns genügt, daß ohne Widerrede allgemein zugestanden wird, Hr. Noffek habe sich um das Studium und die Erlernung der englischen Sprache mit wahrhaftem Berufe angenommen; und in der That verdanken wir ihm hierin einen nicht leicht zu ermessenden Fortschritt.

Sein vorliegendes neuestes Werk beweiset es neuerdings. Dasselbe ist insbesondere der Aussprache gewidmet und enthält ohne schwerfälligen Regelaufwand einen klaren Überblick der englischen Orthoepie. Die gewählte Bezeichnung für jeden Laut ist uns noch nie, selbst nicht durch die Interlinear-Methode, so deutlich vorgetragen worden.

Eine elegante Ausstattung und höchst billiger Preis empfehlen das Buch der allgemeinen Theilnahme. Wichtig und interessant für den Gelehrten, nützlich und fast unentbehrlich für den Lernenden erfreuen sich Hrn. Noffek's philologische Bücher allenthalben einer ungewöhnlich würdigen Aufnahme; es möge darum hier die sicher nicht unwillkommene Anzeige stehen, daß, dem Vernehmen nach, Hr. Noffek von einem weitberühmten norddeutschen Verleger für die Abfassung und Herausgabe eines großen englisch-deutschen Wörterbuches gewonnen ist, dasselbe soll einige tausend Wörter mehr als die neuesten Londoner Dictionairs enthalten, und auf den durch englische Classiker der Vor- und Jetztzeit angenommenen Sprachgebrauch basirt seyn.

Von demselben Verfasser erscheint in kürzester Frist eine neue Übersetzung von Goldsmith's trefflichem Vicar of Wakefield. Schreiber dieser Zeilen hatte Gelegenheit, einige Bruchstücke dieser Übersetzung zu durchlesen und fühlt sich zu dem Geständnisse gezwungen, daß er, ohne das Verdienst der bereits bestehenden Versionen von Linck, Döring, Susemihl und v. A. zu schmälern, doch nie noch etwas Vorzüglicheres im Fache der Übersetzung gelesen habe, es müßten denn die metrischen Verdeutschungen des Byron durch Zedlitz und Hilscher oder die des Shakespeare durch Schlegel seyn.

Wir wollen auf diese Erscheinung vorläufig aufmerksam machen und werden seiner Zeit ein Detail darüber geben. L. Fr.

Keine Grammatik! sondern der französische Fragenunterricht, von J. B. Hofstetter, Professor der französischen und polnischen Sprache und Literatur an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien. Wien, gedruckt bei Pichler's sel. Witwe 1842.

Nachdem ein Schüler bereits nach den Regeln der Grammatik die französische Sprache erlernt hat, um theils die Redetheile und ihre Construction zu erkennen, theils aber auch, um sich über alle jene Fragepuncte, deren Anwendung der Herausgeber dieser Schrift empfiehlt, Rechenschaft geben zu können, ist die Anwendung dieses Fragenunterrichtes sehr vortheilhaft, indem dadurch der Schüler sich in alle die feinen Wendungen der französischen Sprache fügen lernt und durch Beantwortung aller auf den Sinn und die Construction eines Satzes bezüglichen Fragen sich einen Schatz von Worten und Ausdrücken erwirbt. In der Vorerinnerung über den Gebrauch dieses Büchleins stellt Hr. Hofstetter zwanzig Regeln fest, nach welchen der Lehrer diesen Fragenunterricht anwenden soll. Hierauf folgen viele kurze Erzählungen, Maximen, Anekdoten, Fabeln ꝛc. ꝛc., deren jede satzweise zergliedert und erklärt wird. Übrigens wissen wir ja, daß in neuester Zeit der Fragenunterricht in allen Schulen Frankreichs eingeführt wurde, und daß er die wichtigsten Dienste leiste. Der im Fache der französischen Literatur sehr verdienstvolle Hr. Herausgeber wollte ohne Zweifel in dieser kleinen Broschüre auf den Nutzen dieser neuen Methode aufmerksam machen, und wir können sie auch Lehrern, und solchen Schülern, denen die Vordegriffe der französischen Sprache bereits bekannt sind, bestens empfehlen. Die Ausstattung ist nett.

Omnibus.

(Übersetzung eines Liedes von Halm.) Die „Europa" theilt folgende Übersetzung des allbeliebten Liedes: „Mein Herz, ich will dich fragen" aus dem „Sohn der Wildniß" von einer Dame mit:

Mon coeur l'amour, je prie,
Veuilles me le definir!
„Deux ames et une vie
„Deux coeurs et un soupir!"
Dis moi l'amour, d'ou vient-il?
„Il vient et il est là."
Et dis, comment s'éteint il?
„Qui? — Il ne s'éteint pas!"
Quand il est pur comme l'onde?
„Dans son abnegation."
Quand d'une nature profonde?
„En calmant sa passion."
Quand prouve-t-il sa richesse?
„Ah! c'est en donnant-même!"
Par quels mots sa tendresse?
„Il ne parle pas, il aime."

(Amusantes.) Euer Gutsherr will nur euer Bestes, sagte ein Amtmann zu einem Bauer. Freilich, antwortete dieser, aber wir möchten es gern selbst behalten.

(Regenschirme bei heiterem Wetter.) In Portugal herrscht der sehr zu empfehlende Gebrauch, Regenschirme auch bei schönem Wetter in der Mittagszeit zu tragen. Jedoch bedienen sich ihrer nur die Männer, da die Frauen vor den sengenden Sonnenstrahlen durch ihre Kapuzen geschützt werden.

(Meyerbeer.) Im Feuilleton der „Presse" ermuntert Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) in einem Artikel zur Bewillkommnung Meyerbeer's die Direction der großen Oper, Alles aufzubieten, um die der Aufführung des „Propheten" im Wege stehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Sie sagt, wenn Hr. Leon Pillet nicht dem Könige von Preußen zuvorkäme, würde Meyerbeer für Frankreich verloren sein.

Auflösung des Räthsels aus Nr. 149: Haar.

Herausgegeben von M. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 151.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 17. December 1842.

Mit der heutigen Nummer des österreichischen Morgenblattes werden die

Blätter und Trauben,
von Johann N. Vogl,

eine Herbstspende für fröhliche Cirkel, gr. 8., 124 Seiten, im netten Umschlag mit Singweisen von 45 der vorzüglichsten Compositeure der Jetztzeit, als außerordentliche Prämienbeigabe, an die P. T. Herren Pränumeranten unseres Journales unentgeltlich ausgefolgt.

Die getödtete Nachtigall.

(Volkslied aus der Bretagne.)

Saint Malós Gattin sann und sann
Weinte gestern an ihrem Fensterlein:

„Ach, ach, wer hilft mir in meiner Noth?
„Meine arme Nachtigall ist todt!“

Vorgestern trat zu ihr in's Gemach
Ihr Gatte finsterern Blickes und sprach:

„Meine junge Gattin, sagt mir doch
„Warum steht Ihr auf so spät oft noch?

„Warum steht Ihr auf so spät von mir,
„Wenn die Mitternacht vorüber schier?

„Warum steht Ihr auf ohne Grund und Maß,
„Mit bloßem Haupte, mit bloßem Fuß?“ —

„„— Warum ich mir aufzustehen erlaubt
„„Mit bloßem Fuße, mit bloßem Haupt?

„„Weil ich's liebe, die großen Schiffe zu seh'n,
„„Wie sie auf dem Meere kommen und geh'n!““

„Das ist wohl nicht für ein Schiff so spät,
„Weshalb Ihr so gern an das Fenster geht!

„Das ist nicht für ein Schiff, ich sag' es frei,
„Das ist nicht für zwei und ist nicht für drei,

„Das ist nicht, um auszuseh'n auf das Meer,
„Noch auf den Mond, noch auf's Sternenheer.

„Ich frag' Euch, Frau, gebt Antwort d'rauf,
„Warum doch steht Ihr allnächtlich auf?“ — —

„„Ich stehe auf, um zu seh'n nach dem Kind,
„„Das schläft in der Wiege lieb und lind.““ —

„Das ist nicht, um zu Eurem Söhnlein zu geh'n,
„Das ist nicht, um es süß schlafen zu seh'n!

„Ich will keine Worte, kein eitles Gered',
„Warum, warum steht Ihr auf so spät?“ —

„„Mein edler Gatte, zürnt nicht und wißt,
„Ich will Euch gesteh'n, was die Wahrheit ist.

„„Eine Nachtigall ist's, die allnächtlich so spät
„„Auf dem Rosenhag schlägt, der im Garten steht.

„„Eine Nachtigall ist's, die im Garten singt,
„„Daß es heiter und wieder schmerzlich klingt.

„„Eine Nachtigall, welche nächtlich schlägt,
„„Wenn längst das Meer sich zur Ruhe gelegt.““ —

Der Herr vernahm, was die Gattin sprach,
Und sann in der Tiefe des Herzens nach.

Der Herr, nachdem er die Gattin gehört,
Sprach also leise, in sich gekehrt:

„„Mag's wahr oder mag's erlogen sein,
„„Die Nachtigall fang' ich bei Nacht wohl ein!““

Und als heran der Morgen brach,
Da ging er zu seinem Gärtner und sprach:

„„Mein lieber Gärtner, hab' treulich Acht,
„„Es ist da ein Ding, so mir Kopfweh' macht.

„„Im Garten haust eine Nachtigall,
„„Die allnächtlich singet mit lautem Schall;

„„Die nichts thut, als singen alle Nacht,
„„So daß sie schon oft um den Schlaf mich gebracht.

„„Fängst du diese Nachtigall Nachts mir ein,
„„Ein gold'ner Thaler dein Lohn soll sein!““

Da also gesprochen der Herr vom Haus,
Stellt der Gärtner ein Netz im Garten aus.

Der Gärtner fing die Nachtigall drein,
Und trug sogleich zum Herrn sie hin.

Und da nun der Herr den Vogel hat,
Da lacht er aus vollem Halse sich satt,

Und würgt ihn ab mit lachendem Sinn,
Und wirft ihn der Gattin zu Füßen hin.

„„Da — da, meine Gattin, hold und rein,
„„Da nimm deine Nachtigall lieb und fein.

„„Ich ließ sie singen für dich allein,
„„Ich denk', es sollt' eine Freude dir sein!““ —

Da solches der junge Fant vernahm,
Der die Dame liebte, rief er mit Gram:

„Es ist um Euch und um mich geschehn,
„Wir können uns fürder nicht wieder seh'n.

„Nicht wieder beim Mondschein am Fenster uns se'hn,
„So wie es bisher alle Nacht geschehn!“

Joh. Gab. Seidl.

Ein Spaziergang.

Von F. v. Fialovics.

(Schluß.)

Die Herren werden jetzt vielseitig und fallen Alles an; — großes Lob der heut'gen Poesie — (sie meinen sich), Pereat den ältern Dichtern, unter welche sie namentlich Wieland, Herder und selbst Schiller zählen. Da ich die Namen dieser jungen Herren nicht nennen hörte, so will ich sie nach der differirenden Form ihrer Köpfe bezeichnen; der eine Philolog hatte nämlich einen auffallend flachgedrückten Kopf und die Natur schien sich bei seiner Geburt auf die Hinterbeine gestellt zu haben, ehe sie diese physische Injurie ausstieß; deßwegen standen auch beide Augen so nahe aneinander, daß das rechte kommod vor dem Spiegel des linken Toilette machen konnte; — die transparente Nase gab kein Hinderniß ab. — Der Andere hatte dagegen eine so kränklich gewölbte Stirne und einen so starken Hinterkopf, daß man hätte glauben mögen, die Schöpfung habe nach dem Mißlingen des einen Kopfes rückwärts einen zweiten angefangen, wenn es nicht ein deutlich ausgesprochener Wasserkopf gewesen wäre.

Der Flachkopf. Ich bitte, meine Gnädige, was haben wir denn an den älteren Schriftstellern, an diesen hölzernen Götzen, deren einseitige Aussprüche nur für ihre Zeit gelten konnten, und nach deren Form wir, albern genug, jedes aufkeimende Genie der Gegenwart messen (!). Leicht schwingt sich mit dem Aërostaten der durchgeistigten Rede, die Gegenwart in die Lüfte und nimmt die rühmende Zukunft als Ballast mit, den das Genie schon seiner Zeit stückweise zuwirft, während Jene mit ihren schwerfälligen Holzschuhen einen regeltrippelnden Matrosentanz abschreiten. (!!)

Die Gnädige. Welch' ein schönes und wahrhaftiges Bild! In der »Lucia di —"

Der Wasserkopf (unterbricht, und wird durch den Bilderbeifall zur Nachahmung angeregt). O, Freund! Tanzen sagst du? — Tanz und Musik sind die Hände, womit sich unsere Zeit bewegt! —

Das Töchterchen. Ach! und in dem Worte Tanzmusik schlagen diese beiden Hände zu vielen Klatschern zusammen!

Der alte Herr. (zwei Tabakwolken, dann): Schau, schau — die Pepi! — das war gut, (drei Wolken) und witzig. Ah, meine Herren, sie dichtet auch! Ihr letztes Gedicht an Carl war sehr brav! (Wolken in schnellerem Tempo und ein langer Blick nach dem Pfeifenhalse.)

Die vierzehnjährige Dichterin erröthet leicht, und ein „trüber Schimmer schwimmt" aus dem feuchten Auge bei der Erinnerung an Carl — er war ihre fünfte unglückliche Liebe. — Die Mama hat sich unterdessen des Flachkopfs bemächtiget und spricht stromweise über Bereitung einer Äpfelstrudel und „Cabale und Liebe" im Burgtheater.

Der Wasserkopf. Also sind die Fräulein auch eine Apollonide. — Aber machen Sie nur keine Haarbeutel-Verse, wie die sogenannten Klassiker.

Es wird arg und etwas muß ich doch auch reden. — Ich erkläre, daß sich viele ältere Dichter zu manchen neueren verhalten, wie das Manna von sonst zu dem von jetzt. Das vom Himmel gekommene nährte und wurde dankbar empfangen, während das jetzt von den Sträuchern gesammelt, gelinde auflöst und fortführt, oft das ganze Lesepublikum. — Übrigens, fahre ich fort, haben wir manchen älteren Autor noch lange nicht verstanden und es ist zu verwundern, wenn wir etwa ein naturhistorisches Werk als dichten Schleier für die feinste Satyre in die Hand bekommen. Wer sollte es z. B. nicht glauben, daß Bechstein mit seiner Erklärung des Gabelweihe (Falco Milvus L.) doch offenbar nur einen unberufenen Recensenten meinen konnte, wenn er sagt, daß jener zweierlei Stimmen von sich gibt, nämlich im eigenen Fluge eine dumpfe, bei Ergreifung eines Raubes aber eine helle? wenn er ihn einen Wetterpropheten nennt, und ferner von ihm erklärt, daß er zwar zu ungeschickt ist, einen Vogel im Fluge zu erhaschen, daß man aber seinen Unrath als Arzenei brauchen soll! Es ist höchst auffallend, wie schlimm und wenig verdeckt der alte Herr seinen Gegenstand verfolgt, behauptend, daß der schlechtrecensirende Gabelweihe den Negerinnen (hier meint er unfehlbar Sängerinnen, Tänzerinnen u. s. w.), sogar das Fleisch von der Hand wegholt! — Wem kann es entgehen, daß Bechstein überhaupt von Poeten redet, wenn er angibt, daß die Phantasie-Lebhaftigkeit der Vögel aus der Heftigkeit ihrer Triebe, aus ihren hitzigen Gefechten und aus ihren Träumen bis zum Umsinken erkannt werde? —

Ich wollte noch viele Belege für meine Behauptung aus diesem und manchem anderen Werke anführen; allein es war kühl geworden und ich ging.

Der Abend war prächtig und es ist ein schöner Zug von mir, daß ich ihn nicht beschreibe; — der Mond pflasterte mir den Weg mit Silber, wie der Böse einst dem Doctor Faust es mit Gold gethan; — die Sterne spielten mir ihr Beriot'sches Glanztremolo; ein einzelner Reiter tanzt auf einem, für seine Einkünfte trojanischen Pferde an mir vorüber; — eine, in süße Wehmuth aufgelöste Frau am Arme ihres Mannes singt leise: „Ich komme vom Gebirge her," und der Unaufgelöste singt: „Nur dort wo du nicht bist, ist das Glück!" — Ich, der ich heute wie jeder andere Mensch mit Niemanden zufrieden war, als mit mir, werde aber jetzt durch die Erinnerung an Schubert doch ein wenig ernst und weich, und gehe nicht bloß zu mir nach Hause, sondern auch etwas in mich. Wie oft, denke ich, bist du wohl auch mit deinen Narrheiten und Leidenschaften einem Anderen zu lustigen Porträten gesessen? und hast du es weiter gebracht, als bloß zum Ablegen der Harlekinsjacke, während du, vor dir allein, noch immer manche alten Sprünge exerzirst?!

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Dienstag den 13. December: „Une Chaine" Vaudeville en 5 Actes par M. Scribe. (Vierte Vorstellung der französischen Künstler unter der Direction des Hrn. Trouillet.)

Unsere Behauptung: daß sich die Trouillet'sche Gesellschaft durch Darstellung von, in niederen Sphären sich bewegenden Vaudevilles jedenfalls mehr Lorbern holen würde, als durch die Vorführung von Stücken, welche die Schilderung des Salonlebens zum Gegenstande haben, scheint sich schon indirect zu bewähren. Die diesmalige Vorstellung schien eine der schwächsten zu sein und Hrn. Varangot schien das savoir faire eines jungen Compositeurs, der sich in den höheren Kreisen bewegt, in dem Maße zu mangeln, als Hrn. Benzeville der edle Anstand, der zur

Darſtellung des Admirals unumgänglich nothwendig erſcheint, und ſo wie Hrn. Benzeville's Haltung und Benehmen an Steifheit grenzte, ſo ſtreifte Hr. Emil Duyuis als Advocat zu ſehr an die Carrikatur, wiewohl er an und für ſich betrachtet nicht unergötzlich war. Hr. Segni gab aber ſeine Rolle ohne alle Färbung und ſagte ſie ihm entweder nicht zu, oder war ſie ihm zu unbedeutend, kurz es war ganz das Gegenſpiel des »ami Grandet.« Eine erfreuliche Ausnahme in dieſer Beziehung war Mad. Benzeville, welche die Frau des St. Geran mit der anſtändigſten Haltung in Ton, Rede und Geberden gab, und als Muſter des Converſationsſpieles aufgeſtellt werden könnte. Ein Anderes iſt es jedoch um die Auffaſſung eines Characters und dieſe ſchien verfehlt, denn die Gräfin St. Geran muß mehr Leidenſchaftlichkeit entwickeln, als dies Mad. Benzeville that, auch tritt ſie zu ſehr thätig und eingreifend in die Handlung des Stückes auf, als daß dies mit der weinerlichen Art, in welcher der größte Theil dieſer Rolle gegeben wurde, verträglich wären. Die Aline gab Dlle. Philippe Sen und genügte. Das Theater war ſehr voll.

Mittwoch den 14. December: Große muſikaliſche Akademie, zum Vortheile des Profeſſors Lewy gegeben.

Sowohl die ausgezeichnete künſtleriſche Stellung einiger Mitwirkenden, als auch die Wahl der Piecen ſchienen dieſe Akademie zu einer der intereſſanteſten zu geſtalten, welche Behauptung das Publikum durch zahlreichen Beſuch als wahr bekräftigte. Sie wurde mit einer: Episode de Childe Harold, fürs Orcheſter von Pariſh-Alvars componirt, eröffnet, der hierauf ſeine herrliche Moſes-Phantaſie meiſterhaft executirte. Ein Duett für 2 Tenore aus Gluck's Iphigenia ging (mirabile dictu) ſpurlos vorüber, wiewohl von Seite der HH. Erl und Kraus Alles gethan wurde, um der Piece einen guten Erfolg zu ſichern. Dieſem Nummer folgte ein Duo concertant für Waldhorn und Clavier, von Richard und Carl Lewy executirt. Erſterer hat wohl an Vortrag, jedoch keineswegs an Ton gewonnen, mit Letzterem iſt in artiſtiſcher Beziehung ſeit vorigem Jahr keine Veränderung vorgegangen. Die Piece gefiel. Eine Romanze aus der Oper: »der Zigeunerin Warnung« wurde von Hrn. Standigl meiſterhaft geſungen und mußte wiederholt werden, der gleiche Fall war mit einer Cavatine Nicolais. Eine fernere Nummer Pariſh-Alvar's mußte deſſen eben eingetretener Unpäßlichkeit halber wegbleiben. Dieſer Akademie folgte das gerne geſehene Ballet: »Pflicht und Liebe.«

Scs.

K. K. priv. Theater an der Wien.

Donnerſtag, am 15. December, zum Vortheile des von weil. Sr. Excellenz den Grafen Palffy gegründeten Schauſpielerpenſionates, zum erſten Male: Garrick in Briſtol, Luſtſpiel in 4 Akten von Deinhardſtein. Hr. Löwe übernahm in Berückſichtigung des wohlthätigen Zweckes und mit Bewilligung der k. k. Hofburgtheater-Direction die Titelrolle.

Garrick in Briſtol iſt eines der beſten Maskenſtücke, ganz im Geiſt der damaligen Zeit geſchrieben, in dem jedoch Seitenblicke auf unſre Zeit und ihre Kunſt nicht geſpart werden. Ich möchte dies Luſtſpiel eine ſcharfſinnige dramatiſche Kritik nennen, die in dem Journale, genannt: die Bühne in persona, abgeſpielt wird. Es iſt ein Meiſterſtück in der Form und im Vers und trägt das Gepräge der gewandteſten Bühnenkenntniß. Doch wozu hinke ich mit einem Urtheil über dies hinlänglich anerkannte Stück nach — ich will nur über Hrn. Löwe's Spiel ſprechen. — Es iſt Humor in ſeinem Spiel, Humor, der das Luſtſpiel durchgeiſtigt; da iſt keine Berechnung, ein freies Walten der Kunſt, die ſich in jeder Bewegung, in jeder Miene und Geberde offenbart. Die Metamorphoſe Garricks in Johnſon iſt ein Meiſterſpiel', die einen Ovid als Kritiker erheiſcht. Hr. Löwe wurde vom Publikum mit lautem Beifallsſturm bewillkommt, und nach jedem Abgang gerufen; — ein verdienter Lohn, auf den ſeine Mitwirkung zum Behufe eines edlen Zweckes den würdigſten Anſpruch machen konnte. Auch die übrigen Mitwirkenden ſpielten den Künſtler genügend in die Hände; Dlle. Lechner ſpielte in der Rolle Sara erheiternd, Hr. Heſſe ließ als Hild wohl Manches zu wünſchen übrig, jedoch bewährte er ſich als gewandter Schauſpieler, der ſich faſt in jeder Rolle zur Zufriedenheit des Publikums zu bewegen weiß. Auch die HH. Börger und Fröhlich ſpielten gut. Der Beſuch war zahlreich.

Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Joſephſtadt.

Ehevorgeſtern trat Dlle. Arfeld, eine noch ſehr jugendliche Dienerin Thaliens, als Gabrielle von Belle-Isle in dem Luſtſpiele: „Leichtſinn und ſeine Folgen“ auf, als deſſen Autor auf dem Zettel Dr. Römer angegeben war, obgleich unſers Dafürhaltens ein gewiſſer franzöſiſcher Schriftſteller: Alexander Dumas, nicht wenig zur Verfertigung obigen Luſtſpieles beigetragen hat. Wir kennen die Debutantin bereits ſeit ihrem erſten theatraliſchen Verſuche vor ungefähr zwei Jahren, und fanden, daß ſie hinſichtlich des Spieles und der bühnlichen Gewandtheit, ſo wie bezüglich des Eindringens in den Geiſt der Rolle ſich zu ihrem Vortheile verändert habe. Wenn Dlle. Arfeld ihre Mittel immer richtig anzuwenden ſtrebt, ſo dürfte ihr Engagement an dieſem Theater für ſie wie für das Publikum von guten Folgen ſein. Nach dem dritten Acte und am Schluſſe der Vorſtellung ward Dlle. Arfeld gerufen, und empfahl ſich mit wenigen, ungekünſtelten Worten der ferneren Gunſt des Publikums. — Unter den übrigen Beſchäftigten war Dlle. Planer als Marquiſe de St. Prie vorzüglich, denn ſie verſtand es, all die Picanterien ihrer Rolle höchſt gelungen aufzufaſſen und behielt dabei doch immer die Würde einer Dame vom Stande bei, die gewohnt iſt, den ganzen Hof als Sclaven ihrer Reize zu ihren Füßen zu ſehn. Dabei waren die zärtlichen Scenen, vis-á-vis der verlaſſenen Belle-Isle, von wohlthuender und ſänftigender Wirkung. — Hr. Nolte, obgleich von einer Heiſerkeit befallen, führte die ſchwierige Rolle des intriguirenden und doch getäuſchten Herzogs gut und conſequent durch, ſo wie ſich alle übrigen Mitwirkenden nach Kräften abmühten, dieſes bekannte Luſtſpiel in den Hafen des Beifalls zu bugſiren, was aber dennoch nicht recht gelingen wollte.

Nach mehr als dreimonatlicher Unterbrechung erſchien vorgeſtern den 15. d. M. abermals Told's „Zauberſchleier“ auf dieſer Bühne und zwar in einem neuen Kleide, indem ſowohl das Coſtüme, als auch drei Couplets, ſowie die Schlußdekoration neu waren. Rückſichtlich der Liedertexte könnten wir nicht ſagen, daß ſie uns lieber wären als die vorigen, im Gegentheil tritt der Mangel an ſchlagendem Witz und zündenden Geiſtesfunken zuweilen lebhaft hervor; allein über die Schlußdekoration, eine Reiſe an unſern romantiſchen Donauufern darſtellend, fällt unſer Urtheil bei weitem günſtiger aus; denn wenn wir in den Rheingegenden die Zartheit und den Ton der Farbe anſtaunten, ſo muß uns hier, an unſern vaterländiſchen Bergen, Schlöſſern und Klöſtern die Reinheit und Geſchmeidigkeit des Pinſels eben ſowohl als auch die Conception der dargeſtellten Gegenden höchſt angenehm berühren. Dieſe impoſante Schlußdekoration entwickelte ſich unter jubelndem Beifalle vor den Augen des Publikums und der Maler Theodor Jachimovits, zu deſſen Vortheile dieſe Vorſtellung ſtattgefunden hatte, wurde mehre Male ſtürmiſch gerufen. Am impoſanteſten geſtalteten ſich: Walhalla, Engelhartszell, Perſenbeug, Mölk und Kloſterneuburg. — In der Beſetzung waren Dlle. Biaſel als Roſenmädchen und Dlle. Arfeld als Feenkönigin Aſtrea neu, und es gelang beſonders der Letztgenannten, ſich durch richtige Deklamation und Auffaſſung ihrer Rolle bemerkbar zu machen. Die übrigen Beſchäftigten, namentlich Dlle. Planer, Mad. Thomé, dann die HH. Nolte, Weiß und Feichtinger führten wie immer ihre Rollen zum allgemeinen Vergnügen durch. Tänze und Gruppirungen gefielen außerordentlich, und die wackere Balletmeiſterin Mad. Weiß wurde im zweiten Acte zweimal lärmend gerufen. Die vortreffliche Muſik unſers genialen A. E. Titl wirkte, obgleich ſchon 150 Mal gehört, dennoch elektriſch auf die Verſammlung und bewährte ſo ihre künſtleriſche Geltung, welche durch das neu hinzugekommene Couplet im dritten Acte eben nicht beſonders vermehrt wurde. Das Haus war gedrängt voll und das Publikum ſo entzückt wie bei der erſten Aufführung.

Waldſchütz.

Erſtes Concert

des Pianiſten Hrn. Theodor Kullak im Muſikvereinsſaale am 15 December.

Wie öffentliche Stimmen ſagten, war Hr. Kullak nicht Willens

Concerte zu geben, sondern wurde dazu erst durch die sehr günstige Aufnahme, welche sein Auftreten bei anderen Gelegenheiten fand, und durch das Anrathen mehrerer Kunstfreunde dazu aufgefordert. Daß es jetzt hervorragender Eigenschaften bedarf, daß einem vielleicht übersättigten, sachverständigen Publikum nur ein wahrer Künstler eine willkommene Erscheinung sein kann, ist wohl eben so gewiß, als es andererseits unwahr erscheint, daß die Gaben des Concertsaales überhaupt, und selbst wenn sie von einem wirklichen Virtuosen kommen, nur erstarrte Wasserblüthen sind, die an der Sonne eines überclassischen Geistes in Nichts zerrinnen. Welchen Weg die Kunst auch wähle, sie bleibt was sie ist; sie bleibt eine achtbare Erscheinung, ob sie nun den Pfad einer schöpferischen Conception oder den der gefühldurchdrungenen, geistigen Aussprache einer künstlerischen Individualität einschlage, und der producirende Künstler darf wohl Höheres ansprechen, als auf einem, im Grunde genommen individuellen Kunstthermometer unter Null gesetzt zu werden. Schönes Virtuosenthum, einst so sehr geliebte Concertwelt! „ein Halbgott hat dich zerschlagen;“ — doch nein, Halbheit nur hat dich verdächtiget und so viel, unter der Mittelmäßigkeit stehende Leistungen haben auch zum Theil für das Gute erlaltet. — Doch Hr. Kullak macht hierin eine glänzende Ausnahme und fand in vollem Maße verdiente Würdigung seines schönen Talentes. Die Wahl der vorgekommenen Stücke ist bei einem ersten Concerte durch mancherlei Verhältnisse bedingt, und wir begnügen uns aus diesem Grunde mit den gebrachten Piecen vollkommen, sie waren: 1. Transcriptions aus „Robert der Teufel,“ „Freischütz“ und „Lucrezia Borgia.“ 3. Etude für die linke Hand und „La Campanella.“ 5. Etude de Concert, Lied und Paraphrase über das Terzett aus „Norma;“ — mit Ausnahme der Campanella sämmtlich von der Composition des Concertgebers, welche modern, geschmackvoll und hinlänglich Stoff bietend für die mehrseitige Ausbildung des Künstlers genannt werden muß. Der Vortrag aller Nummern wurde ungewöhnlich beifällig aufgenommen und die Vorzüge des Künstlers, ein ungemein schöner Anschlag, ein inniger, sehr ansprechender und eleganter Vortrag, vollkommene Herrschaft über die gebotenen großen Schwierigkeiten erheben ihn bedeutend über das Heer der sogenannten guten Clavierspieler. Am meisten ausgezeichnet wurde Hr. Kullak nach der 1. Nummer und nach der Campanella von Taubert. Er spielte auf Instrumenten von Böhendorfer, deren Vorzüglichkeit von einem großen Theile der Anwesenden sehr lobend besprochen wurden.

Über die beiden gehörten Sängerinnen glauben wir uns entsprechend dadurch zu äußern, daß wir in einer Zeit, in welcher die Damen ihr ausgebildetes Rednertalent bis zu Parlamentsreden trieben, auch im Referate die Rollen tauschen und — schweigen.

Das Concert war sehr besucht.

Thalhof.

Industrielles.

(Die Land- und Forstwirthe-Versammlung in Stuttgart) brachte viel Leben in die Hauptstadt, indem dieselbe aus allen Theilen Deutschlands und der angrenzenden Staaten sehr zahlreich besucht war. Die Fremden und Einheimischen hatten sich hierbei der freundlichsten Aufnahme zu erfreuen, insbesondere bewies der König als bekannter Freund und Beförderer der Landwirthschaft, den Theilnehmenden an der Versammlung viele Aufmerksamkeit.

(Preisfrage.) Der Zipser Filial-Landwirthschafts-Verein hat die Preisfrage gestellt: „Welche zweckmäßigen Verbesserungen wären in Bezug auf den Ackerbau mit Beachtung der Verhältnisse des Zipser Comitats in Vorschlag zu bringen?“ Der Preis besteht in 100 fl. W. W.

(Weinproduction zu Erlau in Ungarn.) Der Haupterwerb der Landwirthschaft besteht zu Erlau im Weinbau, und in der Gewinnung eines schmackhaften und geistreichen Weines, welcher seit einigen Jahren sogar den Vorrang vor dem bekannten rothen Ofner Wein erhalten hat, indem die Erlauer mehr Mühe und Sorgfalt auf Pflanzung und Kultur der Reben verwenden. Im Durchschnitte erzeugen die Erlauer auf einem Terrain von 8000 Morgen Landes jährlich eine Menge von 90,000 Eimern Wein, der dann weit und breit verführt wird. Die heurige Fechsung in Erlau war so gesegnet, daß es an Fässern fehlte und Viele ihre Weine in den Bottichen lassen mußten.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Ein weiblicher Raubritter.) Zu den gewöhnlichen Dingen der Vorzeit gehören die vielbesprochenen Raubritter, zu den ungewöhnlichen Erscheinungen in dieser Hinsicht ist aber eine Raubritterin zu zählen, wie wir deren Eine in nicht großer Entfernung unserer Hauptstadt Wien kennen gelernt haben.

Am östlichen Ende des Marchfeldes, wo heute das k. k. Jagdschloß Nieder-Waiden liegt, stand einst eine dem bekannten Freibeuter Freiherrn Leonhard von Arberger gehörige Veste. In den unruhigen Zeiten Kaiser Friedrichs IV. wurde von hier aus, wie beinahe allenthalben im Lande, von Arberger's Gattin, Gertraud von Rohr, mit vieler Verwegenheit und Grausamkeit Räuberei getrieben. Die Sache war so weit gekommen, daß der Kaiser seinem Hauptmann Wilhelm Erbser im Jahre 1448 den Auftrag gab, das böse Nest zu säubern. Dieser benützte Arberger's Abwesenheit bei seinem Freunde Pankraz von Slaliz, um die Burg anzugreifen; er wurde aber von Frau Gertraud tüchtig abgewiesen und nur durch Unterhandlung konnte er sich in Besitz des Schlosses setzen.

Realis.

Musik-Anzeige.

Große musikalische Akademie zum Vortheil des Tonkünstler-Witwen- und Waisen-Pensions-Institutes.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einem hohen Adel und das verehrungswürdige Publikum, zur musikalischen Akademie im k. k. Hofburgtheater am 22. und 23. December geziemend einzuladen. An beiden Tagen wird aufgeführt werden, Haydn's große Cantate: Die Jahreszeiten. Das Nähere wird der Anschlagzettel melden.

Omnibus.

(Amusantes.) Einen neuerlichen Beweis wie die Norddeutschen den Wienerdialect weg haben, liefert uns wieder Hr. Ernst Ortlepp in seinem Tivoli, mit folgender Anekdote: Ein österreichischer Greimann kam mit seinem Bedienten an den Cordon. Man bedeutete ihm, er müsse 8 Tage in Quarantaine liegen. „Muß i dann allein liegen, oder muß mei Sefferl au mit lieg'n?“ Ei ja wohl, der Diener muß 8 Tage lang die Quarantaine halten. „Nu, dann soll der Sefferl 14 Tage liegn, 8 Tage für mich un 8 Tage für en selber, und i werd holter glei weiter fahren!“

(Seltsame Abkürzung.) Zu Cromwell's Zeiten war in England Sitte geworden, den Kindern andächtige Sentenzen und Sprüche, als: „Gott getreu,“ — „Sei standhaft“ ꝛc. statt der Namen zu geben. Unter andern war damals ein Mann, Namens Barebone seines großen Vornamens wegen berühmt, er hieß: „Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt, Barebone. Dieser Name aber war vielen zu lang, und man sagte daher in der Regel: Damn'd Barbone. Verdammter Barebone.

Wiener Belustigungen.

Unsere Artikel über die Wiener Belustigungen sind Blätter aus der Zukunft d. i. aus der nächsten Woche, Frohsinnsprophezeien im Duodez-Formate. Nun wohlan, wir wollen sehen, was wir für die nächste Woche zu prophezeien haben. Sonntags-Nachmittagsconversationen: Im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß); in Jägerni's Casino in Döbling (M. v. Deutschmeister Bande); in Lindenbauer's Casino in Simmering (M. v. Mang); in Wagner's Kaffeehause im Prater (M. v. Lanner); am Wien-Raaber Bahnhofe (M. a. L. Morelly); in Unger's Kaffeehause in Hernals (M. v. Drahanek); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega); — und die Soirés: zum blauen Strauß in der Kothgasse (Volkssänger Moser); im Lichtenthaler Biersalon (M. v. Bendl). — Daum's Elysium ist zur Conversation geöffnet. — Im Wintersaale zum Sperl producirt sich die Künstlerfamilie Knie. — Das mechanische Museum und Wachsfiguren-Cabinet am Peter im Daum'schen Hause ist täglich zur Besichtigung geöffnet. — Montag, Mittwoch und Sonnabend Conversation bei Neuling.

Herausgegeben von K. Österlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei L. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 152.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Montag den 19. December 1842.

Die schönsten Blumen der Welt.

Von Ignaz Zwanziger.

Die soll nicht meine Freundin sein,
Die nicht die Blumen liebt,
Nicht blumengleich dem Himmelschein
Ihr Herzblatt offen gibt.
Alt-Deutsch.

Wo lebt wohl der Mensch, dem nicht ein Mal wenigstens im Tempel der Natur das Herz aufgeht in heiliger Sehnsucht, dem unter Blumen nicht ein Mal die Weihe des höheren Lebens ward? O, der müßte fürchterlich verworfen sein, dem kein Flieder mehr ätherisch duftet, dem die Rose nimmer lächelt, den der Rosmarin nicht mehr mit stiller Wehmuth füllt! Sieh! die Blumen begleiten uns ja auf unserm ganzen Lebenswege; sie heben die farbigen Kronen um die Wiege des Kindes, sie locken, zum Kranze gereiht, auf dem Haupte der sittigen Braut und wie Paniere der Hoffnung sprechen sie von Gräbern: „Da unten ruht ein treues Herz!“ Viele vergöttern die herrlichen Schmetterlinge so wie die juwelenfunkelnden Colibris, aber was sind sie anders, als geflügelte Blumen; Blüthen, die vom Mutterbusen getrennt, auf seidenen Schwingen in Lüften sich wiegen?

Ein Linnée ward unter Blumen groß; als Säugling schon mußten Rosen um ihn duften; sein Weinen war gestillt, wenn ihm die liebende Mutter eine Nelke, eine Hyacinthe bot; für den Knaben waren sie das einzige Spiel, dem Jünglinge ein Chaos von Herrlichkeit und Pracht und dem gereiften Manne die ganze Welt. Diese Welt kam er zu ordnen, wie ein neuer Gott, das staunende Jahrhundert hat ihn bis zu Sternen erhoben! Was war es anders, als daß die Geister der Blüthen das Kind zu ihrem Meister wählten und ihm das Siegel des Sieges zum Geschenke weihten?

Das Alterthum hatte seine Dichter, die von Rosen sangen und Frühlingsklang und Flurenduft; Griechen und Römer waren eifrige Verehrer der Flora. Das Mittelalter verkörperte Blumen und vergeistigte das schöne Geschlecht in ihnen; Frauen und Blüthen in ewiger Harmonie, Vögelgesang und Liebesglück sind der ganze Inhalt der Minnelieder. Unsere Zeit hat einen Matthisson gesäugt, einen Tiek, einen Tiedge, einen Rückert; Männer, die der Allmutter Natur huldigen, weil sie jene als die Schöpferin jeder Kraft kennen gelernt haben und nicht eitlem Wortprunke fröhnen, der von falschen Leidenschaften und Gefühlen faselt.

Werden meine schönen Leserinnen es mir nicht verargen, wenn ich in den folgenden Blättern eine kleine Revue des Blumenheeres halte, wenn ich die lieblichsten Amazonen in meinem Harem wähle und Porträte von ihnen entwerfe?

Bleiben wir gleich bei unseren schönen Landsmänninnen. Hier lächelt uns glühend und voll die schöne Rose entgegen. Ferne sei es von mir, sie verkleinern zu wollen oder ihr den schuldigen Tribut zu versagen, aber zu viel ist über sie schon geschrieben worden und wer sie ganz in ihrer Liebenswürdigkeit kennen lernen will, den verweise ich auf das vortreffliche „Buch der Rosen“ von Fr. von Biedenfeld. Nur das Eine will ich noch bemerken, daß sie beinahe bei jedem Volke des alten Continentes, ja selbst der neuen Hemisphäre, für die Königin der Blumen gilt, ein Beweis, daß ihr Werth kein eingebildeter ist und die wahre Schönheit überall den Preis erhält. In literarischer Hinsicht gab sie schon Stoff zu einer kleinen Bibliothek; Weymar schrieb 1604 zu Dresden bereits eine Rhodographie oder eigentliche Beschreibung der edlen, wohlriechenden und lieblichen Rosen; zahm und wild; Nagelhans 1652 eine Rosa Coquens; für den etwas excentrischen Hermann war sie ein Universalmittel gegen alle Krankheiten; Hofmann verherrlichte sie als Dichter unter dem Titel: „Liebliche Rosengedanken und Rosengespräche,“ Freyberg 1677. In unseren Tagen, wo ihre Cultur, besonders in Frankreich und England, auf beispiellose Weise betrieben wird, beschenkte uns Rédouté mit herrlichen Abbildungen der Rosen in 40 Lieferungen; Lawance, Roessig, Andrews, Tratinik und vorzüglich der geistreiche Lindley eiferten ihm ruhmvoll nach.

Und was ist die Rose für ein Symbol? das schöne Zeichen der reinen, heiligen Liebe, die dem Sturme der Zeiten, ja selbst dem Tode ihr Haupt nicht beugt, sondern über Sternen noch sehnend nach der Erde blickt, wo ihr Einziges weilt. So schildert sie uns der zu früh dahingegangene Treitschke, indem er singt:

„Rose, dir! der Blumen Blume,
Dich, Juwel im Heiligthume
Wunderwirkender Natur!
Dir vergleicht im ersten Blühen,
Dir in späterem Erglühen
Sich allein die Liebe nur!“

Als die erste Schönheit am Hofe der Blumen prangt nach der Rose die glänzende Lilie. Aufgesproßt ist sie unter Sängen der Liebe und der freudigen Luft, aber in ihrem Busen glüht noch die Keuschheit, die sie von der stillen Mutter erbt. Vergebens wiegen sich blendende Gaukler aus dem Faltergeschlechte auf ihrem Locken und kosen und scherzen um sie im Spiele der Minne, die

Sprödе bleibt unerschüttert und trauernd fliegt der Verstoſſene weg. Sehnend streckt sie ihre Knospen hin zum Mutterlande, zum Lande, wo auch uns das Heil erblühte, nach Palästinas saronitischen Fluren. Lilie, prange fort in blendender Schöne und lisple einst von meinem Todtenhügel mit Kilzer's Worten:

„Die Rosen sind das Morgenroth der Liebe,
Ich bin der Liebe klare Mondscheinnacht.
Bei mir verstummen alle wilden Triebe,
Und nur der Unschuld Liebessehnen wacht!“

Neben ihr wogt im glühenden Meere von tausend Farben der Iris die Tulpe. Ihr Dichter scheltet sie hochmüthig, und gewiß, das ist sie nicht! Wohl mag sie sich im edlen Stolze erheben, denn kräftig ist sie und ein Spiegel der Schönheit; in ihrem Auge lacht bald das ferne Blau der Sterne, bald der Jugend Roth, bald des Silbers Weiß; auf ihren Wangen ruht der ganze Schmelz des Orientes. Elsholz machte sie zum Gegenstande eines kostbaren Werkes des theatrum tuliparum, um sie ihr Jubiläum in Deutschland feiern zu lassen; die Perser, Araber und Türken sind voll von ihrem Lobe und vor Kurzem sang ein großer deutscher Dichter mir aus der Seele:

„Mir vor allen schön erschien die Tulpe;
Meine Seele nahm dahin die Tulpe;
Überbeut den Saphir doch an Farbe,
Doch an Farbe den Rubin die Tulpe;
Eher pflück' ich, wenn auch nie sie duftet,
Als Jasmin und Rosmarin, die Tulpe;
Lieblicher, als alle Sterne, leuchtet
Unter'm Sternenbaldachin die Tulpe;
Gerne wandl' ich wenn der Mond am Himmel,
Denn es fesselt mich und ihn die Tulpe;
Schenke! Tulpen sind wie Kelche Weine,
Gib den Freunden, gib sie hin, die Tulpe!“

Platen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Opfer der Romanlectüre.

Aus dem Englischen des Dr. Harrison (Samuel Warren).

Schon so Vieles wurde geschrieben und gesprochen über die traurigen Folgen, die das Lesen der Romane oft den jungen Damen zuzieht; wie viele traurige Beispiele erlebten diese oft nicht selbst, aber ohne Erfolg der Besserung und ohne die innere Kraft, diesem süßen Verderbniß auszuweichen; wie soll ich durch diese Mittheilung der Erfahrungen des Doctors Harrison etwas bezwecken, was so viele Andere nicht bezwecken konnten, und doch wage ich es ein neues Beispiel aufzuführen. Vielleicht trifft es, wenn auch nur Ein Herz.

Es war im Jahre 1813. Miß P. war ein holdes liebliches Mädchen von 18 Jahren, ein Alter, in welchem man sich nur zu leicht und gerne dem Phantastischen hinneigt. Dies war bei ihr der Fall. Sie beschäftigte sich viel mit der entsprechenden Lectüre von Novellen und Romanen, am liebsten aber mit denen, welche von überirdischen Dingen handelten. Was Wunder, daß dadurch die Vorstellungen des wirklichen Lebens aus ihr vertrieben wurden; denn vom Morgen bis Abend vertiefte sie sich in solche Schauererzählungen, die Buchhandlungen Englands konnten ihr nicht genug liefern, auch das Ausland mußte zu Hülfe kommen. Natürliche Folge, sie wurde phantastisch wie jemals ein Frauenzimmer, ihr Wesen ward zu einer schrecklichen krankhaften Höhe von Empfindsamkeit und Bänglichkeit hinaufgeschroben, am Tage wagte sie selbst nicht allein zu sein und Nachts brannten beständig nebst der Lampe zwei Lichter in ihrer Kammer, in welcher ihr Mädchen auch noch schlafen mußte.

Eines Abends ging sie um 12 Uhr schlafen, vertieft in die Scenen eines grausenerregenden Romans. Das Mädchen mußte noch einmal hinabgehen, um etwas zu holen und hatte zurückkehrend kaum den untersten Absatz der Treppe erreicht, als ein schwacher Schrei aus der Kammer ihrer Gebieterin hervordrang. Hinauf eilend erblickte sie Miß P. sinnlos auf dem Boden liegend, beide Hände vor den Augen. Das Mädchen weckte augenblicklich die ganze Familie, aber alle angewendete Mühe war vergeblich, sie hatte einen epileptischen Zufall und man mußte ärztlichen Beistand suchen. Dr. Harrison ward gerufen. Zwei Tage lang befand sie sich in einem schrecklichen Zustande, Dr. Harrison beschreibt ihn, mir ist dies unmöglich ihm nachzuthun, die Beschreibung ist zu gräßlich, zu schaudererregend, als daß ich sie wiedergeben könnte; sie war bewußtlos.

Ungefähr nach einer Woche erlangte sie ihr volles Bewußtsein und konnte ruhig und zusammenhängend sprechen. Sie erzählte dem Doctor, daß ihr Zufall von einem Schrecken herrühre. Einige Augenblicke nachdem ihr Mädchen weggegangen war, setzte sie sich vor ihren Putzspiegel, der mit zwei Armleuchtern versehen war, um sich ihres Schmuckes zu entledigen. Kaum saß sie, so überfiel sie eine seltsame Kälte und Angst, bei dem Gedanken in ihrem düstern Schlafzimmer ganz allein und verlassen bleiben zu müssen. Sie stand auf um ihre Schlafhaube zu holen. Indem sie die schweren Damastvorhänge ihres Bettes bei Seite zog, hörte sie von der andern Seite ein Geräusch, als ob Jemand mit Hast auf ihr Bett spränge. Sie mußte heftig zittern und fühlte, daß ihr Herz schwer schlug. Indessen kehrte ihre Fassung zurück als sie ihr Mädchen kommen hörte und sie nahm ihren vorigen Platz wieder ein; aber wie ward ihr, als sie ihre Augen auf den Spiegel richtend in demselben das düstere Bild einer hinter ihr stehenden Gestalt mit schrecklichem Antlitz und herabhängend feuerrother Feder auf dem Barett erblickte. — Es war Mephistopheles. — Ihre längst geschwächten und in Zerrüttung gerathenen Seelen- und Leibeskräfte erlitten dadurch einen harten Stoß, zu hart, um schnell wieder hergestellt zu werden. Ach die erbarmungslose Krankheit! Aus dem blühenden Mädchen wurde ein höllisches Fratzenbild, gräßlich zum ansehen. Endlich trat der Wahnsinn hinzu, weßwegen sie in eine Privatirrenanstalt gebracht werden mußte, und 6 Wochen lang sah man sich genöthigt, sie an die Wand mit Ketten anzuschließen. — Nach drei Monaten ward sie aufgerieben.

Wer kann läugnen, daß dies arme Mädchen als ein Opfer der pestartigen Wirkungen des Romanlesens zu Grunde ging? — Dies bei Seite, woher kommt es, daß jetzt schon Kinder Romane spielen wollen? — Woher kommt es, daß den Eltern täglich mehr der Gehorsam aufgesagt wird? — Daß sich alle Kinder emancipiren? — den Großen spielen? — Männer und Frauen sein wollen? Antwort: Vom Romanlesen! — Nicht als ob auf solchen Schriften ein Fluch läge, aber für Kinder wurden sie doch gewißlich nicht geschrieben. Da nehmt Chimani, Schmidt, Ebersberg u. s. w. zur Hand, da ist Lectüre für Jugend und selbst für reifere Jugend, köstlichen Keim der Belehrung bergend. Aber freilich kommen keine schmachtenden Burgfräuleins, keine thurmhohen Ritter, Geister, Kobolde, Gespenster u. s. w., sondern schlichte, ehrliche und tugendhafte Leute vor. O mon Dieu quelle horreur!! solche Einfalt der reifen Manneskraft zu bieten! — Burschikos!

Mütter, laßt euch warnen, und gebt euren Mädchen keinen „Paul de Kock“ zu lesen! — Moritz Bermann.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Freitag den 16. d. M.: Die Kinder Cymbelin's, Drama in fünf Aufzügen von Shakespeare. Nach Schlegels Übersetzung für die Bühne eingerichtet von Friedr. Halm.

Jeder dramatische Dichter ist das Ergebniß seiner Zeit. Die Regsamkeit des politischen und geistigen Lebens steht im geraden Verhältniß mit der Größe und Eigenthümlichkeit der dramatischen Poesie einer Periode. Die Gegenwart, der Poesie entfremdet, steht in psychischer Trägheit den schaffenden Geistern zu, und kann nur durch Pikanterien und Würzen, die es von Süd und Nord, von Ost und West zusammenfrachtet, zum Beifall gekitzelt werden. Wäre Shakespeare in unseren Tagen geboren worden, das einundzwanzigste Jahrhundert würde nicht viel von ihm zu reden wissen. Er brauchte die politische und geistige Aufgeregtheit des 16. und 17. Jahrhunderts, den Wendepunct des Mittelalters und der neuen Epoche, um die poetische Sonnenblume seiner Zeit, der größte dramatische Dichter der Welt zu werden. Es war wohl seine Gegenwart, an welcher der unsterbliche Genius seine Fackel anzündete, aber er stieg bald empor, um sich als eine Sonne um die eigene Achse zu drehen und den belebenden Strahl auf das Menschengeschlecht leuchten zu lassen. Shakespeare ist der ewige Leitstern der dramatischen Dichtkunst und das richtige Verständniß desselben geht aus der ästhetischen Bildungshöhe und der Unverdorbenheit des Geschmackes hervor.

Als Beleg, wie weit die Tirannei des Zeitgeschmackes sich verirren kann, führen wir an, daß fünfzig Jahre nach Shakespeares Tode Dryden von dem großen Dichter sagte, er sei schon „etwas veraltet.“ Im Anfang des vorigen Jahrhunderts beklagte Lord Schaftesbury, „seinen rauhen ungehobelten Styl, seine veralteten Phrasen und Witze,“ und zu den Zeiten Carls II., wo der Geschmack in zügellosen Ausschweifungen sich prostituirte, war Shakespeare, ungefähr hundert Jahre nach seinem Tode, fast ganz vergessen. (S. Shakespeares Leben von A. Chalmers.) Erst als die schöne Literatur von ihrem Unrath sich säuberte und zu einer edleren Richtung emporschwang, hat man den großen Briten wieder hervorgeholt und ihn dem staunenden Jahrhundert zur geistigen Regeneration als Muster vorgehalten. Unser Vaterland weiß davon zu erzählen, als es sich unter schakespearschen Fahnen und griechischer Ägide dem Frankenthume gegenüber, die Selbstständigkeit des deutschen Dramas erstritten.

Übrigens kann nicht behauptet werden, daß jedes Bühnenstück Shakespeares berufen sei, der dramatischen Poesie jeder Periode ihre Richtung vorzuzeichnen, und wie manches andere Drama ist auch dieser „Cymbelin“ (von Friedrich Halm „die Kinder Cymbelins“ genannt) von den Gebrechen seiner Zeit nicht frei und steht tief unter dem Werthe vieler seiner Geschwister. Die Charaktere haben hier nicht die feste Haltung seiner geschichtlichen Personen, die Leidenschaften gehen nicht immer den Weg der psychologischen Nothwendigkeit. Die Fabel schlängelt sich durch zu viele Begebenheiten, die zu einem einzigen Abend zusammengehalten, manchmal ein splitterhaftes Stückwerk scheinen, was sie im Grunde gewiß nicht sind, und der Illusion Abbruch thun. Trotz seinen Mängeln aber hat dieses Drama große Schönheiten und wer es über sich gewinnen kann, mit ruhigem Gemüthe vom Anfang bis zum Ende den Gang der Dichtung zu verfolgen, hat keinen verlornen Abend zu beklagen.

Aber ein gewagtes Unternehmen ist es immerhin, ein derartiges Drama, wenn auch mit der Größe seines Namens gerüstet, dem gährenden Geschmack der Gegenwart vorzuführen, in einer Zeit, wo der Zuschauer schon kritteind das Theater betritt und auf Kosten des Herzens und der Phantasie seinen Verstand leuchten lassen möchte und keine anderen Rücksichten kennt als den Genuß des Augenblickes.

Hr. Halm hat dieses Drama mit wenig Veränderung auf die Bühne gebracht. Nur was für unsere Begriffe von Zartheit und Sitte zu grell war, hat er gemildert, manches für unser Zeitalter Entfremdete ausgeschieden. Und so trat es im Ganzen in dem Gewande, das ihm der Dichter angezogen, nach A. W. Schlegels Verdeutschung vor die Zuschauer hin und — hat nicht den gebührenden Tribut erhalten. An dem ungünstigen Erfolg tragen wohl die Mängel des Stückes mit den Mängeln unserer Geisteerichtung gleiche Schuld.

Es wäre gewiß für Halm keine unmögliche Aufgabe gewesen, das Stück zu modernisiren, allein Halm ist ein Dichter und hat eine würdige Achtung vor dem Geiste Shakespeares. Überdies hätte ein gänzlicher Umguß die Originalität vollends vernichtet und das Recht auf den Namen Shakespeare verwirkt.

Die Wahl dieses Stückes war wohl für unsere Zeit eine gewagte, aber niemals ein Mißgriff, und Halm und die Leitung der Anstalt hätten schon durch ihr edles Wollen mehr Dank verdient als sie durch die That geerndtet haben.

Die Darstellung der Hauptcharactere waren in guten Händen. Die HH. Anschütz (König), Fichtner (Cloten), Löwe (Leonatus Posthumus), Korn (Morgan), Lukas (Jachimo), Weber (Pisanio) und Mad. Rettich (Imogen), lösten ihre Aufgabe im Geiste des Dichters; das Eingreifen der Nebenpersonen hätte den Kräften dieses Institutes entsprechender sein können. Mllgr.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Freitag den 16. December zum 1. Male: „Les premières armes de Richelieu.“ Comédie Vaudeville en 2 Actes de Mrs. Bayard et Dumanvir. Fünfte Vorstellung der Trouillet'schen Gesellschaft.

Das zu besprechende Stück ruht auf historischem Hintergrunde und zeigt uns den nachmals durch seine Tapferkeit und Witz, seine Liebesabenteuer und öfteren Wanderungen in die Bastille berühmten Marschall Richelieu, wie er eben im Jahre 1711 in seinem 15. Jahre, (eigentlich historisch-richtiger 1713, also in seinem 17. Jahre), im Begriffe ist, sich mit Diane von Noailles zu verehlichen, gleichzeitig aber seine ersten Liebesabenteuer besteht, und zwei seiner Nebenbuhler zum Duelle fordert. Die Idee, einen 15jährigen Menschen, dessen Knabenhaftigkeit mit der beginnenden Mannheit in ewigem Widerstreit begriffen ist, zum Helden eines Stückes zu machen, erinnert an den Gamin de Paris, und wie dieser, wurde auch er von einer Dame dargestellt. Mad. Lefebvre war es, die sich dieser allerdings nicht leichten Aufgabe unterzog und sie zur vollkommenen Zufriedenheit des Auditoriums löste. Dlle. Philippe Sen gab die Herzogin seine Frau, eine etwas undankbare Partie, denn nur die vorletzte Scene bietet ihr Gelegenheit zur Auszeichnung, die sie denn auch benützte. Mad. Beuzeville gab eine zur Baronin erhobene Plebejerin drastisch wirksam. Unter den Herren sind vorzüglich die MM. Warangot und Dupuis zu nennen, welcher Letzterer sich besonders durch die Mäßigung mit der er seine chargirte Partie darstellte, auszeichnete. Die Nebenpartien waren ebenfalls gut besetzt. Das Stück machte Furore und verdiente es auch, da diesmal ausnahmend gut gespielt wurde. Auch das Costüme, sonst nicht die Glanzseite dieser Gesellschaft, war anständig, ja fast brillant. — Diesem ging ein Scribe'sches Vaudeville voraus, unter dem Titel: „Confident.“ Scribe ist der Confident aller Bühnengeheimnisse und weiß wie Kotzebue aus jedem Gegenstande ein Vaudeville zu machen. Das gegenwärtige ist eine artige Kleinigkeit die recht gut, besonders von Mad. Beuzeville gespielt wurde. Scs.

Humoristisch-satyrischer Auslagekasten.

(Komische Scenen während eines Seesturmes.) Der Meerbusen von Mexiko, erzählt Dr. Wiener in seinen Wanderungen, ist ein tückisches Wasser, wo im Winter Stürme und im Sommer Orkane herrschen. Wir bekamen eine kleine Probe von seiner Unbeständigkeit in einem starken Sturm aus Südost. Für den, der bereits manchen schweren Sturm erlebt hat, verliert solch Ereigniß das Tragische; da er ruhiger Beobachter alles dessen ist, was um ihn vorgeht, so gewinnt er dem Ganzen leicht die komische Seite ab. Und in der That, an Lächerlichkeiten ist kein Mangel! — Ich will es versuchen, das Leben auf unserem Schiffe während des Sturmes zu beschreiben. Wir hatten den Wind so ziemlich von vorn, wodurch die Wellen sich gegen das Vordertheil des Schiffes hoch aufthürmten; dies machte, daß unser Fahrzeug die Bewegung annahm, welche der Seemann „stampfen“ nennt, das heißt: es bohrte mit

der Spitze in die vorn aufgethürmten Wogen, um sich seinen Weg zu bahnen, was ohne großen Widerstand nicht geschehen konnte. So wurde denn das Vordertheil des Schiffes bald emporgehoben, bald schien es in den Grund bohren zu wollen; wir saßen nun natürlich auf den prächtigen Polstern in der Kajüte, wie auf wilden Rossen, die sich bald bäumen, bald hinten ausschlagen. — Auf dem Verdecke mußte man jeden Augenblick nach einem Gegenstande greifen, um sich festzuhalten. Über uns der graue Himmel, um uns, so weit das Auge reichte, die wild empörten Meereswogen, eine schwarze Gebirgsmasse, wo der Schaum auf dem Gipfel jeder einzelnen Welle den Alpenschnee ersetzte. Dann und wann blickte ein Delinquentengesicht aus der Kajütenthür auf das Verdeck, um sich zu überzeugen, ob wir noch oben wären. Solchen Augenblick schienen die schadenfrohen Wellen vorzugsweise wahrzunehmen: in einem Nu schlug eine von ihnen gegen die Räder und überschwemmte den Neugierigen mit Salzwasser. Dann hörte man eiligst die Treppe hinabpoltern und das Gelächter der Matrosen mischte sich in das Donnern des Meeres.

Verfügen wir uns in die Kajüte, so gewahren wir lebende Bilder, über deren Anblick Hogarth außer sich vor Entzücken gewesen wäre. Wir versuchen zu gehen, verlieren aber durch die tollen Bewegungen des Schiffes das Gleichgewicht und werden nach dem entferntesten Winkel der Kajüte geschleudert, und zwar in der possirlichsten, lächerlichsten Weise, die man sich nur denken kann. Bevor es uns gelungen ist, wieder auf die Beine zu kommen, hat das Schiff der Bewegung einer anderen Woge nachgegeben und wir rutschen, schnell wie der Blitz, nach der entgegengesetzten Seite, wo wir mit den Köpfen gegen einander fahren und in einem Gewirre von Stühlen, Hüten, Band- und Haubenschachteln die Beine himmelwärts strecken. — Die Zeit des Mittagessens ist herangenaht. Alles, was nicht seekrank ist, findet sich in der Kajüte ein; der Capitän, der die Honneurs an der Tafel macht, im schwarzen Anzuge und weißen Manschetten, führt oder balancirt vielmehr zwei Damen zu den Ehrenplätzen, neben sich auf das Sofa. Die Übrigen klimmen nach ihren Stühlen; endlich hat Alles Platz genommen. Auf dem Tische liegt ein Aufsatz, eine Art Rahmen, mit tiefen Höhlungen, um Teller, Schüsseln, Flaschen und Gläser hineinzustellen. Der Steward tritt mit der Suppe herein, sein dienstbarer Geist, ein Negerknabe, folgt mit den Kartoffeln, andere Diener folgen mit den übrigen Gerüchten. Kaum befinden die Dinge sich auf der Tafel und die Diener haben sich an unsere Stullehnen angeklammert, so macht das Schiff einen ungeheuren Satz und Alles geräth in Unordnung. Die Dienerschaft liegt über einander, wie die Häringe, in einem Winkel der Kajüte; die Erbsensuppe ruht dem Capitän traulich im Schooße, eine der Damen umarmt eine Schinkenkeule, ein Dritter drückt den Braten zärtlich ans Herz, ein Paar Hühner fliegen einem Vierten an die Ohren, der Pudding einem Fünften beinahe in den offenen Mund, die Übrigen liegen in der Sauce, und die Kartoffeln rollen gemüthlich am Boden umher. Der Eine sucht seinen Teller zu reiten, ein Anderer greift nach Messer und Gabel, wieder Einer, im Fallen begriffen, hält das gefüllte Glas hoch empor, während er sich mit der anderen Hand an den Stuhl des Nachbars anklammert. Alles ist in Verwirrung, es ist, als wenn das alte Chaos zurückkehren wollte! — Beim nächsten Rollen des Schiffes fliegen Steward und Dienerschaft, starr vor Erstaunen, abermals mit ausgestreckten Armen in einen andern Winkel; endlich stehen sie auf ihren Beinen, wie Statuen, da sie es nicht wagen, sich fortzubewegen. Teller, Schüsseln, Messer und Gabeln krachen zusammen in der Unordnung des Augenblicks; der Steward und seine Helfershelfer kriechen auf allen Vieren, um sich der tanzenden Kartoffeln zu bemächtigen, die in Gesellschaft von fliegenden Hühnern und laufenden Keulen über ihre Füße hüpfen. Für einen Augenblick wird es ruhig, die zerstreuten Theile des Mals sind glücklich eingesammelt und diejenigen, die ihren Appetit nicht verloren haben, beginnen zu essen. Einige Vorsichtige setzen sich in einen Winkel der Kajüte auf den platten Boden und nehmen den Teller zwischen die Beine, sich nun vollkommen sicher wähnend. Doch schnell finden sie sich, zu ihrer Verwunderung, in der entgegengesetzten Ecke wieder und zwar in den lächerlichsten Stellungen. Einige lachen, andere weinen, wieder welche schimpfen, doch Alle stimmen darin überein, daß es für einen hungrigen Magen nichts Trostloseres gebe, als ein Mittagessen zur See bei stürmischem Wetter.

Worte eines alten Schriftstellers über Dichter.

(Mitgetheilt von Ign. Zwanziger.)

Reinhold in seinem Werkchen: „Reim' dich oder ich friß dich," (1673) sagt in Betreff der Dichter manches Köstliche, unter andern:

1. Poeten seynd Bienenart; das Lampenöhl tödtet sie und der Wein machet sie lebendig.

2. In dem Tabakskraute ist etwas Göttliches und die Quintessenz des Wassers aus dem Musenbrunnen verborgen.

3. Die Poeten sein die rechten Honigvögelein, welche so süße Sachen machen und Winter und Sommer schwärmen. Drum ist es wunder, daß wir nicht so viel Poeten haben, als Mücken und Fliegen, wenn die Sonne am heißesten scheinet, das ist in Hundestagen.

4. Sei nicht, wie der sorgfältige Virnyl, welcher seine Verse gebahr auf die Weise und Art der Bären und immer daran zu lecken fand.

5. Ergreif alle Gelegenheiten, ein Carmen herauszugeben, biete deine Verse überall aus, alle Hochzeiten besuche, alle Kinder wiege, alle Leichen beweine ꝛc.

6. Lasse keinen treuen und aufmerksamen Freund von deinen Gedichten offenherzig urtheilen; fälle das Urtheil selbst.

Kalenderschau.

Jurende's vaterländischer Pilger für das Jahr 1843. Brünn, Verlag von Carl Winiker.

Dreißig Jahre wandert dieser vaterländische Pilger durch die Welt und sammelt mit Aufmerksamkeit alles Neue, Gute und Schöne, wo er es trifft; mit Muth und Beharrlichkeit verfolgt er rastlos sein Ziel, legt alljährlich die Summe seiner Erfahrungen zur Schau, und theilt gerne die umfassenden Schätze seines Wissens mit Jedermann, der Lust und Willen hat, etwas zu lernen. Doch auch für angenehme Erholung und Zerstreuung weiß er zu sorgen, denn reich ist seine Mappe an Witz und Spaß, reich an komischen Einfällen und muntern Erzählungen. Auch für das Jahr 1843 ist dieser vaterländische Pilger wieder erschienen, und obgleich sein Gründer Jurende im Laufe des Jahres 1842 dieser Erde entrissen wurde, so lebt sein Name doch noch fort in dem Unternehmen, das er gegründet, denn noch immer wird dieses ausgezeichnete Volksbuch nach ihm benannt. Der Inhalt zerfällt in dreißig verschiedene Rubriken, und somit dürfte hinsichtlich der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit dieses Kalenders kein Zweifel obwalten, doch auch bezüglich der Abwechslung und bunten Mischung des Gebotenen bleibt kein Wunsch unerfüllt, und wir können mit gutem Gewissen sagen: der Jahrgang 1843 von Jurende's vaterländischem Pilger reiht sich würdig seinen Vorgängern an. Die beigegebenen drei Abbildungen aus der vaterländischen Geschichte sind ebenfalls lobenswerth. Dieß Volksbuch ist in allen Buchhandlungen der Monarchie für den Betrag von 2 fl. 12 kr. zu bekommen.

Omnibus.

(Amusantes.) Ein Soldat kommt etwas angetrunken in die Kaserne. — „Wo hast du deinen Säbel gelassen?" fragt ihn der Hauptmann.

„Ach Herr Hauptmann — —"

„Nun was?"

„Ich war so verdrießlich, — so giftig —"

„Wirst du endlich!"

„Na Herr Hauptmann, wenn ich's denn sagen soll — ich war so giftig und unzufrieden mit mir selbst, daß ich mir den Säbel durch den Leib gejagt habe!" — Er hatte ihn verkauft und das Geld vertrunken.

Repertoir des k. k. Hofburgtheaters.

Montag den 19.: „Die Kinder Cymbelins." — Dienstag 20.: „Der Doppelgänger." — Mittwoch 21.: „Garrik in Bristol." — Donnerstag, Freitag, Sonnabend: Norma.

Herausgegeben von K. Ockerlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei V. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 153.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 21. December 1842.

Volkssagen, Legenden und Märchen der Slovenen.

Mitgetheilt von Jos. Shurga.

Einleitung.

Volkssage, Bundeslade zwischen heut
Und gestern, in dir ruh'n, vom Volk geweiht,
Des Kampfes Waffen, so wie der Gedanken
Geweb' und der Gefühle blum'ge Ranken.
Du Arche, wirst von keinem Schlag versehrt,
Sofern dein eig'nes Volk dich nicht entehrt.
A. Mickiewicz.

Vielfache Bestrebungen wurden in neuern Zeiten rege, um über Einzelnheiten südslavischer Völkerschaften, welchen die jüngsten politischen Ereignisse neuerdings die Aufmerksamkeit Europas zuwenden, dem Auslande Kunde zu geben. Es traten selbst in ihrer Mitte ausgezeichnete Männer auf, erglühend in schöner und begeisternder Liebe zu dem angestammten Volke. Ihren eifrigsten und edelsten Bemühungen haben wir die unschätzbare Sammlung jener köstlichen Lieder zu verdanken, welche bei ihrem Erscheinen die gesammte gelehrte Welt freudigst begrüßte und die sich in einer Fülle und Trefflichkeit darstellen, wie sie in solcher keines der neuern europäischen Völker aufzuweisen vermag. Aber außer diesen herrlichen Volksdichtungen, deren meiste jener wehmüthige, den slavischen Volksgesang charakterisirende Grundton so rührend durchklingt, auf welchen ein Streiflicht des Morgenlandes ruht, pflanzen sich von Mund zu Mund traditionelle Erinnerungen auch in ungebundener Rede fort, wir meinen die in das Gebiet der Sage, Legende und des Märchens einschlagenden Überlieferungen, die bisher noch nicht gebührend gewürdigt worden. Und in der That, was könnte größeres und gerechteres Interesse in Anspruch nehmen, als eine abgeschlossene, in ihren Anklängen und Beziehungen klar gehaltene Darstellung der Traditionen sämmtlicher südslavischer Völker? Die ehrwürdigen Klänge eines entschwundenen Heidenthums der Väter, die sinnenschmeichelnde Weise des morgenländischen, und die ergreifende des abendländischen Cultus mit islamitischen Dogmen friedlich vereint, die heiligen Überreste aus Romas weltbeherrschenden Zeiten, über welche nun theilweise das ewige Meer mit wechselnder Strömung fluthet, die zerfallenden Trümmer germanischer Zwingburgen, Adria, die stolze Dogenbraut, Venedig, die prangende Inselstadt, Spanien, das heißersehnte, gefeierte Eldorado, die heiligen Städte der Moskowiter, das geschichtreiche Stambul, und die Kämpfe mit den Moslims in den blutigen Tagen des Elendes und Ruhmes, bald in der ernsten oder heitern Form der Sage, bald in der frommen, gläubigen Sinn bekundenden Legende, oder dem zauberhaften Dämmer des Märchens webend, welche reiche Fülle der interessantesten Gestaltungen und Beziehungen, Kämpfe und Bestrebungen der Völker und diese in ihren Zügen und Gruppirungen zu verfolgen, die wechselseitigen Einflüsse nachzuweisen wäre eines der schönsten und würdigsten Probleme. Einen verhältnißmäßig geringen Beitrag aus dem Gebiete der Slovenen zu der höchst wünschenswerthen Sammlung der südslavischen Traditionen zu liefern, und jene die sich in bessern Lagen befinden, zu Beiträgen aufzufordern, ist der Zweck folgender Mittheilungen.

1.

Der Türkenritt.

Hat man das anmuthige Radmannsdorf verlassen, um den malerischen Gebieten Oberkrains zuzueilen, so gewahrt man rechter Hand auf einem vorspringenden Hügel ein einfach schmuckes Kirchlein zu Ehren des heil. Petri. Hart daran öffnet das Thal Vigaun, die in Volksgesängen gefeierten Trümmer des Lamberg'schen Schlosses in sich bergend, seinen herrlichen Schooß. Im Hintergrunde erheben sich schneebedeckten Kuppen, welche dem mächtig emporstrebenden Terglou mit seinem weithin schauenden Dreihaupt und den Quellengebieten der Save und des Isonzo sich anschließend die wildromantischen Thale der Wochein sammt ihrem düstern See umgrenzen. In mäßiger Ferne davon erglänzt der klare Spiegel des Veldeserses mit den idyllischen Ufern und der grünenden Insel und gestaltet das gesammte Gebiet zu einer der interessantesten und sehenswerthesten Landschaften. Unter dem Hügel breitet sich eine freundliche Ebene aus, die in den stürmisch-bewegten Tagen der Türkeneinfälle nicht selten eine Wahlstatt dargeboten haben mag; denn auf der Anhöhe, welche die Kirche trägt, war ein Tabor befindlich. Davon erzählt man diese Legende.

Einen der Türkenführer bat seine Gattin, durch ein Traumgesicht und entschiedene ihr von einer Christensclavin eingeflößte Neigung zum Christenthum bewogen, den eben bevorstehenden Verwüstungszug nicht mit anzutreten. Und wiewohl er sonstens ihren Wünschen gerne willfahrte, so war diesmal die Hoffnung auf reiche Beute zu lockend, das Ehrgefühl zu überwiegend, als daß er nicht der Gattin Bitte mit beschwichtigendem Lächeln abgewiesen hätte. An der Spitze seiner Horde in die christlichen Marken enteilend, durchzog er sie, in gewohnter Weise sengend und mordend. Feuersignale verkündeten von den Bergen den erschreckten Einwohnern mit großer Schnelligkeit sein furchtbares Herannahen. Ihre beste Habe mit sich nehmend flüchteten sie in die befestigten Plätze, die sie auf Anhöhen, vorzugsweise aber auf solchen, welche Kirchen hatten, angelegt und Tabor benannten, um daselbst Gott- und

Vaterland» begeiſtert Widerſtand zu leiſten. Auf ſeinem Zuge gelangte er auch in dieſe Gegend, und da er alle Bewohner der Umgebung in den Tabor geborgen ſah, ſo beſchloß er dieſen zu ſtürmen.

Mit einem zahlreichen Gefolge von Kriegern ſprengte er den Hügel hinan. Die Chriſten, bei der großen Übermacht der Feinde ihr gewiſſes Ende erwartend und jeden Widerſtand fruchtlos erachtend, ließen ſich gläubig auf die Kniee nieder, um wenigſtens mit gefalteten Händen das Heil ihrer Seelen vom Himmel zu erflehen. Aber ſieh', wie von höherer Macht gewendet, ergreifen plötzlich die Roſſe mit den ſich vergebens dagegen ſträubenden Reitern die Flucht. Voll Ingrimm über dieſe Begegnung verſammelt er zum wiederholten Male ſeine Moslims, und jagt ſein Roß heftig anſpornend der Anhöhe zu. Doch der Boden beginnt unter den Roſſetritten zu wanken, die abgeſandten Kugeln fliegen zurück und treffen die Schützen. Die Roſſe, neuerdings ſcheu gemacht, ſprengen mit den beſtürzten Moslims in wilder Unordnung fort, die durch ein Wunder geretteten Chriſten ſtimmen hocherfreut einen feurigen Lob- und Dankgeſang an.

(Fortſetzung folgt.)

Die ſchönſten Blumen der Welt.

Von Ignaz Zwanziger.

(Fortſetzung.)

Im fernen Indien, dem Lande der Wunder, ruht die Göttin der Schönheit, die liebliche Lakſchmi, im Schooße der Nelumbo, der heiligen Lotosblume. Schildförmige Blätter decken den Spiegel des Ganges, Blätter »ſo weich und grün, wie die Bruſt eines jungen Papageien;« purpurn, wie ein Kaiſermantel und blau, wie das Sternengewölbe hebt die Blume des Tages ihre Kelche. Brahma iſt auf ihr in ſich ſelbſt verſunken; ſie iſt das Bild der Entfaltung der Welt. Am Wiſchnu wird die Klarheit ſeiner Lotusaugen geprieſen; in der Sakontala, dieſem Meiſterwerke indiſcher Dramatik, begegnen wir den herrlichſten Gleichniſſen, die von der Lotosblume hergenommen ſind; ſie heißt dort Pedma, Kamala, Kamalata, Sirſcha, Tamala. Von den ſanften Hindus, ſo wie einſt von den phantaſtiſchen Ägyptern göttlich verehrt als Nymphaea Lotus, haben ihr auch die Tibetaner in ihrem Cultus ihr die gebührende Ehre nicht verſagt. Aber die Zeiten wogen durcheinander und eine nimmt, was die andere gegeben und ſo iſt auch aus dem zerſtörten Lande der Piramyden trauernd die roſenrothe Lilie des Nils gewichen. — Die ſchönen Indianerinnen winden ſich aus ihren Stengeln die herrlichſten Armſpangen; die Blätter dienen als Fächer, die ſchwellenden Blumen kränzen das Haupt. Heine ſingt von ihr:

Die Lotosblume ängſtigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit geſenktem Haupte
Erwartet ſie träumend die Nacht.

Der Mond, der iſt ihr Buhle,
Er weckt ſie mit ſeinem Licht',
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.

Sie blüht und glüht und beleuchtet,
Und ſtarret ſtumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Nun, meine ſchönen Leſerinnen, nach Weſten zurück, oder ſollen wir in Oſten bleiben? Nicht wahr, zurück in unſer Heimatland, wo in den Klüften der Felſen und auf den Wegen der Gemſe das Rhodondendron, die Alpenroſe flammt: »Über dem Donner, im ewigen Frieden, auf Silbergrund!« wie F. Wendt ſo ſchön es gibt. — Ein Strauß von Alpenroſen deckt den Hut des Gebirgsjägers, wenn er nieder von den Bergen ſteigt und die Schöne erwartet ihn, und er nimmt den Buſch vom Hute und die Tochter der Unſchuld ſteckt ihn an den wallenden Buſen. Statt Marmor und Gold funkelt im Abendroth auf den Gräbern der Lieben die Alpenroſe ins ſonnige Thal. Mir wird ſie ewig unvergeßlich bleiben; widrige Schickſale hatten mich fortgetrieben aus der Heimatſtadt; in den Bergen, bei der niegeſehenen Flora der Alpen wollte ich meinen Schmerzen den Scheidebrief geben und die erſte Blume in der hohen Region war die Alpenroſe; ich weinte vor Rührung, ich küßte den heiligen, kalten Boden, wo ſie wuchs; und ich freue mich dieſer Thränen:

Als ich euch Roſen! ſah zum erſten Male,
Von meines Daſeins Wirbeln fortgeriſſen,
Da ſchien zu leben mir der Fels, der fahle,
Und ihr ſaht meine heißen Thränen fließen!

Es waren Thränen, von der Luſt gegeben,
Allein zu ſein mit euch, ihr lieblich Schönen;
Und ſelig pries ich mein verarmtes Leben,
Weil es noch Blüthen gab, es zu verſöhnen!

Ein reiches Meer von vollen Purpurglöckchen,
Entfaltet ihr der ſchneegedüngten Erde;
Im Winde ſchweben grüßend eure Löckchen,
Ob wohl der Sehnſucht Gegengruß euch werde?

Um euch ſingt keine Nachtigall im Lenze,
Nur Adler kreiſen ob den Bergeshalden
Und blicken ſtaunend auf die Roſenkränze,
Die bäumchenartig jene rings bewalden.

O Falter! ſaugſt du gern von ihren Lippen,
Mag dir der duftgeborne Honig munden,
Er ſegelt trauernd über Thal und Klippen,
Bis er der Roſen Heimat hat gefunden.

Ihr blüht und Niemand weiß, daß ihr geblühet,
Ihr welkt und Keiner ahnt's, daß ihr verblichen,
Und wenn ihr auch von Liebesqual geglühet,
Ja nicht des Kummers Zeit euch ſchnell verblichen?

Doch wir — wir langen ewig nach den Schmerzen,
Die uns erwachſen aus dem Liebesloſen,
Und eher liſcht der Glutbrand nicht im Herzen,
Bis nicht dem Grab' entkeimen Todesroſen!

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

M. G. Saphir's muſikaliſch-declamatoriſche Akademie und humoriſtiſche Vorleſung

am 18. December im Theater in der Joſephſtadt.

Viele Erfolge haben bewieſen, daß wir von einer durch Hrn. Saphir veranſtalteten Akademie nicht nur Gelungenes, ſondern das Beſte zu erwarten berechtiget ſind. Die ausgezeichnetſten Künſtler unterſtützten durch ihre Mitwirkung immer gerne den viel beliebten Dichter, und es hat ſich, wie wir glauben, noch nicht getroffen, daß irgend eine Notabilität der Künſtlerwelt dieſem Unternehmen ihre fördernde Theilnahme aus niedrigem Kunſtwucher verſagt hätte. — Wir wollen mit der als letzte

Nummer gebrachten „humoristischen Vorlesung beginnen und stellen unser Referat auf den Kopf, wenn dies möglich ist. — Ein Urtheil über Saphir gehört offenbar zu den freudigsten Pflichten eines Referenten; denn einen geistreichen Schriftsteller loben ist eine sehr angenehme, wenn gleich im Grunde unnöthige Aufgabe; aber gelobt muß werden aus vielen Gründen, nämlich: weil es gerecht ist, weil wir's gewohnt und, weil Mängel, wenn sich welche finden, unbedeutend sind, und hauptsächlich weil Niemand durch Tadel den schlummernden Löwen wecken mag; und dieser letzte Grund ist sehr namhaft, denn ohne ihn würde sich wohl mancher Hase ermuthigen, an den ungelämmten Mähnen des Leuen zu zupfen. — Den ersten Titel der Vorlesung haben wir nicht gehört, weil eben eine Dame, welche den Vorleser früher wahrscheinlich aus einer norddeutschen Perspective, und jetzt zum ersten Male näher sah) eine schmeichelhafte Bemerkung über ihn sagte, die wir aber, beshalb genug, hier nicht anführen; den zweiten Titel: „Für wie viele Wohlthätigkeits-Anstalten liest ein Autor, wenn er für sich selbst liest?" dürften wir auch nicht recht verstanden haben, weil die Vorlesung selbst ihn nur kleinen Theils löst; Referent war daher ganz so unverstehend ausgerüstet, wie eine Bemerkung in der Vorlesung Rezensenten voraussetzt. Wie der Mensch seine Titel verdiene, möge seine Sorge sein und dies geht uns Gott sei Dank nichts an; aber ein solcher humoristischer Aufsatz kellert seine Überschrift absichtlich nach den verschiedensten Seiten, um überraschend immer die Verheissage des Titels zu bestätigen. Das rapsodische Festhalten einzelner Gedanken, oder zum Theile das längere Verfolgen episodischer Ideen mag wohl nur in Saphir's Reichthum an Witz und poetischem Ingenium überhaupt seinen Grund haben; anderen Theils scheint es uns aber auch durch die Aufgabe des Vorlesens bedingt. Um das Interesse des Zuhörers nicht sinken zu lassen, bleibt allen für die Conception zwar wesentlichen, für den Zuhörer aber ermudenden logischen Verbindungen das Wort vorenthalten, und der Zusammenhang in der Idee ist wohl öfter ein entfernter oder er kann im Fluge der Vorlesung nicht immer schnell genug gefühlt werden. Ein ununterbrochenes Aufsagen schlagender und doch leichter faßlicher Witze ist daher die schwere Aufgabe der Vorlesung und dabei ist ein Abspringen vom Ziele nicht zu vermeiden, wenn gleich es für den Gegenstand ersprießlicher scheint, wenn der Großhändler des Witzes sich weniger mit Detail-Handel abgeben müßte; wir sehen ja täglich, daß sich Krämer damit befassen, in deren Artikel sich freilich aus zwei oder drei Gedanken wie einzelne Trüffel in einer Gänseleber-Pastete breit machen. Wenn manchem anderen Witzmann Gedanken beikämen, wie deren viele in dieser Vorlesung sind, ich glaube, er ginge damit auf Reisen; z. B. „die Gerechtigkeit ist zuweilen ein Taubstummen-Institut, wo man sich mit den Händen verständlich macht," oder die sehr gelungene Anwendung des Wortspieles mit „Lohnkutscher-Gerechtigkeit;" wie witzig ist der Gedanke mit der Echo; sehr schön und wahr und geißelnd ist Alles, was Saphir über Verläumdung, was er über Schriftstellerthum sagte. Daß die gewählten Stoffe für die Satyre, daß wohl auch mehrere Gedanken nicht neu, und auch nicht treffend genug sind, ist nicht zu läugnen; aber es möge es nur Einer versuchen, der ein Quartal lang unsterblich war, unter gewissen Bedingungen zwei Decennien lang immer gleich witzig zu sein, sich immer gleich geistreich zu geben, und wir wollen dann schon auch recht gerne zusehen. — Hr. Saphir erhielt die unzweifelhaftesten Beweise von der Liebe und Anerkennung des Publikums und wurde oft gerufen.

Mad. Rettich sprach ein neues Gedicht von Saphir: „Der verkaufte Schlaf" dessen hochpoetische, wunderschöne Grundidee, so wie viele sehr edle Gedanken desselben nur ein etwas sorgfältigeres Kleid, und vielleicht weniger Rücksichtnahme für die Declamation wünschen ließen. Die Aufgabe des, nach unserer Meinung sehr schwierigen Vortrages wurde durch Mad. Rettich vortrefflich gelöst.

Die zweite Declamationspiece war das Gedicht: „Kein Malheur, jedoch fatal" von Saphir, welches ebenfalls gefiel und von Mad. Neumann mit viel Humor und, wie sich von selbst versteht, vollkommen richtiger Nuancirung gesprochen wurde.

— Der musikalische Theil dieser Akademie war ebenfalls ausgezeichnet bestellt. Dlle. Lutzer sang eine Arie, wenn wir nicht irren aus L'ultimo giorno di Pompeji; der Zettel bezeichnete dieses Gesangstück nicht näher, und es ist wahrhaftig verzeihlich und sogar öfter beneidenswerth, manche der vielen Zwillinge der italienischen Musik nicht mit dem Taufnamen nennen zu können. Dlle. Lutzer bewährte wie immer ihre Eminenz in dieser Gesangsweise.

Statt des erkrankten Hrn. Kullak, spielte der Pianist Hr. Pirkhert drei Etuden, welche indessen weniger ansprachen, die Composition ist zwar dem Namen sehr zusagend, es wird sich aber im Concerte damit wenig Beifall erringen lassen. Aus dem Vortrage glauben wir eine nicht vortheilhaft geänderte Richtung dieses geachteten Pianisten zu bemerken, welche mit Verzärtlung richtig bezeichnet ist; eine gewisse überweiche Delikatesse des Anschlages ist nicht mehr Schönheit und erscheint wie Tändelei.

Mons. François Wartel sang Schuberts „Ständchen" und „Addio Teresa" von Monpou, welches letztere Liedchen wir bereits in seinem ersten Concerte hörten, wo es wie heute, vorzüglich gefiel und zur Wiederholung verlangt wurde.

Die Palme der musikalischen Spende dieser Akademie erhielt der Violinvirtuose Theodor Haumann; er trug seine in diesen Blättern bereits besprochenen Concertvariationen vor. Das österreichische Morgenblatt hat sich gleich nach dem ersten Auftreten dieses ausgezeichneten Künstlers und in der Folge bei mehreren Gelegenheiten auf eine Weise über ihn ausgesprochen, daß der in dieser Concertsaison bisher noch nicht gehörte große Beifall eine freudige Bestätigung seines Urtheils wurde. Es ist übrigens auch noch selten der Fall gewesen, daß bei einem größeren Tonstücke die Wiederholung verlangt ward; Hr. Haumann spielte noch einmal die vorletzte und letzte Variation sammt dem sehr schwierigen Finale unter gleichem Applause.

Gerufen wurde von dem sehr befriedigten und zahlreich versammelten Publikum jeder der Producenten.

Ihre Majestät die Kaiserin Mutter und Se. kaiserliche Hoheit der Herr Erzherzog Franz Carl geruhten der Akademie beizuwohnen.

Thalhof.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Sonntags dieser Woche veranstaltete Hr. Director Carl eine Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten des in dem Polizeibezirke Wieden errichteten und unter dem Protektorate Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz Carl befindlichen Krankenhauses, wobei „der Sohn der Wildniß" von Friedr. Halm unter Mitwirkung des Hrn. Hofschauspielers Löwe und seiner Tochter, Mitglied des Breslauer Stadttheaters dem Publikum vorgeführt wurde. Über das Stück und seine Beliebtheit noch ein Wort zu sprechen, hieße einen Beitrag zu dem ohnehin so häufig vorkommenden Journalsgeschwätze und zu den referentlichen Pleonasmen liefern, was gar nicht in unserer Absicht steht. Auch Hrn. Löwe haben wir schon oftmals für seine Darstellung des Ingomar mit den größten Emphasis sein Lob gesprochen und es ist nicht so lange her, als unser Hofburgtheater Referent sein Urtheil über Dlle. Löwe summarisch aussprach. — Und die Berücksichtigung des schönen Zweckes ihres heutigen Wirkens fügt ihrem Lobe noch einen innigen Dank bei. Auch die übrigen Mitwirkenden behaupteten sich sehr ehrenhaft, als: Hr. Hesse, Börger und Dlle. Ammesberger. Das Haus versprach, seinem Besuche nach, eine ergiebige Benefice für das Krankenhaus. Schdlr.

Dr. Carabelli, Edler von Lunkaszpri,

und der gegenwärtige Zustand der Dantistik in den k. k. österr. Staaten.

Während alle Zweige der Heilkunst wichtige Umwälzungen erlitten und mit Riesenschritten vorwärts gingen, war es nur die Dentistik, welche gleich einem Stiefkinde behandelt wurde, und sich selbst bis in die neuesten Zeiten noch in den Händen ungelehriger Marktschreier und Charlatane befand, bis endlich Se. Majestät unser verblichener hochverehrter Kaiser Franz, auf Anrathen Sr. Excellenz des k. k. geheimen, dann Staats- und Conferenzrathes Dr. Freiherrn von Stifft, zu bestimmen geruhten: daß nur Ärzte, welche schon als Doctoren der Medizin und Chirurgie, oder als Chirurgen und Geburtshelfer promovirt sind, Zahnärzte werden

dürfen, und sich einem eigenen Rigorosum aus der Zahnheilkunde unterziehen müssen. Zugleich wurde auf Veranlassung jenes oben genannten würdigen Mecäns, des Freiherrn von Stifft, der seinem Namen sowohl durch sein öffentliches ärztliches Wirken, als auch durch viele rühmenswerthe neue Einrichtungen im Fache des Medizinalwesens, einen unvergänglichen Ruhm erwarb, der Dentistik dadurch ein besseres und würdigeres Schicksal bereitet, daß in Wien eine öffentliche Lehrkanzel der Zahnheilkunst errichtet wurde. Der erste, welcher diese Lehrkanzel bestieg, war Dr. Carabelli, ein Mann voll Geist und Sachkenntniß, voll Energie und Thatkraft, dem sein Studium das Höchste war, was er kannte, und der mit regem Eifer und unermüdlichem Fleiße das weite Feld des Wissens zu bebauen strebte. Weit verbreitet ist der Ruhm dieses Mannes und aus entfernten Ländern strömten sowohl Heilbedürftige als Studierende nach Wien, um sich entweder von Carabelli ärztlich behandeln zu lassen, oder aus seinem Munde die gewichtigen Lehren in seinem Fache zu vernehmen. Leider schnitt die unerbittliche Parze am 24. October d. J. den Lebensfaden dieses ausgezeichneten Mannes entzwei und es ist nunmehr an uns, das Andenken unsers würdigen Lehrers im Gedächtnisse der Mitwelt durch einige erläuternde Worte zu erhalten. Den Eifer, mit dem Carabelli die Zahnheilkunst betrieb, und den festen Willen, nichts unversucht zu lassen, womit er in seinem Fache der Menschheit nützen könnte, bewies er am deutlichsten durch die vielen Erfindungen und Verbesserungen im Gebiete der Zahnheilkunde. Er unterließ niemals, die reinste Quelle alles Wissens, die Natur selbst, aufzusuchen, scheute aber auch keine Mühe, keine Zeit und keine Kosten, um dem ersehnten Ziele nahe zu kommen. Die vielen wissenschaftlichen Reisen, welche er unternahm, so wie die Herausgabe der Anatomie der Mundhöhle, eines ausgezeichneten, mit vielen höchst werthvollen Zeichnungen belegten Werkes, mögen die Richtigkeit des so eben Gesagten erweisen. Unstreitig nahm Carabelli unter den Dentisten Deutschlands den ersten Rang ein und hatte sich durch seinen unermüdeten Eifer für die Fortschritte seiner Kunst die ungeheuchelte Liebe und Achtung des gesammten ärztlichen Publikums im vollen Maße erworben. Von den aus seiner Schule hervorgegangenen jungen Ärzten sind zwei bereits als Professoren der Zahnheilkunde in österr. Provinzen angestellt, während die übrigen zu den geschicktesten Zahnärzten der Residenz sowohl als auch mehrer Provinzialstädte gezählt werden müssen. Die Vorträge Carabelli's zeichneten sich nebst der Bündigkeit und Schärfe des Ausdruckes, so wie nebst der wissenschaftlichen Tiefe und dem Gehalte derselben, auch noch ganz besonders durch die reichhaltigen Beobachtungen aus dem Leben, und durch die gediegene Verbindung der Theorie mit der Praxis aus; und gewiß sind diese gediegenen Erfahrungen jedem seiner Schüler höchst nützlich und auf seiner weiteren Laufbahn förderlich gewesen. Doch weit entfernt, von seinem eigenen Wissen aufgeblasen zu sein, und aus seiner erreichten Kunsthöhe auf die Bestrebungen anderer Männer in demselben Fache mit Stolz niederzublicken, erkannte er vielmehr das Streben aller jener Dentisten des In- und Auslandes, welche ihrer Wissenschaft neue Errungenschaften abgewannen, mit liebenswürdiger Bescheidenheit an, und nannte in seinen Vorträgen oft die Namen eines Fouchard, Bünon, Bourdet, Jourdain, Hunter, Serre, Laforgue, Blake, Cuvier, For, Duval, Delabarre, Maury, Köcker ꝛc. ꝛc. mit wahrer Freude über das rüstige Wirken all dieser großen und mächtigen Geister.

So war Carabelli als Lehrer und als Mensch, als tiefdenkender, rationeller Arzt, wie als gemüthlicher Verehrer und warmer Freund alles Schönen und Guten gleich ausgezeichnet, und uns, die wir ihn tief betrübt aus dem schönen Kreise des Wissens scheiden sehen mußten, bleibt nur der Wunsch übrig, daß alle jene Ärzte, welche das Feld der Dentistik mit rührigem Fleiße pflegen, gleich Carabelli in ihrem rastlosen Mühen nie ermatten mögen, wodurch für Physiologie und Pathologie, besonders aber für die Semiotik der Krankheiten der Mundhöhle noch bedeutende Früchte errungen werden können. Ruhe der Asche, und Ehre dem Andenken Carabelli's!

Reauz.

Theatralisches.

(Hr. Döring aus Stuttgart) ist dermalen der Glanzstern des Theaterhimmels zu Leipzig. Man sagt von ihm, daß seit Ludwig Devrient's Tode Niemand solche Wirkung hervorzubringen wußte.

(Die Sängerin Seeburg) in Bremen ist bereits ein Liebling des Publikums geworden. Man stimmt darin überein, daß Bremen noch keine so fertige Coloratursängerin besessen als Dlle. Seeburg genannt werden muß.

(Polnisches Theater.) Der längst von den Posenern gehegte Wunsch, ein stehendes polnisches Theater zu haben, wird nun in Erfüllung gehen. Die Regierung hat den Director des deutschen Schauspieles aufgefordert, für die Errichtung eines polnisches Theaters Sorge zu tragen, und es sind bereits beliebte Schauspieler in Warschau engagirt.

(Deutsche Oper.) In Marseille spielt jetzt eine deutsche Oper mit großem Beifalle.

Kleine Denkwürdigkeiten.

(Historischer Rückblick auf die Jahre 43.) Im Jahre 43 n. Ch. Geb. zog Claudius nach Brittannien, ward Lycien eingezogen. 443 ermordet Attila seinen Bruder Bleda und vereinigt alle hunnischen Horden. — 543 Congregation des heil. Maurus in Gallien; Druiden in Deutschland. — 643 sammelt König Rotharis das longobardische Gesetzbuch. — 843 Schlacht bei Fortenoge; Vertrag zu Verdun; Theilung des fränkischen Reichs; Pacificus erfindet die Räderuhren. — 1143 Grundgesetz von Samego; Manuel Comnenus wird griechischer Kaiser; Wilhelm von Malmesbury, engl. Historiker stirbt. — 1243 Innocenz IV. wird Papst. — 1343 Johanna, Königin von Neapel; englisches Ober- und Unterhaus. Behaim übersetzt die Bibel deutsch aus der Vulgata. Friede zu Kalisch, Polen verliert Schlesien an Böhmen. Aarau, Universität. — 1443 Scanderbeg, als Georg Castriot, Krieg in Albanien; Synode zu Constantinopel verwirft die Kirchenvereinigung. Parlament zu Toulouse. Schlacht im Silfelde (22. July). Rudolph Stüffi fällt. Krieg um die toggenburgische Herrschaft. — 1543 Fürstenschule zur Pforte aus eingezogenen Kirchengütern gestiftet. Nicolaus Copernicus und der Maler Caravaggio sterben. Versuch mit einem Dampfboote des Blasco de Garay im Hafen von Barcelona. Carl V. erklärt die Indianer für freie Menschen. Erster Champagner verfertigt. — 1643 Louis XIII. stirbt. Anna von Österreich übernimmt die Regierung für ihren dreijährigen Sohn Louis XIV., Mazarin wird Minister; Turenne erobert Roussillon, Condé schlägt die Spanier bei Rocroy. Schwedisch-dänischer Krieg. Der Holländer Tasmann entdeckt Van Diemensland, Neuseeland und die Freundschaftsinseln. Bürgerkrieg in England, Schlachten bei Stratton, Roneswaydowe, Neuburg. — 1743 Carl VII. läßt sich in München huldigen. Schlachten bei Dettingen und Sempach. Baiern von Österreich besetzt. Bündniß zu Worms zwischen Österreich, England, Sardinien, ein Theil von Mailand savoisch. Friede zu Abo, Rußland gewinnt Finnland bis an den Kymen. Ilnay stirbt. Mathias Claudius, J. J. Eschenburg, und F. L. Schröter geboren. W.

Omnibus.

(Beinamen der italienischen Städte.) Die meisten Städte Italiens haben besondere gewöhnlich auszeichnende Beinamen. So heißt: Bologna die Fette, Brescia die Berühmte, Capua die Verliebte, Cremona die Beständige, Cuma die Älteste, Ferrara die Glückliche, Florenz die Schöne, Genua die Stolze, Lucca die Fleißige, Mailand die Große, Mantua die Rühmliche, Messina die Edle, Modena die Glückliche, Neapel die Edle, Padua die Gelehrte, Ravenna die Älteste, Rom die Ewige, Heilige, Siena die Zierliche oder Beredte, Venedig die Reiche, Verona die Würdige.

(Seltsames Verbot h.) An den Thüren der Pfarrkirche zu Dieppe stehen folgende Worte: Es wird hierdurch verboten, Steine gegen die Glasfenster zu werfen.

Herausgegeben von K. Österlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 154 u. 155.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 24. und Montag den 26. December 1842.

Die Stunde des Gebets.

Nach dem Englischen der Felicia Hemans,
von
Louise von Plönnies.

Kind, das spielt bei Blumen hold
In der Abendsonne Gold,
Mutter, deren ernster Blick
Still ihr folgt in heil'gem Glück,
Vater, den die Abendluft
Von dem Feld der Ernte ruft,
Im Gebet, eh' noch der Tag sich neigt,
Erhebt die Herzen, und die Kniee beugt!

Wand'rer, der im fremden Land,
Fern von jedem Heimathband,
Trauernder, vom Ton umschwebt,
Der nicht mehr auf Erden lebt,
Du Gesang'ner, dessen Zell'
Nicht durchdringt die Sonne hell,
Schiffer, wenn auf's Meer die Nacht sich neigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!

Krieger, der nach heißer Schlacht
Athmet auf, wenn naht die Nacht,
Weib, das auf dem Leichenfeld
Einsam weinend Wache hält,
Ihr, die jauchzet, ihr die weint,
Dieses Band euch all' vereint!
Wann der erste Stern sich droben zeigt,
Erhebt die Herzen und die Kniee beugt!

Zur Weihnacht 1842.

Von J. J. Hannusch.

Sie sagen: immer um die Jahreszeit,
Da die Geburt des Heilands wird gefeiert,
Durchkräht der Morgenhahn die ganze Nacht.
Es irrt kein Geist umher, erzählen sie;
Glückbringend strahlen die Planeten,
Die Fee verschwindet, keine Hexe zaubert,
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit!
Marcellus im Hamlet.

O noch brennen und funkeln die schönen Weihnachtsbäume in den gesegneten Häusern der Menschen! noch leuchten hunderttausend entzückte Augen der goldenen Bescheerung des heiligen Christ! Tausend und aber tausend unschuldige Herzen (heute noch — Engel!) durchzittern die heiligen Schauer rechter Herzensfreude. Eltern und Geschwister (und läge auch längst hinter ihnen das Paradies der seligen Kindheit) fühlen wieder neu und frisch das einst genossene Glück, indem sie es heute mit ihren kleinen Lieblingen theilen. O noch hat die Alles glättende Weisheit des Tages es nicht gewagt, an der frommen Altsitte mit täppischem Griffe herumzutasten! Noch ist nicht alle Poesie des Lebens aus der Kinder- und Menschenwelt verschwunden!

Wie dort das Epheu die zerfallende Burg auf der hohen, sturmumbrausten Felsenspitze dicht umrankt und umschlingt und gewaltig hält mit schlanken unzähligen Armen, um einige Erinnerungssteine zu bewahren dem späten Enkelgeschlechte: daß es doch auch noch schaue, mit eigenem Auge, und ahne: wo und wie die Väter, frisch und frei auf den freien Bergen, auf Gott und sich selbst vertrauend, einst liebten und lebten; so hält die süße, köstliche Feier der heiligen Weihnacht, von Jahr zu Jahr sich erneuernd, uns den ungetrübten Spiegel vergangener Tage vor, daß das Auge sich erfreue an dem Bilde; das offene Herz sich stärke und kräftige, und das verschlossene — sich öffne, um einen Himmel voll Glaube, Hoffnung und Liebe in sich aufzunehmen! — Denn, wie das fromme Lied zuerst sehnsüchtig aufruft aus der erstarrten Erdennacht, »zu den Wolken des Himmels, herabzuthauen den Gerechten!“ herabzuträufeln den Segen der Menschheit, den Frieden und die Gnade des Vaters, so schwingt sich jubelnd das Danklied empor für empfangene Gabe, zur heiligen Weihnacht.

Die Orgel tönt durch den hohen Dom und sendet ihre feierlichen Klänge weit umher. Die Weihnachtsmusik erschallet. Das entzückte Ohr vernimmt den Gesang der Hirten auf dem Felde. Mit ihm mischen sich die Stimmen „der Schaar himmlischer Mächte,“ und die Christengemeinde wiederholt, in der mitternächtlichen Stunde, (nur einmal im Jahreslaufe) hell und freudig den zweitausendjährigen Choral:

»Ehre sei Gott in der Höhe! und Friede auf Erden — den Menschen, die eines guten Willens sind!“

Das Evangelium der Wahrheit, auf dessen erstem und letztem Blatte das Wort der Liebe geschrieben ist, spricht laut zu allen Herzen. Menschen, durch Beruf, Neigung oder Schicksale getrennt, treten, in so gnadenreicher Stunde, in engere Kreise zusammen; sitzen wieder, wie einst, am Vaterherd, feiern das unvergeßliche Andenken an die fernliegenden Tage.

Das Lied der Nachtigall, die duftende Rose, die Woge des rauschenden Stromes, der Waldbach im frischgrünen Thal, das dunkle herrliche Blau des wehenden Sommerhimmels, der Wolkenzug am Gebirge, die goldene Pracht des Herbstes: Alles, Alles ist vorübergegangen. Trauernd liegt die Landschaft. Der Winter breitete seine weiße Schneedecke über sie hin, und verlängert damit

nur um Weniges den raſchgekürzten Tag. — Am rothen Feuerſchein, im traulichen, warmen Gemach, mit dem Gefühl behaglicher Ruhe in der Bruſt, geht Scherz und Ernſt hinüber und herüber. Verwandte und Freunde ſitzen und koſen. Jedes Antlitz ſpricht Wohlwollen. Und draußen ſauſt der Nordſturm über die Dächer, und fährt dahin durch die Straßen mit Ungeſtüm. Geſchäftig eilt das Hausgeſinde umher, mit lachenden Geſichtern, geröthet vom kalten Hauch, und bildet den Rahmen des ſchönen Gemäldes.

Einſt ſaßen in der hochgewölbten Steinhalle der Burgen, im weiten, ſchwarzgetäfelten Gemache, in den hölzernen, ſtattlichen Herrenhäuſern, in der tapetenbehangenen Gallerie mit den verblichenen Jagd- und Bataillenſtücken, (alle feſtlich prangend im Schmuck der grünen Reiſer), die Lehensherren und Häuptlinge. Und zu ihnen trat der Pächter und gehäbige Feldbauer, der Hirte im Schafpelz, der Jäger im Hirſch- oder Ellenfelle, im Koller der benarbte reiſige Mann, (der an der Seite ſeines Herren die rauhe Schlacht mitgekämpft und erſiegte), am Abend der heiligen Weihnacht, und leerten mit ihnen das methgefüllte Trinkhorn, den fröhlichen Weihnachtsbecher! Die Töne der Harfe klangen durch die Halle. Die lange Eichentafel trug die Fülle der Speiſen. Gaſtlich öffneten ſich Thüren und Herzen; denn, das heilige Chriſtkind war ja Allen erſchienen. Reiche und Arme, König und Bettler, Fürſt und Bürger, Bauer und Kriegsknecht ſollen ſich ſeiner freuen. Klar war Allen die hohe Bedeutung des Feſtes. Gaſtlich winkten die erleuchteten Fenſter dem Fremdling aus fernen Landen, dem ſpäten Wanderer. Hinein traten ſie zu den Fröhlichen, mit ihnen fröhlich zu ſein, und ſaßen nieder an einem und demſelben Herde, und gedachten gemeinſam bei manch' frommem Spruch' aus dem Munde der alten Männer, der gnadenreichen Geburt des Heilandes, der geſendet war, das Wort der ewigen Liebe zu verkünden. Altengland bewahret noch heute manch' fröhlichen Brauch aus den Tagen der Väter. Noch ſchallen in den Gauen Germaniens die hellen Stimmen der Weihnachtsſänger durch die klare Winternacht, wie ein Chor himmliſcher Mächte. Das Krähen des Hahnes ſelbſt in jener Nacht tritt ſympathetiſch zu der fröhlichen Stimmung, die alle Herzen bewegt.

Wie der kühle Abendwind uns erquickt nach der Schwüle des Tages, ſo füllt die Erinnerung an die Freuden ſeliger Kindheitstage — die von dem rauhen Sturm des Lebens umwogte Bruſt mit wohlthätiger Wärme. Die Heimat, die „Ruhenden unter dem Graſe," wie Schattenbilder ſteigen ſie vor uns auf und werden lebendig; und begrabene Freuden wandeln wieder, einen Augenblick, ſtill vorüber!

Hinaustretend aus dem hohen Dom, (darin die Religion ihre ſchöne Feier begeht), unter jenen großen, unendlichen — des ſternenfunkelnden Himmels, ſchauen wir die ſichtbare Herrlichkeit Gottes und die Zeugen der Unſterblichkeit! Über unſerm Haupte wölbt ſich das Haus des ewigen Vaters, mit ſeinen unzähligen Wohnungen, die uns bereitet ſind. Und wäre das weite Gewölbe bedeckt vom dunklen Wolkenhimmel der Nacht, wir wüßten es doch, daß hinter dem Vorhang die ewigen Geſtirne ſchimmern und walten. Wir wüßten es! denn Er, der Allem, was iſt, ſeinen Willen aufgeprägt, und ſein Geſetz auf die Stirne geſchrieben, nach dem es ſein und gelten ſoll in der Reihe der Dinge; Er, dem alle Herzen und Geiſter ſich beugen, Er ſpricht zu uns — immer und überall! Wir fühlen Ihn; denn, Herzen und Geiſter, und Alles iſt Ihm unterthan. Machtvoll und eindringlich ſprach ſein weltenaltes Geſetz in jener, von uns vorauserkannten Erſcheinung, da Er die Sonne verhüllte, und in die helle goldene Morgenpracht, majeſtätiſch, einen Augenblick furchtbarer Nacht, warf!

Es überdrängt unſer Herz, daß ſeine ewigſchaffende Güte nicht blos die Frucht des Baumes, ſondern auch die ſchöne Form und die Blüthe uns gibt! Allüberall geſellt Er dem Nützlichen auch das Angenehme. Er gibt zu dem was Noth iſt, auch das, was nicht nöthig iſt: das Schöne. Seine Gaben ſind eine ewige Weihnachtsbeſcheerung. Dem mit Glücksgütern Geſegneten ſchenkt er die geiſtige Gabe, ein Herz voll Milde und Menſchenliebe und Barmherzigkeit; dem Armen — das genügſame Herz, und freudigen Muth, die Laſten des Lebens zu tragen.

So ſei uns geſegnet, heilige Nacht! Deiner freuen ſich heute Kinder und Alte. Deiner freut ſich der Schiffer auf ſturmbewegtem, wogendem Ocean, über bodenloſem Meeresgrund ſchwebend! Deiner freut ſich Haus, Pallaſt und Hütte! Gieße deine Segnungen aus über Alle! Sende deinen Frieden, „den die Welt nicht geben kann," in das Herz deſſen, der — in einſamer Kammer — trauernd ſitzt, weil das Gedächtniß ewig theurer Weſen, die ſeinem Arm entriſſen ſind, mit bitterem Gram über ihn kommt.

Sei uns geſegnet, (Ephrata, die du „die Fruchtbare" heißeſt, Davidsſtadt! — „Haus des Brotes" bedeuteſt du!). glückliches Bethlehem! ſei uns geſegnet, über der einſt der Stern des Morgenlandes ſtrahlend aufging, zum Segen kommender Geſchlechter! Geſegnet ſei, heilige Weihnacht!

Die ſchönſten Blumen der Welt.

Von Ignaz Zwanziger.

(Schluß.)

Herrlicheres kann es nichts geben, als eine Gruppe von Cacteen im neuen Continente, dieſen Pflanzenſäulen des Naturtempels. Bald am Boden himwimmelnd, wie mit tauſend Schlangenleibern, bald die Juwelen ihrer Blumen zu den Sternen hebend in ſtolzer Pracht, bald in den bizarreſten Formen ſich durchwebend, ſind ſie die wundervollſten Arabesken neben den gigantiſchen Monumenten ehemaliger merikaniſcher Rieſenbauten. „Der Oſtwind zündet an der Fackeldiſtel Sterne" ſpricht ein türkiſcher Dichter und mit Recht. In Einer Nacht entfaltet der Rieſencactus ſeiner Blumen Wunderſpiel, Millionen Staubfäden ſorgen für eine reiche Zukunft, — doch dieſe Eine Nacht iſt die erſte und letzte Nacht der Liebe; und dieſe Liebe muß die höchſte ſein, die alle ihre Wonnen in Einem Zeitpuncte vereinigt; ephemerengleich lieben muß auch der Erdenliebe Tod, in dieſem Tode liegen aber die Wurzeln der Himmelsliebe. Könnte ich hinſchweben über die blauen Fluthen des Oceans, mich an die Stachelbruſt der Cacteen ſchmiegen, könnte ich Humboldt ſein, o dann wäre mein höchſter Wunſch erreicht und ich gäbe mein Glück nicht für Gold und Kronen hin. Umrauſcht von den Palmen der tropiſchen Zone, umliſpelt von den Blumendüften eines ewigen Lenzes, umſchwirrt vom blaukehligen Colibri und dem Heere der ſchönſten Falter, und neben mir mein deutſches, ewig treues Mädchen, ſo möchte ich ſterben, und kann ich nicht ſo ſterben, iſt all' mein Leben Tand und mir ein ewiges memento mori!

Wie ein Kranz von blauen Cyanen ſich um die Schläfe einer

Jungfrau ſchlingt, ſo windet ſich um das Haupt der Blumengöttin die Guirlande von Orchideen. Keine Familie des Gewächsreiches überbietet ſich ſo in den wunderbarſten Formen, in den üppigſten Spielen der Phantaſie, in Ausgeburten der Einbildungskraft, als eben die Orchideen. Schmetterlinge, Bienen, Spinnen ſcheinen auf ihren Blüthen zu wohnen und dieſe glänzenden Bizarrerien ſind noch dazu mit den göttlichſten Farben gemalt; Farben, die jetzt engbegrenzt ſich von einander trennen; jetzt wie ein Meer von ſeligen Gedanken, tauſendfältig ihre Iristropfen in einander miſchen und leuchten und ſtrahlen. Wäre es möglich, ſo zöge ich von den Cacteen Amerika's zu den Orchideen von Afrika; denn in jenen glühenden Wüſteneien, die nur ſelten eines Strauſſes Lauf durchirrt, muß es eine Fülle von Orchideen geben, welche im Stande wären, ein ganzes thatenreiches Leben zu beſchäftigen.

Und nun zu meinem Vergißmeinnicht! Welch' großer Abſtand zwiſchen den Tropenblumen und dieſem Blümchen des Scheidens und der Erinnerung, das die treue, innige Liebe gibt und ſpricht: Vergiß mich nicht! Jene prangen ſtolz, dieſe lächelt wie eine zarte Blondine mit blauen Augen; jene ſind coquett, dieſe feſſelt als ländliche Unſchuld.

Ein lieber Träumer iſt der Trauerbaum des Oſtens. Sein Leben iſt ſo poetiſch, als es das Pflanzenreich nicht bald wieder bietet. Mag die Sonne noch ſo lockend glühen und tauſend Blüthen ſproſſen laſſen, er flieht die Strahlen der Weltallsmutter; aber, wenn die Sterne durch den Wolkenſchleier einzeln dringen, da fängt er an zu blühen und ein weißes Tuch von Blumenkronen hängt er unter ſeine gezackten Blätter und gleich den Nachtviolen duftet er die höchſten Wohlgerüche in die Lüfte. „Und wie die Nacht ſich dichter drängt und die Sterne ſchattenreicher blinken, wird auch ſeine Krone blüthenreicher und endlich ſo dicht zu einem herrlichen Ganzen überfüllt, als wäre der Baum nur eine Blüthe, die Blume einer Welt!“ — Jede Nacht durch ſein ganzes Leben blüht er ſo, nur der kommende Morgen rüttelt an ſeinem Schmucke, daß er niederſinkt zur Erde und ſtatt des Blüthenſchleiers liegt ein Leichentuch auf der grünen, lieben Erde!

Die zarte Eſchſcholtzia iſt eine Blume des Nordens, die, wie Schlechtendal bemerkt, „freundlich leuchtet und Chamiſſos, des Dichters und Naturforſchers heiligen Namen den Freunden der Blumenwelt lebendig erhalten wird.“ Trockene Sandgegenden ſind ihre Wohnung, Californien ihr Vaterland. Was Chamiſſo im prophetiſchen Geiſte ſprach: „Nunc, favenie coelo, in hortis nostris, semino adlato, hospitabitur!“ hat ſich glänzend bewährt; die Blume iſt uns kein Fremdling mehr, ihre goldenen Blüthen winken uns in jedem Garten freudig entgegen und das zarte, graulich-grüne Laub bedeckt die üppigen Beete.

Den Oleander kennt Jeder von uns; im zauberreichen Italien beſchattet er die Flüſſe, wie bei uns die ſtille Weide. In Oſtindien iſt eine Species voll des prächtigſten Duftes. Wohl kann man bei ihm mit Camoens fragen: „Verlieh Aurora den Blumen ihre Farbe, oder liehen die Blumen ihr den Glanz?“ und Kobell ſingt:

„Von rothen Blumen rings umgeben
Ermahnt er freundlich an das Leben.
Ich barg mich in den ſchönen Zweigen
Und ruhte lange, lange aus,
Und an der Farbe ſeiner Blüthe
Erfriſcht' ich mein gebeugt' Gemüthe.“

Unter den Windlings-Arten lockt die Quamoclit durch ihre glühenden Tinten. Sie iſt die Madkawi der Indier, „die ſtrahlendſte der ſchlängelnden Pflanzen, deren rothe Blumen den Hain in Gluth ſetzen; die Schweſter der Sakontala.“ Sie wächſt von Florida bis Mexco. — Convolvulus paniculatus iſt die Kuwalaya des Sanskrit, deren Blüthen die Fingerſpitzen der Sakontala verglichen werden. — Convolvulus panikolius öffnet ſeine Trichterkelche nur vom Morgen bis zum Abende den Strahlen der Sonne, um mit dem zarten, rothgemiſchten Blüthenmantel das Grün der Pfeilblätter vortheilhaft zu heben.

Immer muß ich über jene Leute lächeln, die aufgeblaſen von einer falſchen Vaterlandsliebe, ſtolz ſprechen: »Unſer Europa bringt ſo ſchöne Blumen als Amerika und Aſien.“ Dieſer Satz iſt nie wahr, die ausländiſchen Pflanzen ſind immer ſchöner und ſind ſie den unſeren an Schönheit gleich, ſo äußern ſie doch eine höhere Majeſtät, als unſere Florenkinder, die kein glühendes Klima groß geſäugt. Ein ſo ſchwer Befangener habe die Güte und betrachte die Solondra guttata, wird ſich ſein Ausſpruch nicht wenden, wird nicht eine namenloſe Sehnſucht ihn ergreifen, nach Amerika hinzufegeln und vor dem Prachtdenkmale der Chloris zu beten? Die Blume, langröhrig und ausnehmend duftend, heißt der Mexikaner Tecomarochitl und ſie iſt ſeine liebſte Blüthe.

Und ſo hätte ich noch hundert Blumen anzuführen und Tauſende zu preiſen, die ferne blühen und die uns nahe duften; aber die wenigen mögen genügen, die ich meinen Leſern vorgeführt habe. Iſt es ein Wunder, wenn ſie die Liebe zur Zunge erkohr? Im Harem muß die arme Südenstochter die Zeit der Liebe vertrauern; wenn die Nachtigall ſchlägt und mit ſüßen Tönen die Roſe ruft; wenn der Schmetterling die ſeidenen Schwingen, heißer Sehnſucht voll, um die Kerze ſchlägt; wenn die ſchwärmeriſchen Lieder eines Baki, eines Montenebbi ihre Liebe entzünden und ſie ein Ideal von Männerwerth ſich bildet, um das ſie ſich ewig ranken möchte, wie um den Pfirſichbaum die Winde, — da tritt ihr Gebieter zu ihr, ſtreng und herriſch, und der Traum iſt hin, das Leben leer, der Tod nur Hoffnung. Das iſt das Loos der meiſten Orientalinnen. Iſt aber Eine derſelben ſo glücklich, ein verwandtes Herz zu finden, ſo hält ſie kein Gitter feſt und wo Worte unmöglich ſind, da ſprechen Blumen. Die Töchter der Flur reden dann laut zum heißen Herzen von Liebe, von Gegengluth und ew'ger Treue! — Zu meinem Herzen ſprachen ſie von Jugend auf und noch im Grabe mögen Blumenſeelen mich umflüſtern!

Polymeter.

Von Th. Waldner.

1.

Die Liebe allein gießt den Freudenkelch der armen Menſchen voll, jedoch ſo, daß beim nur zu baldigen Verfliegen des Schaumes der Becher faſt leer iſt.

2.

So wie man die Sandalen abſtreifte, ehe man den Tempel betrat, eben ſo muß auch die Seele ihre körperliche Hülle abwerfen, bevor ſie aus dem Vorhof des Lebens in das Heiligthum des Jenſeits ſich aufſchwingt.

3.

Der Hof des Mondes iſt ſehr dicht. Ach! um unſere Erde zieht ſich auch ſo ein Nebelhof, und darum ſehen wir das Jenſeits nicht.

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Montag den 19. Dezember zum ersten Male: „La Perle de Savoix, ou la nouvelle Fanchon.“ Drame-Vaudeville en 5 Actes de Mrs. d'Ennery et Gustave Lemoine.

Zeigten wir jüngst ein Stück an, das in dreierlei Bearbeitungen gesehen worden, so ist das heutige dagegen in 2 deutschen Übersetzungen, und als italienische Oper, also in 3 Sprachen und 4 Bearbeitungen in Wien bekannt. Figaro là, Figaro quà, Figaro sù, Figaro giù; immer in einem anderen Costüme, aber doch immer Figaro. Wenn man nun ein Stück in solchen 4 Gestalten sehen muß, „so ist das zwar kein Malheur, aber doch sehr fatal,“ darum auch nicht ein Wort mehr darüber. Gespielt wurde sehr gut, hauptsächlich von Mad. Lefebvre als Marie, die vorzüglich in der Wahnsinnsscene ihre Meisterschaft bewährte, weniger sagte die Rolle der Chonchon der Dlle. Philippe Sen zu, die Partie ist hier schon besser gesehen worden. Hr. Barangot spielte heute mit wohlthuender Wärme, Hr. Willars nuancirte seinen Commandeur nicht so sehr als ein anderer Darsteller dieser Rolle, war aber auch bei weitem nicht so wirksam, als dieser. Hr. Segui gab den Vater der Marie recht verständig, desgleichen Hr. Emil Dupuis, der seinem Pierrot im letzten Acte sogar dramatisches Leben einzuhauchen wußte. Die Übrigen trugen nach Kräften das Ihrige zum Gelingen des Ganzen bei. Auch diese Vorstellung war, wie alle französischen, stark besucht. Scs.

K. K. priv. Theater in der Leopoldstadt.

Der gegenwärtige Zustand der Pantomime gestattet dem Referenten nicht, in ein genaues Detail über einzelne pantomimische Erscheinungen einzugehen, das Urtheil über derlei ephemere Pieçen überläßt man den neuesten Kritikermaximen zu Folge den lieben Kleinen, oder Einem, der lange eine Referatswürde bei einem Marionettentheater u. dgl. bekleidet hatte. — Aber eine Frage wirft sich jedem auf, der sich unser Publikum mit einem erklecklichen ästhetischen Sinne ausgerüstet denkt, — die Frage, woran es denn liegt, daß ein erwachsener, Theaterbesucher an den neuesten Ausgeburten der Pantomime nur ein wenig Gefallen finden könne? oder wie lange denn dieses abgeschmackte verstand- und phantasiebaare Genre der Pantomime noch dauern werde? Ich glaube die Zeit wäre um, und der Moment wäre gekommen, wo man, wenn die Pantomime auf unseren Bretern schon eingebürgert bleiben soll, auch darauf denken kann, diesem Zweige der Choreographie eine verständigere Richtung abzufordern; denn ich glaube, es sollte doch in einer Kunstepoche, wo man so mächtig in die Tasten der Zeit greift, nichts in den Kunsthallen vorgehen, was nicht mit den Bestrebungen der Zeit gleichen Schritt hält. Wie wird das aber bei der Pantomime möglich gemacht werden, oder ist überhaupt uns die Pantomime noch von solchem Interesse wie vor sechzig Jahren, als daß wir sie auf den Culminationspunct aller übrigen Künste bringen sollten? Was den letzteren Punct betrifft, so liegt in ihm auch als Prämisse die Beantwortung des ersten Theiles der Frage, allein gerade der letztere Punct ist das Antecedens der Erörterung, und man kann getrost darauf antworten; ja es ist der Mühe werth, daß man die Pantomime zu einem gleichzeitigen Fortschreiten bringe, ja es ist sogar nothwendig, weil es die Aufgabe aller Zeiten ist und bleibt, kein Genre, das einer der schönsten Künste angehört, aus Absicht oder Impietät zu übersehen. Der Beantwortung des ersten Fragetheiles muß man aber eine Invocation vorausschicken, welches also lautet: Man schicke uns vorerst Leute von ästhetischem Zartgefühle als Pantomimenmeister, Leute, denen an einer Pirouette auf einem Fuß, an Saltomortales und Seiltänzerkünsten u. s. w. nicht so viel gelegen ist, als an dem, eine der Kunst würdige Aufgabe gelöst zu haben. Man gebe uns vorerst Leute von Bildung, die einen Kritiker verstehen, wenn er ihnen von den Grundprinzipien alles Schönen, von der Philosophie der Kunst, von der Bedeutung ihres Kunstzweiges, von der Grazie, dem Komischen, Grotesken, Burlesken predigt und gegen das Niedrige und Gemeine, gegen das von den Engeln der Kunst aus dem Tempel des Schönen mit Flammenschwertern vertriebene Unsittliche einen Kreuzzug veranstaltet; kurz, man gebe uns Leute, welche die Bedeutung aller Künste im Allgemeinen und im besonderen, so wie nicht minder die Zeit verstehen, in welcher sie leben!“ Nach dieser Invocation kann man erst von den speziellen Anordnungen sprechen, man kann fordern, daß die Grundprinzipe der Ästhetik, und des Tanzes und der Mimik von den Kritikern in eigenen Abhandlungen auf die Pantomime reduzirt werden sollen und diesen gegenüber die Zeit in ihren Ideen und Richtungen verständlich gemacht werden. Bis dieses aber geschieht, möge man die Welt mit Pantomimen verschonen, und um so mehr, da das gegenwärtige Genre für die zarten Seelenknospen der Jugend zu unkelicat, zu roh und indecent, für das gereiftere Alter aber zu abgeschmackt, zu verstandes- und geistesbaar ist.

Die am Dienstage dieser Woche zum Vortheile des Hrn. Ziegelhauser stattgefundene Vorpantomimirung der vom Beneficianten componirten: „bezauberten Goldmünze“ zeichnet sich vor vielen Arbeiten seiner Kunstkollegen darin aus, daß sie decentist und von Zweideutigkeiten frei ist. Was sollte aber der Lustre mit den Racketen? Der arme Amor hätte bald übel zugerichtet werden können. — Als die kleine Nowotni wieder erschien, bezeigte das Publikum seinen herzlichen Antheil an dem Kinde, indem es dasselbe zweimal mit Applause aus den Coulissen zurückrief.

F. Schindler.

Zweites Gesellschaftsconcert

am 18. December im k. k. Redoutensaale.

Die Aufführung der für dieses Concert gewählten Tonstücke war um so mehr lobenswerth, als deren Wahl hauptsächlich Ensemblestücke bestimmte, welche mit, sich größtentheils fremden Kräften, nicht leicht in jener Vollkommenheit gebracht werden können, an die wir durch mehre öffentliche Productionen gewöhnt, und welche durch die Compositien bedingt wurden. Das Orchester brachte Mozart's D-Symphonie und die Ouverture zu „Joseph und seine Brüder,“ von welcher ersteren das Andante und das schwierige Schlußpresto, so wie die genannte, schöne und effektreiche Ouverture gelungen executirt wurde. Der Vocalchor von Professor L. Weiß ist schön componirt und der Charakter des Gedichts: „An die Natur“ von Stollberg, durchaus getreu festgehalten; der Chor mußte seiner gelungenen Aufführung und Composition wegen wiederholt werden. — Vielen Beifall fand, und zwar mit Recht, das Concertstück für die Flöte: Adagio und Polonaise, gespielt von Th. Böhm. Der Producent besitzt namhafte Vorzüge, nämlich einen sehr guten Ansatz, schönen und kunstgewandt gemäßigten Ton und viele Geläufigkeit in Staccato und Doppelzunge. Möge die beifällige Aufnahme den noch sehr jugendlichen Künstler in Eifer und Ausdauer ermuthigen. — Für die Wahl der zur Aufführung gebrachten „nächtlichen Heerschau“ von Emil Till sagen wir der Direction aufrichtig Dank. Wir müssen gestehen, daß dieses geniale Tonstück bei weitem größere Anforderungen an die Producenten macht, als so gewöhnlich bei der Production erfüllt werden; — wurde es doch kürzlich im Freien aufgeführt, ein Umstand, welcher ein gänzliches Mißverstehen der, von Seite des Dichters Zedlitz und des Compositeurs so geist- und phantasiereich aufgefaßten Idee beurkundet; es ist ein großer Unterschied zwischen einem Tambour, der in der Caserne die Tagsreveille schlägt, und dem, der hier die Gefallenen aus den Gräbern ruft; — die Todten lärmen nicht viel, und der Geist Beethoven's verbirgt sich gewiß auch, wenn Stuwer zur „Vittoria-Schlacht“ kanonirt. — Die heute stattgehabte Aufführung dieser in Musik und Dichtung herrlichen Ballade gefiel sehr und wurde zur Wiederholung verlangt.

Zweites Concert

des Pianisten Carl Evers am 20. December im Saale der Gesellschaft der Musikfreunde.

Sämmtliche, von Hrn. Evers vorgetragene Tonstücke waren, mit Ausnahme eines Capriccio von Scarlatti, von seiner Composition, und wir können auch in dieser Beziehung dem Concertgeber Lobenswerthes nachsagen. Auf jeden Fall fordert Hr. Evers als Tondichter eine ausgedehntere Beachtung nach mehrgehörten seiner Conceptionen, da er sich ein ernsteres Ziel, als blos das Fröhnen der Mode und alleinige Rücksichtnahme für den Concertsaal, mit seinen Compositionen gewählt hat. Als Virtuose verdient Hr. Evers ganz jene Anerkennung, welche ihm von Seite des Publikums so eclatant gezollt wurde; sein Vortrag ist von ei-

rem natürlichen Gefühle geleitet und sein Sieg über Schwierigkeiten der Technik vollkommen, und erfreut um so mehr, als er ohne Prätension und doch mit bewußter Sicherheit des Gelingens errungen wird. — Er spielte heute eine Sonate in Es-dur, eine Preghiera, Chanson d'amour und Octaven-Etude, von welchen Compositionen die letzten beiden, so wie das Capriccio von Scarlatti, sowohl der gelungenen Erfindung, als des vortrefflichen Vortrages wegen, besonders ausgezeichnet wurden. Hr. Ewers hat das schon früher begründete sehr günstige Urtheil über ihn vollkommen gerechtfertiget und wird gewiß vor jedem sachverständigen Publikum seinen gediegenen Vorzügen, wie heute, Eingang zu verschaffen wissen. Er wurde nach jedem Vortrage verdientermaßen gerufen.

Dlle. Henriette Müller sprach ein vortreffliches Gedicht von Saphir; es gehört unstreitig zu den besten Declamationspiecen, die es gibt, und dessen Wahl setzt nicht nur ein verständiges Urtheil, sondern auch große Routine in der Vortragsweise voraus, welcher letzteren Anforderung Dlle. Müller auch vollkommen entsprach, und die talentirte Declamatrice wird gewiß höhere Bedingungen zu erfüllen fähig sein, wenn sie den Tonfall der Stimme am Ende vieler einzelnen Verse nicht bis zur gänzlichen Unverständlichkeit hinabdrückt und überhaupt ihrem schönen Organe, ob es nun in einem ernßen oder launigen Gedichte wirksam ist, die natürliche Lage läßt. Dlle. Müller erhielt viel Beifall und wurde gerufen.

Über die gebrachte Gesangspiece wollen wir aus Dank für die erregte überheitere Stimmung im Publikum nichts weiter sagen.

Thalhof.

Literarisches.

(Eine neue Zeitschrift in krainischer Sprache.) Dem Vernehmen nach erscheint in Laibach im künftigen Jahre eine Zeitschrift in krainischer Sprache. Dieses Blatt welches vorzüglich ökonomischen Interessen seine Spalten öffnen wird, ist ein neuer Schritt zur Veredlung eines Dialektes der so schönen und reichen illyrischen Sprache.

(Amalie Schoppe) gibt bei Engelmann in Heidelberg ein neues Journal: „Album für Theater und Theatercostume“ heraus.

(Ein neuer Redacteur.) In Jerusalem wird sicheren Nachrichten zu Folge eine religiöse Zeitschrift in englischer, deutscher und hebräischer Sprache herausgegeben. Der Redacteur dieses Zeitblattes ist der hochwürdige Herr Bischof Alexander alldort.

(Literarische Anzeige.) Vom 1. Jänner 1843 angefangen erscheint im Verlage der Buchhandlung: A. Pichler's sel. Witwe, Stadt, Plankengasse Nr. 1061, die Zeitschrift: Thusnelda, zur Bildung und Unterhaltung der Jugend, insbesondere der weiblichen. Herausgegeben von H. C. Pöschl, Privat-Docenten, gewesenen Erzieher ꝛc. Die Tendenz dieses Blattes ist: „Unschädliche Mittheilung von Realkenntnissen zur Belebung des sittlichen Gefühles der Jugend überhaupt, insbesondere der weiblichen; leichtere Verbreitung gemeinnütziger Ideen und Erfindungen; Erleichterung im großen Felde der Studien, die der Zeitgeist und das innere Bedürfniß nothwendig gemacht haben, um hienieden und jenseits glücklich zu sein und wieder zu beglücken. — Diese Zeitschrift Thusnelda dürfte bei eifrigem Streben des Verfassers, und bei der Billigkeit des Preises (6 fl. C. M. ganzjährig, alle Woche ein ganzer Bogen Text, und monatlich eine artistische Beilage) viel Anklang in den gebildeten Kreisen der Residenz finden.

Künstlerischer Wegweiser.

(Die diesjährige Düsseldorfer Gemälde-Ausstellung) war nicht nur zahlreich an Bildern, sondern viele darunter zeichneten sich durch einen hohen Grad künstlerischer Vollkommenheit aus. Die am meisten anerkannten Werke waren folgende: Schadow's herrliches für das Frankfurter Museum bestimmtes Bild: „die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen“ muß zuerst genannt werden; besonders gelungen ist es in der Composition des Ganzen so wie in einzelnen Gruppirungen, in Anmuth des Ausdrucks und Correctheit der Zeichnung. Lessing's „Huß“ ist in Betreff der edlen Kraft und Energie der Charaktere, besonders rücksichtlich der Hauptfigur sehr vorzüglich, und die Composition und der weise Gebrauch von Gegensätzen in diesem aus 22 Figuren bestehenden Bilde zeigen von einer sehr geistreichen Auffassung. Von dem Landschaft- und Marinemaler Achenbach ist eine „sumpfige Waldlandschaft“ in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Die vorzüglichsten Genre-Bilder waren „Examen des Candidaten Jobß“ und „die Spieler“ von Hasenklever. Ersteres ist besonders komisch und das große Erstaunen der Examinatoren ob der gänzlichen Ungelehrtheit des klüglichen gefolterten Candidaten ist sehr treffend charakterisirt. In dem Bilde „die Spieler“ sind die Charaktere der beiden Figuren vortrefflich bezeichnet; beide rauchend, läßt der Eine, ein junger zartmüthiger Bonvivant, die Tabakwolken schnurgerade aufwärts schießen, während der Andere, ein phlegmatischer Spießbürger, den Mund weit öffnend den Dampf langsam von sich bläst; — die Karten liegen zerstreut. — In Composition, Zeichnung und Colorit sehr vorzüglich war auch Schröder's „Münchhausen“ und „die Verlobung“ von Ritter von Canada. Letzteres 700 Thaler kostende Bild wurde bei der Verlosung der, vom Kunstvereine für Rheinland und Westphalen erstandenen Gemälde von einem Theilnehmer gewonnen, dem es wegen des restirenden jährlichen Beitrages von 5 Thalern vorenthalten werden mußte, und es blieb zur weiteren Verfügung des Vereins gestellt.

(Ausgrabungen.) In der Ebene Valle del Dritto genannt, in der Nähe von Cortona, wurden v. M. von einigen Franzosen mehre etruskische Bronzestatuen ausgegraben, über deren Kunstwerth das Urtheil Sachverständiger abzuwarten ist.

(Neue Denkmünze.) Zu den gelungsten Denkmünzen der Jetztzeit wird jene auf die Vermälung des Kronprinzen von Baiern gezählt, welche der Medailleur S. Loos in Berlin verfertigte.

(Lithostereotypisches Tableau.) Aus der Offizin des Hofbuchdruckers Rösel in München ging ein typographisches Gemälde hervor, in welchem die Lithostereotypie mit dem eigentlichen Typendruck auf eine überaus geschmackvolle Weise verbunden ist, und eben so sind dieselben angewendeten Farben- und Goldbronze mit großer Klarheit und Sinnigkeit gewählt und aufgetragen. Unseres Wissens ist dieses Werk höherer Industrie, wodurch der bisher angewendete Holzschnitt entbehrlich geworden ist, in Baiern das erste dieser Art und macht seinem Urheber alle Ehre.

(Ruhl.) In Kassel starb der Bildhauer und Professor Ruhl im 77. Jahre. Er war Rauch's Lehrer. Nebst andern ausgezeichneten plastischen Arbeiten war er auch der Schöpfer des Denkmals, welches zum Andenken der Einwohner von Frankfurt durch die Preussen im französischen Revolutionskriege vor dem Bethmann'schen Gartenhause vor dieser Stadt errichtet wurde.

(Wieder ein neuer Luftfahrer) in Philadelphia, ein geborner Schweizer, macht in diesem Augenblick viel von sich reden. Er verfertigt gegenwärtig nach denselben Dimensionen, wie Leinberger im Plane hatte, einen Apparat zur Luftschiffahrt, dessen Hauptmaterial aus Pergament besteht.

(H. Jos. Faber) befindet sich jetzt mit seiner Sprachmaschine in Berlin und hat dieselbe in der Behrenstraße aufgestellt.

(Der englische Architekt Wilson) befindet sich gegenwärtig in Rom, um die weltberühmten Fresken des Vatikans zu prüfen und zu beobachten, ob sich die Frescomalerei mit Nutzen in England einführen lasse.

(Die gothische Kirche des Templerordens in London,) die unter Heinrich II. erbaut wurde, ist jetzt im ursprünglichen Style restaurirt worden. Die Kosten dieser Restaurirung belaufen sich auf 60,000 Pfd. Sterlinge.

(Ansichten aus Krain.) Von den krainischen Ansichten, deren bereits in diesen Blättern erwähnt wurde, ist das zweite Heft erschienen. Auch in diesen drei Ansichten manifestirt sich das Talent des Herrn Wagner als Zeichner und Lithograph aufs Schönste. Wir machen alle Freunde

des an Naturschönheiten so reichen Krain auf dieses schöne Unternehmen aufmerksam.

(Neuer Malerverein.) In Düsseldorf besteht ein Kunst- und ein Malerverein, und da der guten Dinge drei sind, so ist nun auch ein Verein entstanden, der die geschmacklosen Bilder von Heiligen verdrängen, und sie durch angemessenere ersetzen will. Ein zweckmäßiger Vorsatz, der Nachahmung verdient.

(Schnellmalerei.) In keiner Kunst sind in neuerer Zeit so viele Erfindungen aufgetaucht, als in der Malerei. Daguerre läßt von der Sonne porträtiren, Möser schafft Copien selbst in finstern Räumen, Isenring daguerreotypirt schon in Farben, Liepmann vervielfältigt Ölgemälde auf mechanischem Wege; nun erscheint noch ein Herr Popow in Petersburg mit einer Schnellmalerei. Er schildert diese von ihm gemachte Erfindung mit folgenden Worten: „Die von mir erfundene Art der Ölmalerei bildet eine neue Art der Kunst, welche ich Jedem in drei oder vier Lectionen zu lehren bereit bin. Jedem Freunde der Malerei und Jedem, der sich mit dieser Kunst beschäftigen will, wird sie großen Nutzen bringen, denn sie erfordert wenig Zeit, und die durch meine Kunst angefertigten Bilder gleichen vollkommen den Ölgemälden großer Meister; wer den chemischen Bestand der Schnellmalerei (die von mir erfundene Art der Malerei) kennt, kann aus freier Hand jedes Gemälde copiren, hauptsächlich, wenn er erst Übung erlangt hat, und wenn dies auch ein großes historisches Gemälde oder eine Landschaft wäre, und kann mit dieser Arbeit in zwei Stunden (?) zu Stande kommen. Diese neue Art der Malerei ist durchaus allen bisher erfundenen Arten vorzuziehen, wie z. B. der Lithochromie, wodurch ein Bild mit Wasser- oder Honigfarben übermalt und dann mit Lack bedeckt wird; wird eine Lithochromie feucht und staubig, so ist sie für immer verdorben. Ferner muß man, um eine Lithochromie auszuführen, zu zeichnen verstehen, und die Vollendung einer Lithochromie erfordert, selbst bei dem größten Fleiße, drei oder vier Tage. Dahingegen wird nach meiner Methode ein Gemälde in der möglichst kurzen Zeit fertig; wird es aber in der Folge schmutzig oder bestaubt, so kann man es wie jedes Ölgemälde abwaschen, da es dann wie ein ganz neu gemaltes Bild aussieht. Wer mein Geheimniß kennt, kann in kurzer Zeit bei weniger Mühe und geringen Unkosten sich eine kostbare Gallerie anlegen."

(Wohlthätigkeits-Ausstellung.) Im Haag wurde eine Ausstellung von Gemälden veranstaltet, deren Ertrag zu Brot, Holz und Kleidungsstücken für die Armen verwendet werden soll.

Tagsergebnisse.

(Ein Seitenstück zum Lied vom braven Manne.) Eine Bäuerin fuhr mit ihrem zweijährigen Kinde auf einem kleinen Nachen von Drava Sz. Martincy nach dem jenseitigen Ufer, wo sie den Nachen anband und um ungestört da Obst zu pflücken, das Kind in demselben zurückließ. Oft kehrte sie zu dem Nachen, um allda das gepflückte Obst auszuleeren, doch welch ein Schreck bemeisterte sich ihrer, als sie wieder zurückkehrte, wieder Obst ausleerte, der Holznagel aber sammt der Leine ausriß, sie rücklings in das Wasser fiel und also den Nachen in die Drau hineinstieß, worauf sie nach baldigem Erholen bemerkte, daß das Schiffchen mit dem Kinde in eine rettungslose Gefahr gerathen, da es einer Mühle zuschwamm! — Sie stürzte sich selbst in die größte Gefahr, indem sie bis in die Mitte des Flusses unter Hilfegeschrei nachwatete, aus welcher sie aber sammt dem Kinde durch den Müllerburschen Szabo Anozias gerettet wurde, der kein Rettungsgeschenk annahm, sondern erzählte, daß auch er im Jahre 1825 sammt seiner Mutter aus einem unvermeidlichen Flammentode durch einen Husaren-Rittmeister in der Moldau gerettet worden sei.

Taschenbücherschau.

VI.

Huldigung den Frauen. 1843. Herausgegeben von J. F. Castelli. Wien, bei Tendler und Schäfer.

Dieses Taschenbuch gedeiht unter der zweifachen Ägide seines Namens und seines Verfassers und die bärbeißigste Kritik wird sich nur sanft und freundlich nahen, wo es einer Huldigung den Schönen, wo es dem allgeachteten, biedern Schriftsteller Castelli gilt. Wer gedenkt nicht gerne der frohen Zeit eines harmlosen Witzes, einer tiefgemüthlichen Laune und ihres Repräsentanten Castelli? — Unser Geschmack war noch nicht durch brennende Satyre überreizt und wir lachten noch nicht zu den Purzelbäumen der Sitte, welche Gemeinheit und geistesdürftiges Pöbelfröhnen ihr abzwang. Wir erfreuten unsere Galanterie huldigend den Frauen, jetzt opfern wir die Frauen unseren Galanterien, nur Castelli ist während einundzwanzig Jahrgängen treu geblieben den Frauen, d. h. allen, und dies ist weniger schwer, als einer. Für Alle aber bringt der Herausgeber eine sehr vorzügliche Spende mit dem vorliegenden Taschenbuche, welches nicht nur die meisten Mitarbeiter zählt und sehr reichhaltig ist, sondern auch unter diesen viele der gefeiertsten Namen der deutschen Poesie gesammelt hat.

Im Fache der Novelle und der Erzählung erscheint 1.: „Das Gesellschafts-Fräulein." Erzählung aus dem Leben, vom Herausgeber. Der Verfasser nennt sie „eine einfache Erzählung" und wir gestehen, daß wir solche einfache Erzählungen sehr gerne lesen, obgleich es nicht sehr einfach ist, sie so zu schreiben. Ein Stoff, der mit geringen Mitteln interessant gestaltet ist und eine traurige, aber gewiß häufig gefühlte Wahrheit behandelt, daß nämlich das einzige Glück des Armen oft nur von einer Laune des Reichen abhängt, die es zertrümmert. Die Hoffnung, das Glück mancher Menschen ist nur eine musikalische Ausweichung, ein Trugschluß, bis zum letzten Accord. — L. Kruse versteht mit seiner „Geschichte zweier Vettern" das Interesse des Lesers wie immer zu spannen; die Figuren sind wahr und lebendig gezeichnet, nur streitet die Lösung des Knotens durch den Selbstmord Adam's ganz gegen dessen übrigens so fest gehaltenen Charakter. — Hr. Meynert beurkundet auch in der kleinen Erzählung einer wahren Begebenheit: „Todesstimmen," den tactgewandten Meister durch den ruhig und mildernd gehaltenen Ton dieses an sich gräßlichen Gegenstandes. Julius Schindler's Novelle: „Frauenliebe und Geisterleben" zeigt theilweise den tüchtigen Stylisten und verräth, wie mehre seiner Arbeiten, Beruf für das Fach der Novelle. Hier ist indessen auch nicht mehr ausgesprochen; — alle Mittel aufbietend, überstürzt sich der Gegenstand und ragt rücksichtlich der unterlegten Tendenz über den Rahmen dieser Erzählung hinaus. Emanuel Straube fehlt nirgend in guter Gesellschaft; sein Geschichtchen „Vetter Benjamin" unterhält, und ist wie die übrigen novellistischen Gaben von Louise Beck und F. Merk-Dittmarsch eine gerne gelesene Conception.

Über den Werth der poetischen Spenden dieses Taschenbuches ist sich wohl hinlänglich durch die Anführung der Namen ihrer Verfasser ausgesprochen; diese sind: Bauernfeld, Freiherr von Feuchtersleben, Lud. Aug. Frankl, Anastasius Grün, Hammer-Purgstall, Hannusch, Holtei, Carl Gottf. v. Leitner, Seydl, J. Nep. Vogl u. a. m., also ist auch dieser Theil des Taschenbuches glänzend besorgt. — Die beigegebenen Stahlstiche sind vor vielen, in diesem Genre erscheinenden ausgezeichnet; Druck, Papier und äußere Ausstattung, letztere ein Golddruck aus Bl. Höfel's bekannten Offizin, sind sehr elegant und empfehlend und daher wünschen wir diesen, gewiß überall gerne empfangenen „Huldigungen" Glück, so weit die deutsche Frauenzunge reicht.

F. v. Fes.

Omnibus.

(Weihnacht in Italien.) In der Christnacht ließ man einen mit Kränzen und Früchten gezierten Klotz verbrennen, über welchen dreimal Wein und Wachholder geschüttet worden. Dieser Gebrauch dauerte bis ins fünfzehnte Jahrhundert, ja er hat sogar eine Spur bis auf den heutigen Tag zurückgelassen. Am Weihnachtsfeiertage schenkten die Familienväter Geld unter die Hausgenossen, damit Jeder sich mit Spielen unterhalten könnte; und zu Ehren desselben tischte man große Brodlaibe, Kichererbsen, Enten und Schweinefleisch auf, eine Sitte, die sich so ziemlich bis jetzt erhalten.

(Weihnachten in England) ist nicht ganz das schöne mit seinen Christbäumen und Lichtern aus der Kindheit durch das Leben nachglühende und nachleuchtende Fest wie in Deutschland, kommt aber der deutschen Feier doch näher als die Begehung dieses Tags in den romanischen

Ländern. Auffallenderweiſe wird in dem halbpuritaniſchen England und Schottland, wo keine Sonntagsfeier ſtreng genug ſein kann, die Chriſtnacht mit lärmender Freude, ja zum Theil faſt carnevalartig gefeiert, wie es Walter Scott in den Zeilen zuſammenfaßt:

„England is merry England when
Old Christmas brings his sports again,
'Tis Christmas broaches mightiest ale,
'Tis Christmas tells the merriest tale.
A Christmas gambol oft will cheer
A poor man's heart through half the year." *)

Die Thürpfoſten werden mit Stechpalme (holly), die Zimmer mit Epheuranken umwunden, und Tanz und Geſang (Christmas carol) geht, auf dem Lande wenigſtens, von Haus zu Haus. In einigen Theilen des Landes wird ein förmlicher Mummenſchanz aufgeführt, die jungen Burſche und Dirnen wechſeln ihre Kleider, man zieht von einem Nachbar zum andern, genießt die Christmas-cheer und treibt allerlei Schwank. In der Grafſchaft Lincoln wird ein ungeheurer Holzblock, der „yule-log," auf das Feuer gelegt. In einigen Gegenden Schottlands wandern die Knaben von Thür zu Thür mit dem Ruf: „hagmena!" (was aus dem griechiſchen „Hagia Mene, der heilige Monat," kommen ſoll), und erhalten Geſchenke. Weihnachtsgeſchenke, beſonders von Truthähnen, ſind überall üblich; zahlloſes Federvieh wird an dieſem Tage zum Verkaufe nach London gebracht. Auf der Inſel Man iſt Weihnacht ein beſonders fröhlicher Tag; dort herrſcht der ſonderbare Gebrauch, daß die jungen Leute einen Zaunkönig (wren) fangen, tödten, und die Leiche des armen Vogels auf einer Bahre feierlich in die Pfarrkirche tragen, wo ſie ihm in der Landesmundart (Manx) ein launiges Todtenlied ſingen, worauf die Chriſtmette anfängt. Unter dem Landvolk in Devonſhire herrſcht, wie in einigen Gegenden Deutſchlands, der kindliche Glaube, daß das Vieh in den Ställen in der Chriſtnacht auf den Knieen liege, aber ſonderbareweiſe verlegen die Bauern dieſes Wunder in die Weihnacht alten Styls, da bekanntlich der gregorianiſche Kalender in England erſt ſpät eingeführt worden.

(Die Univerſität zu Athen.) Für die im Jahre 1837 eröffnete Otto-Univerſität thut die griechiſche Regierung ihr Möglichſtes. Die Zahl der Studierenden dürfte ſich nahe an 300 belaufen, unter denen ſich Griechen nicht blos aus dem Königreiche Griechenland, ſondern auch von den joniſchen Inſeln, von Smyrna, Mitylene, Alexandria u. a. befinden. Im Sommer zählte ſie 232 Schüler, von denen der theologiſchen Facultät 10, der juridiſchen 137, der mediciniſchen 30 und der philoſophiſchen 55 angehörten.

(Langenſchwarziana.) Warum nennt ſich Langenſchwarz Langenſchwarz-Rutini? — In Deutſchland hieß ſeine: Frau Madame Rutini-Langenſchwarz, und jetzt nennt er ſich: Langenſchwarz-Rutini; iſt das nicht ein würdiges Pendant zu: Eduard und Kunigunde?

(Kinderverbrennen in England.) In England werden alljährlich eine Menge feuer jungen und unſchuldigen Geſchöpfe ein Opfer des Feuers. Die Urſache liegt in der Armuth der Leute, welche gezwungen ſind, während ſie auf Arbeit ſind, ihre Kinder allein verſperrt zu halten, ſo wie die baumwollenen leicht feuerfangenden Kleider der letzteren.

*) England iſt das fröhliche England, wenn die alte Chriſtnacht ihre Freuden wieder bringt; die Chriſtnacht zapft das ſtärkſte Bier, die Chriſtnacht erzählt die heiterſte Mähr'; ein Chriſtnachtſpringer erquickt oft eines armen Menſchen Herz auf das halbe Jahr hinaus.

Concert-Anzeige.

Herr M. G. Saphir veranſtaltet am 1. Jänner 1843, als am Neujahrstage, um die Mittagsſtunde abermals eine muſikaliſch-declamatoriſche Akademie und humoriſtiſche Vorleſung im k. k. priv. Theater in der Joſephſtadt zum Beſten der unter dem allerhöchſten Protectorate Sr. kaiſerl. Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Carl ſtehenden Blinden-Verſorgungs-Anſtalt im Lerchenfelde.

Man muß geſtehen, daß ſich das neue Jahr nicht leicht auf eine ehrenvollere Weiſe beginnen laſſe; möchte Hr. Saphir bei dieſer Gelegenheit dem in ſeiner letzten Akademie allgemein ausgeſprochenem Wunſche, das Gedicht: „der verkaufte Schlaf," von Dlle. Rettich noch einmal vorgetragen zu hören, begegnen.

Wiener Beluſtigungen.

Feſt auf Feſt, Novität auf Novität, Unterhaltung auf Unterhaltung wie im ewigen Leben. Nun wohlan ſo beginnen wir wieder unſere Feſtivitäten-Scala durchzuſpielen. Sonntags-Nachmittagsconverſationen: Im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß); in Wagner's Kaffeehauſe im Prater (M. v. Lanner); in Zögernitz's Caſino in Döbling (M. v. Deutſchmeiſter-Bande); in Lindenbauer's Caſino in Simmering (M. v. Mang); am Wien-Raaber Bahnhofe (M. a. L. Morelly); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont); im Lichtenthaler Bierſalon (M. v. Bendl); — die Soirées: zum Sperl (ungariſche Muſik); zum grünen Thor in der Roſenagaſſe (M. v. Strauß); zum großen Zeiſig am Burggacis (M. v. Flügelhorniſten Furch); zum blauen Strauß in der Rothgaſſe (Volksſänger Moſer). — Daum's Elyſium iſt zur Converſation geöffnet. — Im Wintersſaale zum Sperl producirt ſich die Künſtlerfamilie Knie zum letzten Male. — Das mechaniſche Muſeum und Wachsfiguren-Cabinet am Peter iſt täglich geöffnet. — Am Kohlmarkt Nr. 260 iſt von heute an täglich Schattenſpiel mit beweglichen Figuren und ſcherzhaften Geſprächen. — Montag, Mittwoch und Sonnabend Converſation bei Neuling.

Pränumerations-Fanfare!

Wir haben nun wieder ein Zeitſegment erreicht, wo die Redakteure zahm und lammfrom werden, wo ſie ſo ſervil und ausgeſöhnt ſich dem Publikum nähern, als wie nie, — jene Zeit iſt da, und das öſterreichiſche Morgenblatt hätte als Journal dieſelben Anſprüche als jedes andere, worunter man kein ſpezielles verſtehen möge. Es hat ſich nun ihm auch die Gelegenheit ergeben, eine Pränumerations-Fanfare in die liebe weite Gottes- und Abonnirwelt hineinzuſchmettern, auf daß ſie aufwachen mögen die 500,000 Abonnenten zum Segen und Heile des Morgenblattes. Ohne überdies ins Detail eingehen zu wollen, warum es durchaus nothwendig ſei auf unſer Journal zu pränumeriren, — ſo verſichern wir demungeachtet, — daß es objective und ſubjective Gründe genug gibt, welche zu einer ſo ſchönen Pränumerationsthat beſtimmen können.

Wir wollen uns in kein weites Präambulum einlaſſen, wir wollen nicht darauf lostrompeten und unter Wortarabesken und chineſiſchen Laubgittern erzählen, daß das neue Jahr vor der Thüre ſtehe und daß das neue Jahr die Epoche ſei, wo ſich die Völker der Welt vereinen und nach den Geſetzen des Naturrechtes pränumeriren; wir wollen keine Tiraden über unſere Verdienſte laut werden laſſen, obwohl wir ſo manches von der Wahrheit Beſtätigtes anführen könnten, wenn es gleich in dem beſteht, den Weg der Rückſichten und der Parteilichkeit nicht betreten zu haben. — Dieſe ſchöne Negative könnte uns an und für ſich ſchon erheben, tröſten und beruhigen, wir könnten uns freuen über die liebe journaliſtiſche Unſchuld des Morgenblattes, wir könnten laut aufjubeln über die Unverdorbenheit unſerer Kritik, und über die Kräfte, welche uns in dem Kampfe für alles Gute und Schöne beigeſtanden, wir könnten eine Transparentillumination anſtellen zur Ehre aller Jener aus dem Publikum, welche die Redlichkeit unſerer Geſinnung erkannten und auf eine ſo nachdrückliche, aufmunternde und erſprießliche Weiſe unterſtützt hatten, wir könnten einen Toaſt ausbringen auf das Wohl des Morgenblattes, welches ſich nun eine ſo herrliche und magniſike Pränumerationserrungenſchaft, ſammt einer brillanten Perſpective in die Zu-

Kunst bereitet hat, daß es die volle Überzeugung hegt, die Grundbasis seiner Tendenz und die nach Kräften möglich gewordene Erfüllung seiner bescheidenen Versprechungen wären die Motive gewesen, welche ihm den dornigen Pfad des materiellen Journalinteresses zu einem weichen und sammten wohligen Blumenpfade verwandelt hätte. Wir wollen aber für das nächste Jahr keine Versprechungen geben, welche ihren Grund in dem Umstande haben, daß das Neujahr mit Riesenschritten herannaht, — sondern erneuern für das nächste Jahr unseren Mäcenen blos die redliche Tendenz, die wir gleich im Anfange unserer Entreprise ausgesprochen haben, und diese ist: Das Gute und Schöne der Kunst und des Wissens in dem Lichte der Wahrheit und Unparteilichkeit unseren Pränumeranten vorzuführen, das Gute und Schöne zu befördern, dem Talente eine ehrbare Gladiatorenarena zu eröffnen, dem Niedrigen, Gemeinen und Feilen in der Kunst aber ein strenges Urtheil zu fällen.

Unsere Referenten werden im nächsten Jahrgange für das k. k. Hofburgtheater G. Millinger, für das k. k. Hofoperntheater Siamo ohi Siamo, und für die Musikerscheinungen überhaupt Thalhof, für das Theater an der Wien Nordmann, für das in der Leopoldstadt F. V. Schindler und für jenes in der Josephstadt J. N. Waldschütz verbleiben, und mit eben dem Eifer ihre Bestrebungen zur Ehre unserer Tendenz fortsetzen, wie es in diesem Jahre der Fall war.

Inwieferne das Fach der Novelle, des Wissenschaftlichen und des Gedichtes bestellt sein wird, möge dem Leser nachstehendes Verzeichniß von ehrenwerthen und größtentheils celebrirten Namen dienen, welche uns bereits schon ihre Beiträge für das nächste Jahr im Vorhinein zugesendet haben, als: Friedrich Bach, Dr. Carl Beidtl, Anton Benkert, Berthold, Moriz Bermann, Ferd. Botgorscheck, Ad. Bube, C. Buchner, Carlopago, J. F. Castelli, M. D. Cavilha, Ed. Duller, Michael Enk, F. v. Fialovics, August Fischer, Fitz-Berth, (F. W. Arming), F. Fitzinger, Ludw. Foglar, J. Gilge, Alex. Gigl, Franz Gräffer, J. J. Hannusch, Moritz Hartmann, Irsa, Siegfried Kapper, Christoph Kuffner, J. Kuppelwieser, Carl Ed. Langer, Carl Gottf. Leitner, Ritter v. Levitschnigg, Dr. Mekarski Edlen v. Menk, Mehoff, Milko, G. Millinger, Joh. Heinr. Mirani, Joh. Nordmann (Rumpelmeyer), J. E. Oblack, Louise von Plönies, Carlo Pittore, Dr. Rudolph Puff, Joseph Rank, Realis, Joh. Reauß, Josephine v. Remekházy, Herrmann Rollet, Ferdinand Sauter, Hermine Schaffer, F. N. J. Schaffer, Ludwig Scheyrer, August Schilling, F. V. Schindler, Dr. Leopold Schlecht, Jos. Shurga, Joh. Gab. Seidl, J. V. Sonntag, Franz Stelzhammer, Carl Stegmayer, Therau, Ad. Ritter von Tschabuschnigg, Friedrich Freiherr von Wend, J. N. Waldschütz, J. Weibl, Eduard Welzl, J. W. Wolf, Pius Zingerle, Zusner u. s. w.

Diese angeführten Namen mögen nicht als blos versprochene erscheinen, und nicht als vorgespiegelte Lockspeise gelten. Die Erfüllung des diesjährigen Namensverzeichnisses mag nun auch dieses für 1843 bewahrheiten.

Den **neu eintretenden Herren P. T. Abonnenten** dürfte es vielleicht zur angenehmen Nachricht dienen, daß sie die als besondere Beigabe des letzten diesjährigen Quartales von Joh. Nep. Vogl gedichteten

Blätter und Trauben

als besondere Prämie erhalten.

Den Werth dieser Prämie, Groß Octav, 124 Seiten im netten Umschlag, möge der Umstand verbürgen, daß sie mehr als 60 Original-Lieder-Compositionen in sich begreift, den Werth jener Compositionen aber nachstehendes Verzeichniß der Herren Componisteure, die in demselben debutiren: A. Bibl, Carl Binder, G. Bruckschlögl, Jac. Dont, Jos. Drechsler, M. Durst, J. Eitzenberger, Stephan Franz, Ferd. C. Fuchs, Joh. Gänsbacher, Jos. Geiger, Adalbert Gyrowetz, Anton Hackl, Carl Haslinger, J. Hoven, Franz Seraph Hölzl, Gust. Hölzl, C. Keßler, Fr. Krenn, Franz Lachner, F. Mayr, Dr. Victor Mekarski Edler von Menk, W. A. Mozart, Adolph Müller, J. Netzer, Otto Nikolai, Gottfried Preyer, Heinrich Proch, V. Randhartinger, Carl Gottlieb Reissiger, Carl Reißert, Wilhelm Reuling, Ludwig Rotter, Mich. Schoch, Simon Sechter, Jos. Stadler, A. M. Storch, Jos. Staudigl, Franz von Suppé, Emil Titl, Laurenz Weiß, Rud. Wieser, Edmund Winterle, Louis Wolf.

Diese Sammlung bildet somit eine Fortsetzung zu den übrigen poetischen Erscheinungen des Verfassers, die im deutschen Vaterlande stets freundlich aufgenommen wurden, so wie ingleichen einen für sich bestehenden Kranz von heiteren Wein-, Trink-, Scherz-, Keller- und Tafelliedern, wie auch sonstiger Rundgesänge, wie sie unseres Wissens noch nicht bestehen. Von vielen der beliebtesten Componisteure in Musik gesetzt, dürfte daher dieser Lieder-Cyclus sowohl für jeden Einzelnen, als auch bei dem Umstande, daß viele dieser Gesänge, ja meistens in Quartetten gesetzt wurden, für ganze Gesellschaften, denen ein frohes Herz im Busen schlägt, eine sicher nicht unwillkommene Spende sein. Auch dürfte aus dieser Prämie den P. T. Herren Abonnenten leicht ersichtlich werden, wie sehr das österreichische Morgenblatt, wenn man die Unterstützung von Seite der Kunstkräfte mit einschließt, bereits in jedweder Beziehung im Stande ist, mit Prämien, welche bedeutende Aufopferungen erfordern, seine Aufmerksamkeit zu bezeugen.

Diese Zeitschrift erscheint Montag, Mittwoch und Sonnabend mit verschiedenen artistischen und Musikbeilagen und kostet für Wien auf Velinpapier ganzjährig 10 fl. C. M., halbjährig 5 fl., vierteljährig 2 fl. 30 kr.; für Auswärtige ganzjährig 12 fl. 36 kr., halbjährig 6 fl. 18 kr., vierteljährig 3 fl. 9 kr. C. M. Man pränumerirt in der Strauß'schen Verlagshandlung (Dorotheergasse Nr. 1108). — Die P. T. Herren Abonnenten, die dieses Journal der Bequemlichkeit halber in ihre Wohnung befördert wünschen, haben als vierteljährige Zustellungsgebühr 10 kr. C. M. zu entrichten.

Und somit wäre unsere Pränumerations-Fanfare geschlossen.

Joh. Nep. Vogl,
Redacteur des „österreichischen Morgenblattes."

Herausgegeben von K. Oesterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 156.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Mittwoch den 28. December 1842.

Mißverhältnisse.

Novellistisches Bild von Ludwig Foglár.

„C'est un danger, c'est peut-être un grand tort,
D'avoir un âm au-dessus de son sort."
Voltaire.

»Schach der Königin! Ihr Stratagem hat fehlgeschlagen!" rief Raimund dem brettkundigen Herrn von Sommer zu, indem er den „Thurm" vorsetzte. „Schach dem König!« fuhr er fort, indem er mit Siegermiene den alten Rentier anblickend das „Rössel" vorrückte. „Schach matt!" frohlockte er endlich triumphirend und sprach in einem tiefen Erholungsathemzuge aus, wie herzlich gern er erlöst war; denn er wußte wohl, daß sein Partner nach einer verlornen Bataille nicht sobald wieder an den grünen Tisch ging. Herr von Sommer stierte noch einige minutenlang auf den Wahlplatz, warf dann die Bretfiguren verdrießlich durcheinander und hob die große Brille von der Nase.

„Sagt' ich's doch," nahm der junge Commerzbeamte Raimund wieder das Wort, „das leidige Spiel bringt Sie um Ihre Laune, Herr von Sommer! Unsere politischen Zeitungen und das Spiel machen Ihre so werthe Gesellschaft ungenießbar. Und Sie nähren diese Nattern mit Ihrem Herzblut! Spiel ist der geistreichste Selbstbetrug der Langeweile, der Stolz der Thatenlosigkeit, in den sich das Nichts der Gegenwart hüllt. Warum spielen Kinder? weil sie eben nichts Anderes im Stande sind, und doch Beweglichkeit und Regungsdrang genug besitzen, um nicht unthätig sein zu können. Warum spielen Jünglinge? um sich auszuspielen wie eine verkümmerte Realität oder um des Vaters Börse zu lüften. Warum spielen Männer? gewöhnlich deßhalb, weil sie es mit der Welt verspielt haben und keine andere Ressource kennen. Mädchen spielen auch, und ziemlich hoch, sie kommen dabei bis zum Herzen. Und warum haben wir Beide jetzt gespielt? Ich, Ihnen zu Gefallen, und Sie?" —

„Um die jungen Leute nicht zu stören in ihren ästhetisch-ennuyanten menid-plaisirs," antwortete Herr von Sommer mit grotesker Satyre. „Sie haben Recht, aber was sagen Sie von den Vortheilen des Spieles? Wie der Scharfsinn geübt wird, so was der Engländer „cunning" nennt, wie man den alltäglichen Leidenschaften gewaltsam begegnet und dem edlern Ernst des Lebens Raum gibt. Doch ich lese Ihnen die Ungeduld vom Gesichte, so kommen Sie denn zur Gesellschaft, als Revange will ich Ihnen ein Opfer bringen, und mit hineingehen."

Es war ästhetischer Thee bei Sommer. Madame präsidirte, arrangirte, paradirte nnd blamirte sich gelegentlich. Dabei war es hauptsächlich auf die Production Ihrer Töchter Julie und Louise abgesehen, in deren physischer und psychischer Überlegenheit Sie Ihre Eitelkeit sättigte, ohne Ihren eigenen Prätensionen den geringsten Abbruch zu thun.

Da gab es sechs- bis achtjährige Liszt'chen und Thalbergelein, vierjährige Paganini'les und Sänger und Sängerinnen, ach, o! in allen Lagen vom Wirbel des Kopfes bis an den Herzbeutel.

»Sehen Sie, lieber Raimund, das wäre noch alles zu ertragen, wenn meine Frau schon die Marotte hat," redete Herr von Sommer den Gefolterten an, denn seine Blicke hafteten glühend auf der eben am Piano sitzenden Julie, „diese Virtuosen machen mir höchstens Spaß, aber da sind andere Insekten, die ich nicht ausstehen kann, die sind so „ubique locorum" wie gewisse unaussprechliche Schlafstörer! Bemerken Sie doch die in verschiedenen Ecken angestellten Jünglinge, die in winkeligen Attituden, wie porcellainene Remplaceurs mit Mienen voll der gelindesten Gedankenlosigkeit in die Luft starren! möchten Sie es glauben! Jeder zweite dieser altgermanisch-langbehaarten, beraugenglasten, bachstelzenbeinigen Claqeurs dünkt sich zum mindesten ein Lord Byron-Genie zu sein. Ihre Conversation ist so holperig wie ihre Verse, Ihre Kenntniße sind so seicht wie eine Gänsepfütze, Ihr Gemüth so ausgetrocknet wie die Rechentafel eines blinden Astrologen, und ich sage Ihnen, sie halten sich für die Repräsentanten der neuen Aufklärung. Unsere Damen beklagen sich mit Recht über den Verfall der Etiquette. So ein vegetirendes Menschenmoos, dessen »Weltschmerz" nicht verstanden wird, übertrifft an Langweiligkeit einen modernen Weiberroman, und ich begreife nicht, wie diese Hermaphroditen nicht aus Ekel vor sich selbst sterben. Sah ich doch unlängst einen, der zu Pferde ein Sonnet schnitzte! — Als ich noch selbst Redacteur war, befiel mich jedesmal ein bedeutender Schauder, so oft ein junger Mensch von einigermaßen languissanten Gesichtszügen in mein Bureau trat, da sagte mir mein Journalbewußtsein mit bekannter Stimme: „Ecce homo! noch ein Dichter." Seit der Zeit trage ich so oft als möglich, auf eine Poeten-Vertilgungs-Anstalt an!«

»Und doch," erwiederte Raimund, »spielen diese keine unbedeutende Rolle in den Soirées Ihrer Frau Gemalin!"

»Ja," meinte der alte Herr bedenklich, „das ist's eben, was ihr meine ohnehin stadthistorische Nachgiebigkeit nicht verzeihen kann. Sie mag sich halten was sie will; Schooßhunde, Albums, Theefrauenzimmer, Miniatur-Virtuosen, gemiethete Tänzer und faule Courmacher, aber um des Himmelswillen, nur keine Dichterlinge.

Doch, sta mi pes! da schickt sich eben Einer zum Declamiren des »Epiloges« an. Adieu, lieber Raimund!"

Somit entfernte sich der Alte und Raimund, froh des »neuen, ungewohnten Schwebens," eilte zu Juliens Sessel, um für den noch übrigen Theil des Abends Ihr zu gehören.

„Stellen Sie sich vor, theuere Julie," flüsterte Julien die wohlbekannte Stimme des Geliebten zu, „zwei Stunden Schach, sage zwei, und im Bewußtsein Ihrer Nähe, dann noch eine halbe Stunde eine Diatribe auf die jungen Poeten angehört, und zwar — Ihnen vis-à-vis! Und was das Schlimmste an der Sache ist, wenn Papa erfährt, daß das heutige Gedicht von mir ist, ich glaube, er versagt mir Ihre Hand!«

„Nicht doch," versetzte Julie, »wie sollte er das, indem er Sie sonst so sehr schätzt und sogar gegen die Einwendungen der Mutter vertheidigt, die Ihnen leider mehr als abhold ist, und die uns wohl noch einen schweren Stand verursachen wird."

Eine Thräne glänzte bei diesen Worten in Juliens betrübtem Auge, und nur Raimund bemerkte sie und suchte mit einem herzlichen Händedruck die aufwallende Wehmuth zu beschwichtigen. Jedoch ein strenger Blick der Mutter brachte Beide bald zum Bewußtsein und Raimund entfernte sich wie zufällig, um mit Juliens Schwester ein Gespräch anzuknüpfen. Allein dieser Abend schien ihm verleidet und ungewöhnlich besorgt verließ er bald die Gesellschaft.

Ungern war Raimund folgenden Tages der Einladung Herrn von Sommer's gefolgt, ihn nach der Oper zu begleiten, da ihm der mißbilligende Blick nicht entgangen war, womit Madame an dem Gesichte Ihres Gemals hing. Julie wohnte der herrlichen Production der „Nurmahal" von Spontini mit unruhiger, gezwungener Theilnahme bei und Raimund merkte wohl, daß nichts Erfreuliches bevorstand. Beim Ausgange an der Loge fühlte er leise seine Hand berührt und eine weiße weibliche ließ ein Billet in die seine gleiten, es war Julie, die schnell der Mutter folgend, einen kurzen doch vielsprechenden Blick auf ihn zurückwarf.

(Schluß folgt.)

Volkssagen, Legenden und Märchen der Slovenen.

Mitgetheilt von Jos. Shurga.

(Fortsetzung.)

2.

Der Einsiedler.

Inmitten einer sich weit hinziehenden Ebene, die der Himmel mit allen Lebenswonnen bedacht zu haben schien, stieg ein mit einer ehrwürdig düstern Waldung bedeckter Berg empor, der zu den umliegenden Gefilden, die in weiter Ferne sanfte Anhöhen begrenzten, einen stark hervortretenden Contrast bot. Im Dunkel dieser unfreundlichen Waldung barg sich ein stilles Asyl für jene, die des Lebens ernste und wundenschlagende Geschicke erfahren. Hieher, des Welttreibens übersatt, flüchtete auch ein Jüngling. Leidend, tiefem Sinnen hingegeben, sah man die schöne Gestalt die Klostergänge durchwallen. Führte ihn zuweilen der Weg dem Waldesdunkel zu, und gelangte er da auf Puncte, die das ringsum blühende Leben in den frischesten Farben wiesen, so wurde er sichtlich erschüttert und ein Wehmuthslächeln überflog das gramgefurchte Antlitz. So waren mehre Jahre hingegangen, und sein wildfluthendes Innere, hatte den Jahren vorgegriffen und den Mann, der seinen Jahren nach in schönster Kraftfülle dastehen sollte, dem Greise näher gerückt. Sinnend saß er an einem Herbstabend in seiner Klause, das ersterbende Auge dem Fenster zugewandt und hörte theilnahmlos dem Falle welker Blätter zu, die ein leichter Wind von den Zweigen löste. Da erhebt sich süßes Singen in dem Wipfel eines fast laublosen Baumes. Eine Nachtigall war es, die ihr ergreifend Lied anstimmte, als wollte sie den erloschenen Frühlingsschimmer heraufbeschwören. Seinen Gram mild versöhnend, wie schönes Herüberdämmern aus jungen Tagen klang es in seine niedergedrückte Seele und machte den ermattenden Gliedern jugendliche Kraft wiederkehren. In seiner Zelle war ihm des Bleibens nicht mehr. Er muß hinaus, dem Liede nach, das alle Lebensbronnen geöffnet. Rüstig schreitet er dem Liede nach und gelangt in einen Urwald. Hier läßt sich die Nachtigall auf einen Baum nieder und stimmt immer schönere Weisen an. Auf das Grün hingestreckt, hört er ganz bezaubert dem Gesange zu und wird in sanften Schlummer gewiegt. Wunderbare Träume kommen über ihn. Er wandelt in unbekannten Welten. Beim Erwachen sieht er sich von einer völlig fremden Wildniß umfangen. Nach langem Herumirren findet er endlich einen Ausweg. Doch wie verändert stellt sich Alles seinen Blicken dar! Eine prächtige, stark belebte Stromstraße durchzieht die fast unabsehbare Ebene. Er fragt den ersten Begegnenden nach seiner Einsiedelei, der ihn jedoch ganz verwundert anstaunt und sich in einer von ihm bisher nie vernommenen Sprache äußert. Er wandelt weiter und kommt in eine völkerreiche Stadt, man führt ihn hier zu einigen gelehrten Männern, die ihm den sonderbaren Aufschluß geben, daß seine Muttersprache bereits abgestorben, nur noch in einzelnen darin abgefaßten Werken fortlebe, von der Klause aber, zu der er heraufgewollt, um daselbst seinen unsäglichen Gram zu stillen, nur noch spärliche Trümmer stehen.

3.

Geburtsgöttinnen.

Nach dem Volksglauben wohnen der Geburt jedes Menschen höhere Wesen bei, die man Geburtsgöttinnen nennt, und entscheiden über die künftigen unabweisbaren Geschicke des Gebornen. Aber auch in anderen menschlichen Angelegenheiten läßt sie der Volksglaube unbedingten Gehorsam fordernd auftreten. So erzählt man von einem Landmanne, dem, als er im tiefen Winter von einem Nachbarbesuche über die bedeutenden Schneemassen seinem Dorfe zuschritt, die Geburtsgöttinnen von einem Berge hinabriefen, er solle auf das Feld sich begeben, und daselbst Bohnen pflanzen. Er that wie ihm befohlen wurde. Als beim anbrechenden Frühling der Schnee schmolz, traten die Bohnen in reicher Fülle hervor, und als bereits die Zeit der Ernte gekommen, waren sie zu großen, holzigen Stauden emporgeschossen, die gleichsam einen dichten Wald bildeten, ohne daß jedoch eine Frucht daran erkennbar gewesen wäre. Über dieses machte sich sein Nachbar lustig und sagte: Seht wie schön die Bohnen meines Nachbars prangen, ich habe mein Lebtag nicht dergleichen gesehen! Erbittert durch solche Bemerkungen griff er zu einer Hacke und fing die Stauden umzuhauen an. Doch sieh', welch' Wunder, aus den umgehauenen Stöcken schüttete eine überreiche Menge der schönsten und größten Bohnen hervor, und der sich betrogen geglaubte Landmann hatte den guten Geburtsgöttinnen die seit Menschengedenken reichste Bohnenernte zu verdanken.

Feuilleton.

K. K. Hofburgtheater.

Am 22. u. 23. d. M. wurde in diesem Hoftheater Haydn's Cantate „die Jahreszeiten“ zum Vortheile des Pensionsinstitutes für Witwen und Waisen der Tonkünstler aufgeführt. Wir haben dieses poesiereiche Meisterwerk gewiß oft, und einige Male recht ausgezeichnet, vorgetragen gehört und doch regt es noch immer die innigste Empfindung, das höchste Interesse an; die Zeit nagt sich daran die Zähne aus. Die Solopartien waren heute in den Händen der gefeierten Mad. van Haffelt-Barth, des Herrn Lutz und Staudigl. Mad. Haffelt sang diesen Part hier noch nie; allein obgleich Referent gewiß zu den eifrigsten Verehrern dieser großen Sängerinn gehört, so schien ihm die Auffassung dieser Partie eine minder gelungene, und er glaubte öfter einen recitirenden Pathos zu bemerken, wo er gewiß nicht hin gehört. Die eminenten Stimmmittel dieser Künstlerin, ihre fast immer glockenreine Intonation, und deren viele, noch anderweitige Vorzüge errangen ihr auch heute, bei der zweiten Production dieser Cantate, welcher Referent beiwohnte, großen und allgemeinen Beifall. Hr. Lutz schien heute nicht ganz günstig disponirt, indessen hinderte dies ihn nicht, im Einzelnen sehr ausgezeichnet hervorzutreten; wir nennen hier besonders die Beschreibung „des Morgens.“ Hr. Staudigl bewährt immer den genialen Meister, dessen Name schon den vollendeten Erfolg versichert. Chor und Orchester war in einem sehr zusagenden Verhältnisse, und gut besetzt; es stand unter der Oberleitung des k. k. Hoftheater-Vice-Kapellmeisters Aßmayer. — Das Ensemble war theilweise nicht ohne fühlbare Mängel. Die „Weinlese“ in der 3. Abtheilung, und das Märchen in der 4. wurde unter großem Applause, wie gewöhnlich zur Wiederholung verlangt. Der Production wohnten an beiden Abenden mehrere Mitglieder des allerhöchsten Kaiserhauses bei. Thlf.

Zweites Concert

des Hrn. Vieuxtemps am 26. December im k. k. Redoutensaale.

Wir beziehen uns mit unserem Urtheile über diesen Künstler auf die bei Gelegenheit seines ersten Concertes umfassend ausgesprochene Meinung; Hr. Vieuxtemps wird seine Vorzüge gewiß immer und unter allen Verhältnissen geltend zu machen im Stande sein und der große Beifall, welchen ihm das Publikum zollte, war ein gerechtes Urtheil. Er spielte den 1. Satz aus Beriot's H-moll-Concerte, eine Caprice: „Les Arpèges,“ und Phantasie über russische Nationalmelodien von seiner Composition, worunter besonders die Caprice mit vollendeter Bekegung aller Anforderungen, hauptsächlich in den großen Schwierigkeiten, welche sie zum Theile enthält, gespielt wurde. Die Composition dieser Piece sowohl, als der Phantasie scheint uns den Effect ein wenig zu sehr zu usurpiren. Nicht in so hohem Grade war die Production des schönen, Beriot'schen Concertes gelungen; allein unsere Concertcompositionen stellen auch Bedingungen an den Producenten, daß es beinahe unmöglich ist, sie immer ohne einzelne, kleine Fehlschlagungen oder mit ganz vollkommener Reinheit in der Intonation zu bringen; früher war man mit der Wahl für die Öffentlichkeit vorsichtiger. Der hervorragendste Vorzug des Hrn. Vieuxtemps ist gewiß die Schönheit und Größe seines Tones so wie die höchste Zartheit in den Cantabile-Stellen und in den Coloraturen; wie sehr er aber noch durch andere Mittel auf sein Auditorium zu wirken versteht, bewies der errungene stürmische Beifall, welcher besonders nach der mehrgedachten Caprice sich aussprach und deren Wiederholung erzwekte.

Auch die übrigen Nummern dieses Concertes, Allegro aus Beethovens C-moll-Concert gespielt von Hrn. Eduard Pirkhert und Arie aus dem Oratorium „Paulus“ von Mendelssohn-Bartholdy, gesungen von Dlle. Bury, waren durch Wahl und Vortrag sehr ausgezeichnet, welches um so wohlthuender ist, als uns die meisten Concerte schon daran gewöhnt haben, durch ein paar Zwischen-Nummern an den schneidenden Wechsel alles Irdischen erinnert zu werden. Hr. Pirkhert wurde beifällig gerufen, und hätte ein Referent nicht eine so schwache Stimme gegen die allgemeine, — er wäre heute für Hrn. Pirkhert besonders zu vernehmen gewesen. — Dlle. Bury besitzt eine schöne Stimme und versteht zu singen; es wäre gewiß sehr erfreulich, sie öfter auch im Concertsaale zu hören.

Vom Orchester wurde Mozart's Ouverture zum „Schauspiel-Director,“ unter der Leitung des Hrn. Helmesberger aufgeführt; wir haben den Mitgliedern dieses Orchesters schon oft verdiente Complimente gemacht, müssen aber heute die Bemerkung aussprechen, daß das Accompagnement des Beethoven'schen Concertes der gewohnten Präcision entbehrte.

Se. Majestät der Kaiser beehrten das Concert mit Allerhöchst Ihrer Gegenwart. — Das Publikum war nicht sehr zahlreich.

Thalhof.

Frauenblätter.

(Spanische Frauen und ihre Trachten.) Die Andalusierinnen sind schön, und wenn es auch schönere Weiber auf Erden gibt, reizender hat sie die Natur gewiß nirgend geschaffen.

Die Damen, die ich Abends in den Logen herumsitzen sah, da keine Frau in Spanien das Parterre besucht, glänzten eben so sehr durch ihre Schönheit, wie durch den Adel ihres Benehmens und die Anmuth ihrer Bewegung. In Abendgesellschaft und Theater erscheinen die Frauen unverschleiert, in Haaren frisirt, die bei den jüngeren gewöhnlich mit Blumen geschmückt sind. Es ist eben so wenig möglich, schönere schwarze Haare zu sehen, als die Sorgfalt ihrer Behandlung wohl von keinen andern Frauen der Welt erreicht wird.

Das glänzende Schwarz dieser Haare wird nur von dem sprühenden Feuer der Augen übertroffen, und die meistens schwarze Kleidung, vereinigt mit dem schwarzen Schleier oder der ebenfalls schwarzen Mantilla, bringt als Gegensatz mit den südlichen blassen Gesichtern, auf denen selbst bei sehr jungen Mädchen ein leichter Anflug von Flaum über den Saum der Oberlippe zu sehen, einen höchst bezaubernden Effect hervor. Die Nachahmung unserer Damen, die spanische Mantilla zu tragen, ist eine ganz verfehlte, da sie den obern Theil, der über den Hinterkopf geschlagen, und mit dem Endschleier über den Kamm gehalten wird, davon ausschließen. Es dürfte auch schwerer sein, die Mantillas spanisch, als überhaupt spanische Mantillas zu tragen.

Die Haltung des Kopfes und die ganze Behandlung dieser schönsten Tracht der Welt sind so echt national, so ganz im Blut und in der angebornen Grazie dieses Geschlechtes begründet, daß es fremden Frauen fast unmöglich werden dürfte, sie nachzuahmen ohne Carricatur zu werden.

Französinnen, die schon einige Zeit Spanien bewohnen, sind augenblicklich in der Mantilla als Ausländerin erkennbar, wogegen die Spanierin in Hut oder Haube ungemein von ihrem Reize verliert.

Wie so viele Überlieferungen aus der Araberzeit sich in Andalusien erhalten, so glaube ich, ist die Mantilla nichts als ein arabisches Tuch, welches den hintern Theil des Kopfes nach dem Koran bedecken muß, und christliche Reform hat nur die Gesichtsmaske fallen lassen.

Der Reisende aber, dem die Geschichte Spaniens ganz fremd geblieben, müßte frappirt sein, wenn er aus Ägypten hierher kommt, dieselben Augen zu finden, die ihm dort so häufig aus den vermummten Weiberköpfen entgegenleuchteten. Nur haben die Augen der Andalusierinnen mehr Mildes, mehr Sanftes, mehr Wasser, wie das Feuer des reinen geschliffenen Diamants wahrer und angenehmer glänzt, als das des ähnlichen Rheinsteins. Die Thorheit der Modennachahmung hat auch hier sich Bahn brechen wollen, allein die Versuche einiger dominirender Kleidmeisterinnen scheiterten an dem Wiederhalle der vereinten Stämme aller Stände, und die Damen, welche es dennoch wagen, gegen Geschmack und Nationalsinn zu handeln, werden mit markirter Mißbilligung gesehen.

Ich kenne auch keinen grelleren Abstand, als unsere form- und sinnlosen weißen, rothen, gelben und blauen Damenhüte, neben den lieblichen, sich den Formen des Kopfes und der Schultern so sanft anschmiegenden und ihren Bewegungen so leicht und nur halbverhüllend folgenden Mantillas.

Das Gesetz der spanischen Kirche gebietet, daß die Frauen sie nicht unverschleiert betreten dürfen, und schon aus diesem Grunde können die Mantillas nie ganz verschwinden, da der Schleier, der über ihren obern Rand läuft, nur herabgezogen werden darf.

Allein der Schönheitssinn der Spanierinnen läßt auch keiner Besorgniß Raum, daß diese Tracht je von ihnen verlassen würde, und gerade jetzt ist sie mehr wie je als Nationalkleidung durch alle Stände verbreitet.

Der schwarze Schleier allein wird nur zu schwarzer Kleidung getragen, und ist beinahe ausschließlich auf die wohlhabende Classe beschränkt, die darin wahren Luxus treiben.

Industrielles.

(Deutsche Techniker in Südamerika.) Es ist interessant zu sehen, wie die Deutschen in Südamerika fast überall an der Spitze der materiellen Verbesserungen stehen. So sind die Haupt-Provinzialingenieure lauter Deutsche; Feldenberg ist Ingenieur der Provinz Piauhy, Peter Weyll Ingenieur in Bahia, Heinrich Kettler Ingenieur in der Provinz Rio de Janeiro; Friedrich Bloem für St. Paulo und Ferdinand Halfeld für Minas Geraes. Hauptsächlich sind diese alle mit Chausseen- und Brückenbau beschäftigt; unter Anderem hat der letztgenannte in den letzten sechs Jahren eine Heerstraße von beinahe 35 deutschen Meilen gebaut, die der von Rio-Janeiro ausgehenden entgegenkommt und durch eine sehr günstige gerade Linie den Weg um 9 deutsche Meilen abkürzt. Diese Herren werden sehr geschätzt, gut behandelt und gut bezahlt. Es ist ein eigener Zufall, der beweist, wie der practisch-wissenschaftlich gebildete Deutsche überall seinen Werth hat, daß eben jetzt die Grenzbestimmung der unermeßlichen Strecken am Amazonengebiete zwischen dem brasilianischen und englischen Guianna von beiden Seiten gerade Deutschen anvertraut ist; nämlich englischerseits Herrn Schomburgh und von Seite Brasiliens dem Ingenieurmajor von Sewelop aus Hannover. Die deutschen Ingenieure haben durch die Anstelligkeit, in welcher sie sich mit den einfachsten Mitteln zu helfen und dieselben den obwaltenden Verhältnissen anzupassen wissen, einen unbestreitbaren Vortheil vor den Ingenieuren aller andern Länder voraus, besonders vor den englischen, die sich verlegen fühlen, sobald sie nicht eine Dampfmaschine an jedem Ellbogen haben können. Gewiß ist für deutsche Ingenieure noch manche Gelegenheit in Brasilien, sich auszuzeichnen, und diese wird sich noch mehr finden, wenn die Regierung durch Annahme geeigneter Maßregeln eine ausgedehnte Einwanderung von Europa anzuziehen versteht, wie man hoffen muß.

(Pomade universelle.) Diese neueste Erfindung des Wiener-Perrüquiers[,] und Damenfriseurs Michael Gut, (in der Stadt, Seitzergasse Nr. 427, vereinigt alle Eigenschaften in sich, welche man an einer vorzüglichen Pomade schätzenswerth findet, indem sie sowohl für die Schönheit als die Haltbarkeit der Haare gleich zweckdienlich ist, und dabei einen äußerst feinen Geruch verbreitet. Wir empfehlen daher diese Pomade universelle, so wie überhaupt alle übrigen Kunsterzeugnisse des Herrn Michael Gut, der geneigten Aufmerksamkeit des Publikums.

(Gegossene Fußbekleidung.) Zu Apolda kocht ein Schuhmacher alte Schuhe und Stiefeln zu Brei und gießt daraus neues Leder, aus dem wieder ganz neue Schuhe und Stiefeln verfertigt werden können.

(Neue Gewehre.) Der Mechaniker Rasmussen in Rudkjöbing hat eine neue Art von Gewehren erfunden, mittelst welchen er in 20 Secunden 16 Schüsse machen kann.

(Kohlenzucht in Spanien.) In der Provinz Guadalarara, 14 spanische Meilen von Madrid, hat man vorzügliche Steinkohlenlager gefunden und bereits zu bebauen angefangen, ein großer Schatz für die Hauptstadt und die näheren Provinzen. Dort hat sich jetzt eine Gesellschaft zur Einführung von Gasbeleuchtung gebildet, auch sind mehre Fabriken mit Dampfmaschinenbetrieb im Entstehen, die sich der Kohlen von Guadalarara bedienen wollen.

Musikalisches Perspektiv.

(Die Schwestern Milanollo) machen gegenwärtig in Köln durch ihre Virtuosität auf der Geige großes Aufsehen. Die beiden Kinder heißen Therese und Marie und sind in Savigliano bei Turin geboren, wo ihr Vater Instrumentenmacher und Mechaniker war. Ein Kölner Correspondent in der Abendzeitung sagt von diesen kleinen Künstlerinnen: Diese beiden Kinder, die man Phänomene nennen muß, wenn auch nicht Wunderkinder in der ominösen Bedeutung des Wortes, scheinen mir die Genien der Geige zu sein, wie Paganini ihr Dämon war.

(Ein neuer Flötenspieler) zeigte sich, oder wurde vielmehr in Königsberg gezeigt, welcher vielen Beifall erhielt. Sein Name ist: Fripon, er selbst von Geburt — ein Pudel.

Naturhistorisches Kabinet.

(Eine alte Linde.) Zu Rosselaere, ungefähr 1½ Wegstunden von Gent, in Brabant, blühte heuer noch eine Linde, welche gegen 800 Jahre alt ist. Diese Greisin mißt ungefähr 3 Fuß über der Wurzel 40½ Fuß, 3 Schuh höher 30 Fuß, und in der Gegend des Wipfels 38½ Fuß. Sie wurde in diesem Jahre, seit 53 Jahren wieder einmal, abgeästet und die gekappten Äste und Zweige machten volle 7 Wagenladungen aus.

(Merkwürdiger Orangenbaum.) Den merkwürdigsten Orangenbaum, der dermalen existirt, dürfte Versailles haben, dieser ist nach authentischer Urkunde im Jahre 1421 gepflanzt.

(Leuchtende Moose.) Verschiedene Moosarten, besonders solche, die man in Höhlen, in Kellern, Gruben und Minen findet, phosphoresciren bisweilen und strahlen im Dunkeln ein, bald stärkeres, bald schwächeres Licht aus, durch welches diese Orte der Finsterniß oft ein wunderbar glänzendes Ansehen erhalten. In den Steinkohlengruben in der Nähe von Dresden sind sie nicht selten in solcher Menge, und so leuchtend, daß ihr Glanz das Auge blendet; wobei man beobachtet hat, daß ihr Licht um so stärker, je höher die Temperatur in den Minen ist. Von der Decke dieser unterirdischen Gewölbe herabhängend in verschiedenen Formen und Verschlingungen, die Wände bedeckend, und sich um die Pfeiler windend, geben sie jenen Gruben durch ihren Glanz das Ansehen von Zauberpalästen. Der Montan-Commissär Herr Erdmann sagt von der Wirkung der Rhizomorphen in einer jener Dresdner Minen: Die leuchtenden Moose waren daselbst von einer unbeschreiblichen Schönheit und der Eindruck, den der Anblick dieses Schauspiels auf mich machte, wird mir unvergeßlich bleiben. Bei dem Eintritte in die Grube glaubten wir in ein Feenschloß zu kommen, und die Gesammtmasse der schimmernden Pflanzen verbreitete, ohne die Dunkelheit, die dieses eigenthümliche Leuchten auf eine unheimliche Weise nur durchdringt, förmlich aufzuhellen, vergleichungsweise dennoch das matte Licht einer vom Halbmond durchstrahlten, wolkenlosen Nacht.

(Die Michaelshöhle.) Bei Gibraltar ist eine der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten unserer Erde. Die Schönheit der Naturſäulen, welche das zerrissene Felsendach tragen, streift bei dem blauen Lichte ins Magische. Kein Mensch hat je die Tiefe dieser Höhle ergründet, nur der englische General O'Hara ließ sich an Stricken hinab, fand aber keinen Grund und hinterlegte, da, wo er hingekommen, einen werthvollen Degen als Vermächtniß für seinen Nachfolger, der sich jedoch bisher nicht gefunden.

Eine uralte Tradition bezeichnet von dieser Höhle aus eine unterseeische Verbindung mit Afrika, und läßt die zahlreichen Affen des Gibraltarfelsens, die oft wie verschwunden scheinen, auf diesem Wege nach Opi's Hügel auf der Spitze von Ceuta auswandern.

Omnibus.

(Ein französischer Gaunerstreich.) Eine liebenswürdige junge Witwe in Lyon wußte einen alternden reichen Junggesellen so sehr zu ködern, daß er, verliebt bis über alle Möglichkeit des Begriffes, sogleich auf das Heirathen drang. Die Witwe schaffte ihre Papiere herbei, auch den Todtenschein ihres ersten Gemals und so wurden sie eingesegnet. Nach sechs seligen Wochen mußte der liebe Mann eine kleine Reise machen, als er aber auf den Fittichen der Sehnsucht zurückkam, fuhr ihm der tödtlichste Schreck durch die Glieder. Man hatte alle seine Habseligkeiten und seine Frau auch dazu gestohlen. Die davon benachrichtigte Polizei fand jedoch in kurzer Zeit die Frau und auch die Habseligkeiten wieder. Die gute Dame wollte mit ihrem ersten noch wirklich lebenden Gemal (der Todtenschein war nur die Brücke zu den Schätzen des Junggesellen) diese letzteren in Ruhe verzehren.

Herausgegeben von K. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

№ 157.

Oesterreichisches

Morgenblatt.

Redakteur: Johann Nep. Vogl.

Siebenter Jahrgang. Wien, Sonnabend den 31. December 1842.

Mißverhältnisse.

Novellistisches Bild von Ludwig Foglár.

(Schluß.)

»Und wissen Sie,“ fuhr der alte Herr mit unerbittlicher Sprachseligkeit fort, ohne auf Raimund's Ungeduld zu achten, der gedankenabwesend zuhörte, »wissen Sie, woran das liegt, daß mir der heutige Tenore primo mit Recht mittelmäßig scheint? — darum weil ich kälter anhöre und beurtheile. Es geht unseren Euterpe-Debutanten gerade so wie den jungen Parnaßhelden, sie trauen sich um ein Erkleckliches mehr zu, als sie zu leisten im Stande sind, und meinen am Ende Lions der Gesangskunst zu sein, wenn sie mit unnatürlicher Nonchalance vom Adagio in die 32tel Noten und vom Mittelton in die Applicatur überspringen können; wobei natürlich vom Vortrage und Charakterzeichnung keine Rede ist, was noch einzig die Oper als »gesungenen Unsinn“ vor vernünftiger Kritik rechtfertigen könnte! Und was thun wir, wir Zeitgenossen? — — — Nun, wir werfen ihnen eine Journal-Unsterblichkeit an den Hals, machen Puddings à la N. N. und ist's eine Sie, so werden die Rosse von den Eseln abgelöst und wir spannen uns vor den Thespiskarren. Welch' ein Fortschritt der Kultur!“

„Ganz recht,“ erwiederte Raimund zerstreut, „gleich 10 Uhr!“ —

Herr von Sommer wollte verwundert weiter fragen, aber sie standen vor dem Kutschenschlag und Raimund empfahl sich eiligst. Kaum auf seinem Zimmer angelangt, erbrach er hastig das Billet und las:

»Mein Freund!

Unser Schicksal steht in Ihrer Hand. Die Mutter hat Sie mit Ihren eigenen Waffen überwunden. Papa weiß, daß Sie der Verfasser jenes Gedichtes sind, oder, daß Sie überhaupt dichten! Er ist empört und droht, Ihnen die Schwelle zu verbieten. Doch hat er so viel Rücksicht für Sie, daß er alles ignorirt und eher kein Wort glaubt, bis Sie sich selbst zu dem »Wahnsinn,« wie er es nennt, bekennen. Er mag vermuthen, Sie hätten nur aus Galanterie für die Mutter Ihren Namen hergegeben, oder was Sie sonst für eine excuse wählen wollen. Aber, nicht wahr, theurer Freund! Sie werden diesmal eine Nothlüge über sich gewinnen und läugnen?! Es steht sonst Alles am Spiel, denn Mama hat bereits von meiner Verlobung mit dem Director N. gesprochen. Entscheiden Sie bald, ob das Dichtergewissen über meine Liebe den Sieg davontragen soll!

Ihre

getreue Julie.«

Nach einem langen schmerzlichen Kampfe mit sich selbst, trug endlich der Gedanke an Julien den Triumph über alle andern Rücksichten in Raimunds Seele davon und er war entschlossen, für Sie seinem liebsten Berufe zu entsagen, als sein Diener mit dem Tagsjournale hereintrat.

Er wollte es flüchtig überblicken, doch blieb er plötzlich wie festgebannt auf den Zeilen haftend, denn da stand mit großen Lettern sein Name unter dem ominösen Gedicht! Nun ward ihm mit einem Male die ganze Bosheit der ränkesüchtigen Frau von Sommer klar; Niemand anders als sie konnte seinen Namen der Öffentlichkeit preisgegeben haben, und obwohl er sich dessen keineswegs zu schämen hatte, so war ihm dadurch doch bei Herrn von Sommer jeder Rückweg zum Schwiegersohn in spe versperrt.

Nichts schien ihm möglich, um auf eine ehrenvolle Weise zum Ziele zu gelangen, als ein offenes Bekenntniß und in solcher Absicht begab er sich zu Sommer.

„Ich weiß, warum Sie kommen, mein Herr!“ rief ihm Sommer beim Eintritte mit möglichst gemäßigtem Tone zu, „und eben deshalb ersparen Sie sich eine weitgeholte Entschuldigung. Kennen Sie dieses Blatt und diesen Namen?“ frug er, ihm das Journal hinhaltend, „ich denke, meine Ansichten über gewisse Puncte sind Ihnen bekannt. Genug davon. Nächste Woche ist die Vermälung meiner Tochter Julie mit dem Director, wollen Sie mein Gast sein, so sind Sie willkommen. Übrigens beherzigen Sie, wie ich einen Spruch Heine's wende:

„Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie just passiret, der bleibt gesund dabei!“

nämlich bei der lieben Prosa! Leben Sie wohl, mein Herr!“

Vernichtet wankte Raimund aus der Thüre und nahm schweigend Abschied von dem geliebten Hause, wo jeder Stein eine theure Erinnerung in seinem Herzen weckte.

Travemünde.

Raimund an Julie N.., geborne von Sommer.

Diese letzten Zeilen lasse ich am Festlande für Sie zurück. Ich habe seit meiner Trennung von der Heimat, von Ihnen, meinem Berufe als Musenpriester mit Hingebung gelebt, und wenn ich darin Glück hatte, so danke ich es doch nur wieder Ihnen, allein mein Lebensfriede ist zernichtet und ich finde ihn wohl auch in dem herrlichen Louisiana, wohin ich mich einschiffe, nicht wieder. Ich habe die goldenen Früchte des Ruhmes gekostet, doch mein Herz bleibt leer und trostlos. Das reichbewegte Leben der Hauptstadt wie der mannigfaltigen Literaten-Coterien hat nur momentanen Reiz, und ich möchte mich vergessend ein neues Leben beginnen. Der Continent sieht mich nicht wieder, und wenn Sie sich in der Erinnerung an unsere Vergangenheit ein Bild meines Seelenzustandes machen wollen, so lesen Sie, theuere Freundin, die von uns oft bewunderten:

»Lord Byron's last lines!“

Feuilleton.

K. K. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Mittwoch den 28. December zum 1. Male: „La grande mère, ou les trois amours," Comédie-Vaudeville en trois Actes de Mrs. E. Scribe. Zum Beſchluſſe: „Les deux borgnes ou le Retour d'Alger," Folie Vaudeville en un Acte, de Mrs. Cogniard frères.

Der Held dieſes Stückes iſt eigentlich nicht die Großmutter, ſondern ein Schiffslieutenant, ein Liebhaber nach dem neueſten Zuſchnitte, der ſich in vierundzwanzig Stunden 3 Mal verliebt, die Großmutter miteingeſchloſſen, und dabei außerordentlich moraliſche Sätze zum Beſten gibt, die Großmutter iſt daher nur bemüht, ihn von ſeinen Liebeleien ab- und zu ihrer Enkelin hinzuziehen, die er denn am Ende auch heirathet, da es (in dieſer Komödie wenigſtens) keine Frauenzimmer mehr gibt, in welche er ſich noch verlieben könnte. Geſpielt wurde recht nach Umſtänden gut, beſonders von Seite der Mad. Benzeville, die freilich nicht recht wußte, was mit dem wunderlich gezeichneten Charakter anzufangen ſei, übrigens milderte ſie, ſo viel ſie konnte und war auch ganz frei von Carricatur, die bei ihrer Parthie ſo nahe lag. Hr. Gouffier ſpielte ſeinen Schiffsofficier recht verſtändig, desgleichen auch Hr. Segnul ſeinen alten Generalen. Dlle. Philippe Sen traf ganz den kindlichnaiven Ton, der ein Grundzug dieſer Rôlne iſt. Am Schluſſe Hervorruf. Beendigt wurde dieſe Vorſtellung durch die höchſt ergötzliche Farce „Les deux borgnes." Zwei Soldaten ſtellen ſich nach ihrer Rückkehr von Algier einäugig, um zu erfahren, ob dieſer Übelſtand keine Sinnesänderung von Seiten ihrer Geliebten zur Folge hätte. Beim erſten Entrevue findet dieſes allerdings ſtatt, aber da ſich die Mädchen bald bekehren, beſchließen die beiden Soldaten eine ſcheinbare Heilung durch einen eben anweſenden Charlatan vornehmen zu laſſen, worauf ſich alles zur größten Zufriedenheit der Betheiligten geſtaltet. Das aufſchneideriſche, bramarbaſirende Weſen, die Lebhaftigkeit nebſt der Arroganz, durch welche immer die Ignoranz hervorſcheint, welche alle Eigenſchaften den Charlatan charakteriſiren, fanden an Herrn Willars einen ausgezeichneten Darſteller; dabei vermied er, trotz dem er oft ſtark genug auftrug, jedes Outriren und zeigte überhaupt in jedem Worte, das er ſprach, den verſtändigen und feinen Komiker. Die Rollen der beiden Soldaten gaben die Herren Monet und Dupuis, ſie waren alſo in den beſten Händen. Das Gleiche läßt ſich von Mad. Upel und den Dlles. Vigni und Alexandrine ſagen. Das Theater war ziemlich beſucht. s. c. s.

K. K. priv. Theater an der Wien.

II.

Mad. Brünning-Wohlbrück vom k. Theater zu Hannover.

Dienſtag am 27. December zum erſten Male und zum Vortheile des Hrn. Fröhlich: „Vierundzwanzig Stunden Königin." Vaudeville in 2 Acten nebſt einen Vorſpiel: „das Goldſtück," nach dem Franzöſiſchen von C. W. Koch. Muſik von Kapellmeiſter Hrn. Adolph Müller.

Leontine iſt Putzmacherin, Marcel iſt in ſie verliebt, ſie verſpricht ihm ihre Hand, doch unter glücklicheren Umſtänden. Es iſt keine Ausſicht zum Glücke vorhanden, was ſchadet's? Leontine hat ihre Träume, ſie ſtrebt nach Höherem und wird — Königin.

Wie geht das zu? fragt der Vaudevillendichter. Ein franzöſiſcher Vaudevillendichter verſteht Geſchichten trotz dem Weltgeiſt zu machen, er macht dieſen noch zu Schanden, weil er das Blut nicht ſo ſtark aufträgt, und ſeinem Ernſt die Ironie entgegenſtellt.

Leontine muß die Königin von England und obendrein noch die Gemalin des Königs Carl II., deſſen Vater von Cromwell geſtürzt wurde, vorſtellen; ſie empfängt die Huldigung des Adels, ertheilt Ehrenſtellen, zahlt mit gnädigem Lächeln, wird gefangen gehalten; — bei allem dieſem hat Graf Elvas die Hand im Spiel, der die echte Königin durch ſeine Liſt ſo leichter nach England bringt.

Wäre das Vaudeville etwas weniger unwahrſcheinlicher, ſo könnte man vielleicht Behagen daran finden; der Scherz gibt ſich hier eine zu ſtarke Miene des Ernſtes und verzieht das Geſicht und findet ſich nicht in ſeiner Sphäre.

Der Sturm der Frivolität fegt durch das Stück und entblättert die Blume der Liebe. Der Franzoſe will uns nie eine Lilie im Gefäße zeigen, er wirft ſie uns immer entblättert vor die Füße; er copirt zu ſtark nach dem Leben.

Das Vaudeville wird aber das Localſtück, das ſich mit ſeinen robuſten Armen oft recht unbeſcheiden auf der Bühne gezeigt, zurechtweiſen, ſeiner ungeſchlachten Manier die Feinheit und rapiden Nonchalance gegenüberſtellen, vielleicht zum Beſten des Localſtückes. Das Localſtück darf jedoch nicht ſeinen Charakter, ſondern nur deſſen Entartung aufgeben.

Als Spiegel, in dem ſich unſer Volksſtück betrachtet, kann das Vaudeville viel Nutzen bringen, — denn, es iſt wenigſtens ein geſchliffener Spiegel mit einem fein polirten Rahmen.

Der Localgeſang, repräſentirt durch Mad. Brünning-Wohlbrück, erhält eine höhere Bedeutung; — hier iſt kunſtgerechter Geſang und Opernvortrag, und nicht nur eine Stimme, die, wie bei anderen Localſängerinnen, aller Modulation, alles Wohlklanges entbehrt, nur Laute und keine Töne gibt. Das Ohr des Publikums wird ſich an Beſſeres gewöhnen und in der Folge rigoröſer ſein. Mad. Brünning-Wohlbrück entfaltete auch in dieſem Stück allen Reiz ihres Spieles, jene Koletterie in Haltung und Geberde und Manier, die nie unanſtändig wird, jene Ungezwungenheit und Grazie, der das Auge gerne folgt. Den Geſangspiecen, die ſie vortrug, fehlte die Melodie, darum griffen ſie nicht ganz durch. Man muß für Mad. Brünning-Wohlbrück ſolche Muſik ſchreiben, wo jede Note einen kleinen Hacken zum packen hat. — Hrn. Adolph Müller's Muſik iſt ſchön, jedoch nicht melodienreich. Mad. Brünning-Wohlbrück war die Seele des Stückes, ſie belebte und bewegte es, und wurde nach Verdienſt oft gerufen. Nächſt ihr verdient Hr. Findeiſen als Trumbell das meiſte Lob, der eine recht gelungene Carricatur gab. Der Beneficiant, Hr. Fröhlich, ſpielte wie gewöhnlich gut. Auch Mad. Scutta, Dlle. Wagner und Hr. Börger verdienen genannt zu werden. Der Beſuch war ſehr zahlreich. Nordmann.

K. K. priv. Theater in der Leopoldſtadt.

Mittwoch den 28. d. M.: „die Gemſenjäger," locales Lebensbild in 3 Aufzügen von C. Haffner. Muſik von Kapellmeiſter Hebenſtreit.

Wenn dieſes Stück wirklich ein Lebensbild, und hiermit dem Volksleben abgelauſcht wäre, wenn es wirklich aus der geheimen Geſchichte eines Hauſes ausſpintiſirt ſein würde, ja ich ſetze den Fall, wenn es wirklich ein Originalwerk iſt, wie es der Verfaſſer ausgibt, ſo frage ich demungeachtet noch: Warum und weßwegen ſind dieſe Gemſenjäger auf die Welt gekommen? — Nach dieſer Einleitung möge der Leſer durchaus nicht glauben, daß dieſes Stück eines von jenen wäre, welche zu den erbärmlichſten Miſeren der Volksbühne gehören, ja im Gegentheile, es zeigt wieder den ſichtenden Verſtand und die vielen Vorzüge, welche wir an Hrn. Haffner ſchon oftmals erwähnt. Wir nahmen uns einmal die Freiheit, zu fragen: zu welchem Zwecke exiſtirt es, kann man ſich unterhalten, werden unſere Lachmuskeln rege gemacht, oder kurz, was iſt die Tendenz dieſer dreiactigen Länge? Der Verfaſſer wollte, wie man in der Schwede der Haltung ſieht, durchaus nicht Thränen pumpen, das lag ihm zu ferne in der Zeit, und die Recenſenten haben auch noch obendrein über das Rührgenre ſchon lange den Stab gebrochen! — Doch zum Witz ſchien der Verfaſſer, als er ſchrieb, auch gerade nicht auf's beſte diſponirt geweſen zu ſein, oder ſchien ihn, wie es am wahrſcheinlichſten iſt, gefliſſentlich vermieden zu haben.

Dem Kaufmanne Sorgen wird ſein Kind geraubt, und mit dem Raube jede Spur benommen, auf dem er ſeine Tochter Thereſe wieder zu finden im Stande wäre. — Auf dieſem Raube ſpielt zu gleicher Zeit, bis in die ſpäteren Tage hinüber, wo das in Rede ſtehende Localbild anfängt und endet, in dem Hauſe des Kaufmannes eine geheime Liebesgeſchichte, deren Armida, Ulrike, Sorgens Schweſter iſt. Dieſe hat ſich den Buchhalter und den Commis ihres Bruders zu ihren Hofrittern erkieſt, und ſie in eine Feindſchaft gebracht, wie ſie nur ein Guelfe gegen ſeine Ghibellinen hegen mag. Sie ſtanden ſich nicht als Feinde gegenüber, ob einer weggelaperten Liebespräſiosa, ſondern weil einem jeden ein materielles Intereſſe nahe lag. Ulrike, die ihren Bruder in ſeinem Vermögen ſo gerne zu beerben

wünschte, um ihren Liebesabenteuern eine Selbstständigkeit zu verschaffen, bringt ihren Bruder um 10,000 und mehr Gulden. Commis Kugl und Buchhalter Windlinger benützen nicht nur die Entfremdungen Ulriken's, sondern betrügen und defraudiren gleichfalls nach ihrem Vorbilde, oder kurz, diese drei Personen werden in eines der ablaminabelsten Verhältnisse gebracht, welche nur je in einer ordentlichen bürgerlichen Gesellschaft existirt haben, in ein Verhältniß voll von Schändlichkeiten, wie sie nur die französische Bühne oder eine Criminalnovelle zu schildern im Stande ist. Ulrike läßt die geraubte Tochter Sorgens unter dem Siegel der Verschwiegenheit durch Kugl nach Steiermark bringen, welcher das Kind nebst einem Legate von gestohlenen 20,000 fl. unter dem Vorwande erhält, daß es die leibliche Tochter Ulrikens wäre. Das Kind wird in die Hütte des Gemsenjägers Wenzl gebracht, der es adoptirt und bis zu den rosigen Tagen der liebenden Jungfrau pflegt, wo sie uns dann unter dem Namen Resi erscheint und in einem Meere von Liebesabenteuren, die von dem verschiedenartigsten Calibre sind, ganz und gar verflochten wird.

Nebenbei wird noch einige Male defraudirt und eine Kaufschrift geraubt, bis der alte Sorgen in seinen Handelsgeschäften fallirt und das ganze Getriebe Ulrikens sammt Consorten durch Wenzl entdeckt wird, der den Kaufmann auf einer Alpenreise gerettet und in seine Hütte aufgenommen hatte. Reich an Unwahrscheinlichkeiten, wie das ganze Histörchen ist, und reich an Missethaten, bleibt es doch von der Art, daß wir ein ganzes Proceßprotocoll aufnehmen mußten, um den Lesern unseres Journals mit den feinsten Verknüpfungen dieses verwickelten Sujets bekannt zu machen.

Diebstahl und Zweideutigkeiten werden in Hülle und Fülle vorgeführt, aber kein Witz. Auch mit den Schneelawinen will es uns nicht recht behagen (wir sind ja nicht in der Nähe des Gotthardt), und wie Weichhart so lange die geraubte Kaufschrift im Sacke tragen konnte, ohne einmal beachtet zu haben, daß sie nichts als ein Speisezettel wäre. Diese Inconvenienzen scheinen aber leicht entschuldigt, wenn man bedenkt, daß die französischen Dramenfabrikanten und unsere Possenschmiede als ihre Abschreiber sich zu ganz anderen Kunstansichten bekennen, und derlei Unsinn bei ihnen vollendete Natur ist. Was die Darstellung betrifft, war sie sehr prägnant und in einander greifend, dafür bürgt Hr. Nestroy, Scholz, Gämmerler, Grois, und die Dlle. Condrussi und Mad. Rohrbeck.

F. V. Schindler.

Ein Schreiben an die Redaction des österreichischen Morgenblattes.*)

Wien, am 24. December 1842.

Geehrtester Herr Redacteur!

Freundlicher Winzer der „Blätter und Trauben!“

Daß ein Redacteur Blätter pflanzt, daß er dabei seine süßen und saueren Trauben zu lesen hat, und daß die Sonne der öffentlichen Meinung nicht minder launenhaft und unstät ist, als der große Planet da oben, ist eine bekannte Sache; daß er uns aber Blätter und Trauben bringt, die auf einem Freigute als Prämium grünten und reiften, und daß diese Gabe so recht von Herzen kommt und so naturfrisch lachend allen Pränumeranten gastfrei aufgetischt wird, das ist etwas Anderes und wir Weintrinker sind gegen die Trauben nicht undankbar! Der Schreiber dieses präsentirt sich Ihnen als das wichtige Organ von einem Dutzend Künstlern und Gelehrten; — der Wein lockt wirklich noch deren so viele zusammen, und daß es möglich war, diese streitsüchtigen und mit dem Häckerling der Wissenschaft ausgestopften Pflanze in Ein Organ friedlich zu vereinen, ist auch kein kleines Verdienst Ihrer Blätter und Trauben! Die Maler unseres Kreises, die nicht wie manche andere, ihr ganzes Leben zermalen und die Natur und die Kunst zur Mißheirath auf die Leinwand zwingen, bis ihnen das Alter, Grau in Grau, ein farbloses ruhmvermagertes Leben zeigt, rufen besonders freudig dem wackeren Sänger Vogl ihren Dank; er hat den Wein gepriesen, und dieser zaubert ihnen oft alle prismatischen Farben vor die Augen und ließ ihnen ihren klumpfüßigen Apollo als Preisrekruten des ersten Gliedes würdig, gerne erscheinen. — „Dank dem biederen Dichter, Dank den gefeierten Compositeuren für ihre sinnigen, warmgefühlten Weisen!“ ruft ein junger Gelehrter, dem sein Doctordiplom schon auf dem Transporte aus Deutschland laut Frachtbrief entgegenkommt, und es bleibt wirklich nichts übrig, als den Bleistift zur Hand zu nehmen und eine liederheitere Dankadresse an den Herrn Redacteur zu entwerfen. — Ich selbst kann nicht umhin, Ihnen auch meine besonderen Complimente und Bemerkungen zu machen. Glauben Sie aber nicht, daß ich den, aus Ihren Trauben gekelterten, geistvollen, kräftigen Wein durch das Wasser oder den Schwefel-Einschlag oder giftig-süßen Bleizucker einer Recension verfälsche, — mit dem Wein ist nicht zu spaßen, er wirft, wie zuweilen ein anderer Rezensirter, den Kritiker zu Boden. — Mancher Rezensent nascht oft nur den geistvollsten Wein durch den Federkiel, und wankt vollgedufelt ab, eh' er einen tüchtigen Zug gethan. Mein Nachbar hier am Tische könnte wohl Einiges thun, da er etwas Musik versteht, und eben auf seiner Reise aus Preußen nach der Debreczinerhaide begriffen ist, die er alle Jahre besucht, um sagen zu können, er sei der Gescheidk'ste in seiner Umgebung; — er weiß genau, warum er selbst bei den Geschöpfen seiner Weisheit mit vier Beinen keine falsche Quinte machte, und er recensirt daher andern Leuten Dasjenige weg, worauf sie mit Recht fußen können! — Nein, keine Recension will ich schreiben, die ohnehin gewiß ein mehr Berufener verfassen wird, sondern nur den Ausspruch harmloser, froher Menschen, welche, geehrtester Herr Redacteur, den Werth Ihres lieben Geschenkes fühlen, und wenn jedes einzelne „Vivat“ in Erfüllung geht, welches sie Ihnen beim Singen Ihrer Lieder brachten, so sind Sie schon deshalb unsterblich! — Einen neuen Vorzug haben Sie aber doch entwickelt, der eigentlich ganz vor unser Forum gehört: — Sie haben sich als tüchtigen Weinkenner bewährt, und daher Ihren lebensfrohen, gemüthlichen Trinkliedern eine sehr respectable Basis unterlegt; — Sie haben auch den Ernst des Lebens in kräftigem, edlem Rheinweine, und dessen herbe Übel in altem Ofner kredenzt — in vino veritas — es ist nun einmal nicht anders und immer noch besser der Wechsel von freudenberauscht und trauertrunken, als ein nüchternes Leben oder die Halbheit des gährenden Mostes; — wahr sei der Mensch, wahr sei das Lied, wie der unverfälschte Saft der Traube und daher

„Stoß' an, und bring's wieder,“
Du Hasser des Schein's: —
Dem Pflanzer der Trauben,
Die Trinker des Weins! —

Wenn Sie, geehrter Herr Redacteur, diese Zeilen der gewünschten Aufnahme in Ihr geachtetes Journal werth halten, so vergönnen Sie mir auch, den geschätzten Tondichtern unsern Dank zu bringen; wir haben es wohl erkannt, daß mit den einfachen, auch dem Unmusikalischen leicht faßlichen, schönen Weisen mehrerer Lieder, z. B. jener von Reuling, F. S. und Gust. Hölzel, Hackel, Titl, G. Preyer, M. Durst, Nicolai, Adolph Müller, H. Proch u. s. w. auf den leichteren Vortrag derselben Rücksicht genommen wurde, so wie die Lieder der Herren Binder, Lachner, F. C. Fuchs, F. Mayr, Louis Wolf, J. Dont, A. M. Storch, J. Hoven u. v. a. auch den Sängern Gelegenheit bieten, ihre höhere Befähigung zu zeigen. Überhaupt bewährt sich in allen diesen Liedern der, in der musikalischen Welt glänzende Name ihrer Compositeurs und gewiß ist auch in dieser Hinsicht das schön ausgestattete Buch eine sehr schätzbare Gabe, welche noch überdieß den nicht kostenscheuen Eifer des Gebers für sein Unternehmen deutlich ausspricht. Möge es nach Verdienst gedeihen, wie es auch dieser „Herbstgabe“ herzlich wünscht „ein fröhlicher Zirkel.“

*) Die Redaction, welche aus dem eingesendeten Briefe mit vielem Vergnügen die freundliche Aufnahme der Blätter und Trauben ersehen, glaubt ihrer Bescheidenheit nichts zu vergeben, wenn sie denselben hiermit veröffentlicht, um dadurch ihre Achtung gegen die P. T. Herren Einsender an den Tag zu legen.

Die Redaction.

Kleine Denkwürdigkeiten.

Weber führt in seinem Ritterwesen den Kampf zwischen Mann und Frau als einen der höchsten Beweise des Ansehens an, in welchem die Gotteskämpfe standen. Nach dem Würzburger Gesetz von Jahre 1447 stand der Mann bis zur Leibesmitte in einer 3 Schuh weiten Grube mit einem Stecken 2 Daumen dick und einer Elle lang, deren er 3 haben soll; die Frau steht frei, und hat einen gleichen Stock, woran aber ein Schleier mit einem Stein 1 Pfund an Gewicht. Wenn der Mann nach der Frau

schlägt und die Erde berührt, so hat er eine Stange verloren, zum dritten Mal aber hat er den Kampf selbst verloren, und sie mag ihn lassen richten zum Tode. Die Frau, die einen Spielraum von 10 Schuhen um die Grube hat, ist in gleichem Falle, wenn sie zum dritten Mal fehlet. Der Tod des Mannes ist Enthauptung, der des Weibes lebendig Begräbniß.

Der abergläubischen Katharina von Medicis hatte ein Astrologe prophezeit, sie werde bei St. Germain sterben. Sie verließ daher die Tuilerien, weil sie zur Pfarre von St. Germain-l'Auxerrois gehörten, und zog in das Hotel Soissons. Der Zufall erfüllte aber jene Prophezeiung: der Priester, welcher ihr beim Sterben beistand, hieß Sonrent de Saint-Germain.

(Zwei Legenden von der Kaiserin Kunigunde.) Die Kaiserin Kunigunde zahlte den Werkleuten an dem Dombau von Bamberg jeden Sonnabend selbst aus. Sie zahlte ohne einen Unterschied zwischen den Faulen und den Fleißigen zu machen. Aber der Himmel machte ihn. Die Nichts gethan hatten, bekamen durch ein ihnen ungünstiges Wunder Nichts in die Hand. — Die Kaiserin besichtigte täglich die Arbeiten an der Stephanskirche, und da that sich auch, wenn die Pforte verschlossen war, diese jederzeit vor ihr von selbst auf. Einmal war aber die Kaiserin, wie sie den Berg zur Kirche hinanstieg ermüdet. Sie zog deshalb aus einem Weinhügel, an dem sie vorbeiging, einen Pfahl, um sich darauf zu stützen, und mit demselben kam sie an der Pforte an. Diesmal öffnete sie sich nicht, und erst als die bestürzte Kaiserin der Pfahl weggeworfen hatte, wiederholte sich das Wunder, denn der Himmel will, daß auch nicht das geringste fremde Gut die Hand dessen beschwere, für den seine Zeichen reden sollen.

(Neues Nahrungsmittel.) Ein französisches Journal sagt: »Die Romanze ist bei uns der nationalste Ausdruck des Gesanges und wird am meisten genossen.

Omnibus.

(Weiber und Vögel.) Die Weiber, sagte ein französischer Schriftsteller, sind Vögel; im Hause: Staare, auf Promenaden: Pfauen und unter vier Augen: Tauben.

(Ein Narr macht hundert), ist ein altes Sprichwort, welches sich immer noch bethätigt. So geschah es vor Kurzem, daß der größte Dandy Englands, Namens d'Orsay, auf einem Spazierritte vom Regen überrascht wurde und um seine Kleider zu schützen, von einem Soldaten einen Mantel borgte, und als es hierauf zu regnen aufhörte, in diesem Costüme durch die Regentstreet ritt. Wenige Tage darauf erschienen sämmtliche Stutzer Londons in ähnlichen Mantelröcken, welche Tracht auch bald in Paris unter dem Namen: Twine, Mode wurde.

(Spätes Honorar für ein Trauerspiel.) Der Sohn des Tipu-Sahibs, welcher kürzlich in Paris gestorben, hatte in seinem Testamente dem Trauerspieldichter Joni den Säbel seines Vaters, eine sehr werthvolle Waffe, und zwar aus Anerkennung für ein Trauerspiel vermacht, welches dieser vor 30 Jahren zur Aufführung brachte, und in dem Thibu-Saib der Held des Stückes ist.

Wiener Belustigungen.

Viele Annoncen, hiermit eine Masse Conservative gegen alle Langeweile. Man höre und staune, wie es in der nächsten Woche lebendig sein wird. — Sonntags-Nachmittagsconversationen: Im k. k. Volksgarten (M. v. Strauß); in Wagner's Kaffeehause im Prater (M. v. Lanner); in Jögernig's Casino in Döbling (M. v. Deutschmeister-Bande); in Lindenbauer's Casino in Simmering (M. v. Mang); am Wien-Raaber Bahnhofe (M. v. L. Morelly); in der Bierhalle zu Fünfhaus (M. v. Matiega); zur Bierquelle in Hernals (M. v. Dont); im Lichtenthaler Biersalon (M. v. Bendl); — die Soirées: zum Sperl (ungarische Musik); zum grünen Thor in der Rosenangasse (M. v. Strauß); zum großen Zeisig am Burgglacis (M. v. Flügelhornisten Furch); zum blauen Strauß in der Kothgasse (Volkssänger Moser). — Daum's Elysium ist zur Conversation geöffnet. — Im Wintersaale zum Sperl producirt sich die Künstlerfamilie Knie zum letzten Male. — Das mechanische Museum und Wachsfiguren-Cabinet am Peter ist täglich geöffnet. — Am Kohlmarkt Nr. 260 ist täglich Schattenspiel mit beweglichen Figuren und scherzhaften Gesprächen. — Montag, Mittwoch und Sonnabend Conversation bei Neuling.

Schlußwort an die Leser.

Abermals versank ein Jahr im Schooß des Zeitenmeeres und viele Hoffnungen und Erwartungen, viele Vorsätze und Verheißungen, viele Großthaten und herrliche Unternehmungen sind für ewig versunken im wogenden Strome. Tausende froher Erdenbewohner, die noch am letzten Sylvesterabende dem neuen Jahre hoffnungs- und erwartungsvoll entgegenjubelten, sind im Laufe dieses Jahres der Erde und ihren Sorgen entrückt worden, und blicken nun von Oben herab lächelnd auf all' die Mühsale und Beschwerden dieses Lebens. Wir aber, meine freundlichen Leser, wir wollen dem Himmel danken, daß er uns noch in diesem Erdenthale wandeln läßt, wir wollen uns der Blumen freuen, da sie noch blühen, und der Matten, da sie grünen, und der Rebe, da sie reift, und wollen als rüstige Schiffer unser Tagewerk vollbringen, bis endlich auch der Nachen unsers Lebens untersinkt.

Zum Jahresschlusse bringen wir allen Freunden und Gönnern des österreichischen Morgenblattes unsern wärmsten Dank für ihre gütige Theilnahme dar, und indem wir hiemit noch einmal zur Pränumeration auf den achten Jahrgang dieser Zeitschrift unsere ergebenste Einladung machen, geben wir unsern Lesern das feierliche Versprechen, mit erneuerter Kraft und verdoppeltem Streben im Jahre 1843 nach dem steten Beifalle unserer hochverehrten Abonnenten ringen zu wollen, und keinen Gegenstand unerwähnt zu lassen, der nur von irgend einem Interesse, kein Fach der Journalistik unbebaut zu lassen, das nur im Geringsten geeignet ist, unsern redlichen Willen und unsere tiefe Verehrung der Wünsche des Publikums zu bethätigen. Indem wir alle Freunde der Literatur, alle Gönner der Journalistik hiemit ersuchen, zur weiteren Verbreitung unseres Unternehmens beitragen zu wollen, machen wir hiemit noch einmal bekannt, daß wir es uns zum besonderen Vergnügen anrechnen, jedem neu eintretenden Abonnenten, der entweder ganz- oder halbjährig pränumerirt, als unentgeltliche Prämie, ein Bändchen Wein-, Trink-, Scherz-, Tafel- und Kellerlieder und anderer Rundgesänge, für gesellige Zirkel, von J. N. Vogl, in Musik gesetzt von mehr als vierzig der vorzüglichsten Compositeure, unter dem Titel:

Blätter und Trauben,

als Beweis unseres Dankes und unserer Hochachtung verabfolgen zu lassen; und geben schlüßlich unserm gesammten Leserkreise die Versicherung, daß es sich die gefertigte Redaction zur Pflicht mache, auch im Laufe des Jahres 1843 die Abonnenten des österreichischen Morgenblattes mit einer ähnlichen werthvollen unentgeltlichen Prämienbeigabe zu überraschen.

Die Redaction des österreichischen Morgenblattes.

Herausgegeben von A. Osterlein's Witwe und Joh. N. Vogl. — Gedruckt bei A. Strauß's Witwe & Sommer.

NATIONAL

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek

Digitized by Google

Diese Zeitschrift erscheint: Montags, Mittwoch und Donnerstag, mit vielen artistischen und Musikbeilagen. Kostet für Wien auf Velin-Papier 10 fl. C. M., für Auswärtige 12 fl. 36 kr. C. M.

Digitized by Google